PFÄLZISCHER KURIER: 1868

2° Eph.pol. 4 ad
(1868,a

Digitized by Google

Feuilleton

zum

Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang

1868.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ludwigshafen am Rhein,
Buchdruckerei von J. Baur.

1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

Erzählungen, Novellen ꝛc.

Maison garnie, S. 1, 5, 9, 13, 17, 21, 25, 29, 33.
Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne, S. 3, 6, 11, 14, 19, 22.
Hänschen, S. 37, 41, 45, 49.
Sylvia, S. 53, 57, 61.
Das Gebetbuch meiner Frau, S. 65, 69, 73, 77.
Der historische Blaubart, S. 81, 85.
Ein Rechtsfall des siebzehnten Jahrhunderts, S. 89, 93.
Bessie und ihre Bewerber, S. 97, 101, 105, 109.
Meine erste Liebe, S. 113, 117.
Stumm, S. 121, 125, 129, 133, 137, 141.
Die Geschichte eines einsamen Herzens, S. 145, 149, 153, 157, 161.
Die Sclavin, S. 165, 169, 173.
Feldblumen, S. 177, 181, 185, 189, 193, 197, 201.
Sie lieben sich, S. 205, 209, 213, 217, 221, 225, 229, 233, 237, 241, 245.
Zwei Jahrzehnte Zwangsarbeit, S. 223, 226, 231.
Schwer geprüft, S. 249, 253, 257.
Rose Leonhard, S. 261, 265, 269, 273, 277, 281, 285, 289, 293, 297.
Künstlerisches, S. 301, 305, 309, 313, 317.
Agnes, S. 321, 325, 329, 333, 337, 341, 345, 349, 353, 357, 361, 365, 369, 373.
Zwei Striche, S. 377, 381, 385, 389, 393.
Eine junge Frau, S. 397, 401, 405.
Das Geheimniß des Lindenplatzes, S. 409, 413, 417, 421, 425, 431, 433, 437, 441, 445.
Der alte Professor, S. 449, 453, 457.
Im alten Hause, S. 461, 465, 469, 473.
Die Landpartie nach Schönau, S. 477, 481, 485.
Im Hotel zum Honigmond, S. 489.
Die Simsonsbrüder, S. 493, 497, 501, 505, 509.
Das Verbrechen, S. 513, 517, 521, 525.
Der Maler von Rotterdam, S. 529, 533.
Der Dorf-Paganini, S. 537, 541, 545, 549, 553, 557, 561, 565, 569, 573, 577, 581, 585, 589, 593.
Eine Sirene, S. 597, 601, 605, 609, 613, 617, 621.

Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts.

Beobachtungen eines Gorilla-Züchters, S. 24.
Der gegenwärtige Zustand der Agriculturchemie, S. 42.
Nahrungswerth des Weines, Bieres und Branntweins, S. 58, 63, 68, 70.
Die Meteorologie und die Landwirthschaft, S. 74, 78.
Virchow über den Hungertyphus, S. 82.
Der Wein in Siebenbürgen, S. 91.
Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage, S. 95, 98.
Das Licht und die Ernährung der Pflanzen, S. 102, 107, 110.
Wissenschaftliche Forschungen in Tibet, S. 127.
Naturgeschichte der Thränen, S. 139.
Die Paviane und ihre Heimath, S. 147.
Das Leben in der Region des ewigen Schnee's, S. 163, 166.
Die Pilze, S. 198.
Zur Frage des Schwefelns der Weinberge, S. 279, 283.
Der europäische Haussperling als Auswanderer in den Vereinigten Staaten, S. 291.
Entomologische Freuden im Süden, S. 339, 343.
Die künstlichen Mineralwasser, S. 419.
28te Jahresversammlung der Pollichia, S. 443, 447.
Eine neue Krankheit des Weinstocks, S. 470.
Gefiederte Sänger in Gefangenschaft, S. 482, 486, 491.
Ergebnisse der Sonnenfinsterniß am 18. April 1868, S. 494.

Culturgeschichtliches, Zeitereignisse ꝛc.

Arktische Naturschönheiten, S. 26, 30.
Der Feldzug in Abyssinien, S. 27.
Ueber den Bau der Eisenbahn nach dem Stillen Ocean in den Vereinigten Staaten, S. 31.
Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet, S. 35.
Das Unglück auf der Zeche Neu-Iserlohn, S. 39.
Ein Gewittersturm in den Alpen, S. 46.
Aus dem modernen Paris, S. 50, 55; 123, 126, 130; 179, 183, 186.
Aus Abyssinien, S. 87, 151.
Die Dynastie Rothschild, S. 111, 114.
Die Burg von Nürnberg, S. 118.
Ein Nachmittag auf der Terrasse des British Hotel in Kairo, S. 134, 138.
Schweineschlächterei in Cincinnati, S. 142.
Die Völker an der unteren Donau, S. 154, 159.
Sicilianische Bilder, S. 170, 174.
Ein Capitel für Raucher, S. 190, 194.
Giftmordsproceß Ebergenyi, S. 202, 206, 210.
San Francisco gestern und heute, S. 214, 219.
Schreckliches Eisenbahnunglück auf der Erie-Linie, S. 224.
Die Deutschen im Staate New-York, S. 235, 238, 243, 246.
Die deutsche Ehe nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit, S. 250, 254, 258, 262, 267, 271, 274.
Die Erstürmung und Zerstörung Magdala's, S. 255.
„Ein alter Schleswig-Holsteiner“ beim Kieler Festmahle, S. 264.
Das Wildbad Adelholzen, S. 268.
Die deutsche Lehrerversammlung in Kassel, S. 287.
Zum Proceß Chorinsky, S. 288.
Belgrad, S. 294, 298.
Proceß Chorinsky, S. 302, 306, 310, 314, 318, 323, 327, 330, 334.
Das Lutherdenkmal, S. 308, 311.
Zum Lutherfest, S. 316.
Musikfest in Zweibrücken, S. 327, 331, 336.
Ein Lebenslauf, S. 347.

Digitized by Google

Der Erfolg des pfälzischen Musikfestes in Zweibrücken, S. 351.
Im indischen Archipel, S. 355, 359.
Zwischen zwei Meeren, S. 362.
Ein Corps von „Entdeckern", S. 367, 370, 374.
Vom dritten deutschen Bundesschießen, S. 368.
Die Geheimnisse des Schützenplatzes, S. 378.
Der erste Zug der Central Pacific Eisenbahn über die Sierra Nevada, S. 382.
Ein Schneesturm auf einer Reise in Rußland, S. 386, 390.
Die Stadt der Sandhügel, S. 395, 398.
Ein Diner mit einem alten Römer, S. 402.
Das Idarthal, S. 407.
Die Fabrikanlagen des Gußstahl-Krösus, S. 410, 415.
Zur Statistik der pfälzischen Gymnasien und Lateinschulen 1867/68, S. 411.
Dr. Karl Friedrich v. Heintz, S. 414.
Mittheilungen aus Australien, S. 423, 426, 430, 434, 438.
Die Königin von Spanien, S. 436.
Christian Friedrich Schönbein, S. 444.
Das Erdbeben in Peru und Ecuador, S. 450.
Charaktere aus den Alpen, S. 454, 459.
Der nächste Krieg, S. 455.
Fürstliche Gunstdamen der Rococozeit, S. 462, 466.
Das Erdbeben in Südamerika, S. 475.
El Padre Claret, S. 478.
Die Wasserverheerungen in der Schweiz, S. 483, 492, 495.
General Prim, S. 498.
Zur deutschen Nordpolexpedition, S. 499.
Aus dem Gerichtssaal, S. 502.
Sor Maria Raphaele del Patrocinio, S. 510, 514.
In Sevilla, S. 518, 522.
Die Hayes'sche Nordpolexpedition im Jahr 1861, S. 526.
Ulysses S. Grant, S. 531, 535, 539.
New-Yorker Plaudereien, S. 543.
Unter den Moskowiten, S. 547, 551.
Von Lyon bis Marseille, S. 555, 559, 563.
Schleiermachers Leben und Wirken, S. 566, 571.
Eine Giftmischerin, S. 575.
Von König Ludwigs II. Stillleben im Gebirge, S. 579.
Gottesgericht in Asien und Afrika, S. 582, 586.
Glasmacherleut' im bayerischen Hochwald, S. 591, 594.
Das Salzbergwerk Wieliczka, S. 599.
Duellunwesen in Frankreich, S. 603, 607, 611, 615, 618.
Ferdinand v. Soyer, S. 623.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Mannheimer Vorlesungen, S. 12, 16, 32, 40, 52.
Kritiken von Büchern, S. 32, 64, 200, 388, 392, 396, 416, 424, 432, 448, 503, 506, 516, 528, 540, 544, 580, 592, 608, 612, 620, 624.
Correspondenzen, S. 52, 64, 116, 148, 316, 556, 576.
Erste Ausstellung des Pfälzischen Kunstvereins, S. 292, 295, 299, 304.
Die Rheinische Kunstausstellung in Mannheim, S. 451.
Ein Blick in die neueste theologische Literatur der Pfalz, S. 479.
Zur Literatur der Heimath, S. 487.
Die deutschen Chroniken des Elsasses, S. 596.

Gedichte.

Der Sänger im harten Winter, S. 28.
Frühlingstrost, S. 100.
Am h. Osterfeste, S. 179.
Abend, S. 520.
Wie Sanct Niclas Rundschau hätt, S. 616.

Technisches.

S. 521, 548, 567, 584, 615.

Mannichfaltiges

in fast allen Nummern enthalten.

Räthsel.

S. 24, 40, 60, 72, 88, 104, 120, 132, 144, 172, 188, 216, 232, 244, 252, 268, 280, 300, 312, 324, 340, 360, 372, 384, 396, 408, 420, 432, 448, 516, 528, 540, 564, 576, 588, 600, 612, 620.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 1.

*—r. Maison garnie.

1.

Warum dieser gründliche Haß? Hätte es nicht genügt, daß er mir zuwider war? Er ging mich nichts an und ich konnte ihm nach Belieben ausweichen. Aber ich war damals ein sehr junger Mann und die Zuneigungen und Abneigungen der Jugend sind selten maßhaltend. Sie kennt meistens nur absoluten Haß oder überschwengliche Liebe und wird mit den verschiedenen Abstufungen, welche den Uebergang vermitteln, erst dann vertraut, wenn das getäuschte, geschulte, erkaltete Herz der Extreme der Leidenschaft nicht mehr fähig ist. Eigentlich könnte ich nicht genau erklären, warum ich ihn haßte. Vielleicht vereinigten sich einzelne kleine Umstände, ihn mir unausstehlich zu machen; gewiß ist, daß ich gleich anfangs ein Vorurtheil gegen ihn hegte. Beim ersten Blick war ich mit Recht überzeugt, daß ich keinen wirklich gebildeten Mann vor mir hatte, allein ich befand mich zu jener Zeit auch gar nicht in der Lage, in meinen Bekanntschaften allzu wählerisch zu sein. Mein Berufsleben fing erst an und meine Aussichten für die Zukunft waren noch völlig ungesichert. Ich wohnte allein in X. in einem höchst bescheiden möblirten Logis, bereitete mich auf mein Doctorexamen vor und mußte mit den Mitteln, die mir meine Eltern zu meinem Unterhalt geben konnten, haushälterisch umgehen, um sie ausreichend zu machen. Es ist eigentlich nicht nöthig, daß ich meinen Namen nenne, aber der Leser mag ebensowohl wissen, daß ich August Rohrfeld heiße.

Der, von dem ich eben als von einem mir ganz unausstehlichen Individuum gesprochen, hieß Leonhard Reichling. Er war ohne allen Zweifel ein Deutscher, prahlte aber gern damit, von mütterlicher Seite aus Frankreich zu stammen. Er sprach geläufig Französisch und mit einer Zuversicht, um die ich ihn jedesmal beneidete, wenn ich einmal wohl oder übel mich dieser Sprache bedienen mußte. Sein Teint war dunkel und sein Gesicht regelmäßig und entschieden hübsch. Ich fürchte, daß ich auch hierin neidisch auf ihn war, in Anbetracht meiner eigenen unbedeutenden Erscheinung. Dazu zierte seine Oberlippe ein prachtvoller schwarzer Schnurrbart, während ich noch in bedenklicher Weise mit den Gänsen im Streit lag, wie man zu sagen pflegt, und zweimaliges Rasiren per Woche mir eigentlich als Luxus und Verschwendung angerechnet werden konnte. Und welche Summe Geld schien der Mensch nicht zu seiner Verfügung zu haben! Immer nach der neuesten Mode gekleidet, mit wundervoll anschliesenden Glacéhandschuhen, Glanzstiefeln Prima Qualität, parfümirten Taschentüchern, feinen Cigarren, unvergleichlichen Spazierstöckchen und sorgfältig frisirten Haaren, — wie stand er auf der gesellschaftlichen, dem savoir faire und savoir vivre huldigenden Stufenleiter so hoch über mir!. Daß er sich seiner desfallsigen Stellung bewußt war, zeigte die kecke Sorglosigkeit seiner Manieren. Es ist ein erhebendes Gefühl, die Taschen voll Geld zu haben, was auch Philosophen dagegen sagen mögen; und Leonhard Reichling hatte augenscheinlich nicht nur die Taschen voll Geld, sondern auch vollauf freie Zeit, während ich jeden Groschen sechsmal umzudrehen genöthigt war, ehe ich ihn ausgeben durfte, und tagüber in der Klinik thätig sein mußte, wenn ich nicht zu Hause hinter meinen Büchern saß. Jedoch hatte ich ihm gegenüber zwei Vorzüge und ich freute mich nicht wenig meines Triumphes. Er war klein von Statur, wenigstens zwei Zoll kleiner als ich. Nichts auf der Welt konnte ihn um diese zwei Zoll oder mehr größer machen. Ferner war er, so viel man wußte, Reisender für ein ausländisches Weingeschäft. Wenn er überhaupt einer Beschäftigung nachging, so geschah es in dieser Sphäre. Nun dünkt sich aber ein Studirender der Medicin, ein angehender Doctor, der nur auf sein Diplom wartet, um die Menschheit mit obrigkeitlicher Genehmigung auf die eine oder andere Art von allen Gebresten befreien zu können, so unendlich viel mehr, als ein — commis voyageur. Allerdings hätte ich ihm nicht diesen wohl eigentlich mit Unrecht in Mißcredit stehenden Titel in's Gesicht werfen mögen, aber es gewährte mir eine geheime Befriedigung zu wissen, daß ich in socialer Beziehung ein gut Theil mehr Ansprüche als er machen konnte.

Das Haus, in dem ich wohnte, war kein schönes Haus, auch war die Straße nicht schön, eben so wenig die Gegend der Stadt. Ich bezahlte meiner Hauswirthin, der Frau Dortenbach, wöchentlich zwei Thaler für ein schmutziges Wohnzimmer mit Alcov eine Stiege hoch. Die Vorhänge waren geflickt, die Möbelüberzüge verblichen, das Bett war hart; Tische und Stühle, sowie das alte versessene Sopha laborirten in jämmerlicher Weise an Altersschwäche. Die Farbe, welche den Tapeten an der Wand ursprünglich eigen gewesen sein mochte, war nur noch schwer zu bestimmen. Die Zimmer einer maison garnie können eben nicht dem Geschmack eines verwöhnten Insassen angemessen sein und ein verwöhnter Geschmack sucht auch sein Obdach nicht in einer maison garnie. Mir waren meine Räume bequem, weil sie billig und nahe bei der Klinik gelegen waren.

Frau Dortenbach liebte es zu sagen, daß obgleich sie den größten Theil ihres Hauses möblirt vermiethete, sie doch eigentlich keine professionelle maison garnie hielt. Worin der haarscharfe Unterschied zwischen dem Einen und Anderen bestand, ist mir nie klar geworden. Ich vermuthete nur, daß es der guten Frau darum zu thun war, sich à tout prix auf eine besondere Höhe von Respectabilität zu stellen. Ihre Miether sollten glauben, daß sie eine Hauswirthin wäre, wie man sie nicht jeden Tag antreffen könnte; daß man es als eine Auszeichnung betrachten müsse, bei ihr Wohnung zu erhalten und daß man ihr unter allen Umständen Dank schuldig sei, wenn sie sich herabließe, einem gewöhnlichen Sterblichen für sein gutes Geld Obdach und gelegentliches Frühstück oder einen abendlichen Kartoffelsalat zu bewilligen.

Der untere Stock des Hauses war von Frau Dortenbach und ihrem Gatten bewohnt. Sie nannte den Letzteren gewöhnlich ihren „guten Alten". Warum, wäre schwer zu sagen, denn der „gute Alte" prügelte öfters sein besseres Ich und war nur ausnahmsweise nüchtern. Ob er jemals irgend

Digitized by Google

einen oder welchen Broderwerb betrieben, blieb in Dunkel gehüllt. So lange ich ihn kannte, war er nichts als das Factotum seiner Frau. Wenn er sie nicht prügelte, so reinigte er die Fenster, kehrte er die Stiegen und putzte er Messer und Gabeln. Wie schon gesagt, war er nur ausnahmsweise nüchtern. Auf alle Fälle blieb es immer schwer zu unterscheiden, ob er sich im Stadium zunehmender Berauschung oder allmählicher Ernüchterung befand. Wie dem auch sein mochte, er hielt sich stets im Equiliber auf der unsicheren Höhe des einen oder anderen Zustandes.

Frau Dortenbach war keine arbeitsscheue Frau, soviel läßt sich von ihr sagen. Obschon sie bei jedem Anlaß ihren Miethsleuten die interessante Mittheilung machte, daß der Arzt ihr das Treppensteigen ausdrücklich verboten hätte, so ließ sie es sich doch nicht nehmen, alle jene Handthierungen ihres weitläufigen Haushaltes zu verrichten, welche sie nicht füglich ihrem „guten Alten" aufbürden konnte. Dann und wann wurde ein schlampiges Geschöpf in zerfranztem Rock, blauen Strümpfen und niedergetretenen Schuhen als Aushelferin im Hause sichtbar, aber dies nie für lange. „Die Dienstboten sind heutzutage so verdorben," pflegte Frau Dortenbach entschuldigend zu klagen, „es schickt sich keine mehr für ein respectabeles Haus. Wenn ich nur einmal eine ordentliche Person bekäme, ich wollte sie halten wie das Kind in der Familie." Aber wie es auch zugehen mochte, die ordentliche Person fand sich nicht, und die geplagte Quartiergeberin fuhr fort, ihre Miethsleute in höchst eigener Person zu bedienen. Um sich für ihre Aufopferung zu entschädigen, berechnete sie ihre diversen gelieferten Mahlzeiten zu Phantasiepreisen, und nahm es auch sonst mit ihren Ankreidungen nicht allzu genau.

Das Haus war durchweg vermiethet. Wie schon gesagt, bewohnte ich ein Zimmer mit Alkoven eine Stiege hoch. Die zwei größeren, eleganteren Räume desselben Stockwerkes hatte Hr. Reichling inne. Zwei Treppen hoch wohnte ein Hr. Charles Avanier, ein Kupferstecher aus dem Elsaß, — mit seiner Frau. Ob nun Frau Dortenbach als Hauswirthin besonders gute Eigenschaften besaß, oder von der Bequemlichkeit in sogenannten maisons garnies von Eingeweihten überhaupt wenig erwartet und nur das weniger Schlechte dem entschieden Schlechten vorgezogen wurde, — genug, sämmtliche Einwohner hatten schon seit längerer Zeit ihre Räume inne, und von einem Wechsel war vorläufig noch keine Rede. An Klagen über nachlässige Bedienung und unpassende Behandlung im Allgemeinen, an Drohungen baldigen Auszugs oder dergleichen fehlte es nicht, doch schließlich blieb alles beim Alten und Miether und Vermietherin waren gute Freunde nach wie vor.

2.

In großen Städten kann es ohne Vernachlässigung der guten Sitte geschehen, daß man seinen Mitbewohnern so fremd bleibt, als wären sie wenigstens unsere Antipoden. Darum machte ich auch Herrn Reichlings nähere Bekanntschaft zuerst an einem dritten Orte, in einem Café in unserer Nachbarschaft. Dieses Café war ein beliebter Zufluchtsort von Billardspielern, und Billardspiel war bei meiner eingezogenen und arbeitsamen Lebensweise meine einzige Zerstreuung. Viele meiner Collegen frequentirten dasselbe Local, was ein weiteres Anziehungsmotiv für mich war. Leonhard Reichling war kein regelmäßiger Gast des Etablissements, doch wenn er sich einfand, so war er auch Einer der Spieler, und ein mehr geübter Spieler als ich, sein gelegentlicher Partner. Gewöhnlich verlor er anfangs, sei es im Spiel mit mir oder mit Anderen, doch konnte es nicht verfehlen, auffällig zu sein, daß er schließlich immer gewann und mehr gewann, als er verloren hatte. Nachdem ich auf diese Weise mehrmals mit ihm zusammengetroffen, mußte ich wohl höflich, wo nicht freundlich gegen ihn sein, wenn ich ihm zu Hause auf der Treppe oder im Hausgange begegnete. Dennoch blieben meine Abneigung und mein Mißtrauen sich gleich, und ich wollte durchaus nicht näher mit ihm bekannt werden. Er lud mich öfters ein, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, allein ich folgte der Aufforderung nur ein oder zwei Mal und zwar bei Anlässen, bei denen eine Weigerung kaum möglich gewesen wäre. Es war nämlich, wenn er durch Unpäßlichkeit am Ausgehen verhindert war und mich bitten ließ, ihm zur Aufheiterung ein Stündchen Gesellschaft zu leisten. Dieser Bitte mußte ich wohl Folge leisten, besonders da er, abgesehen von einer gewissen schlechten Manier, sich wie eine Art Protector mir gegenüber zu benehmen, immer sehr artig gegen mich war. Am Ende war es keine große Gefälligkeit meinerseits, eine Weile bei ihm zu sitzen, zu plaudern und eine Cigarre zu rauchen, wenn er den Schnupfen hatte. Bei einer solchen Gelegenheit lehrte er mich Piquet spielen. Als ich das Spiel begriffen, setzten wir es mit kleinen Einsätzen fort. Ich verlor, allerdings nicht viel, doch mehr, als mir für den Augenblick gleichgiltig sein konnte. Er nöthigte mich durchaus nicht weiter zu spielen, so wie er sah, daß ich lieber aufhören wollte; er ging sogar so weit, sich zu tadeln, daß er die Anregung zu dem Zeitvertreib gegeben.

„Ich würde Sie gar nicht überredet haben, das Spiel zu lernen," sagte er, „allein ich dachte, die Kenntniß desselben könne Ihnen einmal Nutzen oder Annehmlichkeit bringen. Man kann nie wissen, in welche Situationen man noch kommen kann."

Ich gab ihm hierin Recht und war überhaupt bemüht, ihn nicht merken zu lassen, bis zu welchem Grade mir mein kleiner Verlust empfindlich war. Ein andermal fing er von dem Kupferstecher im oberen Stock zu sprechen an. Die Art und Weise, wie er auf Madame Avanier anspielte, empörte mich, und vielleicht datirte von daher mein Haß gegen Leonhard Reichling. Ich hatte selbst eine Zeit lang für die Frau ein warmes Interesse gehegt, d. h. ich hatte sie mit den achtungsvollsten Empfindungen bewundert. Ich konnte es nicht ertragen, leichtfertig von ihr sprechen zu hören. Reichling hatte kein Recht dazu und ich sagte es ihm gerade heraus, daß er sich dergleichen nicht erlauben solle.

„Ah! les beaux yeux de la charmante Avanier haben Ihr jugendliches Gemüth entzündet?" antwortete er spöttisch; „nun, am Ende ist das nichts Erstaunliches."

Er lachte und zwinkerte mit den Augen, was mir das Blut in die Wangen trieb. Ich ärgerte mich über ihn, über mich und meine Indiscretion; ich hätte ihm keinen Anlaß zu frecher Neckerei geben sollen. Er war keineswegs zum Schweigen gebracht, vielmehr suchte er sich in fernerem Gespräch das Ansehen zu geben, als ob er nur zu wollen brauche, um mich aus der vermeintlichen Gunst der Madame Avanier zu verdrängen. Die Prahlerei sah ihm ganz ähnlich. Ich bedauerte von Neuem, ihn mir nicht entschiedener fern gehalten zu haben und stand bald zum Weggehen auf.

„Nun Sie werden doch noch eine Cigarre rauchen?" sagte er, wahrscheinlich bemerkend, daß ich beleidigt war.

Aber ich lehnte es ab. Ich sagte, es sei spät und ich

Digitized by Google

wolle zeitig zu Bette gehen, da ich in der Frühe des nächsten Morgens eine medicinische Vorlesung zu hören hätte. Er lachte wieder und fragte: „Eine Vorlesung über Herzkrankheiten?" Es fehlte mir bei meiner verdrießlichen Aufregung die Geistesgegenwart, ihm eine passende Antwort zu geben; ebenso sagte ich nichts, als er mir noch nachrief, ich solle nicht von Madame Avanier träumen. Ich wünschte ihm nur kurz gute Nacht und ging in mein Zimmer. Ich hätte viel darum gegeben, den verhaßten Menschen gar nicht besucht oder ihm wenigstens eindringlicher meine Meinung gesagt zu haben, während ich jetzt meinen Aerger verschlucken mußte. Aber ich bin nicht der Einzige, der nachher klüger ist als vorher.

(Fortsetzung folgt.)

Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne.

Landauer Erinnerungen von Eduard Adolay.

1. Tod oder Landau!

Am ersten März 1859 wurde ich zu Speyer als Conscribirter dem dritten Bataillon des * Regiments zugetheilt und ging noch am selben Tag nach Landau, dem Ort meiner Bestimmung, ab — mit mir eine ganze Menge von Recruten, die nach dem nämlichen Waffenplatz instradirt waren.

Im Bahnhof zu Speyer war es zu stürmischen Auftritten gekommen: die Burschen hatten sich nach der Musterung betrunken, und mit dem Rausch war die Rauflust in ihnen erwacht. Ohne die rechtzeitige Dazwischenkunft einer Patrouille wäre der Unfug wahrscheinlich in noch gröbere Excesse ausgeartet; mit Kolbenstößen und flachen Säbelhieben wurde die Ruhe wieder hergestellt und der ganze Haufen wie eine Herde Vieh in die bereit stehenden Wägen getrieben, dann rollte mit einem heiseren Pfiff die Locomotive aus der Halle und brauste mit ihrer Fracht von Menschenfleisch in die dämmernde Nacht hinein.

In dem Waggon, in dem ich Zuflucht gefunden hatte, ging's bewegt zu, es wurde geplaudert, gelacht und gesungen — oder besser gesagt: gebrüllt. Bitter bereute ich jetzt, daß ich nicht ein Billet zweiter Klasse genommen hatte, nun war es freilich zu spät und jetzt saß ich mitten unter dem ungeschlachten Troß. Neben mir lagerte ein zukünftiger Waffenbruder: eine lange, zaundürre Gestalt mit einer grotesken Nase und zwei vergißmeinnichtblauen Augen.

„Die Leute verführen einen Heidenlärm," wandte ich mich an ihn.

„Es ist halt uncultivirtes Volk!" entgegnete der lange Mensch.

Auch wurde im Wagen geraucht. „Das ist ein bitterböses Kraut!" meinte ich und schlug das Fenster herab, damit der Dunst einen Ausweg fände.

„Wenn's da nur recht brav stinkt, so sind sie schon zufrieden," sprach der Lange mit bitterem Lächeln: „auf die Qualität kommt's ihnen gar nicht an. Rollenknaster, dreimal um den Leib herum für einen Batzen, das ist ihre liebste Sorte."

„Man muß gerecht sein," wandte ich ein: „die Leute haben nicht das Geld dazu, um Varinas rauchen zu können."

„Und wenn sie auch's Geld hätten, so würden sie trotzdem keinen Varinas rauchen, weil sie keine Cultur und keinen Schliff besitzen," behauptete der grämliche, lange Mensch.

Ich mußte zu dieser Schlußfolgerung lächeln, dann bemerkte ich: „Sie scheinen das Volk nicht besonders zu lieben."

Der Lange verdrehte seine vergißmeinnichtblauen Augen, erhob seine Stimme, antwortete und sprach: „Herr, ich hasse das Volk, ich hasse die ganze Welt und mich dazu! Ich war drunten am Rhein in einer der ersten Schneiderwerkstätten und verdiente mir mit Leichtigkeit wöchentlich meine acht Thaler. Jetzt hab' ich heim gemußt zum Ziehen und soll nun Soldat werden und mich für drei Kreuzer per Tag vom Corporal herumhunzen lassen — ist das nicht zum Verzweifeln?"

„Allerdings," gab ich zu: „ist unser bestehendes Conscriptionswesen ganz dazu angethan, um Den, den's trifft, die schreiende Ungerechtigkeit dieses Systems herb empfinden zu lassen."

„Das ist's ja, das ist's ja eben, was mir das Herz abdrückt!" zürnte der Lange: „drunten in Preußen ist's anders, dort giebt's wenigstens noch eine Gerechtigkeit und eine Gleichheit vor dem Gesetz. Dort muß Jeder dienen, Arm wie Reich, bei uns aber regiert der Zufall und das blinde Glück. Der Millionär kann bei uns eine hohe Nummer ziehen und sich frei spielen, der Bettelmann kann verlieren und muß dann für den Millionär dienen, denn der Bayerkönig braucht so und so viel Soldaten und wenn er den Kunz nicht kriegt, so holt er sich den Peter."

Der Mann von der Nadel hatte einen ernsten Gedankengang in mir angeregt und jetzt schnitt mir die ungeschlachte Fröhlichkeit meiner Umgebung wie mit Messern tief in's Herz hinein. Auch der Schneider schien verstimmt zu sein und schweigsam wurde der noch übrige Weg zurückgelegt. Mit einem Gefühl des Dankes und der Erlösung sah ich endlich die Lichter meines Reisezieles vor mir aufblitzen. Ich wünschte meinem Schneider eine geruhsame Nacht, dann eilte ich, um nicht nochmals mit meiner unliebsamen Reisegesellschaft zusammenzutreffen, mit beflügelten Schritten der Stadt entgegen. Ich hatte einen mir begegnenden Soldaten gefragt, wo das dritte Bataillon des * Regiments liege und die Antwort erhalten: in der rothen Caserne. Die rothe Caserne ist ein altes, unschönes Bauwerk; hier angelangt, meldete ich mich bei dem Commandant der Casernwache, dieser schickte mich hinwiederum zu dem Feldwebel von der Inspection. Der Feldwebel, ein im Gamaschendienst ergrauter Mann, durchlas den Zuweis, den ich ihm eingehändigt hatte, dann sagte er: „Du kannst gleich in der Caserne schlafen." Dieses „Du" klang herb und verletzend in mein Ohr; ich sollte aber schon noch an diese infam-trauliche Tyroleranrede gewöhnt werden!

Der Feldwebel hatte mich inzwischen von Kopf bis zu Fuß gemustert und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß etwas Besseres als ein gemeiner Bauer vor ihm stehe, demgemäß sprach er in rücksichtsvollerem Tone: „Kommen Sie, ich will Sie in einem Zimmer anweisen."

Ich nahm also mein Ränzchen auf und folgte dem Vorangehenden.

Guitarrenklang kam uns entgegen, der Feldwebel stieß eine Thür auf; im selben Moment sang eine Stimme:

„Du hast ja die schönsten Augen" — —

Der Eintrit des Vorgesetzten schnitt dem Sänger den Faden jählings durch; die Guitarre weglegend, schnellte er in eine militärische Haltung empor; im Hintergrund tauchten zwei weitere Gestalten auf und nahmen ebenfalls die gebührende Position an.

„Corporal Schnock, hier bring' ich Ihnen einen Mann Zugang, weisen Sie ihm bis auf Weiteres eine Schlafstelle an."

„Ja wohl, Herr Feldwebel."

„Gut' Nacht!" brummte der Alte und wandte sich zum Gehen.

„Schlafen's wohl, Herr Feldwebel!" gab der Andere zurück, dann flüchtig nach mir hinüberblickend, sagte er gleichgiltigen Tones: „Dort hinten am Ofen ist beim Gefreiten Bielmaier noch ein Platz frei." Dann griff er wieder in die Saiten seiner Guitarre, ich aber trat zu dem mir bezeichneten Lager und hing mein Ränzchen an einen Zapfen des Stellbretes.

Inzwischen war es acht Uhr geworden.

Drunten im Casernhof schlug's einen rollenden Wirbel: diesem Präludium folgte, von sechs Kalbfellvirtuosen vorgetragen, der Zapfenstreich,

So ein Lied das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann . . .

Digitized by Google

Gleichzeitig bliesen in der Artilleriecaserne die Trompeter und draußen im Fort die Schützenhornisten die Retraite. Die scharfen, hellen Trompetentöne, vermischt mit dem weichen, fast schwermüthigen Locken der Hörner und dem dumpfen Dröhnen der Trommeln, gaben zusammen eine eigenthümliche, den Neuling befremdende Nachtmusik ab.

Die umliegenden Spelunken leerten sich, aus allen Ecken und Enden zog's jetzt der rothen Caserne zu, bald in hellen Haufen, bald in vereinzelten Exemplaren. Ich mußte unwillkürlich an ein Lied Gotter's denken, worin es heißt:

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe,
Matt blöckend kehrt das Vieh in langsam schwerem Trabe
Heim von der Au' — der Landmann sucht die Thür'
Und überläßt die Welt der Dunkelheit und mir.

Schwere Tritte kamen die Treppen herauf und strampften durch die Corridore der rothen Caserne, Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen, dazwischen sang's, pfiff's, lachte und fluchte es in allen Tonarten.

Auch der Gefreite Vielmaier, dessen keusches Lager ich für heut' Nacht theilen sollte, kehrte etwas weinselig heim und betrachtete sich mit ziemlich verwunderten Augen seinen neuen Schlafkameraden. Dann aber zog er seinen Waffenrock aus und stülpte alsdann seine Hemdärmel in die Höhe, wie ein englischer Boxer. In einer Art von Traumwachen schaute ich dem Thun und Treiben des alten Soldaten zu. „So jetzt wollen wir unsern Strohsack aufmachen!" brummte Vielmaier und streifte mit einem Ruck den Bettteppich zurück; dann tauchte er mit seinen dürren, aber ungemein sehnigen Armen in den Schlitz des Strohsackes und begann leidenschaftlich darin herumzuwühlen, und die Strohmasse aufzulockern und mittelst dieser Manipulation das Lager möglichst weich und comfortabel zu machen. Endlich war das Werk vollbracht und der Strohsack lag da, elastisch und schwellend wie der Eiderdunenpfühl eines Sybariten. Jetzt griff Vielmaier mit feierlichem Ernst nach den Leintüchern und begann dieselben mit pedantischer Sorgfalt über den Strohsack auszubreiten. Unter diesen Leintüchern sind aber keine solchen zu verstehen, zwischen denen der geneigte Leser und die schöne Leserin allnächtlich ihre Glieder behaglich recken und strecken. O nein!!! Die Casernleintücher sind grau und grob wie Segelstoff. Die hochweisen Herren bei der Armee-Verwaltung haben Angst, weißes und zartes, von Jungfrauen im Mondenschein gebleichtes Linnen könne die Krieger entnerven und verweichlichen. Darum muß der Vaterlandsvertheidiger auf Segeltuch schlummern. Das macht die Haut hart wie das Fell eines Rhinozeros, läßt den Krieger die Flohstiche und Wanzenbisse kalt lächelnd ertragen und befähigt ihn, den schönen Tod für Gott, König und Vaterland mit Gefühl und Anstand zu erleiden.

Damals schlief die bayerische Armee noch in zweimännigen Bettladen. Man glaubte damit Platz und Kosten zu ersparen; ob diese Einrichtung eine die Sittlichkeit fördernde, ob sie für den Soldaten bequem oder unbequem war — dies galt natürlich als vollständigste Nebensache. „Der Kerl muß froh sein und auf den Knieen Gott dafür danken, daß man ihn überhaupt in ein Bett legt" — hieß es.

Inzwischen hatte der Gefreite Vielmaier den Teppich mit einem kunstgerechten Schwung über die Leintücher ausgebreitet und das Lager konnte nun bestiegen werden. Mittlerweile hatten die übrigen Insassen des Zimmers ganz derselben Arbeit gepflogen und gleichfalls für ihre Nachtruhe gesorgt. Aus den aufgewühlten Strohsäcken stieg ein widerlicher, moderartiger Dunst, der Staub wirbelte in Wolken durch das Zimmer und suchte sich einen mühsamen, ungenügenden Ausweg durch die einzig ihm gebotene Oeffnung: den oberen Flügel des Fensters. Fast all die anwesenden Soldaten rauchten — ich mußte in dieser schweren Atmosphäre krampfig husten; Corporal Schnock dagegen war acclimatisirt und klimperte mitten in dem Staub und Gestank, heiter und wohlgelaunt auf seiner Mandoline.

Der jourhabende Unterofficier — oder wie's hier heißt: der Corporal vom Passen — hatte die Runde durch die Zimmer gemacht, um sich davon zu überzeugen, ob die sämmtliche Mannschaft in guter Ordnung heimgekommen sei. Gleich darauf dröhnte ein kurzes Trommelsignal durch den Casernhof. „Zimmertour, Lichtauslöschen!" rief Corporal Schnock, der mittlerweile die Guitarre an einen Nagel gehängt und sich entkleidet hatte. Der Soldat, dem der Zimmerdienst oblag, trat an den Tisch; Daumen und Zeigefinger mit Speichel netzend, erstickte er mit dieser naturwüchsigsten aller Lichtscheeren die Kerzenflamme. Die meisten der Soldaten rauchten noch im Bett ihre Pfeifen und Cigarren zu Ende, auch in der Ecke, wo Corporal Schnock's Lager sich befand, glühte ein runder, mattrother Punkt, und ich frug mich in einer Art von Schrecken, ob ich es wohl in dieser Stickluft bis zu dem anderen Morgen auszuhalten vermöge. Schon einige Male hatte ich ein eigenthümliches Quicken gehört, ja einmal das Gefühl gehabt, als husche etwas blitzschnell an meinem Kopfe vorbei — mit einem Mal unterbricht ein lautes Rasseln die nächtliche Stille; einen Augenblick darauf ist es, als drehe sich ein blechernes Gefäß auf dem Boden rasch im Kreise herum.

„Was ist das?" rief fast erschrocken der Corporal und Zimmercommandant Schnock.

„I han a Mäusle g'fanga!" antwortete eine schwäbische Stimme.

„Wie hast das gemacht?" wollte der Corporal wissen, während die übrigen Soldaten laut lachten, theils über den genialen Einfall des Schwaben, theils über die wirklich tollen Anstrengungen des Langschwanzes, um aus seiner Kerkerhaft zu entkommen.

„I han halt a Bisle Brod in Oel dunkt und am Licht röstet;" erklärte der blondhaarige Sohn des Lech's: „dann han i mir a Hölzle z'recht schnitzt und mein Menagegeschirr drüber stülpt. Ist's Mäusle komma und hat's Stückle Brod am Hölzle fressa wolla; da ist halt 's Hölzle rutscht und 's Menagegeschirr ist umfalla und jetzt ist 's Mäusle gfanga." Das Thier in seiner Todesangst schob mit wirklich bewunderungswerther Kraft die ziemlich schwere Menageschüssel ununterbrochen am Boden hin und her. — „Mach' dem Spaß ein Ende!" gebot Corporal Schnock: „sonst rumort das Lumpenvieh die ganze liebe Nacht in dem Geschirr herum" . . . Sofort tappten zwei nackte Füße gegen den Tisch und das blaugrüne Licht eines Zündhölzchens blitzte im Dunkel auf. Der Mausjäger näherte sich mit der brennenden Kerze der Stelle wo sich das gefangene Thier befand. All die anderen Soldaten waren aus ihren Betten gesprungen und umstanden lauernd ihren Kameraden. Der drehte das Menagegeschirr so lange am Boden hin und her, bis endlich der Schwanz der Maus sichtbar wurde. Rasch zugreifend, zog er das Nagethier unter der Schüssel hervor — — im selben Augenblick aber schrie er laut auf und schlenkerte seine rechte Hand heftig hin und her, wobei er wie närrisch auf einem Bein herumhüpfte. Die kluge Maus hatte nämlich ihren Vortheil wahrgenommen und den Schwaben just in den Finger gebissen, als er sie packen wollte, um Justiz an ihr zu üben. Die Umstehenden lachten grenzenlos über die wunderlichen Geberden, die der Schwabe machte, und frugen ihn, wo er denn das Mäusle habe. Nur mit Mühe konnte Corporal Schnock die nächtliche Ruhe wieder herstellen, und allgemach schlief das müde Volk ein. Nur ich wachte noch, denn die Gedanken und die Flöhe ließen mich keine Ruhe finden und fieberhaft aufgeregt warf ich mich noch manche Stunde neben dem friedlich schnarchenden Vielmaier herum, bevor ich endlich in einen taumelartigen Schlummer versank. Das war meine erste Nacht zu Landau, in der rothen Caserne.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 2.

Maison garnie.

(Fortsetzung.)

Herr Avanier — oder „Monsieur" Avanier, wie er seines französischen Namens wegen zuweilen genannt wurde — war, wie schon gesagt, Kupferstecher. Außer seiner Wohnung im oberen Stock hatte er zu ebener Erde noch ein Zimmer, sein Atelier, dessen Fenster theilweise mit Seidenpapier überspannt war, damit das Licht in gleichmäßigerer Vertheilung auf die Stahl- oder Kupferplatten fiel, bei denen er beschäftigt war. Er hatte das Ansehen eines Sechzigers, war sehr blaß und hager und ging so gebückt, daß man nicht bemerkte, wie groß er eigentlich war. Er kleidete sich nachlässig und ärmlich und hatte einen unbeholfenen schlürfenden Gang. Er trug seinen eisgrauen Bart kurz verschnitten. Sein fast ganz kahler Kopf hatte eine spitze einem Ei ähnliche Form, so daß man fast Lust bekam, mit einem Löffel darauf zu klopfen, um es zu verzehren. Zuweilen erschien er in einem Käppchen von schwarzem Sammt, das ihm dann einen malerischen Anstrich gab. Ich sah einmal ein Gemälde von einem alten Meister, einen Geizhals vorstellend, und Herr Avanier mit seinen blassen, abgelebten, ängstlichen Zügen sah dem Bilde ähnlich. Vielleicht hielt ich ihn um dieser Aehnlichkeit willen anfänglich für einen alten Harpagon, der eine arme junge Frau genommen. Madame Avanier sah aus wie die Tochter ihres Mannes. Wer hätte in dieser hübschen, zierlichen, graziösen Frau die Gattin seines solchen Greises vermuthet? Sie war wie ein Kind an seiner Seite. Sie hatte feingeschnittene Gesichtszüge und ihr blondes lockiges Haar war meistens von schmalen blauen Sammtbändchen zusammengehalten. Sonst trug sie sich sehr einfach; in der Woche je nach der Jahreszeit ein braunes Merino- oder helles Baregekleid, Sonntags schwarze etwas abgetragene Seide. Aber Alles war nett gehalten und im Schnitt sorgfältig gearbeitet, und die Weiße ihrer Krägen und Manschetten, worin sie sehr eigen zu sein schien, ließ sie immer gut und sogar elegant angezogen aussehen. Sie hatte eine kluge und zugleich ernste und bescheidene Physiognomie; ihr Schritt war leicht und geräuschlos. Ganz besonders reizend war an ihr der Contrast zwischen den hellen Haaren mit den dunkelen feingewölbten Augenbrauen und dunkelgrauen Augen. Sie war durchaus eine sehr hübsche Frau, darüber konnte kein Zweifel herrschen.

Durch längeres Zusammenwohnen unter einem Dache kommt man, ohne es zu wollen, zu genauerer Kenntniß der gegenseitigen Lebensverhältnisse und Gewohnheiten. Die Inhaber eines Stockwerkes erfahren allmählich, wie es in den anderen hergeht, ohne daß die betreffenden Personen in ihrer Bekanntschaft weiter gelangen, als daß sie sich grüßen und allerhöchstens eine banale Redensart über das Wetter mit einander wechseln. Vieles hört man von der Hauswirthin, die von Einem zum Anderen geht und gewissermaßen die verbindende Kette der heterogenen Elemente ihrer Miethsleute bildet. Ich wußte ganz gut, daß Frau Dortenbach mich im Hause schlechtweg „den Studenten" nannte. Die Bezeichnung gefiel mir nicht, da ich ja die Universität bereits absolvirt hatte, allein ändern konnte ich nichts daran. Dagegen sprach sie in meinem Beisein öfters von Herrn Reichling als „einem halben Ausländer, aber durchaus nobelen Mann", woraus ich schloß, daß er ein pünktlicher Zahler war und über die etwaigen Verstöße in den Dortenbach'schen Rechnungen ein Auge zudrückte. Ueber die Bewohner der obersten Etage äußerte sich die gute Frau immer in einer bemitleidenden Weise. Sie hießen bei ihr nicht anders als die „armen Avaniers", und mithin war es klar, daß der Kupferstecher sich nicht in vermöglichen Umständen und vielleicht zuweilen in Verlegenheit befand, seinen pecuniären Verbindlichkeiten zu genügen. Stand er deshalb nicht sehr hoch in der Achtung seiner Hauswirthin, so war doch auf der anderen Seite anzunehmen, daß es ihm gelungen war, sie immer zu bezahlen, denn er wohnte von uns Allen am längsten im Hause und die Eigenthümerin desselben war nicht die Frau, bei Geldfragen Gnade für Recht ergehen zu lassen. Wahrscheinlich brachten die Avaniers es jedesmal, wenn die Noth bei ihnen einzukehren drohte, durch verdoppelte Sparsamkeit und Entbehrungen zu Wege, die schlimme Zeit zu überwinden und Einnahme und Ausgabe übereinstimmend zu machen, welche Lösung des großen so Viele bedrängenden Räthsels nicht Jedermann zu gelingen pflegt.

Meine intimere Bekanntschaft mit dem Kupferstecher und seiner Frau geschah in der folgenden Weise. Ich saß eines Nachmittags lesend in meinem Zimmer, als Frau Dortenbach nach raschem Klopfen noch hastiger als gewöhnlich die Thür aufriß. Sie war ganz außer Athem, erhitzt und aufgeregt und sprach unzusammenhängend.

„Weil Sie doch Medicin studiren, Herr Rohrfeld", sagte sie, „so bin ich so frei und — wollten Sie nicht einen Augenblick herunterkommen? Der arme Herr Avanier ist plötzlich so krank geworden, ich weiß nicht, was mit ihm ist. Seine Frau ist aus und er ganz allein, und schrecklich anzusehen. Er liegt da, als wäre er bereits gestorben. Wenn Sie nur nach ihm sehen wollten, so wäre ich ruhiger, im Fall irgend was geschähe. Er lebte zu erbärmlich, das ist was ich sage. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen und er ißt manchmal die ganze Woche kein halbes Pfund Fleisch. Du lieber Gott, bei der theueren Zeit ist es für so arme Leute wohl schwer durchzukommen, aber was soll aus der Frau werden, wenn er stirbt? Zum Glück haben sie keine Kinder. Wollen Sie so gut sein, Herr Rohrfeld — Sie verstehen sich ja auf dergleichen; er ist unten in seinem Arbeitszimmer."

Natürlich eilte ich so schnell als möglich zu dem Kranken. Ich fand, daß Herr Avanier von einer Ohnmacht befallen worden war, von der er sich gerade erholte. Er lag auf einem kleinen Sopha und schien außerordentlich schwach. Immer blaß, war seine Gesichtsfarbe jetzt erdfahl. Er athmete mit Mühe und zitterte wie von innerer Kälte. Ich ließ sogleich einige Stärkungsmittel holen und that mein Möglichstes, ihn wieder ganz zu sich zu bringen. Gefährlich war der Fall keineswegs, doch schien es mit dem allgemeinen Gesundheitszustande des Mannes schlecht bestellt zu sein. Die Ohnmacht war lediglich die Folge physischen Kraftmangels. Er hatte sich bald wieder

genug erholt, um zu erkennen, was sich zugetragen. Es schien ihn ganz besonders zu beunruhigen, daß er irgend Jemanden Mühe verursacht hatte, und sich ängstlich umblickend, sagte er: „Wo ist Mathilde?"

Frau Dortenbach, welche, nachdem sie das Nöthige für den Patienten herbeigeschafft, eine ziemlich unthätige Zuschauerin gewesen war, erklärte mir, daß er nach seiner Frau fragte und antwortete ihm, daß Madame Avanier für eine halbe Stunde ausgegangen sei und gleich wiederkommen würde. Avanier nickte und gab sich mit der Antwort zufrieden. Darauf entließ ich Frau Dortenbach, indem ich sie versicherte, daß ich dem Leidenden alle nöthige Hilfe leisten würde.

Ich sah mich im Zimmer um. Es war ärmlich möblirt und die hauptsächlichsten Gegenstände darin waren die Arbeitsgeräthschaften des Kupferstechers. An den Wänden befanden sich, mit Stecknadeln an die Tapete befestigt, eine Menge Kupferstichabdrücke in den verschiedenen Stadien der Vollendung. In der Fensternische hinter dem Vorsatzrahmen stand ein Tisch mit einem Pult darauf, auf dessen schräger Fläche die Platte lag, an der der Künstler gearbeitet hatte. Dicht dabei lehnte ein Oelgemälde, wahrscheinlich das Original, das auf Stahl zu copiren er im Begriffe gewesen. In zweckmäßiger Entfernung war ein Spiegel aufgestellt, der das umgekehrte Abbild des Gemäldes wiedergab und dazu diente, dem Künstler die correcte Uebertragung desselben auf die Metallplatte zu ermöglichen. Ein Rahmen, mit seinen in regelmäßigen Vierecken angebrachten Bindfäden überspannt, deckte die Vorderseite des Gemäldes, die dadurch entstandenen Quadrate correspondirten mit solchen in verkleinerten Proportionen auf der Platte. Eine sorgfältig ausgeführte Zeichnung des Originals, in der Größe des zu fertigenden Kupferstiches stand auf einer kleinen Staffelei zur Rechten des hohen Arbeitsstuhles. Ueberall im Zimmer lagen die Werkzeuge der Kupferstecherkunst umher: Grabstichel, Aetznadel, Polirstahl, Cirkel, Schabeisen u. s. w. Auf einem Seitentisch stand es voll Fläschchen mit Oel, Deckfirniß und Säuren. Ueber dem Arbeitspult war eine Gasröhre mit einem starken Hohlspiegel am Ende angebracht. Also arbeitete der Künstler auch bei Licht.

Mein Patient war noch sehr schwach, doch ging es allmählich besser. Er sprach wenig, aber sein Puls schlug kräftiger, und der mit Wasser verdünnte Rum, den ich ihm löffelweise zu trinken gab, that ihm augenscheinlich gut.

„Ich mache Ihnen so viele Mühe", sagte er, „aber ich bin nicht oft in diesem Zustande. Ich weiß nicht, was heute über mich gekommen ist. Es wurde mir plötzlich schwindelig, Alles drehte sich mit mir herum und ich konnte nur noch das Sopha erreichen, als ich umsank."

Seine Frau kam bald zurück. Sie war außerordentlich erschrocken, bis ich ihr die Versicherung gab, daß kein Anlaß zu Befürchtungen irgend einer Art vorhanden wäre. Sie dankte mir wiederholt und herzlich für das, was sie meine große Güte gegen ihren Mann nannte. Um einer Ursache willen war es ein Vergnügen, ihr zuzuhören. Sie hatte eine außerordentlich melodische Stimme mit dem leisen Anflug eines klagenden Tones darin. Dieser Klang sprach so rührend zum Herzen. Es war das erste Mal, daß sie zu mir gesprochen. Ich blieb noch eine Weile, — vielleicht länger als gerade nöthig war, — um zu sehen, ob ich noch von Nutzen sein könnte. Aber nichts war weiter zu thun und so entfernte ich mich mit innerem Widerstreben.

(Fortsetzung folgt.)

Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne.

Landauer Erinnerungen von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

2. Eine militärische Morgentoilette.

Die Reveille weckte mich aus meinem unruhigen und unerquicklichen Schlaf. Ein bleigrauer Morgen dämmerte durch die trüben Fensterscheiben, gähnend und verdrossen krochen die Soldaten aus ihren Nestern. Das Manöver des Bettaufmachens wiederholte sich wie Abends zuvor, diesmal aber in umgekehrter Weise: damals hatte es nämlich gegolten, das Bett so herzurichten, daß man sich hineinlegen konnte; jetzt aber handelte es sich darum, dem Bett seine ordonanzmäßige Tagesphysiognomie zu geben. Nach allerhöchster Vorschrift soll Morgens beim Aufstehen der Strohsack der Art manipulirt werden, daß er im Rahmen der Bettlade ein regelmäßiges Rechteck bildet. Es ist daher Aufgabe des Soldaten, den Zipfeln des Strohsackes eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, weil sonst das Bett niemals jenes ebenmäßige, harmonische Exterieur erlangen kann, wie es die Augenweide eines jeden Vorgesetzten bildet — vom Vicecorporal aufwärts bis zum Generalfeldmarschall. Der Gefreite Vielmaier war Meister in der Kunst des Bettaufmachens. Angeborene Liebe zur Sache überhaupt, dann aber gründliche Studien und specielles Nachdenken hatten diesen würdigen Krieger auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhoben und ihn zu einem unerreichbaren Virtuosen gemacht. Seine Hemdärmel aufstülpend, wie er es auch Abends zuvor gethan hatte, ging er nun in geweihter Stimmung an sein Werk. Teppich und Leintücher bei Seite legend, begann er, ganz wie Abends zuvor, in dem Strohsack herumzuwühlen, als stäcke das große Loos der Frankfurter Lotterie darin. Dann nach seinem Putzbret greifend, stieß er mit besagtem Brettlein gar grimmig in den Strohsack hinein und ich konnte bald genug errathen, warum er so gerecht und beharrlich in den Strohsack hineinstach: er rammte nämlich Stroh in die vier Zipfel des Sackes, bis es alldort eine compacte Masse bildete, dann füllte er die Mitte aus und schob das Kopfpolster in den Schlitz.

Rechtwinkelig wie ein mathematisch construirtes Oblongum lag der Strohsack vor den Augen des still entzückten Vielmaier. Mit à la Napoleon über der Brust gekreuzten Armen betrachtete er sein Werk. So mag unser Herrgott am sechsten Tag dagestanden sein, als er nach Erschaffung der Welt das historische Wort sprach: C'est bon!

Inzwischen waren die übrigen Krieger hingegangen und hatten des Gleichen gethan. Jeder künstelte nach seiner Facon an dem Strohsack herum, um ihm die möglichst zierliche Gestaltung zu verleihen. Dem Einen gelang's so, dem Andern so! Der brachte ein Quadrat zu Wege, Jener einen Rhombus, der Dritte eine Rhomboide: Keiner aber, Keiner erreichte auch nur annähernd den genialen Schwung Vielmaier's, zu dem sich diese Pygmäen des Strohsackaufmachens verhielten, wie etwa ein Troß Tünchergesellen zu Raphael, oder wie ein Rudel Steinhauer zu Thorwaldsen, oder wie eine Herde Bänkelsänger zu Wachtel, dem Tenoristen sans pareil — Das Bettaufmachen des Morgens ist mit denselben Calamitäten verknüpft wie Abends. Der Bauer ist bekannter Maßen ein absoluter Gegner der Ventilation. Der Bauernjunge bringt seine Gleichgiltigkeit, ja oft geradezu seinen Haß gegen die frische Zimmerluft mit in die Caserne. Selbst im Sommer öffnet er nur auf Geheiß seines Vorgesetzten das Fenster, um den Gestank hinaus und Gottes reinen Odem hereinzulassen. Fallen aber einmal im Herbst die Blätter, so ist's mit dem Fensteraufmachen vorbei, und Unterofficiere wie Soldaten sympathisiren dann brüderlich in dem Princip des hermetischen Verschlusses. Die Unterofficiere sind der großen Mehrzahl nach ebenfalls die Söhne geringer Leute und was sie über den gemeinen Mann erhebt, ist meistens nicht ihre Bildung oder bessere Erziehung, sondern blos die Borte an ihrem Kragen und die Quaste an ihrem Säbel. Der Mangel an genügender Ventilation hat übrigens noch einen weiteren Grund als

in der blosen Indolenz der Mannschaft. An den Fenstern stehen nämlich die Betten der Unterofficiere: erstens sind hier die schönsten und bequemsten Plätze an und für sich, dann aber sind sie auch zugleich die hellsten und darum zum Schreiben die zweckdienlichsten. Wird nun aber bei ungünstiger Witterung eines dieser Fenster geöffnet, so strömt die kühle Luft unmittelbar auf den Schreibtisch oder das Bett des betreffenden Unterofficiers und nach kurzer Weile wird der fröstelnde Mann das Fenster wieder schließen. Diesem Uebelstande könnte einzig und allein abgeholfen werden durch einen Ventilationsapparat, der, ohne dem Einen beschwerlich zu fallen, ohne von der willkürlichen Laune des Anderen abzuhängen, gleichmäßig wirkt und dabei ununterbrochen seinen Zweck erfüllt. Die ägyptische Augenkrankheit, die schon so furchtbar in den Casernen grassirt hat, ist sicherlich eine Folge von Luftmangel und dadurch Anhäufung miasmatischer Stoffe.

Auch an jenem Morgen konnte ich die oben erwähnten Bemerkungen machen. Die Märzenluft war rauh und kühl, Corporal Schnock, der seinen Platz am Fenster hatte, stieß demgemäß nur den oberen Flügel auf. Diese Oeffnung, nicht viel größer als ein Quadratschuh, sollte nun genügen, um die verdorbene Atmosphäre hinaus und frische Luft hereinströmen zu lassen. Der Staub von acht aufgewühlten Strohsäcken, die Ausdünstung von sechzehn Leintüchern kam noch dazu. Auch über Letzteres machte ich mir meine Gedanken. Statt nämlich die von der animalischen Transpiration durchwärmten Strohsäcke und Leintücher erkalten und auslüften zu lassen, müssen sofort die Betten aufgemacht und für den Tag hergerichtet werden. All' die Ausdünstungen bleiben demnach in den Betten zurück und erzeugen dadurch jenen widerlichen und moderartigen Dunst, der, den Tag über gebunden, Abends bei'm Bettaufmachen wie jener Geist in Tausend und eine Nacht seinem Behälter entweicht und sich wie eine verderbenschwangere Wolke über das Zimmer und dessen Bewohner ausbreitet. Ich hatte bei'm Erwachen einen schweren Druck auf mein Gehirn empfunden und eilte zum Brunnen hinab, um mich zu waschen und aus voller Brust aufzuathmen. Die übrigen Soldaten wuschen sich im Zimmer und auch dieser Act der Reinigung ist beschreibenswerth.

Der Soldat, dem der Zimmerdienst obliegt, holt Morgens beim Aufstehen in einer hölzernen Kanne — Pitsche genannt — Wasser. Vorschriftsmäßig soll dies geschehen, aber es geschieht nicht immer, denn viele Gesetze existiren blos darum, um nicht gehalten zu werden. Ist der Zimmercommandant ein gleichgiltiger Mensch, ist der Soldat, der die Zimmertour hat, ein fauler Schlingel — was in hundert Jahren mehr wie Einmal vorkommt — so muß Morgens zum Waschen jenes Wasser dienen, das er schon Abends zuvor geholt und das also die ganze Nacht über im Zimmer gestanden ist. Ein solches Wasser ist lau, schmeckt nach der Kanne und hat jede erfrischende Eigenschaft verloren. — Neben der Kanne steht ein blecherner Becher. Der Soldat, der sich „schön machen" will, nimmt einen Schluck Wasser in den Mund, gurgelt sich, läßt dann dieses Wasser in seine beiden hohlen Hände rinnen und wäscht sich damit. Seife wendet er nur selten an und überläßt diesen Luxusartikel den Unterofficieren und Regimentscadetten. Er spricht mit Horaz:

Persicos odi, puer, adparatus!

Das ist verdolmetscht:

Persischer Tant ist mir verhaßt, o Knabe! —

Liebig's bekannter Ausspruch: die Seife sei ein Culturmesser, findet in der Caserne seine eclatanteste Bestätigung.

Nach dem Waschen will sich der Soldat auch abtrocknen. Bei gewissen ceremoniösen Gelegenheiten muß der Krieger sich über den Besitz eines Handtuches ausweisen können, in der übrigen Zeit aber fragt Niemand darnach, ob der Soldat ein solches hat oder nicht. Bei den unteren Volksschichten ist der Gebrauch des Handtuches ein höchst seltener; der gemeine Mann überläßt, wenn er sich gewaschen hat, der Luft in der Sonne den Trocknungsproceß, oder er wischt sich mit dem Sacktuch, dem Aermel seiner Jacke, dem Zipfel seiner Schürze, oder mit irgend Etwas, was ihm gerade in die Finger kommt, über's Gesicht. Die Conscriptionsarmeen recrutiren sich fast ausschließlich aus den unteren und mittellosen Schichten, und die Kinder des Volkes bringen natürlich ihre Lebensanschauungen, ihre Sitten und ihre einundzwanzig Jahre lang betriebenen Gewohnheiten mit in die Caserne, und weil hier immer wieder die gleichen und unter sich wahlverwandten Elemente zusammen kommen, so kann die Caserne niemals zu einer Bildungsanstalt, zu einer — ich möchte sagen: Volksuniversität werden, wie dies in Ländern, wo die allgemeine Wehrpflicht herrscht, der Fall ist. Daß aber in der Reinlichkeit eine große sittliche Segnung enthalten sei, das kann der Soldat — der uniformirte Proletarier — unmöglich wissen, und Niemand war bis jetzt da, der es ihm mit Liebe und Geduld erklärt hätte. Jeder Corporal, jeder Lieutenant konnte zwar hundert und tausendmal zu einem Soldaten sagen: „Du Schweinehund! Du Dreckspaniol!" aber es blieb bei diesen unfruchtbaren Schimpfworten, und war der Soldat fortgesetzt unreinlich, so sperrte man ihn in die Strafstube. Man schimpfte, statt zu belehren, man dictirte dem Soldaten körperliche Haft, statt ihm den Weg zur sittlichen Freiheit zu zeigen.

O! o! es war Vieles faul im Staate Dänemark und das System der Conscription, niemals ein Segen, ist zu einem Fluch geworden für Leib und Seele!

* * *

Also die Soldaten wuschen sich, dann trockneten sie sich ab. Ein Einziger nur hatte an seinem Zapfenbret ein Handtuch hängen, die Uebrigen bedienten sich ihrer Schürzen — meistens jedoch ihrer Betttücher. Zu diesem Behuf wird ein Zipfel des Leintuchs unter dem Teppich hervorgezogen, der Soldat trocknet sich daran ab und stopft alsdann den Zipfel wieder unter den Teppich. Auch von Vielmaier, dem würdigen und frommen Krieger, muß constatirt werden, daß er seine Physiognomie auf die soeben beschriebene Art und Weise wusch und alsdann am Leintuchzipfel abtrocknete.

Im grellsten Contrast zu dieser leichtfertigen Waschung steht die Pflege des Kopf- und Barthaares. Das Waschen ist ein unliebsames Geschäft, die Frisur dagegen ist für den Soldaten ein heiliger Cultus. Kein Stutzer kann seinem Flaum, keine Modedame kann ihren Schmachtlocken eine zärtlichere Sorgfalt und gründlichere Behandlung widmen, als dies der Soldat thut. Auch hierin war der Gefreite Vielmaier ein leuchtendes Exempel, der seinen Waffenbrüdern den rechten Weg zeigte, wie weiland jene Wolke den Kindern Israels. Vielmaier besaß den echten und rechten Soldatenkopf — oder wie man auch mit Bezugnahme auf das in der bayerischen Armee als Kopfbedeckung eingeführte Casket sagt: „Casketenkopf". Dazu gehört nun in erster Linie ein massiver Stierschädel, der sich gegen den Wirbel hin zuckerhutförmig zuspitzt. Erwünscht dazu ist eine Bulldoggennase — der Franzmann nennt diese Form un nez retroussé — wie sie ein Attribut des russischen Soldaten, ganz besonders aber der Preobraschenskoi-Garde-Grenadiere ist. Doch kann's auch ein sonstwie gestalteter Zinken thun. Vielmaier besaß keine Nase à la Preobraschenskoi, sein Geruchsorgan war vielmehr lang, dünn und lief nur ganz vorn in ein aufgestülptes Knöpfchen aus, an dem fast beständig ein braunrothes Tröpflein perlte, sintemalen und alldieweilen Vielmaier ein leidenschaftlicher Schnupfer war. In der Vertiefung des linken Nasenflügels saß eine Warze. Fast selbstverständlich ist es, daß Vielmaier silberne Ohrringe trug. Sein Haar war eine ganz eigene Mischung von roth, blond und braun; im Ensemble war's tornisterfarbig. Die Caserne hat ihre specielle Frisur. Die Unterofficiere und Regimentscadetten cultiviren in neuerer Zeit mit Vorliebe den sogenannten englischen oder Oberkellnerscheitel — vulgo L... allee genannt. Dazu passen dann jene, ebenfalls aus Albion importirten, abscheulichen Bartzotteln, die der Volkswitz „Cotelettes" getauft hat und die ganz dazu angethan sind, dem menschlichen Antlitz etwas Pavianartiges zu geben.

Die gemeine Mannschaft hingegen trägt sich nach altem und unwandelbarem Brauch: vorn darf das Kopfhaar unge-

Digitized by Google

hindert wachsen, am Hinterkopf aber wird es kurz geschoren. Nach diesem Muster trug auch Bielmaier die tornisterfarbige Vegetation seines Hauptes. Er hatte mittlerweile seinen thalergroßen Feldspiegel schräg auf's Bett gestellt, der Art, daß er sich darin beschauen konnte. Dann hatte er vom Stellbret ein Papier heruntergenommen und solches geöffnet. Das Papier enthielt Pomade; mit gekrümmtem Zeigefinger fuhr nun Bielmaier in die Pomade hinein, zerrieb einen Klumpen zwischen den flachen Händen und salbte alsdann sein Haupt. Alles dies geschah mit dem feierlichsten Ernst. Dann kam die Reihe an den Kamm. Die langen Haare des Vorderkopfes wurden in der Mitte nach rückwärts gestrahlt, an den Schlafen dagegen graziös umgebogen wie die Bürzelfedern eines Enterichs. Man nennt diese Frisur: Posthörnchen. Niemand im ganzen Bataillon verstand es wie Bielmaier, Posthörnchen zu machen. Jetzt war die Frisur vollendet; das tornisterfarbige Haar glänzte und klebte von Pomade, auf dem Wirbel aber starrte ein Büschel Borsten kerzengerade in die Höhe wie ein Pallisadenzaun. Dieses Borstenbüschel, just auf der Grenzscheide zwischen den langen Haaren des vorderen und den kurz geschorenen des Hinterkopfes, bildete ein neutrales Enclave und trotzte allen Bemühungen des Kammes, der besagtes Borstenbüschel annectiren und mit dem übrigen Haarwuchs verschmelzen wollte — just wie Herr v. Bismarck es mit Hannover, Kurhessen und Nassau gemacht hat...

Aus seiner Patrontasche zog jetzt Bielmaier ein blechernes Büchschen hervor, darin war die Bartwichse. Der röthliche Schnurrbart ward damit eingerieben wie vorher der Kopf mit Pomade. Dann aber that Bielmaier Etwas, was ihm die übrigen Soldaten nur in höchst unvollkommener, ja geradezu bemitleidenswerther Weise nachmachen konnten. Er griff nämlich nach zwei Schweinsborsten — der benachbarte Metzger war sein Lieferant — und flocht sie, die eine Borste links, die andere rechts, dergestalt in die Haare seines Schnurrbartes hinein, daß das Ganze eine compacte Masse bildete. Er that also in seiner Art was Tausende von Evastöchtern thun, indem sie mit Puffen, Wickeln und Chignons ihrem Haarwuchs liebreich zu Hilfe kommen. Dann wickelte Bielmaier die Ausläufer seines dergestalt präparirten Bartes in nadelscharfe Spitzen und drehte diese Spitzen keck und trutzig in die Höhe, was seinem sonst urgemüthlichen Antlitz etwas Martialisches und Menschenfeindliches gab. Wie ich seitdem gelesen habe, soll der österreichische Generalfeldzeugmeister Benedek seinen Schnurrbart ganz auf die gleiche Weise behandeln; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Bielmaier das Original war und daß Benedek die Copie ist.

Mit einem Gefühl von heiliger Scheu war ich der Toilette Bielmaier's gefolgt und eine innere Stimme prophezeite mir, daß noch gar viel Wasser den Rhein hinunterlaufen müsse, bevor ich auch nur annähernd die Virtuosität meines Mentors erreiche.

Die übrigen Soldaten, die doch alle schon längere Zeit unter den Waffen standen, frisirten sich zwar auch ihre Haare in Posthörnchen und drehten sich spitze Schnurrbarte — aber du lieber Gott in deinem himmelblauen Himmel! das war Alles nichts, es lag kein Schwung, kein Genie darin und verhielt sich zu Bielmaier's Kunstfertigkeit wie die plumpen Versuche eines Nilpferdes, Schottisch zu tanzen.

Noch stand ich in Staunen und Anbetung versunken, als die Thür des Zimmers sich öffnete und eine Stimme hereinrief: „Der Recrut Adelen wird um acht Uhr dem Major vorgestellt!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Von den enormen Fortschritten, welche die Union Pacific-Bahn östlich von den „Rocky Mountains“ macht, ist öfter die Rede, aber nicht so von dem, was auf der anderen Seite, westlich von den Felsengebirgen, geschieht. Wie bekannt, wurde von den beiden Punkten Omaha im Osten, von Sacramento im Westen fast zu gleicher Zeit zu bauen angefangen, und beide Flügel sollen an irgend einem Punkte, wahrscheinlich im Salzseethal, vielleicht in der Nähe von Salt Lake City sich begegnen. Auch vom Westen her ist bereits ein Schienenweg durch den Felsenschooß des Schneegebirges gehauen. Nicht weniger als 10,000 Mann waren den Sommer über an der Bahn beschäftigt. Die schwerste Arbeit, die bis jetzt vorkam, verlangte die Strecke zwischen Cisco und Coburn's Station, eine Entfernung von 21 Meilen, denn da befinden sich — außer sieben oder acht kürzeren — auch der große „Summit Tunnel“, der sich übrigens rasch seiner Vollendung nähert, indem nur noch etwa 500 Fuß auszuhauen sind. Die anderen Tunnels und ganz oder beinahe ganz fertig. Oestlich von Coburn's Station, das Truckee-Thal hinab gegen Krystal Peak, ist der Schienenweg bereits nivellirt und auf eine Strecke von 25 Meilen zur Aufnahme von Schienen fertig. Da die Arbeiten während des Winters erschwert oder oft ganz unterbrochen sind, so wird der Schienenweg über den Gipfel nicht vor dem 15. Juli oder 1. August 1868 fertig werden. Man hofft zuversichtlich, daß bis Ende dieses Jahres die Locomotive eine Strecke von 150 Meilen über das Truckee-Thal hinaus befahren wird, und bis zum 4. Juli 1870 soll die ganze Strecke zwischen New-York und San Francisco fertig sein.

— So viel Seltsames auch schon aus Indien bekannt ist, so lassen sich doch immer noch neue Merkwürdigkeiten aus jenem räthselhaften Lande erzählen. Dahin gehört die Gewohnheit der Hindu's, leblose Gegenstände mit einander zu verheirathen. Kein Hindu, der einen Garten anlegt, kann beispielsweise von den Früchten der Bäume in demselben essen, bevor er nicht einen Baum des Gartens (meist einen Mangobaum) mit einem anderen, einem Tamarindenbaum oder einem Jasminbusch, verheirathet hat. Die Ceremonie geht unter großer Feierlichkeit im Beisein vieler Brahminen vor sich und ist deshalb mit nicht geringen Kosten verbunden. Wer ein Wasserbassin anlegt, darf aus demselben nicht trinken, bevor er das Wasser mit einem Bananenbaum vermählt hat, der zu diesem Zweck am Rande des Bassins gepflanzt wird. Am sonderbarsten ist die Copulation des Saligram mit der Tulsi, die der Radschah von Orscha alljährlich auf seine Kosten feiern läßt. Saligrams sind nämlich abgerundete Kiesel, welche durch die Flüsse von den Kalksteinfelsen mit herabgespült werden. Diese Steine sind sehr zahlreich, und die Eindrücke in denselben werden von den Hindu's für Bilder ihres Gottes Wischnu gehalten. Wer einen solchen Stein zerschlagen wollte, würde den Zorn des Volkes auf sich ziehen und dasselbe in die höchste Angst vor der göttlichen Strafe versetzen. Die Tulsi dagegen ist ein kleiner heiliger Strauch (asymum sanctum). Der kleine Stein wird nun alljährlich mit der kleinen Pflanze verheirathet; in der dabei aufgeführten Procession befinden sich Elephanten, hunderte von Kameelen und tausende von Pferden, sämmtlich reich geschirrt. Auf dem vorangehenden, prachtvoll herausgeputzten Elephanten liegt der kleine Saligram, welcher seiner Braut, der kleinen Tulsi, seinen Hochzeitsbesuch macht. Dann werden alle bei einer Verheirathung üblichen Ceremonien durchgemacht, und nach denselben läßt man die Neuvermählten bis zum nächsten Jahre ruhig in einem Tempel neben einander liegen. Tausende von Zuschauern sind bei dieser Hochzeitsfeier zugegen, und Alle erhalten durch den Radschah Speise und Trank.

Die medicinische Facultät der Züricher Hochschule promovirte vor einigen Tagen das Fräulein Nadeschda Suslowa aus Petersburg zum Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe. Es sind jetzt gerade 50 Jahre, daß in Gießen Charlotte v. Siebold zum Doctor promovirt wurde. Nach langer praktischer Thätigkeit ist sie jüngst in Darmstadt gestorben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 3.

*—r. Maison garnie.

(Fortsetzung.)

3.

Am folgenden Vormittage, als ich aus einer frühen Vorlesung nach Hause gekommen war, sprach Herr Avanier bei mir vor, um mir, wie er sagte, seinen besonderen Dank für meine ihm erwiesene Hilfeleistung auszusprechen. Er äußerte sogar etwas von einem Honorar, das er mir schuldig sei. Aber ich entgegnete ihm, daß davon gar keine Rede sein könne, daß ich nicht mehr für ihn gethan, als jeder andere Nichtmediciner gethan haben würde, daß ich endlich noch mein Examen zu machen hätte, folglich noch nicht prakticiren dürfe. Ich hielt es indeß für meine Pflicht, ihn auf seinen schwachen Gesundheitszustand aufmerksam zu machen und ihm anzurathen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Was ich ihm anempfehlen konnte, war kräftige Nahrung, Flußbäder und viel Bewegung in freier Luft, wo möglich auf dem Lande.

„Es ist leicht, solchen Rath zu ertheilen," sagte er traurig lächelnd, „aber schwer für einen Mann in meiner Lage, ihn zu befolgen. Ich kann meine Arbeit nicht im Stich lassen oder sie nur einigermaßen vernachlässigen."

Ich erwiderte ihm, daß er immerhin etwas mehr auf seine Gesundheit Acht haben könne, als er wahrscheinlich bisher gethan; er konnte doch ein wenig mehr spazieren gehen, um ein Kleines in angestrengter Arbeit nachlassen und auf nahrhaftere Kost bedacht sein. Ich erinnerte ihn an die Nothwendigkeit seiner Selbsterhaltung und daß es ihm möglich sein würde, nach und nach wieder mehr zu arbeiten, wenn er sich eine Zeitlang einige Ruhe gönnen wollte. Er ging derweil im Zimmer auf und ab, nicht besonders auf das achtend, was ich sagte. Er schien ein unruhiger, nervöser Mann zu sein. Sein Blick war immer zerstreut und unstät. Nach einer Weile blieb er vor dem Büchergestell an der Wand stehen und las die Titel der darauf befindlichen kleinen Anzahl medicinischer Werke. An der Art, wie er sich vorbeugte und die Augen zusammenkniff, um deutlicher zu sehen, erkannte ich, daß er sehr kurzsichtig war. Schon früher war mir der blöde Schimmer und unsichere Blick seines Auges aufgefallen.

„Verstehen Sie sich auf Augenkrankheiten?" fragte er plötzlich.

Ich antwortete, daß ich kein specielles Studium daraus gemacht hätte, aber natürlich eine allgemeine Kenntniß darüber besäße.

Er schwieg zögernd und als er endlich sprach, geschah es mit einiger Verlegenheit. „Meine Sehkraft war in letzter Zeit nicht, wie sie sein sollte; ich bin sehr besorgt deshalb, — besorgter, als ich Ihnen sagen kann."

Ich entgegnete, daß die Sehkraft unter seiner allgemeinen Körperschwäche leide, und daß sie sich mit seinem sonstigen Gesundheitszustande bessern würde.

Er schüttelte den Kopf. Dann sprach er von dunkelen Flecken, von schwebenden oder niederfallenden Gegenständen, welche vor ihm so deutlich hin und her flimmerten, daß er oftmals sie mit der Hand von seinen Augen wegzuwischen suchte. In hellem Sonnenschein oder bei starkem Gaslicht war er beinahe blind, aber er sah besser, sowie der blendende Glanz sich milderte. Er hatte niemals einen Arzt zu Rath gezogen, obschon er zuweilen gedacht habe, daß es wohl räthlich sein könne. Er war bemüht gewesen, die Sache vor Jedermann, besonders vor seiner Frau, die er nicht unnöthigerweise zu sehr erschrecken wollte, geheim zu halten; zudem war das Leiden so allmählich über ihn gekommen, daß er es nicht eigentlich beachtet und immer gehofft hatte, es würde von selbst vorübergehen. In neuerer Zeit war es jedoch viel schlimmer geworden. Auf sein Begehr untersuchte ich seine Augen. Natürlich maßte ich mir keine vollkommene Kenntniß in dieser Hinsicht an. So viel aber konnte ich erkennen, daß beide Augen außerordentlich angegriffen waren, das eine mehr noch als das andere. Die Pupille, besonders die des rechten Auges war umwölkt und trüb und die Iris hatte bei ihrer Ausdehnung und Zusammenziehung unter der Einwirkung des Lichtes nicht die Beweglichkeit und Elasticität normaler Gesundheit. Ich bemerkte auch ein leichtes Schielen der Augen; die Augäpfel richteten sich nicht gleichmäßig auf den ihnen vorgehaltenen Gegenstand. Allerdings ging meine Erfahrung nicht so weit, um bestimmen zu können, ob der Fehler ein angeborener oder die Folge späterer Erkrankung der Sehorgane war. Ich fand es in der That schwierig, ein bestimmtes Urtheil abzugeben.

„Sie halten es doch nicht für grauen Staar?" fragte Herr Avanier mit großer Angst.

„Nein," erwiderte ich, „es ist nichts so Schlimmes. Ich sollte immer noch meinen, daß es die Folge geschwächter Gesundheit wäre."

Ich machte mich hierin einer Unwahrheit schuldig. Der Fall kam mir höchst bedenklich vor. Ich hatte in der Klinik mit einem Augenkranken, der völlig blind wurde, zu thun gehabt, und die Symptome, die ich bei dem Kupferstecher wahrnahm, schienen auf einen gleichen Ausgang hinzudeuten. Immerhin war ich nicht erfahren genug, um mich nicht irren zu können, und ich hielt es für Pflicht, dem Manne, welcher auch der moralischen Kraft zu entbehren schien, nicht durch ein voreiliges Urtheil die letzte Hoffnung zu rauben. Ich rieth ihm schließlich, sich an Doctor Weber zu wenden, einen Arzt an der Klinik, mit dem ich gut bekannt und welcher Specialarzt für Augenkrankheiten war. Ich schrieb sogleich einen Empfehlungsbrief für ihn an Dr. Weber. Avanier zögerte von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen, bis ich ihm versicherte, daß Herr Weber ein sehr menschenfreundlicher Mann wäre, der in Rücksicht der Umstände durchaus kein Honorar beanspruchen würde. Er war ein Schulkamerad meines Vaters und hatte mir oft seine Dienste angeboten; zudem hatte er das wohlbegründete Renommée der großmüthigsten Uneigennützigkeit.

Herr Avanier dankte mir zu wiederholten Malen. „Ich bin zu arm, um stolz zu sein," sagte er; „und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß jeder Thaler ein Gegenstand von Bedeutung für mich ist." Er mußte mir noch versprechen, mir das Resultat seiner Consultation des Augenarztes mitzutheilen.

Nachdem er mich verlassen, wurde in mir der Wunsch rege,

weniger voreilig gewesen zu sein. Doctor Weber war ein gütiger, liberal-gesinnter Mann, aber er hatte eine gewisse Art, seine Meinung grad heraus zu sagen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich ihm zuvor von der Angelegenheit Kenntniß gegeben hätte. Avanier war gar nicht in der Verfassung, bezüglich seines Leidens eine entschieden schlimme Nachricht mit einiger Seelenstärke aufzunehmen; jedoch war es jetzt zu Ueberlegungen dieser Art zu spät. Gegen Abend besuchte mich der Kupferstecher wieder. Er befand sich in großer Aufregung.

„Waren Sie bei Doctor Weber?" fragte ich.

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen." Er sank in einen Stuhl, er konnte sichtlich kaum stehen. Ich wartete, bis er sich etwas erholt hatte.

„Was sagte er?" hub ich dann an.

„Er sagte, es wäre nicht der graue Staar."

„Nun, das ist auf jeden Fall eine gute Nachricht."

„Aber es ist gerade so schlimm. Ich begreife das vollkommen. Ich vergaß, welchen Ausdruck er für mein Leiden gebrauchte."

„Amaurosis?" entgegnete ich.

„Ja, das war das Wort."

Ich muß hier einschalten, daß unter Amaurosis eine Lähmung der Netzhaut und des Sehnervs zu verstehen ist, oder kurzweg der schwarze Staar.

„Ich weiß nicht genau, was es bedeutet", rief er verzweifelt, „aber ich weiß genug. Es ist Ruin für mich, völliger Ruin! Arme, arme Mathilde! Dahin habe ich Dich gebracht! Gott erbarme sich über uns!"

Die Stimme versagte ihm, er schlug die Hände vor's Gesicht. Es war eine harte Aufgabe, die Trostlosigkeit des Mannes mitanzusehen, sein Jammern und Schluchzen zu hören, ohne im Stande zu sein, etwas zu seiner Beruhigung zu thun.

4.

Als Herr Avanier sich einigermaßen gefaßt hatte, konnte ich Näheres von ihm erfahren. Doctor Weber hatte den Fall für schlimm angesehen und ihn getadelt, daß er nicht früher ärztlichen Beistand nachgesucht hatte. Ich ließ mir die Recepte zeigen, welche der Doctor ihm verschrieben. Eines war für eine kühlende äußerlich zu gebrauchende Mischung, das andere für eine besonders stärkende Medicin.

„Sie werden doch die Recepte gleich machen lassen?" fragte ich.

„Ich denke", antwortete er müde und gleichgiltig; „es scheint mir zwar blose Geldverschwendung. Ich glaube nicht, daß mir irgend eine Medicin auf der Welt helfen kann. Es ist ein Aufschub, nichts weiter. Für mich giebt es keine Hoffnung, — ich bin gleich Einem, der zum Tode verurtheilt ist! Gleichviel ob ich morgen oder übermorgen oder in so und so viel Zeit den Gnadenstoß empfange, endlich muß ich doch unterliegen, was ich auch thun mag."

Ich stellte ihm vor, daß es Unrecht sei, sich in solchem Maße der Verzweiflung zu überlassen, daß es Christenpflicht wäre, das Beste zu hoffen; daß er eine Sünde begehen würde, wenn er nicht die empfangenen ärztlichen Rathschläge so pünktlich als möglich befolgen würde. Darin läge doch eine Aussicht auf Genesung!

„Wie kann ich thun was er mich heißt?" versetzte er mit einem Anflug von Heftigkeit. „Es ist sehr leicht, einem Manne, der von seiner Arbeit lebt, zu sagen, daß er nicht arbeiten solle; aber wenn er dem Geheiß folgt, so muß er verhungern. Seine Arbeit ist sein Brod. Wie soll ich leben, wenn mir die Mittel zu meiner Existenz genommen sind?"

Ich fragte ihn, ob Doctor Weber ihm gänzliche Einstellung seiner Arbeit anempfohlen hätte.

„Ja, er sagte, es wäre das Beste, was ich thun könne. Ich gab ihm zur Antwort, daß es unmöglich sei, daß ich, so lange ich nur noch Tag von Nacht unterscheiden könne, arbeiten müsse, um für mich und mein armes Weib das tägliche Brod zu verdienen."

Er schwieg wie von großer Rührung überwältigt. Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort: „Ich muß bei alledem sagen, daß Doctor Weber sehr gut gegen mich war. Ich werde es ihm ewig danken. Er hatte ganz recht, mir reinen Wein einzuschenken. In einem Falle wie der meinige nützt es nichts, zu verheimlichen und zu bemänteln. Wahrheit ist immer das Beste. Er sagte mir, daß er ganz gut die Schwierigkeit einsähe, die es für mich haben müsse, seine Vorschriften pünktlich zu befolgen. Ich solle auch nur thun, was möglich wäre. Er meinte, ich könne für eine Zeitlang die schwierigeren Zweige meines Berufes einstellen, mit meiner Sehkraft haushälterisch umgehen und mein am meisten afficirtes Auge, das rechte, mehr benützen, als ich seither gethan. Er sagte mir ferner, daß ich, ohne es zu wissen und zu wollen, dem linken Auge seit lange alle Anstrengungen aufgebürdet hätte und daß dadurch mein rechtes Auge durch Mangel an Uebung in seinen Functionen noch mehr geschwächt worden wäre. Im Nothfalle solle ich mein linkes Auge zubinden, um das andere zur Thätigkeit zu zwingen. Im Uebrigen gab er mir denselben Rath wie Sie: mehr Aufmerksamkeit auf meinen Gesundheitszustand im Allgemeinen und nahrhafte Kost. Ich soll die Medicin ein paar Tage gebrauchen und dann wieder zu ihm kommen. Er war sehr gütig und ich bin ihm allen Dank schuldig, so wie auch Ihnen für Ihre Empfehlung. Ich bin froh, daß ich endlich weiß, wie es mit mir steht. Die Angst vor dem Schlimmsten hat mich jede Stunde verfolgt, ohne daß ich es mir versagen konnte, das Beste zu hoffen. Jetzt weiß ich, daß ich in Kurzem völlig blind sein werde. Besser das Unglück vorher kennen, als urplötzlich davon befallen werden. Aber es ist entsetzlich, unaussprechlich entsetzlich! Nicht um meinetwillen; — ich kann dulden wie jeder andere Sterbliche; aber sie, mein armes junges Weib! Was soll aus ihr werden! Was —"

Er konnte nicht weiter reden; er stand auf um fortzugehen. Als seine Hand schon auf dem Thürdrücker war, drehte er sich um und sagte: „Ich möchte Sie bitten, das, was wir besprochen, geheim zu halten, hier im Hause sowohl als anderwärts. Wollen Sie es mir versprechen?"

„Auf mein Wort, ich werde schweigen."

„Ich muß mir Zeit nehmen", fuhr er fort, „meine Lage zu bedenken. Meine Frau darf nichts erfahren, so viel ist gewiß; es möchte sie zu sehr quälen und aufregen. Sie wird früh genug das Unglück erfahren; so lange man es ihr verheimlichen kann, soll sie verschont bleiben. Armes, armes Kind!"

Er kam wieder näher und stellte sich in die Nähe des Ofens. Es schien ihm eine Art Vergnügen zu gewähren, von seinem Unglück zu sprechen und zwar zu Einem, der geduldig und theilnehmend zuhörte.

„Wenn ich es nur vor Jahren hätte ahnen können!" sagte er, „aber das war nicht möglich. Dennoch wie viel Elend wäre durch eine solche Voraussicht verhindert worden! Jetzt trifft mich der Schlag, da ich am wenigsten darauf vorbereitet bin.

Digitized by Google

Es ist jetzt eine schlimme Zeit für uns Kupferstecher. Es giebt viel weniger als früher in dieser Branche der Kunst zu thun und so Viele reißen sich um das Stückchen Brod. In meinen jüngeren Jahren war das anders. Es war damals die Zeit der Almanachs mit Stahlstichen. Jetzt aber ist Alles Holzschnitt und Photographie. Stahlstiche sind altmodisch geworden. Sonst hätte ich seither Ersparnisse machen können. Meine arme Frau — wie unglücklich habe ich sie nun gemacht! Die fürchterlichste Armuth, der Hungerstod wird unser Loos sein! Es wird mir im Grabe keine Ruhe lassen, daß ich dieses junge schöne Geschöpf mit mir in den Abgrund der Verzweiflung gezogen!"

(Fortsetzung folgt.)

Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne.

Landauer Erinnerungen von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

3. Ein militärischer Charakterkopf.

Vom Thurm der Stiftskirche war der Schlag der achten Morgenstunde über Landau hinweggedröhnt: auf der Straße klirrten Säbel, die Schildwache am Caserntthor präsentirte das Gewehr und gefolgt von einer Suite von Officieren trat der Major in den Hof. Die Recruten wurden in zwei Gliedern aufgestellt; selbstverständlich waren alle Augen auf den Major, den Lenker unserer zukünftigen Geschicke, gerichtet. Dieser war ein großer, stattlicher Mann mit einem ungeheueren fuchsrothen Schnurrbart und einer purpurschillernder Nase. Der Major begann, die Recruten den einzelnen Compagnieen zuzutheilen. Das Geschäft der Einrangirung war bald geschehen und der Major trat jetzt wieder vor die Front, um eine jener Reden loszulassen wie sie weder von Demosthenes noch aber von Cicero gehalten worden sind. Seine Beine wie einen Triumphbogen auseinander spreizend, erhub der Herr Major seine Stimme und sprach: „So, jetzt seid Ihr Soldaten, ja, jetzt seid Ihr's! jetzt exercirt fleißig und betragt Euch, wie's einem braven Soldaten zukommt. Des Königs Rock ist ein Ehrengewand und die Waffen sind Euer Schmuck. Also exercirt fleißig und betragt Euch anständig, denn von heut' an seid Ihr Soldaten!" Der Redner trat zurück, die Hauptleute aber traten vor, um die ihnen zugetheilte Mannschaft in Empfang zu nehmen.

„Elfte Compagnie hierher!" rief eine helle, dünne Stimme.

Wir schaarten uns um die Stimme, der Hauptmann trat in den Kreis und sprach zu dem Eigenthümer des hellen und dünnen Sprachwerkzeuges: „Sergeant Duschl, weisen Sie den Leuten ihre Zimmer an und verabreichen Sie ihnen die Armatur."

„Ja wohl, Herr Hauptmann!" fistelte der Sergeant und griff an seine Mütze. Der Hauptmann wandte sich zum Gehen und die gelangweilten Recruten wollten jetzt auseinander, doch Sergeant Duschl hielt sie mit Wort und That zusammen und trieb die ganze Herde in den Verschlag hinauf, um allda den Waffenschmuck unter sie auszutheilen: Helm, Muskete, Säbel und Patrontasche. Als Montur erhielten wir einstweilen nur alte, ausgemusterte Mäntel mit steifen Stehkrägen. Der Casernenwitz taufte diese Mäntel der Liebe: Dachauer. Dieser Sergeant Duschl war ein wunderlicher Kauz, schon sein Gesicht besaß etwas ungemein Bizarres: Duschl hatte nämlich ganz die Physiognomie eines Vogels und selbst seine Stimme war eine Art von Zwitschern zu nennen.

Nachdem sämmtliche Recruten ihre Dachauer und ihre Armatur richtig erhalten hatten, fühlte sich auch Sergeant Duschl veranlaßt, eine Rede zu halten. Ruhe gebietend, zwitscherte er: „Jetzt habt Ihr all das Gelump, was dazu gehört, um Eueren Nebenmenschen mit Anstand caput zu machen! mit der Flinte könnt Ihr ihn todt schießen — nota bene, wenn Ihr ihn trefft! mit dem Bayonnet und dem Schwert könnt Ihr ihn todt stechen — nota bene, wenn er still hält und sich's gefallen laßt! Doch nicht die Mordgier macht den wahren Krieger! Der Dichter Schiller, der zwar Euch harmlosen Landbewohnern unbekannt, trotzdem aber ein hochberühmter Mann gewesen ist, sagt in seinem schönen Lied von der Glocke:

Wer das Vieh nicht liebt, der liebt auch nicht die Menschen!

Diese Worte, ihr braven, munteren Kinder, schreibt Euch tief in Euere Herzen, denn sie sind der Anfang und das Ende aller Weisheit. Ich besitze eine Hecke voll Vögel und ein paar Eichhörnchen — gar hübsche und liebenswürdige Geschöpfe, an denen Ihr gewiß Euere Freude haben werdet. Sie wollen aber ernährt sein, denn von Euerer bloßen Freude können sie schlechterdings nicht leben. Diese Thiere sollt nun Ihr, Ihr wackeren Jünglinge, ernähren dürfen, ich vertraue sie Euch an. Ihr geht ja in Eueren Mußestunden so wie so spazieren! während Ihr aber lustwandelnd die Schönheit der Natur und die Allmacht Eueres himmlischen Vaters bewundert, sollt Ihr nebenbei Futter für meine Vögel und meine Eichhörnchen sammeln dürfen. Die dankbaren Creaturen werden Euch dafür ergötzen mit ihren schönsten Liedern und lustigsten Purzelbäumen.

Jetzt aber, Ihr jungen Menschen, schafft Euch so rasch als möglich aus dem Staub und unser Herrgott segne Euere Studia beim dritten Bataillon des * Linieninfanterieregiments!"

Mit diesen Worten riß Sergeant Duschl die Thür der Rüstkammer sperrweit auf und wie eine Herde Büffel rumpelten die Recruten die Treppe hinunter. Sergeant Duschl legte vor der Thür des Verschlages das schwere Hängschloß an, dann stieg er ebenfalls hinab, um sich drüben in der Marketenderei bei einem Glas Bier von seinen Strapatzen zu erholen.

In der Caserne hat jedes Zimmer seinen eigenen Charakter. Fast immer ist es der Zimmercommandant, der ihm denselben verleiht. Corporal Schnock zum Beispiel war musikalisch, denn er schlug, wie wir wissen, die Guitarre und sang höchst schmelzende und empfindsame Lieder dazu. Darum war auch das ganze Zimmer musikalisch und nirgends in der rothen Caserne stand die Tonkunst in üppigerer Blüthe als eben in Numero Acht.

Schnock — Mandoline und Gesang. Vier Hochländer — Schlagzither nebst Gesang. Mukl, der famose Märchenerzähler — Clarinette. Knöpfle, der schwäbische Mausfänger — Maultrommel. Der Rest der Mannschaft — Gesang, sowohl solo als auch en masse.

Im Feldwebelszimmer huldigte man dem Floracultus, es sah dort aus wie in einem Treibhaus.

Im Zimmer Nro. Zehn dagegen herrschte eine drittere Lebensanschauung. Hier regierte Sergeant Duschl als Monarch und Gesetzgeber und andere Aufgaben waren hier zu lösen als droben in Nro. Acht und drüben im Feldwebelszimmer, deren Bewohner sich fanatisch der Tonkunst und der Botanik widmeten. Das Zimmer, in welchem Sergeant Duschl die Inspection hatte, lag hinten hinaus nach der Mönchgasse und zwar ebener Erde, weshalb denn auch die beiden Fenster sorgsam vergittert waren, um das Ein- und Aussteigen militärischer Nachtwandler zu einer absoluten Unmöglichkeit zu machen. Die Brüstungen der beiden Fenster waren von oben bis unten mit Käfigen behängt, worin sich die verschiedenartigsten Vögel befanden. Auf dem Ofen stand ebenfalls ein drahtumsponnenes Haus, in welchem eine Eichhornfamilie logirte. Ein nach dem System der Tretmühle construirter Cylinder diente den Thieren als Turnplatz, und wenn die Hörnchen eine nur halbwegs blühende Phantasie besaßen, so konnten sie sich vorschwindeln, daß ihr grünangestrichener Käfig ein Urwald und die Tretmühle ein lustiger Baumwipfel sei. Das Bett des Sergeant Duschl stand neben einem der beiden Fenster, zwischen Bett und Fenster war ein gichtbrüchiger Schreibtisch eingekeilt und unter dem Tisch stand ein Korb, aus dem es zeitweise scholl wie eine Art von Wimmern. Die gefühlvolle Leserin würde höchst wahrscheinlich das Lallen einiger zarten Säuglinge daraus gemacht und sich darob empört haben, daß es für die Ebenbilder Gottes keinen würdigeren Platz gab, als einen Korb unter einem Tisch.

Doch trösten Sie sich, verehrungswürdigste Dame — trö-

sten Sie sich, denn was Sie für zarte Säuglinge halten, sind in Wirklichkeit nur einige jugendliche Pudel, die mit ihrer Wiege und ihrem sonstigen Schicksal ganz zufrieden zu sein scheinen.

Sergeant Duschl diente wohl schon achtzehn oder zwanzig Jahre beim Regiment. Ueber seine frühere Lebensstellung war nichts Sicheres zu erfahren, denn während er nach der Aussage der Einen weiland ein ehrsamer Metzgergesell gewesen, behaupteten die Anderen. Duschl habe seiner Zeit als Schulgehilfe fungirt.

Den widerspenst'gen Kindern
Versohlte er den Hintern
Und zog daraus mit Noth
Sein Stücklein trocken Brod!

Seines Amtes überdrüssig, habe er den Bakel mit der Muskete vertauscht und sei unter die Soldaten gegangen.

Ein origineller Kauz war Sergeant Duschl in allen Fällen und seine Redeweise, mit nichten die eines ehemaligen Ochsenmörders, appellirte beständig an die Lachmuskeln der Zuhörer. Und dennoch hätte er alle Ursache dazu gehabt, sich dem trübseligsten Hypochonder hinzugeben: schon seit Jahren unterhielt er nämli h ein Verhältniß mit einem Frauenzimmer, welches als Wäscherin dem Bataillon von einer Garnison zur anderen folgte. Duschl hätte nun das Mädchen längst schon gern geheirathet, aber er konnte niemals den Consens des Regimentscommandeurs erlangen und war stets mit seinem Gesuch abgewiesen und auf Weiteres vertröstet worden. Die Folgen dieser fortgesetzten Eheverweigerung blieben nicht aus: Duschl zeugte mit seiner Geliebten nach und nach fünf Kinder, die nun mit ihrer Mutter den Sergeanten auf all' seinen militärischen Kreuz- und Querzügen begleiteten. Die Familie wollte erhalten sein, die kümmerliche Löhnung reichte natürlich dazu nicht aus und Duschl mußte sich also nach anderweitigen Ressourcen umsehen. Er war Meister in der Hundedressur, besonders in der Erziehung und Ausbildung des Pudels leistete er das Unglaubliche. Er offerirte sich also als Mentor für alle vierfüßigen Telemache, ein Hundebesitzer empfahl ihn dem andern, und nicht lange dauerte es, so hatte der Sergeant die Hände voll zu thun, denn von allen Seiten strömten ihm wißbegierige Pudel zu, und Stück für Stück mußte zwei Kronenthaler Lehrgeld wichsen. Mit der Hundedressur verband der würdige Sergeant nach und nach eine Hundebörse: er kaufte und verkaufte wieder — natürlich mit entsprechendem Profit.

Aber auch dabei blieb er nicht stehen, sondern er zog noch weitere Artikel in den Bereich seiner Handelsspeculationen, bis sich zuletzt seine rastlose Geschäftsthätigkeit in einem äußerst schwunghaften Trafik mit jungen Seidenpudeln, Eichhörnchen und Vögeln gipfelte. Fortan war das Zimmer Nr. Zehn eine wahre Gebäranstalt zu nennen, denn Duschl sorgte für eine ununterbrochene Fortpflanzung seines thierischen Grundcapitals. Die Speculationswuth Duschls erstreckte sich auch gleichzeitig auf die Ernährung und Bekleidung seiner fünf Liebespfänder. Täglich um die Menagezeit stellten sich die Kinder in der Caserne ein und es fiel dann wohl in der Küche der elften Compagnie soviel ab, als nöthig war, um die fünf kleinen Mägen zu sättigen, denn welcher Koch wäre so hartherzig gewesen, daß er für das Bitten und Betteln des hungrigen Candidatenhäusleins hätte taub sein können! Dachte aber in diesem Punkt der Sergeant:

Giebt Gott das Häschen,
So giebt er auch das Gräschen,

so berief er sich in dieser Hinsicht auf den wunderschönen Trostspruch Evangelium Matthäi, Cap. 6, Vers 28 und 29, allwo es heißt: „Und warum sorget ihr für die Kleidung? schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich aber sage Euch, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben Eines!"

Duschl kannte ganz genau den Gesundheitszustand sämmtlicher Beinkleider und Waffenröcke der elften Compagnie. Wurde das eine oder das andere dieser Monturstücke krank, d. h. begann es mehr oder weniger fadenscheinig zu werden, so näherte sich der Sergeant dem Träger dieses Kleidungsstückes und redete ihm so lange in's Gewissen, bis der zerknirschte Kriegsmann sich seiner mangelhaften Tracht schämte und zum Entschluß kam, in der Bataillonsschneiderei einen neuen, Gott wohlgefälligeren Menschen anzuziehen. Die abgelebte Hose, oder der von des Gedankens Blässe angekränkelte Rock wurde dann für ein paar Kreuzer, oft auch nur für ein huldvolles Lächeln Eigenthum des Sergeanten. Auf diese Art und Weise geschah es, daß die fünf Kinder, Buben wie Mädels, Jahr aus Jahr ein, in Commistuch gekleidet waren, und da die Farbe desselben bekannter Maßen kornblau ist, so taufte der stets schlagfertige Casernenwitz die fünf Kinder mit dem Collectivnamen: „blauer Montag," und so oft sich das Fünfeck zeigte, hieß es: „Da kommt wieder der blaue Montag."

Aus all' dem wird nun der geneigte Leser den Schluß ziehen können, daß Duschl eine ungemein speculativ angelegte Natur war, und daß er ganz das Zeug zu einem Finanzminister besaß, denn bei einem knapp zugemessenen Budget nicht nur keine Schulden zu machen, sondern sogar noch Ersparnisse zurückzulegen — das ist wahrlich der schwersten Künste eine, und dem, welchem dieses Manöver gelingt, soll Niemand den Tribut der Hochachtung und der Bewunderung vorenthalten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

♁ **Mannheim,** 3. Januar. (Dr. Eckardt über den deutschen Bauernkrieg.) Waren die gehäuften Feiertage der letzten Woche, oder war das kalte Wetter schuld daran, daß die gestrige Vorlesung im Aulasaal nicht so stark besucht war, als sie es verdient hätte? Wenn Hr. Dr. Eckardt vor einem gewissen Zuviel in der Anwendung blumigen Styles sich zu wahren weiß — und gestern wußte er es —, so ist er bekanntlich Meister im eleganten und doch zugleich klaren Vortrag; und der Gegenstand, den er sich gewählt hatte, interessirt den Deutschen jedenfalls mehr, als alle Herrlichkeiten von Ninive und Babylon. Es ist ein wahres Verdienst, solche „fast vergessenen" Ereignisse einem größeren Publicum vor Augen zu führen, das ihren Zusammenhang mit der heutigen Entwickelung unserer Zustände nicht kennt. Wir sind, schon von Parteistandpunktswegen, nicht mit jedem Urtheil, mit jeder Nutzanwendung und Parallele des Redners einverstanden; allein darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob das Auditorium wirklich die Belehrung und Anregung findet, die es in solchen Vorlesungen sucht. Hr. Eckardt wußte auf dem Hintergrund einer gutgezeichneten Skizze der Zeit die Ereignisse und Persönlichkeiten jener leider gescheiterten großen Revolution des 16. Jahrhunderts so klar und deutlich und im Ganzen so richtig zu charakterisiren, daß wir sie vor uns gehen und stehen zu sehen meinten: die religiösen Kämpfe und die politischen und socialen Leiden in den Volkskreisen; die falsche Politik des Hauses Habsburg, das die religiöse, den einseitigen Standpunkt Luthers, der die sociale Seite der Revolution nicht begriff; die eigennützige Berechnung der Kleinfürsten; der vergebliche Appell der nationalgesinnten Ritterschaft an den Kaiser — dann die Einzelfiguren, namentlich Jäcklein Rohrbachs, Wendelin Hipplers, des Landsknechts Götz v. Berlichingen, Florian Geyers, der schwarzen Hofmännin nicht zu vergessen, und vieler Anderer gaben ein anschauliches, farbenreiches und gemüthbewegendes Bild von dem Verlauf und dem tragischen Ende einer Volkserhebung, deren Programm allerdings heute noch nicht ganz verwirklicht ist. Wir haben bei'm Ausgang aus der Aula kein Gesicht gesehen, auf dem sich nicht Befriedigung ausgesprochen hätte.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 4.

*—r. Maison garnie.

(Fortsetzung.)

Ich war tief gerührt. Das, was Herr Avanier über seine Frau sagte, drang mir bis ins innerste Herz und ich würde nicht weniger bewegt gewesen sein, auch wenn ich nicht eine jugendliche Schwärmerei für Madame Avanier gehegt hätte. Ich bat ihn mit dringenden Worten, sich nicht so gänzlich der Hoffnungslosigkeit hinzugeben, es wäre ja doch nicht unmöglich, daß er durch Befolgung der Rathschläge des Arztes wo nicht völlig geheilt, doch vor Blindheit bewahrt bleiben könne. Aber mein Zuspruch war tauben Ohren gepredigt.

„Ich habe für Mathilde nichts ersparen können," sagte er, „und soweit ist es meine Pflicht zu arbeiten, so viel und so lange ich noch kann. Vielleicht in acht Tagen schon werde ich blind sein, warum soll ich die kurze Gnadenfrist benützen? Jeder Kreuzer, den ich jetzt noch erwerbe, sichert sie eine Stunde länger vor dem Verhungern. Ich glaube nicht an meine Heilung; ich kann an meine Cur keine Zeit verschwenden. Wozu mir Illusionen machen? Für mich giebt es keine Hoffnung und durch Unthätigkeit sündige ich unverzeihlich."

Der Mann war durch nichts in der Welt zu beruhigen. Sein Vorhaben, wo möglich noch angestrengter zu arbeiten, war completer Wahnsinn. Aber er hatte sich völlig in die Idee verrannt. Ich fragte, ob er denn keine Freunde hätte, die ihm rathen und nöthigenfalls helfen könnten.

„Ich habe keine Freunde," antwortete er traurig, „und meine Frau hat keine. Armes Kind! Sie entfremdete sich der ganzen Welt, als sie mich heirathete. Es ist meine Schuld, Alles meine Schuld. Doch glaubte ich recht zu thun. Sie war unglücklich zu Hause. Ihr Vater ist ein reicher angesehener Mann. Nach dem Tode ihrer Mutter heirathete er zum zweiten Mal, ein Geschöpf unter seinem Stande, von schlechtem Ruf. Mathilde konnte diese Creatur nicht an der Stelle ihrer angebeteten Mutter sehen. Ich hatte einen Auftrag von ihm, ich sollte ein berühmtes Gemälde seiner Sammlung in Kupfer stechen. Sie interessirte sich für meine Arbeit und sah mir oft dabei zu. Ich wußte bald, wie übel sie d'ran war und daß sie ihr Leben im Vaterhause kaum ertragen konnte. Ich bemitleidete — ich liebte sie. Dies war natürlich Wahnsinn. Ich war so viel älter als sie, ich hätte ihr Vater sein können. Dazu war ich ein Mann, der einzig von seiner Arbeit lebte. Ich erwartete auch keine Gegenliebe, ich hoffte nur, sie würde mit der Zeit mich als ihren besten Freund betrachten. Endlich konnte ich ihr eine Heimath, einen eigenen Herd bieten. Alles war klein und gering, aber doch ein ehrenhaftes Obdach. Auf alle Fälle konnte sie glücklicher sein als bei ihrem Vater und bei der verhaßten Stiefmutter, die ihr keine Peinigung und keine Demüthigung ersparte. Ich sagte ihr Alles, ich verbarg ihr nicht meine Armuth. Wenigstens diesen Vorwurf habe ich mir nicht zu machen. Ich stellte ihr ehrlich und wahrheitsgetreu vor, welches Loos ich ihr bieten könne und überließ es ihr, Ja oder Nein zu sagen. Sie sagte Ja. Sie war majorenn, wir heiratheten uns ohne ihres Vaters Einwilligung. Es war sehr unüberlegt ihrerseits, wie Sie sagen werden, doch bis jetzt hat sie den Schritt keinen Augenblick bereut. Das wird noch kommen! Armes, armes Kind!"

„Und ihr Vater — ihre Angehörigen?" fragte ich.

„Ihr Vater hat sie nie mehr gesehen, hat sich gänzlich von ihr losgesagt. Ihre Freunde und sonstige Verwandte kümmerten sich nicht mehr um sie; wahrscheinlich ist sie von ihnen längst vergessen. Kann sie wohl jetzt deren Hilfe beanspruchen? Lieber würde sie verhungern, — und sie muß verhungern, da ihre einzige Stütze ein blinder Kupferstecher ist. Welcher Hohn liegt in diesen Worten! Sie werden sagen, Herr Rohrfeld, daß ihre Familie sich ihrer annehmen wird, sobald ich durch mein Gebrechen ganz mittellos sein werde, aber dem ist nicht so. Diese kleinlichen Menschen werden nur triumphiren; Mitleid kennen sie nicht. Sie haben es ja vorhergesagt, daß sie an den Bettelstab kommen würde; es wird ihnen eine Freude sein, ihr Unglück als die göttliche Strafe ihres Ungehorsams gegen ihren Vater darzustellen. Mitleid und Beistand von diesen Pharisäern? Daran ist nicht zu denken. Im Armenhause wird sie es besser haben a's bei ihnen. Und in's Armenhaus wird sie gehen müssen. Freunde? Nein, wir haben keine."

Er sprach mit Bitterkeit, er fühlte es wohl selbst und setzte rasch hinzu: „Sie sind ein Freund, das erkenne ich an, und Gott verhüte, daß ich undankbar sein sollte. Ich sprach nur von solchen Freunden, die sich meines armen Weibes als einer nahen Angehörigen erbarmen könnten." Dann schüttelte er mir mit Herzlichkeit die Hand. „Ich habe Sie zu lange aufgehalten, wie ich fürchte," sagte er noch, „und Sie mit der Aufzählung meiner häuslichen Sorgen belästigt. Verzeihen Sie mir und denken Sie, daß es einem Unglücklichen wie mir ein Trost war, mich aussprechen zu können. Sie sind so geduldig, so barmherzig. Wem soll ich sonst mein Herz ausschütten? Meine Frau darf keine Ahnung von dem drohenden Unheil haben, es würde sie tödten. Nochmals bitte ich Sie um absolute Verschwiegenheit."

Er zitterte und trocknete sich die kalten Tropfen von der Stirn. Als er gegen die Thür ging, war sein Schritt so unsicher, daß ich mich erbot, ihn in seine Wohnung zu geleiten. Aber er gab es nicht zu. Ich leuchtete ihm jedoch bis auf den Vorplatz, wo ich mit einigem Erstaunen Frau Dortenbach bemerkte, die mit einer ihr sonst ganz unähnlichen Reinlichkeitsliebe das Treppengeländer vom Staube säuberte. Hatte sie vielleicht an der Thür meines Zimmers gehorcht? Es war sehr möglich und sie war die Frau dazu. Aergerlich war's ganz gewiß. Herr Avanier hatte dann und wann in der Aufregung besonders laut gesprochen. Wenn sie uns belauscht hatte, so würde sie auch das Gehörte wieder erzählen. Meistens horchen Leute nur, um das Erhorchte weiter zu tragen. Sie konnte mit ihrer heimlich erlangten Kenntniß großes Unheil anrichten. Aber es würde nichts nützen, sie zum Schweigen aufzufordern. Es verdroß mich über die Maßen, doch wußte ich keine Abhilfe.

5.

Sowie ich Doctor Weber wiedersah, sprach ich mit ihm über Avanier.

„Ah, Ihr Freund, den Sie mir zuschickten?“ sagte er, als ich den Namen nannte; „mit dem steht's schlecht. Nahezu der schlimmste Fall von Amaurosis, der mir in meiner Praxis vorgekommen.“

„So denken Sie, er habe keine Aussicht auf Besserung?“

„Sehr wenig; beinahe möchte ich sagen nicht die geringste. Beide Augen sind leidend und der Mann ist überhaupt nicht gesund. Mangel, Sorge, Ueberarbeitung, wahrscheinlich schlechte Kost haben ihn arg heruntergebracht. Er hätte längst zu mir kommen sollen, aber natürlich, derlei Leute bilden sich immer ein, wenn sie das Ding nur still halten, würde es ganz von selbst besser werden. Er war, wie ich denke, immer ein schwacher Mann und hat nie auf seine Gesundheit Acht gegeben. Er ist ein Künstler, nicht? Ach ja, er sagte mir, ein Kupferstecher. Uhrmacher und Kupferstecher sind in dem Falle die schlimmsten Patienten. Künstler im Allgemeinen nehmen keine Vernunft an. Sie ruiniren ihr Nervensystem durch unnatürliche Lebensweise und wenn die Natur sich endlich rächt, wundern sie sich über ihr Unglück und meinen, sie wären ganz besondere Pechvögel. Ich bin überzeugt, der Mann wird keinen meiner Rathschläge befolgen.“

Ich erinnerte Doctor Weber daran, daß Herr Avanier von seiner Arbeit lebte und es besonders schwierig für ihn wäre, nach den empfangenen Vorschriften zu handeln.

„Das weiß ich Alles ganz gut“, erwiderte er scharf; „ich erwartete auch gar nicht, daß er seine Arbeit ganz einstellte, obschon er über kurz oder lang dazu gezwungen sein wird. Ich verlangte nur, daß er sich ein wenig schone. Das thut er denn natürlich nicht, ich kenne diese Art Leute. Er hat keine moralische Kraft, er ist nur zuweilen, so zu sagen stoßweise, energisch, wobei er sich einbildet, ein fester Charakter zu sein. Vielleicht läßt er die Medicin, die ich ihm verschrieb, bereiten, aber gebrauchen wird er sie nicht. Er wird auch im Uebrigen ganz so fortleben, als ob er nie Flecke auf dem Auge gehabt und mich niemals consultirt hätte.“

„Und was wird daraus werden?“

„Stockblind wird er werden, ohne Frage. An Heilung ist dann nicht zu denken. Wenn er sich alle Mühe gäbe, blind zu werden, so könnte er nicht erfolgreicher zu Werke gehen, als er es thut, wie ich überzeugt bin. Ich kenne die Art Leute.

„Er darf doch wieder zu Ihnen kommen?“

„Ganz gewiß, aber er wird nicht wollen. Ich habe ihn selbst aufgefordert, mich zu jeder Zeit aufzusuchen; doch Sie werden es erleben, daß er sich nicht wieder vor mir blicken läßt. Mein Rath war ihm nicht bequem und so denkt er, er wolle ihn lieber nicht befolgen. Wenn er fast ganz blind sein wird, wendet er sich ohne Zweifel an einen Charlatan, der ihm schmeichelt und Hoffnung macht und den letzten Groschen aus der Tasche lockt. Er ist arm, nicht wahr?“

Ich mußte bejahen.

„Er sollte aber doch wissen“, fuhr Doctor Weber fort, „daß ein halber Laib Brod besser ist als gar keiner. Wenn er mäßig arbeitet, kann er sich noch eine Zeitlang durchbringen. Kommt Zeit kommt Rath. Wenn er aber seine Augen nicht schont, so wird er in ganz Kurzem so hilflos sein, wie ein neugeborenes Kind.“

Ich erwähnte dann, daß er eine junge Frau habe, für die er sorgen müsse, und der er um jeden Preis seinen Zustand zu verheimlichen beabsichtige.

„Das ist denn purer Blödsinn,“ meinte der Doctor. „Viel besser wenn sie die Wahrheit kennt. Es ist die größte Thorheit, das Unglück vor ihr zu verschweigen. Frauen besitzen oft weit mehr Geisteskraft, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Ist sie noch sehr jung?“

„Sie könnte wenigstens seine Tochter sein und ist ein zartes interessantes Wesen.“

„Sie sollte unbedingt erfahren, wie es steht. Es wird sie erschrecken, aber sie wird sich fassen. Und dann kann sie ihm von unberechenbarem Nutzen sein, indem sie ihn pflegt und zur Befolgung ärztlichen Rathes antreibt. Sie kann ihn an übermäßiger Arbeit hindern. Wenn ich mit ihr bekannt wäre, so würde ich es übernehmen, sie aufzuklären. Mit ängstlichem Zartgefühl ist hier nichts gethan. Einmal muß sie es doch wissen und dann wird es noch viel ärger sein. Es wird sie auch verletzen, daß man ihr kein Zutrauen schenkte.“

Doctor Weber hatte wohl Recht, aber ich konnte mich doch nicht dazu verstehen, Madame Avanier die schreckliche Mittheilung zu machen, wie er von mir zu erwarten schien. Ich sprach mich offen darüber aus.

„So suchen Sie den Mann zur Vernunft zu bringen“, erwiderte er. „Sehen Sie daß er sich nicht wie ein Verrückter benimmt und daß er wieder zu mir kommt. Und“, setzte er leiser hinzu, „wenn er einmal die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen muß, was doch wohl schließlich geschehen wird, so kann er darauf rechnen, daß ich mit einer hübschen Summe vorangehen werde.“

Mit aller seiner schroffen kurzen Manier war der Doctor doch ein herzguter Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne.

Landauer Erinnerungen von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

4. Heiteres aus trauriger Zeit.

Am Tag nach unserer Einrangirung in die verschiedenen Compagnieen sollte das Exercitium beginnen und so rückte denn früh Morgens die junge Mannschaft aus. Gleich hinter der rothen Caserne liegt das sogenannte „Zimmerplätzchen“. Hier sollten wir den Elementarunterricht im Waffendienst erhalten, erst dann ging's zu größeren Uebungen hinaus auf den Horst.

Der Leser hat vielleicht schon im Frühjahr dem Recrutenexercitium eine Weile zugeschaut und sich gewiß im Stillen darüber gewundert, wie es möglich sei, daß sich die Unterofficiere, noch mehr aber die Recruten in diesem Durcheinander von Menschen und Commandoworten zurecht finden können. Das Zimmerplätzchen zu Landau ist keineswegs groß; auf dem engen Flächenraum stand es dicht gesäet mit Recruten. Wir trugen damals noch das weiße Kreuzbandelier und jene unsinnigen Patrontaschen, in denen der Soldat sein ganzes Mobiliar unterbringen konnte. Das Exercitium begann. „Links, rechts! links, rechts!“ intonirten die Unterofficiere, um dadurch die richtige Cadenz anzudeuten. Steif, als hätten wir einen Ladstock verschluckt, die Arme fest an den Leib gepreßt, marschirten wir hin und her. Man glaubt gar nicht, wie sehr das Exercitium den Recruten anstrengt und ermüdet. Die geschraubte Haltung, die ungewohnten Bewegungen, dazu noch die innere Aufregung — dies zusammen endigt mit einer allgemeinen Abspannung der Musculatur. Dem einfachen Marschiren nach einer geraden Richtung hin folgten alsdann die Seitenbewegungen rechts um und links um. Die Märzensonne brannte heiß und stechend, den Recruten lief das helle Wasser über's Gesicht. Der inspicirende Lieutenant bummelte theilnahmlos auf

und ab, rauchte behaglich seine Cigarre und richtete gelegentlich seinen Zwicker auf die Kindsmägde, die, wie in allen Garnisonen, so auch hier die Dressur der Vaterlandsvertheidiger genau und aufmerksam beobachteten.

Müd und abgespannt kehrten nach einigen Stunden die Recruten in die Caserne zurück. Kaum wurde ihnen die Zeit gegönnt, sich ein wenig zu verschnaufen und die Menage hinunterzuwürgen, als sie auch schon wieder zum theoretischen Unterricht mußten. Dieser sogenannte theoretische Unterrich war für den Unterofficier, der ihn abhalten mußte, eine wahre Marter, für die Mannschaft aber, die ihn erhielt, ein langweiliger und unfruchtbarer Quark.

Die Namen und Titel Seiner Majestät, Ihrer Majestät, sowie sämmtlicher Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Hauses, die Namen und Farbenauszeichnungen der einzelnen Regimenter, die Lehre von den Ehrenbezeigungen und dergl. bilden die vorzüglichsten Bestandtheile dieser militärischen Instruction. Für den Recruten mag's angehen, denn er soll am Ende auch diese Sachen kennen lernen. Aber auch für den alten und langgedienten Soldaten schritt dieser Unterricht um keinen Zoll weiter, und wenn Einer bei dem Regiment einen grauen Kopf bekam, so mußte er immer noch anhören, daß des Königs jüngster Herr Bruder auf den Namen X. X. getauft worden, und daß die Frau Prinzessin N. N. an Seine Durchlaucht den Herrn Erbprinzen von N. N. verheirathet sei; ferner, daß das achte Linieninfanterieregiment — die liebenswürdigen Passauer — so und so heißt und schwefelgelbe Krägen und Aufschläge trägt, während das zweite Chevauxlegersregiment Thurn und Taxis heißt und merkwürdiger Weise carmoisinroth ausstaffirt ist; ferner, daß vor den subalternen Graden nur geschultert, vor den Herren Stabsofficieren dagegen das Gewehr präsentirt wird.

Man konnte den theoretischen Unterricht für den Soldaten ungemein interessant und nutzbringend machen, indem man ihm — vorzüglich zur Winterszeit — in populärer Form Aufklärung gab über staatsbürgerliche und allgemein politische Verhältnisse. Man zog es jedoch vor, beim stabilen Schlendrian zu bleiben und den alten, zum Ekel genossenen Brei immer und immer wieder zu käuen. Bequemer war dies jedenfalls!

Nachmittags um zwei Uhr wurden die Recruten abermals auf das Zimmerplätzchen gebracht, um zu turnen und zwar nach dem neuen, damals kaum eingeführten System — einem System, das, von irgend einem Vocatious ausgeheckt, durch seine Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit schon im Entstehen den Todeskeim in sich trug, nach kurzer Zeit denn auch wieder abgeschafft und als schätzbares Material in die Rumpelkammer des wohllöblichen Kriegsministeriums niedergelegt wurde, um allda neben anderen hochweisen Rescripten zu schlummern bis zum jüngsten Gericht.

Dieses Turnen, ohne die geringste Anwendung von Kletterbaum, Reck und Barren, bestand aus nichts als den grotesksten und widernatürlichsten Stellungen und Bewegungen, die man sich nur denken kann. Zweifelsohne war das Ganze die geniale Erfindung irgend eines Kanzleirathes, der hinter seinem Schreibtisch dieser Heilgymnastik pflog, um sein Mittagessen zu verdauen und seine Hämorrhoiden zu vertreiben.

Die Recruten wurden demgemäß in einer Linie aufgestellt, die Distance von dem einen zu dem anderen betrug die Spannweite des Armes. In dem bayerischen Heer beginnt Alles mit Gott und dem Commandowort: „T' Achtung!" Der vorgeschobene Consonant T soll dazu dienen, um die nachfolgenden Sylben desto schärfer und energischer betonen zu können.

Der Corporal Gemeinwieser, ein Rataplan vom reinsten Wasser, sollte den Turnunterricht leiten. „T' Achtung!" commandirte er mit seinem markerschütternden Bierbaß; die Linie pflanzte sich, unbeholfen genug, in die Attitüde der Ruhe und der Aufmerksamkeit: die Beine straff und stramm geschlossen, die Fußspitzen nach außen gekehrt, die Arme fest an den Leib gezogen, die Hände flach an die Schenkel gepreßt — der Art, daß die Daumen hinter die Hosennaht zu liegen kommen; den Kopf in die Höhe, die Schultern zurück, Brust heraus, Bauch hinein.

Jetzt war noch die Linie „auszurichten." Sich neben den rechtsstehenden Flügelmann postirend, visirte Corporal Gemeinwieser die Front hinab. „Numero sechs heraus! Numero sieben, acht, neun und zehn, zurück!" Die dergestalt bezeichneten Recruten nivellirten sich sofort. „Dort drunten Der mit seinem Braumeistersbauch — zurück!" Dort drunten aber rührte und regte sich nichts. „Himmelherrgottkreuzmillionenschwerenothsacramentsdonnerwetter! Kerl, willst Du deinen Kartoffelranzen hineinziehen, oder soll ich Dir helfen?" brüllte Corporal Gemeinwieser, indem er vortrat, um den Besitzer der vorspringenden Körperpartie ausfindig zu machen. Der Bauch hatte sich aber schon eilfertig „ausgerichtet." Endlich war das Planirungswerk vollbracht; in kerzengrader Linie dehnte sich die lange Front auf dem Zimmerplätzchen hinab und jetzt trat der Corporal fünf Schritte zurück, um zu erklären, was eigentlich geschehen solle. Dann commandirte er: „Arme — — vor!" Die Turner hoben sofort ihre beide Arme und streckten sie in Brusthöhe wagrecht vor sich hin. „Arme — — hoch!" Die Turner hoben ihre Arme senkrecht empor, als wollten sie betheuern, daß sie an diesem Hocuspocus unschuldig seien. „Rechtes Bein — — vor!"

Die Turner thaten, wie ihnen geheißen war; da sie aber die Balancirkunst nur höchst mittelmäßig verstanden, so war der Totaleffect ein mißlungener zu nennen und Corporal Gemeinwieser äußerte darob seine Unzufriedenheit. „Linkes Bein — — vor!" Die Turner hoben das genannte Körperglied vom Boden auf und streckten es horizontal vor sich hin, aber kaum eine Secunde — dann begann wieder das Gewackel von Neuem und Jeder haschte mit beiden Händen nach seinem Nebenmann, um hier einen Haltpunkt zu gewinnen. Da aber der Nebenmann auf nicht minder schwachem Beine stand und einer Unterstützung ebenso bedürftig war, so machte sich die Sache sehr schlecht und das europäische Gleichgewicht wurde erst dann wieder in den status quo ante zurückgebracht, als jeder der Equilibristen wieder glücklich auf seinen zwei Füßen stand. Da mit den Beinen für heute nichts zu machen war, so kehrte Corporal Gemeinwieser zu den Armen zurück. Das ging denn; nur daß manchmal ein Tollpatsch die Begriffsworte links und rechts miteinander verwechselte und die entgegengesetzte Extremität von sich streckte, worauf dann Corporal Gemeinwieser mit väterlich liebevollen Andeutungen dem verlorenen Sohne aus dem Traum half. Dann commandirte er: „Dreht Euch!" Zu diesem Behufe erhoben die Jünglinge ihre Arme, als wollten sie bei unserem Herrgott um Pardon petitioniren; dann aber begannen sie, ihre Arme wie die Flügel einer Windmühle zu drehen, erst langsam, hierauf schneller und immer leidenschaftlicher. Da sie jedoch bei diesem ungestümen Manöver den ursprünglichen Abstand von einander — die Spannweite des Armes — verloren und sich immer näher und näher rückten, so war das End' vom Lied, daß sie sich links und rechts Ohrfeigen austheilten, was jedenfalls für die zahlreich versammelten Zuschauer dieser Tragicomödie — Tagdiebe und Kindsmägde — amüsanter war, als für die Acteurs selber. „Arme — — auseinander!" kommandirte der Turnlehrer. Die Recruten spannten ihre Arme nach beiden Seiten aus. „Schließt Euch!" Die Jünglinge bewegten ihre Arme nach vorn und schlugen klatschend die Hände zusammen — ganz wie es die Kinder machen und dabei singen:

„Patsche, patsche Kuchen,
Der Bäcker soll nicht fluchen!"

Dann aber kam der Schluß und Glanzpunkt dieser militärischen Gymnastik. Es erscholl nämlich das Commandowort: „Hockt Euch!" Durch den versammelten Pöbel lief ein heiteres und erwartungsvolles Gemurmel, der inspicirende Lieutenant zog sich aber schamhaft zurück und that, als ob ihn die ganze Geschichte nichts angehe. Es hieß also: „Hockt Euch!" Auf dies Commando hin knickten die Jünglinge zusammen, und machten sich klein und immer kleiner bis sie zuletzt in langer Linie da-

saßen wie kauernde Affen. Während dieses: „Arme hoch! rechtes Bein vor!" höchstens den Stempel der Lächerlichkeit und der Abgeschmacktheit trug, war dieses „Hockt Euch!" (schon häßlich als bloser Wortklang) ein geradezu unsauberes Bild, das von dem gaffenden Pöbel mit Halloh begrüßt wurde, während jeder Soldat, der einigermaßen Decenz besaß, sich dessen schämte. Auch die Officiere wandten sich, wenn „Hockt Euch!" an die Reihe kam, meistens ab, um sich diesen ignobelen Anblick zu ersparen.

Einige Schritte davon standen ein ältlicher Herr und eine junge Dame — wohl seine Tochter. Halb spöttisch, halb mitleidig betrachtete sich der alte Herr mit seinen klugen, goldbebrillten Augen die auf dem Boden herumhockenden Jünglingsgestalten. Die junge Dame hingegen war durch den ungraziösen Anblick offenbar verlegen, denn sie hielt ihr Augenmerk auf den gegenüber liegenden Wall gerichtet, auf dem eine andere Recrutenabtheilung gravitätisch hin und herstelzte wie eine Gesellschaft Reiher oder Kraniche. Soeben fiel der Blick des alten Herrn auf mich, der ich wie ein affenartig zusammengestauchter Knäuel auf dem Boden kauerte; eine leise Armbewegung ihres Begleiters lenkte auch die Augen der jungen Dame auf mich, der vor Scham in die Erde versinken zu müssen glaubte. Jede unschöne Körperstellung, zu der ein gebildeter Mensch gezwungen ist, wird Frauen gegenüber zur peinlichsten Qual, und konnte es wohl für mich eine undankbarere Position geben, als dieses garstige Hocken vor den Füßen eines achtzehnjährigen, schönen Mädchens?!

Der inspicirende Lieutenant winkte den Corporal zu sich und sprach die geflügelten Worte: „Hören's, Gemeinwieser, lassen's die Mannschaft im Zehengang in die Casern' einrucken."

„Jawohlllll, Herr Lieutenant!" schnarrte der Corporal und griff, von Hochachtung durchdrungen, an seine Mütze. Dann trat er zu seinen Schülern zurück, um sie durch Wort und Vorbild in das Geheimniß des Zehenganges einzuweihen. Ziemlich zerstreut folgte ich der Erklärung, denn mein Hauptaugenmerk war auf den alten Herrn mit der goldenen Brille gerichtet. Der hatte sich mit seiner Begleiterin weiter rückwärts an die Straßenecke postirt und während die junge Dame angelegentlich zu reden schien, nickte der alte Gentleman beistimmend mit dem Kopfe, wobei sein Auge fortwährend mit dem eigenen Ausdruck von Spott und Mitleid den Corporal und seine Zöglinge beobachtete. —

Endlich schien der Instructor mit seiner Erklärung fertig zu sein, dann, eine majestätische Haltung annehmend, commandirte er mit der ganzen Lungenkraft eines Stentors: „T' Achtung!" Steif und leblos, wie ein Wachsfiguren-Cabinet stand's die Front entlang. „Links — — um!" Dieses Commando rief eine heillose Begriffsverwirrung hervor: der Eine machte nämlich links um, sein Nebenmann dagegen rechts um — die mathematische Folge war ein mehr oder minder derber Zusammenstoß. Der gaffende, süße Pöbel fand dies sehr ergötzlich. Dann trat die ganze Schaar unter dem wiehernden Gelächter des Publicums den famosen Zehengang an.

Denkt Euch nun ein paar Dutzend junge Leute, die mit mehr oder minder dummen Gesichtern und mit dem feierlichsten Ernst eine Procession auf den Zehenspitzen veranstalten, als führe ihr Leidensweg durch ein Spalier von Eiern; denkt Euch das Gewackel, das Umknicken, das verzweifelte Haschen nach Gleichgewicht — — und ganz gewiß wird es um Euere Mundwinkel humoristisch zucken.

Langsam und gravitätisch, im Gänsemarsch, wie Cooper'sche Indianer, die den Kriegspfad wandeln, wackelten die Zehengänger, von dem fluchenden und schimpfenden Corporal escortirt, über das Zimmerplätzchen und verschwanden, einer nach dem anderen, in dem Portal der Caserne. Lachend und witzelnd verließ sich das Publicum; auch der alte Herr und die junge Dame entfernten sich langsam. Diesmal schienen jedoch die Beiden ihre Rollen vertauscht zu haben, denn während das Mädchen schweigsam des Weges ging, focht der Alte heftig mit den Armen in der Luft herum und schien seinem langverhaltenen Unwillen jetzt den vollsten Ausdruck zu geben. — O! es kommt schon noch eine Zeit, wo man ungläubig den Kopf schütteln und es nicht mehr begreifen wird, wie sich einmal vernünftige und erwachsene Menschen — Krieger! Vaterlandsvertheidiger! — zu all' dem Blödsinn hergeben mußten, der in den Canzleien ausgeheckt und dann, sauber abgeschrieben und mit verschiedenen Siegeln beklext, zu einem giltigen Gesetz erhoben worden ist!

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

△ **Mannheim,** 4. Januar. (Vorlesungen Heidelberger Gelehrter im Aulasaale zu Mannheim. VI, Schenkel über Schleiermacher.) Der Schmetterling, der glänzende Liebling des Sonnengottes, ist eine garstige Raupe gewesen! Dieses Wunder der Metamorphose begiebt sich nicht selten in der Geistes- wie in der Körperwelt. Jeder Paulus ist ein verwandelter Saulus. Daniel Schenkel, wer kennt ihn nicht, der Sanct Georg der streitenden protestantischen Kirche, der allen Lindwürmern des Obscurantismus zu Leibe geht, den feuerigen unermüdlichen Kämpfer für das Recht der freien Volks- und Gemeindekirche? Und doch hat auch er einst in der Schweiz die Schweine des Obscurantismus gehütet! Und doch hat auch er einst in Heidelberg, als Professor der Gottesgelahrtheit, Kirchenrath und Rector magnificus, gegen Kuno Fischer, den liebenswürdigen Philosophen, den Blitzstrahl des Obscurantismus, den Bannfluch geschleudert! Seitdem ist Schenkel in sich gegangen. Er hat den Saulus abgeschüttelt. Von den Lorbeeren des Wolfenbütteler Fragmentisten, eines Strauß und eines Renan hingerissen, hat auch er es gewagt, das von den Evangelisten überlieferte Bild des größten Märtyrers der freien Forschung, den die Pharisäer und Obscuranten dem peinlichen Gerichte der Römer überliefert haben, von seiner mythischen Ornamentik abzulösen und der menschlichen Beschauung und Liebe näher zu rücken. Die Hengstenberger haben sich gegen ihn erhoben und haben ihn als Irrlehrer ebenfalls ans Kreuz genagelt, aber freilich, Dank der Gesittung des 19. Jahrhunderts, nur in effigie.

Schenkel hat uns heute das Bild des berühmten Preußischen Theologen, dessen Säcularfeier im November begangen wurde, vorgeführt. Das freie, lebendig sprudelnde Wort verrieth unmittelbar den vielgewandten Redner, manche salbungsvolle Breite den Kanzelredner. Voll und frisch gestaltete sich das Bild vor unseren Augen. Mit dem hohen Piedestal, das Schenkel dem Sohne des reformirten Feldpredigers errichtet hat, können wir uns jedoch nicht einverstanden erklären. Zollen wir Schleiermacher den ganzen Zoll homiletischer Bewunderung, ihn aber als Preußens größten Mann zu verherrlichen, das ist zu viel, — ihm einen ewigen Nachruhm zu versprechen, das ist zu kühn. So leicht vergeben sich die Kränze der Unsterblichen nicht. Schleiermachers hohe, von dem Redner gepriesene Sittlichkeit anzuzweifeln, ist uns fern. Aber Das, was man „seine Ehe" mit dem Entführer Dorothea Veit's, mit dem Schöpfer und Buhlen der Lucinde, nennt, bleibt uns auch heute noch ein ungelöstes Räthsel, wenn wir selbst von seinem Verhältniß zu der Predigersgattin Leonore Grunow schweigen wollen. Schleiermacher uns als deutschen Patrioten darzustellen, gebrach es dem Redner an Zeit, vielleicht auch an Material. Neben den großen Patrioten der Befreiungsepoche finden wir für Schleiermacher keinen Platz. — Alles in Allem war der Vortrag eine fesselnde geistreiche Studie, für die wir danken dürfen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 5.

*—r. Maison garnie.

(Fortsetzung.)

6.

Ein paar Tage nach der eben erzählten Unterredung saß ich allein in meinem Zimmer in meine Studien vertieft, als an die Thür geklopft wurde und auf mein „Herein" Leonhard Reichling auf der Schwelle erschien.

„Mir fällt ein Apotheker ein; er wohnt hier irgendwo herum," recitirte er aus Romeo und Julie.

„Zufällig bin ich kein Apotheker," erwiderte ich kurz.

„O nein, ich weiß ja, daß Sie ein angehender Doctor sind! Aber wer kann sagen, ob Sie nicht eines Tages froh sein würden, Apotheker zu sein."

Ich gab keine Antwort und hätte ihn am liebsten zur Thür hinausgeworfen.

„Es genirt Sie doch nicht, wenn ich rauche?" fragte er. Er hielt eine angezündete Cigarrette von parfümirtem türkischem Tabak zwischen den Fingern.

Der ganze Mensch genirte mich, aber sagen durfte ich es nicht. Ich mußte wohl einigermaßen höflich gegen ihn sein, denn ich hatte mich ja verleiten lassen, ihn zu besuchen, und mußte demnach auch seinen Gegenbesuch dulden. Ob er dabei Cigarren rauchte oder nicht, war ohne Bezug auf die Hauptsache. Er war in einen großblumigen türkischen Schlafrock gekleidet, den eine lange Quastenschnur an der Taille zusammenhielt. Ein Käppchen aus schwarzem Tuch, reich mit rother Seide und Goldfäden gestickt, saß schief auf seinem Scheitel. Die rothen Saffianpantoffel an seinen Füßen vervollständigten das affectirte und, wie ich dachte, höchst geschmacklose Costüm. Er ging gespreizt im Zimmer auf und ab und betrachtete sich dann und wann mit wohlgefälliger Miene im Spiegel, wobei er seinen glänzenden schwarzen Schnurrbart in noch steifere Spitzen drehte. Niemals zuvor war mir Leonhard Reichling so widerwärtig erschienen. Nicht allein, daß es mit seinem Tact und seiner eigentlichen Bildung schlecht bestellt war, er kam mir auch wie ein durchtriebener Spitzbube vor. Sein Gesicht zeigte bei aller Regelmäßigkeit des Schnittes doch die Merkmale der Liederlichkeit und Ausschweifung. Die Augen waren an den Rändern geröthet und an seinen Händen war ein leichtes Zittern bemerkbar. Wie schon gesagt, mißfiel mir auch sein Anzug. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein wirklich anständiger Mensch ein so buntscheckiges coquettes Negligé anlegen und solch dicke Ringe mit rothen, blauen und grünen Steinen an den Fingern haben könne.

„Das ist eine schlimme Geschichte mit dem armen alten Avanier," sagte er.

„So," war Alles, was ich entgegnete, da ich nicht wissen konnte, wie weit Reichling überhaupt und ob er nur etwas von Avanier's drohender Erblindung erfahren hatte.

„So!" spottete er mir nach. „Sie glauben wohl, ich wisse nichts; Sie dachten, freie Hand im Spiel zu haben und mich bei Seite zu schieben. Pas si bête!"

„Was wissen Sie über Herrn Avanier?"

„So ziemlich Alles. Er war hier bei Ihnen und hatte eine lange Unterredung. Das wußte ich einmal ohne Weiteres und ich lernte auch bald den Inhalt Ihres Gespräches kennen. Die alte Herzogin hat feine Ohren."

Reichling nannte Frau Dortenbach gewöhnlich „die alte Herzogin", oder zur Abwechselung „la belle duchesse" und „Madame la duchesse". Er konnte überhaupt nicht ablassen, mit französischen Brocken um sich zu werfen.

„So, sie horchte an der Thür? Ich vermuthete etwas der Art."

„Natürlich. Die Besitzerin einer maison garnie horcht immer. Aber ich muß Ihnen mein Compliment machen. Sie wollen sich bei Madame beliebt machen, indem Sie Monsieur son mari protegiren. Das ist für einen Anfänger gar nicht übel. Aus Ihnen kann noch etwas werden. Nur müssen Sie die schlechte Gewohnheit überwinden, gleich zu erröthen. Es ist sehr hübsch, sehr jugendlich, aber auch verteufelt verrätherisch.

Er ging in seiner kecken Vertraulichkeit viel zu weit. Seine Spöttereien in Bezug auf mich allein hätte ich noch hingehen lassen können, wenn er nur Madame Avanier verschont hätte. Ich sagte, daß ich ihm sehr verbunden sein würde, wenn er sich um mich und meine Angelegenheiten nicht weiter kümmern wolle.

„Sie sind böse?" fragte er lachend.

„Nein, das nicht."

„Aber doch ärgerlich. Nun, ich bitte um Entschuldigung, ich wollte weder Sie noch Ihre Freunde im oberen Stock beleidigen. Ich will mich in Zukunft hüten, da es scheint, daß es Medicinern von ihren Autoritäten verboten ist, einen Scherz als Scherz aufzunehmen. In allem Ernst, der arme Avanier thut mir sehr leid, ebenso seine hübsche kleine Frau. Es ist eine schlimme Geschichte, wie ich schon sagte. Ich möchte dem armen Tropf gern helfen, wenn ich nur wüßte wie. Es steht bös mit seinen Augen, nicht wahr?"

Da er schon so viel wußte, so schien es mir nicht der Mühe werth, länger heimlich zu thun. Ich sagte ihm in wenigen Worten, wie es sich mit dem Gebrechen des Kupferstechers verhielt.

„Ah, also sieht er noch und wird nur eines Tages blind werden? Dann arbeitet er auch wohl noch fort?"

„Ich fürchte, daß er, so lange er irgend kann, arbeiten wird und mehr, als ihm gut ist," entgegnete ich.

„Ohne allen Zweifel," versetzte Herr Reichling. „Er ist Einer dieser fürchterlich fleißigen Menschen, welche eher sterben würden, als sich dann und wann Ruhe zu gönnen. Eine rechte Dummheit, nicht wahr? Ich meinerseits hasse den Fleiß. Da giebt es Leute, welche von dem Vergnügen der Arbeit sprechen, welche stolz sind, immer im Joch zu stecken, welche sich mit ihrer Sclaverei brüsten, als wäre sie etwas Großes und Erhabenes. Alles Unsinn und leere Phrasenmacherei. Wer würde arbeiten, wenn er nicht durch Nothwendigkeit dazu gezwungen wäre?"

„Ich würde arbeiten," sagte ich, während ich einen vollständigen Ekel gegen ihn und seine gemeinen cynischen Lebensansichten empfand. Da er selbst niedrig gesinnt und moralisch verdorben war, so wollte er gern jeden Anderen zu sich in den Koth ziehen.

„So, Sie würden ohne Nothwendigkeit arbeiten?“ erwiderte er lachend; „nun ja, Sie sind eben noch ein sehr junger Mann und ohne viel Selbstkenntniß. Sie liebäugeln noch mit der romantischen Idee, daß Sie eine Mission zu erfüllen haben, daß Sie der rettende Engel Ihrer Mitmenschen sein werden, daß Sie einem edelen Berufe nachgehen, und was dergleichen schöne Redensarten mehr sind. Noch ein paar Jahre und alle diese Romantik wird in Rauch aufgegangen sein; Sie werden sich's gestehen, daß Sie um der Honorare willen Arzt geworden sind, daß Sie um des Geldes willen arbeiten, wie die übrige Menschheit, und daß Sie überhaupt nicht arbeiten würden, wenn Sie nicht die Nothwendigkeit des Erwerbes dazu triebe. Aber ich will lieber nichts mehr sagen, sonst kommen Sie wieder in Harnisch. Der alte Avanier ist sehr arm, nicht wahr? Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich weiß es. Madame la duchesse sagte mir schon davon. Das holde Weib wird um den Miethzins besorgt. Bis jetzt hat sie ihr Geld noch immer regelmäßig bekommen, obschon es denen oben schwer genug geworden sein mag, die nöthige Summe zusammenzukratzen. Wie konnte nur eine hübsche Frau wie Madame Avanier sich entschließen, einen solchen Mann zu nehmen? Alt und arm, — wenn er noch reich wäre, dann sähe man einen Grund, — aber alt, arm und häßlich, und jetzt wird er auch zu allerletzt blind! Die Heirath war ihrerseits ein Wahnsinn. Sie thut mir wirklich sehr leid. Und Ihnen doch auch, nicht wahr?“

Er lachte wieder höhnisch. Ich blätterte emsig in meinen Büchern und suchte ihn merken zu lassen, daß ich sehr beschäftigt wäre und allein zu sein wünsche.

„Ich denke ich will den alten Avanier einmal besuchen“, hub Reichling wieder an. „Warum sollte ich nicht gerade so gut den Höflichen spielen wie Sie?“

„Ich wurde zu ihm gerufen, als er krank war“, bemerkte ich, „sonst würde ich mir die Freiheit, zu ihm zu gehen, nicht erlaubt haben.“

„O, ich werde auch schon einen Vorwand finden. Ich durchschaue Ihr Spiel; Sie fürchten, ich möchte Ihnen Ihre Chancen bei Madame Avanier verderben, Ihnen in's Gehege kommen. Das kann ich zwar nicht ganz verhüten, aber ich will gnädig sein. Ich werde nur mäßig liebenswürdig erscheinen, Ihre Hoffnungen nicht gänzlich zerstören. Doch warum sollte mich la belle Avanier nicht ebensogut als Freund betrachten lernen? Es macht mir gerade so viel Vergnügen als Ihnen, in die klaren Augen einer hübschen Frau zu blicken, ihr Lächeln zu beobachten und ihre liebliche Stimme zu hören.“

Wieder fuhr ich ärgerlich auf und sagte ein paar hastige Worte, aber er unterbrach mich. „Seien Sie kein Kind“, versetzte er, „Sehen Sie nicht, daß ich scherze und nur Gutes beabsichtige? Ich spiele nicht oft den Wohlthätigen, darum sollte man mich nicht so anfahren, wenn ich einmal in der Laune bin. Ich will dem alten Avanier helfen. Er ist Kupferstecher. Ich verstehe nicht viel von diesem Metier, indeß ich sollte meinen ihm werden alle Branchen desselben geläufig sein. Er soll etwas für mich arbeiten. Ich kann ihm einen guten Verdienst zuweisen, wenn er denn doch fortarbeiten will. Einige meiner Freunde in Frankreich wollen ein großartiges Weingeschäft etabliren, und ich werde ihr Agent für X und Umgegend sein. Wir wollen als Prospectus etwas noch nie Dagewesenes circuliren lassen, einen schönen Stahlstich nach Photographie, Scenen aus dem französischen Winzerleben darstellend, Illustrationen der Weinbereitung u. dergl. Das hiesige Publicum, das ganze Land soll staunen. Ich will dem alten Avanier die Arbeit verschaffen. Ist das nicht gut von mir? Haben Sie auch dagegen etwas einzuwenden?“

Natürlich nicht. Die Idee war wirklich lobenswerth und ich war nahe daran zu vermuthen, daß Reichling nicht so schlimm wäre, als er das Ansehen hatte. Auf alle Fälle giebt es Leute, welche ein Vergnügen darin finden, sich egoistisch und cynisch darzustellen, wenn sie es auch eigentlich nicht sind. Ich war ordentlich froh, eine gute Seite an ihm herauszufinden und ich machte mir Vorwürfe, als sich mein alter Argwohn doch gleich wieder in mir regte. Er konnte ja bei seinem Plane die ehrlichsten Absichten haben. Allerdings hatte er offen erklärt, daß er mit Madame Avanier bekannt zu werden wünsche und dies machte ihn mir wiederum verdächtig.

„Sicherlich kann es nichts schaden“, sagte er weiter, „wenn ich mich des armen Teufels ein wenig annehme. Wenn ich sonst nichts ausrichte, so werde ich ihn amüsiren und aufheitern.“

„Ich hoffe Sie werden seine Frau nicht in Schrecken versetzen“, wandte ich ein. „Sie weiß noch nichts von dem Zustande ihres Mannes. Er will ihr das Unglück so lange als möglich verschweigen, um sie so lange wie möglich zu schonen.“

„Lassen Sie mich nur machen“, gab er lachend zurück. „Ich will Madame Avanier schon in Acht nehmen, und der Alte soll auch seine Rechnung dabei finden. Ich habe einen famosen Champagner empfangen, Probeflaschen der besten Qualität. Ich will einmal sehen, ob dann und wann ein paar Gläser davon ihm nicht gut thun werden. In meiner Praxis fand ich noch immer, daß der Wein die Sehkraft schärft. Wer weiß, ob ich mit meinem Remedium nicht mehr ausrichte als Sie. Mein Champagner soll den Alten durch und durch erwärmen, daß er's bis in die Augäpfel spüren soll. Kommen Sie gleich mit mir und trinken Sie auch ein Glas.“

Höflich aber bestimmt lehnte ich das Anerbieten ab.

„Was, Sie wollen nicht einmal die Gesundheit der reizenden Avanier trinken? Ich versichere Sie, der Champagner ist première qualité.“

„Ich mache mir nicht viel aus Champagner“, erwiderte ich nicht ganz wahrheitsgetreu.

„Sehr thöricht von Ihnen. Aber ich sehe was es ist. Sie sind voller Rücksichten und Bedenklichkeiten wie ein echter Deutscher. Sie wollen mir keine Unkosten verursachen, sich keine Verbindlichkeiten auferlegen. Damit ist's aber nichts. Mich kostet der Champagner keinen Heller, die Gesellschaft bezahlt ihn. Ich habe immer eine Kiste mit Proben stehen, um damit Aufträge für mein Haus zu bekommen. Machen Sie also keine Umstände.“

Wieder schlug ich die Einladung aus, wobei ich bemerkte, daß Herr Avanier sie wahrscheinlich auch nicht annehmen würde.

„Das wollen wir sehen“, meinte Reichling und entfernte sich bald.

Ich hatte mich in meiner letzten Vermuthung geirrt. Als ich Abends ziemlich spät nach Hause kam, hörte ich in Reichling's Wohnung lautes Lachen und Sprechen. Er schien wirklich den Kupferstecher zu bewirthen. Nach einiger Zeit vernahm ich ein Geräusch auf der Treppe, die in den oberen Stock führte. Ich sah auf den Vorplatz hinaus und gewahrte den Weinreisenden, der mit einem Lichte in der Hand Herrn Avanier nicht ohne Mühe die Stufen hinaufgeleitete. Der Letztere war nichts weniger als nüchtern; er schien kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten.

„Nur sachte, alter Herr", hörte ich Reichling lachend sagen, „wer langsam geht, kommt auch voran. Geben Sie acht, da ist ein Absatz. So, jetzt sind wir gleich im Trockenen."

Ein leiser Angstschrei ertönte. Madame Avanier kam ihrem Gatten entgegen und nahm seinen Arm.

„Sie brauchen nicht zu erschrecken, Madame", sagte Reichling, „er ist ganz in der Ordnung."

Dann ging er wieder hinunter und Alles wurde still.

(Fortsetzung folgt.)

Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne.

Landauer Erinnerungen von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

5. Friedensidylle und Sturmesgrollen.

Vom Landvogt Emich Anno 1254 gegründet, befestigte Vauban im Jahr 1688 das Städtlein Landau und ließ über den beiden Thoren die stolze Devise einmeißeln: Nec pluribus impar! Das ist verdollmetscht: Selbst Mehreren gewachsen. Ueber diesem großen Wort, das der Franzmann gelassen aussprach, flammt eine strahlende Sonne. Ein holländischer Officier soll nach einer Eroberung des Platzes darunter geschrieben haben: Unus sufficit — das heißt: Einer genügt!

Die Festung mag einmal ihren Nutzen gehabt haben; so viel aber ist gewiß, daß sie den heutigen Anforderungen der Fortificationskunst keineswegs mehr entsprach, und daß all die kostspieligen Anstückelungen und modernen Reparaturen, die man dort traf, stark an das biblische Gleichniß vom neuen Flicklappen auf ein altes Kleid erinnerten. Schon im Jahr 1859 schrieb ich in mein Tagebuch: „Man sollte einfach die Werke schleifen und dadurch dem eingezwängten Städtlein Licht und Luft verschaffen."

In dieser kleinen, sterbenslangweiligen Festung trieben Zopf und Gamaschenknöpflerei ihre üppigsten Blüthen. Mit geradezu lächerlichem Pathos wurde hier der Wachtdienst und die Thorsperre vollzogen. Landau sollte ein Bollwerk gegen Frankreich sein, dessen Grenzpfahl man von hier aus in wenig Stunden erreichen kann. Demgemäß heißt das eine Thor der Festung das französische und das andere das deutsche Thor. Das Dienstreglement lautete ganz so, als befände sich der Platz in permanenter Kriegsgefahr und als könne jeden Augenblick eine feindliche Armee anmarschirt kommen. Die Wälle und Bastionen starrten, mitten im tiefsten Frieden, von Schildwachen, die, besonders auf dem Frankreich zugewandten Theil des Festungsgürtels, die wunderlichsten und abenteuerlichsten Instructionen zu befolgen hatten. Die strengste Ordre hatten sie, bei Tag und bei Nacht, bei Regen und bei Sonnenschein, scharf und gespannt nach der Himmelsgegend, allwo Gallien liegt, auszuspähen und sofortige Anzeige zu machen, sobald sich von dorther etwas Verdächtiges nahe. Kam ein visitirender Officier, so hatte die Schildwache die vorgeschriebenen Honneurs zu machen — der Art jedoch, daß sie dabei dem vorüberwandelnden Officier den Rücken drehte und während dem Schultern oder Präsentiren mit verdoppelter Aufmerksamkeit nach Frankreich ausschaute, weil dorthin zu die Front ist und weil ja gerade in diesem Moment eine Heerschaar Franzosen heranschleichen und die Festung hätte überrumpeln können. Derowegen mußte die Schildwache dem visitirenden Officier die Rückseite der Medaille zukehren. Losung und Feldgeschrei wurden alltäglich vom Herrn Gouverneur ausersonnen und das Vehmgericht mit seiner Geheimnißkrämerei war nichts gegen die ängstliche Vorsicht, mit der sich, mitten im faulen Frieden, die auf Wacht ziehenden Soldaten die Parole gegenseitig in's Ohr flüstern mußten, während sie dabei ihre Gesichter in mysteriöse Falten legten. Die Landauer Gassenbuben standen hintendran und gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Zauberwort aufzufangen, vor dem sich ihnen das Innere der Festungswerke geöffnet haben würde, wie weiland die Höhle Sesam sich dem Machtgebot Ali Baba's erschloß. Aber die Landauer Gassenbuben konnten niemals das Zauberwort auffangen, denn die Krieger tuschelten sich die Parole so ungeheuer leise in's Ohr, daß sie sich oft einander selbst nicht verstanden. Und welch ein ernster, bedeutungsvoller Moment war es erst, wenn der Hauptmann vor die Wachtparade trat und mit grabeshohler Stimme die Frage that: „Habt Ihr all Euere scharfen Patronen und Zündhütchen in Ordnung?" Worauf ein menschenfeindliches Blinzeln mit den Augen die stumme und doch so beredte Antwort der wackeren Krieger war.

„Schaut fein aus und schlaft mir nit im Schilderhäusel ein, denn die Nacht ist keines Menschen Freund" — ermahnte nochmals der Herr Hauptmann und die tapferen Füsiliere nahmen sich steif und fest vor, sich die Augen aus dem Kopf herauszugucken und nicht im Schilderhaus ein Schläfchen zu machen, denn die Nacht ist keines Menschen Freund und nur der tückische Franzmann liebt die Finsterniß, denn im Dunkeln ist gut munkeln.

Noch ungleich salbungsvoller ward der Thorschluß betrieben. Bei dieser Gelegenheit setzte das Waffenhandwerk seinen ganzen finsteren und blutdürstigen Pomp in Scene. Es giebt vielleicht in der ganzen Welt keine Festung, wo die Thorpolizei so streng geübt wird, wie dies zu Landau geschah und zwar ebenfalls mitten im klaftertiefen Frieden — natürlich zur Lebensverbitterung des Städters wie des Fremdlings, denn das Gesetz des Thorschlusses beruhte auf Gegenseitigkeit. Bei'm Einen hieß es: hinein! bei'm Anderen: heraus! Während der Spießbürger sich noch gern extra muros seines harmlosen Daseins erfreut hätte, nun aber ängstlich beflügelten Schrittes mit Weib und Kind dem Thor entgegenstrebte, um nicht ausgeschlossen zu werden, so turnte der biedere Landmann, der in der Stadt Geschäfte hatte, fluchend und krakehlend zum Loch hinaus, um nicht über Nacht in der Festung eingeschlossen zu werden. „Ernst ist das Leben, heiter nur die Kunst!"

In früherer Zeit hatte der Festungspetrus die Befugniß, die Thore zu schließen: „wann er Geschriebenes im Freien nicht mehr lesen konnte." Ein launiger Chronikschreiber bemerkt dabei: „Da konnte man denn oft genug die Thore ungebührlich früh geschlossen finden, wenn irgend ein Gewölk am Himmel, oder der Nebel eines Bierrausches im Hirn des Thorwächters stand . . . ."

Zu meiner Zeit war, wie noch heute, der Thorschluß in ein Winter- und Sommersemester eingetheilt; täglich aber wurde das französische Thor immer eine Stunde früher gesperrt, als das deutsche — eben weil jene Pforte gen Frankreich hin liegt und man von einem Tag zum anderen eines feindlichen Ueberfalles gewärtig sein konnte. Ein Profoß wand um die bezeichnete Stunde die Zugbrücken empor und schloß mit einem ungeheueren Schlüssel die beiden Festungsthore. Eine starke Patrouille escortirte alsdann den Schlüssel auf die Commandantur, allwo der Herr Gouverneur besagten Schlüssel unter sein Kopfkissen legte, damit ja mit dem Stück Eisen über Nacht kein Unfug getrieben werden konnte. Früh Morgens holte dann die Patrouille den Schlüssel wieder ab, damit die Thore geöffnet werden konnten. Die Schildwache am Portal mußte gegen die anrückende Patrouille das Bayonnet fällen und dabei aus Leibeskräften schreien: „Halt — Wer da?"

„Thorschlüssel!" brummt's zurück.

„Wacht, herrrraus!" brüllte wie in Todesnöthen der Posten am Portal. Die Soldaten der Thorwache rumpelten schlaftrunken von ihren Pritschen, griffen nach ihren Musketen und stellten sich mürrisch und gähnend unter dem Thorbogen auf. Inzwischen hatte der pflichtgetreue und darum mißtrauische Krieger am Portal der Patrouille entgegengerufen: „Zum Feldgeschrei vorwärts!" Ein Gefreiter trat allein einige Schritte vor und flüsterte es ihm zu. Der Krieger am Portal gab sich daraufhin zufrieden, nahm's Gewehr bei Fuß und ließ das Thor aufschließen und die Zugbrücke niedersenken.

* * *

Eines Abends stand ich als Schildwache auf dem Wall; mein Gesicht hatte ich der Instruction gemäß Frankreich zugewendet, um ja recht aufzupassen, daß kein böser Franzmann meuchlings die Festung überrumpele. Ich war als drittes Numero auf meinen Posten gezogen, meine Obliegenheit fiel also in die Zeit von vier bis sechs Uhr Abends. Die Sonne stand schon tief im Westen: wie ein purpurnes Meer wogte und fluthete es über Berg und Thal. Die Sonne schien nicht unterzugehen, sondern in sich selber zu zerschmelzen. Dieses stille Lichtmeer fluthete glühend über das Land hinaus und die ferne Ruine einer Ritterburg schien ordentlich transparent zu werden wie das krystallene Haus einer Meerfei. Der Tag und die fromme Seele sind niemals schöner als im Erlöschen! — Weit und herrlich breitete sich zwischen zwei blauduftigen Gebirgsketten die Landschaft — das alte, austrasische Königreich des guten Dagobert. In der Ebene üppiges Fruchtgelände, die Hügel und Bergkegel aber mit lieblichen Weinranken umsponnen. Vor meinen Augen erschloß sich der Schacht einer tausendjährigen Erinnerung: gewesene Zeiten und gewesene Menschen dämmerten in magischem Zwielicht auf, um wie Nebelbilder zu phosphoresciren und dann wieder spuckhaft zu zerrinnen.

Jene blaue Bergkette, die sich dort am Horizont hinspannt, ist von welthistorischer Bedeutung; wenn dort die Steine reden konnten, was würden sie uns erzählen! Ueber sie hinweg zogen alle jene großen Völkercohorten, die das römische Weltreich stürmten. Hunnen, Gothen und Vandalen, Franzos und Baschkir kletterten im Lauf der Jahrhunderte über diesen Granitwall hinüber und herüber, um Altes zu stürzen und Neues zu gründen. Dort ist der Trifels, jene einstige, noch im Verfall gewaltige Reichsfeste, um deren epheuumsponnene Mauern es heute noch klingt wie ein schwermüthiges Lied jenes treuen Minnesängers, der Land auf, Land ab seinen gefangenen Herrn und König suchte.

Doch husch! fort aus dem Dunstkreis der Romantik in den klaren und kühlen Aether der positiven Geschichte. Ich blickte in das Städtlein hinab, das so eng zwischen den Wällen eingekeilt lag, daß man befürchten mußte, der Athem könne ihm ausgehen. Von dem Franzmann weiland als Grenzfeste und Zwinguri gegen Deutschland erbaut, sah Landau viele und schwere Stürme über seine Dächer hinwegbrausen. Bald wälsch, bald deutsch, war die Feste ein steter Zankapfel für Franke und German. Als in den neunziger Jahren die französische Revolution los brach, da stand die kleine Grenzfestung abermals wie ein Eisbrecher mitten im rauschenden Strom der Zeit. Der Franzose vertheidigte, der Preuße belagerte den Platz. Fiel die Festung, so war unter Umständen für Frankreich das ganze Spiel verloren. Da aber ging durch die junge Republik ein millionenstimmiger Schrei des Fanatismus, des Wahnsinns. Pichegru und Hoche ließen die Trommel rühren und die dreifarbige Fahne entrollen; aus allen Ecken und Enden Frankreichs strömten todesmuthige Streiter herbei und, elend bewaffnet, halbnackt, mit leerem Magen, aber die Brust bis zum Springen voll himmelstürmender Begeisterung, zog ein Heer, wie vielleicht die Welt kein zweites mehr sehen wird, unter den berauschenden Klängen der Marseillaise und dem elektrisirenden Jubelruf: Es lebe die Republik! — den Grenzen entgegen, um vor den Thoren der belagerten Festung zu siegen oder zu sterben. Die Preußen mußten weichen, die Republikaner zogen triumphirend ein — mit ihnen aber auch zugleich der Terrorismus!

Ein Blutgericht wurde sofort eingesetzt; auf dem Paradeplatz zwischen den knospenden Akazien stand die Guillotine, wie eine schwarze, häßliche Spinne, die auf Mücken lauert. Auf die Thurmspitze des Arsenals aber pflanzten die Sanscülotten — der Volkswitz aber taufte sie „Speckreiter" — eine blecherne, rothangemalte Jacobinermütze. Das Wahrzeichen der Volkssouverainität hat noch droben an der Thurmspitze gehangen, nachdem es längst keine Sanscülotten mehr gab und neues Leben schon seit Jahr und Tag aus den Ruinen blühte. — So erzählte mir oft mein Großvater, ein echtes und rechtes Landauer Kind, welches das Alles mit durchgemacht hatte. Noch heute steht, nur dünn übertüncht, dem Paradeplatz gegenüber an einem Eckhaus die Inschrift: Liberté — Egalité — Fraternité! Ich bin mehr wie Einmal davorgestanden und dann immer in schwermüthige Träumereien versunken, denn über jener ganzen Zeit liegt's ja melancholisch wie ein schwarzer Trauermantel.

An das Alles nun dachte ich, als ich an jenem Frühlingsabend zu Landau auf dem Wall Schildwache stand und meine Blicke über Stadt und Land schweifen ließ, bis mich der ablösende Gefreite in die qualmige Wachtstube zurückführte. — Auf den Wällen Landau's sind nach und nach — von April bis August 1859 — vierzig Gedichte entstanden, die den fiebernden Pulsschlag des damaligen Momentes rhythmisch wiedergeben und die ich seitdem gesammelt habe unter dem Titel: Tessaraconta. Vierzig Nachtgedanken einer Schildwache.

In jenen Tagen sang der junge Soldat in rhapsodischer Begeisterung:

S' ist Nacht — — auf luftig hoher Warte
Steht stramm wie eine Feldstandarte,
Gewehr bei Fuß,
Die Schildwach': ihre Blicke senken
Sich in die Fern', ein süß Gedenken
Durchzieht ihr Herz wie Geistergruß.

Und wie sie wach so träumt — da glühet
Im Ost ein blasser Streif und sprühet
Ein golden Licht.
Und höher steigt's! die grauen Zinnen
Der Festung wärmt's — die Nebel rinnen,
Durch die die Sonne siegreich bricht.

He, Schildwach'! hast Du es gesehen
Von Deines Wachtthurms öden Höhen?
Schau' aus nach Ost!
Dort flieht die Nacht, die sterbensbleiche,
Dort grüßt der Tag, der hoffnungsreiche —
Bringt Krieg er oder Friedenspost?

Du arme Schildwach' still verlassen,
Schau' fest und ohne zu erblassen
In's Morgenroth!
Ein arger Sturm bewegt die Zeiten:
Die blut'ge Sonne kann bedeuten
Für Dich den frühen Kriegerstod.

Sag' Schildwach', willst Du zagend trauern?
Ergreift Dich nicht ein heilig' Schauern,
Wenn Du d'ran denkst,
Daß Du für Deutschland darfst marschiren
Und Dich mit Ehrenröslein zieren,
Bis Du im Tod die Fahne senkst! —

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die Nachrichten, welche uns aus Italien zugehen, sprechen alle von dem ungewöhnlich strengen Winter und ungemein starken Schneefall. Alle Eisenbahnzüge von Oberitalien nach Florenz sind, wie die „Italie" meldet, unterbrochen. Der Schnee ist in solcher Masse gefallen, daß der Verkehr nicht allein zwischen Bologna und Pistoja, sondern auch zwischen Bologna und Piacenza, Bologna und Ferrara unterbrochen ist. Man meldet aus Porretto, daß dort eine 50 Meter hohe und 100 Meter lange Schneelawine den Weg versperrt hat. Zum Glück ist kein weiterer Unfall durch dieselbe herbeigeführt worden. — Auch in Spanien hat man dieses Jahr einen sehr strengen Winter. Der „Lloyd de España" meldet, daß die Wölfe von der Sierra Morena herabkommen und die Umgegend von Cordova beunruhigen; ein Schäfer hatte neulich einen harten Kampf mit einem dieser wilden Thiere zu bestehen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 6.

*—r. Maison garnie.

(Fortsetzung.)

7.

Dr. Weber hatte seinen Patienten ganz richtig beurtheilt. Avanier war ein schwacher Mann ohne alle moralische Festigkeit. Ich hatte schon genug gesehen, um von selbst diese Ansicht zu hegen, und an weiteren Beweisen sollte es nicht fehlen. Mit Verdruß und Erstaunen hatte ich von dem Resultat des ersten Besuches Kenntniß genommen, den der Kupferstecher bei Reichling abgestattet. Es war mir ganz unerklärlich, wie ein Mann in vorgerückten Jahren so alle Achtung gegen sich selbst hatte aus den Augen setzen und seine arme junge Frau in die schreckliche Lage bringen können, sich seiner schämen zu müssen. Er hatte doch sonst so viel Zärtlichkeit und Rücksicht für sie an den Tag gelegt und jetzt ließ er sich ohne Weiteres in eine solche Intimität mit einem Menschen ein, der ihm doch unmöglich Zutrauen einflößen konnte. Einiges konnte man allerdings zu seiner Entschuldigung sagen. Reichling war ganz der Mann, es für einen Capitalspaß zu halten, seinen Gast zu veranlassen, sich einen Haarbeutel anzutrinken; ferner war Avanier auch physisch so schwach und auf jeden Fall geistiger Getränke so ungewohnt, daß wenig Gläser schon genügten, ihn in den Zustand zu versetzen, in dem ich ihn zu meinem Bedauern gesehen. Ich war der Ansicht, er hätte Reichlings Einladung gar nicht annehmen sollen; dann aber fiel mir ein, daß dieser ihn wahrscheinlich mit der Aussicht auf die Arbeit, die er ihm verschaffen wollte, verlockt hatte. Er war ja fest entschlossen, fortzuarbeiten, und so kam ihm das Anerbieten gerade gelegen. Und dann mochte es dem alten Manne ein besonderes Behagen gewährt haben, für eine Weile sein Unglück im Rausch zu vergessen. Ich hatte schon von Schiffbrüchigen gelesen, die, als sie alle Hoffnung schwinden sahen, Meuterer gegen ihre Vorgesetzten wurden, sich gewaltsam den Weg zu den Branntweinfässern bahnten und sich bis zur Bewußtlosigkeit berauschten, um nicht dem drohenden Tode mit Besonnenheit ins Auge blicken zu müssen. War Avanier auch von einer solchen unmännlichen und halbwahnsinnigen Feigheit ergriffen worden? Es sah wirklich dem gleich und ich kam dahin, diese Ansicht festzuhalten, da der Kupferstecher seine abendlichen Besuche bei Reichling fortsetzte und sie immer in derselben traurigen und beschämenden Weise wie das erste Mal endigten. Die Beiden schienen intime Freunde geworden zu sein und waren oft den ganzen Tag bei einander. Ich selbst sah während einiger Wochen nur wenig von Avanier. Einmal fragte ich Dr. Weber, ob er ihn wieder aufgesucht hätte. Es war nicht geschehen.

„Sagte ich es Ihnen nicht," antwortete der Doctor. „Ich wußte es vorher, daß er nicht wieder kommen würde. Er wollte nicht die Wahrheit hören und mein Rath gefiel ihm nicht. Er hatte sich bequemere Verordnungen ausgedacht. Mit solchen Leuten ist nichts zu machen. Es bleibt nur das Eine übrig, seiner Frau die Sache mitzutheilen, damit sie ihn zur Vernunft anhält. Warum sagen Sie es ihr nicht? Sie könnten es leicht thun, da Sie im nämlichen Hause wohnen. Verlassen Sie sich d'rauf, es ist der einzige Ausweg."

Dr. Weber mochte Recht haben, doch ich konnte es nicht thun. Erstens sah ich Madame Avanier höchst selten und dann nur zufällig im Vorbeigehen, und ferner war ich zu wenig mit ihr bekannt, um es mir zu erlauben, sie wegen einer solchen Angelegenheit anzureden. Zudem hatte ich ihrem Manne versprochen, zu schweigen. Der Kupferstecher selbst schien mir absichtlich auszuweichen. Er besuchte mich nicht mehr und war bemüht, daß unsere zufälligen Begegnungen so selten als möglich stattfanden. Wenn er ausging und mich auf der Treppe hörte, so trat er wieder in sein Zimmer zurück und hielt die Thür geschlossen, bis ich das Haus verlassen, oder er stürzte so eilig auf die Straße hinaus, daß ich ihn nicht wohl einholen konnte. Auch wenn wir in unvermeidlicher Weise zusammen trafen, ging er mit der Miene eines Menschen, der bis über die Ohren in Geschäften steckte, an mir vorüber, indem er nur flüchtig grüßte und ein paar halbverständliche Worte murmelte. Er schien immer in Angst, ich möchte ihn anreden; in der That fing ich an, zu glauben, daß ich ihm auf's Aeußerste zuwider geworden war. Der Grund dieser Abneigung war leicht zu erkennen. Ich kannte sein Geheimniß. Er wußte vielleicht nicht, daß Reichling es ebenfalls kannte, oder wenn er es wußte, so hatte er keine Ursache, sich vor Einem zu schämen, der keine medicinischen Kenntnisse besaß und über alle Dinge mit oberflächlicher Leichtfertigkeit urtheilte. Aber ich wußte, wie thöricht er handelte, wie systematisch er das letzte Stadium seines drohenden Unglückes beschleunigte. Mit einem Wort, er schämte sich vor mir, mein Anblick rief ihm sein Unrecht ins Gedächtniß und er wollte nicht erinnert sein, er wollte vergessen. Meine blose Nähe war ihm ein beständiger Vorwurf. Dabei arbeitete er angestrengt nach wie vor. Das Gaslicht über seinem Arbeitstisch brannte immer noch bis spät in die Nacht hinein und Dr. Webers Rathschläge waren den Winden überlassen, sowie er wahrscheinlich die Recepte als nutzlose Papierschnitzel bei Seite gelegt hatte. Er sah vielleicht noch ein wenig älter, blässer und dünner aus und war wie aus zunehmender Schwäche noch unsicherer in seinem Gange, sonst aber schien er unter keiner Veränderung zu leiden. Er und Reichling, zwei so durchaus verschiedene Naturen, waren unausgesetzt beisammen. Für einen Menschenkenner bot sich hier ein neues Element des Studiums. Die Arbeit, welche der Weinreisende dem Künstler verschafft, mochte den Letzteren an den Ersteren fesseln, doch eine wirkliche Zuneigung konnte er unmöglich für ihn haben, und es war bei alledem nicht nöthig, daß er intime Freundschaft mit ihm schloß. Allerdings wußte Avanier nicht, in welch anstößiger Weise Reichling von seiner Frau zu sprechen pflegte. Reichling hielt dabei sein Wort, bei den Avaniers den Höflichen zu spielen und die junge Frau dahin zu bringen, ihn als Freund zu betrachten. Einmal begegnete ich ihm, wie er ein wunderschönes Bouquet nach Hause brachte. „Pour la belle Mathilde" flüsterte er mir wohlgefällig zu. Ein anderes Mal schenkte er ihr einen Canarienvogel in einem messingenen Käfig. Ich haßte und beneidete ihn zugleich. Ich wünschte, ich hätte auch solche

Präsente machen können; bei mir wäre der Antrieb wenigstens ehrenhafter Natur gewesen, während bei ihm immer die unwürdigsten Voraussetzungen im Hintergrunde lauerten. Es that mir in der Seele weh, daß sie überhaupt Geschenke von einem solchen Manne annahm. Doch konnte sie wohl schwerlich anders, da sie eigentlich keinen besonderen Werth hatten und er ihres Mannes Freund und Auftraggeber war. Wenn sie mit ihrem lieblichen Lächeln meinen Gruß erwiederte, schien sie mir schöner denn je, obgleich ihre Miene, wie mir vorkam, etwas ängstlich und sorgenvoll war.

Auf diese Weise vergingen mehrere Wochen ohne merklichen Wechsel in den Gewohnheiten der Insassen der Dortenbach'schen maison garnie. Ich lag fleißig meinen Studien ob und ging seltener in das Billardlocal, erstens, weil ich Reichling zu vermeiden wünschte, und dann, weil mein ganz nahe bevorstehendes Examen es mir zur Pflicht machte, so wenig als möglich Zeit auf Zerstreuungen irgend einer Art zu verwenden. Ein paar Mal hatte Reichling mich noch aufgefordert, seinen Champagner zu versuchen, „ehe der alte Avanier ihn allein austrinkt", wie er sich ausdrückte, aber ich hatte es auch dann abgelehnt. Von dem Weingeschäft sprach er in der triumphirendsten Weise. „Es ist Alles im besten Zuge", sagte er, „wir haben fast mehr Bestellungen, als wir effectuiren können. Wir verdienen aber auch das Zutrauen des Publicums. Solche Weine hat man hier zu Lande noch nie getrunken. Unverfälscht, Feuer, Blume, ein wahres Sortiment von Nektar. Und billige Preise. In Kurzem wird Niemand neben uns bestehen können. Bei alledem machen wir den höchst möglichen Profit."

Es mußte in der That ein gutes Unternehmen sein, soweit als Reichlings Aeußeres dafür Zeugniß gab. Er kleidete sich prächtiger denn je. Seine Hüte waren noch glänzender, seine Stiefel und Handschuhe feiner und eleganter denn zuvor. Er sprach auch davon, in eine vornehmere Stadtgegend zu ziehen. „Aber ich kann mich so leicht nicht zum Ausziehen entschließen, so oder so habe ich mich an diese düstere abscheuliche Straße gewöhnt", bemerkte er dabei. „Zudem muß ich so oft auf die Reise gehen, daß ich mein Logis hier nur als Absteigequartier betrachten kann."

Er war nun wirklich mehr und länger abwesend, eifrig thätig für die Interessen der neuen großen Weinhandlung. Zuweilen blieb er eine ganze Woche aus. Sein Zimmer behielt und bezahlte er fort, so daß Frau Dortenbach noch häufiger Gelegenheit nahm, ihn als „einen durchaus nobelen Mann" zu proclamiren. Das hätte sie schon thun können, wenn sie nur nicht damit zugleich eine Herabsetzung ihrer übrigen Miethsleute, die doch auch begründete und unbegründete Anforderungen pünktlich befriedigten, beabsichtigt haben würde. Natürlich vermochte ich mit meinen bescheidenen Mitteln mich nicht auf die Höhe der Reichling'schen Depensen zu stellen. Ich trank auch keinen Champagner und konnte der Frau Dortenbach keine Probeflaschen davon zum Geschenk machen, wie ich vermuthete, daß der Weinreisende es that, wenn nicht unsere „duchesse" dann und wann eigenhändig eine Razzia in seinem Zimmer vornahm, über die er ein Auge zudrückte. Eine gewisse Röthe ihres Gesichtes, eine Schwerfälligkeit der Zunge und unsichere Haltung beim Gehen brachten mich wenigstens zuweilen auf den Gedanken, daß sie auf die eine oder andere Weise mit dem edlen Naß Bekanntschaft unterhielt. Von den Avaniers sprach sie fortwährend geringschätzend. Sie waren und blieben die „armen" Avaniers, oder „Affeniers", wie sie gelegentlich den Namen aussprach. Da der Kupferstecher aber keine Aufkündigung erhielt, so war es ihm jedenfalls noch immer gelungen, die Miethe zu bezahlen, vielleicht jetzt noch leichter, da er eine einträgliche Arbeit zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Vom blauen Rock bis zur rothen Caserne.

Landauer Erinnerungen von Eduard Advlay.

(Schluß.)

6. Schwarze Wolken.

Während in der rothen Caserne zu Landau die Zeit in altgewohnter Monotonie dahin gegangen war, hatte sich draußen in der Welt Vielerlei verändert, und den Wellenringen vergleichbar, die ein in's Wasser geworfener Stein verursacht, wurden auch die Kreise, welche die Zeitströmung zog, immer größer und größer, und eines Tages bespülte die Brandung auch die grauen Mauern der kleinen Grenzfestung Landau.

Schon lange hatte ein Gewitter in der Luft gesteckt, aber die diplomatischen Wettermacher hatten bisher immer noch gewußt, die gährenden Stoffe zu zertheilen und ihre verderbliche Amalgamation zu verhindern. Jetzt aber zog sich das Wetter mehr und mehr zusammen und eines Tages stieg eine nachtschwarze Wolke am Horizont auf. Alle Augen folgten ängstlich und erwartungsvoll dem langsamen und unheimlichen Flug der Sturmwolke, die, noch unschlüssig wohin sie sich wenden wolle, bald nach dahin, bald nach dorthin neigte. Dann aber schien die Wolke zu einem festen Entschluß gelangt zu sein und rasch, als wolle sie das Versäumte wieder nachholen, steuerte sie südwärts. Ueber Italien hielt sie still: wie ein Geier, der sich hoch in den Lüften balancirt, um, wenn es Zeit ist, wie ein Blitzstrahl auf seine Beute niederzusausen. Jetzt wußte alle Welt, daß am Po die eisernen Würfel rollen würden. Das mit Frankreich verbündete Italien hatte seinem Erbfeind, dem kaiserlichen Oesterreich, den Fehdehandschuh hingeworfen, Habsburg nahm die Herausforderung an und griff zum kampfgewohnten Stahl.

Dies aber war ein Alarmsignal für das ganze übrige Europa. Alles rüstete Hals über Kopf; es sah aus, als solle es einen allgemeinen Weltbrand geben. Auch Bayern blieb nicht zurück: die Armee sollte auf den Kriegsfuß gesetzt, die Festungen sollten armirt und verproviantirt werden, damit man nöthigen Falles den aufspringenden Sturm so gut als möglich abwettern könne. Es begann nun in den beiden pfälzischen Festungen, welche diese Grenzprovinz gegen einen Einfall von Westen her schützen sollen, eine fieberhafte Thätigkeit sich zu entfalten, und die wahnsinnige Hast wuchs in demselben Maß, als man sich an betreffender Stelle bisheriger allzu großer Sorglosigkeit zeihen und es sich gestehen mußte, daß man bis jetzt müßig zugesehen, statt die Hände zu rühren. Dieser Vorwurf galt besonders Landau. Dieser Waffenplatz, schon durch seine natürliche Lage und seine veralteten Fortificationen nicht sehr stark, war eine Bundesfestung; gerade darum aber haperte es hinten und vorn. In Landau war Vieles, Vieles aus dem Leim gegangen; jetzt aber sollte in Tagen und Stunden nachgeholt werden, was in Monaten und Jahren versäumt worden war. Dabei traten die mancherlei Mißstände und Gebrechen, an denen das Heer- und Verwaltungswesen Bayerns bis zum Jahr 1866 laborirte, recht grell zu Tag. Aus den meisten Maßregeln, die getroffen wurden, sprach eine Kopf- und Planlosigkeit, daß es zum Kranklachen gewesen wäre, wenn der blutige Ernst des Augenblickes es erlaubt hätte.

Die Reserven und die unmontirt Assentirten wurden einberufen; Landau, ein Städtchen mit nur zwei oder drei konnetten Straßen, wimmelte von den wider ihren Willen geladenen Gästen. Das Exerciren fing noch ein Mal von vorn an; der famose „Gockelschritt" erwachte zu einem abermaligen glorreichen Leben; das Publicum ergötzte sich von Neuem an dem köstlichen

Schauspiel, wie auf dem Zimmerplätzchen die jungen Krieger auf Commando in die Hände patschten, die Arme wie Windmühlflügel drehten, auf den Zehenspitzen hin und herwackelten und sich zum finale wie Affen hinhocken mußten — alles das, während schon die Kanonen aufgefahren wurden, die bei Magenta, Solferino und Montebello zum blutigen Reigen aufspielen sollten. Es fehlte zu Landau an Waffen und Monturstücken; die eingezogenen Reservisten standen auf den abgelegeneren Wallposten in ihren Civilkleidern Schildwacht, was einen ungemein liebenswürdigen Anblick bot. Erst später decretirte das Festungscommando, die Leute sollten bis zum Eintreffen der Uniformen in den Mänteln die Wache beziehen, um doch einiger Maßen ein einheitliches und militärisches Aussehen zu gewinnen.

Die Pallisadenzäune und Wallbatterieen befanden sich zum großen Theil in einem kläglichen Zustand. Alles commandirte und schrie durcheinander, man wußte oft nicht mehr, wer Koch oder Kellner war. Dies alles geschah schon zu einer Zeit, wo die Gefahr eine verhältnißmäßig noch entfernte war und man noch am Vorabend der Ereignisse stand; man durfte sich also billig die Frage erlauben, wie es wohl kommen werde, wenn erst einmal der eigentliche Tanz losging. Die ganze Besatzung Landau's mußte negerhaft arbeiten und kam fast gar nicht mehr aus dem „Herrendienst“ heraus.

„Auf Fatigue! auf Fatigue!“ hieß es den lieben, langen Tag und Abends sank der Soldat todmüd auf seinen Strohsack nieder. Doch selbst nach dem heißen Tagwerk gab es noch keine Ruhe, denn vom Kriegsministerium war der Befehl gekommen, die Mannschaft im nächtlichen Felddienst praktisch einzuüben, und so rückte denn allabendlich mit einbrechender Dämmerung ein Bataillon abwechslungsweise aus, um draußen im Mondschein zu studiren. Natürlich geschah der Ausmarsch regelmäßig durch das französische Thor und ebenso wurde auch immer nach der französischen Grenze hin manövrirt, um es den Soldaten ja recht deutlich zu machen, daß von dieser Seite her der Feind nothwendiger Weise kommen m ü s s e, wenn er überhaupt zu kommen gedächte.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht.

Es war im Monat Mai; die Tage waren für die Jahreszeit ungewöhnlich heiß, die Nächte drückend schwül. Der Soldat in seiner eng zugeknöpften Uniform von grobem, dicken Tuch kam von früh Morgens nicht mehr aus dem Schweiß. Zum Nachtmanöver wurde in den Mänteln ausgerückt, der Abhärtung wegen kamen auch noch Helm und Tornister hinzu. Schweißtriefend, eingehüllt in eine Wolke von Staub, zog in der wetterschwülen Nacht das Bataillon seinem Uebungsterrain entgegen, das stets nahezu eine Stunde von der Festung entfernt lag. Draußen begann dann sofort das Exercitium: die Vorpostenketten wurden formirt, Ablösungs-, Schleich- und Recognoscirungspatrouillen vermittelten die Verbindung des einen Punktes mit dem anderen. Es war dafür gesorgt, daß die Leute beständig in Schweiß und Athem blieben. Dann wurde in einer abermaligen Staubwolke der Rückmarsch angetreten und immer war es Nachts elf Uhr, bis die Leute in ihrer Caserne ankamen. Morgens bei Tagesgrauen fing dann dieses Leben wieder von Neuem an und so ging's fort und fort.

Der Gefreite Vielmaier war vielleicht der Einzige im ganzen Bataillon, der sich inmitten dieses babylonischen Durcheinanders weder die Kaltblütigkeit noch den Humor nehmen ließ. Mochte der Franzmann, mochte sogar der leibhaftige Gottseibeiuns draußen vor den Thoren lauern — darum widmete Vielmaier seinem Schnurrbart keine achtels Secunde weniger: im Gegentheil — der Ernst der Zeit und die bange Aussicht auf eine verschleierte Zukunft bewogen den würdigen Krieger, seine Posthörnchenfrisur mit doppelter und dreifacher Liebe zu cultiviren: ähnlich wie der Indianer ja niemals sorgfältigere Toilette macht, als wenn er im Begriffe steht, den blutigen Krigspfad zu betreten.

„Das kann nit immer so bleiben!“ tröstete Vielmaier, wenn von Seiten des Platzcommando's ein neuer Befehl erlassen wurde, oder wenn sonst Etwas geschah, was die übrigen Krieger mit wachsendem Zagen und Todesahnen erfüllte, wie es z. B. der Fall war, als eines Abends bei Sonnenuntergang eine Herde Mastochsen melancholisch blöckend durch's deutsche Thor in die Festung hereingewandelt kam.

„Landa werd uf sechs Johr verprovantirt!“ lief noch am selben Abend die Schreckensmähr durch all' die Soldatenkneipen; die alarmirten Vaterlandsvertheidiger rückten zusammen und bevölkerten sich gegenseitig ihre Phantasie mit allerlei Schauergeschichten, die bei verschiedenen Belagerungen sich zugetragen haben sollten: wie die blockirte Mannschaft vor lauter Hunger Schuhsohlen verschlungen und eine gebratene Ratte als köstlichsten Leckerbissen angesehen habe.

Also erzählten sich die Krieger gegenseitig und das Herz rutschte ihnen noch tiefer in die Stiefel. Vielmaier aber in seiner philosophischen Ruhe meinte: „Das kann nit immer so bleiben!“

„Da entsatzten sich aber Alle, also daß sie unter einander sich befragten und sprachen: was ist das? was ist das für eine neue Lehre? er gebietet mit Gewalt den unsauberen Geistern und sie gehorchen ihm! Und sein Gerücht erscholl bald umher in den Grenzen Galiläa's“ .... Also steht geschrieben Evangelium Marci, Cap. 1, Vers 27 und 28. Wer's aber nicht glaubt, der soll's selber nachschlagen.

Drunten im Casernhof schlug der Tambour das Signal zum Lichtauslöschen. Ich erkletterte den Strohsack, und meine müden Glieder neben denen Vielmaier's reckend und streckend, sah ich mit Zittern und Zagen der Nacht entgegen mit ihrem obligaten Accompagnement von Störung durch allerhand Ungeziefer. Statt dessen aber kam ganz unerwartet ein prächtiges Stückchen Romantik.

Das Bataillon hätte nämlich auch ein Recruten-Contingent aus dem bayerischen Hochlande erhalten. Im Zimmer Nr. Acht, wohin ich gehörte, lagen, wie in der dritten dieser Skizzen bereits angedeutet, vier dieser Alpensöhne. Corporal Schnock, der Zimmercommandant, war auf Wacht, die Mannschaft also für heut' Nacht ohne Aufsicht. Das Zimmer Nr. Acht lag außerdem isolirt, und darum konnte man in den übrigen Zimmern nicht leicht hören, was darin vorging.

Schon den ganzen Abend über hatten die vier Hochländer, ihre kurzen Maserpfeifen rauchend und dabei der heimathlichen Almen und Dirndlit gedenkend, stumm und traurig bei einander gesessen, wie weiland die Juden an den Wasserflüssen Babylons. Zwischen den Alpen und dem Zimmerplätzchen zu Landau ist's ein himmelweiter Unterschied, und der barsche Comandoruf des Corporals klingt keineswegs wie eines jener Schnadahüpf'l, die der Bua daheim auf seinen Bergen frisch und frei wie eine Rakete in die Luft steigen läßt.

Die vier Hochländer in Nr. Acht waren heimwehkrank — vielleicht hatten sie auch, in Anbetracht des kritischen Momentes, das Kanonenfieber. Die Nacht war mondhell; ich konnte Alles sehen, was in dem Zimmer vorging. Rauchend, stumm und traurig saß auf einem der hintersten Betten das Quartett immer noch beisammen — — mit einem Mal klingt ein leiser, melodischer Accord durch die Stube; dem Accord folgt ein kurzes Präludium, dann verschmelzen die Stimmen der vier Hochländer mit dem Klingen der Schlagzither zu einem leisen, schwermüthigen Gejodel. Den Kopf auf den Ellenbogen gestützt lauschte ich dem leisen, märchenhaften Klingen und Singen: auch die übrigen Zimmerbewohner schienen die allbezwingende Macht des menschlichen Gesanges zu empfinden, denn kein Dazwischenschwätzen oder Ruhegebieten störte die Serenade der vier Hochländer, deren Gesang zuletzt von selber erstarb wie der Docht einer Ampel, denn auch der Schmerz hat sein Maß, und dem grausamen Stich, der uns mitten in die Brust trifft, folgt ein wehsüßes Verbluten.

Beobachtungen eines Gorilla-Züchters.

Das „Athenäum“ vom 14. Dec. enthält folgendes an Dr. Gray in London gerichtetes Schreiben eines Hrn. Walker aus dem Gorilla-Lande, d. d. Fernando Vaz, 29. August 1867: „Es dürfte“, sagt er darin, „Sie sowohl als die Zoologische Gesellschaft interessiren zu erfahren, daß ich einen schönen, gesunden, jungen, männlichen Gorilla habe, welcher, wie ich hoffe, einmal in die Zoologischen Gärten kommen wird. Man sagte mir auch, daß sich in einiger Entfernung von hier ein junger Tschimpansi befinde, und ich traf Anstalten, um mir denselben als Kameraden für meinen kleinen Ndschina (d. h. meinen Gorilla) zu verschaffen. Ich werde das Möglichste thun, um dieses Paar sicher nach England zu befördern; da jedoch der Winter herannaht, ehe ich sie einschiffen lassen kann, werde ich sie, obwohl es mir Mühe kosten dürfte, bis nächsten Frühling behalten. Der Gorilla wurde am 13. d. Mts. gefangen, und mir von dem Fänger am nächsten Tage gebracht. Dieser Mann ist einer der Eingeborenen, mit denen ich in Geschäftsverbindung stehe; auf einem Spaziergang begriffen, sah er sich plötzlich, ohne andere Waffe als einen Speer, einer Gorilla-Familie gegenüber, bestehend aus Vater, Mutter und einem Jungen. Die Mutter verließ gegen alle Erwartung ihr „Bübchen“ und lief davon; der Vater aber machte sich kampfbereit, stürzte mit offenem Rachen auf den Eingeborenen los, und erhielt von dem Speer einen Stich in die Seite, der ihn veranlaßte, sich ein wenig zurückzuziehen. Diesen Augenblick benützte der Mann, bemächtigte sich, ohne einen zweiten Angriff abzuwarten, des Jungen, eilte damit so schnell als möglich nach Hause und brachte mir am nächsten Tage den kleinen Gesellen, dem er einen gabelförmigen Stock um den Hals befestigt hatte, als ob er es mit einem der reißendsten Thiere zu thun gehabt. Ich machte es dem Affen bald bequemer, indem ich ihm einen Gürtel umlegte, und an diesen ein langes Seil befestigte. Obgleich der Gorilla nun einen oder zwei Tage lang etwas bissig und sehr scheu war, so ward er doch bald ganz zutraulich und zahm, und seine größte Freude ist jetzt in meinen Armen zu sein, wo er stets bleiben würde, wenn ich es zugäbe und nichts zu thun hätte als ihn zu pflegen. Er ist, glaube ich, ein bis zwei Jahre alt, munter, kräftig und gesund; er hat einen furchtbaren Appetit und genießt mehrere Pfund Beeren täglich, neben nahezu einer Pinte Ziegenmilch, in welche ich zwei rohe Eier mische um Diarrhöe zu verhindern, der diese Thiere sehr unterworfen sind, und die den Tod von vier anderen veranlaßte, welche ich zu verschiedenen Zeiten gehabt hatte. Mit diesem dürfte ich, allen Umständen nach, mehr Glück haben als mit den früheren — jedenfalls wird er nicht Hungers sterben. Ich habe nie recht gewußt, was ich aus Hrn. Du Chaillu's Erzählung von der unbesieglichen Wildheit junger Gorillas machen sollte, da sie meiner eigenen Erfahrung schnurstracks widerspricht. Zwar sah ich nie einen von denjenigen, die er besaß, und von deren Unzähmbarkeit er spricht; wohl aber sah er einen vollkommen zahmen in meiner Factorei, wenn ich nicht irre, im Jahr 1860; auch war von den fünf, die ich gehabt, nur einer, ein ungefähr vier Jahre alter, überhaupt wild — die anderen wurden bald zahm, zutraulich und scherzlustig, und das gegenwärtige Exemplar ist keine Ausnahme von dieser Regel, da es in sehr kurzer Zeit große Fortschritte gemacht hat, und sicherlich ganz ebenso ohne alle Bosheit ist wie ein Tschimpansi desselben Alters, der eine gleich kurze Zeit dem „Busch“ entrissen war. Der Gram des kleinen Gesellen nach seiner Gefangennehmung war rührend anzusehen; er konnte es kaum ertragen, daß man ihn ansah, und wenn ihn die Anwesenheit vieler Leute belästigte, legte er sich auf den Boden nieder, begrub das Gesicht in seine Hände, und schwenkte seinen Kopf hin und her, als ob er den tiefsten Schmerz fühle über den Verlust seiner Eltern, und selbst jetzt, wenn man ihn eine Zeitlang allein läßt, hat er noch derartige Rückfälle und scheint in großer Betrübniß zu sein.“

Mannichfaltiges.

— Dresden, 7. Jan. Professor Karl Vogt hat heute hier seine Vorlesungen über die Geschichte des Menschen begonnen. Der Saal war so gefüllt, daß Leute abgewiesen werden mußten; ein zweiter Cyklus wurde verlangt.

— Zu Chenoa in Illinois fiel neulich ein irischer Hausirer betrunken in einen 40 Fuß tiefen Brunnen. Nach langerer Zeit, in welcher er ein Dutzend Mal versucht hatte, hinaus zu klettern, aber immer wieder zurückgefallen war, wurde er bemerkt und man machte Anstalten zu seiner Rettung. Zunächst ließ man einen Eimer mit einem Licht hinunter, um seine Lage zu untersuchen. Als das Licht unten ankam, zog Pad seine Pfeife heraus, stopfte sie und zündete sie an, und als man ihn herauszog, war er gemüthlich am Rauchen.

Preisräthsel.

1.

Die erste Sylbe bringet Dir Verderben,
Die zweite nennt Dir eine kleine Zahl;
Du kannst Dir unter zwölf die rechte suchen,
Mir ist es eins, Du hast ja freie Wahl.
Die dritte hilft mit Gift Dir vom Verderben
Und schützet Dich zugleich vor großer Noth;
In vierter Sylbe starb schon mancher Krieger
Für's Vaterland den schönen Ehrentod.
Das Ganze kann man ohne viel Beschwerden
In Stadt und Land als braver Bürger werden.

2.

Es war einst eine Sängerin,
Die durch den Schmelz der Töne
Die Welt riß zur Begeist'rung hin;
D'rum kam's, daß in die Schöne
Zwei Männer aus der nobeln Welt
Verliebten sich zum Sterben;
Denn beide sah man ritterlich
Um Gegenliebe werben.
Doch als der Liebe süßes Glück
Nun wirklich Einem lachte,
Trieb Eifersucht den Andern an,
Daß er an Rache dachte.
Er forderte nun den Rival
Zum Kampf auf Tod und Leben,
Und sieh', der Liebste fiel und blieb
Der Dame treu ergeben.
Als nun die Schreckenskunde drang
Zu der Geliebten Ohren,
Hat sie der schönsten Töne vier
Mit Einemmal verloren.
Nun nenne diese Töne mir!
Aus ihnen kannst Du lesen:
Wie dieser Mann geheißen hat
Und was er ihr gewesen.

Pl . . . . r.

Wer obige beide Räthsel innerhalb acht Tagen zuerst löst, erhält vom Verfasser derselben ein Oelbild als Preis.

Auflösung des Räthsels in Nr. 306 vom vorigen Jahre:

Aus Sem, Ham und Japhet bestehet die Dreiheit,
Von welcher im Räthsel die Rede gewesen;
Du wirst Dich erinnern, Du hast es gelesen.
Hoch Hambach! wer kennt nicht die Wiege der Freiheit?
Hier ist eine Burg, doch fehlet der Bach;
Wir suchten denn unten im Keller darnach.
Hoch Hamburg! noch heut' wie in blühender Jugend
Ein Glanzpunkt von Freimuth und Bürgertugend.
Hier fehlet die Burg, doch hast Du am End'
Für zehntausend Bäche das Element.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 7.

*—r. **Maison garnie.**

(Fortsetzung.)

8.

Ich war nun mehr und mehr an der Klinik beschäftigt und verbrachte nicht selten den ganzen Tag daselbst. Darum kam ich noch weniger mit meinen Miteinwohnern in Berührung und dachte auch weniger an die Verhältnisse, die zwischen ihnen obwalteten. Eines Nachmittags kam der Portier mit der Meldung zu mir, daß eine Dame mich zu sprechen wünsche. Die übrigen Studenten neckten mich darüber, daß ich von irgend einer Schönen bis in die Secirsäle verfolgt würde. Ich selbst war erstaunt und ging eilig hinunter ins Sprechzimmer. Madame Avanier wartete dort auf mich. Sie war sehr blaß und angegriffen. Ich bat sie, sich zu setzen.

„Ich hoffe, Sie werden mir vergeben, daß ich Sie hier belästige," sagte sie. „Ich fühle selbst, daß ich mir eine große Freiheit herausnehme, aber die Sache ist so dringend, daß mir keine Wahl bleibt. Ich muß mit Ihnen allein sprechen; darf ich Sie um fünf Minuten Gehör bitten?"

Sie brachte dies in großer Verlegenheit mit zitternder Stimme hervor, während sie die Hände krampfhaft gefaltet hielt. Ich antwortete, daß es mir die größte Freude machen würde, ihr zu dienen, und suchte sie zu beruhigen. Ich glaubte die Ursache ihres Besuches errathen zu können, und da sie augenscheinlich verlegen war, die Sache vorzubringen, so fragte ich, um es ihr zu erleichtern, nach ihrem Manne. Ich dachte nämlich, daß es plötzlich mit seinen Augen sehr schlimm geworden sei.

„Mein Mann ist nichts weniger als gesund," entgegnete sie, „und ich bin sehr besorgt um ihn. Aber es ist nicht das. Es geht etwas Geheimnißvolles vor, das ich aus einem räthselhaften Grunde nicht erfahren soll. Er ist durchaus verändert, gar nicht mehr derselbe Mann. Sie kennen ihn natürlich nicht lange genug, um zu verstehen, wie sehr er verändert ist. Ich weiß nicht, was geschehen ist, was geschehen wird, aber er mißtraut mir, er will nicht mit mir sprechen, er meidet mich. Je mehr ich ihn um sein altes Vertrauen anflehe, desto mehr entfremdet er sich mir. Irgend ein verborgener Kummer quält ihn zu Tode. Wie gerne wollte ich ihm beistehen, ihn trösten, allen seinen seltsamen Launen, die ihn seit Kurzem oft befallen, mit Geduld und Liebe begegnen! Doch ich kann nichts thun, er schweigt und wehrt meinen Zuspruch ab. Noch vor Monaten hätte ich dies für unmöglich gehalten, — nie, nie hätte ich es gedacht! Und jetzt —"

Die Arme war ganz bewältigt. Mir aber war Alles klar. Avanier hatte seine Frau durch Schweigen über sein Leiden schonen wollen und hatte sie dadurch doppelt beunruhigt. Zugleich sah ich ein, daß mit der Verheimlichung ein Ende gemacht werden müsse. Die junge Frau würde durch eine Kenntniß des Unglückes weniger niedergebeugt werden als durch die Folter ungewisser Befürchtung. „Ich glaube Ihnen das Räthsel lösen zu können," sagte ich; „nur muß ich Sie bitten, sich auf eine schlimme Nachricht gefaßt zu machen."

„Ich kann Alles ertragen," versetzte sie, „nur nicht diesen entsetzlichen Zustand der Ungewißheit, der die ungeheuerlichsten Gedanken in mir hervorruft. Bitte, lassen Sie mich sogar das Schlimmste wissen. Sie werden mich muthig finden. Ich bin stärker, als Sie vielleicht glauben."

Ich verließ das Zimmer, um zu sehen, ob Dr. Weber noch in der Klinik anwesend sei. Es schien mir gerathener, wenn Madame Avanier über den Zustand ihres Mannes durch eine Person von Autorität aufgeklärt würde. Ich war noch zu jung und unerfahren. Zum Glück traf ich ihn noch, als er gerade fortfahren wollte. Auf meine Bitte kehrte er um und begleitete mich in das Sprechzimmer. Kurz und einfach, aber zugleich gütig und schonend, sagte er der unglücklichen Frau, welche Ansicht er über das Augenleiden ihres Gatten gefaßt hatte. Er enthielt sich, ihr ohne Umstände zu erklären, daß er das Leiden unbedingt für unheilbar ansähe, aber während er keine unvernünftige Hoffnung auf Heilung erwecken wollte, wurde es ihm schwer, ihr den vollen Ernst des Falles begreiflich zu machen. Er beschwor sie, allen ihren Einfluß zu gebrauchen, den Patienten zur sorgfältigen Befolgung der ärztlichen Vorschriften zu bewegen, ihn auf's Gewissenhafteste zu leiten und zu pflegen und überzeugt zu sein, daß nur auf diese Weise es dahin gebracht werden könne, daß völlige Erblindung nicht gänzlich unvermeidlich und nahe bevorstehend wäre. Endlich drückte er sein Bedauern darüber aus, daß Herr Avanier seiner Frau nicht schon längst die Wahrheit gesagt und mit angestrengter Arbeit fortgefahren hätte, wodurch er sich eines wahren Verbrechens gegen sich selbst und sie schuldig gemacht; und nachdem er noch wiederholt seine Dienste und Hilfeleistung angeboten, ging er seines Weges. Einige Minuten nach seiner Entfernung saß Madame Avanier sprach- und regungslos da. Ohne Zweifel hatte die empfangene Mittheilung, wie gütig sie auch gegeben war, ihr einen unsäglichen Schmerz bereitet. Sie kannte jetzt das Schlimmste, fand es aber wohl doch härter zu ertragen, als sie sich zugetraut hatte. Die Erkenntniß des furchtbaren Unglückes, das ihren Gatten und ihre Existenz bedrohte, traf sie wie ein Donnerschlag. Sie schien wie gelähmt, ganz unfähig zu der geringsten Handlung, welche auf Leben in ihr schließen ließ.

„Bitte, halten Sie mich nicht für undankbar, Sie sind so gütig gegen mich gewesen," sagte sie endlich ganz leise und stand auf, als ob sie gegen die Thür gehen wollte. Aber sie blieb stehen, entweder fehlte es ihr an Kraft, oder sie wollte mir noch etwas sagen. Ihr Benehmen war mir auffällig. Hatte Dr. Weber's Erklärung sie nicht befriedigt? Bezweifelte sie die Genauigkeit derselben? Oder konnte sie dieser Lösung des Räthsels keine Anwendung auf ihres Mannes seltsames Benehmen geben? Suchte sie nach einem weiteren Grunde seiner auffallenden moralischen Veränderung? Die letztere Ueberzeugung drängte sich mir mehr und mehr auf. Sie zögerte noch immer wie in Gedanken vertieft.

„Ich fürchte, ich halte Sie auf," versetzte sie endlich, eine gewaltsame Anstrengung machend.

„Meine Zeit steht ganz zu Ihrer Verfügung," sagte ich, „und ich möchte Ihnen von Herzen gern dienen."

„Sie werden es sonderbar finden, daß ich Ihnen gegenüber den Gegenstand berühre," sprach sie zögernd, „aber wer ist dieser Herr Reichling? Was wissen Sie von ihm?"

Die Frage versetzte mich in großes Erstaunen. Warum wurde Reichlings Name genannt? Was hatte er mit dem Fall zu thun? Ich erwiderte ganz offen und wie es auch die Wahrheit war, daß ich sehr wenig über Herrn Reichling wüßte, obschon ich in demselben Stockwerk mit ihm wohnte; daß er eine Agentur für ein Weingeschäft habe und schon längere Zeit Miethsmann der Frau Dortenbach sei, die ihn sehr schätze u. dergl.

„Er ist also nicht Ihr Freund?"

„Nein," erwiderte ich mit Bestimmtheit, „er ist nicht mein Freund."

„So können Sie mir keine weitere Auskunft über ihn geben?"

„Nein, ich weiß wenig von ihm und kann nur hinzufügen, daß es nicht in meiner Absicht liegt, näher mit ihm bekannt zu werden."

Ich fürchte ich drückte mich einigermaßen feindselig aus und verrieth meine Abneigung und Eifersucht gegen den Menschen nur zu deutlich. Es ärgerte mich, über ihn befragt zu werden. Was war er mir? Sicherlich kannte ihn das Avanier'sche Ehepaar viel besser und Madame Avanier konnte es wissen. Sie schien zu sehen was in mir vorging.

„Wahrscheinlich denken Sie," sagte sie mit ihrem müden traurigen Lächeln, „daß er meines Mannes Freund ist und — der meine?"

Ich verbeugte mich bejahend.

„Ich hasse ihn!" antwortete sie leise und heftig durch die zusammengebissenen Zähne hindurch; „überzeugt Sie das?"

Ich hatte sie der Leidenschaftlichkeit, mit der sie sprach, gar nicht fähig gehalten.

„Ich hasse ihn, ich fürchte ihn," fuhr sie fort. „Warum ist er zwischen Charles und mich getreten? Was bedeutet der Einfluß, den er über meinen Mann erlangt hat? Warum sucht er ihn mir zu entfremden? Welches Geheimniß kettet diese beiden ungleichen Charaktere an einander? Ein Geheimniß waltet ob, das ich nicht kennen soll, was ich auch immer thun mag. Es muß demnach etwas Schreckliches, Schmachvolles sein. Ich wage nicht darüber nachzudenken, was es sein könne, aber ich weiß, daß es namenloses Elend über uns bringen wird. Ich fürchte nicht Armuth und Noth. Wenn es nur das wäre, was Doctor Weber sagte und ich bereits fürchtete, — es wäre bei Gott schlimm genug. Aber ich bin jung und stark und kann arbeiten. Und wenn er ganz blind würde, ohne alle Aussicht auf Besserung, ich könnte ihn und mich erhalten. Das wäre nicht schwerer, als ich es zu tragen vermöchte. Aber etwas Schlimmeres ist im Werke, Etwas hundertmal Schlimmeres, und ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß Reichling der Urheber davon ist."

Sie sprach den Namen mit dem unverkennbaren Ausdruck des Ekels aus. Ihr Abscheu gegen den Menschen schien keine Grenzen zu kennen. „Dennoch sehen Sie ihn bei sich als einen Freund, Sie dulden seine Besuche," sagte ich. Ich hätte es ihr beinahe vorgehalten, daß sie sogar Geschenke von ihm angenommen, aber ich bezwang mich. Es würde sie beleidigt haben und sie war ohnedies schon aufgeregt genug.

„Sie meinen, er käme auf meine Einladung, auf meinen Wunsch?" Ihre Augen funkelten vor Unwillen, als sie es sagte. Mehr zu sich selbst als zu mir sprechend fuhr sie fort: „Doch warum sollten Sie es nicht meinen? Für Sie und jeden Anderen sieht es Dem gleich. Es ist nicht möglich für Sie, die Sache aus dem rechten Lichte anzusehen. Ich muß den Menschen empfangen, weil mein Mann es befiehlt. Der Arme ist ihm unterthänig, er fürchtet sich vor ihm, er ist in beständiger Angst, ihn zu beleidigen, er schmeichelt ihm, so viel er kann. Ich bin gezwungen seinem Beispiele zu folgen. Man gebietet mir, wie einer leibeigenen Sclavin, dem Elenden zuzulächeln, seine Unverschämtheit und plumpe Galanterie wie Ehrenbezeigungen aufzunehmen. Und was kann dieses elende Gebahren Anderes für mich sein als Schimpf und tödtliche Beleidigung? Dennoch soll ich nichts sagen, nichts thun. Ich soll Alles tragen. Warum? Weil mein Mann in seiner Gewalt ist, weil er zu einem Werkzeug in seinen schmutzigen Händen, zu einer Puppe geworden ist, die er nach seinem Willen hin und her dreht und von der er keinen Widerspruch duldet. Es ist über alle Begriffe schrecklich. Man heißt mich geduldig sein; man verspricht mir, daß bald ein Wechsel zum Besseren kommen und alle Heimlichthuerei ein Ende haben würde. Aber wann? Die Angst tödtet mich unterdessen. Es ist mehr als ich ertragen kann."

Alles dieses klang seltsam genug. Dennoch schien es mir, daß eine natürliche Erklärung nahe lag. Reichling wußte um Avaniers nahe bevorstehende Erblindung und daß er das Unglück um jeden Preis vor seiner Frau geheim halten wollte. Mit dieser Kenntniß machte er sich zum Herrn und Meister des Avanier'schen Haushaltes, der zu werden er sich in den Kopf gesetzt hatte. Er war Schurke genug, das schmachvoll errungene Uebergewicht nach seinem Geschmacke auszubeuten. Und der alte, kränkliche, deprimirte Künstler, mit seiner wahnsinnigen Angst vor der Zukunft und der fixen Idee, seine Frau in Unkenntniß seines Gebrechens zu erhalten, war das bereitwilligste Opfer der Machinationen eines egoistischen Intriguanten geworden. Ich sagte Etwas derart zur Beruhigung der bedauernswerthen Frau, aber es überzeugte sie nicht.

„Wenn es nur das wäre," sagte sie, traurig den Kopf schüttelnd, „aber es ist mehr."

Bald darauf verließ sie mich.

(Fortsetzung folgt.)

Arktische Naturschönheiten.

Ueber das Nordcap hinaus sind viele Seefahrer und Forscher den Wegen gefolgt, welche die ersten Entdecker, die Holländer Kornelis, Ysbrandß und Barenß ihnen gezeigt haben. Die neueste wissenschaftliche Beschreibung einer arktischen Reise hat den Leiter des botanischen Gartens in Montpellier, Charles Martins, zum Verfasser und ist von A. Bartels übersetzt, von Karl Vogt bevorwortet worden (Von Spitzbergen zur Sahara, Jena, Hermann Costenoble). Martins machte als Mitglied einer wissenschaftlichen Commission zwei Reisen nach Spitzbergen, zu denen die französische Regierung die „Recherche", ein für Fahrten auf den nordischen Meeren eigens gebautes Schiff, zur Verfügung stellte. Der beständige Tag, der im Juli in diesen hohen Breiten herrscht, begünstigte das Schiff, dichte Nebel hielten aber die Fahrt häufig auf. Befand man sich zwischen Eisbergen, mit deren schwimmenden Massen ein Zusammenstoß um jeden Preis vermieden werden mußte, so hielt sich der wachthabende Officier immerfort auf dem Vordertheil des Schiffes und bedeutete den Steuermann durch Zeichen, wie er zu steuern habe. Trat Nebel ein, so hatte

Digitized by Google

der Officier Mühe, die Eisberge zu unterscheiden, und da der Steuermann die Zeichen seines Vorgesetzten nicht mehr bemerkte, so wurden die Befehle durch die Schiffsjungen überbracht, welche unaufhörlich zwischen dem Vorder- und Hinterdeck hin und herliefen.

Diese Eisberge gewähren ein Schauspiel, an dem man sich nicht satt sehen kann. Auf der Wasserlinie haben die Wellen Grotten und Höhlen gebildet, die mit den schönsten lasurblauen Tinten gefärbt sind. Wenn bei etwas unruhiger See die Eisberge von den Schlagwellen geschaukelt werden, so bieten diese Tinten alle Nuancen vom reinsten Weiß bis zum Ultramarinblau dar. Sind die Blöcke zahlreich, so vernimmt man ein Knistern, wie es von elektrischen Funken entsteht. Dasselbe entsteht wahrscheinlich wie auf den Gletschern, wo man es ebenfalls hört, durch die tausend und aber tausend Luftbläschen, welche auf dem Eise aufsteigen, das bei der Berührung mit dem Wasser schmilzt.

Wenn in diesen Breiten Ende October die Sonne ins Meer hinabgestiegen ist, um Monate lang nicht wieder zum Vorschein zu kommen, und auch der noch einige Zeit fortdauernde Abglanz einer Morgenröthe, die nicht mehr den Tag verkündet, aufgehört hat, den Himmel in der Nähe der Mittagsgegend zu erleuchten, dann verbreitet außer dem Mond auch das Nordlicht einen Schein. Martins entwirft von dieser allbekannten Erscheinung eine Beschreibung, die fast Lust machen könnte, einmal eine lange arktische Winternacht zu durchleben. Bald schwächer, bald stärker zeigt sich das Nordlicht dem aufmerksamen Beobachter allnächtlich. Bald sieht man einen einfachen zerstreuten Schimmer oder leuchtende Flecken, bald zitternde Strahlen von blendender Weiße, welche das ganze Firmament vom Horizont aus durcheilen, als ob ein unsichtbarer Pinsel über das Himmelsgewölbe führe. Jetzt hält die zeichnende Hand inne und die unvollendeten Strahlen erreichen den Zenith nicht, doch ist schon an einem anderen Punkte ein neuer Ansatz von Nordlicht entstanden und ein Strahlenbündel schießt hervor, der sich fächerförmig ausbreitet, um bald zu erbleichen und zu erlöschen. Ein anderes Mal wallen oben am Himmel lange goldene Vorhänge, verschlingen sich tausendfach in sich selbst und blähen sich auf, als ob der Wind in sie hineinwehte. Scheinbar liegen sie in der Atmosphäre so niedrig, daß man sich wundert, das Anschlagen der über einander gleitenden Falten nicht zu hören. Gewöhnlich zeichnet das Nordlicht sich am mitternächtlichen Himmel als ein leuchtender Bogen ab, den ein schwarzer Kreisabschnitt vom Horizont abtrennt. Die dunkele Farbe des letzteren bildet einen lebhaften Gegensatz zu dem blendend weißen oder glänzend rothen Bogen, welcher die Strahlen entsendet, sich ausdehnt und theilt und alsbald einen leuchtenden Fächer darstellt, welcher den nördlichen Himmel erfüllt. Am prachtvollsten wird das Schauspiel, wenn der Fächer allmählich zum Zenith emporsteigt, wo die Strahlen, indem sie sich vereinigen, eine Krone bilden, die ihrerseits leuchtende Strahlen nach allen Richtungen hin entsendet. Nun scheint der ganze Himmel eine Feuerkuppel zu sein und blaue, grüne, rothe, gelbe und weiße Farben spielen in den zuckenden Strahlen des Nordlichtes. Dieses herrliche Schauspiel dauert leider nicht lange. Nach wenigen Augenblicken hört die Krone auf, leuchtende Strahlen zu werfen, und wird allmählich immer schwächer. Ein breiter Schimmer erfüllt den Himmel, hier und da zeigen sich leuchtende Flecken, die wie leichte Wolken aussehen und mit unglaublicher Schnelligkeit wie ein klopfendes Herz sich ausdehnen und zusammenziehen. Bald erbleichen auch sie und Alles vermischt und verwischt sich, als ob das Nordlicht im Todeskampf läge. Sein Schein verdunkelte bisher die Gestirne, die jetzt in erneutem Glanze funkeln. Abermals herrscht die lange düstere und tiefe Polarnacht ausschließlich über den eisigen Einöden des Landes und des Meeres. Vor solchen Phänomenen beugen sich Künstler und Dichter und gestehen ihre Ohnmacht ein, aber der Gelehrte studirt das Schauspiel und entreißt dem Nordlicht sein Geheimniß. Die Bewegungen der Magnetnadel, die um so heftiger werden, je glänzender das Nordlicht wird, haben ihn zu der Erkenntniß geleitet, daß die Erscheinung von den elektrischen Strahlungen der Pole herrührt. Die Erde ist ein riesiger Magnet, dessen Nordpol sich im Norden der neuen Welt nicht weit vom Kältepol unserer Halbkugel befindet, während sein Südpol im Meere südlich von Australien bei dem von James Roß entdeckten Victoria-Lande liegt.

Fast alle Polarnächte werden von Nordlichtern erhellt, die bald mehr, bald weniger leuchten. Von der Mitte des Januars ab wird die Mittagsdämmerung merklicher, die Morgenröthe, welche die Rückkehr der Sonne ankündigt, nimmt zu und steigt bis zum Zenith empor. Am 16. Februar endlich erscheint am Horizont ein leuchtender Punkt, ein Abschnitt der Sonnenscheibe, und strahlt einen Augenblick, um sogleich wieder zu verlöschen. Mit jedem Mittage vergrößert sich der Abschnitt, bis der ganze Ball sich über dem Meere erhebt, womit die lange Winternacht ihr Ende erreicht hat. Nun lösen sich Tag und Nacht zwei Monate lang ab, bis der 21. April den Anfang eines vier Monate langen Tages bildet, während dessen die Sonne sich um den Horizont dreht, ohne je unter demselben zu verschwinden.

Als die ersten Seefahrer beim Schein dieser arktischen Sonne Spitzbergen erblickten, glaubten sie Eisberge zu sehen. Es waren aber Gletscher, die sich ihnen zeigten. Wie überall sind auch auf Spitzbergen die Eisberge des Landes in einer langsamen, aber ununterbrochenen Bewegung. Das untere Ende des Gletschers schiebt sich unaufhörlich vorwärts. Auf Spitzbergen gelangt es nach einer mehr oder weniger langen Reise immer an's Meer. Bildet das Ufer eine gerade Linie, so überschreitet der Gletscher dasselbe nicht, erreicht er aber eine Bucht, so rückt er weiter vor, indem er sich auf die Seiten der Bucht stützt und über dem Wasser hängend fortschreitet. Bei Ebbe sieht man den Zwischenraum, der zwischen dem Eise und der Oberfläche des Wassers ist. Nun nicht mehr unterstützt, muß der Gletscher theilweise einstürzen. Ungeheuere Blöcke lösen sich von ihm ab und fallen ins Meer. Im ersten Augenblicke unter dem Wasser verschwindend, tauchen sie mit einer Drehung um sich selbst wieder auf und schwanken einige Augenblicke, bis sie ihre Gleichgewichtslage angenommen haben. Diese Blöcke, die sich von den Gletschern losgelöst haben, bilden die Eisberge. Zweimal täglich wohnte Martins bei Ebbe im Hintergrunde eines Sundes diesem theilweisen Einstürzen des äußersten Gletscherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöse begleitete seinen Fall. Das aufgewühlte Meer bildete einen Strudel und trat über das Ufer. Die Bucht bedeckte sich mit schwimmenden Eismassen, die, von der Ebbe fortgeführt, gleich Flotten aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen, oder auch an Punkten, wo das Wasser seicht war, auf den Strand trieben.

(Schluß folgt.)

Der Feldzug in Abyssinien.

Aus Abyssinien sind briefliche Nachrichten bis zum 19. Dec. eingetroffen. Eigentliche Kriegsereignisse hatten keine noch stattgefunden; die Vorhut, etwa 1500 Mann stark, stand noch in Senafeh. Weitere Nachschübe sind sogar unterblieben, und General Staveley hatte den Obersten, die bisher auf eigene Faust vorgerückt waren, diese nicht anbefohlenen Operationen, die Merewether mehr, wie es scheint, aus politischen als aus strategischen Gründen unternommen hatte, untersagt, weil dadurch im Hauptquartier zu Zulla Unordnung eingerissen und, was den schwierigsten Theil der Bewegung in diesem Feldzug macht, der Transport von der See über die Küste hinaus dem Zufall oder den sich oft widersprechenden Anordnungen untergeordneter Organe anheimgegeben war. In Senafeh war ein Bote Rassams mit der Nachricht eingetroffen, daß Menelik wirklich sich zwischen Magdala und Theodor geschoben; die Gefangenen hofften, es würde ihm gelingen, den Ort zu nehmen und sie zu befreien. Theodor hatte seinerseits den ärgsten Terrorismus angewendet; jeder Untergebene, der ihm verdächtig war, oder sich einen Fehler zu Schulden kommen ließ,

wurde mit dem Tode bestraft. Der Häuptling von Tigre gab zwar noch immer freundschaftliche Gesinnungen kund, hatte jedoch in letzter Zeit Grund zu Mißtrauen gegeben. Er hatte es übel genommen, daß die Engländer sich aus den Erzeugnissen des Landes zu verproviantiren begannen, obwohl sie nichts nahmen, was ihnen nicht freiwillig gegeben wurde, und es gut bezahlten. Merewether hatte sogar einen Tarif, 6 Thaler für einen Ochsen und 1 ½ für ein Schaf oder eine Ziege, Preise, die in diesem Land unerhört waren, festgesetzt; dennoch war die schwarze Hoheit damit nicht zufrieden; aber der Streit wurde beigelegt, was nicht verhinderte, daß man seitdem die Wachen verdoppelte, um vor jedem Ueberfall auf der Hut zu sein. In Ober-Suruh, wo sich eine Quelle und etwas Lagergrund findet, hat man eine Zwischenstation mit einem Commissariat eingerichtet, wo man des Nachts ein Concert von Schakalen, Hyänen, Affen rc. genießen kann. Die Schakale, deren Geschrei jenem kleiner Kinder ähnlich ist, sind ganz unschädlich und halten sich in bescheidener Ferne; die Affen aber kommen ganz nahe, lassen sich von den Menschen gar nicht einschüchtern, marschiren oft in kleinen Rudeln an den Engländern vorüber oder setzen sich auf die Felswände und lassen die Fremden defiliren; schicken aber Angreifer mit blutigen Köpfen zurück. Ein Soldatenhund, der eines dieser Thiere fassen wollte, wurde alsogleich vom ganzen Rudel angefallen und war froh, mit einigen Wunden davon zu kommen. Die dort einheimische Race erreicht die Größe eines starken Hundes, ist am Oberleib stark behaart, am Unterleib aber ganz unbehaart, was ihr einen häßlichen Anblick giebt. Thiere und Menschen scheinen überhaupt in diesem Himmelsstrich nicht besonders mit Schönheit der Formen gesegnet zu sein, und die Frauen werden als wahre Muster von Häßlichkeit geschildert. Sie kleiden sich gleich den Männern in weite weiße Mäntel, die sie jedoch mit weißen Muscheln und rothen Kügelchen verzieren. Beide Geschlechter tätowiren sich Arme und Nacken, graben sich da Gestalten von Vögeln und Thieren ein; die Stutzer und Modedamen der Schohos legen darauf gerade so viel Werth wie ein europäischer Dandy auf seine Cravatte oder eine Pariser Salondame auf ihren Kopfputz.

Mannichfaltiges.

— Für die **Wasseruhren**, diese uralten und längst außer Function gesetzten Zeitmesser, scheint sich Aussicht zu erneuter Dienstanstellung eröffnen zu wollen. Eine Wasseruhr mit Pendelgang, also doch wohl eine neue Zusammenstellung, ist von dem gelehrten P. Embriaco in Rom nach Paris gebracht worden und hat dort so gefallen, daß davon die Rede ist, dieselbe an allen öffentlichen Laufbrunnen der Pariser Plätze anzubringen. Der Apparat ist so einfach und dabei so unveränderlich, daß man ihm zutraut, er werde als wirkliche Normaluhr dienen können. Das Speisewasser für die Uhr geht zunächst in einen Trichter oder Rumpf und hält diesen beständig voll, indeß der Ueberschuß wieder fortgeht. Das eigentliche Betriebswasser fließt daher in immer gleicher Menge aus einer kleinen Oeffnung in der Spitze des Trichters und fällt hier aus geringer Höhe in ein wie ein Schiffchen gestaltetes Gefäß, das durch eine Querwand in zwei ganz gleiche Abtheilungen geschieden ist. Das Schiffchen ist quer auf die Welle befestigt, an welcher die gewöhnliche Gabel sitzt, die das Pendel antreibt. Der Gang aber wird dadurch unterhalten, daß das sich abwechselnd nach der einen oder der anderen Seite neigende Schiffchen bald die eine, bald die andere Abtheilung dem einfließenden Wasserstrahl darbietet, und so immer eine Seite steigt und sich füllt, während die andere sinkt und leer wird. Gleich unter diesem Schaukelsystem befindet sich ein ganz ähnliches zweites, das sich in gleichem Tempo mit dem oberen bewegt, weil die oberen Behälter ihren ganzen Inhalt in die unteren ausgießen. Von der schwingenden unteren Welle greift nun ein Hebel in das Zeigerwerk und treibt das erste Rad, das die Secunden angiebt; von diesem wird die Bewegung auf das Minutenrad und von hier weiter auf das Stundenrad übertragen. Alle Bewegungen pflanzen sich ohne Zahngetriebe, durch einfache Hebel fort. Sonach könnte vielleicht der Betrieb der Hausuhren einmal den Wasserleitungen zufallen, da die elektrischen Systeme kein Glück machen.

— Aus Klosters, im Kanton Graubündten, berichtet man über eine interessante Bergbesteigung. Am 28. December haben von dort aus drei Mitglieder des schweizerischen Alpenclubs eine Besteigung des 11,000 Fuß hohen Selvretta-Horns unternommen. Es waren die Herren Dr. Bicard, Docent am Polytechnikum in Zürich, Dr. Schröder von Mannheim und Student Dapples von Lausanne, begleitet von zwei Führern und einem Träger. Mehr als zwei Stunden thaleinwärts bis an den Selvretta war diesen Winter vor dieser Gesellschaft, welche um halb sechs Uhr Morgens aufgebrochen war, noch Niemand weder gefahren noch gegangen, nichtsdestoweniger erreichte dieselbe, den Weg sich durch fünf bis sechs Fuß hohen Schnee bahnend, Abends vier Uhr die Selvretta-Clubhütte, welche nicht stark unter Schnee war, so daß sie bald als Nachtquartier in Besitz genommen werden konnte. Auf hinreichend vorhandenem Wildheu in Decken eingehüllt wurde die Nacht zugebracht. Morgens gegen acht Uhr verließ die Gesellschaft ihr Nachtquartier, um die Spitze des Selvretta-Horns zu ersteigen, auf welcher sie Mittags nach zwölf Uhr anlangte, woselbst aber der dünnen Luft halber nur ein kurzer Aufenthalt stattfand. Eine wundervolle Winterlandschaft bot sich von diesem Standpunkte dem Blicke dar, der aber leider bald durch Nebel und Schneegestöber getrübt wurde. Um ein Uhr ward die Rückreise angetreten und um halb vier Uhr Nachmittags die Clubhütte wieder erreicht.

— New-York rühmt sich, den größten und schönsten Park der Welt zu besitzen. Derselbe Baumeister nun, der diese Anlage entwarf und ausführte, soll jetzt ebendort auch die größte und längste **Hängebrücke** der Welt ausführen, um über den Hudson hinweg eine Verbindung zwischen New-York und Brooklyn herzustellen, die jetzt nur durch Dampffähren unterhalten wird. Die Spannweite der Brücke wird 1600 Fuß, ihre Lage über dem Wasserspiegel 130 Fuß betragen und ihre ganze Länge unter Hinzurechnung der auf Bogen ruhenden Endstücke zu beiden Seiten wird nahezu 2 engl. Meilen sein. Getragen wird das Hängewerk durch vier Drahtseile von je 14 Zoll Durchmesser, die über granitne Thürme von 360 Fuß Höhe laufen. Die Breite wird so genommen, daß ein Fußweg in der Mitte und auf den Seiten zwei Pferdeeisenbahnen und zwei Wege für gewöhnliches Fuhrwerk Raum haben. Die Baukosten sind auf 6 Mill. Dollars veranschlagt.

— In der „Times" vom 9. d. veröffentlicht Hr. Julius Reuter ein Telegramm aus Zanzibar vom 1. December v. J., des Inhaltes, daß, nach Berichten aus Steelwa, Dr. Livingstone oder eine ihm ähnliche Person, auf der Reise nach dem Westen des Tanganykasees begriffen, gesehen wurde. Der Einsender schließt daraus, daß Dr. Livingstone ein zweitesmal westlich vom Tanganykasee gesehen wurde, daß daher die Annahme, daß er noch am Leben sei, an Wahrscheinlichkeit gewinne.

Der Sänger im harten Winter.

Im grünen Wald' am Frühlingstag'
Hast Du gelauscht des Vogels Schlag;
Er gab Dir alle seine Lust
Und Freude zog durch Deine Brust.
Und heute sitzt er voller Trauer
Im Schnee und sieht von jener Mauer,
Vor Kälte zitternd, scheu oft auf,
Er denkt vielleicht der Dinge Lauf.
O! denket doch des Sängers Lust,
Die er uns gab aus voller Brust.
Und traget Körner ihm hinaus,
Im Frühling zahlt er wieder aus.

Pirmasens. Fahr.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 8.

*—r. Maison garnie.

(Fortsetzung.)

9.

Als ich an demselben Abend nach Hause ging, bemerkte ich, daß ein Mann an dem Laternenpfahl gegenüber dem Dortenbach'schen Etablissement gelehnt stand, als ob er auf Jemanden wartete. Eigentlich war dies nichts Auffallendes. Man sieht oft Müssiggänger, welche sich ohne Zweck und Ziel irgend einen Ruheplatz auswählen, um ungestört die Zeit tödten und sich doch den Anschein geben zu können, als ob irgend eine Verabredung sie an einer bestimmten Stelle aufhielte. Aber sehr sonderbar war es doch, daß, als ich ein paar Stunden später, ehe ich zu Bett ging, noch einmal zum Fenster hinaussah, derselbe Mann noch immer den Laternenpfahl zu seinem Stützpunkt machte. Diese Geduld und Ausdauer kam mir wirklich merkwürdig vor. Aus bloßem Zeitvertreib stand das Individuum so lange gewiß nicht da, und die erwartete Person kam jetzt sicherlich nicht mehr. Lange dachte ich jedoch nicht über das, was ich so sonderbar fand, nach, im Gegentheil vergaß ich das Ganze schnell genug im Lande der Träume. Aber auch am nächsten Morgen beim Ausgehen sah ich wiederum den Mann auf seinem Posten. War er die ganze Nacht dagewesen? Auf was oder wen wartete er? Es war jedenfalls ganz unerklärlich. Da es jedoch mich nichts anging, wer das Dortenbach'sche Haus zu seinem vis-à-vis machte, so schlug ich mir die Geschichte aus dem Sinn und ging pflichtschuldigst meinen eigenen Geschäften nach. Als ich mich nach einer Weile zufällig umsah, bemerkte ich, daß der Mann mir auf den Fersen war. Ich stand still, er sah mir ins Gesicht, dann drehte er sich um, als ob er sich eines Anderen besonnen hätte. Wieder nahm er seinen Stand an demselben Laternenpfahl. Jetzt erst kam mir der Gedanke, er könnte Jemand aufpassen. Seine Blicke richteten sich unausgesetzt auf das Haus der Frau Dortenbach. Wenn ich nur Zeit gehabt hätte, so würde ich gesucht haben, der Sache auf den Grund zu kommen. Wie es war, mußte ich meine Neugierde unbefriedigt lassen. Erst gegen Abend kehrte ich müde und abgespannt in meine Wohnung zurück. Die Straße war ungewöhnlich belebt. Eine Droschke hielt vor der „maison garnie" und viele Leute standen in Gruppen umher.

„Das ist auch Einer!" rief eine schrille Stimme, als ich das Haus betrat. Kaum im Gange, befand ich mich, so zu sagen, in der Umarmung eines Polizeiofficianten.

„Ah, Sie sind es, Herr Rohrfeld!" sagte er höflich, als er mich erkannte. „Sie brauchen nicht zu erschrecken, wir kennen Sie. Aber es sind noch Andere im Hause, die wir noch näher kennen lernen müssen."

Ich wunderte mich, daß der Mann mich kannte, dann aber fiel mir ein, daß ich ihn zuweilen in der Klinik gesehen hatte, wenn ein durch einen Unglücksfall beschädigter Patient zu uns gebracht worden war.

Frau Dortenbach's Hausgänge waren gewöhnlich schwach beleuchtet und im Vergleich mit der Helle auf den Straßen sehr dunkel. Ich war wie geblendet, als ich eintrat. Viele Menschen waren versammelt, so viel konnte ich wahrnehmen. Deutlich unterschied ich die Stimme meiner Hauswirthin, welche von dem oberen Treppenabsatz herab schluchzend und ächzend ihre Unschuld an irgend einem Verbrechen, dessen Natur mir nicht gleich klar wurde, betheuerte.

„Ich habe mit dem Allem nichts zu thun," jammerte sie, „Herr Reichling ist Schuld, sonst Niemand. Er ist ein Ausländer, ich konnte ihn meiner Lebtag nicht leiden. Vom ersten Augenblick an war er mir zuwider. Wenn er nur lieber in die Hölle gegangen wäre, als in mein ehrbares Haus zu ziehen! O, Herr Doctor," fuhr sie zu mir gewendet fort, indem sie mich wahrscheinlich durch Verleihung eines höheren Titels zu ihren Gunsten zu stimmen, resp. für frühere Unbilden zu entschädigen dachte, „sagen Sie ein gutes Wort für mich! Sie werden Ihnen glauben, und Sie wissen ja, daß ich eine ehrliche Frau bin, die mit harter Arbeit ihr Bischen Leben fristet! Bitte, sagen Sie ein gutes Wort für mich, lieber Herr Doctor!"

Ich bemerkte jetzt, daß Reichling ebenfalls im Gange stand mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt. Neben ihm befand sich ein Polizeidiener und an der anderen Seite derselbe Mann, der so lange das Haus im Auge gehabt hatte.

„Ja, ich bin es," sagte der schöne Leonhard höhnisch, als ich ihm näher trat; „Sie erkennen mich doch? Und was sagen Sie dazu?"

Er hielt seine Hände in die Höhe. Sie waren mit Ketten gefesselt. Er trug einen Reiseanzug nach neuestem Schnitt; seine Gesichtsfarbe war grüngelb. Trotz seines prächtigen schwarzen Schnurrbarts, dessen Spitzen er ingrimmig zerkaute, sah er diesmal nichts weniger als hübsch aus. Er glich ganz auffallend einem gefangenen, aber nicht völlig bewältigten wilden Thiere, das gierig auf die Gelegenheit lauert, die Freiheit wieder zu erlangen, um von Neuem Thaten der Wildheit und Bosheit zu verüben.

„Sie können nicht daraus klug werden?" lachte er mit heiserer Stimme; „und es ist doch so klar. Die Polizei hat mich überrumpelt, ich war nicht auf meiner Hut. Ein Mal im Leben war ich ein veritabeler Simpel. Ich kam zurück, weil ich die Frau, — Sie wissen, wen ich meine — mit mir nehmen wollte. Es war sehr gewagt; Sie mit Ihrer milchbärtigen Weisheit können so Etwas nicht begreifen. Wenn es Ihnen passirt, verliebt zu sein, so werden Sie roth und ein stiller Anbeter. Das ist nicht meine Manier. Es genügt mir nicht, schöne Augen zu bewundern, wie Diamanten in einem Juwelierkasten. Es war ein kühner Streich und er mißglückte mir. Jetzt bin ich unterlegen, vielleicht nur etwas früher, als es sonst doch geschehen wäre. Meinetwegen, vogue la galère! Jetzt können Sie mich anstaunen, wie eine Wachscabinetsfigur, und können eine Abhandlung über meinen Schädel schreiben, die Sie möglicherweise berühmt machen wird. Leute wie Sie haben gewöhnlich mehr Glück als Verstand."

„Es ist ein sehr gravirender Fall," flüsterte mir der bekannte Polizist in's Ohr.

„Wessen ist er angeklagt?"

„Der Fälschung; es unterliegt keinem Zweifel mehr; der

Fälschung kaiserlich russischer Banknoten. Die Sache war sehr geschickt eingefädelt. Die Fünfzig-Rubel-Noten, die er in Umlauf setzte, sind von den echten kaum zu unterscheiden; die Nachahmung ist ein ausgezeichnetes Kunstwerk. Wir waren schon eine Zeitlang der Sache auf der Spur; jetzt haben wir den rechten Mann."

„Er sagte immer, er wäre Agent einer französischen Weinhandlung," versetzte ich.

„Alles Schwindel," gab mir der Mann des Gesetzes zurück. „Sehr fein ausgedacht bei alledem. Es mußte eine Zeitlang glücken. Unter dem Deckmantel der Firma brachte er die gefälschten Banknoten in Umlauf. Ein abgefeimter Spitzbube, das muß ich sagen. Schon vor einigen Jahren hatte er dieselbe Geschichte in Brüssel. Erst vor Kurzem kam die Identität an den Tag. Aber diesmal wird es ihm theuer zu stehen kommen, ihm und dem Anderen."

„Nun," rief Reichling, „wie lange stehen wir hier noch? Der Wagen ist vor der Thür und ich bin bereit. Leben Sie wohl, guter Jüngling, — (dies war an mich gerichtet,) ich bin Ihnen nicht böse und würde Ihnen die Hand schütteln, wenn mich meine eisernen Manschetten nicht daran hinderten. Meine Entfernung wird Ihr Glück machen, la belle Mathilde wird in Ermangelung eines Besseren Ihnen zulächeln. Nur das Eine mögen Sie wissen: — Arbeit ist Thorheit, Sie werden es auch noch einsehen. Es lebe das Nichtsthun, sei es in Ketten! Aber wo bleibt der alte Avanier? Es ist mir leid für ihn, doch mitgefangen, mitgehangen!"

(Schluß folgt.)

Arktische Naturschönheiten.

(Schluß.)

Die blaue Grotte des Arveyron bei Chamounix und die Höhlen der Gletscher von Grindelwald und von der Rosenlaui werden von den Touristen höchlich bewundert. Sie sind kleinlich im Vergleich zu den Grotten, die in den Erdböschungen der Gletscher von Spitzbergen sich öffnen. Eines Tages, als Martins Meerestemperaturen aufgenommen hatte, schlug er den Matrosen vor, mit dem Boote in eine dieser Höhlen einzufahren. Man setzte ihnen die Gefahren auseinander, welche sie zu bestehen haben würden, da er nichts ohne ihre Zustimmung wagen wollte. Einstimmig nahmen sie seinen Vorschlag an. Als das Boot den Eingang zurückgelegt hatte, befanden sie sich in einem ungeheueren gothischen Dome. Lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab. Die Einbiegungen des Ufers, auf deren Ränder der Gletscher sich stützte, schienen ebenso viele an das Hauptschiff angefügte Capellen zu sein, breite Spalten trennten die Wände und die vollen Zwischenpfeiler strebten gleich Bogen zur Wölbung empor. Lasurblaue Tinten spielten auf dem Eise und spiegelten sich im Wasser wieder. Die Matrosen waren vor Bewunderung stumm. Eine zu lange Betrachtung wäre jedoch gefährlich gewesen und Martins ließ daher bald wieder aus der engen Oeffnung hinaussteuern, durch die er in diesen Tempel des Winters eingedrungen war. Abends sah er vom Strande aus, wie sein Dom sich langsam senkte, dann vom Gletscher sich ablöste, in die Wellen tauchte und in tausend Eisstückchen zerbröckelt wieder zum Vorschein kam.

Die Pflanzenwelt trägt zur Schönheit der arktischen Zone wenig bei. In feuchten Vertiefungen Spitzbergens wird das Auge, das der schwarzen Felsen und der weißen Schneefelder müde ist, durch große Moose vom schönsten Grün erquickt. Unter den Blumen ist nur eine schöne, ein gelbblühender Mohn, der sich mitten im Geröll erhebt und unseren Gartenbeeten nicht zur Unzierde gereichen würde. Die meisten übrigen Pflanzen sind so klein, daß sie dem Auge entgehen, wenn man nicht sorgfältig zu Füßen blickt. Nützlich ist das Löffelkraut, das als Salat verspeist werden kann und wegen seiner antiscorbutischen Eigenschaft für den Seefahrer unschätzbar ist.

Die Vögel sind so zahlreich — an Individuen, nicht an Arten, — daß ihre Gegenwart die stillen und öden Küsten Spitzbergens belebt. Bei der ersten Landung hat der Reisende Mühe, sich von diesem erstaunlichen Zusammenströmen Rechenschaft zu geben. Die Erde ist mit Schnee bedeckt, die Vegetation sehr arm, die Insectenwelt nur durch fünfzehn Arten vertreten. Die wenigen Torfmoore zwischen den Bergen und dem Meere nähren weder Würmer, noch Mollusken, noch Fische, aber das Meer wimmelt von Thieren, namentlich von Mollusken und Krustenthieren. Diese bilden die Nahrung fast aller Vögel, die überdies bis auf eine Art Zugvögel sind. Eine große Anzahl von Seevögeln, die im Winter unsere Küsten bewohnen, ziehen zum Eierlegen nach Spitzbergen, wo sie sicher sind, Ruhe und reichliches Futter zu finden. Nicht alle legen und brüten ohne Unterschied an allen Punkten der Küste. Einige, wie die Gänse, gefallen sich an den Gestaden des festen Landes, andere, wie die Eidervögel und Raubmöven, lieben die kleinen niedrigen und mit Wassertümpeln übersäeten Inseln, die meisten flüchten sich auf die Felsen, welche unmittelbar ins Meer hinausragen. Die Zahl derselben ist so groß, daß man diese Felsen als Vogelberge bezeichnet.

Die Abdachungen dieser Felsen, die hinter- und übereinander liegen, bilden Schichten, die sich mit den Galerieen und Logen eines Schauspielhauses vergleichen lassen. Sie sind mit Weibchen bedeckt, die auf ihren Eiern sitzen und den Kopf dem Meere zuwenden. Sie sind ebenso zahlreich und sitzen ebenso gedrängt, wie die Zuschauer im Theater am Tage einer ersten Vorstellung. Wie im Schauspielhause gewisse Rangstufen unter dem Publicum bemerklich bleiben, die der Preis der Plätze bedingt, so sind auch auf einem Vogelberge die Arten nicht bunt durcheinander gemischt. Malmgren sah einen derartigen Felsen, auf dem Lummen die unteren Sitze einnahmen. Ueber ihnen auf den Mittelstufen brüteten Sturmvögel und die obersten Plätze hatten Silbermöven in Beschlag genommen. Auf einem anderen Felsen war es die weiße Möve, welche die Mehrzahl bildete, höher hinauf befand sich die dreizehige Möve und ganz oben wieder die Silbermöve. Auf gewissen Felsen haben die Fettgänse alle Vorsprünge bis zu einer Höhe von etwa zweihundert Fuß bedeckt. Darüber sieht man Lummen in großer Anzahl, weiterhin nordische Larventaucher und endlich das kleine Taucherhuhn, das sich in zahllosen Schwärmen auf Spitzbergen findet.

Vor jedem Felsen bilden die Männchen eine wahre Wolke. Sie steigen in die Lüfte, streichen über die Wogen hin und tauchen unter, um die Krustenthiere zu fangen, welche die Hauptnahrung der brütenden Weibchen bilden. Die Unruhe, das Wirbeln, der Lärm, das Geschrei, das Schmettern und Pfeifen dieser tausend und abertausend Vögel, die an Größe, Farbe, Flug und Stimme so verschieden sind, lassen sich unmöglich beschreiben. Der Jäger ist so betäubt und verdutzt, daß er nicht weiß, wohin er in diesem lebendigen Strudel Feuer geben soll. Er vermag den Vogel, auf den er anlegen will, nicht zu unterscheiden. Endlich zielt er mitten in die Wolke hinein und der Schuß geht los. Nun aber erreicht der Aufruhr den höchsten Grad. Schwärme von Vögeln, die auf den Felsen saßen oder auf dem Wasser schwammen, fliegen jetzt ebenfalls auf und mischen sich unter die übrigen; ein endloses, mißtönendes Gekreisch erhebt sich in den Lüften. Weit entfernt, sich zu zerstreuen, wirbelt die Wolke nur noch toller. Die Seemöven, die vorher unbeweglich auf Klippen dicht über der Wasserfläche saßen, flattern geräuschvoll hin und wieder, die Seeschwalben kreisen um den Kopf des Jägers.

Die Schwimmvögel herrschen unter den Vögeln Spitzbergens vor, weil sie sämmtlich von Seethieren leben. Die drei einzigen Strandläufer, der Regenpfeifer, der schwärzliche Strand-

reiter und der Wassertreter, leben am Meeresstrande und in der Nähe der kleinen Teiche. Das Schneehuhn, der Schneeammerling und die drei Arten von wilden Gänsen sind die einzigen grasfressenden Arten, auch sind sie mit Ausnahme der Ringelgans selten. Das Schneehuhn überwintert auf Spitzbergen, und es ist ein Räthsel, wie es sich in der starren Kälte zu erhalten vermag. Unter den Schwimmvögeln sind die Möven die gefräßigsten. Den Walfischfängern wird es schwer, die Haut des erlegten Thieres, die während des Zerlegens am Schiffe festgebunden wird, gegen die Möven zu schützen, die sich in unermeßlicher Zahl auf sie stürzen. Die Raubmöve fällt die übrigen Vögel an, wenn sie eben einen Fisch gefangen haben, zwingt sie, den Raub fallen zu lassen, und fängt ihn in der Luft auf. Die Sturmvögel gehen ihrer Beute auf offenem Meere nach und folgen oft den Schiffen.

Das Rennthier, der Hirsch des Nordens, ist in Spitzbergen nicht gerade selten, kommt aber nur in kleinen Rudeln vor. Im Sommer nährt es sich von dem Kraut, das am Strande wächst, im Winter scharrt es den Schnee auf, unter dem es Moose und Flechten findet. Von dieser dürftigen Nahrung magert es ab, im Sommer wird es bald wieder fett. Das Rennthier hat weiter keinen Feind als den weißen Bären, der sich fast gar nicht auf dem festen Lande zeigt und sich des schnellen und mißtrauischen Thieres auch nur durch Ueberfall bemächtigen könnte. Die gewöhnlichen Wohnungen der weißen Bären sind die Eisberge, der Aufenthalt der Robben und Walrosse, von denen sie hauptsächlich leben.

Den blauen Fuchs sieht man auf Spitzbergen oft. Er gräbt sich tiefe Gänge mit mehreren Mündungen und stopft den Kessel, den er bewohnt, mit Moos aus. Im Sommer gewähren ihm die Vögel, die zum Eierlegen nach Spitzbergen kommen, eine reichliche Nahrung, obgleich sie den schlauen Feind kennen und sich nach Möglichkeit gegen ihn schützen. Die Eidergans, die in Norwegen ihr Nest dicht vor den Schwellen der Häuser baut, weil man sie wegen ihrer kostbaren Daunen schont, nistet bei Spitzbergen blos auf Inseln, die ganz von Wasser umgeben sind, so daß keine Eisbrücke eine Verbindung mit dem Lande herstellt. Ohne diese Vorsicht würden die sämmtlichen Weibchen die Beute der Füchse werden, da die Eidergans ihre Nester immer in gleicher Linie mit dem Boden in den Sand scharrt.

In früheren Zeiten wurde Spitzbergen wegen des Walfischfanges stark von holländischen Schiffern besucht. Aus Brettern, die man mitnahm, baute man ganze Dörfer, unter denen Smeerenberg für das schönste galt. Es gab dort ein haarlemer Kirchenviertel, in dem der Walfischthran ausgekocht wurde, und der Matrose fand seine Amsterdamer Schenken. Seit der Walfisch in diesen Gewässern selten geworden ist, bilden die blauen Füchse die Jagdthiere, wegen deren man die unwirthliche Insel aufsucht, und zwar gerade in der furchtbaren Winterszeit, in der das Fell, das im Sommer schmutzig braun ist, eine dunkel schieferblaue Farbe annimmt und zu einem sehr gesuchten Rauchwerk wird. An einem der Sunde sieht man große russische Kreuze am Strande aufgepflanzt. Sie bedecken die Leichen armer russischer Leibeigener, welche den Winter an Spitzbergen hatten zubringen müssen, um blaue Füchse zu jagen. Die meisten waren am Scorbut gestorben und die Ueberlebenden hatten ihnen jene Kreuze auf die Gräber gesteckt. Um die verfallene Hütte sah Martins noch die Reste der Fallen, welche die Russen gestellt hatten, um blaue Füchse zu fangen.

Ueber den Bau der Eisenbahn nach dem Stillen Ocean in den Vereinigten Staaten.

Einen Begriff von amerikanischer Energie können folgende Notizen (aus der Cincinnati Gazette durch das Mechanics' Magazine) über die Art geben, wie das enorme Unternehmen der Bahn quer durch den Continent von Nordamerika betrieben wird. Zuerst gehen zweitausend Nivelleure, welche den Unterbau der Bahn machen und sich zugleich fortwährend gegen die Indianer verschanzen müssen. Dann kommen 1500 Holzhauer und Zimmerleute, welche die Schwellen herzustellen haben und jetzt schon einen Vorrath von 100,000 Schwellen im Ueberfluß geliefert haben. Eine englische Meile vor den Schienenlegern kommen die Abtheilungen, welche die Schwellen legen, drei an der Zahl. Zuerst setzen die Ingenieure ihre Nivellirpfähle in Distanzen von 100 Fuß auf den geraden Strecken und 50 Fuß auf den Curven; an diesen Punkten legen sie gesägte Schwellen und nivelliren sie. Dann kommen zwei Mann mit einer Meßlatte, welche die Enden und Mitten der Schienen markiren; die zweite Abtheilung legt an diesen Stellen Schwellen im Niveau der eben erwähnten Leitschwellen durch Visiren. Die dritte Abtheilung fügt dann die übrigen (ungesägten) Schwellen ein, und jetzt ist alles für die Schienen fertig. Zwanzig engl. Meilen zurück fanden wir immense Materialienzüge, beladen mit Schwellen, Schienen und allem Erforderlichen; diese sind die große Reserve. Nur sechs Meilen zurück fanden wir ähnliche Züge von gleicher Art; dies ist die zweite Linie. Endlich dicht am Endpunkte und ihm Stunde für Stunde folgend, sind die Wohnungswagen und ein Materialienzug mit Schienen u. s. f. als eigentliche Schlachtlinie. Die Wohnungswagen (boarding cars) sind je 80 Fuß lang und meist mit Schlafkojen versehen; zwei sind Speisesäle und einer dient für Küche, Vorrathskammer und Büreau. Unter allen sind Hängematten für diejenigen, welche lieber im Freien schlafen; auf den Wagen sind geladene Büchsen in hinreichender Anzahl und handlich zum Gebrauch, denn die Gesellschaft vertheidigt sich selbst gegen die Indianer ohne Staatshilfe.

Die Abtheilung zum Schienenlegen zählt 350 Mann; außerdem repariren 1000 Mann fortwährend den Damm auf den schon vollendeten 350 Meilen. Die Arbeit geht nun in folgender Weise vor sich. Zuerst kommen die Wohnungswagen, welche bis zum äußersten Ende der Linie gehen. Dann kommt ein Materialienzug, welcher seinen Inhalt abladet und hernach zurückfährt, um von der zweiten Linie neuen Vorrath zu holen.

Der Wohnungszug fährt dann zurück bis hinter das abgeladene Material. Drei Waggons, jeder mit zwei Pferden bespannt, gehen zwischen den Schienenlegern und ihrem Vorrath hin und zurück; die Pferde laufen außerhalb des Geleises und ziehen die Waggons an langen Leinen, wie Canalboote, um den Arbeitern nicht in den Weg zu kommen; an beiden Seiten des Waggons sind, zur Erleichterung des Abladens, Rollen angebracht. Einer dieser Waggons nimmt eine Ladung Schienen, etwa 40, mit den erforderlichen Stühlen, Laschen, Hakennägeln u. s. f. auf und geht in vollem Galopp zu den Schienenlegern ab. Der letzte bei diesen befindliche Waggon ist nach dem Abladen auf die Seite gelegt worden, um dem neuen Platz zu machen, und dieser fährt bis an das Ende der letzten Schiene; dort hält er still, und ein einzelnes Pferd bewegt ihn über jede folgende Schiene weg, während die beiden ersten Pferde in vollem Galopp zurückgehen, um einen neuen Waggon zu holen, der in gleicher Weise vorwärts kommt, und so fort den ganzen Tag lang. Zur Handhabung der Schienen stehen fünf Mann auf jeder Seite der Linie. Einer der Hintermänner wirft eine Schiene auf die Rollen, drei Vordermänner erfassen sie und laufen mit ihr bis zur erforderlichen Distanz. Inzwischen sind unter dem letztgelegten Schienenpaar die Stühle angebracht worden. Die beiden Hintermänner zwängen mit einem einzigen Schwunge das Ende der Schiene in den letzten Stuhl und der Anführer der Abtheilung ruft: „'runter!“ mit einem Ton, wie das „Vorwärts“ einer Armee. Alle 30 Secunden erscholl das wackere „'runter!“ auf jeder Seite des Geleises. Einer der Hintermänner fährt die Waggons, außer seiner Hilfe beim Handhaben der Schienen. Die Pferde ziehen an, sowie jede Schiene auf ihren Platz fällt, der Waggon rollt bis an ihr Ende, und eine neue Schiene wird in die Wildniß hinausgeworfen mit derselben Geschwindigkeit und Präcision: dann kommt das magische „'runter!“ der Waggon rollt wieder vorwärts und eine neue Länge ist fertig. Zwei „Nagler“ folgen jeder Schiene, einer etwas vor dem anderen. Eine Schiene wird am Ende und in der Mitte festgemacht; der zweite zieht die Gegenschiene in die

genaue Spurweite, und befestigt sie in der Mitte und an den Enden. Dann kommen andere Abtheilungen von „Naglern“, die mit militärischer Präcision marschiren und jeder seinen besonderen Hakennagel oder Keil anzuschlagen hat, ohne daß einer dem anderen in den Weg kommt. Diesen folgen andere Leute, welche mit eisernen Gabeln das Geleise ganz genau verificiren. Zuletzt kommen die „Füller“; ein Theil derselben füllt die Räume an den Enden und Mitten der Schienen mit Schotter und stampft ihn fest; der andere Theil vollendet den dazwischen liegenden Theil und die Arbeit bleibt stehen, bis die oben erwähnten 1000 Ausbesserer nachkommen und den Bau ganz beenden können. Aber schon wie ihn die „Füller“ lassen, können beladene Züge in Sicherheit mit einer Geschwindigkeit von 20 engl. Meilen per Stunde darüber fahren. So wird diese Bahn mit ganz unglaublicher Geschwindigkeit und dabei doch mit aller Vollständigkeit und Sicherheit angelegt; ein Telegraph folgt ihr stets auf dem Fuße. (Breslauer Gewerbeblatt.)

Mannichfaltiges.

Das eben veröffentlichte Tagebuch der Königin Victoria ist eine Sammlung loser Blätter aus der glücklichen Zeit ihrer Ehe, eine einfache Schilderung ihres häuslichen Lebens und ihrer Reise nach Irland, zumeist aber ihrer glücklichen Tage in den schottischen Hochlanden, inmitten ihrer Kinder, Freunde und Diener und an der Seite des geliebten Mannes, der jederzeit die Hauptfigur der vorliegenden Aufzeichnungen ist. Politische Enthüllungen finden sich in diesem Buche nicht und politische Betrachtungen äußerst selten; dafür kann Jeder, den es interessirt, vermittelst desselben einen Blick in die schöne Häuslichkeit einer königlichen Familie thun, wie er in solcher Weise dem Historiker noch nie vergönnt gewesen ist. Das steife Wort „Wir“ gebraucht die Königin in diesem Buche nie, wenn sie von ihrer eigenen Person spricht. Wo sie „Wir“ sagt, meint sie damit sich und den Prinzen, mit oder ohne Zugabe der Kinder und des Haushaltes. Der Prinz von Wales figurirt in diesen Aufzeichnungen als „Berthie“ (Abkürzung für Albert), die Princeß Royal als „Vicky“ (abgekürzt für Victoria), und beinahe respectwidrig klingt es, wenn die Königin erzählt, daß poor Vicky sich bei einem Ausfluge von Balmoral auf ein Wespennest gesetzt und jämmerlich zugerichtet habe. Der erste Abschnitt des Buches dürfte wohl der interessanteste sein, denn er zeigt uns die junge Frau im Vollgenuß ihres häuslichen Glückes, in den herrlichen Hochlanden, deren Reize zu schildern sie nie müde wird. Die Schotten gefallen ihr, das ungezwungene Leben und die ländliche Ruhe, ferne vom Treiben und dem Ceremoniel der Hauptstadt, sagen ihren Neigungen zu, sie interessirt sich für den Bau des neuen Hauses, die neuen Anlagen, die Gutsleute, das Gesinde, die Erziehung ihrer jungen Kinder; mehr aber als für alles Dies für ihren geliebten Gatten, was er treibt und schreibt, liest und schießt. Den Höhepunkt ihres Glückes bildeten dazumal die kleinen Ausflüge, die sie zuweilen mit ihm und wenigen Begleitern ganz im Stillen unternahm. Wie sie auf solchen Bergpartieen, die oft mehrere Tage währten, mit mancherlei kleinen Beschwerden zu kämpfen hatten, ländliche Bekanntschaften machten, in schlichten Wirthshäusern übernachteten und sich die einfache Kost, die ihnen geboten wurde, vortrefflich schmecken ließen, Dies und Aehnliches wird oft schmucklos und liebenswürdig geschildert. Von Interesse sind die Notizen vom 10. September 1855, dem Tage, welcher die Nachricht von der Eroberung Sebastopols brachte: „Um halb 11 Uhr kamen zwei Depeschen, eine für mich und eine für Lord Granville. Ich hatte eben begonnen, die meinige zu lesen, die von Lord Clarendon kam und Einzelnheiten über die weitere Zerstörung der russischen Schiffe von Marschall Pelissier enthielt, als Lord Granville sagte: „Ich habe bessere Nachrichten. General Simpson meldet: Sebastopol ist in den Händen der Alliirten.“ Gott sei dafür gelobt! Unsere Freude war groß, doch konnten wir die gute Nachricht kaum glauben, und nachdem wir sie so lange und sehnsüchtig erwartet hatten, vermochten wir uns in die Wirklichkeit kaum hineinzufinden. Albert sagte, sie wollten gleich das Freudenfeuer anzünden, das im vorigen Jahre beim Eintreffen der falschen Nachricht vom Falle der Stadt vorbereitet worden und seitdem unberührt geblieben war.“ Und nun wird ausführlich erzählt, wie der Gatte mit den übrigen Gentlemen und dem Gesinde des Hauses den Berg erklomm, das Freudenfeuer anzündete, und wie sie allesammt von Herzen vergnügt waren. Wir heben noch folgende Stelle hervor, die sich auf die gegenwärtige Kronprinzessin von Preußen bezieht. Die Worte sind vom 29. Sept. 1855 geschrieben und lauten: „Unsere liebe Victoria ist heute mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen verlobt worden, der seit dem 14. bei uns zum Besuche ist. Uns hatte er schon am 20. seine Wünsche mitgetheilt, aber ihrer gar zu großen Jugend wegen schwankten wir, ob er selber mit ihr sprechen oder warten solle, bis er wieder käme. Wir fühlten indessen, es sei besser, daß er es gleich thue, und während wir heute Nachmittags den Craig-na-ban hinaufritten, pflückte er ein Stückchen weißes Haidekraut — das Sinnbild von „Gut Glück“ — das gab er ihr, und dabei hatte er Gelegenheit, als sie den Glen Girnoch hinabritten, ihr gegenüber eine Anspielung auf seine Hoffnungen und Wünsche zu machen, woraus sich dieser glückliche Abschluß entwickelte.“ Der Besuch, den das königl. Paar in Irland abstattete, wird ebenfalls ausführlich geschildert, aber da er zum Theil eine Staatsvisite war — die Königin stand einmal in Dublin mehr denn vier Stunden vor dem Throne aufrecht, um über 3000 Besucher an sich vorüberdefiliren zu lassen — bot er der stillen Freuden nicht so viele, wie der Aufenthalt in den schottischen Hochlanden, obwohl die Irländer in ihren loyalen Demonstrationen das Aeußerste aufboten.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

J. **Mannheim**, 15. Januar. (E. Rittershaus über Annette v. Droste-Hülshoff.) Mit wenigen Worten verließ der Redner den literar-historischen Boden, um nahezu anderthalb Stunden mit Hersagen von Versen auszufüllen. Was er über die Person, den Lebens- und Entwickelungsgang der rheinischen Dichterin sagte, geht qualitativ über einen Conversationslexikonsartikel nicht hinaus, und die mangelhafte Betonung und Scandirung, verbunden mit einer für Empfindungsdeclamation wenig geeigneten Stimme, waren weit davon entfernt, dem eigentlichen Charakter der Lyrik Annettens Ausdruck zu verleihen. Herr R. wird nur ein sehr elementares und anspruchsloses Publicum befriedigen können, und es bleibt nun den HH. Büchner und Eckhardt vorbehalten, uns für zwei nicht besonders kurzweilige Abende zu entschädigen.

L. Baumblatt, Lehrer an der Kreisgewerbeschule zu Kaiserslautern: **Wechsellehre** für Schule und Volk. Mannheim, J. Schneiders Verlag, 1868.

Kurze und gute, nicht gelehrt, sondern gemeinfaßlich geschriebene Darstellung des gesammten Wechselwesens auf Grund der neuen allgemeinen deutschen Wechselordnung, welche bekanntlich Jeden wechselfähig macht, der sich überhaupt durch Verträge verpflichten kann, und welche daher auch Niemand unbekannt sein sollte. Für den nicht kaufmännisch gebildeten Bürger und Landmann, auf dessen Nichtkenntniß des bestehenden Rechtes schon jetzt vielfältig zu seinem Nachtheil speculirt und resp. gegaunert wird, wird das 170 Seiten starke Büchlein mit seinen gutgewählten praktischen Beispielen und Mustern ein willkommener Rathgeber und Freund sein. Was für die Pfalz besonders berücksichtigenswerth ist, ist an geeigneter Stelle hervorgehoben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 9.

*-r. **Maison garnie.**

(Schluß.)

10.

Reichling war frech und unverschämt wie immer, doch widersprach die erdfahle Gesichtsfarbe und das Beben der Hände seiner zur Schau getragenen Ruhe. Es war ihm sicherlich nicht so wohl zu Muthe, als er sich den Anschein zu geben suchte.

„Wir müssen noch den Anderen herbeiholen," sagte der Polizeicommissär, der das Verfahren leitete. Dann ging er in Avanier's Atelier. Ich folgte ihm.

Alles in dem Zimmer war in der größten Unordnung. Die Möbel waren von ihren Plätzen gerückt, die Kupferstiche von den Wänden gerissen; die Schränke standen offen und die Schubladen waren durchwühlt. Es hatte augenscheinlich eine gründliche Haussuchung stattgefunden, denn das Gesetz kennt keine Rücksichten. Beim Fenster stand ein anderer Polizeibeamter und besichtigte einige Kupferplatten. „Außerordentlich geschickt gemacht," sprach er vor sich hin, „sah niemals etwas Besseres."

Ich blickte ihm über die Schulter. Auf den Platten waren die Zeichnungen verschiedener ausländischer Banknoten eingravirt. Ich verstand nicht Russisch, aber so viel erkannte ich an der Form der Buchstaben, daß die Worte auf den Platten dieser Sprache angehörten. Ich erlaubte mir die Frage, wo man den Beweis der Schuld aufgefunden hätte?

Erst nachdem einige telegraphische Handbewegungen zwischen dem von mir angeredeten Beamten und dem einen seiner Collegen gewechselt worden waren, erhielt ich eine Antwort.

„Alles war hinter den Bildern an der Wand versteckt," hieß es, „aber endlich entdeckten wir es doch."

In diesem Augenblick vernahm ich ein tiefes Stöhnen. Die geöffnete Thür hatte mir das Sopha verborgen, das an der Wand stand. Herr Avanier saß oder vielmehr kauerte darauf, das Gesicht in den Händen verborgen. Seine Frau stand vor ihm und umschlang ihn mit ihren Armen. Ihre Augen waren thränenlos, aber der Ausdruck unbeschreiblicher Qual, den ihre Züge zeigten, war wahrhaft herzzerreißend. Bei alldem war kein Vorwurf in diesem Ausdruck sichtbar und ich fühlte mich überzeugt, daß noch kein tadelndes Wort über ihre Lippen gekommen war. In dieser Stunde grausamer Prüfung dachte sie nicht an sich selbst, nicht an die Schmach und Erniedrigung, welche indirect auch sie berühren mußte. Sie dachte nur an ihres Mannes Leiden, an seine Gefahr, an all das Elend, das seine Schwäche und sein Kleinmuth über ihn verhängten. Mehr als je hing sie an ihm. Wie sehr er auch gefehlt, er war doch immer ihr Gatte; sogar schien ihre zärtliche Ergebenheit unter diesem Schlage des Schicksals noch an Stärke zu gewinnen. Sie verurtheilte ihn nicht! Sie schloß lieber die Augen und glaubte, daß er mehr denn je ihre Liebe und ihren Trost nöthig hätte. Da saß sie an seiner Seite, — ihr schöner Kopf ruhte auf seiner Schulter, keine Macht konnte sie trennen! Es war Mann und Weib vereinigt bis zum Tode! Fürwahr ein rührenderes Schauspiel konnte schwer erdacht werden.

„Ich glaubte das Beste zu thun, Mathilde," stöhnte er, „ich wußte mir keinen anderen Rath."

„Still, Charles," flüsterte sie, „still." Sie war insofern bei voller Besinnung: Sie wußte, daß jedes Wort, das er sprach, als Zeuge gegen ihn gebraucht werden würde. Schon war er ein Gefangener in den Händen der Gerechtigkeit und jedes Indicium diente dazu, ihn gewisser der Strafe zu überliefern. Aber er ließ sich nicht zurückhalten. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben und, wie schwachen Charakteren es eigen ist, er fand Trost in der Betrachtung seines Unglücks.

„Ich wollte nur einmal etwas Rechtes für Dich verdienen, mein Kind," sagte er, „daß Du nicht zu verhungern brauchtest, wenn ich blind sein würde. Ich dachte, ich könnte mit Dir an einen sicheren Ort entfliehen, wo wir dann vor Verfolgung und Mangel geschützt gewesen sein würden. Mehr hoffte oder begehrte ich nicht. Nicht um Reichthümer zu gewinnen, habe ich gesündigt, nur um dem Hunger und dem Elend auszuweichen. Ich war Dir das schuldig, mein Kind; ich mußte Dich schützen, nachdem Du mir Alles geopfert. Ich glaubte nur meine Schuldigkeit zu thun, indem ich gegen das Gesetz handelte. Meine Verpflichtung gegen Dich stand mir höher. Und die Versuchung war zu groß! Der Mann verstand es, mich bei meiner schwächsten Seite zu fassen. Er schilderte mir die Aufgabe so gering und den Gewinn so sicher. Ich hätte gar nicht mehr den Muth, zu widersprechen; ich gehorchte, ohne zu wollen und ohne zu wissen, was ich that. O dieser Elende! wenn ich nur früher seinen eigentlichen Charakter erkannt hätte!"

„Schweig, ich bitte Dich," flehte seine Frau. Ihre Lippen waren kreideweiß und ihre Worte mehr an der Bewegung ihres Mundes als durch den Ton verständlich.

„Ich habe Unrecht gethan, Mathilde," sagte er noch, „ich sehe es ein, zu spät! Und es nützte mir nichts! Ich muß Dich doch hilflos zurücklassen!"

„Das soll Dich nicht ängstigen," erwiderte sie, „Gott wird helfen." Sie küßte ihn zärtlich und ihren Augen entströmten heiße Thränen. Die Polizeibeamten traten näher.

„Ich bin bereit," sagte Avanier, sich mühsam erhebend; „ich bekenne Alles. Ich gehe, wohin man mich führen will."

„Noch nicht! Noch nicht!" rief seine Frau, indem sie sich mit wilder und verzweifelter Zärtlichkeit an ihn klammerte.

„Bringt ein Licht," sagte der Kupferstecher. „Es ist plötzlich so dunkel geworden, ich sehe nichts mehr." Er streckte tastend die Hände aus. „Was bedeutet das?" schrie er. „O Gott!" Er preßte die Hände gegen die Stirn. Sein Augenlicht war erloschen. Dr. Webers Urtheil hatte sich erfüllt. Der Mann war stockblind!

Er that ein paar unsichere Schritte vorwärts. Er zitterte heftig und suchte sich aus der Umarmung seiner Frau loszumachen.

„Ich bin bereit, führt mich hinweg," sagte er mit schwacher Stimme, „aber Jemand muß mir beistehen." Dann streckte er plötzlich wie ein ganz Verzweifelnder die Arme in die Luft,

und noch ehe Jemand ihm zur Hilfe eilen konnte, fiel er schwer zu Boden. Reichling mußte sich allein ins Gefängniß bringen lassen.

„Es ist mir eigentlich so lieber,“ sagte er beim Einsteigen in die Droschke, „ich hatte die Gesellschaft des alten Avanier längst satt und wahrscheinlich wäre seine hübsche Frau doch nicht mitgegangen. Ich sehe, was er vorhat. Er wird winseln und betteln und auf die Art loszukommen suchen. Aber es wird und soll ihm nichts helfen. Er kann nicht beweisen, daß er die Gravirungen nicht machte.“

„Bekümmern Sie sich um Ihre Sache, das Uebrige werden Andere besorgen,“ sagte der Polizeidiener, der sich zu dem Gefangenen setzte, „mit Räsonniren ist da nichts auszurichten.“

„Er stellt sich nur blind,“ fuhr Reichling, ohne die Zurechtweisung zu beachten, fort, „er meint, einem blinden Kupferstecher kann keine Fälschung bewiesen werden. Verdammt guter Einfall, hätte ihm solche Schlauheit nicht zugetraut.“ Er lachte laut, nickte mir unverschämt zu und die Droschke fuhr davon.

Ich sah Leonhard Reichling nicht wieder. Er wurde verhört und sein Proceß kam vor das Schwurgericht, das ihn zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte. Schon von Anfang an hatte er keine Aussicht, frei zu werden. Vielleicht wäre es ihm aber doch gelungen, seine Gefangennehmung zu verhüten und sich aus dem Staube zu machen, wenn seine lächerliche Eitelkeit ihm keine Falle gelegt hätte. Er bildete sich ein, daß Madame Avanier seiner Liebenswürdigkeit nicht würde widerstehen können. Hierin irrte er sich aber vollkommen. Die junge Frau verabscheute ihn und hatte ihn niemals zu irgend welchen Prätensionen ermuthigt. Er war, als er von der Enthüllung seines Verbrechens bereits einige Witterung hatte, nochmals in seine Wohnung zurückgekehrt, weil er hoffte, Madame Avanier würde mit ihm entfliehen, so wie sie von der Gefahr ihres Mannes und der Vernichtung ihrer Existenz benachrichtigt war. Auf diese Weise fiel er der ihm auflauernden Polizei in die Hände. Der Kupferstecher kam nicht in's Verhör. Seine Gesundheit war so zerrüttet, seine letzte Kraft so gebrochen und das doppelte Unglück, das ihn befallen, hatte ihn so gänzlich bewältigt, daß man ihn nicht einmal in's Gefängniß verbringen konnte. Auf Dr. Weber's Fürsprache wurde er in einem Hospital aufgenommen, wo er passende Pflege und Wartung hatte. Er war unheilbar blind. Bis jetzt hat der schwarze Staar noch aller ärztlichen Kunst Trotz geboten und ihm gegenüber ist und bleibt die Wissenschaft ohnmächtig. Obgleich Alles gethan wurde, Avaniers Gesundheit zu kräftigen, so wurde er doch von Tag zu Tag schwächer. Es war in so fern ein Glück für ihn, als er, Falls es sich mit ihm gebessert hätte, der Schmach anheim gefallen wäre, neben Reichling auf der Anklagebank zu sitzen und sich seines Verbrechens überführen zu lassen. Dennoch ist es des Arztes Pflicht, an einem Leidenden seine volle Schuldigkeit zu thun und nichts unversucht zu lassen, das Ende fern zu halten, auch wenn er sich sagen muß, daß es vielleicht barmherziger wäre, mit seinen Bemühungen sparsamer zu sein. Mehrere Wochen lang blieb Avanier, allmählich hinsiechend, ein Insasse des Hospitals. Wenn er aber auch völlig blind war, so fühlte er doch, wie ich überzeugt war, die Nähe des ihn bewachenden Polizeidieners, der in einiger Entfernung von seinem Bett zu sitzen pflegte. Der Mann erfüllte seine Obliegenheit mit Freundlichkeit und Rücksicht, dennoch muß seine Gegenwart dem Sterbenden auf's Höchste peinlich gewesen sein. Sie erinnerte ihn beständig an die Schuld, die er begangen. Vielleicht verdiente er diese Strafe, aber er ermangelte auch nicht des Trostes. War der Wächter auf der einen Seite seines Bettes, so war seine Frau, so oft es die Hausordnung gestattete, an der anderen. Ihre Besorgniß um ihn kannte keine Grenzen. Sie war niemals müde, für seine Pflege und Bequemlichkeit Alles zu thun, was in ihren Kräften stand. Wie sie mit ihren feinen Händen das Kissen glättete, schien sie ihm den Weg zum Grabe zu ebnen und mit den Blüthen ihrer unversiechlichen Liebe und Zärtlichkeit zu bestreuen. Um ihretwillen hatte er gefehlt; ihr wenigstens war es erlaubt, ihm zu vergeben und seine Verirrung mit Milde zu beurtheilen. Sie war bei ihm bis zum letzten Augenblick und in ihren Armen gab er den Geist auf. Er starb bereuend, nachdem er ein volles Bekenntniß abgelegt. Entschädigung zu leisten war allerdings nicht in seiner Macht. Er war ohne alle Mittel und konnte daher auch auf keine Weise die Verluste der durch die Fälschung Betrogenen ersetzen. Sein eigener Gewinn bei dem verbrecherischen Handel war kaum der Rede werth gewesen. Reichling hatte große Versprechungen gemacht, ohne sie zu halten, und der jüngere obschon in solchen Dingen viel erfahrenere Uebelthäter hatte sich den Löwenantheil zugeeignet.

In einer Hinsicht starb Avanier beruhigt. Mathildens Zukunft war gesichert. Die Geschichte von der Fälschung verbreitete sich natürlich wie ein Lauffeuer durch die Zeitungen und im Publicum. In Folge dessen erschien der Vater der jungen Frau auf der Scene. Er bat seine Tochter in sein Haus zurückzukehren; das Vergangene sollte beiderseits vergeben und vergessen sein.

„Ich verdiene es, daß Du mir nicht vertraust, Mathilde,“ sagte er einmal in meinem Beisein, „ich weiß das. Wenn Du aber nur ein klein wenig an meine Liebe geglaubt hättest? sie war immer für Dich in meinem Herzen, mein Kind, nur Neid und Mißgunst traten dazwischen und führten zum gegenseitigen bitteren Verkennen. Ich habe Unrecht gethan, ich handelte selbstsüchtig. Doch die Zukunft soll Dich für alle Leiden entschädigen. Wir werden wieder eine Heimath mit einander haben. Was Dir das Vaterhaus einst in besseren Tagen war, soll es Dir wieder sein.“

Mathildens Stiefmutter war vor Kurzem gestorben, ihr Vater zum zweiten Mal Wittwer. Nach des Kupferstechers Begräbniß gingen Beide auf Reisen. Sie nahmen einen herzlichen Abschied von mir. Ich hatte gewissermaßen eine Rolle im Lebensdrama der jungen Frau gespielt und sie gab mir die Genugthuung, daß sie mich als ihren wahren Freund ansah. Nicht lange nachher bestand ich mein Examen und nahm als Arzt meinen Wohnsitz in einer anderen Stadt. Erst mehrere Jahre später kam ich einmal wieder nach X. und in die Straße, in der ich dort gewohnt. Mit gemischten Gefühlen betrachtete ich das alte Haus. Ich dachte an meine armseligen Räume im ersten Stock, an die enge Treppe, die ich so oft auf und ab gestiegen; an Reichling, den ich also doch nicht ohne Grund so sehr gehaßt, an den unglücklichen, mit Blindheit bedrohten Künstler, an sein junges edeles Weib. In meiner Erinnerung lebte alles Geschehene so deutlich auf, als hätte es sich eben erst zugetragen, und doch — mit welch' traumgleichem Effect kam die Erinnerung über mich! Diese Begebenheiten meiner jüngeren Jahre machten mir den Eindruck eines Gemäldes, wie es nur von der Phantasie ersonnen werden kann und keine wirklichen Vorgänge zur Grundlage hat. Solches thut die Zeit zum Wohl der Menschheit und zu ihrem — Weh!

Ich kaufte eine Kleinigkeit in einem nahen Laden und erfuhr, daß Frau Dortenbach mit ihrem „guten Alten“ den Schlaf der Ewigkeit schlief. Darum also hatte das Haus, wenn auch in der Hauptsache noch dasselbe, ein so viel reinlicheres Aussehen.

Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet.

Am Ende eines Dorfes in Ostpreußen steht ein kleines, niedriges, einsames Haus aus Holz, wie es die Losleute fast immer bewohnen, wie überhaupt die mehrsten Bauernhäuser wenig anders gebaut sind. Vier Zimmer mit einem kleinen Fenster und je einer fast dunkelen Kammer daran, in der Mitte des Hauses der weite Schornstein mit Durchgang, zwei kleine Hausflure mit Leitern nach dem Boden, das ist der ganze Grundriß des Hauses, mit getrennten Wohnungen für vier und mehr Familien; denn selten bewohnt Eine ein Zimmer mit Kammer allein. Nur besonders Glückliche können die Miethe von 7 bis 10 Thalern für eine solche Wohnung allein erschwingen. Der Stakelzaun vor dem Häuschen, der im Sommer das winzig kleine Gärtchen schützte, ist längst verbrannt. Wir arbeiten uns durch den hohen, losen Schnee. Die eingeklinkte Hausthür öffnet sich schwer, da eingestühmte Schneemassen ein Hinderniß bieten. Leise treten wir in die Stube rechts, die eine bis zum Herbste gutgestellte Losmannsfamilie allein bewohnt. Ein Schneestreifen hat noch durch die Ritzen der Stubenthür den Eingang gefunden, und zeichnet auf dem Lehmestrich einen weißen Strich. Die geweißten Wände sind mit Eiskrystallen bedeckt, das Fenster so dicht befroren, daß im Zimmerchen nur ein Halbdunkel herrscht. Der Kamin zum Kochen an der Wand am Schornsteine hat keine Thüren mehr; sie sind verbrannt. Lange nicht benutzt, ist er voll Stroh gestopft, um dem Winde und dem Schnee den Eingang zu wehren. Am Tische rechts in der Ecke sitzt ein junges, eingehülltes Weib, gedankenlos, mit den Händen einen Zipfel ihres Tuches über ein kleines Mädchen deckend, welches, die Füßchen auf die Klumpen gestellt, sich in ihren Schooß geworfen. Auf der Ofenbank, am eiskalten Ofen, liegt aus Gewohnheit ein schlafender Knabe, mit einem zerrissenen Sacke bedeckt. Von dem dürftigen Bette links in der Ecke, welches die ganze Familie aufnehmen muß, wollen wir schweigen. Es ist nicht in Ordnung gebracht. Wahrscheinlich hat das kleine Mädchen, die Wärme in demselben suchend, es nur eben verlassen, um von der Mutter Brod zu verlangen. Unter dem Bette gähnt schwarz ein viereckiges tiefes Loch. Zur Aufnahme von Kartoffeln bestimmt, blieb es dieses Jahr leer, und der Holzdeckel desselben ist längst verbrannt. Die kleine Blechlampe auf dem Ofen ist bestäubt und befroren, da lange schon kein Oel da war, die Abende zu erhellen. Eine peinliche Stille herrscht in dem Zimmer, nur von dem leisen Weinen des kleinen, hungerigen Mädchens unterbrochen von dem Knistern der Scheiben, die der Frost sprengt.

Unter schweren, langsamen Schritten hört man draußen den Schnee knarren. Die Frau lauscht.

„Maricke, weine nicht, der Vater kommt; er bringt Geld und Brod, er war ja schon acht Tage auf Arbeit aus.“

Der Vater tritt ein, eine große, kräftige, aber von Elend und Ermüdung gebeugte Gestalt. Die Klumpen, ja die über die Beinkleider gezogenen wollenen Socken voll Schnee, den langen Stock mit der Eisenspitze in der Hand, den Reise- oder jetzt besser Bettelsack auf dem Rücken, die Pelzmütze mit einem Tuche gegen den Schneesturm festgebunden. Die Augen der Frau sind fragend auf ihn gerichtet. Stumm nickt er mit dem Kopfe und legt eine Krähe und einige kleine Vögel auf den Tisch.

„Sie sind erfroren, koche sie.“

„Womit? ich habe kein Holz, an Salz nicht zu denken.“

„Borge bei den Nachbarn.“

„Hat keiner. Die Nachbarn auf der anderen Seite sind seit Tagen fort betteln; der Nachbar nebenan erkrankte, in der Stadt und starb im Lazarethe.“

„Es ist hier so kalt als draußen; holtest Du oder der Junge kein Sprock?“

„Der Schnee ist zu tief; wir kamen seit Tagen nicht mehr durch. Beim letzten Gange hat sich Karl, dort liegt er, die Füße abgefroren.“

Eine traurige Pause trat ein, dann fragte die Frau: „Vater, Du warst auf Arbeit an der Eisenbahn; bringst Du kein Geld mit?“

„Man schickte mich von der Stadt auf die nächste Station; ein schwerer Marsch mit hungrigem Magen; und von da — nach Hause, da keine Karren da wären.“

„Und gingst Du nicht zur Narpe-Entwässerung, Vater?“

„Da habe ich gearbeitet, schwer gearbeitet, und erhielt 5 Sgr. den Tag. Davon wurde ich allein bei den theueren Preisen nicht satt; vielweniger war für Euch beizulegen. Da ging ich fort und — bettelte mich nach Hause.“

„Vater, wir — mußten es auch, um nicht zu verhungern; jetzt ist der Schnee zu tief, wir zu schwach. Seit zwei Tagen konnten wir nicht mehr fort. Jetzt — hungern wir. Suchtest Du aber nicht bei Bauern zu dreschen? Die hätten Dir doch das Essen und für uns 1 Sgr. und 4 Pf. gegeben?“

„Habe versucht Mutter; aber es hat beinahe keiner mehr zu dreschen, die Scheunen sind leer.“

„Vater, der Executor war hier wegen rückständiger Klassensteuer. Er fand nichts zu nehmen. Vater, was thun wir, damit die Kinder und wir nicht verhungern? — Ich hörte einmal von 600,000 Thlr. Unterstützungsgeldern, die bei der Regierung liegen sollen.“

„Mutter, ich hörte auch, aber jetzt ist's stille davon. Wenn's das Wetter erlaubt, gehen wir Alle betteln. Die Kraft ist erschöpft; arbeiten kann ich auch nicht mehr, wenn's selbst Arbeit gäbe.“

„Vater, ehe es dahin kommen muß, — warst Du bei dem großen benachbarten Gutsbesitzer nach Arbeit?“

„Ach Gott ja, aber er hat ja keine; kaum Getreide genug, um seinen eigenen Leuten Deputat geben zu können. Da bekam ich das Brod“ — er nimmt es aus dem Bettelsack — „es ist gefroren, aber eßt; ich aß dort warme Suppe, ich halte schon eine Weile aus. — Der Bettelstab ist eine schwere Arbeit. — Und nur auf den Gütern giebt's noch Essen und Brod. Die Bauern haben selbst nichts. Sie haben die Höfe geschlossen, um nicht die Nothleidenden mit Worten abweisen zu müssen.“

Die Familie versank in düsteres Schweigen, in Gedanken an den Bettelstab. (B.- u. H.-F.)

Ein trauriges Bild aus dem Leben! Nicht ein bestimmtes Bild, aber 30,000 bis 40,000 solcher oder ähnlicher Scenen spielen jetzt leider ungefähr täglich im Regierungsbezirke Gumbinnen allein!!! Helft!!!

Mannichfaltiges.

— Den „Arbeiterverein in Rochdale“, oder wie er sich heute noch nennt, „The Society of Equitable Pioneers“, kennt Jeder, der sich für volkswirthschaftliche Fragen nur einigermaßen interessirt. Es ist ein Verein, der im Jahre 1844 von 28 Arbeitern gegründet wurde, um sich die Anschaffung ihrer Kleider und Lebensmittel durch Einkäufe en gros zu erleichtern — ein Verein, der mit einer Capitalanlage von 28 Pf. St. begann und, wie bemerkt, ursprünglich nur 28 Theilnehmer zählte, der jedoch gegenwärtig gegen 7000 Mitglieder zählt, über ein Betriebscapital von 800,000 Thalern verfügt, seit vielen Jahren anständige Profite abwirft, an vielen Orten Englands Nachahmer gefunden hat, und wohl verdient, auch in anderen Ländern nicht blos studirt, sondern praktisch nachgebildet zu

werden. Jetzt hat er sich einen Bau in Rochdale aufgeführt, der über 10,000 Pfund Sterling kostet, ausschließlich den Vereinszwecken dienen und im Laufe des nächsten Monats feierlich eröffnet werden soll. Es ist ein imposantes, vier Stock hohes Gebäude, mit gothischen Frontverzierungen und zweckentsprechenden Räumen. Den Flur nehmen drei Magazine ein, das eine für Colonialwaaren (sog. Gewürzkram), das zweite für Kleidungsstücke verschiedener Gattung, das dritte, kleinere, ausschließlich für Schuhwerk. In den Kellerräumen befinden sich ebenfalls Werkstätten für Schuhmacher und Lagervorräthe, in den oberen drei Stockwerken wieder Ladenräume, aber daneben auch eine Bibliothek, ein Zeitungssaal nebst Räumen für das Verwaltungspersonal, und im alleroberſten ein Saal für öffentliche Besprechungen, der für 1500 Personen Sitzplätze enthält und in dem, außer Meetings, auch Vorlesungen und gesellige Vergnügungen stattfinden werden. Besonders gerühmt wird an diesem von einem Dilettanten entworfenen und ausgeführten Gebäude die Anordnung der Fenster, welche möglichst viel Licht einlassen, ohne daß dadurch der Solidität der Wände Eintrag geschehe, dann die vortreffliche Lüftung und die Vorrichtung zum Heizen. Die Baukosten wurden aus der Vereinskasse bestritten, und daß sie mit Zinsen hereingebracht werden, dafür bürgt die musterhafte Verwaltung, die sich aufs Rechnen wie keine andere versteht. In London selbst, wo die Theuerung der Lebensmittel wie in allen größeren Städten reißend zunimmt, beabsichtigen junge Leute vom Handelsstand, einen Actienverein und durch diesen billige Speisehäuser zu gründen, wo für einen Schilling (36 kr.) ein nahrhaftes Mittagsessen verabreicht werden soll. Sie haben, à 15 Pfund Sterling per Actie, bereits ein Capital von 25,000 Pfund Sterling beisammen.

— Bekanntlich sind in England und America Wetten an der Tagesordnung und auch die dort angesiedelten Deutschen scheinen dieser Nationalsitte reichlich ihr Opfer zu bringen. Kürzlich wettete in New-York ein Hr. Schraidt mit einem Hrn. Sulzer, daß ein gewisser Henry Woltman zum Alderman des 12. Districts gewählt werden würde, was Hr. Sulzer bestritt. Letzterer blieb auch Sieger und Hr. Schraidt, ein sehr angesehener Mann, sollte der Abmachung zufolge zwei Stunden in einer sehr belebten Stadtgegend die Straße fegen. Ein zahlreiches Publicum hatte sich eingefunden, um das Schauspiel mit anzusehen, wobei es an Skandal wohl nicht gefehlt haben würde. Die Polizei inhibirte deshalb das Vorhaben. In der 22. Ward dagegen wurde eine ähnliche Wette zur Ausführung gebracht. Herr Wendel, Cigarrenfabrikant, hatte eine Wette verloren und fegte mehrere Blocks der 22. Str. reiner, als sie es seit langer Zeit waren. Der Affaire wohnten Hunderte von Bürgern und Tausende von zukünftigen Bürgern bei und große Heiterkeit herrschte. Ferner wettete ein renommirtes Mitglied der deutschen Presse von New-York und ein namentlich in den Theaterkreisen wohlbekannter Weinhändler bezüglich des Resultates der letzten Mayor's Wahl. Der Weinhändler behauptete nämlich, Se. Ehren, Mayor Hoffmann, würde nicht mehr denn 10,000 Stimmen Majorität erhalten; der Preßmensch prophezeite eine viel größere Stimmenanzahl. Letzterer gewann und der „Nectarist" mußte den „Federmenschen" auf einem Schiebkarren um den zwischen Bowery, Canal, Chrystie und Bayard-Str. belegenen Block fahren. Der betreffende Redacteur saß stolz wie ein Spanier auf dem Karren, sein Organ lesend, während der Weinhändler ihn im Schweiße seines Angesichtes vorwärts stieß und sich dabei alle nur möglichen Löcher aussuchte, um seinem Passagier die Freude einer solchen Spazierfahrt so fühlbar wie möglich zu machen. Der Gewinner der Wette läßt sich aber bekanntermaßen durch kein Loch, und sei es noch so groß, aus der Fassung bringen, und so hielt er auf dem Karren muthig aus. Einige Schwaben, die dem Spaß zusahen, sangen das schöne Reutlinger Volkslied: „Brehm auf einem Schinderkarren ꝛc."

— Ueber den seit dem Sommer 1865 fast völlig ausgetrockneten Neusiedler-See in Ungarn berichtet der Beobachter der meteorologischen Station Oedenburg, Hr. Kugler: „Trotz aller Niederschläge, welche heuer in außergewöhnlicher Menge gefallen sind, ist der Wasserstand des See's doch gleich Null. Außer einigen unbedeutenden Lachen von 6 bis 10 Zoll Tiefe, ist der ganze See so trocken, wie im Vorjahre. Eine Füllung des Neusiedler-See's könnte nur dadurch geschehen, daß die um 7 bis 8 Zoll gesunkenen Grundwasser sich allmählich wieder heben würden, was aber nicht sobald der Fall sein dürfte. Der See hatte bei seinem günstigsten Wasserstand an den tiefsten Stellen nur 9 bis 10 Fuß Tiefe. Die seichten Stellen, welche mehr der Mitte zu liegen, sind so vollständig ausgetrocknet, daß eine bewegte Luft ungeheuere Staubmassen von kohlensaurem Natron aufwirbelt, welches die Umgebung meilenweit bedeckt und der Vegetation ein eigenthümlich leichenhaftes Aussehen verleiht. Leider ist die Austrocknung des Neusiedler-See's für die weinbauende Bevölkerung der Umgebung von außerordentlichem Nachtheil, denn die berühmten Oedenburger und Ruster Weine, welche an den Ufern des See's wachsen und zum Theil ihr Bestehen der feuchten Atmosphäre und dem reichlichen Thaue verdankten, sind schon theilweise zu Grunde gegangen und der Boden wird in Ackerland umgewandelt."

— Die dieser Tage in Moudon bei Genf vollzogene Hinrichtung des Giftmörders Heiz Freymond, der mit seiner 18jährigen Geliebten seine Frau getödtet, liefert ein trauriges Bild von dem Zustande der Volksgesittung im Kanton Waadt. Schon zwei Tage vor der Hinrichtung faßte Moudon kaum die Menge der Landleute, welche auf Omnibussen, Bauernwagen, zu Pferd und zu Fuß aus der Umgegend, oft zehn und mehr Stunden weit, herbeigezogen waren. Das Schaffot wurde bestiegen und besichtigt, manche setzten sich auf den Richtstuhl! Der Scharfrichter aus Uri zeigte in einer Kneipe jedem, der es sehen wollte, das Richtschwert und erzählte von seinen früheren Executionen haarsträubende Geschichten. Die Polizei zeigte sich ziemlich unmächtig. Die Anzahl der Zuschauer soll sich bei der Hinrichtung auf 15,000 belaufen haben. Diese fand sonderbarer Weise erst um 10½ Uhr Vormittags statt, so daß ein verehrungswürdiges Publicum sich vorher gemüthlich durch ein tüchtiges Frühstück stärken konnte. Geradezu unglaublich klingt es, wenn erzählt wird: Die nächsten Angehörigen des Verurtheilten selbst trieben einen höchst einträglichen Handel mit dessen Photographie. Sehr sonderbar erscheint auch das waadtländische Justizverfahren, über das Gnadengesuch des Mörders, welcher schon im November zum Tode verurtheilt war, erst am Montag durch den großen Rath abstimmen zu lassen. Uebrigens erscheint der Verurtheilte, nach den stenographischen Berichten der Schwurgerichtssitzungen, als ein vollendetes Scheusal in des Wortes verwegenster Bedeutung.

— M. Bigelow, der frühere amerikanische Gesandte in Paris, hat daselbst das Originalmanuscript von Benjamin Franklins Autobiographie aufgefunden und nach America mitgenommen, aus dem hervorgeht, daß in der Ausgabe von 1817 große und darunter wichtige Abschnitte des Originals ausgelassen wurden.

— Zu dem für Hans Sachs auf dem Spitalplatze in Nürnberg in der Nähe seines Wohnhauses bestimmten Denkmale laufen, unter vielseitiger Theilnahme von Seiten der deutschen Fürsten, sehr reiche Beiträge ein. Die Nürnberger freuen sich dieses schönen Erfolges von Herzen. Hat sich doch bei solcher Beeiferung der Höchsten, wo es gilt, dem schlichten alten Schuhmacher ein Ehrenmal zu stiften, Goethes bekanntes Wort aufs wirksamste bestätigt: „Ein Eichkranz, einzig jung belaubt, den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt." Aus regierenden Fürstenfamilien nennen wir unter den Spendern den Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen, Bayern und Sachsen, die Großherzoge von Mecklenburg, Baden, Hessen und Weimar, den Fürsten v. Schaumburg, dann die verwittweten Königinnen von Bayern und Preußen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 10.

Händchen.

Frei nach dem Englischen von A. G.

I.

William Timmins, Bahnhofaufseher der ***Eisenbahngesellschaft, London, fand es über alle Begriffe hart, sein warmes Bett zu einer Zeit verlassen zu müssen, wo noch kein anderer Mensch, wie er meinte, an's Aufstehen dachte. Aber seine bessere Hälfte hatte ihn wach gerüttelt und ihm gesagt, daß es Zeit sei. Er wußte, daß diese bessere Hälfte sich so leicht nicht irrte. So erhob er sich denn heroisch wie der „Mann, der hinaus muß ins feindliche Leben", steckte sich in die nöthigste Bekleidung und warf durch das Fenster einen Blick auf die Straße. Es war ein kalter, düsterer Decembermorgen, die trüb angehauchten Scheiben zeigten ihm jedoch kein anderes Bild als sein eigenes ungewaschenes verdrießliches Gesicht mit den ungekämmten Haaren und dem unrasirten Bart, beleuchtet von der schwachen Flamme des Talglichtes, das er in der Hand hielt. Seine Frau, ein rühriges frohmüthiges Weibchen, kniete vor dem Kamin und mühte sich ab, mit dem Blasebalg die Funken in der Asche zu Flammen anzufachen.

„William," sagte sie, „mach' nicht lange, sonst kommst Du zu spät. Verdammtes Feuer! — es will nicht angehen und Kienholz ist so theuer." Sie holte ein Bündelchen davon aus seinem Versteck und brachte es mit einem Schwefelhölzchen zum Brennen. „Jetzt wird's gehen," meinte sie; „was für Wetter ist es?"

„Abscheulich. Es ist eine Sünde und Schande." Was der Aufseher mit dem letzteren Ausruf eigentlich auszudrücken meinte, konnten wir nicht näher erfahren, denn gerade in dem Augenblick fing das kleinste Mitglied der Familie derart zu schreien an, daß alle anderen Laute des bürgerlichen Haushaltes verstummten. Mrs. Timmins beeilte sich, es in die Arme zu nehmen.

„Still, still, mein Engel, mein Goldkind; was will denn mein einziges Herzchen?"

„Besorge meinen Kaffee!" gebot der Hausherr in strengem Ton.

„Gleich, gleich," erwiderte seine Frau, während sie ein Kochgeschirr auf's Feuer stellte, das aber keinen Kaffee enthielt.

Der Aufseher knöpfte seinen Dienstrock zu; dabei hing er mürrischen Gedanken über die Unzulänglichkeit seiner Besoldung nach. Während dessen wurde es im anstoßenden Zimmer laut und bald schaarten sich drei ältere Timmins'sche Sprößlinge um „Mama" und verlangten gebieterisch, in ihre resp. Höschen und Röckchen gesteckt zu werden.

„Meine Tasse Kaffee!" ertönte Mr. Timmins' Stimme, das jugendliche Getöse überschallend.

„Gewiß, im Augenblick; aber das Kleine muß zuerst seinen Brei haben," bat seine Frau, geschäftig hin und her eilend.

Aufseher Timmins war an diesem Morgen besonders übel gelaunt, er hatte immer noch zehn Minuten übrig, war aber von einem unheimlichen Verlangen nach Martyrthum besessen.

„Ich sehe, ich muß ohne Frühstück fortgehen," brummte er, verließ in einer dramatischen Haltung Zimmer und Haus und eilte dem Bahnhof zu, wohin ihn seine Amtspflicht rief, um auf gewisse Passagiere, welche der nächste Zug nach London bringen würde, ein scharfes Auge zu haben. Es war eben ein Spitzbube erster Klasse angemeldet worden; der Eisenbahninspector hatte dessen Signalement, und auch er sollte bei seiner Verhaftung zugegen sein.

Die frühe Morgenstunde — sieben Uhr — prophezeite einen trübseligen Tag. Den Lastträgern hingen die Kleidungsstücke am Leibe, als ob sie geborgt oder gestohlen wären, und die ankommenden Passagiere schnitten Gesichter, wie wenn ihnen mit der Ankunft in London das himmelschreiendste Unrecht geschehen wäre. Dem Aufseher war's nicht wohler zu Muth. Der feine regenartige Nebel drang ihm durch die Kleider bis auf die Haut; „warum versieht uns die Eisenbahngesellschaft nicht mit Regenschirmen?" fragte er sich selbst; „wenn wir Rheumatism bekommen, müssen **wir** Doctor und Apotheker bezahlen."

Viel Zeit blieb ihm jedoch nicht für Betrachtungen dieser Art. Es mußte auf den „Spitzbuben erster Klasse" gefahndet werden. Da es nicht zu unserer Geschichte gehört, auf die Erfolge in dieser Beziehung näher einzugehen, so verrathen wir dem Leser auch nicht die verschiedenen Notizen, welche Timmins in seinem Taschenbuche aufzeichnete, und die Anordnungen, die den Polizeidienern in der betreffenden Angelegenheit ertheilt wurden. Genüge es zu sagen, daß unser gequälter Beamte froh aufathmete, als er sich nach besten Kräften seiner dienstlichen Obliegenheiten entledigt hatte und er sein Notizbuch mit dem Bewußtsein schließen konnte, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Eben wollte er die Richtung nach Hause einschlagen, als ihn Etwas — er wußte nicht, ob ein Maul oder eine Pfote — am Bein packte. Hastig wich er zurück, die Bewegung war natürlich, denn ein großer Bulldog hatte ihn seit einer Viertelstunde in eigentlich unanständiger Weise umschnuppert. Der Bulldog war im Stande, ihn in die Waden zu beißen. Doch nichts derart; es war nur ein kleines Knäbchen, kaum drei Jahre alt, das sich an ihn hing. Das Gesichtchen, das flehend zu dem Bahnhofaufseher aufsah, war roth von Kälte und in Thränen gebadet; die Händchen — ängstlich zusammengefaltete Händchen — schillerten blau-verfroren; und die kleine Stimme fragte aus dem kleinen Munde: „Wo ist Mama?"

Aufseher Timmins war kein hartherziger Mann, wenn auch das frühe Aufstehen und der kalte Morgennebel das ihrige gethan hatten, ihn ganz unchristlich zu stimmen. „Du suchst Mama?" entgegnete er demnach freundlich; „die werden wir gleich finden, Kleiner."

Er war überzeugt, damit die Wahrheit zu sagen; er meinte, das Kind wäre ganz einfach seiner Mutter abhanden gekommen, während diese sich nach ihrem Gepäcke umsah. Die Beiden — der große Mann und der kleine — gingen auf dem Perron hin und her; das Händchen des Knaben ruhte vertrauend in der derben Faust des Aufsehers; aber „Mama" war nicht zu finden.

„Da sehen Sie einmal," sagte Timmins zu einem herbei-

kommenden Polizeidiener, ihm den Knaben zeigend, „was soll ich jetzt machen? Die Passagiere sind sämmtlich auf und davon; Niemand meldet sich zu dem Kleinen?“

„Ueberlassen Sie ihn mir,“ entgegnete der Mann des Gesetzes; „ich will ihn im Armenhause unterbringen, in ein paar Tagen wird er abgeholt werden. Wie heißt Du, kleiner Patron?“

„Hänschen,“ entgegnete das Kind.

„Häns-ken?“ gab der Polizeidiener zurück; „ist das Russisch oder Hebräisch?“

„Es ist Deutsch, wie ich glaube,“ sagte Timmins, den seine Functionen zuweilen mit Deutschen in Berührung gebracht hatten. Zwar vermochte auch er das „ch“ im Namen „Hänschen“ nicht correct auszusprechen, aber er wußte doch, daß „Hänschen“ die deutsche Uebersetzung von „Johnny“ war.

„Mama nennt mich Hänschen und Johnny,“ sagte das Kinderstimmchen auf Englisch mit etwas ausländischem Accent, „Hänschen wenn sie lustig ist und Johnny wenn sie weint.“

„So komm' nur mit mir, Johann,“ sprach der Polizeidiener; aber das Knäbchen hing sich an Timmins, seinen ersten Beschützer.

„Sie wollen ihn ins Armenhaus von K. bringen, in dem nächsten District?“ fragte der Aufseher; der arme kleine Kerl! „Nun, ich will in ein paar Tagen nach ihm sehen. Er ist fast zu jung für einen solchen Ort; — doch ich habe Sorgen genug zu Hause.“

Er sprach das Letztere zögernd, wie Einer, der geflissentlich seine weicheren Gefühle zu unterdrücken strebt. Er dachte an seine Kinderlast, an seinen noch nicht genossenen Kaffee, und Hänschen wurde dem Polizeidiener überlassen.

Als Mr. Timmins wieder nach Hause kam, hatte Alles in seiner Wohnung ein anderes Aussehen. Die größeren Kinder waren gewaschen, gekämmt und angezogen, der Säugling war wieder eingeschlafen (der Säugling schlief überhaupt sehr viel); das Feuer brannte lustig und der Frühstückstisch war sauber und nett arrangirt. Auch die Sonne war mittlerweile allen Ernstes aufgegangen; sie hatte den Nebel in die Flucht geschlagen, so wie unseres Aufsehers grämliche Laune sich beim Anblick seiner geordneten Häuslichkeit aufgeklärt hatte. Fröhlich nahm er das älteste seiner Kinder auf's Knie und fing an, mit ihm herumzutollen. Das waren echte Vaterfreuden, doch nichts ist vollkommen auf dieser Welt. Wenn Timmins junior am Herzhaftesten krähte, sah Timmins senior vor sich das rothe verweinte Gesichtchen des kleinen Johnny, und das klägliche: „Wo ist Mama?“ tönte ihm beständig in den Ohren. Sonderbar — er konnte nicht mehr mit seinem eigenen Knaben spielen; er setzte ihn auf den Boden nieder, dämpfte seinen Uebermuth so gut er konnte und erzählte dann das Morgenabenteuer seiner Frau. Diese strich gerade die diversen Butterbrode, was sie jedoch nicht hinderte, mit vieler Theilnahme zuzuhören.

„Das arme kleine Bübchen!“ sagte sie dann, „warum hast Du es nicht mitgebracht? Wir hätten ihn auch behalten können, bis seine Mutter ihn aufgesucht. Es ist eigentlich grausam, ihn bei dieser Jahreszeit, um Weihnachten, im Armenhause zu lassen.“

Mr. Timmins schnitt ein vergnügtes, dann aber ein ernstes Gesicht. „Ich dachte auch etwas derart,“ entgegnete er, „aber wir haben selbst nichts übrig bis zum nächsten Zahltag; und gesetzt er würde nicht abgeholt?“

„Nun, und was wär's?“ gab Mrs. Timmins zurück, während ihre rosige Wange sich noch mehr röthete. „Ein so kleines Kind würde uns nicht arm gegessen haben und seine Mutter weint sich jetzt gewiß nach ihm die Augen aus. Denke nur, William, wenn so etwas einem von unseren Kindern zugestoßen wäre!“

Mit diesen Worten nahm die gute Frau das zweitjüngste ihrer Kinder in die Arme und gab ihm einen herzhaften Schmatz. Nach einer Weile ging sie an den Schrank, zog eine Schublade auf und zählte das darin enthaltene Geld nach. Augenscheinlich überrechnete sie das Soll und Haben. Erst nach einigen Minuten sagte sie zu ihrem Mann: „Ich glaube wirklich, wir haben nicht Geld genug; hätte ich's vorher wissen können, so hätte ich mit den Winterkleidern noch gewartet. So wenig ist noch übrig und wir müssen an unsere eigenen Kinder denken —“

Sie hielt mit Thränen in den Augen inne.

„Natürlich müssen wir zuerst an uns denken,“ fiel Mr. Timmins brüsk ein, „das ist es, was ich gleich sagte.“

Aber ungeachtet der barschen Worte war seine Stimme doch sonderbar heiser, und für eine Weile schwieg Alles in dem kleinen Familienkreise.

Am nächsten Morgen fand Mrs. Timmins Zeit, ihren Mann in das betreffende Armenhaus zu begleiten, um nach „Hänschen“ zu sehen. Die gute Frau hatte ein paar Orangen bei sich (ein billiger Luxus in London) und eine blecherne Trompete, das confiscirte Eigenthum ihres erstgeborenen Sohnes. Das Ehepaar war nahe an seinem Bestimmungsorte angelangt, als eine ärmlich gekleidete Frauensperson, deren abgemagerte Züge noch Spuren einstiger Schönheit erkennen ließen, dicht an ihnen vorbeirannte und dabei mit Mr. Timmins in heftige Berührung gerieth. Doch kaum war dies geschehen, so war sie auch schon vorüber und in einem dunkelen Hausgange verschwunden. Mrs. Timmins sah ihr erstaunt nach. Gleich darauf versammelte sich eine Masse Menschen in der engen Gasse. Zwei Polizeidiener schritten voraus. Einer davon fragte in aller Hast den Aufseher:

„Sahen Sie eine junge hübsche Weibsperson hier vorbeilaufen? Sie hat etwas aus einem Goldschmiedsladen gestohlen. Wir glauben, sie lief hier vorbei.“

„Ja, ja,“ antwortete Timmins, von der allgemeinen Erregung angesteckt, „sie rannte gegen mich in diesem Augenblick. Ich glaubte, sie wollte mir den Rockschoß abreißen. Da in dem Hausgang verschwand sie.“

Er deutete nach der Richtung und die Verfolger setzten der Verfolgten nach. Timmins und seine Frau kümmerten sich nicht weiter um den Vorfall; ihr Ziel war das Haus, in welchem Hänschen zeitweilige Aufnahme gefunden. Hatte seine Mutter ihn reclamirt? Nein, das Knäbchen war noch immer ein Gast der städtischen Wohlthätigkeit. Das thränengeröthete Gesichtchen wo möglich noch röther, die Aeuglein noch trüber und kläglicher im Ausdruck, rief Hänschen mit jedem Athemzuge seiner kleinen Brust: „Wo ist Mama?“

Die Aufseherin der Abtheilung, ein altes Weib, deren Gemüth durch Armuth und schlimme Erfahrungen alle Weichheit verloren hatte, sagte giftig, indem sie auf Hänschen deutete: „Der Wechselbalg! Nichts ist mit ihm anzufangen! Immer nur „Mama und Mama“. Ich wollte Mama oder sonst Jemand holte ihn ab; uns ist er nichts als Last und Plage.“

Mrs. Timmins sah aus, als wollte sie der alten Hexe ein

Loch in den Schädel bohren. Um damit den Anfang zu machen, nahm sie Hänschen auf den Schooß und besänftigte das verlassene Kind mit Liebkosungen und Orangen. Das Mittel verfehlte nicht seine Wirkung. Der Kleine, müde von Angst und Thränen, instinctmäßig das mütterliche Herz seiner neuen Freundin erkennend, drückte sich an die warme Mutterbrust, steckte sein Händchen in die ihm gebotene warme Hand und schlief plötzlich ganz heiter ein. Der kindliche Sinn wußte, daß Einsamkeit und Verlassenheit für eine kurze Spanne Zeit wenigstens nicht mehr existirten. Mrs. Timmins hätte viel darum gegeben, sich nicht mehr von dem Kinde trennen zu müssen, aber bei dem gegenwärtigen Stande der Familienfinanzen konnte sie an keine freiwillige Vergrößerung ihres Hausstandes denken. Sacht und sanft legte sie den Knaben auf das nächste Bett, küßte sein rosiges Bäckchen und, behutsam ihre Hände zurückziehend, sagte sie zu der Aufseherin: „Gehen Sie freundlich mit ihm um, er wird sich eingewöhnen. Ein so junges Kind ist übel d'ran, seine Mutter nicht mehr zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Unglück auf der Zeche Neu-Iserlohn.

Am 15. Januar fand auf der in der Gemeinde Langendreer, Revier Dortmund, gelegenen Steinkohlenzeche Neu-Iserlohn eine bereits telegraphisch gemeldete Explosion schlagender Wetter statt, welche das größte beim preußischen Bergbau jemals vorgekommene Unglück zur Folge hatte. Die Katastrophe erfolgte früh Morgens kurz nach 5 Uhr, also gleich nach Beginn der Frühschicht, als erst ein Theil der circa 210 Mann starken Belegschaft für die Frühschicht angefahren war. Etwa 100 Mann befanden sich noch über Tage. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß das Unglück nicht noch bedeutender geworden ist. 75 Mann waren am Nachmittag um 3 Uhr als todt herausgefördert; die Verletzungen der 21 Verwundeten sind zum größesten Theil nur leichte. Einige der schwerer Verletzten sind indeß bereits auf dem Transporte nach den Krankenhäusern zu Witten und Dortmund gestorben. Da noch etwa 4—5 Mann nicht aufzufinden waren, so liegt Grund vor, auch diese als todt anzunehmen, so daß sich die Gesammtzahl der Getödteten und nachträglich Gestorbenen immerhin auf einige 80 belaufen wird.

Die Zeche Neu-Iserlohn baut die hangenden Flötze der Fettkohlenpartie bei einem Fallwinkel von im Durchschnitt 15 bis 20 Grad. Außer dem Förderschacht ist ein Wetterschacht vorhanden, der durch einen auf der Wettersohle befindlichen Wetterofen geheizt wird. Die Mergelauflagerung hat nur eine Mächtigkeit von 5 Lachtern am Schachte. Die Zeche hat aber stets mit schlagenden Wettern zu kämpfen gehabt und sind kleinere Explosionen in letzter Zeit ziemlich häufig gewesen. Es war somit Aufgabe der Betriebsbeamten, der Wetterführung eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, was auch, soviel bekannt, immer mit Gewissenhaftigkeit geschehen ist. Auch am Tage der Explosion waren die zur Wetterführung dienenden Einrichtungen vollständig in Ordnung. Dies geht mit Bestimmtheit daraus hervor, daß kurz nach der Explosion der Wetterzug sofort wieder hergestellt war. Schon um 7 Uhr überzeugten sich die unterdeß herbeigeeilten einfahrenden Beamten der Zeche Germania, daß auf der Wettersohle und Bausohle die Vorrichtungen zur Wetterführung, Wetterthüren &c. in gutem Zustande waren und daß der Wetterzug eine große Lebhaftigkeit hatte. Um 8 Uhr waren die entlegensten Betriebspunkte wieder fahrbar geworden, obgleich sich die Nachschwaden noch immer in erheblicher Menge bemerkbar machten.

Die Beamten und Arbeiter der Zeche Neu-Iserlohn selbst konnten kurz nach der Explosion schon etwa 280 Lachter weit im Querschlag der unteren Sohle bis zum Flötz Nr. 5 vordringen und von dort die Verwundeten und Todten zu Tage schaffen.

Der Ort der Explosion ist nach Ansicht aller Sachverständigen in dem 2. oberen Bremsberge des Flötzes Nr. 5 zu suchen, in dessen oberen östlichen Oertern die Entzündung stattgefunden haben muß. Hier waren die Spuren der Explosion und Verbrennung am intensivsten. Indeß ist es bei der guten Ventilirung auch dieses Bremsberges absolut nicht denkbar, daß sich hier ein Quantum Wetter ansammeln konnte, groß genug, um eine so kolossale Zerstörung anzurichten. Es muß daher angenommen werden, daß bei dem bedeutend gefallenen Barometerstand und der plötzlich gestiegenen Temperatur die in den alten Bauen über der ersten Sohle stehenden Wetter in die Betriebe des Flötzes Nr. 5 hinabgestiegen sind und sich dort entzündet haben. Hierfür spricht noch der Umstand, daß Tags vorher in allen Oertern des Bremsberges gearbeitet wurde, ohne daß eine erhebliche Spur von schlagenden Wettern bemerklich war. Die Explosion verbreitete sich zunächst in sämmtliche Oerter des Flötzes Nr. 5, in denen die gefundenen Todten noch fast alle verbrannt waren, verfolgte dann ihren Weg nach unten in den Hauptquerschlag der unteren Sohle nach dem Schachte zu, und machte sich noch bis über Tage durch eine Wolke von Staub und eine Detonation bemerkbar. Es wurde das Glockenthürmchen vom Schachtthurme abgehoben. Die sämmtlichen in dem weiter vom Schachte entfernten Flötze Nr. 3 beschäftigten Arbeiter blieben unversehrt, ebenso die Arbeiter vor den Querschlägen der oberen Sohlen. Dagegen wurden die in den Flötzen Nr. 6 und 7 beschäftigten Arbeiter sämmtlich erstickt. Spuren der Flamme ließen sich noch bis ca. 70 Lachter vom Schachte wahrnehmen, wo eines der dort gefallenen Pferde im Querschlage noch Brandwunden zeigte. Von da ab bis zum Schachte litten die Arbeiter nur durch die Nachschwaden und den Druck, und hier allein wurden die nur Verletzten gefunden, während an den übrigen Punkten die Leute sämmtlich getödtet waren.

Mannichfaltiges.

— Ein in Amerika entdecktes und dort schon vielfältig angewandtes Brunnen-Abteufungssystem ist nach dem „Polytechnischen Journal" jetzt auch in England probirt worden. Der Brunnenschacht wird nach demselben zugleich durch die Pumpenröhre gebildet. Dieselbe besteht aus Eisen, hält 1¼ Zoll im Durchmesser und wird je nach der Tiefe aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Das unterste ist etwa 12 Fuß lang, spitzt sich unten zu und hat an dem Ende 16 Zoll hoch Löcher. Die Röhre wird wie ein Rammpfahl in die Erde getrieben. Durch die Löcher tritt in der quelligen Schicht zuerst Sand oder die sonstige Erdart, nach deren Forträumung sich der Kies an die Oeffnungen preßt und ein natürliches Filter bildet, durch welches stets kaltes, frisches Wasser dringt, während das atmosphärische keinen Zugang hat. Diese Art Brunnen einzurichten geht sehr rasch von statten, so daß der Erfinder im großen amerikanischen Bürgerkrieg sogar mit der Nordarmee zog und an deren Lagerplätzen solche herstellte; die Abteufung geschieht mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit für die Arbeiter, und die Kosten sind verhältnißmäßig gering. In England betragen sie für einen Brunnen von 15 Fuß Tiefe nicht mehr als 5 Pfd. Sterl.

— Einige jüngst veröffentlichte statistische Notizen lassen uns einen Einblick in New-Yorker Vermögens-Verhältnisse thun. Während der letzten drei Jahre wurden von dem ersten dortigen Geschäftshause A. T. Stewart u. Comp. Verkäufe abgeschlossen, im Betrage von nicht weniger als 203,000,000 Dollar. Das zweite Haus H. B. Claffin u. Comp. verkaufte während derselben Periode für 196,000,000 Dollar Waaren. Die in New-York erhobenen Municipalsteuern belaufen sich für 1867 auf 21,889,656 Doll., dem vergangenen Jahre gegenüber ein Zuwachs von ungefähr 5 Mill. Diese vertheilen sich auf 150,000

Immobiliarbesitzer, deren gesammtes (liegendes) Eigenthum auf 600,000,000 Dollar geschätzt ist. Die Municipalsteuerrate beträgt 2 Doll. 67 C. auf jede 100 Doll. des taxirten Grundeigenthums. Der Haupt-Steuerzahler, William Astor, zahlt 400,000 Doll. allein für Municipalzwecke, ohne die ungeheueren Summen, die von ihm für den Staat und die National-Regierung erhoben werden. Der Gesammtwerth seines Vermögens ist nahezu 16,000,000 Doll., davon sind 2 Millionen bewegliches Vermögen. Alexander T. Stewart 250,000 Doll. Steuer, 2,000,000 Doll. bewegliches Vermögen. Cornelius Vanderbilt 1,200,000 Doll. bewegliches Vermögen und 200,000 Steuer. Solche Vermögensverhältnisse finden sich in verhältnißmäßig nicht geringer Anzahl.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

△ **Mannheim**, 19. Jan. (Vorlesungen Heidelberger Gelehrter im Aulasaale. VIII. Sonst und jetzt in Griechenland von Mendelssohn-Bartholdy.)

Sage mir jetzt und verkündige lautere Wahrheit:
Bist Du gewiß ein leiblicher Sohn des Odysseus!

Also fragte bekanntlich die Göttin Pallas Athene, verkleidet in die Gestalt des Taphierkönigs Mentes, den edelen Telemachos, als er, voll Betrübniß des herrlichen Odysseus gedenkend, bei den Freiern seiner Mutter saß und, um modern zu reden, sie zum Teufel wünschte. Der verständige Jüngling, wenn wir den Worten Homers vertrauen dürfen, sagte dagegen:

Gern will ich, o Gast, Dir verkündigen ganz nach der Wahrheit.
Meine Mutter, die sagt's, er sei mein Vater. Doch selber
Weiß ich's nicht. Denn von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget.

Das unehrerbietige Bedenken des Telemachos hat sich erhalten bis zum heutigen Tage. Sehen wir Völker oder Geschlechter oder Einzelne vor uns, niedergedrückt von der Erbschaft eines großen Namens, unfähig die Kosten seines Glanzes zu bestreiten, so stellen wir immer wieder die Frage der blauaugigen Tochter des Zeus:

Bist Du gewiß ein leiblicher Sohn des Odysseus!

Nicht der Name Mendelssohn-Bartholdy führt uns zu dieser Frage, sondern der Name der Hellenen. Sind die heutigen Griechen echte leibliche Sprossen der Hellenen von Marathon, von den Thermopylen, von Artemisium, Salamis? In den zwanziger Jahren hat man nicht höher geschworen! Der Münchener Fragmentist Fallmerayer hat diese Vaterschaft mit der Herkuleskeule der Wissenschaft todtgeschlagen und dann mit dem Messer des Apollo, womit dieser dem frechen Marsyas die Haut abzog, geschunden. Mendelssohn-Bartholdy kann es nicht ertragen, die classischen Hellenen zum ewigen Sclaventhum verdammt zu sehen, er steckt den Homer in seine linke, mehrere Talente*) seines Vaters in die rechte Tasche, macht sich auf den Weg, landet im Piräus und siehe da: vor den Augen des phantasiebegabten Jünglings erscheinen die Menschen und Götter des Homer! Fallmerayer ist ein byzantinischer Phrasenmacher! Io triumphe! Hier ist Hellas! Hier sind Hellenen! Nein, die Götter Griechenlands sind nicht ins Exil gegangen, Poseidon, Anadyomene, die Nymphen der Quellen und Oreaden, alle sind sie da, sie haben nur die Namen verschiedener Heiligen angenommen. Den Odysseus sprach er selbst in einem Kaffeehause von Athen; er war inzwischen Handelsherr geworden und gab gerade dem Thersitos, einem Winkeladvocaten, Auftrag, bei dem armen unmündig erklärten Ajax zu pfänden! Die begeisternden Modelle des Achilles und Phidias wimmelten auf den Spaziergängen. Sonst und jetzt war Eins. An lyrischem Schwunge fehlt es unserem jungen Reisenden nicht. Er konnte die Worte zu seines Vaters Liedern ohne Worte finden. Aber seine Reise scheint er weniger auf dem wirklichen Boden Griechenlands, als im Homer gemacht zu haben. Für eine Phantasmagorie, für einen Winternachtstraum war der Vortrag nicht übel, wenn ihn auch Mendelssohn-Bartholdy, der Vater, etwas zu monoton gefunden haben würde.

*) Man rechnet ein Talent zu 1200 Thaler.

Charade.

Ich Erste bei den Franzosen bedeute,
Was bei den Deutschen meine Zweite.
Wir haben beide gleiches Geschick,
Vielleicht, Ihr möcht es nennen Glück:
Denn nirgends kommen wir zuletzt,
Stets sind wir Andern vorgesetzt.

Anfänglich sind's Kleider, die passen vollkommen;
Doch werden sie ihren Besitzern genommen
Und säuberlich gar nicht behandelt,
Und dadurch zum Ganzen verwandelt.
Als Solches verwendet Ihr's wieder
Zur Bekleidung vorzüglicher Glieder.

△

Räthsel (viersylbig).

Auf den Ersten fahren wir;
Auf den Letzten gehen wir;
Auf dem Ganzen geht das Schiff
Vorbei an manchem Felsenriff.

F. Drechsel.

Die Preisräthsel in Nro. 6 des Feuilleton.

Fünf Damen und 30 Herren haben Lösungsversuche gemacht. Ehe wir einige derselben aufzählen, erwähnen wir des Wunsches, daß den einzelnen Lösern nicht nach der Priorität des Datums der Einsendung der richtigen Lösung, sondern durch das Loos der Preis zuerkannt werde. Der Wunsch scheint uns billig zu sein, und wir werden demgemäß künftig das Loos entscheiden lassen. Im vorliegenden Fall wäre dasselbe jedoch nicht anwendbar gewesen, da nur eine einzige richtige Lösung der beiden Räthsel vorliegt, und zwar von Hrn. K. in O. Das erste Räthsel zwar ist, mit einer einzigen Ausnahme, richtig gerathen worden: **Vereinsmitglied**; aber das zweite, das war eine harte Nuß, wie fast alle Briefe zugestehen. Auch haben drei der Räthselfreunde auf die Lösung ganz verzichtet. Von den 32 Couragirteren fielen 7 auf Bach, 3 auf Lassalle, 3 auf Chef, 2 auf Fade, 2 auf Acis, den Verehrer der steinernen Galathea im Schwetzinger Schloßgarten, die aber ebenso wenig eine die Welt hinreißende Sängerin war als Fräulein v. Donniges oder irdend eine mit den HH. Bach, Chef (umgekehrt Fech), Fade intimst liirte Dame unserer Bekanntschaft. Fünfzehn weitere Lösungsversuche gehen weit auseinander; die originellsten sind: Cicisbeo, Ehegemahl, Beda, der Ehrwürdige, die allegorischen Figuren Bundesmama und Germania (Teutschland) und schließlich eine — Ziehorgel! Daß die Grundlage des Räthsels die Tonleiter, und zwar nach ihrer italienischen Benennung **ut. re. mi. fa. sol. la. si.** und zugleich ein geschichtlicher Vorgang sein müsse, dachten sich nur vier Löselustige. Ein resoluter Militär zwar machte einen Streifzug ins Conversationslexikon, aber vergebens; denn dieses nannte ihm nicht die zwei Advocaten, welche ob der gefeierten Kathinka Heinefetter 1842 in Brüssel in tödtlichen Streit geriethen. Hr. C. S. in D., personenkundiger, wußte, daß Comartin den Sire(y) erstochen, meinte aber, dieser sei Sire (Herr) der Sängerin gewesen, während er doch, wie Hr. K. in O. richtig gerathen, l'ami, der Freund, derselben war. Die vier Töne, **la, mi, si, re,** geben in der That die Lösung:

L'ami Sirey.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

ed by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 11.

Hänschen.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Fortsetzung.)

Niedergeschlagen entfernte sich die gute Frau Timmins und suchte ihren Gatten auf, der im Hofe der Anstalt ihrer wartete. Ein alter Insasse des Armenhauses, ein früherer Bekannter von ihm, hatte sich inzwischen zu ihm gesellt. Der Greis war eine Plaudertasche und nützte die Gelegenheit nach Möglichkeit aus. „Wie wär's um eine Prise?" sagte er, nachdem er dies und das gefragt. „Sie haben doch gewiß Ihre Dose bei sich!"

„Ja," erwiderte der Aufseher, „ich habe meine Dose bei mir und sie ist gut gefüllt. Sie steht zu Ihrer Verfügung."

Timmins steckte die Hand in die Tasche im besten Glauben, seine hölzerne Dose herauszuziehen; wie wurde ihm aber zu Muth, als seine Augen auf eine kostbare Goldtabatiere fielen, deren Deckel mit einem reizenden Frauenkopf in Email und von großen Brillanten umgeben geziert war. Der Aufseher riß die Augen auf, daß man hätte meinen sollen, er würde sie niemals wieder schließen können; der Armenhäusler verschlang das Kleinod mit den Blicken. Timmins war, wie es sich für einen Mann in seiner Stellung schickte, eine prosaische Natur; er dachte daher nicht, daß irgend eine Fee Kirschbaumholz in Gold und Diamanten verwandelt hätte, vielmehr witterte er eine Spitzbuberei. „Meiner Seel'," sagte er tief aufathmend, „ich glaube zu wissen, wie das zugegangen. Das Weibsbild, dem die Polizei auf den Fersen war, muß mir die Dose in die Tasche gesteckt haben. Wenn sie sie nur glücklich abfangen, die Diebin! Sie verdient zehn Jahre Zuchthaus zum allerwenigsten; schon deshalb, weil sie einem ehrlichen Mann so etwas in den Rock schiebt, um die Unschuldige spielen zu können und sich aus der Klemme zu ziehen."

Timmins war ganz außer sich vor Entrüstung, doch setzte er hinzu, die Dose näher betrachtend: „Schön ist das Ding, wahrhaftig!"

Er machte den Deckel auf; innen war die Adresse des Eigenthümers eingravirt: „A. Stevens, 8, Princess Gardens". Der Aufseher zeigte dem Armenhäusler den Namen. „Sehen Sie, da am Charnier ist etwas zerbrochen, deshalb wurde sie wohl zum Goldschmied geschickt. Ich wollte, ich wüßte zu welchem, der Laden wird näher bei meiner Wohnung sein als Princess Gardens."

„Was?" rief der alte Mann mit gierigen Blicken, „Sie wollen doch nicht die Dose ohne weiteres zurücktragen und sich mit einem ‚schönen Dank' abfertigen lassen! Das wäre ja zu voreilig. Lassen Sie sich rathen und folgen Sie mir. Sie müssen ein paar Tage noch warten; es wird eine Belohnung für die Dose ausgeschrieben werden, dann bringen Sie sie zurück und stecken das Geld ein. Zwanzig Pfund sind Ihnen sicher, oder ich will nicht Tomkins heißen. Und wenn Sie das viele Geld haben, so vergessen Sie mich alten Mann doch nicht?" setzte er weinerlich hinzu.

Mr. Timmins warf sich in die Brust. „Unsinn," sagte er; „ich kann die Dose keinen Tag behalten, da der Namen darin steht. Noch heute Abend gebe ich sie ab."

Gerade jetzt kam Mrs. Timmins herbei; ihre Wangen waren geröthet, auch ihre Augen. Sie öffnete die letzteren nahezu ebenso weit wie vorhin ihr Mann, als sie die Tabatiere zu Gesicht bekam. „Du lieber Himmel!" rief sie, nachdem sie die Geschichte gehört, „ich komme aus den Alterationen gar nicht mehr heraus. Erst das Kind oben, das sich so fest an mich hing, daß es mir fast das Herz brach, mich loszureißen, und jetzt die Dose!"

Die gute Frau war wirklich in großer Aufregung.

„Sprechen Sie ihm doch zu, das Ding zu behalten, bis eine Belohnung geboten wird," versetzte der alte Tomkins, seine gelben knochigen Finger auf ihren Arm legend, „Ihnen wird er eher folgen. Zwanzig Pfund kann er damit verdienen, baare zwanzig Pfund!" Dabei funkelten seine Augen, als ob er schon die Goldstücke vor sich sähe.

„Ei gewiß," entgegnete Mrs. Timmins ohne Zögern, sobald sie begriff, um was es sich handelte, „ich meine, Tomkins hat Recht. Es ist uns doch wahrhaftig nicht zuzumuthen, durch die halbe Stadt zu laufen und den Eigenthümer aufzusuchen, wenn wir nicht einmal wissen, ob wir für den Zeitverlust entschädigt werden. Und falls wirklich zwanzig Pfund geboten würden, so wird Einer, der so reich ist, daß er eine solche Dose haben kann, das Geld nicht vermissen, uns aber wird es so sehr zu gute kommen; und ehrlich verdient ist es gewiß," setzte sie energisch hinzu.

Timmins schwankte. Sein Rechtsgefühl war stärker basirt als das seiner Frau. Aber auch vor seiner Phantasie stiegen verlockende Bilder auf; was konnte er sich mit diesen zwanzig Pfund nicht Alles verschaffen! wie viel Nützliches! wie viel Angenehmes! Er hätte sich so gern überredet, daß seine Frau im Recht war.

„Nun, gerade unehrlich würde es nicht sein," begann er, „aber —"

„Ja, ja, sprechen Sie ihm nur zu," fiel Tomkins ein.

Mrs. Timmins' helle Augen wurden plötzlich wieder feucht. „O William!" rief sie, „denke nur, wenn wir das Geld hätten, so könnten wir das arme Bübchen zu uns nehmen, das sich da oben die Augen aus dem Kopfe weint. Wir könnten es im Nothfall ganz behalten, wenn sich Niemand zu ihm meldet. Wahrhaftig," fuhr sie mit steigender Wärme fort, „es ist wie Gottes Schickung. Er gab uns durch die Hände jenes unglücklichen Geschöpfes die Mittel, uns des Kindes erbarmen zu können, und ich halte es für unsere Pflicht, das Werk zu vollbringen."

Der arme Aufseher wehrte sich nur noch schwach. Die Idee der zwanzig Pfund setzte sich in seinem Geiste fest. Schon hielt er sich für den rechtmäßigen Besitzer derselben und somit nicht verpflichtet, ohne weiteres darauf zu verzichten. War er denn in der Lage, so übermäßig gewissenhaft sein zu können? Und was wurde denn eigentlich von ihm verlangt? Nur daß er die Dose noch ein paar Tage behalten sollte. Das mußte

er vielleicht ohnehin; wer weiß, ob er früher Zeit finden würde, den Eigenthümer aufzusuchen. Zudem sehnte er sich in seinem Herzen, den Knaben zu behalten. Der Genius der Redlichkeit entfloh vor allen diesen Ueberlegungen und Timmins und seine Frau begaben sich im besten Einvernehmen nach Hause.

Am dritten Tage erschien wirklich die Annonce und richtig wurde eine Belohnung von zwanzig Pfund dem Wiederbringer der Dose geboten. Das war denn doch gewiß ein Fingerzeig! Des Aufsehers Gewissen war ganz beruhigt und er verabredete mit seiner Frau, daß sie in's Armenhaus gehen solle, Hänschen zu holen, während er im Laden des Juweliers die Belohnung erheben würde, bei diesem Laden wollten sie zusammentreffen. — Das gute Weibchen war seelenvergnügt und hätte die ganze Welt umarmen mögen. Sie füllte einen großen Korb mit Weißbrod und Aepfeln für die anderen Kinder im Armenhause; es drängte sie Freude zu bereiten, wo und wie sie konnte. Ihr Mann suchte mittlerweile den Juwelierladen auf; es war ein prächtiges Etablissement in einer schönen breiten Straße. Ehe er eintrat, warf er bewundernde Blicke durch die großen Spiegelscheiben. Es dämmerte bereits und die Gasflammen, welche die Edelsteine beleuchteten, schienen kleine Lichtströme aus ihnen herauszuziehen. Alles funkelte, blitzte, blendete; Timmins konnte sich an dieser Pracht, an dieser Anhäufung von Gold und Silber und kostbaren Juwelen nicht satt sehen. Endlich riß er sich los und überschritt wohlgemuth die Schwelle.

„Ich komme in Folge dieser Ankündigung," sagte er, an den Ladentisch tretend, und zeigte auf die Annonce, die er aus der Zeitung geschnitten; „die Dose ist in meinen Besitz gelangt."

„So, wirklich?" entgegnete der junge Mann, den er angeredet, mit unverkennbarem Spott; „so, wirklich?"

„Es trug sich sehr sonderbar zu," fuhr Timmins fort; „meine Frau und ich gingen mit einander —"

„Erzählen Sie mir nicht das Märchen, wenn's beliebt," fiel der Commis barsch ein, „ich will meinen Herrn benachrichtigen. Johnson, Zwei auf Zehn."

Der Commis verschwand im Hintergrunde des Ladens und der, welcher Johnson genannt worden, stellte sich dicht neben Timmins, wie wenn er ihn beaufsichtigte. Dieses Verfahren mußte den Aufseher beleidigen, besonders da ein Mann von weit weniger respectabelem Aussehen am anderen Ende des Locales keiner solchen Bewachung unterworfen wurde. Auch die Bedeutung der Worte: „Zwei auf Zehn," fand bald ihre Aufklärung in dem Umstande, daß Johnson seine zwei Augen fest auf des Aufsehers zehn Finger geheftet hielt, von denen fünf in aller Unschuld auf der Ecke des Ladentisches ruhten. Dem armen Manne wurde es immer unheimlicher zu Muthe. Als endlich der erste Commis wieder kam und ihn hieß, ihm in ein anstoßendes Zimmer zu folgen, und als der zweite Commis einen dritten anwies, auf den Laden Acht zu haben, während er selbst dem Aufseher auf den Fersen nachging, fühlte dieser, daß es mit seiner guten Laune vorbei und seine Miene so scheu und ängstlich geworden war, daß er wirklich wie das aussah, wofür man ihn zu halten schien, nämlich wie ein ertappter Spitzbube.

Mrs. Timmins, Hänschen an der Hand haltend, ging wohl eine gute Viertelstunde vor dem Juwelierladen auf und ab, ehe ihr Mann denselben verließ. So wie sie ihn gewahrte, schrie sie auf, so sehr erschreckte sie sein geisterblasses Gesicht, auf das die Gasflammen fielen.

„Gott schütze uns, William, was giebt's?" sagte sie. „Du bist so weiß wie ein Gespenst!"

„Unsinn," entgegnete er, indem er verdrießlich zu sprechen suchte, aber die Worte kamen nur heiser und gepreßt heraus. „Was, Du hast also den Balg?"

„Ja, William, und der Kleine ist so vergnügt!" Dabei trat sie schüchtern dichter an ihren Mann heran. „Wir werden es gewiß nie bereuen," sprach sie weiter, „es ist ein gutes Werk und wird uns Segen bringen. Aber, Du hast doch das Geld?"

„Ja, ich habe das Geld," knirschte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

Mrs. Timmins wurde es so ängstlich zu Sinn, daß sie nichts mehr sagte, bis sie zu Hause und in ihrem Zimmer waren. Dort vermochte sie nicht länger die Thränen zurückzuhalten; sie rieselten ihr von den Wangen und netzten unbemerkt die neuen Hutbänder, welche sie vor einer Stunde mit so vielem Stolz vor dem Spiegel zurechtgeknüpft hatte.

„O, William," bat die junge Frau, „ich kann es nicht ertragen. Sage mir, was geschehen ist."

„Geschehen?" rief er, sich wild nach ihr umdrehend, „das ist geschehen, daß man mich wie einen gemeinen Dieb behandelt hat. Sie glauben kein Wort von der Geschichte, und man hätte sich's auch vorher denken können. Sie werden mich nicht vor's Gericht bringen, aber sie werden meine Vorgesetzten warnen. Meine Stelle ist so gut wie verloren und mein ehrlicher Name dazu; ich bin ruinirt, so wahr Du da stehst und winselst. Und das Alles habe ich Dir und dem verfluchten Balg zu danken!"

Er nahm, während er sprach, einen Stiefel auf, der neben ihm in der Ecke stand, und warf damit in blinder Leidenschaftlichkeit nach Hänschen. Der Stiefel flog an dem Kinde vorbei, schlug aber von der Lamperiekante einen Splitter ab. Dies brachte den aufgeregten Mann sogleich wieder zur Besinnung. Er sah auf die Spur, die der Stiefel im Holzwerke zurückgelassen, und auf das Knäbchen, für das der Schlag bestimmt gewesen. Er wandte sich ab, drückte die Hände vor die Augen und weinte bitterlich. „Gott verzeihe mir," sagte er, „ich bin schlimmer wie ein wildes Thier. Aber es ist auch zum Wahnsinnigwerden!"

Und als Hänschen, das noch zu jung war, um zu wissen, welcher Gefahr es entgangen, sich neugierig und verwundert umschaute, nahm er das Kind in die Arme, küßte das Lockenköpfchen und sprach: „Nun, Frau, komme was da mag, wir wollen an dem Kinde unsere Schuldigkeit thun. Es soll nicht Noth leiden, so lange wir ihm noch Etwas geben können, und wenn wir verhungern müssen, so kann es nur mit uns verhungern."

Am folgenden Tage erhielt der Aufseher Timmins seine förmliche Entlassung aus dem Dienste der *** Eisenbahncompagnie.

(Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Zustand der Agricultur-Chemie.

Das Wort in Göthe's Faust:

„Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen —"

gilt von der heutigen Wissenschaft nicht mehr. Aus den phantastischen Bestrebungen der Alchemisten hat sich eine exacte Wissenschaft entwickelt, die unzählige Anwendungen findet, und deren Bedeutung für das praktische Leben mit jedem Tage wächst.

Die Anwendung der Chemie auf Agricultur, die Lehre von den chemischen Gesetzen der Pflanzenernährung, wurde — wie bekannt — 1840 von Liebig begründet. Einen eifrigen Verbreiter fand die neue Lehre an Stöckhardt, Lehrer der Chemie an der landwirthschaftlichen Schule in Tharand. Er zog — wie einst die Apostel — im Lande umher und predigte den Bauern die neue Lehre des agriculturchemischen Messias. Daß er dabei theilweise Ansichten entwickelte, die von denen Liebigs nicht unwesentlich abweichen, ist im Ganzen genommen nur nebensächlich. Die Folge war, daß der rationelle Betrieb des Ackerbaues in Sachsen sich ungemein hob, so daß beispielsweise in der Umgegend von Bautzen der Ertrag an Halmfrüchten um das $2\frac{1}{10}$fache stieg, wie aus genauen statistischen Tabellen hervorgeht. Diese ungemeine Steigerung des Ernteertrages wurde erreicht durch Anwendung von jährlich 80,000 Centnern Knochenmehl auf eine Fläche von etwa 100,000 Acker.

Das Bedürfniß, die Kenntniß der chemischen Gesetze des Ackerbaues möglichst zu verbreiten, war die Veranlassung zur Gründung von Versuchsstationen, deren erste 1851 zu Möckern bei Leipzig errichtet wurde. Der Zweck der Versuchsstationen ist ein mehrfacher. Sie sollen zunächst den Landwirth belehren, ihm — soweit die Chemie helfen kann — mit Rath an die Hand gehen. Dieser Zweck wird erreicht durch Wander-Vorträge und durch den persönlichen Verkehr des Chemikers der Versuchsstation mit den Landwirthen. Diese Einrichtung wird zunächst nur dem intelligenten Landwirth nützen; damit aber auch der niedere Bauernstand nicht leer ausgehe, hat man in einigen Gegenden Wanderlehrer aufgestellt, die von Ort zu Ort ziehen und die Bauern durch Vorträge, die ihrer Denkweise und ihrem Bildungsgrad entsprechend gehalten sind, belehren.

Eine zweite Aufgabe der Versuchsstationen ist die Düngercontrole. Die Wirksamkeit der Stationen in dieser Beziehung ist sehr hoch anzuschlagen. Die Betrügereien, die eine Zeitlang in großartigem Maßstab im Guanohandel getrieben wurden, sind jetzt durch die Versuchsstationen unmöglich gemacht.

Die dritte Aufgabe der Versuchsstationen ist, die Agriculturchemie weiter zu entwickeln. Noch sehr viele Probleme sind in dieser Wissenschaft zu lösen. Die chemischen und physikalischen Lebensbedingungen der Pflanze kennen wir bis jetzt nur in groben Umrissen. Wir wissen, daß die Pflanze ihre kohlenstoffhaltige Substanz aus der Kohlensäure der Luft bezieht, daß in den chlorophyllhaltigen Zellen der Blätter unter Mitwirkung der Lichtstrahlen sich aus Kohlensäure und Wasser Stärke bildet, daß diese das Material abgiebt zur Bildung von neuen Zellen; wir wissen, daß bei dem Ernährungsproceß der Pflanzen gewisse Mineralsubstanzen, namentlich Phosphorsäure und Kali, unentbehrlich sind. Aber die näheren Vorgänge bei diesen chemischen Processen, die zahlreichen Stoffmetamorphosen, die in der Pflanzenzelle stattfinden, die Rolle die das Chlorophyll, die die Mineralsubstanzen spielen, die chemische Constitution der eiweißartigen Körper und der Kohlenhydrate, das sind feinere Fragen, die noch ihrer Lösung harren. Aufgabe der Versuchsstationen ist es, in dieser Beziehung Untersuchungen zu machen. Es haben hierin die Stationen eine anerkennungswerthe Thätigkeit entfaltet. Besonders hat die Methode, die Culturpflanzen in wässerigen Nährstofflösungen zu erziehen, den Erfolg gehabt zu entscheiden, welche Mineralstoffe zur Ernährung einer Pflanze absolut unentbehrlich sind, ferner der Frage näher zu treten, welche Rolle die einzelnen Mineralstoffe im Leben der Pflanzen spielen, in welcher Menge und in welchem Verhältniß dieselben in den verschiedenen Theilen der Pflanze und in verschiedenem Alter derselben auftreten 2c.

Unter den Resultaten, die in dieser Beziehung erhalten wurden, ist beispielsweise hervorzuheben, daß die Kieselerde ein zufälliger ganz unentbehrlicher Bestandtheil der Halmgewächse ist, im Gegensatze zu der früheren Ansicht, daß die Kieselerde gleichsam das Knochengerüst dieser Pflanzen bilde und wesentlich die Festigkeit und Steifigkeit der Halme bedinge. Es gelang eine Maispflanze zu erzielen, in deren Asche anstatt 23 Proc. Kieselerde — dem gewöhnlichen Procentgehalt — weniger als 1 Proc. enthalten war; und diese Maispflanze war vollkommen ausgebildet, die Halme besaßen die normale Festigkeit.

Ferner wurde unter Anderem nachgewiesen, daß das Eisen eine Hauptrolle bei der Bildung des grünen Farbstoffes der Blätter, des Chlorophylls spielt. Wenn man Samenkörner keimen und sich entwickeln läßt in einem Medium, das vollkommen frei von Eisen ist, so bilden sich Blätter, in denen die Chlorophyllkörner hellgrün oder ganz weiß bleiben. Diese weißen Chlorophyllkörner sind aber unfähig, die Kohlensäure der Luft zu zersetzen und Kohlenstoff zu assimiliren. Solche Pflanzen gehen in kurzer Zeit zu Grunde. Wenn man jedoch die weißen Blätter dieser Pflanzen mit einer Eisensalzlösung bestreicht oder dem Boden resp. der Nährstofflösung ein Eisensalz beifügt, so werden die Blätter in kurzer Zeit dunkelgrün und beginnen lebhaft Kohlensäure zu zersetzen.

Was die beiden wichtigsten Pflanzennährstoffe, die Phosphorsäure und das Kali, anbelangt, so kann man nach den vorliegenden Untersuchungen behaupten, daß die Phosphorsäure mit der Bildung der eiweißartigen Körper und das Kali mit der Bildung der stickstofffreien organischen Körper, namentlich der Stärke und des Zuckers, im Zusammenhang steht. Die Fabriken künstlicher Dünger setzen sich zur Aufgabe, Phosphorsäure und Kali in geeigneter Form dem Landwirth zu liefern, indem sie gewisse Guanosorten und Phosphorite, von denen man nicht unbeträchtliche Ablagerungen in verschiedenen Gebirgen entdeckt hat, und ferner die Kalisalze des unerschöpflichen Straßfurter Lagers verarbeiten.

Den Bedarf an Stickstoff bezieht die Pflanze von den im Boden befindlichen Ammoniaksalzen und salpetersauren Salzen; es ist ferner möglich, daß die Blätter die in der Luft befindlichen flüchtigen Stickstoffverbindungen aufnehmen, doch bedarf diese Vermuthung noch sehr der Bestätigung. Die in der Luft befindlichen und sich darin fortwährend — allerdings in geringer Menge — neu bildenden Stickstoffverbindungen werden der Ackerkrume theils durch die Absorptionsfähigkeit derselben, theils durch den Regen und Schnee zugeführt, und zwar sind die Stickstoffmengen, mit denen der Boden auf diese Art bereichert wird, nicht gerade unbedeutend. Die preußischen Versuchsstationen haben in den letzten Jahren über diesen Gegenstand gemeinschaftlich Untersuchungen angestellt. Der Gesammtstickstoff, der durch die atmosphärischen Niederschläge dem Boden per Morgen zugeführt wird, wurde auf den sieben Stationen verschieden gefunden. Das Minimum war 863 Gramme auf einer Station, das Maximum 3378 Gramme auf einer anderen. Die letztere Menge entspricht nahezu der Stickstoff-Quantität, die in $\frac{1}{2}$ Centner Peruguano enthalten ist — demnach eine ganz anständige Menge.

Außer den Vegetationsversuchen werden an mehreren Versuchsstationen sehr beachtenswerthe Versuche über rationelle Fütterung der Hausthiere nach chemischen Principien gemacht. Die Resultate, die in dieser Beziehung erhalten wurden, finden sich zusammengestellt in dem ausgezeichneten Buche von Prof. Kühn: „Die zweckmäßigste Ernährung des Rindviehes," welches vor Kurzem in dritter Auflage erschien.

Die pfälzischen Versuchsstationen in Speyer und Kaiserslautern beschäftigen sich wesentlich nur mit Dünger- und Bodenanalysen; es wäre sehr zu wünschen, daß sie ihre Thätigkeit auch auf die anderen, nicht minder wichtigen Aufgaben der Versuchsstationen, auf die Belehrung und die Forschung ausdehnen würden.

Was die agriculturchemische Literatur anbelangt, so sei hier aufmerksam gemacht auf die ausgezeichnete Zeitschrift: „Die landwirthschaftlichen Versuchsstationen", herausgegeben von Dr. Nobbe, Chemiker an der Versuchsstation in Chemnitz. Diese Zeitschrift — das Hauptorgan der deutschen Versuchsstationen — verdiente die wärmste Unterstützung

von Seiten der praktischen Landwirthe; sie steht auf einer bedeutend höheren Stufe als viele landwirthschaftliche Winkelblätter, deren Inhalt einem Haufen Spreu gleicht, in welchem man nur selten ein solides Korn findet. Für den Werth dieser Zeitschrift mag schon der Umstand sprechen, daß vor zwei Jahren der preußische Minister für Landwirthschaft den preußischen Versuchsstationen die Weisung gab, ihre Arbeiten nicht ausschließlich in den officiellen preußischen „Annalen der Landwirthschaft" — einer, nebenbei bemerkt, ausgezeichnet redigirten und in Norddeutschland vielgelesenen Zeitschrift — sondern vorzugsweise in der von Dr. Nobbe herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichen. — Ferner sei die von Prof. Zöller in Erlangen herausgegebene Zeitschrift, die die neueren Forschungen in der Agriculturchemie in populärer Form bespricht, aufs angelegentlichste empfohlen.

Es ist bemerkenswerth, daß auch die neuere Richtung der Botanik ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die chemischen und physikalischen Vorgänge in der Pflanzenzelle richtet; unter den jüngeren Botanikern dieser Richtung ragt besonders Julius Sachs hervor, früher Professor an der landwirthschaftlichen Akademie in Poppelsdorf, jetzt Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. Die Wissenschaft verdankt demselben eine Reihe trefflicher Untersuchungen; außerdem besitzt er die Gabe, in brillantem Styl zu schreiben und zu sprechen. Sein „Lehrbuch der Experimental-Physiologie der Pflanzen" ist ein Meisterwerk in jeder Beziehung.

Die Ernährung der Pflanzen ist eine rein chemische und physikalische Aufgabe: der mit den Lehren der Chemie und Physik vertraute Landwirth wird alle Verhältnisse in der richtigen Weise auffassen; da er das Nährstoffbedürfniß der Pflanze und die chemische und physikalische Beschaffenheit des Bodens, auf dem die Pflanze wächst, kennt, wird ihm kein Zweifel bleiben, welche Zusammensetzung der Dünger haben muß; er wird die Aufgabe der Ernährung der Pflanze auf dem kürzesten und einfachsten Wege lösen; der mit diesen Wissenschaften nicht vertraute Landwirth macht sich von der Ursache der Erscheinungen, die er sieht, falsche Vorstellungen und schlägt deshalb sehr häufig nicht den richtigen Weg ein, und gelangt nur auf Umwegen mit Zeit- und Capitalverschwendung zum Ziele.

Es ist jedoch nicht allein der materielle Nutzen, weshalb man diese Wissenschaften hochschätzt, sie werden vielmehr noch als Bildungsmittel des Geistes früher oder später den ersten Rang einnehmen, sind doch „Chemie und Physik die beiden wichtigsten Grundlagen aller menschlichen Anschauung, alles menschlichen Denkens, die Grundlage alles vernünftigen menschlichen Wissens, müssen sie doch auch die eigentliche Grundlage der philosophischen Anschauungen der Neuzeit werden. Die Schwierigkeit, der Chemie und Physik auf ihren lorbeergekrönten Pfaden zu folgen, beruht nicht darin, daß es besonders schwer ist, chemisch oder physikalisch zu denken, sie beruht nur in der schlechten Methode des Denkens, welche meist unser Schulunterricht mit sich bringt." Diese Worte sprach Virchow auf der Frankfurter Naturforscher-Versammlung, unter lebhaftem Beifall der Zuhörer, er hatte denselben aus der Seele gesprochen.

Dr. A. Fitz.

Mannichfaltiges.

— Das auch im Auslande verbreitete Gerücht, der von dem bekannten Vergiftungsprocesse her bekannte Dr. Demme lebe als Arzt in Mexico, seine und Flora Trümpy's Vergiftung in Nervi bei Genua sei eine mit guten Freunden arrangirte Comödie gewesen, welches Gerücht nicht nur bei dem großen Publicum, sondern auch bei mit jenem Processe wohl vertrauten Juristen Glauben fand, hat seit etlichen Tagen neue Nahrung gefunden. Seit einiger Zeit treffen nämlich fast täglich entlassene Militärs von der aus Mexico nach Algier zurückgekehrten Fremdenlegion in Bern ein. Von diesen äußerte einer bei Erzählung seiner Erlebnisse in Mexico, er sei dort an der Cholera erkrankt und von einem Dr. Demme behandelt worden, der ein geborener Berner sei. Als er hierauf von einigen ihm zuhörenden Bürgern befragt wurde, ob er dies gerichtlich bestätigen könne, versicherte er wiederholt, seine Aussage sei die reine Wahrheit, der er auch, zu dem Regierungsstatthalter geführt, treu blieb. Laut der „Berner Zeitung" soll der Mann sogar in dem mit ihm angestellten Verhör ausgesagt haben, der in Mexico eingetroffene Dr. Demme habe ihm einen Brief an seinen Bruder in Bern mitgegeben, bei dessen Abgabe er 2 Frs. Trinkgeld erhalten habe. Ebenso soll seine Beschreibung der Person des Dr. Demme in Mexico mit dem Signalement des Berner Doctors vollständig übereinstimmen. Ob diese Angaben der „Berner Ztg." richtig sind, bleibe dahin gestellt, dagegen ist es wirklich Thatsache, daß ein aus Mexico zurückgekehrter Militär wegen der oben angegebenen Aeußerungen auf dem Regierungs-Statthalteramte verhört und sogar in Gewahrsam genommen worden ist.

— Florenz, 12. Jan. Aus der Terra di Lavoro kommen traurige Berichte über das trotz dem Winter zunehmende Räuberthum. Zu Viticusa nahmen sie den Bürgermeister von San Vittore gefangen und gaben denselben erst gegen ein Lösegeld von 14,000 Ducati frei, nachdem sie ihm vorher ein Ohr abgeschnitten hatten. Zu Venafro hatten sie den Bruder des dortigen Bischofs gefangen, welchen sie erst nach Zahlung von 10,000 Ducati frei gaben. Bei solcher Beute bezahlen die Räuber ihre Lebensmittel so splendid, daß kein auch noch so strenges Verbot die Landleute abhalten kann, ihnen dieselben zuzutragen. Für einen Schinken z. B. zahlen sie einen Napoleon, für ein Huhn 5 Franken, für ein Körbchen Maccaroni ebenfalls 5 Franken. Eine Seelenmesse für einen ihrer Gefallenen bezahlten sie, wie die bei Gericht liegende Quittung des Geistlichen ausweist, mit 36 Ducati (ein Ducati ist zwei Gulden im $24\frac{1}{2}$ Guldenfuß.) Vier arme Waldhüter dagegen ermordeten sie die vorige Woche auf eine barbarische Weise.

— Ein Rechtsstreit, der vor einiger Zeit großes Aufsehen erregte, wird dieser Tage ein nicht uninteressantes Nachspiel erhalten. Es handelt sich um das Vermögen des vor einigen Jahren verstorbenen Herzogs Gramont-Caderousse. Dieser hatte den Dr. Declat, mit Umgehung seiner eigenen Familie, zum Universalerben eingesetzt; das Testament war aber zu Gunsten der natürlichen Erben umgestürzt worden, weil Dr. Declat seinen Freund während dessen langer Krankheit als Arzt behandelt hatte. Declat stellt nun für ärztliche Behandlung, geleistete Vorschüsse ꝛc. eine Forderung von im Ganzen 285,027 Frcs. auf, worüber nächster Tage das Gericht zu entscheiden haben wird.

— Das Marinedepartement der Vereinigten Staaten hat, wie man dem „Schwäb. Merk." berichtet, officielle Nachricht von der Entdeckung einer Insel im arktischen Ocean erhalten. Die amerikanischen Walfischfänger, die sie entdeckt, gaben ihr den Namen Thomas nach einem Matrosen, der sie zuerst gesehen. Sie liegt im 62. Grad nördlicher Breite, ist etwa 100 englische Meilen lang und soll reichlich mit Steinkohlen versehen sein. Man pflanzte die amerikanische Flagge darauf.

— Amerikanische Blätter berichten über eine merkwürdige Erscheinung am Niagarafall. Das Wasser des Erie-Sees war durch einen starken Wind so sehr zurückgedrängt worden, daß der Wasserfall bei den Niagarafällen um 20 Fuß sank und man über den der amerikanischen Seite zu Fuß gehen konnte. Bei dieser Gelegenheit kam eine Menge Felsen und Löcher zu Tage, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Ein so starkes Sinken des Wasserstandes soll noch nie zuvor dagewesen sein.

Berichtigung. In der Nr. 10 des Feuilletons beliebe man auf Seite 40, erste Spalte, Zeile 13 v. u. statt „Sclaventhums" zu lesen: „Slaventhums".

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 12.

Hänschen.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Fortsetzung.)

2.

„Land in Sicht!“ Welchen Zauber enthalten diese Worte, wenn sie an Bord eines der Heimath zusegelnden Schiffes von Mund zu Mund fliegen! Alle Passagiere drängen sich vor, Jeder will zuerst einen Blick auf die lang entbehrte geliebte Küste werfen; Jeder sehnt sich mit erhöhter Ungeduld nach dem Wiederfinden alter Freunde, und wer Feinde hat, wünscht sich mit ihnen zu versöhnen. Betrachte Dir mit mir, lieber Leser, das Verdeck des Schiffes „Die fliegende Wolke“, das eben von Australien nach England zurückkehrt. Dort steht ein Mann inmitten einer lebhaft debattirenden Gruppe: er ist der glückliche Besitzer eines guten Fernrohrs, das in diesem Moment ein unschätzbares Kleinod ist. Nicht weit davon sitzt eine Frau, deren Trauerkleidung vermuthen läßt, daß sie in der neuen Welt vor noch nicht lange den Gatten ins Grab gelegt; auch sie späht sehnsüchtig nach der Küste, aber es geschieht mit müden, thränengerötheten Augen. Dort der Knabe ist nach England geschickt, ins Geburtsland seines Vaters, um seine Erziehung zu vollenden; der Himmel hängt ihm voller Geigen, Alles in ihm ist frohe Erwartung, das sagt der helle lachende Blick und das muntere Geberdenspiel. Ein anderer Passagier, zwischen dessen Abreise aus der Heimath und seiner Wiederkehr Jahrzehnte liegen, trägt eine mehr sinnende Miene zur Schau; er denkt darüber nach, wen von alten lieben Freunden er wohl noch widerfinden wird. Welche Hoffnungen, welche Unruhe, wie viele in den verschiedensten Empfindungen klopfende Herzen trägt dieses Schiff über die Wellen, die ihm voraus dem schattenhaften Streifen zueilen, der näher und näher aus dem Nebel der Entfernung hervortritt.

Inmitten einer solchen Scene stand, vier Jahre nach den im ersten Capitel mitgetheilten Ereignissen, ein Ehepaar auf dem Schiffsverdeck und blickte ernst nach der Küste hin. Das Gesicht der Frau war ruhig und ihr ganzer Ausdruck gesammelt; nur ein gewisser ängstlicher Schimmer in den dunkelgrauen Augen und ein paar tiefe herbe Furchen um den Mund sprachen von vergangenem Kummer. Ihr Gatte dagegen, ein blonder, kräftiger Mann, in dem man auf den ersten Blick den Norddeutschen erkannte, schaute aus seinen blauen Augen so frohmüthig in die Welt, als ob nie der Schatten einer Sorge sein hübsches Gesicht umdüstert hätte. Beide waren einfach, aber gut gekleidet; es mußten wohlhabende Leute sein.

„Nun,“ sagte der Mann, „da wären wir wieder einmal nahe an Europa. Mich reut es nicht, daß ich für eine Zeitlang den engen Verhältnissen der alten Welt aus dem Wege ging; harte Arbeit gab es wohl in der neuen, aber der Lohn blieb auch nicht aus. Wahrhaftig, zu Hause würde ich für einen Krösus gelten. In England werde ich nur wohlhabend sein, aber wir wollen ja auch nicht für immer dort bleiben.“

Da seine Frau nicht gleich antwortete, setzte er hinzu: „Ernestine, Kind, sei guten Muthes. Ich weiß, woran Du denkst und weshalb Du so trübselig d'rein schaust. Aber gewiß, wir werden ihn auffinden und dann gehen wir Alle nach Deutschland, wo das ausgestandene Leid Dir wie ein Traum erscheinen soll. Ich werde dem Kleinen ein guter treuer Vater sein, wie ich versprochen. Davon bist Du doch überzeugt?“

„Ja, Conrad,“ antwortete die Frau, „Du bist so gut, Gott weiß, wie ich Dich liebe und verehre. Aber mein Kind ist vielleicht längst gestorben. Wenn es noch lebt, so ist es jetzt sieben Jahre alt. O Hänschen, Hänschen, warum verließ ich Dich? Wie konnte ich's über's Herz bringen?

„Ich begreife das Alles,“ erwiderte Werner — dies war des Mannes Familienname — in tröstendem Ton; „so lange Du einen Bissen Brod hattest, theiltest Du ihn mit dem Knaben, hast auch oft gehungert, um ihn zu sättigen; als aber kein Bissen Brod mehr da war, thatest Du, was unter den Umständen das einzige Rettungsmittel war.“

Ernestine sah dankbar zu der hohen Gestalt ihres Mannes auf und Thränen stahlen sich leise in ihre Augen. Sie faßte seine arbeitgehärtete braune Hand, streichelte sie und sagte dann: „Du verzeihst mir doch Alles, was sich zugetragen, ehe — ehe ich England verließ?“

„Ei, was fällt Dir denn ein, Weibchen?“ entgegnete er, „sagte ich Dir nicht am Hochzeitstage, daß ich Vergangenes vergangen sein lassen wollte? Und bin ich nicht glücklich gewesen in den drei Jahren, in denen Du mir die beste der Frauen warst? Vertraue mir und sorge nicht. Du bist mir über Alles werth und ich tausche nicht mit Kaiser und König.“

Es folgte eine kleine Pause, worauf Ernestine schüchtern wieder anhub: „Ich habe Dir noch nicht das Nähere erzählt, wie ich dazu kam, mein Kind zu verlassen und die Dose zu nehmen. Ich möchte es Dir jetzt sagen.“

„So sage es nur,“ versetzte er freundlich; „ich weiß, es wird Dir das Herz erleichtern; aber verlangen will ich es nicht.“

„Ja, es wird mir das Herz erleichtern,“ sagte die Frau, „und Du bist geduldig, ich weiß es. Wie ich mit meinen Eltern nach London kam, ist Dir bekannt. Gleich mancher armen deutschen Familie dachten auch wir, dort rasch zu Wohlstand zu gelangen. Es war eine bittere Täuschung, das mußten wir wie hundert Andere erfahren. Die Cholera raffte Vater und Mutter hinweg, ich blieb allein zurück. Ich suchte mich mit Nähen zu ernähren, eine deutsche Näherin in London! — Was kann es Kläglicheres geben? Der Versucher nahte sich mir in einer Stunde gänzlicher Hilfs- und Rathlosigkeit und — der Versucher verließ mich, als ich es nicht mehr allein war, die verhungern mußte. Eine Zeitlang kämpfte ich mit allen Kräften, ich that oft, was mir jetzt übermenschlich erscheint, ich erhielt mein Kind, so lange noch die äußerste Möglichkeit dazu da war. Dann kam ein Tag, der fürchterlichste von allen. Der Knabe schrie um Brod, und ich hatte keinen einzigen Bissen mehr. Dann verließ mich aller Muth. Ich lief an den nächsten Bahnhof, setzte Hänschen vor der Thüre des Wartsaals nieder und entfernte mich schnell. Ich hoffte, ein mitleidiger Reisender würde sich des Kindes erbarmen. Von einem Versteckplatz aus spähte ich, was geschehen würde. Der Kleine

wurde in's Armenhaus gebracht. O, welch' trauriger, elender Ort für ein junges Kind!"

„Arme Ernestine!" sagte Werner mitleidsvoll, als seine Frau inne hielt.

„Am folgenden Tage," fuhr sie ihre Thränen unterdrückend fort, „schlich ich beständig in der Nähe des Armenhauses umher, ich konnte mich nicht davon entfernen, immer zog es mich dahin zurück. Einmal war ich doch bis in die nächste große Straße gekommen. Dort sah ich eine Dame in einen Goldschmiedsladen gehen. Ich blickte durch das Fenster und gewahrte, wie sie eine goldene Dose aus dem Papier wickelte. Auf dem Deckel funkelte es von Edelsteinen. Wahrscheinlich sollte die Dose reparirt werden. Ich dachte daran, welche Masse von Lebensmitteln sich mit dem Gelde, das die Dose werth war, würde kaufen lassen und ich haderte mit Gott, weil andere Menschen solche Kostbarkeiten haben durften, während ich mein einziges Kleinod, mein Kind, hatte opfern müssen. Der Commis ging für einen Augenblick in das anstoßende Zimmer und die Dame trat an die Glasthür und hob die Dose, die sie noch immer in der Hand hielt, gegen das Licht. Ich weiß nicht, welcher Wahnsinn sich meiner bemächtigte. Ich riß rasch die Thür auf, griff nach der Dose und lief damit fort, noch ehe die Dame wußte wie ihr geschah. Die Polizei war mir jedoch gleich auf den Fersen, ich hörte die Verfolger dicht hinter mir. Ich lief immer schneller, beim Biegen um eine Ecke rannte ich gegen einen Mann. Dies hielt mich auf und dann ergriff mich das fürchterliche Entsetzen über meine That. Noch niemals hatte ich eine Brodkrume gestohlen und nun war ich eine Diebin. So konnte ich mich nicht finken lassen, lieber verhungern als schmachbedeckt in's Gefängniß wandern! Ich ließ die Dose in des Mannes Tasche gleiten und rannte in den ersten besten dunkelen Hausgang. Ich meinte, der Mann würde die Dose gleich finden und sie einem Polizeidiener geben. Der Gang, in den ich mich geflüchtet, führte durch das Haus hindurch in eine Nebenstraße, dort verlor ich mich unter der Menge. Zudem war ich ja sicher, da ich meinen Raub nicht mehr bei mir hatte."

„Und bist Du ganz gewiß, daß es derselbe Mann war, der sich des Knaben annahm?" fragte Werner.

„Ja, ganz gewiß, ich hörte ihn auch von dem Polizeidiener „Timmins" nennen, und ich las den Namen in der Zeitung. Er hatte die Belohnung beansprucht, der ganze Fall war berichtet. Ich las den Artikel lange nachdem ich in Australien war, ich suchte immer englische Zeitungen zu bekommen, in der Hoffnung Etwas von meinem Kinde zu erfahren."

„Was brachte Dich auf den Gedanken, nach Australien zu gehen?"

„Sobald ich wußte, daß Hänschen nicht mehr im Armenhause war, wollte ich mir nicht mehr das Leben nehmen, wie ich es im Sinne gehabt, sondern um seinetwillen leben bleiben. Mädchen und Frauen bekamen damals freie Ueberfahrt nach Melbourne. Ich meldete mich dazu, ich wollte da arbeiten, um für Hänschen möglichst viel Geld zu verdienen. Ich wollte den guten Leuten, die sich seiner erbarmt hatten, Alles schicken, was ich nur irgend erübrigen konnte. Aber niemals habe ich seitdem von ihm gehört. Ich kann mir nicht denken, warum alle meine Briefe unbeantwortet blieben."

„Du wirst Dich an die unrechte Adresse gewandt haben," meinte Werner, es giebt wohl mehrere Familien desselben Namens in einer so großen Stadt. Es war aber ein Glück, daß Du den Namen des Juweliers im Gedächtniß behalten, denn wenn er uns nicht die zwanzig Pfund, die wir ihm zurückerstatteten, quittirt und versprochen hatte, über die ganze Sache zu schweigen, so hätten wir nicht so sicher zurückkehren können. Und den Kleinen werden wir finden, sei deshalb ganz ruhig. Wir werden einen rechtschaffenen Menschen aus ihm machen und Diejenigen belohnen, die ihm so lange Gutes gethan. Arme Ernestine, Du sollst noch recht glücklich werden."

Dabei bückte er sich und küßte zärtlich die bleiche weinende Frau.

(Schluß folgt.)

Ein Gewittersturm in den Alpen.

In dem Jahrbuch für Mineralogie und Geognosie, herausgegeben von Leonhart und Geinitz, giebt Dr. Winkler, Professor an der polytechnischen Schule in München, eine fesselnde Beschreibung eines Gewittersturmes, von dem er im vorigen Herbste auf der Alpenhöhe überrascht wurde. Dr. Winkler besuchte im September v. J. das Urschlauer Thal, südlich von Traunstein, um sich im allgemeinen über die Lagerungsverhältnisse der dort befindlichen Neokomschichten zu unterrichten, wie insbesondere ihre Beziehungen zu den Jurakalken ꝛc. zu studiren.

„Ich ließ mich, sagte er, mehrere Tage vom Bergknappen Aichner des Bergwerkes am Kressenberg, gewiß dem routinirtesten Petrefactensammler in unseren Alpen, begleiten, der die großartige Localsammlung meines Freundes, des Herrn Apotheker Pauer in Traunstein, noch immerfort zu vermehren unermüdet ist. Da kann ich nun von einer Alpengeognosten-Noth erzählen, die ich in jenen Bergen zu befahren hatte, und die zeigen mag, daß dem Forscher in den Alpen neben den wissenschaftlichen Schwierigkeiten aus den Schluchten und Felsenzinnen auch noch andere Kobolde entgegentreten.

Die ergiebigsten Fundstellen für die Neokompetrefacten sind im sogenannten Sulzbachgraben, circa 4000 p. F. über dem Meere. Was ist aber in den Alpen ein Graben? Der Sulzbachgraben zerfällt in zwei Regionen. Die obere Region stellt einen gegen Norden geöffneten, tiefen, trichterförmigen Kessel vor, der durch drei deutlich auseinander abgesetzte Bergrücken gebildet wird. Die untere Region ist eine unzugängliche Schlucht mit übereinander aufsteigenden Felswänden, zum Theil Erosionsproduct des über die leicht bröckelnden Dolomitwände herabstürzenden Baches. Es zieht nämlich, nicht hoch über dem Fuß des Berges, von Ost gegen Westen ein zerrissenes Dolomitgewände herüber, in das der Graben eingeschnitten ist, und welches östlich vom Graben den Namen die „Urschlauer Wände" führt. Die kesselförmige Region des Gebirges verdankt ihre Entstehung den weichen Neokommergeln, die sich da zwischen festerem Kalkgestein in fast seigerer Stellung eingezwängt finden. Am 16. September waren ich und mein Arbeiter Nachmittags 3 Uhr noch beschäftigt, hoch oben im Kessel lose Blöcke zu verkleinern, weil sie gerne die schönsten Sachen in sich bargen. Was aus dem anstehenden Gestein gewonnen war, lag noch an verschiedenen Stellen, um erst mit Zetteln über die Lagerfolge versehen und verpackt zu werden. Schon frühe beim Aufsteigen hatten wir unter einer Schwüle zu leiden gehabt, wie sie in diesem Monat in anderen Jahren ganz ungewöhnlich ist. An unserem Standpunkt übersah man nur ein kleines Stück vom Firmament, und wir hatten den Tag über nur bemerkt, daß schwere Wolken von verschiedenen Seiten herankamen und wieder gingen, um Mittag gab's sogar einige Zeit Sonnenschein. Die Arbeit ließ uns aber kaum auf diese wechselnden Zustände Acht geben. Es war um 3 Uhr ganz finster geworden, und der Wind strömte bereits in heftigen Stößen herein, als ich aufblickte und nun eine gleichförmig schwarze, schwere Wolkendecke, von Berg zu Berg über uns ausgespannt, in die Berge eingehackt sah, — nichts rührte sich daran. Der Anblick hatte etwas Beängsti-

gendes, Bedrängendes, Pressendes — doch wollte ich hoffen, daß der Wind die Gefahr verhinderte oder wenigstens verzögerte. Da ich nicht liebe, 3—1000 Fuß hoch Regenschirm oder Shawl hinaufzuschleppen, so war ich ohne Schutz und konnte nur daher auf schleunige Flucht denken, ehe es recht losginge. Ich überließ meinem Arbeiter das Einpacken und trat, von meinem einzigen Freunde, der Gebirgsstange, wie Badegäste in Reichenhall den Bergstock nennen, begleitet, den schleunigsten Rückzug an, jeder Schritt ein Sprung. Eine Zeit lang war es nur finster, und die Sturmwellen fuhren mir heulend und brummend entgegen, doch auf sie hoffte ich noch immer. Bald fielen Tropfen, nur einzelne, aber so groß wie Bonbons. Ich war noch nicht aus dem Kessel heraus, und es wurde aus den Tropfen ein Strom, aber noch immer war es kein Gewitter — da fährt mit einemmal über die östliche Bergwand ein Blitz herein — es knattert — es kracht — brummt — murrt — verstummt — aber Regenfluth und Sturm brausen und heulen fort. Es war etwas vom Ausbruch der Aguas im südlichen Mexico, wie ihn Sealsfield so ergreifend geschildert hat.

Nun begann der schmale Weg in das Felsengehänge einzutreten, wo der geringste Fehltritt oder Rutsch mit dem Leben bezahlt werden muß. Der heitere Chorus von Donner, Sturmwind und Regen hatte schon eine Weile gedauert, als ich dem Felsenbett des Baches, der sich im Kessel oben aus vielen Rinnen bildet, nahe war. Ich sollte noch um eine Felsenecke, da schlug ein neuer Accord an mein Ohr, der von ganz nahe über mir herklang, wie das Brausen, Tosen, Rollen eines angeschwellten Wildbaches. Es war aber eben der Wildbach, vom Kessel herab, der dann in dem Augenblicke, als ich mich aus der jetzt fast leeren Felsenrinne schwang, schäumend neben mir hereinstürzte, so daß ich von ihm eine Secunde früher auf seinen sanften Armen mit Ammoniten, Belemniten, Crioceras in die erlösende Tiefe getragen worden wäre. An diesen Bach hatte ich vorher gar nicht gedacht, und nun mußte ich vorwärts. Von allen Seiten rauschte, brüllte, rollte und toste es nun um mich, von oben Regen, Sturm und Donner, aus der Tiefe die Wasser des stürzenden Wildbaches, und so erreichte ich endlich die äußere Bergseite, wo dann der Weg steil zwischen den Wänden zur unteren bewaldeten Region hinabsteigt. Die ganze Bergseite war von der Regenfluth überrieselt; wie wenn man einen vollgesaugten Schwamm über einer schiefen Glasplatte auspreßte, so schossen und quirlten die Wasser darüber hinab. Doch waren alle bösen Geister bisher nicht entfesselt, der letzte brach erst hervor, als ich in den steilen Steig hinabbog. Man mag sich vorstellen, meine Widersacher von oben hätten ein Gefäß voll haselnußgroßer Eiskörner an den Rand einer Wolke herangeschleppt und dann plötzlich umgestürzt, den ganzen Inhalt mit einem Male auf mich herab. Wie mir dabei war, kann ich selbst nicht näher angeben, ich weiß nur, es wurde mir völlig finster vor den Augen, und ich warf mich instinctmäßig auf den Bauch hin und blieb liegen, mich krampfhaft an das kurze Gras klammernd. Wer mich vom Thale aus hatte sehen konnen, dem müßte ich wie eine Mauerschwalbe vorgekommen sein. Aber wie die Hasen sich einschneien, konnte ich mich doch nicht einhageln lassen, auch ließ es bald etwas nach und ich schnellte mich wieder auf. Die nächsten Stellen hatten nun nochmal für mich verhängnißvoll werden können. Die humusbraune Fluth, die unter meinen Füßen durchschoß und ganze Massen von Hagelkörnern mit sich fortwälzte, verhinderte mich vollständig, zu sehen, wo ich hintrat, und beim geringsten Gleiten wäre ich gegen die Seite der Schlucht ohne Schutz oder Halt gewesen. Es hagelte nicht nur immerfort, sondern bald kam es wieder so stark, als ob man ein neues Faß voll Körner über mir ausleerte, wodurch ich noch mal genöthigt war, mich hinzustrecken. Diesmal hatte ich doch schon eine günstigere Stelle, ich lag in einem niederen Gebüsche. Es wären auch einzelnstehende schützende Tannen in der Nähe gewesen, allein wie oft hatte ich schon an freien Gehängen solche Bäume gesehen, die vom zündenden Strahl zersplittert oder bis zur Wurzel abgeschält waren; sie zu suchen, konnte ich daher nicht wagen, denn es folgten sich noch immer Blitz und Donner in kurzen Zwischenräumen. Endlich erreichte ich die untere Bergregion, floh und floh, bis sich der Wald lichtete und ich mit einemmale auf der Wiese stand, einige Büchsenschuß von mir der Bauernhof „Sulz". Dieses Haus war nun gleich erreicht, und es war höchste Zeit, denn als ich die Stube betrat, drohte ich zusammenzubrechen und konnte kaum noch eine Bank erreichen. Dem Bauern lieferte ich dann Wasser genug zum Auswaschen der Stube.

Meinem Arbeiter war es im Kessel oben, wo er das ärgste vorüber gehen ließ, besser gegangen. Nur das Ueberschreiten des Wildbaches machte ihm Schwierigkeiten, er mußte wieder zurück aufwärts, bis der Bach weniger stark war. Als er zwei Stunden nach mir zum Bauernhofe kam, rief er, mich sehend aus: „Gottlob, daß Sie da sind, ich glaubte Sie schon abgerutscht und habe auf dem ganzen Weg mit Angst nach Ihrer Spur gesucht." Ich hatte weiter nichts zu befahren, als daß mich meine Füße über den Knieen sehr schmerzten und daß ich zwei Tage warten mußte, bis meine Kleider wieder trocken waren, was mir in dem gastlichen Hause des Forstwartes Kellerer ein leichtes war.

(Südd. Presse.)

Mannichfaltiges.

— Vor einigen Tagen wurde in Posen ein interessanter Versuch mit dem Golibert'schen Rettungsapparate in der Mögelin'schen Maschinenfabrik vorgenommen. Es war dazu gewählt worden ein kleiner feuersicherer Raum, in welchem durch feuchtes Stroh u. s. w. andauernd ein starker undurchdringlicher Rauch erzeugt wurde. In diesen Raum, in welchem der Aufenthalt ohne Apparat ganz unmöglich, begaben sich nun nach einander mehrere Mitglieder des Rettungsvereins, unter ihnen Hr. A. Krzyzanowski und Hr. Krengel, mit dem Golibert'schen Apparate versehen, und hielten hier 5—10 Minuten lang im stärksten Rauche aus. Selbst als Schwefel in dem Raume angezündet wurde, war ein Verweilen in demselben möglich. Der Apparat ist sehr einfach und gerade in seiner Einfachheit besteht sein Hauptvorzug. Auf der vorjährigen Pariser Ausstellung wurden mit demselben (in einem Häuschen der Marine-Abtheilung an der Seine) gleichfalls interessante Versuche angestellt. Ein leichter, luftdichter Sack aus Drillich, etwa 4 Fuß hoch, wird vermittelst zweier Gurte auf den Rücken genommen, zwei Gummischläuche führen von dem Sacke nach einem Mundstück von Guttapercha. Dieses Mundstück nimmt man in den Mund, klemmt mit einer Klemme die Nase zu und bindet vor die Augen eine Brille, welche das Auge gegen allen Rauch schützt, aber das Sehen gestattet. Der Sack ist selbstverständlich vorher mit Luft gefüllt worden. Der mit diesem Sacke Ausgerüstete kann nur aus dem Sacke die Luft einathmen. Von vorzüglichem Werthe ist derselbe bei einem Brande da, wo in einem mit Rauch angefüllten Raume sich noch Personen befinden, welche bereits durch Rauch betäubt sind und in Gefahr stehen, bei weitergreifendem Brande zu verbrennen. Der mit dem Rettungssacke ausgerüstete Rettungsmann wird im Stande sein, in jenen Raum zu gelangen und die betäubte Person hinaus zu tragen.

— Mit dem am 19. d. M. in London angekommenen afrikanischen Postdampfer „Celt" sind mehrere Mitglieder der zur Aufsuchung der Spuren Livingstone's abgegangenen Expedition, so Hr. Young, der Führer, und der Capitän Faulkner, nach England zurückgekehrt. Wir haben vorerst nur telegraphische Berichte aus Plymouth über die von ihnen erzielten Resultate, und der Einblick ist daher noch nicht ganz klar. Die Herren sind jedoch überzeugt, daß Livingstone nicht ermordet worden ist. Der Reisende hatte nicht den angenommenen Weg vom Ruvuma-Flusse nach der Nordküste des Nyassa eingeschlagen, sondern sich in die entgegengesetzte Richtung gewandt und unter 14° 28' s. Br. den See am südlichen Ende umgangen. Von dort wanderte er nach Nordwesten, um entweder direct oder nach Erforschung der Westküste des Nyassa und Bestim-

nung seiner nördlichen Ausdehnung den Weg zum Tanganyika-See zu nehmen und dann den Nil hinab heimzukehren. Die Expedition folgte den Spuren Livingstone's bis innerhalb weniger Meilen von der Stelle, wo er nach der Aussage der Johanna-Insulaner den Tod gefunden haben sollte. Dort aber erfuhren sie, daß der Reisende mit seinen Begleitern sich bei Marenga über einen sumpfigen See hatte übersetzen lassen, während die Johanna-Leute unter ihrem Führer Musa einen Umweg um dieses Gewässer machten und Tags darauf nach Marenga zurückkehrten. Sie erklärten, dort Livingstone verlassen zu haben und nach der Küste zurückkehren zu wollen, weil es sie nicht gelüste, sich den mörderischen Mafiten (einem Kaffernstamme) Preis zu geben. Die Expedition hatte auch Unterredungen mit den eingeborenen Lastträgern, die Livingstone's Gepäck fünf Tagereisen weiter nach Pasombe gebracht hatten. Roderick Murchison spricht in Folge dieser Nachrichten die unumstößliche Ueberzeugung aus, daß der an der Westküste des Tanganyika-Sees gesehene weiße Reisende Livingstone gewesen sei.

— Den Engländern wird vieles in Abyssinien nicht gefallen, die Schönheit der Frauen wird sie aber mit manchem aussöhnen, wenn ihr Landsmann, der Nilforscher Baker, nicht übertreibt. In seinem soeben in deutscher Uebersetzung herauskommenden Werk über die „Nilzuflüsse in Abyssinien" erzählt er: „Ich besuchte die gerade anwesenden Sclavenhändler. Sie wohnten in großen Mattenzelten und besaßen viele junge Mädchen von außerordentlicher Schönheit, deren Alter von neun bis siebenzehn Jahren wechselte. Diese liebenswürdigen Gefangenen mit einer schönen braunen Farbe, zart geformten Zügen und Gazellenaugen, waren Gallamädchen und waren aus ihrem Vaterlande, an den abyssinischen Grenzen, von abyssinischen Händlern herbeigeführt worden, um an die türkischen Harems verkauft zu werden. So schön diese Mädchen sind, taugen sie zu keiner schweren Arbeit und kränkeln und sterben bald, wenn man sie nicht freundlich behandelt. Man sieht mehr als eine Venus unter ihnen, und nicht genug, daß ihr Gesicht und Wuchs vollendet schön sind, beweisen sie denen, welche sie gut behandeln, die größte Anhänglichkeit und werden brave und treue Frauen. Es liegt etwas eigenthümlich Gewinnendes in der natürlichen Anmuth und Milde dieser jungen Schönheiten, deren Herzen jenen wärmeren Liebesgefühlen, welche unter roheren und rauheren Stämmen selten bekannt sind, eine rasche Antwort geben. Ihre Formen sind auffallend elegant und anmuthig, die Hände namentlich außerordentlich zart. Die Nase ist gewöhnlich leicht gebogen und mit großen und schön geformten Oeffnungen versehen. Das schwarze und glänzende, aber ziemlich grobe Haar reicht etwa bis zum halben Nacken hinunter. Obgleich diese Mädchen aus den Gallaländern sind, bezeichnen sie sich stets als Abyssinierinnen und sind unter diesem Namen allgemein bekannt. Sie sind außerordentlich stolz und hoch gesinnt und lernen merkwürdig schnell. In Chartum haben sich mehrere der angesehensten Europäer mit solchen reizenden Damen verheirathet, welche ihren Männern ohne Ausnahme große Liebe und Ergebenheit beweisen. In Gallabat betrug der Preis für eine dieser Naturschönheiten zwischen 25 und 40 Thlr."

— Der Correspondent der „Times" in Konstantinopel äußert in einem Berichte über die Eindrücke, welche der türkische Sultan von seiner europäischen Reise mit nach Hause gebracht, und über manche Einrichtungen, welche diesen Eindrücken ihr Dasein verdanken, die Ansicht, daß derselbe unter Anderem möglicherweise beabsichtige, das bisher in der Türkei bestehende Thronfolgerecht völlig umzustoßen. (Es ist bekanntlich im Orient nicht der älteste Sohn jedesmal Thronfolger, sondern das älteste Familienglied.) Schon seit Jahren trage sich der Sultan mit dieser Idee, und daß er sie zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung gemacht, zeige sein Verhalten seinem präsumtiven Thronfolger, seinem Neffen gegenüber, den er nicht nur auf allen seinen Schritten und Tritten bewachen lasse, sondern auch jeder Möglichkeit, sich europäische Bildung anzueignen, beraube, während er seinem Sohne eine europäische Erziehung und wissenschaftliche Bildung geben lasse. Daß Letzterer hierdurch seinen Vettern gegenüber, deren ihm noch 4 bis 5 voranstehen, einen bedeutenden Vorzug habe, unterliegt keinem Zweifel. Ein Schritt zur Verwirklichung dieser für den ganzen Orient bedeutungsvollen Idee sei schon gethan, indem für den Vicekönig von Aegypten bereits die directe Thronfolge gelte. Daß der jetzige Sultan der Mann sei, sie durchzuführen, zeige sich aus einem Ereignisse während seines Aufenthaltes in Paris. Bei einem Besuche des kaiserlichen Prinzen in St. Cloud nämlich habe sich Murat Efendi, der türkische Thronfolger, mit dem kaiserlichen Prinzen sehr lebhaft unterhalten, bei welcher Gelegenheit Napoleon bemerkte, daß diese beiden jungen Leute später eine schwere Bürde zu tragen haben würden. Darüber sei der Sultan bei seiner Nachhausekunft in einen der bei ihm nicht seltenen Wuthausbrüche gerathen, der sich diesmal ausschließlich gegen seinen Neffen wendete.

— Von dem Tagebuche der Königin Victoria sollen dem Blatte „John Bull" zufolge bereits 150,000 Exemplare abgesetzt worden sein, was der königlichen Verfasserin einen Reingewinn von etwa 10,000 Pfd. Sterl. abwerfen würde.

— Die Bestattung des Kaisers Maximilian hat ihren Abschluß durch die am 22. vorgenommene commissionelle Todesfall-Aufnahme erhalten. Als der Deckel des Sarges zurückgeschoben war, verflüchtigte sich ein schwacher Geruch von den Ingredienzien der Einbalsamirung. Das Gesicht ist tief gebräunt und zeigt einen eigenthümlichen Glanz, der wahrscheinlich von irgend einem Firniß herrührt. Der Mund ist etwas geöffnet. An Stelle der Augen sind bekanntlich Glasaugen eingesetzt. Das Vorderhaupt ist von Haaren ziemlich entblößt, an den Schläfen, durch welche die Kugeln gedrungen sind, befinden sich Läppchen von Sammt; der Bart ist vollständig erhalten und der ganzen Breite nach heruntergekämmt, während ihn der Kaiser bei Lebzeiten in zwei Spitzen auslaufen ließ.

— Daß die sogenannte Cultur den Orient tüchtig beleckt, zeigt eine kleine Notiz aus Calcutta. Während des vorigen Monats nämlich gab es dort, im Herzen Indiens, eine italienische Oper, die sehr gelobt wird und den übrigen europäischen Vergnügungen etwas bis heran sehr Vermißtes zugesellt, zumal, da auch das Ballet sich einzubürgern sucht. Außerdem werden in einem Schauspielhause Possen von einer australischen Gesellschaft aufgeführt, und sogar Shakespeare wird von ihnen mißhandelt, während sich der farbige Theil der Bevölkerung an den Vorträgen von Negersängern ergötzt. Gesellschaften und Bälle folgen sich in bunter Reihe und bieten allen Klassen der Bevölkerung europäische Genüsse.

— Das für Rechnung der preußischen Regierung in London gebaute Panzerschiff „König Wilhelm" wird von der „Times" als die größte Panzerfregatte geschildert, welche bisher gebaut worden ist. Der Panzer hat eine Dicke von 8 Zoll, die Schiffsbatterie zählt 26 Dreihundertpfünder und das Schiff selbst ist 355 Fuß lang und 60 Fuß breit. Die Maschine hat 1150 Pferdekraft. Im Monat März soll die Fregatte vom Stapel laufen.

— Aus Pilsen wird vom 22. gemeldet: Seit Montag wüthet ein schrecklicher Grubenbrand in der Kohlenzeche in Bras; der materielle Schaden ist ein sehr großer. Viele Arbeiter blieben in Folge eines Unfalles todt, ein Bergarbeiter wird vermißt.

— Ein interessanter Schneefall ereignete sich in einem Tanzsaale in Petersburg. Draußen waren 25 Grad Kälte. Bei der plötzlichen Abkühlung des Saales verwandelte sich der Wasserdunst unmittelbar in Schnee — es schneite im Tanzsaale, während es im Freien trocken kalt war.

Berichtigung. In der No. 10 des Feuilletons beliebe man auf Seite 40, erste Spalte, Zeile 31 v. u. statt „Taphierkönigs" zu lesen: „Tafierkönigs", ferner ebendaselbst Z. 4 v. u. statt „Achilles" — „Apelles."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 13.

Hänschen.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Schluß.)

So kam es, daß die Mutter des verlassenen Kindes nach England zurückkehrte als die geliebte Gattin eines braven wohlhabenden Mannes, bei der aber die Sehnsucht nach Hänschen in immer gleicher Stärke wachgeblieben war. Während der ganzen langen Reise hatte sie sich täglich das Wiedersehen ausgemalt und so fest darauf gehofft, daß sie oft den Druck der kleinen ihren Hals umschlingenden Aermchen zu fühlen meinte. Je mehr sie sich jedoch dem Ziel näher gebracht wußte, desto unruhiger wurde sie, desto schwächer ihre Hoffnung, bis diese sich in die quälendste Furcht verwandelte, daß sie ihr Kind todt oder gar nicht finden würde. Alle Güte und Zärtlichkeit ihres Mannes vermochten nicht, ihre Angst zu beschwichtigen. An einem regnerischen Morgen zu Ende December landeten Conrad Werner, der glückliche Goldgräber, und seine stille blasse Frau an der englischen Küste, sie hielten sich nicht länger als nöthig hier auf und fuhren bald nach London, die Familie Timmins aufzusuchen. Dort angekommen, begaben sie sich zuerst in das kleine Haus, bis wohin die Mutter die Spur ihres Kindes verfolgt hatte. Ein ältlicher Mann öffnete ihnen die Thür. „Treten Sie ein," sagte er höflich, nachdem er das Begehren der Besucher erfahren, „ich will nachfragen."

Bald kam eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm zum Vorschein. „Thut mir leid," sagte sie freundlich, „Timmins ist vor drei Jahren ausgezogen. Mein Mann bekam die Stelle, die er verloren, und da er die Wohnung nicht behalten konnte, so nahmen wir sie ihm ab."

Werner versuchte zu lächeln, um seiner Frau Muth zu machen, worauf er fragte: „Warum hat er seine Stelle verloren?"

„Genau kann ich es eigentlich nicht sagen," gab die Frau zur Antwort. „Es war etwas wegen einer goldenen Dose, welche er sich unrechtmäßig angeeignet haben sollte, und er bekam seine Entlassung aus den Diensten der Eisenbahngesellschaft. Seine Unschuld kam später durch einen Brief aus Australien an den Tag, und mein Mann sagte, die Direction wollte ihm eine anderr Stelle geben, aber es sei keine Spur von ihm aufzufinden. Aber, Madame," rief sie, sich plötzlich unterbrechend, aus: „Setzen Sie sich doch auf diesen Stuhl; Sie sehen aus, als ob Sie umsinken wollten."

Conrad Werner nahm sich nur Zeit, der gesprächigen Frau für ihre Auskunft zu danken, dann geleitete er Ernestine zu dem Fiaker, der noch vor der Thür stand. Sie drückte sich, wie vor Kälte zitternd, in eine Ecke, sagte aber kein Wort.

„Fasse Dich, liebes Kind," redete er ihr zu, sie dichter in ihren Shawl hüllend, „um meinetwillen fasse Dich. Du konntest ja die traurigen Folgen für die Familie nicht vorhersehen, und wir werden den Knaben doch noch finden. Ich bin fest davon überzeugt. Besinne Dich auf einen anderen Ort, wo man möglicherweise etwas von ihm wissen kann."

Sie schüttelte zuerst hoffnungslos den Kopf, dann aber rief sie hastig: „Im Armenhause! Dort wissen sie vielleicht etwas."

Sie fragten im Armenhause nach und hörten auch wirklich von einer neuen Adresse, welche gelegentlich der Rücksendung des Korbes, in dem Mrs. Timmins den Kindern Weißbrod und Aepfel gebracht, dort bekannt geworden war. Jetzt galt es, die Spur geduldig zu verfolgen. Von District zu District, von Haus zu Haus begaben sich Werner und seine Frau; überall hieß es, daß Timmins keine Beschäftigung hätte finden können und genöthigt gewesen wäre, die Wohnung zu verlassen. In immer ärmlichere Regionen kamen sie, und Ernestinens Wangen wurden immer blässer, ihre Lippen immer farbloser. Dann und wann drückte ihres Mannes Hand ermuthigend die ihrige, aber nur wenig Worte wurden gewechselt. Endlich hielt der Wagen am Ende einer elenden Gasse in einer ärmlichen Vorstadt Londons. Es war eine schmutzige, abschreckende Gegend. Halbverhungerte Kinder, mit Lumpen bedeckt, lagen oder krochen umher; hier und dort zankte sich ein betrunkenes Weib mit einer gleichfalls nicht nüchternen Nachbarin. Der Regen fiel in Strömen, aber Frau Werner achtete nicht darauf. Sie war ausgestiegen und ging raschen Schrittes auf ein verfallenes Haus zu, in dem die Timmins wohnen sollten. Neugierige Blicke folgten ihr und ihrem Gatten von allen Seiten. Man war in diesem Stadttheil nicht gewohnt, gut gekleidete Leute zu sehen. Vor dem bezeichneten Hause standen ein paar zerlumpte Männer. Werner sprach diesmal die oft wiederholte Frage nicht vergebens aus. Eine bejahende Antwort erfolgte. Timmins und seine Familie waren gefunden, aber bis in welchen Abgrund des Elendes hatten sie sinken müssen! Auf den knarrenden Stiegen wimmelte es von schmutzigen Kindern; bis in die höchste Dachkammer mußten die Beiden steigen. Sie klopften; eine Frau, die aber gleich wieder die Thür hinter sich zuzog, öffnete. Eine Frau, — doch konnte dieses abgemagerte, vergrämte Geschöpf mit den unordentlichen Haaren und der armseligen Bekleidung, die ihre dürre Gestalt umschlotterte, die fröhliche blühende Mrs. Timmins früherer Tage sein? Ernestine vermochte nichts mehr zu sprechen, die Kniee brachen unter ihr zusammen. Sie machte ihrem Manne ein Zeichen, den Zweck ihres Besuches anzugeben. Dieser that es sogleich in einer freimüthigen offenen Weise, dabei stand er noch immer in dem düsteren Hausgange. Er sprach mit rücksichtsvoller Schonung, verschwieg aber nicht den kleinsten Umstand der verschiedenen Begebenheiten und bat zuletzt demüthig um Vergebung für seine Frau. Mrs. Timmins unterbrach ihn nicht; doch als er schwieg, ertönte eine klägliche Stimme aus dem Inneren der Dachkammer: „Mutter, Mutter, komm'!" Die Gerufene eilte sogleich hinein und ließ die Thür weit offen. Werner und seine Frau folgten ihr. Es war ein völlig kahler Raum, nichts darin als zwei Strohsäcke und ein paar Bretterkisten, die als Stühle dienten. Keine Spur von Feuer, keine Spur von Nahrungsmitteln. Auf dem Boden am leeren Kamin kauerten zwei Knaben, während ein etwas älteres Mädchen einem Kinde von etwa vier Jahren ein wenig von ihrer eigenen schwachen Lebenswärme mitzutheilen suchte. Alle waren dunkelhaarig, Frau

Werners Blick schweifte umher und heftete sich auf eines der Strohlager, über welches sich Mrs. Timmins bückte. Dort lag ein blonder Kinderkopf. Ernestine konnte sich nicht länger halten. Sie war im Augenblick auf den Knieen neben der elenden Bettstatt.

„Mein Kind! mein Kind!" rief sie.

Hänschen öffnete verwundert die blauen Augen, blieb aber still liegen.

„Er stirbt," ächzte Mrs. Timmins, „er stirbt vor Hunger."

Nur eine Secunde wandte Ernestine den Blick von ihrem Kinde. „Hole etwas zu essen," bedeutete sie mit einer schwachen Lippenbewegung ihren Mann. Sogleich entfernte er sich.

Alles war lautlos bis er wiederkam. Die beiden Frauen weinten bei dem Kinde. Endlich erschien Werner, beladen mit Allem, was er an Nahrungsmitteln in der Eile hatte auftreiben können; ein Knabe mit einem Topf warmer Suppe aus einer Garküche folgte ihm. Die Kinder auf dem Boden sahen zu ihm auf und ein schwacher Freudenschimmer stahl sich über die blassen Gesichter. Mrs. Timmins brachte einen Löffel Suppe an Hänschens Lippen und seine Mutter hielt das Köpfchen in die Höhe. Er schien wie betäubt, aber er verschluckte die Suppe und noch ein paar Löffel mehr davon, und als sie ihn wieder niederlegten, leuchteten die blauen Augen lebendiger und der kleine Mund flüsterte: „Dein Wille geschehe! Vergieb uns unsere Sünden wie wir —"

Es war das rechte Wort und es drang in's Herz der beiden Mütter. Mit überströmenden Thränen reichte Mrs. Timmins der Frau die Hand hin, welche die Ursache von ihres Mannes Unglück gewesen, und sagte: „Gott sei gepriesen, daß Sie noch rechtzeitig kamen, den Knaben zu retten. Ich liebe ihn wie mein eigenes Kind und ich vergebe Ihnen um seinetwillen." Und an Hänschens elendem Lager küßten und umarmten sich die beiden schwergeprüften Frauen.

Am folgenden Morgen läuteten die Glocken das neue Jahr ein. Nachmittags trug Werner in seinen starken Armen das schwache Hänschen in einen Wagen und fuhr mit ihm in die warme freundliche Wohnung eines gesunden Stadttheils. Die ganze Familie Timmins, mit Ausnahme des ehemaligen Aufsehers, der aus einer bald zu erklärenden Ursache noch nicht dabei sein durfte, war schon ein paar Stunden vorher dahin übergesiedelt und empfing das Kind, das erstaunt um sich schaute, als es auf sein weiches weißes Bettchen gelegt wurde. Lustig brannte das Feuer im Kamin, der Tisch war für eine gemüthliche Mahlzeit gedeckt und der Küche entströmten appetiterregende Gerüche. Mrs. Timmins befand sich in ihrem Element einer geschäftigen wirthlichen Hausfrau; schon strahlte ihr Gesicht wieder rosiger und etwas wie das alte herzgewinnende Lächeln prägte sich ihren Zügen ein. Hänschen war noch nicht recht mit sich einig, in welchem Verwandtschaftsgrade er zu Ernestine stand, fühlte sich aber ganz zufrieden, eine zweite Mutter in der Frau zu finden, die ihn so zärtlich liebkoste und hätschelte.

Dann kam die Stunde, in der William Timmins erscheinen durfte. Was er bei der Ueberraschung empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ein bequemer Lehnstuhl war für ihn ans Feuer gerückt und Werner lud ihn mit herzlichen Worten zum Niedersitzen ein. Als er im Begriff war es zu thun, sah er ein Bündel auf dem Sitz liegen. Aber es entfiel fast seinen Händen, als er bei näherer Anschauung fand, daß es einen funkelnagelneuen Dienstrock enthielt, wie er ihn in früheren glücklicheren Tagen getragen.

„Ja, Sie sind als ein echter Ehrenmann wieder zu Amt und Brod gekommen," erklärte Werner, „und ich gratulire von Herzen."

Sollen wir eine Schilderung der fröhlichen Mahlzeit geben, welche nun folgte? Das Meiste muß der Leser sich selbst ausmalen. Solche Delicatessen, wie sie den Tischgenossen vorgesetzt wurden, hatte die Familie des Aufsehers selbst in den Tagen ihres Wohlergehens kaum dem Namen nach gekannt; und das Gefühl, daß die ausgestandene Noth nun der Vergangenheit angehörte und Schmach und Hunger einer ehrenhaften gesicherten Existenz Platz gemacht hatten, verlieh den gebotenen Genüssen erst die rechte Würze. Der erste Tag eines neuen Jahres versammelt manchen frohen Kreis; dieser war wohl der glücklichste von allen.

Nicht so bald schied die Familie Werner von ihren Freunden. Den Letzteren war die Trennung von Hänschen ein bitterer Tropfen im Freudenkelch, darum wurde ihnen gestattet, sich allmählich mit dem unwillkommenen Gedanken vertraut zu machen. Als endlich die Abreise des deutschen Ehepaares mit dem Kleinen in die Heimath erfolgte, wußten dessen Pflegeeltern und deren Kinder, daß es kein Scheiden auf Nimmerwiedersehen war. Und das ist es auch nicht gewesen. Wenn guter Wille und materielle Mittel vereinigt sind, ist es nicht schwer, Zeit und Entfernung zu überwinden.

Aus dem modernen Paris.

1. Faubourg St. Germain*).

Herrschaftliche Hotels, Höfe und Vorhöfe, Rampen, Säulenhallen, Terrassen, große Gärten, seculare Schatten, Wappenschilder, Carrossen, große und kleine Lakaien, Herzoginnen-Wittwen, Marquis, Abbé's, alte Sitten, feudaler Stolz — dies das Bild, welches uns der Name jenes prachtvollen Quartiers erweckt, das seit zwei Jahrhunderten der vornehmste Adel Frankreichs bewohnt.

Die Vorstadt St. Germain liegt auf dem linken Ufer der Seine. Nach der einen Seite erstreckt sie sich bis zur Esplanade des Invalidenhauses, auf der anderen kann man das Palais Mazarin und den Luxemburggarten als ihre äußerste Grenze betrachten, wenigstens in der Bedeutung, welche die Gesellschaft den Worten „Faubourg St. Germain" beilegt. Ihren Namen entlehnt die Vorstadt dem ältesten geistlichen Gebäude von Paris, der im sechsten Jahrhunderte vom König Childebert, wie man behauptet, auf den Trümmern eines Isistempels gegründeten Abtei von Saint-Germain-des-Prés.

Es gab eine Zeit, wo das Quartier Saint Germain, die Domäne des Klerus, dem Auge rund um die reiche Abtei herum nur Wiesen und Weiden, Felder und Wälder bot, auf welchen Klöster, Hospitien, Seminare verstreut lagen. Mehrere seiner jetzigen lebhaftesten Straßen, die Rue St. Dominique, die Rue Grenelle, die Rue Taranne 2c. hießen ehedem ländlich und beziehungsvoll der Kuhweg. Längs des Flusses, da wo sich heute die Paläste der Quais Voltaire, Malaquais, Orsay erheben, stagnirte einst die Grenouillère (Froschpfuhl), ein Pestluft aushauchender Morast, hier und da von Werften und elenden Baracken unterbrochen.

Als eine hölzerne Brücke die Fähre ersetzte, welche von einem Ufer der Seine zum anderen führte und die Tuilerieen mit der Grenouillère verband, war damit für das Quartier Saint Germain der Uebergang aus dem mittelalterlichen in das moderne Leben vollzogen. Unter Ludwig dem Vierzehnten wurde anstatt der bei einem Eisgang zerstörten hölzernen eine steinerne Brücke errichtet und zwar von einem Dominicanermönche,

*) Nach Daniel Stern (Gräfin d'Agoult).

dem Bruder Romain, welcher, so erzählen zeitgenössische Berichte, bei seinem Bau für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeiten überwand.

Von diesem Augenblick an — 1688 — drang die Bewegung von Hof und Stadt in das mönchische Gebiet; die Mächte des Jahrhunderts nahmen von ihm Besitz. Um die Wette bauten sich die großen Herren daselbst glänzende Wohnsitze. Die Montmorency, die Broglie, die Matignon, die Brancas, die Byron, die Mailly u. A. trugen den großen Train und den großen Stolz ihrer edelen Häuser nach Saint Germain. Viel später aber war es, erst gegen den Anfang dieses Jahrhunderts, unter dem ersten Kaiserreiche, daß, zum Unterschied von der im Quartier Saint Honoré und in der Chaussée d'Antin entstandenen neuen Gesellschaft, die alte Aristokratie den Namen des Quartiers annahm, das sie sich erwählt hatte; sie nannte sich die Gesellschaft des Faubourg, oder noch kürzer, einfach das Faubourg St. Germain.

So lange die Herrschaft Napoleons währte, lebte das Faubourg St. Germain, eben wieder eingewandert, mit Schulden beladen, ohne Credit, ohne äußere Ehren, jeden Augenblick mit dem Exile bedroht, in verhältnißmäßiger Armuth, die es, nach französischer Weise, heiter ertrug, ohne jedoch die Mittel zur Beseitigung ihres Nothstandes zu vernachlässigen, d. h. geldbringende Mesallianeen mit den Parvenus, theilweise Annäherungen an den „Usurpator", Annahme einträglicher hoher Posten in den zahlreichen Familien, deren reingebliebene Mitglieder mit ihrem makellosen Mantel die Schwächen der anderen bedeckten. Daher kamen nothwendig jener kleinliche Haß, jene schwächlichen Grundsätze, jener Stolz der vernichteten Race; daher ein Geist ohnmächtiger Fronde, der sich mit Epigrammen begnügte, daher ein hochmüthiger, aber frivoler Ton von Bemäkelung und Anschwärzung, daher ein Geschrei von Opposition ohne ernstliche Wirkung, wie sie von nun an unter allen Regierungen der politische Charakter des Faubourg St. Germain gewesen und geblieben sind.

In seinen rein weltlichen und gesellschaftlichen Beziehungen war es dagegen sehr liebenswürdig und reizend. Ich erzähle, was ich davon gegen das Ende der Regierung Karls des Zehnten gesehen habe.

In jenen Tagen war nichts weniger phantastisch, nichts regelmäßiger als die Lebensweise des Faubourg St. Germain. Vier Monate auf seinen Gütern, acht in Paris; im Carneval Ball, während der Fasten Concert und Predigt, nach Ostern Hochzeiten, sehr wenig Theater, Reisen niemals, Kartenspiel zu jeder Zeit, so war die unwandelbare Ordnung seiner Beschäftigungen und Vergnügungen. Ueber das Alles war nicht zu viel zu denken und zu sagen; alle Welt machte es eben wie alle Welt. In Einem Punkte aber stimmte, man muß das zugeben, das ganze Faubourg überein: in seinen ebenso einfachen wie vornehmen Manieren. Da man in dieser ältesten Gesellschaft der Welt von der Wiege an, ja man möchte behaupten, schon von vor der Geburt her, durch Verbindungen, durch Ammengeschichten, durch eine ganze historische Vetterschaft, die man nicht ignoriren oder vernachlässigen durfte, sich gegenseitig kannte, selbst ohne sich gesehen zu haben; da man in den Pagerieen, in den Militärschulen, im Regiment, bei den Gesandtschaften und in den Kirchen die nämliche Geistesnahrung empfing, dieselben Grundsätze der Gleichheit, des stolzen Gehorsams gegen die Fürsten, der Freigebigkeit gegen die Armen, des Vertrauens auf Gott und auf den Glücksstern Frankreichs einsog, so brachte man in den Verkehr mit der Welt eine vollkommene Leichtigkeit, eine Sicherheit, eine Offenheit, eine Herzlichkeit in Ton und Empfang, wie ich sie sonstwo niemals wieder gefunden habe. Es herrschte in den Häusern der großen Herren von ehedem eine gewisse Pracht, die aber durch einen Hauch von Alterthümlichkeit und Gewohnheit gemäßigt war, welcher ihr allen Anschein von Prunk nahm. Die Mahlzeiten waren lang, substantiell, doch ohne große Umstände. Der Herr vom Hause bediente selbst; er tranchirte und legte mit Coquetterie und Gutmüthigkeit vor. Man bot seinen Gästen den Fisch aus seinen Teichen, das Wild aus seinen Wäldern, man credenzte ihnen in vollen Gläsern den alten Wein aus seinen Kellern. Nichts von Steifheit, von Affectation und läppischer Ziererei, weder Zwang noch Prahlerei bei diesen Adelsgesellschaften, wo Niemand, wie es in unseren Parvenuversammlungen der Fall, sich für etwas Anderes als er war weder geben wollte noch konnte, wo es unmöglich war zu scheinen, wozu die Geburt nicht gemacht hatte. Ganz der bürgerlichen Eitelkeit entgegen, zählten hier auch die Titel, die Aemter, die Stellungen, alle Zufälle des Glückes sehr wenig, sie gaben niemals den Maßstab ab für größere oder geringere Ehrenbezeigungen, wärmeren oder kälteren Empfang.

Den Frauen wurde, das darf man nicht übersehen, in dieser chevaleresken Gesellschaft eine feurige und beständige Verehrung gezollt. Jung herrschten sie durch ihre Schönheit, alt geboten sie im Namen der Erfahrung; sie hatten den Vorsitz am häuslichen Herd, das Privilegium Alles zu sagen, das Asyl- und Begnadigungsrecht; sie entschieden souverän in allen delicaten Fragen des Anstandes und der Ehre. Von ihrem Empfange hing für die jungen Edelleute sehr oft die Gunst in der Welt, das Avancement am Hofe ab. Kein Alter setzte der Coquetterie und Galanterie in den gegenseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter Schranken. In der Liebe wie in der Freundschaft waren die Bande zart und leicht und rissen selten; kam das Alter, so fand man sie durch die Wirkung von Zeit und Gewohnheit eher straffer gezogen als gelockert.

Zeit und Gewohnheit verliehen der guten Gesellschaft des Faubourg Saint Germain eine so vollkommene Innigkeit und eine solche Macht der Meinung, wie sie die neuen und beweglichen Gesellschaften nimmermehr erreichen können. In einem zugleich freien und discreten Verkehre entstanden Ausdrucksschattirungen von unendlicher Feinheit; unter Personen von völlig gleichem Stand und gleicher Erziehung herrschte ein graziöses geheimes Verständniß, ein von Allen ohne Anstrengung beobachtetes, stillschweigendes Abkommen, eine leichte, natürliche Höflichkeit, die den Streit verhinderte, die Zudringlichkeit beseitigte, mißliche Gespräche ablenkte oder verhütete, so daß sich aus dem Allen ein wahrhaft unvergleichlicher und unnachahmlicher Reiz entwickelte.

Die Revolution von 1830 warf eine plötzliche Störung in diese Gesellschaft von ehedem. Ebenso sorglos wie reizend, des politischen Sinnes durchaus entbehrend, hatte sie sich von dem Ereignisse überraschen lassen. Diese unbestimmte Revolution, diese Quasi-Legitimität des Hauses Orleans setzte mit ihrer Zweideutigkeit Gewissen und Instincte in Erstaunen. In den Familien und in den Freundschaften hob die Zwietracht an.

Die, welche der älteren Linie Bourbon treu blieben, und jene, die dem Glücke der jüngeren folgten, sahen in ihrem gegenseitigen Verkehr keine Annehmlichkeit mehr. Da die Mehrzahl gegen das neue Regime protestirte, so schlossen sich viele Salons. Man schmollte; das war die Bezeichnung einer im Grunde nicht sehr ernstlichen Opposition. Man ging einiger Stellen und einiger Ehren verlustig und affectirte als ruinirt zu erscheinen. Man verschloß seine Diamanten, verkaufte seine Luxuspferde und ging in Blouse zum Ball. Ein scurriler Ton kam in die Gesellschaft; man gab den Fürsten Spitznamen, man amüsirte sich auf Kosten des Bürgerkönigs, der, die Königin am Arme, mit dem Regenschirm in der Hand, bürgerlich in der Stadt umherspazierte. Der Ministerproceß, der Cholerasschrecken, der 1832 Paris zum ersten Male heimsuchte, der bewaffnete Versuch der Herzogin von Berry mit seinem seltsamen Ausgang, vollendeten die allgemeine Verwirrung. Das Leben der großen Welt und des Faubourg St. Germain wurde von alledem schwer betroffen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die Pflege von Kunst und Alterthum in Griechenland liegt gänzlich darnieder, seitdem König Otto und Königin Amalie das Land verlassen mußten. Die neue Dynastie hat noch nichts für die Kunstschätze und deren Erhaltung gethan, und von Seiten des reicheren Theiles der Bevölkerung geschah eben so wenig; was an Mitteln aufgebracht wurde, hat Kreta verschlungen. Ueberhaupt aber scheint der von dem früheren Königspaare geweckte Sinn für die Erhaltung der Alterthümer ganz eingeschlafen zu sein. Ein großes, neues Theater, das man zu bauen begonnen hatte, steckt verlassen im Boden; ein Museum, das alle bisher gefundenen Schätze vereinigen sollte, liegt ebenfalls da, wie es lag bei der Abreise des Königs Otto; die gefundenen, zum Theile sehr schönen Antiken befinden sich in ärgster Verwahrlosung und in jammervollen Oertlichkeiten. Dagegen nimmt die durch fremde Mittel bestrittene Erhaltung des großen bacchischen Theaters, das Strack aus Berlin vor fünf Jahren aufgefunden hat, ihren Fortgang; man hofft, daß er bald eine neue Reise nach Griechenland machen kann, um die Arbeiten zu überwachen. So meldet die Zeitschrift für bildende Kunst von C. v. Lützow in Wien, deren Herausgeber im vorigen Jahre mehrere Monate in Griechenland zugebracht hat.

— Die aus München in Wien eingelangten Protokolle über das Verhör der dort vernommenen Zeugen lassen es so viel wie außer Zweifel erscheinen, daß Julie v. E b e r g e n y i in München war und nicht im Stande sein werde, die gegen sie erhobene Anklage des Meuchelmordes zu entkräften. Es haften nur noch die Gutachten der Münchener Gerichtschemiker in Betreff der in den Eingeweiden der vergifteten Gräfin Chorinsky vorgefundenen Giftstoffe aus, und sobald diese eingelangt sind, wird die Untersuchung abgeschlossen werden können.

— Die „Pilsener Ztg." berichtet näher über den schon erwähnten Grubenbrand: In den Kohlenwerken des Hrn. Franz Wanka in Brzas ist am 20. d. Nachts 11 Uhr ein Grubenbrand zum Ausbruche gekommen, welcher noch heute (22. Januar) in schreckenerregender Weise fortwüthet. Die Feuersäule, welche in kolossalem Umfange zuweilen thurmhoch aus der Grube emporschlägt, bietet einen pittoresk-schauerlichen Anblick und ist, da das Werk auf einem hohen Plateau liegt, während der Nacht in meilenweiter Entfernung sichtbar. Außer dem großen Schaden, der dem Werksbesitzer dadurch erwächst, und der für die benachbarten Gruben zu befürchtenden Gefahr sind leider auch schon Menschenleben zu beklagen. Zwei Bergleute nämlich, welche in der Grube Wache hielten, wurden, durch die rasche Gasentwickelung erstickt, entseelt aus dem Schachte gezogen; zwei Andere, von denen einer über 200 fl. Baarschaft zur Auszahlung bei sich hatte, konnten nicht mehr zu Tage gefördert werden; außerdem wird noch ein Bergarbeiter vermißt.

— Ein komischer Proceß kommt dieser Tage vor das Civil-Tribunal in Paris. Eine Milchhändlerin hat nämlich eine russische Gräfin verklagt, weil sie ihr die während eines Monats gelieferte Milch nicht bezahlen will. Die Rechnung der Milchhändlerin beläuft sich auf 483 Frs. 75 Cent., eine enorme Summe, die sich jedoch nach Angabe der Klägerin dadurch erklärt, daß die russische Gräfin jeden Tag ein Milchbad zu nehmen pflegte.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

△ **Mannheim**, 25. Jan. (V o r l e s u n g e n H e i d e l b e r g e r G e l e h r t e r i m A u l a s a a l e. IX. Heute Metternich. Das nächste Mal Cavour. Die vor- und nachsündfluthliche Zeit in ihren sprechendsten eminentesten Gegensätzen!)
Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lotharius — der Kalender seiner Ahnen — Fürst von Metternich! Ist es uns nicht, wenn wir heute diesen Namen nennen hören, als müßte von längst Vergangenem, wie von Noah, Ninive, von Pfahlbauten, Mammuthen u. dgl. die Rede sein? Und doch sind es noch nicht zwanzig Jahre, seit man in Metternich den Schutzgeist des ältesten europäischen Kaiserhauses, den Waagemeister des europäischen Gleichgewichtes, den Atlas des europäischen Friedens, den Hohepriester der heiligen Allianz, den Gott des alten deutschen Bundes verehrt, gefürchtet, angebetet hat. Welche Grabschrift wird ihm die Geschichte schreiben? Wird er als weiteres Beispiel vorgeführt werden, wie wenig Weisheit nöthig ist, die Welt zu regieren?

Dr. Strauch ist dieser Meinung. Ein interessantes Zeit- und Charakterbild hat er uns dargestellt und wir lernten den Sprossen eines glänzenden Geschlechtes von seinen ersten Studien in Straßburg, Mainz und Wien an bis zu seinem jähen Sturze, der uns an die Worte Salomo's: Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist eitel, erinnert, verfolgen. Wir lernten den galanten Cavalier, der, obschon dreimal verehelicht, gern sein Cabinet in das Boudoir gefälliger Frauen verlegte, den schöngeistigen Diplomaten, dessen Actenstücke die Bewunderung geistreicher Damen erweckte, — wir lernten verschiedene neue Seiten des souveränen Staatsministers kennen, — ob aber die ganze Bedeutung des Mannes erschöpft, ob namentlich die Frage, wie es möglich war, daß er so lange die Zügel nicht aus der Hand verlor, aufgeklärt ist, möchten wir bezweifeln. Immerhin war das Bild eine mit Kunst ausgeführte Mosaik.

Daß Metternich in seiner Jugend auf der Universität zu Wien Medicin getrieben und sich immer eingebildet hat, ein großer Arzt zu sein, das hatten wir nicht gewußt. An Aderlässen mag sein Leben reich gewesen sein, — den großen Kaiserschnitt zu machen, scheint sich erst ein nachsündfluthlicher Geburtshelfer berufen zu fühlen.

— **Neustadt**, 27. Januar. Am gestrigen Abende wurde zu Gunsten der Nothleidenden in Ostpreußen unter der Direction des Herrn F. B. Hamma von den nicht dem Cäcilienvereine angehörenden musikalischen Kräften unserer Stadt ein Concert gegeben, welches in verschiedener Beziehung besprochen zu werden verdient. Fassen wir vor Allem die künstlerische Seite ins Auge, so müssen wir mit Freuden anerkennen, daß es Herrn Hamma gelungen ist, aus sehr ungleichartigen Elementen ein organisches Ganze zu bilden und demselben Geist und Leben einzuhauchen. Die D-dur-Symphonie von Haydn und die Cantate „Preis sei Dir, Gottheit" für gemischten Chor und Orchester von Mozart wurden sehr brav executirt, in allen einzelnen Piecen aber das Bestreben an den Tag gelegt, etwas tüchtiges zu leisten. Eine von Herrn Hüll gedichtete, von Hrn. Hamma componirte Romanze: „Des Troubadours Klage", in beiderlei Hinsicht fast zu sagen extemporirt, wurde unter großem Beifall vom Dichter vorgetragen, ebenso ein Lied für Tenor, gesungen von Hrn. Schöfer, der eine Tenorstimme von seltener Reinheit, Kraft und Umfang an den Tag legte. Eine Phantasie für Pianoforte, von Hamma componirt und vorgetragen, verrieth den Meister in allen Beziehungen. Die Palme gebührt aber dem Fräulein Elise Roth, einer Schülerin des Herrn Hamma, welche eine Arie aus „Norma", sowie einen „Venzano-Walzer" mit einer fast zu sagen vollendeten Meisterschaft vortrug. Wir glauben der hoffnungsvollen Sängerin eine bedeutende Zukunft vorhersagen zu können. Der Beifall des außerordentlich zahlreichen Publicums war ein ungetheilter; er galt insbesondere auch dem genialen, nach seinem ganzen Werthe noch nicht gehörig gewürdigten Dirigenten; er galt der wohlgelungenen Ausführung, vor Allem aber und hauptsächlich dem edelen Zwecke, welcher den Bewohnern Neustadts Gelegenheit gab, ihre echt deutsche Gesinnung an den Tag zu legen, indem sie den leidenden Stammesgenossen an der Ostmark des großen Vaterlandes die helfende Bruderhand reicht. Möchte anderwärts gleiches Streben mit gleichem Erfolge gekrönt sein!

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 14.

Sylvia.

Mein lieber Freund und einstiger Studiengenosse, der nun sehr ehrbar und gesetzt gewordene Gerichtsrath Becker, hatte mich für einen gewissen Mittwoch zum Essen bei sich eingeladen. Ein Junggesellenessen und zwar das letzte dieser Art, denn Becker war Bräutigam und gedachte in drei Tagen ein artiges Gutsbesitzerstöchterlein mit Vermögen als seine Gattin in die Stadt zu führen. Wir wollten noch einmal im gemüthlichen tête-à-tête von alten Zeiten plaudern; wie denn am Vorabende wichtiger Lebensveränderungen ein Auffrischen früherer Erinnerungen einen ganz besonderen Reiz hat. Nun aber fand ich den Gerichtsrath, anstatt im Wohnzimmer und in der Nähe des gedeckten Tisches, im Schlafcabinet vor dem Spiegel mit einer sorgfältigeren Toilette beschäftigt, als die Veranlassung eigentlich nöthig machte.

„Hast Du am Ende gar auch Damen eingeladen?“ fragte ich ihn lachend.

„Ich habe Niemanden eingeladen,“ erwiderte er, „und auch Du wirst heute nicht mein Gast sein.“

„Warum hast Du mir's nicht in der Zeit sagen lassen, daß ich Dir heut' ungeschickt käme?“ bemerkte ich nicht ohne einige Verdrießlichkeit.

„Weil ich Dich in ein Haus bringen will, wo Du ein viel besseres Diner bekommen wirst, als Du es bei mir gefunden hättest, und wo Deiner sehr interessante Bekanntschaften warten. Unsere Junggesellenmahlzeit können wir morgen abhalten. Dein Anzug,“ setzte er, meinen äußeren Menschen musternd, hinzu, „ist ganz passabel; einem Schriftsteller sieht man ohnehin eine gewisse nonchalance als Genialität nach. Uebrigens hast Du unter meinen Cravatten und Handschuhen die Auswahl und —“

„Wenn Du mir aber nicht auf der Stelle sagst, was das Alles bedeutet und wohin wir gehen,“ fiel ich ein, „so brauchst Du überhaupt nicht auf mich zu rechnen.“

„Du weißt, wer Professor Dr. Rabe ist?“

„Ja, der Director der Irrenanstalt A.; was soll die Frage?“

„Sie bedeutet, daß wir bei ihm diniren werden. Der Wagen ist bestellt, in einer halben Stunde sind wir dort. Seine Einladung kam nach unserer Verabredung, und ich wußte, es würde ihn beleidigen, wenn ich sie ausschlug. Ferner da ich mich erinnerte, daß Du einmal den Wunsch aussprachst, Dich des Studiums halber in einer derartigen Heilanstalt umsehen zu können, so ersuchte ich sogleich den Professor mit ein paar Zeilen, Dich einführen zu dürfen, indem ich gleichzeitig erwähnte, daß Du an demselben Tage mein Gast hättest sein sollen. Der Professor und seine Frau sind entzückt, Dich kennen zu lernen u. s. w. u. s. w., also danke dem Geschick und meiner Fürsorge, welche im Verein Dir zur Erfüllung eines Wunsches und zu einem unerwartet excellenten Diner verholfen haben. Wie steht's mit der Cravatte und den Handschuhen?“

„Von den letzteren möchte ich mir ein salonfähigeres Paar ausbitten, das gehört zum Anstand; da ich aber nicht beabsichtige, irgend eine schöne Irre zu bezaubern oder mich von ihr bezaubern zu lassen, so soll's mit der Cravatte beim Alten bleiben.“

„Niemand kennt sein Geschick der nächsten Stunde,“ gab Becker zur Antwort, „wer weiß, ob Du mit einem so freien Herzen, wie Du gegangen, wieder heimkommst. Doch ich höre den Wagen — allons!“

Unterwegs erzählte mir Becker manches über die Gebräuche und Einrichtungen des Hauses und machte meine Neugierde damit wirklich rege. Allerdings war der ganze ex abrupto-Besuch, der mir gewissermaßen aufgenöthigt worden, nicht gerade nach meinem Sinn, doch ohne unhöflich zu scheinen, konnte ich nichts an der Sache ändern, und überdies verhielt es sich, wie mein Freund sagte, nämlich ich hatte öfters gewünscht, eine Irrenheilanstalt und ihre Insassen durch eigenen Augenschein kennen zu lernen.

Als wir ankamen, waren die Tischgäste bereits versammelt, denn es war schon spät. Viele Personen waren anwesend, das weibliche Geschlecht überwiegend. Der Gerichtsrath stellte mich der Professorin vor, an welcher ich bemerkte, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein mußte und daß sie immer noch einen besonders angenehmen Gesichtsausdruck hatte. Der Hausherr selbst war ein großer kahlköpfiger Mann mit einer gewissen pompösen Stattlichkeit im Benehmen; er begrüßte mich jedoch sehr freundlich, sagte etwas von dem besonders glücklichen Zufall, dem er das Vergnügen meiner Bekanntschaft verdanke u. dgl., und dann seine Stattlichkeit bei Seite setzend, berührte er meinen Arm und führte mich in eine Fensternische.

„Unser Freund hat Ihnen wohl schon mitgetheilt,“ sagte er, „daß meine gewöhnlichen Gäste meistens meine Patienten sind? Sie hätten es vielleicht von selbst entdeckt, vielleicht aber auch nicht; auf alle Fälle mußte ich Sie darauf aufmerksam machen.“

„Becker sagte mir etwas davon,“ erwiderte ich, „aber ich dachte nicht, daß eine so große Anzahl sich einer solchen Begünstigung erfreuen durfte.“

„Es thut ihnen so gut,“ fuhr der Professor fort, „wenn man ihnen erlaubt, an Geselligkeit Theil zu nehmen, und sie zeigen so viel Dankbarkeit und Zartgefühl. Es hat sich schon ereignet, daß ein Patient sich stillschweigend zurückzog, und wenn ich ihn oder sie um die Ursache befragte, so erhielt ich zur Antwort, daß es geschehen wäre, um einem Tischnachbarn, der nicht in dies Haus gehörte, keinen peinlichen Eindruck zu verursachen. Ich bin überzeugt, Sie werden unsere Behandlungsweise gutheißen. Ich glaube,“ fügte er hinzu, sich unter den Anwesenden umblickend, „daß heute Niemand gegenwärtig ist, der Ihnen seine Krankheit verrathen würde. Aber es war doch meine Pflicht, Sie mit den Umständen bekannt zu machen.“

„Die Suppe wartet, Wilhelm,“ sagte die Professorin zu ihrem Manne, indem sie zu uns herantrat; „ich will Herrn Walter einer Dame vorstellen.“

Eine Minute später führte ich diese Dame zu Tisch. So weit meine Beobachtungen reichten, war ihr Aeußeres nicht im geringsten verdächtig. Ich dachte, es wäre das Beste, zu ihr wie zu einem Frauenzimmer zu sprechen, das die gewöhnliche

Durchschnittsbildung des weiblichen Geschlechtes besaß. Mit zu großer Vorsicht hatte ich früher manchmal arge Verstöße gemacht und seitdem hielt ich mich neuen Damenbekanntschaften gegenüber immer im mittleren Fahrwasser der Conversation. Als wir Alle um den vortrefflich arrangirten Tisch gereiht saßen, sagte ich die alltäglichen Eingangsreden her und betrachtete mir dann meine Nachbarin genauer. Sie schien fündundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt zu sein und war nicht gerade hübsch, aber ein Maler hätte mit einem geringen Aufwand von Idealisirung ein wirklich schönes Porträt von ihr machen können. Sie war kaum mittelgroß, ihr Kopf besonders schön geformt; das in kurzen Locken geordnete Haar war von keinem Coiffeur mit den abscheulichen Mixturen gemaßregelt worden, mit denen nach den heutigen Gesetzen der Mode jede Schattirung ins Rothblonde schillern soll. Meine Nachbarin trug vielmehr ihr Haar in der ursprünglichen dunkelen Farbe und hatte Recht damit, denn die Natur hat immer den besten Geschmack und weiß, was diesem und jenem Kopfe und Gesicht am Vortheilhaftesten steht. Feine Züge — hübscher etwas unruhiger Mund; die dunkelgrauen Augen vielleicht etwas stiller im Ausdruck, als man es bei einer gesprächigen Frau erwarten konnte. Der Anzug war einfach, im besten Geschmack und der Jahreszeit — es war mitten im Sommer — angemessen. Der leichte durchsichtige Stoff des Kleides erlaubte mir zu bemerken, daß Hals und Arme tadellos waren. Bei der Vorstellung hatte ich ihren Namen nicht deutlich gehört, aber die Karten auf den Couverts sind eine Bequemlichkeit, welche hoffentlich keine Neuerungslaune den mittleren Klassen rauben wird. Die Mitglieder der haute volée einer und derselben Stadt kennen sich untereinader, beim Bürgerstande ist diese Allwissenheit eine Unmöglichkeit. Eigentlich sollte man noch jedem Namen eine kurze Charakteristik der Person beifügen, ihre Vorzüge, Schwächen, Fähigkeiten u. s. w. aufzählen. Doch das letztere sei nur im Scherz gesagt. Meine Nachbarin zur Linken war eine große schwarzgekleidete Frau; sie sprach wenig und hatte ihre Karte gleich umgedreht. Auf der Karte aber der Dame, welche ich zu Tisch geführt, las ich den Namen: „Fräulein Sylvia Bruneck.“ Ich meinerseits gab mir Mühe, daß sie auf der meinigen lesen konnte: „Herr Ludwig Walter.“

„Ich weiß es schon,“ sagte sie lachend. „Sie brauchen die Karte nicht noch näher zu mir zu legen. Man sagte mir, daß Sie kommen würden und ich freute mich darauf. Sie schreiben in Feuilletons?“

„Ja,“ erwiderte ich, und ärgerte mich dabei. Sogar von einer Person in ihrer Lage hätte ich eine gewähltere Bezeichnung meines Berufes gewünscht. Ich zählte mich zu den „Schriftstellern,“ d. h. ich gab auch gelegentlich ein Werk heraus, ich war demnach nicht ein bloser „Feuilletonschreiber“. Damit will ich nicht sagen, daß es unter Umständen nicht leichter sein dürfte, aus alten eigenen oder fremden Reminiscenzen einen oberflächlichen Roman zusammenzustoppeln, als einen wirklich gelungenen Feuilletonartikel zu schreiben, in welchem originelle Gedanken den Wortschwall bei weitem überwiegen müssen, aber die Welt urtheilt im Allgemeinen anders.

„Ja,“ erwiderte ich demnach kurz; und nach einer kleinen Pause setzte ich hinzu: „Lesen Sie derartiges hier?“

Im nächsten Moment reute mich die Frage, denn Fräulein Bruneck wiederholte mit etwas wie Erstaunen und Betroffenheit im Tone: „Hier!“ Ich schämte mich, daß ich sie indirect an ihren Zustand und ihre Einsperrung erinnert hatte, und um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, setzte ich schnell hinzu: „Das Schreiben für Feuilletons ist eine schwierigere Arbeit, als man denken sollte.“

„Vielleicht eben so schwierig, als das Gedruckte zu lesen?“ fragte sie scharf.

„Darüber kann ich nicht urtheilen,“ antwortete ich so freundlich als möglich. Ich sah ein, ich mußte das Gespräch auf ein anderes Thema lenken, um sie nicht noch mehr aufzuregen, und sah mich zu dem Zwecke im Zimmer um.

„Welche Masse von Blumen die Frau Professorin über ihren Tisch vertheilt hat,“ war meine nächste Bemerkung.

„Zu viel. Man wird ganz betäubt von so vielen Farben und so vielem Duft. Ich darf das sagen, aber Sie natürlich dürfen es nicht.“

„Ich stimme doch mit Ihnen überein. Der Tisch sollte nicht so sehr mit dem Garten wetteifern, den wir vom Fenster aus überblicken. In der Stadt, wo es fast gar keine Gärten giebt, wäre solche Blumenverschwendung im Zimmer eher erlaubt.“

„Sie sind wohl lieber in der Stadt, als außerhalb derselben?“

„Offen gestanden, ja. Ich bin gern unabhängig.“

„Unabhängig in einer Stadt, — das ist mir neu; wo, falls Sie einen Besuch zu irgend ungewöhnlicher Zeit abstatten, man Sie ohne Umstände für verrückt erklären würde.“

„Das ist schon wahr,“ entgegnete ich über diese Aeußerung fast erschreckt. Wie wenn Fräulein Bruneck einen Anfall bekäme? Mir wurde heiß und kalt zu Muth.

„In einer großen Stadt kann man seinen Bekannten gänzlich ausweichen, und Niemand wird Notiz davon nehmen oder es bedauern.“

„Sie glauben gar nicht, was Sie sagen,“ gab die Dame zurück, „oder wenn Sie es für möglich hielten, würden Sie in einen Paroxismus verletzter Eitelkeit gerathen. Sie glauben vielmehr, daß, falls Sie sich ihren Freunden unsichtbar machten, Alles in Verzweiflung gerathen und sich ängstlich nach Ihnen erkundigen würde.“

„Diese Verrückten sprechen sehr ungenirt,“ dachte ich bei mir.

„Ich fürchte, ich bin sehr unartig,“ sagte Fräulein Bruneck, da ich keine Antwort gab.

„Nicht im Geringsten,“ erwiderte ich, „bitte, denken Sie so etwas nicht. Sie führen mich nur in den Palast der Wahrheit, wo Jedermann sagt, was er denkt. Wer schrieb doch das Märchen?“

„Eine Französin. Was kann sie von Wahrheit wissen?“

„Ganz recht; aber wir Alle schreiben am liebsten über Dinge, von denen wir nichts verstehen.“

„Davon kann ich nichts sagen; ich schreibe überhaupt nicht.“

„Damit geben Sie ein vortreffliches Beispiel, dem eine große Menge Personen folgen sollte.“

„Diese Aeußerung ist ein sehr oberflächliches Compliment und andererseits eine kleine Satyre.“

„Ich fühle es selbst,“ sagte ich demuthsvoll; „Sie sind nur zu gütig, meine Schwächen in der Conversation bloszulegen.“

„Sie halten mich durchaus nicht für gütig. Im Gegentheil Sie sind recht geärgert.“

Ich weiß nicht mehr genau, in welchen Ausdrücken ich protestirte, ich wollte nur dem Leser einen allgemeinen Begriff von dem Ton unserer Unterhaltung geben. Meine Nach-

darin schien entschlossen, nichts als schuldige Höflichkeit gelten zu lassen, und sie antwortete stets mit einer Schroffheit, welche die darin enthaltene Wahrheit keineswegs überzuckerte. Ich ging soviel als möglich auf diese unter den gegebenen Umständen besonders eigenartige Redeform ein, d. h. ich geberdete mich so sanft und nachgiebig, als man es einem vernünftigen Manne einer Geisteskranken gegenüber nur immer zumuthen konnte. Dr. Rabe sandte verschiedene Mal seinen beobachtenden Blick nach uns hinüber und schien zufrieden, daß ich seine Patientin gut zu unterhalten suchte. Die Letztere, — ich darf es nicht unerwähnt lassen, — aß mit vielem Appetit und ließ sich auch den Wein schmecken, d. h. nur eine Sorte Wein, die ihr allein durch einen Diener gereicht wurde. Augenscheinlich bemerkte sie es, daß mir der mit ihr gemachte Unterschied auffiel.

„Ich kann Ihnen mein Getränk nicht anbieten", sagte sie lächelnd, „es ist stärker als Sie es vertragen könnten."

„Ich zweifle nicht an Ihrer Bevorzugung," antwortete ich höflich; „übrigens sind die gewöhnlichen Weine aus Professor Rabe's Keller gut genug für mich."

„Sie glauben wohl," versetzte sie leise, „ich bekäme nichts als Zuckerwasser und Limonade! Darin irren Sie sich."

„Ich bezweifle durchaus nicht, daß Sie mit dem erlesensten Gewächs bedient werden."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem modernen Paris.

(Schluß.)

Nach und nach jedoch, als man sich ganz entschieden besiegt fühlte, als man sah, daß das neue Regime dauerte und daß das Schmollen nichts half, ward man dieses Schmollens müde. Einer nach dem anderen öffneten sich die Salons wieder, aber ihre Zahl hatte sich sehr verringert; der Tod hatte einige der bedeutendsten für immer geschlossen. Die Prinzessin de la Trémoille, die Marquise von Montcalm, die Herzogin von Duras, diese Salonfürstinnen der Restauration, waren nicht mehr. Der unter dem Consulat so glänzende Salon der Madame Récamier verspürte das grämliche Alter Chateaubriand's; übrigens hatte er selbst zur Zeit, als Mathieu von Montmorency seine Hauptperson war, den alten und reinen Geist des Faubourg niemals repräsentirt. Allmählich modificirte sich dieser exclusive und absolute Geist; er artete aus in den Salons der Herzogin von Maillé; der Herzogin von Rauzan, der Marquise de la Bourdonnaye, die nun ihrerseits Ton und Mode angaben. Unter Ludwig dem Achtzehnten war der Adel ultraroyalistisch gewesen, jetzt wurde er einfach legitimistisch, und so nannten sich nach 1830 alle Die, welche sich nicht um die Fahne der Orleans schaarten. Nicht mehr unter den Augen der Dauphine, der Aufsicht der alten Damen ledig, schüttelten die jungen Frauen den antiken Anstand ab. Man suchte Bewegung und Amusement, wagte sich sogar auf das andere Ufer der Seine und öffnete seine Salons neuen Personen, Leuten von niederem Stande, Frischgeadelten, Bürgerlichen, Schriftstellern, Künstlern, deren Ruhm und picante Excentricitäten die Neugier reizten.

Aus Reaction gegen das zu einförmige Comme il faut des alten Faubourg Saint Germain, seiner Principien, seiner Gewohnheiten trat, wohl unter dem Einfluß der Heldinnen von George Sand, von Balzac, Eugen Sue u. a., in der neuen Generation ein Bedürfniß nach Abwechselung und Lärm zu Tage, welches, zusammen mit den importirten Errungenschaften von Club und Sport, einem bizarren Frauentypus, der sogenannten Löwin, das Dasein gab. Die aristokratische Löwin affectirte Unbekanntschaft mit den feinen Manieren ihrer Großmütter; sie wollte weder durch raffinirte Coquetterie verführen, noch durch Anmuth und Vornehmheit reizen; sie wollte durch ihre männliche Keckheit verblüffen.

Reiterin und Jägerin, die Cigarre im Munde, die Reitpeitsche in der Hand, mit gespornten Stiefel, tapfer beim Glase und allezeit unverschämt, war die Löwin unverträglich mit der ruhigen Eleganz der Salons; sie mied diese also. Niemand füllte den Platz aus, den sie einst darin eingenommen hatte, und so schien es, als ob die mehr und mehr verfallenden Salons des Faubourg Saint Germain fortan nicht mehr die Kraft besäßen, sich zu erneuen und zu verjüngen. Als die Revolution von 1848 ausbrach, waren es fremde Damen, welche, nebst dem altgewordenen Salon der Abbaye au Bois, die meist besprochenen Salons in Paris hielten: die Fürstin Lieven, Madame Swetchine, Frau von Circourt, die Prinzessin Belgiojoso, drei Russinnen und eine Italienerin. Das war gewiß kein gutes Zeichen für die große französische Kunst der Conversation und für den Geist seiner Geselligkeit, wie sie vordem den Ruhm des Faubourg Saint Germain ausgemacht hatten.

Die Proclamirung der demokratischen Republik gab diesem den Todesstoß. Das allgemeine Stimmrecht consternirte die Schlösser, der Anblick des bewaffneten Volkes in den Pariser Straßen paralysirte die Salons. Die großen Damen kamen nur noch zitternd zusammen, um das Unglück der Zeiten zu beweinen. So verflossen mehrere Jahre in steter Unruhe. Nachher versuchte das Kaiserreich mit der Sicherheit zugleich den Luxus und das Vergnügen wiederzubringen, und da erst gewahrte man deutlich den nicht mehr aufzuhaltenden Verfall der Geselligkeit und die vollständige Wandlung der Sitten.

Abgesehen von den dem Kaiserreiche eigenthümlichen Verhältnissen, die sich dem Wiedererstehen der großen Welt von ehedem entgegenstellten, vertrug das Ensemble der neuen französischen Gesellschaft den Salon nicht mehr. Jene zarte Blüthe aristokratischer Muße, ohne welche es keine gewählten Gesellschaften giebt, die große Dame war nicht mehr vorhanden. Weder die privilegirte Bourgeoisie unter Louis Philipp, noch die egalisirende Demokratie, die, seit der Republik, bei uns Alles einnimmt und absorbirt, besaßen das Geheimniß, das angeborene Talent, welches die große Dame des Faubourg Saint Germain zur Königin der europäischen Eleganz erhoben hatten. Unter der Herrschaft der Quasi-Legitimität hatte sich das siegreiche Bürgerthum wohl an dieser Macht des Salons versucht, doch vergeblich. Niemals war es im Stande, sich jene edele, vornehme Natürlichkeit anzueignen, welche der Dame von Geburt das ererbte Bewußtsein unbestrittener Superiorität und Freiheit verliehen. Die von der Pariser Gesellschaft adoptirten fremdländischen Gewohnheiten, Club, Turf, Rauch- und Lesezimmer, wo nur Männer sich versammelten und alle Anmuth des geselligen Verkehrs über Bord warfen, führten durch den groben Reiz des Ungenirten schnell die Verödung der Salons herbei und bildeten neue Mittelpunkte für Geschäfte, Nachrichten und Beziehungen. Hier vergaß man rasch die Traditionen der alten Höflichkeit. In Folge dessen trennten sich die beiden Geschlechter, die schöne Galanterie kam in die Rumpelkammer, und unmerklich ging die große Welt zu Ende, weil es keine großen Herren und großen Damen mehr gab.

Und damit der Untergang der guten französischen Gesellschaft förmlich manifestirt war, trat jetzt die Demi-Monde, geräuschvoll und unverschämt, auf den Schauplatz. Augenblicklich ist es diese Demi-Monde, welche ausschließlich die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; sie ist es, die der heutigen Pariser Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt, ihre Physiognomie giebt. An die Stelle der feinen und discreten Galanterie hat sie eine lärmende und zänkische Vertraulichkeit gesetzt, an die Stelle der schönen edelen Sprache ihr Rothwelsch; an die Stelle des feinen geistreichen Scherzes die Frechheit des Fleisches; an die Stelle der Eleganz die Ostentation des Reichthums, der mit seinem cynischen Glanze alles Andere in den Schatten wirft.

Heute ist das Faubourg Saint Germain nur noch ein Name, der Name einer Ruine, einer Leiche. Es hat weder Ton

noch Charakter, die ihm eigenthümlich sind, es besitzt keine Vorzüge mehr, die es nicht mit dem Bürgerthum theilt. Außer in einigen wenigen Familien, die sich hartnäckig den modernen Einflüssen versperren, haben sich seine Sitten und Bräuche von Grund aus verwandelt. Mit den moralischen und politischen Gründen tragen der Geschmack am Reisen, der Aufenthalt in den Bädern, die Winterstationen im Süden, die Uebersiedelung nach für gesunder gehaltenen Quartieren, alle diese Vorschriften der Hygiene, um die sich unsere Mütter nicht kümmerten, dazu bei, das Faubourg Saint Germain seiner völligen Zerstreuung und Auflösung entgegenzuführen. Und wie um dies Ende noch fühlbarer zu machen, werden bald Richtmaß und Meßkette, Hacke und Sappe, die Expropriation aus Gründen des öffentlichen Wohles ihre nivellirende Hand legen an die alten Erbsitze der Broglie, der Lillers, der La Rochefoucauld, der Chabrillan u. A. Binnen Kurzem werden sie fallen, die herrschaftlichen Hotels, die Jahrhunderte alten Bäume, die bereits nur noch die Erinnerung an die einstigen Sitten beschatten, und mit ihnen die letzte Spur jener großen Welt von ehedem, jener in ihrer edelen Eleganz unvergleichlichen Welt, welche seit einem halben Jahrhundert in ganz Europa, wo man sie zum Muster des guten Geschmacks und der feinen Manieren nahm, als das Faubourg Saint Germain bekannt und berühmt war.

Mannichfaltiges.

— Jenes geheimnißvoll wunderbare Kleinod, welches vorzugsweise die Ostsee und ihre Umgebung uns spendet — gleichsam als ein verkörpertes „Märchen aus alten Zeiten" — behält, auch abgesehen von seinem mannichfaltigen Gebrauch zum Schmuck und zu anderen Zwecken, immerhin einen eigenthümlichen Reiz für jedes sinnige Gemüth. Seine Gewinnung tief aus dem Wasser oder der Erde Schooß hervor, seine Verarbeitung zu Kunstgegenständen, sein Verbrauch für chemisch-technische Zwecke — Lack, Räucherwerk, Volksarzneien ꝛc. — das Alles birgt eine Fülle des Interessanten und Anregenden. Wir dürfen daher wohl glauben, daß die nachstehende kleine Bemerkung über die neueste großartige Bernsteingewinnung in Ostpreußen die Aufmerksamkeit der Leser verdienen werde. Vor einigen Monaten begannen in der Gegend von Schwarzort am kurischen Haff etwa dreihundert Arbeiter bedeutende Bernsteingräbereien, zugleich mit etwa hundert anderen Arbeitern, welche um die Brüsteorter Landspitze her in circa fünfzig Böten in Holzflößen damit beschäftigt sind, die in der See befindlichen großen Steine zu heben und den meistens darunter angehäuften Bernstein zu fischen. An beiden Orten herrscht ein überaus reges Leben. Die Erdarbeiten erstrecken sich zugleich auf die Schüttung neuer Uferdämme, damit die Umgebung des Brüsteorter Leuchtthurmes nicht etwa durch die in Folge der Gräbereien entstehenden Erdstürze gefährdet werde. Die Gräbereien sind außerordentlich kostspielig, was man daraus annähernd ersehen kann, daß der Morgen des Privaten gehörenden Terrains bis zu achthundert Thaler bezahlt wird, und daß die Schicht des im Seeufer bei Rosenort liegenden Bernsteins aus der Tiefe von 120 Fuß heraufgeholt werden muß. In Betreff der Ausbeute haben zuverlässige Angaben 5000 Pfund Bernstein und darüber in der Woche, also etwa 250,000 Pfund im Jahre, als Durchschnittsertrag festgestellt.

— Ueber den Zusammensturz der Kuppel der Leopoldstädter Basilika in Pesth am 22. berichtet der dortige „Lloyd": „Noch vor kaum vier Wochen hatte eine Commission von Sachverständigen den Bau untersucht und dem Magistrate die Versicherung ertheilt, daß nicht nur von der vielgefürchteten Gefahr keine Spur sei, sondern daß im Gegentheil der Kuppel die ihr nach dem Bauplane bestimmte Last von etwa 25,000 Centnern getrost und ohne jede weitere Besorgniß aufgebürdet werden könne. Das Gutachten der sachverständigen Commission hat die traurigste Widerlegung erfahren. Die mit einem Kostenaufwande von mehr als einer viertel Million verbunden gewesene Arbeit von Jahren liegt da als ein Schutthaufen. Um halb 4 Uhr sollte sich eine Commission am Bauplatz einfinden, um Abends der Generalversammlung der Stadt-Repräsentanz Bericht über den Zustand des Baues zu erstatten. Nun, der Bericht ist erstattet. Wenige Minuten nach 3 Uhr fand die Katastrophe des Zusammensturzes statt. Wir waren zufällig am Schauplatze derselben anwesend und hatten den furchtbar großartigen Anblick in nächster Nähe; das Ganze währte kaum fünf Secunden. Ein Krach — und die wuchtige, säulengetragene Kuppel war mitten entzwei geborsten, dann stürzte der nördliche Theil derselben hinab, die Wölbung der Kirche wie eine Glastafel zersplitternd — ein halber Angstruf rang sich aus der Brust des beklommenen Publicums — dann sah man noch den anderen Theil des geborstenen Kuppelbaues eine Secunde schwanken, dann stürzte auch dieser dem ersten nach, eine mächtige Staubwolke umhüllte den ganzen Bau, dann war es vorüber. Die Menge sah sich gegenseitig in die erblaßten Gesichter. Die ganze Katastrophe war von einem erschütternden Getöse begleitet."

— Am 24. ds. starb zu Bern an einem Herzschlag der Professor der Geschichte an der dortigen Universität, Dr. Carl Hagen, rühmlich bekannt durch eine Reihe gediegener historischer Werke; wir erinnern nur beispielsweise an seine Geschichte der Reformation, Geschichte des deutschen Volkes (Fortsetzung des Duller'schen Werkes), Geschichte der Neuzeit seit Napoleons Sturz ꝛc. ꝛc. Hagen, ein geborener Bayer, begann seine Laufbahn als Privatdocent an der Universität Erlangen; von da wurde er als Professor der Geschichte und Staatswissenschaften nach Heidelberg berufen. Im Jahre 1848 vom Wahlbezirk Windsheim (in Mittelfranken) in das deutsche Parlament gewählt, betheiligte er sich mit großem Eifer an den politischen Bewegungen jener Jahre. Mannichfache Unannehmlichkeiten, welche in der Folge hieraus für ihn erwuchsen, veranlaßten ihn im Jahre 1855 einem Ruf an die Berner Hochschule Folge zu leisten, wo er als hochgeschätzter Lehrer bis zu seinem Tode wirkte.

— Der neueste „Figaro" enthält auf seiner letzten Seite ein hochdrastisches Bild über die gegenwärtige politische Situation. Es führt die Ueberschrift: „Auf der politischen Eislaufbahn" und zeigt auf einer großen Eisfläche die beiden „Er", den deutschen und den französischen, carambolirend, wobei der französische etwas aus der Contenance kommt; sehr unsicher neben diesen beiden bewegt sich der Türke, während Eugenie bemüht ist, einem einsinkenden römischen Herrn die rettende Hand zu reichen. Victor Emanuel ist eben hart aufgefallen, und an allen vorüber führt Herr v. Beust die Frau Austria im Schlitten, sehnsüchtig erwartet von dem russischen Bären, der soeben ein Loch im Eise ausgehackt hat, worin er den Schlitten versinken zu sehen hofft, wie er seinem Freunde, einem czechischen Eisläufer, schadenfroh mitzutheilen scheint.

— Der berühmte Schauspieler Charles Kean ist gestorben, erst 57 Jahre alt. Er war der zweitgeborene Sohn des großen Tragöden Edmund Kean, mit dem er zuletzt im Jahre 1834 in Shakespeares Othello aufgetreten war. Die Londoner Bühne hatte er schon 1827, somit im Alter von 16 Jahren, betreten, einen Ruf aber erlangte er erst nach dem Jahre 1835, bei seiner Heimkehr von Amerika, und seine größte Blüthezeit begann im Jahre 1838 mit seiner Darstellung des Hamlet. Vor fünf Jahren machte er mit seiner Frau, die ebenfalls Schauspielerin ist, eine große Kunstreise durch Canada, die Vereinigten Staaten, die westindischen Inseln und Australien, die ihm einen Reingewinn von 12,000 L. eingebracht haben soll, doch hat er sich von den Strapazen dieser Reise nie wieder erholt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 15.

—nl— Sylvia.

(Fortsetzung.)

Meine Nachbarin schien unter meiner unwandelbaren Kaltblütigkeit sanfter zu werden und ließ in ihren scharfen Ausfällen nach. Zuweilen lächelte sie, augenscheinlich weniger über meine Worte als über ihre eigenen Einfälle, und ihr ruhiger Blick wurde lebendiger und erregter. Doch verschwand dieser Ausdruck sogleich, sowie sie gewahrte, daß ich sie beobachtete. Inzwischen näherte sich die Mahlzeit ihrem Ende und ich erwartete jede Secunde das Zeichen zum Aufbruch. Plötzlich sagte Fräulein Bruneck mit leiser Stimme: „Sie interessiren sich für mich und Sie möchten wissen, warum ich hier bin."

„Ist das unrecht oder unnatürlich?"

„Ich weiß es nicht und es liegt mir auch nichts daran, es zu wissen. Wir Frauenzimmer gehen jetzt in den Garten. Wenn Sie und die übrigen Herren mit ihren Cigarren fertig sein werden, so dürfen Sie mir nachkommen. Ich werde am Goldfischteich sein. Es ist kein sehr tiefer Teich. Merken Sie sich das. Nicht tief genug."

„Zu was?" fragte ich mich selbst, obschon es ziemlich klar war, welchem Ideengange ihre Aeußerung entsprungen war.

„Ich werde kommen," entgegnete ich.

„Schon gut. Aber noch ein Anderer versprach der deutschen Kaiserin dasselbe; wo mag er sein?"

„Ja, wo mag er sein?" wiederholte ich, da ich um eine Antwort verlegen war.

„Wie konnten Sie sich diese Frage erlauben?" herrschte Sylvia mich an; „wenn Sie es noch einmal thun, so werde ich Ihren Wein vergiften."

Gleich darauf erhob sie sich mit den übrigen Damen. Ich bemühte mich noch einmal, ihrem Blick zu begegnen, aber sie hielt das Gesicht abgewandt und gesellte sich rasch zu der Professorin. Bald nachher begaben sich auch die männlichen Gäste in den Garten und zerstreuten sich in Gruppen. Ich habe nichts von ihnen gesagt, denn sie gehören nicht zu dieser Geschichte. Unser Wirth, mein Freund und ich waren die Letzten, welche das Speisezimmer verließen. Es war ein herrlicher Nachmittag und die armen Geschöpfe, welche den Garten belebten, freuten sich sichtlich der erquickenden Luft und heiteren Umgebung. Nichts hätte einen Uneingeweihten auf die Vermuthung bringen können, daß er sich an einem Orte befinde, dessen Insassen an dem traurigsten aller menschlichen Gebrechen litten, das in manchem Falle die Folge schwerer Schuld oder deren Ursache war.

„Sie sehen das System der Milde in voller Wirksamkeit, Herr Walter," sagte der Professor, „Sie hätten gewiß von selbst nichts von dem Zustande meiner Pflegbefohlenen wahrgenommen."

Ich ließ diese indirecte Frage unbeantwortet, da ich anderer Meinung war; ich äußerte nur Einiges über die Humanität der jetzigen Behandlungsweise der Unglücklichen.

„Ja," erwiderte er, „wir wissen nichts mehr von dunkelen Zellen, Peitschenhieben und Zwangsjacken. Bedenken Sie, welche brutale Grausamkeit durch diese Worte ausgedrückt wird, und daß man seit undenklichen Zeiten selbst bei zarten oft durch getäuschte Liebe zum Wahnsinn geführten Frauen derartige Heilmittel in Anwendung gebracht hat! Es ist entsetzlich, es sich nur vorzustellen. Das arme Geschöpf z. B., das bei Tische neben Ihnen saß, wäre ohne diese durchgängige Reform unserer Irrenheilanstalt der Peitsche und anderen Torturen anheimgefallen, d. h. wenn man nicht das Todesurtheil über sie ausgesprochen hätte."

„Wie — was hat sie verbrochen?"

„Sie ist — wir haben allen Grund, es zu glauben — eine Mörderin. Und dennoch vertrauen wir ihr jetzt in allen Stücken. Sie steht meiner Frau in der Haushaltung bei und unsere Kinder lieben sie zärtlich. Das ist das Resultat gütiger Behandlung. Mißtrauen und Härte fördern alles Unheil im Menschen; man muß den Balsam der Liebe auf die Krebsschäden legen, um sie zu lindern und auszurotten. Mit jedem Jahre meiner Praxis gelange ich mehr zu der Ueberzeugung, daß man ein krankes Gemüth nur durch Milde, vernünftig angewendete Milde, heilen könne."

Wir gingen hinaus und ich entdeckte bald den Teich mit den Goldfischen. Ihrem Versprechen getreu war Fräulein Bruneck dort. Ich näherte mich ihr mit freundlichem Gruße.

„Sie sind noch zu rechter Zeit gekommen," sagte sie, „und zum Glück für Sie. Hätten Sie mich länger warten lassen, würde ich Sie zu den Goldfischen geworfen haben. Es gab einen römischen Kaiser, der seine Fische mit Sclaven fütterte, und ich bin eine deutsche Kaiserin. Jetzt setzen Sie sich und hüten Sie sich, mich zu unterbrechen. Wenn Sie es thun, gehe ich fort; Sie sehen mich dann niemals wieder."

„Ich bin stumm."

„Bileam's Esel war es auch und dann sprach er doch. Hüten Sie sich vor Nachahmungen."

Bei all meinem Mitleiden und meiner Neugierde hatte ich doch Mühe, über die so sonderbar ausgedrückte Beleidigung nicht laut aufzulachen. Es gelang mir ruhig zu bleiben und schweigend setzte ich mich auf den Gartenstuhl, auf dem mir Sylvia meinen Platz angewiesen. Dann begann sie ihre seltsame Erzählung, die ich in ihren eigenen Worten wiedergeben will. Sie setzte sich nicht, sondern ging ein paar Schritte bald nach rechts, bald nach links, dabei immer sprechend. Es fiel mir auf, daß sie sich immer möglichst seitwärts hielt und es vermied, mir ins Gesicht zu sehen, obschon ich mehrmals versuchte, den Ausdruck zu erhaschen, den ihre Züge tragen mochten, während der Mund solch sonderbare Dinge hervorbrachte.

„Vor fünf Jahren, an meinem Geburtstage," sagte Sylvia Bruneck, „nahm ich eine Gouvernantenstelle an. Die betreffende Familie wohnte in einem der schönen Häuser der Königsstraße. Natürlich denken *Sie* jetzt gleich, Sie wüßten, von welcher Familie ich spreche, — aber Sie irren sich wieder einmal. Wir hier in der Anstalt sind *auch* discret. Wenn ich die Königsstraße nannte, so dürfen Sie nicht vergessen, daß die meisten größeren Städte Deutschlands eine solche haben, auch wenn der specielle Herrscher nur ein Herzog oder dergleichen ist. Die meisten Leute, welche in dieser Königsstraße wohnten, waren

gut, gebildet, reich, — liebenswürdige Exemplare des sogenannten Mittelstandes. Aber meine Familie machte eine Ausnahme. Sie waren Alle weder gut noch gebildet, nur reich; demnach ganz und gar nicht liebenswürdig. Sie waren abscheulich und ich verabscheute sie. Ich begriff das Alles in der ersten Viertelstunde meiner Unterredung mit Madame Grünberg; (es ist natürlich nicht der rechte Name; ich mache es wie die Schriftsteller, die auch nur fingirte Namen zu geben pflegen.) Ich haßte sie, noch ehe ich den Handel abschloß, aber er kam doch zu Stande. Dies geschah, weil ich es herzlich satt hatte, noch mehr Erkundigungen über meine Kenntnisse und früheren Stellungen zu beantworten und mehr oder weniger verletzende Billets zu erhalten, die mir sagten, daß man mich nicht zu engagiren beabsichtige. Madame Grünberg schien geneigt, es mit mir zu versuchen und ich leistete keinen Widerstand. Sie sagte nichts von ihrem Manne und daß sie ihn erst befragen wolle; ich hätte ganz gut glauben können, sie hätte keinen Mann. Aber im Vorzimmer roch es nach Tabak und irgendwo sah ich auch einen Männerrock nebst Hut, abscheuliche Kleidungsstücke, gemein und häßlich, wie die Männer heutzutage sie anziehen. Das Alles war ganz recht. Eine solche Frau verdiente einen Mann, der sich so gräulich costümirte. Madame Grünberg mochte als junges Mädchen hübsch gewesen sein. Sie hatte noch schöne dunkle Augen und ihre Züge waren regelmäßig, obschon hart. Nur die Hände, obgleich weiß und gepflegt, waren groß, wie gemeine Leute sie meistens haben, und kalt und unangenehm anzufühlen. Sie werden wissen wollen, wie ich dazu kam, diese Entdeckung zu machen, da einer Gouvernante selten bei der ersten Unterredung die Ehre widerfährt, daß man ihr die Hand reicht, und da die Gouvernante auch sicherlich bei solcher Gelegenheit die Handschuhe anbehält. Madame Grünberg machte eine Ausnahme, — sie reichte mir wirklich die Hand, wahrscheinlich weil sie dachte, mit solcher Herablassung könnte sie mir am Salair herumhandeln, und ich hatte gerade meinen rechten Handschuh ausgezogen, um die Adresse der Dame niederzuschreiben, die mich kannte und bei der sie sich, wie sie sagte, nach mir erkundigen wollte, nachdem sie mich engagirt. Das war schon ein gutes Stück Charakteristik.

„Ich befragte sie natürlich um die Zahl meiner Eleven und um deren Alter. Madame Grünberg führte mich an's Fenster und zeigte mir eine im Garten spielende Kindergruppe. Es waren vier Mädchen; doch sagte sie mir auch etwas von einem zehnjährigen Knaben, den ich ebenfalls in einigen Gegenständen zu unterrichten haben würde.

„„Jedenfalls besucht er eine Schule?" fragte ich.

„„Keines von meinen Kindern besucht eine Schule," bemerkte Madame Grünberg brüsk. „Mein Mann ist reich genug, ihnen Privatstunden geben zu lassen und ich will durchaus nicht, daß sie niedrige Bekanntschaften machen."

„Da ich sah wie die Sachen standen, so beschränkte ich mich auf die kurze Entgegnung, daß ich einen jungen Grafen und verschiedene adelige Knaben kannte, welche in eine öffentliche Schule gingen und mit ihren bürgerlichen Kameraden fröhliche Gemeinschaft hielten, worauf die Dame lachend erwiderte, daß ja bekanntermaßen unter den Adeligen die meisten nichts zu beißen und zu brechen hätten. Damit war ich still gemacht. Ich entfernte mich mit der Zusage, im Laufe der Woche meine Functionen anzutreten. Noch muß ich hinzusetzen, daß Madame Grünberg wirklich beim Honorar handelte, doch geschah dies wohl aus alter Gewohnheit. Sie feilschte und handelte immer. Sogar wenn sie Briefmarken kaufte, wollte sie auf zwölf die dreizehnte als Zugabe haben. Nach ein paar Tagen schrieb sie mir, — die Handschrift war abscheulich wie die Orthographie, — daß ich ja kommen solle, denn sie hätte sehr befriedigende Auskunft über mich erhalten.

„Ich will Ihnen nicht die alte Geschichte einer gedrückten Gouvernante wiederholen. Eigentlich ging es mir nicht so schlecht, ich würde auch entschiedenen Druck nicht ertragen haben. An Rohheiten fehlte es nicht, doch diese zahlreichen Rücksichtslosigkeiten entsprangen aus der angeborenen Natur der Leute und nicht aus specieller Abneigung gegen eine Person von Bildung, wie gemeine Charaktere sie oft hegen, was auch die gebildete Person thun möge, ihnen zu dienen. Wenn Madame Grünberg den Dativ mit dem Accusativ verwechselte und ich das Versehen instinctmäßig corrigirte, so lachte sie geringschätzig und verächtlich. Wenn sie eine besonders einfältige Frage that, über welche sogar ihre Kinder kicherten, und welche ich nicht immer beantworten konnte, ohne ihren Blödsinn bloßzustellen, so wurde sie kirschroth im Gesicht und machte mir bei erster Gelegenheit Grobheiten. Aber mit kaltem Blute beleidigte sie mich eigentlich nie, außer wenn ihr Mann meine Partei nahm, was er gern that, um seiner Frau Dummheit zu verhöhnen. Es war höchst unrecht von ihm, da er wohl wußte, daß ich dafür zu büßen haben würde, so wie er aus dem Wege war. Ich machte mir aber nicht viel aus solchen Zänkereien. Es amüsirte mich, wenn sie mich zankte; ich ließ sie sich austoben, ohne ein Wort zu sagen, und dann sagte ich etwas, was gar keinen Bezug auf die Sache hatte, fragte sie z. B., ob Bertha's Handschrift sich nicht verbessert und ob ihr Frieda von unserem gestrigen Besuch im Thiergarten viel erzählt habe.

„Herrn Grünberg haßte ich ebenfalls. Er war Großhändler, ich glaube mit Hopfen oder Tabak, mit Kaffee, Zucker und Rosinen. Aber ich denke, seine Colonialwaaren müssen sehr schlecht gewesen sein, da Madame eigensinnig darauf bestand, ihre desfallsigen eigenen Bedürfnisse aus anderen Quellen zu beziehen, obgleich sie dieselben theuerer bezahlen mußte. Herr Grünberg war ein großer, hagerer, sehr brünetter Mann, der sich vom Ladenjungen zum Millionär heraufgearbeitet hatte und doch nicht einmal ordentlich den Hut zu lüften verstand. Instinctmäßig seine Unbeholfenheit erkennend, suchte er sich ein joviales familiäres Wesen zu geben. Einmal, um seine Rolle aufrecht zu erhalten, erdreistete er sich, mir auf die Achsel zu klopfen. Er that es nie wieder. Er wurde grün und gelb im Gesicht, als ich nach der Scheere griff, ihm den Daumen abzuschneiden. Es thut mir heut noch leid, daß er die Hand zu schnell zurückzog. Immerhin wirkte die Zurechtweisung.

(Schluß folgt.)

Nahrungswerth des Weines, Bieres und Branntweines.

Von Emil Sommer.

Nachdem wir in der letzten Zeit in unseren, in den Beilagen zum „Pfälz. Kur." veröffentlichten längeren oenologischen Studien uns mit den im Weine stattfindenden Vorgängen sowie mit den hierauf basirten Grundsätzen einer wissenschaftlich rationellen Weinpflege beschäftigt haben, dürfte es nicht ungeeignet erscheinen, im Anschluß hieran noch die weitere, nicht blos den Weinproducenten, sondern das gesammte weintrinkende

Publicum interessirende Frage nach der physiologischen Wirkung des Weines und seiner nahen Verwandten, des Bieres und Branntweines, einer näheren Betrachtung zu unterwerfen und zu diesem Ende die Rolle ins Auge zu fassen, welche die genannten geistigen Getränke als Nahrungs- und Stärkungsmittel im dem menschlichen Organismus spielen.

Schon aus der Thatsache, daß wir bei allen Völkerschaften, den gebildetsten wie den rohesten, im hohen Alterthum wie in der Jetztzeit, den Gebrauch und gewohnheitsmäßigen Genuß der geistigen Getränke eingebürgert finden, läßt sich nach allgemeinen Erfahrungsgesetzen a priori schließen, daß dieselben jedenfalls etwas mehr als bloße Luxusartikel und Reizmittel seien, daß sie einem wirklichen, natürlichen und drängenden Bedürfnisse entsprechen, das zu befriedigen von jeher zu den eifrigsten Sorgen des Menschen gehörte. Es ist in der That erstaunlich, auf welchen verschiedenen Wegen sich der menschliche Instinct die Mittel zur Befriedigung jenes Bedürfnisses zu verschaffen wußte und mit welcher Schärfe und Sicherheit er den Zuckerstoff, das unentbehrliche Material für die Bereitung aller gegohrenen Getränke, überall und unter den verschiedensten Gestalten aufzufinden oder verwandte Stoffe, z. B. Stärkmehl in gährungsfähigen Zucker zu verwandeln verstand. Außer dem von der Natur so zu sagen für den in Rede stehenden Zweck bestimmten Traubensafte, sehen wir daher noch eine ganze Unzahl von Stoffen, fast alle Getreide- und Obstarten, eine ganze Reihe von Pflanzensäften, viele Knollengewächse, die thierische Milch und sogar giftige Pilze für die Bereitung geistiger Getränke dienen.

Wo die Natur dem Menschen die edele Bacchusgabe versagt, da griff er, dem drängenden Instincte folgend, erfinderisch in das reiche Füllhorn der Ceres, um aus Gerste und Weizen den schäumenden Gambrinustrank zu brauen, der sich heute fast die halbe Welt erobert hat, während das berauschende Feuerwasser, der Branntwein, in seinen tausendfältigen Varietäten den ganzen Erdball beherrscht und dabei hauptsächlich für den Bewohner des weniger gesegneten Nordens, wie für die zahlreiche Masse der Armen eine Quelle des Trostes und der Kraft, ein wahres Lebenselixir wird.

So labt sich im Orient der Inder und Chinese nicht minder an seinem Reisbranntwein oder Arak, als der Indianer im fernen Westen an seinem Whisky, der Russe an seinem Schnaps und der Irländer an seinem Gin; so schöpft in gleicher Weise der Pole und Schotte Erquickung und Stärkung aus dem durch die Gährung des Honigs bereiteten Meth, schlürft der Araber und Neger seinen Palmwein, berauscht sich der Nachkomme der Azteken mit seinem übelriechenden Pulque, dem gegohrenen Safte der Agave, und lange, bevor die Chemie den Uebergang des Milchzuckers in den gährungsfähigen Traubenzucker nachgewiesen hatte, besaß schon der Tatare und Kirgise die Kunst, die Stutenmilch in Gährung zu versetzen und daraus ein alkoholisches Getränke, den Kumys, zu bereiten, das ihm zur Befriedigung des nämlichen Bedürfnisses dient, während der Jacute und Kamtschadale den rohen Genuß eines wilden Rausches in einem branntweinartigen Tranke sucht, den er aus dem giftigen Fliegenschwamme bereitet.

Solche Thatsachen bedürfen keines Commentars, sie sprechen beredt genug und würden für sich allein schon hinreichen, die Bedeutung der geistigen Getränke als menschliche Nahrungs- und Genußmittel darzuthun und denselben einen hervorragenden Platz in der Nahrungsmittellehre einzuräumen, wenn nicht zugleich die Chemie und Physiologie es übernähmen, den Werth der geistigen Getränke wissenschaftlich zu begründen und uns die Ursachen und Vorgänge verstehen zu lehren, welche dem so zu sagen universellen Gebrauche derselben zu Grunde liegen.

Um die Frage bezüglich des Nahrungswerthes von Wein und Bier so wie der übrigen alkoholischen Getränke richtig beantworten zu können, ist es vor Allem nöthig, genauer den Begriff dessen, was man unter „nahrhaft“ zu verstehen habe, festzustellen. Es erscheint dies um so nothwendiger, als diesem Worte, nach dem Beispiele und Vorgange eines unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, häufig eine Bedeutung beigelegt wird, welche mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr im Einklange steht, und welche wir daher zuerst etwas näher beleuchten müssen. Von der Beobachtung ausgehend, daß alle Körpertheile, welche eine bestimmte organische Form besitzen und zugleich thierische Kraftwirkungen oder mechanische Arbeit hervorbringen, ihrer Hauptmasse nach aus stickstoffhaltigen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, nahm Liebig in sehr einseitiger Weise an, daß die wirkliche Ernährung des Körpers nur durch die stickstoffhaltigen oder eiweißartigen Körper bewirkt werde und daß somit nur diese als wirkliche Nährstoffe zu betrachten seien, und bezeichnete dieselben demgemäß mit dem Namen der plastischen oder formbildenden Nahrungsmittel, während er die stickstofffreien Körper, wie Alkohol, Stärkmehl, Zucker, Fett &c. nicht als eigentliche Nahrungsmittel, sondern blos als Brennstoffe oder Heizmaterial des thierischen Körpers betrachtet. Dieselben dienen nämlich nach ihm vorzugsweise blos dazu, die thierische Wärme zu erzeugen und den Verbrennungsproceß im Körper zu unterhalten, indem sie im Blute mit dem bei der Athmung aufgenommenen Sauerstoffe zusammentreffen und dabei zu Kohlensäure und Wasser verbrennen, weshalb Liebig dieselben als Respirationsmittel, d. h. als Unterhalter der Athmung bezeichnete. Wirklich nahrhaft sind deshalb nach ihm nur diejenigen Speisen, welche wie Fleisch, Brod, Eier, Milch, Käse, Hülsenfrüchte &c. reich an stickstoffhaltigen Bestandtheilen sind, während die fast nur aus Stärkmehl bestehenden Kartoffeln, der Zucker, die Butter und überhaupt alle Fette &c. den Körper nicht eigentlich ernähren helfen, sondern blos das demselben unentbehrliche Heizmaterial liefern.

Von diesem Standpunkte aus entschied denn auch Liebig die Frage von dem Nahrungswerthe der geistigen Getränke, indem er dieselben zufolge ihres kaum nennenswerthen Stickstoffgehaltes für bloße Respirationsmittel oder Wärmeerzeuger erklärte. Man erinnert sich in dieser Hinsicht wohl noch des gewaltigen Sturmes, den seiner Zeit in der ganzen biertrinkenden Welt der berühmte, seitdem so viel discutirte und so häufig mißverstandene Ausspruch Liebig's erregte, daß eine Messerspitze voll Mehl nahrhafter sei, als fünf Maß des besten bayerischen Bieres, und daß ein Individuum, welches im Stande sei, täglich fünf Maß Bier zu trinken, in einem Jahre im günstigsten Falle genau die nahrhaften Bestandtheile von einem fünfpfündigen Laib Brod oder von drei Pfund Fleisch verzehre, und in der That stand diese Behauptung des großen Chemikers auch zu sehr im Widerspruche mit den scheinbaren täglichen Erfahrungen und dem wohlgenährten, corpulenten und athletischen Aussehen der meisten echten Biertrinker, als daß dieselbe nicht vielfach ernstes Bedenken und Kopfschütteln hätte hervorrufen sollen. Nichtsdestoweniger hatte Liebig von seinem Gesichtspunkte aus vollkommen recht, nur muß man dabei das Wort „nahrhaft“ in der eben besprochenen Bedeutung nehmen und daher jenes Urtheil Liebig's über den Nahrungswerth des Bieres nur in dem Sinne auffassen, daß das Bier äußerst arm an stickstoffhaltigen Bestandtheilen und daher zur Erzeugung von Muskelfleisch unbrauchbar ist. Daß aber darum das Bier überhaupt nicht nahrhaft oder kein Nahrungsmittel sei, wie man dies aus Liebig's Worten leicht schließen könnte und auch wirklich geschlossen hat, ist durchaus unrichtig und muß entschieden bekämpft werden, sowie überhaupt Liebig's einseitige Auffassung des Begriffes der Ernährung und die beschriebene Eintheilung des gesammten Nahrungsmittels in stickstofffreie Respirationsmittel und stickstoffhaltige sog. plastische Nährstoffe heute unhaltbar geworden ist und richtigeren Anschauungen Platz gemacht hat.

Wenn auch die Eiweißkörper als Hauptbestandtheile des Muskelgewebes unstreitig einen der hervorragendsten Plätze unter den Ersatz- oder Nahrungsmitteln einnehmen, so erscheinen doch darum die stickstofffreien und mineralischen Stoffe als nicht minder wichtige Nährstoffe des thierischen Körpers, denn Nahrungsstoffe sind offenbar naturgemäß alle diejenigen Substanzen, welche direct oder indirect zum Aufbaue und zum lebendigen Bestehen des Organismus, also auch zur Erzeugung der in

demselben thätigen Kräfte dienen, und dies gilt eben in gleich hohem Grade von den stickstofffreien und Mineralsubstanzen, wie von den stickstoffhaltigen Eiweißkörpern, indem ein großer, fast überwiegender Theil der thierischen Gewebe und Säfte durch Erstere gebildet wird und z. B. eines der lebensthätigsten Gewebe, die Nervensubstanz, ihrer Hauptmasse nach aus Fett besteht. Ebenso ist ferner die einfache Zellenbildung und elementare Gewebsproduction ohne die Mitwirkung von Fett, das überdies in keinem Plasma (Nährsafte) fehlt, unmöglich und undenkbar, während andererseits unser Knochengerüste bekanntlich zur größeren Hälfte aus Mineralstoffen, phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk zusammengesetzt ist, ungerechnet der beträchtlichen Menge anderer Salze, welche in allen Säften und Geweben des Körpers als nie fehlende und wesentliche Bestandtheile derselben enthalten ist. Fette und Mineralstoffe sowie Stärkmehl und Zucker, welche letztere sich im Organismus in Fett verwandeln oder als Brennmaterial zur Erzeugung der für den Lebensproceß gleich unentbehrlichen thierischen Wärme dienen, sind daher eben so gut Nahrungsstoffe wie die eiweißartigen Körper und es erscheint demnach eben so unwissenschaftlich als widernatürlich, den Werth einer Speise oder eines Getränkes für die Ernährung lediglich von dem Gehalte derselben an stickstoffhaltigen Körpern abhängig machen zu wollen. Von diesem Standpunkte aus haben wir denn nun auch die Nahrhaftigkeit von Bier, Wein und Branntwein zu beurtheilen, und wir werden dabei sehen, daß dieselben, trotz ihres verschwindend kleinen Gehaltes an Eiweißkörpern, keineswegs so werthlos für die Zwecke der Ernährung sind, als man dies zufolge der Liebig'schen Anschauungsweise gewöhnlich annimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In den dichten Wäldern von Cayenne findet sich ein fünfzig bis sechzig Fuß hoher Baum von über zwei Fuß im Durchmesser vor. Sein Holz ist weich, die weit ausgebreiteten Zweige haben eine glatte Schale und lanzenförmige, acht bis zehn Zoll lange Blätter. Die Blüthen dieses Baumes, welche an verschiedenen Theilen des Stammes zum Vorschein kommen, sind von außerordentlich glänzender Farbe und besitzen einen höchst angenehmen Geruch. Obgleich in einem einzigen Büschel fünfzig bis hundert solcher Blüthen beisammen stehen, so kommen doch höchstens nur zwei runde Früchte von röthlicher Farbe daran zum Vorschein, die von ihrer Gestalt und Größe dem Baum den Namen „Kanonenkugelbaum" gegeben haben. Die herabgefallenen Fruchthüllen, welche den Boden unter diesen Bäumen bedecken, haben so viel Aehnlichkeit mit Bombenschalen, daß man beim ersten Anblick glauben möchte, eine Artillerie-Compagnie habe hier bivouakirt. Das Fleisch der Frucht mit den erbsgroßen Samenkörnern ist zuckerreich und säuerlich, giebt einen erfrischenden Trank und hat einen so starken weinartigen Geruch, daß man ihn selbst bei Früchten, die längere Zeit in Rum gelegen, noch immer unerträglich findet. Die Schale wird in Südamerika als Schüssel und Trinkgefäß benutzt.

— Der Specialberichterstatter der Berliner „Volkszig.", Dr. Hirsch, schreibt, daß im Kreise Stallupönen (Ostpreußen) der Bauernstand so verarmt ist, daß jetzt an 200 Zwangsverkäufe im Gange sind. Güter, die vor einem Jahre 10 bis 12,000 Thaler werth waren, finden jetzt zu 3000 Thaler kaum Käufer. Es ist daher das einstimmige Urtheil, daß die meisten Bauern und nicht wenige Grundbesitzer zu Grunde gehen müssen, wenn ihnen nicht von Staatswegen ein Credit eröffnet wird. Die Unglücklichen, die an dem Ziele angekommen sind, daß ihr Hab und Gut dem Hammer verfallen, suchen in der Regel noch für sich zu retten was zu retten ist. Sie verkaufen schleunigst Vieh und Vorräthe und reißen die Gebäude nieder. Dies nennt man „kalt abbrennen", und diese Praxis ist bereits sehr im Schwunge.

— Die unterirdische Eisenbahn in London scheint trotz der vielen in letzter Zeit lautgewordenen Klagen über die in ihren Tunnels herrschende böse Luft doch keine Leichenstätte für ihre Beamten zu werden. Wenigstens wurde bei einem von der Gesellschaft ihren uniformirten Mannschaften in dem unterirdischen Saale einer ihrer Stationen gegebenen Banket allgemein das gesunde Aussehen dieser Leute bemerkt. Der Generaldirector brachte den großen Toast des Abends auf das Gedeihen der Metropolitan Railway und erklärte, die Bahn habe ihren Verkehr seit dem ersten Jahre ihres Bestehens (1865) verdreifacht und im vergangenen Jahre 30,000,000 Passagiere befördert. Signale, Vorsicht und Höflichkeit waren die drei besonders für Eisenbahnangestellte beherzigenswerthe Worte, die er den anwesenden Beamten warm ans Herz legte.

— Bei der diesjährigen, in Seid's Hotel in London abgehaltenen General-Versammlung des deutschen Rechtsschutz-Vereins ergab der Geschäftsbericht 183 Fälle, in welchen der Verein während des vergangenen Jahres deutschen Landsleuten Rechtshilfe gewährt hatte, und 900 Fälle, wo gute Rathschläge genügten. Unter den ersteren befand sich eine Anklage wegen beabsichtigten Mordes gegen den Bäckergesellen Reuter in Woolwich, dessen Vertheidigung im Ganzen etwa 25 Pfd. St. kostete, und die vollständige Freisprechung des Angeklagten zur Folge hatte.

— Dem Verzehmen nach hat das Berner Gericht schließlich doch beschlossen, die Angaben des aus Mexico zurückgekehrten Militärs, des Badensers Spitznagel, betreffend den dort existirenden Dr. Hermann Temme, durch den dortigen schweizerischen General-Consul und durch Vermittelung der französischen Regierung, in deren Dienst dieser Temme gestanden haben soll, des Näheren untersuchen zu lassen. Spitznagel, welcher auf seinen Angaben beharrte, ist erst vor einigen Tagen mit einer entsprechenden Entschädigung der über ihn verhängten Untersuchungshaft entlassen worden.

— Die Insel Java muß ein gemüthlicher Aufenthaltsort sein. Zufolge eines officiellen statistischen Berichtes wurden daselbst in einem Jahre 148 Personen von Tigern aufgefressen, und in einem anderen Jahre traf dasselbe Schicksal 131 Personen. Durch Crocodile wurden in einem Jahre 50 Menschen und 30—40 von Schlangen getödtet. Der Gouverneur der Insel hat seit Kurzem eine Belohnung von 2 L. für jeden getödteten Tiger ausgesetzt.

Rechnungsaufgabe.

Am Spieltisch jüngst ich Jemand sah.
Der saß g'rad wie versteinert da.
Er hatte seine Börs' schon voll,
Darob war ihm der Croupier groll.
Fortuna war ihm günstig sehr,
Gewann ein hübsches Sümmchen schwer.
Vierfünftel vom Gewinne war
Zwölftausend Gulden mehr in Baar,
Als des Gewinnes Rest betrug;
Er hatt' zum Leben jetzt genug!
Hat's nun der Leser überdacht,
Wie viel Fortuna ihm gebracht?

J. Trechsel.

Auflösung der Charade in Nro. 10: Le, Der, Leder.
Desgleichen des Räthsels: Wasserstraße.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. — Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 16.

—ub— Sylvia.

(Schluß.)

„Meine Schülerinnen, wie ich Ihnen schon sagte," fuhr Fräulein Bruneck fort, „waren vier an der Zahl, Bertha, Frieda, Auguste und Emilie Grünberg. Es waren ganz gewöhnliche Kinder zwischen dreizehn und sechs Jahren. Alle, sogar das älteste, wußten noch so gut wie gar nichts. Ich wußte nicht, wer sie vor mir in der Obhut gehabt, und natürlich war es mir auch höchst gleichgiltig. Es kostete mich viele Mühe, sie nur an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen; mehr aber wollte ich auch nicht zu Stande bringen. Nichts in ihnen machte mein Interesse rege, und wenn sie mich auch interessirt hätten, ich würde aus Haß gegen ihre Eltern das wärmere Gefühl unterdrückt haben. Ich sehe, Sie möchten um Alles in der Welt eine Bemerkung einschieben, mir sagen, daß es mir an Pflichttreue gemangelt und daß ich keine Einsicht der mir auferlegten Verantwortlichkeit gehabt hätte. Solche Gemeinplätze will ich nun einmal nicht hören, darum behalten Sie sie nur getrost für sich. Ich habe Ihnen gesagt, wie zuwider mir Herr und Madame Grünberg waren, das erklärt Alles. Aber unterbrechen Sie mich nicht, sonst —. Etwas wohnte jedoch dem Paare bei, was Sie und andere Leute eine schöne Seite nennen würden, mir jedoch nicht den geringsten Respect einflößte. Vater und Mutter liebten ihre Kinder grenzenlos. Es war eine echte Affenliebe. Wie schön waren sie nicht in ihren Augen! Alle waren sie auf jede mögliche Art photographirt: — einzeln, in Gruppen, zu zwei, drei und vier, jedes Halbjahr wenigstens ein Mal, in allen möglichen und unmöglichen Größen und Stellungen. Die Grünberg's bildeten die wahre Vorsehung der neuetablirten Photographenateliers. Und dennoch war es nur ein Haufen — Rangen, ohne die geringste Berechtigung bewundert oder geliebt zu werden; Keines hübsch oder klug oder liebenswürdig. Sie peinigten sich unter einander, trieben Angeberei, waren boshaft und egoistisch; die Großen verfolgten die Kleinen. Daß irgend Jemand sie lästig finden konnte, was sie doch in hohem Grade waren, fiel den stumpfsinnigen Eltern nicht im Traume ein. Der Knabe Fritzchen, wie er zärtlich genannt wurde, war ein kleiner Gorilla, aber ohne eines Affen Stärke und Muth. Schon seine Ohren flößten mir Abscheu ein; sie standen vom Kopfe wie die einer Fledermaus und nicht selten ermuthigte ich Bertha, sie ihm tüchtig zu zupfen. Bertha war die einzige, die es wagte; die kleineren Schwestern fürchteten ihn als unbarmherzigen Tyrannen. Seine Eltern natürlich sahen in ihm einen Cherub und fanden nur Aehnlichkeiten mit ihm, obgleich sehr unvollkommen, unter den Köpfen Murillo'scher Gemälde, von denen sie ein Paar sehr schöne Stiche besaßen, ohne nur ein Jota von ihrer Bedeutung zu verstehen. Es konnte Einen zur Verzweiflung bringen, wenn die dumme Mutter den Balg mit überschwenglicher Zärtlichkeit anglotzte und „Fritzchen!!!" hervorkrächzte. Die Mädchen waren zu unbedeutend für meinen Haß, aber er hatte ihn in vollem Maße. Ich machte eines Tages buchstäblich vor Freude Luftsprünge, als ich von meinem Fenster aus sah, wie Fritzchen von einem größeren Knaben eine gute Tracht Schläge bekam. Er hatte das kleine Schwesterchen des Knaben geneckt und mißhandelt. Madame Grünberg aber ließ an diesem Abend ihren Sperrsitz im Theater leer stehen, um den lieben Sprößling für sein Mißgeschick mit süßen Worten und Confect zu trösten.

„Nach und nach, wie die Zeit verging, empfand ich in mir das Verlangen, irgend etwas zu thun, um das Monotone meiner Lage zu unterbrechen. Ich wußte damals noch nicht, was es war, das sich in mir regte; jetzt weiß ich, daß ich die innere Stimme vernahm, die mir befahl zu handeln, mit meiner feigen Duldung ein für allemal ein Ende zu machen. Die Stimme sprach zu mir am lautesten Nachts. Ich hörte das Gebot und zuletzt gehorchte ich.

„Die Grünberg's gingen Sommers ins Seebad. Sie waren Alle so gesund wie die Molche, aber reiche Leute müssen ihre Badecur haben. Es gefiel ihnen, in ihrer geschmacklos aufgeputzten Equipage, die mit ihren ebenso geschmacklos aufgeputzten Rangen vollgestopft war, den Corso auf und ab zu fahren, zum Aerger und Erstaunen, wie sie meinten, aller übrigen Badegäste. Für die Gouvernante war glücklicherweise kein Platz übrig. Nur einmal, als eines der Mädchen unpäßlich war, mußte ich mich zum Mitfahren auf dem Rücksitz mißbrauchen lassen und den Skandal mitansehen. Mein Groll wuchs, wie ich Madame Grünberg's selbstgefälliges Gesicht zwei Stunden lang vor mir haben mußte. Sie trug die Nase beständig in der Luft und schien die ganze Welt herauszufordern, einen Wagen voll ebenso schöner Kinder wie sie aufzuweisen. Unmöglich! Die Grünberg's waren nur einzig auf der Welt da! Ich fühlte ganz klar, daß es hohe Zeit sei, das aufgeblasene hochmüthige Weib zu strafen.

„Ich hatte Fritzchen von wundervollen Fischen erzählt, — ganz ungleich denen in diesem elenden Teich, — welche man leicht zwischen den Pfeilern des alten Hafendammes fangen konnte. Ich erzählte immer wieder von diesen wunderschönen Fischen trotz des scharfen Tadels, den ich von Madame Grünberg anhören mußte, welche nicht wollte, daß man ihrem vielgeliebten Sohne und Erben solch lebensgefährliche Gedanken in den Kopf setzte. Aber der Gedanke war ihm einmal in den Kopf gesetzt und mehr noch, ich hatte ihm Geld gegeben, sich heimlich eine Angelruthe zu kaufen. Er hatte Taschengeld genug, weil er aber schon von Klein auf ein elender Geizhals war, knauserte er mit jedem Groschen. Ich dachte, er würde angeln gehen, ohne irgend Jemandem etwas davon zu sagen. Ich irrte mich. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, mit seiner neuen Acquisition und dem besonderen Vergnügen, das ihm bevorstand, vor seinen Schwestern zu prahlen. Natürlich erzählten sie es ihrer Mutter wieder, und es gab eine herzbrechende Scene. Madame Grünberg beschwor ihr „Engels-Fritzchen" unter Thränen, nicht am Ufer angeln zu gehen; sie bot ihm zum Ersatz eine Repetiruhr, einen Brillantring, sogar ein Reitpferd! Doch er war eigensinnig, und beinahe gefiel er mir deshalb. Endlich erpreßte seine Mutter, nachdem sie mich ärger gescholten, als sie es je gethan, von mir und ihm das

feierliche Versprechen, daß, wenn er angelte, ich dabei sein sollte. Das war gerade mein Wunsch, weshalb ich den Einwand machte, daß der Bediente eine passendere Aufsicht sein würde; denn man brauchte nur das Gegentheil von dem zu sagen, was man wollte, um gewiß zu sein, daß man seinen Willen bekam.

„Fritzchen begehrte auf der Stelle sein Heil beim Angeln zu versuchen, aber das paßte nicht in meinen Plan. Ich wollte, daß es so spät als möglich am Nachmittage geschähe, und ich sagte ihm, daß die Küstenfischer mich versichert hätten, die Zeit der Fluth wäre die am besten geeignete. Ich sagte dies in seiner Mutter Gegenwart, welche mit mir dies eine Mal wenigstens übereinstimmte. Der böse Knabe schäumte vor Zorn über den Aufschub. Ein Glas Madeira besänftigte ihn endlich und es blieb bei der Abmachung, der das kostbare Menschenpflänzchen aber nicht getreu blieb. Ich wußte das im Voraus. Ich ging auf mein Zimmer und kam erst kurz vor vier, der festgesetzten Stunde, wieder zum Vorschein. Von meinem Fenster aus sah ich das Ende des Hafendammes, zwischen dessen geschwärzte Balken der Wind die Wasserwogen jagte. Einmal schien es mir, als gewahrte ich die Gestalt eines Knaben, dann aber blickte ich nicht mehr hin. Ein paar Minuten später trat ich in Madame Grünberg's Wohnzimmer; ich hatte Hut und Shawl angelegt. Sie saß auf dem Sopha anscheinend in freundlicher Stimmung. Sie redete mir gütig zu, gestand ein, daß sie zu hart gegen mich gewesen, und bat, ihr zu verzeihen. Sie war über die Idee, Fritzchen so nahe am Wasser zu wissen, so erschreckt gewesen; — sie fand es so gut von mir, in dem stürmischen Wetter mit ihm zu gehen; — sie war entschlossen, mich nicht ohne ein Glas Madeira von sich zu lassen — u. s. w.

„Ich lehnte das Glas Madeira ab, begehrte aber, daß Fritzchen sogleich mitginge, sonst würde es zu spät. Fritzchen war nirgends zu finden! Man fand ihn auch nicht in den nächsten Tagen. Erst später wurde sein Leichnam an den Strand getrieben. Das Brieftäschchen, daß er bei sich trug, gab durch einige Notizen über seine Familienangehörigkeit Aufschluß und so gelangte die Hiobspost an die Eltern."

Fräulein Bruneck schwieg. Ich war so erschüttert, daß mir die Zunge den Dienst versagte. Endlich hub die Irre wieder an:

„Ich glaube, Herr Grünberg erholte sich von dem Schlage, aber seine Frau ist hier! Nicht hier im Garten, sie muß streng eingesperrt gehalten werden; für sie bestehen noch Peitsche und Zwangsjacke."

Immer noch vermochte ich nicht zu antworten.

„Jetzt dürfen Sie sprechen," versetzte Sylvia ungeduldig. „Sie wissen nun, was die innere Stimme mir befahl. Sie müssen aber dem Professor und seiner Frau nichts wiedersagen; es sind eingefleischte Republikaner und die Kaiserin von Deutschland ist ihnen ein Dorn im Auge."

Fräulein Bruneck entfernte sich eilig und ich sah sie an dem Tage nicht wieder.

Der Professor kam mit dem Gerichtsrath auf mich zu. „Nun Ludwig," sagte der Letztere, „Du hast aber gräulich lang Süßholz geraspelt; als angehender Ehemann sollte ich eigentlich unsere Freundschaft verläugnen."

„Es ist ein trauriger Fall," entgegnete ich. Meines Freundes Bemerkung traf mich so seltsam im innersten Herzen.

„Was ist ein trauriger Fall?" fragte Becker. „Ich sollte denken, eine stundenlange Unterredung mit der reizenden Schwester unserer liebenswürdigen Wirthin könnte in keinem Falle traurig sein."

„Mit der Schwester der Frau Professorin?" fragte ich erstaunt.

„Ja, Fräulein Bruneck ist die Schwägerin unseres gelehrten Doctors."

„Ich bitte um Vergebung, mir war die Verwandtschaft unbekannt," erwiderte ich ernst.

„Jetzt weißt Du es und brauchst daher nicht in solch tragischem Ton zu sprechen," versetzte Becker. „Fräulein Bruneck scheint Dich ganz außer Fassung gebracht zu haben."

„Offen gesagt," fiel ich ein, „fühle ich mich in wahrer Verlegenheit. Das, was mir der Herr Professor selbst über die Dame sagte, konnte mich nicht im Geringsten auf die Idee bringen, wie nahe sie ihm stand. Sie hat mir so eben umständlich erzählt, daß sie eine Mörderin gewesen; wenn auch nicht thatsächlich, so doch in der Absicht."

„Wer hat das eingestanden?" rief der Doctor mit weit aufgerissenen Augen.

„Sie sagten mir, daß die Dame, die bei Tische neben mir saß und welche mich später hieß, ihr in den Garten zu folgen —"

„Ach, ich sehe wie es ist," unterbrach mich der Professor, indem er mit lebhaften Gesten seine Frau herbeiwinkte.

„Was giebt's, Wilhelm?" fragte sie lächelnd.

„Ich sagte Herrn Walter, daß seine Tischnachbarin, worunter ich die Frau zu seiner Linken meinte, eine schwer angeschuldigte Patientin wäre, und er hat geglaubt, ich spräche von seiner Tischnachbarin rechts, unserer lieben Sylvia."

„Von meiner Schwester, — ja ich weiß, —" versetzte die Professorin mit schlauer Miene.

„Es thut mir unendlich leid," begann ich, „es ist ein höchst unglückliches Mißverständniß. Ich bitte zu glauben und mein Freund Becker kann es bezeugen, daß ich ganz unfähig bin —"

„Sie brauchen sich gar nicht so zu beunruhigen," unterbrach mich die Professorin beschwichtigend, „ich muß vielmehr meine Schwester bei Ihnen entschuldigen. Die Sache ist, Sylvia sagte mir nach dem Essen, daß Sie ganz fest glaubten, sie wäre eine Patientin; und lustig und neckisch wie sie ist, kam sie auf den Einfall, Ihnen eine aus der Luft gegriffene Geschichte zu erzählen, um Sie in Ihrer Meinung zu bestärken. Aber wie sie es fertig brachte, Ihnen in's Gesicht zu sehen und nicht aufzulachen —"

„Sie sah mir gar nicht in's Gesicht; sie blickte immer seitwärts —"

* * *

Der Schluß kann eigentlich für das größere Publicum kein Interesse haben, aber wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Sylvia Bruneck wurde bald meine Gattin und ist mit ihrer lebhaften Phantasie und Erfindungsgabe für meinen Beruf ein wahres Kleinod. Sie war nie Gouvernante, lieber Leser, denn sie ist von Hause aus beinahe reich; doch soll man nicht glauben, daß ich sie deswegen geheirathet, obschon es für einen Schriftsteller nichts schaden kann, eigene Mittel zu haben, so lange die Verleger ihre Honorare nicht mit den theueren Brod- und Fleischpreisen in Einklang bringen wollen. Sylvia hat mir erlaubt, die Geschichte unserer Bekanntschaft niederzuschreiben und drucken zu lassen; für das Geld, das ich damit verdiene, kaufe ich ihr ein hübsches Geburtstagsgeschenk.

Digitized by Google

Nahrungswerth des Weines, Bieres und Branntweines.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung.)

Durch ihren Hauptbestandtheil, den Alkohol, welcher nur wenig Sauerstoff, aber desto mehr Kohlenstoff und Wasserstoff, also vorzugsweise brennbare Elemente enthält, gehören die geistigen Getränke allerdings zur Klasse der sogen. Respirationsmittel, und ihr Genuß führt daher dem Körper hauptsächlich nur Stoffe zu, welche durch ihre Verbrennung im Blute und in den Geweben zur Unterhaltung des thierischen Verbrennungsprocesses und somit zur Wärmeerzeugung dienen. Aber gerade hierin liegt eben ihre hohe Bedeutung für die vitalen Vorgänge, insbesondere für die im Organismus sich äußernden Kraftwirkungen und die animalische Arbeitsleistung; denn seitdem wir durch die Entdeckung des großen Gesetzes der Erhaltung der Kraft und der mechanischen Wärmetheorie wissen, daß die mechanische Kraft und Wärme nur zwei verschiedene Formen einer und derselben Naturkraft und demnach fast gleichbedeutend sind, daß beide beständig wechselseitig in einander übergehen und daß daher die Wärme eine Hauptquelle der mechanischen Kraft bildet, ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ein großer Theil der bei dem thierischen Verbrennungsprocesse freiwerdenden Wärme sich im Körper in mechanische Kraft umsetzt, ähnlich wie die Wärme der unter einem Dampfkessel verbrennenden Kohlen sich in mechanische Arbeit verwandelt, und daß daher eine reichliche Zufuhr von thierischem Brennmaterial eine wesentliche und unerläßliche Bedingung für die Erzeugung der nöthigen Arbeits- und Körperkraft ist.

Unter den stickstofffreien Stoffen, welche in dieser Weise im thierischen Körper als Wärme- und Krafterzeuger wirken, nimmt nun eben der Alkohol durch seine Leichtverbrennlichkeit und rasche Aufnahme in den Blutstrom eine hervorragende Stelle ein, und es erklärt sich zugleich hieraus die bekannte stärkende und kräftigende Wirkung, welche die geistigen Getränke stets für kurze Zeit hervorbringen, und welche namentlich diejenigen Personen in so wohlthätiger Weise empfinden, welche ermüdende körperliche Arbeiten zu verrichten oder lange Märsche zurückzulegen haben. Die lobenswerthe und humane Sitte, dem angestrengt thätigen Feldarbeiter oder Handwerker während der Dauer der Arbeit ein Glas Wein oder Bier zu reichen, findet daher vom philanthropischen wie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ihre vollste Begründung, und so grausam es demnach einerseits wäre, dem meist schlecht und ungenügend genährten Taglöhner den stärkenden Labetrunk zu versagen, eben so unklug und unökonomisch würde andererseits eine solche Sparsamkeit sein; denn nur wo üppige Kraft den Muskel schwellt, da kann die Arbeit rüstig sich vollbringen, und was als Alkohol im Wein und Bier wir geben, das wird zur Kraft, die unsere Arbeit schafft.

Ueberall, wo es sich um die Entfaltung einer großen Summe mechanischer Muskelkraft, um die Bewältigung großer Schwierigkeiten handelt, wo bedeutende Lasten zu heben oder fortzuschaffen, erschöpfende Strapatzen zu ertragen und schwere Widerstände zu besiegen sind, da greift der Mann, der untrüglichen Eingebung des Instinctes folgend, stets nach geistigen Getränken, um so die mechanische Leistungsfähigkeit des Körpers möglichst zu steigern, gleichwie der Maschinist, um die Dampfkraft seiner Maschine höher zu spannen, mehr Kohlen zur Anwendung bringen muß, und der Aufgeklärte wird es daher weit eher als eine beklagenswerthe Folge unserer socialen Zustände, wie als Laster ansehen, wenn der Fabrikarbeiter, der arme Taglöhner, Packträger, Matrose &c. schon vor Beginn der Arbeit zum Branntweinglase greift. Man gebe ihm die nöthige Nahrung und er wird nicht nothwendig haben, die Kraft, welche sein schweres Tagwerk erheischt, aus Branntwein zu schöpfen.

Wie wohlthätig stärkend und belebend wirkt ferner der Wein auf die gesunkenen Kräfte des alternden Greises und genesenden Kranken, und wer außerdem noch eines weiteren Beweises für die Existenz der Kraftquelle in den geistigen Getränken bedürfte, den verweisen wir auf die demonstrativen Titanengestalten, welche als Braumeister, Brauknechte und Küfer im unterirdischen Reiche der Wein- und Bierkeller walten. Selbst wenn die Wissenschaft uns hier nicht bestätigend zur Seite stände, so würde schon die Erfahrung und tägliche Beobachtung genügen, um zu beweisen, daß die außergewöhnliche Körperkraft, durch welche jene Hohenpriester des Bacchus und Gambrinus fast ausnahmslos ausgezeichnet sind, nicht zum kleinsten Theile auf dem regelmäßigen und reichlichen Wein- und Biergenusse beruht.

Aber auch noch auf mehr indirectem Wege greift der Alkohol wirksam in die Vorgänge der Ernährung ein, indem er den Verbrauch der übrigen Nährstoffe im Körper in beträchtlichem Grade reducirt. Dadurch nämlich, daß derselbe das verbrennlichste aller Respirationsmittel ist, und in Folge dessen den eingeathmeten Sauerstoff im Blute zunächst für sich mit Beschlag belegt, schützt er durch sein jeweiliges Vorhandensein im Blute die anderen Blut- und Gewebsbestandtheile vor der Verbrennung, zu welcher sonst letztere hätten dienen müssen.

Das in den Speisen aufgenommene Fett, der Zucker, das Stärkmehl sowie andere Nährstoffe, welche für sich allein ohne gleichzeitige Beigabe von Alkohol zum größten Theile im Blute zu Kohlensäure und Wasser verbrannt und für die Unterhaltung und Athmung der thierischen Wärme verbraucht werden, können daher, wenn sie von Alkohol begleitet sind, zu den übrigen Zwecken der Ernährung, zur Zellenbildung, zur Erneuerung der sich stets abnutzenden Gewebe, namentlich zur Reproduction der fettreichen Nervensubstanz verwendet werden, und die geistigen Getränke repräsentiren daher in ihrem Alkohol stets ein entsprechendes Quantum von Fett, Zucker, Stärkmehl &c.

Im Zusammenhalt mit dem oben Gesagten versteht man nun leicht den inneren Grund des Bedürfnisses, das den Armen leider nur zu oft zwingt, im Branntweine die unentbehrliche Nahrung zu suchen, welche ihm die kärgliche, für starke körperliche Arbeit unzureichende Mahlzeit nicht zu gewähren vermag. Denn es ist nach dem Voranstehenden klar, daß, wer wenig ißt, aber gleichzeitig irgend ein geistiges Getränke genießt, damit eben so weit gelangt, wie derjenige, welcher reichlichere Nahrung zu sich nimmt, ohne Alkohol damit zu verbinden, und es erklärt sich zugleich aus diesem Umstande, warum starke Weintrinker im Allgemeinen nur wenig essen, indem bei ihnen der Alkohol die sonst unentbehrlichen stickstofffreien Nahrungsmittel zum größten Theile ersetzt, während Personen, welche keinen Wein zur Mahlzeit trinken, mehr andere Nahrungsmittel zu sich nehmen müssen. Ganz auf derselben Ursache beruht denn auch die alltägliche Erfahrung, daß Mahlzeiten, mit Wein verbunden, weit länger vorhalten, als im entgegengesetzten Falle, und daß deshalb Männer, welche in der Regel Wein zur Mahlzeit trinken, zwischen dem Mittag- und Nachtessen leicht sieben bis acht Stunden, ohne etwas zu genießen, verstreichen lassen können, wogegen bei Frauen und Kindern, die keinen oder nur wenig Wein genießen, sich schon nach drei oder vier Stunden ein lebhaftes Nahrungsbedürfniß einstellt, das eine kleinere Zwischenmahlzeit, das sog. Vieruhressen nothwendig macht.

Bekanntlich ist in dem ganzen Rheinlande, sowie überhaupt in fast allen Rheingegenden bei Mahlzeiten in Gasthäusern der Preis des Weines in dem Preise des Essens eingeschlossen, so zwar, daß man den Tischwein bezahlen muß, auch wenn man denselben nicht trinkt.

Wenn man nun auch bei Einführung dieses Verfahrens sich des tieferen physiologischen Grundes nicht klar bewußt war, so hatte man aber dennoch jedenfalls beobachtet, daß diejenigen Gäste, welche keinen Wein bei Tische trinken, in der Regel in demselben Verhältnisse mehr essen, und daß sie demnach dem Wirthe in Form von Speisen das wieder verzehren, was sie ihm auf der anderen Seite an Wein ersparen. Liebig berichtet in dieser Hinsicht eine interessante Beobachtung, welche Hr. Sarg, der Besitzer des „Russischen Hofes" in Frankfurt a. M., ihm seiner Zeit mittheilte. Zur großen Verwunderung des Wirthes

trat nämlich bei Gelegenheit des in Frankfurt abgehaltenen Friedenscongresses in dem genannten renommirten Hotel bei Tafel ein wahrer Mangel an gewissen Speisen, namentlich an Mehlspeisen, Puddings rc. ein, ein unerhörter Fall in einem Hause, in welchem die Menge und das Verhältniß der Speisen für eine gegebene Anzahl von Personen seit Jahren festgesetzt und wohlbekannt war. Der Grund hiervon lag einfach darin, daß der Gasthof mit Friedensfreunden angefüllt war, die alle den Mäßigkeitsvereinen angehörten und daher sämmtlich keinen Wein tranken.

Daß das Bier, ebenso wie der Wein, und sogar wegen seines starken Zucker- und Dextringehaltes in noch höherem Grade als dieser, die stickstofffreien Nahrungsmittel zu ersetzen vermag, ist namentlich im Bayerlande eine wohlbekannte Thatsache, wo der Biergenuß förmlich in den Haushaltungsplan aufgenommen ist, indem hier das Bier, namentlich beim Nachtessen, die Stelle der bei uns fast nie fehlenden Kartoffeln beinahe regelmäßig vertritt. In sehr vielen Haushaltungen Münchens und anderer bayerischer Städte erhalten die Dienstboten demgemäß als einen wesentlichen Bestandtheil ihres Nachtessens eine bestimmte Ration Bier oder dessen Preis, den sog. Biergroschen.

Eine umgekehrte, aber darum nur umso überzeugendere Erfahrung wurde in dieser Beziehung in England bei Gelegenheit der Entstehung der Mäßigkeitsvereine gemacht. In sehr vielen Familien erachtete man es nämlich für billig, den Dienstboten, wenn sie diesen Vereinen beitraten, das Bier, welches sie vorher täglich zu den Mahlzeiten bekamen, in Geld zu vergüten; allein es wurde sehr bald wahrgenommen, daß der monatliche Brodverbrauch in auffallendem Verhältnisse zunahm, so daß also das Bier zweimal bezahlt wurde, einmal in Geld und ein zweites Mal in einem Aequivalent an Brod.

Die Herren Biertrinker mögen sich daher über diesen Punkt beruhigen, denn solange sie fortfahren, ein gut gebrautes Bier zu trinken, können sie versichert sein, sehr wesentlich zur Ernährung ihres Körpers beizutragen. Ueberdies ist der Gehalt des Bieres an stickstoffhaltigen oder Proteinkörpern keineswegs so gering, wie Liebig dies seiner Zeit annahm, indem die Menge derselben nach neueren Analysen bis auf ¼ Gramm pro Liter steigen kann, so daß demnach das Bier in beschränktem Maße auch einen Ersatz für verbrauchte Muskelsubstanz bietet. Was man z. B. in der Sprache der Brautechniker als Vollmundigkeit des Bieres bezeichnet, beruht zum großen Theile und nach der Ansicht Vieler sogar ganz auf dem Vorhandensein dieses Pflanzeneiweißes oder Pflanzenleims, der bei dem Brauprocesse durch Sauerstoffaufnahme eine Veränderung erleidet und sich bräunt.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker, Verfasser von „Des Rabbi Vermächtniß". Berlin 1868. Verlag von Otto Janke.

Ein bayerischer Offizier erzählt in zwei nicht übermäßig dicken Bänden seine Jugend-, Liebes- und Heirathsgeschichte. Als junger Lieutenant und gefeierter Matador der Residenzbälle plötzlich aus München nach Landau versetzt, fügt er sich mißvergnügt und widerwillig in das Unvermeidliche und überantwortet sich mit verzweifelter Resignation der eintönigen Langweile des Festungsdienstes. Aber ein Ausflug in die Pfalz läßt ihn Land und Leute liebgewinnen und schließlich das Mädchen finden, dem sein Herz auf immerdar zu eigen werden soll. Auf der Madenburg sieht er seine Hedwig zum ersten Mal, deren Namen aber schon vorher, sobald er den Boden der Pfalz betreten, zu verschiedenen Malen in ominöser Weise an sein Ohr geklungen hatte. Eine Reihe von Zufälligkeiten, welchen aber die Kunst des Verfassers zuweilen einen flüchtigen Anschein von übernatürlicher Einwirkung zu verleihen versteht, bringt die jungen Herzen einander näher und näher, bis sie, ehe sie sich dessen versehen, sich unauflöslich aneinander gekettet finden. Der junge Lieutenant denkt eben daran, seine Verbindung mit einer gefeierten Residenzbraut um dieser Liebe willen zu lösen, als ihm jene zuvorkömmt. Er, der bis daher das Leben stets von der leichten Seite genommen, wird durch die Liebe für dessen Ernst empfänglich, trägt sich mit dem Gedanken, die militärische Carriere zu opfern und durch ein Leben voll Arbeit und Entsagung sich die Geliebte zu verdienen. Da, im Begriffe, den Herzensbund mit ihr durch förmliches Verlobniß zu befestigen und vor der Welt zu besiegeln, erblickt er sie in den Armen eines Anderen. Wuth und Verzweiflung im Herzen eilt er ungesehen hinweg, trifft später mit jenem Anderen zusammen und verwundet ihn auf den Tod im Duell, wozu er ihn genöthigt, ohne zu wissen, daß es Hedwigs leiblicher Bruder ist, von dem er sich um das Glück seines Lebens bestohlen wähnt. Aber kein Riß ist so weit und tief, daß nicht die Geschicklichkeit eines Romandichters ihn bis zu völligem Nichtvorhandensein zu repariren vermöchte. So gewinnt denn auch der Held schließlich trotz alledem und alledem seine Hedwig und mit ihr wider Erwarten sogar die Mittel, zur Krönung seines Glücksbaues auch der militärischen Carriere nicht entsagen zu müssen.

Dies sind die ungefähren Umrisse der Handlung, die aber durch eine lebendige Darstellung, durch farbenreiche Schilderungen und ergötzliche Episoden ausgefüllt sind. Der Verfasser schildert die Pfalz und die Pfälzer mit offenbarer Vorliebe, wenn auch Letztere mitunter wohl etwas zu derb. Insbesondere läßt er die jungen Männer, die doch anständiger Leute Kinder und nach seiner eigenen sonstigen Schilderung ganz liebenswürdige, für alles Gute und Schöne empfängliche Menschen sein müssen, allzuoft und viel mit „Kreuzdonnerwetter", „die Kränk" und dgl. um sich werfen. — Seine besondere Stärke scheint in landschaftlichen Schilderungen zu liegen. Der Abend auf der Madenburg z. B. bietet ein anziehendes und anschauliches Bild. Eine gelungene Episode derb humoristischer Art ist die mißglückte Böhämmerjagd. — Der Roman liest sich angenehm und stellenweise mit Spannung und dürfte für Solche, die die Pfalz kennen, nebenbei noch ein besonderes örtliches Interesse haben.

W. **Neustadt a. d. H.**, 1. Febr. Hrn. Karl Scholl aus Mannheim ist die Regierungserlaubniß zu Theil geworden, in der Pfalz auch über religiöse Gegenstände Vorträge halten zu dürfen, was ihm vergangenes Jahr noch untersagt war, und so begann er vor 8 Tagen hier, anknüpfend an den von ihm freudig begrüßten Protestantentag und dessen folgewichtiges Wirken hier im letzten Herbst, einen Cyclus von Vorträgen mit Socrates und Christus, in deren Leben, Streben und Tod er in vielen Einzelnheiten deren große Aehnlichkeit nachwies und das Menschliche von Jesu jedem Denkenden klar vorführend. In seinem gestrigen Vortrage, „die Frühlingsfeste des Alterthums", zeigte er auf das Deutlichste in den Vergleichen der Feste der alten Völker, der Perser, Inder, Griechen, Römer, Phönizier, Hebräer, Aegyptier rc., wie auch unser Weihnachts- und Osterfest zurückzuführen ist auf solch ein Frühlingsfest, auf den Gebrauch der alten Völker, die nach des Winters Nacht freudig die höher steigende Sonne begrüßten und diese Zeit in kürzeren oder längeren Festen feierten und dorthin die Geburt ihrer Götter verlegten, der Sonnengötter, der Befreier, Mittler, Erlöser aus der dunkelen Nacht äußerlicher und innerlicher Welt je nach der höheren Culturstufe. Es würde uns zu weit führen, auch nur andeutungsweise den reichen Inhalt dieser Vorträge wiedergeben zu wollen, wir wollen nur berichten, daß ein sehr zahlreiches Auditorium mit sichtlicher Befriedigung diesen Vorlesungen beiwohnte, daß sich der Postsaal zu klein erwies und der Köhler'sche Saal die Zuhörer kaum zu fassen vermochte. Den weiter angekündigten Vorträgen sieht man mit Spannung entgegen.

Berichtigung. In Nro. 15 beliebe man auf der dritten Seite, zweite Spalte, Zeile 12 u. 11 v. u. zu lesen: „Nahrungsmaterials" statt „Nahrungsmittels."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.
Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 17.

* Das Gebetbuch meiner Frau.

Seit zehn Jahren ungefähr war ich in Johnsonville als Kaufmann etablirt gewesen, als eines Morgens, während ich ruhig in meinem Comptoir die Zeitung las, mir die folgende Annonce ins Auge fiel:

„Tausend Dollars Belohnung werden derjenigen Person ausbezahlt werden, welche bestimmte Auskunft darüber geben kann, in welcher Weise der Passagier James Smithson in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1854 an Bord des Schiffes „William Curtis“ den Tod fand. Adresse: Jacob Sharper, Esq., 246 Fulton Street, New-York.“

Diese wenigen Zeilen verwandelten meine behagliche Stimmung in quälende Angst und Sorge und zwar aus einem Grunde höchst bedenklicher Natur. Ich hatte den verstorbenen James Smithson gekannt. Ich war sein Mitpassagier gewesen und einer von denen, welche ihn zuletzt am Leben sahen. Wir kamen Beide aus Europa, ich aus Deutschland, er aus England; seine Heimath war Amerika, wohin er zurückkehrte, ich ging dahin, um möglicherweise mein Glück zu machen. Vom ersten Tage der Reise an hegte ich einen Widerwillen gegen ihn, den zu verbergen ich mir auch keine Mühe gab. Er war ein übermüthiger, großsprecherischer Yankee, der Gott weiß auf welche Weise reich geworden war, mit seinem Gelde prahlte und auf Minderbemittelte so verächtlich herabsah, wie nur je einer seiner Landsleute es gethan. Es versteht sich von selbst, daß er mir meine unverhohlene Abneigung mit Zinsen zurückgab und fast kein Tag verfloß, ohne daß es zu unangenehmen Reibungen zwischen uns kam. Der Umstand, daß wir die einzigen Kajütenpassagiere waren, machte das Zusammenleben noch unerträglicher. Einmal saßen wir nach dem Mittagessen in düsterem Schweigen bei unserem Grog, als durch ein plötzliches heftiges Schwanken des Schiffes der heiße Inhalt meines vollen Glases ihm über den Rock gegossen wurde.

„Verdammte Ungeschicklichkeit!“ rief er, „wie können Sie sich so etwas unterstehen? Wenn Sie Schrullen im Kopfe haben, so sprechen Sie frei von der Leber weg wie ein Mann, aber gießen Sie Einem nicht siedendes Wasser über den Leib wie ein gefährlicher Narr.“

Ich wollte es vermeiden, in ernstlichen Streit mit ihm zu gerathen, deshalb sagte ich ruhig: „Ich hatte durchaus nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. Sie müssen ja selbst gesehen haben, daß es zufällig geschah.“

„Zufällig!“ wiederholte er höhnisch, „ja, ich habe immer gefunden, daß Zufälle manchmal sehr gelegen kommen; aber Sie werden mir dafür büßen, sobald wir aus dieser verdammten Wasserkufe heraus sind! Wenn Sie ein Mann sind — was ich bezweifle —, so sollen Sie mir Genugthuung geben, das verspreche ich Ihnen, dann werden wir sehen, ob Sie ebenso geschickt mit dem Messer umgehen können, als Sie Gläser umzuwerfen verstehen, Sie feiger Deutscher!“

„Wenn Sie nicht aufhören, so werde ich —“

„Noch eins über mich ausgießen, he?“

Ich verlor alle Selbstbeherrschung; außer mir vor Zorn stürzte ich auf ihn los und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht. Er taumelte zurück und schien einen Augenblick betäubt; dann aber zog er rasch seinen Revolver hervor und feuerte ihn auf mich ab. Ich bückte mich und die Kugel zerschmetterte eine Scheibe im Kajütenfenster; im Nu feuerte er wieder und diesmal streifte mir die Kugel die Schulter. Der Capitain kam mit dem Aufwärter herbeigeeilt; mit Mühe wanden sie ihm die Waffe aus den Händen.

„Verdammt!“ knirschte er, „aber unser Spiel ist noch nicht aus. Ich werde Dir doch noch eine Erbse in den Leib schicken, Du elender Milchbart.“

Ich erklärte dem Capitain den Vorfall, worauf dieser sagte, daß, wenn wir nicht unser Wort geben wollten, keine Erneuerung des Streites zu versuchen, er uns als Gefangene in unseren Kajüten eingeschlossen halten würde. Nach einigem Murren thaten wir, was der Capitain verlangte.

„Wenn Sie sich duelliren wollen, meine Herren,“ sagte er, „so habe ich nicht das Geringste dagegen, nur darf es nicht auf meinem Schiff geschehen. Ich werde Sie mit dem ersten Boot an's Land setzen und verpflichte mich, Einen von Ihnen oder alle Beide anständig zu begraben; aber auf meinem Schiff werden Sie Ihren Streit nicht ausfechten, dafür stehe ich Ihnen.“

Ich ging in meine Kajüte, entschlossen, kein Wort mehr zu dem rohen Menschen zu sprechen. Nächsten Morgen beim Frühstück warnte mich der Capitain gutmüthig vor Smithson.

„Seien Sie auf Ihrer Hut und geben Sie ihm keine Gelegenheit. Er würde Sie gerade so ohne Umstände über Bord werfen oder Ihnen ein Messer zwischen die Rippen stoßen, als ich mir ein Stück Brod schneide. Gehen Sie nicht zu nahe an's Geländer, und wenn sie es thun, so sehen Sie zu, daß ein Tauende an der Stelle hinabhängt. Passirt Ihnen jetzt doch etwas, so können Sie nicht sagen, daß ich Sie nicht gewarnt habe. — Räumen Sie ab, Kellner.“

„Mr. Smithson hat noch nicht gefrühstückt, Sir.“

„Ist mir einerlei; er wird wieder mißgelaunt sein. Räumen Sie nur ab.“

Ich ging auf's Verdeck; erst zur Essenszeit fand ich mich wieder in der großen Kajüte ein. Wir Alle, d. h. der Capitain, der erste Steuermann und ich, hatten uns schon gesetzt, als wir Smithson vermißten.

„Rufen Sie Mr. Smithson, Kellner,“ befahl der Capitain, „seine Launen sollen uns nicht das Essen verderben.“

Der Aufwärter that, wie ihm geheißen.

„Er ist nicht da,“ sagte er, als er wiederkam.

„Nicht da! Wo zum Teufel steckt er denn? Hat irgend Jemand ihn heute gesehen?“

Die Mannschaft wurde befragt, doch Niemand wußte etwas von ihm. Der zweite Steuermann hatte ihn noch gegen Abend auf dem Verdeck gesehen; das war Alles.

„Wo er nur stecken mag?“ sagte der Capitain; „er muß doch auf dem Schiff sein. Oder wissen Sie vielleicht etwas Näheres, junger Mann?“ setzte er hinzu, indem er mich halb ängstlich, halb mißtrauisch anblickte.

„Ich kann Sie versichern, Capitain, daß ich nicht mehr mit Mr. Smithson gesprochen oder ihn gesehen habe, seit ich mein Ehrenwort gab, keinen Streit mit ihm anzufangen."

Bei weiterem Nachsuchen fanden wir immer noch keine Spur von dem Vermißten, doch wurde etwas Ungewöhnliches entdeckt. Einer der großen Messing-Taupflöcke war zwischen dem Eisen, welches das Steuerbord stützte, und der Schiffsseite eingeklemmt. Es konnte nicht anders sein, als daß er über Bord geworfen worden war und sich durch einen jener sonderbaren Zufälle, wie sie sich zuweilen ereignen, dort von selbst eingekeilt hatte. Keines Menschen Hand konnte den Pflock absichtlich an dieser Stelle befestigt haben, denn der Mann, welcher ihn zuerst bemerkte, bedurfte der Hülfe zweier anderer, um ihn zu fassen. Man brachte den Pflock auf's Deck und in die Kajüte und untersuchte ihn. Nichts besonderes wurde daran gefunden; er war so rein, als ob er niemals vom Verdeck gekommen wäre. Wo kam er her? Es war, wie sich bald herausstellte, einer der Vorrathspflöcke des Vormastes. Die Sache sah verdächtig aus, wie ich selbst nicht läugnen konnte. Der Kellner erinnerte sich, daß Smithson, nachdem ich ihn am vorigen Abende verlassen, sehr viel getrunken hatte, und der Steuermann meinte, er wäre etwas unsicher auf den Füßen gewesen, doch hatte der Letztere sich nicht weiter nach ihm umgesehen.

Der Vorfall wurde protokollirt und Alles kam wieder in's alte Geleise, ausgenommen daß ich mit merkbarem Argwohn und Mißtrauen betrachtet wurde, was mich so niedergeschlagen machte, daß ich manchmal den beneidete, der als Opfer oder als Selbstmörder auf dem kühlen Meeresgrunde ruhte. Nach beendigter Reise wurden die Behörden von New-York von der Geschichte in Kenntniß gesetzt; eine rein formelle Untersuchung fand statt, worauf man mir sagte, daß kein Beweis gegen mich vorläge. Gleich darauf verließ ich den Ort und gelobte mir zugleich, ihn mit freiem Willen nie wieder zu betreten.

Demnach war es wohl kein Wunder, daß der Inhalt der erwähnten Annonce mich erschreckte. Sie hatte für mich den unheimlichen Zauber des Schlangenblickes, so daß ich die Augen nicht davon abwenden konnte. Ich fühlte es mit unumstößlicher Ueberzeugung, daß unsägliches Leid für mich im Anzuge war. Die letztvergangenen zehn Jahre schienen nur so viele Stunden zu sein; ich meinte, der Schiffskellner hätte so eben erst die Worte gesprochen: „Er ist nicht da." Den ganzen Tag lang war ich verstört. Ich konnte nichts arbeiten. Vergebens suchte ich zu lesen, zu schreiben. Wohin ich ging oder was ich that, immer klang es mir in den Ohren: „Er ist nicht da."

Am folgenden Morgen verstärkten sich meine Unglücksahnungen, sie lagen mir wie ein zermalmender Fels auf der Brust. Jeden Gegenstand sah ich wie durch einen grauen Schleier. Ich war so unschuldig an Smithson's Tode, als ob ich ihn nie gesehen, aber ich wußte, daß der unselige Streit, den ich mit ihm gehabt, schwer gegen mich zeugen würde und alle Schmach einer öffentlichen Gerichtsverhandlung für mich zu erwarten stand. Nicht lange brauchte ich auf die Erfüllung meiner düsteren Ahnungen zu warten. Ungefähr vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Aufrufs empfing ich den Besuch eines außerordentlich höflichen Individuums, welches sagte:

„Ich bin gekommen, für die Herren Wilson & Comp. diesen kleinen Posten zu berichtigen; wollen Sie mir eine Quittung geben?"

Ich setzte mich an mein Pult, schrieb die Quittung und unterzeichnete sie; mein Besucher sah mir während dessen über die Schulter. Als ich den Punkt hinter meinem Namen gesetzt und den Zug darunter gemacht hatte, berührte er leise meine Achsel und sagte: „Ich dachte es. Ich arretire Sie als den muthmaßlichen Mörder des James Smithson."

„Ich bin —"

„Sie wissen, daß Sie genöthigt sein werden, Alles was Sie jetzt sagen zu wiederholen, deshalb sagen Sie jetzt lieber nichts. — Wie gehen hier die Geschäfte? In New-York sind sie ziemlich still."

Ich antwortete nicht, ich war völlig betäubt.

„Wie wollen Sie gehen? So ruhig als möglich, sollte ich denken, gebildete Leute ziehen es immer vor. Doch ganz nach Belieben."

Er zog ein Paar Handschellen aus der Tasche und knöpfte den Rock auf, um mir den Lauf seines Revolvers zu zeigen. „Es ist viel angenehmer, ohne dergleichen zu reisen," setzte er hinzu.

„Ja, ich will mich ohne Widerstand abführen lassen, nur möchte ich noch ein paar Stunden Frist haben, um meine hiesigen Angelegenheiten einigermaßen zu ordnen."

„O gewiß, nur müssen Sie bezahlen, was der Schnellzug mehr kostet. Hier in Amerika ist für solche Gelegenheiten die Benützung gewöhnlicher Züge angeordnet. Ich denke, ich darf Ihnen trauen, und Sie dürfen auch nicht vergessen, daß Sie mein Renommée in Händen haben. Ich werde Sie für den Fünf-Uhr-Schnellzug abholen. Sie können Ihre Geschäfte besorgen und ich will mir derweil die Stadt ein wenig ansehen. Also um fünf Uhr." So verließ er mich.

(Fortsetzung folgt.)

Nahrungswerth des Weines, Bieres und Branntweines.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung.)

Vor allem sind es jedoch, wie oben angedeutet, der im Bier enthaltene, noch unvergohrene Zucker und das Dextrin oder Stärkegummi, welche dasselbe zu einem nahrhaften Getränke machen, und eben hieraus ergiebt sich in Bezug auf den Nahrungswerth des Bieres und Weines ein wesentlicher Unterschied, den wir hier etwas näher berühren müssen.

Wie schon früher angedeutet, so stammt der Alkohol aller geistigen Getränke ohne Ausnahme von dem allein gährungsfähigen Traubenzucker. In den Früchten des Weinstockes und vieler anderer Gewächse ist nun dieser Zucker in fertig gebildetem Zustande vorhanden, und geht daher ohne alle weitere Vorbereitung in dem ausgepreßten Moste unter den geeigneten Bedingungen sofort in die weinige Gährung über, um sich dabei in Alkohol und Kohlensäure zu spalten. Nicht so bei der Gerste, dem Weizen, dem Reis ꝛc., welche das Rohmaterial für die Fabrikation des Bieres bilden. Dieselben enthalten keine Spur von gährungsfähigem Zucker, sondern, abgesehen von verschiedenen Salzen, blos Stärkmehl und einen stickstoffhaltigen Körper, den Kleber. Damit sie daher ein geistiges Getränke liefern können, müssen dieselben nothwendig eine vorgängige chemische Umwandelung erfahren, d. h. das in ziemlicher Menge in denselben enthaltene Stärkmehl muß zuvor in gährungsfähigen Traubenzucker übergeführt werden, was man am wirksamsten und einfachsten durch den sogen. Malzungs- oder Keimungsproceß erreicht, welcher daher die erste Funda-

Digitized by Google

mentaloperation der ganzen Bierbrauerei bildet. Indem nämlich das Getreidekorn keimt, geht der erwähnte stickstoffhaltige Körper, der Kleber, in einen eigenthümlichen Stoff, oder besser gesagt, in einen besonderen activen Zustand über, in welchem er den Namen Diastase trägt und die merkwürdige Eigenschaft besitzt, das Stärkmehl zuerst in einen gummiartigen Körper, das Stärkegummi oder Dextrin, und hierauf während des Maischprocesses in gährungsfähigen Traubenzucker überzuführen, welcher sich alsdann bei der nachfolgenden Gährung gleichfalls in Alkohol und Kohlensäure spaltet. Doch findet dieser Umwandelungs- und Zersetzungsproceß niemals so vollständig statt, daß dabei alles Dextrin in Zucker und aller Zucker in Alkohol und Kohlensäure übergeführt wird, und es bleibt daher stets eine gewisse Menge Dextrin und Zucker unverändert in dem Biere zurück. Da außerdem diese Bestandtheile sehr wesentlich zur guten Qualität des Bieres beitragen, so muß ein richtiges Brauverfahren sogar darauf gerichtet sein, den Malz- und Maischproceß so zu leiten, daß stets ein angemessener Antheil von Dextrin und Zucker unzersetzt in das fertige Gebräu übergehe. Im Durchschnitte beträgt der Gehalt der meisten Biere an Dextrin über 3 Procent und an Zucker nahezu 1 Procent. Wiener und nach Wiener Art gebraute Biere, welche sich in der neuesten Zeit eine so große Beliebtheit errungen haben, sind in der Regel etwas reicher an diesen Bestandtheilen, was wohl hauptsächlich mit der in Wien sowie auch in England gebräuchlichen, von der bayerischen Mälzerei abweichenden Malzbereitungsmethode zusammenhängt. Nach diesem Verfahren läßt man nämlich die Gerste oder den Weizen viel langsamer, d. h. bei niedrigerer Temperatur als in Bayern, keimen und breitet zu diesem Ende, um eine zu weit gehende Erhitzung zu vermeiden, die Frucht in dünneren Schichten auf der Malztenne aus, wodurch der Blattkeim zu größerer Entwickelung gelangt und dabei eine eigenthümlich günstige Wirkung auf die chemischen Veränderungen in dem Korn und folglich auf die Qualität des zu erzeugenden Malzes ausübt.

Was hier bei der Malzbereitung stattfindet, ist nicht etwa ein blos auf künstlichem Wege zu Stande gebrachter Proceß, sondern vollzieht sich in der Natur in großem Maßstabe in allen keimenden Getreidekörnern, indem sich der Kleber dabei gleichfalls in Diastase verwandelt, mit dem Unterschiede jedoch, daß dieser Vorgang hier blos dazu dient, das unlösliche Stärkmehl in das lösliche Dextrin sowie in Zucker umzuwandeln und so dem jungen Pflänzchen eine assimilirbare Nahrung zuzuführen.

Das Malzkorn bildet demnach für die Bierfabrikation dasselbe, was die Traube für die Weinbereitung ist, sowie überhaupt das Bier als eine künstliche Nachahmung des Weines anzusehen ist, bei welcher der aromatische Bitterstoff des Hopfens die Stelle des ätherischen Geruches oder Bouquets des Weines vertritt.

Und in der That zeigen Wein und Bier in ihrer qualitativen Zusammensetzung eine fast vollständige Uebereinstimmung; denn in beiden finden wir Alkohol und Kohlensäure, Zucker und Stärkegummi, Salze und flüchtige Verbindungen, und nur in dem relativen Mengeverhältniß dieser Bestandtheile weichen dieselben in einer Weise von einander ab, welche eben die große Verschiedenheit der beiden Getränke in ihren äußeren Eigenschaften und physiologischen Wirkungen bedingt.

Während z. B. der Alkoholgehalt des Weines bei guten Sorten 7 bis 9 Procent beträgt und bei den berühmten Rheingauer Weinen, z. B. bei denjenigen von Markobrunn, Steinberg, Geisenheim ꝛc. bis auf 10, 11 und 12 Proc. steigt und in den liqueurartigen südländischen Weinen sich sogar bis zu 20 Proc. und darüber erhebt, enthält dagegen das Bier in der Regel nur 2 bis 3 Procent Alkohol und erreicht blos in dem schweren englischen Ale und Porter, sowie in den starken Exportbieren den höheren Alkoholgehalt besserer Weine. Umgekehrt ist die Menge der Kohlensäure in den Weinen, namentlich in vorgerücktem Alter, mit Ausnahme der Schaumweine und des Champagners, im Allgemeinen eine nur sehr geringe, wogegen das Bier, um wohlschmeckend und zuträglich zu sein, stets beträchtliche Quantitäten davon enthalten muß.

Was aber das Bier in Bezug auf den Nahrungswerth vor allem von dem Weine unterscheidet und ersteres unstreitig zu dem nahrhaftesten aller geistigen Getränke macht, ist der oben berührte bedeutende Gehalt desselben an Zucker und Dextrin, welche als Respirationsmittel und Fettbildner wesentlich in die Vorgänge der Ernährung eingreifen und auf deren Wirkung hauptsächlich der meist stark entwickelte Embonpoint echter Biertrinker zurückzuführen ist.

Doch wirkt bei dieser Fettablagerung, welche stets als das Resultat eines Ueberschusses von Nahrungsmaterial zu betrachten ist, auch der Alkohol des Bieres sehr wesentlich mit, indem er, wie weiter oben gezeigt wurde, durch seine größere Verbrennlichkeit die übrigen Bestandtheile des Blutes vor der Verbrennung und folglich vor dem Verbrauche schützt und dieselben eben hierdurch für andere Zwecke der Ernährung verwendbar macht.

Noch muß hier des ausgedehnten und massenhaften Verbrauches starker Spirituosen erwähnt werden, wie derselbe unter den Bewohnern aller kalten und nördlich gelegenen Gegenden als Folge der klimatischen Verhältnisse herrscht. Auch in diesem Punkte verwandelt sich das angebliche Laster und das scheinbar viehische Uebermaß vor dem Lichte der Wissenschaft in eine blose Naturnothwendigkeit, welcher sich Niemand ungestraft widersetzen kann, und welche den Menschen zwingt, dem Körper, ebenso wie dem wärmenden Ofen, in dem Maße mehr Heizmaterial zuzuführen, als die Temperatur der umgebenden Luft sinkt. Wie daher der Eskimo und Samojede Quantitäten von Thran und Fett zu sich nimmt, welche für uns absolut ungenießbar wären, so nimmt auch der Bewohner des gemäßigteren und civilisirteren Nordens aus dem gleichen Grunde seine Zuflucht zum Alkohol, um so durch die vermehrte Zufuhr dieses Heizmittels, die durch die äußere Kälte dem Körper fortwährend entzogene Wärme auszugleichen und letzteren auf diese Weise stets auf dem für die Fortdauer des Lebens unerläßlichen normalen Wärmegrade zu erhalten. Der russische Bauer ist nicht Schnapstrinker aus Mangel an Cultur, sondern weil eine unerbittliche Naturnothwendigkeit ihn dazu treibt, ebenso wie der Engländer und Schotte schwere Biere und alkoholreiche südländische Weine nicht darum liebt, weil er sich lieber als andere Menschenkinder berauscht, sondern weil die klimatischen Verhältnisse seines Landes ihm starke geistige Getränke zum Bedürfnisse machen. Ohne diesen reichlichen Genuß von Alkohol würde der Nordländer sich genöthigt sehen, seinem Körper eine sehr große Menge Fett oder Fettbildner einzuverleiben, um demselben ein hinreichendes Aequivalent an Brennmaterial zuzuführen, und es tritt also auch hier der Nahrungswerth der geistigen Getränke in besonders entschiedener und anschaulicher Weise hervor.

Verschieden von der bisher vorzugsweise besprochenen Rolle, welche der Alkohol in den Vorgängen der Ernährung und Wärmeerzeugung spielt, ist die Wirkung, welche derselbe auf das Nervensystem ausübt, indem er die Thätigkeit des letzteren erhöht, worauf eben die Anwendung der geistigen Getränke als Anregungs- und Aufregungsmittel beruht. Mäßig genossen, steigert der Alkohol durch diese stimulirende Wirkung auf die Magennerven die Absonderung des Verdauungs- oder Magensaftes und erleichtert hierdurch indirect die Lösung oder Verdauung der aufgenommenen Speisen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Die neu entstandenen Vulcane bei Leon, der Hauptstadt von Nicaragua, sind der Gegenstand eines Berichtes, den der Gesandte der Vereinigten Staaten, Herr A. B. Dickinson, an den Staatssecretär Seward gerichtet hat. Es war am 14. November, als sich zwei bis drei Stunden östlich von Leon, in dem vulcanreichen Terrain, zwei neue Krater bildeten. Um 1 Uhr begann eine Reihe starker, schnell hintereinander folgender

Explosionen den Formationsproceß; zugleich barst die Erdkruste in einer Länge von etwa einer halben Meile. Da es noch nicht Tag geworden, konnte man die gewaltigen, durch die Spalte züngelnden Flammen weithin gewahren. Innerhalb zweier Tage hatten sich an den beiden Extremitäten des Erdrisses zwei vollständige Krater gebildet, von denen der eine senkrecht in die Höhe, der andere in einen Winkel von 45 Grad gegen Nordost riesige Flammen entsandten; die Flammensäule des einen hatte eine Höhe von etwa 500 Fuß und einen Durchmesser von etwa 60 Fuß; die im Kreise herabfallende Asche, welche im Ausfallen einen metallischen Klang von sich gab, baute den Kegel auf, dessen Oeffnung weiß, dessen Wände bei Nacht zur Hälfte rothglühend, zur Hälfte dunkelschwarz mit Feuerfunken besäet erschienen; bei Tage aber sah der ganze Kegel bläulich-schwarz aus. Der andere Krater zeigte einen Durchmesser von 20 Fuß; seine Ausbrüche erfolgten in Uebereinstimmung mit dem ersteren, aber in der bereits angegebenen Richtung. Am 27. Nachmittags begannen beide, nach einer Reihe von gewaltigen Detonationen Massen schwarzen Sandes und große Felsstücke emporzuschleudern. Nachts gewahrt man inmitten der Flammen hellleuchtende Körper bis zu einer Höhe von 3000 Fuß steigen; es waren sphärisch geformte glühende Steine von etwa 5 Fuß Durchmesser. Am folgenden Morgen war die Gegend viele Meilen weit mit einem feinen schwarzen Staub bedeckt, und unaufhörlich fiel derselbe aus einer sich weithin über die Gegend erstreckenden hellen Wolke herab. Dieser Sand- oder Staubregen währte bis zum 30. Morgens, als plötzlich die vulkanische Thätigkeit zu erlahmen begann; in einem Umkreise von 50 Meilen ist das ganze Land schwarz. In Leon liegt der Sand über 8 Zoll hoch; je näher man dem Krater kommt, desto höher liegt er und desto gröber wird er; an dem unmittelbaren Fuße des Kegels aber sind gewaltige Felsstücke umhergestreut. Dieser selbst hat die Höhe von 200 Fuß erreicht und zeigt einen Krater von 200 Fuß Durchmesser; die inneren Seiten gleichen den äußeren. Sechzehn Tage lang dauerten die großartigen Erscheinungen. Dem Falle des Sandes folgte Regen, und unter den befruchtenden Einwirkungen beider entwickelte sich überall eine rasch und üppig wachsende Vegetation. Humboldt hat es oft bedauert, daß die Gegend von Leon, so überreich an Vulcanen, von den Männern der Wissenschaft so wenig erforscht worden.

— Ueber den telegraphisch bereits gemeldeten, am 28. v. Mts. in Neapel erfolgten Häusereinsturz liegen nähere Details vor. Der Ort, wo die Katastrophe eintrat, ist eine am Fuße des Berges Pizzifalcone gelegene Straße im Viertel Santa Lucia, welche zum Theile von Einheimischen, zum Theile von Fremden bewohnt wird. Unausgesetzte Regengüsse hatten, wie die Perseveranza schreibt, einige Tage vor dem Unglücksfalle stattgefunden. Am Morgen des 28. fühlten die Bewohner des an den Berg sich lehnenden, drei Stockwerke umfassenden, räumlich sehr ausgedehnten Hauses eine geringe Erschütterung. Dieser Umstand veranlaßte einige vorsichtige Fremde, das Haus zu verlassen. Der größere Theil der Bewohner des Hauses — die Anzahl ist noch nicht festgestellt — folgte unglücklicherweise diesem Beispiele nicht. Am Abend desselben Tages um 9 Uhr löste sich jener Theil des Berges, welcher, nicht wie die weitaus größere Masse desselben aus Tufstein bestehend, fast ganz mit Mauerwerk bedeckt war, plötzlich los, stürzte auf das an dem Berg stehende Haus und zerstörte dieses so vollständig, daß die Ruinen desselben bis zu einer Höhe von 15 Metres die Straße bedeckten. Nach wenigen Augenblicken waren Soldaten, die Civil- und Militärbehörden zur Stelle. Auch Prinz Amadeo erschien auf der Unglücksstätte und blieb die ganze Nacht daselbst. Die Rettungsversuche, welche die ganze Nacht hindurch unter Benützung elektrischen Lichtes gemacht wurden, waren nicht ohne Gefahr. Jeden Augenblick befürchtete man, daß eine neue Erdabrutschung diejenigen, welche an dem Rettungswerke theilnahmen, unter dem Schutt begraben werde. Bis zum Morgen des 29. wurden einige Kinder, ein leichtverwundeter Amerikaner und ein schwerverletzter (im Laufe des 29. verstorbener) Neapolitaner aus dem Schutte hervorgezogen.

— Die ungeheure Menge Eis, welche man, den amerikanischen Gewohnheiten gemäß, in Californien verbraucht, rührt fast ganz aus einer Höhle her, die, der Schilderung eines in San Francisco erscheinenden Blattes zufolge, unter die Zahl der Naturwunder aufgenommen zu werden verdiente. Diese Höhle, ein wahres unerschöpfliches Eismagazin, liegt am Ufer eines Wasserlaufes, welchem man den Namen der „Weiße Lachs" giebt, ungefähr 30 engl. Meilen vom Columbia-Fluß. Der Eingang in dieselbe befindet sich am Fuße des Adamsberges, unter welchem sie mehrere englische Meilen weit sich erstreckt. Das Schauspiel, das sich im Innern entfaltet, ist feenhaft und wahrhaft großartig. Man sieht darin besonders gewaltige Eissäulen, gebildet von dem Wasser, das die Höhle durchfließt und in seinem Falle gefriert. Welches auch die Ursachen dieser Naturerscheinung sein mögen, unter die man ohne Zweifel die den Adamsberg bedeckenden Schneemassen rechnen muß — man löst von diesen Säulen Eisblöcke ab, welche man auf dem Rücken von Maulthieren bis an den Columbiafluß transportirt, von wo sie dann an ihren Bestimmungsort eingeschifft werden.

— Ueber ein äußerst glänzendes Meteor, welches sich am 30. Januar Abends zeigte, schreibt Hr. Kayser, der Astronom der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig: „Die Erscheinung zeigte sich mir (um 6 Uhr 49 Min. 56 S. mittlere Danziger Zeit) zuerst genau bei dem Stern β Orionis (Riegel), lief in gerader Linie mit großer gleichmäßiger Helligkeit bis zu dem 8° über dem Horizonte stehenden Stern α Canis maj. (Sirius) und zerplatzte unmittelbar an dieser Stelle mit noch intensiverem Glanze und bedeutender Lebhaftigkeit, nach allen Richtungen radial Funken sprühend, doch ohne Detonation. Die Farbe war durchweg ein schönes Grün, dem bei bengalischen Flammen ähnlich. Während des Verlaufes und mit dem Ende des Phänomens mögen kaum zwei Secunden vergangen sein. Sonst war dasselbe einer Sternschnuppe ähnlich und hinterließ einen schnell verschwindenden Schweif, der nach der Stelle des Zerspringens zu mir schraubenartig gewunden vorkam oder in einzelne Partikel sich aufzulösen schien. Auch bin ich der Ansicht, daß das Meteor keine größere Ausdehnung als vielleicht nur vier Minuten gehabt hat, und daß im Augenblicke der Zerstörung die Größe durch die abspringenden Stücke bis auf den halben Durchmesser des Mondes vermehrt worden ist. Der blendende Glanz überstrahlte alles, was von himmlischen und irdischen Lichtern zu erblicken war." Zur näheren Bestimmung des Phänomens wünscht Hr. Kayser von Auswärtigen Mittheilungen zu erhalten. Unterdessen finden wir schon in der „Schles. Ztg." eine Nachricht aus Pleschen vom 1. Februar: „Von dem vorgestern beobachteten Meteor, dessen Licht das helle Petroleumlicht im Zimmer verdunkelte, ist ein Theil in Biskupice, ein anderer Theil in der Propstei Popielarnia bei Miloslaw zur Erde gefallen."

— Der Orcan, der vor einigen Wochen die canarischen Inseln heimsuchte, hat den riesenhaften Drachenbaum von Orotava auf Teneriffa, dessen Alter Humboldt auf sechstausend Jahre schätzte, umgerissen.

— Strauß und Renan erhalten Concurrenz von jenseits des Oceans; es wird nämlich Henry Ward Becher, der fashionabelste Prediger von New-York, demnächst mit einem Leben Christi an die Oeffentlichkeit treten.

Berichtigung. In Nro. 16 beliebe man auf der dritten Seite, zweite Spalte, Zeile 14 v. u. zu lesen: „Weingegenden" statt „Rheingegenden."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 18.

* Das Gebetbuch meiner Frau.

(Fortsetzung.)

Die Würfel waren gefallen. Mein ganzes Vermögen, das ich mit Mühe erworben, mußte wahrscheinlich geopfert werden, mein Leben zu vertheidigen. Ich ging zu meinem Rechtsconsulenten und erzählte ihm mein Unglück.

„Verdrießlich, höchst verdrießlich! Sie hatten solch' gute Aussichten, waren mitten im besten Fortkommen —.“

„Ich bin so unschuldig —.“

„Gewiß, gewiß, mein Bester; Jedermann ist es. Aber ich überlege, wie wir am Vortheilhaftesten über Ihr Etablissement verfügen können. Wenn die Sache ruchbar wird, werden sich Schwierigkeiten erheben, die Ausstände einzuziehen. Auf wie hoch belaufen sich die Activen? Etwa zwanzigtausend Dollars?“

„Etwas mehr — zweiundzwanzigtausend Dollars.“

„Verkaufen Sie die ganze Geschichte. Ich will Ihnen einen Käufer für das Geschäft finden, der es mit allen Activen und Passiven für zehntausend Dollars baar übernimmt. Ueberlassen Sie mir die Unterhandlungen, ich werde mein Möglichstes für Sie thun. Kommen Sie um vier Uhr wieder; ich will die Verschreibung bis dahin bereit halten.“

„Zehntausend ist doch sehr wenig für Zweiundzwanzigtausend reinen Ueberschuß.“

„Wie Sie wollen; nennen Sie mir Ihr Minimum und ich will sehen, was ich zu Wege bringe. Aber vergessen Sie nicht, daß wir nur vier Stunden Zeit haben und daß Sie daher Ihre Forderung nicht zu hoch stellen dürfen. Morgen früh wird Ihr Ueberschuß, nämlich was das Einziehen desselben anbelangt, klein genug sein.“

„Nun, so suchen Sie Zwölftausend zu bekommen, wo nicht, so mögen es auch Zehntausend sein. Und kommen Sie jedenfalls zu mir nach New-York.“

„Das werde ich sicherlich; ich dachte gerade nach New-York zu reisen, wo ich Geschäfte habe. Jetzt kann ich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Um vier Uhr, vergessen Sie nicht.“

Ich ging in meine Privatwohnung, wo ich meine Hauswirthin dadurch in großes Erstaunen versetzte, daß ich ihrem Töchterchen einen nagelneuen Dollar für ihre Sparbüchse schenkte, und der guten Frau zugleich sagte, daß ich für einige Tage verreisen und ihr wegen meinen Zimmern schreiben würde. Darauf begab ich mich mit müden Schritten in mein Geschäftslocal. Ich theilte meinem Buchhalter mit, daß er in Kurzem einen anderen Principal haben und ich ihn schon am Nachmittage mit demselben bekannt machen würde. Nachdem dies Alles geschehen, verließ mich der letzte Rest von Kraft; ich stützte den Kopf auf die Hände und versank in eine Art stumpfsinniger Betäubung.

Ich wurde daraus durch einen großen schwarzbärtigen Mann aufgestört, der wie ein Flußschiffer gekleidet war.

„Um Vergebung, Herr; Ihr Name ist Reidel — Ernst Reidel?“

„Ja; was wünschen Sie?“

„Ich bin so frei, es g'rad heraus zu sagen,“ — dabei trat er dicht an mich heran, — „ich habe von Ihrer Sache gehört.“

„So! Wie denn?“

„Ich war im Geschäftszimmer Ihres Rechtsconsulenten und hörte Alles, was Sie in seinem Privatcabinet mit ihm besprochen. Die Zimmerleute hier zu Lande machen die Holzwände so dünn, Gott sei's geklagt! und nehmen so grünes Holz dazu! Wenn das eintrocknet, giebt es Risse so dick wie mein Daumen, und da habe ich nicht nur Alles gehört, sondern Sie auch gesehen.“

„Nun, und was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Ich will Ihnen nur einen nützlichen Wink geben, der Ihnen aus der Klemme helfen kann. Heute um vier Uhr werden Sie zehntausend Dollars in baarer Münze empfangen?“

„Ja.“

„Ich an Ihrer Stelle wüßte, was ich thun würde; ich würde —.“

„Was?“ unterbrach ich den mir geheimnißvoll ins Ohr geflüsterten Satz.

„Durchbrennen.“

Entfliehen! Das Wort elektrisirte mich, ich war nicht länger müde und muthlos. Ja, ich wollte entfliehen. Ich sprang auf und schüttelte dem fremden Manne die Hand.

„Großer Gott! Daran hätte ich noch gar nicht gedacht!“ rief ich.

„Es schien mir so, nach dem zu urtheilen, was Sie dem Rechtsconsulenten sagten; aber in Texas oder Oregon werden Sie völlig sicher sein. Sie müssen auf der Stelle abreisen. Ich werde Ihnen einen Brief an einen Bruder von mir in der Grafschaft Minnesota mitgeben, er wird Sie mit allem Nöthigen bekannt machen.“

Ich eilte sogleich in Begleitung meines Rathgebers ins Geschäftslocal meines Anwalts und theilte ihm mein Vorhaben mit.

„Es ist das Beste, was Sie thun können,“ sagte er, „denn obschon Sie unschuldig sind, ist es doch ein großes Risico. Die Jury ist nicht unfehlbar. Aber in Texas, wie dieser gute Mann sagt, wären Sie ganz sicher, über die Geschichte würde Gras wachsen und Sie könnten es wieder zu etwas bringen.“

Ich nahm mir nur so viel Zeit, meinen Koffer zu holen, dann eilte ich mit meinem neuen Freunde an den Bahnhof. Es war halb fünf und der Zug sollte um 4 Uhr 50 Minuten abgehen. So froh war ich über die Aussicht, in Sicherheit zu kommen, daß es mir gar nicht in den Sinn kam zu fragen, aus welchem Grunde dieser Mann ein so warmes Interesse an mir nahm. Im Wartsaal sprach er noch viel über die Vortheile, welche meine Entweichung für mich mit sich brächte, und schließlich sagte er:

„Es wäre viel schwieriger für Sie, wenn Familienbande oder sonstige Umstände Sie verpflichteten, nicht zu gehen.“

„V e r p f l i c h t e t e n, n i c h t z u g e h e n!“ Damit zeigte sich mir die andere Seite meines heimlichen Unternehmens im grellsten Lichte. Mit Blitzesschnelle erkannte ich mein Unrecht, und ich beschloß, es nicht zur Ausführung zu bringen. Ich reichte meinem Begleiter die Hand und sagte:

Digitized by Google

„Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gute Absicht. Ich kann jetzt nicht gehen.

„Nicht gehen! Was in aller Welt hindert Sie? Es wäre ja reine Tollheit! Sie haben Ihr Billet in der Hand und zehn Minuten Vorsprung. Nicht gehen! Wie können Sie nur so vernagelt sein?"

„Ich reise jetzt nicht ab, sage ich Ihnen. Ich gehe in mein Comptoir zurück."

„Aber in des Teufels Namen, warum denn?"

„Weil ich verpflichtet bin nicht zu gehen. In meiner Verwirrung dachte ich nicht gleich daran, aber ich versprach dem Polizeibeamten, der mich zu arretiren kam, daß er mich um fünf Uhr finden würde, und er soll mich finden."

„Sind Sie verrückt? Wer wird einem Polizisten sein Wort halten? Ich hab' es nie gethan und mein Lebtag hörte ich nicht davon."

„Gleichviel, ich gehe in mein Comptoir zurück. Ich möchte nicht, daß irgend ein Mensch sagen könne, er hätte mir getraut und ich hätte ihn absichtlich getäuscht. Ich werde mein Wort halten."

„Ich versichere Sie, es ist Wahnsinn. Sie werden es bereuen. Sie können Ihr Leben darüber verlieren. Bleiben Sie im Wartsaal, wir haben noch sechs Minuten bis zum Einsteigen."

„Nein, ich gehe in mein Comptoir. Der Polizist sagte zu mir: „Ich traue Ihnen, Sie haben mein Renommée in Händen." Darauf versprach ich, um fünf Uhr für ihn bereit zu sein. Reden wir nicht mehr davon. Nichts kann meinen Entschluß ändern, mein Wort zu halten."

„Sie sind thörichter wie ein kleines Kind; doch ich sehe, ich vermag Sie nicht zur Vernunft zu bringen. Aber ich bleibe bei Ihnen, bis ich weiß, was aus Ihnen wird."

„Schon recht; gehen Sie mit mir zurück, wenn Sie wollen. Ich muß Sie ohnedies für Ihre Güte belohnen, doch warum Sie gegen mich so gefällig sind, könnte ich beim besten Willen nicht errathen."

„Ist auch nicht nöthig. Wissen Sie, ich helfe jederzeit einem Nebenmenschen gerne aus der Noth, wenn ich kann."

Wir gingen in mein Geschäftslocal zurück und ich lud meinen Gefährten ein, mir in mein Schreibzimmer zu folgen.

Es schlug fünf Uhr und der Polizeibeamte war noch nicht gekommen.

„Da sehen Sie," sagte mein neuer Freund, „er ist nicht einmal pünktlich. Das macht Sie frei. Es ist Fünf; Sie versprachen bis Fünf zu warten und nicht länger."

Die Versuchung war groß, der Mann schien wirklich Recht zu haben, aber ich wollte nicht meine Selbstachtung auf's Spiel setzen.

„Nein, ich werde noch länger warten," entgegnete ich; „mein Hüter vertraute mir und ich will ihn nicht betrügen. Wenn er kommt, soll er mich finden, und wenn es darüber Mitternacht würde."

Ich setzte mich entschlossen nieder.

„Ich sage Ihnen," versetzte darauf mein Gefährte, „Sie sollen keine Minute länger warten. Sie sind der ehrlichste Mann, der mir seit dreißig Jahren in den Weg gekommen. Nicht Einer unter einer Million würde sich nur einen Strohhalm werth um mich und mein Renommée gekümmert haben. Sie thaten es und es soll Ihr Schade nicht sein."

Während er sprach, riß er seine Perrücke, so wie den falschen Bart weg, und da stand er vor mir, der Polizeibeamte vom Morgen.

Ich wußte kaum, ob ich mich über den Streich ärgern oder mich freuen sollte, nicht in die Falle gegangen zu sein.

„Sehen Sie," hub der Polizist an, „es fiel mir ein, Sie auf die Probe zu stellen, um der Wahrheit etwas näher zu kommen. Jetzt können Sie sicher sein, daß der „spitzfindige Boston", wie ich gewöhnlich genannt werde, zu Ihren Gunsten thun wird, was er irgend kann. Haben Sie ein Waschbecken bei der Hand? Ich kann die braune Schminke nicht ohne Seife und Wasser herunterkriegen."

Er wusch sich, band den Schifferrock, den er übergezogen hatte, in ein Bündel, rief einen Fiaker herbei und fort ging es auf die verhängnißvolle Reise. Im Eisenbahnwagen unterhielten wir uns ganz freundlich mit einander und Boston erzählte mir, auf welche Art die Sache wieder aufgerührt worden war. Smithson hatte nämlich ohne Wissen seiner Angehörigen und vor seiner Abreise nach Europa sein Leben zu Gunsten seines Bruders für eine sehr große Summe versichert und die Police mit anderen Papieren in einer Schatulle eingeschlossen bei seinem Banquier gelassen. Nach seinem Tode hatte des Banquiers erster Commis die Papiere oberflächlich durchgesehen, und da Niemand etwas von der Police gewußt, so war das Document, das zwischen den Pergamentblättern eines anderen Documentes gelegen, seiner nur flüchtigen Aufmerksamkeit entgangen. Erst ein paar Monate vor meiner Arrestation war es aus irgend eine Ursache nöthig geworden, die Papiere nochmals zu durchsuchen; die Police wurde gefunden und der Bruder beanspruchte die Auszahlung der versicherten Summe. Er erhielt von der Assecuranzgesellschaft die Antwort, es läge kein Beweis vor, daß James Smithson sich nicht selbst entleibte; er könnte sich ja über Bord gestürzt haben und in dem Falle hätte die Police ihre Giltigkeit verloren.

„Der Streit zwischen Ihnen und Smithson," fuhr der Polizeibeamte fort, „von dem damals in den Zeitungen ausführlich die Rede gewesen, wurde aus der Vergessenheit gezogen und der Aufruf erlassen, um möglicherweise Näheres zu erfahren. Niemanden war so lange etwas daran gelegen gewesen zu wissen, ob Smithson ermordet wurde oder ob er sich selbst das Leben nahm; erst als es sich um die Summe von fünfzigtausend Dollars handelte, wurde die Frage interessant. Der Bruder ist natürlich ganz bereit, die Hälfte zu opfern, um Zeugen zu erkaufen, durch deren Aussage der Mord bestätigt würde; und da sich mit fünfundzwanzigtausend Dollars gar viel in dem Punkte thun läßt, so werden Sie einen schweren Stand haben. Sie sehen wohl ein, daß es ihm die übrigen fünfundzwanzigtausend einbringt, wenn Sie gehängt werden, und darum wird er das Letztere sehr wünschen."

(Fortsetzung folgt.)

Nahrungswerth des Weines, Bieres und Branntweines.

Von Emil Sommer.

(Schluß.)

Abgesehen davon, daß der mäßige Genuß geistiger Getränke bei Tische, wie wir oben gesehen haben, die sättigende Wirkung der Mahlzeit verlängert, hilft derselbe demnach zugleich auch die Verdauung befördern, und es erklärt sich hieraus die bekannte wohlthuende Wirkung, welche ein das Essen begleiten-

Digitized by Google

des gutes Glas Wein bei den meisten Personen, namentlich bei solchen mit schwachen Verdauungswerkzeugen äußert. Lange Zeit hindurch im Uebermaß angewendet, bewirkt der Alkohol dagegen Magenverhärtung, Verdauungsbeschwerden und in Folge hiervon Störungen in der Blutbildung und gesammten Ernährung.

Eine weitere Nervenwirkung der geistigen Getränke besteht in der durch dieselben hervorgerufenen Beschleunigung der Herzthätigkeit und des Blutkreislaufes, wovon nach reichlicheren Libationen der raschere Puls, die glänzenden Augäpfel und das geröthete und erhitzte Antlitz, als Folge der vollständigeren Füllung der feinen Haargefäße, das beste Zeugniß ablegen. Doch hat hieran nicht blos der Alkohol, sondern auch die denselben meist begleitenden ätherischen Bestandtheile einen wesentlichen Antheil, und Wein und Branntwein bringen daher, wie auch die Erfahrung lehrt, diese Wirkungen in weit höherem Grade hervor, als das Bier, das außer dem flüchtigen Hopfenöl keine Verbindungen dieser Art enthält.

Was nun den eigenthümlichen Zustand des Rausches anbetrifft, welcher als der höchste Grad der durch eine übermäßige Zufuhr von Alkohol im Gehirne hervorgerufenen Störungen, gleichsam als Paroxismus der vorübergehenden Alkoholvergiftung zu betrachten ist, so können wir hier von einer Schilderung der dabei auftretenden, höchst merkwürdigen physiologischen und psychologischen Erscheinungen füglich absehen, da sich leider das häßliche und ekelhafte Bild dieses traurigen und dennoch von so Vielen leidenschaftlich gesuchten Alkoholwahnsinnes nur zu häufig der Beobachtung darbietet. Wir beschränken uns daher darauf, schließlich nur noch einige interessante Momente hervorzuheben, welche in näherer Beziehung zum Zustandekommen sowie zu den Folgen des Rausches, d. h. zu dem sogen. Katzenjammer, stehen. Bekanntlich besteht in dieser Hinsicht zwischen den verschiedenen geistigen Getränken ein sehr großer Unterschied, und namentlich ist es hier der Wein, und insbesondere edeler Wein, welcher sich durch das verhältnißmäßig geringste Maß von übelen Nachwirkungen auszeichnet, indem derselbe offenbar in den übrigen außer dem Alkohol in ihm enthaltenen Bestandtheilen, wie verschiedenen Aetherarten, Säuren und Salzen, welche letztere namentlich eine vermehrte Ausscheidung hervorrufen, eine Summe von Bedingungen in sich vereinigt, welche die Intensität und Dauer der Alkoholnarkose vermindern und das gestörte Gleichgewicht im Nervenleben rascher wiederherstellen. Der Katzenjammer, welcher dem Weinrausche folgt, ist daher erfahrungsgemäß stets gelinder und kürzer als derjenige, den die Berauschung durch Bier hinterläßt, das jene reparirenden Bedingungen in weit geringerem Maße enthält, während dagegen die schädlichen Nachwirkungen des Branntweines, welcher am meisten (40 bis 50 Procent) Alkohol enthält, aber sehr arm an sonstigen Bestandtheilen ist, den höchsten Grad erreichen. In diesem Verhältnisse liegt für uns zugleich der Grund und die Erklärung einer bekannten commerciellen Thatsache. Obgleich nämlich der Alkohol das eigentlich wesentliche und charakteristische Princip der geistigen Getränke bildet, so richtet sich dennoch der Handelswerth der letzteren im allgemeinen nicht nach ihrem Reichthum an Alkohol, sondern eben nach ihrem Gehalte an jenen, die übele Nachwirkung ausgleichenden Nebenbestandtheilen, wofür namentlich eine Vergleichung des Preises und der chemischen Analyse von Rheinweinen mit dem Preise und der Zusammensetzung anderer Weine ein überzeugendes Argument liefert.

Neben der inneren chemischen Constitution hängt aber außerdem der Eintritt, die Dauer und der Grad der durch den Alkohol bewirkten Berauschung auch noch sehr wesentlich von bestimmten äußeren Verhältnissen ab, unter welchen die Temperatur, die Dichtigkeit und der Druck der umgebenden Luft den ersten Platz einnehmen. Bekanntlich ist der Alkohol eine sehr leichtflüchtige Flüssigkeit und es verdunstet deshalb nach dem Genusse desselben in Folge der thierischen Wärme stets eine gewisse Menge davon aus dem Blute durch Haut und Lungen, wovon sich Jeder leicht überzeugen kann, wenn er so glücklich ist, im Gespräche von dem lieblich duftenden Athem eines gewohnheitsmäßigen Wein- oder Schnapstrinkers angehaucht zu werden. Aber auch nach mäßigem Genusse läßt sich diese durch die Luftwege hindurch stattfindende Verdampfung des Alkohols an dem Hauche des Athems mit Hilfe des Geruchsorgans leicht erkennen. Nach dem eben Gesagten ist nun klar, daß ein geistiges Getränk seine Wirkung auf das Nervensystem um so langsamer und schwächer äußern wird, je mehr von dem aufgenommenen Alkohol auf dem bezeichneten Wege wieder aus dem Körper entweicht, und da es ferner eine bekannte physikalische Thatsache ist, daß alle Flüssigkeiten um so rascher und reichlicher verdunsten, je höher die Temperatur und je geringer die Dichtigkeit und der Druck der Luft ist, so folgt hieraus, daß die durch Spirituosen bewirkte Berauschung in warmer und dünner Luft sowie auf bedeutenden Anhöhen nicht so rasch und leicht eintritt und kürzer andauert, als in kalter, dicker und schwerer Luft sowie in Niederungen, wo der Luftdruck natürlich ein größerer ist, als auf hohen Gebirgen. Von großem Interesse sind in dieser Beziehung die Beobachtungen, welche man in der neuesten Zeit hierüber auf den bewohnten Hochplateaux der Cordilleren in Südamerika gesammelt hat, wo die Dichtigkeit und der Druck der Luft wegen der überaus hohen Lage schon beträchtlich geringer ist, und wo daher die Verdunstung und Verdampfung weit rascher und leichter vor sich geht, so zwar, daß z. B. das Sieden und die Verdampfung des Wassers daselbst schon bei 74° bis 76° R., statt wie in dem Tieflande erst bei 80°, eintritt. Personen, welche sonst für die aufregende Wirkung geistiger Getränke sehr empfänglich sind, können hier in einer Höhe von 10,000 bis 12,000 Fuß ganz erstaunliche Mengen Branntwein ertragen, ohne dadurch nur im mindesten afficirt zu werden. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Weine. In den bekannten hochgelegenen Bergstädten Cerro de Pasco, La Paz, San Luis de Potosi (12,000 Fuß über der Meeresfläche) u. a. trinkt man ohne irgend welche aufregende Wirkung Madeira und andere starke Weine in Quantitäten, welche bei uns im Tieflande und folglich unter höherem Luftdrucke unvermeidlich einen heftigen Rausch hervorbringen würden.

Um daher auf jenen hochgelegenen Punkten von geistigen Getränken einige Wirkung zu erzielen, ist man genöthigt, die Dosis derselben auf einen Grad zu steigern, welcher nicht selten die verderblichsten Folgen für Gesundheit und Leben nach sich zieht. So berichtet z. B. der Reisende Pöppig von Engländern, welche des Bergbaues wegen nach Cerro de Pasco gekommen waren und wegen des daselbst herrschenden strengen und kalten Gebirgsklima's ihre Zuflucht zu starken geistigen Getränken nahmen, ohne jedoch die gewünschte und erwartete Wirkung zu erreichen. In der Meinung, daß die angewendeten Spirituosen nicht stark und kräftig genug seien, griffen dieselben daher zu immer größeren Quantitäten und zerrütteten so durch dieses Uebermaß in einer Weise ihr Nervensystem, daß die meisten der Unglücklichen sehr bald ihren Unverstand mit dem Leben bezahlen mußten.

Was nun den Einfluß der Kälte allein auf die Wirkung des Alkohols anbetrifft, so genügt ein einfacher Versuch, um sich von demselben zu überzeugen. Schüttet man z. B. zwei Kaninchen gleich viel und gleich starken Alkohol, hinreichend um die Thiere zu vergiften, ein, und bringt sodann das eine derselben an einen warmen Ofen, das andere dagegen in ein ganz kaltes Zimmer, so erliegt letzteres schon nach kurzer Zeit der Alkoholvergiftung, während ersteres sich in wenigen Stunden wieder erholt.

Soweit meine auf diesem Gebiete allerdings nur sehr beschränkte Praxis mir hierüber zu urtheilen gestattet, so stehen diese Ergebnisse, ebenso wie auch die theoretischen Voraussetzungen vollkommen im Einklange mit den täglichen Erfahrungen. So ist es z. B. unter Zechern eine wohlbekannte Thatsache, daß reichlich genossene geistige Getränke ihre berauschende Wirkung sehr häufig erst dann recht äußern, wenn wir aus dem warmen Zimmer in's Freie und in die kalte Luft hinaustreten, was sich einfach daraus erklärt, daß die in der Wärme durch Haut und Lungen hindurch stattfindende lebhafte Verdunstung

durch die plötzliche Kälte unterdrückt und in Folge dessen der aufgenommene Alkohol im Blute zurückgehalten und hierdurch erst zur vollen Wirkung gebracht wird. Ist die unter diesen Umständen herrschende Kälte eine sehr bedeutende, so können daraus sogar ernste Krankheitserscheinungen resultiren. In der ärztlichen Praxis gehört es deshalb keineswegs zu den seltenen Fällen, daß Personen in strenger Winterkälte schon nach mäßigem, das gewöhnte Quantum kaum überschreitenden Genusse geistiger Getränke von heftigen, schlagflußartigen Zufällen ergriffen werden, ohne daß jedoch bisher die wahre Ursache solcher Anfälle immer richtig erkannt und verstanden wurde. Nach diesen Thatsachen muß es daher als sehr unklug und unzweckmäßig bezeichnet werden, im Winter nach copiösen Libationen die Nacht in einem kalten, ungeheizten Zimmer zuzubringen, oder noch einen bedeutenden Weg bei strenger Kälte (besonders zu Wagen) zurückzulegen, indem hierdurch die Wirkung der genossenen Spirituosen jedenfalls erhöht und verlängert wird, während dagegen eine Bergpartie, in Folge des damit verbundenen längeren Aufenthaltes in dünnerer Luft, eher dazu geeignet sein dürfte, die grausigen Schrecken des Katzenjammers in etwas zu beschwören.

Als besonders beherzigenswerthe Nutzanwendung ergiebt sich ferner aus dem Voranstehenden die heilsame Lehre, daß, wer sich gerne lege artis und ohne Lebensgefahr ein Räuschlein zu holen wünscht, am besten thut, dieses Experiment in Anbetracht der eben herrschenden, für solches Beginnen wenig günstigen Eistemperatur auf bessere Zeiten, etwa auf die nächsten Hundstage zu verschieben, sowie man andererseits daraus ersieht, daß die Wissenschaft Allem, selbst dem noch so unwissenschaftlichsten Rausche, eine interessante und belehrende Seite abzugewinnen weiß.

Mannichfaltiges.

— In dem höchst seltenen Alter von 109 Jahren starb vor Kurzem in Wolitzi (Schlesien) der dortige Grundbesitzer Johann v. Lembiski — der letzte Gardist der im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts errichteten, bald darauf jedoch wieder aufgelösten adeligen galizischen Leibgarde. Der Verstorbene, ein Sprößling eines berühmten polnischen Adelsgeschlechtes, war bis zu seinem Lebensende im vollständigen Besitze seiner Sinne; sein Auge war noch so kräftig, daß er täglich eine polnische Zeitschrift vom Anfang bis Ende durchlas. Er machte die österreichischen Feldzüge in den Jahren 1788 bis 1789 mit und zeichnete sich bei der Eroberung Belgrads besonders aus. Im Jahre 1759 geboren, lebte er unter sechs österreichischen Regenten: Maria Theresia, Joseph II., Leopold II., Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph I. Der Verstorbene hinterläßt aus zwei Ehen nicht weniger als 117 lebende Nachkommen, von welchen der größte Theil bei dem Leichenbegängnisse anwesend war.

— In den Blättern war wiederholt die Rede von dem großen in Antwerpen durch die Erben de Buck's gegen die Jesuiten angestrengten Erbschleichungsproceß. Die Jünger Loyola's haben nun, wie dem „Frankfurter Journal" aus Brüssel geschrieben wird, aus der Noth eine Tugend gemacht und auf dem Vergleichswege das ganze auf 800,000 Francs sich belaufende Vermächtniß de Buck's den Erben herausgegeben, um der durch die Kläger beantragten und wahrscheinlich durch die Gerichte schließlich decretirten gerichtlichen Untersuchung zu entgehen. Die Jesuiten zogen es vor, ihre Beute fahren zu lassen, als ihr Gebahren der Welt offen gelegt zu sehen. Das Aufsehen, das diese Geschichte macht, ist unbeschreiblich. Der Ausgang dieses seit länger als zwei Jahren bereits sich hinziehenden Processes macht den drei Advocaten, den Herren Paul Janson, Robert und de Linge, alle Ehre, denn nur ihren angestrengten Bemühungen und einem mit merkwürdigem Scharfsinne und unermüdlicher Geduld verfolgten Studium dieser anfangs sehr dunkel und verworren liegenden Streitfrage verdanken die Erben de Buck's das unverhoffte Glück, jetzt als lachende Erben den Jesuiten ein Schnippchen schlagen zu können. Wie verlautet, erhält jeder der drei Advocaten ein Honorar von 50,000 Francs.

— Der neue Boulevard, welcher über den Kirchhof Montmartre gehen soll, wird auch das Grab des großen Demokraten Godefroy Cavaignac, Bruder des Generals und ehemaligen Chefs der Executivgewalt, beseitigen. Dies erkläre, meinen die Pariser, am Ende, weshalb man so sehr auf der Ausführung des Projectes des Herrn Haußmann bestehe.

— Der König von Preußen hat der Stadt Paris seine Portraitbüste zum Geschenk gemacht. Diese über lebensgroße Marmorbüste ist ein Werk des Bildhauers Robert Cauer in Kreuznach und wird sehr gerühmt. König Ludwig I. von Bayern hat der Stadt Paris die Portraitbüste des verstorbenen Königs Maximilians II. von Bayern geschenkt. Beide Büsten werden im Hotel de ville in einem der großen Säle aufgestellt werden, in welchem man die Bildnisse aller der Fürsten zu versammeln beabsichtigt, welche das Hotel de ville mit ihrem Besuche beehrt haben.

— Glaßbrenners „Montags-Zeitung" schreibt: „Es heißt, Hr. Niemann habe sich eiligst nach Petersburg begeben. Wie wir aus sicherer Quelle wissen, hat Frau Niemann-Seebach, vor einigen Tagen zu diesem Zwecke in Berlin eingetroffen, die Ehescheidungsklage gegen ihren Gatten eingeleitet."

— Das durch den Erdsturz in Neapel verursachte Unglück stellt sich viel bedeutender heraus, als man anfangs besorgte. Bereits sind ungefähr 70 Leichen ausgegraben, und man fürchtet, daß die Zahl der Verschütteten noch größer sei. Leider stellen sich auch den Ausgrabungen ernstliche Hindernisse entgegen, weil der Einsturz anderer Theile des Berges droht. Mehrere Häuser sind noch in Gefahr.

— In Petersburg stieg Ende Januar die Kälte auf 32, in Moskau gar auf 36 Grad. Das Ministerium der Volksaufklärung erließ, wie die deutsche „Petersburger Zeitung" schreibt, eine Vorschrift, daß bei einer Kälte von über 15 Grad sämmtliche Lehranstalten zu schließen seien. Freilich kam dieser Befehl erst etwas spät, nachdem das Quecksilber bereits auf 20 Grad gestiegen war, in die Oeffentlichkeit. In der That soll ein auf der Wiborger Seite wohnendes Elternpaar den Tod zweier Kinder beklagen, welche eine Anstalt diesseits der Newa besuchten.

— Roebeling, der bekannte Baumeister der Hängebrücke über den Niagara, hat sich nach Jowa auf's Land zurückgezogen, um in der Zurückgezogenheit sich dem Ackerbau zu widmen. Sein Gütchen dort besitzt ein Areal von 23,000 Acres.

Räthsel.

Wer möchte glauben, daß ich existire?
Ich schein' das Gegentheil von dem, was ist;
Denn wo ich bin, da wird der Stoff vermißt,
Der haltlos schwindet, wenn ich ihn berühre.
Ein Kind der Alles schaffenden Natur
Bin ich der Mutter gleich, oft staunenswerth,
Ich habe manchen Waller schon bethört
Und ihn verschlungen ohne jede Spur.
Allein gefährlich, werthlos wie ich scheine,
Bin ich doch oft in glänzender Umgebung
Und wirke mit, der Industrie zur Hebung,
Indem ich Gegentheil'ges mir vereine.
Ja, frage den Erbauer von Maschinen,
Den Fertiger von künstlichem Geräthe,
Was er mit hundert andern Dingen thäte,
Müßt' ich als Mittel nicht zum Zweck ihm dienen?

Δ

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 15: 20,000 fl.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 19.

Das Gebetbuch meiner Frau.

(Fortsetzung.)

Entsetzen ergriff mich. Der Polizeibeamte sprach von der Sache, als ob es sich nicht um Schuld und Unschuld, sondern nur um Geldgewinn und Bestechung handelte. Es war in der That eine fürchterliche Lage, zu wissen, daß man einen schimpflichen Tod erleiden solle, nur damit ein Anderer ein Vermögen bekommt. Ich brauche wohl nicht die verschiedenen präliminären Formalitäten zu detailliren, mit denen die blinde Gerechtigkeit ihr Opfer der letzten Feuerprobe, dem Verhör im öffentlichen Gerichtssaale, zuführt. Ich hatte zwei Monate zu warten, ehe der Tag der Schwurgerichtssitzung kam und alle Zeugenschaft, die ich zu meiner Entlastung beibringen konnte, hatte so gut wie gar keine Bedeutung. Andererseits gravirte mich die stattgehabte Rauferei, sowie ganz besonders das Zeugniß zweier Matrosen, welche ausgesagt hatten, daß sie mit eigenen Augen gesehen, wie ich mit dem Ermordeten nach dem Vordertheil des Schiffes gegangen wäre, ihm dort einen Schlag mit dem Pflock versetzt und ihn dann über Bord geworfen hätte. Ihr damaliges Schweigen motivirten sie mit der Abneigung, in die Geschichte verwickelt zu werden, und später wären sie außer Landes gewesen; erst als sie die Zeitungsannonce gelesen, wäre es ihnen in den Sinn gekommen, ihre Aussage abzugeben. Welche Hoffnung blieb mir solchen Zeugen gegenüber? Der Capitain und der Aufwärter waren verschollen oder todt, und die zwei Teufel hatten, von der hohen Belohnung verlockt, das schmachvolle Mährchen ersonnen. Es war klar, daß ich auf alle Fälle der Geldgier geopfert werden sollte. Der Tag des öffentlichen Verhörs erschien. Zwei Gefangenwärter führten mich in den Saal. Die anwesenden Advocaten plauderten und lachten; die Geschworenen wurden aufgerufen und antworteten auf ihre Namen. Der Präsident nahm seinen Platz ein und nickte hier und dort einem Bekannten zu. Sein Haar war mehr ergraut als das der übrigen Richter, sonst unterschied er sich in nichts von ihnen. Die Zuschauergalerie war gedrängt voll mit gutgekleideten Männern und modischen Frauen, welche sich von dem Schauspiel eine Art moralischen Stiergefechtes versprachen. Der Staatsanwalt hielt seine Rede, in welcher er mit markirter Umständlichkeit bei meinem Streit mit Smithson verweilte und dann seine Zeugen aufrief. Der Kajütenjunge und der erste Steuermann erzählten die Geschichte der Rauferei; der zweite Steuermann berichtete, wie er den Verstorbenen spät Abends allein auf dem Verdeck gesehen habe; dann kamen die zwei erwähnten Zeugen.

„Ich trage darauf an," sagte mein Vertheidiger, „daß einer der Zeugen aus dem Saale geführt werde, während der andere verhört wird."

Der erste Zeuge wurde aufgerufen und befragt. Ich erinnerte mich seines Gesichtes, das war Alles. Er sagte, daß er an dem Abend die Schiffswacht gehabt und bald nach „acht Glasen" gehört hätte, wie zwei Männer auf's Verdeck kamen. Sie stritten mit einander; an den Stimmen erkannte er den Verstorbenen und den Angeklagten. Er war hinter dem Segel, das über das Vordertheil gespannt war, so daß er nicht so leicht bemerkt werden konnte. Das Gezänk dauerte noch ein paar Minuten, worauf der Angeklagte den Taupflock unter seinem Rocke hervorzog, dem Verstorbenen einen Schlag auf den Kopf versetzte und ihn dann heftig stieß, so daß er über Bord fiel. Der Zeuge hatte keinen Lärm gemacht, weil er vor Entsetzen wie gelähmt gewesen; gleich darauf trat der zweite Zeuge, der den Mord ebenfalls mitangesehen, zu ihm und hieß ihn die Sache geheim halten; der Deutsche würde sie für ihr Schweigen gut bezahlen, wenn sie ihm sagten, wie sie Alles gesehen. Er — der erste Zeuge — hatte dem Capitain Anzeige machen wollen, aber sein Kamerad, Patrick Murphy, rieth ihm ab. Er sagte, er würde nur Unannehmlichkeiten dabei haben, vielleicht als Zeuge eingesperrt werden und keinen Dank für seine Mühe ernten. Das war Alles, was er zu sagen hatte. Nach nochmaliger Ueberlegung waren sie auch dem Deutschen gegenüber still geblieben, sie hatten es doch für unrecht gehalten, mit der Kenntniß seines Geheimnisses Geld von ihm zu erpressen. Mein Vertheidiger erhob sich darauf und fragte, wie es käme, daß er mit solcher Gewißheit behaupten könne, ich sei die andere Person gewesen. „Wegen der Stimme," lautete die Antwort, „und besonders weil es Vollmond war und das Licht dem Deutschen hell ins Gesicht schien. Ganz gewiß war es der Angeklagte."

Der zweite Zeuge, Patrick Murphy, wurde jetzt vorgeführt. Er war ein blasser rothhaariger Mensch mit kleinen entzündeten Augen, breitem Munde und einer Nase von jener unangenehmen Form, welche vermuthen ließ, daß dieser wichtige Theil des menschlichen Gesichtes einmal durch ein scharfes Instrument querüber in zwei Theile getrennt worden und nur unvollkommen wieder geheilt war. Seine Aussage stimmte mit der des ersten Zeugen, Phelim O'Curra, genau überein. Alles hatte auf dem Schiffe geschlafen bis auf ihn und Murphy; er hätte Smithson und den Angeklagten herbeikommen und streiten hören; Smithson wäre von dem Deutschen mit dem messingenen Pflock erschlagen und über Bord geworfen worden. Er hatte mit O'Curra verabredet zu schweigen.

„Hattet Ihr die Absicht, mit der Kenntniß des Vorgefallenen Geld von dem Angeklagten zu erpressen?"

„Ja, Anfangs. Smithson ging mich nichts an."

„Und keine Rücksicht auf Gerechtigkeit bewog Euch, bei den Behörden die Anzeige zu machen?"

„Nein. Was kümmert mich die Gerechtigkeit? Wenn wir den Mund aufgemacht hätten, so würden wir während der ganzen übrigen Reise streng beaufsichtigt worden sein, und anstatt nachher am Lande unseren Spaß zu haben, hätten wir uns nur immer in den Gerichtssaal commandiren lassen müssen. Wenn die Gerechtigkeit mich braucht, so muß sie mich bezahlen."

„Und während zehn Jahren habt Ihr über die Sache geschwiegen?"

„Ja. Der Angeklagte kam mir aus den Augen und ich dachte auch nicht mehr viel an den Mord, denn ich war seitdem im Süden, an der Goldküste, wo es für kein so großes Unrecht gilt, einem Anderen den Garaus zu machen."

„Weshalb habt Ihr Euch jetzt gemeldet?“

„Ich las die Annonce und dachte: Das ist nicht so übel; die Tausend Dollars kann ich schon verdienen. Die Gerechtigkeit benimmt sich diesmal anständig.“

„Wem machtet Ihr die erste Anzeige?“

„Mr. Sharper, wie es in der Zeitung stand. Er versprach mir, daß ich und mein Kamerad das Doppelte haben sollten, wenn der Gefangene gehängt würde; und ich wünsche, er würde gehängt.“

Rufe des Unwillens machten sich von verschiedenen Seiten laut. Die Gerichtsdiener geboten Stille.

„Noch eine Frage,“ sagte mein Vertheidiger. „Ihr wißt, daß Ihr geschworen habt, die Wahrheit zu sagen; könnt Ihr bei Euerem Eid mit Bestimmtheit behaupten, daß der Gefangene derselbe Mann war, der den Verstorbenen erschlug und über Bord warf?“

„Das kann ich, denn ich sah sein Gesicht im hellen Mondlicht. Es war Vollmond und eine klare Nacht.“

„Ihr könnt abtreten.“

„Die Zeugen bleiben in der Nähe, bis die Sitzung beendet ist,“ gebot der Präsident.

Der Anwalt des Klägers repetirte darauf den Fall. Er zählte die Thatsachen auf und gab nochmals eine genaue Schilderung des unseligen Streites am Bord des Schiffes; er schrieb die That keiner vorbedachten Bosheit, sondern der Einwirkung augenblicklicher Aufregung und der Erinnerung an den früheren Streit zu; endlich schloß er mit der pathetischen Bitte an die Geschworenen, zu bedenken, daß, obschon zehn lange Jahre verflossen und die Gebeine des Opfers von den Strömungen des Oceans an entfernte Küsten geworfen wären, — obschon der dunkele Schleier der Vergessenheit sich über das Verbrechen gebreitet zu haben scheine, — dennoch die Thatsachen so klar und die Beweise so unumstößlich vorlägen, als ob der Gemordete eben erst von den Wellen verschlungen worden wäre und seine im Todeskampf geballten Hände sich gen Himmel strecken, in stillem Gebet um Rache für die feige grausame That.

Er setzte sich und beinahe fühlte ich mich selbst schuldig. Alle diese Vorgänge hatten meine Sinne so verwirrt, daß ich mich unwillkürlich fragte, ob ich denn nicht in einem Anfall von Wahnsinn wirklich den Mord begangen habe. Mein Vertheidiger seinerseits erhob sich und sagte, was nur immer zu sagen war. Er sprach von dem langen, so unvollkommen motivirten Stillschweigen, von dem zweifelhaften Charakter der Belastungszeugen, von meinem unbescholtenen Ruf; und namentlich legte er auf den Umstand Gewicht, daß die Enthüllung in Folge der ausgebotenen hohen Belohnung stattgefunden. Er ersuchte die Jury, sich daran zu erinnern, wie schon manchmal bei ähnlicher Verlockung ein Zeugniß abgelegt wurde, das sich später als falsch erwiesen. Wie gesagt, er that was er konnte, aber ich sah doch, noch ehe der Präsident sprach, daß keine Hoffnung für mich übrig sei.

Der Präsident gab das Resumé in gemäßigtem Tone, ohne alle Leidenschaftlichkeit, bis er dahin gelangte, der langen Zeit zu erwähnen, die seit der Verübung der That verflossen; dann aber sprach er, gewissermaßen von meines gegnerischen Anwaltes Wärme angesteckt, von der Unmöglichkeit der Geheimhaltung eines Verbrechens und pries in begeisterten Ausdrücken die Institutionen eines Landes, in welchem die Gerechtigkeit so sicher wäre, des Schuldigen habhaft zu werden. Ich hörte dies Alles wie im Traum. Erst als er schwieg und die Geschworenen sich zur Berathung zurückzogen, gelangte ich wieder zu dem Bewußtsein meiner verzweiflungsvollen Lage. Mechanisch blickte ich in die Höhe, wie wenn ich Rettung von oben erflehen wollte, und dabei begegneten meine Blicke denen eines wunderschönen Mädchens, das mich mit dem unverkennbarsten Interesse betrachtete. Sie saß auf der Galerie, gerade über dem Sitze des Präsidenten. Deutlich glaubte ich zu unterscheiden, daß sie Thränen in den Augen hatte. So wie sie gewahrte, daß ich sie unverwandt anstarrte, drehte sie ein wenig den Kopf. Diese stille Theilnahme that mir unendlich wohl. Nach einer Weile fiel es mir auf, daß sie zusammenzuckte, erblaßte und mit der Hand nach der Brüstung griff, wie um sich zu halten. Dann riß sie buchstäblich die Handschuhe von den Händen, zog ein Notizbüchelchen und ein Buch, das einem Gebetbuch glich, aus der Tasche, stützte sich auf die Brüstung und begann mit Bleistift zu schreiben. Es war, wie wenn sie rechnete und Zahlen um Zahlen niederschrieb. Nahezu eine Viertelstunde blieb sie auf diese Art beschäftigt, worauf sie das Notizbuch und den Bleistift bei Seite legte und wieder zu mir hinuntersah. Diesmal lächelte sie freudig und mit einer Bewegung ihrer Lippen rief sie mir kaum hörbar die Worte zu: „Hoffen Sie!“

Gleich nachher bahnte sie sich mit Mühe ihren Weg durch die dichtgedrängte Menge, welche auf der Zuschauergalerie plauderte, scherzte und Erfrischungen genoß, als ob mein Verhör eigens des öffentlichen Amüsements halber stattgefunden. Das junge Mädchen trat in den Saal, sagte etwas zu einem Gerichtsdiener und wurde dann zu meinem Vertheidiger geführt. Sie redete den Letzteren an und zeigte ihm ein Blatt ihres Notizbuches sowie das andere Buch. Er schien ganz entsetzt, und laut genug, daß ich es hören konnte, sagte er:

„Mein Gott, wie konnte ich das vergessen! Mein liebes Fräulein, setzen Sie sich.“

Der Zwischenfall erregte allgemeine Aufmerksamkeit, die sich noch verstärkte, als ein Gerichtsdiener nach dem Präsidenten geschickt wurde, der auch bald erschien. Der Ruf „Stille!“ ertönte von Neuem.

„Euer Ehren,“ sagte mein Anwalt, „ich habe zu einem ungewöhnlichen Verfahren gegriffen, weil ich in diesem Augenblick von einer Zeugin, welche ich gleich verhören möchte, eine Mittheilung empfing, die für meinen beklagenswerthen Clienten, den Gefangenen vor den Schranken, von der höchsten Bedeutung ist; und ich bitte Euer Ehren, die Geschworenen zurückzurufen, damit sie die Aussage der Zeugin mitanhören können.“

„Das ist wirklich ein ungewöhnliches Verfahren,“ erwiderte bedenklich der Präsident.

„Ich gebe es zu, Euer Ehren, aber die Umstände sind auch ungewöhnlich. Ich kann nur versichern, daß die Aussage dieser Zeugin die Ansicht über den Fall ändern dürfte. Wenn es nicht gegen die Gebote der professionellen Etiquette wäre, so würde ich mein Ehrenwort geben, daß dem so ist; aber ich bitte inständigst um geneigte Berücksichtigung meines Gesuches.“

„Ich will mit einigen Collegen Rücksprache nehmen,“ sagte der Richter und verließ den Saal.

(Schluß folgt.)

Die Meteorologie und die Landwirthschaft.

Auf Anregung des berühmten Physikers, Professor Dove in Berlin, breitete sich über ganz Deutschland ein Netz von

Digitized by Google

meteorologischen Stationen aus, deren nördlichste Memel und deren südlichste Friedrichshafen am Bodensee ist.*) Auf diesen Stationen werden täglich mehrmals Beobachtungen des Thermometers, Barometers, der Windrichtung, der Regenmenge gemacht. Das vieljährige Beobachtungsmaterial dieser Stationen in Verbindung mit dem der Stationen des Auslandes hat nun zu interessanten allgemeinen Ergebnissen geführt, von denen mehrere für die Landwirthschaft nicht ohne Wichtigkeit sind; nur letztere sollen hier besprochen werden.

Was zunächst die Wärmeverhältnisse des Bodens anbelangt, so sind diese von verschiedenen Umständen abhängig. Je senkrechter die Sonnenstrahlen auf eine Fläche fallen, um so mehr werden diese absorbirt, um so wärmer wird die Fläche. Unter sonst gleichen Umständen wird eine geschwärzte Fläche bedeutend wärmer als eine weiße. Ein in dieser Beziehung angestellter Versuch ergab, daß die Temperatur eines weißen Kalkbodens durch die Wirkung der Sonnenstrahlen auf 17 ° sich erhob, und daß sie auf 25 ° stieg, als man diesen Kalkboden mit Ruß schwärzte. Weiterhin kommt in Betracht die Wärmecapacität des Bodens und sein Gehalt an absorbirtem Wasser. Je mehr Wasser die Ackerkrume enthält, um so langsamer wird sie sich erwärmen.

Die Temperaturverhältnisse des Bodens sind ferner abhängig von der Ausstrahlung der Wärme. Der Boden strahlt des Nachts bei unbewölktem Himmel Wärme in den leeren Raum aus. Eine schwarze Fläche strahlt ihre Wärme viel rascher aus als eine weiße. Auf den schwarz-weißen preußischen Wegweisern findet man des Morgens die schwarzen Theile mit Thau bedeckt, die weißen nicht oder in viel geringerem Grade. Die Ausstrahlung ist um so größer, je größer die Oberfläche des Körpers ist. Die blätterreichen, demnach mit großen Oberflächen versehenen Pflanzen erkalten durch Ausstrahlung mehr als der Boden ohne Vegetation. Daher bedecken sich die Blätter viel eher mit Thau als der Boden selbst. Von einigem Einfluß ist ferner bei der Ausstrahlung die Wärmecapacität und der Wassergehalt des Bodens.

Die Temperatur des Bodens sowohl wie die der Luft hat ein tägliches Maximum und Minimum. Das erste fällt zwischen 1 und 3 Uhr des Nachmittags, das zweite nicht etwa um Mitternacht, sondern kurz vor Sonnenaufgang. Das Maximum bei Tage ist nämlich bedingt durch den höchsten Stand der Sonne; das Minimum bei Nacht dagegen durch die Zeitdauer der Ausstrahlung. Das Maximum der Bodentemperatur ist bedeutend höher als das Maximum der Lufttemperatur, entsprechend liegt das Minimum der Bodentemperatur niedriger als das der Lufttemperatur. Das Temperaturminimum des Bodens wurde in einzelnen Beobachtungen um 5—10 ° C. niedriger gefunden als das Temperaturminimum der Luft zu derselben Zeit.

Das bisher Gesagte gilt nur für die oberste Bodenschicht. Im Inneren des Bodens sind die Verhältnisse andere. In verschiedener Bodentiefe beobachtet man eine verschiedene Temperatur und diese wechselt mit der Jahreszeit. Dieser Temperaturwechsel je nach der Jahreszeit findet jedoch nur statt bis zu einer Bodentiefe von 100 Fuß; in dieser Tiefe wird die Bodentemperatur nicht mehr von der Jahreszeit beeinflußt, sie ist im Sommer und Winter dieselbe; in der obersten Erdschicht dagegen beträgt der Unterschied der Temperatur zwischen dem kältesten und wärmsten Monat für Berlin 14 ° R., in 1 Fuß Tiefe 13 °, in 2 Fuß Tiefe 11 °, in 3 Fuß Tiefe 9 °, in 5' Tiefe 8 °, in 24' Tiefe nur noch ½ °. Im Winter nimmt die Bodentemperatur von der Erdoberfläche nach der Tiefe zu; im Sommer sind umgekehrt die obersten Bodenschichten wärmer als die tieferen. Es giebt ferner zwei Zeiten im Jahre, in welchen die Temperatur der oberen und tieferen Bodenschichten überall dieselbe ist. Die Temperatur des Bodens in verschiedener Tiefe wird in der Weise beobachtet, daß man Quecksilberthermometer eingräbt, deren Dimensionen so gewählt sind, daß das Quecksilberniveau über der Erdoberfläche hervorragt. Solche Thermometer werden von J. G. Greiner in Berlin in ausgezeichneter Weise verfertigt.

*) In der Pfalz befinden sich zwei meteorologische Stationen; eine in Dürkheim, die mit dem preußischen Netz in Verbindung steht, die andere in Johanneskreuz, die auf Anordnung des Staatsministeriums zu forstlichen Zwecken errichtet wurde.

Es wurde oben bemerkt, daß der Thau eine Folge der Ausstrahlung sei. Wenn nämlich ein Körper durch Ausstrahlung erkaltet, so sinkt die Temperatur der den Körper unmittelbar berührenden Lufttheilchen ebenfalls, und zwar kann diese Erkaltung so weit gehen, daß der in dieser Luftschicht enthaltene Wasserdampf bei der niedrigen Temperatur sich nicht mehr in gasförmigem Zustande erhalten kann und zu tropfbarflüssigem Wasser condensirt wird. Sinkt die Temperatur des durch Ausstrahlung erkaltenden Körpers unter den Gefrierpunkt, so entsteht anstatt dem Thau der Reif. Der Wasserdampf geht hier direct aus dem gasförmigen Aggregatzustand in den festen über, ohne zuvor flüssig zu werden. Der Reif ist demnach sublimirter Wasserdampf.

Wenn man in einiger Höhe über der Pflanze eine Leinwanddecke ausspannt, so verhindert diese die Ausstrahlung. Die Pflanze wird in diesem Falle nicht bethaut oder bereift. Die Luft kann ungehindert unter der Leinwanddecke die Pflanze bespülen, es ist demnach nicht etwa kalter Wind, der den Thau und Reif erzeugt. Pflanzen, die unter großen Bäumen wachsen, werden deshalb ebenfalls nicht bethaut und bereift. Was die Leinwanddecke im Kleinen ist, das sind die Wolken im Großen; sie sind ein Schirm, der die Ausstrahlung der Wärme in den Weltenraum verhindert. In bewölkten Nächten wird man niemals Thau oder Reif beobachten. Das Volk schreibt die Nachtfröste dem Mondlicht zu, daran ist in sofern etwas Richtiges, als man nur bei unbewölktem Himmel den Mond sieht und als nur bei unbewölktem Himmel Erkaltung durch Ausstrahlung stattfinden kann; im Uebrigen hat der Mond mit den Nachtfrösten nichts zu thun.

Man kann nun aber eine schützende Decke künstlich hervorbringen, nämlich durch Rauch von feuchtem Heu oder Stroh und man kann dadurch die so schädlichen Nachtfröste im Frühjahr und Herbst verhüten. Dabei ist nicht nöthig, die ganze Nacht hindurch Rauch zu machen, sondern nur in den 2—3 Stunden vor Sonnenaufgang, in welchen die Ausstrahlung in stärkstem Maße vor sich geht.

Boussingault, der berühmte französische Chemiker, der zugleich ein trefflicher rationeller Landwirth ist, berichtet: „Die Eingeborenen von Ober-Peru, welche die hohen Flächen von Cosco bewohnen, sind mehr als irgend ein anderes Volk der Gefahr ausgesetzt, ihre Ernten durch die nächtliche Strahlung zu verlieren. Die Inka's hatten vollkommen die Bedingungen festgestellt, unter welchen ein Frost während der Nacht zu besorgen stehe; sie hatten eingesehen, daß es nur friere, wenn der Himmel heiter und die Luft ruhig sei; da sie nun wußten, daß die Anwesenheit von Wolken den Frost verhindere, so geriethen sie auf den Gedanken, ihre Felder durch Erzeugung von gewissermaßen künstlichen Wolken gegen die Kälte der Nächte zu schützen. Ließ die Nacht einen Frost voraussehen, d. h. funkelten die Sterne lebhaft und war die Luft wenig bewegt, so setzten sie feuchtes Stroh oder Dünger in Brand, um Rauch zu erzeugen und damit die Durchsichtigkeit der Atmosphäre zu trüben, von der sie so viel zu fürchten hatten. Man begreift, wie leicht es sein muß, die Durchsichtigkeit einer ruhigen Luft durch Rauch zu trüben; ganz anders würde es sich gestalten, wenn ein Wind wehte, allein dann würde die Maßregel schon an sich überflüssig sein, weil in einer durch Wind bewegten Luft kein Frost durch nächtliche Strahlung zu besorgen steht."

Es giebt nun eine Erscheinung, die mit obiger Erklärung der Nachtfröste als einer Folge der ungehinderten Ausstrahlung der Wärme im Widerspruche zu stehen scheint. Im Herbste beobachtet man am Fuße des Haardtgebirges, daß das Laub der Weinberge in der Ebene viel früher, oft vier Wochen früher, durch Nachtfröste zerstört wird, als bei den Weinbergen

an den Abhängen, die sehr lange ihre frischen grünen Blätter behalten. Warum soll in der Ebene die Ausstrahlung leichter vor sich gehen als an den Abhängen? Die Sache erklärt sich einfach in folgender Weise: Der Bergabhang, indem er in einer unbewölkten Nacht Wärme ausstrahlt, erkaltet; zugleich erkaltet die ihn berührende Luftschicht; dieselbe wird dadurch specifisch schwerer und fließt in Folge dessen den Berg hinab, es entsteht so ein mäßiger Luftzug von der Spitze des Berges nach allen Seiten die Bergabhänge hinab, auf diese Art kommen die Pflanzen beständig mit wärmerer Luft in Berührung, und ihre Erkaltung wird ganz verhindert oder bedeutend verlangsamt. Von diesem Luftzug bergabwärts kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Richtung beobachtet, die der Rauch einer Cigarre in einer sternenhellen Nacht an einem Bergabhange nimmt. In der Ebene dagegen erkaltet der Boden und die Pflanze bei Windstille ohne Hinderniß, indem ein solcher Luftzug nicht entstehen kann. Da ein einziger Nachtfrost oft furchtbare Verheerungen anrichtet, so möchte das oben angegebene Mittel sehr zu empfehlen sein, besonders für die Weinberge in der Ebene.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ueber das Meteor, welches am 30. Januar in Preußen und Polen beobachtet worden ist und einen außerordentlich glänzenden Anblick darbot, treffen von mehreren Seiten nähere Berichte ein. In Warschau und an anderen Orten Polens wurde $2^1/_2$ Minuten nach der Erscheinung in nordöstlicher Richtung ein starker, wiederholter Knall, Donnerschlägen oder Kanonenschüssen ähnlich, vernommen, und die Erklärung dessen geben Berichte aus dem Kreise Pultusk, wo bei Gostkow und Sielce, 10 Meilen NNO., und bei Milosna, 3 Meilen O. von Warschau, Steine, Bruchstücke des Meteors, gesammelt wurden. Diese Aerolithen waren bis zu 10 Pfund schwer und mit einer Art geschmolzener Lava bedeckt. In Sielce fiel ein förmlicher Steinregen, der einen Theil des gutsherrlichen Gartens überfäete. Aus dem Dorfe Czerwonka wurden einige größere Bruchstücke des Meteors an das Kreisamt zu Pultusk abgeliefert. Das Phänomen kam dort aus der Jungfrau, beschrieb einen Bogen durch den Herkules, den Drachen und den Großen Bären und verschwand in der Andromeda. Die Höhe, in welcher das Zerplatzen stattfand, wird anderwärts auf 20° angegeben.

— Das plötzliche Verschwinden Herrn Niemann's von Dresden, welches in dortigen Theaterkreisen so viel Aufsehen erregt, hat, wie die „Prager Zeitung“ einem Privatschreiben entnimmt, Beziehungen zu Grunde, welche der berühmte Tenorist zu einer am deutschen Theater in Petersburg engagirten Schauspielerin, der Fräulein Hedwig Rabe, unterhalten. Die Gattin des Herrn Niemann, die berühmte Künstlerin Frau Seebach, hat sich durch diese Verhältnisse veranlaßt gesehen, bei dem Berliner Gerichte die Ehescheidungsklage zu überreichen.

— Auf Corsica ist die Blutrache so ziemlich abgeschafft, aber in den Vereinigten Staaten, besonders in Kentucky und Tennessee, wird sie noch geübt. Der Telegraph meldet aus Memphis unterm 9. Januar: „Ein trauriges Ereigniß versetzte am Dienstag Dyersburg in Ost-Tennessee in große Aufregung. Sheriff Parkington wollte auf der Straße einen alten Mann, Namens Duncan, verhaften, dieser aber zog ein Pistol und schoß dem Sheriff den Daumen ab; des Sheriffs Sohn, der in der Nähe stand, feuerte nun und tödtete Duncan; Duncan's Sohn, der auch dabei stand, rächte den Tod seines Vaters und schoß den jungen Parkington nieder. Jetzt kam die Reihe an Parkington sen., der den jungen Duncan durchs Herz schoß. Man vermuthet, daß unter den Verwandten der Getödteten ein kleiner Krieg ausbrechen wird.“

— Staatsrath und Senator Le Play, der Oberregisseur der Pariser Ausstellung von 1867, hat, wie die „France“ meldet, in Verbindung mit einer Anzahl fremder Ausstellungscommissäre eine Gesellschaft gegründet, deren hauptsächlicher Zweck ist, das Institut der Weltausstellungen zu entwickeln und überhaupt die Interessen der internationalen Industrie zu fördern. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Paris und ihr Verwaltungsrath ist in folgender Art zusammengesetzt: Erster Vicepräsident Hr. Le Play (der Präsident soll in der ersten Generalversammlung gewählt werden); Vicepräsidenten: die Herren Du Prè (Belgien) und Baron Schwarz (Oesterreich); Generalsecretär Herr Donat und Schatzmeister Banquier Hüffer (Preußen).

— In Chicago soll im Juli ein großes Gesangfest abgehalten werden, zu dem man die Vorbereitungen mit regstem Eifer betreibt. Um dem Feste eine möglichst allgemeine Bedeutung zu geben, hat das Central-Comité auch nach Deutschland, zunächst an die Gesangvereine in Hamburg, Köln und Bremen eine Einladung ergehen lassen. Das Central-Comite hat Unterhandlungen eingeleitet, um für diejenigen Sänger, welche aus Deutschland hinüberkommen wollen, die Kosten der Reise auf ein Minimum zu reduciren, so daß auch dieser Punkt kein Hinderniß für die Annahme der Einladung bilden dürfte.

— Aus Petersburg wird der Tod eines die dortigen Verhältnisse charakterisirenden Mannes gemeldet, der niemals Medicin studirt und niemals ein ärztliches Examen überstanden haben soll, dennoch aber es bis zum Staatsrath und zu einer höheren Militärarztstelle gebracht hatte, sowie auch seine Brust mit höheren Orden geziert war. Der Zufall hatte ihn, so berichtet man, in den Besitz der Zeugnisse wohlbestandener medicinischer Prüfung eines nahen Verwandten gebracht und diese eröffneten ihm eine Laufbahn erst im Kaukasus, später in Petersburg. Der Behandlung der Kranken im Hospital, dem er angehörte, wußte er quovis modo sich zu entziehen. Als ein Oberarzt ihm einst mehrere Krankensäle übertragen wollte, bat er diesen, davon abzustehen, da er das Unglück habe, daß ihm fast alle Kranke sterben. Einmal als dienstthuender Arzt ließ er allen während der Dienstzeit aufgenommenen Kranken Ricinusöl (oleum ricini) reichen, dessen Wirkung bei den übrigen Hospitalärzten, die davon keine Kunde und keine Ahnung hatten, den Wahn hervorrief, daß ein plötzlicher Wechsel des Krankheitsgenius eingetreten. Er erreichte, daß ihm Kranke nicht weiter zur Behandlung übergeben wurden.

— Robert Brow, der Polar-Reisende, arbeitet an einem Werke über die physische Geographie Grönlands, welches er zu wissenschaftlichen Zwecken drei Mal, zuletzt im Jahre 1867, bereist hat. Mehrere Fachgelehrte haben ihm ihre Unterstützung bei dieser Arbeit zugesagt. Auch der englische Alpenclub will das Jahr nicht verstreichen lassen, ohne die Resultate seiner perpendiculären Wanderungen vom letzten Sommer und Herbst zu veröffentlichen. Aus dieser Schrift werden Bergsteiger anderer Nationen erfahren, daß wieder manche, bisher für unerreichbar gehaltene Alpenspitzen erklettert und ein verhältnißmäßig kurzer und unbeschwerlicher Weg nach der Spitze des Matterhorns entdeckt worden ist.

— Aus der letzten Vorstellung, die der jüngst verstorbene englische Tragöde Edmund Kean auf der Bühne des Conventgarden-Theaters gab, berichtet ein Augenzeuge, der den auf der Scene zusammenbrechenden Schauspieler hinter die Coulissen und auf einen Stuhl brachte, der Garderobediener habe dem noch Halbohnmächtigen etwas Cognac und Wasser gereicht. Kean hatte es mit der Hand zurückgewiesen und mit einem unvergeßlichen Ausdruck in seinen Zügen gesagt: „Es ist Alles vorüber.“ Wenn er das (den Cognac) nicht mehr nimmt — habe der Garderobediener dann bemerkt — dann ist in der That Alles vorüber.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 20.

Das Gebetbuch meiner Frau.

(Schluß.)

Was konnte das unbekannte Mädchen, das so blaß und still dasaß, zu meiner Vertheidigung zu sagen haben? Ich besann mich hin und her, auf jedes Frauenantlitz, das ich je gesehen, aber das ihre war und blieb mir fremd. Sicherlich war ich ihr noch nie und nirgends begegnet. Es war eine peinliche Erwartung. Gerichtsdiener eilten hin und her; mein Freund, der „spitzfindige Boston", war überall sichtbar. Zuerst kam er mit einem dicken großen Buche, in dem mein Anwalt und das junge Mädchen nachschlugen und lasen, worauf die Letztere ganz zufrieden und glücklich schien; dann schob er einen Mann, der wie ein wohlhabender Kaufmann aussah, in die Nähe der Zeugen; endlich trat er zu meinem Vertheidiger heran und machte ihn auf das letztere Individuum aufmerksam. Zu allerletzt ertönte nochmals der Ruf: „Stille!" und das Gericht trat ein.

„Ich habe mich mit meinen Collegen berathen," sagte der Präsident, „und wir glauben, daß in Anbetracht besonderer Umstände die Jury zurückgerufen werden kann; doch muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihr juristisches Renommée auf dem Spiel steht. Beharren Sie bei Ihrem Verlangen?"

Der Anwalt bejahte und die Geschworenen, von einem Diener benachrichtigt, traten ein und nahmen wieder ihre Sitze ein.

„Meine Herren Geschworenen," begann der Präsident, „der Vertheidiger des Angeklagten wünscht eine Zeugin zu verhören, welche sich unerwartet gemeldet und eine ihrer Ansicht nach höchst wichtige Aussage zu machen hat. Sie werden es vermeiden, dieser Aussage eine ungebührliche Bedeutung beizulegen, welche sie leicht dadurch gewinnen könnte, daß sie die Form einer Ueberraschung angenommen hat."

„Patrick Murphy soll vortreten," sagte der Präsident, und Patrick Murphy erschien.

„Ihr habt geschworen, daß der Angeklagte dem Verstorbenen gewaltsam das Leben genommen?"

„Ja. Ich sah es so deutlich, als ich Euer Ehren jetzt sehe. Es war taghell. Der Mond schien vom klaren Himmel herab."

„Und war kein anderer Mann an Bord, der dem Angeklagten in Gestalt oder Kleidung ähnlich sah?"

„Keiner. Dann sah ich ja auch sein Gesicht, wie ich schon sagte."

„Phelim O'Curra soll vortreten."

Er kam.

„Ihr sagtet, daß Ihr gesehen, wie der Angeklagte den Verstorbenen mit dem Taupflock schlug?"

„Ja, Euer Ehren."

„Wie war das Wetter an dem Abend?"

„Klarer Himmel und Vollmond."

„War Niemand unter der Mannschaft, mit dem Ihr den Angeklagten hättet verwechseln können?"

„Niemand."

„Wie viel Leute zählte die Mannschaft?"

„Dreiundzwanzig."

„Unter den Dreiundzwanzig glich Niemand dem Angeklagten?"

„Keiner. Ich kann es nochmals beschwören, daß ich mich nicht irrte."

„Ihr könnt gehen. — Leonora Warrington soll vortreten."

Das Mädchen stand auf und setzte sich an den, für die Zeugen bestimmten Platz.

„Ihr Name ist Leonora Warrington?"

„Ja."

„Was ist Ihr Beruf?"

„Ich bin Lehrerin an der Brooklyn Erziehungsanstalt für junge Mädchen."

„Kennen Sie den Angeklagten?"

„Nein."

„Kannten Sie den Verstorbenen?"

„Nein."

„Wollen Sie jetzt der Jury sagen, was Sie über den vorliegenden Fall wissen."

„Ich wünsche nur zu sagen," hub sie an, „daß es mir schien, als beruhe der Schuldbeweis des Angeklagten auf seiner erwiesenen Identität, auf dem Umstande, daß er bei Verübung der That gesehen worden war. Es fiel mir dann ein, daß es wohl der Mühe werth wäre, der Möglichkeit dieses Umstandes nachzuforschen, und ich machte demnach meine Berechnungen, von denen der Herr Vertheidiger für Euer Ehren eine Abschrift bereit hat. Die Tabelle in meinem Gebetbuch weist nach, daß der erste Frühlingsvollmond, nach welchem das Osterfest bestimmt wird, im Jahre 1854 auf den 12. April fiel. Die Zeit zwischen einem Vollmond zum anderen ist neunundzwanzig Tage, zwölf Stunden, vierundzwanzig Minuten. Wenn also Vollmond auf den 12. April fiel, so mußte er im August auf den achten Tag dieses Monats fallen, und da die Zeit des Neumondes in der Hälfte dieses periodischen Umlaufes eintritt, so ist es nicht möglich, daß es in der Nacht vom 23. auf den 24. August taghell von Mondenschein war, denn in dieser Nacht war Neumond, d. h. überhaupt, selbst bei klarem Himmel, kein Mond sichtbar."

Todesstille herrschte, während sie sprach, und noch einige Secunden nachher, dann aber brach ein wahrer Freuden- und Beifallssturm los. Die Zuhörer schüttelten sich nach rechts und links die Hände; mein Vertheidiger stürzte auf mich los und fiel mir nahezu um den Hals, fünf Minuten lang war Alles in Verwirrung. Viele der anwesenden Frauen weinten laut.

Das junge Mädchen, mein Rettungsengel, stand mittlerweile still und regungslos da, die aufgeregte Menge mußte durch Ordnungsrufe zum Schweigen gebracht werden.

„Aber außer dem Gebetbuch und den Berechnungen, die ich vor mir habe," sprach der Präsident, „bedürfen wir noch einer unzweifelhaften Autorität, um den Fall einer neuen Erwägung zu unterwerfen."

„Ich habe," entgegnete mein Anwalt, „hier den nautischen Almanach vom Jahre 1854, und Euer Ehren können sich mit unumstößlicher Gewißheit daraus überzeugen, daß in der Nacht vom 23. auf den 24. August kein Mondschein möglich war."

Nachdem der Präsident die betreffende Stelle des Almanachs durchgesehen, forderte er den Anwalt des Klägers auf, die Zeugin zu befragen, wenn er wolle.

„Haben Sie," lautete die erste Frage, „den Angeklagten je zuvor gesehen?"

„Nein."

„Bedenken Sie, daß Sie die Wahrheit sagen müssen, wenn Sie sich nicht des Meineids schuldig machen wollen."

„Ich kenne den Angeklagten nicht, ich habe ihn nie zuvor gesehen."

„Weshalb fanden Sie sich im Gerichtssaale ein?"

„Ich hörte von dem Fall und ich kannte den Namen Reidel. Mein verstorbener Vater, der längere Zeit in Europa gelebt, war in Deutschland mit einem Manne, welcher Reidel hieß, innig befreundet gewesen, und ich dachte, der Angeklagte könne vielleicht ein Sohn oder Verwandter von ihm sein."

„Und was ist jetzt Ihre Meinung von dem Angeklagten? Dürfte ein guter Ehemann werden, eh?"

„Diese Dame hat einfach über Thatsachen Auskunft zu geben," fiel der Präsident verweisend ein, „Sie müssen solche Fragen unterlassen."

„Das will ich, Euer Ehren. — Denken Sie, er sei der Sohn von Ihres Vaters Freund?"

„Ich sollte es meinen, wenn das Portrait, daß mein Vater besaß, ähnlich war."

„Und Sie wußten nichts Näheres über die Beweise, welche beim Verhör an den Tag kommen würden?"

„Nein. Ich hatte keine Ahnung von näheren Umständen irgend einer Art. Ich kam hierher wie jeder andere Zuschauer."

„Sie können abtreten, Miß Warrington," sagte der Präsident, „und empfangen Sie unseren Dank für ihre Betheiligung an der Sache."

Sie schenkte mir einen einzigen Blick der Freude und entfernte sich aus dem Saale. Sie wußte, ich war gerettet. Gleich nach ihrem Weggange wurde das vorhin erwähnte, einem vermöglichen Kaufmanne gleichsehende Individuum von dem „spitzfindigen Boston" auf die Zeugenbank geschoben.

„Ich wünsche eine Aussage zu machen," sagte der Mann.

„Noch eine Ueberraschung, wie es scheint," bemerkte der Präsident mit einiger Ungeduld.

„Angenehme Ueberraschung, Euer Ehren," schmunzelte mein Anwalt; „sagen Sie nun, was Sie wissen," setzte er hinzu, nachdem der Zeuge beeidigt worden.

„Ich bin Goldarbeiter und Uhrmacher. Ich glaube, daß ich das Petschaft, welches ich an der Uhrkette des Zeugen Phelim O'Curra hängen sah, für James Smithson machte, ehe er nach Europa ging."

„Sie müssen es so bestimmt wissen, daß Sie es beschwören können."

„Dazu muß ich das Petschaft in der Nähe betrachten."

O'Curra wurde wieder vorgeführt. So wie der Goldarbeiter das Petschaft berührte, zuckte Jener wie vom Blitz getroffen zusammen.

„Was bedeutet das?" fragte er zitternd.

„Es ist das Petschaft, Euer Ehren, und dies ist die Uhr," sagte der Goldschmied, indem er eine goldene Repetiruhr aus des Anderen Tasche zog, „die ich unzählige Mal in des armen Smithsons Hand gesehen habe. Ich kann das Eine und das Andere zu jeder Zeit beschwören."

Ich wurde freigesprochen, und in ein paar Tagen hatte ich die Genugthuung zu hören, Murphy habe eingestanden, in Gemeinschaft mit O'Curra den Mord begangen zu haben. Das Motiv war Habgier gewesen, da es den Beiden bekannt war, daß Smithson die Uhr und eine beträchtliche Summe in Gold und Banknoten immer bei sich trug. Als er an dem Abende etwas angetrunken auf's Verdeck gekommen, hatten sie ihm aufgelauert, bis er hinter das Segel getreten war, worauf sie ihn durch einen Schlag mit dem Pflock betäubten, seine Taschen plünderten und ihn zuletzt sachte über den Schiffsrand gleiten ließen. Daß O'Curra dieselbe Uhr mit Kette und Petschaft beim Verhör trug, war eine jener unbegreiflichen, aber dennoch häufig vorkommenden Unvorsichtigkeiten, mit denen sich schon mancher Verbrecher, gerade wenn er sich ganz sicher glaubte, selbst der Gerechtigkeit überliefert hat.

Ich fiel in ein hitziges Fieber, das mich an den Rand des Grabes brachte, und während dessen langer Dauer mich der „spitzfindige Boston" treu und aufmerksam pflegte. Als aber mein Bewußtsein wiederkehrte, glaubte ich erst recht vom Delirium befallen zu sein, denn neben meinem Bette saß meine Retterin Leonora Warrington. Wohl mußte ich mich im Lande der Engel wähnen. Ohne sie und Boston wäre ich wahrscheinlich verloren gewesen. Wie er sie überredet hatte, sich an meiner Pflege zu betheiligen, weiß ich nicht und ich fragte auch nicht darnach; doch noch ehe ich das Zimmer verlassen konnte, waren wir einander theuer wie Bruder und Schwester, und da wir Beide allein in der Welt standen, so war es auch kein Wunder, daß wir uns noch näher vereinten und Leonora endlich mein geliebtes Weib wurde.

Die Meteorologie und die Landwirthschaft.

(Schluß.)

Es kommt öfter vor, daß die mittlere Lufttemperatur eines ganzen Landstriches während mehrerer Wochen und selbst Monate tiefer bleibt als die normale mittlere Temperatur desselben Monats in anderen Jahren. Selbst wenn diese Temperaturerniedrigung eine geringe ist, übt sie einen ungemein schädlichen Einfluß auf die Vegetation dieses Landstriches aus; diese Temperaturerniedrigungen sind die Ursachen der Mißernten. Durch die zahlreichen Beobachtungen der meteorologischen Stationen hat sich nun die merkwürdige Thatsache herausgestellt, daß wenn in irgend einem Landstrich die mittlere Temperatur unter die normale sinkt, zu derselben Zeit in einem anderen oft entlegenen Landstrich die mittlere Temperatur um genau eben so viel über die normale Temperatur erhöht ist und daß in Folge davon die Ernte in diesem zweiten Landstrich ungemein reich ausfällt. 1816 z. B. hatte die Rheingegend eine Mißernte: die mittlere Temperatur des Sommers war niedriger als in anderen Jahren. In demselben Jahr hatte Südrußland eine außerordentlich reiche Ernte; die mittlere Sommertemperatur war nämlich dort eben so viel über der normalen als sie in der Rheingegend darunter war. Die Folge dieser Umstände war der große Exporthandel von Getreide aus Südrußland; daher datirt auch das Aufblühen Odessa's. Man glaubte nun, das Klima von Südrußland sei überhaupt bedeutend begünstigt im Vergleich zu Westeuropa. Diese Ansicht hat sich als falsch erwiesen; in manchen Jahren kommt es vor, daß umgekehrt in Südrußland die mittlere Sommertemperatur niedriger als die normale ist; es ist dann in einer anderen Gegend, z. B. in Westeuropa die mittlere Temperatur eine entsprechend höhere. Südrußland hat dann eine Mißernte und muß aus Westeuropa Getreide importiren. Bei Durchführung des Freihandelsystems ist eine schwere Hungersnoth nicht mehr möglich.

Digitized by Google

Wenn in einem Jahre in einer gewissen Gegend eine Mißernte stattfindet, so hat man in einem anderen Land eine sehr reiche Ernte. Das letztere kann dem ersteren von seinem Ueberschuß abgeben. In einem anderen Jahr kehrt sich das um. Mißernte und gute Ernte wechseln ihren Platz.

Ueber die Ursache der besprochenen Erscheinung möge hier wenigstens eine kurze Andeutung gegeben werden. Am Aequator steigt die heiße Luft in die Höhe und fließt oben nach den Polen zu ab; unten entsteht in Folge hiervon eine Luftströmung von den Polen nach dem Aequator zu. Wenn die Erde nicht rotirte, so würde die obere Luftströmung, die von Dove Aequatorialstrom genannt wird, vom Aequator in gerader Richtung nach den Polen fließen, und die untere Luftströmung, von Dove Polarstrom genannt, würde in gerader Richtung von den Polen nach dem Aequator fließen, mit anderen Worten: auf der nördlichen Erdhälfte würde der Aequatorialstrom ein reiner Südwind, der Polarstrom ein reiner Nordwind sein. Die Erde dreht sich aber und Orte, die nach den Polen zu liegen, drehen sich mit geringerer Geschwindigkeit um die Erdaxe als Orte, die nach dem Aequator zu liegen, weil die Breitenkreise vom Aequator nach den Polen zu kleiner und kleiner werden. Ebenso verhält es sich mit der Atmosphäre; die Luftmassen am Aequator bewegen sich mit größerer Geschwindigkeit um die Erdaxe als diejenigen in der Nähe der Pole; die Folge hiervon ist, daß die beiden großen Luftströmungen von ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden und zwar fließt der Aequatorialstrom anstatt von Süd nach Nord von Südwest nach Nordost und der Polarstrom anstatt von Nord nach Süd von Nordost nach Südwest; in der Passatzone fließen die beiden Ströme übereinander (der Nordostpassat ist nichts anderes als der Polarstrom), in der gemäßigten Zone dagegen nebeneinander; der Aequatorialstrom sinkt nämlich bereits unter dem Breitengrad der Alpen herab. Die Witterungserscheinungen Mitteleuropas sind das Resultat des Kampfes und gegenseitigen Verdrängens von Polar- und Aequatorialstrom. Herrscht in einem Landstrich längere Zeit der kalte Polarstrom, so sinkt die mittlere Temperatur unter die normale. Die Folge ist eine Mißernte; zu gleicher Zeit wird der warme Aequatorialstrom in einem anderen Landstrich überwiegend herrschen und es steigt hier die Temperatur über die normale. Polarstrom und Aequatorialstrom fließen nicht immer in denselben Betten, sie verdrängen sich gegenseitig und wechseln ihren Platz.

Von Bedeutung für die Landwirthschaft ist die fallende Regenmenge. Leider sind die dahin bezüglichen Beobachtungen der deutschen meteorologischen Stationen wenig brauchbar. Die Regenmesser sind gewöhnlich in den Städten, oft in einem engen Hofe oder gar auf dem Dache aufgestellt. Es hat sich herausgestellt, daß die Regenmenge, die auf das Dach fällt, eine andere ist, als die auf den Boden fällt, daß sie ferner auf dem Lande eine andere ist als in der Stadt. Die Regentropfen kommen nämlich nicht allein aus der Wolke, sondern aus der ganzen Luftschicht von der Wolke bis zur Erdoberfläche. In der Wolke bilden sich ganz kleine Tröpfchen, die beim Herabfallen durch sich condensirenden Wasserdampf immer größer und größer werden, wie ein Schneeball, der von der First eines Daches herunterrollt. Die Regenmenge, die auf den Erdboden fällt, ist eine merklich größere, als die auf das Dach fallende. Die Gestaltung der Bodenfläche, die Vertheilung der Vegetation, die Bewaldung oder Nichtbewaldung ist von größtem Einfluß auf die Wolken- und Regenbildung. Mit Wasserdampf gesättigte Luft wird an einem Berggipfel condensirt, während dieselbe Luftschicht über einer Ebene unverändert bleibt. Ueber einem bewaldeten Landstrich bildet sich viel leichter eine Wolke, als über einem nicht bewaldeten, wie denn überhaupt die Bewölkung ein wahres Spiegelbild der Gestaltung der darunter befindlichen Erdoberfläche ist. Auf dem Meere z. B. beobachtet man oft, daß eine kleine Insel so auf die über ihr befindliche Atmosphäre wirkt, daß man die Lage der Insel an der über ihr stehenden Wolke erkennt, wenn die Insel selbst noch unter dem Horizont verborgen ist. Die schlimmen Folgen der Entwaldung, die Seichtheit der Flüsse in der einen Jahreszeit, die Ueberschwemmungen in der anderen, erklären sich aus dem oben Gesagten. Dove hat nachgewiesen, daß das Ausroden der Wälder keine wesentliche Aenderung in der jährlich herabfallenden Regenmenge hervorbringt, einen sehr großen Einfluß jedoch ausübt auf die Zeit, in der sie herabfällt. In einem entwaldeten Landstrich ist die Regenbildung abhängig von den mehr oder weniger regelmäßig herrschenden Winden, während in einer bewaldeten Gegend die Wolkenbildung mehr an den Ort gebunden ist. Brauchbare Beobachtungen über die fallende Regenmenge können nicht von den Stationen ausgehen, sie müssen von den Land- und Forstwirthen gemacht werden. Die englischen Landwirthe sind darin sehr thätig; die Meteorologie verdankt denselben eine große Anzahl von werthvollen Beobachtungen, und es wäre sehr zu wünschen, daß auch in Deutschland die Landwirthe solche Beobachtungen, die ja sehr einfach anzustellen sind, in ihren eigenen Interessen machen würden.

Ferner ist den Landwirthen zu empfehlen, zahlreiche Beobachtungen über die Tiefe der Schneedecke zu machen. Der Schnee verhindert, daß der Boden durch Ausstrahlung bedeutend erkaltet, und schützt so die Pflanzenwurzeln vor dem Erfrieren. Eine Beobachtung von Boussingault giebt eine Vorstellung von dem schützenden Einfluß einer Schneedecke; er beobachtete nämlich, daß im Februar die Oberfläche einer Schneedecke auf — 12° C. in Folge nächtlicher Ausstrahlung erkaltet war, die Bodenoberfläche dagegen besaß eine Temperatur von — 3½° C. Die Differenz ist hier eine sehr bedeutende. Die Beobachtungen über die Tiefe der Schneedecke sind bis jetzt so dürftig, daß sich keine allgemeinen Resultate daraus ergeben haben.

Wenn auch die Ergebnisse der Meteorologie mit Ausnahme des Verfahrens zur Verhütung der Nachtfröste gerade nicht von großem praktischen Nutzen für die Landwirthschaft sind, so werden sie doch dem intelligenten Landwirth, der sich über die physikalischen Lebensbedingungen der Pflanze Rechenschaft zu geben sucht, nicht gleichgiltig sein. Dr. A. F.

Mannichfaltiges.

Dem „Schwäb. Merk." wird von einem Hrn. H—r in Cst. (Cannstatt?) folgende Mittheilung: Es ist bei dem Bericht über die Katastrophe in Mexico viel die Rede von dem Privatsecretär des Kaisers Maximilian gewesen, und von vielen Seiten wird behauptet: dieser Abbé Fischer habe einen entscheidenden Einfluß auf die Entschlüsse des Kaisers ausgeübt. Wer ist dieser Abbé Fischer? Im Jahr 1837 wurde aus Ludwigsburg von achtbaren Eltern in die erst gegründete Rettungsanstalt in Lichtenstern ein Knabe eingeliefert, mit dem seine Eltern nicht mehr fertig werden konnten. Nach kurzem Aufenthalt an einem Orte, wo doch mancherlei Unarten nichts seltenes waren, zeigte Fischer aber bald so verderbte Angewöhnungen, solche Verhärtung gegen alle Einwirkungen und eine solche Ueberlegenheit über die übrigen Kinder, die er zu Unarten mit fortriß, daß wir nach langer Geduld diesen Knaben im September desselben Jahres zu entlassen veranlaßt waren. Als der Unterzeichnete im J. 1840 über Holland nach Paris ging, näherte sich ihm im Schiff unterhalb Köln ein junger Mensch, der mit einiger Scheu sich als den „Fischer" zu erkennen gab. Seine Eltern wußten je länger, je weniger mit ihm anzufangen, und „so hätten sie ihn nach Amerika geschickt." Der junge Mensch schien etwas zutraulicher zu sein, und so gab ich ihm in Havre des guten Rathes so viel mit, daß ich doch einige Frucht davon hoffte. Er ließ noch besonders die Mutter grüßen. Drüben soll er nach einer Zeit schwerer Drangsal, und wie er denn sehr begabt war, später in zwei Counties als angesehener Advocat gelebt haben. Von da scheint er nach Mexico übergetreten zu sein; er wurde Katholik, Jesuit und kam als solcher einmal in einer Mission nach Rom, in der ganzen Haltung eines Priesterdiplomaten, auf der Durchreise nach Ludwigsburg. Er wurde

in Mexico gleichfalls zum Tode verurtheilt, gefangen gehalten und ist eben auf der Reise nach Europa. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Genesis dieses Mannes kennen zu lernen.

— **Aus Sünnyög (Bereghber Comitat in Ungarn)** schreibt man dem „M. Ujsag“: Am 30. v. M. zwischen 7 und 8 Uhr Abends waren wir Zeugen eines seltsamen Phänomens; in südwestlicher Richtung tauchten am Horizonte zwei Meteore auf, die erst 25 Secunden hindurch abwechselnd glänzten und erblaßten, und dann zusammen mit außerordentlicher Geschwindigkeit nordwärts zogen, worauf sie mit ungeheuerem Gekrach verschwanden. In derselben Nacht fiel ein 5 Zoll hoher Schnee. Als am Morgen die Dorfleute das Vieh zur Tränke trieben, lief es auf die herrschaftliche Weide und leckte unter Brüllen begierig den Schnee. Alles staunte, bis es endlich einem einfiel, den Schnee zu kosten, und da stellte es sich heraus, daß derselbe einen stark salzigen Geschmack hatte. Die Leute rafften nun von dem Schnee in allerlei Gefäßen so viel als möglich zusammen, und verkocht und verdampft gab jede Halbe Wasser davon ¼ Pfund Salz. Die Herrschaft machte aber dem Zusammenraffen des Schnee's bald ein Ende, ließ den ganzen schneebedeckten Raum (1600 Quadratklafter) in 10 Quadrate abtheilen, und verkaufte den Schnee um einen geringen Preis. Viele Leute sind nun dort mit Salz auf mehrere Jahre versehen.

— Im preuß. „Staats-Anzeiger“ veröffentlicht Prof. Dove einen Artikel über die „größte Kälte im Monat December“. Im mittleren und südlichen Deutschland fiel darnach die größte Kälte auf den 9. und 10., in Pommern auf den 22., in Ostpreußen auf den 31., steigerte sich aber dort noch bis zum 1. oder 2. Januar 1868. Die Temperatur sank in Königsberg auf —21,9 Grad R. (Januar —23,7), in Tilsit auf —22 Grad R., in Memel auf —20 Grad R. (Januar —20,5). Demnächst fand die größte Kälte in Württemberg statt: Mergentheim —19,6, Heilbronn —19,5 Grad R. Das mittlere Deutschland wurde am wenigsten hart betroffen. Mit Berücksichtigung der geographischen Lage war die Kälte im westlichen Europa sehr bedeutend: 14 Grad unter dem Frostpunkte in Montpellier, 13 Grad in Lissabon gehört zu den größten Seltenheiten. Gewöhnlich fließen die unsere Witterungsverhältnisse beherrschenden Luftströme neben einander, ein milder Winter liegt dann neben einem auffallend strengen. Mitunter kämpfen sie aber dauernd mit einander um dasselbe Bett. Dies ist das Bezeichnende dieses Winters, daher die plötzlichen Wärmeänderungen, das Auf- und Abschwanken des Barometers, die heftigen Südwest-Stürme, die, oft lange die kalte polare Luft stauend, sie nach Süden vorzudringen verhindern. Nebel und Schneetreiben wechseln dann in schneller Aufeinanderfolge mit heiterer Luft.

— **Altenkirchen** (Westerwald), 4. Febr. Am hiesigen Kreisgerichte kommt in der nächsten Zeit ein Proceß zur Verhandlung und Entscheidung, der gewiß den ältesten und bedeutendsten beigezählt zu werden verdient, da er seit 1679 schwebt und das Object über eine Million Thaler beträgt. Derselbe betrifft nämlich eine Klage des früher gräflichen, jetzt fürstlichen Gesammthauses Wied gegen den früheren Erzbischof und das Domcapitel zu Trier, jetzt den an deren Stelle getretenen preußischen Fiscus, auf Herausgabe der niederen Grafschaft Isenburg, insbesondere der zu dieser gehörenden, in den Kirchspielen Horchhausen und Peterslahr belegenen Domainen, Bergwerke, Grundstücke, Zehnten und Gerechtsame. Beim Reichskammergericht zu Wetzlar blieb der Proceß seit 1686 liegen und wurden die Acten sowie die auf den Proceß Bezug habenden Documente nach Auflösung des deutschen Reiches 1806 zerstreut.

— Wie das „Dresdener Journal“ berichtet, wird Emil Devrient nach 37jähriger Thätigkeit an der königl. Bühne am 1. Mai in der Rolle des Torquato Tasso zum letzten Male auftreten und damit seine künstlerische Laufbahn beschließen.

— Auf dem letzten Tuilerienballe erschien die Kaiserin Eugenie in einer Robe von grünem Crepe mit einer Guirlande von Immergrün um die Säume (grün ist die kaiserliche Hausfarbe), auf der Stirn der Kaiserin funkelte eine Biene in Diamanten und Rubinen. — Die Fürstin Metternich war, wie der „Kreuzzeitung“ berichtet wird, wie eine weiße Wolke. Eine sehr hübsche junge Frau in einer Rosa-Robe trug weiße Atlasflügel auf dem Rücken! Eine echte britische Schönheit, in einem malvenfarbenen Crepekleide, war vom Kopfe bis zur Schleppe mit allerlei grünem Kraut bedeckt.

— Wie aus Moskau berichtet wird, herrschte in den letzten Tagen des vergangenen Monats und zu Anfang des laufenden daselbst eine Kälte, wie sie auch dort nur selten vorzukommen pflegt; es hat nicht weniger als 35 Grad Kälte (Reaumur) gegeben, so daß der Verkehr zwei Tage lang stockte, selbst die Fuhrleute das Haus kaum zu verlassen wagten, und in der sorgfältig verwahrten zweiten Eisenbahnklasse des von Petersburg kommenden Zuges ein Passagier erfroren gefunden wurde. Aehnliche Nachrichten laufen aus anderen Theilen des Reiches ein, dazu kommt, daß die Folgen der Mißernte sich auch in Litthauen und in den inneren Gouvernements des Reiches geltend machen. Schaarenweise strömen die Bewohner der westlichen Grenzprovinzen, wie bereits gemeldet, auf preußisches Gebiet, weil in ihrer Heimath nichts zur Linderung des Elendes geschieht, das immer größere Dimensionen anzunehmen droht. Auch in Tula, Tambow, Twer und dem sonst durch seine Fruchtbarkeit bekannten Orel sollen die Vorräthe so gut wie aufgezehrt sein und irren Schaaren hungernder Landleute umher.

— Der amerikanische Walfischfänger Capitain Long hat im arktischen Eismeer im Jahre 1867 eine wichtige Entdeckung gemacht und die Existenz eines ausgedehnten hohen Polarlandes nördlich der Beringstraße nachgewiesen. Long ist nämlich im Sommer 1867 nördlich der Beringstraße bis zur Breite von 70. 30′ N. vorgedrungen und hat daselbst unter dem 180. Längengrade von Greenwich ein ausgedehntes Land entdeckt, welches sich mit staffelförmig hinter einander liegenden Bergketten weit nach Norden erstreckt. Einer der Berge hatte das Ansehen eines verloschenen Vulcans mit einer Höhe von 3000 Fuß; das Land war von Schnee frei und mit einem schönen Pflanzenwuchs bedeckt. Das von Long entdeckte Land in der von ihm angegebenen Position fällt merkwürdiger Weise ganz genau, haarscharf, wie mit dem feinsten Zirkel abgemessen, mit dem Lande zusammen, wie Dr. Petermann solches schon auf einer im Jahre 1865 erschienenen Karte der arktischen und antarktischen Regionen deutlich verzeichnet hat. Das neueste demnächst erscheinende Heft der Petermann'schen geographischen Mittheilungen (1868, Heft 1.), wird, wie man dem „Dresd. Journ.“ berichtet, das Nähere über diese interessante Entdeckung eines neuen Polarlandes enthalten. Die Entdeckung Long's bestätigt jedenfalls die Richtigkeit der Ansicht Dr. Petermann's über die topische Gestaltung des arktischen Centralgebietes.

— Seitens der Südaustralischen Erforschungs-Expedition langte in London ein Brief an, d. d. Coepang Timor (Nordküste Australiens) 27. Nov. 1867, worin der Anführer derselben, Capitain Cardell, mittheilt, daß er seit seinem letzten Berichte von Burketown aus ziemlich bedeutende Entdeckungen gemacht habe, nämlich zunächst die Mündung des Flusses Roper unter 14. 45° südlicher Breite, sowie einige andere Flüsse mittlerer Größe unter 14. 27, 14. 5 und 12. 33 südl. Breite. Außerdem fand die Expedition in der Nähe von Arnhem's Bay eine andere Bucht, 10 Meilen breit und 20 Meilen tief, in welche drei Flüsse ihr Wasser ergießen. Außer diesen Thatsachen enthält der Brief günstige Nachrichten über den Gesundheitszustand der Mannschaften und freundliche Behandlung Seitens der Eingeborenen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 21.

** Der historische Blaubart.

Perrault, der Handwerker und Dichter — einer jener glücklichen Autoren, deren Ruhm bei Dutzenden von Generationen lebendig bleibt, während größere Genies manchmal in ebenso vielen Jahren vergessen sind — hat den Phantasmagorieen, mit denen er sein Märchenbuch füllte, eine alte Sage der Bretagne eingereiht, welche unter seinen Händen in der That ein kleines Meisterstück geworden ist. Wir meinen damit die Geschichte vom Blaubart, welche alle Welt auswendig weiß, wenn auch der Held derselben seinem historischen Urbilde keineswegs ähnlich sieht und so, wie er in dem erwähnten Buche geschildert wurde, lediglich einer schöpferischen Phantasie sein Dasein zu danken hat. Wer und was der berüchtigte Blaubart eigentlich war, mag der geneigte Leser durch das Folgende kennen lernen, wobei wir jedoch durchaus nicht beabsichtigen, ihm das Märchenbild, an das er sich seit seiner Kindheit gewöhnte, zu verleiden.

Blaubart hat, soviel können wir zu allererst versichern, wirklich existirt. Er war ein mächtiger Edelmann und großer Freund der Geistlichkeit im Allgemeinen und der Mönche insbesondere, was ihn jedoch nicht hinderte, ein großer Sünder zu sein. In dieser Beziehung findet eine Uebereinstimmung der Sage und Historie statt. In seiner Capelle, die eine der schönsten von Frankreich war, strahlte Alles von Gold und Edelsteinen, und er erwirkte sich vom Papste die Erlaubniß, das heilige Kreuz vor sich hertragen zu lassen, wenn ihn die Laune anwandelte, eine Reise zu machen.

Sollte der Leser jemals Nantes besuchen und per Boot die Erdre aufwärts fahren, so wird er in etwa einer halben Stunde „La Journalière" erreichen, einen Weiler, zusammengesetzt aus einer Anzahl ländlicher Schenken, wohin Sonntags die Bürger von Nantes ihre Ausflüge machen, um sich mit „fritures" und leichtem Wein gütlich zu thun. Weiterhin am grasigen Flußufer steht noch ein kleines, vereinsamtes, gleichsam verirrtes Wirthshaus, und über dem altersgeschwärzten Thüreingange macht sich ein Schild bemerkbar, auf dem ein namenloser Künstler sich in der Darstellung eines giftig-grünen Felsens und eines grimmig dreinblickenden Mannes an seiner Muse versündigt hat. Darunter steht die Inschrift: „Au Barbe Bleue." Das Original dieses merkwürdigen Felsens befindet sich in einiger Entfernung; ein Flüßchen, das sich in die Erdre ergießt, scheidet ihn vom Gebiete des erwähnten Weilers. Mit dicht verwachsenem Gehölz bekleidet, das nur von wenigen schmalen Fußpfaden durchzogen ist, bietet er dem Touristen, der Einsamkeit und schattige Kühle sucht, ein willkommenes Terrain. Hie und da lugt ein Mauerrest aus der grünen Ueberwucherung von Schlehdorn und Brombeergesträuch; weiches Moos hat sich in den vielen Spalten des verwitterten Gesteins eingenistet und helläugige Eidechsen schlüpfen behend hinüber und herüber. Die Trümmer sind das letzte Ueberbleibsel des alten Schlosses de la Verrière, einer der Wohnsitze von Gilles de Raiz, zubenannt Blaubart. Bahnt man sich einen Weg durch das Unterholz, so kommt man an eine kleine in den Felsen gehauene Treppe, welche zu einem Zimmer führt, dessen Boden der Epheu wie mit einem dicken Teppich überzogen hat. Die Landleute sagen, dies sei das Zimmer, in welchem Blaubart die Leichen seiner ermordeten Frauen versteckt hielt. Sieben Trauerweiden, vor langen Jahren von frommer Hand auf der berüchtigten Stätte gepflanzt, scheinen die Tradition, wie unwahr sie auch ist, zu bestätigen. Perrault kümmerte sich wenig darum, ob seine Erzählung mit der Chronik der Benedictinermönche übereinstimmte; er gab sie vielmehr, wie der Volksmund sie sich zurecht gemacht und wie sein poetischer Sinn sie sich nach Gefallen ausgeschmückt. Immerhin ist die Geschichte des wirklichen Sire de Raiz eine der sonderbarsten jenes an sonderbaren Männern so reichen Zeitalters, wenn sie auch mit der Perrault'schen Sage im Widerspruch steht. Blaubart hatte nur eine Frau, Cathérine de Thouars, welche er in Ehren hielt wie nur irgend ein Ritter jener Tage die Dame seines Herzens. Der grauenhafte Frauenmord; der Schlüssel, dessen Blutflecke sich nicht wegwaschen ließen; ebenso der rührende und populäre Dialog zwischen der letzten der Gattinen und ihrer Schwester, während das Ungeheuer von Ehemann sein Schwert für die neue Unthat wetzt, — dies Alles sind Einzelheiten, die wir dem Reich der Phantasie belassen müssen.

Ueber die Abkunft des Gilles des Raiz läßt sich historisch Folgendes sagen. Zwischen Poitou, Maine und dem linken Loireufer liegt ein schöner fruchtbarer Landstrich, nur hie und da von kleinen Stellen Moorgrund unterbrochen, was durch Contrast der Gegend noch einen neuen Reiz verleiht. Die Sèvre, einer der reizendsten Flüsse, die je in eine Gegend Abwechselung brachten, schlingt ihr Silberband durch die ganze Ausdehnung des Landstreifens. Jetzt ist der letztere ein unbedeutender Theil des Departements der niederen Loire, früher hieß er die Baronie von Raiz. Die Sires de Raiz zählten zu dem höchsten Adel der Bretagne. Wir hören von dem „Pays de Raiz" schon in den Tagen Karls des Kahlen, der es dem damaligen Familienoberhaupte schenkte; und seitdem finden wir den Namen der verschiedenen Barone de Raiz von Generation zu Generation mit den kriegerischen Ereignissen des Landes eng verbunden. Giraud Chabot, Sire de Raiz, folgte Philipp dem Kühnen im Jahre 1284 nach Spanien, und in dem großen Streit zwischen Pentièvre und Montfort machten die Sires de Raiz natürlich die Sache des französischen Candidaten zu der ihrigen. Ein Sire de Raiz wurde in der Schlacht von Roche Derien, in welcher Karl von Blois erschlagen wurde, zum Gefangenen gemacht. Ein anderer Sproß des Hauses gerieth bei Auray in Gefangenschaft. Um dieselbe Zeit behauptete Jehan de Raiz die Festung Redon für den König von Frankreich und sein Name figurirt auch unter der Zahl der Bretonen, welche, von Du Guesclin angeführt, mit großer Bravour gegen die Engländer fochten. Der Großvater des Edelmannes, dessen Geschichte wir zu erzählen im Begriff sind, war einer von denen, welche auserwählt wurden, die berühmte, dreitausend Schritt im Durchmesser haltende hölzerne Stadt zu escortiren, deren einzelne Stücke von den Onkeln Karls des Sechsten auf dem Quai

von Harfleur zusammengebracht worden waren, um eingeschifft und in England zusammengesetzt zu werden. Dennoch weist bis dahin die lange Reihe historischer Vorfahren keinen Mann auf, der sich über eine secundäre Bedeutung erhoben hätte. Obschon in der Menge die Ersten, war es noch keinem von ihnen beschieden gewesen, ganz aus derselben herauszutreten. Endlich wurde der Stammbaum der Sires de Raiz durch einen neuen Abkömmling bereichert, welcher mit seinem Ruhm dem Familiennamen den gewünschten Glanz zu geben ausersehen schien. Er war Marschall von Frankreich und Generallieutenant der Bretagne, Waffengefährte der Jungfrau von Orleans und Freund Richmond's, des Vaters von Heinrich dem Siebenten von England. Dennoch hat es das Fatum gewollt, daß dieser siegreiche Krieger, welcher die Familie der Barone de Raiz zu solcher Macht erhob und bestimmt schien, für einige Zeiten als der Beste und Größte des Geschlechts gepriesen zu werden, gerade derjenige wurde, welcher dessen altes Wappenschild trübte und den Fall des Hauses herbeiführte.

Gilles de Raiz, der Held dieser Erzählung, wurde im Jahre 1396 geboren, zu der Zeit, da die rauhen und einfachen Sitten des Feudalismus sich mit den feineren Lebensformen des Ritterthums zu vermischen begannen, oder vielmehr der steigende Luxus die Rohheiten früherer Tage verschleierte. Denn unter ihren glänzenden Rüstungen, goldstrotzenden Gewändern und kostbarem Pelzwerk, und trotz ihrem sentimentalen Jargon, den sie den Troubadouren abborgten, waren die Männer doch wenig besser als Barbaren. In diesem Conflict zwischen den Manieren der Vergangenheit und denen der Gegenwart schien sich Aller eine Art von Rausch bemächtigt zu haben. Die Bande der früheren Gesellschaft waren gelockert, ohne daß etwas Anderes schon an die Stelle getreten war. Von dem alten Feudalgesetze, das dem Anschein nach noch die Welt regierte, war nur der Buchstabe übrig geblieben. Nicht mehr bildete die Allgemeinheit, so zu sagen, eine Familie, in welcher Jedes seinen bestimmten Platz einnahm, der suzerain der Vater seines Vasallen, Fürsten ohne Ehrgeiz und Untergebene ohne Anmaßung waren. Das Königthum hatte gesucht, diesen feierlichen Pact in Stücke zu reißen und das Volk hatte sich unverhohlen davon losgesagt. Auch in der Religion waren mannichfache Veränderungen vorgegangen. Die fromme, demüthige Glaubenstreue der Tage des heiligen Ludwig erkaltete mehr und mehr. Das Bedürfniß nach neuer geistiger Nahrung regte sich in den Gemüthern, die sich wohl noch gottesfürchtig wähnten, aber ganz bereit waren, neben ihrem Gotte einer Menge von Götzen zu dienen. Italien hatte schon angefangen, jene mysteriösen Priester in die Welt zu senden, Apostel geheimer Wissenschaften, nicht viel besser als Satansjünger, an welche jedoch die Großen und Mächtigen jener Periode mit Inbrunst glaubten. Karl der Fünfte, der weise König, installirte ohne Scheu im Hôtel Saint-Pol seinen eigenen Astrologen, der in Begleitung seiner Tochter, der berühmten Christina von Pisano, von Pisa nach Paris gekommen war. Man huldigte und schmeichelte den dunkelen Gewalten; erwartete man doch nichts Geringeres von ihrer Gunst, als ewige Dauer der Jugend mit ihren stürmischen Leidenschaften und unerschöpflichen Reichthum. Geld und Vergnügen waren die Ziele, denen Alle nachjagten; Ueppigkeit und Luxus mußten um jeden Preis befriedigt werden. Schöne Kirchen wurden gebaut und daneben Höllenkünste getrieben; Feinde gewaltsam aus dem Wege geschafft, aber ihnen gestattet, vorerst durch Beichte und Abendmahl ihre Rechnung mit dem Himmel zu ordnen. Die Details dieses Bildes finden wir scharf ausgeprägt im Leben von Gilles de Raiz wieder; den Glauben an Gott und den Glauben an den Erbfeind; ungezügelten Luxus und geheime Ausschweifungen; Ignoranz nach jeder Richtung und gebieterische Geldgier alle Leidenschaften noch beherrschend. Blaubart war so recht eigentlich der Mann seines Zeitalters. Er war, wie schon gesagt, um das Jahr 1396 und zwar als der älteste Sohn von Guy de Laval, Sire de Raiz, und Marie Craon de la Suze geboren. Der im Jahre 1416 erfolgende Tod seines Vaters machte ihn im Alter von zwanzig Jahren zum Herrn und Gebieter des reichen väterlichen Erbes, das er mit vollen Händen in alle Winde streute. Prachtliebend, freigebig, üppig, wie sein Naturell ihn antrieb, alles das zu sein, lebte er daheim und auswärts wie ein Fürst. Zweihundert Berittene bildeten seine beständige Escorte. Für Alle, die seine Gäste sein wollten, hielt er offene Tafel, und natürlich fanden sich Schmarotzer genug ein, die ihm sein Erbtheil verzehren halfen. Um Abwechselung in diese zuletzt doch ermüdenden Gelage zu bringen, und wenn er von Wein erhitzt die Lust nach neuem Zeitvertreib verspürte, ordnete er pompöse geistliche Mysterien an, die mit großen Kosten im inneren Hofe seines stattlichen Schlosses aufgeführt wurden. Der historische Blaubart, so sehr verschieden von dem bekannten Märchenhelden, hatte eine prachtvolle Capelle mit Chorsängern, Musikern und Caplanen. Nichts fehlte, sie vollkommen zu machen; und die Schreine von mehr als einer großen Kirche waren weniger reich ausgestattet mit Kreuzen, Kelchen, Monstranzen und sonstigen religiösen Ornamenten. Alles war Gold, Seide, Silber und Edelsteine. Der fromme Ritter besaß sogar eine tragbare Orgel, ohne die er niemals reiste. Seine Caplane waren reich besoldet. Er kleidete sie in Scharlachgewändern mit Grauwerk verbrämt, so daß man sie für wirkliche Würdenträger der Kirche halten möchte; und um die Illusion noch vollständiger zu machen, verlieh er ihnen den entsprechenden Titel. Sie waren Dechanten und Erzdechanten, seinen obersten Caplan nannte er sogar Bischof. Um Allem die Krone aufzusetzen, suchte er in Rom die Erlaubniß nach, daß seine Geistlichkeit sich mit der Mitra das Haupt bedecken durfte, eine Berechtigung, wie sie bis dahin nur den Würdenträgern der großen Kathedralen des Landes zustand.

(Schluß folgt.)

Virchow über den Hungertyphus.

Im Saale des Concerthauses zu Berlin hielt Hr. Professor Virchow einen Vortrag über den Hungertyphus. Der Vortragende bemerkte einleitend, daß die Hungerpest zum ersten Male seit 20 Jahren in Deutschland in der drohenden Gestalt, wie gegenwärtig in Ostpreußen, aufgetreten sei. Wenn man vor Kurzem noch versucht hatte, die Thatsache selbst zu leugnen und in Abrede zu stellen, so ist dies jetzt vorbei. Es unterliegt keinem Zweifel: die schreckliche Krankheit ist vorhanden. Sie herrscht in ausgedehntem Grade, nicht allein unter dem Landvolk und auf dem platten Lande, sondern auch unter den arbeitenden Klassen in einzelnen kleineren Städten. Aerzte, die zur Abhilfe hingesandt wurden, sind ebenfalls bereits von ihr hingerafft worden. Man hat nun allerdings gesagt: der Typhus ist vorhanden, aber es ist eigentlich kein Hungertyphus, die Wissenschaft kennt einen solchen nicht. Hierauf ist vom Standpunkt der Wissenschaft aus öffentlich eine Antwort zu ertheilen. Läugnet die Wissenschaft den Zusammenhang zwischen Hunger und Typhus? Diese Frage ist zu verneinen. Es würde eine starke Stirn dazu gehören, gegenüber den Thatsachen der

Geschichte. Allerdings kann hier nicht der Standpunkt gemeint sein, den kürzlich ein Redner im corps legislatif dahin charakterisirte, die Geschichte der Völker sei nichts anderes, als die Geschichte der Kriege und Friedensverträge. Eine andere geschichtliche Auffassung lehrt uns die Fortschritte in der Cultur der Menschheit beachten, und ihr zur Seite steht die Geschichte der Leiden und Hindernisse der Menschheit, nämlich die Geschichte der Medicin, die Hand in Hand zu gehen hat mit der Statistik. Eine andere Frage drängt sich auf nach dem Zusammenhang zwischen Krieg und Typhus. Wie die drei apokalyptischen Reiter gehören diese drei zusammen als die Würger des Menschengeschlechtes: Hunger, Pest, Krieg. Schon Thucydides in der Geschichte von Griechenland bezeugt, wie dieser Zusammenhang im Bewußtsein des Volkes lebendig erhalten war. Die Seuche, die zur Zeit des peloponesischen Krieges Athen überfiel, raffte eine furchtbare Zahl hinweg, unter ihnen Perikles, und hierauf bezieht sich der Spruch: „Kommen wird dorischer Krieg und mit ihm Pest im Verein." Auch im Mittelalter hatte ein Spruch Geltung, der den ähnlichen Zusammenhang bekundet:

„Krieg, Pestilenz und theure Zeit,
Ist das Eine da — ist das Andere nicht weit."

Mit der zunehmenden Cultur verlängerten sich die Zwischenräume zwischen den Kriegen, aber nicht allein zwischen diesen, sondern auch zwischen den Theuerungen. Die oberschlesische Hungerpest von 1848 war die erste seit der großen Seuche von 1770 bis 1771. Der Kriegstyphus erschien seit den napoleonischen Kriegen erst bei Sebastopol mit der alten Gewalt. Es waren demnach zwei Generationen darüber vergangen, ehe dieselben Verhältnisse wieder auftraten. Und es erklärt sich daraus, daß sich nicht allein die Kenntniß derselben verdunkelt hatte, sondern daß auch das ganze Verhältniß des inneren Zusammenhanges in Zweifel gerathen war. Die Medicin hatte mittlerweile riesenhafte Fortschritte gemacht. Sie war seit fünfzig Jahren gewissermaßen neu geboren worden. Durch die pathologische Anatomie, durch die physikalischen Methoden am Krankenbett, hatte sich ihr Gebiet ungemein erweitert, neue Bezeichnungen waren eingeführt, theils in ganz verändertem Sinne angenommen worden. So ist es namentlich dem Typhus ergangen. Das uralte Wort bedeutet wörtlich: Rauch, Nebel, deutet demnach schon auf ein Darniederliegen der geistigen Kräfte, eine Eingenommenheit des Kopfes, bedingt durch schwere fieberhafte Zustände. Erst seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ist es in diesem Sinne in allgemeinen Gebrauch gekommen, und zwar während der napoleonischen Kriege, als sogenannter Kriegstyphus. Auch Schleimfieber und Nervenfieber wurden fernerhin wegen der verwandten Erscheinungen, die sie aufwiesen, als Typhus bezeichnet. Zwei französische Aerzte wiesen zuerst nach, daß bei diesen Krankheitsformen stets schwere Erkrankungen der Unterleibsorgane stattfinden und Schönlein begründete alsdann die Geschichte dieses Typhus (typhus abdominalis) anatomisch und klinisch. Dem Kriegstyphus gegenüber kann man ihn als sogenannten Friedenstyphus bezeichnen.

Zu vergleichenden Beobachtungen über den Kriegs- und Hungertyphus fehlte es damals in Deutschland und Frankreich an Gelegenheit. Erst bei Gelegenheit des oberschlesischen Typhus im Jahre 1848 und dem Typhus vor Sebastopol in den Jahren 1855 und 1856 bot sich dieselbe dar, und es wurde nun festgestellt, daß jenes Leiden der Unterleibsorgane bei diesen Formen des Typhus fehlt. Die Beantwortung der Frage, ob beide Arten des Typhus aus denselben Bedingungen hervorgehen, ist durch den Mangel an vergleichenden Beobachtungen erschwert. Auch innerhalb des Hungertyphus sind zwei verschiedene Arten zu unterscheiden, was die Sache noch complicirter macht. Die eine charakterisirt sich durch Hautausschläge, woher sich der Name „Fleckfieber" bildete. Schon ein Veroneser Arzt beschrieb das 1505 in Italien herrschende pestartige Fieber, welches im Volksmund den Namen „Flohstichkrankheit" führte, so genau, daß dadurch eine wissenschaftliche Unterlage für die Untersuchung gewonnen wurde. Die fürchterliche Seuche traf in den Jahren 1770 und 1771 ganz Norddeutschland, Theile von Süddeutschland, Oesterreich und Frankreich sehr schwer. Jene Jahre charakterisirten sich ebenfalls durch außerordentlich viele Regentage, anhaltende Westwinde, kaltes Wetter und in Folge dessen ein gänzliches Mißrathen der Feldfrüchte. Die hinterlassene lebendige Schilderung eines zu jener Zeit lebenden Arztes erinnert sehr genau an die jetzigen Nothzustände in Ostpreußen. Das damalige Fieber wurde als Faul- und Fleckfieber bezeichnet. Auch Irland, welches überhaupt seit zwei Jahrhunderten den Sitz des Hungertyphus bildet, wurde damals schwer davon heimgesucht. Aufs Neue trat alsdann die Seuche in den Jahren 1846 und 1848 in Irland auf. Die Erkrankungen betrugen eine Million, in Dublin allein 10,000 Menschen. Die Irländer wanderten massenhaft aus, aber überall, wohin sie wanderten, schleppten sie die Seuche mit. Gleichzeitig in jenen Jahren trat die Seuche in Flandern und Oberschlesien auf. — In allen diesen Epidemieen war es das Fleckfieber, welches das Volk mehr als decimirte. Eine andere Form der Krankheit, auf welche die Aerzte aufmerksam wurden, charakterisirt sich durch den Mangel an Hautausschlägen, wie andererseits durch die sehr heftigen Rückfälle (Rückfallsfieber, typhus recurrens). Das Verhältniß beider zu einander ist nicht ganz genau festgestellt. Von einigen Aerzten wird die Recurrens nur als eine mildere Form des Exanthemal-Typhus angesehen. Unzweifelhaft ist indessen, daß auch der Hunger mit der Recurrens in Beziehung steht. Auch im Kriegstyphus sind mehrere Gruppen zu unterscheiden, das Lager-, Festungs-, Lazareth- und Schiffsfieber. Auch diese Arten sind in der Mehrzahl der Fälle unzweifelhaft Fleckfieber.

Nach der Annahme früherer Zeiten war es zulässig, an eine directe Einwirkung Gottes auf die Krankheiten zu glauben. Auch heute wirkt dieser Standpunkt, der auf das Begreifen der nächsten Ursachen verzichtet, noch nach, indem gewisse Specialisten eine Verbindung der Seuche mit Kometen, meteorologischen Erscheinungen, vulcanischen Eruptionen herzustellen suchen. Die Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges ist nicht zu läugnen, nur muß die Untersuchung derselben nicht an den Anfang, sondern an das Ende gestellt werden. Daß die Witterungsverhältnisse den Gesammtcomplex der Erscheinungen in hohem Grade beeinflussen, ist an sich ja nicht zweifelhaft. Mit der Nässe und Hungersnoth in Norddeutschland um 1770 correspondirte eine furchtbare Dürre und Hungersnoth in Ostindien, und dieselbe Erscheinung zeigt sich jetzt wieder in Algier und Tunis. Das Nächste bleibt indessen immer die Untersuchung der unmittelbaren Umgebung des Kranken und der auf ihn wirkenden Ursachen. Für den Typhus hat die moderne Wissenschaft drei Hauptursachen festgestellt: 1) Mangel, 2) Ueberhäufung d. h. eine Ueberzahl von Menschen im Verhältniß zum gegebenen Raum, 3) unmittelbare Aufnahme verdorbener Substanz (besonders Cloakenstoffe). Der englische Arzt Murchison führt auf diese Ursachen die verschiedenen Formen des Typhus zurück. Ihm zufolge geht aus dem Mangel die Recurrens, aus der Ueberhäufung das Fleckfieber, und aus der Aufnahme verdorbener Substanzen der Unterleibstyphus hervor, eine Annahme, die wissenschaftlich wohl schwerlich als feststehend erachtet werden kann, gegen die vielmehr verschiedene hier nicht näher zu erörternde Gründe sprechen. Nur bei dem Unterleibstyphus darf die Hypothese als richtig angenommen werden, dagegen geht das Fleckfieber nicht einfach aus Ueberhäufung hervor. Es entwickelt sich dann, wenn Menschen in gedrängter Lage und mangelhafter Nahrung anhaltend verharren. Daher ist die Entwickelung der Krankheit begünstigt im Winter durch das engere Zusammenwohnen der Menschen in Festungen, Schiffen u. s. w. Bei Eisenbahn- und Chausseearbeitern, die sich mangelhafte Einrichtungen beschaffen, bildet sich oft ein localer Herd des Fleckfiebers aus. Auch in Berlin hat sich die Krankheit seit vorigem Jahre vereinzelt gezeigt, theilweise nachweisbar eingeschleppt, theilweise aber auch dort erzeugt. Verneint muß die Annahme eines besonderen Typhusgiftes werden.

Die Petersburger Akademie glaubte eine besondere Verbindung mit der Kartoffelkrankheit constatiren zu können. Letzteres ist schon deshalb anzunehmen unzulässig, weil die Kartoffelkrankheit viel später als der Typhus aufgetreten ist. Früher pflegten die großen Epidemieen von Judenverfolgungen begleitet zu sein, weil man an eine Vergiftung der Brunnen durch diese glaubte. Jetzt wissen wir, daß das wahre Gift in unserer eigenen Unwissenheit, Nachlässigkeit und Sorglosigkeit liegt. Das Wiederauftreten der Epidemie sollte wenigstens die Folge hinterlassen, daß es zu einem vermehrten Wissen, einem vermehrten Muth anspornte, die Bedingungen wegzuschaffen, die der Herstellung eines gesunden Leibes entgegenstehen. Diese Ursachen können zum großen Theile beseitigt werden, sie ruhen theilweise in dem Mißbrauch der gesellschaftlichen Vortheile. Eine fortschreitende Verbesserung der Städte wird den Unterleibstyphus vermindern und einschränken, wenn auch vielleicht nicht ganz ausrotten können. Aber an der Wurzel anzugreifen und zu beseitigen ist das Fleckfieber, und daß das möglich ist, dafür spricht eine große Erfahrung, nämlich die Beseitigung der ägyptischen Pest. Auch diese Krankheit, deren furchtbare Verbreitung dadurch bezeugt ist, daß die Geschichte der Medicin im Mittelalter eigentlich nichts als die Geschichte der orientalischen Pest ist, entstand mit dem Sinken des Staates und ist mit der Hebung desselben wieder verschwunden. Als die Canäle, Wohnungen, der Ackerbau in Aegypten verfielen, despotische Regierungen das Volk auf's Aeußerste aussaugten, entwickelte sich die Pest, mit der Beseitigung dieser Ursachen verschwand sie wieder, und gegenwärtig giebt es in der ganzen Welt keine Pest. So muß es auch gelingen, das Fleckfieber auszurotten. So lange dasselbe besteht, wird es ein Zeugniß von der schlechten Organisation der Gesellschaft sein. Der Vortragende schloß mit der Bemerkung, daß er auf dieses Gebiet nicht näher eingehen wolle. Mancherlei Empfindlichkeiten pflegten durch die Berührung desselben verletzt zu werden. Er erinnere nur an das Zeugniß des Engländers Alison, der viel früher schon über die Typhuskrankheiten sagte: „Das Vorkommen solcher Krankheiten ist für den Gesetzgeber das wichtigste Zeugniß von der trostlosen Lage der Armen." Von da ab datirte die Reform der Armengesetzgebung in England. (Nat. Ztg.)

Mannichfaltiges.

— In einem der idyllischen Thäler des oberen Murbodens hatten, wie die Grazer „Tagespost" erzählt, hoffnungsvolle Bauernjünglinge für die heurige Faschingssaison eine neue Unterhaltung „für gesellige Kreise" erfunden, die in einem Zusammenstoßen der Köpfe nach Ziegenbockart ihren Culminationspunkt bildet. Bei einer solchen „Schädel- und Knochenprobe" ging es unlängst nicht besonders gut ab. Einer der „Kopfgladiatoren" scheint des Guten zu viel erhalten zu haben, legte sich auf eine Bank nieder und wurde von den Spielenden nicht weiter beachtet, welche diese Unterhaltung fortsetzten. Nach längerer Zeit stießen sie jedoch auf die Bank, worauf der müde Kämpfer lag, und durch die Erschütterung derselben fiel der Ruhende zu Boden. Aber wie erschrack die Gesellschaft, als derselbe, wahrscheinlich in Folge einer Gehirnerschütterung, schon eine Leiche war! Dieser Anblick war das Signal zur schleunigsten Flucht, und in einer Minute war Zimmer und Haus von den Gästen verlassen.

— Der Gesundheitszustand der Kaiserin Charlotte hat sich, wie die „Triester Ztg." anzeigt, in der jüngsten Zeit bedeutend besser gestaltet. Der tiefen Erschütterung, welche die Mittheilung von dem Tode des Kaisers auf die Fürstin machte, ist eine günstige Rückwirkung gefolgt. Anfangs waltete die Absicht vor, die Kaiserin blos von dem Tode ihres Gemahls zu unterrichten, und die Art, wie der Kaiser Maximilian verrathen wurde und seiner Mission das Leben opfern mußte, zu verschweigen; aber der König der Belgier bestand darauf, daß der Kaiserin Alles mitgetheilt werde, und auch die Aerzte scheinen sich der Hoffnung hingeneigt zu haben, daß die tiefe Erschütterung später vielleicht sänftigend und klärend auf das Gemüth der Kaiserin einwirken werde. Diese Erwartung hat sich bisher als richtig erwiesen. Eine hochgestellte Dame, die der mexicanischen Kaiserfamilie nahe stand, hat an Ihre Majestät ein Beileidsschreiben gerichtet und dieser Tage von der Kaiserin ein längeres eigenhändiges Antwortschreiben erhalten, in welchem dieselbe ihren Dank für die bewiesene Theilnahme in ebenso klaren als innigen Worten ausspricht.

— Die Zahl derjenigen, welche durch den Unglücksfall auf der Zeche „Neu-Iserlohn" ihr Leben verloren haben, beträgt 81. Von denselben haben nach den bisherigen Ermittelungen 36 eine Wittwe und Kinder, die übrigen Eltern, resp. den Vater, die Mutter oder Großeltern hinterlassen. Wie viele von den Beschädigten dauernd arbeitsunfähig bleiben, läßt sich noch nicht bestimmen. Jede Familie der Verunglückten oder Beschädigten hat zur Linderung der ersten Noth eine Unterstützung von 20 Thlr. erhalten und wird in nächster Zeit eine fernere Unterstützung von 10 Thr. beziehen. Ein bestimmter Vertheilungsplan kann erst festgestellt werden, wenn sich nach Abschluß der Sammlung die vorhandenen Mittel übersehen lassen.

— Bei dem abyssinischen Expeditionscorps befindet sich der bekannte Afrika-Reisende Major Grant, welcher mit Speke das Quellgebiet des Nil erforscht hat; er spielt eine Art diplomatischer Rolle, indem er im Auftrage des Generals Sir R. Napier mit den eingeborenen Fürsten unterhandelt. Auch Gerhard Rohlfs ist laut Briefen vom 13. Januar in Zullah angekommen und wurde vom General Napier, dem er einen eigenhändigen Empfehlungsbrief des Kronprinzen von Preußen überreichte, sehr gut aufgenommen.

— In der Krupp'schen Gußstahlfabrik in Essen ist jetzt eine zweite Riesenkanone in Arbeit, welche die Dimensionen der in Paris ausgestellt gewesenen und jetzt wieder in Essen sich befindenden Kanone überragen soll.

— Die Anwendung von Maschinen zum Schleifen von Glas hat der englischen Firma Morey, Baillet und Comp. es möglich gemacht, auf der letzten Pariser Ausstellung mit Brillengläsern aufzutreten, von denen das Dutzend Paar mit dem zugehörigen Stahlgestell 2 Sh. 6 P. (1 fl. 30 kr.) kostet, so daß die einzelne Brille, Gestell und zwei Gläser, auf wenig mehr als 7½ kr. zu stehen kommt.

— In Padua wird eine Frauenzeitung „La Donna" gegründet, welche ausschließlich unter der Redaction von Frauen stehen soll. Das Programm verspricht eine fortgesetzte Erörterung der Rechte und Pflichten der Frau, und verspricht auch Studien über den „magnetischen Einfluß der Frau auf den Mann, durch welchen sie alles Gute und Böse vermag."

— Die Zahl der weiblichen Aerzte, welche sich auf amerikanischen Universitäten ausgebildet haben und gegenwärtig prakticiren, beläuft sich schon auf dreihundert. Die erste Amerikanerin, welche als Doctorin promovirte, war Miß Blackwell im Jahre 1840. In New-York giebt es weibliche Aerzte, deren Jahreseinkommen zwischen 10- und 15,000 Dollars beträgt.

— Das britische Museum hat einen Papyrus mit hieratischer Schrift erworben, welcher Bruchstücke einer Abhandlung über Feldmeßkunde enthält und aus der Zeit der XII. Dynastie stammt, mit welcher gleichzeitig der biblische König Salomo herrschte. Die Urkunde ist jedoch nur die Abschrift eines älteren Werkes. Sie giebt Anweisungen zum Entwurf von Quadraten, Rechtecken und verschiedenen Dreiecken. Der hohe Werth eines solchen Textes bedarf wohl keiner weiteren Anpreisung.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 22.

*** Der historische Blaubart.

(Schluß.)

Alle diese Widersprüche der Sitten und Formen des ausschweifenden Lebens und der ostentativen Gottesfurcht hinderten Gilles de Raiz nicht, seinen Platz unter dem Adel der Bretagne mannhaft zu behaupten. Die Chroniken rühmen sein nobeles Auftreten, seine ritterlichen Manieren im Kreise der Edeldamen und seine unübertroffene Bravour im Kriege. Dies war die glänzende Schale des angefressenen Kerns. Aehnliches, obgleich in abgeschwächter Gradation, finden wir auch noch heutzutage bei sogenannten brillanten Naturen. Des Blaubarts militärische Carriere ist eine der bemerkenswerthesten jener Zeit. 1420 machte er seinen ersten Feldzug in den kleinen Kriegen der Provinz; 1425 folgte er der Bewegung, welche die Bretonen ins Innere von Frankreich brachte. Zwei Jahre später erstürmte er das Castell von Lude und erschlug dessen Befehlshaber mit eigener Hand. Im nämlichen Jahre gewann er Rennefort und Malicorne den Engländern ab. 1429 finden wir ihn als Kampfgefährten des Mädchens von Orleans, zwei in ihrer Vereinigung gewiß seltsame Namen. Gilles war auch bei der Erstürmung von Jergeau mit seinem Bruder René de Laval. Einige Zeit nachher wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt und in dieser Eigenschaft spielte er bei der Krönung Karls des Siebenten zu Rheims eine hervorragende Rolle. Später nahm er an der Belagerung von Melun Theil und ebenfalls an der von seinem Freunde Richmond angeregten großen Waffenerhebung zu Gunsten der königlichen Sache im Jahre 1433. Ueberall auf diesen unruhigen und gefährlichen Kreuz- und Querzügen begleiteten ihn seine Orgel, seine Capläne und Chorsänger.

Zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters heirathete Gilles Cath rine de Thouars, einzige Erbin des mächtigen Hauses von Craon. Der Tod von Cathérine's Großvater, Jean de Craon, tilgte das Deficit, welches durch Gilles' Verschwendung bereits in seinen Finanzen entstanden war. Eine ansehnliche Zahl von Schlössern und Ländereien fiel in seine Hände. Er war wieder reich sogar unter den Reichsten. Jedes seiner Schlösser war mit prachtvollen Mobilien ausgestattet. Außer der hohen Revenüe, welche er von seinen Gütern bezog, hatte er noch sein Einkommen als Marschall von Frankreich und eine Menge von Zollgefällen, Lehensabgaben und dergleichen, die ihm vermöge seiner herrschaftlichen Rechte gebührten und welche schon an sich genügend gewesen wären, mehr als eine Adelsfamilie standesgemäß zu erhalten. Dennoch waren alle diese Reichthümer in Gilles' Händen wie Wasser in einem Siebe. Schon in wenigen Jahren sah er sich genöthigt, sein immenses Erbtheil Stück um Stück zu verkaufen. Der Bischof von Nantes und das Capitel der Kathedrale erwarben Vieles davon; und der Herzog der Bretagne, Jean der Fünfte, brachte einen so großen Theil der Baronie in seinen Besitz, daß Gilles' Familie ernstlich alarmirt wurde und von Karl dem Siebenten ein förmliches Edict erwirkte, wonach es Jedermann verboten war, dem Verschwender Land abzukaufen. Schwelgerische Lebensweise und ebenso die Kosten des Unterhaltes seiner Privatcapelle hatten diesen Ruin herbeigeführt, von dem sogar der König Kunde empfangen. Um diese Zeit kam der Geist des Bösen über den stolzen Baron. Da er Geld brauchte, fing er an, den Stein der Weisen zu suchen. Ein Engländer, Messire Jean, half ihm in seinen Forschungen, und um des Betrogenen Vertrauen zu verstärken, fixirte er in seiner Gegenwart Quecksilber. Diese Operationen wurden in Tiffanges betrieben. Einmal war der Stein der Weisen, wie Messire Jean versicherte, im besten Gedeihen über der Glut des Schmelzofens, als der Dauphin plötzlich ankam. Da das große Werk vor Allem die vollkommenste Einsamkeit zu seinem Gelingen erheischte, so jammerte Jean, daß seine Arbeit verloren sei, zerbrach den Schmelztiegel und rannte gleich einem Wahnsinnigen auf und davon. Nach dem Alchimisten kam der Schatzgräber. Ein Doctor aus Poitou verpflichtete sich, den Teufel selbst um Rath zu fragen. In eine vollständige Rüstung gehüllt, führte er Gilles in einen Wald, wo er magische Kreise und Figuren auf den Boden zeichnete. Dann hieß er den Baron zurücktreten und stürzte sich kühn in das tiefste Dickicht, während er mit seinem Schwerte an seine Rüstung schlug, was einen großen Lärm verursachte. Nach einiger Zeit kam er blaß und aufgeregt zurück. Er sagte, er habe den Teufel gesehen; er wäre in Gestalt eines wüthenden Leoparden an ihm vorbeigerannt, doch ohne zu sprechen. Es fehlte noch etwas zu seiner magischen Wissenschaft, und ohne dieses Etwas, das er nur in seiner eigenen Heimath bekommen könne, wäre es ihm nicht möglich, Satan zum Sprechen zu bringen. Gilles gab ihm das Geld, das er verlangte und — sah ihn niemals wieder.

So standen die Sachen, als ein Priester der Diöcese St. Malo aus Rom zurückkehrte und einen Florentiner, Namens Francisco Prelati, mitbrachte, einen großen Alchimisten und Magiker, den er dem Sire de Raiz vorstellte. Die abergläubische Neugierde des bretonischen Seigneur war durch den vorgängigen Schatzsucher auf das Heftigste erregt worden und ein neuer Helfer kam ihm nur zu willkommen. Diesmal fiel Gilles in die Hände eines weniger vulgären, aber darum um so größeren Betrügers. Der listige Prelati sah auf einen Blick, wie viel er durch geschickte Einwirkung auf die Phantasie und Leichtgläubigkeit seines Protectors erlangen konnte; er beschloß daher, sich für immer in diesem Hause der ewigen Festgelage zu installiren. Er behauptete, daß er Satan nach Belieben sehen und sprechen könne, sobald er ein Buch consultirte, das ihm ein weiser italienischer Magiker gegeben; mehr noch, er versicherte, daß Satan ihn zuweilen prügelte, und er zeigte an seinem Körper die Spuren der erbfeindlichen Mißhandlung. Satan erschiene ihm, so sagte er, als ein junger zwanzigjähriger Mann von vornehmem Aussehen. Eines Tages berichtete Prelati, daß er ihm ein schwarzes Pulver gegeben mit dem Befehl für Gilles, es beständig bei sich zu tragen. Ein anderes Mal bezeichnete er eine Stelle, wo eine Anzahl von Goldklumpen verscharrt liegen sollten, als aber die Arbeiter nachgruben, fanden sie nur gelbe Erde. Alles dieses war für den geldbedürftigen Baron nichts weniger als befriedigend. Er wollte Satan selbst sehen

und schrieb mit seinem Blute einen Pact, durch den er sich und Alles, was sein war, dem Bösen zu eigen gab, d. h. als vorsichtiger Mann und guter Christ schloß er sein Leben und das Ziel seiner Seele von dem Vertrage aus. Prelati sagte ihm, daß er die Schrift an die rechte Adresse befördert habe; doch war es für den pfiffigen Florentiner eine viel schwierigere Sache, Gilles in persönliche Communication mit seinem neuen Gebieter zu bringen. Der Baron konnte, wenn aufgestachelt, sehr heftig und sogar brutal sein, und Niemand hatte den Muth, die Hauptrolle in einer so gefährlichen Comödie zu spielen. Glücklicherweise fehlte es nicht an Ausflüchten. Einmal hatte er sich beim Eintritt in den magischen Cirkel bekreuzt, ein andermal ein „Heilige Jungfrau bitte für uns" gemurmelt; der Satan war gegen ihn erbittert wegen seiner Anhänglichkeit an die mehrerwähnte Capelle, welche er unbeschadet seiner neuen Verbindlichkeiten in der alten Weise fortbestehen ließ. Fügt man noch hinzu, daß er sich die Aeußerung zu Schulden kommen ließ, „Teufel wären gemeine Knechte und nicht würdig, mit einen Mann von Stand Umgang zu haben," so wird man begreifen, daß es Prelati doch zuletzt möglich fand, sich weißzubrennen. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, Gilles dächte ernstlich daran, allen dunkelen Künsten zu entsagen und eine Pilgerfahrt in's gelobte Land zu unternehmen.

Nebst seiner angeblichen Geschicklichkeit als Alchimist und Magiker besaß Prelati noch die Kenntnisse anderer Mysterien, welche lieber ungenannt bleiben sollen, und in denen er Gilles unterwies. Auch die Dienerschaft des Marschalls wurde nicht lange nach Prelati's Ankunft mit einer seltsamen Beschäftigung betraut. Mit Leckerbissen und Spielzeug lockten sie Kinder in's Schloß, und wenn einmal die Brücke hinter ihnen aufgezogen war, verschwanden die armen Geschöpfe für immer von der Außenwelt. Einige von Gilles' Agenten durchstreiften die benachbarten Dörfer und wo sie in der Hütte eines Bauern ein schönes Kind sahen, verlangten sie es unter dem Vorwand, einen Pagen für ihres Herrn Haushalt daraus zu machen, den Eltern ab. Gingen die Letzteren auf den Vorschlag ein, so sahen sie ihr Kind nie wieder. Alle diese unschuldigen Wesen wurden gemordet. Die Aufzeichnungen über das gerichtliche Verhör des Blaubarts geben die entsetzlichen Details. Gilles knüpfte seine Opfer auf und noch ehe sie geendet, zog er sie herunter und hißte sie wieder auf wie eine Flagge. War er dieses barbarischen Amüsements müde, so stieß er ihnen lange Nadeln in die Hälse und ergötzte sich an ihren letzten Zuckungen. Endlich ließ er den Leichen die Köpfe abschneiden, um sie als Zierrath auf die Kamingesimse oder Bettpfosten aufzustellen, bis sie in Verwesung überzugehen anfingen. Er selbst gestand ein, daß er mit Prelati oft darüber geplaudert hätte, welcher der Köpfe der hübscheste wäre. Die Körper wurden in die Laufgräben des Schlosses geworfen. Man fand sechsundzwanzig in Chantocé, achtzig in Machecoul. Doch waren dies nicht alle Opfer, da Gilles zuweilen, bevor er eine Reise unternahm, die Leichen verbrannte und die Asche in alle vier Winde streute. Während acht Jahren wurden diese Gräuelthaten geübt, und wie viele weinende Mütter muß es in dieser Zeit in der Bretagne gegeben haben! Bei allen diesen Infamien blieb Gilles de Raiz sich in der strengsten Beobachtung äußerer religiöser Formen gleich, so daß die Ostentation der Frömmigkeit eine eingewurzelte Leidenschaft bei ihm gewesen zu sein scheint. Die Accorde der tragbaren Orgel begleiteten die Hymnen seiner Chorsänger, und es war gerade um diese Zeit, daß er das erwähnte Gesuch wegen dem Tragen der Mitra nach Rom beförderte. Zur Ehre der menschlichen Natur sollte man annehmen, daß wirklicher Wahnsinn den sinnlichen und charakterschwachen Mann ergriffen hatte, daß sein Verstand bei den Experimenten und all dem Hocuspocus Noth gelitten, mit dem Prelati und Andere ihr Ziel bei ihm zu erreichen trachteten. Seine Verwandten, immer darauf bedacht, seiner Verschwendung Einhalt zu thun, bemühten sich, ihn zur Verwaltung seiner Angelegenheiten für unfähig erklären zu lassen und behaupteten vor Gericht, daß er häufig wie ein Rasender auf den Landstraßen herumrannte.

Im Jahre 1440 scheint den excentrischen Seigneur eine zeitweilige Reue angewandelt zu haben. Er nahm um Ostern das Abendmahl, verpflichtete sich feierlich, in's gelobte Land zu pilgern und begab sich dann nach Nantes. Doch gleich darauf verschwanden fünf oder sechs Kinder aus dieser Stadt. Die Bürger, weniger schüchtern als die armen Bauern von Machecoul und Chantocé, murrten so laut und unverhohlen, daß der Procurator des Herzogs die Sache in die Hand nahm. Alle Spuren wiesen nach dem Hôtel de la Suze, wo der Marschall wohnte; er wurde arretirt und mit Prelati und seinen Dienern im Château de la Tour-Neuve eingesperrt. Von dem Bischof von Nantes und dem Frater Jean Blonin, Beide Delegirte der Glaubensinquisition in Frankreich, befragt, brach Gilles zuerst in zornige Widerrede aus, schmähte die geistlichen Herren in ungebührlichen Worten und schwur, „daß er lieber am Galgen baumeln wolle, als solchen Richtern Antwort geben; er kenne die katholische Religion besser als sie." Die Furcht vor der Inquisition jedoch erpreßte ihm einige Geständnisse und die Angst vor der Tortur that das Uebrige. Als man ihn Prelati gegenüberstellte, umarmte er ihn unter Thränen und nahm in Worten von ihm Abschied, die im Munde eines Heiligen passend gewesen wären.

„Lebe wohl, François, mein Freund," sagte er, „in dieser Welt werden wir uns nicht wiedersehen. Ich bitte Gott, daß er Dich mit Geduld ausrüsten und Deine Kenntnisse segnen möge. Und wenn Du auf Erden in Geduld und Hoffnung ausharrest, so werden wir vereint die Freuden des Paradieses genießen. Bete für mich, wie ich für Dich bete."

Am 25. October 1440 wurde das Urtheil verlesen, nach welchem Gilles de Raiz wegen Ketzerei, Zauberei und anderen Verbrechen lebendig verbrannt werden sollte. Er wurde der Sorgfalt eines Beichtvaters übergeben und eine allgemeine kirchliche Procession durch die ganze Stadt angeordnet, um für den großen Verbrecher vom Himmel die nöthige Stärke zum Ertragen seines gräßlichen Todes zu erflehen. Nachdem er auf den „pré de Biesse" geführt worden war, am Ende der Madeleinebrücke, wo sich der Scheiterhaufen erhob, wurde Gilles mit dem Strick, der ihm um den Hals hing, an einen Balken geknüpft, während unter seinen Füßen ein Stuhl stand. So wie der Scheiterhaufen angezündet war, wurde der Stuhl weggezogen und das Opfer strangulirt. Der einflußreichen Familie war es gelungen, den Befehl zu erwirken, daß der Körper ihres berühmten Angehörigen nicht von den Flammen beschädigt wurde. Vier fromme Mädchen hatten sich eingefunden, um die Leiche in Empfang zu nehmen, und sie trugen sie in die Carmeliterkirche, wo sie unter dem Geläute der Glocken und Absingung von Hymnen feierlichst beerdigt wurde.

„Gott war unzufrieden mit dem Hause," bemerkt schließlich der Chronikenschreiber, „deshalb versagte Er ihm weitere Nachkommen und der alte Name erlosch."

Aus Abyssinien.

Die Engländer erwarten täglich mit Spannung Berichte über die kriegerischen Thaten ihres Expeditionscorps und sie bedürfen einer solchen Freude sehr, um sich über die ganz gewaltigen Geldopfer zu trösten, welche die Unternehmung gegen König Theodor bereits verschlungen hat und noch kostet. Aber bis jetzt warteten die Engländer vergeblich. Was die Post aus Afrika bringt, lautet nicht allzu rosig. Eine Reihe von Briefen, deren jüngster bis zum 20. Januar reicht, hatte noch keine eigentlichen Kriegsthaten zu melden. Sie datiren alle noch von Annesley-Bay, Zula und Mulkata, und zur Zeit des Abganges der letzten Post befand sich das Hauptquartier noch in Zula; denn General Napier, der nichts wagen, keinen Fehlschritt machen wollte, war entschlossen, die eigentliche Action nicht eher zu beginnen, als bis in Senafeh für drei Monate Proviant angesammelt wäre, da man sich auf die Hilfsquellen des Landes gar nicht verlassen kann. Alles, was man bisher aus Tigreh zusammengebracht hatte, reichte kaum hin, ein Cavalerieregiment für einen Tag zu verpflegen. Täglich mußten daher an 20,000 Rationen von Annesley-Bay nach Senafeh befördert werden, wovon etwa nur Dreiviertel ankamen, dagegen 2000 Rationen unterwegs aufgezehrt wurden. Zu diesem Zwecke hatte der Obercommandant die Einrichtung getroffen, daß die verschiedenen Gattungen Lastthiere einander ablösen; Kameele und Ochsen befördern die Frachten bis Kumalpeh, wo sie überladen und von Maulthieren nach Senafeh gebracht werden. Man rechnete, daß auf diese Weise in etwa 14 Tagen die Verproviantirung so weit hergestellt werden könnte, um weiter vorzurücken. Um rascher zum Ziele zu gelangen, wird die Stärke der Expeditionstruppen verringert. Nachdem noch zwei Regimenter eingeborener indischer Cavalerie und ein solches Infanterieregiment angekommen waren, hat der Obercommandant den Befehl gegeben, mit weiteren Nachschüben einzuhalten; ein eingeschifftes Regiment sogar bleibt in Aden stehen. Die vorhandenen Kräfte erscheinen als genügend, um mit Theodor anzubinden. Dieser ist nun rascher gewesen, als man vermuthete, er hat in Eilmärschen Wadela, einen zwei Tagereisen von Magdala, wo die Mehrzahl der gefangenen Engländer sich befindet, gelegenen Ort, erreicht. Doch schleppt er noch immer ein großes Geschütz mit Mühe auf den unwegsamen Gebirgspfaden mit, auf welches er große Dinge hält. Einer der Rebellenführer, Menelek, hat sich begnügt, vor diesem festen Platze zu erscheinen, dort etwas Pulver unnütz zu verschießen und dann wieder abzuziehen. Die Häuptlinge, welche gegen Theodor aufgestanden, wagen doch nicht, sich mit ihm zu schlagen, und beschränken sich darauf, ihn zu necken und im Vorrücken zu hindern. Der mächtigste dieser Häuptlinge bleibt immer noch Kasjai, der Fürst der Schohos, der den Wunsch äußerte, der Ober-Commandant möchte bei ihm einen Bevollmächtigten accreditiren; so wenig einladend der Vorgang Theodors ist, glaubt General Napier, doch unter den gegebenen Umständen dem schwarzen Prinzen die Gefälligkeit nicht versagen zu dürfen. Major Grant und Herr Munzinger wurden zu ihm entsendet. Der Letztere hat sich bei den Schohos sehr viel Credit verschafft und es auch dahin gebracht, daß sie den Engländern mit Vertrauen entgegenkommen; sie finden an ihnen nur Eines auszusetzen, daß sie zu wenig gläubig seien, und erstaunen darüber, daß ein so großes Lager ohne eine einzige weibliche Seele bestehen könne. Man hat sehr zu klagen über die Langsamkeit des Vorrückens und dabei stellt es sich heraus, daß die zur Vorbereitung der Expedition ergriffenen Maßregeln zum Theil auf unrichtigen Voraussetzungen sich bauten, zum Theil schlecht ausgeführt wurden. Das Befinden der englischen und indischen Truppen hat sich gebessert, aber den Pferden und Maulthieren schadet das Klima und noch mehr der Mangel an Wasser. Man hatte seiner Zeit den Rath ertheilt, den Truppen billigen französischen Wein zu liefern. Man ging darauf nicht ein, hoffend Wasser zu finden. Nachdem nun anfangs dasselbe für Menschen und Thiere vom Landungsplatz nachgeschleppt worden war und fast unbrauchbar im Lager der englischen Truppen ankam, war man gezwungen, Destillirmaschinen aus England bringen zu lassen, welche nun ein fades Getränke liefern und zwar zu einem Preise, um welchen wir uns den besten Wein verschaffen. Es sind nun auch zu dem ungeheueren Troß von Maulthieren 19 Elephanten angekommen, welche das Erstaunen der Bevölkerung in hohem Grade erregen; sie findet es unbegreiflich, daß dieselben so fügsam wie Maulthiere sich zeigen. Am 18. Januar Morgens lief die erste Locomotive über die Eisenbahn, welche die Engländer 3 Meilen lang angelegt; die Verwunderung der Einwohner läßt sich nicht beschreiben; sie liefen hinter her und erwarteten, sie werde Alles, was vor ihr liegt, zermalmen; jetzt vernahmen sie mit ausnehmender Verwunderung und ausgelassener Lustigkeit das Schnauben der Locomotive, die sie für den Teufel in Person ansahen. An die Eisenbahn zu rühren, wagt nun Niemand mehr, um so schlimmer ergeht es dem Telegraphen, vor dem das Volk keine Furcht zeigt, von dem daher jede Nacht Drähte gestohlen werden; man paßt nun auf, um die Gelegenheit zu erfassen, den Dieben einen elektrischen Schlag zu geben, damit sie Respect davor bekommen. Kein Platz im englischen Lager ist interessanter und bietet mehr Gelegenheit, die verschiedenen Racen indischer Völkerstämme zu studiren, von welchen jedes Individuum sich seine geringen Dienste etwa so hoch bezahlen läßt, wie das Gehalt eines preußischen Regierungsrathes beträgt, als die Trinkstelle, von der zugleich in Ziegenschläuchen das Trinkwasser nach den Zelten abgeholt wird. Am Morgen zwischen 7 und 10, am Abend von 5 Uhr ab drängen sich hier an den langen Rinnen, die stets mit dem künstlich fabricirten Wasser gespeist werden, die durstigen Thiere und Menschen. Dort jener Trupp widerspänstiger Maulthiere ist beim Anblicke des Wassers nicht mehr zurückzuhalten und rennt, seine brüllenden Führer in den Schlamm werfend, nach der Rinne, wo sich zwischen ihm und den eben trinkenden Pferden ein heftiger Kampf entspinnt, bei dem es bald nicht an Verwundeten fehlt. Mit ihren dummen, blasirt umherschauenden Köpfen ragen die Kameele aus der verworrenen Masse empor und suchen über Maulthiere und Pferde hinweg zum Wasser zu gelangen. Weiterhin läßt ein furchtbarer Lärm auf etwas Besonderes schließen. Eine lange Reihe von Elephanten nähert sich und der erste der imposanten und intelligenten Burschen bricht seinen nachsetzenden Collegen rücksichtslos Bahn, Alles mit seinem dicken Rüssel auf die Seite drängend, und vor der Rinne angekommen, ist dieselbe nach einigen langen Zügen vollständig leer, zur traurigen Ueberraschung einer Herde von kleinen abyssinischen Kühen, die gerade herangetrieben werden und mit ihren immensen Hörnern und dem Höcker auf dem Rücken einen eigenthümlichen Anblick gewähren. Ordnung ist in diesem Wirrwar nicht zu halten; spricht doch jeder der Treiber oder Aufseher eine andere Sprache als sein Nebenmann, und ist die Peitsche der englischen Unterofficiere ein Universal-Dictionär, den Alle zu verstehen scheinen. Dort jener arme Schohojunge hat gerade eine Lection erhalten. Unter den Bauch eines Kameels geklammert, hatte er verborgen mit der hohlen Hand ein wenig Wasser geschöpft, ward ertappt und mit der Peitsche aus seinem Verstecke getrieben. Was mag der braune Bengel mit dem intelligenten Gesicht von den rauhen Fremdlingen denken, die in großen Fässern sich das Wasser in die Zelte tragen lassen, um ein Bad zu nehmen, und ihn den kleinen Schluck so theuer bezahlen lassen! Aber philanthropische Reflexionen sind hier nicht am Platze. Der Menschenfreund geht dort hin nach dem sogenannten Bazar, wo ein eigenthümliches Stangensystem, von einer mächtigen britischen Flagge überragt, die Richtstätte bezeichnet, wo die angefesselten Verurtheilten coram publico mit der bekannten Neunschwänzigen täglich um 8 Uhr Morgens tractirt werden. Was Einen Wunder nimmt bei allen diesen großartigen Vorbereitungen, ist der Umstand, daß, trotzdem man keinen Feind antraf, die Landung streitig zu machen, es so viel Zeit beansprucht hat, sich auf den Weg zu begeben. Oesterreichische Verhältnisse scheinen hier gewissermaßen zu herrschen. Zum Beispiel: Maulesel hat man in Zullah genug, aber

keine Ketten, sie fest zu binden. Arbeiter waren dort, Wege zu bauen, doch es fehlten die Hacken. Patronen zu den Sniderbüchsen waren in Menge vorhanden, die Büchsen selber noch nicht angekommen. Nun sind es gegen 8 Wochen her, seitdem die Landung stattgefunden hat, und erst mit Ankunft der Generale Staveley und Sir Robert Napier ist das Chaos in der Annesleybucht beseitigt worden. Wie hätte es ausgesehen, wenn ein zahlreicher Feind am Ufer gewesen wäre, die Expedition zu empfangen? Es scheint mir, als ob man den Krieg zu sehr mit Glace-Handschuhen führen möchte. Man fordert zu viele Bequemlichkeit; denselben Luxus, dieselben Comforts wie in der Heimath möchte der Gemeine wie der Officier auch in Abyssinien genießen. Bei einem solchen Kriege wie dem jetzigen mag das wohl gehen; bei einem europäischen würde man seines Irrthums bald gewahr werden.

Mannichfaltiges.

— Das „Wochenblatt des Johanniter-Ordens" schreibt: „Der Typhus verbreitet sich in einzelnen Districten Ostpreußens immer mehr. In Liebstadt, Kreis Mohrungen, liegen nach Mittheilung des Landrathamtes zu Mohrungen 120 Menschen an demselben nieder, und da die ärztlichen Kräfte dort nicht ausreichend sind, ist auf Kosten des Ordens am 30. v. M. ein Arzt aus Berlin dahin abgereist; auch sind dem Landrathamte 500 Thlr. aus der Ordenskasse zur Verfügung gestellt worden. Dagegen lauten die neuesten Nachrichten aus Rhein erfreulicher, nachdem es dort der Frau Oberin von Bethanien in Berlin und den beiden von derselben nach Rhein gebrachten Diakonissen gelungen, in kürzester Zeit eine geordnete Lazarethpflege zu organisiren, die bis dahin nicht vorhanden war. Das städtische sowie das provisorisch eingerichtete Lazareth befanden sich in der traurigsten Verfassung. Die Kranken lagen meist nackt, mit Lumpen bedeckt, auf faulendem Stroh und wurden vom Ungeziefer verzehrt — es gebrach auch an jeder Pflege und Abwartung. Schlimmer noch erging es den Kranken in Privatwohnungen; erstarrt vor Kälte und fast verhungert, erwarteten sie in vollster Apathie den Tod. Da die Stadt Rhein sehr arm ist und fast über gar keine Mittel zu verfügen hat, so ist die Krankenpflege dort ausschließlich vom Johanniter-Orden in die Hand genommen worden."

— Bekanntlich besitzt Galizien bedeutende und reichhaltige Petroleumquellen. Gleichwohl hat im verflossenen Jahre die Production ab- und die Einfuhr fremden Petroleums in Oesterreich ansehnlich zugenommen. Jene lieferte 1867 200,000 Centner Rohöl und 76,000 Cent. Erdwachs, woraus ca. 160,000 Cent. raffinirtes Petroleum gewonnen wurden. Die Ursache des auffallenden Umstandes, daß die Production des Petroleums bei dessen wachsendem Consum sinken kann, liegt darin, daß für die Verbesserung der schlechten Straßen und Wege in Galizien nicht die geringste Sorge getragen wird; hierzu kommen noch die hohen Frachtsätze für den Eisenbahntransport zwischen Wien und Lemberg. So kommmt es denn, daß thatsächlich 1 Centner Petroleum, der aus Philadelphia bezogen wird, nicht so viel Transportkosten braucht, als auf dem kaum 100 Meilen langen Wege zwischen Drohobycz und Wien. Endlich aber wirken an dieser geringen Production noch die Feiertage mit, an welchen man in Galizien nicht arbeitet. Die theils römisch-, theils griechisch-katholische Bevölkerung arbeitet nicht blos nicht an den Festtagen ihrer besonderen Confession, sondern auch nicht an beiderseitigen Festtagen. Auf diese Weise gehen der productiven Arbeit nicht weniger als $^{3}/_{7}$ des Jahres völlig verloren.

— London, 14. Febr. Der heutige Tag ist eine Art Fest für junge Leute, die unter dem Patronate von St. Valentin sich durch unzählige Neckereien in Form kleiner und großer Briefe auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der königlichen Post zu amüsiren und mystificiren suchen. Man muß die Schaufenster der Läden schon Wochen vorher sehen, von oben bis unten bedeckt mit zarten, kühnen und zuweilen sehr starken illustrirten Huldigungen und Scherzen, die der heute fast unterliegende Briefträger herumträgt, um zu glauben, daß heute 2500 L. mehr in die Postkasse fließen als an jedem anderen Tage. Für welchen Unsinn der heilige Valentin zuweilen verantwortlich gemacht wird, geht aus einer von der Postbehörde in Glasgow erlassenen Warnung hervor; sie macht darauf aufmerksam, daß es strafbar sei, Häringe an Briefen befestigt in die Briefkasten zu werfen, abgesehen davon, daß dergleichen Liebeszeichen nicht befördert würden.

— Das „Fr.-Blatt" bringt aus Petersburg einen Artikel über das Benefice der Frau Paulina Lucca. Sie sang den Pagen, wurde mit einem Applaus, der 10 Minuten dauerte, empfangen und am Schlusse 17 Mal hinter einander gerufen. Sie erhielt Hunderte von Bouquets, ein Diadem aus Perlen und Brillanten, ein anderes mit Brillantsternen verziert, mehrere sehr werthvolle Ringe, einen 6 Pfd. schweren silbernen Korb ꝛc. Als sich dann auf der Straße ein paar Dutzend Laffen vor ihren Wagen spannen wollten, verbat sich das die Sängerin; sie dachte wohl, daß es bei der Kälte vortheilhafter sei, sich von zwei guten Pferden als von 25 Eseln nach Hause fahren zu lassen.

— Der „Kreuzzeitung" wird aus Paris geschrieben: Die Kaiserin Eugenie soll beschlossen haben, sich ganz den Anordnungen des päpstlichen Breves über die Toilette zu unterwerfen; bei Hofe sollen künftighin keine Chignons, keine anstößig ausgeschnittenen Kleider, keine chinesischen Zöpfe, Keile und übermäßigen Schleppen zugelassen werden. Das würde gewiß ein harter Schlag für viele Modedamen und die Putzmacherinnen sein; aber man würde sich fügen, die Ehemänner würden erleichtert aufathmen, der Anstand würde viel, die Sitte immerhin etwas gewinnen. Es wird überhaupt immer stärker betont, daß die diesjährige Wintersaison viel weniger Uebertreibung und mehr Ernst zeige als jemals seit Wiederaufrichtung des Kaiserreiches.

— In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar wurde, wie bereits mitgetheilt, die Druckerei und ein großer Theil der Bibliothek des Abbe Migne in der Chaussee du Maine zu Paris ein Raub der Flammen. Mehrere 100,000 Bände, darunter die unersetzlichen Cliches zu der von dem Abbe Migne unternommenen Publication der Kirchenväter, gingen bei dieser Feuersbrunst zu Grunde. Man schätzt den Schaden auf nicht weniger als sechs Millionen Francs.

Charade.

1.

Von wem mit Recht man sagen kann:
Ich und ein jeder meiner Brüder,
Ja, an ihm, jeder ist ein Mann!
Ist Volksfreund er zugleich und bieder:
Der erste Platz gebührt ihm dann.

2. 3. 4.

Das Höchste galten lange schon
Dem Freund des Vaterlandes wir.
Vererbt vom Vater auf den Sohn
War ernstes Streben stets dafür,
Bis sie erreicht, der Wünsche Kron'.

1. 2. 3. 4.

Und endlich: Gott hat es gewollt!
Es kam, wenn auch in and'rer Weise.
Und ob auch Krebs und Eule grollt,
Es strebt ins richtige Geleise:
Zu deutscher Einheit ed'lem Gold.

Δ

Auflösung des Räthsels in Nro. 18: Loch.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 23.

† Ein Rechtsfall des siebzehnten Jahrhunderts.

Sixtus der Fünfte pflegte zu sagen, daß er bereit wäre, jede Frau heilig zu sprechen, welche von ihrem Manne gelobt würde. Darnach hätte eine dieser Heiligen Jeanne Vacherot sein müssen, wenn auch das Lob, das der Gatte ihr zollte, erst nach dessen Tode bekannt ward. Am 6. Mai 1640 heirathete sie Lancelot le Moine; er war von normännischer Abstammung und Notar beim Châtelet in Paris. Er starb im Januar 1649, nachdem ihm seine Frau drei Söhne, Pierre, Jacques und Louis, geboren. In seinem vom Jahre 1645 datirten Testamente setzte er für den Fall seines Todes seine Wittwe zur alleinigen Vormünderin seiner Kinder ein, und zwar mit dem Anfügen, „daß Niemand wie Jeanne sein Vertrauen in so hohem Grade besäße und daß es seinen Söhnen Nachtheil und Gefahr bringen würde, noch unter anderweitige Aufsicht gestellt zu werden."

Den Wünschen des Verstorbenen wurde pünktlich gewillfahrt, indem Jeanne le Moine, geborene Vacherot, durch Decret des Châtelet als unbeschränkte Vormünderin der drei Knaben bestätigt wurde. Klug, fromm, von sittsamem Benehmen und gutem Ruf, verdiente sie wohl die ihr zuerkannte Auszeichnung; auch kam sie gewissenhaft den Pflichten ihrer Stellung als Mutter und Wittwe nach. Sie gab ihren Söhnen eine für die Begriffe und Anforderungen jener Zeit vortreffliche Erziehung; d. h. sie schickte sie in eine Schule, wo sie schreiben, lesen und rechnen lernten und sogar mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache bekannt gemacht wurden. Zu dem Vermögen, das die Wittwe zu verwalten hatte, gehörten zwei zwischen Saint Pierre d'Autils und Vernon — das letztere eine kleine befestigte Stadt der Normandie — gelegene Pachtgüter. Die Angelegenheiten derselben machten es zuweilen nöthig, daß Jeanne le Moine sich nach Vernon begab, wo sie unter dem Titel „Madame la notaresse" bekannt war. Es war im September 1654, als sie einen solchen Besuch abstatten mußte, um die Pachtzinsen einzuziehen. Ihre Söhne waren zu der Zeit im Alter von dreizehn, zehn und acht Jahren. Sie nahm nur Louis, den jüngsten, mit sich; die beiden anderen ließ sie unter der Obhut ihrer betagten Mutter und einer Dienerin zurück, welche die Wärterin der Kinder seit deren frühester Jugend gewesen war.

Alles dieses ist nichts Außergewöhnliches; jetzt erst beginnt der seltsame Theil der Geschichte. Nach der Abreise der Mutter vergaßen Pierre und Jacques den Weg zur Schule und vertrödelten die zum Lernen bestimmte Zeit in Gesellschaft mit den beiden arbeitsscheuen Söhnen eines Nachbars, Namens Custard. Ob die Großmutter und die Wärterin zu unachtsam waren oder zu schwach, das Regiment zu führen, oder ob die Knaben sich heimlich durch böses Beispiel hatten verleiten lassen, wäre schwer zu bestimmen. Genug, eines schönen Abends kehrte keiner der vier Kameraden zu den Seinigen zurück. Was war aus ihnen geworden? Weder die Morgue noch die Polizei vermochten den besorgten Angehörigen die geringste Auskunft zu geben. Erst nach Verlauf mehrerer Tage wurden die beiden Knaben Custard von einem Officianten des Generalprofoß zurückgebracht Ausgehungert, sonnverbrannt, mit zerrissenen Kleidern und allen Uebermuthes bar, waren sie von Herzen froh um den gedeckten Tisch und das weiche Bett, wenn auch die väterliche Züchtigung mit in den Kauf genommen werden mußte. Die Söhne der Wittwe Le Moine jedoch blieben immer noch spurlos verschwunden. Sie hatten sich von den Anderen im Verlauf ihrer Wanderungen getrennt. Jeanne, welcher die Trauernachricht nach Vernon gemeldet wurde, ließ die ausgedehntesten Nachforschungen anstellen. In jedem Ort der ganzen Gegend wurden Beschreibungen der Vermißten bei Trommel- und Trompetenschall öffentlich ausgerufen, doch vergebens. Mehrere Monate vergingen in fruchtlosem Bemühen. Die verzweifelnde Mutter besuchte die Jahrmärkte, befragte Bettler und Landstreicher und durchspähte die Zeltlager der Zigeuner, denn manche Geschichte über von den Letzteren verübte Kinderdiebstähle war im Umlauf. Immerhin würde es nicht leicht gewesen sein, zwei Knaben von zehn und dreizehn Jahren zu stehlen; auch würden sie nicht, selbst nach langer Gefangenhaltung, den Namen ihrer Eltern und ihres Heimathortes haben vergessen können. Nachdem sich alle Bemühungen der Wittwe nutzlos erwiesen hatten, machte sie am 12. Mai 1655 vor einem Polizeicommissär die gerichtliche Anzeige von dem Verschwinden ihrer Kinder. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel, eine Formalität, die sie, weisen Rath befolgend, vollzog, beides eher als ein nachträglicher Schritt, der zur Aufklärung über das Schicksal der Verlorenen führen sollte. Die Polizei war damals sehr ohnmächtig im Erreichen wünschenswerther Endzwecke, und was den Bestrebungen einer Mutter nicht hatte gelingen können, wäre schwerlich durch obrigkeitliche Einmischung zu Stande gebracht worden.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß die arme Mutter keinen Augenblick das Ziel der Wiedererlangung ihrer Knaben außer Acht ließ. Eines Tages gewahrte sie einen Bettler mit einem Kinde neben sich. Beide lagen auf den Thürstufen des Hotel Dieu in Paris. Eine ungefähre Aehnlichkeit des kleinen Knaben mit Jacques machte der Wittwe Herz erbeben; sie trat näher und betrachtete ihn genauer, wie sie es schon in ähnlicher Weise mit manchem fremden Kinde gethan. Allerdings war es nicht Jacques, der Bettlerknabe war jünger und schwächlicher gebaut; eine Mutter irrt sich auch nicht nach einer Trennung von nur acht Monaten. Jeanne ließ sich jedoch mit dem Vater in ein Gespräch ein und beschwor ihn, nach ihren verlorenen Knaben überall zu suchen, wohin er kommen möchte. Sie machte ihm eine genaue Beschreibung derselben, schenkte ihm ein kleines Almosen und versprach ihm eine bedeutende Belohnung, wenn es ihm gelingen sollte, die Kinder aufzufinden.

Am 25. Juli 1655, als Jeanne le Moine sich wiederum in Vernon befand, waren die Andächtigen des Ortes in der Kirche Sainte Geneviève zur Messe versammelt. Während des Gottesdienstes erschien ein Bettler von einem etwa acht Jahre alten Knaben begleitet. Beide waren in Lumpen gehüllt. Jeder trug einen Bettelsack, und ihre bestaubten und zerrissenen Schuhe ließen vermuthen, daß sie eine mühevolle Fußwanderung hinter

sich hatten. Jeanne war ebenfalls in der Kirche. Nun wußten die Einwohner von Vernon ganz gut um die Geschichte der verschwundenen Söhne; der jüngere derselben, Jacques, war dort geboren, viele Personen hatten ihn mit eigenen Augen gesehen und Alle interessirten sich für sein Schicksal. Nachdem die Bettler eine Weile gebetet, begegneten ihre Blicke denen der Wittwe. Die Letztere winkte sie herbei, sah den Knaben scharf an, flüsterte dem Manne etwas ins Ohr und reichte ihm ein Almosen. Er dankte mit einer Verbeugung und Beide verloren sich bald in der Menge, welche die Kirchthür umstand. Der kleine Vorfall, so rasch er sich auch zugetragen, war dem größeren Theil der Gemeinde nicht entgangen. Als die Wittwe mit dem Bettler gesprochen, hatte mehr als einer der Anwesenden die leichte Aehnlichkeit des Knaben mit Jacques bemerkt, wie sie schon in Paris der Mutter aufgefallen war. „Es ist der kleine Jacques le Moine,“ flüsterte man sich leise zu, so lange der Gottesdienst dauerte. Als er jedoch zu Ende, ging derselbe Ausspruch laut und ungenirt von Mund zu Mund. Der Bettler und sein Knabe hatten sich inzwischen, um Almosen zu empfangen, zur Seite des Weges aufgestellt, den die Kirchgänger passiren mußten, und bald waren sie von einer Menge neugieriger Gaffer umringt. Eine andere Gruppe erwartete die Wittwe. Sobald sie erschien, wichen die Versammelten zurück und ließen zwischen ihr und den Bettlern einen Raum frei. Jeanne verfolgte ruhig ihren Weg, nicht ahnend, wie mitleidslos ihr Benehmen gedeutet wurde. „Sie sieht ihn nicht einmal an,“ sagten die Gevatterinnen zu einander, „und es ist doch der kleine Jacques. Man müßte blind sein, um es nicht zu sehen.“

Die Wittwe schlug die Straße nach ihrer Wohnung ein, aber die Aufgeregteren unter der Menge vermochten es nicht ruhig geschehen zu lassen. Eine der Frauen trat an sie heran und sagte in scharfem Ton:

„Ihrem armen kleinen Jacques scheint es nicht besonders gut zu gehen, Madame la notaresse. Ich denke, ein warmer Anzug und eine gute Mahlzeit hätten ihm wohl eher gebührt, als die Paar Sous, die Sie seinem Pflegevater als Almosen gaben.“

Jeanne le Moine sah die Frau überrascht an; sie begriff erst den Sinn ihrer Worte, als sie bemerkte, wie ihre Blicke nach dem jungen Bettler gerichtet waren. Dann aber erwiderte sie mit Achselzucken:

„Das Kind soll mein armer kleiner Jacques sein? Unmöglich. Meines Knaben Nase war nicht so lang. Und sehen Sie nicht den Unterschied in den Augen?“ Nachdem sie diese Antwort gegeben, ging sie ruhig nach Hause. Bei ihrer Entfernung brach ein förmlicher Sturm los.

„Sie verläugnet ihr eigenes Kind!“ riefen die entrüsteten Frauen. „Das herzlose Geschöpf! Die unnatürliche Mutter! Wie kann sie nur so grausam sein! Sahen Sie den feindseligen Blick, den sie auf den armen Knaben warf? Sie hatte nicht gedacht, daß er ihr wieder in den Weg kommen würde, nachdem sie ihn dem Bettler übergeben. Eine nette Manier, Kinder zu versorgen, Madame la notaresse! Und Ihr, elender Landstreicher! Ihr, Werkzeug einer unbarmherzigen Mutter, — wie könnt Ihr es wagen, Euer Galgengesicht an einem Orte zu zeigen, wo Jedermann den kleinen Jacques le Moine gekannt hat? Macht daß Ihr fort kommt, Ihr Kinderdieb! Wir werden bald sehen, ob diese abscheuliche Rabenmutter in ihrer Gottlosigkeit beharrt!“

Der auf solche Weise wie von rasenden Furien bestürmte Bettler machte vor Erstaunen große Augen und konnte sich nicht denken, was er eigentlich verbrochen haben sollte; das erschreckte Kind fing zu weinen an. Als der Vater endlich begriff, wessen man ihn beschuldigte, nahm er den Knaben bei der Hand, bahnte sich den Weg durch die Menge und sagte: „Ihr meint, gute Leute, dieser Knabe sei nicht mein Kind! Ich aber sage Euch, daß ich meiner Frau, als sie im Hospital im Sterben lag, versprochen habe, mich nie von ihm zu trennen und ich habe mich auch nie von ihm getrennt.“

Er wickelte sich dichter in seine Lumpen und ging in's Innere der Stadt. Eine Anzahl Müßiggänger und Pflastertreter, durch den Lärm angelockt, gesellten sich zu den aus der Kirche gekommenen Frommen. Die Letzteren erzählten in großer Entrüstung, wie grausam sich die gottvergessene Mutter benommen und wie frech der Bettler gewesen. Die Neuigkeit, daß der kleine Jacques sich endlich gefunden und daß seine Mutter ihn verläugnet habe, durchflog wie ein Lauffeuer die Stadt. Nur während die Einwohnerschaft beim Mittagessen saß, trat einige Ruhe ein; doch nach Tisch, als die Bürger und Frauen sich auf den Weg zum Nachmittagsgottesdienste machten, wurde in jeder Gruppe der Name des kleinen Jacques le Moine und seiner barbarischen Mutter wieder laut. Der Bettler seinerseits war nicht so klug gewesen, der feindseligen Stadt den Rücken zu kehren. Er hatte sich in eine sonnige Ecke bei einem der Thore niedergesetzt, wo er, nichts Böses ahnend, Paternoster vor sich hinmurmelte und den Vorübergehenden die Hand entgegenhielt, daß sie ihm Almosen hineinlegen möchten. Aber bald wurde er von einigen Personen, die am Morgen an dem Tumult vor der Kirche Theil genommen, erkannt und wieder schaarte sich eine erzürnte Menschenmasse um ihn herum.

„Das ist er, der Schurke! Und der kleine, von seiner Mutter verlassene Engel — in welchem Zustande befindet er sich für eines reichen Mannes Sohn! Großer Gott! Solche Schlechtigkeit wird des Himmels Zorn über die Stadt bringen! Wir erkennen ihn Alle, das liebe Kind! Ich wollte meine Hand in's Feuer legen, daß er es ist!“

Der Aufruhr wurde immer größer; ein Paar Gerichtspersonen der Stadt kamen hinzu, der königliche Procurator an der Spitze. Die Bürger und Gevatterinnen machten respectvoll Spalier und einige setzten die Vertreter der irdischen Gerechtigkeit von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Sie berichteten, was sie argwöhnten oder vielmehr was sie steif und fest glaubten. Der Procurator warf einen Blick auf den Knaben, trat dann dem Manne näher und sagte:

„Wer seid Ihr? Wo wurdet Ihr geboren? Wo kommt Ihr her?“

„Jean Monrousseau, — Limousin, — Bapaume,“ lautete des Mannes lakonische Entgegnung.

„Wie? Limousin — Bapaume! Eine unverschämte Lüge! Bapaume liegt in der Provinz Artois, also könnt Ihr nicht aus Limousin sein,“ erwiderte der Beamte, dessen logische Fähigkeiten nicht weit her zu sein schienen.

„Ich habe meine Papiere, meine Atteste,“ betheuerte der Bettler. Zitternd vor Angst wickelte er aus einem schmutzigen Lappen zwei oder drei fettige Documente.

Der Procurator nahm eines derselben mit den Fingerspitzen, entfaltete es mit sichtbarem Ekel und überflog es mit dem Blick. Es war ein in lateinischer Sprache geschriebener

Trauschein, ausgestellt von dem Pfarrer, der Monrousseau mit einer gewissen Louison Blond verheirathet hatte. In diesem Certificat war der Taufname des Bettlers als Philippe und nicht Jean angegeben. Der Beamte faßte gierig den Irrthum auf.

„Und Ihr nennt Euch Jean," rief er mit einer Donnerstimme, „während Ihr Philippe getauft seid? Der Kerl kann nicht den Mund aufmachen, ohne eine Lüge zu sagen! Komm' hierher, Kleiner; ich will mit Dir sprechen."

Der Procurator zog das Kind von seinem Begleiter hinweg und nahm es mit einer Menge Fragen in's Verhör, die sogleich von fünfzig geschwätzigen Zungen weitergetragen und ausgeschmückt wurden.

„Wie heißt Du?" — „Louis." „Mag sein, aber fürchte Dich nicht vor jenem Manne, lieber Kleiner. Du heißt gewiß Jacques. Ist Dein Name nicht Jacques? Kennst Du nicht ein paar Dörfer hier in der Gegend? Sage mir einmal, ist Dir nicht der Name Bois-Hiérôme bekannt? Besinne Dich, kleiner Jacques, Bois-Hiérôme. Du hast von dem Orte gewiß gehört. Es ist der Ort, wo Du getauft wurdest."

Der Knabe wurde zuletzt so eingeschüchtert, daß er zu Allem Ja sagte. Er hieß Jacques; er kannte das Dorf Bois-Hiérôme. Er würde sich mit jeder anderen Angabe einverstanden erklärt haben. Der königliche Procurator beendete das Verhör mit einem Beginnen, das seiner Taktik die Krone aufsetzte. Er nahm aus des Kindes Hand ein paar Kupfermünzen, die es als Almosen bekommen, gab sie einem kleinen Schneider, der sich mit Worten und Geberden besonders lebhaft gezeigt hatte, und sprach zu ihm:

„Bringt das dem Vagabunden und sagt ihm, daß der kleine Jacques le Moine erkannt worden ist; daß er sich weigert, noch länger mit seinem unrechten Vater im Lande herumzuziehen, und daß er zu seiner Familie nach Bois-Hiérôme gehen will."

Der kleine Schneider, ganz stolz über die ihm gewordene Auszeichnung, überbrachte dem Bettler die Botschaft in einem Tone und mit einigen Beifügungen, welche nichts weniger als beruhigend wirken konnten. Als der arme Teufel sich irgend eines geheimnißvollen Verbrechens so gut wie überwiesen fand und als er sah, daß obrigkeitliche Gewalt ihm seinen Knaben genommen, wurde er von nur zu natürlichem panischen Schrecken ergriffen und machte einen desperaten Fluchtversuch. Wenn es überhaupt noch an einem Beweis gefehlt hatte, so war er hiermit geliefert. Nur die Schuldigen laufen davon, die Unschuldigen vertheidigen sich. Man setzte dem Bettler nach und holte ihn ohne Mühe ein. Mit Püffen, Flüchen und sonstigen körperlichen und moralischen Mißhandlungen brachte man ihn vor den Polizeilieutenant, den Stellvertreter seines gerade abwesenden Chefs. Dieser würdige Beamte, ein Verwandter des verstorbenen Lancelot le Moine, glaubte sich durch die öffentlichen Gerüchte und durch die verworrenen Aussagen der Ankläger genügend über den Fall instruirt und begann Monrousseau's Verhör mit jenem Uebermaß von Strenge, das man damals in Frankreich als das sicherste Mittel ansah, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

(Schluß folgt.)

Der Wein in Siebenbürgen.*)

Im siebenbürgischen Sachsenlande ist der October ein fröhlicher Monat. In den Städten und Dörfern wird jeder Karren, jedes Pferd und jedes Gespann Ochsen aufgeboten, um Kufen und Fässer nach den kleinen Hütten und Häuschen auf den Hügeln zu schaffen, in denen die Weinkeltern sind. Alles rüstet sich, Jedermann ist auf den Beinen und zieht hinaus in die Berge. Draußen wimmelt es von Menschen, Einheimischen und Fremden, denn aus der Nähe und Ferne eilen Bekannte, Freunde und Verwandte herbei, um an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen, Trauben zu essen und Most zu trinken. Je reicher die Ernte ist, um so reger ist das Leben und um so munterer die Stimmung. Es kommen immer mehr Gäste, und immer mehr Stühle, Tische, Gläser und Teller müssen in die Weinberge geschafft werden. In dem Sommerhäuschen des Berges, oder auch draußen im Freien ist immer ein Tisch gedeckt und mit Erfrischungen versehen. Fünf-, sechsmal des Tages wird frisch aufgetragen, da das Zuströmen von Freunden nicht aufhört. Auch Zigeuner mit ihren Violinen und Blasinstrumenten sind da und spielen lustige Weisen auf.

Die Weine, die man im October keltert, sind im Auslande wenig bekannt. Die Siebenbürgner tragen die Schuld daran selbst, denn mit wenigen Ausnahmen haben sie sich die neueren Fortschritte der Kellerwirthschaft nicht angeeignet. Die Menge muß es bei ihnen bringen, und in der That erzeugt das Land im jährlichen Durchschnitt mehr als zwei Millionen Eimer Wein. Bei dieser Zahl ist freilich nicht außer Acht zu lassen, daß fünf siebenbürgische Eimer etwa so viel fassen als zwei österreichische. Auch auf ihre vorzüglichen Trauben verlassen sich die siebenbürgischen Weinbauern. Vierzehn Arten sind im Lande heimisch, darunter fünf verschiedene Muscatellertrauben. Die beste von allen ist die kleine zuckerreiche Jungferntraube, deren Beeren mit einem zarten Flaum bedeckt sind, die einen ausgezeichneten Duft und die lieblichste Würze besitzt und dabei so dünnschalig ist, daß kaum etwas im Munde zurückbleibt. Die Rieslinge, von denen der berühmte Johannisberger gewonnen wird, bezeichnet der sächsische Weinbauer als fösnische Trauben, und unter diesem Namen, der ursprünglich „venetianisch" lautete, sind die Rieslinge im ganzen Lande bekannt.

Der Siebenbürgner trinkt seine Weine jung, wenn sie noch einen lieblichen Geschmack haben. Zum Transport eignet sich solcher Wein nicht, da er leicht trübe wird. Auf den meisten Weinbergen liest man früh und spät reifende Trauben zusammen, sondert die Beeren nicht vom Stengel und entfernt die faulen nicht. Alles Uebrige wird in der althergebrachten Weise verrichtet und die nothwendigste Vorsicht außer Acht gelassen. Man nimmt schlechtes Holz zu den Gefäßen, reinigt die letzteren blos oberflächlich und korkt die Flaschen mit Papier oder einem Stückchen Moos. Ein Weinhändler in Mediasch wies eine Bestellung sogleich zurück, da er den Wein in Flaschen liefern sollte. „Flaschen?" fragte er unwillig. „Wo soll ich die hernehmen? Ich besitze keine; sie sind theuer, und dann noch die Stöpsel! Welche Mühe, alle diese Dinge herbeizuschaffen!" Ein Freund wünschte Boner die besten Weine des Landes kosten zu lassen und schaffte einige Proben herbei. Als der Korkzieher eingesetzt wurde, fiel der Stöpsel in die Flasche und es zeigte sich nun, daß derselbe einfach aus einem Stückchen zusammengerollter Zeitung, bedeckt mit etwas Siegelwachs, bestand.

Alle siebenbürgischen Weine enthalten viel Zuckerstoff, doch ist mit der angenehmen Süße eine champagnerartige Frische verbunden, die den Wein nie fade erscheinen läßt. Zur großen Empfehlung gereicht ihm seine Reinheit. Der Weinbauer kennt keines der verschiedenen Recepte aus der chemischen Küche, die in Frankreich und Deutschland so stark im Gebrauche sind, und

---

*) Siebenbürgen, Land und Leute, von Charles Boner. (Leipzig, J. J. Weber.)

von der englischen Abscheulichkeit, Branntwein zuzusetzen, weiß er ebenfalls nichts. Der Wein von Mediasch erhielt auf der Münchener Ausstellung die große goldene Denkmünze, doch konnte sich die Prüfungscommission nicht enthalten, die Armseligkeit der äußeren Ausstattung zu tadeln. Dieser Wein von seltener Güte war nämlich in alten Arznei- und Tintenflaschen angekommen.

Die besten Lagen Siebenbürgens sind die an der großen und kleinen Kokel, im Hunyader-Thal, an der Maros, im Agarad-Thale und in der Nuöseg. Die Karlsburger Weine sind alle goldfarben, stark und von eigenthümlichem Duft. Die feinste Qualität wird in den bischöflichen Gärten gewonnen. In Varhegy wendet man keine Kelter an, sondern läßt den Saft der Trauben durch die eigene Kraft der letzteren ausdrücken und gewinnt auf diese Weise einen reinen und feinduftenden Wein von hellgoldener Farbe. An der kleinen Kokel wachsen starke, klare und gewürzige Weine ohne Weinsteinsäure. Mehrere erinnern an Chablis, während an der großen Kokel rothe und leichte Weine vorkommen, die an Duft und Geschmack dem besten Bordeaux gleichstehen. Die Preise aller dieser Weine sind höchst gering. Den höchsten Preis, von dem Boner hörte, erzielte ein alter Wein, der nach Galizien zu acht Gulden der Eimer verkauft wurde. Fünf Gulden bilden einen Mittelpreis und für einen Gulden kann man einen vortrefflichen Tischwein kaufen. Für den Eimer Most der besten Sorte giebt man in der Regel achtzig Kreuzer.

Wir können hier nicht unerwähnt lassen, daß Boner seine Landsleute zu Speculationen in diesem Artikel auffordert und ihnen einen Plan vorlegt, wie das Geschäft zu einem glänzenden gemacht werden kann. Die Ausführung bietet keine Schwierigkeiten, wenn das englische Capital sich nicht zurückhält. Gute Kellermeister sind am Rheine zu bekommen, an Eichenholz für Weinfässer hat Siebenbürgen Ueberfluß, die besten Keller sind wohlfeil in Klausenburg zu haben. Der zuckerreiche Wein von Mediasch eignete sich zur Bereitung von Champagner, der dem französischen Weine in keiner Weise etwas nachgeben dürfte. Für Unterhaltung der Speculanten, die als Engländer jegliche Art von Sport lieben werden, wäre wenigstens in der Jagdzeit ausgiebig gesorgt. Siebenbürgen besitzt noch viel Wild, und darunter Arten, die in besser bevölkerten Gegenden längst verschwunden sind. In den beiden Jahren 1853 und 1854 wurden im ganzen Lande 151 Bären und 1467 Wölfe geschossen. 1846 figurirten unter der Jagdbeute noch drei Luchse.

Mannichfaltiges.

— Die vom Berliner Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes für das Jahr 1868 projectirte „Allgemeine Frauen-Industrie-Ausstellung“, welche am 1. October d. J. eröffnet werden soll, verspricht bereits jetzt eine große Ausdehnung zu gewinnen. Wenige Wochen sind verflossen, seit die öffentlichen Blätter die ersten Ankündigungen des Vorhabens brachten, und schon liegen der Ausstellungscommission eine große Menge von Zuschriften vor, welche die verschiedensten Erzeugnisse der bildenden Kunst, der Industrie und der weiblichen Handarbeit im engeren Sinne anmelden oder Anfragen bezüglich deren Zulässigkeit stellen. Das Comite hat es unter diesen Umständen für angezeigt gehalten, sich auch außerhalb Berlins nach mitwirkenden Kräften umzusehen und deshalb an verwandte Vereine u. s. w. die Bitte gerichtet, durch ganz Deutschland Zweigcomite's zu bilden, welche Anmeldungen für die Ausstellung entgegennehmen, die Zulässigkeit der angemeldeten Gegenstände prüfen und darüber mit dem Berliner Comite in Verbindung treten sollen. Selbstverständlich nimmt das Berliner Comite auch jede ihm direct zugehende Anmeldung, besonders aus Orten, wo derartige Zweigcomite's nicht ins Leben treten, bereitwilligst entgegen. Wir wiederholen noch, daß zulässig zur Ausstellung alle von Frauen oder unter deren wesentlicher Mitwirkung gefertigte Werke der bildenden Kunst, der Industrie und Handarbeit sind, daß die Anmeldung spätestens bis zum 1. Juli d. J. geschehen muß, und daß alle Zuschriften an die Adresse des Victoriabazars in Berlin, Leipzigerstraße 93, franco zu richten sind.

— Der Vesuv ist noch immer in bemerkenswerther Thätigkeit. Das Brüllen und Toben in seinem Innern, verbunden mit zeitweiligen Explosionen, ist derart, daß in Torre del Greco die Fenster davon erzittern und viele Bewohner dieses Städtchens ihre Wohnungen verlassen haben und auf offenem Felde campiren. Das gute Wetter und der Vollmond hatten in den letzten Nächten eine Menge von Fremden aller Nationen am Fuße der Berges versammelt, für welchen Besuch er sich aber sehr undankbar erwies, indem er ihnen Sand in Menge in die Augen streute. — Die Corr. Reuter war also schlecht berichtet, als sie ein Abnehmen der vulcanischen Thätigkeit signalisirte.

— In England wird die Errichtung eines College für Frauen von einer Gesellschaft von Damen, an deren Spitze Miß Davies steht, angestrebt. Dasselbe soll zwischen London und Cambridge (die letztere Hochschule läßt auch Frauen zur Prüfung zu) errichtet werden. Gegenstände des Unterrichtes werden alle jene sein, die gewöhnlich an Universitäten gelehrt werden, überdies aber noch diejenigen, welche besonders vom weiblichen Geschlechte erlernt zu werden pflegen. Das Lehrerpersonale soll sowohl aus Männern als aus Frauen bestehen, die Leitung und Aufsicht aber einzig und allein weiblichen Händen anvertraut sein. Das Gebäude soll für 30,000 Pfd. St. errichtet werden und an 100 Zöglinge sollen darin Aufnahme finden.

— Am 15. Februar brach zu Antwerpen auf einem mit Petroleum beladenen Fahrzeuge Feuer aus. Das Schiff lag bei tiefer Ebbe am Eingange des Canals des Brasseurs fest. Im Canale lag ein Lichterschiff, ebenfalls mit Petroleum beladen, so wie eine Brigg und eine Goelette, und vor dem Canale lag ein großes amerikanisches Barkschiff, alle wegen des niedrigen Wassers unbeweglich. Das brennende Fahrzeug enthielt etwa 700 Fässer und 200 Glasballons mit Petroleum und Naphtha, welche sich brennend über die Wasserfläche verbreitete. Die Gefahr war äußerst groß, besonders als sich das Feuer auch dem Lichterschiffe mittheilte. Zum Glück erlaubte die steigende Fluth, bald das letztere flott zu machen und auf die andere Seite der Schelde zu bugsiren, wo es ausbrannte. Das zuerst in Brand gerathene Schiff brannte vier Stunden lang und sank dann.

— In dem Besprengen der Straßen mit Wasser steht in England dem Vernehmen nach eine Veränderung und Verbesserung bevor. Es handelt sich um eine neue Erfindung. Eine Verbindung corrosiver Salze soll, in der jetzt gebräuchlichen Weise gesprengt, die Straßen feucht halten und zugleich die Ansammlung des Schmutzes verhindern. Zugleich soll die neue Methode eine Ersparniß von 20 Procent herbeiführen. In zwei Districten der Hauptstadt wird das neue System demnächst versucht werden.

— Einen Schaden von 6 Millionen hat der Pariser Rothschild erlitten. Er hat, wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, nicht weniger als 22,000 Stück falscher Obligationen der Orleansbahn angekauft.

— In Indianopolis wurde ein Neger vor Kurzem zu zwei Jahren Gefängniß und 5000 Doll. Strafe verurtheilt, weil er sich unterstanden hatte, eine Weiße zu heirathen. Ob diese ebenfalls gebüßt wurde, wird nicht gesagt.

— Der amerikanische General Butler ist von einem methodistischen Prediger in Virginien, einem Oberst White, wegen einer angeblichen Ehrenbeleidigung zum Duell herausgefordert worden. Butler hat die Ehre jedoch abgelehnt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 24.

† Ein Rechtsfall des siebzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Der Bettler erwiderte in der Hauptsache, daß er Jean Monrousseau hieße, der Sohn eines Steinklopfers aus der Provinz Limousin und, soviel er wisse, fünfzig Jahre alt wäre. Nachdem er als Knabe Schafe gehütet, hatte er mit zwanzig Jahren Militärdienste genommen und sich an den italienischen und flandrischen Feldzügen betheiligt. Während er in Bapaume in Garnison lag, war er mit einer Schuhmacherswittwe, Louison Blond, bekannt geworden und hatte sie schließlich geheirathet. Sie konnten nicht in Bapaume getraut werden, weil sie kein Certificat über den Tod ihres ersten Mannes hatte bekommen können; die Ceremonie wurde jedoch später, am 17. Mai 1642, in Arras von dem Pfarrer von Saint Nicholas, Michael Hocquet, vollzogen, der im Trauschein irrthümlich den Taufnamen Monrousseau's als Philippe angegeben. Der Letztere konnte nicht lesen und würde den Irrthum auch nicht entdeckt haben, wenn das Document in seiner Muttersprache ausgefertigt gewesen wäre. Sobald er verheirathet war, hing er den Soldatenrock an den Nagel und wurde erst Ackersmann, dann Gärtner, endlich Holzhacker. In Montdidier, wo er einige Zeit wohnte, beschenkte ihn seine Frau mit Zwillingen, welche bald nacheinander starben. Von da siedelten die Eheleute nach Neuville über, und dort, im November 1646, gebar Louison abermals Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe war derselbe Louis, den man dem Vater jetzt entführen wollte. Louison's beklagenswerthe Fruchtbarkeit brachte das Paar in immer größere Armuth, bis sie zuletzt genöthigt waren, sich vom Bettel zu ernähren. Monrousseau, der gut beleumundet war, erhielt leicht vom Bischofe von Beauvais die Erlaubniß, in der Diöcese Almosen zu erbitten. Von dieser Zeit an wurden, wie es am Ende nicht zu verwundern war, Monrousseau's Erinnerungen verworrener. Er hatte so viel hin und herwandern müssen, daß er nicht mehr mit Ortsnamen und Daten im Klaren sein konnte. Von einem Ende Frankreichs bis zum anderen und in allen möglichen Richtungen hatte er sich durchgebettelt, um sein und der Seinigen Leben zu fristen. In Limousin war Louis' Zwillingsschwesterchen gestorben, und in Tours, im Hospital, ereilte der Tod seine Frau am 10. Juni 1654. Fortan wanderte er allein mit seinem einzig überlebenden Kinde Louis. Er war in Paris gewesen und hatte dort Madame le Moine gesehen. Von Paris hatte er sich nach der Normandie begeben, wo er als Taglöhner bei der Ernte beschäftigt zu werden hoffte. Sein Unstern führte ihn nach Vernon. Dies waren seine Aussagen, die er nicht in einem Athemzuge machte, sondern die man eine um die andere mühsam aus ihm herausfragen mußte. Er war so sehr eingeschüchtert, aber seine Richter und das Publicum sahen in seiner Angst nur die Folge des Schuldbewußtseins. Er hatte sich auch während des langen strengen Verhörs verschiedene Widersprüche zu Schulden kommen lassen, die der Polizeilieutenant sorgfältig notirte. Warum hatte er sich in Arras „Philippe" und in Bapaume und Vernon „Jean" genannt? Der Arme war um eine genügende Antwort verlegen. Einmal hatte seine Frau ihm vier, das andere Mal nur zwei Kinder im Ganzen geboren, wie er sagte. Was sollte man davon glauben? Auch in Bezug auf die Wittwe le Moine waren seine Angaben nicht präciser. Wie viel Mal hatte er sie gesehen? Einmal auf der Place de Grève. Aber die Begegnung vor dem Eingange des Hotel Dieu? Ja, das war das zweite Mal. Dann sprach er auch noch von einer dritten Begegnung bei der Porte Saint Martin. Wie oft war er in Paris gewesen? Nur ein Mal; er hatte die Hauptstadt vor vierzehn Tagen verlassen, um nach Vernon zu gehen. Dann fiel es ihm plötzlich ein, daß er zwei, drei Mal sich in Paris herumgetrieben. Augenscheinlich wußte er vor Angst und Kummer gar nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Seine Aussagen waren nicht besser als die eines Blödsinnigen.

„Führt den Landstreicher ins Gefängniß und legt ihn in Ketten!" gebot der Substitut des Polizeichefs auf seine eigene Verantwortung und ohne alle Beobachtung legaler Form. Auch die Wittwe le Moine ließ er in derselben Weise verhaften. Sie wurde durch Polizeisergeanten nach seinem Hause abgeführt; der Pöbel umringte sie auf dem Wege dahin, schreiend, schimpfend, pfeifend. Der Polizeilieutenant confrontirte sie mit dem Bettler. Beide beharrten bei ihren ersten Behauptungen, d. h. er erklärte das Kind für das seine, sie verläugnete es. Darauf stellte man Jeanne dem Knaben gegenüber. Louis war instruirt und zum Einlernen seiner Rolle überredet worden; als man ihn der Frau entgegenschob, die, wie man ihm gesagt hatte, seine Mutter war, nannte er sie „Mama". Aber Jeanne gab auf alle Fragen und Vorstellungen nur die eine Antwort: „Es ist nicht mein Sohn." Dies wurde als bösartige Verstocktheit und Unmenschlichkeit gedeutet. Man warf ihr die schmachvollsten Anschuldigungen ins Gesicht. Der Polizeibeamte ließ sich endlich herab, sie zu bitten und zu beschwören, Herz und Arme dem unglücklichen Knaben zu öffnen; doch niemals kam es ihm in den Sinn, die Wittwe und das Kind, das man ihr absolut aufzwingen wollte, abgesondert und mit Ruhe zu verhören. Wenn Jeanne le Moine und der Bettelknabe wirklich Mutter und Kind waren, was wäre leichter gewesen, als das letztere auf der Stelle die Begebenheiten seiner früheren Jugend erzählen zu lassen? Ein Knabe von elf Jahren würde dergleichen Einzelheiten gewiß nicht innerhalb zehn Monaten vergessen haben. Die menschliche Natur ist sicher nicht unfehlbar, aber dieser Beamte ging denn doch in seiner intellectuellen Nichtentwickelung zu weit. Nicht einmal dachte er daran, daß dieser schwächliche Knabe, der erst acht Jahre alt war und noch jünger aussah, unmöglich der elfjährige Jacques, der ein kräftiges Kind gewesen, sein konnte. Nach mehreren Stunden nutzloser Quälerei wurde Jeanne endlich entlassen. Der Polizeilieutenant wagte nicht geradezu, sie ins Gefängniß verbringen zu lassen, wie er es mit dem Bettler gethan; aber er empfahl ihr an, sich über Nacht die Sache nochmals zu bedenken und sich für ein abermaliges Verhör für den nächsten Morgen bereit zu halten. Die Wittwe, welche zur Genüge erfahren hatte, was von ihrem unvernünftigen Richter und dem Pöbel in Vernon zu erwarten

war, überlegte sich die Sache allerdings, allein in der Weise, daß sie, sobald ihre Wohnung nicht mehr von Neugierigen umstanden wurde und die Dunkelheit eingebrochen war, in aller Stille nach Paris abreiste. Sie folgte hierbei der Eingebung ihres gesunden Menschenverstandes, und schon der nächste Tag zeigte, wie weise sie gehandelt. Sobald die Nachricht ihrer Flucht im Orte bekannt geworden, stürmte der aufgeregte Pöbel das Haus, zerbrach die Fenster und richtete unter den Möbeln eine vandalische Verwüstung an. Es waren auch hier die Frauen und besonders Familienmütter, welche sich bei diesem Act der Volksrache am eifrigsten betheiligten. Wäre Jeanne noch im Hause gewesen, man wäre ohne Zweifel mit ihr nicht glimpflicher umgegangen als mit ihrem todten Eigenthum.

Inzwischen kehrte der Polizeichef nach Vernon zurück und nahm die Angelegenheit aus den Händen seines Substituten. Ein geregeltes Verhör wurde angeordnet und einundzwanzig Zeugen verhört. Darunter waren zwölf Frauen, welche einstimmig ihre Ueberzeugung aussprachen, daß der Bettlerknabe der Wittwe Sohn sei. J. B. Marie Queron, Dienstmagd einer Frau Crette, bei welcher Jeanne mit ihrem kleinen Sohne öfters Wohnung genommen, erklärte auf das Bestimmteste, daß die Sache keinem Zweifel unterliegen könne, es wären Jacques' Augen, Züge und Stimme. Es erforderte die Zeit vom 28. Juli bis 12. August, alle diese Aussagen zu Protokoll zu bringen, und während dessen hielt sich der Knabe im Hause der Frau Crette auf, natürlich umgeben von geschwätzigen Müssiggängern, welche von Allem unterrichtet sein wollten und ihn genau mit Allem bekannt machten, was sie wußten und ihm einzulernen wünschten.

Der kleine schon früher erwähnte Schneider, François Barlot, ging noch weiter als die Uebrigen. Er wußte sogar, wo und wie Monrousseau den kleinen Jacques le Moine aufgefangen. Es wäre in der Rue Saint-Martin geschehen, das Kind hätte es ihm selbst gesagt. Und der Knabe bejahte auch diese phantasiereiche Unterstellung. Es war soviel von dem Dorfe Bois-Hierôme die Rede gewesen, daß der Polizeichef es für angemessen hielt, den Knaben hinführen zu lassen. Dort wurde er von den folgenden Personen als Lancelot le Moine's Sohn erkannt: von dem Gutsherrn, dessen Bruder, dem Pächter und seiner Frau, dem Pfarrer und dem Schullehrer. Einer solch' starken Autorität gegenüber war kein Zweifel erlaubt und bald waren sämmtliche Bewohner des Dorfes derselben Meinung. Man zeigte dem Knaben das auf einer Anhöhe stehende Kloster und nannte ihm den Namen desselben, den er wiederholte. Natürlich hatte er den Namen schon früher gekannt. „Und war nicht eine Brücke beim Kloster?" fragten die Leute weiter. „Ja." — „Hatte nicht mein Bruder eine Wunde irgendwo, als Du das letzte Mal hier warst?" fragte der Gutsherr. „Nein, ich glaube nicht." — „Gewiß hatte er eine Wunde, besinne Dich, Kleiner; es war an der linken Hand." „Ach ja, er hatte eine Wunde an der linken Hand." — „Ich war fest überzeugt, er würde sich darauf besinnen," sagte der Gutsherr. Mit diesen Resultaten eines scharfsinnigen Verfahrens ausgerüstet, unterwarf der Vertreter der Gerechtigkeit den armen Monrousseau einem neuen Verhör. Dieser jedoch behauptete unerschütterlich, daß er des Knaben Vater wäre. Weder Drohungen noch Verschärfungen der Gefangenschaft vermochten ein anderes Geständniß von ihm zu erpressen.

Mitte August erfolgte das Urtheil. Es lautete dahin, „daß Monrousseau im Gefängniß und in Ketten bleiben, das Kind dagegen Jacques le Moine genannt werden sollte, welch' letzterem Gerichtsbefehl die Giltigkeit eines förmlichen Taufactes beiwohnte; daß die Verwandten des besagten Jacques le Moine aufgefordert würden, ihm einen Vormund zu bestellen; daß er aus dem Vermögen der Wittwe le Moine ein ausreichendes Jahrgeld zu beanspruchen habe und daß zu diesem Zwecke das ganze Besitzthum derselben mit Beschlag zu belegen sei." Gegen dieses Urtheil appellirte die Wittwe an das Parlament von Paris, mit welchem Schritte der Rechtsfall in das Stadium eines wahren Labyrinthes von gerichtlichen Proceduren gerieth, wie solches heutzutage Gottlob nicht mehr möglich wäre.

Der Vorsitzende des Appellationshofes, welch' Letzterem die Entscheidung des Processes nunmehr unterworfen wurde, war Guillaume de Lamoignon, derselbe, den Ludwig der Vierzehnte einmal für den ehrlichsten Mann erklärte, den er kannte. Schon beim ersten Verhör entlockte er dem Bettler, dem Knaben und der Wittwe Antworten, welche die Voreiligkeit und den Mangel an richtiger Einsicht der gerichtlichen Autoritäten von Vernon außer allen Zweifel stellten. So wie Monrousseau in ruhiger, von keiner Drohung begleiteter Weise befragt wurde, erzählte er seine Geschichte verständlich und ohne sich in Widersprüche zu verwickeln; und wenn auch hie und da einzelne Daten nicht ganz stimmen wollten und sich in den Aussagen des Bettlers mancher geographische Irrthum einschlich, so wußte doch Lamoignon den damals oft vorkommenden Ungenauigkeiten kirchlicher und gerichtlicher Documente, sowie den Einwirkungen eines Vagabundenlebens auf ein ohnehin schwaches Gemüth gebührende Rechnung zu tragen. Als man Monrousseau und den Knaben einander gegenüber stellte, erkannten sie sich ohne Zögern als Vater und Sohn an. Die Wittwe erklärte wie immer, in der ruhigsten, natürlichsten Art, daß dies nicht ihr Kind sei.

„Aber wenn diese Dame nicht Deine Mutter ist," sagte Lamoignon zu dem Knaben, „warum gestehst Du es nicht ein? Du kannst es ohne alle Gefahr für Dich, Deinen Vater oder Madame le Moine thun."

„Sie ist auch nicht meine Mutter," erwiderte der Knabe, „meine Mutter starb im Hospital von Tours."

„Möchtest Du aber nicht der Sohn dieser Dame sein? Du würdest ein viel besseres Leben haben und nicht mehr von Stadt zu Stadt betteln müssen."

„Ich möchte wohl ihr Sohn sein, aber ich bin es nicht."

„Dann mußt Du ein Bettler bleiben."

„Ich weiß es wohl."

„So willst Du zu Monrousseau zurückkehren?"

„Ja, denn er ist mein Vater; ich kann ihn nicht verlassen."

Etwas brachte Lamoignon auch an's Licht, woran in Vernon Niemand gedacht hatte, und doch war es ein für sich allein entscheidendes Indicium. Der Bettlerknabe konnte weder lesen noch schreiben. Unter den auf das Verschwinden des Kindes Bezug habenden Papieren fand aber Lamoignon das Zeugniß eines Schreiblehrers mit Namen Gabriel Alexandre, welches bestätigte, daß die Knaben, Pierre sowohl wie Jacques, lesen und schreiben konnten und die Anfangsgründe des Lateinischen kannten. Nachdem das neue Verhör geschlossen, wurde der Rechtsfall dem Parlament zur Aburtheilung unterbreitet. Doch noch ehe das Endurtheil erfolgte, ereignete sich einer jener überraschenden Zwischenfälle, wie sie leider nur selten in den Dramen der menschlichen Gerechtigkeit zu rechter Zeit sich zuzutragen pflegen. Es war das wirkliche und leibhaftige Wiedererscheinen des älteren der verschwundenen Knaben, Pierre le

Moine. Er erzählte die traurige und thörichte Geschichte seiner Entfernung mit seinem Bruder und den jungen Custards und seine und Jacques' Trennung von den Letzteren. Er und Jacques hatten nach derselben den Weg nach Vernon eingeschlagen, aber aus Furcht oder falscher Scham ihren Freunden kein Lebenszeichen gegeben. Sie waren zuletzt genöthig gewesen, zu betteln. In Saint Waast, wohin sie auf ihrer kläglichen Wanderung geriethen, sah sie ein gewisser Monsieur de Montand, der in ihnen, troß ihres jämmerlichen Aussehens, Kinder von guter Herkunft erkannte. Er gab ihnen zwölf Tage lang Nahrung und Obdach, worauf der jüngere, Jacques le Moine, (derselbe, den die guten Leute in Vernon in dem Bettlerknaben wiederzufinden meinten,) erkrankte und starb. Er wurde von den barmherzigen Brüdern auf dem Kirchhofe von Saint Waast begraben. Pierre zeigte zur Bestätigung seiner Erzählung zwei Atteste vor, welche von Monsieur de Montand, dem Pfarrer, seinem Vicar, mehreren Bürgern und von den Mönchen unterzeichnet waren, die den armen kleinen Jacques beerdigt hatten. Pierre blieb noch einige Zeit nach seines Bruders Tode bei seinem mitleidigen Wohlthäter, dann aber gab er von Neuem der Neigung zum Wanderleben nach und lief fort, um sich auf gut Glück weiter durchzubetteln. Endlich wurde er dieser elenden Existenz doch überdrüssig, oder die Stimme der Vernunft und Pflicht machte sich laut, — genug er beschloß, zu seiner Mutter zurückzukehren und sich reuig in ihre Arme zu werfen. Sie bedurfte dieses Trostes in hohem Grade; sie hatte sich schon gänzlich kinderlos geglaubt, denn ihr jüngster Knabe war vor Kurzem nach einer Krankheit von wenigen Tagen gestorben. Doch welch' seltsames Bild der Zustände Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert liefert diese Begebenheit! Zwei Knaben treiben sich ein paar Jahre lang als Vagabunden herum, ohne daß sich die Polizei, der die Mutter die Anzeige gemacht, die Mühe giebt, sie ernstlich aufzusuchen. Und ein Mann von Stande beherbergt diese Knaben, die Geistlichkeit des Ortes weiß darum, eine religiöse Brüderschaft beerdigt Einen von ihnen, und Alle haben Kenntniß vom Verschwinden des Anderen, ohne daß die Behörden oder die Familie nur mit einem Wort von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt werden!

Erst nachdem Lamoignon Präsident des Parlamentes geworden erschien ein Decret, wornach Monrousseau in Freiheit gesetzt und ihm sein Knabe Louis wiedergegeben werden sollte. Die Beiden griffen wieder zum Bettelstabe, und Jeanne le Moine hielt fortan ein doppelt wachsames Auge auf den einzig ihr gebliebenen Sohn Pierre, den sie zum rechtschaffenen Manne heranwachsen sah.

Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage.

(Aus dem „Nürnb. Corr.")

Schon seit einigen Jahren hat die Geschichte der Noth und des Hungers ein neues Blatt beschrieben; der Inhalt dieses Blattes fesselt allenthalben die Aufmerksamkeit in hohem Grade — und um so mehr, als die bestehende Theuerung sich nicht lediglich als die Folge außerordentlicher Naturereignisse oder staatlicher Erschütterungen, auch nicht als local und zeitlich beschränkt, sondern als andauernd und weitverbreitet erweist, alle Schichten der Bevölkerung und der Gesellschaft berührt und mit großem Druck namentlich auf den unbemittelten und ärmeren Klassen lastet. Obwohl der Austausch der auf der Erde vertheilt vorhandenen Vorräthe im Verhältniß zu früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten ebenso enorm als wohlfeil vor sich geht und dem übervölkerten Europa sogar aus entfernten Welttheilen ungeheuere Quantitäten Getreide und Mehl zugeführt werden, ist troßdem die Theuerung groß, sind die Preise enorm. Die Presse berichtet von erschütternden Nothständen im Osten und Nordwesten Preußens, im Norden Schwedens und Afrikas, in Norditalien und Galizien, und nur ein Massenimport in Frankreich, England, Spanien und Portugal vermag die traurigsten Zustände zu verhindern. Was helfen gegen einen solchen hartnäckigen inneren Feind momentane Tributzahlungen, — sie werden ins Endlose sich wiederholen und zwar immer zudringlicher, wenn nicht zugleich unermüdlich daran gegangen wird, dem Feinde in radicaler Weise Macht und Waffe zu entwinden. Radical läßt sich aber nur da ankämpfen, wo die Ursachen bekannt sind. Es wäre aber völlig verkehrt, im Kornhandel oder im Mangel eines Ausfuhrverbotes des Getreides eine Ursache der gegenwärtigen Theuerung zu suchen. Im Gegentheil ist es nur der Kornhändler, welcher den Verkehr belebt, die Einkaufsquellen und Absatzwege kennt und dem Landmann den Verkauf erleichtert. Auch darf nicht übersehen werden, daß nicht der Handel die Preise, sondern die Preise den Handel machen, und daß die Geschichte uns kein einziges Beispiel zeigt, wo die Beschränkung der Verkehrsfreiheit eine Abhilfe der Theuerung gewesen ist. Die Ursachen der Theuerung sind anderswo zu suchen. Ein nicht zu übergehender, aber auch nicht zu entfernender Umstand ist die in neuester Zeit enorme Goldausbeute Californiens und Australiens, welche sich jährlich zusammen auf circa 110 Millionen Thaler beläuft, — eine Summe, welche um's Fünffache die gesammte Ausbeute aller Bergwerke der Welt zu Anfang unseres Jahrhunderts übersteigt; dazu wird die Gesammtsumme des in Europa und Amerika gegenwärtig umlaufenden Papiergeldes auf ca. 2000 Millionen Thaler veranschlagt, von welcher Summe der bei Weitem größte Theil erst im Laufe der letzten zehn Jahre beschafft und der Circulation übergeben wurde. Aber jede Mehrung des Metallgeldes oder der Werthzeichen des Geldes muß die Wirkung äußern, daß das Geld wohlfeiler wird, die Waaren theuerer.*) Eine weitere wesentliche Ursache der Theuerung ist die stets wachsende Bevölkerung, zu welcher der Ertrag des Bodens und der Landwirthschaft in keinem Verhältniß mehr steht. Europa verbraucht ungleich mehr Getreide, als es erzeugt. Im Jahre 1853 bedurfte es nach Hübners „Jahrbuch" einer Zufuhr von circa 38 Millionen Zoll-Centner. Hat aber Europa alljährlich Mangel an Getreide, so ist diese Erscheinung um so bedenklicher, als die europäische Bevölkerung mit jedem Jahre um wenigstens 2 Millionen Menschen sich steigert, und auf Abhilfe bedacht zu sein noth thut, damit wir nicht auf dem dornenvollen Wege der andauernden Theuerung verbleiben. Einen Fingerzeig der Abhilfe bietet ein Ausspruch des Abgeordneten Mayer im Wiener Reichstage: „Europa hat jährlich nur seines Bodens halbe Ernte". Zur großen Angelegenheit der vollen und zweckmäßigen Bodenverwerthung treiben uns stürmisch die Drangsale der Zeit. Durch „Hangen am Alten" gelangen wir aber nicht zu diesem Ziele; denn so wie unsere Zeit beschaffen ist, die durch Wissenschaft, Mechanik, Dampfkraft und Elektromagnetismus getragen ist, führt uns nur ein praktische Verwerthung dessen, was Wissenschaft und Technik bieten, vorwärts; es müssen die noch herrschenden Vorurtheile gegen Resultate der Theoretiker und gegen die Anwendung der Maschine auf dem Lande gesunden Begriffen weichen. Und in der That brauchen nur diejenigen, denen die Ernährung der Völker obliegt, mit klaren Augen zu schauen, mit vorurtheillosem Verstande zu urtheilen; denn unwiderlegbare Beweise liegen bereits vor, daß der Boden Europa's bei zweckentsprechender Bearbeitung selbst eine noch größere Menschenmenge zu ernähren vermag, als jetzt vorhanden ist. Wie alles Organische, bedürfen auch die Pflanzen der Nahrungsmittel, die leider der Boden nur in bestimmter Menge besitzt. Ohne Zufuhr des Entzogenen

*) Das Wohlfeilerwerden des Geldes hat höhere Preise zur natürlichen Folge und steht mit der Nahrungs- oder Nothstandsfrage nicht im Zusammenhang.

Digitized by Google

muß sich der Boden endlich erschöpfen. Den Nachtheil solcher Bodenentkräftungen zeigt die Geschichte; sie weist aber zugleich auf die Aufgabe der Landwirthschaft hin, mit allen Mitteln solche Erschöpfungen zu verhindern. Der überall sorgsam abwägende, rasch ausführende Sinn unserer überseeischen Stammesgenossen in England trachtet daher durch jedes Mittel, welches die Natur bietet, den steten Verbrauch des Bodens an Pflanzennahrung, wo er ihn einmal erkannt hat, zu ersetzen; und die Landwirthschaft hat dabei glänzende Resultate geliefert und das Wohl des Volkes gegründet. Der englische Landwirth redet mit Kopfschütteln über die Gleichgültigkeit, mit welcher insbesondere Deutschland seine Schätze an Knochen der Landwirthschaft entziehen und jahraus jahrein übers Meer gehen läßt, während er nicht allein auf der ganzen Insel jede überflüssige Knochensubstanz aufsuchen, sondern auch große Schiffsladungen aus anderen Ländern (Niederlande, Deutschland, selbst Südamerika) holen läßt; warum sollte er nicht, da sich durchschnittlich der Werth eines Centner Knochenmehls 25—30 Ctr. Stalldünger gleichstellt. Noch ungleich größere Vortheile erlangt Englands Landwirthschaft aus den Vögelexcrementen (Guano), welche in zahlloser Menge die Chimchainseln umlagern, die vor der Stadt Rico in Peru liegen. Zahlreich angestellte Versuche haben bei einem mäßigen Gebrauche ein Plus von 20—30 Proc. auf Weizen, von 25 Proc. auf Gerste, 35 Proc. auf Hafer, 50 Proc. auf Kartoffeln und 75 Proc. auf Runkelrüben ergeben; bei starkem Düngeraufwand hat der englische Acre selbst einen Mehrertrag von 150 Proc. an Heu geliefert. Freilich muß der zum Gebrauch bestimmte Guano sorgsam ausgewählt werden, denn seine Sorten sind qualitativ sehr verschieden, und der schlechte ist unter allen Umständen der theuerste; man verschwendet sein Geld und hat dabei einen schlechten Erfolg. Dies weiß aber der englische Landwirth und ruft darum, wo immer möglich, die Intelligenz zu seiner Beihilfe auf, um dem Boden einmal das Fehlende zu ersetzen und dann die darin schon vorhandenen mineralischen Nahrungsmittel wirksam zu machen. Zugleich ruft er Dampf und Mechanik zur größtmöglichen Dienstleistung auf, um dabei der geringsten Anzahl menschlicher und thierischer Arbeitskräfte zu bedürfen, und die großen Ersparungen, die sich dadurch erzielen lassen, steigert in jenem Lande von Jahr zu Jahr die Nachfrage nach guten, namentlich nach tragbaren Dampfmaschinen für die Landwirthschaft. So sind seit den letzten fünf Jahren in England mehr Maschinen in Anwendung gekommen als beinahe in doppelt so langer Zeit vorher. Intelligenz, guter Wille, Capital und Technik haben Englands Landwirthschaft mustergiltig gemacht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Den Luxus gründlich zu besteuern, versteht man in England, und an manchen Kleinigkeiten fließen der Staatskasse bedeutende Summen zu. Daß der Herr für den Puder besteuert wird, den sein Bedienter im Haar trägt, ist eine bekannte Sache wie auch die Unterschiede für die Besteuerung, so daß ein Diener unter 18 Jahren auch im Steuerpunkte billiger zu stehen kommt als ein ganz ausgewachsener. Wer sich ein Wappen auf seinen Kutschenschlag malen läßt, muß nicht weniger seinen Tribut entrichten und für die Staatseinkünfte ist es befriedigend, daß in den letzten 10 Jahren die Einnahmen aus dieser Quelle von 53,769 Pfd. Strl. auf 65,034 Pfd. Strl. angewachsen sind. 15,077 Personen davon halten zweispännige vierräderige Wagen und zahlen 2 Pfd. Strl. 12 s., die Besitzer von Einspännern tragen 13 s. Auflage. Aus dem Zuwachs der letzten 10 Jahre muß man entweder auf eine ungewöhnliche Vermehrung der Personen adeliger Herkunft oder auf eine Zunahme ihrer irdischen Güter schließen, wenn man nicht an ein mächtiges Wachsen der Eitelkeit glauben will.

— Der „Ostsee-Zeitung" schreibt man aus Warschau vom 16. d. M.: Es ist nunmehr festgestellt, daß die feurige Kugel, welche am 30. vor. M. gegen 7 Uhr Abends einen Theil von Europa durchflog, im Gouvernement Plock, im Königreiche Polen, über den Gütern Zamslo, Gostkowo und Sielec geplatzt und eine Fläche von 3 Quadrat-Werst mit einer Menge größerer und kleinerer Meteorsteine überschüttet hat. Die Gegend liegt an der Narew, 2 Meilen von Pultusk und 10 Meilen von Warschau. Die Meteorsteine sind theils in die Erde gedrungen, theils auf gefrorenem Boden und auf der Eisdecke der Narew gefunden worden. Die Landleute haben die Steine theils an das Kreisamt in Pultusk ausgeliefert, theils an Liebhaber verkauft, theils als Merkwürdigkeit behalten. In Warschau ist die chemische Untersuchung der eingelieferten Meteorsteine angeordnet.

— Der Kaiser Napoleon ist wieder sehr düster gestimmt, da sein erster und ältester Kammerdiener am Tode liegt. Dieser Mann, der unter dem Namen Leon bekannt ist, war seit Jahren der treue Begleiter Louis Napoleons, lebte mit ihm in der Verbannung, war bei ihm in Ham und verließ ihn natürlich auch nicht, seit ihn das Glück so sehr begünstigte. Dieser Leon ist übrigens eine etwas räthselhafte Person. Er ist von ganz feinen Manieren und nicht ohne Bildung und Kenntnisse, doch Niemand weiß seinen Familiennamen. Beim Kaiser selbst, der ihm letztes Jahr noch eine Villa im Werthe von 100,000 Frcs. zum Geschenke machte, stand er von jeher in höchster Gunst, und seine Rathschläge blieben, so versichert man, häufig nicht ohne Einfluß auf selbst wichtige Angelegenheiten.

— Der „Popolo d'Italia" erzählt: Mariano Raiola verpfändete gestern sein Bett und bekam 10 Lire in Papier. Konnte er damit seinen Hunger stillen? O nein, es fand sich kein einziger Bäcker, der ihm für ein Bankbillet von zwei Lire Brod gegeben hätte. Er mußte die Polizei zu Hilfe rufen und noch mehr Agio zahlen als üblich ist. Die Municipien haben kein Geld für die Armen, aber für Feierlichkeiten zur Vermählung des Kronprinzen giebt Turin allein 300,000 Lire.

— Die im vorigen Jahre bekanntlich abgebrannte tropische Abtheilung des Krystallpalastes in London wurde, in verkleinertem Maßstabe wieder aufgebaut, am vergangenen Samstag dem Publicum eröffnet. Eine Ausstellung europäischer und fremder Vögel, bestehend aus etwa 900 Nummern, hatte in dem Neubaue Platz gefunden, und die Zuschauer standen haufenweise vor dem gefiederten Volke. Staunen erregten die Preise, die bei einzelnen Exemplaren angeheftet waren. Ein kleiner Goldfink war von seinem Eigenthümer auf die bescheidene Summe von 500 Pfd. St. taxirt, andere winzige Vögelchen zu 50, 75 und 100 Pfd. St. notirt. Ob sich Liebhaber finden, die mit den Besitzern in der hohen Meinung über ihr Eigenthum so vollständig einverstanden sind, daß sie die angegebenen Summen zahlen, steht freilich dahin.

— Gibraltar, 3. Febr. Der Capitän und 2 Matrosen vom Schooner „Moses Waring", der auf offener See sank, wurden am 18. Januar von der Barke „Minnie Gordon", aufgefischt und hierher gebracht. Dieselben waren sieben Tage ohne Lebensmittel und sahen sich, um ihr Leben zu fristen, genöthigt einen Theil der Leiche des Steuermannes, welcher der Erschöpfung erlegen, zu essen; als man sie auflas, waren dieselben kaum fähig, sich zu bewegen oder zu sprechen, doch erholen sie sich jetzt langsam.

— In Iglau starb kürzlich ein 92jähriger Greis, der Nestor unter den europäischen Commis, der als 10jähriger Knabe im Jahre 1786 in ein dortiges Handlungshaus eintrat und in demselben bis zu seinem Tode ununterbrochen als Commis verblieben war.

— Der Mormonenapostel Brigham Young hat den Heiligen vom Salzsee angekündigt, der Geist Gottes habe ihm befohlen, der Gemeinde das Kaffee- und Theetrinken zu verbieten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.
Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 25.

* Bessie und ihre Bewerber.

Genrebild aus dem New-Yorker Leben von E. Schröer.

Erstes Capitel.

Es war im Februar 1862. Der amerikanische Krieg hatte seit einem Jahre gewüthet und wurde immer noch mit frischen Kräften und unvermindertem Eifer fortgeführt, was die lebenslustige, fashionabele Welt von New-York jedoch nicht verhinderte, sich auf Routs, Bällen, Picnicks leidenschaftlich dem Vergnügen hinzugeben.

Im oberen Theile der City befand sich ein herrschaftliches Haus, dessen prächtige Marmorfaçade die Blicke der vorübergehenden und fahrenden Fremden anzuziehen pflegte. An diesem Abend, es war der dreizehnte des Monats, schwamm es in einem Lichtmeer.

Mr. Randall, ein Mann, der wie viele Krösusse New-Yorks von unten angefangen hatte, feierte den Geburtstag der einzigen schönen Tochter durch ein glänzendes Fest.

Während sich in zwei strahlenden Salons eine glänzend gekleidete Menge erging, von denen gerade diejenigen, welche sich hier am meisten zu Hause fühlten, schwerlich das Entree zur guten Gesellschaft in Deutschland erhalten würden, lehnte die Königin des Festes, anscheinend in ernstes Sinnen vertieft, in einem abgesonderten Boudoir das Haupt in die Hand. Von Zeit zu Zeit erhob sie das Auge und lauschte mit Spannung auf das Gemurmel in den Salons. Ein Fußtritt, vom Teppich dumpf wiedergegeben, schallte vom Corridor. Ihre Lippen trennten sich im Eifer der Erwartung, ihre Hände zitterten ersichtlich; sie blickte auf dieselben herab und schien erschrocken über ihre eigene Erregtheit. Mit wieder gewonnener Selbstbeherrschung nahm sie die classische Attitude auf der niedrigen Causeuse wieder an.

Wiederum Schritte! Eine zweite Person mußte zu der ersten gestoßen sein und Beide standen draußen in murmelndem Gespräch.

Die Wangen der Harrenden färbten sich mit hellerem Roth, in ihren funkelnden Augen spiegelte sich das Bewußtsein der Macht ihrer Schönheit. Um sie her gruppirten sich die Marmorstatuen einer credenzenden Hebe, einer lachenden Bachante und eines schelmischen Cupidos, welche in Folge des Zusammenwirkens von Beleuchtung, Gruppirung und der durch Blumengewinde in gesuchter Weise halbverdeckten nackten Reize ebenso bewunderungssüchtig erschienen als die lebendige Statue in ihrer studirten Haltung.

Die Thür öffnete sich; zwei junge Männer überschritten mit ungewöhnlichem Ernst in den Mienen, Hand in Hand, die Schwelle des Boudoirs. Die lebendige Statue erhielt Bewegung, sie erhob sich, schüttelte die faltenreiche Umhüllung von zartrother Gaze, die der Blätterfülle einer Rose glich, aus und stand, die Ankömmlinge mit ihrem dunkelglühenden Blick umfassend, vor ihnen. Es verging eine Minute vollständigen Schweigens. Ihr Herz schlug und schien mit jedem Schlage zu fragen: Bin ich schön? bin ich tödtlich schön? seid Ihr Beide getroffen? Und die jungen Männer hielten den Athem an und ihre Augen schienen zu fragen: Ist denn diese Erscheinung Wahrheit? ist sie ein Traum? eine Schöpfung Guido Renis? Und sie erröthete vor stolzer Selbstbefriedigung und wurde mit jedem Momente schöner. Ihre Hand stahl sich aus dem rosigen Geflecht hervor, sie berührte den Arm des ihr zunächst Stehenden. Die Hand war weiß und kühl wie Marmor; ihm schien sie einen elektrischen Schlag zu geben. Die Hände der beiden Männer lösten sich; der Andere erbleichte und trat einen Schritt zurück.

„Meine Freunde,“ flüsterte sie mit tiefer melodischer Stimme.

„Es ist vorbei,“ murmelte der jüngste der beiden Brüder, denn in diesem Verhältniß standen die jungen Männer zu einander, in deutscher Sprache. Der ältere aber warf mit verändertem Gesichtsausdruck das Haupt zurück. Zum dritten Male ließ sich ein dumpfer Schritt auf dem Corridor hören. Sie blickte gespannt nach der Thür. Der ältere der Brüder faltete die Stirn, der jüngere seufzte. Die Thür öffnete sich und herein kam tänzelnden Schrittes ein leichter gewandter Mann. Die Hand ruhte auf der Hüfte, wie um den Griff eines imaginären Degens zu umspannen, sein wohlfrisirtes Haar duftete auf fünf Schritt und seine Züge glichen dem Adoniskopf, welcher auf Briefcouverten die regierende Majestät von Frankreich vorstellen soll. Wie scharfe Blitze durchkreuzten sich die Blicke der drei Männer.

„Ach, Mademoiselle!“ schnarrte der Franzose. „Bitte, erlauben Sie mir, Ihr Anblick ist zu blendend für die Augen des armen Olivier.“ Mit diesen Worten nahm er den nach hinten herabfallenden Schleier Miß Randalls und schlug ihn nach vorn über ihr Antlitz. In der Dämmerung des zarten Gewebes erschien dasselbe in einem neuen, geheimnißvollen, unaussprechlichem Reiz. So geschieht es mit den Gegenständen, die wir in unsere Phantasie aufnehmen. Von den Schleiern der Entfernung und der Vergangenheit verhüllt, wirken sie oft viel mächtiger auf uns ein.

Die unvergleichliche Bessie hatte die schwarzen Wimpern über den Flammensternen gesenkt. Hätte sie nur mit einem Blicke nach dem Franzosen gesehen, ihm nur den Schimmer eines Vorzuges gegeben, so wäre der peinlichen Situation im Moment ein Ende gemacht, da Kuno's Stolz ihn nicht länger an dieser Stelle gelitten hätte und der sanftere Bruder sich hätte mit fortziehen lassen. Le pauvre Olivier anticipirte jedoch diesen Blick, diesen Vorzug mit echt französischer Naivität, indem er ihre zarten Fingerspitzen auf seinen Arm legte, um die Krone des Abends hinwegzuführen. Sie aber wies ihn gebieterisch zurück, schlug den Schleier vom Antlitz zurück und sagte, sich mit melodisch vibrirender Stimme an alle drei Bewerber zugleich wendend: „Gentlemen, ich muß Ihnen gestehen, daß ich nach einer sorgfältigen Prüfung meines Herzens keinem von Ihnen den Vorzug geben kann, indem die schätzenswerthen Eigenschaften des Einen immer die des Anderen in Schatten stellen und ich so zu keinem Resultate komme.“

„Sie Bernhard“ — redete sie den jüngsten der Brüder an, welcher der bethörten Motte gleich sich am meisten die

Flügel an der verrätherischen Flamme verbrannt hatte — „Sie besitzen die Achtung meines Vaters und alle Welt ist Ihnen zugethan, weil Sie ein Eingehen in unsere Ansichten und Formen mitbringen, wie es bei uns unerläßlich ist." — Des jungen Mannes Augen leuchteten vor Freude und Erwartung.

„Aber" — fuhr Bessie mit vollkommenem Selbstbewußtsein fort, „wenn Sie mir gleich weise erscheinen, so lassen Sie doch zu viel Empfindsamkeit durchblicken. Sie sind ein Denker, aber Sie verlieren sich in Abstractionen. Ein und zwanzig Jahre alt, lassen Sie Ihr Leben in der täglichen Routine einer Comptoir-Existenz vergehen, ohne mit einem Zuge den Unternehmungsgeist und die Kühnheit zu verrathen, durch welche der Yankee seine Erfolge erzielt. Aber über's Jahr" — sprach sie, ihm die Hand reichend — „mag sich dies geändert haben, dann sprechen wir uns wieder.

Der junge Mann zog sich nach empfangener Sentenz sichtlich bewegt zurück, um auf's Neue eine Beute falscher Hoffnungen zu werden. Hierauf wandte sie sich an den ältesten der Brüder. Kuno Halm aber warf einen Blick auf den Franzosen, der zu fragen schien: „Warum soll denn der Geck da Zeuge sein?" Er rebellirte bereits gegen die Fesseln, welche er nur kurze Zeit getragen hatte, denn er war erst vor wenig Monden von Baltimore herübergekommen, wo er in einem bedeutenden Geschäftshause jahrelang thätig gewesen und das eines schönen Morgens plötzlich zusammen gebrochen war.

Die scharfäugige Neuengländerin erkannte den rebellischen Geist in dem Abtrünnigen und murmelte einige Worte von Achtung, Hoffnung, Wiedersehen, worauf der junge Deutsche mit gekränkten Mienen schallenden Schrittes hinaus ging.

„Göttliche Bessie, das nenne ich chic," rief der Franzose begeistert, indem er ihr eine Kußhand zuwarf, dann sich auf ein Knie niederlassend — eine Attitüde, die, nebenher bemerkt, wegen seines tigermäßigen Costüms ihre Schwierigkeiten hatte — hauchte er gefühlvoll: „Demnach wäre der kostbare Preis dieser Hand dem beglückten —"

„Stehen Sie auf, Canut," sagte sie, die schmale Linie ihrer schwarzen Augenbrauen zusammenziehend, „und entfernen Sie sich, ich will allein sein."

„Meine Adorable, von wannen dieser Ton?" declamirte der ritterliche Olivier im melodramatischen Styl. Die Adorable winkte jedoch mit der Hand wie eine Kaiserin, die eine Audienz beendet, und warf sich mit einem Schimmer übeler Laune wieder auf die Causeuse.

Unter Verbeugungen und Kußhändchen werfend, zog sich der edele Graf Olivier bis an die Thür zurück, die sich unerwarteter Weise öffnete, worauf er rücklings in die Arme seines cher ami, des vortrefflichen Mr. Randall fiel, den er fast zu Boden gerissen hätte. Der große Financier erhielt schnell wieder die Balance und näherte sich der Causeuse, um nur dem Phrasenschwall des Franzosen zu entgehen. Sein Aeußeres war eine merkwürdige Mischung von Alter und Jünglingsmäßigem, Bonhommie und Verschmitztheit — das weiße Haar, das jugendliche Wesen, das Spitzbubenauge, wer, der mit der Nation bekannt ist, hätte diese Combination nicht oft und immer wieder angetroffen!

„Bessie" — hob er im Tone eines Mannes an, der sich unter dem Pantoffel einer jungen, schönen und gebieterischen Ehehälfte zu beugen hat, — „Bessie, wo stecken Sie denn? seit einer halben Stunde werden Sie im Saale vermißt."

„Thut mir leid, Pa, man muß versuchen, noch ein halbe Stunde länger ohne mich fertig zu werden," entgegnete das verwöhnte Kind, ohne vom Schooße aufzublicken, den sie mit den Blättern einer rothen Camelie überschüttete, welche sie vor wenig Stunden mit ein paar lumpigen Dollars bezahlt hatte. Ländlich, sittlich.

Der distinguirte Graf Olivier ergriff dramatisch wie immer den Arm seines verehrten Schwiegervaters in spe, als welchen er den Finanzmann bon gré, mal gré ansehen wollte, und Beide verließen mit einander das Boudoir: das beste, was sie thun konnten, denn was bleibt einem Manne übrig, oder ihrer zweien, wenn eine Yankeelady trotzt?

„Die beiden Deutschen werden auf Reisen gehen," murmelte Bessie, sobald sie allein war. „Deutsche wissen nie etwas Besseres zu thun. Der Aelteste ist ein rechter Bär — mais quand même — mein Lion kann mich bis zum Ende der Saison auf meinen Ritten begleiten. Das Weitere wird sich finden. Aber nun muß ich wohl dem guten kindischen Pa den Willen thun." Bei diesem Gedanken erhob sie sich, schüttelte die Blumenblätter vom Schooße, warf noch einen langen Blik in den Spiegel, dem Feldherrn gleich, der, ehe es in die Schlacht geht, seine Truppen besichtigt, und rauschte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage.

(Schluß.)

Im letzten Decennium hat die deutsche Landwirthschaft zwar größere Fortschritte gemacht, als in den fünf vorhergehenden; aber sie ist noch weit von Englands rationellem Betrieb und segensreichem Erfolge entfernt, sie hält nicht einmal dem Fortschritt der französischen Agricultur, deren Mehrertrag sich seit 1820 auf 75 Proc. beläuft, das Gleichgewicht, und ebenso nicht der Zunahme der Bevölkerung. Noch 1843 betrug Preußens Export 6 Mill. Scheffel, während schon 1852 sich die über und unter Bedarf producirenden Provinzen das Gleichgewicht hielten (Dr. Dieterici). Nichts spricht aber mahnender für die rationellste Cultur des Bodens, als eine Vergleichung der Zahlen des Ertrages und der dazu benöthigten Menschenkräfte. Per Magdeburger Morgen nämlich entziffert sich der Ertrag in England auf $11\frac{1}{2}$, in Frankreich auf $6\frac{2}{3}$, in Preußen auf $4\frac{1}{7}$ und in Oesterreich auf $4\frac{1}{10}$ Thaler. Von der gesammten Bevölkerung aber beschäftigt der Ackerbau: in Rußland 80, in Frankreich 60, in Oesterreich 70, in Preußen 60, in Sachsen 50 und in England nur 22 Procent. Englands Bevölkerung entlockt mithin dem Boden einen ungleich höheren Ertrag mit 22 Personen, als Deutschland mit einer Arbeitskraft von 60 Personen.*) Ebenso ernährt eine gleiche Bodenfläche in Belgien im Verhältniß zur Mecklenburger Agricultur bei einem doppelten Rohertrag auch eine doppelte Anzahl von Menschen, und verfügt außerdem noch über einen bedeutend größeren Reinertrag (ein Plus von circa 75 Proc.). Man sieht, es gebricht der Natur wahrlich nicht an Mitteln, die heutige und eine noch zahlreichere Generation in ihren sämmtlichen Gliedern zureichend zu ernähren, — auch nicht dem Boden Europas; er muß nur richtig und zweckmäßig angebaut, muß in allen seinen urbaren Flächen vollständig benützt, in seiner ganzen Fülle und Tragbarkeit verwendet und verwerthet werden, indem man Das, was Wissenschaft und Fleiß zum Gemeingut der

*) In obigen Angaben ist nicht mitgetheilt, aber auch zu berücksichtigen, wie sich die bebauten Bodenflächen der einzelnen Länder zu einander verhalten; sicher ist, daß in England auf den Einzelnen der mit Landbau Beschäftigten eine geringere Bodenfläche trifft, als in anderen Ländern. Aber auch ohne genauere Kenntniß dieses Verhältnisses sind obige Zahlen interessant.

Menschen gemacht haben, nicht wie faule Dinge beiseite liegen läßt. Doch beim besten Wissen und Willen vermag der Landmann allein nicht Alles. Wo die Landwirthschaft einer so radicalen Reform bedarf, wie in Deutschland, muß der Gemeinsinn überhaupt sich ihr liebend zuwenden. Vor Allem müssen Intelligenz und Capital den Boden mehr befruchten, als bisher geschah. Erstens müssen die landwirthschaftlichen Kenntnisse sorgsamer gepflegt und allgemein zugänglich gemacht werden. Nach dieser Seite hin besteht in unseren Bildungsanstalten eine große Lücke. Einzelne Ackerbauschulen bestehen nun zwar und erfüllen ihren Zweck in ausgezeichneter Weise. Es bedarf in dieser Beziehung aber in der That der weiteren Anregung. Als ein dringendes Bedürfniß erscheint zweitens in unserem deutschen Vaterlande eine zeitgemäße Organisation des landwirthschaftlichen Credits. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß die jetzige Strömung des Geldes dem Grundbesitz und Ackerbau sehr ungünstig ist; aber eben so wenig läßt sich verschweigen, daß bald so oder so ein Umschwung eintreten muß. Denn nur, wenn dem Mittellosen das erforderliche Geld zur Disposition steht, mit der Aussicht, das Capital aus dem Ertrag des Bodens zurückzuerstatten, wird es gelingen, die enormen Flächen des deutschen Bodens der besten Cultur zugänglich zu machen. Selbst in England, wo doch überhaupt die Privatthätigkeit so frisch und selbstständig und besonders im Ackerbau so lebendig und ausdauernd ist, vermochte die Landwirthschaft nicht ohne Vorschüsse und Darlehen der Regierung zu dem gegenwärtigen hohen Ertrag zu gelangen. Auch Frankreich erkannte die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Organisation des landwirthschaftlichen Credits in der Beschaffung eines Bankinstituts; für Drainirung, deren hoher Werth für die Landwirthschaft unbestritten steht, streckte der Staat den nachsuchenden Grundbesitzern über 100 Mill. Fr. vor. Die höhere Cultur Eines Morgen Landes erscheint unbedeutend, allein sie wird ungemein wichtig, wenn sie mit Millionen multiplicirt wird. Wenn in Preußen der productive Werth einer vollen Ernte auf den 47,769,270 Morgen Ackerland nach der Schätzung des Landesökonomiecollegiums etwa 332,550,800 Thlr. (per Schäffel 1⅔ Thlr.) beträgt, so würde, sobald die Landwirthschaft zu irgend einer Zeit zu dem durchschnittlichen Ertrag von 13 Schäffel gelangt, den England bereits erreicht hat, der nationale Reichthum in der Landwirthschaft auf 854,600,000 Thaler sich steigern. Man sieht, in der Hebung der Landwirthschaft liegt ein großes Ernteſeld für den Nationalreichthum überhaupt und für Linderung der Noth insbesondere. Wer in der Zeit der Theuerung die ärmeren Schichten der Bevölkerung durchwanderte und dort das Elend sah, welches der Hunger schafft; wer bekannt ist mit den Folgen im Gebrauch schlechter, unzureichender Nahrungsmittel, mit all den Krankheiten, die andauernde Noth und schwächliches Darben erzeugen; wer in Zuchthäuser und Gefängnisse kam und dort thatsächlich vernahm, wie eine solche Zeit der Sorge um das Leben und das tägliche Brod die Zahl der Verbrechen und Vergehen mehrt: Der wird in der Theuerung zweifellos eine große Calamität, eine Tiefe des Elendes erkennen, welcher vorzubeugen, wenn nur irgend möglich, selbst die unabweisbare Pflicht schon in Beziehung auf Massenverarmung und Massenverderbniß so ernst als dringend gebietet. Wodurch könnte aber radicaler solchen Nothständen entgegengearbeitet werden, als durch beste Cultur des Bodens, durch sorgsamste Hebung der Landwirthschaft?

Mannichfaltiges.

— Eine große Plage und Gefahr beim Betrieb von Dampfmaschinen bildet bekanntlich der Kesselstein, die kalkigen Krusten, die sich aus dem Speisewasser abscheiden und oft in steinharter Consistenz an die Kesselwände anlegen. Die meisten Kesselexplosionen lassen sich auf den Kesselstein zurückführen, der bei seiner geringen Durchlässigkeit für die Hitze den Maschinisten zwingt, zur Erzeugung einer verlangten Dampfmenge immer stärker zu heizen, wodurch eben das Metall des Kessels über Gebühr angegriffen und in seiner Widerstandsfähigkeit mehr und mehr geschwächt wird. Eine Menge Mittel, theils mechanischer, theils chemischer Natur, sind gegen das Uebel in Vorschlag gekommen, ohne daß man bisher behaupten konnte, ein recht genügendes zu besitzen, zumal da auch der Kostenpunkt berücksichtigt sein will. Die vollständige glückliche Lösung des Problems ist eben erst ganz neuerdings, wie von allen Seiten bestätigt wird, einem Amerikaner Baker gelungen; aber indem er das eine Räthsel löste, gab er zugleich ein neues. Baker's Anti-Incrustator ist ein so absonderliches Ding, daß man so eigentlich nicht weiß, was man dazu sagen soll. Im oberen Theile des Dampfkessels ist ein mäßig großes Messingstück in Form eines Sterns mit kupfernen Spitzen angebracht, und zwar vom Kesselmetall isolirt durch einen porzellanenen Halter. Von diesem Stern geht ein Kupferdraht zuerst eine kurze Strecke senkrecht herab, biegt dann rechtwinklig um und läuft horizontal inmitten des Kesselraumes bis zum anderen Ende des Kessels, wo er ebenfalls an einem Porcellanringe befestigt ist. Dies ist der ganze einfache Apparat, der wohl an eine elektrische Wirkung denken, aber doch darüber nicht klar sehen läßt. Es scheint nicht, als habe Herr Baker eine Theorie seiner Erfindung gegeben; möglicherweise hat ihn ein bloser glücklicher Instinct darauf geführt. Für den Praktiker ist es die Hauptsache, daß das Mittel probat ist. Alle Industriellen, die den Apparat bis jetzt in Gebrauch genommen haben (derselbe ist in Amerika und England schon ziemlich häufig), sind seines Lobes voll. Der Anti-Incrustator bewirkt, daß die Kalksalze des Wassers sich nicht als compacter Kesselstein, sondern in feinster Vertheilung als leichtes Pulver niederschlagen, das ohne Mühe dann und wann aus dem Kessel geblasen werden kann. Daß diese Wirkung auch eine dauernde ist, ergiebt sich an Kesseln, die schon ziemlich lange mit der Armatur versehen und noch so rein sind wie am ersten Tage. So wäre denn alles nur Wünschbare erreicht: ein Apparat, der nur die Anlagekosten erfordert und keine Abnutzung erleidet, also selbst viele Kessel überdauern kann, verminderter Heizaufwand, Schonung der Kessel und Abhaltung von Gefahr.

— Paris, 22. Febr. Der Moniteur bringt folgenden Bericht über den gegenwärtigen Stand der Demolitionsarbeiten auf dem Marsfelde: „Das Marsfeld bietet im Augenblicke den seltsamsten Anblick dar: Aufgewühlte Erdmassen, Trümmer der Parkgebäulichkeiten, umgehackte Bäume, niedergerissene Paläste und zwischen allem dem Tausende von Arbeitern in der regsten Thätigkeit. Der große Leuchthurm ist bereits seines Kopfes beraubt; jede Platte wird vorsichtig abgeschraubt, eingepackt und an Bord eines Dampfkahnes gebracht. In der französischen Parkabtheilung sind bereits beinahe alle großen und kleinen Gebäulichkeiten abgetragen, in der österreichischen ist durchaus noch nichts geschehen. In Spanien wird der große Pavillon gegenwärtig niedergerissen, er sieht wie eine halbwegs geschleifte Festung aus. Die Schweiz, Schweden und Rußland haben beinahe noch keine Hand an ihre schönen Holzbauten gelegt. Im nordwestlichen Theile des Parkes stehen noch die zahlreichen ottomanischen und ägyptischen Gebäude, doch fängt man an, die äußeren Verzierungen wegzunehmen. Die Sphinxe sind bereits entfernt (bekanntlich hat sie Victorien Sardou, der Bühnendichter, zur Ausschmückung seines Landsitzes angekauft) und an dem Pavillon des Vicekönigs haben die Demolitionsarbeiten begonnen. Das chinesische Haus und der Palast des Bey's von Tunis stehen noch unversehrt da. Der reservirte Garten bietet den kläglichsten Anblick dar. Das Gerippe des großen Treibhauses starrt empor; die oberen Glasreservoirs des Meeraquariums sind entfernt; das Flußaquarium ist nach allen Seiten hin zerrissen und zerklüftet, alle Pavillons, Kioske, Spaliere, Lauben, Blumenbeete sind zerstört und zerwühlt. Der Ausstellungspalast selber sieht von Außen noch durchaus wohlerhalten aus. Im Inneren ist er vollkommen leer; kein Gegenstand, kein Colli mehr in der oden, vierzehn Hectaren umfassenden Fläche. Der Boden hat den Asphalt, den Sand, die Parquets, die

Schienen, die Drehscheiben, mit denen er bedeckt war, beinahe sämmtlich verloren. Die Keller und unterirdischen Gänge, die ihn nach allen Seiten hin durchkreuzten, sind zugeschüttet und geebnet. Der Centralgarten ist völlig leer, nur der Pavillon in der Mitte steht noch. An der großen Maschinengalerie ist noch nichts verändert. Nur der Boden ist geebnet und die ausgestellten Maschinen wie die Transmissionswellen fehlen. Die riesigen Rauchfänge, neun an der Zahl, welche im Parke emporragten, sind ebenfalls verschwunden. Der Cercle International steht noch; er dient während mehrerer Tage in der Woche als Versteigerungshalle für das abgängige Material. In kurzer Zeit wird Alles verkauft, abgetragen und verschwunden und die letzte Spur der Weltausstellung von 1867 vertilgt sein. Das Material des Ausstellungspalastes selbst wurde am 13. Februar einem Herrn Menot senior, der das höchste Angebot gethan, auf dem Submissionswege zugeschlagen."

— Aus Tübingen schreibt man der „Allg. Ztg.": Die kürzlich erschienene 52. Auflage von Uhlands Gedichten, wie die letzten von Professor Holland hier besorgt, enthält eine Reihe von ungedruckten Stücken aus dem Nachlasse des Dichters. Die von dem Herausgeber beigefügte Chronologie der Gedichte ist durch die sorgsamste Vergleichung der Papiere des Dichters hergestellt. Von den wissenschaftlichen Schriften Uhlands soll in Kurzem ein weiterer Band, die Sagenforschungen, erscheinen, und neben dem bekannten Mythus von Thor die noch nicht veröffentlichte Abhandlung über den Mythus von Odin als Dichtergott enthalten.

— Königsberg, 18. Febr. Die Hiobsposten aus der Provinz über die zunehmende schreckliche Typhuspest nehmen kein Ende. In letzter Woche starben hier neun kleine Leute am Typhus. Daß sie auch die großen Leute nicht verschont, beweist der Tod der Gräfin Stolberg in Berlin nach ihrer aufopfernden Reise durch unsere Provinz, und gestern starb der Oberst des 43. Inf.-Regiments, v. Treskow, allhier, auch am Typhus.

— Ein versinkendes Haus erregt gegenwärtig die Neugierde der Bevölkerung und der Fremden am Garda-See. Der Gasthof zur „Porta Vecchia" in Desenzano, der auf Pfählen am Ufer des Sees erbaut ist, hat damit begonnen, innerhalb 24 Stunden um 25 Centimeter auf den Grund zu sinken. Bei Abgang des Berichtes war der erste Stock bereits im Wasser verschwunden. Das Sinken geht ganz ruhig und ohne irgend merkliche Stöße vor sich; alle Mittel, demselben Einhalt zu thun, waren vergeblich. Der Hauseigenthümer ist nach der ersten Bestürzung auf den klugen Einfall gerathen, sich von den aus Nähe und Ferne herbeieilenden Neugierigen den Eintritt in sein sinkendes Haus bezahlen zu lassen, und soll damit ein Geschäft machen, das ihn über den zu erleidenden Verlust reichlich trösten werde.

— Im St. Georgs-Canal hat am 19. Februar ein heftiger Sturm der Schifffahrt großen Schaden gethan. Ein Schooner wurde gegen den Hafendamm von Holyhead geschleudert und verschwand mitsammt der Mannschaft unter den Wogen; die holländische Barke Japara, mit einer Getreideladung von St. Francisco auf dem Wege nach Liverpool, strandete an Salt Island Point; die Bemannung ist vermuthlich durch die Rettungsboote in Sicherheit gebracht. In der Mellara-Bucht gingen neun Schooner und vier Yachten zu Grunde, über deren Mannschaft noch nichts bekannt ist.

— Esthland, das in gewöhnlichen Jahren einen großen Theil Finnlands mit Gemüsen und mit Getreide aller Art versieht, läuft gegenwärtig selbst die größte Gefahr, von einer drückenden Hungersnoth heimgesucht zu werden. Schon jetzt überschreitet das Maß der Hilfsbedürftigen die den Hilfsfähigen zu Gebote stehenden Mittel.

— In Frankreich verwendet das Budget von 1000 Frs. 295 Frs. für die Erfordernisse des Krieges und 11 Frs. für den öffentlichen Unterricht. In Oesterreich entfallen von der gleichen Summe 270 Frs. für Kriegserfordernisse und 19 Frs. für den öffentlichen Unterricht. In Bayern kommen 219 Frs. auf den Krieg und 22 Frs. auf den Unterricht. In Württemberg werden 218 Frs. für den Krieg und 17 Frs. für Unterricht ausgegeben. Sachsen verwendet 218 Frs. auf Krieg und 37 Frs. auf Unterricht. Im Großherzogthum Baden kostet das Kriegswesen 182 Frs. und der Unterricht 33 Frs. von 1000 Frs.

Frühlings-Trost.

Hänge nicht den schwarzen Sorgen,
Nicht dem schweren Kummer nach!
Was im Zeitenschooß verborgen,
Trübe nicht den heitern Tag!
Laß dich nicht von Stürmen beugen!
Baue kühn auf die Natur:
Der mit Blumen ziert die Flur,
Wird auch diesen Sturm verscheuchen.

Endlos wälzt in schwarzen Falten
Sich der Wolken Meer herzu;
Manche finstere Gewalten
Schlummern in verstellter Ruh:
Zage nicht! Des Frühlings Nahen
Bannet jegliche Gefahr,
Bannt der Wolken dichte Schaar,
Die wir jetzt noch fürchtend sahen.

Rasch belebt er Wald und Wiesen,
Thaut er den erstarrten Bach;
Was die Stürme ihnen ließen,
Mehrt der Frühling tausendfach;
Wenn die milden Winde spielen
Um das freie Angesicht,
Muß der in dem Herzen nicht
Frische Lebensflammen fühlen?

Munt're Sänger kehren wieder
Zu dem frischbelaubten Zweig,
Singen ihre Friedenslieder
In dem neubewohnten Reich:
Wenn wir diesen Tönen lauschen,
Dann durchzieht die leichte Brust
Heil'ges Sehnen; süße Lust
Läßt den Weltlärm fern verrauschen.

In dem Hauch der Frühlingslüfte
Spendet Flora ihren Glanz:
Bunte Blümchen, süße Düfte
Winden wir zu schönem Kranz.
Wunderseliges Entzücken
Faßt uns, das kein Wahn uns raubt,
Wenn wir ein geliebtes Haupt
Mit dem Maienkranze schmücken.

Nur der Falschheit schwarze Schatten
Fliehen vor der Sonne Licht,
Auf die lichtbesä'ten Matten
Wagen sich die Heuchler nicht;
Nagen drum auch wirre Grillen
Dir an deinem Lebensglück:
Schaue auf mit frohem Blick:
Frühling wird die Sorgen stillen.

Er wird alle weit entrücken,
Diese Wolken, festgeballt;
Er wird jedes Herz entzücken
Durch den neugeschmückten Wald;
Er wird frische Blüthen bringen
Der erwachenden Natur,
Sänger der belebten Flur,
Uns den Gram hinwegzusingen.

Kaiserslautern. L. R. W.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 26.

* Bessie und ihre Bewerber.

Genrebild aus dem New-Yorker Leben von E. Schröder.

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Ein Jahr ist vergangen, wie ein Jahr vergeht; für den Einen ist es ein Rosenbeet, das er überschreitet, ohne je von einem Dorn berührt zu werden, für den Anderen eine Hetzjagd, bei der Sorge und Mangel, Gram und Schmerz, Haß und Bosheit als gierige Meute den Reigen tanzen. Ein Jahr ist vergangen. Immer noch wüthet der Krieg fort, immer noch zerfleischen sich die Söhne einer Nation unter einander. Und die Fremden? Pa! sie gelten nur als Staffage für das große Schlachtengemälde, gut genug als Kanonenfutter, wie Falstaff sagt. Was wollt Ihr? sie sind ja zufrieden damit. Seht, wie sie sich zum Werbebüreau herbeidrängen.

Rataplan, Rataplan! hei, wie das wirbelt den lieben langen Tag! ha, wie die Sterne im blauen Felde glitzern! wie die blutrothen Streifen nach mehr Blut züngeln wie ein lüsterner Tiger, der's gekostet hat. Die Lazarethe sind überfüllt, der Staatsschatz erschöpft; Geld sinkt — Menschenleben steigt auf dem Markte. Die Werbetrommel dröhnt und ein riesiger Ire, von den Landesfahnen umflattert, hält mit schallender Stimme seine Anrede an die vorüberfluthende Menge.

„Tausend Dollars Handgeld gezahlt für den Eintritt in das distinguirteste Regiment der Union. Excellente Bande (Musik), famoser Colonel, unvergleichlicher Capitain! Tausend Dollars Handgeld für den Eintritt in das tapfere und berühmte vierundzwanzigste New-Yorker! Dies ist die Zeit, um Geld zu machen, Jungens, also zugegriffen! Ein Hurrah für das tapfere Vierundzwanzigste und seinen famosen Obersten Muddlehead!"

Dieser Lärm vermischte sich mit dem Gerassel vorüberfahrender Omnibusse — Equipagen glitten vornehm hindurch, singende deutsche Soldaten suchten sich mit dem Ellbogen den Weg zu bahnen, Ladies ließen sich an der Hand galanter Constabler geleiten, Kinder wurden überfahren, Hausirer schrieen ihre Waaren aus — kurz, es entwickelte sich das altgewohnte Bild waghalsigen Speculirens, ungezügelter Leidenschaftlichkeit und ungebundener Freiheit.

Mitten durch diesen Wirrwarr eilte eine schlanke Lady, tief verschleiert und mit langen Schritten, wie man es bei den Schönen jenseits des Oceans häufig sieht, bog vom Broadway in die Canalstreet und schlüpfte, sich scheu umsehend, in die Pforte eines hohen schmalen Hauses, das unter verschiedenen, in schreienden Farben geschriebenen Ankündigungen auch den Namen der berühmten Wahrsagerin Mademoiselle Lenormand trug, eine in gerader Linie abstammende Verwandte der welthistorischen Prophetin gleichen Namens. Sie wurde von einem riesenhaften Neger in Livree empfangen, gelangte durch ihn in die Hände einer geputzten Kammerfrau und, nachdem diese Instanzen durchgemacht waren, ins Allerheiligste der großen Schicksalsverkünderin.

Ein prachtvoll ausgestattetes Gemach und darinnen eine Dame in untadelhafter Toilette, etwas passé, mit Augen forschenden Augen, empfing die Eintretende. Letztere schlug den Schleier zurück und öffnete den Mund zum Sprechen, aber die Seherin winkte ihr, zu schweigen, und deutete ihr an, Platz zu nehmen. Noch hatte sich kein Zug ihres maskenartigen Gesichtes verändert, noch war kein Ton über ihre Lippen gegangen. Während der Ankömmling etwas scheu auf den Sitz sank, erhob sie sich zu ungeahnter Höhe, schritt majestätisch zur Klingelschnur, welche bei der Berührung ihrer Hand ein feines Läuten hören ließ, worauf ein dritter dienstbarer Geist erschien, der ein langes Sehrohr brachte, das er mit absonderlicher Vorsicht auf ein mit Edelsteinen ausgelegtes Tischchen stellte. Nach einem sprechenden Blick auf die Gebieterin zog sich der Mulatte zurück und jetzt sagte Mademoiselle Lenormand feierlich und mit tiefer Stimme: „Sie haben drei Bewerber, Miß, und nachdem Sie diese seit vielen Monaten nicht gesehen haben, sind Sie gekommen, um sich nach ihren Schicksalen zu erkundigen. Welchen wollen Sie sehen, den, welchen Sie am meisten vorziehen, aber nie zu heirathen gedenken, oder den, welchem Sie Ihre Hand versprochen haben, aber am wenigsten schätzen, oder endlich den, welchen Sie fürchten und der den meisten Einfluß auf Ihr Geschick ausüben wird?"

„Mademoiselle!" stammelte die neugierige Evastochter, über diese Allwissenheit erschreckt.

„Plait-il?" fragte die Lenormand. „Vite, vite, bestimmen Sie, Miß."

„Nun wohl, den, welchen Sie zuerst nannten."

„Treten Sie herzu, Miß Randall, und sehen Sie in diese Oeffnung hinein, ich werde Ihnen das Rohr halten."

„Sie kennen mich," sagte Bessie erröthend, trat aber gleichwohl eifrig näher.

„Sehen Sie?"

„Ich sehe."

„Was sehen Sie!"

„Marschirende Truppen und entrollte Fahnen. Officiere galopiren hin und her. Die Truppen geben Feuer. Alles ist in Rauch gehüllt. Allgemeiner Wirrwarr. Der Feind drängt nach, treibt sie bis an die Brücke. Wilde Flucht der Unseren. Ha, die Feiglinge, wär' ich dabei!" Bessie's Wange brannte wie Feuer, ihr Auge schoß Blitze. „Die Brücke bricht unter ihnen. Unzählige kämpfen gegen Feind und Fluthen. Drüben steht ein Officier und schwingt die Fahne, sie sammeln sich wieder um ihn. Sie erwiedern das Feuer. Gott, er sinkt! es ist Bernhard. Eine Kugel hat ihn getroffen." Bessie preßt den Arm der Lenormand und bedeckt mit der anderen Hand das Gesicht.

Es zeigte sich eine kaum merkliche Bewegung in den Gesichtsmuskeln der Französin, dann sagte sie in gemessenem Tone: „Jetzt kommen der Zweite und der Dritte. Ist es Ihnen gefällig. Mit erbleichten Wangen näherte sich Bessie.

„Was sehen Sie?"

„Das Meer. Ein bläulicher Dampf steigt empor. Die Wogen gehen hoch, schaumspritzend brechen sie sich an den Wänden eines Schiffes. Es muß nahe dem Lande sein. Schaaren

kreischender Möven umflattern es. Ein zweiter Dampfer steuert in demselben Cours. Er legt an. Die Mannschaft entert. Ha die wilden, von Pulver geschwärzten Gesichter! Das Gemetzel! Eine Feuersäule steigt auf, das Schiff brennt. Es sinkt. Der Seeräuber entreißt unter vorgehaltenem Pistol dem Deutschen eine Kiste. Kuno Halm wehrt sich verzweifelt, er wird zu Boden gerissen. Ha die Unglücklichen im Wasser! Die Verbrannten! Die Verwundeten. Einige Ueberlebende werden in einem Boote an's Land gesetzt. Es ist öde, unfruchtbar, sie werfen sich auf den Erdboden hin mit den Geberden von Menschen, die sich in den Tod ergeben haben. Der Pirat betrachtet sein Werk mit Triumph! Gott! es ist Graf Olivier!" — Die Lenormand nahm das Rohr aus Bessie's Hand. „Sie haben den Schleier gelüftet, sind Sie drum glücklicher geworden?" fragte sie mit leisem Hohn im Tone.

„Ist das Alles wahr?" fragte Bessie erregt und lebhaft sprechend. „Ist Bernhard gefallen? muß Kuno auf einer unwirthbaren Insel Hungers sterben? Sind die Brüder todt? ist der Graf ein Pirat?"

Die Französin antwortete nicht, sie befand sich, um einen Ausdruck Balzac's zu gebrauchen, in einem Zustand der Krystallisation. Die Gedanken, welche gleich unsicheren Wogen durch ihren vielbeschäftigten Kopf gefluthet, nahmen eine bestimmte Form an.

In diesem Augenblicke ließ sich der Schritt eines Mannes auf der Treppe hören, er nahm immer zwei Stufen auf einmal. Die Neuengländerin wurde unruhig. Auch der Französin wächserne Wangen färbten sich mit einem leichten Roth. „Dort hinaus!" sagte sie, auf eine der Eingangsthür gegenüber befindliche Thür deutend. Bessie verschwand, Graf Olivier trat ein. Er näherte sich der Lenormand einfach, ohne eine Spur seiner gewöhnlichen Unverschämtheit zu zeigen, blähte jedoch, sich einmal umschauend, die Nasenflügel auf, als ob er witterte, wer vor ihm da gewesen. Es war der Jockeyclub, mit dem sich Bessie parfümirte.

„Es war mir unmöglich, gestern Abend zu kommen, Française," begann er, indem er sich auf ein Tabouret fallen ließ und eine Papiercigarre aus der Westentasche hervorzog.

„Unmöglich," wiederholte die Lenormand lakonisch, indem sie ihm die Cigarre aus der Hand nahm und in's Feuer warf, das im Kamin brannte.

„Ich verbrachte den Abend mit den Leuten, von denen wir gesprochen haben."

„Ganz gut," sagte sie zurückkehrend und stützte die weiße wohlgeformte Hand auf das Mosaiktischchen, „warst Du den ganzen Abend dort?"

„Ja — nein — mais mille tonnerre, muß ich denn Rechenschaft geben von jeder Minute?"

„Keine Comödie, Achille."

„Wer war vor mir hier, ich glaubte eine Dame zu sehen."

Die Französin besann sich einen Augenblick und sagte dann trocken: „Miß Randall."

Seine irrenden Augen hefteten sich forschend auf sie und der zugespitzte Henri quatre bewegte sich hin und her, wie ein Uhrpendel, dann lachte er meckernd und sagte im Lustspielton: „Das ist amüsant und hast Du der Kleinen ihr Schicksal verkündigt?"

Wiederum ein kurzes Besinnen von ihrer Seite, dann sagte sie, die Lippen spöttisch zusammen pressend: „Sieh hier."

Er näherte sich dem Mosaiktischchen, sie hielt ihm das Rohr hin, wie sie es bei Bessie gethan hatte, und er sah hinein.

Ein Ausruf der Wuth entfuhr ihm: „Ah cette folle! la misérable!"

„Was siehst Du, Achille?"

„Eine abscheuliche Fratze, die mich vorstellen soll."

„Abscheulich? sie ist Deiner Photographie entnommen."

„Ah dies animal, dieser polisson von einem Deutschen und dies Seeräuberstück: und das Alles hast Du Bessie gezeigt!"

„Es schien einigen Eindruck auf die junge Lady zu machen."

Der Abkomme der edelen Oliviers tanzte im Zimmer herum, kreischte wie ein zorniger Papagei: „hi! hi!" und als diese kleine Evolution vorüber war, ergriff er ihre Hand und schrie: „Bist Du toll? übergeschnappt? — eifersüchtig?"

Die Lenormand schleuderte seine Hand fort und verschloß das Rohr. „Arme Miß Randall!" spöttelte sie.

„Du machst mich rasend."

„Der edele Comte Bourdales — nein, wie heißt Du doch, Olivier — ein Pirat!"

Er starrte sie an. „Hast Du die Absicht, mich an den Galgen zu bringen, Miserable?" sagte er mit hohler Stimme.

„Nein, ich will Dich davon erretten."

„Du bedienst Dich seltsamer Mittel, Française," entgegnete er und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

„Armer Achille! glaubst Du, daß der schlaue Yankee seine Tochter einem Manne zur Frau geben wird, der mit der Schlinge um den Hals umhergeht?"

„Abscheuliche! warum Schrecken herauf beschwören, die bei den jetzigen Zeitläuften nicht zu fürchten sind?"

„Ganz recht, die Hauptaction drängt. Alles Andere tritt in den Hintergrund. Genug denn der Farce mit der Randall; der Löwe hat das Schäfchen geschoren, es ist nicht nöthig, daß er es fresse. Fernerhin darf das geschminkte Püppchen nicht für Dich existiren; Du findest nur Sicherheit im Strudel des Parteilebens. Zieh' die Löwenhaut aus und das Panzerhemd an. Unsere Zeit ist gekommen, Achille! Das Gouvernement ist unterminirt, wir stehen auf einem Krater."

„Meine Verbindungen haben mich von Allem unterrichtet."

„Still! — ein Schritt! dorthin Achille. Ich erwarte Dich diesen Abend um 9 Uhr."

Der Abenteuerer entfernte sich auf demselben Ausgange, der Miß Randall gedient.

(Fortsetzung folgt.)

Das Licht und die Ernährung der Pflanzen.

1. Die chemischen Wirkungen des Lichtes im Allgemeinen.

Daß die Lichtstrahlen eine chemische Wirkung auszuüben vermögen, daß sie im Stande sind, chemische Zersetzungen und Verbindungen einzuleiten, ist eine schon ziemlich lange bekannte Thatsache. Die Möglichkeit, photographische Bilder zu erzeugen, beruht auf der Wirkung des Lichtes auf gewisse Silbersalze. Ein sehr merkwürdiges Beispiel ist ferner das sog. Chlorknallgas, ein Gemenge von gleichen Raumtheilen Chlor- und Wasserstoffgas. Wenn man dieses Gasgemenge in einem dunkelen Zimmer bereitet und in ein gläsernes Gefäß einschließt und dasselbe dann einen Moment dem Sonnenlicht aussetzt, so wird es unter heftiger Explosion zerschmettert. Zwischen dem Chlor- und Wasserstoffgas, die nur mechanisch gemengt sind, geht durch die Einwirkung der Lichtstrahlen eine chemische Ver-

Google

bindung vor sich; es entsteht Chlorwasserstoffsäuregas. Bei dieser chemischen Verbindung wird eine bedeutende Wärmemenge entwickelt und die Spannkraft des Gases wird dadurch so erhöht, daß das gläserne Gefäß den Druck nicht auszuhalten vermag und zerschmettert wird.

Nach der Ansicht der Physiker besteht das Licht in der Bewegung eines äußerst feinen unwägbaren Fluidums, des Licht-Aethers. Von der chemischen Wirkung des Lichtes kann man sich nun die Vorstellung machen, daß die Aetherschwingungen des Lichtes sich umsetzen in chemische Arbeit; die Schwingungen der Aethertheilchen werden übertragen auf Bewegungen der materiellen kleinsten Körpertheilchen, auf Bewegungen der chemischen Molecüle und Atome. Mit dieser Anschauung steht im Einklang, daß die chemische Wirkung der Lichtstrahlen genau proportional der Zeit ist, wie die meisterhaften Untersuchungen von Bunsen und Roscoe ergeben haben. Für jedes bestimmte Quantum Licht, das auf Chlorknallgas einwirkt, wird eine ganz bestimmte Quantität Chlorwasserstoffsäuregas gebildet.

Die chemische Wirkungsfähigkeit der Lichtstrahlen ist sehr verschieden, je nach ihrer Farbe, ihrer Wellenlänge. Wenn man Sonnenlicht durch ein Prisma zerlegt, erhält man ein Farbenbild, ein Spectrum, in welchem man sieben Hauptfarben, die Regenbogenfarben, zu unterscheiden pflegt; diese Farben sind Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Dieses Farbenbild ist aber nicht das vollständige Spectrum. Dasselbe dehnt sich vielmehr sowohl über das Roth als über das Violett hinaus noch bedeutend aus; unser Auge aber ist unfähig, Lichtstrahlen, deren Brechbarkeit ein gewisses Minimum und ein gewisses Maximum überschreitet, wahrzunehmen. Die Strahlen von geringerer Brechbarkeit als das Roth haben die Eigenschaft, eine große Wärmewirkung hervorzubringen, man nennt sie daher Wärmestrahlen; eben so liegen über das Violett hinaus unsichtbare Strahlen von sehr hoher Brechbarkeit, die sich durch ihre chemische Wirkungen auszeichnen und die man deshalb chemische Strahlen nennt.

Bunsen und Roscoe haben die chemische Wirkungsfähigkeit der Lichtstrahlen je nach ihrer Wellenlänge genauer untersucht; sie fanden, daß die Wärmestrahlen und ein großer Theil der sichtbaren Strahlen, nemlich die rothen, gelben und grünen Strahlen gar nicht auf Chlorknallgas einwirken, daß die Einwirkung erst beginnt mit den blauen Strahlen, daß sie stärker wird bei den violetten Strahlen, daß sie ihre größte Intensität erreicht in dem Theile des Spectrums, der für das Auge unsichtbar ist, und daß sich eine Einwirkung noch wahrnehmen läßt bei Strahlen, die sehr weit von Violett entfernt liegen. Es wurden ferner Untersuchungen gemacht über die chemische Intensität des Sonnenlichtes zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, an verschiedenen Breitegraden und in verschiedener Höhe über der Meeresoberfläche. Die Details können hier nicht besprochen werden.

2. Das Licht und die Production von organischer Substanz in der Pflanze.

In den pflanzlichen Organismen geht ein großartiger chemischer Proceß vor sich, von dem die Existenz der Thierwelt und der Menschen abhängt. Die Atmosphäre, in welcher wir leben, besteht aus einem Gemenge von verschiedenen Gasen; die Hauptbestandtheile sind Stickgas und Sauerstoffgas; in geringerer Quantität enthält sie Wasserdampf und Kohlensäure; außerdem finden sich darin Spuren von flüchtigen Stickstoffverbindungen. Das Leben der Menschen und Thiere ist gebunden an die Gegenwart von Sauerstoffgas; bei Abwesenheit desselben hört sofort alles animalische Leben auf. Das Sauerstoffgas vermittelt den Stoffwechsel im thierischen Körper durch den Athmungsproceß. Jeder Athemzug schafft eine gewisse Quantität Sauerstoffgas in die Lungen; das Gas kommt hier in Berührung mit den Bestandtheilen des Blutes; es finden chemische Umsetzungen statt; die ausgeathmete Luft hat eine ganz andere chemische Zusammensetzung als die eingeathmete; die ausgeathmete Luft ist ärmer an Sauerstoffgas, dagegen ist sie bereichert an Kohlensäure und Wasserdampf. Man nennt den chemischen Proceß, der hier vor sich geht, einen Oxydationsproceß, einen Verbrennungsproceß. In der That ist dieser Proceß genau derselbe, der stattfindet, wenn man Holz, Steinkohlen, Leuchtgas verbrennt. In allen diesen Fällen werden Substanzen, die Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten, durch den Sauerstoff der Luft oxydirt, verbrannt zu Kohlensäure und Wasser. Durch den Athmungsproceß der Menschen und Thiere werden also der Atmosphäre beträchtliche Quantitäten Sauerstoffgas entzogen; dagegen wird der Gehalt an Kohlensäure vermehrt; dasselbe geschieht durch die Verbrennung von Holz, Steinkohlen und Leuchtgas, durch die Verwesung organischer Körper. Eine Zufuhr von Kohlensäure findet ferner statt bei der Verhüttung der Eisenerze in den Hochöfen, bei der Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten ꝛc. Es ist demnach zu fürchten, daß mit der Zeit die Atmosphäre arm an Sauerstoffgas und reich an Kohlensäure wird; und es könnte ein Zeitpunkt eintreten, in welchem sie unfähig wird, das animalische Leben zu unterhalten: die Thierwelt und das Menschengeschlecht müßten aussterben. In der That hat man berechnet, daß, wenn die genannten Processe allein auf der Erdoberfläche thätig wären, die Atmosphäre in verhältnißmäßig kurzer Zeit irrespirabel würde. Es geht aber noch ein anderer großer chemischer Proceß vor sich, durch welchen umgekehrt der Atmosphäre Kohlensäure entzogen und ihr Sauerstoffgas zurückgegeben wird; dieser Proceß geht in der Pflanzenwelt vor sich und zwar findet er statt in den Blättern. Wenn man ein Blatt unter dem Mikroskop untersucht, so bemerkt man auf der Unterseite eine Anzahl von kleinen Oeffnungen, die sog. Spaltöffnungen; ferner bemerkt man, daß das Blatt aus einer großen Anzahl von Zellen besteht, in welchen kleine grüne Körner von wachsartigem Ansehen enthalten sind; diese Körner werden von den Pflanzenphysiologen Chlorophyllkörner genannt. In diesen chlorophyllhaltigen Zellen geht unter Mitwirkung der Lichtstrahlen die Zersetzung der Kohlensäure vor sich; die Kohlensäure dringt durch die Spaltöffnungen in das Zellengewebe des Blattes ein; in den chlorophyllhaltigen Zellen wird sie zersetzt, der Kohlenstoff aufgenommen, assimilirt, der Sauerstoff abgeschieden. Dieser Proceß geht einzig und allein in den Chlorophyll-haltigen Zellen vor sich und die Mitwirkung des Lichtes ist dabei wesentliche Bedingung.

Daß grüne Pflanzentheile im Sonnenlicht Kohlensäure zersetzen und Sauerstoffgas abscheiden, wurde schon von Priestley beobachtet und von Saussure genauer untersucht. Umfassende treffliche Untersuchungen wurden dann später von Boussingault, von Cloëz und Gratiolet und neuerdings von Sachs, von Cailletet und Anderen gemacht. Ein Versuch von Cloëz und Gratiolet giebt eine Vorstellung von der Schnelligkeit, mit der z. B. grüne Wasserpflanzen die Kohlensäure zersetzen. Sechs Stengel von einer Wasserpflanze (Potamogeton perfoliatum), deren Gesammtvolumen 160 cc. betrug, wurden in eine 6 Liter haltende Glasglocke gesetzt, letztere mit Wasser angefüllt, das mit Kohlensäure gesättigt war. Die Glasglocke wurde auf eine Untertasse umgestülpt und dem Sonnenlicht ausgesetzt. Sofort begann die Zersetzung der Kohlensäure; eine Anzahl von Gasblasen entwickelte sich an der Oberfläche der Pflanze. Innerhalb 10 Stunden erhielt man 2,35 Liter Gas, demnach 15 Mal mehr als das Volumen der Pflanze beträgt. Bei der Analyse erwies sich das Gas als fast reines Sauerstoffgas. Die Intensität des Lichtes war bei der Entwickelung der Gasblasen von größtem Einfluß. Der Schatten einer leichten Wolke am Himmel reichte hin, um die Gasentwickelung sofort zu verlangsamen, welche sogleich wieder mit der früheren Energie auftrat, sobald die Wolke vorübergezogen war. Ebenso wurde die Gasentwickelung verlangsamt und hörte bald ganz auf, wenn man das directe Sonnenlicht durch einen Schirm abhielt. Wurde der Schirm weggenommen, so fand in demselben Augenblicke die Gasentwickelung wieder statt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Im Anfange des Januar, also zu einer Zeit, wo Petersburg von einem Froste heimgesucht wurde, wie er seit vielen Jahren nicht bemerkt worden ist, wo in Twer das Quecksilber in den Thermometern gefror und daher nicht angegeben werden kann, wie stark eigentlich die Kälte gewesen, wo sogar in Woronesh am 14. bis 17. Januar eine so starke Kälte geherrscht hat, daß die Leute aus ihren Wohnungen in die Gasthäuser zogen, um den Beschädigungen durch den Frost zu entgehen — zu derselben Zeit also blühten in Baku, wie der „Kawk.“ berichtet, Ringelblumen (calendula), Nachtschatten (petunia), Rosen und verspätete Chrysanthemen. Die Levkoien wie auch einige Zwiebelgewächse entfalteten auf's Neue ihre duftigen Blüthen und das Gras der Wiesen glich einem grünen Sammtteppich. So sehr zu verwundern ist das freilich nicht, da Baku durch sein stetes mildes Klima bekannt ist, wie denn der dortige Hafen des caspischen Meeres nie gefriert.

— Bern, 23. Febr. Wie man berichtet, hat ein Bürger des Kantons Appenzell, veranlaßt durch die bekannten Aussagen des aus Mexico zurückgekehrten Badensers Spitznagel, betreffend den Dr. H. Demme, einen ihm befreundeten Schweizer, welcher in Genua ansässig ist, beauftragt, über das angebliche Ende des Genannten und seiner Braut Flora Trümpi bei dem Richter von Mervi nähere Erkundigungen einzuziehen; der von diesem Richter erhaltene Aufschluß sei aber so mysteriös ausgefallen, daß die Angaben Spitznagel's durch denselben eher bestätigt, als geschwächt seien.

— In Hermannstadt schlug am 16. d. der Blitz während eines außerordentlichen Schneesturmes dreimal in den evangelischen Glockenthurm in Zwischenräumen von wenig Secunden ein. Jeder dieser Strahlen fing sich in der auf dem Thurme befindlichen, mit dem Rathhause in Verbindung stehenden elektrischen Telegraphenleitung, glitt an dieser Leitung theils in die bei der Kirche angebrachte Endleitung, theils zum elektrischen Signalapparate ins städtische Rathhaus hinab. Beide Apparate, der auf dem Thurm wie jener im Rathhause, wurden beschädigt, an mehreren Stellen die Leitungsdrähte abgeschmolzen und unbrauchbar gemacht. Von Außen glich der an dem Drahte herabgleitende Strahl einer funkensprühenden Feuersäule, welche die ganze Gegend momentan beleuchtete.

— Frankfurt, 24. Febr. Nach den nunmehr veröffentlichten amtlichen Ermittelungen der Brandschäden, welche die Katastrophe, die am 15. August des verwichenen Jahres Frankfurt heimgesucht, im Gefolge gehabt hat, und die von der städtischen Brandassecuranz gedeckt werden müssen, sind die Entschädigungen für die baulichen Reparaturen des Domes und des Pfarrthurmes (der Werth, zu welchem diese Gebäude versichert sind, beläuft sich auf 900,000 fl.) auf 133,200 fl., der Domschule auf 23,000 fl., der in den angrenzenden Straßen befindlichen Gebäude auf 45,851 fl. abgeschätzt. Die Ausgaben für die Wiederausstattung des Innern des Kaiserdomes und des Pfarrthurmes (für Orgel, Glocken, künstlerische Ausschmückungen u. s. w.) werden sehr bedeutende Summen erfordern; und für sie wird hauptsächlich die Kasse des Dombauvereins Sorge zu tragen haben; sie hat bereits über nahezu 100,000 fl. und über zugesicherte Jahresbeiträge von Mitgliedern im Betrage von ungefähr 18,000 fl. zu verfügen.

Rechnungs-Aufgabe.

War einst in einem Garten,
Voll Blumen wunderschön,
Ich sah dort einen Brunnen
In dessen Mitte steh'n.

Es ist ein Röhrenbrunnen,
Hat Wasser klar und hell,
Der Brunnen nie verrinnet,
Genährt vom Bergesquell.

Mit Epheu überdachet
Ist schön das Brunnenhaus,
Die Röhren speien Wasser
Nach jeder Richtung aus.

Doch all dies Wasser fanget
Ein rundes Bassin auf
Und giebt durch eine Oeffnung
Demselben weitern Lauf.

Ich zählt' der Röhren viere;
Sie sind recht groß und weit,
Dieselben kann man schließen
Mit Krahnen jederzeit.

Verschließet man drei Röhren —
Die erst' muß offen sein, —
Dann füllet sie das Bassin
In fünfzehn Stund' allein.

In zehn füllt es die zweite
In fünfe auch die dritt',
In drei, das ist die größte,
Füllt es allein die viert'.

Und wie man kann die Röhren
Verschließen all' im Nu,
So kann man auch das Bassin
Leicht schließen auf und zu.

Hat sich gefüllt das Bassin
Bis oben an den Rand,
— Gieb Acht, mein Leser, merke
Die Zahl Dir vorderhand, —

So braucht's, bis sich's geleeret,
— Es ist so in der That,
Man hat es oft probiret —
Zwei Stunden accurat.

Dies All' hab' ich erfahren
Vom Eigenthümer dort,
Ich hab' mir's aufgeschrieben,
Ich glaubte seinem Wort.

Nun, lieber Leser, rechne,
Was ich nun frage, aus;
Doch arithmet'sche Kenntniß
Setz' ich bei Dir voraus.

Sag' mir, wie lang' es dauert,
Bis Röhre eins und zwei
Das Bassin ganz gefüllet,
Wie lang' durch eins und drei?

In welcher Zeit auch werden
Es füllen eins und vier?
Wann zwei und drei zusammen?
Das, Leser, sage mir!

Und auch, wie lang es währet,
Durch Röhre zwei und vier?
Bin drum noch nicht zu Ende,
Das, Leser, merke Dir!

Dazu noch möcht' ich wissen,
Wann Röhre drei und vier;
In welcher Zeit es füllen,
Sie alle für und für?

Und wenn so alle fließen,
Das Bassin auch zumal,
Wann wird sich's Bassin füllen?
Sag' mir die Stundenzahl.

Frankenthal. J. Drechsel.

Auflösung der Charade in Nr. 22: Zollparlament.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 27.

* Bessie und ihre Bewerber.

Genrebild aus dem New-Yorker Leben von E. Schröer.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Bessie hatte den Rückweg bis zu ihrer Wohnung mit derselben Eile gemacht wie zuvor. Wenige Schritte davon entfernt, blieb sie jedoch, von einer unerwarteten Erscheinung gefesselt, stehen.

Durch das Gedränge schlich sich auf schwachen Füßen ein junger invalider Officier. Nachdem er ein halbes Jahr Insasse eines Lazareths gewesen, trat er zum ersten Male in die freie Luft, deren scharfe Frische die Thränen in seine Augen trieb. Sein helles Haar, das weiche Gepräge der Züge, die leidende Gesichtsfarbe und endlich — ein leerer Aermel bildeten ein Ensemble, das die Augen mancher Vorübergehenden auf sich zog. Als er der jungen Dame ansichtig wurde, trat ein schwaches Roth auf seine Wangen und der Stock, auf den er sich seiner Schwäche wegen gestützt hatte, entglitt seiner Hand und fiel auf's Pflaster.

„Schade!" murmelte Bessie, „er war früher so gewandt. Schade!" Das war Alles. Dann schritt sie unbefangen auf ihn zu, redete einige wohlgesetzte Worte und darauf verschwanden Beide hinter dem hohen Portal ihres Hauses.

Als der junge Officier wieder heraustrat, war sein Gang noch unsicherer und die letzte Spur von Farbe von seinen Wangen gewichen.

Ein Bekannter begegnete ihm, schüttelte ihm die Hand, gratulirte ihm zu seinem ersten Ausgange, versicherte ihn, daß er wie eine Rose blühe und daß man mit einem künstlichen Arme Wunderdinge verrichten könne, dann schleppte er ihn nach Brevoort-House, einem genteelen Hotel. Der bleiche Invalide ließ sich willenlos führen und gab auf die Bemerkungen und Fragen des ehrlichen Kameraden zerstreute Antworten. Bald darauf saßen sie in Gesellschaft mehrerer Civilisten und Officiere an dem langen Tische unten in der erwärmten Halle. Das Gespräch drehte sich selbstverständlich um die Politik, bestand jedoch weniger aus einer vernünftigen Argumentation als in rücksichtslosem Herunterreißen der Gegenpartei. Dieser nützlichen und belehrenden Unterhaltung wurde durch ein ziemlich auffälliges Benehmen der Kellner auf kurze Zeit eine andere Richtung gegeben. Es wurde viel geflüstert, dann telegraphirt. Das Hotel besitzt den Vorzug eines eigenen Telegraphen. Die riesigen Gestalten zweier Constabler, mit ihren formidabelen Keulen bewaffnet, tauchten aus dem dunkelen Hintergrunde der Halle auf und die Treppe hinunter stürzte ein junger Mann im Zustande höchster Erregtheit, welcher deutsch, französisch, englisch durcheinander wetterte, daß es eine Art hatte. Eine solche Scene mußte in einem Hotel, das mehr als jedes andere in New-York auf Decorum hält, doppelt auffallen. Jener blieb jedoch beim Anblick des verwundeten Officiers plötzlich wie erstarrt stehen.

Der Einarmige erhob sich langsam und trat ihm mit einem wehmüthigen Lächeln entgegen. Der Uebergang vom heftigsten Zorn bis zum tiefsten Kummer ist ein jäher. Thränen entstürzten dem starken Mann, er schwankte wie eine vom Winde bewegte Weide, dann schloß er mit dem Ausruf: „Mein armer Bruder!" die verstümmelte Gestalt an seine Brust.

Wie oft auch ähnliche Scenen sich während des blutigen Krieges zugetragen hatten, jetzt siegte doch menschliches Mitgefühl für den Augenblick über jede andere Regung. Die Kellner blieben mit ihren Servietten über'm Arm stehen, die Politiker unterbrachen sich in einer beliebten Phrase, die riesigen Constabler traten achtungsvoll zurück.

Schnell hatte sich jedoch der Aeltere, ein zugleich stolzer und schüchterner Mann, der Umarmung entzogen. Die Aufmerksamkeit wandte sich wieder den verschiedenen Beschäftigungen und Interessen jedes Einzelnen zu. Der augenblickliche Stillstand wurde durch eifriges Gemurmel und schnelles Hin- und Herrennen ersetzt. Nur Raddry, der irische Zeitungsjunge, drängte sich, um mehr zu erfahren, mit einem „Ochone!" herbei, wurde jedoch für seine unberufene Einmischung am Schlafittchen ergriffen und an die Luft befördert.

Der ältere der beiden jungen Leute behielt die einzige Hand des anderen in der seinen und sagte, seine Rührung gewaltsam niederkämpfend, zu den Constablern, die in murmelnder Berathung am Fuße der Treppe standen:

„Gentlemen! Ihr seid von allen Facten unterrichtet, die ausgesetzte Belohnung kennt Ihr, ich erwarte, daß Ihr Euere Schuldigkeit thun werdet."

„All right, Sire," entgegnete der ältere der beiden Männer. „Seien Sie ohne Sorgen, wir werden des Burschen habhaft werden und müßten wir durch ein Schlüsselloch kriechen."

„Meinethalb mag er zur Hölle fahren, wenn ich nur meine Actien und Scheine zurückerhalte. Auf Wiedersehen, Gentlemen, ich wünsche Euch guten Erfolg."

„Das wünschen wir uns selber, Sir," entgegneten Jene lachend.

Der beraubte Fremde und der junge Invalide verließen mit einander das Hotel.

„Sie werden Alles in meinem Zimmer um und um wühlen, Bernhard," sagte Ersterer zu seinem Gefährten. „Laß' uns zu Taylors gehen, dort sind wir ungestört wie zwischen unseren eigenen vier Wänden."

Während die jungen Leute, von der Last ihrer Empfindungen niedergedrückt, Arm in Arm schweigend die Straße hinaufschreiten, wollen wir dem Leser einen flüchtigen Umriß ihrer Erlebnisse während des letzten Jahres geben.

Vielleicht hatte Bessie Randall in ihrer Behauptung Recht, daß der Deutsche, aus einer einmal ergriffenen Laufbahn herausgerissen, gemeiniglich als erstes Auskunftsmittel zu einem Wechsel seines Aufenthaltes greift. Es verhielt sich so mit den beiden Brüdern Halm, welche der Leser in den beiden Hauptbetheiligten bei der Erkennungsscene im Brevoorthouse wieder erkannt haben wird.

Nach Bessie's einem Korbe so ähnlichen Erklärung hatten sich Kuno und Bernhard schnell entschlossen, der Aeltere in Californien, der Jüngere auf dem Schlachtfelde das Glück zu suchen.

Sanguinischer Hoffnungen voll nahm Bernhard eine Lieutenantsstelle an, die er sich durch seine Connexionen zu verschaffen gewußt, um unter Mac Clellan den bekannten Feldzug auf der Peninsula mitzumachen. Auf der Brücke des Chikahominy traf ihn die feindliche Kugel, welche ihn kampfunfähig und seinem militärischen Ehrgeize ein Ende machte. Kaum von der schweren Verwundung geheilt, trugen ihn seine von Leiden erschöpften Schritte zunächst zu der Wohnung der launenhaften Schönen. Es war, wie bemerkt, am 13. Februar, dem Tage, an welchem sie eine bestimmte Erklärung versprochen hatte. Sie fiel ungünstig aus. Von seinem Bruder war Bernhard seit seiner Trennung von ihm keine Zeile zu Händen gekommen, was in der Ueberfüllung der Lazarethe und daraus entspringender Dislocirung seinen Grund hatte.

Auch auf Kuno's Geschick hatte kein freundlicher Glücksstern herabgeschienen. Nach unermüdlicher Thätigkeit schiffte er sich mit Schätzen beladen zur Rückreise ein, um den größten Theil derselben durch Piraten zu verlieren, und wie es die wohlunterrichtete Prophetin in der Canalstreet verkündigt, auf einer unwirthlichen Insel — Tortugasisland, nahe der Küste von Florida — ausgesetzt zu werden. Was sie jedoch nicht wußte, war, daß er und ein anderer überlebender Leidensgefährte, ein Schotte Namens Mac Gregor, Dank ihrer Ausdauer, Energie und ihren physischen Kräften, ihre Rückkehr nach New-York ermöglichten. Noch besaß Kuno Halm in seinem Minenantheil ein Vermögen, annehmbar genug für die anspruchsvollste Neuengländerin, und kurz zuvor in der Metropole angelangt, stellte er sich am 13. Februar frühzeitig in Bessie's Wohnung ein. Als man ihn anmeldete, sah er durch die geöffnete Thür den verhaßten Franzosen neben ihr auf einem der leichten Schaukelstühle sitzen, ihre Hand ergreifen und sie widerlich anlächeln. Als Kuno ihm gegenübertrat, erbleichte der Mann aus edelem Hause wie ein ganz gemeiner Verbrecher, der sich ertappt sieht. Er machte sich schnell unsichtbar. Ehe jedoch der Deutsche, von seinem Stolze zurückgehalten und von Unsicherheit gefoltert, den Moment benutzen konnte, seinen Antrag zu erneuen, hatte sich das Boudoir mit plaudernden jungen Damen gefüllt, welche das Festkind unter Scherzen umringten und ihm fern hielten. Als er endlich doch eine Gelegenheit erfaßte, das gewichtige Wort fallen zu lassen, war die Antwort darauf so vorsichtig, kühl und berechnet, daß er ohne Weiteres nach seinem Hute griff und im Fortgehen sich zuschwor, auch nicht einen Gedanken ferner an Bessie Randall zu verschwenden. Einen Schwur, den er jedoch nicht hielt, indem sich auch die dritte Prophezeiung erfüllte, daß er Einfluß auf ihr Schicksal haben sollte.

Die Brüder hatten sich in einer der kleinen Abtheilungen des Taylor'schen Salons niedergelassen und Kuno seufzte, während er den Kopf in die Hände sinken ließ: „Ach Bernhard, daß ich Dich so wiederfinden mußte!"

Bernhard streichelte, als Antwort, sein schönes kastanienbraunes Haar. Kuno liebte den Bruder mehr als alles Gold der Erde, mehr als Bessie. Er strebte nach ihrem Jawort, weil er gefragt hatte, aus point d'honneur, nicht aus Neigung. Wie man sich etwa auf einen Auctionsartikel capricionirt, man hatte geboten und will ihn coûte qui coûte besitzen.

Die Brüder hatten sich die Erfrischungen der Saison vorsetzen lassen und fanden nach und nach die Stimmung, sich ihre Erlebnisse mitzutheilen. Nachdem sie so Einer mit dem Anderen durchlitten hatten, was jetzt zum Theil als Vergangenheit hinter ihnen lag, fühlten sie einen Theil der ihnen vom Schicksal auferlegten Bürde weichen und gedachten jetzt, wo nun die Polizei die Durchsuchung der Zimmer im Brevoorthouse beendet haben würde, den Rest des Tages in Kuno's comfortabelem Zimmer zu verbringen, um dort zu berathschlagen und herzlich und brüderlich zu plaudern.

Jetzt hörten sie in der Nebenloge französisch sprechen. Kuno zog Bernhard auf den Sitz hinunter, und sah ihn ausdrucksvoll an. Es war die Stimme Oliviers, schnarrender und unmelodischer als je. Anfangs wurde das Gespräch in gedämpftem Tone geführt. Man hörte nur einzelne Worte: „Die Iris — Tortugasisland — Gold," dann wurde die Stimme vernehmlicher: „Sieh hier," sagte der Franzose, „diese Kette von Goldstücken, es ist etwas ganz Piquantes und ihre 1000 Dollars werth."

„Es ist mein Eigenthum," flüsterte der Deutsche auf der anderen Seite, „und Gott straf' mich, wenn —"

„Pst! laß uns horchen."

„A propos, wann soll denn der Hauptschlag fallen, von dem Du gesprochen hast, Dunlop," fuhr der Franzose auf der anderen Seite fort, „es würde mir verzweifelt gelegen kommen, wenn ich, während die Mine platzt, gleichzeitig meine kleinen persönlichen Angelegenheiten ordnen könnte."

In etwas unbeholfenem Französisch und in tiefen Kehltönen entgegnete eine Stimme: „Oberst Williams ist in diesen Tagen von Richmond angekommen, bringt specielle Befehle, 10,000 Irländer sind gewonnen, Alles parat."

„Victoria!" jubelte der Franzose, „das giebt ein hübsches Stück Arbeit und eine goldene Ernte!"

Die tiefe Stimme mahnte zur Vorsicht. Auf der anderen Seite brachen die Brüder heimlich auf und 10 Minuten später traten vier bewaffnete Constabler in den Saal. Eine gleiche Anzahl postirte sich an den Ausgängen. Man hörte in der Loge des Franzosen Champagnerpfröpfe knallen und ein meckerndes Lachen gab Zeugniß von der aufgeräumten Stimmung des edelen Grafen.

Zehn Minuten später traten er und sein Freund aus der Loge hervor und die Constabler, welche mit der Unbeweglichkeit von Statuen diesen Moment abgewartet hatten, den Beiden entgegen. Die lebhafteste Bestürzung malte sich in dem Gesichte des Franzosen; unmöglich konnte es der Polizei einfallen, ihn, den Träger eines edelen Namens, die persona grata aller europäischen Höfe, den Mann, der in Connex mit den ersten amerikanischen Familien stand, eines Verbrechens bezichtigen zu wollen!

„Ich arretire Sie, Achille Morny, wegen Seeräuberei!" sagte der älteste Constabler und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Des Franzosen weingeröthetes Gesicht hatte eine Leichenfarbe angenommen. „Sie faseln," sagte er mit einem irren Lächeln, „ich, der Graf Olivier, der erklärte Schwiegersohn von Mr. Randall, einem der ersten Männer New-Yorks — o, es ist absurd! —"

„Sie Mr. Randalls Schwiegersohn?" sagte kopfschüttelnd der Constabler, „das wird sich bald zeigen, dort sitzen Vater und Tochter."

Mr. Randall und Bessie erhoben sich und schritten dem Ausgange zu.

Olivier, oder wie er mit seinem rechten Namen hieß, Morny, wollte sich ihr mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit

nähern, sie aber schnitt alles Weitere mit den kalten Worten ab: „Ich kenne Sie nicht." Mr. Randalls Gesicht erschien wie aus Stein gehauen.

„Ha, der Scélérat, der Deutsche!" schrie der Franzose wüthend, „es ist sein Werk, aber die Stunde der Abrechnung wird kommen."

Diesen Moment hielt der Gefährte Morny's für günstig, um zu entkommen. Sein Fluchtversuch machte ihn erst verdächtig.

Polizeilichen Erfahrungen gemäß erweist sich häufig der zufällige Mitgefangene als der bedeutendere Fang, verglichen mit dem, auf den ursprüglich gefahndet wurde. Der Cavalerie-Lieutenant Dunlop, ein Spion von Jefferson Davis, zierte drei Tage darauf den Galgen, während sein Freund Achille Morny, nachdem er längere Zeit in den Tombs gesessen, seine Freiheit erhielt. Letzteres war das Werk der einflußreichen Mademoiselle Lenormand, welche ihn durch ihre Connexionen in die Kategorie der Kriegsgefangenen zu bringen gewußt hatte.

(Schluß folgt.)

Das Licht und die Ernährung der Pflanzen.

(Fortsetzung.)

Was den Einfluß der Licht*farbe* auf die Zersetzung der Kohlensäure in den chlorophyllhaltigen Zellen anbelangt, so nahm man früher als selbstverständlich an, daß es die sogenannten chemischen Strahlen, die über das Violett hinaus liegenden Strahlen, seien, die diese Zersetzung bewirken; namentlich waren *Bunsen* und *Roscoe* dieser Ansicht. Man glaubte um so mehr zu dieser Annahme berechtigt zu sein, als einzig die ultravioletten Strahlen es sind, mittelst deren man künstlich im Laboratorium chemische Wirkungen hervorzurufen vermag. Ferner sprach für diese Annahme der Umstand, daß die grünen Pflanzentheile, resp. das in ihnen enthaltene Chlorophyll, die chemischen Strahlen des Sonnenlichtes in bedeutendem Maß absorbiren; es ist das eine Thatsache, die den Photographen sehr wohl bekannt ist; das Licht nämlich, das von grünen Pflanzentheilen reflectirt wird, enthält keine chemischen Strahlen mehr, es wirkt nicht auf die Silbersalze. Zwar waren schon früher von *Cloëz* und *Gratiolet* Untersuchungen über den Einfluß der Lichtfarbe gemacht worden; diese Versuche blieben aber unbeachtet, bis endlich neuerdings *Sachs* auf das Bestimmteste nachwies, daß die chemischen Strahlen vollkommen unfähig sind, in der chlorophyllhaltigen Zelle die Kohlensäure zu zersetzen, und daß vielmehr merkwürdigerweise die *gelben* und die *rothen* Strahlen bei diesem Proceß die Hauptrolle spielen. Die Versuche von *Sachs* wurden ganz neuerdings von einem Franzosen, *Cailletet*, der sich einer anderen Untersuchungsmethode bediente und wie es scheint von den *Sachs*'schen Arbeiten keine Kenntniß hatte, bestätigt. Eine weitere Bestätigung erhielt Dr. *Mayer* an der Versuchsstation in *Karlsruhe*; derselbe fand, daß Pflanzen bei vollkommenem Ausschluß der chemischen Strahlen an organischer Substanz zunehmen. Es erscheint nicht zweckmäßig, die Methoden, mittelst deren diese Resultate erhalten wurden, hier zu beschreiben.

Betrachten wir nun die näheren Vorgänge, die statt finden, indem die chlorophyllhaltige Zelle den Kohlenstoff der Kohlensäure assimilirt. Es war *Sachs*, der vor wenigen Jahren die wichtige Entdeckung machte, daß die Stärkebildung im Inneren der Chlorophyllkörner direct zusammenhängt mit der Zersetzung der Kohlensäure. Daß Stärkekörner sich sehr häufig im Chlorophyll finden, wurde zuerst von *Mohl* beobachtet; derselbe wies auch nach, daß die Bildung der Stärkekörner immer später als die des Chlorophyll's stattfindet, nie umgekehrt. *Sachs* fand nun, daß die Stärkekörner nur bei Einwirkung des *Lichtes* im Inneren der Chlorophyllkörner gebildet werden. Die Stärkekörnchen sind anfangs ganz klein, sie werden immer größer, so daß schließlich nur noch ein dünner Ueberzug von Chlorophyll bleibt. Im Dunkelen verschwindet die Stärke wieder; sie wird in löslicher Form in andere Pflanzentheile geführt und dient dort zur Ernährung und Neubildung von Zellen. Nach kurzer Zeit kann man die Stärke in den leitenden Geweben der Blattstyle und Internodien bis zu den wachsenden Knospen verfolgen. Wenn wiederum Licht einwirkt, so geht die Stärkebildung von Neuem vor sich. *Sachs* sprach zuerst bestimmt aus, daß die Sauerstoffabscheidung unmittelbar mit der Stärkebildung zusammenhängt, daß die *Chlorophyllkörner der einzige und ausschließliche Ort sind, wo Stärke aus anorganischem Material erzeugt wird.*

Welch große Rolle die Stärke im Leben der Pflanze spielt, das geht hervor aus ihrer großen Verbreitung und aus ihrer chemischen Natur; die Stärke gehört zu den sog. Kohlehydraten; es sind das chemische Verbindungen, zusammengesetzt aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, letztere zwei Elemente in dem Gewichtsverhältniß von 1 : 6, — in dem nämlichen Gewichtsverhältniß wie im Wasser. Die Stärke steht in sehr naher Beziehung zu der Grundsubstanz der Zellenhaut, der Cellulose; sie ist ferner sehr nahe verwandt mit dem Traubenzucker und dem Rohrzucker.*)

Die Beobachtungen von *Sachs* wurden neuerdings von *Famintzin* in allen Punkten bestätigt. Letzterer untersuchte die Alge Spirogyra orthospira und kam zu folgenden Resultaten: Stärkekörner bilden sich unter Einwirkung des Lichtes ausschließlich in den Chlorophyllbändern. Die in dem Chlorophyll erzeugte Stärke verschwindet, wenn man die Zellen ins Dunkele versetzt. Wenn man Spirogyra-Zellen, die im Dunkelen ihren ganzen Stärkevorrath eingebüßt haben, wieder ans Licht bringt, so erzeugt sich in den Chlorophyllbändern Stärke binnen kurzer Zeit aufs Neue. Die Bildung der Stärke wird durch das Licht in sehr kurzer Zeit eingeleitet. Es genügte, die Spirogyra-Fäden eine halbe Stunde lang zu beleuchten, um in den Zellen Stärke zu erzeugen. Binnen 24 Stunden waren die Chlorophyllbänder mit Stärke ganz gefüllt. Die Erzeugung der Stärke geht unter dem vollen Lampenlichte und dem gelben vor sich; unter dem blauen wird dagegen nicht nur keine Stärke gebildet, sondern die schon vorhandene wird wie im Dunkelen aufgelöst."

Aus dem Gesagten erklären sich die schlimmen Folgen von starker Entlaubung der Pflanzen. Als Mittel gegen die Kartoffelkrankheit wurde vor einiger Zeit empfohlen, die Kartoffelpflanze theilweise zu entlauben. Dr. *Nobbe*, der an der Versuchsstation zu Chemnitz hierüber Versuche anstellte, fand, daß der Knollenertrag in Folge der Entlaubung um 70 Proc. vermindert wurde. Ebenso wird bei der Zuckerrübe durch starke Entlaubung die Zuckerernte um mehr als die Hälfte herabgedrückt. Diese Folgen erklären sich einfach daraus, daß eben *die Blätter das Organ der Kohlenstoff-Assimilation, das Organ der Neu-Production von organischer Substanz* sind.

Ebenso finden die Ringelungsversuche durch das Gesagte eine einfache Deutung. Wenn man ein ringförmiges Rindenstück von einem Zweige abschält, so entwickelt sich der oberhalb der Ringwunde gelegene Theil des Zweiges überwiegend; die Stärke (oder ein ihr verwandtes Kohlenhydrat) wandert von den Blättern, dem Bildungsort aus, abwärts; da diese Wanderung ausschließlich in einer gewissen, in der Rinde befindlichen Schicht von Parenchymzellen stattfindet, so wird durch die Ringwunde ein weiteres Abwärtssteigen der Kohlenhydrate verhindert. — Die Assimilationsproducte wandern von den Blättern aus durch die Rinde abwärts, während die durch die Wurzeln aufgenommenen Nährstoffe durch das Holz aufwärts in die Blätter geführt werden.

---

*) Der Rohrzucker ist chemisch sehr wenig von Stärke und Traubenzucker verschieden; den Chemikern ist bis jetzt die Umwandlung der letzteren Körper in Rohrzucker nicht gelungen; die Lösung dieses Problems ist jedoch nur eine Frage der Zeit.

Was den chemischen Vorgang der oben besprochenen Umwandlung von Kohlensäure und Wasser in Stärke unter Abscheidung von Sauerstoffgas anbelangt, so ist derselbe noch sehr in Dunkel gehüllt; man kennt nur die nackte Thatsache. Den Chemikern ist es bis jetzt nicht gelungen, Stärke oder irgend ein anderes Kohlenhydrat künstlich — synthetisch — darzustellen. Die Kohlenhydrate, die eine so wichtige Rolle im Leben der Pflanze spielen, sind überhaupt noch wenig untersucht; man kennt zwar die chemische Zusammensetzung und einige chemische und physikalische Eigenschaften derselben, allein über ihre Constitution kann man nur vage Vermuthungen aufstellen. Noch weniger wissen wir von Chlorophyllfarbstoff, ferner von den eiweißartigen Körpern, die die Grundsubstanz des Protoplasma der jungen Zellen ausmachen. Die Constitution der letzteren Körper ist wahrscheinlich ungemein complicirt. Sie wurden in letzter Zeit sehr wenig untersucht, indem die Thätigkeit der Chemiker, die zur Zeit den Ton angeben, ganz absorbirt ist von der Lösung anderer Probleme der Chemie, namentlich von der Untersuchung der sog. aromatischen Körper, welche in den letzten sieben Jahren eine so glänzende Bearbeitung gefunden haben.

Nicht unerwähnt ist zu lassen, daß in den Pflanzengeweben neben dem Reductionsproceß auch ein Oxydationsproceß vor sich geht, in dem der Sauerstoff der Luft sich mit kohlenstoff- und wasserstoffhaltigen Pflanzenstoffen zu Kohlensäure und Wasser verbindet. Dieser Oxydationsproceß geht hauptsächlich vor sich in Pflanzentheilen, die sich rasch entwickeln, bei Keimpflanzen, bei Knospen und Blüthen. Bei den chlorophyllhaltigen Pflanzen kann man die Kohlensäurebildung Nachts beobachten. Doch ist die Quantität Kohlensäure, die auf diese Art gebildet wird, bedeutend geringer als die Kohlensäuremenge, die bei Tag zersetzt wird.

Was die Frage betrifft, ob chlorophyllhaltige Pflanzen, die in humusreichem Boden wachsen, einen Theil ihres Kohlenstoffes aus dem Humus beziehen, so soll nach Corenwinder, der hierüber Untersuchungen anstellte, die noch nicht vollständig veröffentlicht sind, dies allerdings der Fall sein, die Kohlenstoff-Assimilation aber nicht durch die Wurzeln stattfinden, sondern in der Art, daß das letzte Oxydationsproduct des Humus, die Kohlensäure, indem sie vom Boden aus in die Luft diffundirt, von den Blättern absorbirt wird. Die Bestätigung dieser Behauptung bleibt abzuwarten.

Der Kohlenstoff ist auf einer beständigen Wanderung begriffen; der Kohlenstoff, der sich in Form von Kohlensäure in der Atmosphäre findet, wird von den Pflanzen assimilirt, er wandert durch den Pflanzen- und Thierleib, um wieder entweder durch den Verbrennungs- oder den Athmungsproceß in Form von Kohlensäure in die Atmosphäre zurückzukehren und seinen Kreislauf von Neuem zu beginnen.

Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß durch den von Jahr zu Jahr steigenden riesenhaften Verbrauch von Steinkohlen diese mit der Zeit erschöpft würden und daß wir dann keine Mittel hätten, um Wärme und Licht zu erzeugen. Diese Befürchtung ist aber nicht begründet. Der Kohlenstoff der Steinkohlen geht nicht verloren; die Materie kann ja nicht vernichtet werden. Der Kohlenstoff der Steinkohlen wird in Form von Kohlensäure an die Atmosphäre abgegeben. In demselben Maß als die Atmosphäre reich an Kohlensäure wird, wird letztere durch die Wirkung des Lichtes von den Pflanzen reducirt. Je mehr der Verbrauch an Steinkohlen wächst, um so üppiger wird unsere Vegetation werden. Hat man doch aus der Existenz der ungeheueren Steinkohlenlager geschlossen, daß in jener geologischen Epoche die Atmosphäre viel reicher an Kohlensäure gewesen sein müsse als heut zu Tage. Nun wenn diese kolossalen Quantitäten Kohlenstoff wieder in die Atmosphäre zurückkehren, so wird auch wieder eine ungemein üppige Vegetation eintreten. Die Landwirthschaft ist in dieser Beziehung der Kohlenindustrie zu großem Dank verpflichtet, indem ihr von letzterer bedeutende Quantitäten Kohlenstoff geliefert werden, indem die Kohlenindustrie die Atmosphäre mit Kohlensäure düngt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In dem chemischen Laboratorium des Professors Kolbe in Leipzig hat kürzlich einer der Assistenten, Dr. Drechsel, eine interessante wissenschaftliche Entdeckung gemacht, welche vor ihm von vielen Chemikern vergeblich erstrebt war. Es ist ihm gelungen, die Kohlensäure auf die einfachste Weise direct in die Säure des Sauerklee, die Kleesäure, umzuwandeln. Die frühere Vorstellung der Chemiker und Physiologen, daß die Pflanze eine eigenthümliche Kraft, die Lebenskraft besitze, welche allein im Stande sei, aus den einfachen unorganischen Verbindungen die complicirt zusammengesetzten chemischen Bestandtheile des Pflanzenkörpers zu erzeugen, hat sich längst als irrthümlich erwiesen. Der Chemiker hat gelernt, in seinem Laboratorium viele dieser Stoffe künstlich aus ihren Bestandtheilen zusammenzusetzen; aber die Kohlensäure unmittelbar in solche Verbindungen überzuführen, welche die Organe der Pflanze erzeugen, war bis jetzt nicht gelungen. Professor Frankland in London, welcher in der dortigen chemischen Gesellschaft über die Entdeckung des Dr. Drechsel einen Vortrag hielt, bezeichnet deshalb dieselbe als einen der größten Triumphe der neueren synthetischen Chemie.

— Sophie Schröder, die einst hochberühmte Tragödin, ist am 25. d. M. zu München, 87 Jahre alt, gestorben. Sie war bekanntlich die Mutter der zu früh verstorbenen größten dramatischen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, welche 1805 während des Engagements Sophien's an der Hamburger Bühne geboren wurde. Wie man sich erinnern wird, verließ Sophie Schröder im Jahre 1813 Hamburg, weil Marschall Davoust sie wegen einer auf der Bühne geäußerten patriotischen Improvisation in das Innere von Frankreich bringen lassen wollte. Ihr künstlerisches Wirken an den Hoftheatern in Wien und München ist bekannt. 1840 wurde Sophie Schröder in Wien pensionirt. Ihre hervorragendsten Partieen waren: Phädra, Medea, Sappho, Merope, Lady Macbeth, Königin Elisabeth.

— Bei Drontheim (Norwegen) sind vor wenigen Tagen die Höfe Klethammer und Enanu sowie ein Platz an der Grenze zwischen Sundal und Opdal, wo öffentliche Wegearbeiten vorgenommen werden, durch Schneelawinen fortgerissen worden. Ungefähr 30 Menschen, fast sämmtlich Wegearbeiter, sind umgekommen, 20 andere wurden verletzt.

— Das allgemeine deutsche Turnfest soll für 1868, wie die „Schles. Ztg." jetzt meldet, nun ganz ausfallen. Ursprünglich hatte man die Abhaltung des Festes in Breslau beabsichtigt.

— Aus Chicago, 6. Febr., schreibt man dem „Schw. M.": Die Stille-Weltmeerbahn schreitet stetig vorwärts und die Fahrzeit zwischen San Francisco und New-York hat sich beim Schlusse des Jahres 1867 bereits auf 15 Tage ermäßigt. Bis zum Schlusse dieses Jahres wird eine weitere Verkürzung der Fahrzeit möglich sein. Gegen die Mitte des Jahres 1870, wenn nicht früher, dürfen wir eine Verbindung sämmtlicher Eisenbahnzweige erwarten, wodurch sich die Fahrzeit auf nur 6 Tage von Ocean zu Ocean beschränken wird. Ein erstaunlicher Strom von Passagieren und Gütersendungen über die Hauptlinie steht dann in Aussicht. Wegen der ungewöhnlich niedrigen Fahrpreise auf den concurrirenden Dampfschifflinien sind während der letzten drei Monate nicht weniger als 10,000 Passagiere von New-York nach Californien über den Isthmus gereist. Die staatliche und ackerbauliche Entwickelung der Küstenländer des stillen Weltmeeres ist eine so überraschende, daß der Bedarf an Arbeitskräften kaum zu befriedigen ist.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 28.

* Bessie und ihre Bewerber.

Genrebild aus dem New-Yorker Leben von E. Schröder.

(Schluß.)

Viertes Capitel.

Einige Monate später setzten die gewissenlosen Südländer in New-York die furchtbare dreitägige Revolte in Scene, welche Schrecken über das ganze Land verbreitete. Der leicht gewonnene irische Pöbel, gegen die Concurrenten in der Arbeit aufgehetzt, begann mit der grausamen Verfolgung dieser unglücklichen Schwarzen, andere Verbrechen reihten sich an. Es wurden Gebäude in Brand gesteckt, friedliche Bürger gesteinigt, ein hoher Officier ermordet und, um freies Spiel zu haben, wurden Eisenbahnschienen aufgerissen und Telegraphendrähte abgeschnitten. Alle Geschäfte geriethen ins Stocken und es währte lange, bis sich das Vertrauen wieder befestigt hatte.

Kuno Halm, welcher über seinen Bruder wachte wie eine Mutter über ihr hilfloses Kind, brach bei den ersten Anzeichen von Unruhe mit ihm nach dem Westen auf. Glücklicher Weise hatte er, die Katastrophe ahnend, sein dem Franzosen zum größten Theil wieder abgejagtes Vermögen nicht in ein Geschäft im Osten untergebracht, und war somit im Stande, in Milwaukee, der Hauptstadt Wisconsins, ein umfangreiches Korngeschäft zu eröffnen. In einem der größten und schönsten Häuser am Markte, das in fußlangen Lettern die Aufschrift trug: „Gebrüder Halm, Kornhändler," finden wir unsere jungen Landsleute wieder.

Es war Neujahrsabend, ein kalter Wind fegte durch die Straßen und trieb den Schnee auf einzelnen Stellen zusammen. Drinnen aber herrschte eine kosige Wärme, blühende Treibhausgewächse verbreiteten dem Winter zum Trotz sommerliche Düfte im comfortabelen Wohngemache. Das Haupt der Firma schritt nach beendetem Tagesgeschäft mit elastischem Schritt über die weichen Teppiche, setzte sich an den Kamin und versank in eine durch die Erinnerungen des Tages hervorgerufene Träumerei. Er dachte an die flüchtigen Freuden seiner Kindheit und Jugend, an verlorene Hoffnungen, an aufgegebene Pläne, an die Süßigkeiten und Bitterkeiten seines vergangenen Lebens, und ein an Traurigkeit streifender Ernst begann die festen etwas strengen Züge des 27jährigen Junggesellen zu beschatten. Sein Antlitz klärte sich jedoch schnell auf, als durch die Dämmerung eine schlanke Männergestalt eintrat, neben ihm am Kamin Platz nahm, wie ein Knabe den einzigen Arm um seinen Nacken schlang und ohne zu sprechen gleich ihm in die Flammen sah.

„Mein Bernhard," sagte der Aeltere, „es ist mir eine Idee gekommen, welche ich mit Dir besprechen möchte. Was meinst Du dazu, wenn wir einen dritten Theilhaber in unser Geschäft aufnähmen?"

„Ich sehe zwar die Nothwendigkeit nicht ein," entgegnete der Gefragte, „aber sprich Dich aus, Kuno, es wird schon etwas Vernünftiges dahinter sein, da es von Dir kommt. Mir hat es nur so geschienen, als ob wir Drei, Du, Mac und ich, vollkommen genügten, um das Rad im Gange zu halten, und wenn uns etwas fehlte, so sollt' ich denken, müßt' es eine hübsche und fröhliche Hausfrau sein. Könntest Du uns nicht dazu verhelfen, Bruderherz?"

„Davon sprich mir nicht," entgegnete der Andere mit abgewandtem Kopf, „ein deutsches Dienstmädchen mag ich nicht, und eine Yankeelady! der Himmel behüte uns in Gnaden davor."

Der Einarmige seufzte; es war offenbar ein Lieblingsplan von ihm, der an der Hartnäckigkeit des Anderen scheiterte. Wieder öffnete sich die Thür und man erkannte im Halbdunkel ein Gesicht, das eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der Physiognomie der Schweine hatte. Es war die irische Haushälterin, welche die Meldung brachte, daß die „ärme Kinder" gekommen wären, um ihre Neujahrsbescheerung zu empfangen.

Bernhard, der, wie man es häufig erlebt, nach seiner Wiederherstellung von der schweren Verwundung ein viel fröhlicherer Mensch geworden war, wie er vordem gewesen, sprang wie ein lustiger Junge auf und holte eine ganze Schaar armer deutscher Kinder herein. Man brachte Lampen, die Bescheerung lag schon auf einem großen runden Tische ausgebreitet, aber die Kleinen machten noch blöde und verdutzte Gesichter. Bernhards kindliche Tollheiten brach das Eis. Bald war es ein Lachen, Tanzen, Juchzen, Schnattern, Essen und Danken, daß selbst der ernste Kuno, vom Bruder und den kleinen Glücklichen angesteckt, die Späße mitmachte. Mitten in diesem Gesumme, Gelächter und Gewirr trat ein dritter junger Mann ein; es war der Schotte Mac Gregor; dieser treue Gefährte Kuno's hatte alle Gefahren, Mühen und Entbehrungen des letzten Jahres mit ihm getheilt und ihm auch durch sein Zeugniß zum Wiederbesitz seines verlorenen Eigenthums verholfen. Mac Gregor war, nachdem er durch eine unglückliche Speculation vier Wochen nach seiner Ankunft in New-York Alles verloren hatte, Buchhalter in dem Geschäft „Halm und Brothers" geworden.

Jetzt wurde dem an Kindergesellschaft ungewöhnten Kuno das Treiben zu bunt. Mit der artigen Abschiedsrede: „Nun ist's des Spectakels genug, marsch mit Euch, verduftet!" schob er die reich beschenkte Schaar zur Thür hinaus; dann sich an seinen Buchhalter wendend, sagte er mit seiner gewöhnlichen entschiedenen Art: „Und nun hab' ich ein Wort mit Dir zu sprechen, Mac."

„Was giebt's, Kuno? Du wirst mich doch nicht auch an die Luft setzen?" entgegnete Jener lachend.

„Hm, ja, das ist so, so. Höre, Mac, ich kann Dich als Buchhalter nicht gebrauchen."

„Alle Wetter, wo will das hinaus?" brummte der Schotte, drehte seinen Stuhl um und sah ein schelmisches Blinzeln in den sonst so ernsten Augen seines Freundes.

„Mac, ich brauche einen Partner."

„Eine Partnerin," verbesserte Bernhard.

„Eine Partnerin," wiederholte der Schotte mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Hm."

„Einen Partner; macht mich nicht confuse!" eiferte Kuno. „Hör' Mac, alter Kamerad, kannst Du dich erinnern, daß wir auf kalter Wintererde unter einer Decke mit einander geschlafen, daß wir oft und oft unsere paar Bissen Brod brüderlich unter

uns getheilt haben? ja, und daß wir auf diesen verwünschten Tortugas, die das Meer verschlingen möge, als es nichts mehr zu beißen und zu brechen gab, uns gemeinschaftlich auf den Tod vorbereiteten?"

„Ich habe nichts davon vergessen," entgegnete der Schotte, „es überläuft mich noch manchmal eiskalt, wenn mir ein Traum diese fürchterlichen Momente wieder vor die Seele führt."

„Weniger glücklich als ich," fuhr Kuno fort, „hast Du dein ganzes Vermögen durch die New-Yorker Panik verloren. Aber kann das ein Grund sein, Mac, daß Du die Früchte unserer gemeinschaftlichen Mühen jetzt nicht mit uns theilen solltest? Komm, alter Bursche, schlag' ein, hier ist meine Hand, sei der Dritte im Bunde und laß es fortan heißen: „Halm, Brothers & Co." Co. bist Du, Mac."

Wer schildert die Freude des Schotten! Es wäre dies eine um so schwerere Aufgabe, weil sie sich äußerlich durchaus nicht in demonstrativer Weise kundgab. Ein schlichter Händedruck, damit war's abgethan. Gleichwohl gedachte Mac Joseph Gregor es seinem Freunde bis an's Lebensende.

Zur Verwunderung der Brüder theilte er ihnen jetzt mit, daß er sich vor acht Tagen mit dem liebenswürdigsten Mädchen Milwaukee's verlobt habe.

„Herrlich!" jubelte Bernhard, „welch' ein Gewinn für unsere kleine Häuslichkeit!"

„Sie ist eine Waise, die sich mit großem Fleiße von Putzarbeit ernährt," erklärte der Schotte.

„Ach, höre Mac, führ' sie uns her," drängte Bernhard. „Sie hat wohl eine Großmutter oder Cousine oder ein anderes altes Möbel von Verwandten um sich, die sie begleiten kann."

„Auch ich bin gespannt, Deine Zukünftige kennen zu lernen," sagte Kuno in etwas gesetzterem Tone, „und wenn Du die junge Dame bewegen könntest —"

„So würden wir den fidelsten Neujahrspunsch trinken in ganz Milwaukee!" fiel Bernhard ein.

„Ich will es Bessie vorschlagen," entgegnete der Schotte zögernd.

„Bessie? ein ominöser Name! welcher Nation hört Deine Erwählte an?" fragte Kuno bedenklich.

„Halt' ihn nun nicht länger auf," sagte Bernhard. „Geh' Mac und bringe Bessie und ihre Großmutter. Ich werde einen Lehnstuhl für die alte Lady hinstellen und der Jungen schneide ich die Cour."

Der Schotte enteilte und kehrte 20 Minuten später an der Hand einer hochgewachsenen Dame zurück. Ihre Erscheinung rief eine unerklärliche Spannung bei den Brüdern hervor. Sie schlug den Schleier zurück und schritt auf Kuno zu.

„Miß Randall!" sagte er, sich steif aufrichtend, „was verschafft mir die Ehre —"

„Sie haben gewünscht, Josephs Braut zu sehen, und sie ist gekommen, Ihnen für Ihre Güte zu danken."

Mit diesen Worten ergriff die einst so gefeierte Erbin und jetzt verarmte Waise eine von Kuno's Händen und die einzige Hand Bernhard's.

„Verzeiht das Vergangene," flüsterte sie mit bewegter Stimme, „Ihr habt Böses mit Gutem vergolten. Bessie Mac Gregor will die Fehler gutmachen, die Bessie Randall beging."

Die Brüder antworteten nicht sogleich; Erstaunen und widerstrebende Gefühle hielten noch jedes Wort zurück.

„Ich bitte, verzeiht!" wiederholte sie. Ihr Gesicht trug den Stempel der Aufrichtigkeit.

„Schwester Bessie ist willkommen!" sagte Bernhard ernst.

Kuno nahm ihn bei den Schultern und sah ihm in's Gesicht, und da er eine beruhigende Versicherung darin las, so bestätigte er den Ausspruch seines Bruders.

Mac Gregor errieth dunkel den Zusammenhang.

Um die Gesellschaft zu vervollständigen, ließ Kuno ein heiteres junges Ehepaar einladen, das sich ohne Verzug einstellte. Dies erwies sich als ein vortreffliches Bindemittel, das die etwa noch vorhandenen spröden Elemente der Vergangenheit durch glückliche Scherze in Harmonie auflöste. Das Gelingen war um so leichter, als Kuno von dem Bewußtsein gehoben war, feurige Kohlen auf das Haupt der Coquette gesammelt zu haben. Was Bernhard betrifft, der bis auf den heutigen Tag ihr Verehrer blieb, so freute er sich in seinem kindlichen Sinne ihrer Nähe, ohne die eifersüchtigen Regungen befürchten zu müssen, die er sich von Bessie's Bräutigam und Gemahl unzertrennlich dachte. Mac Gregor endlich hatte natürlich am wenigsten Grund, mit seinem Loose unzufrieden zu sein.

Bei Tische scherzte Kuno sogar ihr gegenüber, daß er nächstens auch heirathen würde und die amerikanische Bessie sich dann vor dem Uebergewicht eines deutschen Lieschens in Acht zu nehmen habe. Und als sich diese scherzhafte Prophezeiung in der Folge buchstäblich erfüllte, war jede herbe Reminiscenz bei Bessie's ehemaligen Bewerbern vollständig geschwunden.

Das Licht und die Ernährung der Pflanzen.

(Schluß.)

3. Die Sonne als Kraftquelle.

Im Jahr 1842 veröffentlichte der praktische Arzt Dr. J. R. Mayer in Heilbronn in Liebig's „Annalen der Chemie" eine kleine Abhandlung, in welcher er die Ansicht aussprach, daß die sog. Imponderabilien, Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus, nicht als Stoffe, sondern als Bewegungserscheinungen aufzufassen seien, daß, wenn bei einer mechanischen Arbeit durch Reibung Wärme entsteht, die erzeugte Wärmemenge äquivalent der verbrauchten Kraft sei, daß, wenn durch Wärme eine mechanische Arbeit geleistet wird, eine Wärmemenge verschwindet, die der geleisteten Arbeit äquivalent ist. Diese kleine Abhandlung gab den Anstoß zur Entwickelung einer glänzenden Theorie, der mechanischen Wärmetheorie, die eine wahre Umwälzung in der Physik hervorgebracht hat und die auf die künftige Entwicklung der Chemie einen großen Einfluß ausüben wird. Aehnliche Ansichten wie Mayer sprachen etwas später unabhängig von ihm Helmholtz und Thomson aus, von Joule wurde die Richtigkeit dieser Ansichten durch sinnreiche Experimente bewiesen und von Clausius wurde die Theorie mit Hilfe höchst feiner mathematischer Speculationen ausgebildet. Die folgenden Betrachtungen sind ein Ausfluß dieser neueren Anschauung.

Ein großartiges Beispiel von Verwandlung von Wärme und Licht in mechanische Arbeit ist der große Wasserverdampfungsproceß, der an der Oberfläche der Meere stattfindet. Die vibrirende Bewegung des Aethers, die der Erde von der Sonne aus zugesandt wird, verwandelt sich bei diesem Wasserverdampfungsproceß in Bewegung der physikalischen Molecüle des Wassers. Das Wasser wird in Gasform in bedeutende Höhen der Atmosphäre gehoben, von Luftströmungen weiter geführt und an den Gipfeln der Gebirge condensirt; indem es von den Bergen herabfällt, dem Meere zueilt, leistet es mechanische Arbeit; es zernagt die Gebirge, schneidet tiefe Thäler in dieselben ein und führt die abgenagten, zerkleinerten Gesteinsmassen den Seeen und Meeren zu, wo sie das Material zu den sich neu ablagernden Gesteinsschichten abgeben. Der Kraftverbrauch, der nothwendig war zur Bildung der sedimentären

Formationen, er floß der Erde von der Sonne aus zu; die letzte Ursache der Bildung dieser geognostischen Formationen sind die Sonnenstrahlen. Indem das Wasser von den Gebirgen herabfällt, leistet es in zahllosen Mühlen und Fabriken mechanische Arbeit; diese Arbeitsleistung stammt von der Sonne: Die Mühlräder werden im Grunde genommen von den Sonnenstrahlen in Bewegung gesetzt. Ebenso ist es mit den Strömungen der Atmosphäre; die Luftströmungen entstehen durch die ungleichmäßige Erwärmung der verschiedenen Theile der Erdoberfläche. Die Kraft, durch welche die Windmühlen, die Segelschiffe in Bewegung gesetzt werden, sie stammt von der Sonne.

„Das Strahlen der Sonne ist der letzte Grund von fast allen lebendigen Kraftäußerungen und Bewegungen auf der Erdoberfläche."

„In den Steinkohlenablagerungen ist eine ungeheuere Quantität lebendiger Kraft aufgespeichert. Bei der Verbrennung der Steinkohle, bei der chemischen Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Sauerstoff der Luft zu Kohlensäure entwickelt sich eine bedeutende Wärmemenge; diese Wärme wird in den Dampfmaschinen umgesetzt in mechanische Arbeit. Woher kommt aber die in den Steinkohlen aufgespeicherte Kraft? Sie stammt von der Sonne. Der Kohlenstoff der Steinkohlen war ursprünglich in Form von Kohlensäure in der Atmosphäre; das Sonnenlicht reducirte die Kohlensäure in den Pflanzen. Der Kraftverbrauch, der nothwendig war zur Trennung des Kohlenstoffes und Sauerstoffes der Kohlensäure, er wurde von der Sonne abgegeben. Die Arbeit, die unsere Dampfmaschinen leisten, verdanken wir demnach dem Sonnenlicht, das vor unzähligen Jahren, in der geologischen Epoche der Steinkohlen, die Kohlensäure reducirte. Die Steinkohlen sind zu vergleichen dem auf die Höhe der Gebirge gehobenen Wasserdampf; die nach der Verbrennung entstandene Kohlensäure dem zur Meeresoberfläche herabgefallenen Wasser der Flüsse; sowohl letzterem wie der Kohlensäure muß lebendige Kraft von der Sonne aus zufließen, wenn sie von Neuem Arbeit leisten sollen.

Nach einer Schätzung, die auf Experimente gegründet ist, beträgt das Sonnenlicht, das die Erde per Minute empfängt, 5,5 Wärme-Kubikmeilen, wenn man unter Wärmekubikmeile die Wärmemenge versteht, durch welche die Temperatur einer Kubikmeile Wasser um 1° C. erhöht wird.

„Denkt man sich um die Sonne eine Hohlkugel gespannt, deren Halbmesser gleich ist der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne, so ist die Oberfläche dieser Kugel = 5326 Billionen Quadratmeilen. Zu diesem Raume verhält sich die Durchschnittsfläche der Erdkugel wie 1 : 2300 Millionen. Dieses Verhältniß drückt den Bruchtheil aus, den die Erde von der Wärme erhält, die von der Sonne im Ganzen ausgesendet wird. Hiernach beläuft sich der ganze strahlende Effect der Sonne per Minute auf 12650 Millionen Wärme-Kubikmeilen."

Wenn die Sonne aufhören würde, der Erde beständig Lichtwellen zuzusenden, so würde der Wasserverdampfungsproceß an der Oberfläche der Meere aufhören, das Wasser der Gebirge würde sehr bald nach den Meeren abgeflossen sein, die Strömungen des die Erde umhüllenden Luft-Oceans würden aufhören, die Pflanzen würden unfähig sein, Kohlensäure zu zersetzen, die Pflanzen- und Thierwelt würde zu Grunde gehen, die ganze Erde würde in Todeskälte erstarren. Diese Betrachtungen werfen ein eigenthümliches Licht auf den Sonnencultus; es liegt ihm eine richtige, instinctmäßig geahnte Idee zu Grunde.

Dr. A. F.

Die Dynastie Rothschild.

Die Rothschild beherrschen seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nicht nur die Geldmärkte von Frankfurt, Paris und London, sondern beziehungsweise der ganzen Welt. Es war unserem Jahrhunderte vorbehalten, die Anhäufung von Reichthümern und Schätzen zu beobachten, vor welchen diejenigen des Krösus verschwinden. Und doch sind es kaum mehr als hundert Jahre, daß ein höchst einfacher Hebräer in einem höchst einfachen Laden unter dem Zeichen des rothen Schildes in der Judengasse zu Frankfurt a. M. den seinem Volke eigenthümlichen Geschäften oblag, und erst einige fünfzig Jahre daß Maier Amschel Rothschild in einem Alter von 69 Jahren und mit einer Hinterlassenschaft von zwölf Millionen Gulden zu Frankfurt starb.

Maier Amschel Rothschild erblickte das Licht der Welt in der Judengasse zu Frankfurt a. M. im Jahre 1743. Sein Vater war ein ehrsamer Frankfurter Handelsjude. Die Familie schrieb sich ursprünglich „Bauer"; erst Maier Amschel nahm den Namen „Rothschild" an, wahrscheinlich nach dem Hause des Vaters, das nicht mehr existirt. Von dem alten Amschel Mosel weiß man nur, daß er seinen Sohn mit einem Geldsäckchen zu den Banquiers der Stadt herumschickte, um Münzen gegen grobe Geldsorten umzuwechseln. Der Vater hatte den Knaben nicht zum Handelsmann bestimmt, sondern ein höheres Ziel in's Auge gefaßt: Er sollte das Gesetz auslegen d. h. Rabbiner werden. Maier Amschel verlor seine Eltern bereits im zwölften Jahre; doch hatten ihm dieselben Mittel hinterlassen, um sich nach Fürth zu begeben und dort, dem Wunsche seines Vaters gemäß, jüdische Gottesgelahrtheit studiren zu können. Davon kam jedoch Maier Amschel bald wieder zurück, dieweil ihn unwiderstehliche Neigung zum Handel hinzog. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, erwarb er sich bald den Ruf eines tüchtigen und geschickten Handelsmannes, in Folge dessen er eine Stelle beim Banquier Oppenheimer in Hannover erhielt, bei dem er mehrere Jahre blieb. Sodann begründete er ein eigenes Geschäft in Frankfurt und verheirathete sich im Jahre 1770 mit Gudula Schnapper, mit welcher er lange Jahre in glücklicher Ehe lebte. Fünf Söhne und fünf Töchter wurden ihm von seiner treuen Lebensgefährtin geboren. Frau Gudula ist übrigens erst im Jahre 1849 im Alter von 96 Jahren in demselben Hause gestorben, das ihr Mann um 1780 gekauft hatte und aus dem sie, 37 Jahre vor ihrem Tode, den Gatten, welcher den Grund zum Glücke der Familie gelegt, nach seiner letzten Ruhestätte hatte bringen lassen. Nichts vermochte die Greisin, dieses Haus, von wo aus sie ihre Söhne zu einem mehr als fürstlichen Vermögen und dem höchsten Ansehen hatte gelangen sehen, mit einem stattlicheren zu vertauschen. Ihr erschien das Aufgeben dieser Wohnung wie eine schwere Versündigung; ja sie glaubte, das Glück könne weichen, wenn sie, sich selbst überhebend, ihr bescheidenes Heimwesen verließe, in welchem der Grund zu der Wohlfahrt ihrer zahlreichen Nachkommenschaft gelegt war.

Maier Amschel's Umsicht und Redlichkeit lenkten frühzeitig die Aufmerksamkeit der Geldleute auf den stets zuverlässigen Mann. Er sah sich in der Lage, ein Bankhaus zu begründen, das bald allgemeines Vertrauen genoß. Dieses wachsende Vertrauen wurde auch die Veranlassung, daß er in Geschäftsverbindung mit dem Landgrafen von Hessen, Wilhelm IX. (vom Jahre 1803 an: Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel) kam. Es ist dieser Umstand Ursache geworden, daß sich das Haus Rothschild zur ersten Geldmacht hat emporschwingen können. Bekanntlich fanden einige deutsche Fürsten im vorigen Jahrhundert es nicht für entehrend, mancherlei schlimme Dinge geschehen zu lassen, namentlich trieben sie Handel mit Menschenfleisch. Indem sie ihre Unterthanen als Soldaten an fremde Mächte vermietheten oder vielmehr verkauften, gelang es ihnen, ihre oft leeren Säckel wieder zu füllen. Der bedeutendsten Leistungen in diesem fürstlichen Erwerbszweige durfte sich Landgraf Friedrich II. von Hessen rühmen, der England zur Bekämpfung der Nordamerikaner 16,992 Mann stellte, wofür er die geringfügige Summe von beinahe 22 Millionen Thaler erhielt. Kein Wunder, wenn er seinem Thronfolger Wilhelm IX. ein Privatvermögen von 30 bis 36 Millionen Thaler hinterließ, so daß derselbe seiner Zeit für den reichsten Fürsten galt. Vermittels der hessischen Millionen erhob sich nun das Haus Rothschild zur sechsten europäischen Großmacht.

Ueber die Veranlassung, die Landgraf Wilhelm IX. bewo-

gen haben mag, einem bis dahin nur wenig gekannten „kleinen" Frankfurter Juden das unbedingteste Vertrauen zu schenken, sind mancherlei Gerüchte verbreitet; in Wirklichkeit lenkte des Fürsten Aufmerksamkeit auf Rothschild der hannoversche Generallieutenant Baron v. Estorff, der Maier Amschel im Wechselhause Oppenheim in Hannover kennen und schätzen gelernt hatte und den „klugen Juden" empfahl. Man erzählt sich nun, der Landgraf sei, als Maier Amschel in Folge jener Empfehlung zum ersten Male im Schlosse zu Kassel erschien, gerade von einer Partie Schach in Anspruch genommen gewesen, welche er eben mit Baron Estorff gespielt habe. Maier Amschel habe eintreten dürfen und hätte nun, hinter dem Stuhle des Landgrafen stehend, den stummen Zuschauer gemacht, weil der Landgraf sich um so mehr in sein Spiel vertiefte, je ungünstiger sich dasselbe gestaltete. Endlich habe er sich des Eingetretenen erinnert und diesen mit den Worten angeredet: „Versteht Er auch etwas vom Schach?" Rothschild, welcher dem Gange des Spieles aufmerksam gefolgt war, sei nun sogleich mit der Antwort bereit gewesen: „Wollen Euere landgräfliche Durchlaucht wohl die Gnade haben, diesen Zug zu thun?" Der Zug, den er bezeichnete, sei ein wahrer Meisterzug gewesen, welcher urplötzlich der Partie des Landgrafen, welche dem Matt nahe war, zum glänzenden Siege verholfen. Nachdem der Landgraf sein Spiel dergestalt glücklich zu Ende geführt, habe er sich auf das gnädigste mit dem Frankfurter Geldwechsler unterhalten und nach dem Weggange desselben dem General mit den Worten gedankt: „Herr General, Sie haben mir keinen Dummen recommandirt!"

Die Geschäftsverbindung mit dem Souverain von Hessen-Kassel und in Folge dessen mit anderen fürstlichen und nicht fürstlichen angesehenen Häusern erweiterte den Kreis der Beziehungen Rothschild's sehr rasch. 1801 wurde er hessen-kassel'scher „Hof-Agent". Der Landgraf schenkte ihm unbedingtes Vertrauen, und als er 1806, nach der Schlacht bei Jena, flüchten mußte, vertraute er seine Baarschaften von sehr hohem Betrage Rothschild an, der ihm diesen Vermögenstheil rettete. Als der Kurfürst 1814 in sein Land zurückkehrte, wurde ihm vom ältesten Sohne Maier Amschel's, da letzterer mittlerweile gestorben war, jener Schatz zurückerstattet, und der Kurfürst dankte den redlichen Hütern, indem er auf die Zinsen, die das Geld während $6\frac{1}{2}$ Jahren eingetragen, verzichtete.

Seine immer wachsenden Mittel wandte Maier Amschel nicht nur zur Vermehrung seines Besitzes an, vielmehr befriedigte er den ihm angeborenen Hang zur Mildthätigkeit. Die von ihm ausgegangenen Wohlthaten sind in seiner Vaterstadt unvergessen; leben doch dort noch Personen genug, die sich recht wohl des alten Maier Amschel Rothschild aus der Judengasse erinnern, wie er mit dem Hütchen auf dem kahlen Scheitel bei seinen Gängen durch die Stadt Gaben und Almosen nach allen Seiten hin spendete. Oefter pflegte er in ganz besonderer Weise seine freigebige Hand aufzuthun. Er hatte nämlich wie viele andere Juden den Glauben, Gott belohne diejenigen Wohlthaten am meisten, für welche die Spender keinen Dank empfangen. Deshalb ging er zuweilen im Abenddunkel durch die Judengasse, drückte dann einem jeden ärmlich Aussehenden, der ihm begegnete, etwas in die Hand und eilte rasch von dannen. Seine menschenfreundliche Gesinnung gegen Bedürftige bewies er auch noch in seinem Testament.

Mit dem Reichthume war auch die Zahl der Söhne, Schwäger, Neffen und Enkel des greisen Maier Amschel gewachsen. Vor seinem Tode, der am 13. September 1812 erfolgte, ertheilte er seinen Kindern und zahlreichen Kindeskindern seinen Segen mit der Mahnung, „in brüderlicher Eintracht zu leben bis ans Ende." Die treue Befolgung dieses Rathes von Seiten seiner Söhne hat wesentlich dazu beigetragen, das Haus Rothschild zur „sechsten europäischen Großmacht" zu erheben. Das vom Gründer hinterlassene Gesammtvermögen wird auf zwölf Millionen Gulden geschätzt.

Die fünf Söhne des alten Maier Amschel Rothschild waren: Anselm Maier (geb. 1773), Salomon (geb. 1774), Nathan, Karl Maier (geb. 1788) und Jacob oder James (geb. 1792). Der älteste Sohn gelangte nach des Vaters Heimgange an die Spitze des Frankfurter Hauses. Von hier aus sollte, dem Willen des Erblassers gemäß, die Leitung sämmtlicher Unternehmungen der Brüder vor sich gehen und der älteste derselben berechtigt sein, vorkommenden Falls auch die Zweiggeschäfte unter Aufsicht zu nehmen. Der dritte Sohn gründete das englische, der zweite das Wiener und in Gemeinschaft mit seinem jüngsten Bruder das Pariser, der vierte das Bankhaus zu Neapel; letzteres liquidirte nach Einverleibung des Königreichs beider Sicilien in das neu entstandene Königreich Italien.

Auf Baron Anselm, welcher während seines ganzen Lebens Haupt der Familie und Vorstand aller in einander laufenden Geschäfte blieb, hatte sich des Vaters durchdringender Scharfblick, dessen Witz und kaustische Sprache vererbt. Eines Tages stellte sich ihm ein Bewerber um eine offene Stelle auf seinem Comptoir vor. „Ehe ich Ihnen eine bestimmte Antwort gebe," begann der Baron, „habe ich Ihnen die Frage vorzulegen: Können Sie guten Morgen und gute Nacht sagen?" Der junge Mann sah den Fragenden verwundert an; er glaubte denselben mißverstanden zu haben und war um eine Antwort verlegen. Der Banquier wiederholte lächelnd die Frage und der junge Mann antwortete nach einer Pause: „Gewiß, Herr Baron!" — „Das thut mir eigentlich leid," versetzte Jener hierauf: „denn wenn ich Ihnen die Stelle geben soll, so muß ich als Bedingung stellen, daß Sie diese Worte in meinem Geschäft nie mir gegenüber gebrauchen. Ich sehe nämlich sehr darauf, daß alle meine jungen Leute schon da sind, wenn ich Morgens auf das Comptoir komme, so daß ich guten Morgen zu ihnen sagen muß. Ebenso sehr liebe ich es, gute Nacht zu wünschen, wenn ich des Abends fortgehe und bemerke, daß alle meine jungen Leute an ihren Pulten noch fleißig fortarbeiten."

Bekannter ist eine andere Anekdote. Saphir, der Wiener Humorist, schrieb in das Album des Geldfürsten die Worte: „Herr Baron, geben Sie mir tausend Gulden und — vergessen Sie Ihren ergebenen Diener Saphir." Der Banquier sandte die Summe mit einem Billet: „Ich sende Ihnen tausend Gulden und habe sie vergessen."

Baron Anselm starb am 3. December 1855; er vermachte in seinem Testament nicht weniger als 1,200,000 Gulden zu einer milden Stiftung für die bedürftigen Juden der Stadt Frankfurt a. M. Es war ihm nicht vergönnt, seinen kolossalen Reichthum einem eigenen männlichen Erben zu hinterlassen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In einer seiner Vorlesungen gab Professor Hyrtl in Wien seinem zahlreichen Auditorium folgende interessante Aufschlüsse über seine Lebensweise: „Trotzdem die Experimente, welche mehrere hochgestellte Aerzte über die künstliche Verdauung anstellten, zum Resultate ergaben, daß rohes Fleisch die am leichtesten verdauliche Speise sei, so lehrt uns dennoch die Erfahrung, daß jene Völker, die sich hauptsächlich mit vegetabilischen Stoffen nähren, in der Regel ein sehr hohes Alter erreichen, während jene Nationalitäten, die sich ausschließlich mit Fleisch nähren (die Eskimos, Tataren), selten ein Alter über 50 Jahre erreichen. Ich selbst," sagte der Anatom, „genieße von animalischen Nutrimenten seit einer langen Reihe von Jahren nichts als Suppe, hierzu Reis und Maccaroni — und ich versichere Sie, meine Herren, daß ich jetzt viel ruhiger und klarer denke, daß ich froheren Muthes und arbeitslustiger bin als in meiner Jugend; ich versuchte sogar in letzterer Zeit, auch die Suppe auszusetzen und mich blos von Zwetschen zu nähren; ich nahm deren täglich dreißig zu mir, doch die Abnahme meiner Kräfte bestimmte mich, von diesem Experimente abzulassen."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 29.

—nb— **Meine erste Liebe.**

Es war wirklich eine ganz romantische Geschichte. Eines schönen Tages ging ich aus, allein, in die Einsamkeit, damit ich guten Appetit zum Mittagessen bekäme und vielleicht die Inspiration zu einem Gedicht empfänge, mit dem ich so gern die Welt beglückt hätte. Am Fuße eines Hügels stand ein von einer hohen Mauer umgebenes Haus. Ich hatte es noch nie gesehen, denn während meines erst kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt war ich noch nie in diese Gegend der Umgebung gekommen. Der Appetit fand sich schon ein, aber die Inspiration spielte die Spröde; das Epos, das die Welt beglücken sollte, kam nicht über die dritte Strophe des ersten Gesanges hinaus, wo es seit Monaten hartnäckig stehen geblieben war. Würde es mir nicht helfen, wenn ich die Anhöhe erstiege und die Landschaft aus der Vogelperspective betrachtete? Wenigstens galt es den Versuch und so arbeitete ich mich aufwärts, athemlos, mit klopfenden Schläfen, bis ich an einen Rasensitz kam, auf den ich mich niederließ, hoffend, die Muse würde sich mir endlich nahen. Die Muse! War sie nicht ein Weib, d. h. launenhaft, nur bereit zu dem Gegentheil dessen, was man von ihr erwartete und erhoffte? Sei es offen gestanden, sie ließ mich im Stich, und um mich für die Vernachlässigung zu rächen, suchte ich anderwärts Trost und Zerstreuung nach — Männerart. Ich sah in den Garten des erwähnten Hauses hinab; er war schattig und schön belaubt, und in einer der Alleen schimmerte ein Frauengewand.

Ein sein-wollender Dichter, der gerade nach Stoff und Reim zu einem Epos sucht, muß sich absolut verlieben, wenn er unerwartet zum Anblick einer weiblichen Gestalt gelangt. Sogar wenn sein Herz sich schon früher einer anderen Huldin zu eigen gegeben, darf man nicht darauf schwören, daß es nicht im gegebenen Falle eine kleine Schwenkung nach links macht. Schwachheit, dein Name ist — Mann!

Ein Prosaiker würde gewartet haben, zu unterscheiden, ob die plötzlich zum Vorschein gekommene Schönheit sechzig oder sechzehn Jahre alt war, doch solche Gemeinheit lag meiner Seele fern. Ich vertraute meinem Instinct, der mir sagte, daß die Dame jung und reizend war. Eine Minute später wandte sie ihr Gesicht nach meiner Richtung hin und siehe da! mein Instinct hatte Recht. Mein auch in der Ferne scharfes Auge entdeckte ein Wunder von Anmuth und Jugendfrische. Wie begierig und sehnsüchtig blickte ich in die Lichtungen, welche die Bäume frei ließen und in denen ich S i e (schon gab es nur eine „Sie" für mich) deutlicher gewahren konnte! Diese Gestalt, so sylphidengleich! — Dieses Antlitz so gemahnend an Hebe! Unglücklicherweise paßte „Hebe" nicht in mein Epos, sonst hätte ich gleich auf der Stelle die vierte Strophe des ersten Gesanges gefunden. Gleichviel, — die Dame war bezaubernd und um mein Glück vollkommen zu machen, richtete sie den schön geformten Kopf aufwärts und gewahrte meine Gegenwart. In e i n e m Punkte waren wir schon gleichgestimmte Seelen, denn auch sie hatte ein weitblickendes Auge, wenigstens schloß ich es aus dem Umstande, daß sie mehr Notiz von mir nahm, als sie es gethan haben würde, wenn sie mich für einen Schäfer oder eine andere gewöhnliche Persönlichkeit gehalten hätte. Sie spähte aufmerksam in meine Züge, stand still und betrachtete mich abermals (ungesehen von mir, wie sie gewiß meinte), schlüpfte hin und her durch Lichtungen und hinter Baumgruppen, immer mit dem Gesicht mir zugewandt, und trieb das mich entzückende neckische Spiel wohl eine Viertelstunde. Dann aber erscholl der tiefe Klang einer Glocke, der sie, wie es schien, ins Haus zurücktrieb. Sie folgte jedoch nicht dem sichtlich unwillkommenen Ruf, ohne mir vorher noch einen letzten Blick zu schenken. Ich erwiderte ihn, indem ich aufstand und feierlich die Hand auf's Herz legte. Sie schwenkte ihr Taschentuch, ich schwenkte das meine. Dann verschwand sie. Nächsten Tag fand ich mich zur nämlichen Stunde auf dem nämlichen Platze ein und sah sie wieder. Ich zog den Hut, sie neigte ihren Sonnenschirm; ich wagte eine Kußhand, und auch sie küßte ihr Händchen nach mir. Die Liebesaffaire war, die Entfernung zwischen uns abgerechnet, im besten vielversprechendsten Gange. Täglich richtete ich nun meine Schritte nach dem Hügel. Zuweilen sah ich meine Schöne, zuweilen aber auch nicht; doch wenn ich sie sah, war sie immer allein, und wir erschöpften unsere Erfindungsgabe im Austausch der verschiedenartigsten Gesticulationen, welche den Zustand unserer Herzen schildern sollten.

Wie schüchtern und respectvoll ein Liebender auch sein möge, so regt sich endlich doch in ihm der Wunsch, dem Gegenstande seiner Neigung etwas näher zu kommen als bis auf eine Distanz von zweihundert Schritt, welche uns immer noch trennte, und wenn ich mich auf den niedrigsten Punkt stellte, von dem aus ich über die Mauer in den Garten sehen konnte. Ueberdies ist es nothwendig, daß bei einem Telegraphensystem wie das geschilderte beide Betheiligte sich vorerst über die Bedeutung der Zeichen verständigen. Daher jauchzte ich fast vor Freude auf, als am siebenten Tage der pantomimischen Darstellung sie mich ganz unverkennbar zu sich winkte. Ich lief den Hügel hinab und war im Nu dicht an der Mauer.

„Sind Sie da?" fragte die süßeste Stimme, die ich je gehört.

„Schönste der Schönen, ja!"

Im nächsten Augenblick fiel etwas Schweres auf meinen Hut. Es war ein Stein, woran mit Bindfaden ein Blatt Papier befestigt war. Auf Letzterem stand Folgendes:

„Geheimnißvoller Unbekannter — bist Du mein Freund oder ein neuer Gegner? Ein geheimes Gefühl macht mich glauben, Du seiest das Erstere. Kennst Du mein beklagenswerthes Loos? Hast Du mich aufgesucht, um mich zu erlösen? Oder zog Dich nur eine mysteriöse Gewalt an den Fuß dieser Mauer, ohne daß Du wußtest, wen sie umschließt? Ist das Letztere der Fall, so forsche nicht bei Anderen, denn Deine Fragen möchten Verdacht erregen. Ich bin von Spionen umgeben. Aus meinem eigenen Munde sollst Du meine Lebensgeschichte kennen lernen. Zeit und Ort werden sich finden. Bis dahin schweige und laß den todten Buchstaben vorerst Deinen Gesinnungen Worte leihen."

Ich fand das Billet entzückend. Immer mehr fühlte ich den Zug innigster Sympathie, der zwischen unseren Herzen eine strahlende Brücke baute. Gern hätte ich meine Antwort in Versen gegeben, allein mir fehlte die Zeit zu einem Impromptü, weshalb ich nur auf ein meinem Notizbuch entrissenes Blatt folgende Erwiderung niederschrieb: „Theueres, verfolgtes Mädchen — Du hast Recht. Ich bin Dein Freund, obschon ich nicht weiß, wer Du bist. Eine mächtige Gottheit, — brauche ich sie zu nennen? — hat mich in Deine Nähe geführt. Ich weiß nichts, ich will nichts wissen; — ich will nichts sein, als Dein Dir blindlings treu ergebener Sclave."

Hübscher Styl, findest Du nicht, lieber Leser! Ich band das Blatt an den Stein und warf diesen über die Mauer, nachdem ich jedoch erst einen leisen Warnungsruf ausgestoßen, da ich mich glücklicherweise daran erinnert hatte, daß die Dame keinen steifen Filzhut auf dem Kopfe trug und möglicherweise die Liebesepistel ihr ein Loch in die Stirn schlagen dürfte. Dann lief ich wieder den Hügel hinauf, damit ich den Effect belauschen konnte, den meine Zeilen auf sie hervorbringen würden. Ich erreichte den gewünschten Standpunkt noch im rechten Moment, um zu sehen, wie sie in sichtlicher Bewegung, mit blitzenden Augen und leicht geöffneten Lippen das Briefchen so zu sagen verschlang. Und als sie mit dem Lesen fertig war, küßte sie das Blatt, barg es an ihrem Busen, blickte zum Himmel auf und schlug wie in Verzückung die Hände zusammen; worauf sie zuletzt in das Haus eilte, ohne einen weiteren Verkehr mit mir zu versuchen.

Gleich nach diesem Anfange einer Correspondenz trat anhaltendes Regenwetter ein. Eine ganze Woche lang sah ich nicht mehr die geheimnißvolle Gebieterin meines Herzens. Erst am achten Tage schien wieder die Sonne und mit ihr leuchtete mein Glück von Neuem auf. Das junge Mädchen war am ersten schönen Tage im Garten, allen Anzeichen nach herzlich froh, mich wiederzusehen.

Sie winkte mich zum zweiten Mal zu sich hinunter und warf mir abermals ein Briefchen zu.

„Ich kann Dir nicht ganz vertrauen," hatte sie diesmal geschrieben, „nicht eher, als bis ich Dein Gesicht näher betrachtet habe. Schwimme durch den Laufgraben und erklettere die Verschanzungen, so werden wir uns besser miteinander unterhalten können."

Was meinte sie mit dem Laufgraben? War es eine scherzhafte Anspielung auf die kürzlich gefallene Regenmenge? Oder ein sarkastischer Wink, daß die Schwierigkeiten, die ich zu besiegen hatte, eine Bagatelle waren im Vergleich zu den Hindernissen, mit denen es die Liebhaber des ritterlichen Mittelalters aufnehmen mußten? Endlich — bewegte sie sich in ihren Ausdrücken lediglich im Gebiete poetischer Licenz? Alles dieses ließ sich nur durch gelegentliches Nachdenken entscheiden, aber die „Verschanzungen" bedeuteten unzweifelhaft die Gartenmauer, und das Begehren meiner Angebeteten erlaubte nur eine Auslegung.

„Ich komme, Geliebte, ich komme!" rief ich begeistert, während ich die Stelle in der Mauer suchte, die am leichtesten zu erklettern war. Aber die „Verschanzung" war erst kürzlich frisch bestochen worden, und nirgends bot sich eine Ritze oder Spalte, wo ein Finger oder die Spitze eines Stiefels hätte einen Anhalt finden können. Die Fläche zeigte sich so glatt, daß allenfalls eine Katze oder eine Fliege vor der Aufgabe nicht zurückgeschreckt wäre. Doch selbst der glühendste Liebhaber mußte hier rathlos sein.

Ich war jetzt immer gut mit Schreibmaterial versehen, und ich erklärte mich über das Dilemma auf rosenfarbenem, goldgeränderlem, parfümirtem Briefpapier, wobei ich jedoch zugleich bei Allem, was mir theuer, gelobte, nächsten Tages die Mauer zu erklettern, und wenn das Unternehmen mich das Leben kosten sollte. Wie ich das Eine oder Andere vollbringen würde, war mir allerdings um's Leben nicht klar, aber Verliebte fragen nichts nach Sinn und Logik. Guter Rath kommt über Nacht, dies mußte ich auch an mir erfahren.

(Schluß folgt.)

Die Dynastie Rothschild.

(Schluß.)

Die hervorragendste Stelle unter den Söhnen Maier Anselm Rothschild's nimmt unzweifelhaft der Dritte, Nathan, ein. Von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, in der Welt seinen Weg, d. h. Geld zu machen, hatte Nathan seine Heimath in dem jugendlichen Alter von 22 Jahren verlassen und in Manchester einen kleinen Laden als Banquier und Geldverleiher eröffnet. Er war von Frankfurt, wo sein Vater eben die Judengasse verlassen hatte, mit kaum mehr als tausend Gulden in der Tasche abgereist, und mit dieser kleinen Summe begann er sein Geschäft. Die Umstände waren ihm günstig, und nach Verlauf von fünf Jahren siedelte er im Besitze eines Vermögens von 200,000 Pfd. St. nach London über, woselbst seine Geschäfte nach kurzer Zeit zu einer solchen Bedeutung gelangten, daß Levi Barnett Cohen, einer der jüdischen Citymagnaten, ihn zum Schwiegersohn erkor. Sein eigenstes Feld war die Speculation in öffentlichen Fonds, durch die er, begünstigt von Scharfsinn und Schlauheit, riesige Summen gewann. Um auf das rascheste Nachrichten zu erhalten, ließ er Brieftauben abrichten, und gleichzeitig organisirte er einen Stab thätiger Agenten, deren Pflicht es war, den Armeen auf dem Continent zu folgen und täglich oder, wenn es erforderlich war, stündlich Bericht über die wichtigsten Ereignisse, Bewegungen, Siege oder Niederlagen in Chiffern, welche unter den Flügeln von Brieftauben verborgen wurden, einzusenden. Von nun an flogen seine geflügelten Kuriere nach allen Richtungen aus, während seine Agenten durch Benützung schnell segelnder Boote auf den kürzesten Routen, die er selbst mit Hilfe von Seekarten aussann, Gelder zwischen den Küsten von Deutschland, Frankreich und England hin- und zurückbrachten.

Die Zeit der reichsten Ernte nahte heran, als sein sinnender Geist die Chancen berechnete, welche die Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich in Aussicht stellte. Doch das Einheimsen der reifen Frucht verzögerte sich, Napoleon kehrte von der Insel Elba zurück, und die auf's Neue beginnende Unruhe zog Herrn Nathan wieder nach dem Continent. Während der hundert Tage begab er sich nach Belgien, ja auf den unmittelbaren Kriegsschauplatz, indem er sich dem Heere Wellingtons anschloß. Begierig, die frühesten Nachrichten von den Ereignissen einzusammeln, welche das Schicksal Europas für viele Jahre hinaus bestimmen würden, ließ er sich sogar durch die Gefahren eines Schlachtfeldes nicht zurückschrecken. Am Morgen des 18. Juni 1815 ritt Nathan Rothschild auf einem in Brüssel gemiethelen sicheren Reitpferde über das Feld vor dem Schlosse Houguemont, unfern des Dorfes Waterloo. Hier befand er sich in der Gesellschaft von bedeutenden Männern. Der Vornehmste, mit dem ernsten kalten Blick, ist der Herzog von Wellington selbst, welcher von seinem kastanienbraunen Schlachtrosse „Copenpagen" herab mit seinem Adlerauge das vor ihm liegende Feld ausmißt. Der Londoner Geldfürst zieht fortwährend Erkundigungen über den wahrscheinlichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes ein . . . in jenem Augenblicke lag das Schicksal der englischen Waffen wie das des Hauses Rothschild in einer Waagschale . . .

An diesem denkwürdigen 18. Juni hielt Nathan Rothschild

Digitized by Google

den ganzen Tag über auf dem Hügel bei Houguemont, um die Fortschritte der hin- und herwüthenden heißen Feldschlacht zu überwachen. Er sah die französischen Linien vorrücken, sich wieder zurückziehen und wieder vorrücken. Unterdessen saß der große Schlachtenkaiser auf seiner Matratze auf dem Hügel bei Rossomme und folgte auf einer vor ihm ausgebreiteten Karte den Bewegungen seiner Legionen. Als der Tag sich seinem Ende neigte, stand es übel um die Sache der Verbündeten; aber um so herrlicher war ihr Ausgang. In dem Augenblick, wo der Napoleon der Börse gegen Abend vernahm, daß die Preußen im Anrücken begriffen seien, und später als er endlich bei Sonnenuntergang auf den Höhen von Belle-Alliance das Zusammentreffen von Blücher und Wellington vor sich gehen sah, rief er begeistert aus: „Das Haus Rothschild hat die Schlacht gewonnen." Spricht's, besteigt ein Pferd, welches den ganzen Tag für ihn bereit gestanden hatte, und reitet hinweg, die ganze Nacht hindurch, bis zum frühen Morgen. Angelangt in Ostende, findet er die See so stürmisch, daß kein Bootsmann es wagt, den Meister der Börse nach der jenseitigen Küste überzusetzen. Vergebens bietet der Banquier 500, 600, ja 800 Frcs. dem kühnen Schiffer, welcher ihn von Ostende über die Meerenge nach Deal oder Dover bringen werde. Zuletzt bewilligt er 2000 Frcs. und der Handel ist abgeschlossen. Ein armer Fischer wagt Leib und Leben, um jene Summe für Weib und Kinder zu gewinnen.

Die gebrechliche Barke, welche den Cäsar und sein Glück trägt, fliegt über die Wellen dahin . . . ein plötzlicher Umschlag des Windes beschleunigt die Fahrt . . . der Mond ist noch nicht aufgegangen, als Nathan Rothschild in Dover landet, wo er, ohne sich Ruhe zu gönnen, sofort die raschesten Rosse miethet, um London schleunigst zu erreichen. Schlaf- und ruhelos treibt er Mann und Rosse zur Eile an. Bei seiner Ankunft in London herrscht noch Dunkelheit, und düstere Befürchtungen erfüllen die Herzen Aller. Aber düsterer als irgend Jemand blickt Nathan drein, als er am 20. Juni in der City erscheint und sich an seinen gewöhnlichen Pfeiler auf der Stockbörse lehnt. Er wispert nur weniges seinen vertrautesten Freunden zu. So viel sei gewiß, hören die Lauscher, daß Marschall Blücher mit seinen 117,000 Mann in der Schlacht bei Ligny am 16. und 17. Juni von Napoleon geschlagen worden und zum Rückzug gezwungen sei — der Himmel allein wisse, was aus Wellington geworden.

Diese unheilvolle Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer, und tiefer, immer tiefer sinken die Course. Nathan Rothschild's bekannte Agenten verkaufen gleich allen anderen, ja sie zeigen sich ängstlicher als irgend Jemand in rascher Entäußerung ihrer Papiere; aber Nathan Rothschild's unbekannte Agenten kaufen Alles auf, was zum Verkauf angeboten wird, und stellen das Kaufen erst am Abend des folgenden Tages ein. Am 21. sind die Papierschränke Nathan's wohl gefüllt. Eine Stunde darauf trifft der Regierungskurier mit Depeschen vom Schlachtfelde von Belle-Alliance ein — erst am zweiten Tage nach der Ankunft Nathan's in England. Der vor Freude strahlende Antheilhaber am Siege von Waterloo ist der Erste, der seine Freunde auf der Börse von diesem glücklichen Ereigniß in Kenntniß setzt und die Nachricht eine Viertelstunde früher verbreitet, als sie dem großen Publicum bekannt wird. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Fonds schneller stiegen, als sie gefallen waren, sobald die officiellen Berichte über die Schlacht von Belle-Alliance vorlagen. Noch einmal bestieg Ludwig XVIII. den Thron von Frankreich, und um eine Mill. Pfd. St. reicher stand sinnend Nathan an seinem Pfeiler in der südlichen Ecke des Börsensaales von London.

Die Laufbahn Nathan's war auch nach der Schlacht von Waterloo fortwährend vom Glück begünstigt, und vom Jahre 1819 an dehnten sich die Geschäfte des glücklichen Geschäftsmannes allmählich über das ganze Erdenrund aus. Aber während er den Gewinn, den ihm ein Geschäft von zehn Millionen eingetragen, sicher anlegte und von der Prämie, die ihm eine einzige fremde Anleihe einbrachte, um 150,000 Pfd. St. eine stattliche Besitzung ankaufte, ließ er auf seine Geschäftsgehilfen nur selten vereinzelte Tropfen des goldenen Regens herabsickern. Diese unbegreifliche Genauigkeit gegen Jene, welche ihm beistanden, das Gebäude eines enormen Reichthums aufrecht zu erhalten, bleibt ein Vorwurf für den Charakter des großen Finanziers, von dem selbst seine wärmsten Verehrer ihn nicht freizusprechen vermochten.

Im Gegensatze zu jener Kargheit im geschäftlichen Leben liebte Nathan Rothschild, seinen Reichthum in kostspieligen Festlichkeiten kundzugeben, wozu er freilich lieber die Aristokratie von Rang und Geburt, als die des Talentes einlud. An seiner Tafel speisten Pairs und Prinzen von Geblüt, Bischöfe und Erzbischöfe verbeugten sich vor ihm, und Diejenigen, welche am lautesten gegen den Mammon predigten, waren die Vordersten unter Denen, welche den glücklichen Vertreter der Macht der Guineen priesen.

In seinen großen Gesellschaften verbarg Nathan, der im Grunde ein Mann ohne Erziehung und kaum zu schreiben im Stande war, seine Unwissenheit unter der Decke einer zur Schau getragenen Derbheit in Rede und Benehmen, welche vielleicht Einige bestach, in den Augen der Meisten aber ihn nicht selten lächerlich erscheinen ließ. Er war deshalb oft die Zielscheibe der Satyriker des Tages. Auch erlitt er sonst mancherlei Anfechtungen. In der letzten Zeit seines Lebens erhielt er allwöchentlich wenigstens einen Drohbrief mit der Andeutung, er werde, sofern er nicht eine gewisse Summe Geld an einem bezeichneten Orte niederlege, unfehlbar erschossen, vergiftet oder wohl auch in seinem eigenen Hause in die Luft gesprengt werden.

Diese Drohungen lasteten wie ein Alp auf Nathan Rothschild's Gleichmuth. Eines Tages wurden zwei schlanke, junge Männer mit Schnurrbärten in sein Privatsprechzimmer eingeführt. Nathan verbeugte sich, der Besuch that dasselbe. Nathan erhob sich von seinem Sessel — sein bärtiger Besuch schnellte gleichfalls empor, während die Hände Beider in die Taschen ihrer großen Ueberzieher fuhren. Nathan entging die verdächtige Bewegung nicht: die beiden Bärtigen waren sicher nur gekommen, ihn zu ermorden; sie suchten in den Taschen nach tödtlichen Waffen. Schnell wie der Blitz ergriff er sein in Bronze gebundenes Hauptbuch und warf es nach den Köpfen der Fremden, während er fortwährend den Ruf „Mörder! Mörder!" erschallen ließ. Das ganze Haus stürzt herbei, und es finden Erklärungen statt, wobei es sich herausstellt, daß die beiden bärtigen Verdächtigen reiche ausländische Banquiers sind, die in ihren Taschen nach Briefschaften gesucht, um sich einzuführen.

Sehr beschäftigte ihn der Gedanke, den adoptirten Grundsatz der Zusammenhörigkeit und Theilnahme aller Mitglieder an den Geschäften des Hauses noch mehr zu kräftigen; er glaubte dies zu erreichen, wenn die einzelnen Mitglieder die Verbindlichkeit gegenseitiger Heirathen eingingen, so daß das Vermögen der Dynastie Rothschild für ewige Zeiten zusammengehalten würde. Zu diesem Endzweck traf die Familie im Jahre 1836 zu einem Congreß in Frankfurt a. M. ein, um über diesen wichtigen Zusatz zu den Hausgesetzen Berathung zu pflegen und Maßregeln für die Ausführung jener Pläne zu ergreifen. Die Zusammenkunft wurde durch die Vermählung zweier Geschwisterkinder, nämlich des ältesten Sohnes Nathan's mit der ältesten Tochter seines Bruders Karl, inaugurirt.

Nathan war in Frankfurt, an einem Karfunkel leidend, angekommen; doch hielt er das Uebel, das während der Reise sich verschlimmert hatte, nicht für bedeutend. Die feierliche Vermählung Lionel's von Rothschild mit seiner Base Charlotte fand am 15. Juni 1836 in der Synagoge zu Frankfurt statt, nur einen Steinwurf weit von dem alten finsteren Hause in der Judengasse, der früheren Wohnung Maier Anschel's und damals noch von dessen Wittwe bewohnt. An demselben Tage jedoch erkrankte der Londoner Börsenkönig. Sein Londoner Hausarzt Dr. Travers wurde nach Frankfurt berufen, viele andere Heilkundige eilten herbei, allein es war zu spät. Am 26. Juni stellte sich bei dem Kranken das Delirium ein, er sprach unzusammenhängend, und zwei Tage später, am 28. Juni, war

er eine Leiche. Am 29. früh Morgens schoß ein Jagdliebhaber in der Nähe von Brighton eine Taube, die er, als er sie aufhob, sogleich als eine der Brieftauben des Hauses Rothschild erkannte. Sie hatte indeß keinen Brief in Bezug auf Anleihen oder den Stand des Geldmarktes unter ihren Flügeln, sondern nur einen schmalen Streifen Papier mit der Inschrift: „Il est mort.“ Wer gestorben, darüber sollte man nicht lange in Zweifel bleiben.

Der Leichnam Nathans wurde nach London gebracht und am 8. August auf dem jüdischen Begräbnißplatze beerdigt. Seiner Wittwe hinterließ Nathan außer einer Residenz in London und einem Landgute eine Jahresrente von 20,000 Pfd. St., jedem seiner Kinder 25,000 Pfd. St., sobald es majorenn würde. Jeder seiner drei Töchter waren außerdem 100,000 Pfd. St. ausgesetzt, jedoch unter der Bedingung, daß sie nur mit Einwilligung ihrer Mutter und ihrer Brüder sich verheirathen dürften; im Weigerungsfalle sollten sie gar nichts erhalten. Dieselbe eigenthümliche und ungroßmüthige Fürsorge zeigte sich auch in den übrigen Theilen der letztwilligen Verfügung. Für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, für seine Diener und sein Personal hatte der Millionär nicht einen Penny übrig gehabt.

Nathan's ältester Sohn, der im Jahre 1808 geborene Lionel v. Rothschild, steht seit dem Jahre 1836 an der Spitze des Londoner Geschäftes. Er wurde seit 1847 regelmäßig von der City zu deren Vertreter in's Unterhaus gewählt. In Wirklichkeit sitzt er, der erste Jude, erst seit 1858 unter den Gesetzgebern Britanniens; denn erst nach langen Kämpfen gelang es, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich bis dahin dem Eintritte eines Israeliten in das englische Unterhaus entgegenstellten. Seine Gemahlin, die Baronesse Rothschild, ist eine ebenso geistvolle als liebenswürdige Erscheinung.

Mit den politischen Umwälzungen, welche das Jahr 1866 unserem Vaterlande brachte, scheinen die Inhaber des berühmten Bankhauses nicht einverstanden gewesen zu sein; wenigstens hat sich Baron Anselm Salomon, Chef des Wiener Hauses, der auch Frankfurter Bürger war, von dem Stammsitze seiner Familie weggewendet. Die Frankfurter wählten dessen Vetter, den Baron Meyer Karl v. Rothschild, in den Norddeutschen Reichstag. Dieser vertrat das Unglück seiner tiefgebeugten Vaterstadt im Sinne der stolzen Einwohnerschaft derselben, und das Schweigen eines Mannes von seiner Geltung mag von Manchen als beredtere Sprache angesehen worden sein, als die längsten Reden. Auch Baron Anselm, Chef des Wiener Hauses, gehört zu den Parlaments-Notabilitäten, und zwar des österreichischen Herrenhauses; als Redner hat er sich indessen ebenso wenig hervorgethan, als das Mitglied des Norddeutschen Reichstages, während der Vertreter der City, Baron Lionel v. Rothschild, als leidlicher Parlamentsredner gilt.

(Europa.)

Mannichfaltiges.

— In einer der letzten Sitzungen des Pariser Appellhofes wurde ein Rechtsfall entschieden, der in weiteren Kreisen Interesse erregte. Der in Paris nicht weniger als in Deutschland wegen seiner Excentricitäten bekannte Herzog Karl von Braunschweig vertraute dem dortigen Advocaten Dr. Jules Levita die Vertretung seiner Interessen in einer sehr beträchtlichen amerikanischen Angelegenheit an. Es handelte sich um eine Summe von ungefähr fünf Millionen Francs, welche eine amerikanische Eisenbahngesellschaft dem Herzog schuldet und für deren Eintreibung bereits verschiedene Advocaten in Bewegung gesetzt wurden. Die Vollmacht, welche der Herzog dem Herrn Levita ertheilte, war eine unbeschränkte bezüglich der Angelegenheit selbst; nur wurde ausdrücklich der Vorbehalt gemacht, daß der Herzog persönlich die den früheren Vertretern schuldigen Beträge zu regeln hätte. Gerade an dieser Clausel scheiterten die Bemühungen Levita's, denn die amerikanischen Advocaten verweigerten die Herausgabe der zur Betreibung des Processes nöthigen Actenstücke, so lange sie nicht ihrerseits honorirt wären. Obgleich ihre Forderung eine nichts weniger als übertriebene war, weigerte sich der Herzog in seiner launenhaften Weise, diese Anwälte zu bezahlen, und strengte dafür gegen Levita einen Proceß auf Zahlung einer Entschädigungssumme von 50,000 Frs. an. Der Appellhof wies nicht nur diese Klage ab, sondern verurtheilte im Gegentheile den Herzog zur Zahlung eines Honorars von 5000 Frs. an Levita, indem er gleichzeitig in den Entscheidungsgründen dem Herzog in einer nicht eben schmeichelhaften Weise zu verstehen gab, daß er durch seinen Eigensinn höchst wahrscheinlich um 5 Millionen Frs. ärmer geworden sei.

— Friedberg bei Augsburg. Der 2. März wird in unserer Ortsgeschichte fürder ein Datum traurigen Andenkens sein. Denn heute, in der vierten Stunde des Nachmittags, stürzte bei heftigem Sturmwinde der Kirchthurm unserer Stadtpfarrkirche — bisher eine so weithin gesehene hohe Warte des Unterlandes — in der Art in sich zusammen, daß er die größere Hälfte des erst vor wenigen Jahren restaurirten Gotteshauses völlig zertrümmerte! Es war ein schreckliches Krachen, daß die Erde erbebte; furchtbare Staubwolken überzogen die Stadt, deren sämmtliche Einwohner alsbald erschüttert und händeringend vor den gen Himmel ragenden Ruinen ihres bisherigen Gotteshauses sich versammelten. Obgleich unmittelbar vor der Katastrophe noch einige Leute in der Nähe der Kirche gingen und Nachmittags Knaben nach beendigter Schule dort verweilten, ist dennoch Gottlob, soviel uns bis jetzt bekannt, kein Menschenleben zu beklagen. Eine Stunde später wäre Abendgottesdienst gewesen.

— In Petersburg kamen im Jahre 1859 auf 539,475 Einwohner 1840 Branntweinschenken, d. h. 293 Einwohner beiderlei Geschlechts mußten eine Schenke ernähren. Dazu müssen noch 299 Weinkeller, 538 Tracteure, 399 Porterbuden, 108 Lager (Stofbuden) und 99 Keller, welche alle gleichfalls Branntwein verkaufen, hinzugezählt werden. Jeder Einwohner männlichen und weiblichen Geschlechts und jeden Alters trank durchschnittlich im Jahre 1859 in Petersburg 1,68, in Moskau 1,07, in Orenburg, der mäßigsten Stadt des Reiches, 0,25 Eimer Branntwein. Die Zahl der an acutem Säuferwahnsinn in den Privat- und öffentlichen Hospitälern der Stadt Petersburg im Jahre 1863 Behandelten (man möge darüber aber auch die Zahl der häuslichen Kranken nicht vergessen) betrug 297 Individuen. Darunter befanden sich 107 Beamte in und außer Dienst, 99 Handwerker und Kleinbürger, 32 Tagelöhner, 19 Kleinhändler, 8 verabschiedete Officiere, 5 Künstler, 5 Kutscher, 5 Kaufleute und deren Söhne, 5 Schauspieler, 5 Lohndiener, 3 mit unbestimmter Beschäftigung, 2 verabschiedete Soldaten, 1 Arzt und 1 Lehrer.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Kandel, 2. März. Das in diesem Blatte angezeigte Concert des hiesigen „Männerchor“ zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen hat gestern stattgefunden. Das zahlreich erschienene Publicum verließ vollbefriedigt den sinnig hergerichteten Saal: Die Aufführung der gemischten, wobei sich eine vorzügliche Alto bemerkbar machte, so wie der Männer-Chöre war eine ganz gelungene und somit ein Beweis von der Umsicht und Thätigkeit der beiden Dirigenten, Herren Lehrer Dietrich und Hoffmann. Enthusiastischen Beifall erhielten die Tenorsolo's des Herrn Lieutenant Simon aus Landau und zwar mit vollem Rechte, denn selten wird man bei Dilettanten diese glückliche Verbindung einer zarten, klangvollen Stimme mit einer ungewöhnlichen Technik und Sicherheit des Vortrags finden. Möge Herr Simon sein schönes Organ recht pflegen und dasselbe immer bei so humanen Zwecken und in der bereitwilligen und uneigennützigen Weise, wie er es hier gethan hat, bethätigen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 30.

—nb— **Meine erste Liebe.**

(Schluß.)

Am nächsten Morgen verschaffte ich mir einige große Nägel und einen Hammer; dann begab ich mich früher als gewöhnlich an den bestimmten Platz, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß keine Späher in der Nähe waren, schickte ich mich an, die Nägel einzuschlagen. Der erste kam etwa drei Fuß vom Boden zu sitzen, dann schlug ich den zweiten und die anderen immer höher ein, und so von einem Nagel zum anderen kletternd und nach manchem Rutsch abwärts und manchen Knieschindungen kam ich endlich oben auf der Mauer an und entdeckte zu meiner Freude, daß keine Eisenspitzen oder Glasscherben den schmalen Grat bedeckten. Nach Beendigung dieser vorbereitenden Maßregeln stieg ich wieder hinunter und lief auf den Hügel zu meinem Observationspunkte. Ich wartete, bis das junge Mädchen erschien. So wie sie aus dem Schatten der Bäume heraustrat, schwenkte ich triumphirend meinen Hut, raste den Hügel hinab, kletterte die Mauer hinauf und setzte mich rittlings oben auf dieselbe nieder. Unten im Garten stand meine Flamme. Ich konnte sie mir nun genauer betrachten, jeden Zug studiren, jeden Athemzug erhaschen. Dies war eine verhängnißvolle Prüfung, denn ich hatte meiner Phantasie vollauf den Zügel schießen lassen, und Manches konnte sich als grausame Täuschung erweisen. Vielleicht hatte meine Auserwählte große Ohren oder schiefe Zähne oder einen fehlerhaften Teint. Doch Dank den Göttern! ein solches Sturzbad von Enttäuschungen wurde mir erspart. Die Unbekannte zeigte sich mir als ein wirklich sehr reizendes Geschöpf, und der ängstliche flehende Blick ihrer Augen gewann ihr mein Herz wo möglich noch mehr. Etwas Tragisches, Excentrisches in ihrem Wesen hätte vielleicht diesen und jenen prosaisch gestimmten Menschen stutzig gemacht, doch mir schien diese Eigenthümlichkeit nur ein neuer, Alles bezwingender Reiz.

„Ich bin zufrieden," sprach sie nach einer Minute voll peinlicher Erwartung. „Ihre Züge reden zu Ihren Gunsten, sowohl en face als im Profil. Sagen Sie noch einmal, darf ich Ihnen ganz vertrauen?"

Es schien mir unendlich charakteristisch, ein Beweis ihrer mädchenhaften Reinheit, daß sie im Sprechen sich nicht getraute, mich „Du" zu nennen, wie sie beim Schreiben gethan.

„Sie können mir unbedingt vertrauen," entgegnete ich von meinem hohen Mauersitz herab, „mein Leben gehört Ihnen und nur Ihnen allein."

„Ich nehme das Opfer Ihres Lebens an!" versetzte sie in einem Tone so feierlich, daß ich unwillkürlich erbebte. Man ist doch nicht gerade darauf gefaßt, sich so buchstäblich beim Wort genommen zu sehen.

„Lieber möchte ich für Sie leben, als für Sie sterben," fiel ich ein, hoffend, sie werde meinen Ausruf nicht übel deuten.

„Ich danke, ich danke," sagte sie rasch. „Und was ist Ihr Plan? Wie wollen Sie mir Ihre Ergebenheit, die ich nicht bezweifle, beweisen?"

Es war eine praktische, aber zugleich peinliche Frage. Ich hatte noch nicht meine Volljährigkeit erreicht, ich war keineswegs reich und ganz und gar nicht unabhängig; ich saß dazu auf der Spitze einer Mauer. Unter solchen Umständen ist es leichter, sich in überschwänglichen vagen Redensarten zu ergehen, als auf eine bestimmte Thatsachen bezweckende Aeußerung befriedigende Antwort zu geben. Das Kritische der Situation drängte mich in die nöthige Geistesgegenwart. Es fiel mir plötzlich und zu meinem Troste ein, daß ich ja noch gar nicht wußte, wer die junge Dame war und was sie eigentlich wollte, und so war es nur angemessen, daß ich eine Frage in dieser Richtung that. Ein ritterlicher Kämpe muß doch einen klaren Begriff davon haben, in welcher Art seine Dienste seiner Schönen am besten gewidmet sind.

„Sie haben Recht," versetzte sie, als ich mich in der angedeuteten Weise geäußert, „Sie müssen mein trauriges Geheimniß kennen lernen. Erfahren Sie denn, daß ich nicht bin, was ich scheine. Sie halten mich gewiß für eine Deutsche, weil ich Ihre Sprache geläufig und correct spreche, aber ich bin darum doch eine russische Prinzessin. Ein grausamer gottloser Verwandter trug Verlangen nach meinen Besitzungen, deren nächster Erbe er ist. Er suchte durch das gesetzliche Mittel einer Heirath sein Ziel zu erreichen, und vielleicht hätte ich mich überreden lassen, seine Frau zu werden; doch da er von äußerst heftiger Gemüthsart ist, so prügelte er eines Tages einen Leibeigenen mit der Knute zu Tode, und seitdem — es war vor meinen Augen geschehen — haßte und verabscheute ich ihn. Der Stachel beleidigter Eitelkeit gesellte sich zu seiner Habgier, so daß er den Entschluß faßte, mich aus meinen Rechten zu verdrängen, sich zum Herrn meiner Güter zu machen. Da ich jedoch ein Liebling der kaiserlichen Familie von Rußland war, so konnte er mir nichts anhaben. So lange ich in Rußland blieb, war ich sicher. Allein es überkam mich die Lust zu reisen. Wie traurig war meine Verblendung! So wie ich Preußens unwirthliche Küste betrat, wurde ich gepackt und hierher geschleppt, wo man mich unbarmherzig gefangen hält. Ohne Zweifel hat mein schurkischer Vetter das Gerücht meines Todes verbreitet und verschwendet meine Reichthümer, während ich hier in unwürdiger Haft verschmachten muß."

„Aber," rief ich mit einem Enthusiasmus, der mich fast das Gleichgewicht verlieren ließ, „die Sache ist ganz einfach. Man braucht es nur einer Gerichtsperson anzuzeigen; ich will sogleich zum Polizeipräsidenten gehen und —"

„O um Gotteswillen, thun Sie das nicht!" entgegnete sie voll Angst. „Mein Feind steht durch verwandtschaftliche Bande Ihrem Premierminister ganz nahe und der Polizeipräsident ist seine gefügige Creatur. Ein Wort zu den Behörden und ich bin für immer verloren! Nein, Flucht ist die einzige Rettung. Helfen Sie mir dabei, fliehen Sie mit mir, bringen Sie mich in mein Vaterland und ich bin gerettet. Ewige Dankbarkeit und ungezählte Reichthümer sollen Ihr Lohn sein."

„Und darf ich keinen höheren Lohn beanspruchen?" fragte ich.

„Was meinen Sie?" versetzte sie schüchtern.

„Möge meine Kühnheit Sie nicht beleidigen," sagte ich, „Liebe ist immer anspruchsvoll. Und wenn ich nur hoffen

dürfte, daß meine Zärtlichkeit eines Tages Erwiederung fände, so würde ich es mit allen Hindernissen der Welt muthig aufnehmen und sie sicherlich besiegen."

Ich glaube, es wäre mir nicht möglich gewesen, eine solch' glühende Tirade in einem gewöhnlichen Zimmer hervorzubringen, aber von der Höhe einer Mauer herab ging es ganz geläufig. Immerhin war es sehr kühn von einem achtzehnjährigen unbedeutenden Menschen, dessen beabsichtigtes Schriftstellerrenommée noch durchaus in den Windeln lag, plötzlich schon beim ersten Rendez-vous einer Prinzessin einen Heirathsantrag zu machen. Aber ich wurde mit dem Jawort beglückt und es blieb nichts zu thun übrig, als die Voranstalten zur Flucht zu treffen. Ich hatte noch mehrere Unterredungen mit meiner Prinzessin von der Mauer herab, ehe unsere Pläne zur Reise gediehen. Die größte Schwierigkeit war der Mangel an Geld. Einmal in Rußland würden wir nicht wissen, was mit unseren Schätzen anfangen, aber wir mußten erst dort sein. Glücklich die Ritter des Mittelalters, die bei jeder Gelegenheit Denen, welche Geld von ihnen verlangten, ihre vollen Börsen zuwerfen konnten, und immer wieder neue volle Börsen für den nächsten Bittsteller bereit hatten! Sie wußten nichts von meinem kläglichen Dilemma. Was sollte ich thun?

Ich besaß ungefähr zwanzig Thaler baares Geld; wenn ich meine Uhr, Kette, Brustnadel und einen Ring in's Pfandhaus trug, so würde ich vielleicht noch dreißig Thaler mehr haben. Aber Alles zusammen war sehr wenig für eine Flucht mit einer Prinzessin und die lange Reise. Ich sah mich genöthigt, offen meine Verlegenheit in dieser Beziehung zu bekennen. Prinzessin Olga Paulowna wußte sogleich Rath. Sie besaß Juwelen, welche auch, wenn man sie um den hundertsten Theil ihres wirklichen Werthes verkaufte, uns mit hinreichenden Fonds versehen würden, und sie wollte sie mitbringen. Der Tag wurde demnach festgesetzt und Alles genau verabredet. Die einzige Stunde, in der die Flucht möglich war, war die, in der wir gewöhnlich miteinander conversirt hatten; wir mußten daher auch das weitere Risico einer Entführung bei hellem Tage auf uns nehmen. Eisenbahnen gab es damals noch nicht in der Richtung nach Norden, es blieb uns nur der Eilwagen selig-traurigen Andenkens, um uns nach Hamburg zu bringen, wo wir uns trauen lassen und dann nach Petersburg einschiffen wollten. Nur einen flüchtigen Gedanken schenkte ich der Bekümmerniß meiner Eltern; wenn sie auch eine Zeitlang über mein Verschwinden in Sorgen sein würden, so war das ja nur vorübergehend. Sobald ich in Rußland angekommen war, wollte ich ihnen Alles erklären, und wie froh und stolz würden sie sein, zu erfahren, daß ihr Sohn ein Prinz geworden, mit Schlössern, Wäldern und einem Bergwerk, mit Leibeigenen ohne Zahl, und noch dazu mit einer Prinzessin, die so lieblich war, als nur irgend eine Fee in Tausend und Einer Nacht! — Doch würde die Heirath mit einer Prinzessin mich zu einem Prinzen machen? Das war mir doch nicht ganz klar. Gleichviel, die soliden Vortheile blieben mir immer. Was lag an einem leeren Titel?

Und so kletterte ich denn, — ich, der ich jetzt ein gesetzter, prosaischer, realistischer Advocat bin, denn das Epos kam nie zu Stande, — so kletterte ich denn, sage ich, in einer sonnenhellen Mittagsstunde auf die vielerwähnte Mauer und ließ die selbst fabricirte Strickleiter in den Garten hinunter. Meine harrende Prinzessin erstieg sie; ich fing natürlich meine Braut in meinen Armen auf, ich setzte sie auf den Mauergrat nieder; dann befestigte ich die Strickleiter für das Hinabsteigen auf der anderen Seite. Wie aufgeregt und beängstigt ich auch war, so bemerkte ich doch, daß Olga Paulowna mit dem Werth ihrer Juwelen nicht grundlos geprahlt hatte. Die Ohrringe von Diamanten reichten ihr bis auf die Schultern; an der Brust, den Armen und Handgelenken funkelte es von strahlenden Gehängen und Ketten, und Alles von so riesigen Dimensionen, wie ich Derartiges noch nie in echten Edelsteinen gesehen. In der That würde ich unter anderen Verhältnissen die Schmuckgegenstände für die Verzierungen eines Kronleuchters gehalten haben.

„Mein Retter! mein Befreier!", rief die Prinzessin. „Aber welches Geräusch höre ich?" setzte sie plötzlich in ganz verändertem Ton hinzu; und dann sprang sie auf, stellte sich in halsbrechender Position auf die schmale Mauerkante und sang lachend wie ein Kind:

„Setz' Dich nicht auf den hohen Wall,
Sonst thust Du einen tiefen Fall."

„Holla, was giebt es?" rief eine laute Stimme im Garten. Ich gewahrte zwei herbeieilende Diener, und hinter ihnen her keuchte ein corpulenter Herr.

„Hier ist die Leiter; steige hinunter; wir sind entdeckt," sagte ich zu meiner Braut.

„Setz' Dich nicht auf den hohen Wall," sang sie als Antwort und packte mich an den Schultern.

„Es ist keine Zeit zum Scherzen," drängte ich, „rasch, Theuerste, vielleicht entwischen wir ihnen dennoch."

„Sonst thust Du einen tiefen Fall," fuhr sie zu singen fort, und gleichsam als Illustration ihrer Worte gab sie mir einen heftigen Stoß und ich fiel in den Garten, wo ich höchst unsanft — nicht auf den Füßen zu stehen kam.

„Lauf' und hol' die Leiter," sagte der dicke Herr zu einem der Diener. „Sie haben sich da einen lustigen Platz ausgesucht, liebes Kind," setzte er, die Prinzessin anredend, hinzu, „darf ich Ihnen herunter helfen?"

„Gewiß, Doctor. Es scheint, jener andere Herr hat das Gleichgewicht verloren. Wer hoch steigt, fällt tief nieder," lachte sie, spöttisch Rübchen nach mir schabend. Dann trällerte sie und lachte wieder und krähte, nicht wie ein kleines Kind, sondern eher wie ein Hahn; und beinahe wäre sie in ihrer wilden Lustigkeit ebenfalls in den Garten hinabgerollt; aber die Leiter kam noch zur rechten Zeit und — fort war meine Prinzessin wieder in der Obhut ihrer Bewacher.

„Und nun, junger Mann," sagte der Irrenarzt zu mir, „was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung vorzubringen, damit ich Sie nicht der Polizei übergebe?"

Mit welchem Armensündergesicht mag ich dagestanden sein! Es mußte sogar den Doctor gerührt haben, denn er kam mir mit gelinden Fragen zu Hilfe und so erfuhr er meinen Namen und Adresse, so wie den wahrheitsgetreuen Hergang der ganzen Geschichte. Eine milde Strafpredigt, die ich noch anhören mußte, wurde von mir um so leichter verschmerzt, als ich mir nur Glück wünschen konnte, daß meine Flucht mit einer gefährlichen Wahnsinnigen im letzten Moment vereitelt worden war.

Die Burg von Nürnberg.

Da in der letzten Zeit die Burg von Nürnberg mehrfach erwähnt worden, und dabei auch locale und historische Irrthümer unterlaufen, so dürfte folgender, der „Weserztg." entnommene Artikel über diesen Gegenstand von Interesse sein. Das ehemalige Reichsschloß von Nürnberg bildet einen sehr ausgedehnten Complex von mancherlei verschiedenartigen größeren und

kleineren Gebäuden, welchem gerade die Unregelmäßigkeit der einzelnen Theile, wie sie sich nach Entstehung, Bedürfniß und Lage herausgebildet haben und hoch über die Stadt hinwegragen, ein überaus malerisches Ansehen und einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Wählen wir einen Standpunkt im Süden, von dem sich die einzelnen Theile des alten Baues möglichst übersehen lassen, so findet sich links das eigentliche ehemalige Reichsschloß mit dem sogenannten Heidenthurme (zum wenigsten aus dem 11. Jahrhundert stammend). Das vordere Gebäude zeigt in seinen buntwechselnden Fensterreihen das getreue Bild der von Jahrhundert zu Jahrhundert stattgefundenen Veränderungen; es stößt gegen Westen an ein zweites Schloßgebäude, an dem ein schmaler Thurm mit schlanker Spitze emporsteigt; gegen Norden friedigt eine lange Mauer den inneren Hof ein; gegen Westen schließen sich verschiedene kleinere Gebäude und der mit einem großen gemalten Reichsadler geschmückte Thorbau an, welcher durch eine hölzerne Pforte in das Innere des Schlosses oder den eigentlichen Schloßhof führt und in seiner jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1562 herrührt. Eine uralte Linde im Schloßhofe läßt die Sage von der heiligen Kunigunde mit eigener Hand gepflanzt sein. Die erste Anlage dieses eigentlichen Reichsschlosses datirt aus dem 10. Jahrhundert, wahrscheinlich von Kaiser Conrad I., in der gegenwärtigen, im Ganzen noch wohlerhaltenen Gestalt ist es aber erst unter Friedrich I. erbaut und unter den folgenden Kaisern erweitert worden. Es diente den Kaisern zur Wohnung, wenn sie auf ihren Wanderungen durch das Reich zu Nürnberg Hoflager hielten. Die Sitte der wandernden Hoflager kam gegen Ende des 15. Jahrhunderts außer Brauch. Von da an ist wohl auch das Ganze als im Besitz der Stadt befindlich zu betrachten. Auf der nordwestlichen Seite des Schlosses wurden nach der von Albrecht Dürer gelehrten Befestigungsweise 1538 Bastionen erbaut und 1831 erneuert. Aus dem Bezirk des Reichsschlosses tritt man auf den rings, theilweise von Mauern und einzelnen Gebäuden umschlossenen Vorhof desselben oder in die eigentliche Burg. Hier liegt zunächst auf freiem Platze die alte St. Walpurgiskirche. Den Vorhof des alten Kaiserschlosses beschützten ehemals einige Gebäude, welche den Namen Burghuten führten. Sie waren einzelnen adeligen Familien zum Besitze und zur Bewahrung von 4 besonderen Thoren übergeben und kamen sämmtlich um das Jahr 1430 durch Kauf an die Stadt. Die eine dieser Burghuten zwischen der Walpurgiskirche und dem Vestnerthurm gegen das Feld hinaus, gehörte seit 1273 dem Burggrafen von Zollern; an sie stößt das sonst dem Burggrafen zur Hut anvertraute Vestnerthor. (Die Urkunde Kaiser Rudolphs vom Jahre 1273 besagt: „Notum igitur esse volumus, quod dilecto nobis Friderico Burggravis in Nuremberg, Comitiam Burggravii, castrum, quod tenet ibidem, custodiam portae sitae prope idem castrum, judicium provinciale in Nuremberg, cui vice imperatoris praesidebit titulo feudali in feuda concessimus.“ Es ist dies offenbar nur die erneuerte Bestätigung oder förmliche Belehnung mit der bereits seit einem Jahrhundert von den Zollernschen Grafen verwalteten Burggrafschaft gewesen, womit auch die Verwaltung des Reichsschlosses verbunden war.)

Die zweite, gegen die Stadt gelegene Burghut, Anfangs der Familie Brauneck aus dem Hause Hohenlohe gehörig, kam nach Erlöschen derselben 1390 durch die Belehnung Kaiser Wenzels gleichfalls an die Burggrafen von Zollern, bis 1427 die Stadt sie käuflich an sich brachte. Die dritte Burghut, zuletzt im Besitze der Hasen von Hasenburg (daher noch jetzt die Hasenburg genannt), und der Waldstromer, kam 1432, die vierte 1430 an die Stadt. An letztere Burghut stößt die sog. Freyung, wo in früheren Zeiten flüchtige Verbrecher ein Asyl fanden. Nach einem kleinen Zwischenraume des hier steil abfallenden Abhanges des Schloßberges gegen Osten folgt nun in gleicher Höhe wiederum mit der Burg und dem Schlosse, zum Theil auf Felsen, die sogenannte Kaiserstallung, ein großes langes Gebäude zwischen zwei stattlichen Thürmen, deren einer wohl das älteste Gebäude Nürnbergs, wahrscheinlich aus dem 9. oder 10. Jahrhundert ist. Die Sage machte daraus einen von Nero Claudius Drusus, dem Bruder des Kaisers Tiberius, erbauten Nerothurm und leitete wohl auch den Namen der Stadt davon her. Der andere Thurm mit 4 kleinen Eckthürmchen, 1372 erbaut, heißt Luginsland. Beide Thürme standen ursprünglich einzeln, bis die Burggrafen von Zollern zwischen dieselben eine Wohnung bauen ließen, welche im Jahre 1424 von dem pfälzischen Pfleger zu Lauf, Christoph von Leiningen, auf Anregung Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt unvermuthet nächtlicher Weile abgebrannt wurde. Aus den 1427 an die Stadt verkauften Ruinen führte Hans Beheim der Aeltere später, 1494, ein großes Kornhaus auf, in dessen unterem Raume bei der Anwesenheit der Kaiser deren Pferde untergebracht wurden; daher der Name Kaiserstallung. — Die vorstehende Topographie wird einen Ueberblick gewinnen lassen. Die Burggrafen hatten die beiden wichtigsten Burghuten, als Wächter der eigentlichen Kaiserwohnung, im Besitz, und als ihnen jene zu eng geworden sein mochten, erbauten sie sich zwischen den oben erwähnten Thürmen, die ihnen also gleichfalls gehört haben mußten, eine neue, stattlichere Wohnung. Im Jahre 1427 verkaufte Burggraf Friedrich die Burg und die beiden Wälder dem Rath und Bürgerschaft zu Nürnberg, behielt sich aber die Wildbahn, das Geleitsrecht außerhalb der Stadt und die Lehnsrechte vor. Aus der Unklarheit der mittelalterlichen Rechtsbegriffe über Wesen und Begriff der burggräflichen Würde und Machtvollkommenheit war schon vor jenem Verkaufe zwischen den Burggrafen und der Stadt vielfacher Streit gewesen, der auch nachher fortdauerte. Zwei blutige Kriege, 1388 und 1449, waren darum geführt worden. Der Harras'sche Frieden 1496 schlichtete die Sache äußerlich, doch kamen die bezüglichen Verhältnisse erst später in's Reine. Das alte Reichsschloß wurde 1854 dem König Max von der Stadt als Geschenk dargebracht. Die Räume wurden auf dieses hin zur königlichen Wohnung neu und geschmackvoll eingerichtet. Von mehreren der Zimmer genießt man eine umfassende Aussicht über die unten liegende Stadt und weit hinaus in die Umgegend.

Mannichfaltiges.

— Der „Moniteur“ giebt in einem Schreiben aus San Francisco einige nicht uninteressante Aufschlüsse über die dort ansässigen Chinesen. „Es wäre ungerecht, meint der Correspondent, die sehr wesentlichen Dienste zu verkennen, welche die in Californien einwandernden Chinesen leisten. Sehr arbeitsam, mäßig und folgsam, haben sie die Eisenbahnarbeiten, zu denen sie verwandt worden waren, mit einer ungehofften Schnelligkeit, welche europäische Arbeiter nicht entwickelt haben würden, vollendet. Die meisten dieser Chinesen werden von chinesischen Gesellschaften, die in San Francisco ihre Vertreter haben, angeworben. Die Verträge sind gewöhnlich für 5 Jahre bindend. Nach Ablauf dieser Frist hat der Chinese in der Regel durch seine Thätigkeit und seine Sparsamkeit sich ein kleines Capital, etw 1000 Doll. erworben; er wird frei und wird vertragsmäßig in die Heimath, die er nie vergißt, wieder zurückgeschafft. Dort kauft er sich ein Schiff und eine Frau und betreibt bis an sein Lebensende irgend ein Gewerbe. Bei seinen Landsleuten steht er aber, als weitgereister und welterfahrener Mann, in besonderer Achtung. Diese bescheidenen chinesischen Emigranten tragen vielleicht mehr, als die Regierungen, zur Verbreitung der Civilisationsideen in dem himmlischen Reiche bei. So lange die Chinesen in Californien weilen, leben sie unter sich und besuchen sowohl für Geschäft, wie für Vergnügen, ihre eigenen Versammlungsplätze. Selten kommen sie, außer der Arbeitszeit, mit den Weißen in Berührung, und richten sich pünktlich nach den Vorschriften ihrer Religion und ihrer heimathlichen Gesetze. Sie gehorchen einer von ihnen gewählten Gerichtsbehörde und wenden sich so selten wie möglich an die amerikanischen Tribunale. Die Bemühungen der Polizei können sie selbst nicht hindern, unter einander Gerechtigkeit zu üben. So wurde kürzlich eine junge Chinesin, die einen ihrer Landsleute bestohlen hatte, des Nachts aufgegriffen, geknebelt, insgeheim vor ein

Gericht gestellt und dann lebendig begraben. Jeder der Anwesenden trat auf dem Grabe herum, um jede Spur dieses gerichtlichen Mordes zu verwischen. Erst später erhielt die Polizei durch einige unvorsichtige Aeußerungen Kunde von der That. Es gelang aber nicht, unter den 60,000 Chinesen, die in Californien leben, die Schuldigen ausfindig zu machen."

— Antwerpen, 3. März. Diesen Morgen ereignete sich in unserem Hafen wiederum ein großes Brandunglück durch die Entzündung von Petroleum. Um 7 Uhr Morgens fand am Bord des englischen Schooners „Mary Ann," Capitain Marshall, welches in der Schelde vor Anker lag, eine furchtbare Explosion statt; die Deckluken, ein Theil der Schanzkleidung und was sich sonst auf dem Verdecke befand, wurde weit hinausgeschleudert, und das ganze Schiff stand sofort in hellen Flammen. Gleich nach der Explosion erschien ein Mann auf dem Verdecke, rannte durch die Flammen und stürzte sich in die Schelde; er ward herausgezogen, aber mit schweren Brandwunden; einige Minuten später erschien der Capitain halb nackt mit brennenden Kleidern, stürzte sich gleichfalls kopfüber in den Fluß, wo er versank und nicht wieder gesehen wurde. Die übrigen am Bord befindlichen Personen, zwei Matrosen und die Frau des Capitains, sind im Schiffe verbrannt. Der einzige Gerettete, der Stiefsohn des Capitains, befindet sich nicht außer Lebensgefahr. An Rettung des Schiffes war nicht zu denken, es brannte durchaus und brennendes Petroleum floß rings umher auf dem Wasser. Gegen 10 Uhr löste sich die Ankerkette und das Schiff trieb in den Strom, wo es dann auf eine Sandbank geschleppt wurde und ausbrannte. Es hatte 500 Fässer Petroleum am Bord und man vermuthet, daß sich im Raume bei geschlossenen Luken Gas entwickelt hat, welches durch irgend einen Zufall entzündet wurde. Dies ist nun schon der fünfte große Petroleumsbrand in Antwerpen in einigen Jahren.

— Helsingfors, 23. Febr. Im nördlichen Oesterbotten nähren sich die Leute von dem sogenannten kleinen Sauerampfer, Heu, Stroh, Tannen- und Birkenrinde. Diese Dinge werden zermahlen und mit etwas Mehl gebacken, aber die Leute, die dies noch haben, gehören nicht zu den ärmsten. Bei Vielen fehlt noch der Zusatz von Mehl und nur etwas Salz und Milch kommt hinzu. Die Suppe des Mittags ist ebenfalls nur Wasser und zermahlenes Stroh. Die Folgen dieser Nahrung sieht man an den von Wassersucht geschwollenen Körpern dieser Unglücklichen. In Mouhijervi, einer Gemeinde von 8000 Seelen, sind in diesem Jahre 1100 der Noth erlegen, also beinahe einer von sieben. In Pyipervi, einer anderen Gemeinde, sind neulich 165 Kinder unter die wenigen Besitzenden vertheilt, so daß jeder von diesen, außer den eigenen Kindern, noch 7 Waisen zu ernähren bekam. Alles Vieh ist geschlachtet.

— Bern, 4. März. Das Project der Acclimatisirung des Rennthieres im Engadin ist gescheitert. Die dorthin verpflanzten Exemplare haben sich zwar bis jetzt leiblich wohl befunden, jedoch hat man sich aber auch überzeugt, daß eine Rennthier-Zucht in größerem Maßstabe wegen Mangels an Rennthier-Moos unmöglich sei. In der Umgebung von Pontresina hat man das Rennthier-Moos seit 1866 für das einzige Pärchen aufgebraucht, und dasselbe ist, wo es im Jahre 1866 abgenommen wurde, nur sehr spärlich nachgewachsen. Die Thiere sollen jetzt verkauft werden.

— Zur Feier des großen Händel-Musikfestes, welches am 12., 15., 17. und 18. Juni d. J. im Krystallpalast zu London unter einer Mitwirkung von 4000 Musikern und Sängern im großartigsten Maßstab begangen werden soll, wird auch ein photo-lithographisches Facsimile von Händel's Manuscript des „Messias" herausgegeben werden. Das Originalmanuscript des Oratoriums ist Eigenthum der Königin und befindet sich in der königl. Bibliothek zu London. Das große Händel-Orchester im Krystallpalast soll zum Behufe der Monstre-Concerte wesentlich vergrößert werden. Dasselbe wird alsdann eine Area von über 16,000 Fuß — in der Weite der doppelte Durchmesser der St. Pauls-Kathedrale zu London — einnehmen.

— Das „Echo de l'Est" erzählt, daß am 8. Februar der Dr. Couvreur zu Saint Hilaire (Departement Meuse) einem dort wohnenden napoleonischen Veteranen, Herrn Genbeaux, eine Kugel aus dem Beine gezogen habe, welche derselbe in der Schlacht bei Waterloo erhalten hatte. Frühere Versuche zu demselben Zwecke hatten nicht gelingen wollen.

— Zu Laferrière, im Arrondissement Napoleon-Vendée, hat man einen Schatz gefunden, der aus einer großen Anzahl Goldmünzen, im Werthe von etwa 30,000 Frcs., besteht. Es sind spanische, italienische, portugiesische und einige wenige deutsche und schweizer Münzen; die jüngste Präge vom Jahre 1571. Man vermuthet daraus, daß sie während der Religionskriege der Ligue vergraben wurden und aus einem spanischen Subsidium herstammen.

— Für das deutsche Schützenfest, das bekanntlich in diesem Jahre in Wien abgehalten wird, sind die verschiedenen Ausschüsse unausgesetzt thätig. Die neueste Kundgebung ist ein Aufruf an das Volk von Wien, den Gästen aus dem ganzen Deutschland mit all der Gastfreundlichkeit entgegenzukommen, durch die Wien sich von jeher ausgezeichnet hat. Es wird in dem Aufrufe darauf hingewiesen, daß trotz der Ereignisse des Jahres 1866 die deutschen Brüder das Band der Zusammengehörigkeit mit Oesterreich nicht für zerrissen erachten.

Preis-Rechnungsaufgabe. *)

Auf Eins beruht die Wahrheit,
Und das Denken führt zur Klarheit.
Drum, scharfer Denker, bring' ich Dir
Ein Rechnungsbeispiel, lös' es mir.
Ein Capitälchen soll zu dem End'
In vierzig Termin' zu vier Procent,
In vierteljährlichen mit Zins
Bezahlet werden in guter Münz'.
Merk' auf, mein Leser, so doch zwar,
Ich sag' es deutlich und recht klar,
Daß die Termine sind gleich groß
Mit Zinsen, an Capital nicht blos,
Das heißt, der letz' betrag' so viel,
Als wie der erste — das ist's Spiel!
Wenn's Capital beträgt allein
Grad hundert Guldenstückelein:
Wie viel beträgt nun ein Termin?
Denk' drüber nach mit scharfem Sinn,
Und zeig' mir's nun in Wahrheit,
Daß das Denken führt zur Klarheit.

Frankenthal. F. Drechsel.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 26 d. Bl.: Die 1. und 2. Röhre füllen das Bassin in 6 Stunden, die 1. und 3. in $3\frac{3}{4}$, die 1. und 4. in $2\frac{1}{2}$, die 2. und 3. in $3\frac{1}{3}$, die 2. und 4. in $2\frac{4}{13}$, die 3. und 4. in $1\frac{7}{8}$, die 1., 2., 3. und 4. in $1\frac{3}{7}$ Stunden. Wenn alle Röhren und auch die Oeffnung des Bassins fließen, wird letzteres in 5 Stunden gefüllt.

---

*) Wer innerhalb dreier Tage zuerst (die Zinsen in einem Ansatz berechnend) die richtige Lösung an die Redaction des „Pfalz. Kur." franco einsendet, bekommt zum Preis ein praktisch arithmetisches Lehrbuch mit über 700 Uebungsaufgaben, verfaßt und herausgegeben vom Einsender obiger Preisaufgabe. Der Name des Preisträgers wird seiner Zeit bekannt gegeben werden. Die Redaction.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 31.

* Stumm.

Novelle von Hermann Uhde.

Erstes Capitel.

Auf einer sanft zu einem kleinen Hügel aufsteigenden Ebene liegt, nur wenige Meilen von dem königlichen Lustschlosse Windsor entfernt, das Landgut des Lord Jerson.

In den zu diesem Gute gehörenden Räumen waltet ein mustergiltiger Ordnungssinn und eine Strenge, wie man sie in England nicht häufig findet. Das Schloß selbst stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert und ist von späteren Besitzern nach und nach ausgebaut worden, so daß ein einheitlicher Styl nicht vorherrscht. In seinem Inneren zeigt sich ein bedeutender Luxus, der sich jedoch nicht bis zur Bizarrerie verirrt, geräumige Wohngebäude für die Verwalter und Knechte umgeben das Haupthaus, und Ställe und Schuppen sind in regelmäßigem Viereck rings her aufgeführt. Die Schwerfälligkeit und das Ueberladene, welches so ausgedehnten Anlagen leicht eigen ist, wurde hier durch die Vorliebe des Gutsbesitzers für Einfachheit und Freundlichkeit des Eindrucks glücklich vermieden, welche indeß auch nicht wieder zu allzugroßer Rücksicht auf die bloße Form ausgeartet ist.

Bei den glücklichen Bewohnern dieses reizenden Schlosses herrschte ein wahrhaft patriarchalisches Zusammenleben. Die Gemahlin des Lord Jerson hatte diesem zwei Töchter geboren, Arabella und Jenny — der Stolz, die Freude ihrer Eltern: leider nicht die ganz ungetrübte, wie wir sogleich hören werden.

Man lebte also, wie erwähnt, in innigster Gemeinschaft auf dem Schlosse, und diese heitere Harmonie erhielt einen erhöhten Reiz durch die Ankunft des Lord Bleming und seiner Schwester Clara. — Diese Beiden, innig befreundet mit der Familie Jerson, waren von London eingetroffen, um den Rest des Sommers bei ihren Bekannten auf dem Lande zu verleben. In der That konnte man zu diesem Zwecke keinen reizenderen Ort wählen, denn wenn man auf dem Balcon vor dem Schlosse saß, welcher von Orangenbäumen in Kübeln und großen Schlinggewächsen angenehm beschattet wurde, so hatte man die prächtigste Fernsicht, welche eine üppige Phantasie nur erfinden kann. — Der Blick auf ein weites, fruchtbares Land wurde durch die Aussicht auf die Themse malerisch unterbrochen, welche wie ein breites Silberband ihre Fluthen dem Meere zuwälzte.

An dieser Aussicht erfreuten sich denn auch die Bewohner des Schlosses eines Tages wieder, als man nach einer kurzen Promenade, welche dem Diner gefolgt war, nach Hause zurückgekehrt war. — Die Damen nahmen ihre Stickereien zur Hand. Bleming vertiefte sich in die letzte Nummer der Times, welche soeben eingetroffen war, und Lord Jerson, bequem in seinen Fauteuil gelehnt, beschäftigte sich damit, von den inzwischen eingelaufenen Briefen die Siegel zu lösen und seine Correspondenz zu lesen.

Plötzlich unterbrach er die eingetretene Stille mit dem Ausruf: „Ah, hier wird uns ein lieber Besuch angekündigt: der Sohn unseres alten Freundes, des Grafen von Melsoro wird kommen."

„Er war noch ein Kind, als wir ihn auf unserer Reise durch Spanien sahen," antwortete seine Gemahlin.

„Sein Vater ist seit langem todt," fuhr der Lord fort, „allein wir sind es seinem Andenken schuldig, den Sohn freundlich und gastfrei aufzunehmen. — Entsinnest Du Dich seiner, Liebe? Juanitto war ein graziöser, lebhafter, muthiger Knabe; stolz, bisweilen schmeichlerisch. Ich sehe seinen kleinen Lockenkopf, sein feuriges Auge, welches doch wieder so schelmisch blicken konnte, und das prachtvolle Rabenhaar noch vor mir."

„Sie werden ihn nicht sehr verändert finden," warf Bleming ein.

„Sie kennen ihn?" fragten Jerson und seine Gemahlin zugleich.

„Ich machte in London seine Bekanntschaft. Er hält sich seit Kurzem dort auf, da er sich in compromittirende politische Verbindungen eingelassen hatte und gezwungen war, sein Vaterland auf längere Zeit zu verlassen. — Daß er mit Ihnen bekannt sei, wußte ich nicht. Er ist übrigens, wie ich Sie versichern kann, ein liebenswürdiger und interessanter Cavalier, der in den hohen Kreisen Londons mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. — Wir sind Freunde! — Ich vergaß noch zu erwähnen, daß er ganz vortreffliche Pferde besitzt."

„Ah!" mischte sich hier Clara, Blemings Schwester, in das Gespräch, „das ist der junge Spanier, welcher so liebenswürdig war, für mich jene liebliche Romanze aus seiner Muttersprache in's Englische zu übersetzen."

Jenny erhob das Haupt, und Arabella fragte: „Könnten Sie uns diese Romanze nicht einmal singen?"

Clara zeigte sich gern bereit hierzu und setzte sich an's Piano. Mit angenehmer, jedoch nicht gerade zum Herzen dringender Stimme stimmte sie eines jener poesievollen und feurigen Lieder an, welche ehemals die Spanier unter den maurischen Balcons Granada's und Sevilla's sangen, während eine süße kleine Hand die Jalousieen lüftete und dem glücklichen Sänger einige Blüthen zuwarf.

Jenny wurde seltsam bewegt durch die einfache und doch so innige Melodie des Liedes. Träumerisch starrte ihr Auge in's Leere, unthätig ruhte die feine Hand auf der Stickerei, die Nadel war ihr entsunken und ruhte müßig neben dem unvollendeten Dessin. — Arabella, ein heiteres, unbefangenes Kind von siebzehn Jahren, faßte den schwermüthigen Sinn des Liedes nicht auf; indeß, während der Lord Jerson und Bleming applaudirten und die Lady in laute Worte des Dankes ausbrach, zerdrückte Jenny verstohlen eine Thräne in ihren Augen.

Die besorgte Mutter erkannte mit einem Blick, was in der Seele ihrer armen Tochter vorging und wie sie leiden müsse... um so tiefer leiden, je weniger sie sich ihres Kummers durch Worte entlasten konnte, denn das unglückliche Mädchen war — stumm!

„Jenny, meine gute Jenny," flüsterte die Mutter, Stirne und Wangen ihres Lieblings küssend, „setze Dich an das Clavier, und spiele... für mich!

Sie wußte, daß die Musik, die beredte Sprache des jungen Mädchens, ihr Trost und Ruhe gewähren würde.

Jenny spielte, phantasirte auf dem prachtvollen Flügel; entzückt horchten Alle der Meisterin. — Bleming schien Alles rings umher zu vergessen und nur für Jenny Ohr und Auge zu haben, als plötzlich die Thür aufflog. — In derselben erschien ein junger Mann unmittelbar hinter dem eintretenden Diener, welchem er vergebens zu schweigen winkte; es war zu spät; mit lauter Stimme meldete der Lakai:

„Herr Graf von Melforo!"

Zweites Capitel.

„Ich bin untröstlich, mein Fräulein," sagte der Graf, zu Jenny herantretend und sich elegant vor ihr verneigend, „Ihre entzückende Musik unterbrochen zu haben!"

Das junge Mädchen hatte sich erhoben und erwiderte seinen Gruß durch eine tiefe Verbeugung. Jerson umarmte den Angekommenen mit großer Herzlichkeit; Bleming schüttelte ihm die Hand und bald hatte sich eine lebhafte Conversation entsponnen.

Der Graf Don Juanitto von Melforo war keine jener blendenden siegenden Erscheinungen, welchen beim ersten Anblick schon alle Herzen entgegen fliegen, aber je länger man ihn kannte, desto lieber gewann man diese weichen und doch heldenmüthigen Züge, dieses treue braune Auge, welches in feuchtem Glanze schimmerte, und diese intelligente, hohe Stirn, welche auf Energie und Charakterstärke schließen ließ. — Sein stolzer Gang und seine imponirende Haltung verliehen seiner Persönlichkeit jenes chevalereske Air, welches nur der stete Umgang mit der Aristokratie verleiht, und wer ihn erblickte, mußte sogleich erkennen, daß er einem bedeutenden Menschen sich gegenüber sah.

Ihm zur Seite, nach der allerletzten Mode gekleidet, tadellos frisirt und den Bart nach neuester Façon zugestutzt, lehnte Sir Arthur Bleming in dem Fauteuil, — jene hohle Puppe, welche Tag aus Tag ein nur schillernde Phrasen im Munde führte, Bonmots und Anekdoten colportirte, — kurz der, mit eleganter Impertinenz auftretend, so recht der Mann für die heutige „gute Gesellschaft" war.

Der junge Spanier, wunderbar gefesselt von den gehörten Tönen, wußte die Conversation so zu wenden, daß er hauptsächlich deren Wirkung auf Jenny im Auge hatte. — Er berichtete von seiner Jugend, von den Erinnerungen an den Besuch des Lords und der Lady in seinem Vaterhause; er schilderte Alles mit glänzender Beredtsamkeit und in glühenden Farben. — Alles lauschte ihm freudig, denn er wußte in der That hinreißend zu erzählen; nur Jenny allein saß scheinbar unaufmerksam und kalt da. — Und doch redete Juanitto nur für sie — sie allein hatte sein Herz und seine Sinne gefangen genommen — sie allein mit ihrer einfach rührenden Schönheit, über welche ein gewisser Zauber — die Poesie des Leidens — ausgegossen lag. Die Coquetterieen Clara's, die naiven Antworten Arabella's machten keinen Eindruck auf den jungen Spanier, welcher nur Bewunderung für Jenny, für die arme Stumme fühlte.

Als er sah, daß Alle an seinem Munde hingen, Alle begierig seinen Worten lauschten und ihre Theilnahme durch manches eingeworfene Wort bekundeten, während nur allein Jenny verschlossen und gleichgiltig d'rein schaute, mußte er gewaltsam einen Seufzer unterdrücken, welcher sich ihm unwillkürlich entringen wollte.

Nach einiger Zeit begab man sich in den Garten. Jenny nahm den Arm ihrer Mutter.

Bleming und Juanitto blieben ein wenig hinter der Gesellschaft zurück, und auf des Spaniers Fragen entgegnete der Erstere: „Miß Jenny hörte, allein sie konnte nichts erwidern, denn sie ist stumm."

Die Aermste erhaschte diese von dem Rücksichtslosen allzulaut gesprochenen Worte, und ihr edeles Gesicht wurde plötzlich von tiefer Röthe überflammt. Juanitto erzitterte und heftete einen raschen Blick auf das schöne Mädchen. Jenny mußte die Augen niederschlagen vor dem durchdringenden, aber so innerlich theilnahmsvollen Ausdruck desselben.

Drittes Capitel.

In einer der Alleen des Parks promenirte Juanitto von Melforo am Arme des Lord Jerson, und Jenny sah wie er mit gesenktem Haupte, gleichgiltig bei den beredten Schilderungen ihres Vaters von der Schönheit seines Landhauses, nur zerstreut und unaufmerksam zuhörte. — Er blieb während des ganzen übrigen Spaziergangs verschlossen und wortkarg. — Verschwunden war der brillante Humor, das ausgezeichnete Erzählertalent, welches die Gesellschaft erst eben noch so entzückt hatte. — Selbst auf das Geplauder der beiden Mädchen gab er nur kalte, einsilbige Antworten.

Für wen — so fragte sich Jenny — für wen hat dieser Mann vorhin gesprochen, — für wen hat er den Schatz seiner Erfahrungen und den Reichthum seiner Lebensweisheit ausgeschüttet — für wen hat er seine unerschöpfliche Laune in den glänzendsten Farben spielen lassen?

Sie erbebte, als sie den Faden dieser Gedanken weiter ausspann; so daß ihre Mutter, um ihr Schmerzenskind ängstlich besorgt, sie theilnehmend fragte: „Ist Dir kalt, liebe Jenny?"

Das junge Mädchen schüttelte verneinend das Haupt und versicherte durch Zeichen, daß sie sich ganz wohl befinde. — War sie auch glücklich bei dem Interesse, welches ihr Juanitto offenbar bezeigte.

So vergingen rasch die ersten Tage, und bald fühlte sich der Sohn des Südens in dem gastfreien Hause des Lord Jerson ganz heimisch. — Er besuchte die Meiereien, machte Ausflüge in die Umgegend und ritt oft mit Bleming spazieren. — Wenn er dann nach Hause kam, so empfing ihn Jenny gewöhnlich am Piano, und seine größte Lust war, ihren süßen Tönen zu lauschen.

Eines Abends, als Juanitto träumerisch am Fenster stand, und, die heiße Stirne gegen die Scheiben gedrückt, hinaus schaute in die finstere Nacht, entrang sich plötzlich ein Seufzer seiner Brust. — Er gedachte Spaniens, seines schönen Heimathlandes im fernen Süden, und unwillkürlich füllten sich seine Augen mit Thränen.

Jenny beobachtete ihn von Ferne, und als ob eine innere Stimme ihr zuflüsterte, was den jungen Mann so tief bewege, eilte sie leise zum Flügel und schlug mit vollen Accorden jenes Lied an, welches sie kürzlich von Clara Bleming singen gehört. Juanitto horchte elektrisirt, endlich fiel er mit sonorer Stimme in die Melodie ein; und lange noch stand er träumerisch und sinnend, als diese geendet, und horchte auf die geistreichen Improvisationen und freien Phantasieen Jenny's, welche in ihrer Sprache — in Tönen — zu ihrem Geliebten redete, von Herz zu Herzen voll und ganz sich zu eigen gebend und nur von einer gleichgestimmten Seele begriffen und verstanden.

Am anderen Tage erhob sich Jenny ganz in der Frühe, — in ihre Augen war wenig Schlaf gekommen; die Scene von gestern war ihr noch zu tief ins Herz geprägt. Die Blicke Juanitto's, welche so voll und ganz auf ihr geruht, hatten sich tief und glühend in ihre Seele eingebohrt. Sie schlug das Piano auf und intonirte leise die ersten Tacte jener spanischen Romanze.

Plötzlich hörte sie Schritte; sie blickte auf und Juanitto stand vor ihr. „Mein Fräulein," begann er mit seiner klaren ausdrucksvollen Stimme, „Ihr Spiel am gestrigen Abend hat mich elektrisirt. Es hat auf mein Gemüth einen so tiefen Eindruck gemacht, daß alles Andere mir daneben flach und nichtsbedeutend erscheint. War es das Mitleid mit dem armen Flüchtling, welches Sie zu so feurigen, zu so echt spanischen Klängen begeisterte?"

Jenny machte eine Bewegung. „Ihnen fehlt die Sprache des Mundes, Jenny," fuhr der junge Mann fort, „warum reden Sie nicht mit der Feder?"

Er legte ihr seine Brieftafel vor; das Mädchen erhob sich, um zu entfliehen, aber eine flehende Pantomime des jungen Spaniers bewirkte, daß sie sich, gebannt von dessen glühenden Blicken, wieder auf ihren Fauteuil niederließ und den Schreibstift zur Hand nahm.

„Was ist Ihr Begehr?" Das war die erste Phrase in der folgenden halb gesprochenen, halb geschriebenen Conversation.

„Darf ich mir diese Musik von gestern Abend, Ihre himmlischen Phantasieen deuten wie ich will?"

„Ich bleibe Ihnen darauf die Antwort schuldig?" schrieb Jenny.

„Immer?"

„Ja, immer."

„So theilen Sie mir wenigstens das Eine mit, wie es kam, daß Sie die Sprache verloren? O, sie muß so lieblich geklungen haben!"

Das junge Mädchen schrieb Folgendes:

„Ich zählte acht Jahre und befand mich auf einer der Domänen meines Vaters in der Grafschaft Gloster. Niemand bewohnte das Schloß, als meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester Bella, der Vater hielt sich in London auf. Der kleine Edmond war vier Jahre alt; wir Kinder schliefen beide in dem nämlichen Zimmer, beaufsichtigt von einer Gouvernante. Edmond liebte mich unendlich, wie ich ihn wieder liebte.

„Eines Nachts erwachte ich unter einem heftigen Husten, welcher mir fast den Athem zu nehmen drohte; eine merkwürdige Helle und Hitze erfüllte das Gemach; in dem Flügel des Schlosses, in welchem wir schliefen, war Feuer ausgebrochen. Ich schrie laut auf; die erschreckte Gouvernante erwacht und reißt die Thür auf: die rothe Lohe schlägt ihr flammend entgegen und ein Kohlenregen stürzt prasselnd auf sie herab; das Feuer hatte schon die Treppe ergriffen, es war kein Ausweg und ohnmächtig sank die Gouvernante zu Boden.

„Da vernahm ich lautes Rufen im Hofe. Ich eilte ans Fenster, mein kleiner Bruder, welcher inzwischen aus seinem Bettchen herausgeklettert war, klammerte sich an meine Kleider, mit dem Schrei: „Rette mich, Jenny, rette mich, ich verbrenne!" Ich konnte nichts erwidern, denn der Qualm und Rauch erstickte meine Stimme. Ich ergreife den Kleinen, welcher die Händchen krampfhaft um meinen Nacken schlingt, und wir eilen der Treppe zu. Hier aber war jeder Durchgang unmöglich; wir werden zurück getrieben durch die Flammen und glühende Kohlen, ich wende mich um, und unfähig, mich mit meiner Last länger aufrecht zu erhalten, stürze ich zu Boden. Edmond's Hände lösen sich, das unglückliche Kind rollt vor meinen Augen gegen die herabgestürzten flammenden Balken — ich sehe ihn seine kleinen Aermchen ausstrecken, ich höre seinen markerschütternden, herzzerreißenden Schrei: „Jenny, gute Jenny! Rette mich, ich muß sterben!" — Die Flammen ergreifen sein Kleidchen, sie hüllen ihn ganz ein .... noch eine letzte, krampfhafte Bewegung — noch ein lauter Aufschrei ... und der süße Knabe verstummte auf ewig.

„Schon hatte auch ich mich in einem brünstigen Gebete dem lieben Gott empfohlen, und unfähig, einen Schritt zu thun, meine Augen geschlossen, das Letzte, Aergste erwartend, als ein starker Arm mich plötzlich kraftvoll erfaßte. — Es war ein treuer Diener, James, welcher sein Leben daran wagte, das unserige zu retten. Er ergriff mich, und stürmte mit mir von dannen: — hinter uns stürzte mit lautem Krachen das Gebälk zusammen, die Leiche meines Bruders und die bejammernswerthe Gouvernante mit ihrem Fall begrabend. Ich verfiel in ein hitziges Fieber, welches mich lange zwischen Leben und Tod schwebend erhielt, bis zuletzt meine junge kräftige Natur die Gewalt der Krankheit besiegte und ich gesund ward. Von der Zeit an jedoch habe ich nie wieder ein Wort hervorgebracht."

Juanitto las die Erzählung des jungen Mädchens mit steigendem Interesse. Als er geendigt, ergriff er ihre Hand und sah ihr tief in's Auge. Er fand für seine mächtige innere Erregung keine Worte; aber er legte den Arm um Jenny's schlanke Gestalt und preßte das schöne Weib mit einem innigen Blicke an sein Herz. Sein glühender Athem streifte ihre Wangen; er wollte sie an sich ziehen, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, allein Jenny machte sich rasch los, erhob sich majestätisch und sagte mit einer strafenden Bewegung so viel als: „Lassen Sie mich, Herr Graf!"

„Jenny! O meine Jenny!" stammelte der junge Mann überwältigt, indem er ihr leidenschaftlich zu Füßen sank.

Heftig wogte der Busen der armen Stummen; sie schwankte einen Augenblick hin und her und ihre Blicke umschleierten sich. Die Feder entfiel ihren Händen, Thränen traten in ihre prachtvollen dunkelen Augen.

Juanitto ergriff die Feder, und, von Glück und seliger Erwartung zitternd, drückte er ihr dieselbe in die Hand und flüsterte: „Schreiben Sie, — ich flehe Sie um mein Leben ... o Jenny — schreiben Sie!"

Sie ergriff die Brieftafel und mit unsicheren Zügen schrieb sie: „Juanitto, ich werde niemals heirathen!"

Dann warf sie hastig das Geschriebene von sich auf den Tisch und eilte schnell und in großer Bewegung davon, indem sie den jungen Mann allein ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem modernen Paris.*)

II. Das Palais Royal.

Im Jahre 1629 erbaute der Cardinal Richelieu, nachdem er die Hotels Armagnac und Rambouillet gekauft und niedergerissen hatte, am Fuße der Umfassungsmauern Karls V. einen Palast, welcher den Namen **Palais Cardinal** empfing. Man glaubt, daß die Pracht dieses Baues, der Glanz der Gemälde, auf welchen der Cardinal die Hauptthaten seines Lebens hatte darstellen lassen, die fürstliche Majestät des ganzen Etablissements bei Ludwig XIII. eine gewisse Eifersucht erweckten, und

*) S. Nr. 13.

vermuthe, daß es kein völlig freiwilliger Act war, als Richelieu dem Könige das Hôtel zum Geschenke machte.

Nach dem Tode Ludwigs XIII. siedelte Anna von Oesterreich mit ihren Kindern aus dem Louvre nach dem Palais Cardinal über, das von nun an Palais Royal genannt wurde. Das Hotel wurde noch durch verschiedene Nebengebäude vergrößert, auch kaufte man in jener Zeit den Platz dazu, welcher sich vor dem Palais ausdehnt und dessen Anlage noch unter Richelieu projectirt worden war.

Diese erste Periode des Palastes soll uns hier nicht beschäftigen. Die Scenen der Fronde, die Verhaftung der Prinzen Condé, Conti und Longueville gehören viel mehr in eine Geschichte, als in eine kurze monographische Skizze.

Als 1692 der Herzog von Chartres, nachmals Regent von Frankreich, Fräulein von Blois, eine natürliche Tochter des Königs, geheirathet hatte, gab dieser das Palais Royal der jüngeren Linie der Bourbons als Apanage. Dieser Uebergang bezeichnet eine bedeutungsvolle Epoche in der Geschichte des Palastes, welchem die Prinzen von Orleans, vom Regenten bis auf Philippe Egalité, die Spuren der Größe und der Laster aufgedrückt haben, die schließlich seine Physiognomie ausmachen sollten. Unter der Regentschaft wurde das Palais Royal zum Regierungssitze erhoben. Hier war es, wo sich der Geheime Rath versammelte, hier auch, wo Philipp von Orleans seinen Vertrauten, seinen „Roués", seinen Freundinnen und Maitressen jene berüchtigten Soupers gab, bei denen der Schwung des Vergnügens oft die Verhältnisse cäsarischer Orgien annahm.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts veränderte sich der äußere Anblick des Palais Royal sehr und selbst seine Topographie erlitt wesentliche Modificationen. So wurde nach der Feuersbrunst vom 6. April 1763, welche den Theatersaal und den größten Theil des einen Flügels des Palastes zerstörte, jener Saal außerhalb des Gebäudes neu errichtet, auf einem Terrain, das jetzt in der Rue de Valois den Restaurant des Boeuf à la Mode und die Häuser einnehmen, welche die Ecke der Cour des Fontaines bilden. Der Garten war damals weit größer als heute; Alleen von Kastanienbäumen, die Richelieu gepflanzt, beschatteten den Grund und Boden, auf welchem gegenwärtig die Straßen Valois und Montpensier stehen.

Die heutige Physiognomie des Palais Royal datirt seit dem Ende der Regierung Ludwigs XVI. Am 8. Juni 1781 hatte eine neue Feuersbrunst den Theatersaal in Asche gelegt, und jetzt entwarf der Herzog von Chartres (Egalité) einen einigermaßen auf die Procuratien Venedigs gegründeten Plan, der einen Theil des Gartens in Galerien umwandeln sollte, welche nachmals der berühmteste Bazar Europas geworden sind. Die Pariser Bevölkerung nahm indeß diesen Plan sehr übel auf. Die Memoiren jener Tage sind voller Vorwürfe, Pamphlets, Chansons und Epigramme, welche das Project hervorrief. Nur schwer konnte man sich an den Gedanken gewöhnen, daß ein Prinz von Geblüt wie ein Privatmann Boutiken vermiethete; außerdem waren die schönen Bäume umgehauen worden und selbst der berühmteste von allen, der Baum von Krakau, hatte zum Opfer fallen müssen, jener Baum, um welchen sich alle Neuigkeitsjäger (Nouvellistes) zu versammeln pflegten.

Bevor die Revolution hereinbricht, deren Nahen sich bereits fühlbar macht, wollen wir der bekannten Correspondenz des Baron Grimm eine Schilderung des Palais Royal entlehnen, wie dies 1784 sich darstellte. Die Farbengebung ist ziemlich lebhaft und als solche ein Zeichen der Zeit.

„Es würde schwer sein, das Schauspiel zu malen, welches diese Promenade darbietet, wenn, mit sinkender Sonne, die Frauen erscheinen, um in diesem Garten die Kühle und hauptsächlich das Vergnügen zu genießen, gesehen und bewundert zu werden. Doppelte und dreifache Reihen von Stühlen, die längs der breiten Alleen aufgestellt werden, genügen kaum, die Menge der fast sämmtlich hübschen Damen aufzunehmen. Inmitten der Alleen lustwandeln die schönsten und elegantesten mit jener leichten Anmuth, welche die ebenso einfache wie graziöse Form der modischen Kleider erst recht zur Geltung bringt; seidene Untergewänder, deren Farbe durch lange Roben von Gaze oder Linnen schimmert und gewissermaßen das nackte Fleisch andeutet; leichte Gürtel, welche die Taille umschließen und durch den Contrast der Farben das Schlanke ihrer Umrisse bezeichnen; endlich blumenbekränzte Hüte, die mit liebenswürdiger Nachlässigkeit auf den feinen Köpfen sitzen und deren Umfang einen Theil des Gesichts nur darum zu verbergen scheint, um den Reiz des Geheimnißvollen hinzuzufügen — das Alles trägt dazu bei, den Frauen unserer Tage eine Anmuth zu verleihen, welche fesselnder ist, als die Schönheit selbst. Man glaubt sich nach Athen zu jenen Festen versetzt, wo die Schönheit, eher geschmückt als verhüllt von den wallenden Falten ihrer Gewänder, ihren Glanz blos den Blumen entlehnte, die ihren Kopf umkränzten.

„Die Flammen von hundertachtzig Reverbèren, welche in den hundertachtzig Arcaden aufgehangen sind, die der neuen Lampen à la Quinquet, welche die Kaffeehäuser, die Restaurants und die Kaufläden erhellen, gießen ein mildes Licht über diese Promenade. Dies Helldunkel fordert und erheischt den Anstand, während zu gleicher Zeit der Zauber seiner Effecte die Wollust bis in die Luft zu verbreiten scheint, die man athmet. Es ist der Moment, wo die Schaar unserer schönen Aspasien sich in den Garten begiebt; die Eleganz ihrer Toilette, die Ungenirtheit ihrer Haltung zieht den lärmenden Haufen unserer jungen Leute ihren Schritten nach. Daraus entsteht eine Fluth und Ebbe, deren Wellenschlag jene jungen Schönheiten regeln."

Diese wollüstige Lyrik ist, wie ich kaum zu erwähnen brauche, die Zeitgenossin des „Faublas" und der „Liaisons dangereuses." Aber bereits ist die Revolution da, und die Aspasien beginnen, ohne ihr Terrain abzutreten, sich im Palais Royal mit der leidenschaftlichen Menge der Nouvellisten zu mischen. Das Haupt Frankreichs ist noch in Versailles, aber das Herz ist hier, im Palais Royal. Ein Baum desselben ist es, welcher am 12. Juli 1789 Camille Demoulins das Signal liefert zum Ausbruch der Revolution, die, zwei Tage nachher, die Monarchie in ihrer Veste, der Bastille, angreift.

Von diesem Augenblicke an ist das Palais Royal ein Club in Permanenz. Hier werden die Neuigkeiten ausgetauscht, wahre und falsche, welche die Gemüther erhitzen; hier stellt man patriotische Anträge, hier entwickelt sich der Kampf der Parteien. Frau Roland am Arme Barnave's, mit den drei Farben geschmückt, trunken von Begeisterung und Illusionen, bleibt ein Ausdruck der Physiognomie, wie sie das Palais Royal in dieser Periode, von 1789—1790, darbietet.

Der Horizont verdüstert sich, nach wie vor aber ist das Palais Royal das Forum der Revolution. Die Salons schlossen sich, die Privatversammlungen wurden verdächtig; die gegen die neuen Ideen Gleichgiltigsten und ihnen Feindlichsten mischten sich hier unter die Menge; die Herzen, die bei der Erzählung von unseren ersten Siegen über das Ausland nicht in Enthusiasmus klopften, fühlten sich noch von der Neugier angezogen, welche das stürmische Schauspiel dieses Riesendrama's erregte, das niemals in der Geschichte seines Gleichen gehabt hat.

In dieser Phase der revolutionären Gährung wurde das Palais Royal zur Bühne der exaltirtesten Leidenschaften und oft der blutigsten Tragödien. So verbrannte man hier 1791 das Bild des Papstes und 1792 das Lafayette's. D'Epremesnil ward hier entkleidet und niedergehauen. Nach der Reaction des Thermidor verbrannte man hier eine Puppe, die mit allen Emblemen des Jacobinismus versehen war. Das Palais selbst erfuhr viele Umwandlungen. Nach dem Tode Egalité's etablirte man Verkaufslocale, Tabagieen und Spielsäle darin; auch wurden daselbst Bälle abgehalten. Im Ganzen war seine äußere Physiognomie nicht sehr von der unserer Tage verschieden, wenn man sich an der Stelle der heutigen Bassins einen Circus vorstellt, welcher 1798 abbrannte. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 32.

* Stumm.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Die Einförmigkeit in dem Leben auf Schloß Jerson wurde fernerhin durch nichts mehr unterbrochen. Jenny hielt sich, zur großen Freude ihrer Mutter, zurückgezogener als jemals, und verließ kaum ihre Bücher und Zeichnungen. Der junge Spanier war verzweifelt, daß sie das Piano so ganz und gar vernachlässigte und daß er keinen Augenblick fand, wo er sie allein sprechen konnte. Dennoch wagte er es nicht, die Gefühle, welche ihn bewegten, dem Papiere anzuvertrauen und sich dem jungen Mädchen offen zu entdecken; da es seinem nobelen Charakter widerstrebte, die Gastfreundschaft auch nur auf das Geringste zu verletzen.

Eines Tages ging Juanitto mit über der Brust gekreuzten Armen ganz allein in einer der Alleen des Parkes spazieren und hing seinen schwermüthigen Gedanken nach, als aus einem schattigen Seitengange der Lord Bleming auf ihn zutrat.

„Ah, sieh da, mein lieber Graf!“ so redete er den jungen Mann an. „Nun, hier, in abgelegenen Gründen des Parkes ganz allein, um zu träumen? Was haben Sie nur? Seit einigen Tagen sind Sie zerstreut, übellaunig, und Wolken sammeln sich auf Ihrer sonst so heiteren Stirn. Sie brechen von der Tafel auf, während noch der letzte Gang präsentirt wird, Sie vernachlässigen das Billard, kurz, Sie leben offenbar in einer idealen Welt, denn um uns arme Erdenbürger bekümmern Sie sich ganz und gar nicht.“

„Sie haben Recht, Bleming,“ war die Antwort; „lassen Sie uns also klug sein, und nach London zurückkehren; wir werden Corso fahren, spielen, reiten, wetten, jagen — kurz als echte Sportsmen auf nobele Weise die Zeit tödten.“

„Vortrefflich, lieber Graf,“ warf der Lord ein. „Auch ich weiß nicht mehr, wie ich diese entsetzliche, grauenerregende Langeweile hier bannen soll. Bella ist kalt wie ein Fisch, und hat nur Einen Gedanken: den an Lord Kadwell, ihren Verehrer, welcher augenblicklich auf dem Continent reist, um sein Leben noch ein wenig zu genießen, bevor er sich in die drückenden Fesseln der Ehe schmieden läßt. Die Lady Jerson ist eine imposante, stolze und kalte Dame — unnahbar wie ein Dornbusch; der Lord ein reiner, trockener Zahlenmensch; Clara, meine Schwester, langweilt sich wie wir. Die allerliebste kleine Stumme verschanzt sich hinter einer Bibliothek von einigen tausend Bänden, in die sie sich total vergräbt; ich will des Teufels sein, wenn man ein so interessantes Leben lange ertragen kann, ohne am Spleen zu sterben. Nach London also, auf nach London! Auch nicht einmal ein Fremder läßt sich blicken, der etwa die Jerson's zu besuchen käme. Es ist, als ob das alte Schloß unter einem Bann stände. Wahrhaftig, ich glaube, ich habe Recht, wenn ich immer daran denke — hahaha — auf dieser kleinen Jenny ruhe ein Fluch, ein Verhängniß!“

„Ein Verhängniß — ein Fluch?“ wiederholte der Spanier. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Wie Sie sich erhitzen!“ rief Bleming nicht ohne leichten Spott dem erregten jungen Manne zu. „Gemach, gemach! Ich will Sie Schritt vor Schritt zum meinem Vertrauten machen.“

„Sprechen Sie; sprechen Sie. Ich höre ihnen mit Begierde zu.“

Der Engländer hielt seine Schritte einen Augenblick an. „Wie Sie mich hier sehen,“ begann er, „bin ich, Lord Arthur Bleming, zum Sterben in Jenny verliebt gewesen.“

„Sie?“ unterbrach Juanitto den Sprecher überrascht und gedehnt.

„Par Dieu, ich selber! Sie sind darüber erstaunt? Ich auch, kann ich Sie versichern, nachdem jetzt die Krisis vorüber ist. Stumm wie sie ist, hatte mich das Mädchen interessirt. Ich näherte mich ihr, fing eine Tändelei mit ihr an und fing schon an, mich ernstlich mit dem Gedanken vertraut zu machen, das Joch einer Heirath auf mich zu nehmen und Jenny Jerson Herz und Hand anzubieten. Die Partie war nicht übel; die Frau eine Stumme — es mußte eine glückliche Ehe werden.“

Der Spanier unterbrach hier erregt seinen Begleiter, welcher ihm langsam, und offenbar mit großem inneren Behagen, ein Wort nach dem anderen zuwägte. „Ein Gemeinplatz, Bleming!“ rief er aus. „Kommen Sie endlich zur Sache. Wurden Sie wieder geliebt? . . . . Wurden Sie?“

„Keineswegs!“ war die trockene Antwort. „Ich bin auch von meiner Thorheit jetzt vollständig genesen, jeder Gedanke an das Mädchen ist aus meinem Herzen verlöscht; denn erfahren Sie: diese stumme Jenny ist, seit ihr ein Zufall die Sprache raubte, von einer Leidenschaft, von einer Manie — wie nenn' ich's nur? — befallen worden, welche jede Flamme sofort ersticken muß.“

„Aber worin besteht denn diese Manie? So reden Sie doch!“ drängte ungeduldig Juanitto.

„Sie ahnen es nicht? Nun, ist Ihnen ihre Musik, ihr manchmal so meisterhaftes, vollendetes Spiel nicht schon oft eigenthümlich, sonderbar erschienen? Mit diesem Spiel hat es eine eigene Bewandtniß. Sehen Sie, in der Einsamkeit, in welcher das Mädchen lebt, der Sprache beraubt, verwirrt gemacht vielleicht durch die Lectüre von überspannten Romanen, setzt sie einen Stolz darein, eben so viel umworben zu sein als andere junge Damen ihres Standes. Sie ist auch in der That so schön, daß man das Fehlen der Sprache auf Momente vergessen kann, und sobald sie sieht, daß ein Mann sich ihr nähert, lockt sie ihn durch ihr Clavierspiel immer mehr an sich, ihr Opfer mit dämonischen Tönen ganz umstrickend, um endlich, wenn es ihr gelungen ist, wieder ein Herz in Flammen zu setzen, mit einer Attitüde, wie eine Königin in einem Melodrama, zu erklären, daß sie sich niemals verheirathen wolle! Nun zieht sie sich, wie eine Schnecke in ihr Haus, in ihren Schmollwinkel zurück, um aus der sicheren Ferne sich schadenfroh an den Leiden zu ergötzen, welche sie verursacht hat.“

Der junge spanische Graf rang mühsam nach Athem. Seine Züge waren bleich geworden wie die eines Todten, sein Auge

glänzte unheimlich, sein Schritt wankte. Er mußte all' seine Willenskraft zusammenraffen, um seinen Zustand vor Bleming zu verbergen.

Scheinbar ohne den Eindruck, welchen seine Worte hervorgerufen hatten, zu bemerken, fuhr Bleming in leichtem Tone fort: „Als ich dies entdeckte, streifte ich die Neigung zu dieser kleinen coquetten Diavolette ab wie ein Paar Ballhandschuhe; — hahaha; wir Männer sehen wohl gern ein armes Opfer schmachtend zu unseren Füßen, allein wir selbst spielen diese Rolle niemals."

Juanitto hörte nicht mehr. Wie ein Blitz schoß es ihm bei Blemings Worten durch's Gehirn. Jetzt erklärte er sich Alles; er fand jetzt einen Grund zu Jenny's räthselhafter Zurückgezogenheit, zu der Thatsache, daß sie ihren Flügel seit Tagen nicht mehr angerührt, — zu Allem, Allem hatte er jetzt den Schlüssel.

Als Bleming sah, daß seine Worte gezündet hatten, warf er nachlässig die Frage hin, ob Juanitto mit ihm gemeinschaftlich einen Spazierritt machen wolle? Als dieser die Aufforderung ablehnte, ging er allein von dannen, im Herzen triumphirend über das augenscheinliche Gelingen seines boshaften Planes.

Der Graf von Melsoro war noch längere Zeit, in tiefes Sinnen versenkt, im Park spazieren gegangen, als an einem Kreuzwege ihm die Damen des Hauses begegneten. Er begrüßte sie ceremoniell und begann sogleich ein Gespräch mit Clara Bleming, welche Alles aufbot, um sich so angenehm und liebenswürdig zu zeigen, als es ihr nur immer möglich war. Jenny ging neben ihrer Mutter her und schlug die Augen nieder. Eine Thräne hing an ihrer Wimper; nur einzelne kurze Bewegungen entschlüpften ihr fast convulsivisch, jedoch unbemerkt. Endlich setzte sie sich auf eine Rasenbank und blieb unbeweglich, bis sie von Ferne ein spielendes Kind erblickte, welches sie durch Zeichen herbeirief. Es war die Tochter des Gärtners und Jenny's Pathekind; sie schloß es in die Arme und küßte es leidenschaftlich auf den kleinen Mund.

Juanitto sah diese Scene und näherte sich.

„Sie lieben die Kleine wohl sehr?" fragte er.

Jenny bejahete.

„Ich will es glauben," fügte der junge Spanier bitter hinzu, „aber sie auch nur allein."

Und damit wandte er sich zum Gehen.

Schmerzvoll beugte Jenny das Haupt und unterdrückte gewaltsam einen schweren Seufzer, welcher sich ihrer angstbedrängten Brust zu entringen drohte.

Noch denselben Abend traf ein junger Baronet Sir Georges Klifton aus London ein, welcher seinen bevorstehenden Besuch schon seit einiger Zeit angemeldet hatte. Die Herren machten bei einer Cigarre bald nähere Bekanntschaft, und nach dem Souper ließ Jenny sich erbitten, die Gesellschaft durch ihr Clavierspiel zu erfreuen. Sie setzte sich zum Flügel und phantasirte. Während des Spiels aber flüsterte Bleming dem jungen Spanier wie ein schadenfroher Dämon leise die Worte zu:

„Sie stellt ihre Netze aus, um auf's Neue wieder ein armes Fischlein zu fangen!"

Juanitto antwortete nicht; wie trunken hingen seine Blicke an den lieblichen Formen des schönen Mädchens; sein Ohr lauschte nur den Zaubertönen, welche diese kleinen Finger den Tasten so meisterhaft zu entlocken wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem modernen Paris.

(Fortsetzung.)

Unter dem Consulat, mehr noch unter dem Kaiserreich aber erhielt das Palais Royal specieller die Bedeutung, welche es in der Geschichte von Paris charakterisirt. Man vergegenwärtige sich den Palast um das Jahr 1805; da befanden sich darin fünfzehn Restaurateurs, zwanzig Kaffeehäuser, achtzehn Spieltische und elf Pfandleiher. Auch im Souterrain gab es noch Cafés und allerhand Schaustellungen. Im Oberstock der Gebäude, über den Galerieen und bis auf die Böden hinauf, wohnten die entarteten Aspasien, welche das Auge Grimms entzückt hatten. Es waren meist Geschöpfe, welche die Unternehmer der öffentlichen Lustbarkeiten unterhielten, die ihnen auch ihre Costume à la Feenprinzessin lieferten. Abends pflegten diese Frauen, welche man damals „die „Nymphen des Palais Royal" nannte, in sehr decolletirten Ballkleidern, mit goldenen und silbernen Litzen bedeckt, Kopf und Hals mit glänzendem Glasschmuck belastet, der als Diamanten figuriren mußte, durch die Galerieen zu promeniren. Noch viele Männer unserer jetzigen Generation haben dies Schauspiel gesehen, welches man heute für unanständig erklären würde. Die Prostitution unserer Tage trägt elegante runde Hütchen und schreitet mit gesenktem Blick über die Boulevards. Die Spielhäuser zogen Männer aus allen Gesellschaftsklassen an. Das mit 113 bezeichnete, welches in einem Hause etablirt war, das noch heute diese Nummer trägt, war von Industrierittern, von Gaunern und Abenteuerern aller Art frequentirt. Da man vierzig Sousstücke als Spieleinsatz zuließ, so verloren hier regelmäßig eine Menge von armen Arbeitern ihren Wochenlohn. Gar oft verspielten die Cassirer von Bank- und Handelshäusern den Inhalt ihrer Wechselportefeuilles und Geldtaschen an diesem grünen Tische. Von Zeit zu Zeit tönte ein Pistolenschuß durch die Mitternacht. Er kam von einem „Ausgebeutelten", der sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Es würde ein ganzes Buch erfordern, wollte man die besondere Physiognomie jedes einzelnen Etablissements und alle die vielen Schaustellungen beschreiben, die damals dem Palais Royal eigenthümlich waren. Das Café Foy allein datirte noch aus dem Ancien Régime. Hier versammelte sich bei Gefrorenem und Concert der Adel beider Geschlechter und auch nach der Revolution bewahrte es inmitten der es umgebenden Tabagieen immer einen gewissen aristokratischen Duft.

Am Ende der Galerie Montpensier gelangte man zum Café des Mille Colonnes. Die Krystallsäulen, von den großen Spiegeln ins Unendliche vervielfältigt, waren eine Merkwürdigkeit, die man Provinzialen und Ausländern als eines der sieben Weltwunder zu zeigen pflegte.

Unweit des Cafés Foy lag der Conditorladen Berthelemot's, der eine Armee von Poeten unterhielt, welche ihm die Devisen seiner Bonbons dichten mußten. Im Café du Caveau vollführte allabendlich ein als Wilder gekleideter Mann durch sein Trommeln einen Höllenlärm. Es war ein Hauptstelldichein für galante Schönen niederer Gattung und für Strolche jedweder Kategorie und wurde von der Polizei besonders überwacht.

Eine Menge anderer unterirdischer Etablissements waren wirkliche Spelunken. In einer derselben spielte man Theater, selbst Voltaire'sche Trauerspiele. Die ersten Künstler hatten dreißig Sous und eine Flasche Bier tägliche Gage; die untergeordneten Kräfte erhielten kein Geld, wohl aber Bier. Diese Locale wurden jeden Abend von Colporteurs, von Tücher-, Parfümerie-, Messer-, Brieftaschen- und anderen Händlern heimgesucht und die Blumenverkäuferinnen spielten zugleich die Kupplerinnen und Gelegenheitsmacherinnen.

Das Charakteristische dieser Periode ist eine gewisse Offenheit in der Unverschämtheit. Alles was sich heute hinter Jalousieen und Fensterläden versteckt, alles das zeigte sich damals frank und frei im Lichte der von Quinquet erfundenen Lampen, welche den Baron Grimm so sehr geblendet hatten. So unter-

hielt das Theater Montansier (heute der Saal des Palais Royal) allein fünfzig Courtisanen bester Auswahl, welche freies Entr e hatten. Die Polizei, immer naiv, wo sie moralisch sein will, hatte ihnen den Zugang zu dem Foyer verboten, dafür schwärmten sie ungenirt in den Gängen und Galerieen des Hauses umher. Ein Chronist der Zeit schildert das Treiben im Palais Royal, wie es in jenen Tagen sich zeigte, folgendermaßen:

„Der Garten", sagt er, „zählt vierhundertsechsundachtzig Bäume; während der schönen Jahreszeit kommt noch eine zahlreiche Orangerie hinzu, ihn zu schmücken. Zwischen neun und elf Uhr Morgens beginnen die Promenaden darin; nachher erscheinen hohläugig, mit bleichem Teint und schmutziger Wäsche die Spieler, die mit den Händen auf dem Rücken darüber nachgrübeln, wie und wo sie Geld auftreiben sollen. In der nämlichen Stunde nehmen die galanten Damen, welche die Nacht in der Stadt zugebracht haben, bevor sie nach Hause gehen, ihr Glas Limonade im Pavillon de la Paix. Man erkennt diese Frauen an der Unordnung ihrer Toilette und an ihren schlaffen, abgespannten Zügen und bemerkt, daß sie immer Zehnfrankenstücke wechseln. Gegen Mittag stellen sich die Geschäftsleute, Negocianten, Agenten und Müller auf der Terrasse du Caveau ein, Offerte zu machen, Effecten zu verhandeln und Hypotheken- und Wucheranleihen abzuschließen. Sowie die Börse beginnt, schicken sie ihre Abgesandten dahin, um die Course zu erfahren und darnach ihre Geschäfte zu regeln.

„Während dieser Zeit füllen sich die Steingalerieen mit sehr respectabelen Leuten, die hier allerlei Ueberflüssigkeiten einkaufen; denn nur sehr schwer widersteht man den Coquetterieen und honigsüßen Reden der hübschen Boutikennymphen. Zwischen drei und vier und ein halb Uhr trifft man viele junge Leute, welche sich mit ihren schönen, meist bürgerlich gekleideten Frauenzimmern Rendez-vous gegeben haben, um von hier aus in die Champs-Elysées zum Speisen zu gehen, bei Doyen oder bei Amant, zum Moulin-Rouge in der Allee des Veuves. Von fünf bis acht Uhr nehmen alle die, welche in dem Palais Royal, dem einstmals königlichen Palaste, dinirt haben, ihre Tasse Kaffee und ihr Gläschen Liqueur. Jetzt schwinden die verschiedenen Nuancen der Gesellschaft, Alles wirrt nun durcheinander und wird zu einem allgemeinen „Macedonien". Endlich schlägt es acht; da steigen sämmtliche Nymphen aus ihren Wohnungen herab und stürzen sich, mehrere hundert an Zahl, in das Gewühl des Gartens. Sie theilen sich in drei Klassen: die, welche in den hölzernen Galerieen und den kleinen Alleen promeniren, heißen Halb-Castore; die in den Galerieen sind die Castore und die auf der Terrasse du Caveau die feinen Castore. In diesem Moment ist der Menschenzusammenfluß ungeheuer. Erstens sind da die Fremden und andere von der Neugier Herbeigelockten; zweitens die Gardes du Corps unserer Nymphen, welche man die Herren Spieler nennt; drittens die bei dem Spiele Angestellten; viertens die jungen Leute; fünftens die alten Roués; sechstens die Militärs; siebentens die Spielberechner; achtens die Taschentuchverkäufer; neuntens die Händler mit alten Uhren; schließlich zehntens die Gauner."

Wir haben dieser Schilderung ihre ganze Naivetät gelassen; übrigens dünkt uns, daß ihr ein gewisses malerisches Moment nicht fehle.

Die hölzernen Galerieen, von welchen in dieser Beschreibung die Rede, lagen da, wo wir heute die schöne Galerie Orleans haben; es war eine Art von Jahrmarkt und die Boutiken nicht viel besser als Breterbuden. In diesen Galerieen, denen man den Namen „das Tatarenlager" (Camp des Tatares) beigelegt, hatten hauptsächlich Modistinnen und Buchhändler ihre Verkaufsstätten aufgeschlagen. Die immer launenhafte Mode drängte darin stets eine gewaltige Menschenmenge zusammen; man schaarte sich um die Fenster der Putzmacherinnen und Waschhändlerinnen; man stand vor den Auslagen der Buchläden und las, ohne daß sich jemals wer darum kümmerte, gratis die Brochüren und Pamphlets des Tags. — Dazumal war das Palais Royal das Centrum von Paris; aber hundert Meter vom Palais Royal war man schon nicht mehr in Paris. Der Ruf dieses Bazars hatte die ganze Welt erfüllt und der Fremde stellte sich ihn als ein Zauberfest aus den Märchen von tausend und einer Nacht vor. Das Palais Royal sehen und sterben!! Das war der Wunsch Europa's. Manche Hagestolze hatten sich im Palais einlogirt und brachten daselbst ihr ganzes Leben zu. In der That gab es kein Bedürfniß, keinen Luxus, keine Phantasie, keine Caprice, keine Leidenschaft, die man nicht zwischen den Umfassungsmauern dieses Palais, welches eine Stadt in der Stadt war, befriedigen konnte.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftliche Forschungen in Tibet.

Dem Correspondenten der „Times" in Calcutta zufolge dürfte demnächst eine Reisebeschreibung in die Oeffentlichkeit gelangen, die das Seitenstück zu Professor Vambéry's kühnen Fahrten im Orient bildet. Die Erforschung Groß-Tibets und Lhasa's war schon lange von der britischen Regierung projectirt, aber bis jetzt noch immer an der starren Grenzabschließung der Chinesen gescheitert. Da trat im Jahre 1861 der Ingenieurcapitän Montgomery, damals mit der Vermessung von Kaschmir beschäftigt, mit dem Vorschlag auf: Eingeborene auszubilden und als Entdeckungsreisende zu verwenden, lieferte auch selbst kurz darauf durch Absendung eines Moslem, der mit schätzenswerthen Ergebnissen zurückkehrte, den Beweis der praktischen Anwendbarkeit. Auf seine Veranlassung ließ sich denn auch damals Oberst Walker, Chef der großen trigonometrischen Vermessungsabtheilung, bewegen, sich von der Schulcommission zwei eingeborene Schulcandidaten, die beide von halb tibetanischer Abkunft waren, auszubitten, die alsbald in allem Nothwendigen unterrichtet wurden. Es war keine leichte Arbeit, sie zum Vermessen sowohl als zu astronomischen Beobachtungen heranzuziehen, aber es gelang, und die beiden jungen Leute begaben sich im Juni 1865 auf den Weg. Nach verschiedenen Versuchen gelang es dem einen der Reisenden, durch Kirong in Tibet einzudringen und seine Instrumente, zwei große Sextanten, zwei Taschensextanten, prismatische und Taschencompasse, Thermometer, Chronometer und Uhr, wohlverborgen in einem doppelten Boden seiner Kiste, einzuschmuggeln. Das Gebetrad der Buddhisten hatte Capitän Montgomery zur Aufnahme eines Compasses und für Aufzeichnungen eingerichtet, und der Gebrauch des Rosenkranzes diente einmal zur Controle der Schrittberechnungen bei Entfernungen, während zugleich aufdringliche Reisende durch religiösen Anstand abgehalten wurden, den so augenscheinlich andächtigen Beter zu unterbrechen. Jetzt nach 18 Monaten ist der Entdeckungsreisende zurückgekehrt und soll demnächst eine neue Expedition antreten. Sein Name wird deshalb vorderhand geheim gehalten, und er heißt nur „der indische Vambéry". Die Hauptergebnisse der eben vollendeten Reise bestehen in einer großen Anzahl astronomischer Beobachtungen, die der Reisende zu Breitenberechnungen an 31 verschiedenen Punkten aufgenommen, ferner in einer genau ausgearbeiteten Routenvermessung einer Strecke von 1200 Meilen, bestimmend den Lauf des Brahmaputra und der großen tibetanischen Heerstraße. Die Abenteuer, welche der Reisende bestanden und jetzt in der einfachen schlichten Weise Herodots und Marco-Polos erzählt, sind äußerst mannichfaltig. Wenn ihm die Gelder ausgingen, unterrichtete er nepalesische Kaufleute in der indischen Buchführung und paßte geduldig die Gelegenheit ab, wo es ihm möglich wurde, auf die eine oder andere Weise seinen Zweck zu erreichen. Vor dem Dalai Lama stand er bei seiner Audienz in Furcht und Zittern, da selbst unter den Eingeborenen, die nicht dessen Lehre folgen, der Glaube verbreitet ist: er ergründe die geheimsten Gedanken. Jedenfalls machte er in diesem Falle von seiner Allwissenheit keinen Gebrauch, und unser Reisender kam mit dem Schrecken davon. Da der Lama in der 13. Station der Seelenwanderung steht, und mit 13 Wanderungen die Periode eines Lama endet,

so erwartet man bei seinem Tode bedeutende politische Veränderungen. Die große tibetanische Heerstraße wird interessant geschildert. Bis zu einer Höhe von 17,000 Fuß über die Berge hingehend, ist der Weg so günstig gewählt, daß ein Reiter, ausgenommen bei Flußübergängen, auf der ganzen Strecke nicht vom Pferde zu steigen braucht. 22 Haltestellen, für die Aufnahme von 150—200 Mann eingerichtet, sind auf der Straße in Entfernungen von 20—70 engl. Meilen vertheilt und enthalten, nebst Einrichtungen zur Labung und Rast der Reisenden, auch die nöthigen Relais an Reitpferden für die Staatskuriere. Letztere sind eine merkwürdige Klasse von Menschen und einigermaßen verschieden von ihren europäischen Collegen. Sie reiten ohne Rast und halten nur zum Essen und zum Pferdewechsel. Beides wird stets für sie bereit gehalten. So fliegt der Kurier die Strecke von 800 engl. Meilen in 24 Tagen dahin und langt abgemagert, mit aufgesprungenem Gesicht, blutunterlaufenen Augen und von Ungeziefer halb verzehrt, an Ort und Stelle an. Letzteres, das Ungeziefer, findet seine Erklärung in der Thatsache, daß die Kleider, worin er die Depeschen trägt, bei der Abreise auf der Brust gesiegelt werden, und nur der Empfänger das Siegel lösen darf.

Mannichfaltiges.

— Zu der nun demnächst der gerichtlichen Verhandlung entgegensehenden Affaire Chorinsky, wie sie mit Recht jetzt genannt zu werden scheint, schreibt man der Wiener „Presse" aus München: „Unter diejenigen Momente, welche am meisten den Grafen Chorinsky graviren, ist in erster Reihe dessen Correspondenz mit Julie v. Ebergenyi zu zählen. So liegt ein Brief vor, welchen er von Wien an Julie v. Ebergenyi schrieb, als dieselbe sich in München befand, um die furchtbare That zu vollführen. In diesem Briefe ermahnt Graf Chorinsky seine Geliebte, sie möge doch kein Mitleid haben, sie möge sich nicht bethören lassen und nicht schwach werden, damit ihrer endlichen Vereinigung nichts im Wege sei, und sie möge ja die Pulver nicht verwechseln. Es ist ferner constatirt, daß der auf den Namen Julie v. Hoveth lautende Paß, mit welchem Julie v. Ebergenyi reiste, von ihrem Geliebten, dem Sohne des Statthalters, mittelst seines Einflusses beschafft wurde. Daß das angeklagte Paar sich bereits als Ehegatten betrachtete und auch schon alle Vorbereitungen zu einer baldigen legitimen Schließung der Ehe getroffen hatte, dafür liegen volle Beweise vor. So ist entdeckt worden, daß bei einem Graveur Monogramme zum Pressen auf Leinenzeug bestellt waren, welche die Buchstaben G. J. (Gustav — Julie) verschlungen enthalten sollten."

— Man schreibt aus Czernowitz, 4. März: Der heutige Morgentrain, welcher von Czernowitz ausfuhr und Abends hätte in Lemberg anlangen sollen, liegt im Pruth begraben. Nur wenige Secunden dauerte die Fahrt. Als die Locomotive den vorletzten Steinpfeiler der nach Schifftorn'schem Systeme construirten eisernen Brücke passirte, brach das Eisenwerk unweit des jenseitigen Brückenkopfes und Locomotive und Waggons donnerten hinab in die eisigen, hochangeschwollenen Fluthen des Pruth. Nachdem der wildbrausende Strom Maschine und Brückenabtheilung, und über und neben einander sich aufthürmende Transportwaggons verschlungen hatte, blieb — wie durch Fügung der Vorsehung — der Personentrain vor dem verhängnißvollen Pfeiler, auf dem rückwärtigen Theile der Brücke stehen. Keine Locomotive dampfte mehr; keiner der vorderen Waggons zog mehr — der Strom war gesättigt. Locomotiv-Personal und Conducteur sind verschwunden; ein Bedienungsmann wurde, fürchterlich zugerichtet, aus den Fluthen gezogen; die verfrachteten Thiere (Rinder und Borstenvieh) wurden theils zwischen den Waggons zu Brei zermalmt, theils von den reißenden Wogen fortgetrieben und schwammen — lebendig und todt — zwischen Eisschollen und Wasserwirbeln dahin. Die Reisenden im Personentrain kamen — mit Ausnahme eines heftigen Stoßes und des furchtbaren Anblickes einer so entsetzlichen Todesgefahr — unverletzt davon.

— Am 6. März ist in nur einer Stunde Entfernung von Chur eine Lawine gefallen, welche die Straße nach Engadin versperrt. Sie kam, berichtet das „Bündner Tagblatt", vom Bergabhang durch das Spiner-Tobel herab und deckte die gemauerte ungedeckte Brücke zwischen der Malixer Mühle und dem zu Churwalden gehörigen „Weißen Haus" völlig zu, sich noch eine gute Strecke über dieselbe ausdehnend. Muthmaßlich ist die Brücke unter dem haushohen Schnee eingebrochen. Nur zwei Mal kann man sich erinnern, daß an dieser Stelle eine Lawine gefallen. Ein Conducteur, welcher jene Straße seit 36 Jahren befährt, hat dort nie eine Lawine gesehen.

— Aus Molde in Norwegen wird unterm 19. Februar geschrieben: In der letzten Mittwochnacht wurden nicht weniger als drei Kathenstellen im Kirchspiele „Hens" von einer einzigen ungeheuer großen Schneelawine fortgerissen und die Bewohner derselben größtentheils getödtet. Der Besitzer der einen Kathe, welcher mit dem Leben davon kam, fand beim Nachgraben in den Ruinen seine Frau und seine vier Söhne alle als Leichen. Von der anderen Kathe wurden der Mann, die Frau, vier Kinder und die Mutter des Mannes aus dem Schnee hervorgezogen. Von diesen wurde der Mann, der älteste Sohn und, merkwürdig genug, das jüngste nur neun Monate alte Kind gerettet, welches letztere in den Armen seiner sterbenden Mutter lag.

— Die britischen Militärbehörden beabsichtigen die Einführung eines gänzlich neuen Strafsystems für das Vergehen der Trunkenheit in der Armee. Bis jetzt wurde jeder Soldat, der innerhalb eines Jahres viermal in betrunkenem Zustand angetroffen wurde, mit Einsperrung bestraft. Nunmehr ist vorgeschlagen worden, den Compagnie- und Bataillons-Commandanten die Vollmacht zu verleihen, dem Soldaten, so oft er sich des Vergehens der Trunkenheit schuldig macht, das Tractament zu entziehen. Diese Maßregel soll besser zur Abwehr des Uebels dienen.

— Auf der letzten Ausstellung von Gartenbauerzeugnissen in Philadelphia wurde ein einziges Exemplar der japanischen Lilie gezeigt. Alle Erwachsenen werden sich aus ihrer Kindheit der flammenden „Tiger-Lilie" erinnern, welche die Landgärten zierte. Diese große Blume nun ist die Tiger-Lilie in dreifacher Größe, aber mit gleicher Farbe, in welcher ein zartes Solferino in schneeiges Weiß übergeht. Der Kelch selbst hat volle 9 Zoll im Durchmesser; die Blumenblätter sind zart schwarzgefleckt; die Stempel oder Pistille, sind die Tapezierershämmer im Kleinen. Der Geruch der Blume ist der allerfeinste. Er hat die ganze Stärke jenes von der Tuberose ausströmenden, mit aller der Zartheit von Primel oder Veilchen. Für die Flora jedes Landes ist diese Blume höchst werthvoll. Sie kann nicht bald genug in jedem Garten angepflanzt werden. Die „Horticultural Hall" in Philadelphia ist keineswegs klein, und dennoch durchdrang der Geruch aus dieser einzigen Blüthe den ganzen Raum derselben. Mit Ausnahme der Blüthe der Victoria Regia ist sie die größte Blume, welche wir bis jetzt gesehen haben.

— Die „Wiener Ztg." veröffentlicht nun die Einladung der deutschen Kunstgenossenschaft zur dritten allgemeinen deutschen Kunstausstellung in Wien. Die Ausstellung beginnt bekanntlich am 1. September und endigt mit 31. October. Dieselbe findet in den Räumen des neuerbauten Künstlerhauses statt und umfaßt Werke der bildenden Kunst, welche seit der zweiten deutschen Ausstellung in Köln 1861 geschaffen wurden. Nur Werke von Künstlern deutscher Nation oder solchen, welche ihre künstlerische Ausbildung auf deutschen Kunstschulen empfangen haben oder sonst thatsächlich solchen Schulen angehören, werden aufgenommen.

Verantwortliche Redaktion: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 33.

* Stumm.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Fünftes Capitel.

Mehrere Tage vergingen. Juanitto konnte von dem Gedanken an Jenny nicht loskommen; er hatte das ihm von Bleming Mitgetheilte durchdacht, bis seine Sinne sich verwirrten. Glühend wünschte er, in des jungen Mädchens Herzen zu lesen, das Geheimniß ihrer eisigen Zurückhaltung zu ergründen. Aber vergebens strebte er nach einer zweiten Unterredung mit ihr; hartnäckig entzog sie sich seinem beständigen Forschen und Suchen, ja es war sogar umsonst, daß er eifrig des Morgens früh stets der Erste in dem kleinen Salon war, wo er sie das erste Mal gesprochen; sie erschien nicht wieder.

Schon wollte der junge Mann, der Verzweiflung nahe, ihr ein kurzes Billet schreiben und sie um die Gunst eines Zwiegesprächs mit ihr anflehen, als ganz unerwartet eines Morgens das schöne Mädchen in den Salon trat, in welchem noch Niemand anwesend war außer dem Spanier. Als Jenny seiner ansichtig wurde, wollte sie sich erschreckt und bestürzt wieder zurückziehen, allein er hatte sie schon bemerkt und mit inniger Stimme rief er bittend: „O, Ein Wort nur; ein einziges Wort . . . seien Sie barmherzig! Wenn Sie sich weigern, mich zu hören, so tödten Sie mich!"

Die Stumme erzitterte leicht; aber ihr schönes Gesicht blieb unverändert; ihre Mienen drückten nichts aus als Ueberraschung und Erstaunen.

„Großer Gott!" stöhnte der junge Spanier mit brechender Stimme; „Sie lieben mich nicht — Sie haben mich nie geliebt!" Und schluchzend begrub er sein Gesicht in seine beiden Hände.

Jenny lächelte bitter, indem sie ihre großen, liebetiefen Augen gen Himmel schlug. Durch eine rasche entschiedene Bewegung sagte sie ihm: „Wollte Gott, Sie sprächen wahr!" und verließ dann langsam das Zimmer.

Bei dem Geräusche, welches die hinter dem jungen Mädchen zufallende Thür verursachte, blickte Juanitto auf; und als er sich allein sah, brach der starke Mann mit einem Schrei zusammen; seine Sinne schwanden und eine wohlthätige Ohnmacht, welche sein Bewußtsein umfing, half ihm über den gehabten Eindruck zufällig und mitleidig hinweg.

Eine Stunde später rollte eine leichte Kalesche auf der Landstraße nach London dahin, welche in ihrem Inneren Miß Clara Bleming, deren Bruder Arthur und den jungen Spanier barg. Stumm, kalt und theilnahmlos saß dieser Letztere in einer Ecke des Wagens, in tiefe Träumereien versenkt; vergebens bot Clara Alles auf, um ihn aus seiner melancholischen Zerstreuung zu erwecken und für ihr Geplauder zu interessiren.

Eine so rasche und plötzliche Abreise hatte den Lord Jerson mit Recht befremdet, und Juanitto hatte dem freundlichen Drängen dieses liebenswürdigen Wirthes gegenüber zuletzt keinen anderen Ausweg gewußt als den Vorwand, er wolle nur die Bleming's begleiten, welche ihre demnächstige Abreise schon länger angekündigt hatten. Man hatte ihn darauf ziehen lassen, jedoch nur gegen das feste Versprechen, seinen Besuch binnen der kürzesten Zeit wiederholen zu wollen. Er hatte in halber Zerstreuung zugesagt, ohne eigentlich recht zu wissen, was er versprochen.

In London angelangt, zog sich Juanitto mehrere Tage lang in die tiefste Einsamkeit seiner Gemächer zurück und empfing Niemand bei sich außer Bleming, welcher oft genug kam und eine Art von Vergnügen daran empfand, die düsteren Bilder, mit welchen er die leicht erregbare Phantasie des jungen heißblütigen Spaniers randvoll angefüllt hatte, gleichsam bis in das Detail hinein auszumalen.

Auf die Dauer aber konnte diese von des Gedankens Blässe angekränkelte melancholische Stimmung bei einer so kräftigen, gesunden Natur, wie die Juanitto's von Melsoro, nicht Wurzel fassen, und als eines Tages der reiche und gastfreie Lord Colville ihn zu einem Balle einlud, folgte er dieser Einladung, denn es war ihm ein Bedürfniß, sich zu zerstreuen und den Trübsinn zu verscheuchen, welcher sein Herz ganz zu umnachten drohte.

Er fand in der Assemblée Clara Bleming, welche in dem Glanze einer höchst eleganten Toilette strahlte. Sie war nur begleitet von ihrer Mutter, denn Arthur, hieß es, sei auf einer Jagdpartie.

Juanitto fand kein Vergnügen am Tanz, an dem rauschenden, wirbelnden Durcheinander. Er zog sich daher bald in das Bibliothekzimmer zurück, wo er noch einige andere junge Leute fand, welche von intensivem Charakter und in sich gekehrter Natur wie er selbst die Stille dieses abgelegenen Zimmers aufgesucht hatten, um dem geräuschvollen lärmenden Treiben des Ballsaales zu entfliehen.

Wie groß war aber die Ueberraschung des Grafen, hier den jungen Baronet Sir Georges Clifton wieder zu finden, dessen oberflächliche Bekanntschaft er auf dem Landgute des Lord Jerson gemacht hatte. Tags zuvor war derselbe von der befreundeten Familie zurückgekehrt und konnte daher Juanitto die genauesten Nachrichten über diese, sowie über Jenny, deren leidender Gesundheitszustand sich inzwischen eher verschlimmert als gebessert hatte, und noch manche andere, für Melsoro höchst interessante Details mittheilen. Immer und immer wieder lenkte dieser jedoch das Gespräch auf Jenny, er konnte nicht müde werden, nach ihr zu fragen und zu forschen. „Ihre Lage ist in der That entsetzlich," meinte Sir Georges, „denn die Lähmung des Sprachorgans ist eine fast vollständige, und ich fürchte fast . . . ."

„Daß das Uebel unheilbar sei?" fiel ihm der junge Spanier angstvoll in die Rede.

„Dem schärferen Blicke des Mediziners — ich habe Medicin studirt, Herr Graf! — erscheint dies allerdings so," war die Antwort.

„Sie haben die Medicin zu Ihrem Studium gemacht!" fragte Juanitto überrascht. „Warum das? Sie sind reich!"

„Warum?" wiederholte Sir Georges nicht ohne einiges Erstaunen. „Nun, um der Sache selbst willen. Die Wissenschaft erscheint mir als etwas so hohes, daß ich mit Freuden weit mehr daran wagen würde, als einige Jahre meines Lebens und eine elende Summe Geldes!"

Juanitto mußte dieser mit hoher Begeisterung gesprochenen Rede beistimmen, und der Baronet fuhr fort:

„Was nun den hier vorliegenden Fall betrifft, so habe ich darüber folgende Ansicht: Wie mir die Sache erscheint, so ist allerdings Miß Jenny augenblicklich — natürlich bis auf das Gebrechen ihres Stummseins, — eine körperlich ganz gesunde Dame. Auch ihr Geist scheint mir bis jetzt frei und klar und noch nicht ergriffen von irgend einer Krankheit. Ich sage: bis jetzt! Denn ich glaube beobachtet zu haben, daß eine tiefe Schwermuth an ihr nagt, daß ihr Gemüth mit irgend einem herben Kummer belastet ist. Dadurch aber muß das seelische Gleichgewicht erschüttert, ja endlich ganz zerstört werden, und zwar um so sicherer, als das junge Mädchen ihren Gram gleichsam in sich hineinzehrt, da sie ja der großen Erleichterung entbehren muß, welche es gewährt, in ein befreundetes Herz die Gebresten des eigenen auszuschütten! Die Seele aber, Herr Graf, die Kraft ist es, welche, weil sie aus dem Stoffe resultirt, ohne ihn undenkbar und unzertrennlich Eins ist mit der Materie, auf diese rückwirkend von solcher Macht und so intensiver Eindrücke fähig sein kann, daß der Stoff dadurch alterirt, und, vermöge dieser Wechselwirkung, das ganze Ich eines Menschen nach und nach der Auflösung entgegen geführt wird. Sie werden, wenn ich diese Behauptung durch indirecte Beweise stütze, mich noch leichter verstehen: Wie die Psyche auf die physischen Kräfte l ä h m e n d einwirken kann, wie ich eben darthat, so kann auch umgekehrt ein starker freudiger Eindruck, welchen der Geist empfängt, auf den Körper von oft wunderbar w o h l t h ä t i g e n Folgen sein, die erlöschende Flamme nicht allein lediglich wieder aufflackern machen, sondern sie sogar wieder in lange anhaltenden Brand versetzen. Ist es doch zum Beispiel auch constatirt, daß sanguinische Menschen von leichtem, frohem Temperamente gemeinhin die längste Lebensdauer besitzen!"

Von der geistvollen Auseinandersetzung des jungen Mannes auf's Höchste gefesselt, horchte Juanitto gespannt und Alles um sich her vergessend auf seine Rede. Er wollte etwas erwiedern, als er plötzlich die Stimme einer jungen Dame neben sich vernahm, welche ihn lachend mit den Worten anredete: „Aber Herr Graf, ist denn Alles um Sie her Ihrem treulosen Gedächtniß entschwunden? Sie führen gewiß einen Disput über ein tiefes philosophisches Problem."

Es war Clara Bleming, welche am Arme der Frau vom Hause und in Begleitung noch einiger anderen jungen Damen unbemerkt in dem Bibliotheksaale erschienen war.

Juanitto verbeugte sich verlegen und Clara fuhr neckend fort: „Wir wollen eine Partie arrangiren, ist's gefällig, so spielen Sie mit mir."

Der junge Spanier konnte diese Aufforderung höflicher Weise nicht wohl ablehnen. Er verabschiedete sich daher kurz von dem Baronet und reichte der Schwester seines Freundes die Hand.

Obwohl seine Fibern bebten, — obwohl sein Geist weit, weit, mit fernen Dingen beschäftigt war und ihm die erste Bedingung der geselligen Unterhaltung: — heitere Unbefangenheit und sorglose Fröhlichkeit — gänzlich mangelte, — er mußte dennoch dem oft so lästigen Zwange der Etiquette gehorchen und ohne Sträuben, mit liebenswürdiger, zuvorkommender Miene Miß Clara Bleming zum Spieltische führen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem modernen Paris.

(Schluß.)

Außer dem berühmten 113 befanden sich im Palais Royal noch verschiedene Spielhäuser. Wer heute die kleinen Capuas an den Ufern des Rheines besucht, kann sich schwer einen Begriff machen von jenen Spelunken. Bis zu einem gewissen Grade wiesen Frascati und der Cercle des Etrangers die Eleganz von Baden-Baden und Homburg auf, im Palais Royal dagegen waren die Umgebungen der Spieltische höchst schmutzig. Abgenützte und mit Oel befleckte Teppiche, zerlumpte Tapeten und Vorhänge, häßliche Croupiers, die immer auf der Lauer standen gegen die zahlreichen Arten von Gaunerei, welche man etwa wider die Bank ausführen möchte — so war der erste Anblick dieser Häuser, die in der Seele den Eindruck eines gewissen Entsetzens hinterließen. Wer zum ersten Male den Fuß in diese Höhlen setzte, dem war es, als hätte er die Schwelle der Hölle überschritten.

Das Spiel selbst war völlig zügellos. Damals beschränkte noch kein Maximum den Einsatz. In Nro. 150, wo man nur hoch spielte, setzte man wohl auf einmal fünfzigtausend Franken. In No. 164 spielte man in der Regel ein Spiel, das heute ganz in Vergessenheit gerathen ist, das sogenannte Biribi. Alte Gräfinnen vom Hofe Ludwigs des Sechszehnten, durch die Principien von 1789 ruinirt, und alte Herren, welche die Revolution um Rang und Stellung gebracht hatte, bildeten das Publicum dieses Hauses.

In jeder Spielhölle existirte ein Cabinet, das man „die Kammer der Verwundeten" nannte. Hier schlief, auf einem Canapé ausgestreckt, der zu Grunde gerichtete Spieler und träumte von besserem Glücke für morgen. Die Gauner, „die Spielprofessoren", gingen ungenirt von einem Saale zum anderen, gern gesehen von den Croupiers, weil sie ihre Attentate nicht auf die Bank, sondern hauptsächlich auf die Börsen argloser Pointeurs richteten. So wandte sich ein solcher Spielprofessor 2c. an einen eintretenden jungen Mann, der ihm ein Neuling zu sein schien. „Mein Herr", sagte er dem Ankommenden, „Ihre Jugend und Ihre Unerfahrenheit thun mir leid. Was suchen Sie hier? Gold? Sie fordern es vom Zufall, der Sie im Stich lassen wird. Thun Sie etwas Besseres: verbinden Sie sich mit mir und ich garantire Ihnen einen sicheren Gewinn. Sie werden mir vielleicht einwerfen: „Wenn Sie im Besitze des Geheimnisses sind, das Glück zu beherrschen, warum beuten Sie es nicht selbst und allein aus?" Darauf antworte ich: das kann ich nicht, Sie sollen erfahren warum. Hören Sie mich an, was ich Ihnen mittheile, ist ganz confidentiell. Ich stehe mit einem der Croupiers in geheimem Bunde; er läßt mich durch bestimmte verabredete Zeichen wissen, welche Farbe gewinnt. So habe ich dann sicheres Spiel; aber Sie können wohl denken, daß die Bank bald hinter unser Manöver kommen würde, wenn ich mich nicht hinter einem Anderen zu verstecken suchte. Uebrigens riskiren Sie nichts bei unserer Vergesellschaftung; Sie geben mir blos die Hälfte des Gewinnes."

Dieser Vorschlag hatte etwas Loyales und Ritterliches zugleich, was unwiderstehlich verführte. Gewann man, so steckte der „Professor" den halben Ertrag ein; verlor man, so war er jeder Verpflichtung ledig; er sagte dann nur seinem Opfer, es sei ein Mißverständniß vorgekommen, er habe die Zeichen des Croupiers falsch verstanden, und fand am nächsten Abend ein anderes Hühnchen, das er rupfen konnte.

Das war das goldene Zeitalter des Palais Royal, dessen Flor sich noch unter der Restauration erhielt. In dieser Zeit gaben die beiden Invasionen und die politischen Leidenschaften dem Palais eine sehr kriegerische Physiognomie. In allen

Etablissements desselben wimmelte es von fremden Officieren, und die Nationalökonomen wollen behaupten, daß diese Krieger in den Restaurants, den Cafés, den Spielhäusern und ihren Anhängseln einen guten Theil der Millionen haben sitzen lassen, welche die Coalition Frankreich als Kriegscontribution auferlegt hatte. Während der Occupation war das Palais Royal eine Art Schlachtfeld. Die pensionirten Officiere, die Besiegten von Waterloo, suchten dort an den Preußen und Engländern Revanche zu nehmen; Duell auf Duell folgte den Herausforderungen, und von der Seite geduldet, ja ermuntert, entgingen diese Zweikämpfe allen Verhütungs- und Strafmaßregeln Seitens der militärischen Autoritäten.

Als die Fremden Paris wieder verlassen hatten, setzte sich der Krieg zwischen den mit den Liberalen verbundenen Bonapartisten und den Royalisten fort. Die Gardes du Corps versammelten sich im Café Valois, in der diesen Namen tragenden Galerie, die Bonapartisten hatten das Café Lemblin zum Hauptquartier. Unablässig sandte man sich von einem dieser Etablissements zum anderen Herausforderungen zu, welche stets angenommen wurden. Man wartete dann mit dem Duell nicht einmal bis zum nächsten Tage; die Leidenschaften waren zu sehr erhitzt, um sich zu langen Verhandlungen zu bequemen. Auf der Stelle griff man zu den Degen und schlug sich unter einer Laterne der Straße Valois und Montpensier. Ein respectabeler Kaufmann, dessen Fenster nach dieser letzteren Straße gingen, hat uns versichert, daß er von 1815 bis 1820 mehr als zwanzig Mal durch Degengeklirr und das Röcheln eines Sterbenden aus dem Schlafe geweckt worden sei. Nach einer allgemein geglaubten Tradition lagen die Degen unter den Büffets der beiden kriegführenden Café's zur Hand; man verlangte sie, wie man ein Journal fordert, und der Kellner antwortete wohl: „Meine Herren, sie sind bereit!“

In den letzten Jahren der Restauration wieder beruhigt, ging das Palais Royal allmählich seinem Verfalle entgegen. Zwei Ereignisse sollten denselben noch beschleunigen; zuerst die Feuersbrunst, welche 1828 die hölzernen Galerieen einäscherte. Auf ihrem Platze errichtete man nun die Galerie Orleans, aber merkwürdig, die Menge der Müssiggänger, welche seit einem halben Jahrhunderte sich im Schmutze des Tatarenlagers umhertrieb, mied die Steinplatten der prachtvollen neuen Galerieen. Sodann ließen sich um die gleiche Zeit die Boutiquiers des Palais einreden, die Promenade der öffentlichen Mädchen gereiche den Galerieen zur Schmach, und verscheuche das anständige Publicum. Sie petitionirten um die Entfernung, und zu ihrem eigenen Unglück ging ihr Wunsch in Erfüllung. Die leichtfertigen Schönen wurden ausgetrieben; aber zum großen Aergerniß der Moral müssen wir berichten, daß diese Vertreibung das Signal wurde zum Ruin des Palais Royal. Am 31. December 1836, Schlag zwölf Uhr Nachts, schloß man die Spielhäuser, und mit dem letzten Umschwung der Roulette ging der Glücksstern des Palastes unter. Der Menschenstrom wandte sich nach den neuen Passagen auf den Boulevards und nach diesen letzteren selbst. Der Laster beraubt, die seinen Glanz ausgemacht hatten, schläft jetzt das Palais Royal den Schlaf der Tugend. Zwar hat man neuerdings vielerlei Pläne zur Wiederbelebung des in Vergessenheit begrabenen Pompeji vorgeschlagen, man hat davon gesprochen, den Garten in einen Winterpalast umzuschaffen, wo Theater, Feste, Bälle, Concerte und dergleichen stattfinden sollen, allein das sind Alles nur vergebliche Versuche, wie uns dünkt: den Flüssen gleich, steigt der Menschenstrom niemals wieder zur seiner Quelle auf.

Von allen alten Reizen des Palais Royal ist ihm blos ein einziger geblieben, der noch immer zwar nicht Menschenmassen, aber neugierige Kinder und Greise anzieht, welche gerne wissen möchten, ob die Zeit nicht zu rasch verstreicht. Wir meinen die Kanone, welche die Sonne, wenn es ihr gerade beliebt zu scheinen, allmittäglich Glock zwölf Uhr abfeuert. Ein wenig Lärm und etwas Rauch — das ist Alles, was von so viel entschwundenem Glanze noch übrig ist.

Mannichfaltiges.

— Einem der „Allg. Ztg.“ zugegangenen Berichte über König Ludwig's I. letzte Lebensstunden entnehmen wir: „Der König hatte bis wenige Tage vor dem Tode an der Hoffnung auf Wiedergenesung festgehalten, und hörte auf die oft wiederholte Frage: „Ich werde doch wieder geheilt werden?“ gern die Antwort: es sei noch kein Grund da zum Verzweifeln. Auf den definitiv günstigen Erfolg der zwei Wochen vor seinem Ende vorgenommenen Operation war das Vertrauen des Kranken so groß, daß er mich nach dem ersten dieser schmerzlichen Acte mit den Worten entließ: „Ich danke Ihnen für den wohlthätigen Schmerz.“ Mit demselben Vertrauen unterwarf er sich auch der zweiten Operation, freilich ohne zu ahnen, daß seine besorgten Aerzte beide Mal unmittelbar vorher die officielle Erklärung schriftlich niedergelegt hatten: daß sie nur sicher seien, den für die nächsten 24 Stunden drohenden örtlichen Brand zu verhüten, aber durchaus keine Lebensrettung verbürgen könnten. Erst vom 27. Morgens an begannen Todesgedanken die Seele des Königs zu durchziehen, und er sprach zu dem vom 17. an beigezogenen dritten Arzt, dem französischen Oberstabsarzt erster Klasse, Dr. Cabrol, nach dem Verband ihn nahe an sich heranziehend: „Wollen Sie ja nicht glauben, daß ich den Tod fürchte; ich habe ihm während meines langen Lebens mehrmals in's Auge geschaut.“ Am Abend des 27., wo die eingetretene Blutung Zeugniß gab von dem weit vorgeschrittenen örtlichen Auflösungsproceß, sagte er mir: „Wenn Sie mir jetzt den Tod ankündigten, ich würde nicht davor erschrecken, ich würde ihn annehmen.“ Und etwas später sprach er mit einem flehenden Blick nach oben laut vor sich hin: „Wenn ich heute Nacht sterbe, dann wird der König von seinen Leiden befreit.“ Während der ganzen eigentlichen Todeskrankheit, vom 12. Februar angefangen, zeigte der König in einer von seinen Gewohnheiten in gesunden Tagen abweichenden Weise das Bedürfniß persönlicher Annäherung zu seiner nächsten Umgebung, und zu demjenigen, welcher vor allen zu seiner Pflege im Größten und Kleinsten berufen war. Das wohlwollende Lächeln, der dankbare Druck der Hand wiederholte sich öfter und öfter mit dem Fortschreiten der Krankheit, und es wurde ihm nach und nach Trost und Beruhigung, halbe Stunden und länger die Hand seines Arztes gefaßt zu halten .... Daß er in jener Nacht vom 27. auf den 28. wirklich bereits zu sterben vermeinte, zeigte deutlich ein anderes Wort nach Mitternacht, wo er, von einem längeren Schlummer erwacht, nach der Zeit fragte, und auf die Antwort: 1 Uhr, mit einem schmerzlichen Seufzer erwiderte: „1 Uhr, und ich bin noch nicht todt!“ Der 28., an welchem die Blutung sich nochmals wiederholt hatte und bleibend gestillt wurde, ging unter fortwährend zunehmender Schwäche und unter Wechsel von einem Zustand klaren Bewußtseins und leichter Delirien hin, aus welch letzteren jedoch der Rest geistiger Kraft sich immer noch leicht wieder emporzuraffen vermochte. Schwerer wurde dies in der darauf folgenden letzten Nacht. Der Puls war immer weniger zu fühlen, die kühlen Hände wurden gegen die Morgendämmerung des 29. kalt, der Puls war nicht mehr zu finden — die eigentliche Agonie war eingetreten. Zwischen 6 und 7 Uhr wurde noch eine Umbettung verlangt und, ohne daß die gefürchtete Ohnmacht eingetreten wäre, ausgeführt. Nun war der Zeitpunkt gekommen, der am Aschermittwoch dargereichten heil. Communion die letzte Oelung folgen zu lassen, welche der Sterbende mit Fassung und vollem Verständniß der heiligen Handlung empfing. Nachdem noch die beiden Söhne, Prinz Luitpold und Prinz Adalbert, knieend den väterlichen Segen erbeten hatten, und nachdem vorher die Grüße und Beileidsbezeigungen der sämmtlichen entfernten hohen Verwandten von dem Sterbenden entgegengenommen und mit Dank erwiedert worden waren, folgte ein nicht zu schwerer letzter Kampf von $^3/_4$ Stunden, und um 8 Uhr 35 Minuten hauchte der König sein Leben aus.“

— Bei dem Gewittersturme, welcher am Sonntag am Rhein wüthete, schlug in Bamberg, wo derselbe schon um $3^3/_4$

Uhr tobte, der Blitz auf der Westseite der Stadt ein, ohne jedoch zu zünden. Dort, wie in Nürnberg, Fürth und an anderen Orten wurde an Gebäuden sowohl wie an Bäumen viel Schaden angerichtet. In Erlangen schlug der Blitz in den Dampfschlot der Kindler'schen Fabrik in der Nähe des Bahnhofes ein. Da die Fabrik mit Blitzableiter versehen war, so zündete der Blitz nicht, die Gewalt des Druckes warf aber den Schlot total ein; glücklicherweise wurde Niemand verletzt. In Lichtenfels wurden — wie das „L. T." mittheilt — ein erst vor zwei Jahren neugebautes Wohnhaus sowie die beiden Güterhallen des Bahnhofes stark beschädigt und die Dächer dieser Gebäude nebst Spannwerk abgehoben, Wechselstangen und Gascandelaber wie Strohhalme zerknickt, ein im Bahnhofe angekommener Güterzug bis außerhalb der Stadt fortgetrieben ꝛc. In Nördlingen wurde das Dach der großen Kirche mitgenommen. Auch in Böhmen hat der Sturm arg gewüthet; über Kollin zog während des Sturmes eine Windhose, welche an den Dächern mancherlei Schaden anrichtete. Dieselbe hob im dortigen Bahnhofe das mit Blech beschlagene und mit Schienen beschwerte Dach des Magazingebäudes ab, trug es über zwei Lastzüge weg und setzte es auf einer Planke nieder. Der in Braumberg durch das Unwetter angerichtete Schaden wird auf 13,000 fl. geschätzt. In Hayd wurden drei Häuser und eine Scheuer entdacht; von einem Gebäude hob die Gewalt des Sturmes den ganzen Dachstuhl ab und schleuderte ihn zur Erde nieder. Nächst Tachau wurde der Postwagen vom Sturme umgeworfen, ohne daß übrigens die Passagiere beschädigt wurden. Welchen Schaden der Sturm in den Waldungen angerichtet haben mag, wird man wohl erst erfahren.

— Laut Telegramm aus Malta wird dort Passagieren aus Tunis nicht zu landen gestattet, weil in letzterer Stadt in Folge der Hungersnoth Typhus und Fieber von bösartigem Charakter ausgebrochen sind. Ein italienisches Blatt veröffentlicht folgende Handels-Correspondenz aus Tunis: „Das Sterben aus Hunger ist vorherrschend. Die Epidemie fährt fort, die Bevölkerung dahinzuraffen. Die Reise von Tunis nach Susa ist ein schreckliches Schauspiel. In kurzen Zwischenräumen findet man die Leichen von Menschen liegen, die den Hunden zur Beute werden. Der Leichengeruch verpestet die Luft in einem fürchterlichen Grade, wenn die Regierung nicht an die Begrabung der Todten denkt, und es ist wohl anzunehmen, daß diese Infectionen die Ursache der herrschenden Fieber sind. Auch in Susa selbst bleiben die Leichen oft mehrere Tage liegen; und selbst unter den Thieren herrschen Seuchen wegen Futtermangels."

— Ein Monstre-Proceß ist in Westrußland zwischen einem Hrn. Molpdeßki und dem Fürsten Branicki angestrengt, wobei es sich um 16,000 Deßjätinen Boden handelt, resp. um eine Summe Nutznießung und Zinsen für 120 Jahre von 6,150,200 Silberrubel.

— Sonntag den 8. d. Mts. gegen $^3/_4$ 7 Uhr Abends fand bei Passiren einer Bahndammstrecke zwischen Schalding und Sandbach mit der Locomotive des von Passau gekommenen gemischten Zuges eine plötzliche Terrainabrutschung des aufgeschütteten Bahndammes auf dem gewachsenen Boden gegen die hochgehende Donau zu statt; die Locomotive stürzte 14 Fuß tief hinab und legte sich auf die Seite, daß die Räder in die Höhe stehen: die 6 hinter der Locomotive befindlichen, mit Getreide, Wein, Oel und Leinwand beladenen Kastenwagen stürzten nach und wurden stark beschädigt. Ein glücklicher Zufall schleuderte den Locomotivführer durch das Fenster des Führerstandes über die Maschine so günstig hinweg, daß derselbe nur unbedeutende Hautschürfung erhielt; leider aber kostete es dem Heizer, dem ein nachstürzender Wagen den Rücken eindrückte, das Leben; im Brems-Coupé eines demolirten Wagens fand man den Bremser nach Einschlagen des Wagenkastens mit glücklicher Weise nur leichten Contusionen des Fußes. Quellenreicher Untergrund ist die unmittelbare traurige Veranlassung zu diesem von Niemanden verschuldeten Unglücke.

Charade.

1.

Ein Umstandswörtchen, selten mehr gebraucht:
Gewiß und wahrhaft ist sein schlichter Sinn;
— Gar manche möchten noch ein Zeichen drin,
Damit's zum innigen Verbinden taugt. —
Doch abgeseh'n von diesem Zwischenfall,
So ist's ein Name, den Hochgebor'ne tragen;
— Ein Schwesterpaar, gewiß leicht zu erfragen: —
Sie eilen von der Alpen mächt'gem Wall
Ohn' Unterlaß, seit Olims früh'sten Tagen.
Sie aufzuhalten, dürfte kaum gelingen,
Sie würden jede Hemmung überspringen
Und um so schneller dann von hinnen jagen.

2.

Ich, unter Euch oft viel, oft wenig nutz,
Bin neben Euch zum Schirme und zum Schutz;
Auch über Euch flieg' ich dahin manchmal,
Doch in Euch selbst bin ich zu Eurer Qual.
Ich bin der Knochenbau vom ält'sten Weibe,
— Das Kinder nach den Millionen hat
Doch immer neu gebieret früh und spat —;
Doch auch der Stoff zum allerschönsten Leibe,
Den je erfunden hehre, edle Kunst
Im Sonnenlichte höchster Götterkunst.
Oft bin ich reichster, schönster Schmuck der Krone,
Oft nur geformt aus schlechtem, gelbem Thone.

1 u. 2.

Ich hab' in deutschen Landen tausend Schwestern;
Groß bin ich nicht, doch bin ich auch nicht klein;
Der ältesten will ich zwar keine sein,
Doch bin ich auch nicht erst von ehegestern.
Es war vor Jahren — so vor zehen sieben —
Da stand mir die Vernichtung furchtbar nah',
Wer damals meine Angst und Trübsal sah',
Der mußte mich aus purem Mitleid lieben;
Und es geschah! Und neu erstand ich wieder. —
Dem Gold der Sonn' und Deines Wein's, o Pfalz,
Steh' gegenüber ich mit Schnee und Salz;
Und eisig starren Berge auf mich nieder.

— Δ

Auflösung der Preis-Rechnungsaufgabe in Nr. 30 des Feuilleton: „Jeder Termin beträgt 3 fl. $^3/_4$ kr."

Es sind uns 26 Lösungen zugekommen, worunter 12 richtige. Richtige Lösungen haben eingeschickt die Herren: 1. J. Tannheißer in Landau; 2. Adolph Frank in Zweibrücken; 3. K. Witte, Einnehmer in Bruchmühlbach; 4. J. Meeß, Lehrer in Landau; 5. G. Rürck in Böchingen; 6. August Köhler in Landau; 7. Leon Blum in Bergzabern; 8. J. K. Stilgenbauer, Lehrer in Hochspeyer; 9. Jacob Rocker, Schmiedmeister in Edenkoben; 10. Becker, Einnehmer in Kerzenheim; 11. Joh. Phil. Pfeiffer in Rheinzabern; 12. L. Hartmann in Morschheim. Da der „Kurier" nicht an allen Orten gleichzeitig eintrifft und dadurch manche richtige Lösungen verspätet einlaufen, so glaubten wir allen Lösern dadurch gerecht zu werden, daß wir die Zuerkennung des Preises durch das Loos haben entscheiden lassen. Das Loos traf Nr. 11, Hrn. Joh. Phil. Pfeiffer in Rheinzabern, dem wir sofort seinen Preis zusenden werden.

Die Redaction.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. — Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 34.

* Stumm.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Die Unterredung mit dem Baronet hatte die Sinne des jungen Spaniers ganz gefangen genommen. Immer und immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihr zurück — das Bild der schönen Jenny, dessen Farben bereits zu bleichen begonnen hatten, lebte mit erneuerter Gluth in seinem Herzen wieder auf; er fühlte, daß er ohne sie nicht leben konnte. Kein Schlaf kam in seine Augen, und am anderen Morgen ganz in der Frühe sehen wir ihn einen seiner prächtigen andalusischen Rappen besteigen und die Richtung der Landstraße einschlagen, welche ihn zu dem Lustschlosse des Lord Jerson führen muß.

Er spornte das edele Thier an, daß es knirschend in den Zügel schäumte; raschen Laufes trug es den feurigen Reiter dem heiß ersehnten Ziele zu.

Als Juanitto die Besitzung des Lords von Fern erblickte, zügelte er doch die Eile seines Rosses. Je mehr er sich dem Ziele seiner Sehnsucht näherte, desto mehr bangte ihm auch vor dem Wiedersehen. Endlich aber hielt er vor dem Thore des Schlosses; es mußte gewagt sein.

Er zog die Klingel; ein alter Diener öffnete und grüßte ihn ehrerbietig. Er warf ihm die Zügel des Pferdes zu und fragte sogleich nach den Damen. Sie seien im Parke, auf einer Promenade begriffen, lautete die Antwort des Alten.

Ohne zu grüßen, schritt Juanitto hastig davon. Planlos, mit irrendem Fuß und heftig wogender Brust eilte er in den Avenuen und Bosquets umher.

Plötzlich hörte er Schritte . . . Stimmen . . . . . und bei einer Biegung des Weges standen sie einander gegenüber: Jenny Jerson und der Graf von Melforo.

Die arme, so jäh überraschte Stumme stieß einen lauten Schrei aus; und auch ihr Begleiter — welcher Niemand anders war als Sir Arthur Bleming — konnte einen Ausruf der Verwunderung nicht ganz unterdrücken.

Aus den Seitenalleen eilte der Lord Jerson nebst seiner Gemahlin und Jenny's Schwester, Arabella, herzu; die Begrüßung war von allen Seiten freudig und herzlich. Lange noch gingen Alle in der heitersten Stimmung in den prachtvollen Alleen und Irrgängen des Parkes auf und nieder, und erst als der Abend zu dämmern und die Luft kühler zu werden anfing, zog man sich in den großen Gesellschaftssaal zurück.

Auf dem Wege dahin schlenderte Bleming in seiner gewohnten, nachläßig eleganten Manier neben dem jungen Spanier her und erzählte diesem, wie er eigentlich ein Gast des Lords Werdenstone sei, dessen Schloß eine gute Stunde von Jersoncottage entfernt liege. Dort sei eine Jagdpartie arrangirt, er aber habe sich, nachdem er des edelen Waidwerkes zur Genüge gepflogen, für einige Tage beurlaubt und befinde sich seit heute Morgen hier.

„Und Sie werden einige Zeit hier verweilen?“ fragte Juanitto.

„Einige Tage wenigstens, ganz gewiß,“ lautete die Antwort; „zumal auch Sie, werther Freund, gekommen sind; und noch dazu, wie es scheint, von aller Hypochondrie glücklich geheilt! — bei so liebenswürdiger Gesellschaft —“

„Wohl!“ unterbrach hier der Graf von Melforo den Sprecher. „Das trifft sich gut. Ich habe Sie in einigen Stücken um eine Aufklärung zu bitten.“

Bleming verbeugte sich mit einem sardonischen Lächeln und erwiderte: „Mit dem allergrößten Vergnügen!“

Denselben Abend noch hatte man eine neue Ueberraschung; zu Aller Freude traf auch der junge Baronet Sir Georges Clifton noch im Schlosse ein. Er war am Morgen in die Wohnung Juanitto's gegangen, da es ihn interessirt hatte, Jemand gefunden zu haben, der für seine medicinischen Theorieen im höchsten Grade empfänglich schien. Er wollte das auch ihm zu früh unterbrochene Gespräch vom gestrigen Abend wieder anknüpfen. Von der Dienerschaft hörte er, der Graf sei nach dem Landsitze des Lord Jerson fortgeritten; unverzüglich beschloß er daher, auch seinerseits die befreundete Familie aufzusuchen, um hier in ländlicher Einsamkeit und Stille seinen Ideen weiter nachhängen und für dieselben Propaganda machen zu können.

Spät erst trennte sich die Gesellschaft, und Juanitto zog sich in das für ihn in Bereitschaft gesetzte Zimmer zurück. Er konnte das Bild des lieblichen Mädchens, diese unschuldvollen, durch eine tiefe Melancholie verklärten Züge nicht von seinem geistigen Auge bannen. Er schob einen Sessel zum Fenster, warf sich hinein und, den Kopf in die Hand stützend, blickte er zu den geöffneten Fensterflügeln sinnend hinaus in die sternenhelle laue Herbstnacht. Ein leichter Wind umspielte seine Locken; allein er vermochte die heiße, gedankenschwere Stirne nicht abzukühlen.

Lange schon hatte Juanitto, in düstere Träumereien versenkt, so gesessen, als plötzlich ein helles, blendendes Licht seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, welches unmittelbar an einem der Fenster des Schlosses, in dem Quergebäude, unweit von dem Platze, wo sich Juanitto befand, erschien. Hohe Flügelthüren, welche auf einen Balcon führten, öffneten sich und eine feine weibliche Gestalt, in ein weißes, faltiges Nachtgewand gehüllt, welches die schlanken Glieder wie ein Meer umrauschte, trat auf den Altan heraus.

Es war Jenny Jerson, welche vor dem trunkenen Blicke des entzückten Spaniers erschien. Sie glaubte sich ganz unbeachtet, da ringsum das Schloß im tiefsten Dunkel lag. Alle Lichter waren erloschen und die Bewohner ruhten sicher längst im Arm des Schlummers.

Sie stützte ihre kleine weiße Hand auf die Balustrade des Balcons und schaute lange gedankenvoll hinaus auf die vom hellen Lichte des Mondes magisch beleuchtete Landschaft. Dann athmete sie tief und schwer, warf einen seelenvollen Blick zu dem sternenbesäeten Nachthimmel empor, der sich wie ein großes, endloses Zelt über ihrem Haupte wölbte, und schritt zu-

rück in ihr Gemach, so daß die Flügelthüren lautlos hinter ihr in's Schloß fielen.

In das Zimmer wieder zurückgekehrt, nahm sie ein kleines Buch zur Hand, welches Juanitto wie eine Art von Album oder Tagebuch erschien, und nachdem sie sich ein Tischchen zurecht gerückt hatte, ergriff sie das Schreibzeug und begann mit rascher, gewandter Hand die weißen Blätter zu beschreiben.

Mit weit geöffneten Augen und mit hochklopfendem Herzen folgte Juanitto voll des regsten Interesses jeder Bewegung des jungen Mädchens. Er erkannte genau ihre edelen bleichen Züge; er sah in ihrem schönen blauen Auge deutlich die Thränen schimmern, von denen sich eine langsam und verstohlen die Wange hinabschlich, um leise und unbemerkt auf das Papier fallend, ihr salziges Naß mit der noch frischen Schrift zu vereinen . . . . und das Schauspiel eines stillen, nur der dunkelen Nacht und den verschwiegenen Blättern anvertrauten tiefen Seelenschmerzes ergriff seine leicht entzündliche Phantasie so mächtig, daß er beschloß, in das Geheimniß von Jenny's Leiden einzudringen und koste es auch was es wolle.

Endlich erhob sich das junge Mädchen, schloß die Gardinen und nachdem es sich ganz in das Innere des Gemaches zurückgezogen hatte, so daß nur der Schatten der lieblichen Gestalt einige Male an den weißen Vorhängen im Vorüberhuschen sichtbar wurde, erlosch endlich die Lampe, und tiefe Nacht hüllte den ganzen Schloßhof mit ihren dunkelen Schwingen ein.

Stunden verinnen; — der Spanier lehnt noch immer an dem offenen Fenster, die Blicke starr nach dem Gemache Jenny's gerichtet und Alles um sich her vergessend . . . . wie im Fieberwahn nur immer mit dem Einen Gedanken beschäftigt: — das Buch, das Buch zu lesen!

Er durchmißt mit den Augen den Raum, welcher ihn von dem Seitenflügel des Schlosses, von dem Balcon trennt . . . . er klettert, der gewandte Sohn der Berge, zu seinem Fenster hinaus, klammert sich an das vorspringende Gesims der Mauer — an Friese, Kanten und Zacken . . . endlich gelangt er auf einen Punkt, von welchem aus er, mit Gefahr seines Lebens, sich mit gewaltigem Sprunge schwingend, den Balcon vor Jenny's Zimmer erreichen kann.

Heftig ist sein Fall gegen das harte Gestein, gegen die eiserne Balustrade; er achtet nicht des Schmerzes, er achtet nicht der Wunden, aus denen das Blut hervorrieselt, langsam zur Erde tröpfelnd — er horcht nur gespannt, ob das Geräusch, welches sein aufschlagender Körper verursacht, nicht gehört worden sei. Nichts; Alles bleibt still. Er lauscht an der Flügelthür — auch hier nicht das leiseste Geräusch, nicht das kleinste Zeichen, daß die schöne Schläferin da drinnen erwacht sei.

Vorsichtig und leise näherte sich darauf Juanitto der Balconthür, — er öffnete sie . . . sein Fuß betrat das Heiligthum, wo Jenny im Arm des Schlafes ruhte.

Deutlich war das engelschöne Mädchen beim Schimmer der Nachtlampe zu erkennen. Die lieblichen Augen waren geschlossen, die schmale weiße Hand hing leblos herab, und in ruhigem, stätem Wechsel hob und senkte sich der Busen. Es war ein entzückendes Schauspiel.

Der junge Mann konnte es sich nicht versagen, seine Blicke auf der herrlichen Gestalt einen Moment lang ruhen zu lassen; alsdann ergriff er mit kühner Hand das auf dem Tischchen am Fenster noch aufgeschlagen liegende Buch und zog sich lautlos zurück.

Aber o wehe — als er den Weg, welchen er gekommen, zurücknehmen wollte, entdeckte er zu seinem tiefsten Schrecken, daß es unmöglich sei, von dem Balcone aus jene Stelle wieder zu erreichen, von der aus die vorspringenden Kanten des Schloßgebäudes ihm einen zur Noth genügenden, wenn auch noch immer sehr gefährlichen Anhaltspunkt gegeben. Angstbedrängt schaute er rechts, schaute er links umher — es war vergebens. Die Mauer in der unmittelbaren Nähe des Altans war zu glatt, zu eben . . . ein Entkommen war gänzlich undenkbar. Dem fast verzweifelnden Juanitto blieb, bei der Höhe des Stockwerkes, welches zu weit von der Erde entfernt war, als daß er sich hätte durch einen Sprung in Sicherheit bringen können, keine andere Wahl mehr, als seine Indiscretion, wegen deren er sich bereits zu verwünschen begann, so weit zu treiben, daß er raschen, aber unhörbaren Schrittes durch Jenny's Zimmer schlich, um so das Innere des Schloßgebäudes zu erreichen, von wo aus ihn ein Corridor und einige Treppen bald in das sichere Asyl seines Gemaches führten.

Erschöpft und vor ungeheuerer Aufregung am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, warf sich der junge Spanier in seinen Sessel. Aber er hielt ja nun das Buch in Händen, welches ihm das ganze Herz der Geliebten offenbaren mußte . . . er drückte die Blätter voll Inbrunst an das Herz — und bei dem Gedanken, daß er nun bald klar sehen sollte, schwand seine Mattigkeit . . . rasch zündete er eine Kerze an und schlug bei deren flackerndem Scheine das kleine Heft auf, welches die zierlichen Schriftzüge Jenny's enthielt.

Er hatte sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht, wie ihn ein Blick in das Büchelchen belehrte: er hielt das Tagebuch der schönen Stummen in der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nachmittag auf der Terrasse des British Hotel in Kairo.

Wenn um Mittag die originellen Gestalten der Wasserträger, die gefüllten Hammelhäute martialisch über die linke Schulter geworfen, herbeieilen, um vor dem Hotel den Staub zu löschen, so wagt sich Alles hinaus auf die Terrasse, um ohne diesen Feind — der für Kairo so charakteristisch ist — das bunte Bild des orientalischen Straßenlebens zu betrachten. Das ungewohnte Auge fühlt sich im Anfang fast verwirrt, so daß es von Zeit zu Zeit auf den Sykomoren, Tamarisken und Akazien der gegenüberliegenden Promenade ausruhen muß, die jetzt, Anfang Januar, in voller Blüthe stehen, aber im Staube zu seufzen scheinen.

Die orientalische Bevölkernug von Kairo lebt auf der Straße und zwar eine Existenz von beschaulichem Nichtsthun, welche den thätigen Europäer zum Zorn oder zum Neid reizen könnte. Denn selbst wenn dieser sich Mußestunden gewährt, so wird sein Ausruhen doch nie jene vollkommene Gelassenheit zeigen, welche das Wesen des Orientalen charakterisirt; das Fieber des Handelns bleibt ihm in den Gliedern. Und wenn mit Anstand zu faullenzen bei uns ein erworbenes Privilegium der vornehmen Gesellschaft ist, so ist es hier ein angeborenes, welches die Natur den Völkern des Morgenlandes verlieh, und zwar mit aller der vornehmen Grazie, welche weder Cultur noch Studium je in dem Grade anzueignen vermögen.

Wie grüßt ein Arabier und wie ein Nubier! Wenn man mit hochmüthig europäischen Vorstellungen ankommt, so erschrickt man ordentlich vor diesem königlichen Anstande halbwilder Völker und man begreift, was die Cultur gegeben, aber auch was sie von der heiligen Ursprünglichkeit der Naturgaben weggewischt hat.

Betrachten wir jene Gruppe junger Nubier unter der Syko-

ttore. Es sind freie Neger, welche hierherkommen, um Handel mit Tigerfellen, Elephantenzähnen, Straußenfedern, Giraffenschwänzen, Gummi und sonstigen Producten Nubiens und Abyssiniens zu treiben, andere bekleiden das Amt des Dragomans, wieder andere sind im Dienst vornehmer Familien. Hier sucht man sie vorzugsweise als Vorläufer, ohne welche in den volkreichen Straßen Kairo's nie ein Wagen fährt. Schlank, geschmeidig, im Lauf mit ihrem nackten Fuß kaum den Boden berührend, gehören sie zu den malerischsten Gestalten, welche man in Aegypten sehen kann, und die Sitte datirt ohne Zweifel aus der allerältesten Zeit. Sie tragen ein loses weißes Gewand bis zum Knie, von einem buntseidenen Tuche um die Taille festgehalten, die wie polirt glänzenden Arme sind bis zur Schulter nackt, und weiße Aermel fallen nach hinten lang herab und flattern im Laufe. Sie tragen den Fez mit schwerer Quaste und einen langen Stab in der rechten Hand.

Als ich sie zum ersten Male vorüberfliegen sah, wurde ich lebhaft an das allbekannte Relief von Karnak erinnert, und wenn Kaulbach in seinem Knaben auf dem Thurmbau zu Babel etwa das erstere vorgeschwebt, so würde er hier sehen, wie der Typus sich erhalten und wie treu er ihn wiedergegeben hat.

Jetzt tritt ein älterer, hochgewachsener Nubier zu der Gruppe, vielleicht ist er erst angekommen und vornehmer als sie. Er trägt ein schimmernd weißes Gewand, malerisch wie eine Toga drapirt, und einen weißen Turban dreifach um den Kopf geschlungen. Jetzt beginnt die Ceremonie des Begrüßens und die Jüngeren treten ehrfurchtsvoll einen Schritt zurück. Hat vielleicht Devrient, bevor er sich in der Rolle des Othello unsterblich machte, diese Gestalt gesehen? Welche Haltung, welcher Anstand, welche Bewegungen, welcher Stolz und welche Milde in den Zügen! Er grüßt sie wie ein König und doch brüderlich, mit unnachahmlichem Gruß. Sie reichen einander die Hand und berühren dann mit derselben Mund, Stirn und Brust, aber dies mit einem Rhythmus der Bewegung und mit einem Wechsel des Ausdrucks, daß man sich von der antiken Simplicität wie von einem Stück Ilias oder Odyssee angeweht fühlt.

Dicht daneben steht eine Gruppe Engländer. Mein Gott, hat Europa in viertausend Jahren keinen Fortschritt zur Schönheit im Aeußeren seiner Menschen machen können? Wie sie sich neben den Wilden ausnehmen! Ihre hohen schwarzen Cylinderhüte sind mit grünen, blauen oder lila Flören umwunden, ihr Anzug ist nach neuester Fashion, couleur de Pyramide, ihr Anstand ist schablonirt und steif, als hätten sie die ganze Encyclopädie der durchlaufenen Jahrhunderte in den Gliedern. Sie traben auf ihren Schecken und ihren Murray in der Tasche davon und inzwischen kommt auch Bewegung in die Gruppe der Schwarzen.

Die beiden Läufer enteilen in „geschwungenem Lauf“; sie gehören zum Harem eines Pascha und nur die kühne Phantasie darf sich ausmalen, welche Reize der Schönheit hinter den dichtgeschlossenen Gardinen des Wagens, dem sie den Weg bahnen, verborgen sind. In einem zweiten offenen Wagen folgt das Ehrengeleit, zwei schwarze Herren, stolz in den Fond zurückgelehnt. Sie tragen schwarze Kleider nach europäischem Schnitt, aber sie schlottern ihnen sonderbar um die Glieder, ihre Westen sind von brennenden Farben und sie sind ganz behangen mit goldenen Ketten und Berloks, wie ihre Finger mit Ringen besteckt. Die Eunuchen sind angesehene Personagen, augenscheinlich sehr von sich eingenommen und coquettiren mit Blicken rechts und links. In den Hotels speisen sie an der table d'hôte, und sie tragen alle so frappant den gleichen Gesichtsausdruck, daß man immer dieselben zu sehen glaubt.

Jetzt fahren die Wagen vor, welche die Reisenden von der Eisenbahn bringen; die Indian-Steamer sind in Suez angekommen. Englische Officiere, Kaufleute mit ihren Familien, welche „reich mit des Orients Schätzen beladen“ nach England zurückkehren, und jüngere Söhne Mercur's, welche von der Zukunft dasselbe hoffen.

Vor Allem aber richten sich die Augen auf einen vornehmen Chinesen in brocatener Kleidung. Jeder Mensch hat irgendwo seinen Stolz, er scheint ihn auf den Zopf zu haben, der, fest geflochten und am Ende mit einer Troddel versehen, fast bis auf die Erde herabhängt. Im Uebrigen hat er ein intelligentes Aussehen, ein bewußtes Auftreten und trägt eine große Brille, durch welche er in Europa beobachten will, ob die Nationen Hoffnung gewähren, einst den Chinesen gleich zu werden.

Der Platz und die Promenade vor dem Hotel beginnt immer mehr sich mit neugierigen Zuschauern zu füllen. Die Wasserträger mit den nun leeren Hammelschläuchen, die hübschen, unverschleierten Apfelsinenmädchen, welche Abends vor den Fremden als Almeen tanzen, Abdallah, Xerxes, Harun Araschid und wie die Eseltreiber, mit ihrem rothen Madras um den Kopf geschlungen, heißen mögen, Türken mit dem Fez, Beduinen im weißen Burnus, Armenier, Griechen, halbnackte braune Kinder, verschleierte Frauen mit henné-gefärbten Nägeln, Araber in den buntesten Costümen, Alles steht und wartet. Wahrscheinlich auf eine Fantasia; denn Alles, was dem Araber zur Belustigung dient, nennt er Fantasia.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die in den letzten Jahren in Deutschland, Frankreich und England genommenen Anläufe zu neuen **Entdeckungsreisen** nach dem Nordpol sind bekanntlich über das Stadium der Projecte bis jetzt nicht hinausgekommen; es werden eben allerwärts die Entdeckerschiffe erst flott, nachdem zuvor die benöthigten Geldmittel flott geworden. Inzwischen hat sich ganz ungesucht eine Entdeckung oder Wiederentdeckung ergeben, welche, schon von hohem Interesse an sich, auch geeignet erscheint, die künftigen derartigen Unternehmungen in eine ganz neue Richtung zu weisen und die noch streitige Frage über den besten Weg nach dem Nordpol endgiltig zu entscheiden. Es hat nämlich im letzten Sommer ein einfacher amerikanischer Walfischjäger, Capitän **Long**, im Norden der Behringsstraße, nachdem er bis 73 Gr. 30 Min. nördlich vorgedrungen, unter 180 Gr. der Länge von Greenwich ein weithin gedehntes Land gesehen, mit staffelförmig hinter einander liegenden Bergketten, „in den unteren Partieen schneefrei und grün, wie mit schönem Pflanzenwuchse bedeckt.“ Long umschiffte das Südostende des von ihm Wrangelland genannten Landes und kam der Küste zuweilen bis auf 12 engl. Meilen nahe, doch gönnte er sich nicht die Zeit zu einer Landung, als seinen Jagdzwecken fern liegend. Der ganze Anblick des Landes machte ihm den Eindruck, daß es von Menschen bewohnt seyn müsse oder doch bewohnbar sei. — Ueber das Sein oder Nichtsein eines Landes an dieser Stelle gab es bisher merkwürdige Controversen. Bei den Tschuktschen auf der Nordostspitze Asiens gilt die Existenz desselben für ausgemacht; sie behaupten, daß man von gewissen Punkten ihrer Nordküste aus an recht günstigen Sommertagen dessen Gebirge sehen könne, erzählen sogar von ehemaligen Auswanderungen dahin in Booten und glauben, daß die dortigen Bewohner auch tschuktschisch reden, aber auch noch ein fremder Dialekt dort vorkomme. Die russische Regierung hat früher darauf hin Expeditionen ausgeschickt, die aber dahin abliefen, daß nichts an der Sache sei, die Leute könnten mit dem großen Lande nur Amerika oder selbst ein Stück der asiatischen Küste gemeint haben. Nun kam aber später der englische Capitän Kellet, der bei der Aufsuchung der verschollenen Franklin-Expedition betheiligt war, landete auf der nördlichsten der beiden kleinen Felsinseln, die auf neueren Karten als Herald- und Ploverinsel sich finden, und sah, daß diese Insel nur ein Vorposten eines ausgedehnten hohen Gebirgslandes sei. Aber auch jetzt sollten die Geographen des neuen Zuwachses noch nicht froh werden, denn es behaupteten nachgehends amerikanische Schiffer, daß Kellet's Land gar nicht existire, daß sie vielmehr in der angegebenen Gegend in ganz freiem Wasser gefahren seien. Durch Long ist

nun aus der Verneinung wieder ein Bejahung geworden, und es mögen sich die bisherigen Widersprüche wohl dadurch erklären, daß scharfe Ortsberechnungen in so hohen Breiten ihre besonderen Schwierigkeiten haben, überhaupt nicht jedem Walfischjäger zugetraut werden können. Jedenfalls wird man die Sache nun nicht wieder einschlafen lassen. Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß unser Geograph Dr. Petermann die Existenz eines größeren Landes in jenen Breiten aus wissenschaftlichen Gründen vorausgesetzt und dasselbe schon 1865 in eine Karte eingetragen hat, und zwar mit so glücklichem Treffer, daß die Lage des gemuthmaßten mit der des wirklich erschauten Landes auf das allergenaueste zusammenfällt. Dr. Petermann denkt sich aber das Land als eine Fortsetzung Grönlands, das in langer Erstreckung, über 45 Breitengrade hinweg, die Polarregion durchziehe und eben nach der asiatischen Nordküste hin auslaufe. Verhält sich dies so und wäre dem Lande, wie es scheint, ein bevorzugtes Klima eigen, so hätte uns ja die Natur die schönste Hochstraße nach dem Nordpol gebaut, um wenigstens von der anderen Erdseite dem Ziele beikommen zu können. Hierbei möge erwähnt werden, daß auch der französische Nordpolentdecker in spe, Herr Lambert, seinen Angriffsplan in das bis jetzt gänzlich unversuchte Feld nördlich der Behringsstraße verlegt hat. Hier, sagt derselbe, hat man es nur mit Seeeis, nicht mit landgeborenen Gletscher-Eisbergen zu thun; hier kann sich ein Schiff durch Sägen oder besser noch durch Sprengen mit Petarden einen Durchpaß erzwingen. Ist der nicht sehr breite Eisgürtel forcirt, so gelangt man in das freie Polarwasser und fährt in aller Bequemlichkeit zum Nordpol. Man kann bezweifeln, ob sich dieser eigenthümliche Belagerungskrieg durchführen oder auch nur ernstlich beginnen lasse; indeß Herr Lambert ist wenigstens ein Mann, der sich die Dinge im hohen Norden schon mit eigenen Augen gut angesehen hat.

— Daß die Nähe eines glühend gewordenen eisernen Ofens Unbehaglichkeit erzeugt, werden wohl die meisten Menschen schon an sich erfahren, die Ursache aber in der vorhandenen Hitze gesucht haben. Die Sache liegt jedoch anders und ungünstiger, denn sie beruht hauptsächlich auf der Durchlässigkeit des glühenden Eisens, vor allen des Gußeisens, für die im Ofen erzeugten Verbrennungsgase. Es ist diese Erscheinung jüngst durch Experimente näher erörtert worden und es hat sich erstlich gefunden, daß glühendes Gußeisen in einem mit Kohlenoxydgas erfüllten Raume von diesem Gas mehr als viermal (4,15) soviel, als sein eigenes Volumen beträgt, verschluckt und beim Erkalten wieder ausstößt. Ist die Aufnahme wie beim Ofen einseitig, so giebt die äußere Seite die Gase ebenso rasch ab, als die innere sie aufnimmt. Das Gußeisen wirkt somit von der ersten Stufe des dunkelen Rothglühens an wie eine Art feines Sieb, durch welches die schädlichen Gase freien Durchgang haben, eine Erfahrung, die immerhin ernste Beachtung verdient; man wird einen glühenden Ofen im geschlossenen Zimmer in seiner Wirkung wenigstens gleichsetzen müssen mit einem offenen Kohlenfeuer oder einem Ofen mit vorzeitig geschlossener Klappe.

— Aus dem eben erschienenen Staatshandbuch (Annuario pontificio 1868) entnimmt man: Der Bischof von Rom (Vescovo di Roma) ist zugleich Christi Vicarius, Nachfolger des Fürsten der Apostel, oberster Priester der Kirche, Patriarch des Abendlandes, Primas Italiens, Erzbischof und Metropolit der römischen Kirchenprovinz, Souverän der weltlichen Dominien der römischen Kirche. Das Plenum des Heiligen Collegiums besteht aus 70 Mitgliedern; doch sind im Augenblicke 19 Hüte vacant. Der älteste Cardinal, Alameda y Brea, zählt 87, der jüngste, Bilio, 42 Jahre. Die Hierarchie zählt 12 Patriarchalsitze, 139 Erzbisthümer, 714 Bisthümer, wozu noch die in partibus kommen. Pius IX. errichtete 5 Erzbisthümer, 102 Bisthümer, 13 Metropolitansitze, 17 Vicariate, 1 Delegation und 7 Präfecturen.

— Ein Schreiben aus Zwolle vom 7. März, unterzeichnet von dem Vorstande des Schiffervereins „Schutlevaer" und abgedruckt in dem „Amsterdamer Handelsblad", erzählt folgende fast unglaubliche Geschichte: „Am Donnerstag den 30. Januar ging der Schiffer Pot aus dem Gröningerlande mit seinem mit Sand beladenen Tjalkschiff bei sehr heftigem Winde bei der Stadt Enkhuyzen vor Anker. Der Schiffer hatte, wie man weiß, einen Neffen und eine Nichte bei sich an Bord. Am 31. Januar bei heftigem Sturme bemerkte man, daß auf dem Schiffe eifrig gepumpt wurde, was auf einen starken Leck desselben schließen ließ. Die Nacht wehte es sehr heftig, und am nächsten Morgen früh bemerkte man von der Stadt aus, daß das Schiff am Sinken war und die darauf befindlichen Personen Nothzeichen machten und um Hilfe riefen. Im Hafen von Enkhuyzen befanden sich einige Fischerfahrzeuge, und man bat die Fischer, hinauszufahren, um die Leute zu retten. Diese weigerten sich aber, wenn ihnen nicht eine übermäßige Bezahlung zugesagt würde. Endlich brachten die Anwesenden, weil die Fischer nicht anders wollten, die Summe zusammen und die Fischer entschlossen sich, den Schiffbrüchigen zu Hilfe zu kommen. Es war aber schon zu spät, die Unglücklichen waren bereits von den Wellen verschlungen. Dies geschah in Gegenwart von etwa 200 Personen, die am Ufer standen. Es heißt, die Fischer von Enkhuyzen hätten im Jahre 1867 ein von Amsterdam kommendes und bei Enkhuyzen gestrandetes Schiff gerettet, von dem Schiffer desselben aber eine so übermäßige Entschädigung gefordert, daß eine gerichtliche Entscheidung gegen sie ausgefallen ist; deshalb hätten sie sich das Wort gegeben, bei wieder vorkommendem Falle die Schiffbrüchigen ertrinken zu lassen."

— Einige der an den französischen Senat gesandten Bittschriften enthalten ergötzliche Anliegen. Zwei derselben verlangen, daß der kleine Prinz zum Nebenkaiser, als Napoleon IV., bereits jetzt ernannt werde! Ein anderer Petitionär verlangt, daß man dem zweiten Kaiserreich einen Tempel des Ruhmes errichte. Ein dritter fordert die Schaffung eines besonderen Ordens für Bürgermeister, die nach 10jährigem Dienste nicht wiedergewählt werden u. s. w.

— Es kommen Stearinkerzen in den Handel, welche sich durch alabasterartige Weiße auszeichnen; diese sind mit einer nicht unerheblichen Menge Arsenik versetzt, welcher sich während des Verbrennens in Dampf verwandelt, einen knoblauchartigen Geruch verbreitet und sich an kälteren Gegenständen als Giftstaub absetzt. Jede Kerze, welche auf dem Bruche ein mehr schwammiges, als krystallinisch festes Gefüge zeigt und beim Verbrennen einen schwachen weißen Rauch ausstößt, ist als verdächtig anzusehen. Jeder Apotheker kann Untersuchung anstellen.

— Im Zwickauer Brückenbergschachte führten schlagende Wetter am 14. März eine Explosion herbei, welche neun Menschen tödtete und dreiundzwanzig verwundete.

— Dem „Daily Telegraph" zufolge, ist der Plan im Gange, das dem verstorbenen Prinzen Albert im Hydepark zu errichtende großartige Monument mit einer gigantischen Glaseinfassung zu umgeben, um es gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen. Auch soll die Statue des Prinzen — nicht, wie anfänglich beabsichtigt, aus Bronze — sondern aus dem besten Marmor gearbeitet werden.

— Wie aus guter Quelle mitgetheilt wird, ist auf der Brennerbahn der Haupt-Tunnel sammt dem Berge, durch welchen er führt, seit einiger Zeit in einer beständigen Senkung begriffen, so daß die Sohle des Tunnels bereits 12 Fuß tiefer liegt als früher. Auf der Bahn sind tägliche Arbeiten nöthig, um sie im Betrieb zu halten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 35.

* Stumm.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Mit wogender Brust und hochklopfendem Herzen las der junge Mann, dessen Auge der Schlummer floh, die folgenden Zeilen:

„Den 15. Mai.

„Heute beginne ich den dritten Band meines Tagebuches. Ich will es von nun an mit größerer Genauigkeit führen als bisher. Auf diese Blätter will ich mein volles Herz, mein von Leiden überquellendes Gemüth ausschütten. Das wird mich erleichtern.

„Diesen Vormittag habe ich Clavier gespielt; darauf pflückte ich im Garten Rosen, um eine wohlriechende Essenz daraus zu bereiten."

„Den 17. Mai.

„Sir Arthur Bleming ist zu uns zurückgekehrt. Clara hat er nicht mitgebracht. Beide sind sie mir unsympatisch! Clavier gespielt, gestickt."

„Den 18. Mai.

„Was nur Sir Arthur Bleming von mir wollen mag? Beständig verfolgt er mich und immerwährend sieht er mich groß mit brennendem Auge an. Die arme Stumme giebt sich nicht dem Wahnglauben hin, sie könne um ihrer selbstwillen geliebt werden."

„Den 26. Mai.

„Acht Tage lang habe ich dich so ganz vernachlässigt, geliebtes Tagebuch! Ich war so traurig; ich hatte zu nichts Lust, als still für mich zu träumen. Dieser Sir Bleming! wie er mich verfolgt! O, wenn er wüßte, wie sehr er mir mit seinen oberflächlichen Manieren, mit seinem geschraubten, geckenhaften Wesen zuwider ist! Er speculirt auf meine Mitgift; vergebene Rechnung! Ich weiß es nur zu wohl, daß ein Mann mit mir nie glücklich sein kann; daß man, an eine stumme Frau gekettet zu sein, wohl ein halbes, ein ganzes Jahr vielleicht verträgt — allein länger unmöglich. Nie das süße beseligende Geständniß zu hören: „Ich liebe Dich", welches zwei Lippen flüsternd hinhauchen, um mit einem glühenden Kusse dafür belohnt zu werden, — nein, das kann kein Mann entbehren. Ich habe darum erklärt, ich hätte den Entschluß gefaßt, niemals zu heirathen, und meine Eltern stimmen mir bei. Auf die Dauer wäre jede Ehe ja doch unglücklich. Wie bald würde mich mein Gemahl langweilig finden; denn das geflügelte Wort ist es ja, welches den Reiz, das Interessante, das ewig Neue des Zusammenlebens mit einer Frau ausmacht. Gebe der allgütige Gott nur, daß der Frieden meiner Seele nie gestört, das Gleichgewicht meines ruhigen Gemüthes nie angetastet und erschüttert werde."

„Den 27. Mai.

„Clavier gespielt drei ganze Stunden lang; Beethovensche Sonaten und die Ouverture zum Freischütz. Bei dem letzten Satze war mir's, als ginge strahlend eine Sonne der Zufriedenheit in meinem Herzen auf; glücklich war ich wie nie . . . Bleming ist abgereist!"

„Den 23. Juni.

„Bleming hat mir einen Brief geschrieben, welcher mich tief bewegt hat. Er bittet mich, ihm meine Freundschaft zu bewahren, und verzichtet auf jede Hoffnung, mich zu heirathen. Unter dieser einzigen Bedingung nur kann ich ihn wieder sehen. Bella sagt, es sei Unrecht von mir, ihn so kühl zu behandeln, — aber ich kann ihn nicht lieben; ich fühl's, ich würde an dieses Menschen Seite ewig unglücklich sein.

„Clavier gespielt: Beethoven's sonata appassionata und das Scherzo aus Berlioz' Symphonie: Romeo und Julie."

„Den 24. Juni.

„Bleming ist mit seiner Schwester Clara wieder eingetroffen; von einem jungen spanischen Grafen erhielten wir Besuch, der ein Freund meiner Eltern ist. Ich saß gerade am Flügel und spielte die D-dur-Symphonie von Beethoven, als er eintraf.

„Bleming sagte ihm im Garten, daß ich stumm sei. Der junge Mann wurde sehr traurig und still. Er hat einen schönen ausdrucksvollen Kopf und melancholische, aber gar treue dunkele Augen. In seinem Vaterlande in politische Kämpfe verwickelt, hat der junge Sohn des Südens unsere kalte Insel mit ihren düsteren Kiefern und den eisigen Seen aufgesucht, um hier sich dem Parteitreiben zu entziehen. Er weiß sehr anziehend von seinem Heimathlande zu erzählen."

„Den 29. Juni.

„Ich weiß wahrlich nicht, weshalb ich die letzten Tage so wenig geschrieben habe. Aber ich war des Abends, wenn wir unsere Spaziergänge gemacht hatten, gemeinhin zu ermüdet und unlustig; meine Gedanken waren zu wenig gesammelt; ich konnte mich nicht concentriren. Ich hatte dem Grafen von Melforo zugehört, wenn er zu Bleming redete. Wie wenig ihn dieser versteht; wie schaale, wie flache und alltägliche Antworten er ihm giebt! Fast jede seiner Phrasen ist ein Gemeinplatz. — Dagegen Juanitto —! . . . . .

„Ich habe in den letzten Tagen viel gestickt. Meine Rosenessenz ist sehr gut gerathen; Clara Bleming hat mich um ein Fläschchen gebeten. Clavier habe ich ebenfalls gespielt: Beethovens göttliche Es-dur Sonate sowie seine Ouverture zum Coriolan. Daneben Haydn'sche Sonaten, auch Symphonieen. Von Mozart spielte ich ebenfalls eine Sonate, welche mich aber nicht so erwärmen will als seine Opern. O, wie unendlich schmerzvoll ist es doch für mich, daß ich nicht singen kann! Wie würde ich den Figaro, den Don Juan, die Zauberflöte üben! Diese Ouverture zu „Figaro's Hochzeit" — ah!"

„Den 30. Juni.

„Wie gern ich den Grafen Juanitto reden höre! Seine Stimme klingt wie Musik; der Ausdruck seines Gesichtes ist für mich das harmonisch edele Wechselspiel heiterer und ernster Melodieen. Seine hohe Stirne . . . . welche Energie, welcher Gedankenreichthum, welche Intelligenz thront auf ihr . . . . . Großer Gott, welche Bilder! Wohin gerathe ich? . . . . . .

„Ach, ich bin doch recht, recht unglücklich!"

„Den 2. Juli.

„Beethoven's Sonate pathétique gespielt, und Meister Webers Ouverture zu „Euryanthe". Wen der letzte, großartige Satz nicht ergreift, nicht gewaltig mit sich fortreißt, der hat kein Herz in seiner Brust. — O, wie schön sagt unser genialer Shakespeare:

„Der Mensch, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücke;
Die Regung seines Sinn's ist schwarz wie Nacht;
Sein Trachten düster, wie der Erebus:
— Trau' keinem solchen!"

„Den 4. Juli.

„Ich bin böse auf mich! — Er sprach von Spanien, von seinem geliebten Heimathlande, und um ihm eine Freude zu machen, intonirte ich eine spanische Romanze, welche ich von Clara Bleming hörte, und die er, wie sie mir sagte, so sehr liebt. Ich begann über das Thema zu phantasiren, . . . feurig, stürmisch — wie von einem Geiste angetrieben. — Hat er es verstanden, was meine Seele mich ihm zu sagen drängt?"

„Den 5. Juli, Mittags.

„Ja, er hat mich verstanden . . .! Er hat mich in seine Arme geschlossen, an seine liebe, athmende Brust gezogen — er richtete zärtlich mit seiner Glockenstimme Fragen an mich, welche ich ihm schriftlich beantwortete . . . . großer Gott, und endlich sagte ich ihm, ich würde mich niemals verehelichen . . . habe ich Unrecht daran gethan?

„Nein, — Alles ist zwischen uns zu Ende — vorbei; — muß zu Ende, muß vorbei sein. Er ist so gut, so schön, so edel . . . . o, ich liebe ihn so innig — aber er würde mich bald vergessen, — verlassen . . . . . und dann — dann würde ich sterben!"

„Den 6. Juli.

„Bleming sagte mir heute im Garten, Juanitto habe bei den Frauen stets sehr viel Glück gemacht. Ich glaube es wohl; es setzt mich nicht in Erstaunen. Aber daß er Clara so viel Aufmerksamkeit widmet —?"

„Den 8. Juli.

„Ich habe mich seit drei Tagen auf mein Zimmer zurückgezogen, allein meine Geduld ist bald erschöpft. — Ich habe weder Rast noch Ruhe . . . ich muß diesen Mann vergessen. Er nimmt mein ganzes Sein, mein Denken, mein Empfinden, mein Wollen — meine ganze Liebe, mein ganzes Ich in Anspruch. Ich kann in seiner Nähe nicht leben . . . . und ferne von ihm . . . . ohne ihn —?

„Ich fürchte, das werde ich noch weniger vermögen. — Und wenn er geht? — Ach, er wird die unbedeutende kleine Jenny in London in dem Gewühl der großen Welt, so bald — so bald vergessen! —"

„Den 9. Juli.

„Bleming sagte mir, dieser Spanier sei von einer seltsamen Art von Wahnsinn befallen. Er gefiele sich darin, Frauen in sich verliebt zu machen, um sie alsdann mit kaltem Hohne von sich zu stoßen: aus Rache für eine frühere, verschmähte Leidenschaft. Eine Verleumdung ohne Zweifel — aber eine teuflische! — Wenn er mich wahrhaft liebt, so muß er allen Hindernissen zum Trotz sich zu meinen Füßen werfen, und ich . . . . ich würde ihn, ehe er eine Sylbe sagen könnte, aufheben, ihn an meine Brust ziehen, und mein schwimmendes Auge würde ihm mehr als Worte sagen: Ich liebe Dich, Juanitto . . . ich liebe Dich, Du einziger, Du hoher, herrlicher Mann!"

„Den 23. Juli.

„Die Zeit bis heute ist mir verflossen wie ein dumpfer, schrecklicher Traum. Heute endlich, heute Morgen, ein Lichtblick. — Ich betrat den kleinen Salon, und — fand ihn dort! — Ob er mich erwartet hat? — Ich wollte mich eiligst entfernen, allein seine Stimme rief mich so flehend, so innig zurück! — Leidenschaftlich sank er vor mir auf die Kniee und sagte: „ich habe ihn nie geliebt!" — Wollte der Himmel, er spräche die Wahrheit!

„Ich deutete ihm dies oder Aehnliches durch Zeichen an und entfernte mich. — Wie gern wäre ich geblieben . . . . aber ich fürchte, ich fürchte, die arme Stumme macht Dich elend, wie sie selbst es ist. — Nein, nein! Es ist genug, daß Ein Herz leide; ich will Dich nicht mit in meinen Jammer verflechten, mein Juanitto; lebe wohl! —"

„Den 24. Juli.

„Er ist abgereist! — Großer Gott, die Welt erscheint mir jetzt so öde, so farblos, so leer und hohl ohne ihn, daß ich mich fast der Vernichtung nahe fühle. — Ich habe nur Thränen; bittere heiße Thränen! —" . . . . .

(Schluß folgt.)

Ein Nachmittag auf der Terrasse des British Hotel in Kairo.

(Schluß.)

Heute bestand die Fantasia in der officiellen Empfangsceremonie, welche der Vicekönig von Aegypten dem Generalconsul der „Conföderation des Nordens", Herrn von Teremin, zu Theil werden ließ. Schon seit Jahren preußischer Consul in Aegypten, war er jetzt zu dieser neuen Würde ernannt und von Alexandria, wo er wohnt, zur Vorstellung nach Kairo gekommen. Der Vicekönig schenkt zu diesem Act ein Pferd, einen goldstrotzenden Sattel und einen Degen, welche letztere Gegenstände in einem Salon des Hotels ausgestellt lagen.

Eine elegante Hofequipage fuhr vor, Soldaten bildeten Spalier und eine ungleichmäßig und schlecht uniformirte Police ritt dem Wagen voran, in welchen der neue Generalconsul der Conföderation des Nordens, in goldgestickter Uniform, mit seinen Begleitern gestiegen war.

Der Palast, welchen der Vicekönig bewohnt, liegt jenseit des Nils. Eine Dampfbarke ist stets bereit zum Uebersetzen, doch führt sie, gewisser Besorgnisse wegen, nur Die hinüber, welchen auf vorherige telegraphische Anfrage dazu die Erlaubniß ertheilt ist.

Wenn der Vicekönig dem neuen Vertreter eines Staates zum Empfange die Hand reicht, verkünden Kanonenschüsse den Völkern des Nils dieses Ereigniß. Der Vertreter Oesterreichs stand neben mir auf der Terrasse, als sie ertönten, und lächelte gezwungen. Vielleicht waren es nicht gerade Segenswünsche, welche er dem Grafen Bismarck über das Mittelmeer sandte.

Wenn wir uns eine Weile zuvor über die schlechten Pferde gewundert hatten, welche den königlichen Wagen bespannten, so konnte man jetzt die Augen an den schönsten und ausgewähltesten Thieren weiden; sie kehrten von den Coursrennen, welche jährlich von Liebhabern in der Nähe Kairos gehalten werden, zurück. Es ist unmöglich, ein graziöseres und lebensprühenderes Geschöpf zu sehen, als das arabische Pferd hier unter den Palmen, in der klaren Luft, geritten von den schlanken braunen Arabern, die von derselben Sonne durchglüht, selbst Nerv und Feuer, wie mit ihnen verwachsen erscheinen.

Wenn man sie im Norden sieht, scheinen sie nicht heimisch und zeigen nicht ihre volle Schönheit. Es ist als müßte dieser zarte, wie weißer Atlas schimmernde Leib, der sich bei der leisesten Anstrengung rosig färbt, bei jedem kalten Lufthauch zu-

sammenschaudern, und als wollte er nur den seinen, nackten Fuß des Arabers dulden, aber niemals den Sporn. Am schönsten würden ihn die Flügel kleiden, das haben die Griechen wohl gewußt, denn sie schufen nach seinem Bilde den Pegasus.

Da nun die „Fantasias“ für diesen Tag vorüber sind, beginnt auch die Menge sich zu zerstreuen, besonders da das Vergnügen des Schauens auch den Hunger und Durst stillen mußte, denn die Mohamedaner befinden sich im Monat des großen Fastens. Während dieses Monats dürfen sie von Morgens bis Abends sechs Uhr nichts über ihre Lippen bringen, selbst nicht rauchen, und sie würden lieber sterben als dieses Gesetz übertreten. Um Sechs aber ertönt von der Citadelle der Kanonenschuß, welcher den schlimmen Bann, der auch die Geister gefangen hält, löst. Ein lautes Freudengeschrei erhebt sich, die Kinder jubeln händeklatschend und Alles stürzt zu den Freuden der Tafel, um sich während der Nacht für die Nüchternheit des Tages zu entschädigen. Der Platz und die Promenade wird bald von Menschen leer. Die Männer sitzen vor den Cafés und rauchen den Nargileh, die Wasserpfeife, die vornehmeren arabischen Frauen in ihrem weißen Schleier, der vom Kopfe herab den ganzen Körper bis zu den goldgestickten Schuhen einhüllt und vom Gesicht nur die dunkelen Augen sehen läßt, sind schon früher auf ihren kleinen Eseln nach Hause geritten, jetzt geht nur noch dann und wann eine von den wahrhaft schönen Frauengestalten vorüber, welchen man stundenlang folgen könnte, denn man sieht die wandelnde Antike.

Es sind Frauen aus der niederen Volksklasse, Frucht-, Gemüse- oder Wasserträgerinnen. Sie verhüllen vom Gesicht nur den Mund, denn so gebietet es Mohamed, der Prophet. Ihre Kleidung ist unendlich malerisch, sie besteht nur in der Kunst des Faltenwurfes. Sie tragen ein loses Gewand und einen Schleier von durchsichtigem schwarzem Stoff, die sich den anmuthigen Formen und der leisesten Bewegung anschmiegen. Der Fuß, der Arm und ein Theil der Brust sind unbedeckt, nur mit Münzen und goldenen Zierrathen behangen, denn sie lieben den Schmuck. Hand und Fußgelenke sind von goldenen Spangen umschlossen, welche die uralte Form der ägyptischen Schlange zeigen. Das Schöne aber ist ihr Gang. Sie tragen auf dem Kopfe die antike Amphora, ein großes Wassergefäß, welches gefüllt sehr schwer ist. Dies nöthigt sie zu einer rhythmischen Gleichmäßigkeit der Bewegung und zu einer Haltung des Körpers und des Kopfes, welche außerordentlich edel sind, ihnen etwas Denkendes, ich möchte sagen, jene moralische Grazie giebt, welche die erste Verantwortlichkeit einem jungen Gesichte aufprägt.

Die letzten dieser anmuthigen Gestalten verschwinden zwischen den Palmenstämmen, der Lärm des Tages ist verhallt und über den Tamarisken ist der Mond heraufgestiegen.

Dort, unter den Bäumen, flammt jetzt ein Feuer auf, das uns ungewöhnlich und geheimnißvoll lockt. Wir gehen hinüber. Es sind Asiaten, Wüsten-Beduinen von jenseit des rothen Meeres, welche hier vor dem Hotel ein Lager aufgeschlagen haben, um für eine Caravane zu werben. Sie haben ein Feuer gemacht, um welches sie im Kreise sitzen und die kurze Pfeife geht von Mund zu Mund. Der Glanz des Feuers beleuchtet pittoresk ihre wilden ausdrucksvollen Gesichter. Sie haben ein zigeunerartiges Aussehen oder, um sich richtiger auszudrücken, die Zigeuner scheinen sich von ihrem Stamme losgelöst und ihre Wanderung durch Europa angetreten zu haben. Sie sind olivenfarbig, die Haare hängen in Strähnen um den Kopf, ihre Augen blitzen verschmitzt und sind im Ausdruck gänzlich verschieden von den großen strahlenden Augen der Araber, ihre sehnigen Glieder sind nur umhüllt von der weißwollenen Beduine oder einem Stück zottigen Fells.

Neben ihnen sind Zelte aufgeschlagen, welche den Reisenden als Muster für die Wüstenreise dienen sollen. Rings im Kreise liegen und stehen ihre Kameele. Wenn man in Aegypten die Krokodille nicht mehr lachen hört und Strauße und Giraffen sich über die Grenze Nubiens zurückgezogen haben, so giebt es desto mehr dieser sonderbarsten Thiere, die man in der Wüste gesehen haben muß, um ihre Nützlichkeit und ihre Form zu begreifen.

Das Mondlicht fällt voll auf die Philosophen der Wüste, sie halten ihre Köpfe vorgestreckt und rühren sich nicht, denn man hat ihnen an den Halfterstrick einen kleinen Stein gebunden, der vor ihnen am Boden liegt. Der Stein beträgt lange nicht den hundertsten Theil ihres Gewichtes und man lacht über das Mißverhältniß, um im nächsten Augenblick über die nobele Gesinnung des Kameeles zu staunen. Der Beduine bindet es nie fest an, sondern es gehorcht dem moralischen Wink.

Das Feuer flackert jetzt im Erlöschen, und wirft nur noch einzelne phantastische Streiflichter auf die Kameele, die Zelte und die Beduinen. Auch sind diese des leeren Beschauens müde und erheben sich, um zu fragen: Herr, wollen Sie nach dem Sinai?

Naturgeschichte der Thränen.

Das Hauptelement, der vornehmste Bestandtheil, so zu sagen, einer Thräne ist Wasser; dieses Wasser enthält, bei Auflösung, einige Hundertstel einer Substanz, die man mucus nennt, und einen kleinen Theil Salz, Natron, phosphorsauren Kalk und phosphorsaures Natron. Das Salz und das Natron sind es, welche den Thränen jenen eigenthümlichen Geschmack geben, der ihnen bei den griechischen Dichtern das Epitheton „Salz“, bei den unsrigen das Beiwort „bitter“ verschafft hat; „Salz“ ist indeß der richtigere Ausdruck der beiden Bezeichnungen. Wenn eine Thräne trocknet, verdunstet das Wasser, und hinterläßt eine Ablagerung salziger Bestandtheile; diese amalgamiren sich und werden, wenn man sie durch das Mikroskop betrachtet, zu langen gekreuzten Linien, welche wie ganz kleine Fischgräte aussehen.

Die Thränen werden von einer Drüse ausgeschieden, die man die „Thränendrüse“ nennt, welche über dem Augapfel und unterhalb des oberen Augenlides an der der Schläfe nächsten Seite liegt. Sechs oder sieben ungemein feine Canäle ziehen sich von derselben entlang und unter der Oberfläche des Augenlides hin, und entladen ihren Inhalt ein wenig oberhalb des zarten Knorpels, welcher das Augenlid stützt. Diese Canäle sind es, welche die Thränen in das Auge führen. Allein Thränen fließen nicht nur in gewissen Augenblicken und unter gewissen Umständen, wie man vermuthen könnte — sie fließen unaufhörlich; den ganzen Tag und die ganze Nacht (obgleich weniger reichlich während des Schlafs) rinnen sie sanft aus ihren dünnen Schleußen, und verbreiten sich glänzend über die Oberfläche der Pupille und des Augapfels, und geben ihnen jenes leuchtende, schmelzartige und klare Aussehen, das eines der charakteristischen Zeichen der Gesundheit ist. Die unaufhörliche Bewegung und Zusammenziehung der Augenlider bewirken die regelmäßige Verbreitung der Thränen, und das Fließen dieser Thränen muß auf die soeben erwähnte Weise beständig erneuert werden, weil Thränen nicht nur nach wenigen Secunden verdunsten, sondern auch durch zwei kleine Abzugsröhren, „Thränenpunkte“ genannt, die in dem Winkel des Auges nahe an der Nase liegen, hinweggeführt werden. Auf diese Art fließen alle Thränen, nachdem sie die Augenlider verlassen, in die Nüstern, und wenn sich der geneigte Leser hiervon überzeugen will, so braucht er, so unpoetisch es auch sein mag, nur auf einen Menschen zu achten, der stark weint, und er wird bemerken, daß dieser stets genöthigt ist, einen zwiefältigen Gebrauch von seinem Sacktuche zu machen.

Der Nutzen der Thränen für Thiere im Allgemeinen, und insbesondere für diejenigen, welche vielem Staub ausgesetzt sind, wie z. B. Vögel, die inmitten der Winde leben, ist leicht zu verstehen; denn das Auge würde bald voller Schmutz und trüb sein, wie eine ungereinigte Fensterscheibe, hätte nicht die Natur für diesen freundlichen, immerfließenden Strom gesorgt, um es zu waschen und zu erfrischen. Nur ganz wenig Flüssigkeit ist nothwendig, um das Auge stets klar und rein zu erhalten; allein hier müssen wir wiederum den wundervollen Mechanismus

anstaunen, welcher in dem menschlichen Körper arbeitet, denn man kann beobachten, daß, wenn in Folge irgend eines Zufalles oder einer Verletzung der Augapfel mehr Wasser braucht um sich zu reinigen, die Natur sich sogleich zu einem reichlicheren Thränenfluß wendet. So z. B. füllen sich, wenn ein Staubkörnchen oder ein Insect in das Auge geräth, die Augenlider sogleich mit Thränen und fließen über, und diese Thränen mildern nicht nur den Schmerz, sondern führen auch den Gegenstand, wofern er klein genug ist, die beiden bereits erwähnten kleinen Leitungen hinab und hinweg. Das Nämliche geschieht, wenn entweder Rauch oder zu lebhaftes Licht, oder zu starke Kälte nachtheilig auf das Gesicht einwirken — sogleich kommen Thränen uns zu Hilfe und schützen das Auge vor Schaden.

Was nun die anderen Thränen betrifft — ich meine diejenigen, welche ihren Grund in moralischen, nicht in physischen Ursachen haben — so ist die über dieselben zu gebende Erläuterung eine sehr prosaische und materielle. Thränen werden veranlaßt, entweder durch das plötzliche und rasche Fließen des Blutes nach dem Kopfe oder durch Nerven-Erregung. Sie sind sehr häufig bei Frauen und Kindern, deren Nerven-Organisation weniger stark ist, als die der Männer. Unter Männern weinen diejenigen von sanguinischem und nervösem Temperament am meisten. Lymphatische Naturen hingegen und Leute von biliösem, oder galligem Temperament weinen überhaupt selten: die ersteren, weil sie gemeiniglich nur wenig Empfindlichkeit haben, und die letzteren, weil sie gewöhnlich eine feste Controle über ihre Gefühle besitzen. Wenn man daher einen Mann von lymphatisch-biliösem Temperament aus Gemüthsbewegung Thränen vergießen sieht, so kann man überzeugt sein, daß die innersten Nerven seines Herzens ergriffen sind, und man muß alle Achtung haben vor einem Mann, dessen Schmerz ein so heftiger ist. Hingegen ist es gut, wenn man seine Kaltblütigkeit bewahrt vor stark erregbaren und sehr phantastischen Leuten, welche weinen; ihre Thränen sind oft echt, in der Regel aber kosten sie ihnen nur wenig Anstrengung, und bei neun Fällen unter zehn sind sie vergessen, sobald sie vergossen sind. Sehr talentvolle Schauspieler können Thränen nach Belieben dadurch hervorrufen, daß sie sich in einen gewaltigen Erregungszustand hineinarbeiten. Fräulein Rachel z. B., die kälteste und liebloseste Dame, die je die Bühne betreten, pflegte, wenn sie all' ihre Kräfte aufbot, so leidenschaftlich zu weinen, daß sie fünfzehnhundert Zuschauer ebenfalls zum Weinen bringen konnte. (Chamb. Journal.)

Mannichfaltiges.

— Prof. Palmieri hat in der anscheinend letzten Phase des Vesuvausbruches Gelegenheit, die wissenschaftlich interessantesten Beobachtungen zu machen. Es scheint jetzt erwiesen, daß der Ausbruch auch lunaren Einflüssen unterworfen ist; wenigstens retardiren jetzt die Perioden der größten Intensität jeden Tag um eine halbe Stunde, was mit den Bewegungen des Mondes übereinzustimmen scheint. Ueber die Periodicität der vulcanischen Erscheinungen berichtet Palmieri vom 1. d.: Wer in den ersten Stunden der vergangenen Nacht den Vesuv beobachtet hat, wird geglaubt haben, daß die Eruption zu Ende sei. Der Eruptionskegel war wenig zu unterscheiden, die Laven zeigten eine kaum sichtbare dunkelrothe Färbung. Aber später zeigte der Eruptionskegel mehr Thätigkeit und gegen 7 Uhr Morgens sind neue Laven durch die gewöhnliche Röhre zur Basis des Kegels herabgeflossen. Das ist die Fortsetzung der mehrfach erwähnten täglichen Periode mit der täglichen Retardation ihrer Phasen. Der Seismograph zeigte nach Mitternacht eine einzige Erschütterung an, während er Tags zuvor drei angegeben hatte; dies weist auf eine geringere Intensität in der letzten Eruptionsperiode.

— Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger veröffentlicht den Bericht über ihre Thätigkeit im Jahre 1867. Nach der Tabelle der Seeunfälle fanden in den deutschen Küstengewässern im verflossenen Jahre 123 Unglücksfälle statt. Durch den Verein fanden 23 Rettungsthaten statt, wodurch 269 Menschen am Leben erhalten wurden. Ohne Erfolg fanden 18 Rettungsversuche statt. Unter den verunglückten Schiffen waren 60 deutsche, 24 englische, 10 holländische, 5 dänische, 6 schwedische, 13 norwegische, 6 russische, je 1 aus Frankreich und Spanien und 2 unbekannt woher.

— Im Journal de Paris finden sich einzelne Nachrichten über die Spazierfahrten, welche der Kaiser Napoleon zu unternehmen pflegt. Zwei zu der Tuilerieenpolizei gehörige Agenten begleiten jedesmal den Kaiser. Gewöhnlich sind es dieselben Leute; sie gehen ziemlich weit dem Kaiser voran oder folgen ihm nach, halten sich bei dessen Aus- und Einsteigen in der Nähe und sind nicht, wie man glauben sollte, mit Pistolen sondern mit einfachen Todtschlägern bewaffnet. Cerf, der Leibkutscher des Kaisers, dient ihm seit zwanzig Jahren. Er war ehedem in Diensten Louis Philipp's, und der Kaiser schenkt ihm ein ungemeines Vertrauen. Dafür ist auch Cerf ein fanatischer Anhänger seines Herrn. Er ist Erfinder eines eigenthümlichen Gebisses, mit dem er, wenn es nöthig werden sollte, einem durchgehenden Pferde mit einem Ruck die Kinnlade zerbrechen könnte. Außerdem kann er, im äußersten Nothfalle, durch einen einfachen Federdruck die Scheren von dem Wagen völlig ablösen, so daß letzterer unbeweglich stehen bleibt.

— Nachrichten aus Toulon zufolge hat man sich in der neueren Zeit vielfach mit den unterseeischen Höllenmaschinen (torpilles) beschäftigt und sich nach eingehenden Versuchen in den 5 großen französischen Kriegshäfen von ihrer zerstörenden Gewalt so vollkommen überzeugt, daß sie nunmehr als regelmäßiges Vertheidigungsmaterial aufgenommen worden sind. Auf dem Kanonier-Lehrschiff „Louis XIV." ist eine besondere theoretische und praktische Schule für die Anfertigung und die Anwendung dieser Torpillen errichtet worden. Die vergangene Woche hat man auf der Rhede von Toulon mit tragbaren Torpillen Uebungen vorgenommen, deren glänzende Ergebnisse Jedermann, auch die Erfinder selbst, überrascht haben.

— Vom Niagara. Die New-Yorker „Expreß" enthält eine ausführliche Mittheilung über die Unterwühlung des Flußbettes des Niagara unterhalb des Hufeisenfalles, welche, wenn thatsächlich begründet, wie es wahrscheinlich ist, eine baldige Zerstörung jenes großartigen Falls und ein Zurückweichen des Falls um $1\frac{1}{2}$ Meile erwarten läßt. Seit mehr als einem Jahre — sagt die „Expreß" — haben einige wachsame Bewohner der Gegend eine eigenthümliche Bewegung der Stromschnellen etwas weniger als $\frac{1}{4}$ Meile oberhalb der Spitze des Hufeisenfalls in dem Canal wahrgenommen, wodurch die größte Wassermasse abfließt, und diese Bewegung ließ sie vermuthen, daß die Strömung die weiche Schieferthonschicht unter dem Kalkstein, der jetzt den Sturzrand des großen Falls bildet, durchbrochen habe. Kürzlich hat sich jene Erscheinung noch verstärkt, so daß die Beobachter an einer baldigen Vernichtung des berühmten Hufeisenfalles nicht zweifeln. Wenn das Kalksteinbett, wie man vermuthet, durch eine Strömung unterwühlt wird, so muß und wird, vielleicht sehr bald, die Folge sein ein ungeheueres Losbrechen und Wegreißen der Fallplattform, welches das ganze Aussehen des Kataraktes verändert und vielleicht den steilen Abfall in eine jähe Stromschnelle verwandelt.

— Im Regierungsbezirk Trier wurden im vorigen Jahre nur 9 Wölfe erlegt gegen 14 im Jahre 1866 und 19 in 1865. Hiernach läßt sich auf allmähliche Abnahme dieser Raubthiere schließen.

— Wie aus Insbruck berichtet wird, sind von dort am 14. d. M. 500 Auswanderer, meist Oberinnthaler, nach Peru abgereist.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 36.

* Stumm.

Novelle von Hermann Uhde.

(Schluß.)

„Den 2. August:

„Er — er, mein Juanitto, ist zurückgekehrt . . . . !" O gütiger Heiland, welche Worte wären reich genug, diese Seligkeit wieder zu geben! Wie schändlich mich dieser Bleming belogen hat! Er sagte mir, Juanitto habe sich in den Strudel toller und schwindelköpfiger Vergnügungen gestürzt! Und er kehrt zurück, den Kummer, den Gram, die Sehnsucht mit leserlicher Schrift auf seinem lieben Gesichte eingegraben! O, wie glühend, wie unendlich ich ihn liebe! Er muß der Meine werden, und wenn sich die trübste meiner Befürchtungen erfüllt — wenn nach einem Jahre des Rausches, der Liebe, des seligsten Glückes mein Geliebter mich vernachlässigt, mich vergißt — was thut's! Ich rede mir ein, ich sei früh verwittwet; ach, und ich habe dann doch Ein Jahr gelebt — habe doch eine Spanne Zeit, der innigsten, süßesten Gefühle voll, auf Erden schon im Paradiese an seiner Seite hingebracht!

„Alles hat ihn gestern mit Freudigkeit, mit Liebe empfangen; ach, und wie mein Herz ihm entgegenschlug! Ich hielt mich kaum bei seinem Anblick, und nun, da ich allein bin, brechen unaufhaltsam meine Thränen hervor. Wie schwach ist doch der Mensch; nicht einmal ein so hohes Glück zu ertragen, hat man die Kraft.

„Gute Nacht, mein Juanitto, mein heiß, mein innig Geliebter! Mein Leben, mein Alles . . . schlummere sanft; und Engel wachen Dir zum Schirm über Deinem theuren Haupte!"

Soweit las der junge Spanier, tief über die Blätter gebeugt. Thränen fielen aus seinen Augen auf das Papier — auf die letzten Zeilen, deren verwischtes Aussehen darauf hindeutete, daß auch Jenny's schöne Augen bei dem Gedanken an den heißgeliebten Mann nicht trocken geblieben waren. Er küßte diese feinen eleganten Züge, er las das Heft wieder und wieder; und kein Gefühl erfüllte seine Brust als das der Liebe zu Jenny — und dies war so stark und mächtig, daß selbst eine Empfindung des Grolles und der Verachtung gegen den ränkevollen Bleming wegen dessen lügenhafter Verleumdungen nicht in Juanitto's Herzen aufkommen konnte. — sein voller Busen hatte nicht mehr Raum dafür. Und überdies . . . . der Glückliche verzeiht ja stets so leicht . . . . so leicht!

Hell und strahlend ging im fernen Osten die Sonne auf, und noch immer saß der liebeglühende Sohn des Südens über das Buch gebeugt. Endlich aber sprang er auf und eilte an das Fenster, um hinabzuschauen nach dem Gemache Jenny Jerson's. Nach kurzer Zeit, welche dem jungen Manne peinlich und langsam genug verstrich, zeigte sich endlich eine feine weiße Hand an der Gardine, und die Vorhänge wurden zurückgeschoben. Die junge Stumme stand da in einer reizenden, eleganten Morgentoilette, das prachtvolle reiche Haar einfach um das edle Köpfchen gelegt und mit träumerischem Auge hinausschauend in die Weite.

Plötzlich fiel ihr Blick auf den jungen Mann, welcher sie, seine Hand auf das Herz gelegt, ehrerbietig und bescheiden grüßte. Dann verschwand Jenny vom Fenster.

Aber auch den Spanier litt es nicht länger in seinem Zimmer. Hastig, aber leise öffnete er die Thür und eilte mit unhörbaren Schritten über den Corridor, die Treppen hinunter bis in den Seitenflügel des Schlosses und vor Jenny's Gemach.

Mit fester Hand öffnete er dasselbe und sah das junge Mädchen augenscheinlich in großer Unruhe nach etwas suchen. Er ahnte, um was es sich handle, und trat raschen Schrittes in das Zimmer.

Als Jenny ihn erblickte, stieß sie einen leichten, durch nervöses Zittern erstickten Schrei aus und hastig wollte sie eine Bewegung machen; aber leidenschaftlich warf sich Juanitto ihr zu Füßen.

„Jenny!" rief er mit vor Erregung bebender Stimme, „sei mein, sei mein vor Gott und der Welt! Sieh hier dieses Heft, ich habe es Dir entwendet und Alles, Alles gelesen . . . brauche ich Dir mehr zu sagen? Nein! Zu Deinen Eltern, daß ihr Segen unseren schönen Bund heilige!"

Jenny bebte am ganzen Körper wie ein Blatt. Zitternd und convulsivisch bewegten sich ihre Lippen, einige unzusammenhängende Laute stammelnd; endlich aber lösten sich die so heftig ihren Busen bestürmenden Gefühle in einem Strome von Thränen, und laut schluchzend sank sie dem heißgeliebten Manne an die Brust.

Juanitto bedeckte ihre schöne Stirne, die lieblichen Augen mit den heißesten Küssen, und wie zwei selige abgeschiedene Geister waren sie in himmlischer Verklärung auf einen Augenblick dieser Erde und ihren Mühen und Wirrsalen entrückt, als plötzlich ein greller Mißklang, welcher gellend in ihre friedliche Harmonie hineintönte, sie jäh von ihrer erhabenen Höhe herabschleudern sollte.

Bleming nämlich, welcher ungesehen Juanitto beobachtet hatte, wie dieser leise den Corridor entlang und in Jenny's Zimmer gegangen war, öffnete jetzt rasch mit Einem Male die Thür des Gemachs und rief dem dicht hinter ihm befindlichen Kammermädchen Jenny's, auf die Umarmung deutend, mit schneidendem Hohne zu: „Wie ich Dir sagte, Kind, Miß Jerson ist Deiner Dienste heute Morgen nicht bedürftig; der Herr Graf von Melsoro wird sie statt Deiner verrichten!"

Die beiden Liebenden standen wie vom Donner gerührt. Juanitto's stolzes, spanisches Blut empörte sich, bleich wurde er wie der Tod, und außer sich vor Wuth schrie er dem höhnisch lächelnden Bleming zu: „Gemach, mein Herr, gemach! Hüten Sie sich, mit Einem Worte nur die Ehre meiner Braut zu beschimpfen!"

„Braut?" lachte Bleming mit teuflischem Grinsen. „Ich bin sehr begierig zu sehen, ob Sie dieses Wachspüppchen als Gemahlin heimführen werden."

„Elender!" knirschte Juanitto, „diese Beleidigung wird nur durch Blut abgewaschen!"

Und dem kaltblütig dastehenden Arthur seinen Handschuh ins Gesicht schleudernd, setzte er flammend hinzu: „Jetzt; — bei dem Rasenplatze neben dem kleinen Teiche erwarte ich Sie!"

Der Engländer verschwand mit einem erdfahlen Gesichte und Juanitto wollte ihm unverzüglich nachstürzen; allein der durch den Lärmen herbeigezogene Lord Jerson hielt ihn flehend auf. Aber indem der junge Spanier auf die in den Armen des Kammermädchens ohnmächtig daliegende Stumme deutete, rief er aus: „Wachen Sie über Jenny," und schob den alten Mann zur Seite.

Mit hastigen Schritten stürzte er hinaus. In der Ferne sah er Bleming in den Park eintreten — ein Diener trug ihm ein Kästchen mit Pistolen nach.

Siebentes Capitel.

Wenige Secunden später schlug das junge Mädchen die Augen auf und kam zu sich. Als sie Juanitto nicht mehr erblickte, stieß sie einen lauten, markdurchbohrenden Schrei aus und unter lautem, unarticulirtem Aechzen mit weit aufgerissenen Augen und flehend ausgestreckten Armen stürzte sie in fliegender Hast davon.

Ihr Vater konnte ihr kaum folgen; vergebens rief er sie bei ihrem Namen; in rasendem Lauf, die Verzweiflung auf dem bleichen Gesichte ausgeprägt, eilte die arme Stumme in den Garten.

Gerade, als sie in den Weg einbiegen wollte, welcher sie an den zum Schauplatz des Zweikampfes ausgewählten Rasenplatz führen mußte, hörte man einen Pistolenschuß und lautes, verworrenes Rufen, und eine Secunde später sah sie Juanitto blutend und mit krampfhaft umhergeworfenen Armen ohnmächtig auf den Rasen sinken. Dieser entsetzliche Anblick löste gewaltsam das Band, welches bisher die Zunge des unglücklichen Mädchens seit Jahren schon gefesselt hielt, und laut, mit brechendem Tone: „Juanitto — mein Juanitto!" rufend, stürzte Jenny Jerson besinnungslos über den wie todt daliegenden jungen Mann.

Der Baronet, Sir Georges Clifton, war seinem liebenswürdigen Charakter gemäß eiligst mit seinem ärztlichen Beistande bei der Hand, und nach Verlauf einer halben Stunde etwa sehen wir das schöne Mädchen auf einem weichen Lager ruhen und um sie her stehen ihre Eltern, ihre Schwester Arabella, der als Arzt fungirende Freund des Hauses, Sir Georges, und der junge spanische Graf; — letzterer etwas blaß und mit verbundenem Halse.

Nach einem Weilchen schlug Jenny Jerson das Auge auf und den über Alles geliebten Mann an ihrer Seite erblickend, rief sie leise und unaussprechlich innig: „Juanitto!"

Dieser sank vor dem Lager des theueren Mädchens auf das Knie, und ihre beiden Hände feurig in den seinen drückend, erzählte er ihr, daß er nur leicht am Halse verwundet, aber vor heftiger Aufregung und Gemüthsbewegung bewußtlos zu Boden gesunken sei.

Ferner erfuhr sie, daß Bleming, von tiefster Reue über das Vorgefallene erfüllt, soeben Jersoncottage verlassen habe.

Hierauf trat ihr Vater herzu, und indem er die Hand seiner Tochter mit derjenigen Juanitto's von Melsoro vereinte, sagte er innig bewegt: „Mein Kind, Juanitto wird Dein Gemahl sein; — ich segne Euch!"

Die Mutter und die Schwester küßten das liebe Wesen, welches leise schluchzend sagte: „O, meine gute Mutter!"

Dann aber, überwältigt von den starken Gemüthsbewegungen, welche in den letzten Stunden so Schlag auf Schlag auf die Arme eingestürmt waren, erlag sie den mächtigen Eindrücken und eine tiefe Ohnmacht umnachtete ihren Sinn.

Der Baronet wurde etwas ängstlich durch die lange Dauer derselben, und auf seine Anordnung mußten sich sämmtliche Anwesenden ein wenig zurückziehen. Endlich schlug Jenny die Augen wieder auf und ihr erster Blick fiel auf den alten James, jenen treuen Diener, welcher sie, als sie noch ein Kind war, aus den furchtbaren Flammen errettet hatte, und welchem sie ihr Leben verdankte.

Laut und vernehmlich sagte sie, indem sie dem wackeren Greise die Hand entgegenstreckte: „Edmond?"

Sie gedachte ihres kleinen Bruders, welcher damals einen so qualvollen und schrecklichen Tod in den Flammen gefunden.

Hierauf entstand ein kurzes Stillschweigen, nur unterbrochen von dem freudigen Schluchzen der Schwester und dem leise zu Gott empor gesandten Dankgebete der treuen Mutter, — als Juanitto zu Jenny an das Lager trat und mit vor innerer Erregung zitternder Stimme diese Worte sprach:

„Jenny — um der Liebe Christi willen ... sprich noch ein Wörtchen! Willst Du die Meine werden?"

Da richtete sich das junge Mädchen stark und rasch empor und, ihren Arm um den Hals des geliebten Mannes schlingend, rief sie laut und voll: „Dein für das ganze Leben!"

Darauf faltete sie die Hände über der Brust und einen innigen Blick zum Himmel sendend, pries sie, und mit ihr alle Anwesenden den allgütigen Vater, daß er, nach so viel Leiden, sie begnadet hatte, die Sonne des Glückes und der Zufriedenheit desto heller und strahlender aufgehen zu sehen.

Schweineschlächterei in Cincinnati.

Wie allgemein bekannt, bildet gepökeltes Schweinefleisch einen der wichtigsten Handelsartikel Cincinnati's, und es wird daher vielleicht nicht uninteressant sein, eines der größeren Schlacht- und Verpackungshäuser zu beschreiben.

In dem Hause, welches ich im Auge habe, wird ein Schwein von 5—600 Pfund Gewicht in zwanzig Secunden geschlachtet, abgebrüht, zerlegt, eingepökelt und verpackt, und so wird während der Saison vier Monate lang täglich 10 Stunden fortgearbeitet. Diese große Schnelligkeit wird nur dadurch möglich, daß jeder Einzelne der im Schlachthause Angestellten nur einen bestimmten Theil der Arbeit verrichtet und so seine Arbeit mit wunderbarer Schnelligkeit zu verrichten lernt. So ist z. B. ein Mann da, der monatelang den ganzen Tag nichts thut, als Schweine mit einem Hammer todtschlagen, ein Anderer, der ihnen fortwährend die Kehle durchschneidet, wieder ein Anderer, der das schwerste Schwein mit einem Schlage einer mächtigen Fleischaxt enthauptet.

Neben dem großen reinlichen Gebäude, welches besonders für dieses Geschäft gebaut wurde, befinden sich ausgedehnte Höfe, die mit Schweinen aus Ohio, Indiana, Kentucky und Illinois angefüllt sind; von diesen Höfen leitet eine Brücke nach dem dritten Stockwerke des Gebäudes, und diese Brücke hinauf marschirt von Morgen bis Abend eine Procession von Schweinen ihrem Schicksale entgegen. Hier ist die erste Ersparniß an Zeit und Arbeit. Die Schweine sollen aus dem Hof in das unterste Stockwerk transportirt und unterwegs in Pökelfleisch verwandelt werden. Sie marschiren zum Schlachtplatz in das oberste Stockwerk hinauf, und die Reise in den Keller wird durch Benützung jenes Naturgesetzes bewirkt, nach welchem Alles den Mittelpunkt der Erde zu erreichen sucht. Oben angekommen finden sich die ersten fünfzehn in einen engen Raum gepfercht, wo sie stehen bleiben müssen, weil zum Hinlegen kein Platz ist. Es sind zwei dieser engen Räume da, jeder unter Aufsicht eines anderen Mannes, so daß, während die todten

Schweine aus dem einen Raume fortgeschafft werden, der andere sich mit lebenden Thieren füllt, damit die Arbeit keine Unterbrechung erfährt. Die 15 Thiere, welche den Kopf nach oben zusammengepreßt dastehen, drücken ihre Gefühle in der ihnen von der Natur verliehenen Sprache aus und der Lärm ist groß. Der Schlächter, mit einem langstieligen schlanken Hammer bewaffnet, sitzt rittlings auf der Umzäumung und schlägt einem dieser Thiere nach dem anderen den Kopf ein. Das Schwein fällt nicht, wenn der Hammer es trifft, es kann nicht fallen, es ist nur still.

Sobald das Stillschweigen der Thiere zeigt, daß sie alle vom unvermeidlichen Geschick ereilt wurden, wird eine Thür geöffnet und die Körper der Thiere werden in eine schiefe Ebene gelegt, die in einem langen, mit heißem Wasser gefüllten Troge endet. Einer der Künstler, der „Sticker", erscheint jetzt, mit einem langen, dünnen, spitzen Messer bewaffnet, nähert sich dem Schweine, welches dem dampfenden Troge zunächst liegt, hebt sein Vorderbein auf und giebt ihm einen Stich in die Kehle. Dem Troge entlang, auf jeder Seite desselben, steht eine Reihe Männer, jeder mit seinem Werkzeug in der Hand, bereit, ihre Arbeit zu beginnen. Abgesondert vor ihnen steht der „Head Scalder" (Hauptbrüher), der den zweiten Rang im Hause einnimmt, denn seine Aufgabe ist eine äußerst schwierige. Wird ein Schwein 10 Secunden zu lange oder in Wasser 20 Grad zu heiß gebrüht, so kommt es so roth wie ein gekochter Krebs heraus; ist das Wasser nicht heiß genug, oder bleibt der Körper nicht lange genug darin, so wird die Arbeit des Abschabens der Borsten verdreifacht. In Zwischenräumen von 20 Secunden werden die Schweine ins Wasser gelegt, der „Head Scalder" steht dabei, mit dem Auge auf die Uhr gerichtet, und untersucht von Zeit zu Zeit mit dem Finger die Temperatur des Wassers oder die Festigkeit der Borsten des Schweines, das zuerst hinein kam. „Nummer Eins" ruft er endlich. Durch eine dazu eingerichtete Maschine wird Nro. 1 auf einen langen, abwärts leitenden Tisch gelegt. In demselben Momente ziehen zwei Arbeiter die werthvollen Borsten aus und legen sie in ein Faß, während zwei Andere eine Seite mit dazu construirten Instrumenten abschaben. Nach einigen Secunden wenden diese Arbeiter es auf die andere Seite, und lassen es an zwei andere Arbeiter kommen, die die zweite Seite abschaben. Diese befördern das Schwein an vier Arbeiter, welche den Reinigungsproceß vollenden und nicht ein Haar am Körper lassen. Hierauf wird von zwei Arbeitern ein Holz angebracht, um die Hinterbeine auseinander zu halten, und das Schwein, mit Hilfe einer Maschine, mit dem Kopfe nach unten aufgehängt. Und jetzt kommt der größte Künstler von Allen, der am Schweine die Operation zu vollziehen hat, welche bei den vornehmen Japanesen so populär ist. Dieser Künstler hat den mehr treffenden als wohllautenden Namen „Cutter". Ein langer, schneller Schnitt der ganzen Länge des Körpers entlang — zwei oder drei eben so schnelle Schnitte im Inneren — und sämmtliche Athmungs- und Verdauungsorgane liegen dampfend auf einem Tisch in den Händen von Leuten, welche das Fett von ihnen frei machen. Zu dieser Operation, hier in zwanzig Secunden beendet, braucht ein gewöhnlicher Metzger zehn Minuten. Dieser Mann verdient täglich 6½ Dollars, während für alle Anderen der höchste Lohn 4 Dollars per Tag ist; und sollte er von seinem Posten abwesend sein, so kann sein Stellvertreter, der ihm jahrelang zugeschaut hat, nur ein Fünftel der Arbeit thun, und reducirt also die Arbeit des ganzen Hauses in demselben Verhältnisse.

Das lange Zimmer, in welchem die Schweine geschlachtet, abgebrüht und ausgeweidet werden, bietet natürlich, wie man sich denken kann, keinen freundlichen Anblick dar, überall Blut, Fett und Wasser. Die anderen Theile des Etablissements sind jedoch sehr reinlich. Sobald das Schwein nämlich vollkommen ausgeweidet ist, wäscht ein Junge es ab, indem er einen Wasserstrahl aus einem mit der Wasserleitung in Verbindung stehenden Schlauche darauf gießt. Ein anderer Junge schiebt es dann einem Draht entlang, auf dem es an einem Rade hängt, und bringt es an seinen Platz im Kühlzimmer, wo es die Nacht durch hängen bleibt. Dieses Kühlzimmer bietet einen seltsamen Anblick, es enthält zwei Bataillone todter Schweine, in langen, regelmäßigen Reihen aufgehängt; ein Bataillon, das Resultat der heutigen Arbeit, das andere von gestern herrührend. Das Zerhauen der Schweine geschieht mit derselben Leichtigkeit und wunderbaren Schnelle, wie die schon beschriebenen Operationen. Das erste Schwein, dessen Zerlegung ich zusah, war ein enormer Bursche von 600 Pfund, und er war in genau einer Drittel-Minute zerlegt. Zwei Arbeiter warfen ihn auf einen Karren und fuhren ihn nach der Waage, durch die sein Gewicht ermittelt und notirt wurde. Dann wurde er auf einen nahestehenden Tisch geworfen, und zwei gleichzeitige Schläge mit der großen Fleischart trennten Kopf und Hinter-Viertel vom Rumpfe. Drei oder vier Schnitte mit demselben Instrumente vollendeten die Zertheilung. Dicht bei dem Tische befinden sich die Oeffnungen von so vielen hölzernen Röhren, als das Schwein verschiedene Stücke enthält, und diese Röhren führen in verschiedene Zimmer im unteren Stockwerke, wo die verschiedenen Stücke weiter behandelt werden. Die Schinken gleiten in ihrer Röhre nach dem Zimmer, wo sie geräuchert werden sollen, rutschen in den Keller — die Liesen in das Zimmer, wo das Fett ausgelassen wird — die kurzen Abfälle von den Schinken in das Wurstzimmer u. s. w. So ist in zwanzig Secunden der ganze 600 Pfund schwere Bursche in Stücke zerschnitten, und nach allen Theilen des umfangreichen Gebäudes expedirt.

Zum Schlachten und Einpöckeln von drei Schweinen in einer Minute sind 60 Personen nothwendig; also kann hier ein Mann täglich 30 Schweine in Pöckelfleisch verwandeln. Die Eigenthümer dieser Schlachthäuser bezahlen an die Besitzer der Schweine 60 Cents für jedes Thier, das sie schlachten dürfen und machen sich durch den Abfall bezahlt. Die Borsten eines Schweines sind 17 Cents werth, seine Zunge 5 Cents; das Haar und das Fett des Schweines genügen, um die Unkosten des Schlachtens und Verpackens zu bestreiten.

Nicht mit Unrecht hat Cincinnati, die Königin des Westens, scherzweise den Beinamen „Porkopolis" erhalten, denn während der letzten Saison wurden in den verschiedenen Etablissements über 700,000 Schweine geschlachtet, jedoch scheint Chicago, die Gartenstadt, ihr diesen Rang ablaufen zu wollen, denn die Zahl der während des letzten Jahres dort geschlachteten Grunzer übersteigt die Cincinnati's um einige Hundert.

Cincinnati, 6. März 1868.

Philipp J. Buckel.

Mannichfaltiges.

— In Paris gelang es dieser Tage der Polizei, einen Dieb zur Haft zu bringen, welcher sein sauberes Handwerk mit einem seltenen Raffinement betrieb. Unter den bei einer Haussuchung vorgefundenen Plänen größerer Pariser Geschäftslocale befand sich einer, welcher außer den genauesten Einzelheiten über die Localitäten selbst Notizen über die in dem Geschäfte verkehrenden Persönlichkeiten enthielt und auf einen nahe bevorstehenden Streich des Spitzbuben zuversichtlich hindeutete. Derselbe gestand denn auch auf Befragen mit einer Offenheit, welche sich auf die Schlauheit der Erfindung etwas einzubilden schien, umständlich, wie man habe verfahren wollen. Zwei als Polizei-Commissäre verkleidete Gauner hätten dem regelmäßig erst nach Mitternacht heimkehrenden Geschäftsinhaber, einem Banquier, auf dem Fuße folgen sollen, um unter Vorzeigung einer fingirten Vollmacht Nachsuchung nach falschen Werthpapieren zu halten. Man würde alsdann eine Beschlagnahme der vorgefundenen Papiere vorgenommen und den Banquier veranlaßt haben, in einem bereit gehaltenen Wagen auf das Bureau des Commissärs zu folgen; in der Ebene von St. Denis oder an irgend einem anderen stillen Orte hätte man den Betrogenen alsdann abgesetzt.

— Paris, 19. März. Der kleine „Moniteur" zeigt an, daß der berühmte Kastanienbaum im Tuilerieengarten, der sog. „maronnier du 20 Mars", dieses Jahr heute schon, d. h. vorzeitig, mit Blättern und Blüthenknospen bedeckt ist. Derselbe hat jetzt einen Nachfolger erhalten, der noch merkwürdiger zu werden verspricht. Es ist dies ein Kastanienbaum in den elysäischen Feldern, gegenüber dem Cirque de l'imperatrice, der jährlich zweimal, im Frühjahr und im Herbst, blüht, und schon Ende Februar im Blätterschmuck stand.

— Einer meiner Freunde, erzählt Karl Vogt in seinen zoologischen Briefen, machte folgende Beobachtung: Die Ameisen fraßen ihm die Früchte seines Kirschbaumes weg. Um sie abzuhalten, beschmierte er den Stamm ringsum in der Breite eines Zolles mit dickem Tabaksschmirgel, den er zu diesem Behufe gesammelt hatte. Die Ameisen, welche in Schaaren den Baum hinaufzogen, kehrten an dem übelriechenden Ueberigen Dinge um; die, welche von dem Baume zurückkehren wollten, wagten nicht, den Ring zu überschreiten, sondern kletterten wieder hinauf und ließen sich von den Aesten zur Erde fallen. Der Baum war bald von den zudringlichen Gästen befreit. Nach kurzer Zeit aber marschirten die Ameisen in Schaaren an dem Stamm hinauf. Jede trug in ihren Kiefern ein Stückchen Erde, und mit äußerster Vorsicht wurde ein Bällchen neben das andere auf den Tabaksschmirgel gelegt und so nach und nach eine wahrhaft gepflasterte Straße hergestellt, welche die Thierchen mit großer Emsigkeit befestigten und verbreiterten, bis ihr Durchmesser etwa einen halben Zoll betrug. Nun konnte ihre Colonne auf's Neue mit Sicherheit den Baum besteigen, der bald mit Näschern bevölkert war. Wo ist nun, fragt Karl Vogt, gegenüber solchen Beobachtungen, die Grenze zwischen Instinct und Verstand?

— Justus v. Liebig's Anweisung zur chemischen Brodbereitungsmethode, wodurch ein nahrhafteres und billigeres Brod hergestellt werden soll, wird jetzt in Preußen durch amtliche Ermunterung verbreitet werden. So hat die königl. Regierung zu Köslin (Pommern) sechs Geldpreise für diejenigen Bäcker ihres Verwaltungsbezirkes bestimmt, welche vom 15. März bis 1. September d. J. in der Bereitung und dem Absatz des nach genannter Methode hergestellten Brodes sich auszeichnen werden. Auch in Berlin wird schon Liebig'sches Brod feilgeboten; die „Kreuz-Ztg." bemerkt, daß der Geschmack desselben nicht Jedermann zusagen werde. Die Redaction der „N. Z.", der von Hrn. v. Liebig einige Laibe zugesandt wurden, findet das Brod vortrefflich und den Geschmack sehr angenehm. In Thun, schreibt die „N. Z. Z.", liefere die Vereinsbäckerei Brod nach der Vorschrift Liebig's. Es sei vortrefflich und billiger als alles andere.

— Eine ergreifende Scene menschlichen Elends hat sich dieser Tage in Klausenburg abgespielt. Sie ist in wenigen Worten erzählt: Auf dem jüngsten Wochenmarkte bot dort eine arme Frau ein einjähriges Kind, das sie auf dem Rücken trug, zum Verkaufe aus — für Einen Gulden! Die arme Frau hatte seit drei Tagen keinen Bissen gegessen und ihr Mutterherz griff zu diesem verzweifelten Mittel, um wenigstens das Kind vor dem Hungertode zu bewahren. Der Kol. Közl., welcher diesen Fall erzählt, stellt an den dortigen Frauenverein die Frage, ob sich denn seine Aufmerksamkeit nicht auf die ärmsten Volksklassen erstrecke?

— Der Submarineingenieur Bauer ist mit einem neuen Project hervorgetreten, dem Entwurf einer unterseeischen Locomotionsmaschine. Von Seiten der Bundeskriegsmarine ist eine Commission mit der Prüfung und Begutachtung dieses Projectes beauftragt worden.

— Der „Allg. Ztg." schreibt man: Von dem Kunstleben Münchens, das König Ludwig I. vor etwa 40 Jahren wachgerufen, mag einen Beweis geben, daß im dortigen Künstlerverein gegenwärtig allein 556 ausübende Künstler Mitglieder sind, darunter 395 Maler, 14 Malerinnen, 44 Kupferstecher und Lithographen, 39 Architekten und Ingenieure, 48 Bildhauer und 1 Bildhauerin, und 15 Zöglinge der Akademie.

— Die Zahl der Advocaten in Neapel beläuft sich auf 3000, so daß auf etwa 10 Familien immer ein Rechtsgelehrter kommt, während die Anzahl der Aerzte, Chirurgen und Apotheker zusammengenommen nicht tausend übersteigt. Daß ein solches Heer von Advocaten stets vollauf Beschäftigung findet, hat vorzugsweise in der ganz eigenthümlichen Sitte seinen Grund, daß in den meisten Häusern jedes Stockwerk seinen besonderen Eigenthümer hat.

Preisräthsel.

1.

Da mir der Tod die Sylbe fünf entrissen,
Und ich sie jetzt nicht mehr entbehren kann,
Da dacht' ich, um nicht einsam sein zu müssen,
Schaffst Du dir Sylbe eins von Neuem an.
D'rum frisch an's Werk! Doch wo das Ganze finden?
Es war so leicht gedacht, doch schwer gethan,
Und meine Hoffnung fängt schon an zu schwinden,
Weil, was ich suche, ich nicht finden kann.
Da führte mir auf meinen Wanderungen
Der Zufall unverhofft ein Wesen zu,
Bei dessen Anblick ich im Nu durchdrungen,
Mir selbst gestand: „Mein Ideal bist Du!"
Denn so ein schwarzes Haar, solch' schöne Zähne,
Den schlanken Wuchs, den Blick sah ich noch nie;
D'rum warb ich schnell und machte meine Schöne
Zum Compagnon aus reiner Sympathie.
Da mir die Sylbe zwei nun Alles brachte,
Was sucht' ich in den Sylben drei und vier?
Denn diese beiden konnten, wie ich dachte,
Unmöglich etwas Schön'res bieten mir.
Das Ganze macht viel Freude mir im Leben,
D'rum leist' ich jetzt auf Manches gern Verzicht,
Weil es, in Lieb' und Treue mir ergeben,
Mit jedem Blick zu meinem Herzen spricht.

2.

Ein hochgestellter Mann, ein zweiter Metternich
Ist's, dessen Namen Du mir jetzt sollst nennen.
Du mußt ihn schon aus der Geschichte kennen;
Denn er war seiner Zeit in Oestreichs Staat
Gar gut bekannt als großer Diplomat.
Läßt Du den Namen deutsch, wie er geschrieben, steh'n,
Wird dieser Dir am End' zwei Sylben zeigen,
Vor denen selbst Gelehrte oft sich beugen;
Doch schreibst Du ihn latein und alle Zeichen groß,
Birgt Ignoranten viel er dann in seinem Schooß,
Denn nimmst die ersten zwei der Namenszeichen Du,
Kannst Du sogar die Zahl derselben nennen,
Wirst Du den Werth der Römerzahlen kennen.
Rückwärts gelesen bleibt, stellst Du den Kopf voran,
Derselbe Namen Dir von diesem großen Mann.

Auf die Lösung beider Preisräthsel ist vom Verfasser ein Oelbild als Preis gesetzt. Unter den innerhalb 8 Tagen eintreffenden richtigen Lösungen beider Räthsel wird durch das Loos entschieden.

Auflösung der Charade in Nr. 33: Traunstein.

In dieser Charade, zweite Sylbe, lese man 10. Zeile v. o.: Götter-gunst statt -kunst.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. — Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 37.

Die Geschichte eines einsamen Herzens.

Frei nach dem Englischen von A. G.

1.

Meine Eltern waren elende, arme Leute und die Heimath meiner frühen Kindheit war ein Keller in Preston. Ich erinnere mich, daß der Lärm von Vaters schweren Holzschuhen oben auf dem Straßenpflaster mir anders vorkam, als der Lärm aller anderen Holzschuhe; und ebenso erinnere ich mich, daß, wenn Mutter die Kellertreppe herabstieg, ich zitternd zu erspähen suchte, ob ihre Füße oder ihre Kniee, oder ihre Taille den Ausdruck guter oder schlimmer Laune verriethen, bis ihr Antlitz sichtbar wurde und die Frage entschied. Daraus kann man sehen, daß ich furchtsam, die Kellertreppe steil und die Thür niedrig war. Mutter hatte das eherne Gepräge der Armuth auf ihrem Gesicht, auf ihrer Gestalt und nicht am wenigsten in ihrer Stimme. Die scharfen, schrillen Worte wurden aus ihr herausgepreßt wie durch den Druck knochiger Finger auf eine mit Luft gefüllte Blase, und die Art, wie sie die Augen an den Kellerwänden herumrollen ließ, wenn sie zankte, hatte etwas schauerlich Ausgehungertes. Vater pflegte mit gekrümmtem Rücken still auf einem dreibeinigen Stuhl dazusitzen und in die leere Feuerstelle zu stieren, bis Mutter den Stuhl unter ihm wegzog und ihn fortgehen hieß, um Geld nach Haus zu bringen. Dann stieg er trübselig die Stufen hinauf, während ich, mein zerlumptes Hemd und die Hosen mit einer Hand zusammenhaltend, aus einem Winkel in den anderen huschte, um Mutters verfolgenden Fingern, die mir das Haar ausraufen wollten, wo möglich zu entgehen. Mutter nannte mich gewöhnlich einen weltlichen kleinen Teufel. Ob ich weinte, weil ich im Finsteren war, oder weil es mich fror, oder hungerte; oder ob ich mich in eine warme Ecke drückte, wenn wir einmal Feuer hatten oder gierig aß, wenn es einmal etwas zu essen gab, immer sagte sie: „O Du weltlicher kleiner Teufel!" Weltlich, weil ich ein warmes Obdach, weltlich, weil ich genug zu essen haben wollte; weltlich, weil ich gierig war und innerlich Vergleiche anstellte, ob Vater und Mutter nicht mehr von den guten Sachen als ich bekamen, wenn je in ganz seltenen Fällen sich gute Sachen in unseren Keller verirrten. Zuweilen gingen Beide fort um Arbeit zu suchen und dann wurde ich für einen oder zwei Tage lang in dem Keller eingeschlossen. Dies waren meine weltlichsten Zeiten. In meiner Einsamkeit überließ ich mich gänzlich meinen weltlichen Gelüsten; von Allem, Elend ausgenommen, wollte ich genug haben, und vor Allem wünschte ich, Mutters Vater möchte endlich sterben. Er war Maschinenfabrikant in Birmingham und ich hatte Mutter oft sagen hören, daß sie bei seinem Tode einen ganzen Hof voll Häuser erben würde, d. h. „wenn sie zu ihrem Recht käme." Ich weltlicher kleiner Teufel stand dann Stunde um Stunde da und probirte nachdenklich, wie meine kalten, nackten Füße in die Ritzen und Höhlungen des ausgetretenen Steinbodens des feuchten Kellers paßten; ich schritt gewissermaßen über meines Großvaters Grab hinweg in den „ganzen Hof voll Häuser," und ich verkaufte sie in Gedanken für Essen und Trinken und Kleidungsstücke.

Endlich gab es in unserem Keller eine Veränderung. Ja, sogar bis in diese Tiefe wagte sich der Wechsel, dem alles Irdische unterworfen ist, so wie er auch vor den höchsten Höhen, auf denen menschliche Geschöpfe stolz sich wiegen können, nicht zurückschreckt. Dieser erste Wechsel zog noch andere nach sich.

Wir hatten in der dunkelsten Ecke einen Haufen von ich weiß nicht was für verfaultem Gemengsel liegen, den wir „das Bett" nannten. Drei Tage lang lag Mutter darauf ohne aufzustehen, und dann fing sie zuweilen an laut aufzulachen. Wenn ich sie überhaupt jemals hatte lachen hören, so war es so selten gewesen, daß der ungewohnte Ton mich erschreckte. Vater erschrack auch darüber und wir übernahmen es abwechselnd, ihr Wasser zu reichen. Dann fing sie an, der Kopf hin und her zu drehen und zu singen. Darnach und da sie immer nicht besser wurde, kam an Vater die Reihe zu lachen und zu singen. So war ich allein nur noch da, ihnen Beiden Wasser zu geben, und zuletzt starben Vater und Mutter.

2.

Als ich von zwei Männern, von denen zuerst der Eine allein kam und die Treppe hinunterlugte und dann fortlief, um den anderen zu holen, an's Tageslicht gebracht wurde, konnte ich kaum die Helle der Straße ertragen. Ich saß auf dem Pflaster und blinzelte die Menschen an, die in einer gewissen Entfernung um mich standen; endlich, meinem Charakter als weltlicher kleiner Teufel getreu, brach ich das Schweigen mit den Worten: „Ich bin hungrig und durstig!"

„Weiß er, daß sie todt sind?" fragte Einer seinen Nebenmann.

„Weißt Du," fragte mich ein Dritter streng, „daß Deine Eltern Beide am Fieber gestorben sind?"

„Ich weiß nicht was es heißt, gestorben sein. Es war wohl, als der Wasserkrug ihnen an die Zähne schlug und das Wasser herausfloß. Ich bin hungrig und durstig." Das war Alles, was ich sagen konnte.

Der Menschenkreis erweiterte sich, als ich um mich sah, und ich roch Essig und Etwas, das, wie ich jetzt weiß, Kampher war. Beides wurde über mich gespritzt. Nach einer Weile stellte Jemand ein großes Gefäß mit dampfendem Essig neben mich auf den Boden. Ich aß und trank, was mir gebracht wurde, und Alle sahen mich mit schweigendem Entsetzen an. Ich wußte schon damals, daß sie Abscheu vor mir hatten, aber ich konnte nichts dafür. Während ich noch immer aß und trank und sich einige der Umstehenden berathschlagten, was zunächst mit mir geschehen sollte, hörte ich eine schrille Stimme sagen: „Mein Name ist Hawkyard, Mr. Verity Hawkyard aus West Bromwich."

Dann theilte sich der Kreis an einer Stelle und ein gelbgesichtiger, habichtnasiger Herr, von Kopf bis Fuß in Grau gekleidet, schritt mit einem Polizeidiener und noch einem anderen Gerichtsofficianten auf mich zu. Zuerst aber trat er an das Gefäß mit heißem Essig, woraus er sich und mich sorgfältig und reichlich besprengte.

„Dieser Knabe hatte einen Großvater in Birmingham, der auch gerade gestorben ist," sagte Mr. Hawkyard.

Ich sah den Sprechenden an und fragte mit Rabengier: „Wo sind seine Häuser?"

„Ha! Abscheuliche Weltlichkeit im Angesichte von Gräbern," seufzte Mr. Hawkyard und spritzte noch mehr Essig über mich, wie wenn er mir den Teufel austreiben wollte. „Ich habe eine geringe — eine sehr geringe — Verantwortlichkeit zu Gunsten dieses Knaben übernommen, ganz aus freiem Willen; eine bloße Ehrensache, wenn nicht eine bloße Gefühlssache. Aber ich habe die Verantwortung übernommen und ich werde, o ja, ich werde mich derselben entledigen."

Die Umstehenden schienen sich von dem Herrn eine Meinung zu bilden, eine viel günstigere Meinung, als sie von mir hatten.

„Er soll unterrichtet werden, o ja, er soll unterrichtet werden," fuhr Mr. Hawkyard fort, „aber was soll für den Augenblick mit ihm geschehen? Er mag schon angesteckt sein. Die Ansteckung kann sich von ihm verbreiten." Der Kreis erweiterte sich noch mehr. „Was soll mit ihm geschehen?"

Er besprach sich eine Weile mit den beiden Gerichtsofficianten. Ich konnte nur ein Wort unterscheiden: „Pachthaus." Noch ein anderer Laut, der mir aber damals völlig ohne Bedeutung war, traf zu verschiedenen Malen mein Ohr. Später wußte ich, es war der Name „Hoghton Towers" gewesen.

„Ja," sagte Mr. Hawkyard, „ich denke das wäre eine Aussicht. Ich denke das wäre eine Hoffnung. Und Sie meinen, er könnte für ein paar Nächte allein in einer Armenhausstube untergebracht werden."

Wahrscheinlich hatte der Polizeidiener den letzteren Vorschlag gemacht, denn er antwortete Ja. Er war es auch, der mich schließlich am Arme nahm und mit mir durch die Straßen ging bis in das weiß getünchte Zimmer eines kahlen Gebäudes, wo ich einen Stuhl um darauf und einen Tisch um daran zu sitzen hatte, eine eiserne Bettstelle mit einer guten Matratze um darauf zu liegen und einen guten Teppich mich zuzudecken. Hier bekam ich auch ein Bad und man brachte mir neue Kleider. Meine alten Lumpen wurden verbrannt und ich selbst wurde noch mehrmals mit Kampher und Essig durchräuchert und in aller möglichen Weise desinficirt. Nachdem dies Alles geschehen war, ich weiß nicht in wie viel oder wie wenig Tagen, erschien Mr. Hawkyard auf der Schwelle, bei der er auch stehen blieb und sagte:

„Geh und stelle Dich an die Wand mir gegenüber, Georg Silverman. So weit weg als Du kannst. So wird's recht sein. Wie ist Dir zu Muth?"

Ich antwortete, daß ich weder fror, noch hungrig oder durstig war. Das war für mich der Inbegriff aller menschlichen Empfindungen, ausgenommen den Schmerz, den Schläge verursachten.

„Gut," sagte er. „Du wirst jetzt nach einem gesunden Pachthaus gehen, Georg, um noch mehr durchreinigt zu werden. Halte Dich dort so gut Du kannst im Freien auf. So viel als möglich im Freien, hörst Du, bis Du abgeholt wirst. Es wäre gut Du sagtest nicht viel, oder es wäre das beste Du sagtest gar nichts davon, woran Deine Eltern gestorben sind, denn sonst möchten die Leute Dich gar nicht aufnehmen. Betrage Dich gut und ich werde Dich in die Schule schicken, o ja, ich werde Dich in die Schule schicken! — obgleich ich nicht dazu verpflichtet bin. Ich bin ein Diener des Herrn, Georg, und ich bin ihm ein guter Diener, o ja, ein guter Diener! — seit fünf und dreißig Jahren gewesen. Und der Herr weiß es."

Ich kann mir nicht denken, auch heute noch nicht, welche Bedeutung ich diesen Reden damals beilegte, auch weiß ich nicht, wann ich endlich zu verstehen anfing, daß mein Beschützer ein Mitglied irgend einer obscuren geistlichen Congregation war, deren Zugehörige ihre eigenen religiösen Glaubenssätze hatten und sich unter einander Brüder und Schwestern nannten.

An jenem Tage genügte es mir zu wissen, daß des Pächters Fuhrwerk an der Straßenecke auf mich wartete und daß ich die Armenhausstube verlassen sollte.

Ich stieg rasch genug in das Gefährt, denn ich war noch niemals in meinem Leben gefahren. Die fremde Bewegung machte mich schläfrig und ich schlief ein. Zuerst starrte ich die Straßen von Preston an, so lange sie dauerten, und vielleicht regte sich in mir eine Spur von Neugierde zu wissen, in welcher Richtung unser Keller lag. Vielleicht aber auch nicht. War ich doch ein so weltlicher kleiner Teufel, daß ich keinen Gedanken dafür hatte, wer Vater und Mutter begraben würde, oder wo sie begraben werden würden und wann. Die Frage, ob das Essen bei Tag und das Bett bei Nacht im Pachthause so gut sein würden als in der Armenhausstube, ersetzte alle jene anderen Fragen.

Das Stoßen des Fuhrwerks auf einer mit losen Steinen bedeckten Straße rüttelte mich wach und ich sah, daß wir einen steilen Hügel hinauf fuhren, wo der Weg ein holperiger Nebenpfad war, der ein Ackerfeld durchzog. Und so gelangten wir über Reste einer alten Terrasse, vorbei an einigen wettergeschwärzten Vorwerken, die einst befestigt gewesen waren, und durch einen zerbröckelnden Thorbogen zu dem alten Pachthause in der dicken Steinmauer außerhalb des ehrwürdigen Quadrangels von Hoghton Towers. Ich blickte darauf hin wie ein dummer Wilder; ich sah nichts Besonderes darin, weder respectgebietende Antiquität noch Romantik der Lage; ich dachte alle Pachthäuser diesem gleich und schrieb die Verfallenheit, die ich doch bemerkte, der einzigen Ursache, die ich für Verfallenheit kannte, der Armuth zu.

Ich sah die Tauben in ihrem Fluge, das Vieh in den Ställen, die Enten im Teich, die Hühner pickend im Hofe, — Alles mit dem gierigen Wunsche, daß recht viel von Allem, während ich da war, getödtet und zum Mittagessen auf den Tisch kommen möchte; ich dachte, als die in der Sonne trocknenden Schalen und Töpfe der Melkerei mir ins Auge fielen, ob wohl der Pächter daraus seine guten magenfüllenden Mahlzeiten genoß und die Schalen und Töpfe nachher wieder blank scheuerte, wie ich es im Armenhause mit der zinnernen Schüssel zu thun gelehrt worden war, wenn ich mit dem Essen fertig geworden; ich hatte meine ängstlichen Zweifel, ob die Wolkenschatten, die an diesem schönen Frühlingstage zuweilen über die luftige Höhe des alten Thurmes glitten, nicht irgend einen Wintersturm anzeigten, — mit einem Wort: scheu, kleinmüthig, ohne Bewunderung für Schönheit, nur voll Verlangen nach thierischem Genuß und voll Furcht vor thierischem Mangel, zog ich in Hoghton Towers ein. Ich sagte „ohne Bewunderung für Schönheit;" wie hätte ich ein solches Gefühl empfangen, wie überhaupt nur wissen können, daß es Schönes auf der Welt gab? War ich auch dann und wann aus dem Keller auf die Straße hinausgeschlichen, um in die Ladenfenster hineinzustieren, so hatte ich

es mit einem Verständniß gethan, wie etwa ein junger Bulldogg oder ein junger Wolf es gethan haben mag. Und wenn ich auch oft genug ungestörte Einsamkeit genossen, so war ich doch nie darauf verfallen, einen über das physische Bedürfniß gehenden Gedanken nur zu fassen, geschweige denn ihn auszubilden. Dies war mein Zustand, als ich mich an jenem Tage in der Küche des alten Pachthauses zum Mittagessen niedersetzte; dies war mein Zustand, als ich mich Abends auf mein Bett im alten Pachthause streckte, gegenüber dem schmalen Fenster mit einem Kreuzstock; ich selbst beschienen vom kalten Lichte des Mondes wie ein junger Vampyr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Paviane in ihrer Heimath.

An den Ufern der Flüsse in Afrika concentrirt sich das Thierleben. Außer den Wasservögeln bevölkern wolkenähnliche Züge kleinerer Vögel, Schaaren von Tauben, Raben und Raubvögeln die Nähe der Gewässer, und während die kleineren Wiederkäuer wegen der Krokodile vorsichtig am Tage ihren Durst löschen, besuchen Nachts die Pachydermen und Raubthiere das erfrischende Element.

Ich befand mich am steinigen Gestade des Setith. Dies ist ein aus Abyssinien kommender, sich in den Atbara ergießender Fluß, welcher letztere in den Nil mündet. Um mich zu laben und abzukühlen, stieg ich das steile Ufer, welches einer Mauer gleich das Flußbett an beiden Seiten einfaßt, hinab durch feinen, glühenden Sand, in welchen ich bis über die Knöchel einsank, über großes Geröll, bis sich mir ein geeigneter Platz zum Baden darbot. Einen kleinen, tiefen, durch überhängende Büsche beschatteten Tümpel, dessen Boden mit feinem Sand bedeckt, der aber von dem Flusse selbst abgeschlossen und also gegen die hier häufigen Krokodile ziemlich gesichert war, hatte ich mir hierzu ausersehen. Nachdem ich mich entkleidet und das Gewehr zur Hand gelegt hatte, stieg ich in das erfrischende Bad und blieb, auf dem Sande hingestreckt, behaglich im Wasser liegen. Plötzlich gewahrte ich auf der mir gegenüberliegenden Anhöhe eine Gestalt, welche ich, da sie näher kam, als einen Pavian (Cynocephalus Babuin) erkannte. Ich blieb nun noch ruhiger im Wasser liegen, um das Thier zu beobachten. Nach kurzer Umschau kam es in mächtigen, grotesken Sätzen den sandigen Wall herab. In gleichmäßigen Sprüngen galopirte der Affe dem Wasser zu. Es war ein altes, großes Männchen. Der große Kopf, die etwas verlängerten Haare um Nacken und Schultern gaben dem Thiere ein gewaltiges Ansehen. Diesem ersten folgten noch drei bis fünf kleinere Männchen, ihnen die Weibchen, von denen einige Junge auf dem Rücken trugen, Halberwachsene sprangen neben den Müttern her, und den Zug, welcher im Ganzen aus ungefähr vierzig Stück bestand, schloß wieder ein großes Männchen. Im Gänsemarsch, noch etwas mißtrauisch, näherten sich die ersteren dem Flusse, während Weibchen und Junge bunt unter einander folgten. Die Männchen, als die Ersten beim Wasser angelangt, tranken schnell und hielten, während die Uebrigen soffen, Umschau und gingen wieder als die Ersten, sich immer umsehend, gegen die Anhöhe. Ruhig und gemessen zog sich die übrige Schaar nach kurzem Aufenthalte beim Wasser wieder auf den Hügel zurück, von welchem sie gekommen.

Ich kleidete mich an und folgte ihnen, nicht um Jagd auf sie zu machen, sondern ihr weiteres Treiben zu beobachten. Nachdem ich das ziemlich steile Ufer erklommen und auf dem Gipfel des steinigen, mit Buschwerk bewachsenen Hügels mich umsah, gewahrte ich sie schon in großer Entfernung, gemächlich weiter stromaufwärts gehend, wahrscheinlich um in den mit dichten Büschen bewachsenen Felsenwänden ihr Nachtlager aufzusuchen.

So oft ich nun später um dieselbe Zeit zum Flusse kam, konnte ich überzeugt sein, auch die Affen in der Nähe zu finden. Die Alten wühlten in der Erde oder legten Steine um und suchten die unter ihnen verborgenen Thiere, während die Jungen auf den Aesten der niedrigen Sträucher turnten. Gewahrten sie mich, so zogen sie ab, aber ohne Eile, ganz gemüthlich, die Alten öfters stehen bleibend und mich ansehend. Oft hätte ich Gelegenheit gehabt, eines der Thiere leicht zu schießen, ich wollte jedoch nicht, weil ich fürchtete, sie zu verscheuchen und mich so meines gewöhnlichen Nachmittagsvergnügens zu berauben.

Einst als ich, auf einem Dromedar reitend, den Atbara überschritt, sah ich ein sehr großes Männchen, den Rückzug einer Herde deckend. Es blieb ungefähr zwanzig Schritte abseits vom Wege stehen, sah mich mit umgewendetem Kopfe ruhig an und schritt erst langsam den Vorangeeilten nach, als ich vorübergeritten war. Nie habe ich gesehen, daß Paviane auf den Anblick eines Menschen hastig, mit Zeichen des Entsetzens und der Angst geflohen wären, wie viel größere und gewaltigere Thiere.

An demselben Flusse beobachtete ich später eine große Herde, welche sich während der Mittagshitze im Schatten der dichten Büsche aufhielt. Ich hatte mich hier gelagert und bereitete mir eben mein diesmal sehr lucullisches Mittagsmahl, aus einer vorigen Abend geschossenen Trappe (Habang der Genuber) bestehend, als ich durch meine Araber auf die Thiere aufmerksam gemacht wurde. Ich nahm meine Flinte und versuchte, mich ihnen zu nähern. Auf Händen und Knieen in den stacheligen Nabakbüschen vorwärts kriechend, bekam ich sie zu Gesicht. Die vielen bis auf die Erde reichenden Aeste und Zweige ließen die Thiere zwar sehen, gestatteten aber kein sicheres Ziel, und gewahrten sie meine Nähe, so gingen sie gemächlich um einige Schritte weiter, bevor ich noch das Gewehr erhoben hatte, oder sahen mich ruhig an, bis ich anlegte, und entzogen sich dann durch wenige Schritte hinter einen Busch meinen Blicken. So ging dieses Kriechen und Schleichen fort, die Dornen zerrissen mir Gesicht und Kleider und stießen sich in die Hände und Kniee; an solche Kleinigkeiten ist man aber in Afrika schon gewöhnt, und ich kroch immer weiter, theils im Jagdeifer, theils um die Thiere zu beobachten, immer den sich hie und da zeigenden, mich ein Weile betrachtenden und dann wieder weiter ziehenden Pavianen nach. Endlich legte ich auf ein großes Männchen an und schoß; ein Schrei belehrte mich, daß ich nicht gefehlt, und als ich auf die Stelle sehen konnte, gewahrte ich auch, daß das Thier sich einige Male überschlug. Ich stürzte vor; bis ich mich aber durch Ranken, Dornen und Gezweig gearbeitet hatte, war das Thier einen steilen, mit undurchdringlichem Dornendickicht bewachsenen Abhang hinabgekollert. Dort hinein kroch ich doch nicht, obwohl die dunklen Blutspuren mir bewiesen, daß das Thier schwer getroffen sein dürfte. Mit großer Mühe trat ich nun den Rückzug an, auf welchem ich so wie am Herwege kriechen mußte, und kam endlich furchtbar zerkratzt und blutend bei meinem indessen verbrannten Mittagsmahle an.

Den interessantesten Anblick hatte ich aber Abends, als ich diese Stelle verließ und ungefähr hundert Schritte von meinem Lagerplatze entfernt auf die Araber wartete, welche ich, um die Wasserschläuche zu füllen, mit einem Kameel zum Flusse geschickt hatte. Trotzdem ich die Thiere nach dem Schusse nicht mehr bemerkt hatte und verjagt glaubte, mußten mich dieselben in der Nähe beobachtet haben. Von allen Seiten kamen sie mit einer Eile und Hast aus den Gebüschen hervor, als hätten sie auf meinen Abzug nur gewartet, um meinen Lagerplatz einzunehmen und zu untersuchen.

Kein Federchen oder Knochen der Trappe, kein Papier- oder Zeugfetzen entging ihren forschenden Blicken; Alles war Gegenstand der ernsthaftesten Untersuchung. Nicht nur ihnen unbekannte Dinge, sondern auch Gegenstände, welche ihre Aufmerksamkeit sonst gewiß nicht so fesselten, waren Objecte ihrer Betrachtung und, nach Tönen und Geberden zu urtheilen, auch gegenseitiger Unterhaltung und Mittheilung. Sie besahen die des Schattens halber von meinen Arabern gebrochenen gebogenen und übereinander gelegten Aeste und Zweige, den von Dornen und Blättern gereinigten Platz, wo ich auf einer Decke meinen Mittagsschlaf gemacht hatte, und die Feuerstelle.

Dieses Besehen und Untersuchen, ihr ganzes Treiben und Gebahren machte auf mich einen ganz anderen Eindruck, als den fratzenhaften und lächerlichen, welchen gefangene Affen erzeugen. Die Gelassenheit, Ruhe, der Ernst, und ich möchte beinahe sagen, die Würde, mit welcher diese Thiere hier, in ihrer Heimath, in ihrem Gebiete alles dies vollführten, und ihr Benehmen war himmelweit unterschieden von dem Treiben der Gefangenen. Es lag etwas so Denkendes, Tiefsinniges und, man erlaube mir es zu sagen, Höheres darin, welches mir die Menschen-Aehnlichkeit dieser Thiere in einem neuen Lichte zeigte, und in Gedanken vertieft über die Frage der Abstammung des Menschengeschlechtes, bestieg ich mein Dromedar und ritt weiter in die unabsehbare Wildniß, nur wünschend, daß mehr und bessere Augen als die meinen das Benehmen dieser Affen zu sehen Gelegenheit gehabt hätten. (N. Fr. Pr.)

Mannichfaltiges.

— Am 11. d. M. hat auf dem Berge Coppa bei Presenzano im Neapolitanischen ein blutiger Zusammenstoß zwischen drei Compagnieen Infanterie-Soldaten und 33 Briganten, bei denen sich noch drei Brigantinnen befanden, stattgefunden. Anlaß zu der in größerer Ausdehnung als gewöhnlich vorgenommenen Verfolgung hatte die Entführung zweier Brüder, Namens de Petrillo, Seitens der Briganten gegeben. Vier Briganten, aber leider auch einer der beiden Petrillos, wurden von den Kugeln todt niedergestreckt, zwei schwer verwundete Räuber und die vorerwähnten Weiber gefangen. Eine derselben, erst 15 Jahre alt, war von ihrem eigenen Vater an den Briganten Longa um 850 Lire verkauft worden. Alle drei waren ausnehmend häßlich, gleichgiltig gegen die Gefangenschaft und dermaßen verthiert, daß eine derselben, neben der Leiche ihres Bruders sitzend, mit großem Behagen die ihr dargereichten Speisen verzehrte. Der befreite Petrillo erzählte, daß die Bande, in der so strenge Disciplin waltete, daß eine vom Schlaf übermannte Schildwache sofort erschossen wurde, meistens reichlich mit Lebensmitteln und Wein versehen war. Bisweilen fehlte es jedoch auch am Nöthigsten. Die Soldaten fanden eine reiche Beute an goldenen Uhren, Uhrketten, Ohr- und Fingerringen vor. Auf der Flucht streuten die Briganten Geld aus, hoffend, die Soldaten würden dasselbe auffammeln und so ihnen Zeit zur Flucht lassen.

— Stuttgart, 21. März. Gestern Mittags zwischen 12 und 1 Uhr ist auf unserer Eisenbahn das erste größere Unglück, wodurch ein ganzer Zug total in Trümmer ging, vorgekommen. Es geschah dies einem Güterzug, der die Geislinger Steige (den Uebergang über die rauhe Alp) von Amstetten nach Geislingen herabfuhr, durch das Zusammenbrechen eines französischen Wagens, der zu schlecht und leicht gebaut war. Der Wagen war der dritte im Zug und alle nachfolgenden stürzten daher mit der furchtbaren Gewalt eines mit voller Geschwindigkeit eine steile Steige herabfahrenden schweren Güterzuges übereinander, und so kam es, daß vom ganzen aus etwa 23—25 Wagen bestehenden Zuge alle ohne Ausnahme total zertrümmert worden sind. Dadurch wurden aber Locomotive und Tender frei und vom Zuge losgelöst, und sie waren daher die einzigen, die mit heiler Haut in den Geislinger Bahnhof hereinkamen; dadurch wurden auch Locomotivführer und Heizer gerettet, ebenso der Zugmeister und ein Conducteur, die im Augenblick des Unglücks durch einen verzweifelten Sprung schnell sich noch in Sicherheit brachten. Die zwölf Bremser und Wagenwärter sind sämmtlich zum Theil todt, zum Theil mehr oder minder verletzt. Drei blieben auf der Stelle todt, einer starb sogleich im Spital, einer liegt hoffnungslos, die anderen sechs sind wenigstens nicht lebensgefährlich beschädigt. Die Bahn wurde stark beschädigt und arbeiteten mehrere hundert Leute die ganze Nacht, um wenigstens wieder ein Geleise sofort fahrbar herzustellen. (Fr. J.)

— Ein furchtbares Unglück ereignete sich am letzten Dienstag in dem Flecken Marcilly bei Roanne. Zweihundert Ochsen waren nämlich auf dem dortigen Viehmarkte versammelt, als plötzlich einige derselben aus unbekannten Gründen wüthend wurden und ihre Bande zerrissen. Die ganze Herde wurde nun schnell ebenfalls wild, zerriß ihre Fesseln und stürmte, Alles vor sich niederwerfend, durch den Ort. Fünfzehn Personen wurden getödtet und dreißig verwundet. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich auf einem anderen Viehmarkte, ohne daß man jedoch den Verlust von Menschenleben zu beklagen hätte. Man glaubt, daß die Thiere durch Stiche giftiger Insecten wild geworden sind.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

* **Zweibrücken,** 22. März. Die vergangene Woche brachte uns hier einen Genuß so besonderer Art, daß es wohl gerechtfertigt scheint, ihn mit einigen Worten zu erwähnen. Herr Emil Palleske, ein geborener Pommer, großherzoglich oldenburgischer Hoflector, gegenwärtig bei Eisenach wohnend und in Nord- und Mitteldeutschland seit Jahren durch seine dramatischen Vorlesungen rühmlichst bekannt, hat auch unserer Stadt Gelegenheit gegeben, sein schönes Talent zu bewundern. Am ersten Abend trug er die Hauptpartieen aus Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“, am zweiten uns desselben „Julius Cäsar“, die Ermordungsscene und die Leichenfeier, dann die Hauptscene aus Göthe's „Faust“ und einige humoristische Erzählungen aus Fritz Reuter's Werken vor. Im Privatcirkel hörten wir noch „Falstaff's Recrutenaushebung“ und „König Heinrichs IV. Tod“ von Shakespeare. Durch den Vortrag dieser ihrem Charakter nach so verschiedenen Stücke bekamen wir den Eindruck, daß der Künstler sein Instrument, eine sehr umfangreiche, kraftvolle und biegsame Stimme, mit einer Sicherheit, Gewandtheit und Vielseitigkeit spiele, wie sie nur ein langes, wohldurchdachtes Studium möglich macht. Es treten durch seine Behandlung die Personen mit so festem Gepräge auf, daß sie auch im figurenreichen Rahmen sich wohl von einander scheiden; und es gelang ihm ebenso im Shylock, den er mit feiner Hand vor jeder noch so leisen Neigung zur Carricatur zu wahren wußte, den grimmigen Haß und die leidenschaftliche Wuth, wie in Gretchen das naive und später das angstvoll gequälte und doch wieder so rührend liebende Gemüth vor Augen zu stellen. Bei den Frauenrollen mußte man besonders den Tact anerkennen, mit dem er sich des verführerischen Gebrauches der Kopfstimme enthielt, und dabei vorzugsweise das Seelenvolle, freilich auch gelegentlich, wie bei Frau Martha, manche Schattenseiten des weiblichen Wesens auszudrücken suchte. Höchst gelungen war auch der Vortrag der Rede des Antonius. Nicht minder sprachen die zum Theil in Plattdeutsch vorgetragenen Stücke von Fritz Reuter an, deren Vorführung wir besonders verdienstlich nennen möchten, weil wir hier einen Dichter kennen lernen, dessen Werke sich in ganz Norddeutschland einer ganz außerordentlichen Beliebtheit erfreuen, bei uns Süddeutschen aber leider fast gar nicht bekannt sind, was wir um so mehr beklagen müssen, da durch sie die in Süddeutschland im Allgemeinen noch zu wenig gekannte gemüthliche und herzliche Seite unserer norddeutschen Brüder hervorgehoben wird, deren erweiterte Kenntniß ein nicht schwaches Bindemittel zwischen Süd und Nord unseres deutschen Landes bilden würde. Die Theilnahme war, besonders am zweiten Abend, eine zahlreiche und innige, und man hörte von allen Seiten den Wunsch nach einer dritten Vorlesung äußern, den aber Hr. Palleske wegen anderweitiger Verbindlichkeiten leider nicht erfüllen konnte. Um so mehr ist zu hoffen, daß im nächsten Jahre, für welches Hr. Palleske einen zweiten Besuch in Aussicht stellte, er hier und dann wohl auch in anderen Städten der Pfalz, die er mit dem Besuche Zweibrückens zum ersten Male betreten hat, eine gleich freundliche Aufnahme finden werde.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Tlay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 38.

Die Geschichte eines einsamen Herzens.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Fortsetzung.)

3.

Was weiß ich jetzt noch von Hoghton Towers? Sehr wenig; denn in dankbarer Erinnerung habe ich es nie über's Herz bringen können, meine ersten Eindrücke zu stören. Ein Jahrhunderte altes Haus, auf einer Höhe stehend, etwa eine Meile entfernt von der Landstraße zwischen Preston und Blackburn, wo vielleicht der erste Jacob von England, voller Eile Geld zu machen, indem er Barone erschuf, einige dieser einträglichen Würdenträger creirte. Ein vereinsamtes, zur Ruine zerfallendes Gebäude, dessen Parks und Gärten längst in Wiesen oder Ackergrund verwandelt waren. Die Flüsse Ribble und Darwen, unten in der Ebene ihren Silberlauf ziehend, und im Hintergrunde eine verschwimmende Dampfwolke, das Wahrzeichen moderner Fabrikstädte, von deren einstigem Erstehen sogar das übernatürliche Ahnungsvermögen des ersten Stuart sich wohl nicht hatte träumen lassen.

Was wußte ich damals von Hoghton Towers? Als ich zuerst in's Innere des leblosen Quadrangels den scheuen Blick senkte und vor der moderndeu Statue am Eingange, die wie der Geist eines einstigen Wächters dastand, zurückschreckte; als ich dann von der Rückseite des Pachthauses mich doch in den Thurm zu schleichen wagte und in die alten Zimmer gerieth, von denen die meisten zerfallene Decken und Fußböden hatten, wo die Balken und Sparren gefahrdrohend niederhingen, der Kalk bei jedem meiner Schritte von den Wänden bröckelte; wo das Eichengetäfel abgerissen war und die Fenster, halb zerbrochen, halb zugemauert, das Bild der Verödung noch vollständiger machten; als ich eine die alte Küche überragende Galerie entdeckte und zwischen den Balustraden auf massive eichene Tische und Bänke blickte, voll Furcht, es möchten irgend welche dem Grabe entstiegene Wesen herbeischreiten und sich niedersetzen und mit gräßlichen Augen oder gar mit leeren Augenhöhlen zu mir aufstarren; als überall in dem verwitterten Gemäuer mich Spalten und Risse ängstigten, durch die der Himmel wie kummervoll auf mich niedersah; wo die Vögel aus und einflogen, der Epheu raschelte und der eisige Winterregen unvertilgbare Flecken auf den faulenden Dielen zurücklassen konnte; als unten auf dem Flur des Stiegenhauses, in dessen dunkelen Abgrund die Treppen zusammengesunken waren, grünes Laubwerk zitterte, Schmetterlinge flatterten und auf dem Sonnenstrahl, der durch den Thorweg, dem längst die Thür fehlte, hereinschoß, Bienen summend hin und hergaukelten; als die ganze Ruine sich in frischen Blätter- und duftenden Blüthenschmuck hüllte und das sich stets erneuernde Leben der Natur eine von mir noch nie geahnte Pracht entfaltete; — als ich mit einem Wort mit dem dämmernden Verständniß, dessen meine umdüsterte Seele allein fähig war, zum Erkennen aller dieser Dinge gelangte, was wußte ich dann von Hoghton Towers?

Ich habe gesagt, daß der Himmel wie kummervoll auf mich niedersah. Darin griff ich schon der späteren Klarheit des Verständnisses vor. Und nicht allein der Himmel, sondern Alles um mich her blickte kummervoll auf mich, und Alles seufzte oder flüsterte, und nicht ohne Mitleid: „Ach, Du armer weltlicher kleiner Teufel!"

Ich beugte mich vor und sah hinunter in eine der kleineren Höhlen, in denen die Treppen eingesunken waren. Ein paar Ratten schossen vorbei. Sie suchten nach Beute. Sie huschten in dunkele Löcher, als meine Nähe sie erschreckte. Dann fiel mir mein altes Leben, — schon war es alt für mich, — in unserem Keller ein. Ich empfand Ekel gegen mich, wie ich ihn gegen die Ratten empfand. Ich versteckte mich in der Ecke eines der kleineren Gemächer, ich fürchtete mich vor mir selbst, ich weinte, (das erste Mal, daß ich wegen einer nicht rein physischen Ursache Thränen vergoß,) und dann versuchte ich nachzudenken. Ein Ackerpflug kam gerade dann in meinen Sehkreis, und wie er so friedlich und ruhig mit seinen zwei Pferden Furchen hin und her in das Feld zog, schien er mir in meinem Bemühen zu helfen.

Es war ein Mädchen ungefähr von meinem Alter in der Familie des Pächters, und sie saß bei den Mahlzeiten mir gegenüber an dem schmalen Tische. Schon am ersten Tage fiel es mir ein, daß sie das Fieber von mir erben könnte; aber der Gedanke beunruhigte mich noch nicht an diesem ersten Tage. Ich suchte mir nur vorzustellen, wie sie wohl aussehen würde, wenn sie krank wäre, und ob sie sterben würde. Bald aber kam es mir in den Sinn, daß ich sie vor Ansteckung behüten könnte, wenn ich mich fern von ihr hielt. Ich dachte, ich wäre vielleicht nicht mehr so weltlich, wenn ich das Mädchen vor Krankheit schützte. Von dieser Stunde an schlich ich mich jeden Morgen in der Frühe in die versteckteſten Winkel der Ruine und blieb dort, bis Sylvia, (so hieß das Mädchen) zu Bett gegangen war. Anfänglich hörte ich wohl, wie ich gerufen wurde, wenn das Essen fertig war, und dann wurde ich in meinem Entschluß wankend. Aber ich kräftigte ihn wieder, indem ich noch tiefer in das Gemäuer ging, wo ich nichts hören konnte. Zuweilen gewahrte ich Sylvia durch die trüben Fenster, und wenn ich sie so frisch und rosig sah, fühlte ich mich glücklich. Ich glaube, ich empfand für sie eine Art kindischer Liebe, wenn ich mir auch einbildete, es wäre nur, um mich menschlicher zu machen. Ich fühlte mich gehoben in dem Stolz, sie zu beschützen, in dem Stolz, ihr ein Opfer zu bringen. Und wie mein Herz diese neue Empfindung in sich aufnahm, wurde es allmählich zärtlicher im Andenken an Vater und Mutter. Es schien, mein Herz war früher in Eis erstarrt, das nun zu schmelzen begann. Die alte Ruine und alle junge Lieblichkeit, die sie belebte, trauerten nicht mehr um mich allein, sie trauerten auch um Vater und Mutter. Deshalb weinte ich wieder und weinte oft. Die Familie des Pächters sah in mir einen trübseligen Duckmäuser und kümmerte sich nicht viel um mich, obgleich sie mir unverkürzt die Reste der Mahlzeiten zukommen ließ, die sich außer der regelmäßigen Zeit vorfanden. Eines Abends, als ich zu meiner gewöhnlichen Stunde die Klinke der

Küchenthür aufmachte, war Sylvia gerade herausgetreten. Ich sah wie sie die Treppe hinaufging und stand an der Thür still. Aber sie hatte das Geräusch der Klinke gehört und blickte sich um.

„Georg," rief sie mir freundlich zu, „morgen ist mein Geburtstag und wir werden einen Fiedler haben und einen ganzen Wagen voll Knaben und Mädchen zum Tanzen. Ich lade Dich ein. Sei nur dies eine Mal umgänglich, Georg!"

„Es thut mir sehr leid, Miß," antwortete ich, „aber ich — aber nein, ich kann nicht kommen."

„Du bist ein unangenehmer, sauertöpfischer Bursche," gab sie verächtlich zurück, „und ich hätte Dich gar nicht einladen sollen. Ich werde niemals mehr mit Dir sprechen."

Während ich, nachdem sie gegangen, düster in das Herdfeuer starrte, fühlte ich wie der Pächter zürnend nach mir hinblickte.

„Eh, Junge," sagte er, „Sylvia hat recht, Du bist ein so grämlicher, verdrießlicher kleiner Mensch, als mir nur je einer vorgekommen."

Ich suchte ihn zu versichern, daß ich es nicht böse meinte, aber er entgegnete in kaltem Ton:

„Kann sein und kann auch nicht sein. Da! Iß zu Nacht, iß zu Nacht, und dann kannst Du ganz nach Gefallen herumduckeln."

Ach! Wenn sie mich nur anderen Tages hätten in der Ruine sehen können, wie ich auf die Ankunft des Wagens mit lustigen jungen Gästen wartete; wenn sie mich hätten sehen können, wie ich mich hinter der geisterhaften Statue hervorschlich, auf die Musik und den Klang tanzender Füße horchte und den Blick auf die erleuchteten Fenster des Pachthauses geheftet hielt, als die Ruine in Nacht gehüllt war; wenn sie in meinem Herzen hätten lesen können, als ich verstohlen von der Rückseite in meine Schlafkammer kroch und mich mit dem Gedanken tröstete, „daß Keines von der fröhlichen Schaar durch Ansteckung von mir das Fieber bekommen," — dann würden sie nicht mehr gedacht haben, daß ich eine sauertöpfische, ungesellige Natur wäre!

Auf diese Weise aber bildete ich eine scheue Richtung in mir aus, einen Charakter, furchtsam und schweigend und daher leicht zu verkennen, eine unaussprechliche, vielleicht übertriebene Furcht, selbstsüchtig und weltlich zu sein. Auf diese Weise erlangte mein Naturell eine solche Gestaltung, sogar noch ehe die fleißige und eingezogene Lebensweise eines armen Schülers ihren Einfluß auf mich ausüben konnte.

4.

Bruder Hawkyard (er bestand darauf, daß ich ihn so nennen sollte) brachte mich in eine Schule und hieß mich, mir meinen Weg zu bahnen.

„Es kann Dir nicht fehlen, Georg," sagte er; „ich bin der beste Diener gewesen, den der Herr seit fünf und dreißig Jahren in seinem Dienste gehabt hat, o ja, ich bin es gewesen! und er kennt den Werth eines solchen Dieners. Er wird Deinen Fleiß segnen als Belohnung für mich. Das wird er thun, Georg; er wird es für mich thun."

Von Anfang an mißfiel mir diese vertraute Kenntniß der Absichten einer erhabenen unerforschlichen Allmacht von Seiten des Bruders Hawkyard. Wie ich klüger und immer noch ein wenig klüger wurde, mißfiel es mir mehr und mehr. Auch seine Art, das was er sagte nochmals in einer bekräftigenden Weise zu wiederholen, als ob er sein eigenes Wort bezweifelte, fand ich gar nicht nach meinem Geschmacke. Ich kann nicht sagen, welche Kämpfe mich diese Abneigungen kosteten, da ich immer fürchtete, sie seien weltlicher Natur. Mit der Zeit wurde ich Armenschüler in einer guten Stiftungsanstalt und kostete Bruder Hawkyard nichts mehr. Nachdem ich mir soweit meinen Weg gebahnt, arbeitete ich noch angestrengter, in der Hoffnung, ein Stipendium für eine Universität und zuletzt eine Anstellung zu erhalten. Meine Gesundheit war nie stark gewesen, vielleicht hatte die Luft des Kellers in Preston den Grund zur Schwächlichkeit in mir gelegt, und fleißiges Studiren und körperliche Schwäche vereinigten sich, mich wiederum, d. h. bei meinen Schulgenossen, in den Ruf der Ungeselligkeit zu bringen.

Während der ganzen Zeit, da ich ein Stiftungsschüler war, wohnte ich nicht weit vom Sammelplatze der Gemeinde des Bruder Hawkyard, und wenn Sonntags die Reihe an mir war, den Tag auswärts zubringen zu dürfen, mußte ich auf sein Verlangen ihn besuchen. Noch ehe sich mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß diese Brüder und Schwestern im gewöhnlichen Leben nicht besser wären, als der Rest der bürgerlichen Gesellschaft, sondern sogar schlimmer als Viele, indem sie ihren Kunden schlechtes Gewicht gaben und mit der Wahrheit in Conflict standen; — noch ehe, sage ich, diese Ueberzeugung sich mir aufdrängte, fühlte ich mich durch ihre weitschweifigen Reden, ihre übertriebene Einbildung, ihre kolossale Unwissenheit und vor Allem durch ihre Keckheit, mit der sie dem höchsten Herrscher des Himmels und der Erde ihre eigenen kleinlichen, miserabelen Schwächen und Eigenschaften andichteten, in hohem Grade verletzt. Weil indeß ihre Bezeichnung für den Gemüthszustand desjenigen, der es nicht anerkennen wollte, daß sie sich im höchsten Grade der göttlichen Gnade befanden, bei ihnen durch das Wort „weltlich" ausgedrückt wurde, so unterwarf ich mich längere Zeit der quälenden Frage, ob denn der teuflische Weltsinn, von dem ich als Kind besessen gewesen und den ich von ganzem Herzen verabscheute, nicht immer noch im Grunde meiner Seele lauerte.

Bruder Hawkyard war der populäre Gesetzesausleger der Gemeinde und nahm gewöhnlich an Sonntagsnachmittagen zuerst den Platz auf der kleinen Erhöhung mit einem Tische darauf ein, was Beides die Stelle der Kanzel vertrat. Er war seines Gewerbes Rauchfleischhändler. Bruder Gimblet, ein ältlicher Mann mit einem grämlichen Gesicht, breitem umgeschlagenem Hemdkragen und einem blaugetupften Halstuch, das ihm hinten beinahe bis an den Haarwirbel reichte, war ebenfalls Rauchfleischhändler und Gesetzesausleger. Bruder Gimblet trug die größte Bewunderung für Bruder Hawkyard zur Schau, war aber, wie ich mehr als einmal merkte, heimlich neidisch auf ihn.

Möge derjenige, welcher diese Zeilen zu lesen sich freundlich die Mühe giebt, hiermit die feierliche Versicherung empfangen, daß, was ich hier von der Sprachweise und den Gebräuchen der fraglichen Congregation niederschreibe, die gewissenhafteste, buchstäblichste dem Leben und der Wirklichkeit nacherzählte Wahrheit ist. Am ersten Sonntage, nachdem ich erreicht, wonach ich so lange gestrebt, und als es entschieden war, daß ich auf die Universität kommen sollte, schloß Bruder Hawkyard eine lange Ermahnungsrede folgendermaßen:

„Meine Freunde und Mitsünder, ich habe Euch gesagt, als ich begann, daß ich kein Wort von dem wußte, was ich Euch sagen wollte, o nein, ich wußte es nicht! aber das war mir ganz einerlei, weil ich wußte, der Herr würde mir die Worte, die ich brauchte, schon in den Mund legen."

(„Das ist es!" Von Bruder Gimblet.)

„Und Er legte mir die Worte, die ich brauchte, in den Mund."

(„Er that es!" Von Bruder Gimblet.)

„Und warum?"

(„Ah! laßt uns das hören!" Von Bruder Gimblet.)

„Weil ich seit fünf und dreißig Jahren sein treuer Diener gewesen bin und weil Er es weiß. Seit fünf und dreißig Jahren! Und Er weiß es, bedenkt das! Ich bekam die Worte, die ich brauchte, als Abzahlung an meinem Lohn. Ich bekam sie von dem Herrn, meine Mitsünder. Als Abzahlung. Ich sagte: „Ich habe ein Guthaben an Lohn, gieb mir, o Herr, eine Abschlagszahlung." Und ich bekam die Abschlagszahlung, und ich gab Euch von meinem Reichthum, und was ich Euch gab, werdet Ihr nicht in eine Serviette einwickeln, auch nicht in ein Handtuch oder Sacktuch, sondern Ihr werdet es auf gute Zinsen anlegen. Ganz recht das. Nun, meine Brüder, Schwestern und Mitsünder, will ich mit einer Frage schließen und ich werde es so deutlich machen (mit der Hülfe des Herrn, nach fünf und dreißig Jahren, sollte ich doch hoffen!), daß selbst der Teufel nicht im Stande sein soll, es in Eueren Köpfen zu verwirren. Was er mit dem größten Vergnügen thun würde."

(„Ganz seine Art. Schlauer alter Spitzbube." Von Bruder Gimblet.)

„Die Frage ist die: Sind die Engel gelehrt?"

(„Durchaus nicht. Nicht im Geringsten." Von Bruder Gimblet, mit der größten Zuversicht.)

„Auch meine Meinung. Und wo ist der Beweis? Fix und fertig vom Herrn uns zugeschickt. Da ist jetzt Einer unter uns anwesend, in den alle Gelehrsamkeit gestopft ist, die in ihn hineinzustopfen war. Ich habe ihn mit aller dieser Gelehrsamkeit vollstopfen lassen. Sein Großvater (dies hörte ich — Georg Silverman — zum ersten Mal) war einer unserer Brüder. Er war Bruder Parksop. Das ist es, was er war. Parksop, Bruder Parksop. Sein weltlicher Name war Parksop, und er war ein Mitglied unserer Gemeinde. War er denn also nicht Bruder Parksop?"

(„Ganz gewiß. Er konnte nicht anders." Von Bruder Gimblet.)

„Gut. Er ließ den, der jetzt hier unter uns anwesend ist, in der Obhut eines sündigen Bruders, (und dieser sündige Bruder war seiner Zeit ein viel größerer Sünder als irgend Einer von Euch, der Herr sei gelobt!) des Bruders Hawkyard. Das bin ich. Ich ließ ihn — ohne Honorar oder Besoldung, ohne das geringste Bischen Myrrhen oder Weihrauch, geschweige denn Bernstein oder Honigwachs — mit aller Gelehrsamkeit vollstopfen, die in ihn hineingestopft werden konnte. Hat ihn dies Alles in unseren Tempel geführt, ich meine im Geiste? Nein. Haben wir nicht hingegen ungelehrte Brüder und Schwestern, die nicht einmal das runde O von dem krummen S unterscheiden konnten, in unseren Tempel kommen sehen? Viele. Also sind die Engel nicht gelehrt. Dann wissen sie nicht einmal so viel als ihr Alphabet. Und nun, meine Freunde und Mitsünder, da ich Euch zu dieser Erkenntniß gebracht habe, mag ein anwesender Bruder — vielleicht Bruder Gimblet — ein wenig für uns beten?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Abyssinien

liegt eine ziemlich große Zahl brieflicher Nachrichten vor, die bis zum 22. Februar reichen. Das Hauptquartier befand sich damals in Ad Abagim, zwei Tagmärsche von Ategerat, während der Vortrab und General Merewether schon am 17. Februar in der Nähe von Antalo (das 11 Tagmärsche, die 96 englische Meilen betragen, weit von Ategerat abliegt) angelangt waren.

Merewether hatte Briefe aus Magdala vom 30. und von Flad aus dem Lager Theodor's vom 19. Jan. erhalten. Die Gefangenen waren alle wohl und hegten die Hoffnung, daß Theodor nicht vor Anfang März nach Magdala gelangen werde, bis zu dieser Zeit aber die Engländer zu ihrer Befreiung erscheinen könnten. Die Bevölkerung meinte sogar, daß er einstweilen den Zug nach Magdala aufgegeben und sich gegen den Herrn von Lasta gewendet habe. Durch einen Sieg über diesen würde er einen Feind weniger vor sich haben und den Muth seiner Truppen zum Kampf gegen die Engländer kräftigen; denn zum Kampf scheint er entschlossen, und die Abyssinier sind, seitdem man sie näher kennen gelernt, durchaus nicht als verächtliche Feinde zu betrachten. Sie verstehen das Reiten und Speerewerfen vortrefflich, veranstalten Wett- und Preisrennen, und vermessen sich, wenn sie gleiche Waffen hätten, es den Engländern gleich zu thun. In dem kriegerischen Geist, den Theodor bewährt, liegt auch sein Prestige; Volk und Soldaten gehorchen ihm, trotzdem er es täglich ärger treibt, seine Anhänger und Weiber selbst nicht verschont, sie in Häute nähen und ins Wasser werfen oder in Oel tauchen und ins Feuer schleudern läßt. Ein Zug aus neuester Zeit thut dies am augenscheinlichsten dar. Er hört, daß seine Leute meutern wollen, steigt auf einen Hügel, versammelt die Truppen um sich, dann schwingt er seinen Speer und ruft: „Ihr Schufte, ich weiß, was Ihr vorhabt; Ihr würdet mich tödten, wenn Ihr es wagen würdet, aber eher thue ich jedem von Euch, wie diesem da." Sein Speer saust durch die Luft und heftet einen ihm nahestehenden Soldaten an einen Baum. Unbewaffnet und allein, wie er dasteht, verschränkt er die Arme und blickt die erschrockenen Soldaten scharf an. Sie sinken aufs Knie und rufen: „Wir sind Deine Sclaven, befehle über uns."

Ategerat wird zu einem festen Stützpunkt eingerichtet. Mit Wall und Graben wird das Lager auf einem Hügel umgeben, von zwei Seiten her unersteiglich gemacht und auf den beiden anderen von Armstrongkanonen vertheidigt, so daß die 200 Mann, die als Besatzung zurückgelassen werden, sich gegen eine ganze Armee von Eingeborenen halten können. Die Bevölkerung ist dort nämlich nicht so harmlos wie bei Senafe; sie macht namentlich den Soldaten das Recht, Gras zu mähen und Holz zu sammeln, streitig. Mehrere Schlägereien haben bereits stattgefunden. Bei einer derselben erlaubte sich ein Hindu einem Priester gegenüber das Christenthum verächtlich zu behandeln. Ein allgemeiner Aufstand drohte, und der Obergeneral verurtheilte den Mann zu 20 Hieben. Da fiel der Priester auf die Kniee und bat um Verzeihung für den Mann, der ihn beleidigt und geschlagen hatte. Sir Robert Napier hat seitdem angeordnet, daß die Fahne des hl. Georg, der bei den Eingeborenen in hohem Ansehen steht, vor dem Lager wehe, und daß blos Geistliche und Häuptlinge in's Lager kommen dürfen.

Die erste Haltstation von Ategerat ist Mai Wahiz, ein 13 Meilen entfernter Ort. Die abyssinischen Flecken tragen häufig den Namen der Quelle, an der sie liegen, und daher den Beinamen Mai, Wasser. Der Weg dahin führt über eine so rauhe Gebirgsgegend, daß die Cavalerie absitzen, die Kanonen von Menschen gezogen und die Pferde nachgeführt werden mußten. Das Lager wurde auf einem Hügel aufgeschlagen, und es soll von nun an als Regel dienen, daß die Lagerplätze auf Hügeln sein sollen. Die Bevölkerung der Gegend scheint kriegerisch zu sein. Die Dörfer werden mit Wall und Graben umzogen, häufig durch Thürme vertheidigt. Auf den Höhen und Fel-

senvorsprüngen sieht man Burgen, die in ihrer Anlage den Ruinen am Rhein und an der Donau nicht unähnlich sind, ja manche sind offenbar von europäischen Händen angelegt. Befestigte Klöster und Kirchen, auf Höhen liegend, besäumen häufig die Wege. Alles trägt das Gepräge des Mittelalters.

Der lange Weg von da nach Ad Abagi (15 Meilen) war dem früheren ähnlich. Die Flüsse, welche man auf dem Wege nach Antalo antrifft, gehen in den Takkaze und senden durch diesen Canal ihren Tribut zum Anschwellen des Nils. Die Vorhut hatte daher eine Reihe von Wasserscheiden im rauhen Gebirgsland zu übersetzen. Auf der 10. Station bei Aik Hullat fand sie die Zollstätte Kassai's. Die Caravanen, welche von den niedriger gelegenen Gegenden Salz in's Innere des Landes führen, müssen hier passiren. Jedes Maulthier muß zehn, jeder Esel 4 Stücke Salz als Zoll erlegen. Hier kam ein Klostervorsteher mit zwei Eingeborenen als Deputation des Häuptlings von Wadjerat, der Colonne Geschenke bringend, entgegen. Dieser Fürst steht zwischen Lasta und Tigre, deren Häupter sich bekriegen, gedrängt von Beiden; er hofft Schutz von den Engländern. Die Gegend wird hier öde. Erst bei dem Bach, der Antalo durchströmt, fand sich wieder gutes Wasser. Die Bevölkerung war Anfangs sehr zurückhaltend. Sie fürchtete von der Armee Raub und Plünderung. Als sie jedoch gewahr wurde, daß Niemanden ein Leid zugefügt wird, daß man im Gegentheil mit blanken Thalern zahlt, wurde sie freundlich und brachte Holz und Nahrungsmittel.

Mannichfaltiges.

— Einem Wiener Berichte der „Südd. Presse“, welcher die Biersteuerfrage bespricht, entnehmen wir Folgendes über die culturhistorische Bedeutung des Bieres: Es ist zweifellos, daß das Bier täglich eine immer bedeutsamere Rolle zu spielen beginnt. Das Bier verdrängt nicht blos den Branntweinconsum, sondern beschränkt sogar den Weinverbrauch, und das bekanntlich nicht blos bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen. Unbestritten ist das Bier das uralte deutsche Nationalgetränk und die Bierbrauerei ein echt deutsches Nationalgewerbe. In Ungarn, im ganzen Orient, in Galizien, Rußland sowie in Frankreich, sind die Brauereien fast ausnahmslos in deutschen Händen; sie folgen der deutschen Cultur, wohin diese vordringt, und dienen dem Deutschthum als Marke und Vereinigungspunkt. Es mag von Nachtheil sein, daß das Bier den Weingenuß beschränkt, und zwar trägt daran nicht etwa die Wohlfeilheit des Gerstensaftes, sondern vor Allem das eigenthümliche Behagen des deutschen Gaumens an demselben die Schuld. Es ist aber der Vortheil unendlich überwiegend, welcher in der Verdrängung des Branntweins durch das Bier liegt. Es ist daher die Entwickelung der Bierbrauerei ein Gegenstand, welcher auch den Unterrichtsminister angeht. Die Aufgabe ist, nicht blos wohlfeiles, sondern auch wohlschmeckendes Bier zu erzeugen. Der Proceß ist im Großen und Ganzen sehr einfach, die Unterschiede im Product sind gleichwohl außerordentlich. Der Schwerpunkt für die Brauerei liegt hauptsächlich in den Temperaturverhältnissen. Nur wenn man diese vollständig in der Hand hat, kann man mit Sicherheit gutes Bier erzeugen und es erhalten. Die bezüglichen Anlagen sind außerordentlich kostbar. In Wien kühlt man nur noch in ganz flachen Kupferpfannen; die Mälzereien sind mit außerordentlichem Raffinement aufgeführt, um die Temperatur auf's Genaueste regeln zu können; endlich sind die Kellerräume von einer Ausdehnung und der Eisverbrauch von einer Größe, von der man selbst kaum in München einen Begriff haben dürfte; die guten Wiener Brauereien beginnen bereits sich eigene Eisteiche anzulegen, um die Eiserzeugung möglichst zu sichern. Als Regel gilt, daß das Bier nie in einer Temperatur liegen darf, welche + 2 Gr. R. übersteigt. In guten Kellern wird die Temperatur Jahr aus Jahr ein unter dem Gefrierpunkt gehalten. In Wien lagert alles Bier nicht blos vollständig in Eis, sondern es wird auch jeder durch den Verbrauch im Keller geleerte Raum sofort mittelst provisorischer Mauer abgeschlossen. Kleine Brauereien können sich deshalb immer weniger erhalten, und schon jetzt kann eine Brauerei mit weniger als 180,000 Eimern Jahreserzeugung oder etwa 7 Millionen Quart nicht mehr die Concurrenz in der Güte oder im Preise aushalten.

— **Wien**, 21. März. Die Leitung und Ueberwachung der Festbauten, zum deutschen Schützenfeste in Wien, rücksichtlich welcher jetzt auf Grund des vom Bau-Comite entsprechend modificirten Projectes die Detailpläne, Kostenüberschläge ꝛc. ausgearbeitet werden, ist definitiv dem mit dem ersten Preise bedachten Ingenieur und Architekten Moritz Hinträger übertragen worden. Mit den ersten Bauarbeiten dürfte Anfangs April begonnen werden. Das Fest- und Zugscomite trifft bereits energische Vorbereitungen für die beabsichtigte Straßendecorirung und kündigt die Vorlegung bestimmter Vorschläge zu diesem Zwecke an.

— Seit dem 1. März erscheint in **Triest** ein neues großgriechisches Blatt und zwar abwechselnd in französischer und griechischer Sprache unter dem Titel „Pallas et Helicon“. Dasselbe will nach den Principien des Jahres 1789 unter der Devise „Gleichheit und Brüderlichkeit“ für die unterdrückten Völkerschaften und vor Allem die Befreiung des geknechteten Vaterlandes kämpfen und überhaupt im Oriente die politischen, wissenschaftlichen und industriellen Interessen des Abendlandes vertreten.

— Der „Mittelrh. Ztg.“ wird Mittheilung gemacht von einem Vandalismus, der im ganzen Deutschland Entrüstung hervorrufen muß. Der viel besungene Loreley-Felsen, die Zierde des Rheinstromes, ist in Gefahr, dem Nützlichkeits-Princip zum Opfer zu fallen. Am Fuße desselben ist mit Bewilligung der Ortsbehörde ein Steinbruch angelegt worden. Bereits haben zwölf Tagelöhner, die unausgesetzt daran arbeiten, für Rechnung eines Unternehmers mächtige Steine mit Pulver und Pickel aus den ihnen angewiesenen Orten herausgesprengt, um sie als Speculations-Artikel den Rhein hinunter zu führen und zum Eisenbahnbaue zu verwenden.

— „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus ꝛc.“ Der Dichter dieses allbekannten Burschenschaftsliedes, Freiherr August v. **Binzer**, ist am 20. März zu Neiße (Schlesien) an einer Lungenentzündung gestorben. Zu Kiel 1793 als Sohn eines dänischen Generals geboren, hatte er als reisender Kaufmann bereits die Länder Nord-Europa's durchwandert, bevor er 1816 die Universität seiner Vaterstadt bezog. Im Jahre 1818 ging er nach Jena, wo bei der Auflösung der Burschenschaft 1819 jenes Lied entstand.

— Aus Christiania, 15. März, wird berichtet: Die durch Schneesturz verursachten Unglücksfälle mehren sich fortwährend. Am 26. Februar wurde der Hof Tenden im Kirchspiel Nedstryn von einem großen Unglück heimgesucht. Dieser Hof liegt ungefähr eine Meile von Kirke-Eide entfernt. Hier hatte sich der Schnee mit einer Menge Wasser vereinigt und stürzte mit einer verheerenden Kraft vom Gipfel des Felsens in die Tiefe herab über den Hof. In diesem befanden sich zwei Familien, von welchen 11 Personen zu Hause waren, und diese wurden sämmtlich, sowie 26 Kühe, ungefähr 60 Schafe nebst Gebäuden und Inventare ꝛc. fortgerissen und begraben. Kein einziges Leben wurde gerettet. Vom 8. bis 26. Februar sind hier 36 Menschen durch Schneesturz um's Leben gekommen.

— Die Schule zu Lyon, in welcher die Thierärzte ausgebildet werden, ist aufgelöst worden, weil die Zöglinge sich geweigert hatten, das Domine salvum für die kaiserliche Familie zu singen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 39.

Die Geschichte eines einsamen Herzens.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Fortsetzung.)

Bruder Gimblet übernahm das heilige Amt. Nachdem er sich mit dem Aermel den Mund gewischt, begann er leise: „Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es machen soll, irgend Einen von Euch an der rechten Stelle zu treffen.“

Er sprach dies mit unheimlichem Lächeln, worauf er zu brüllen anfing. Dem Inhalt seiner Anrufungen zufolge sollten wir vor Allem durch göttliche Gnade davor bewahrt werden, die Waisen zu berauben; letztwillige Verfügungen eines Vaters (oder auch Großvaters) zu unterschlagen; sich der Waisen Besitzthum anzueignen; sich den Anschein zu geben, als übten wir Wohlthätigkeit gegen die, welche wir in ihren Rechten verkürzten; — überhaupt vor Sünden dieser Klasse. Er endete mit den Worten: „Gieb uns Frieden“, was namentlich mir sehr zu wünschen war, nachdem ich zwanzig Minuten lang das Gebrüll angehört hatte. Sogar wenn ich nicht, als er schweißdampfend von den Knieen aufstand, den Blick gesehen hätte, den er Bruder Hawkyard zuwarf, und wenn ich auch nicht Bruder Hawkyard's Ton gehört hätte, mit dem er Bruder Gimblet zu der Kraft gratulirte, mit der er gebrüllt hatte, würde ich in dem Gebet eine boshafte Anspielung gefunden haben. Mancher Verdacht verwandter Natur war mir in meinen früheren Schulzeiten zuweilen durch den Sinn gezogen und hatte mir großen Kummer verursacht, denn er war ja durchaus weltlich und himmelweit entfernt von dem Antriebe, der mich aus Sylvia's Nähe verbannte. Es war ein selbstsüchtiger Verdacht ohne den Schatten eines Beweises. Nur der ungesunde Keller konnte derartige Gedanken erzeugt haben. War ich denn selbst nicht ein lebender Beweis dessen, was Bruder Hawkyard für mich gethan? Hätte ohne ihn der Himmel jemals so kummervoll auf den elenden Knaben in Hoghton Towers niedergeblickt? Obgleich die Furcht vor einem Rückfall in den Zustand sündhaften Egoismus mit dem Eintritt in's männliche Alter in mir an Stärke verlor, so war ich doch immer auf meiner Hut gegen jede Neigung zu einem solchen Rückfall. Nachdem ich jenen genannten Argwohn zu Boden getreten, machte ich mir Sorgen darüber, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, an Bruder Hawkyard's Benehmen oder seiner religiösen Richtung Gefallen zu finden. So geschah es, daß, als ich am Abende jenes Sonntags in die Anstalt zurückging, ich daran dachte, daß es wohl nur recht und billig von mir sein würde, wenn ich als Entschädigung für die Beleidigung, die ich ihm in's Geheim und unfreiwillig durch meine Verdachtsregungen angethan, eine volle Anerkennung seiner Güte gegen mich und eine warme Danksagung niederschrieb und vor meinem Abgange zur Universität in seine Hände legte. Ein solches Document konnte dazu dienen, ihn gegen jede beabsichtigte Verdächtigung seiner Rechtlichkeit zu schützen, mochte sie nun von einem Mitsünder und Mitgesetzesausleger oder irgend einer anderen Persönlichkeit angeregt werden. Demgemäß verfaßte ich die Erklärung mit vieler Sorgfalt; ich darf sogar hinzusetzen mit vielem Gefühl, denn mein Herz erwärmte sich, je weiter ich die Aufgabe vollzog. Da ich in der kurzen Zwischenzeit von meinem Austritt aus der Wohlthätigkeitsschule bis zur Abreise nach Cambridge keine bestimmten Studien zu verfolgen hatte, so beschloß ich, mich nach meines Beschützers Wohnort aufzumachen und mein Dankbarkeitszeugniß ihm persönlich einzuhändigen. Es war an einem Winternachmittage, als ich an die Thür seines kleinen Comptoirs klopfte, das am äußersten Ende einer langen Ladenräumlichkeit gelegen war. Ich hatte meinen Weg durch den Hof genommen, der zur Aufnahme von Kisten und Fässern diente, und ein Commis rief mir zu, als er mich gewahrte, daß Mr. Hawkyard beschäftigt sei.

„Bruder Gimblet,“ setzte der Commis hinzu, der zur Gemeinde gehörte, „ist bei ihm.“

Ich dachte, dies Zusammentreffen wäre noch mehr geeignet für meinen Zweck und klopfte ohne Scheu zum zweiten Male an. Ich vernahm leises Sprechen im Innern und Geldgeklimper. Ich hörte ganz deutlich, daß Geld gezählt wurde.

„Wer ist da?“ fragte Bruder Hawkyard scharf.

„Georg Silverman,“ entgegnete ich mit der Hand auf dem Thürdrücker, „darf ich eintreten?“ Und ich öffnete die Thür.

Beide Brüder schienen so niedergedonnert, mich zu sehen, daß ich mich schüchterner denn je fühlte. Die Gaslichter waren schon angezündet und vielleicht war es der weißen Helle, die sie ausströmten, zuzuschreiben, daß ihre Gesichter eine geisterhaftfahle Blässe hatten.

„Was giebt's?“ fragte Bruder Hawkyard.

„Ja, was giebt's?“ fragte Bruder Gimblet.

„Gar nichts,“ sagte ich, schüchtern meine Schrift hervorziehend. „Ich bin nur der Ueberbringer eines Briefes von mir selbst.“

„Von Dir selbst, Georg?“ rief Bruder Hawkyard.

„Und an Sie,“ sagte ich.

„Und an mich, Georg?“

Er entfärbte sich wo möglich noch mehr und entfaltete rasch das Blatt; aber als er es mit dem Blick überflog und eine allgemeine Einsicht des Inhalts gewann, wurde er ruhiger und weniger blaß und sagte: „Gelobt sei der Herr!“

„Gelobt sei der Herr!“ wiederholte Bruder Gimblet, „schön gesagt! Amen!“

Bruder Hawkyard hub darauf in angeregter Weise an: „Du mußt wissen, Georg, daß Bruder Gimblet und ich daran sind, unsere zwei Geschäftsetablissements zu vereinigen. Wir werden fortan Associés sein. Wir machen es gerade in Ordnung. Bruder Gimblet wird die reine Hälfte des Profits haben. O ja, er wird sie haben, die reine Hälfte, bis auf den letzten Heller!“

„Amen!“ sagte Bruder Gimblet während er seine geballte Rechte auf seinen rechten Schenkel stemmte.

„Du hast nichts dagegen, Georg,“ fuhr Bruder Hawkyard fort, „wenn ich dies laut vorlese?“

Da es das war, was ich ganz besonders herbeizuführen wünschte nach dem Gottesdienst des letzten Sonntags, so ersuchte ich ihn nachdrücklich, es zu thun. Er las den Inhalt der Schrift laut vor und Bruder Gimblet hörte mit seinem grämlichen Lächeln zu.

„Ich bin zur guten Stunde hierhergekommen," versetzte er, die Augen zusammenziehend; „es war ebenfalls zur guten Stunde, daß mein Inneres neulich bewegt wurde, die Sündhaftigkeit der Missethäter zu schildern, einen Charakter, das directe Gegentheil von dem des Bruders Hawkyard. Aber es war der Herr, der es that. Ich fühlte Seine Nähe, während ich schwitzte."

Darnach schlugen mir Beide vor, ich sollte vor meiner Abreise noch einmal dem Gottesdienste der Kirche beiwohnen. Welche Art von Predigt und Gebet meiner schüchternen Zurückhaltung bestimmt war, wußte ich zum Voraus. Aber ich überlegte, daß es zum letzten Mal wäre und daß ich durch Folgsamkeit meinem Briefe ein größeres Gewicht beilegen würde. Den Brüdern und Schwestern war es ganz gut bekannt, daß für mich kein Platz in ihrem Paradiese reservirt war, und wenn ich ungeachtet meiner notorischen Sündhaftigkeit Bruder Hawkyard dies öffentliche Zeichen meiner Achtung gab, so konnte ich damit meiner Erklärung, daß er gut gegen mich gewesen und daß ich ihm dankbar sei, zu gewisserer Anerkennung verhelfen. Indem ich nur noch die Bedingung stellte, daß kein bestimmter Versuch zu meiner Belehrung gemacht würde, versprach ich zu kommen.

Seit der Anhörung meines Briefes hatte Bruder Gimblet sich von Zeit zu Zeit mit dem Zipfel seines blaugetupften Halstuches das eine Auge gewischt und dabei gegrinst. Der fromme Bruder pflog aber die Gewohnheit, in einer häßlichen Weise zu grinsen, sogar wenn er das Gesetz auslegte. Ich erinnere mich, daß er niemals vergnügter grinste, als wenn er die gräulichen Qualen schilderte, welche allen Sündern, die nicht zu der Gemeinde gehörten, in der Ewigkeit vorbehalten wären.

Ich überließ die Beiden ihrem Geschäft des Abschließens der Theilhaberschaft und des Geldzählens und sah sie erst am folgenden Sonntage wieder. Bruder Hawkyard starb nach zwei oder drei Jahren und Bruder Gimblet war sein Universalerbe kraft eines Testamentes, das, wie ich erfuhr, das Datum des Tages trug, an dem ich meinen Danksagungsbrief abgegeben.

Um noch einmal auf jenen letzten Gottesdienst zurückzukommen, so war ich so weit über mich beruhigt, als ich wußte, ich hatte meinen heimlichen Argwohn besiegt und Bruder Hawkyard gerechtfertigt. Der gelbsüchtige Neid eines Nebenbuhlers konnte ihm nichts mehr schaden, und so begab ich mich mit mehr Fassung als sonst in die roh-construirte Capelle. Wie konnte ich vorhersehen, daß der empfindliche, vielleicht der kranke Winkel meines Gemüthes, dessen geringste Berührung mir den empfindlichsten Schmerz verursachte, zum Hauptthema der ganzen Feierlichkeit erhoben werden würde? Diesmal wurde Bruder Hawkyard zum Beten und Bruder Gimblet zum Predigen auserwählt. Das Gebet sollte den Eingang der Ceremonie bilden, die Predigt nachfolgen. Hawkyard und Gimblet waren beide auf der Erhöhung; der Erstere knieend vor dem Tische zum unmusikalischen Gebet bereit, der Letztere an der Wand sitzend, gleichfalls bereit, seinerseits zum grinsenden Predigen.

„Laßt uns das Opfer des Gebetes darbringen, meine Brüder und Schwestern und Mitsünder."

Ja, aber ich war es, der das Opfer sein sollte. Es war der arme weltlich-gesinnte sündige Bruder, um den gerungen werden sollte. Die sich vor dem unerleuchteten Bruder öffnende Laufbahn könnte dazu führen, aus ihm einen Diener dessen zu machen, was „die Kirche" genannt wurde. Darnach strebte er. Die Kirche, nicht der Tempel der Gemeinde. Im Tempel gab es keine Vicare, keine Dekane, Erzdekane, Bischöfe und Erzbischöfe; aber so viele in der Kirche! „Beschütze unseren sündigen Bruder, o Herr! Behüte ihn vor ehrgeizigen Gelüsten! Reinige seine Brust von eitlem Weltsinn!" Das Gebet war unendlich wortreicher, doch der Gehalt nicht weiter verständlich, als ich hier wiedergegeben.

Darauf trat Bruder Gimblet vor und wählte, wie ich schon im Voraus denken konnte, zu seiner Predigt den Text: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." „Aber wessen Reich war von dieser Welt? Ah, das unseres anwesenden unerleuchteten Bruders. Das einzige Königreich, von dem er eine Idee hatte, war von dieser Welt. („Ja, so ist es!" Von mehreren aus der Versammlung.) Was that die Frau, als sie ihr Geldstück verlor? Sie ging und suchte es. Was sollte unser Bruder thun, da er den rechten Weg verloren? („Gehen und ihn suchen." Von einer Schwester.) Gehen und ihn suchen. Gewiß. Muß er in der rechten oder in der unrechten Richtung darnach suchen? („In der rechten." Von einem Bruder.) So sprachen die Propheten! Er muß in der rechten Richtung darnach suchen, sonst kann er ihn nicht finden. Aber er hat der rechten Richtung den Rücken zugewandt und so wird er ihn nicht finden. Nun, meine Mitsünder, um Euch den Unterschied zu zeigen zwischen weltlicher Gesinnung und unweltlicher Gesinnung, zwischen Königreichen nicht von dieser Welt und solchen von dieser Welt, hört einen Brief, den sogar unser weltlich gesinnter Bruder an Bruder Hawkyard geschrieben hat. Urtheilt nach dem Inhalt, ob Bruder Hawkyard der treue Diener war, den der Herr im Sinn hatte, als er Euch neulich an dieser nämlichen Stelle das Bild des ungetreuen Dieners zeigte. Denn Er war es, welcher sprach, nicht ich. Bezweifelt das nicht!"

Bruder Gimblet las dann grinsend und brüllend meinen Brief vor und grinste und brüllte wohl noch eine Stunde lang. Die Feierlichkeit schloß mit einer Hymne, wobei es von Seiten der Brüder und Schwestern viel Heulen und Kreischen gab; und ich mußte in dieser unmelodischen Weise nochmals die Versicherung empfangen, daß weltliche Gelüste und die Liebe zum Mammon mich umstrickt hielten, während sie, die Auserwählten, auf den Wassern süßer Liebe in einer zweiten Arche schwammen.

Ich ging aus dieser moralischen Tortur mit wundem Herzen und müdem Geist, nicht sowohl weil ich so schwach war, diese engherzigen Geschöpfe als die echten Apostel göttlicher Majestät und Weisheit anzusehen, sondern weil ich schwach genug war das Gefühl zu nähren, als sei es mein hartes Loos, mißverstanden zu werden, und selbst dann, wenn ich am meisten bestrebt war, jede Regung der Weltlichkeit in mir zu unterdrücken, und wenn ich am sichersten hoffte, daß meinen aufrichtigen Bemühungen der Erfolg nicht entgangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Völker an der unteren Donau.

Gleich einem drohenden Wetterleuchten zeigt sich am politischen Horizonte Europas in größeren oder kleineren Zwischenräumen immer wieder von Neuem die ungelöste orientalische Frage. Kaum hatte man die Ernennung des Prinzen Karl von

Hohenzollern zum Hospodar von Rumänien als eine vollendete Thatsache hingenommen, als schon wieder in einem anderen Theile des unruhigen türkischen Reiches, auf der Insel Kandia, dieselbe orientalische Frage an die Großmächte herantrat. So ist die Integrität der Türkei überall durch innere nationale Bewegungen bedroht, und nur das gegenseitige Mißtrauen und die Eifersucht der Großmächte haben bisher die Zerbröckelung des Reiches in seine nationalen Elemente verhindert. Für die Rumänen und Serben ist freilich die türkische Herrschaft bereits zum Schatten der Suzeränetät herabgesunken, indem sich die ersteren unter dem Schutze französischer und russischer Intervention befreiten, letztere aber das Werk ihrer Befreiung durch eigene Kraft und Tapferkeit vollbrachten.

In ihrem ganzen Umfange besteht jedoch noch heute die türkische Herrschaft für jene südslavischen Stämme, welche an der unteren Donau, in Bulgarien und Bosnien, und in Thracien, Epirus und Macedonien wohnen. Sie gehören sämmtlich, wie die Serben und Rumänen, der orthodoxen griechischen Kirche an, sind ihrer Nationalität treu geblieben und haben sich niemals mit den Türken vermischt. Arbeitsam, zäh, ernst und ausdauernd, hielten sie sich von den Fehlern und Schwächen des griechischen und wallachischen Nationalcharakters fern. Da sie immer in einer freien Gemeindeverfassung lebten, so hat das demokratische Element bei ihnen tiefe Wurzeln geschlagen. Gegenüber dem politischen und kirchlichen Druck seitens der türkischen Centralregierung sind die Volksstämme jetzt jeden Augenblick zum Aufstande bereit, und zwar um so mehr, als der Druck, unter dem sie seufzen, niemals so hart war, wie heute. Die Lösung der orientalischen Frage besteht nun nicht darin, welche von den Großmächten sich in Konstantinopel und am Bosporus festsetzen soll, sondern in der Befreiung der der Pforte unterworfenen Südslaven und Griechen, indem man die Osmanen auf dasjenige kleine Gebiet der Balkanhalbinsel beschränkt, wo sie die Mehrzahl der Bewohner ausmachen. Griechen und Südslaven müssen zwei staatliche unabhängige Organismen bilden und letztere sich für diesen Zweck zu einer Conföderation vereinigen. Dies allein kann die orientalische Frage naturgemäß lösen, d. h. im Sinne der beiden großen Ideen unseres Jahrhunderts, der Idee der nationalen Einheit und der politischen Freiheit. — Dafür plaidirt auch ebenso geschickt wie energisch der bekannte Tourist Gustav Rasch, der im vorigen Sommer das Gebiet der unteren Donau besuchte und nun aus eigener Anschauung das gegenwärtige culturhistorische Leben und die politische Entwickelung der Südslaven in einer Reihe von Skizzen lebendig schilderte, die er unter dem Titel: „Die Völker der unteren Donau und die orientalische Frage" im Verlag von Urban Kern in Breslau herausgegeben hat.

Wäre der vorige Hospodar von Rumänien, Fürst Kusa, nicht ein Mann gewesen, der blos daran dachte, seinen eigenen Geldbeutel und die Taschen seiner Genossen zu füllen, so hätte er zur Bildung jener südslavischen Conföderation die Initiative ergreifen und — nöthigenfalls unter französischem Schutze — die Befreiung der Südslaven vom türkischen Joche bereits in Scene setzen können. Aber die Damen von Bukarest flößten ihm ein größeres Interesse ein, als die Freiheit und nationale Selbstständigkeit Rumäniens. Er verließ das Land in Begleitung der Fürstin Obrenovitsch und mit einer Rente von hunderttausend Ducaten, welche er sich in den acht Jahren seiner Regierung erpreßt hatte.

Kusa hat überhaupt zum großen Theil die gegenwärtige Depravation Rumäniens auf dem Gewissen. Die Nichtswürdigkeit seiner Regierung streift ans Unglaubliche. So hatte z. B. unter seinem Regiment das Räuberunwesen so überhand genommen, daß man, ganz wie in den Städten des Statthalters Christi auf Erden, selbst bei Tage und auf offener Straße nicht sicher war vor räuberischen Anfällen. Gendarmen und Räuber lebten ja in brüderlicher Eintracht! Marghiloman, Polizeiaga von Bukarest, Kusa's Kuppler und Vertrauter, gehörte zu den Hauptspitzbuben des Landes, der Unterschlagung und Bestechung zur speciellen Aufgabe seines Amtes machte, während er zu jedem Gewaltact gegen die Presse und gegen die Opposition alle Zeit bereit war. Gegen baare Zahlung ließ er den Räubern und Spitzbuben seinen Schutz angedeihen. Nach dem kühnen Handstreiche der Republikaner, der die verächtliche Regierung des Hospodaren in der Nacht vom 11. Februar stürzte, ohne daß auch nur ein Tropfen Blutes vergossen wurde, ließ die Statthalterschaft die Buscarie, das Bukarester Strafgefängniß, öffnen. Da fanden sich denn über hundert Personen vor, welche niemals von einem Tribunal verurtheilt waren, während an die hundert gefährliche Subjecte fehlten, welche sämmtlich wegen Raubes, Diebstahls und Mordes zu langwieriger oder lebenslänglicher Gefängnißstrafe condemnirt und in den Gefängnißlisten als „anwesend" eingetragen waren. Der Polizeipräsident von Bukarest, Marghiloman, hatte die Ersteren eingesperrt, weil sie mißliebig waren; die Letzteren hatte er einfach gegen ein Lösegeld laufen lassen, und sie setzten hierauf ihr altes Handwerk ungestört und mit verstärktem Eifer fort, während sie sich officiell in der Buscarie befanden. — Ein berüchtigter Räuber wurde vor einigen Jahren zu einer lebenslänglichen Gefängnißstrafe verurtheilt, welche er in der Buscarie verbüßen sollte. Da starb der Räuber plötzlich am Schlagfluß. So wenigstens besagte ein Todtenschein nebst Zubehör, der seitens des Polizeiaga, der die Oberaufsicht über die Buscarie führte, zu den Untersuchungsacten des Räubers eingereicht wurde. In Bukarest war allgemeine Freude über den Tod des gefährlichen Kerls, der mit einer gewissen Vorliebe gerade die Stadt und ihre nächste Umgebung zum Schauplatz seiner Thätigkeit gemacht hatte. Bald darauf hörte man von Raubanfällen, welche in der Nähe von Jassy verübt wurden, und deren große Frechheit jedenfalls auf einen in seinem sauberen Handwerk ergrauten Mann schließen ließen; und wirklich wollten Reisende, die aus der Moldau kamen, jenen Räuber, der amtlich in der Buscarie gestorben war, lebendig gesehen haben. Es ist unzweifelhaft, daß Marghiloman den Todtenschein des Räubers gefälscht und dafür ihn, den Lebenden, beerbt hat.

Noch zwei andere verbürgte Geschichten charakterisiren die Amtsführung Marghiloman's und seines Schwiegersohnes, der Präfect in Tirgowesti war. Eines Abends wurde der Polizeiaga von Bukarest benachrichtigt, daß eine Räuberbande, auf welche die Torobanzen (Gensdarmen) schon lange vergebens gefahndet hatten, sich in einem Wirthshause, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, aufhalte, wahrscheinlich in der Absicht, während der Nacht eine der Vorstädte mit ihrem Besuche zu überraschen. Marghiloman schickte eine Abtheilung Agenten und Torobanzen hinaus, um die Bande festzunehmen, und stellte das Sicherheitscorps unter den Befehl eines seiner ersten Beamten. Der Streifzug gelang vollständig; das einsame Wirthshaus wurde umzingelt, die ganze Bande nebst ihrem Hauptmann ergriffen; keiner der Kerle entkam. Der würdige Sectionschef, der das Streifcorps befehligte, ließ den Hauptmann vor sich führen und stellte sogleich ein Verhör mit ihm an. Dieser wußte seine völlige Unschuld darzuthun; aber jener forderte tausend Ducaten, um dieselbe bei dem Polizeiaga in Bukarest zu constatiren. Die Kasse der Bande enthielt indessen nur 800 Ducaten und die Räuber mußten doch auch leben! Man einigte sich also dahin, daß der Polizeichef 600 Ducaten erhielt, während 200 Ducaten für den Unterhalt der Räuber in der Kasse belassen wurden. Von den 600 Ducaten bekam jeder Mann von der Escorte einen Ducaten für die Mühe des Streifzuges. Nachdem so die Verhandlungen zu allseitiger Zufriedenheit beendet waren, ging Jedermann seines Weges: der Polizeichef nach Bukarest, um seinen Bericht abzustatten, die Bande nach einem anderen Orte, um das in der Kasse entstandene Deficit möglichst rasch zu ersetzen. — Etwas Aehnliches spielte in Tirgowesti und Umgegend, nur daß hier nicht Geld, sondern Liebe das Hauptmotiv war. Radu Angel — ein noch heute in der Wallachei gefürchteter Name — machte mit seiner Bande mehrere Jahre hindurch die Umgegend von Tirgowesti unsicher. In dieser Stadt war Marghiloman's Schwiegersohn auf dessen ganz

besondere Empfehlung von Kusa zum Präfecten ernannt worden, aber es gelang ihm nicht, sich Radu Angel's zu bemächtigen, obwohl er stets auf die Nachricht, daß jener sich irgendwo habe blicken lassen, sofort eine Abtheilung Torobanzen dahin absandte. Wenn die Abtheilung an dem bezeichneten Orte eintraf, war die Bande plötzlich und auf unerklärliche Weise verschwunden; aber nur, um ebenso plötzlich an einem anderen Orte wieder aufzutauchen. Und was war der Grund dieses geheimnißvollen Verschwindens? Der Präfect hatte eine Liebschaft mit der Tochter des Räubers. Durch sie setzte er ihren Vater jedesmal in Kenntniß, wenn die Torobanzen aus Tirgowesti ausrückten, um ihn einzufangen. Daß Radu Angel eines Tages erschossen wurde, war sicher nicht die Schuld des zärtlichen Präfecten.

Es ist natürlich, daß eine solche Depravation des Beamtenthums der neuen Regierung viel zu schaffen machte und daß das Land gegenwärtig noch unter den Nachwirkungen derselben leidet.

Oben war öfter von der „Buscarie“ die Rede. Wir erwähnen gleich hier, daß sich dieses Bukarester Gefängniß nicht weit von den schön gelegenen Casernen befindet, welche Kusa auf den südlichen Abhängen vor der Stadt erbauen ließ, und die er wahrscheinlich nöthigenfalls als ein Zwing-Uri für Bukarest zu benützen gedachte, indem er nicht ahnte, daß er in einer Nacht ganz geräuschlos fallen werde, ohne daß für ihn ein Säbel aus der Scheide gezogen oder eine Kanone abgefeuert wurde. Das Gefängniß ist ehemals eine alte türkische Caserne gewesen und besteht aus einer langen Reihe von einzelnen Gebäuden, welche sämmtlich von einer Mauer umgeben sind. Die Behandlung der Gefangenen ist human und contrastirt seltsam mit derjenigen in den deutschen Zellengefängnissen. In der Buscarie giebt es keine Isolirhaft; jeder Gefangene hält sich in der frischen Luft des Gefängnißhofes so lange auf, als es ihm beliebt; sein Spaziergang besteht nicht in einem vorgeschriebenen Gänsemarsch; Prügel, Stock, Ruthe und Kette sind unbekannte Corrections-Requisiten, sowie auch in Rumänien die Todesstrafe schon lange nicht mehr besteht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In der Nacht vom 3. auf den 4. März kurz nach 12 Uhr brach in New-York am Broadway in dem sogenannten „Museum“ des bekannten „showman“ (wie die Blätter ihn nennen) Barnum Feuer aus. Das Gebäude war eines der wenigen armseligen Häuser im eleganten Broadway, leicht gebaut und baufällig; es hatte in demselben schon früher mehrere Male gebrannt. Gefüllt mit einem wunderbaren Plunder von ausgestopften Thieren und Menschen bot es dem Feuer rasche Nahrung. Obendrein war erst neuerdings ein Theater in dem Gebäude errichtet. Herr Barnum, der große showman, hatte aber außer der alten Rumpelkammer, die er sein „Museum“ nannte, auch lebende Sehenswürdigkeiten im Hause: Menschen sowohl als Thiere. Zum großen Glücke wurden erstere gerettet. Ein vorübergehender Herr, der das Feuer zuerst wahrnahm, schlug Lärm, es gelang ihm glücklicherweise ins Haus zu dringen und die in großer Gefahr schwebenden Menschen aus dem sich unglaublich rasch verbreitenden Feuer heraus zu bringen. Das fette Frauenzimmer „Miß Anna Swan from Nova Scotia“, machte zuerst ihre Erscheinung aus dem brennenden Gebäude und trat im allertiefsten Negligé in die eisige Nacht hinaus, sich dabei verzweifelt geberdend, denn sie hatte, vom Rauch verwirrt, ihren Brillantschmuck im Werthe von 3000 Dollars und ihr Portemonnaie mit 600 Dollars fallen lassen. — „Das Circassische Mädchen“, Fräulein Zuleima Agha, von der maliciöse Zungen behaupteten, sie sei die Tochter eines in Brooklyn wohnenden Teutonen, Namens Schultze, producirte sodann ihre überirdischen Reize leicht verhüllt der mitternächtlichen Versammlung. An der Hand führte sie ein Zwerglein, und schließlich brachte ein Polizist 2 junge Albinos heraus, deren rothe Augen vom Rauch vollends geblendet und deren weißes Haar vor Schreck schwarz geworden sein soll. Dieser höchst komische Aufzug sollte aber demnächst einem schauerlichen Eindruck Raum geben, denn aus den rasch um sich greifenden Flammen ertönte plötzlich ein so rasendes Gebrüll der in ihren Käfigen gefangenen Löwen und Tiger, daß den Muthigsten ein Beben überlief und die weniger Beherzten nach allen Richtungen hin Reißaus nahmen. Indessen gab es Vernünftige, die die Gefahr nicht für so groß hielten und derselben ruhig ins Auge blickten, und ihnen gelang es, eine werthvolle Giraffe, 2 Kameele, einen jungen Elephanten, ein Känguru und diverse andere Thiere aus dem brennenden Hause zu retten. Bald aber hörte die Möglichkeit auf, ferneres zu unternehmen, denn das ganze Gebäude stand in einer halben Stunde in vollen Flammen. Das Gebrüll der Thiere wurde schwächer, als sie vom Rauch erstickt wurden, und 4 junge Löwen, 3 Löwinnen, Leoparden, Bären, wilde Katzen, Affen und eine große Anzahl kleiner Thiere fanden bald unter dem einstürzenden Dache ihr Grab. Auch der „gelehrte Seehund“, der beim Brand des Barnum'schen Museums im Jahre 1865 dem Flammentode entgangen war, fand jetzt sein Ende. Um 2 Uhr erscholl plötzlich neues Gebrüll, und zum Erstaunen, sowie zum großen Schrecken der versammelten Zuschauer, die sofort wie gepeitscht auseinander stieben, erschien ein bengalischer Tiger in den von den Flammen umzüngelten Fensterhöhlen. Der arme Teufel war wunderbarerweise bis dahin verschont geblieben und präsentirte sich nun vom Rauch und der Hitze getrieben den Revolverläufen der Polizeimannschaft. Ein gewaltiger Sprung vom zweiten Stock auf die Straße hinab, eine Salve von einem halben Dutzend Revolvern, und das arme Tigerthier verreckte ganz unromantisch auf dem eisigen Pflaster der nordischen Stadt, fern von den heimathlichen Wäldern! Bald nachher fingen die Mauern des großen Gebäudes zu wanken an und stürzten von drei Seiten ein; nur die Façade am Broadway blieb stehen. Herr Barnum behauptet, daß seine Sammlung 400,000 Dollars werth gewesen und nur für 150,000 versichert sei.

— Das rasende Hazardspiel, das jetzt in den meisten Pariser Cirkeln an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung ist, fordert jede Woche neue Opfer. Ein junger Ehemann hat kürzlich, wie die „France“ berichtet, eine Million Franken netto verloren. Seine Frau hat ihre Pferde, ihre Wagen und Diamanten verkauft und ihren großartigen Haushalt eingeschränkt, um die Schuld decken zu können. Sie tröstet sich damit, daß ihr edeler Gemahl wenigstens von einer Leidenschaft geheilt sein werde, über der er alles Uebrige, sogar seine Frau, vergessen hatte. — Man spricht auch viel von einer dieser Tage gespielten Partie, in welcher einer der Spieler 498,000 Fr. verloren hat. Der Herr, der vom Glück besonders begünstigt worden war, hatte sich das bescheidene Ziel gesteckt, eine Million zu gewinnen und sich alsdann zurückzuziehen. Bereits hatte er es bis auf 994,000 Fr. gebracht, als ihn der obenerwähnte Schlag traf. Er begnügt sich nun mit der Hälfte.

— Die junge und muthige niederländische Reisende, Frl. Tinne, deren auch in deutschen Zeitungen wiederholentlich gedacht ist, befindet sich nach ihren neuesten Mittheilungen jetzt in der Sahara, mit dem kühnen Vorsatze, in Begleitung ihres allmählich stark angewachsenen Gefolges, hauptsächlich aus Naturforschern und ortskundigen Eingeborenen bestehend, zuerst die blauen Berge zu besteigen und dann wo möglich mitten durch die Wüste, zum Theile auf bisher unbetretenen Pfaden, das so wenig bekannte Reich Timbuktu zu erreichen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 40.

Die Geschichte eines einsamen Herzens.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Fortsetzung.)

5.

Meine Schüchternheit und dunkele Herkunft nöthigten mich zu einem eingezogenen Leben, und so war ich auch in Cambridge wenig bekannt. Keine Angehörigen kamen jemals, mich zu besuchen, denn ich hatte keine Angehörige. Kein vertrauter Freund betrat mein Zimmer zu einem Plauderstündchen, denn ich schloß keine vertrauten Freundschaften. Ich arbeitete und studirte viel und so war meine Universitätszeit nicht sehr verschieden von meiner Schulzeit. Da ich wohl wußte, daß ich nicht in die geräuschvolleren Kreise der socialen Existenz paßte, daß ich aber wohl befähigt war, bescheiden, jedoch nach besten Kräften meine Pflicht in irgend einer geringen kirchlichen Anstellung auszuüben, so bereitete ich mein Wissen und meinen Geist vorzugsweise in dieser Richtung vor. In angemessener Zeit wurde ich denn auch ordinirt und sah mich nach praktischer Wirksamkeit um. Ich muß bemerken, daß ich ein gutes Examen gemacht hatte, daß ich bis zu meinem Antritt einer Pfarrstelle ein gutes Amt am College bekleidete und daß meine pecuniären Mittel für meine einfache Lebensweise mehr als genügend waren. Ich half mehreren jungen Männern bei ihren Studien; diese Beschäftigung erhöhte mein Einkommen und war zugleich von hohem Interesse für mich. Ich hörte einmal zufällig und zu meiner grenzenlosen Freude einen unseren besten Professoren sagen, er habe vernommen, daß „Georg Silverman mit seinem Talent für ruhiges Erklären, seiner Geduld, seinem liebenswürdigen Naturell und seiner Gewissenhaftigkeit sich mehr als irgend Einer zu der Obliegenheit eines nachhelfenden Lehrers eigne."

Vielleicht war es, weil meine Zimmer im College in einem Winkel des Gebäudes lagen, wo das Tageslicht nur gemäßigt wirken konnte, wahrscheinlich aber mehr noch, weil mein Gemüthszustand eine gedämpfte Färbung trug, daß, wenn ich auf jene Zeiten zurückblicke, mir meine damalige Existenz immer wie in friedlichen Schatten gehüllt erscheint. Andere kann ich im Sonnenlicht sehen; die jungen Studenten z. B., wie sie, athletische Jünglinge, beim Bootwettrennen über den klaren Wasserspiegel ruderten, oder bei ihren gymnastischen Spielen die schwellenden Muskeln der Arme noch straffer spannten, — mich aber sehe ich nur immer zuschauend aus dämmerndem Schatten. Nicht theilnahmslos — Gott verhüte! aber blos zusehend, einsam, allein; etwa wie ich nach Sylvia aus dem Schatten der Thurmruine blickte, oder den rothen Schimmer der erleuchteten Fenster des Pachthauses beobachtete und auf das Geräusch tanzender Füße horchte an jenem Abend in dem dunklen Viereck von dunkelem Gestein.

Ich muß jetzt den Grund angeben, warum ich jenes Lob, das mir der Professor gab, wörtlich wiederholte. Ohne einen solchen Grund würde die Wiederholung eine unnöthige Prahlerei gewesen sein.

Unter denen, die sich meiner Nachhilfe bedienten, war ein Mr. Fareway, zweiter Sohn der Lady Fareway, Wittwe des Baronets Sir Gaston Fareway. Dieses jungen Mannes Fähigkeiten überstiegen bei Weitem das gewöhnliche Durchschnittsmaß, aber er stammte aus einer reichen Familie und war träge und vergnügungssüchtig. Er suchte mich zu spät auf und kam dann zu unregelmäßig zu mir, als daß ich ihm von wirklichem Nutzen hätte sein können. Zuletzt hielt ich es für meine Pflicht, ihm abzurathen, sich zu einem Examen zu melden, das er nicht bestehen würde, und er verließ das College, ohne graduirt zu haben. Nach seiner Abreise erhielt ich einen Brief von Lady Fareway, worin sie das Ansinnen aussprach, daß ich ihr die Hälfte meines Honorars zurückschicken sollte, da ich ihrem Sohne von so geringem Nutzen gewesen war. Soviel mir bekannt, war ein ähnliches Verlangen noch in keinem Falle je gestellt worden, und die Begründung desselben kam mir auch erst in den Sinn, als sie mir auf diese Weise nachgewiesen wurde. Lady Fareway's Ansicht schien mir richtig und ich schickte das Geld zurück.

Mr. Fareway war seit zwei Jahren oder länger von uns gegangen, und ich hatte ihn vergessen, als er eines Tages, während ich über meinen Büchern saß, in mein Zimmer trat. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen sagte er: „Mr. Silverman, meine Mutter ist hier, im Hotel, und sie wünscht, daß ich Sie ihr vorstellen möchte."

Ich fühlte mich immer unbehaglich mit fremden Personen und ich glaube wohl, daß ich meine Abneigung, die Dame zu sehen, nicht undeutlich verrieth. Denn er setzte hinzu, noch ehe ich etwas gesagt hatte:

„Ich denke, die Unterredung könnte zur Förderung Ihrer Aussichten dienen."

Das Blut stieg mir ins Gesicht, daß ich mich von einem weltlichen Beweggrund sollte leiten lassen, und ich stand sogleich auf. Während wir nach dem Hotel gingen, sagte Mr. Fareway:

„Sind Sie geschickt in geschäftlichen Dingen?"

„Ich glaube nicht," entgegnete ich.

„Aber meine Mutter ist es."

„Wirklich?"

„Ja. Sie ist, was man so eine gewandte Frau zu nennen pflegt. Klarer Kopf, sieht überall ihren Vortheil. Sogar aus den verschwenderischen Gewohnheiten meines ältesten Bruders im Auslande weiß sie Nutzen zu ziehen. Kurz, eine ganze Geschäftsfrau. Dies im Vertrauen."

Niemals zuvor hatte er zu mir im Vertrauen gesprochen, und als er es jetzt that, überraschte es mich um so mehr. Ich versicherte ihn meiner vollsten Discretion und erwähnte die delicate Sache nicht mehr. Wir hatten nicht weit zu gehen und ich befand mich bald in seiner Mutter Gegenwart. Er stellte mich vor, schüttelte mir die Hand und überließ uns dann Beide allein unseren Geschäften, wie er sagte.

Lady Fareway war eine hübsche, wohl conservirte Dame von stattlichem Wuchs, mit einem festen glänzenden Blick in ihren großen runden dunkelen Augen, der mich verwirrte.

Mylady sagte: „Ich habe von meinem Sohne gehört, daß Ihnen eine kirchliche Anstellung erwünscht wäre.“

Ich bemerkte, daß dem so sei.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist,“ fuhr Mylady fort, „daß wir das Protectorat über eine Pfarrstelle haben? Ich sage, wir haben, aber eigentlich habe ich es.“

Ich bemerkte, daß es mir nicht bekannt sei.

„Es ist so,“ bestätigte die Dame. „Eigentlich steht uns das Recht der Vergebung zweier Stellen zu, die eine mit zweihundert, die andere mit sechshundert Pfund jährlich. Beide Stellen sind in unserer Grafschaft, North Devonshire, wie Sie wahrscheinlich wissen. Die erste ist vacant; möchten Sie sie haben?“

Mylady's fester glänzender Blick und das Plötzliche des unerwarteten Anerbietens zusammen vollendeten meine Verwirrung.

„Es thut mir leid, daß es nicht die bessere Stelle ist,“ sagte Mylady etwas kühl, „obgleich ich Ihnen nicht das schlimme Compliment machen will, Mr. Silverman, zu vermuthen, daß es auch Ihnen leid thut, denn das würde von Ihnen habsüchtig sein. Und habsüchtig, davon bin ich überzeugt, sind Sie nicht.“

Mit dem größten Ernst sagte ich: „Ich danke Ihnen, Lady Fareway, ich danke Ihnen viel, viel Mal! Es würde mich tief schmerzen, wenn ich denken könnte, für habsüchtig zu gelten.“

„Natürlich,“ versetzte Mylady, „Habsucht ist immer abscheulich, aber besonders bei einem Geistlichen. Sie sagten mir noch nicht, ob Sie die Stelle haben möchten?“

Unter Entschuldigungen wegen meiner Langsamkeit oder Undeutlichkeit des Ausdruckes gab ich die Versicherung, daß ich das Anerbieten freudig und dankbar annähme. Ich fügte hinzu, wie ich hoffte, daß sie meine Würdigung ihrer Großmuth nicht nach dem Wortreichthum meines Dankes beurtheilen möchte, da ich in dieser Hinsicht keine Geschicklichkeit besäße, besonders wenn ich überrascht oder im Herzen gerührt war.

„Die Sache ist abgemacht,“ sagte Mylady; „abgemacht. Sie werden die Obliegenheiten sehr leicht finden, Mr. Silverman. Hübsches Haus, hübscher kleiner Garten, Obstgarten und dergleichen. Sie werden Zöglinge zu sich nehmen können. Apropos! — Nein. Ich will es nachher sagen. Was wollte ich gerade erwähnen, als mir das Andere durch den Kopf fuhr?“

Mylady sah mich an, als ob ich es wissen sollte. Und ich wußte es nicht. Das brachte mich von Neuem in Verlegenheit. Nach einigem Besinnen sagte sie:

„O, ich hab's. Wie einfältig von mir! Der letzte Rector, — der uneigennützigste Mann, den ich jemals sah, — ließ mir in Anbetracht seiner leichten Pflichten und des reizenden Hauses keine Ruhe, bis ich ihm erlaubte, mir in meiner Correspondenz, in meinen Rechnungen und derartigen kleinen Dingen zu helfen; nichts Bedeutendes an sich, aber doch manchmal lästig für eine Dame. Würden Sie, Mr. Silverman, ebenfalls die Güte haben —? Oder soll ich —?“

Ich beeilte mich zu versichern, daß meine geringe Hilfe stets Mylady zu Diensten stehen würde.

„Ich bin wirklich vom Himmel gesegnet,“ sagte Lady Fareway, die Augen in die Höhe werfend, wodurch sie dieselben einen Moment von mir abwandte, „immer mit Männern zu thun zu haben, die nicht die leiseste Erwähnung einer Idee von Habgier ertragen können!“ Sie schauderte bei dem Wort. „Und was die Schülerin betrifft.“

„Die —?“ Ich begriff nicht, was es bedeutete.

„Mr. Silverman, Sie haben keine Idee was sie ist. Sie ist,“ wiederholte Mylady mit der Hand eine Secunde meinen Rockärmel berührend, „ich glaube es wirklich, das außerordentlichste Mädchen auf der Welt. Weiß schon mehr Griechisch und Latein als Lady Jane Grey. Und hat sich Alles selbst gelehrt. Hat noch nicht, bedenken Sie das, den kleinsten Vortheil aus Ihrer classischen Bildung empfangen können. Um noch gar nichts von Mathematik zu sagen, welche sie ebenfalls durchaus ihrem Wissen einreihen will, und worin, wie ich von meinem Sohne und Anderen gehört habe, Ihr Ruf, Mr. Silverman, in verdienter Weise so sehr hoch steht.“

Unter Mylady's festem Blick mußte ich, wie ich überzeugt war, den Schlüssel des Räthsels verloren haben, und doch konnte ich mir nicht denken, wo ich ihn fallen ließ.

„Adelina,“ sagte Mylady, „ist meine einzige Tochter. Wenn ich nicht ganz gewiß wäre, daß ich nicht durch mütterliche Parteilichkeit verblendet bin; wenn ich nicht die feste Ueberzeugung hätte, daß wenn Sie sie kennen werden, Mr. Silverman, Sie es für ein großes und außergewöhnliches Vorrecht halten werden, ihre Studien zu leiten; — so würde ich ein habsüchtiges Element, eine Geldfrage, in diese Unterredung einfließen lassen und Sie bitten, mir zu sagen, unter welchen Bedingungen —“

Ich beschwor Mylady, nicht weiter zu sprechen. Mylady sah, daß ich in Verlegenheit war, und that mir die Ehre an, meine Bitte zu gewähren.

6.

Alles in geistiger Beziehung, was ihr Bruder hätte sein können, wenn er gewollt hätte; und Alles in bezauberndem Reiz und bewunderungswürdigen Eigenschaften, das Niemand sein konnte außer ihr, — das war Adelina.

Ich will nicht ihre Schönheit schildern; ich will nicht einen Wortschwall ausgießen über ihren Geist, ihre rasche Auffassungsgabe, ihr wunderbares Gedächtniß, ihre milde Nachsicht vom ersten Augenblick an mit dem langsam vorschreitenden Lehrer, der ihre Fülle von Talenten regeln sollte. Ich war damals dreißig, jetzt bin ich über sechzig Jahre alt; — immer noch ist sie mir gegenwärtig in diesen Stunden wie sie es in jenen war; — strahlend, schön und jung, klug, poetisch und gut. Wie kann ich sagen, wann ich entdeckte, daß ich sie liebte? Am ersten Tage? In der ersten Woche? Im ersten Monat? Wenn ich, wie es der Fall ist, unfähig bin, mir irgend einen früheren Abschnitt meines Lebens als ganz getrennt von ihrer Anziehungskraft vorzustellen, wie könnte ich dies Eine genau angeben? Doch so wie ich die Entdeckung machte, fiel sie wie eine schwere Last auf mich. Und dennoch, verglichen mit der bei Weitem schwereren Bürde, die ich später auf mich nahm, scheint sie mir jetzt nicht so gar hart zu tragen gewesen. In dem Bewußtsein, daß ich sie liebte, und daß ich sie lieben würde, so lange mein Leben dauerte; daß ich für immer das Geheimniß tief in meiner Brust zu bergen haben und daß sie es nie entdecken würde, lag eine Art von erhebender Freude, oder Stolz, oder Trost, wenn auch vermischt mit Schmerz. Aber später — vielleicht ein Jahr später, — als ich eine andere Entdeckung machte, dann nahmen Leid und Kampf, Gott weiß wie sehr! an Stärke zu. Diese andere Entdeckung war —

Wenn überhaupt jemals, werden diese Worte das Licht

nicht eher erblicken, bis mein Herz Asche ist; bis i h r e schöne Seele zu den Regionen zurückgekehrt sein wird, an die sie, während sie hienieden gefesselt war, sicherlich ein ungewöhnliches Erinnern gewahrte; bis alle Pulse, die je um uns her klopften, längst ruhig geworden; bis alle Früchte aller der kleinen Siege und Niederlagen, die in der kleinen Menschenbrust errungen und erlitten wurden, zu Moder und zu Staub zerfallen sind. Diese Entdeckung war, daß sie mich liebte. Sie mag mein Wissen und meinen Pflichteifer überschätzt und mich deshalb geliebt haben; sie mag das Mitleid, das sie mir oft scherzhaft zeigte, weil ich dessen ermangelte, was die Welt im Scheine ihrer Blendlaternen Weisheit nennt, zu einem höheren Gefühl ausgebildet und mich so geliebt haben; sie verwechselte vielleicht auch das erborgte Licht dessen, was ich an geistigen Eigenschaften erworben, mit der Helle des Lichtes in seinen reinen ursprünglichen Strahlen, — aber sie liebte mich zu jener Zeit und sie ließ es mich merken.

Familienstolz und Geldstolz stellten mich in Mylady's Augen in eine ebenso weite Ferne, als ob ich ein dienstbares Geschöpf irgend einer Art oder ein Hausthier gewesen wäre. Aber Alles dies konnte mich nicht weiter von ihr entfernen, als ich es selbst that, wenn ich mein Verdienst mit dem Adelinens verglich. Mehr noch, sie konnten mir nicht um Tausende von Abgründen halb so tief unter ihr meinen Platz anweisen, als ich mich in meiner eigenen Achtung stellte, wenn ich nur in meiner Phantasie ihr edeles Zutrauen benützte, das Vermögen nahm, das, wie ich wußte, ihr unabhängiges Eigenthum war und sie in die Lage brachte, sich im Zenith ihrer Schönheit und ihrer geistigen Vollkommenheit an mein armes, niederes, obscures I c h gebunden zu finden. Nein! Weltlichkeit sollte hier um jeden Preis fern bleiben. Wenn ich bestrebt gewesen, sie von jedem anderen Boden zu verbannen, um wie viel mehr war ich verpflichtet, diese geheiligte Stelle vor ihr zu wahren. Aber es lag etwas Kühnes, Wagendes in diesem freisinnigen, großmüthigen Charakter, welches erheischte, daß man bei einer so schmerzlichen Krisis behutsam und geduldig zu Werke ging. Nach manchen, nach vielen bitteren Nächten, — ja, in dieser Prüfungszeit k o n n t e ich ohne rein physische Ursache weinen! — faßte ich meinen Entschluß.

Lady Fareway hatte bei unserem ersten Zusammentreffen unbewußt die Räumlichkeit meines hübschen Hauses als etwas umfangreicher dargestellt. Es war nur für einen Zögling Platz darin. Dieser war ein junger Mann nahe seiner Mündigkeit, von sehr guten Familienverbindungen, aber was man einen „armen Anverwandten“ nennt. Seine Eltern waren todt. Die Kosten seines Unterhalts und seiner Studien bei mir wurden von einem Onkel getragen, und er und ich sollten zusammen unser Möglichstes thun, ihn innerhalb drei Jahren zum Verfolgen einer selbstständigen Laufbahn fähig zu machen. Um diese Zeit hatte sein zweites Jahr bei mir angefangen. Er war hübsch, klug, energisch, feurig, kühn; im besten Sinne des Worts ein echter junger Angelachse. Ich beschloß, ihn und Adelina zusammen zu bringen.

(Schluß folgt.)

Die Völker an der unteren Donau.

(Schluß.)

Die Zahl der Verbrecher ist verhältnißmäßig sehr gering: auf mehrere Tausend Menschen kömmt nicht ein Sträfling. Dieser Umstand widerlegt die Annahme, daß große Armuth die üppigste Quelle der Verbrechen sei; denn in den Donaufürstenthümern ist namentlich die ländliche Bevölkerung sehr arm. Freilich kann sich in diesem fruchtbaren Lande — dem Aegypten Europa's — Jeder die nöthigsten Bedürfnisse leicht verschaffen; dennoch liegt der Grund für die geringe Zahl der vorkommenden Verbrechen nicht hierin, sondern in der angeborenen Gutmüthigkeit und Leidenschaftslosigkeit der Wallachen. Der Mangel an Leidenschaft erklärt sich aus den Contrasten des hier herrschenden Klima's; es giebt nur zwei Jahreszeiten: einen Winter, der sehr hart und lang, und einen Sommer, der sehr heiß ist. Die Uebergangsjahreszeiten fehlen hier gänzlich. „Daher sind“, sagt ein englischer Schriftsteller, der Land und Leute trefflich beobachtet hat, „die Pflanzen ohne Saft, die Blumen beinahe ohne Geruch; die Hausthiere sind auffallend zahm, das Fleisch beinahe geschmacklos, und die wilden Thiere, selbst Wölfe und Bären, furchtsamer Natur.“ — Der Contrast im Klima wiederholt sich, wie in so vielem Anderen, auch im socialen Leben der Wallachei. Bis zum Jahre 1848 gab es nur zwei Stände: die Bojaren und die Bauern; erst seit den Bewegungen des europäischen Revolutionsjahres hat sich ein dritter Stand, aus Kaufleuten, Handwerkern, Beamten und Aerzten bestehend, zu bilden angefangen. Dieser Mittelstand wird sich aber nicht über hunderttausend hinaus belaufen, während die Bauern drei Millionen, die Bojaren und Geistlichen hundertundfünfzigtausend zählen.

Die rumänische Bojarie steht bei Deutschen und Franzosen in schlechtem Rufe. Es ist daran viel Wahres, aber auch viel Uebertriebenes und Falsches. Zu dem Verrufe hat namentlich der Umstand beigetragen, daß die Bojarie ihre Söhne ausschließlich nach Paris zu senden pflegte. Ohne eine gründliche Vorbildung in der Heimath erhalten zu haben, aber mit Geld und Wechseln überreich versehen, hatten die jungen Bojaren weder die Neigung noch die Fähigkeit, ihre weitere geistige Ausbildung in der französischen Hauptstadt zu betreiben, während sie alle dortigen Laster gründlich kennen lernten und völlig verderbt in die Heimath zurückkehrten. Der Mangel an wahrer Bildung muß dann natürlich bei ihnen überall hervortreten und kann selbst nicht verdeckt werden durch ein elegantes Aeußere, durch angenehme Formen, durch intelligente Lebhaftigkeit und durch die Leichtigkeit, mit welcher sich der Bojar fremde Sprachen aneignet. Unter der glänzenden Oberfläche verbirgt er maßlose Eitelkeit, unüberwindliche Trägheit, unbesiegbaren Hang nach Zerstreuung, Verweichlichung und Mangel an Energie. — In den letzten Jahren aber haben Bildungs- und Erziehungsanstalten in der Wallachei, besonders in Bukarest, einen Aufschwung genommen, der bald der jungen Bojarie zu Gute kommen wird. Schon jetzt sendet man sie nach Heidelberg, Wien, Berlin und anderen deutschen Universitäten, wo sie weniger der Sittenverderbniß ausgesetzt sind.

Wenn sich nun auch im Allgemeinen die schlechten Eigenschaften der Bojarie nicht wegläugnen lassen, so giebt es doch auch eine kleine Minorität unter denselben, welche sehr achtungswerth ist. Sie leitet gegenwärtig die Geschicke Rumäniens in einem wahrhaft freiheitlichen und auf das Volkswohl bedachten Sinne. Während eines langen Exils, unter der Depravation und unter dem Druck der Kusa'schen Regierung, haben diese Bojaren immer nur Ein Interesse im Auge gehabt, das Interesse ihres unglücklichen Vaterlandes. Während der Dauer der Statthalterschaft verweigerten sie die Annahme irgend eines Gehaltes; den Aermeren unter ihnen mußte er aufgedrungen werden, damit sie nur die Kosten ihres Unterhaltes bestreiten konnten; die Reicheren aber opferten viele Tausende aus eigenen Mitteln, um die übernommenen Geschäfte ihrer Ministerien im Gange zu erhalten. Es gab während der Statthalterschaft einen Moment, wo Oberst Haralambie den Hospodarenstuhl besteigen konnte; die Armee bot ihm die Krone an. Er entgegnete aber den Officieren, welche die betreffende Deputation bildeten: „Eigentlich müßte ich Sie erschießen lassen, weil Sie sich gegen den Willen der Nation auflehnen.“ Und Oberst Haralambie war ein armer Mann!

Der sich heranbildende Mittelstand ist den Bojaren im Allgemeinen an Regsamkeit, Eifer und Bildung überlegen und wird daher auch bald auf die politische Entwickelung Rumäniens einen bedeutenden Einfluß gewinnen; aber auch ihm fehlen nicht die schlimmen Eigenschaften, die sich in der Bojarie finden: Charakterschwäche und Sittenverderbniß. Bei weitem am tüchtigsten in moralischer Hinsicht ist der Bauer. Arbeitsam, mäßig, einfach in seiner Lebensweise, zeigt er sich als guter Ehemann und braver Vater; aber der Mangel an Energie, Aberglaube und Unwissenheit lassen ihn zu keiner Geltung kommen, trotzdem er sich noch bewußt ist, daß er von den Römern abstammt. „Eu sunt Rumânu," antwortet er, wenn man ihn nach seinen Ahnen fragt. „Civis romanus sum" — „Ich bin ein Römer" — sprachen seine Voreltern.

Die Serben, überhaupt die Südslaven, stehen mit den Wallachen vielfach in einem erfreulichen Gegensatz; sie sind bei weitem weniger demoralisirt als die Rumänen und die Griechen. Die Türken suchten daher auch die Slaven am meisten von allen europäischen Nationen und sind klug genug, den in der Türkei wohnenden Südslaven ihr Joch am wenigsten fühlbar zu machen. Haben doch deren Namensgenossen, die Nordslaven, die osmanische Herrschaft schon mehrmals bis in ihre Grundfesten erschüttert! Bei den Serben ist, wie bei allen südslavischen Stämmen, das demokratische Element vorherrschend. In einer freien Gemeindeverfassung lebend, glaubt jeder Bauer, in Bulgarien sowohl wie in Serbien, sich berechtigt, an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten Theil nehmen zu dürfen. Das demokratische Bewußtsein allgemeiner Gleichheit ist ihm zur anderen Natur geworden, und daher existirt auch in allen auf dem rechten Ufer der unteren Donau gelegenen Ländern, in Bosnien, Serbien, Bulgarien, kein Adel. Major Mischa war nichts anderes als ein Bauer, sowie Milosch ein Bauer war. Auch der gegenwärtige Fürst von Serbien ist nicht von Adel; er heißt, wie jeder Serbe, „Herr" — „Herr Michael Obrenovitsch." Er allein führt einen Titel in Serbien, indem er, so lange er Fürst ist, „Durchlaucht" angeredet wird. Der reiche Slave hält sich nicht, wie der wallachische Bojar, fern von dem Volke; er theilt dessen Sitten, Vergnügungen und Nationalkleidung, immer darauf bedacht, sich einzig und allein durch gediegene Bildung auszuzeichnen. Daher giebt es auch in Belgrad und in Rustschuk weit mehr allseitig gebildete Männer als in Bukarest. Aber auch für den Volksunterricht wird in Bulgarien und Serbien ungleich mehr gethan, als in der Moldau und Wallachei. Das Volk selbst ist nach dieser Richtung hin außerordentlich strebsam. Als Dr. Rosen, der Bibliothekar der Belgrader Akademie, nach Belgrad kam und sich häuslich einrichtete, bat er einen seiner Bekannten, ihm einen Stiefelputzer zu beschaffen. „Aber nehmen Sie doch einen Studenten," lautete dessen Antwort. Dr. Rosen, der auf deutschen Universitäten studirt hatte, war nicht wenig erstaunt, als sich am anderen Morgen ein Student bei ihm meldete, der sich erbot, ihm seine Kleider und Stiefeln zu reinigen und seine Ausgänge zu besorgen. Einige Stunden später hörte nichts destoweniger derselbe Student mit größter Aufmerksamkeit ein juristisches Colleg. In Belgrad studiren nämlich viele arme Bauernsöhne, die es nicht unter ihrer Würde halten, durch allerlei Dienste sich die nöthigen Existenzmittel zu verschaffen, indem sie von der kleinen Geldunterstützung, die ihnen die Stadt giebt, nicht leben können. Wenige Jahre später sieht man dann diese Leute, die sich mühsam und unter schweren Entbehrungen herangebildet haben, in geachteten und auskömmlichen Staatsämtern. Gustav Rasch erzählt ein anderes hierher gehöriges Beispiel. Er war bei dem Oberhofmeister des Fürsten zum Besuch, als ein junger Mann, wohlgekleidet und von intelligentem Aussehen, ins Zimmer trat und dem Hausherrn einige Beutel mit Geld überreichte, die er für einen Belgrader Kaufmann an die fürstliche Kasse abzuliefern hatte. Während die Rechnung abgeschlossen und eine Quittung ausgestellt wurde, nahm man den jungen Mann sehr artig wie einen Gast auf. Nach beendigtem Geschäft gab ihm der Oberhofmeister einige Stücke Geld, worauf er sich dankend empfahl. Nach seinem Aeußeren und nach der Begegnung zu schließen, die ihm widerfuhr, schien der junge Mann kein gewöhnlicher Bote zu sein. Auf die Frage, wer er sei, hieß es: „ein Student der Jurisprudenz. Er besorgt nebenbei, da er ganz arm ist, für den Kaufmann, von dem er kam, Geschäftsgänge." — Wie anders ist es in Bukarest und in der Wallachei. Dort giebt es nur Herren und Knechte; Tausende von armen Bauern müssen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, damit die Bojarensöhne französisch sprechen lernen, während sie selbst weder lesen noch schreiben können. Der Südslave ist arbeitsam, ernst und ausdauernd, dabei ehrlicher als der Grieche; in seinem Wesen und Charakter gleicht er mehr den Türken. Vor allen zeichnet sich aber der serbische Stamm aus durch Muth, durch regen und lebhaften Geist. Die Serben haben eine harte und traurige Vergangenheit hinter sich, deren schweres Joch sie, ganz allein auf ihre eigene Kraft gestützt, abschüttelten, indem sie sich im Jahre 1815 unter Führung des Fürsten Milosch und des Vaters des jetzt regierenden Fürsten Michael Obrenovitsch erhoben und nach elfjähriger Anstrengung endlich die Freiheit des Landes errangen. Aber es fehlt noch an Eisenbahnen. Daher sind Serbiens reiche Bodenerzeugnisse, seine ausgedehnten Waldungen voll herrlicher Stämme und seine Mineralschätze fast werthlos. Dennoch ist die Finanzlage Serbiens eine günstige, und es gehört zu den wenigen europäischen Ländern, welche keine Schulden haben. Die Steuern sind mäßig; so zahlt z. B. Major Mischa, der reichste Mann im Lande, 36 Ducaten jährlich an Steuern; der Oberhofmeister zahlt 7 Ducaten. Die Administration ist genau, prompt und einfach.

Die Preisräthsel in Nro. 36 des Feuilleton.

Sechzehn Damen und Herren haben die beiden Räthsel zum Gegenstand ihres Scharfsinnes gemacht; allen ist die Lösung des ersten, die Lösung des zweiten dagegen nur elfen gelungen. Von den verfehlten Versuchen ist der mit schönen Versen begleitete einer Dame aus L. bemerkenswerth, die auf den österreichischen Minister Thugut fiel. Ein Herr aus E. glaubte in Tilli die Lösung gefunden zu haben. Die richtige Lösung spricht sich in folgenden Versen von E. H. in G. aus:

Der „zweite Metternich", das wird sich zeigen,
Obgleich er richtiger der erste hieß',
Kann nur Herr Clesel sein; Gelehrte beugen
Am liebsten sich gar oft vor ihres Gleichen,
Und die „zwei Sylben" — ja! die bieten dies.
Und gar nun der romanisirte CLESEL!
Die beiden ersten Zeichen schneide ab,
— Das geht ganz gut auch ohne Winzeresel, —
So bleibt Dir sicher eine Menge Esel,
Der Kopf allein wirft hundertfünfzig (CL) ab.
Mag nun der halbe Kopf (C) des großen Clesel
Ihm hinten oder vorn am Rumpfe sein,
Er heißt halt vor- und rückwärts immer Clesel
Und schließt halt immer hundertfünfzig Esel
In seinem Diplomatennamen ein.

Clesel, der Name des allmächtigen Cardinalministers des Kaisers Mathias, † 1628 in Wien, der übrigens gewöhnlich (auch bei Hammer-Purgstall) Khlesl geschrieben wird, ist in der That die Lösung des zweiten Räthsels; **Neufundländerhund** die des ersten. Beide Räthsel haben gelöst: Friedrich Löhlein in Coburg; Theodor Diehl in Pirmasens; L. G. in E.; H. Bennighof, stud. med., in Frankenthal; Wentzler in Landstuhl; Pfr. M. zu N—H.; C. Perron in Frankenthal; Bl . . . . s; F. in Zweibrücken; Ff. in Sippersfeld; Emil Hütwohl in Gimmeldingen. Der auf die Lösung beider Räthsel gesetzte Preis, in einem einen Klosterkreuzgang darstellenden Oelbild in Goldrahme bestehend, fiel durch die Entscheidung des Looses an Hrn. Bl . . . . s in L . . . . g, an welchen derselbe sofort abgesendet wird.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stake. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 41.

Die Geschichte eines einsamen Herzens.

Frei nach dem Englischen von A. G.

(Schluß.)

7.

Eines Abends, als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, sagte ich: „Mr. Granville (Granville Wharton war sein Name), ich glaube, Sie haben Miß Fareway noch niemals gesehen.“

„Nun, Sir,“ entgegnete er lachend, „Sie sehen sie selbst so oft, daß kaum für einen Anderen eine Aussicht dazu übrig bleibt.“

„Ich bin ihr Lehrer, wie Sie wissen,“ sagte ich.

Und damit war das Gespräch für dieses Mal zu Ende. Aber ich wußte es zu veranlassen, daß sie bald nachher zusammenkamen. Ebenso hatte ich es vorher zu veranlassen gewußt, daß sie einander fremd blieben, denn während ich sie liebte, d. h. ehe ich mich zu dem Opfer entschloß, hatte eine geheime Eifersucht auf Mr. Granville in meiner unwürdigen Brust Wurzel gefaßt. Es war eine ganz gewöhnliche Begegnung im Park von Fareway, aber sie plauderten freundlich zusammen. Gleich und gleich gesellt sich gern und sie waren sich in Vielem ähnlich. Mr. Granville sagte zu mir, als wir Abends beim Nachtessen saßen: „Miß Fareway ist außergewöhnlich schön und außergewöhnlich einnehmend, meinen Sie nicht auch, Sir?“ „Ich meine es auch,“ erwiderte ich. Dann blickte ich ihn verstohlen an und sah, daß er roth und nachdenklich geworden war. Ich erinnere mich dessen lebhaft, weil das Gemisch von wehmüthiger Freude und brennendem Schmerz, das dieser kleine Vorfall in mir erzeugte, die erste von einer langen, langen Reihe solcher getheilten Empfindungen war, unter denen mein Haar langsam ergraute. Ich brauchte mich eigentlich nicht viel scheuer und ernster zu stellen, als ich schon ohnehin war, aber ich gab mir ein über meine Jahre altes Ansehen (der Himmel weiß, daß mein Herz während dessen nur zu jung war) und ich nahm mehr und mehr das Benehmen eines unverbesserlichen Einsiedlers und Bücherwurmes an. Ich betrug mich Adelinen gegenüber wie ein Vater. Auch wurde ich in meinem Unterricht trockener und nüchterner, vermied jede Einwirkung auf ihre Phantasie, trennte mein Wesen von dem der Poeten und Philosophen und sorgte dafür, daß dieselben in ihrem eigenen Lichte erschienen und ich, ihr geringer Diener, in seinem eigenen Schatten blieb. Sogar bis auf meinen Anzug erstreckte sich meine Achtsamkeit. Nicht als ob ich jemals sehr wählerisch darin gewesen, aber jetzt wurde ich sogar nachlässig. Mit einer Hand bemüht, mich niederzudrücken, bemühte ich mich mit der anderen, Granville zu erheben. Ich richtete seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf solche Gegenstände, welche, wie ich nur zu gut wußte, sie am meisten interessirten, und formte ihn allmählich zu einer größeren geistigen Aehnlichkeit mit mir. Verspotte mich nicht, unbekannter Leser dieser Zeilen, und mißverstehe nicht meine letztere Bemerkung, denn ich handelte mit einem großen Ziel vor Augen und ich litt schwer dabei! Und nach und nach, wie ich sah, daß er mehr und mehr sich in die von mir ausgeworfenen Netze verfing, kam ich dazu, klar zu erkennen, daß die Liebe ihn zu ihr hin und sie von mir wegzog.

So verging ein weiteres Jahr, jeder Tag desselben ein Jahr in seinem gemischten Gefühl von wehmüthiger Freude und brennendem Schmerz; und dann kamen diese Beiden, welche mündig und frei waren, selbstständig zu handeln, zu mir und baten mich, dessen Haar nun ganz weiß geworden, sie kirchlich zu vereinigen. „Denn wirklich, lieber Lehrer,“ sagte Adelina, „es ist nur gut und recht, daß Sie dies für uns thun, denn ohne Sie hätten wir uns niemals das erste Mal getroffen und ohne Sie wären wir später nie so oft zusammengekommen.“ Dies Alles war buchstäblich wahr, denn ich hatte mich der mancherlei geschäftlichen Aufwartungen, die ich Mylady machen mußte, und der Conferenzen, die ich mit ihr zu pflegen hatte, bedient, um Granville mitnehmen und ihn im Salon mit Adelina lassen zu können. Ich wußte, daß Lady Fareway eine solche Heirath nie zugeben, daß sie überhaupt keine Heirath zugeben würde, welche etwas anderes war als ein Tausch stipulirter Ländereien, Häuser und Geldsummen. Als ich indeß die Beiden beobachtete und mit Thränen in den Augen sah, wie jung und schön sie waren, und überzeugt war, daß sie einander gleich standen in jenen Neigungen und geistigen Reichthümern, welche Jugend und Schönheit überdauern; als ich in Betracht zog, daß Adelina ein ihr gesetzlich zustehendes Vermögen in Händen hatte, und daß Granville, wenn auch jetzt arm, von einer guten Familie stammte, die nie in einem Keller zu Preston gelebt hatte; da ich zudem keinen Zweifel hegte, daß ihre Liebe auch in der Ehe Stand halten würde, da Keines in dem Anderen einen ernsten Fehler zu entdecken haben möchte, so sprach ich meine Bereitwilligkeit aus, zu thun, was Adelina von ihrem lieben Lehrer erwartete und sie Beide als Mann und Weib in die strahlende Welt mit goldenen Pforten hinauszusenden, die sie erwartete.

An einem stillen Sommermorgen stand ich vor der Sonne auf, um mich zu dem letzten Schritt, der mein Werk krönen sollte, vorzubereiten. Und da meine Wohnung nahe am Meere gelegen war, so ging ich hinunter an die felsige Küste, auf daß ich die Sonne in all ihrer Herrlichkeit den Wassern möchte entsteigen sehen. Die Ruhe der blauen Tiefe und des blauen Firmaments, das allmähliche Verschwinden der Sterne, die stille Verheißung des kommenden Tages, der rosige, sich über Himmel und Erde ausbreitende Hauch, der unbeschreibliche Glanz, der dann plötzlich hervorbrach, Alles dieses glättete die Dissonanzen, die in der Nacht meine Seele zerwühlt, zur wohlthuenden Harmonie. Mir däuchte, daß jedes Atom der ewigen Gottesnatur, daß süße Engelsstimmen aus den Lüften und den Wogen mir zuriefen: „Sei getrost, Sterblicher, Dein Leben ist kurz. Was Du auf Erden gesäet, wird diese Erde bis in alle Ewigkeit überdauern. Sei getrost!“

Ich traute das junge Paar. Ich wußte, daß meine Hand kalt war, als ich sie segnend auf ihre verschlungenen Hände legte, aber die Worte, mit denen ich die Handlung begleiten mußte, konnte ich ohne Beben sprechen, und ich hatte Frieden.

Die Neuvermählten waren weit weg von meinem Hause

und dem Orte, nach unserem einfachen Hochzeitsfrühstück, und damit war die Zeit gekommen, da ich thun mußte, was ich ihnen gelobt hatte zu thun: Mylady von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Ich ging zu ihr und fand sie in ihrem gewöhnlichen Geschäftszimmer. Sie hatte an dem Tage zufällig eine ungewöhnliche Menge von Aufträgen für mich und füllte meine Hände mit Schriften, ehe ich nur ein Wort sagen konnte.

„Mylady" — begann ich darauf, neben ihrem Schreibtische stehend.

„Nun, was giebt's?" sagte sie rasch und blickte auf.

„Nicht viel, wie ich hoffen möchte, wenn Sie sich vorbereitet und ein wenig überlegt haben werden."

„Vorbereiten! Ueberlegen! Sie selbst scheinen sich auf jeden Fall wenig vorbereitet zu haben, Mr. Silverman." Dies sagte sie mit großem Hohn, da ihr fester glänzender Blick mich wie gewöhnlich äußerst verlegen machte. Ich raffte meinen Muth zusammen und sagte zu meiner Entschuldigung:

„Lady Fareway, ich kann nur, was mich betrifft, versichern, daß ich mich bemüht habe, meine Pflicht zu thun."

„Was Sie betrifft?" wiederholte Mylady. „Also sind auch noch Andere dabei betheiligt, wie ich sehe. Wer sind diese?"

Ich stand im Begriff zu antworten, als sie heftig auf den Schellenzug losging. Dies machte mich wieder stumm und sie sagte:

„Wo ist Adelina?"

„Mäßigen Sie sich, Mylady, beruhigen Sie sich. Ich traute sie heute Morgen mit Mr. Granville Wharton."

Sie biß die Lippen zusammen, durchbohrte mich mit einem wo möglich noch schärferen Blick, hob ihre rechte Hand und schlug mich hart auf die Wange.

„Geben Sie mir diese Papiere zurück, geben Sie mir diese Papiere zurück!" Sie riß sie mir aus den Händen und warf sie auf den Tisch. Dann setzte sie sich trotzig in ihren großen Stuhl und die Arme übereinanner schlagend, gab sie mir einen Dolchstich in's Herz mit dem ganz unerwarteten Vorwurf:

„Sie weltliches Subject!"

„Weltlich?" rief ich. „Weltlich!"

„Das also ist, wenn's beliebt," fuhr sie mit fürchterlichem Hohn fort, „der uneigennützige Gelehrte, der an nichts als seine Bücher denkt! Dies, wenn's beliebt, ist das einfache Geschöpf, das Jeder bei jedem Handel überlisten konnte! Dies, wenn's beliebt, ist Mr. Silverman! Nicht von dieser Welt ist er, bewahre! Er hat zu viel Herzenseinfalt für die Wege dieser Welt; er ist zu geraden und zu rechtschaffenen Sinnes, um etwas von weltlicher Zweizüngigkeit zu wissen. — Was zahlte er Ihnen dafür?"

„Für was? Und wer?"

„Wie viel," fragte sie sich in ihrem großen Stuhl vorneigend, indem sie in beschimpfender Weise mit den Fingern ihrer rechten Hand in ihre linke Handfläche schlug, „wie viel bezahlt Ihnen Mr. Granville Wharton dafür, daß Sie ihm zu Adelinens Gelde verhalfen? Was ist der Betrag Ihrer Procente von Adelinens Vermögen? Was waren die Bedingungen des Contractes, welche Sie, der ehrwürdige George Silverman, der die Erlaubniß hat, Ehen zu schließen, diesem Knaben machten, als er mit Ihrer Hilfe zu dem Besitz dieses Mädchens gelangen wollte? Gewiß machten Sie ein gutes Geschäft, wie es auch heißen mochte. Er hatte nur geringe Aussichten gegenüber Ihrem Scharfblick."

Verwirrt, entsetzt, betäubt von dieser grausamen Anschuldigung, vermochte ich nicht zu sprechen. Aber gewiß sah ich schuldlos aus, denn ich war es.

„Hören Sie mir zu, schlauer Heuchler," fuhr Lady Fareway, deren Zorn zunahm, indem sie ihn aussprach, fort, „achten Sie auf meine Worte, Sie listiger Ränkeschmied, der das Complott mit einer so abgefeimten Hinterlist zu Ende führte, daß ich nicht das Geringste davon ahnen konnte. Ich hatte meine Pläne für meine Tochter, Pläne für Familienconnexionen, Pläne für Vermögen. Sie haben Alles vereitelt und mich schmählich hintergangen; aber man vereitelt meine Pläne nicht und man hintergeht mich nicht, ohne meine Wiedervergeltung. Meinen Sie etwa, nur noch einen Monat in dieser Stelle zu bleiben?"

„Halten Sie es für möglich, Lady Fareway, daß ich nach ihren beleidigenden Worten nur noch eine Stunde darin bleiben werde?"

„Sie haben sie also aufgegeben?"

„In meinem Inneren hatte ich sie bereits vor einigen Minuten aufgegeben."

„Sprechen Sie nicht doppelsinnig, Sir. Ist die Stelle aufgegeben?"

„Durchaus und unter allen Umständen. Und ich wollte, daß ich sie niemals, niemals bekleidet hätte!"

„Diesen Wunsch hege auch ich von ganzem Herzen, Mr. Silverman! Aber hören Sie noch dies, Sir: Wenn Sie nicht von selbst gegangen wären, so hätte ich Sie weggeschickt. Und obschon Sie mir zuvorkamen, so sollen Sie meiner Wiedervergeltung doch nicht entgehen. Ich werde Sie mit dieser Geschichte verfolgen. Ich werde diese schmachvolle Conspiration um Geldes willen überall bekannt machen. Sie haben sich Geld dabei erworben, aber Sie haben sich auch zugleich eine unversöhnliche Feindin damit gemacht. Sie werden Sorge tragen, daß das Geld bei Ihnen bleibt; ich werde Sorge tragen, daß die Feindin Sie nicht verläßt."

Endlich sagte ich: „Lady Fareway, ich denke mein Herz ist gebrochen. Bis ich heute dieses Zimmer betrat, war die Möglichkeit einer solchen Schlechtigkeit, wie Sie sie mir jetzt zur Last legen, niemals nur im Entferntesten mir in den Sinn gekommen. Ihr Argwohn —"

„Argwohn — bah!" rief sie voll Entrüstung. „Meine Ueberzeugung."

„Ihre Ueberzeugung, Mylady, wie Sie es nennen, Ihr Argwohn, wie ich es heiße, ist grausam, ungerecht, völlig aller thatsächlichen Begründung ermangelnd. Ich kann nichts weiter versichern, als daß ich nicht zu meinem eigenen Vortheil oder zu meiner eigenen Freude gehandelt habe. Ich habe bei dem ganzen Ereigniß mich selbst nicht in Betracht gezogen. Nochmals, ich glaube mein Herz ist gebrochen. Wenn ich mit Motiven, die mir recht schienen, ohne es zu wollen, ein Unrecht beging, so muß ich wohl eine Strafe tragen."

Sie nahm dies mit einem zweiten und noch mehr entrüsteten „Bah!" auf und ging aus dem Zimmer. Ich glaube ich mußte mit den Händen meinen Weg suchen wie ein Blinder, obgleich meine Augen offen waren. Fast kam es mir vor, als hätte meine Stimme einen widerlich-abstoßenden Ton und als sei ich selbst ein widerlich abstoßendes Geschöpf.

Es wurde ein großer Lärm wegen der Sache gemacht und der Bischof davon in Kenntniß gesetzt. Ich bekam einen ernsten Verweis und wenig fehlte, daß ich gänzlich suspendirt worden

wäre. Jahrelang hing der Verdacht mir an und mein ehrlicher Name war befleckt. Aber mein Herz brach nicht, wenigstens wenn ein gebrochenes Herz den Tod nach sich zieht, denn ich starb nicht.

Adeling und ihr Gatte hielten während dem standhaft zu mir. Auch diejenigen hielten zu mir, welche mich während meiner Studienzeit persönlich oder auch nur damals dem Rufe nach gekannt hatten. Nach und nach gewann der Glaube an Ausdehnung, daß ich dessen, was mir zur Last gelegt worden, ganz unfähig war. Endlich erhielt ich eine andere Pfarrstelle an einem abgelegenen Orte, und hier habe ich nun meine Geschichte niedergeschrieben.

Es ist Sommer und ich sitze am offenen Fenster; vor mir liegt der Kirchhof, die Ruhestätte für fröhliche, wie für munde und für gebrochene Herzen. Ich schrieb meine Geschichte zu meinem eigenen Troste, ohne vorherzusehen, ob sie jemals einen Leser haben wird oder nicht.

Das Leben in der Region des ewigen Schnee's.

Von Dr. Baumbach.

Von allen Trieben, welche die Natur in unsere Brust gesenkt hat, ist keiner mehr geeignet, ein Zeichen für den göttlichen Ursprung des Menschen abzulegen, als der unruhige Drang, der ihn treibt, „der Wahrheit reinem Quell im dunkelen Schutt des Irrthums nachzugraben", als die rastlose Forschbegier, welche keine Gefahr, kein Hinderniß zu hemmen im Stande ist. Ruhelos durchwandert der Forscher die weiten Erdenräume von den Wendekreisen bis zu den eisigen Polargegenden, mit kühnem Fuß erklimmt er die schneebedeckten Gipfel der Berge und dringt in die Spalten der geborstenen Erdrinde, suchend, forschend nach einem neuen Gliede für die Rechnung, deren unbekannte Größe aufzufinden ihm bis jetzt noch nicht gelang und vielleicht nimmer gelingen wird.

Ueberall aber wird das Auge des strebenden Forschers erquickt durch das Vorhandensein des Lebens, durch organische Producte, deren Bildung und Gedeihen einzig und allein da gehemmt wird, wo das zerstörende Element waltet. Goethe läßt seinen Mephistopheles sprechen:

„Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten
Entwickeln tausend Keime sich;
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich."

Aber selbst in nächster Nähe des feindlichen Feuers vegetiren noch organische Gebilde. Hart an den Rändern der Krater überziehen Flechten das nackte Gestein, Algen gedeihen in vulcanischen Quellen von hoher Temperatur, und in der heißen Quelle Pecze bei Großwardein in Ungarn entwickelt eine Wasserrose ihre großen Blätter und prächtigen Blüthen.

Auch jene Regionen, in welchen nach der gewöhnlichen Ansicht alles Leben erstarrt ist, sind bevölkert von Organismen, die, umgeben von ewigem Schnee und Eis, entstehen, leben und sich fortpflanzen. Infusorien finden sich eingeschlossen in den Eisblöcken der Polarzone, und Richardson fand am Bärensee in Nordamerika den Boden, der im Sommer bis zu einer Tiefe von zwanzig Zoll gefroren war, mit blühenden Kräutern bedeckt. Selbst Thiere höherer Art finden sich in jenen Gegenden, und zwar nicht als Verirrte, sondern als wirkliche Bürger der erstarrten Strecken — Thiere, welche ihr Leben in der Region des ewigen Eises und Schnee's beginnen und endigen.

Um einen Blick in das höchst interessante Leben jener Geschöpfe thun zu können, sind wir übrigens nicht genöthigt, eine gefahrvolle Reise nach den Polargegenden zu unternehmen. Freilich wird der Weg, für welchen wir dem Leser unsere Führerdienste antragen, auch hin und wieder nicht gefahrlos sein; denn es gilt, der Schneeregion unserer europäischen Central-Alpen einen Besuch abzustatten.

Es ist hinlänglich bekannt, daß wir von dem Gestade des Meeres in verticaler Richtung aufsteigend dieselbe stufenweise Veränderung der klimatischen Verhältnisse finden, wie wir sie beim Vordringen nach den Polen der Erde antreffen. Indem wir nun einen in den Central-Alpen Europas gelegenen Berg besteigen, dessen Gipfel bis an das Gebiet des ewigen Schnee's reicht, müssen wir folgerichtig alle Klimata durchwandern, die den zwischen den Alpen und dem Nordpol gelegenen Ländern eigen sind, und jenseits der Schneegrenze werden wir die Typen aus der Thier- und Pflanzenwelt wiederfinden, welche die nördliche Polargegend belebt.

Die Grenze des ewigen Schnee's ist um so niederer, je geringer die Temperatur am Fuße des betreffenden Gebirges ist; so befindet sich dieselbe im Himalaya ungefähr 16,800 Fuß hoch, während sie in unseren Alpen in der durchschnittlichen Höhe von 8600 Fuß beginnt. An geschützten Stellen erhält sich übrigens der Schnee bis zu einer Tiefe von 7000 Fuß, und man bezeichnet diese Marke als sogenannte untere Schneegrenze. Gletscher steigen bis 3000 Fuß herab, und an ihren Ufern, wenn man so sagen darf, gedeiht oft eine üppige Vegetation.

Versetzen wir uns an den Fuß der Alpen, und zwar in die denselben südlich anliegende Ebene, so finden wir uns von den gewöhnlichen Culturgewächsen umgeben. Kastanien- und Wallnußbäume verleihen der Region der Ebene ihren Charakter. Steigen wir höher, so verschwinden allmählich einzelne Culturpflanzen (der Weinstock in einer ungefähren Höhe von 2000 Fuß), Eichen und Buchen und Birken ersetzen die beiden obengenannten Baumarten. Auf diese folgt die Region der Nadelhölzer; in derselben treten die sogenannten Voralpenpflanzen auf, der giftige Eisenhut, Fingerkräuter, Artemisien und viele andere. Bald darauf sehen wir uns nur noch von niederen Sträuchern umgeben; wir haben die untere alpine Region betreten, denjenigen Gürtel des Hochgebirges, auf dessen üppigen Matten der Senn im Sommer seine Herden weidet. Hier beginnt das Reich der Königin der Alpenpflanzen, der belhauten Alpenrose, welche, noch höher steigend, das Strauchwerk bald hinter sich läßt. Auch die Alpenrose verschwindet, um niedrigen Pflänzchen Platz zu machen, deren Stengel kaum zollhoch den Boden überragen, deren unterirdische Theile aber tief in die Erde hinabdringen, um sich dem Einfluß der eisigen Temperatur möglichst zu entziehen. Die obere Grenze dieser Region ist die Grenze des ewigen Schnee's, wo, wie ein bekannter Forscher sagt, die organisirten Wesen ihr Leben nicht mehr vollenden können und sich nur vorübergehend zeigen. Wir werden sehen, daß dies keineswegs der Fall ist.

Allerdings trifft der Bergbesteiger auf den Firnen zahlreiche Thiere, die nur als Gäste auf jenem Gebiete zu betrachten sind; aber nicht wenige sind in der That ständige Bewohner der Gletscher, Firnen und der zeitweilig schneefreien Felsen.

Betrachten wir zunächst jene Geschöpfe, deren Existenz nur an Schnee und Eis geknüpft zu sein scheint, so sind es vorzüglich zwei Erscheinungen, die unsere Aufmerksamkeit fesseln. Die erste, welche schon Aristoteles bekannt war, ist die des sogenannten r o t h e n S c h n e e's. Der Schnee der Firnen ist zuweilen auf beträchtlichen Strecken rosenroth oder ockergelb gefärbt und wird unter dem Druck des Fußes purpurroth. Die Ursache dieser Erscheinung sind mikroskopische Organismen aus dem Thier- und Pflanzenreich. Disceraea nivalis ist der wissenschaftliche Name des kieselbepanzerten Aufgußthierchens, welches sich, wie die meisten seiner Verwandten, durch Sprossenbildung und Theilung rasch vermehrt. Die anderen Organismen, welche im Verein mit der Disceraea den sogenannten rothen Schnee bilden, sind Algen der niedersten Stufe und wurden lange Zeit für die Eier des eben genannten Thieres gehalten. Daß das Letztere von jener Alge lebt und derselben seine rothe Farbe verdankt, hat viel Wahrscheinlichkeit, dürfte indessen noch weiteren Untersuchungen anheimzustellen sein.

Ein bereits höher organisirtes Geschöpf ist der sogenannte Gletscherfloh, ein zu der Familie der Springschwänze gehöriges flügelloses Insect. Dieses merkwürdige Thierchen bedeckt die Gletscher stellenweise oft in großen Massen, indem es mit Hilfe seines gabelförmigen Schwanzes lustig umher springt. Auf welche Weise das mit kräftigen Freßwerkzeugen versehene Kerbthier sein Leben fristet, ist geradezu unerklärlich, da es, wie gesagt, auf dem von jeder Vegetation entblößten Gletschereise lebt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In einem der äußersten Vororte Londons befindet sich ein eigenthümliches Etablissement, in welchem alle Gattungen wilder Thiere untergebracht sind. Man findet dort die schönsten Exemplare von Bären, Tigern, Hyänen, Schakals, Elephanten, Rhinocerossen. Es ist dies keine Menagerie; die Thiere repräsentiren einen Handelsartikel. Ihr Eigenthümer verkauft sie für Thiergärten, Museen oder an Thierbändiger. In einer der Nächte der verflossenen Woche hörten die Wächter des Etablissements plötzlich ein entsetzliches Geheul. Sie eilten in den Garten hinab, wo die Thiere untergebracht waren. Als sie in einen kleinen Hof gelangten, der für ein junges Rhinoceros-Weibchen eingerichtet war, fanden sie denselben zu ihrem größten Entsetzen leer, und eine große Bresche in der Mauer bestärkte ihren Verdacht, daß das Thier entflohen war. Im benachbarten Hofe fanden sie die Leichen zweier Elephanten. Nun stürzten die Wächter an die Käfige der Königstiger, deren schreckliches Brüllen das Haus erbeben machte. Ein ebenso entsetzliches als großartiges Schauspiel bot sich ihnen dar. Das Rhinoceros hatte die Käfige durchbrochen, die Tiger befreit, um mit ihnen den Kampf aufzunehmen. Ganz allein wehrte es sich mit furchtbarer Gewalt gegen die Angriffe seiner wüthenden Gegner. Mit seinem Horn hatte das Thier bereits zweien seiner Gegner den Bauch aufgeschlitzt. In dem Momente, als die Wächter erschienen, machte das Rhinoceros dem dritten Tiger den Garaus. Die Wächter schien dieses entsetzliche Schauspiel nicht einzuschüchtern; sie näherten sich dem durch seinen Sieg womöglich noch wüthender gewordenen Thiere und schossen zweimal auf dasselbe; beide Male prallten die Kugeln an der Haut desselben ab. Nun stürzte sich das Rhinoceros auf die kühnen Angreifer, und nach wenigen Secunden lagen die Wächter schwer verwundet und kampfunfähig auf den Leichen der Tiger. Indeß hatte der Lärm die Bewohner des Hauses geweckt; der Eigenthümer des Etablissements erschien und ergriff mit großer Energie sofort seine Maßregeln. Hundert wohlbewaffnete Männer umzingelten das Haus. Einige geschickte Thierwärter übernahmen es, eine solide Drahtschlinge um den Hals des wilden Thieres zu werfen, so daß es in seinen Bewegungen gehemmt war. Nun erschien der stärkste Wärter, der Herkules des Etablissements, mit einem Eisenblock, der über 170 Pfund wog. Das Rhinoceros blieb unbeweglich — so daß der Herkules ganz nahe an das Thier gelangen konnte. Nun schwang er den Eisenblock dreimal durch die Luft und dreimal schmetterte das Eisen auf den Kopf des Thieres nieder. Unter fürchterlichem Wuthgeschrei erlag dasselbe den wuchtigen Streichen. Von den vier Wächtern sind drei lebensgefährlich verwundet, einer ist bereits gestorben. Das Rhinoceros, welches auf so klägliche Art verendete, ist eines der schönsten Exemplare, war für den Pariser Thiergarten bestimmt und hätte dem Besitzer 25,000 Francs eingebracht.

— Der Bischof von Orleans fällt über die jetzige französische Damenwelt folgendes Urtheil: Das französische Weib kennt jetzt alle Namen berühmter Schauspieler und Pferde, alle bei der Oper und beim Variétés-Theater Beschäftigten sind ihr bekannt. Das Wettbuch bei Pferderennen weiß sie auswendig, aber kein Kochbuch. Auf dem letzten Rennen parirte sie auf „La Touque", dieses Jahr auf „Vermouthe", und sie ist Kenner genug, um zu wissen, daß Hengst „Bois Foiré" eine große Zukunft hat; daß „Fille de l'Air" beim letzten Rennen siegte, hält sie für den größten Ruhm Frankreichs. Ihr ist nicht Eine der theuersten und berühmtesten Putzmacherinnen unbekannt, ebenso wie der Laden des besten Sattlers. Mit Kennermiene besucht sie die Ställe des Comte de la Grange, Duc de Morny, Mr. Delamarre. Unterhalten kann sie sich nur mit Ihresgleichen und frivolen jungen Leuten. Geschäft, Kunst, Politik, Wissenschaft, selbst der Haushalt ist ihr fremd; jeder gesetzte, vernünftige Mann ist ihr ein Gräuel, in dessen Gesellschaft sie vor Langweile sterben möchte. Schmucksachen nimmt sie gern, aber Liebe — fi donc! Und über Treue lacht sie, wie vernünftige Leute über ein kindisches Ammenmärchen.

— Petroleumgeist ist eines der eigenthümlichsten Producte, welche aus Petroleum ihren Ursprung herleiten. In Amerika legte man sonst so wenig Werth auf dieses Erzeugniß, daß man es verbrannte oder weglaufen ließ. In England konnte man es bis zu den letzten Monaten mit dem Gefäße für 21 kr. per Gallon bekommen. Heute, wo man gelernt hat, diesen Geist in Lampen zu brennen, ist derselbe um [illegible] Procent gestiegen. Es scheint, daß die Entdeckung dieses neuen Brennmaterials schon jener tragbaren Lampe zu Grunde lag, die in den Berichten an die „Neue Freie Presse" über die Pariser Weltausstellung als eine amerikanische Erfindung erwähnt wurde. Die Folge wird sein, daß die Amerikaner das Petroleum besser raffiniren werden als früher, weßhalb einerseits dessen Feuergefährlichkeit vermindert, dessen Brennkraft aber möglicherweise geschwächt werden wird.

— Dem Mormonenthum soll eine seltene Gefahr drohen, welche möglicherweise in wenigen Jahren die Ufer des Salzsees zerstören und die letzte Spur der Heiligen aus jener Gegend wegwischen wird. Es ist nämlich, wie es heißt, constatirt, daß der Salzsee im letzten Jahre um 3 Fuß gestiegen ist und noch in demselben Verhältniß fortsteigt, so daß, wenn es so fortgeht, wenige Jahre genügen würden, um die Heiligen sammt ihren ungezählten Frauen zu ersäufen. Der See ist 125 Meilen lang und 75 Meilen breit; in denselben ergießen sich die Gewässer eines 300,000 Quadratmeilen großen Gebietes, ein Abfluß ist nicht bemerkbar und die Verdunstung ist nicht groß genug, um die Ueberfüllung des Wasserbeckens zu verhindern. Es scheint also die Natur selbst dafür gesorgt zu haben, daß die Heiligen — nicht in den Himmel wachsen.

— Die Hungersnoth in Rußland erstreckt sich auf so weite Gebiete, daß ein merklicher nachtheiliger Einfluß auf die Kraft des Staates daraus erwachsen muß. Nach der deutschen „St. Petersburger Ztg." herrscht sie im ganzen nördlichen Rußland nebst Finnland bis in das Gouvernement Perm, im östlichen Theil des Gouvernements Petersburg, in den Gouvernements Nowgorod, Pleskov, Mohilew, Smolensk, Twer und Räsan. Der „Kolokol" schätzt die nothleidende Bevölkerung auf 14 Millionen Seelen.

— In diesem Jahre zu Pfingsten wird das rheinische Musikfest unter Leitung des städtischen Capellmeisters Ferd. Hiller in Köln abgehalten werden. Da das erste dieser Musikfeste im Jahre 1818 in Düsseldorf stattfand, so wird mit dem diesjährigen, dem 45sten, zugleich die Jubelfeier des 50jährigen Bestehens dieser Feste zusammenfallen. Das Fest wird drei Tage dauern.

— Johannes Cotta, der Componist der Melodie zu dem zum Volksliede gewordenen Gedichte Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland", ist am 18. März als Pfarrer in Willerstedt bei Weimar gestorben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 42.

*Die Sclavin.

Aus den Erlebnißen eines Deutschen in holländisch-indischen Militärdiensten. Von W. zu P.

In der Cantine der Officiere der Garnison Weltevreden bei Batavia war in den späten Abendstunden stets ein Kreis gebildeter Militairs, größtentheils Deutsche, versammelt, um im geselligen Verkehre sich von den Beschwerden des Dienstes und der Hitze des Tages zu erholen. Die friedlichen und kriegerischen Erlebnisse des europäischen Soldaten auf den Inseln der holländisch-indischen Colonieen bieten so vielfachen Stoff zu interessanten Mittheilungen, daß es nie an spannenden Erzählungen fehlte.

Eines Abends, im Sommer des Jahres 1863, wurden vorzugsweise die Folgen des Gesetzes vom 1. Januar 1861, nach welchem in ganz holländisch Indien die Sclaverei aufgehoben wurde, besprochen. Das Für und Wider fand Stimmen, doch die überwiegende Mehrheit sprach sich entschieden zu Gunsten der Aufhebung aus. Besonders eifrig aber trat ein Marineofficier der Meinung der Majorität bei und bemerkte gelegentlich, wie er an einem Beispiele darthun könne, zu welchen, gelinde gesagt, Inconvenienzen, sogar in den Kreisen der höheren Gesellschaft, das Bestehen der Sclaverei führen konnte und führte. Der allgemein ausgesprochene Wunsch, dies Beispiel kennen zu lernen, fand Erhörung. Der Marineofficier versprach, am nächsten Abend sein Tagebuch mit zur Stelle bringen zu wollen und die von ihm genau aufgezeichnete Begebenheit vorzutragen. Dies geschah, und da mir durch die Güte dieses Kameraden eine Abschriftnahme gestattet wurde, so bin ich in den Stand gesetzt, die Erzählung hier wörtlich wiederzugeben:

„Die Sclavin."

Auf der Rückkehr von Sörabaya nach Europa im Jahre 185 . liefen wir Batavia an, um eine erlittene Havarie auszubessern und Depeschen sowie auch einige Beamte und Militairs mit nach Holland zu nehmen. Nur noch wenige Wochen war unseres Bleibens, als ich bei einem Besuch in Weltevreden einem Jugendfreund aus s'Gravenhage, Herrn de L . . . ., begegnete, der sich hier, nachdem er den Dienst quittirt, seit einigen Jahren reich verheirathet hatte und ganz in der Nähe einen Landsitz besaß, welchen er mit seiner Gattin bewohnte. Der herzlichsten Einladung, bei ihm die Zeit meines Aufenthaltes als Gast zuzubringen, konnte ich nicht widerstehen, obgleich ich in seinem Wesen und Aeußeren eine große Veränderung gegen früher wahrnahm. Aus dem heiteren, lebenslustigen Jüngling war ein ernster, düster und melancholisch blickender Mann geworden; seine Gesichtszüge erschienen kalt, leidend, ja kummervoll. Ich konnte es nicht anders deuten, als daß der Einfluß des Klimas diese Veränderung hervorgebracht, da ihm ja sonst das Leben nun das bot, was das höchste Ziel fast aller Sterblichen ist: Reichthum, eine hübsche, gebildete Frau, eine reizende Besitzung unter dem schönsten Himmel der Tropen und steter Umgang mit gebildeten Männern. Theilnehmend äußerte ich unter vorsichtiger Hinweisung auf das Bemerkte, daß seine Gesundheit wohl gelitten und ihn etwas zum Hypochonder gemacht. Mit erzwungenem Lächeln wurde mir entgegnet: „O, keineswegs, ich bin vollkommen gesund und fühle mich ganz glücklich." Ich mußte es vorderhand glauben, schwieg und ließ unter Uebersendung eines Urlaubsgesuches die nöthigsten Effecten für mich vom Bord kommen. Auf dem schönen Landsitz fand ich die gastlichste Aufnahme. Die Gattin des Herrn de L . . . . war die Tochter eines indischen Residenten, sie hatte ihm ein Vermögen zugebracht, daß er selbst h i e r zu den Reichsten gezählt werden und einen mit orientalischem Luxus ausgestatteten Haushalt führen konnte.

Madame de L . . . . war eine noch in voller Blüthe stehende Frau von kaum dreißig Jahren, eine üppige Schönheit, nur mit etwas strengen Zügen und wenig entsprechender gesellschaftlicher Haltung, da man die sanfte Weiblichkeit und Milde vermißte, obgleich die vortreffliche Erziehung, die sie genossen, in der Unterhaltung hervorleuchtete. Eine oft bei den unbedeutendsten Controversen im Gespräch sich zeigende Heftigkeit und leidenschaftliche Aufregung, die sich aber vorzugsweise in der Behandlung der zahlreichen weiblichen und männlichen Dienerschaft, ausschließlich aus Sclaven bestehend, kundgab, ließen mich schließen, daß gerade hierin der Grund der Mißstimmung und des Trübsinns des Hausherrn zu suchen sein dürfte. Vorzugsweise erstreckten sich die Ausbrüche ihres Zornes und der wenig weiblichen Heftigkeit, die nach europäischen Ansichten oft in Grausamkeit ausartete, auf ein überaus schönes, liebliches Mädchen von etwa sechzehn Jahren, die sie sich förmlich zum Opfer ihrer Launen ausersehen zu haben schien. Die größte Hingebung, Sanftmuth, willigsten und unverdrossensten Dienstleistungen dieses gewandten und reizenden Kindes wurden von der strengen Gebieterin nicht beachtet und das geringste Versehen, selbst der anderen Sclavinnen, wurde fast nur bei ihr durch grausame Züchtigungen geahndet. Oft weckte mich schon, wenn der erste Morgenstrahl in mein Schlafzimmer fiel, der schmerzliche Ruf des jungen Mädchens: „ampon! ampon Sjonja!" (Vergebung! Vergebung! gnädige Frau!), der aus dem Boudoir der Herrin drang, obgleich sicher — nichts zu vergeben war.

Als Seeofficier wahrlich an strenge Handhabung der Disciplin gegen die untergebene Schiffsmannschaft gewöhnt und nicht mit den zarten Nerven einer Salondame ausgestattet, ergriff mich doch diese tyrannische, unweibliche Behandlung des zarten leidenden Geschöpfes so, daß ich nur durch das Band der Etiquette und der Rücksicht für meinen Freund gehalten wurde; — ich bereute sehr, der Einladung desselben Folge geleistet zu haben.

Dem Gatten gegenüber war das Benehmen von Madame de L . . . . abgemessen und kalt, obgleich sie sich bemühte, dies in meiner Gegenwart möglichst zu verbergen, was ihr aber, trotz den wenigen Erfahrungen, die ich, von Jugend auf fast nur unter rauhen Seeleuten lebend, im Umgang mit Damen bisher sammeln konnte, nicht gelang —; doch trug dieses abgemessene und kalte Benehmen andererseits unverkennbar den Stempel des Gesuchten und Angenommenen und es gab Augen-

blicke, wo ich die Ueberzeugung gewann, daß die strenge, scheinbar kalte Frau ihrem Manne mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war. — Wer vermag die Widersprüche eines weiblichen Herzens zu ergründen?

Den Thee nahmen wir in der Regel in der Vorgalerie (Veranda), die nach dem Garten zu gelegen war, und labten uns in der Abendkühle an den herrlichen Düften, die von den tausenden der balsamischen Blüthen der Bäume und Sträucher desselben ausströmten. An einem dieser Abende hatte mich mein Freund aufgefordert, einige interessante Episoden aus meinem bewegten Seemannsleben mitzutheilen. Manches Ereigniß war wohl der Art, daß es die Aufmerksamkeit der Hörer fesseln konnte; mochte aber mein Vortrag der blumenreichen Ausdrucksweise ermangeln, an welcher der Orientale so reich und daher verwöhnt ist, oder sprach der Inhalt des Erzählten Frau de L . . . . überhaupt nicht an, kurz, ich bemerkte sehr bald, daß sie mir nicht nur gar keine Aufmerksamkeit schenkte, sondern auch unruhig war und so zu sagen wie auf Kohlen saß. Plötzlich erhob sie sich, mitten in der Erzählung eines, wie ich glaubte, recht spannenden, mir zugestoßenen Abenteuers, verließ uns, ging im Garten einigemal hastigen Schrittes auf und ab, und verschwand dann in einem der dunkelen Laubengänge. — Das Gespräch hatte durch diesen Ausbruch der Hausfrau eine plötzliche Unterbrechung erlitten; schweigend tranken wir unsere Tasse Thee, — es war für mich eine peinliche Situation. Nach einigen Minuten brach ich das Schweigen und bemerkte: „Deiner Frau Gemahlin scheint meine Unterhaltung zu mißfallen." Mit einem trüben Lächeln entgegnete de L . . . .: „Ach, das mußt Du so nicht nehmen, sie ist heute schlechter Laune." Wie jederzeit, dachte ich, — sagte aber: „Ich hoffe doch nicht, daß meine Anwesenheit überhaupt, daß ich — —" „O nein, nicht doch," fiel er ein, „bitte, bitte, fahre in Deiner so interessanten Erzählung fort und übersieh diese launenhaften Grillen meiner Frau. Ich kam seinem Wunsche nach, doch er selbst unterbrach mich bald, indem er meine Hand ergriff und mit bewegter Stimme sagte: „Alexander, nimm es mir nicht übel, ich weiß nicht worin es liegt, aber ich bin nicht im Stande aufmerksam zu sein." Tiefes Mitleid fühlte ich mit meinem Freunde; der Mann, der in den Augen der Welt so überaus beneidenswerth und glücklich scheint, ist namenlos unglücklich, diese Ueberzeugung glaubte ich gewonnen zu haben und konnte mich nicht enthalten derselben Worte zu geben. Offen sprach ich meine Meinung dahin aus, daß ich mich überzeugt halte, wie er sich unglücklich fühle, daß sein Unglück in seiner Heirath begründet wäre und daß Liebe und Zufriedenheit aus seinem Herzen entflohen sei. Mit einem erzwungenen Lachen entgegnete er: „Aber Freund, wie kommst Du zu solcher Annahme? Ich versichere Dir als Ehrenmann, daß ich sehr glücklich bin, ich meine Frau wie meinen Augapfel liebe und ebenso auch überzeugt bin, daß sie mir mit derselben Liebe zugethan ist, die sie empfand, als wir am Altare unsere Hände in einander legten." Dieser Ausspruch von einem Manne, dessen Offenheit und Wahrheitsliebe ihn schon als Jüngling kennzeichnete, dessen Ehrenhaftigkeit hier von Allen ganz besonders anerkannt und hervorgehoben wurde, befremdete und verwirrte mich, um so mehr, als kaum seine Worte verklungen, aus dem Garten ein Jammergeschrei und der schmerzliche Ausruf; ampon! ampon! zu uns drang und ich darin die Stimme der mißhandelten schönen Sclavin erkannte. — „Ich dacht' es wohl," seufzte Herr de L . . . ., „o, mein Gott, schon wieder!" Bei diesen Worten faßte er krampfhaft meinen Arm und zog mich mit sich fort durch den Garten und nach dem eisernen Gitter vor seiner Wohnung. Vollständig willenlos ließ ich mich leiten, ein Conglomerat der widersprechendsten Gefühle und Gedanken hatte mich erfaßt, vergebens suchte ich nach Licht in diesem Chaos. de L . . . . öffnete die Gitterthür und wir wandten, schweigend neben einander hergehend, unsere Schritte nach Weltevreden und dem Königsplatz zu. Der Mond warf sein bleiches Licht über den großen, schönen und stillen Platz, scharf zeichneten sich in der Ferne die dunkelen Conturen von Buitenzorg's Bergen gegen den sternbesäeten saphirblauen, klaren indischen Himmel ab; — es war eine herrliche Nacht, Alles athmete Frieden und Ruhe, nur bei den beiden Wanderern waren dieselben, trotz des Schweigens, nicht eingezogen. Die Brust meines Freundes hob und senkte sich sichtbar, es tobte darin ein gewaltiger Sturm, davon war ich überzeugt; aber auch in meinem Inneren war es nicht ruhig, das räthselhafte Benehmen des Freundes, die Brutalität und Grausamkeit seiner Frau, der jungen, reizenden Sclavin gegenüber, der Letzteren Leiden und resignirtes Dulden bildeten in mir ein solches Gemisch aufregender Gefühle, daß ich, von unserer schweigsamen Promenade heimgekehrt, nicht die Ruhe fand, um mit Erfolg auf erquickenden Schlaf rechnen zu können, obgleich ich körperlich ermüdet und abgespannt war. Das lockende Bett mit seinem Gazevorhang zum Schutze gegen die Moskitos blieb unberührt. Ich warf mich auf einen Schaukelstuhl, nahm ein Buch und wollte durch Lesen meinen Gedanken eine andere Richtung geben. Vergebliches Bemühen, — kaum hatte ich angefangen in einem der neu erschienenen flämischen Erzählungen von Conscience zu blättern, als aus dem, nur durch eine leichte Wand von meinem Zimmer getrennten Boudoir der Frau de L . . . . ein schmerzliches Weinen vernehmbar wurde; — dasselbe rührte unverkennbar nur von ihr her und dadurch bestätigte sich meine Vermuthung noch mehr, daß das Ehepaar nicht glücklich mit einander lebte. Ruhe und Schlaf konnte ich nun doch hier nicht finden; ich zündete eine Manillacigarre an und begab mich nach der einsamen Veranda, um hier in der balsamischen, reinen Nachtluft ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in der Region des ewigen Schnee's.

Von Dr. Baumbach.

(Schluß.)

Was die übrigen dem Thierreich angehörigen Bürger des Schneegebietes betrifft, deren man ungefähr dreißig Arten bis jetzt kennt, so ist ihre Existenz an das Vorhandensein von Pflanzen geknüpft. Wie schon erwähnt wurde, ist die Lebenszähigkeit der höchsten Alpenpflanzen eine außerordentliche. Jahre lang bewahren die Wurzeln und unterirdischen Stengeltheile unter dem Schnee ihre Lebenskraft, und wenn unter besonders günstigen Umständen die Schneedecke isolirter Felsenblöcke und freier Strecken von der Sonne aufgezehrt wird, so erwachen die kleinen Pflänzchen aus ihrem Schlummer; rasch entwickeln sich Blätter und Knospen, und in kurzer Zeit bildet die vom Schnee befreite Stelle eine grüne Insel inmitten des Eismeeres, um nach der kurzen Zeit von vier bis sechs Wochen wieder vielleicht auf Jahre vom Schnee begraben zu werden. Auf den höchsten Gipfeln der Central-Alpen erblicken wir Flechten an den nackten Felswänden. Nicht ganz so hoch ansteigend erfreuen unser Auge winzige Moose und moosartige Blüthenpflanzen, deren Repräsentanten auf unseren Alpen noch in einer Höhe von 11,800 Fuß, also 1800 Fuß jenseits der unteren Schneegrenze, angetroffen werden.

Auf jenen grünen Eilanden entwickelt sich ebenso rasch wie die Vegetation eine Thierwelt. Spinnen, Milben, Tausendfüße und Insecten, darunter sogar Schmetterlinge, freuen sich des kurzen Sommers und gehen ihren Berufsgeschäften nach, welche in Ernährung und Fortpflanzung bestehen. Der Krieg im Kleinen spielt sich ab auf der oft wenige Quadratfuß messenden Insel, denn es ist unglaublich zu hören: von jenen dreißig Thieren sind vierundzwanzig als Raubthiere erkannt worden. Eine Frage, welche noch nicht gelöst worden, ist diese, wie vermögen jene Thierchen, die zu ihrer Entwickelung doch längere Zeit als vier Wochen brauchen, die Monate hindurch, in welchen Schnee ihre Wohnstätte bedeckt, ihr Leben zu fristen? Schlafen sie, wie die Siebenschläfer und Murmelthiere, oder verharren sie in ihren Uebergangsstadien, im Ei, in der Puppe, bis der erwärmende Sonnenstrahl sie zu kurzer Lebensfreude erweckt?

An die Thiere, welche als wirkliche stehende Bewohner des Schneegebietes zu betrachten sind, reihen sich jene an, die den größten Theil ihres Lebens in demselben zubringen. Unter ihnen sind namentlich die Vögel zu erwähnen, und von diesen wieder in erster Reihe der Schneefink, die Alpenkrähe und das Schneehuhn.

Der Schneefink, in zierlichem, grau und weißem Gewande, nistet am liebsten in der Schneeregion und geht nur in seltenen Fällen tiefer herab. Daß er in die Thäler nie komme, wird zwar allgemein behauptet und mag vielleicht in der Schweiz der Fall sein. In Steyermark kommt er alljährlich, allerdings nicht zahlreich, in die Niederungen und wird in dem Becken von Graz nicht selten gefangen.

Ebenso wie der Schneefink, halten sich die beiden anderen genannten Vögel vorzugsweise in der Schneeregion auf, und wohl jeder Bergbesteiger hat die lärmenden Schaaren der zierlichen rothfüßigen Alpenkrähen mit Freude begrüßt. Auch die großen Raubvögel, Lämmergeier und Adler, dürften hier zu erwähnen sein, da man ihrer am häufigsten in der Schneeregion ansichtig wird. Zahlreich sind die übrigen Vögel, die als Gäste in jenen Höhen angetroffen werden; bevor wir jedoch einige Worte über diese sprechen, müssen wir noch zweier Thiere gedenken, von denen wenigstens eines als ständiger Bewohner unseres Gebietes anzusehen ist, nämlich des Murmelthieres und der Schneemaus.

Letztere, eine nahe Verwandte unserer gemeinen Feldmaus, legt, wie diese im Ackerfeld, ihre Höhlen und Gänge unter dem Schnee an. Dieses höchst interessante Thier ist noch in einer Höhe von 12,000 Fuß angetroffen worden, und scheint den Ort, an welchem es einmal seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, nicht zu verlassen. Die Schneemaus wandert nicht etwa im Winter in die tiefer gelegenen Regionen hinab, versinkt auch nicht in einen Winterschlaf, sondern lebt während des zehn- bis elf Monate langen Winters von Wurzeln und anderen Pflanzentheilen, die sie im Sommer gesammelt hat oder unter der Schneedecke hervorzugraben versteht. Jedenfalls ist die Existenz dieses warmblütigen Thierchens in einer so beträchtlichen Höhe und in einer so niederen Temperatur räthselhaft.

Was das Allen wohlbekannte Murmelthier anbelangt, so ist es allerdings auch als Bewohner dieses Gebietes anzusehen, indem es sein Sommerlogis gern in der Schneeregion aufschlägt, wo es der aufmerksame Bergbesteiger häufig bemerken kann, wie es auf den grünen Inseln des Eismeeres spielt und äset. Im Winter jedoch zieht sich das Murmelthier nach den tiefer gelegenen Gegenden zurück, woselbst es in seiner Winterwohnung schläft, bis es Zeit wird, die Sommerwohnung wieder zu beziehen. Daß das Murmelthier in früheren Zeiten bis tief in die Thäler herabgegangen ist, beweist das Auffinden von Resten dieses Thieres, wie denn ganz in der Kürze im Thal der Mur Murmelthierhöhlen entdeckt worden sind.

Was schließlich die Thiere anbelangt, welche nur vorübergehend die Region des ewigen Schnee's beleben, so sind vornehmlich die Vögel zu bemerken, deren viele Arten zu Zeiten die höchsten Bergesgipfel besuchen, wie der schöne Mauerläufer, der melodische Flütevogel und andere. Die Gemse eilt wohl auch im Flug über die Firnen, doch ist sie keinesfalls als Bewohner dieses Gebietes zu betrachten; eher könnte der nun wieder in unseren Alpen eingebürgerte Steinbock Anspruch machen auf den Titel eines Bürgers der Schneeregion, wohin ihn die Nachstellungen der Menschen getrieben haben.

Daß häufig unwillkürlich Thiere, namentlich Insecten, in die eisigen Höhen gelangen, indem sie durch Luftströmungen dahin verschlagen werden, soll hier nur beiläufig erwähnt werden. Den meisten Thieren der Ebene bringt die Temperatur und der verminderte Luftdruck Gefahr und Tod, und auch der Mensch muß häufig die Begierde, welche ihn treibt, die ihm von der Natur gesteckten Grenzen zu überschreiten, mit mancherlei Ungemach bezahlen. Abgesehen von den Gefahren, welche ihm von den Bodenverhältnissen drohen, wird der Bergbesteiger häufig von Uebelkeit, Beklommenheit, Mund- und Nasenbluten, Athmungsbeschwerden und anderen Zufällen heimgesucht, und zwar hatten wir wiederholt Gelegenheit zu bemerken, daß Leute von kräftiger Constitution diesen Beschwerden mehr ausgesetzt seien als schwächliche Individuen; so z. B. blieb eine achtzehnjährige zarte Dame während eines fünfstündigen Aufenthaltes in beträchtlicher Höhe vollkommen gesund, während ein stämmiger Rheinländer so unwohl wurde, daß er nur mit äußerster Anstrengung der Führer zurückgebracht werden konnte.

Die Versuche einzelner Menschen, längere Zeit in den oberen Regionen des ewigen Schnee's zu verweilen, scheiterten immer an den feindlichen Höheneinflüssen, und so wird das Gebiet, dessen Bewohner wir flüchtig betrachtet haben, für den Menschen immer ein Ort bleiben, den er nur auf kurze Zeit besuchen darf, um unter Gefahren aller Art seinem Wissensdrange Genüge zu leisten.

Mannichfaltiges.

— Aus Abyssinien sind wieder briefliche Nachrichten, bis zum 8. März reichend, angekommen. Sir R. Napier lag noch in der Nähe von Antalo, wo er sich längere Zeit aufhielt, um sich zu verproviantiren. Die Eingeborenen, welche Brod, Mehl, Butter, Honig und Schlachtvieh in reichem Maße zuführten, erleichterten ihm diese Arbeit derart, daß er für mehrere Monate mit Lebensmitteln versorgt ist. Eine Schwierigkeit stellte sich ihm dabei entgegen. Er hatte einen Augenblick lange Ebbe in der Kasse, denn Gold nehmen die Einwohner nicht an, und Maria-Theresienthaler waren in ungenügendem Maße zugeführt worden; ein neuer Transport aus Zula beseitigte jedoch das Hinderniß. Oberst Phayre wurde mit der Vorhut etwa 12 englische Meilen südöstlich vorgeschoben und machte bei Mugno Halt, da ihm berichtet wurde, der Häuptling der Gallas wolle sich seinem weiteren Vormarsche widersetzen; nachträglich jedoch erklärte sich die böse Kunde als ein Mißverständniß. Die Gallas, deren Land jetzt durchzogen werden soll, stehen bei den anderen Abyssiniern im Geruche wilder Kampflust. Antalo, das vor drei Jahren von ihnen angegriffen und zerstört wurde, trägt noch heute die Spuren ihrer Wuth. Sie sind tapferer und von Farbe weißer als die anderen Stämme, daher ihr Name, denn Galla heißt der Weiße. Der Religion nach sind sie Mahomedaner. Den Engländern gegenüber benehmen sich die angeblich furchtbaren Männer ganz zahm und helfen ihnen für gutes Geld Lasten tragen und Transporte fördern. An ihren Thalern haben die Engländer das beste Mittel, die Allianz der Einwohner zu erzielen; von ihrer Macht aber haben die letzteren keine hohen Begriffe. Ihre Anzahl scheint den Abyssiniern zu geringe, ihre Kanonen zu klein, nur ihre Flinten und Elephanten sind in ihren Augen furchtbar, und sie staunen nicht wenig, daß diese Handvoll Menschen es wagt, den fürchterlichen Theodoros anzugreifen. Dieser hat seinen früheren Plan, sich in Magdala einzuschließen, aufgegeben und befestigt sich im Hochlande von Talanta auf einem Berge des Dschеddathales. Seine Armee

soll aus 10,000 mit Flinten Bewaffneten und 16 Kanonen bestehen. Durch diese Stellung zwingt er die Engländer, ihn anzugreifen und zu schlagen, ehe sie auf Magdala losgehen, da er sie sonst in Flanke und Rücken bedroht, ein Manöver, das auf europäischen Rath schließen läßt. Die Gefangenen behandelt er jetzt besser, hütet sie aber sorgfältiger, damit sie nicht, die Nähe ihrer Landsleute benützend, entschlüpfen. Auch Sir R. Napier hat nun sein Heer für den Kampf organisirt. Das ganze Expeditionscorps wird in zwei Divisionen getheilt, von denen die erste unter General Stavely, 4600 Mann und 600 Pioniere zählend, zum activen Vorgehen, und die zweite unter General Malcolm zur Reserve und Besatzung der Zwischenstationen, von Zula angefangen, bestimmt ist. Die europäischen Infanterieregimenter, die ganze europäische und der beste Theil der indischen Reiterei, sowie ein guter Theil der Artillerie bilden nebst den Pionieren die erste Division, die in zwei Brigaden zerfällt, davon die eine 2600, die andere 2000 Mann stark ist. Das ganze indische Gefolge, welches bisher die Armee begleitete, wurde nach Zula zurückgesendet, und nur ein Diener zum Heumähen für jedes Pferd gestattet. Von Aschangi aus sollen auch die Zelte zurückbleiben und die Truppen auf bloßer Erde campiren.

— Ueber den Geisteszustand der unglücklichen Kaiserin Charlotte gehen der „Triest. Ztg." folgende Nachrichten aus Brüssel zu: Die Kaiserin, welche einige Zeit, nachdem ihr der Tod ihres Gemahls mitgetheilt worden war, wunderbarer Weise eine etwas heitere Stimmung zeigte, ist nun wieder in ihre frühere Melancholie und Geistesabwesenheit zurückgefallen, selbst die von ihr so geliebten Spazierfahrten entreißen sie nicht ihrer Stimmung. Gegenüber den Erinnerungen an ihren Gemahl zeigt sie sich apathisch; sie spricht von ihm wenig und dieses Wenige mit kalter, theilnahmsloser Stimme, so daß man oft zweifelt, ob sie wisse, von wem sie spreche. Ihr Aussehen läßt auf eine schwankende Gesundheit schließen; ihr Teint ist gelb, eine Folge ihres Aufenthaltes in Mexico, die vollen Gesichtszüge zeigen sich welk und schlaff, nur das kräftig entwickelte Kinn und das zu Zeiten aufblitzende feurige Augenpaar geben noch Zeugniß von dem früheren energischen Geist. An eine Heilung der unglücklichen Frau wird nimmer gedacht; die Geistesnacht wird sie bis zu ihrem Tode umfangen.

— Bei dem Telegraphistenfeste, welches am 10. März der bekannte Amerikaner Cyrus Field in London gab und während dessen der Telegraph, sinnreich in den Speisesaal geleitet, die Unterhaltung mit Nah und Fern vermittelte, zeigte sich so recht die Höhe, auf welcher die Telegraphie nunmehr angelangt ist. Auf die verschiedenen abgesandten Depeschen trafen die Antworten in folgender Zeit ein: Vom Präsidenten Johnson in Washington in 130 Minuten, von Hrn. Seward in Washington in 145 Minuten; von verschiedenen Personen in und um New-York durchschnittlich in 105 Minuten; von dem Gouverneur von Cuba in 144 Minuten; von dem Gouverneur von Neufoundland in Saint Johns in 38 Minuten, und von Heartscontent in 6 Minuten. Noch auffallender ist die kurze Zeit, welche ein am 1. Februar d. J. nach San Francisco abgesandtes Telegramm in Anspruch nahm. Eine directe Verbindung von der irischen Küste (Valentia) über Heartscontent nach Californien war versuchsweise hergestellt worden, so daß die Länge der Linie etwa 14,000 englische Meilen betrug. Schon 2 Minuten nach Abgang des Telegramms traf die Antwort von San Francisco in Valentia ein. Von Valentia war die Depesche am 1. Februar Morgens um 7 Uhr 23 Minuten abgegangen und kam in San Francisco am 31. Januar Abends um 11 Uhr 20 Minuten an. Was dieses Telegramm der Sonne abgewonnen hatte, mußte die zurückkommende Antwort freilich wieder verlieren.

— Die Zeitungen enthalten noch fortwährend Berichte über die in Norwegen durch Schneesturz herbeigeführten Unglücksfälle und Verheerungen. Aus dem Kirchspiele „Stryn" im Amte „Bergenhus" wird mitgetheilt, daß daselbst im verflossenen Monate viele Höfe, Häuser, Menschen und Thiere vom Schnee fortgerissen und verschüttet worden sind. Auf einem Hofe kamen allein 13 Personen ums Leben, auf einem anderen 11. „Ueber 3 Wochen", heißt es in einem Briefe an „Aftonbladet", haben die Bauern jetzt an dem Fortgraben des Schnee's gearbeitet. Es ist eine schwere, traurige Arbeit und der herzzerreißende Anblick, welchen die verstümmelten und zerquetschten Leichen der verunglückten Menschen darbieten, ist in hohem Grade angreifend und schreckerregend. Aber wie schmerzlich und gefährlich diese Arbeiten auch sein mögen, so haben die Bauern doch mit seltener Bereitwilligkeit und Ausdauer früh und spät Hilfe geleistet und mit äußerster Anstrengung an der Rettung der- und desjenigen, was noch zu retten war, gearbeitet. Wie man nicht anders erwarten kann, ist der Gemüthszustand der sämmtlichen Bewohner solcher Gegenden indeß sehr gedrückt und sieht man auf jedem Gesichte nur Sorgen und Schreck abgeprägt. Man lebt hier in beständiger Aufregung und Furcht. Die in diesem Winter gefallenen Schneemassen übertreffen auch Alles, was die jetzige Generation in dieser Richtung erlebt hat."

— Ein trauriger Fall hat sich am Samstag in Berlin ereignet. Als Morgens gegen 10 Uhr in dem Hause Nr. 48, Schwedterstraße, die Klingel zur Wohnung des Bronceurs Häusler gezogen und nicht geöffnet wurde, schickten Hausgenossen, ein Unglück befürchtend, nach dem Schlosser. Dem Oeffnenden schlug sofort ein dicker Gasstrom entgegen und bei näherem Eintritte bot sich ein überaus trauriger Anblick dar. Mann und Frau, ersterer 30, letztere 25 Jahre alt, lagen entseelt im Bette, in einem zweiten Bette ein vierjähriges Knäbchen, in der Wiege ein drei Monate altes Kind, Alle, wie durch herbeigerufene Aerzte festgestellt wurde, unwiederbringlich todt. Die geöffneten Gasleiter deuteten auf die Ursache des Todes, und daß dieser von den Eltern gemeinschaftlich gewählt war, bezeugte ein an einen Verwandten gerichteter, von beiden unterzeichneter Brief, in welchem der Mann noch letzte Verfügungen getroffen hatte. Die Familie lebte in äußerlich guten Verhältnissen, hatte wohlhabende liebreiche Verwandte, aber eine Krankheit des Mannes und die daran geknüpfte Furcht vor endloser Arbeitslosigkeit schienen den traurigen Entschluß in den noch jungen Eheleuten geweckt zu haben.

— In der russischen Stadt Tambow ist eine Kaufmannsfamilie von sieben Personen ermordet worden. Alle starben durch Kugeln; geraubt wurde nichts; zwanzig des Verbrechens verdächtige Personen sind eingezogen.

— Man erinnert sich, daß kürzlich die Rede davon war, Dr. Demme und Flora Trümpy, bekannt durch den Giftmordproceß Trümpy, lebten in Amerika. Aus einer im „Bund" jetzt veröffentlichten Erklärung eines Hrn. Moley, der den Dr. D. ganz genau gekannt, scheint jedoch klar hervorzugehen, daß Dr. Hermann Demme und Flora Trümpy in Nervi sich vergiftet haben, wo Hr. Meley sie recognoscirte.

— Der in London erscheinenden Zeitschrift „Land and Water" zufolge soll unter einigen Naturforschern die Errichtung einer Insecten-Menagerie von 20,000 Exemplaren zur Belehrung des Publicums beabsichtigt sein.

— Die leidige Loreley-Affaire hat endlich einen zufriedenstellenden Abschluß gefunden. Die Gemeinderaths-Mitglieder von St. Goarshausen haben, nachdem sie sich an Ort und Stelle von der begonnenen Verwüstung überzeugt hatten, einstimmig beschlossen, jedes weitere Steinbrechen zu untersagen. Nicht unerwähnt möge dabei der Ausspruch eines würdigen Gemeinderaths-Mitgliedes bleiben, der seine Abstimmung damit motivirte: „Die Loreley ist zwar Eigenthum der Gemeinde St. Goarshausen, aber sie gehört der ganzen gebildeten Welt."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glaz.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 43.

* Die Sclavin.

Aus den Erlebnissen eines Deutschen in holländisch-indischen Militärdiensten. Von W. zu P.

(Fortsetzung.)

Noch hatte ich die Veranda nicht betreten, als ich, begünstigt durch das Licht des Mondes, während ich selbst mich im Schatten befand, in der äußersten Ecke meinen Freund erkannte, die sylphenartige Gestalt der weißgekleideten, schönen sechzehnjährigen Sclavin, Mutiava, von seinen Armen umschlungen, an seiner Brust lehnend. Auf diese, bei dem mir bekannten Charakter des Herrn de L.... nie geahndete Weise löste sich also das Räthsel; die sündliche Liebe zur reizenden Sclavin war das Motiv zum Unglück der Ehe und zur sonst nicht zu rechtfertigenden Handlungsweise der gekränkten Gattin! Wie viel hatte ich ihr im Herzen abzubitten, wie tief sank der Freund in meinen Augen und welch widerstreitende Gefühle bemächtigten sich meiner? Wie fest gebannt blieb ich auf meinem dunkeln Fleck stehen, ich kämpfte mit mir, ob ich gehen oder das flüsternde Gespräch der Liebenden belauschen — behorchen — sollte. Behorchen? mir sonst so widernatürlich, ich hasse es, und doch glaubte ich hier entschuldigt zu sein, ja mir schien es, als erfüllte ich eine Pflicht der Freundschaft, der empfangenen gastlichen Aufnahme, wenn ich klar, vollständig klar das Verhältniß durchschaute, um möglicherweise den Freund zur Erkenntniß zu führen, zur Umkehr zu vermögen und so als Stifter des häuslichen Friedens und der Zufriedenheit mitzuwirken, — ich blieb. Fast kein Wort des Dialogs der Liebenden ging mir verloren. „Ach, Herr," flüsterte die Sclavin, „bekämpfe doch Deine Liebe zu mir, ich vermag nicht länger mein Unglück zu tragen." — „Du verlangst etwas, Mutiava, was ich außer Stande bin zu bewilligen, es ist mir unmöglich, Dich nicht zu lieben." — „Dann wehe mir, Herr, dann muß ich sterben," seufzte das Mädchen, „vom frühesten Morgen an bis zum späten Abend werde ich von der Herrin verfolgt, gepeinigt und mißhandelt, so kann ich nicht länger leben!" — L.... war tief bewegt, er trocknete wiederholt die Thränen mit dem Taschentuch und sprach nach einer Pause, indem er die schlanke Gestalt an sich zog: „Ich kann Dich nicht erlösen!" — „Aber wenn Du mich liebst, Herr," lispelte Mutiava, „warum beschirmst Du mich nicht gegen die gnädige Frau? Du bist doch Gebieter im Hause." Die Antwort hierauf blieb mir unverständlich. Schluchzend und im höchsten Grade aufgeregt, flehte die unglückliche Sclavin: „Verkaufe mich dann, Herr!" — „Verkaufen? Der Schande einer öffentlichen Auction soll ich Dich aussetzen? Nimmermehr!" — „O, was ist solche Schande gegen das Elend, welchem ich in diesem Hause verfallen bin!" weinte sie. — „Vielleicht würde Dich gar ein Chinese kaufen, der Dich — —, nein, nein, nimmermehr!" — Herr de L.... bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, er kämpfte sichtlich mit ihn beinahe überwältigenden Gefühlen. „Nun, so bring' mich denn fort von hier, weit, weit weg," bat die Sclavin auf's Neue. — „Du aus meinen Augen? nein, auch das nicht." — „Muß ich denn unter Deinen Augen sterben?" wimmerte das unglückliche junge Geschöpf, „ach, ach, was habe ich denn verbrochen?!" — Stürmisch drückte de L.... hierauf die Sclavin an seine Brust und verschloß ihr den Mund mit einem langen innigen Kusse; worauf Beide aufbrachen und in den dunkelen Gängen des Gartens meinen Blicken entschwanden. Noch einen Augenblick blieb ich unentschlossen stehen; obgleich von der Straffälligkeit dieses Verhältnisses durchdrungen und überzeugt, machte Herr de L.... dem jungen Mädchen gegenüber durchaus nicht den Eindruck eines Wüstlings, im Ausdruck der feurigsten, leidenschaftlichsten Liebe lag nichts Sinnliches, eher etwas Poetisches, mit einer tiefen Trauer vereint; dies blieb mir allein räthselhaft. Endlich, fest entschlossen, dies Haus der Trauer und ehelichen Zwiespalts am nächsten Tage zu verlassen, doch nicht ohne offenes Aussprechen dem gewesenen Freunde gegenüber, begab ich mich in mein Zimmer, fand aber noch keine Ruhe, denn wenige Minuten nach meinem Eintreten hörte ich die Tritte de L....'s im Boudoir seiner Gattin. Unwillkürlich mußte ich Ohrenzeuge einer Scene zwischen den Ehegatten werden, die mich in die höchste Aufregung versetzte. Wir im kalten Norden haben keinen Begriff von der excentrischen Leidenschaftlichkeit dieser südlichen Naturen. Frau de L...., die ihren Mann mit aller Kraft ihres feurigen Herzens liebte und in dem einen Augenblicke die höchste Weiblichkeit, Sanftmuth und Hingebung zeigte, verläugnete im nächsten wieder dieselben und kannte nur ungezügelten Haß und Rache gegen den Gegenstand ihrer Eifersucht. Unter Schluchzen und mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzes hörte ich auf die Vorwürfe ihres Mannes über die ungerechte und grausame Behandlung der Sclavin ihren wiederholten Ausruf: „Verkaufe sie! verkaufe sie!" und seine ruhige, aber bestimmte Antwort: „Niemals, bei Gott! niemals."

Nach einer schlaflos zugebrachten Nacht verließ ich schon am frühesten Morgen mein Zimmer, um im großen schattigen Park die kräftigende Kühle zu genießen. Der sanfte Bergwind erfrischte Körper und Sinne, das Zwitschern der Vögel, die sich auf den hochstämmigen Palmen und den verschiedensten anderen Laubholzbäumen wiegten, die mit tausend Wohlgerüchen geschwängerte Luft, die südliche Farbenpracht der ihre Kelche öffnenden Blüthen, — nur ein indischer Morgen vermag solche Genüsse zu gewähren und giebt dem durch die Hitze des Tages und anderer Einflüsse erschlafften Körper und Geist die Elasticität wieder, die gerade in den Tropen so wesentlich erforderlich ist, um nicht in Apathie und Trägheit zu versinken. Auch ich betrachtete, neu belebt, alle an mir vorübergegangenen Ereignisse der letzten Stunden ruhiger und vertiefte mich immer weiter in den dunkelen Laubgängen des weitläufigen Parkes, bis ich mich an einem Kiosk, am Ufer des Flusses, an der äußersten Grenze des Gartens befand. Hier gedachte ich ungestört eine Stunde ruhen und verträumen zu können; ich trat ein und war nicht wenig überrascht, auf einer Chaise longue, halb liegend, Madame de L.... in elegantester Morgentoilette, wie sie von den indischen Damen getragen wird, im Sarong und Kabaya bestehend, anzutreffen. Ohne unartig zu erscheinen, konnte ich mich ohne weiteres nicht zurückziehen.

Schon früher habe ich bemerkt, daß, wenn auch Frau de L.... nicht mehr ganz auf erste Jugendblüthe Anspruch machen konnte, sie dennoch den Namen einer schönen Frau verdiente. Die kleidende Toilette, die Theilnahme an ihrem häuslichen Ungemach, das Unrecht, welches ich ihr über das Benehmen der Sclavin gegenüber im Herzen zugefügt, ihre Blässe, die Thränenspuren in den schönen dunkeln Augen, der leidende und kummervolle Ausdruck ihrer Züge steigerten nicht nur mein Interesse für sie bei diesem unerwarteten tête à tête, sondern ließen sie mir auch so reizend erscheinen, daß ich unwillkürlich der Worte Carlos gedachte: „Beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön!" Aber meine Verlegenheit, die uns Seemänner schönen Frauen gegenüber so leicht anwandelt, weil wir ja nur selten dieses Glückes theilhaftig werden, war nicht gering. Stammelnd und wahrscheinlich mit wenig salonfähiger Haltung brachte ich die Worte hervor: „Verzeihung, Madame, wenn ich Sie, ohne Absicht, gestört." Mit einem aufmunternden Lächeln und einer Freundlichkeit, wie ich dieselbe bei ihr bisher noch nicht wahrgenommen, erwiderte sie: „Ihr zufälliges Erscheinen ist mir sehr erfreulich, bitte, nehmen Sie Platz." Auf einem der eleganten japanischen Mattenstühle setzte ich mich ihr zur Seite. Durch das geöffnete Fenster schweifte der Blick über den klaren Fluß auf die entzückend schöne Landschaft jenseits desselben; die durch das Laub der sie umgebenden Baumgruppen hervorleuchtenden indischen Kampongs, überragt von schlanken Cocospalmen, die wogenden Reis- und Maisfelder; im Hintergrunde die allmählich aufsteigende Bergkette, in der Beleuchtung und im Duft der Morgensonne, der Fluß selbst mit seiner lebenden, bunten Staffage, zur Seite einer schönen und geistreichen Frau; — wo blieb da die Prosa des Alltagslebens? — Auch Madame schien die für sie so aufregenden Scenen des vorhergehenden Tages und der Nacht vergessen zu haben; sie führte die Unterhaltung, die sich zunächst nur über die schöne Lage und die Annehmlichkeiten ihres Landsitzes ausdehnte, mit Leichtigkeit und in einer Weise, die in ihr die durchaus feingebildete Dame der höheren Gesellschaft erkennen ließ. Auf einem Marmortischchen war der Kaffee servirt und gern acceptirte ich auch den materiellen Genuß einer Tasse duftenden feinsten Java. Rasch verlief in lebhaftem, ja heiterem Gespräch wohl eine halbe Stunde, als plötzlich eine dunkele Röthe im Gesicht der Frau de L.... aufstieg, es gewann einen ganz anderen Ausdruck, der sanfte Blick einer Gazelle verwandelte sich in den Blick einer Tigerin, die Augen traten fast aus ihren Höhlen, die Adern der Stirn schwollen auf, die ganze Physiognomie nahm einen fast satanischen Ausdruck an, jede schöne Weiblichkeit war im Augenblick verschwunden. Den Rücken der offenen Thür zugekehrt, wandte ich mich erschrocken um und der vollständigste Gegensatz bot sich meinen Blick dar. Die schöne Sclavin Mutiava war eingetreten. Schlank wie eine Hebe, doch mit vollen, runden Formen, die einen Maler oder Bildhauer begeistert hätten; ein silberner Gürtel (Pending) umschloß die feine Taille und hielt den faltenreichen Sarong mit dem feinen, weißen Halbhemdchen zusammen; mit gekreuzten Armen, sich tief verneigend, richtete sie die wunderbar schönen, dunkelen Augen mit sanft flehendem und fragendem Blick auf ihre, durch die Aufregung entstellte Gebieterin, dann trat sie, sichtlich ängstlich, zum kleinen Tisch, um das Kaffeeservice fortzunehmen. Mein Herz pochte von Besorgniß und Mitleid, denn ich sah, wie sich die Finger der Frau de L.... krampfhaft schlossen und sie nur mit großer Anstrengung den Ausbruch ihrer Wuth und Rache zu bekämpfen suchte, um sich in meiner Gegenwart nicht zu compromittiren; doch gelang ihr dies nur sehr unvollkommen. „Wer hat Dich gerufen? geh' augenblicklich aus meinen Augen, ich habe Deine Dienste nicht nöthig!" herrschte sie dem zitternden Mädchen zu. Sich wiederum tief verneigend entfernte sich die Arme. Hoch athmete ich auf, es war mir, als sähe ich ein gescheuchtes, geängstigtes Wild den Krallen eines Raubthieres glücklich entrissen, denn ich war überzeugt, daß nur durch meine Anwesenheit thätliche Mißhandlungen abgewandt wurden.

Wie das vollkommenste, schönste Geschöpf der Erde, das Weib, durch unedele Leidenschaften seiner höchsten Zierde, der Weiblichkeit, entkleidet, sich zur abschreckenden Megäre verkehren kann, empfand ich in diesem Augenblicke in hohem Grade; die Schuld meines Freundes erschien mir bedeutend geringer. Doch ich konnte ja damals das siedende Blut in den Adern dieser Tropenmenschen noch nicht genügend, ich wußte noch nicht, daß Resignation und stiller, leidender Schmerz hier zum seltensten Erbtheil des Weibes gehören; nur die glühendste, aufopferndste Liebe einerseits, oder ungezähmter Haß und Rache andererseits, beherrschen das Herz der hiesigen Frauen jeder Bildungsstufe, letztere besonders, wenn Eifersucht im Spiele ist. — Nach der Entfernung der Sclavin war die Situation zwischen Frau de L.... und mir eine nichts weniger als angenehme, — verlegenes Schweigen hier und dort. Die Dame saß den Blick zur Erde gerichtet; die Röthe des Gesichtes war einer Marmorblässe gewichen, sie zitterte sichtlich. Mit meiner Fassung war es auch nicht weit her, ich war beklommen und zu wenig geschulter Weltmann, um meine Gefühle unter gesellschaftlichen Formen verbergen zu können. Im Kampf der Elemente, beim Donner der Geschütze und dem Einschlagen der Kugeln kenne ich kein Bangen, ich stehe ruhig auf dem Quarterdecke, ertheile meine Befehle und verliere keinen Augenblick die Besinnung und hier — einer selbst im höchsten Grade verlegenen, durch ihr Benehmen gedemüthigten Frau gegenüber beschlich mich ein Gefühl, das sehr mit Aengstlichkeit verwandt war. Nach minutenlangem beiderseitigem Schweigen gewann ich endlich so viel Fassung, daß ich bemerkte: „Die Sonne steht schon sehr hoch, Madame, es wird drückend heiß," und wollte dadurch meinen Aufbruch motiviren. Anstatt einer Antwort bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen un stöhnte weinend: „O, mein Gott, mein Gott, was bin ich unglücklich!" Dieser Ausruf kam so aus dem Innersten ihrer Brust, der Ton documentirte so unverkennbar das unglückliche, zerrissene Herz, daß ich das tiefste Mitleid empfand.

(Schluß folgt.)

Sicilianische Bilder.

Die nachstehenden Bilder sind dem Werke eines Landsmannes entnommen, welcher fünf Jahre lang auf Sicilien weilte und als Geistlicher der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Messina bei seinen Ausflügen hinreichend Gelegenheit fand, Land und Leute kennen zu lernen. „Aus Sicilien" nennt Otto Hartwig eine Reihe von Cultur- und Geschichtsbildern, die, soweit sie vorliegen, Anspruch auf Beachtung und Würdigung erheben dürfen.*) Wir greifen aus dem bisher erschienenen Bande einige Schilderungen heraus, die wir bunt zu einem Strauße zusammenreihen.

*) Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Erster Band. Kassel und Göttingen, Georg H. Wigand.

Die Schutzpatronin von Catania ist die heilige Agatha. Als vor ungefähr zweihundert Jahren, im Jahre 1669, ein Lavastrom die Stadt mit Untergang bedrohte und die südliche Hälfte derselben bereits mit seinem feurig-flüssigen Brei übergossen hatte, wurde, der Legende nach, der Fluß des Verderbens an den Mauern des Benedictinerklosters St. Nicola durch den vorgehaltenen Schleier der heiligen Agatha zum Stehen gebracht. Dafür sind denn auch die Catanesen ihrer hilfreichen Schutzpatronin noch heute recht dankbar und ehren ihr Palladium hoch. Das Hauptfest der heil. Agatha findet im Februar statt. Tausende von Männern ziehen dann Tage lang den schweren, silbernen, von Edelsteinen funkelnden Reliquiensarg der Heiligen durch die Straßen der Stadt und längs der Grenzen ihres Weichbildes. Der Stadtsenat in altspanischer Tracht schreitet unter einem Baldachin voran. Dann folgen die langen Reihen der an den Stricken Ziehenden. Alle tragen ein langes weißes Hemd über den Kleidern, um die Hüften ist ein schwarzer Strick gewunden und den Kopf schmückt eine weiße Zipfelmütze. Nicht ganz so wunderlich ist bei dieser Gelegenheit die Tracht des schönen Geschlechtes. Die Frauen Catania's hüllen sich stets, wenn sie zur Messe gehen, in einen sogenannten „Manto". Es ist dies ein großes schwarzes, fast viereckiges Stück Zeug, aus schwerer cataneser Seide gewoben. In der Mitte desselben findet sich ein Zug mit einem Band, das an dem linken Oberarm festgebunden wird. Mit der Rechten wirft man den Mantel sich über, so daß derselbe die ganze Gestalt verhüllt. Das Gesicht schaut kaum aus der Spalte heraus, durch den Zug zieht man um die Taille den Ueberwurf an, so daß er der Körperform sich mehr anschließt und auf den weiten Kleidern dann wieder glatt abfällt. Am Fest der heiligen Agatha aber ziehen die Frauen den „Manto" ganz vor das Gesicht und stecken ihn so zu, daß nur ein Auge durch die Oeffnung hindurchschaut. Die so Vermummten begeben sich dann an einem Tage auf die Straßen der Stadt und erfreuen sich der vollsten Maskenfreiheit. Es gilt als sehr unhöflich, wenn ein Herr eine so unkenntlich gemachte Dame, die ihm ihren Arm bietet, nicht in ein Café oder in eine Conditorei begleitet und ihr dort reichen läßt, was sie wünscht, oder gar unwillig wird, wenn seine Führerin ihn mitten auf der Straße zum Gelächter für Alle stehen läßt und sich einem Anderen anschließt, den sie lieber mag.

Daß diese Mummerei bei den Schwierigkeiten, die sich sonst dem harmlosesten Verkehr der jungen Leute in Sicilien entgegenstellen, vor Allem zur Einfädelung oder Ausführung von allerlei Liebesintriguen benutzt wird, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Nie aber wird man die Decenz verletzt sehen, und es ist sicher ein gutes Zeichen, daß sich bei diesem wahren Volksfeste alle Stände, von der reichsten Prinzessin bis zum niedrigsten Bürgermädchen herunter, betheiligen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob der Ursprung des Festes sich bis in die vorchristliche Zeit hinauf verfolgen läßt und, wie man behauptet hat, mit dem Cultus der Ceres in Zusammenhang zu bringen ist. Es ist wenigstens nicht gerathen, einer Cataneserin gegenüber eine solche Vermuthung auszusprechen; die Gunst derselben wäre verwirkt. Viel eher läßt sie sich die Auffassung gefallen, daß die sonderbaren Trachten ursprünglich nur ein Negligéanzug gewesen seien. Als nämlich die Gebeine der heiligen Agatha zur Nachtzeit auf einem Schiffe von Konstantinopel in Catania ankamen und die Einwohnerschaft dies wunderbar schnell vernahm, wollte Jedermann ihnen seine Verehrung so rasch als möglich darbringen. Da war keine Zeit Toilette zu machen. Die Frauen warfen ihren Manto über und die Männer gürteten die Hemden. Jedenfalls muß zugegeben werden, daß sich dies hören läßt und sich einer, wie man sagt, noch jetzt vorkommenden Untugend der Cataneserinnen anzubequemen weiß. Gar häufig sollen nämlich dieselben, wenn es des Morgens Zeit ist zur Messe zu gehen, mit ihrer Toilette noch nicht fertig sein und dann der Manto ein sehr praktisches Kleidungsstück werden.

Wie die Wohnung, so der Mensch. Ein Blick auf und in die sicilianischen Wohnungen fordert unwillkürlich zu Vergleichen mit deutschen Häusern und Hütten auf. Die Wohnungen der Bauern in den Landstädten gleichen einander völlig. Ein kleiner viereckiger Raum voll Ungeziefer dient Menschen und Vieh zum Aufenthalt. Auf dem schwarzen Erdboden ruscht das fette schwarze Schwein, steht der Esel und sucht das Hühnervolk nach Nahrung. Ein Bett, bei schon besseren Verhältnissen auf einer Art Söller angebracht, dient der gesammten Familie zur Ruhe. Wie im Mittelalter in Deutschland, so legt sich hier noch Alles nackt ins Bett. Der sehr elementare Kochherd, wenige Kochgeräthschaften, vielleicht ein altes Weinfaß, ein paar wackelige Stühle und ein uralter Tisch bilden das einzige Mobiliar. Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen sind Luxusgegenstände. Der Hausvater erfreut sich, wenn es hoch kommt, des Besitzes eines Taschenmessers. Die Finger ersetzen hier noch manches Instrument, die flache Hand den Löffel. Solcher Wohnungen, ganz zum Verwechseln ähnlich, stehen z. B. in Comiso Hunderte neben einander; wie die Zelte eines Lagers hat man sie in geraden Linien, die von parallel laufenden Quergassen durchbrochen sind, aufgebaut.

Kommt man dagegen in das Haus eines Proprietairs, der ein freies Gut hat oder durch seine Weinberge, vielleicht auch durch seine Schwefelminen reich geworden, dann sieht es ganz anders aus. Es findet sich da auf den langen Gängen in den Winkeln zwar auch mancher Schmutzhaufen, hier und da läßt wohl ein Großvater seinen Enkel auf einem kleinen Esel durch die Zimmer traben; aber es giebt doch auch Paradestuben, die sogenannten „Galerieen." Da sind die Mahagonimeubles mit Sammt ausgeschlagen, Kronleuchter hängen von den Decken. Es giebt wohl auch einen Flügel. Fein gestickte Fenstervorhänge dämpfen das Licht. Aus dem Nebenzimmer glänzt das polirte messingene Bettgestell hervor. An den blendend weißen leinenen Bettüberwurf haben fleißige Appenzellerinnen Arabesken, sich schnäbelnde Täubchen rc. gestickt. Auf den Toilettentischen stehen unzählige Fläschchen und Dosen mit Pariser Parfümerien. Ist der Reisende zu einer unglücklichen Stunde eingetreten, dann bekommt er von den Damen wenig zu sehen. Ein aufgelöstes Kopfende, ein zerrissener Kleidersaum, herunter getretene Schlappschuhe verschwinden mit staunenswerther Schnelligkeit zwischen Thür und Angel vor dem von ungefähr Eintretenden; denn selten, wenigstens nicht vor Tisch, läßt sich eine Sicilianerin in einem reinlichen, einfachen Hauskleide im Innern des Hauses antreffen. Ist aber ein glücklicher Augenblick erhascht, dann präsentiren sich die meist etwas umfangreichen Damen in größter Gala. Sie haben vielleicht gerade ausfahren oder vom Balcon eine Procession beschauen und sich dabei bewundern lassen wollen. Die schwersten seidenen Kleider oder fein gestickte weiße Mousseline, sieht man in Kreisen, in die kaum eine fahrbare Straße führt. Die Arme sind mit goldenen Spangen überladen, massive Brochen fehlen nicht. Cataneser Bernstein wird in starkgliederigen Ketten getragen, oder, je nach der Mode, bald blaßrothe, bald blutrothe Korallenbänder. Die Bilder, welche die Wände der „Galerie" zieren, stellen meistens das Martyrium einer schönen, halbnackten Heiligen dar; doch sieht man auch gute Kupferstiche. Da fliegt wohl plötzlich die Thür auf. Entsetzlich heulend und schreiend springt ein ungefähr dreijähriges, total nacktes Mädchen herein und kollert sich auf dem Boden herum; denn man hat ihm das Zuckerwerk, von dem es sich nährt, einmal nicht geben wollen. Deshalb dieser Auftritt!

Die Sicilianer sind gegen alle Reisende, welche Empfehlungen mitbringen, höflich und zuvorkommend, wie kaum ein anderes Volk. Hat ihr Schützling Creditbriefe, so dringen sie ihm das Geld völlig auf und werden nicht müde, für das sicherste und beste Fortkommen desselben zu sorgen. Wieviel dabei aus Rücksicht auf den recommandirenden Geschäftsfreund geschieht, inwieweit man mit den selten erscheinenden Fremden seinen Landsleuten gegenüber Figur machen will, muß freilich unentschieden bleiben. Doch giebt es auch Sicilianer, bei denen solche Rücksichten nicht maßgebend sind. Sie bedauern den armen Reisenden, der, um ihr Land zu sehen, sich so viele Ent-

behrungen auferlegt. Niemals würden sie sich denselben unterziehen. Sie lächeln wohl pfiffig, wenn sie den Reisezweck ausgekundschaftet haben; doch stehen sie gerne zu Diensten, besehen vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben um des Fremden Willen Dinge, für welche sie kein Verständniß haben, und laden ihn zu sich ein.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Im Verlaufe der letzten fünf Jahre hat die meteorologische Gesellschaft der Insel Mauritius die Ergebnisse der in einem Netze von 22 Stationen gemachten Beobachtungen verzeichnet, die, was das Regenwasser betrifft, merkwürdig sind. Auf der Station Cluny, in der Nähe von Bergen und Wäldern, im Südosten der Insel, geben die durchschnittlichen Mengen gefallenen Regens im Jahr 1865 eine Gesammthöhe von mehr als 192 Zoll; in Groß Caillou, im Nordwesten, beträgt diese Höhe, in runder Zahl, nur 36 Zoll. Dies sind die beiden Extreme der Quantitäten Regenwassers, die im Jahr 1865 verzeichnet wurden. Man hat Thatsachen aufgeführt, welche als Beleg für eine in der neuesten Zeit viel bestrittenen Theorie dienen, und welche eine auffallende Verbindung zwischen Regen und Wald zeigen. In gewissen Theilen der Insel hatte man vor erst einigen Jahren nur selten einen trockenen und wolkenlosen Tag, während die Trockenheit dort gegenwärtig so häufig ist, daß die Zuckerrohrfelder darunter leiden. Flüsse haben einen Theil ihrer Gewässer verloren, Bäche sind beinahe ganz verschwunden, Seen und Sümpfe trocknen aus. In Folge dessen verminderte sich die Zuckerernte, und in mehreren Ortschaften verzichtet man auf den Anbau des Zuckerrohrs. Es giebt ferner andere am Saume der Wälder liegende Grundbesitzungen, deren Boden einst wegen übermäßiger Feuchtigkeit unfruchtbar war, und wo man jetzt reiche Ernten erzielt. Dem von der Gesellschaft veröffentlichten Berichte zufolge sind diese Thatsachen „unbestreitbar", sie finden aber dennoch eine Erklärung. Obwohl die Gesammtmenge Regens, welche alljährlich auf der Insel Mauritius fällt, so ziemlich constant ist, so fällt doch weit weniger in denjenigen Bezirken, die ein übertriebenes Entholzungssystem nackt läßt.

— Aus Zala-Egerszeg schreibt man dem P. Naplo über blutige Auftritte, welche dieser Tage in der croatischen Ortschaft Turcsics auf der Mur-Insel stattgefunden haben: In der Csaktornayer Herrschaft des Grafen Georg Festetics sind gegenwärtig gegen zahlreiche Gemeinden Processe wegen Segregation der Weide und des Waldes im Zuge. Dabei fehlt es nicht an böswilligen Menschen, welche das Volk zur Widersetzlichkeit und zur Vereitelung der Durchführung der Segregation anreizen. Als nun einer derselben, ein gewisser Nußhold, am 28. März in Turcsics arretirt wurde, läutete das Volk Sturm, rottete sich zusammen und entriß den Panduren den Gefangenen. Die Panduren, die sich des Gebrauches ihrer Schußwaffen enthalten wollten, entfernten sich aus dem Dorfe, wurden jedoch vom Sicherheitscommissär Kisfaludy nebst vier anderen Panduren zurückgeführt. Das Volk war vor dem Gemeindehause noch versammelt und kaum hatte Kisfaludy begonnen, die Leute in friedlichem Tone zu haranguiren, als sie schrieen: „Schlagt die Herren todt!" worauf einer der Bauern mit einem Prügel den Sicherheitscommissär dermaßen auf den Kopf schlug, daß er ihm den Schädel spaltete. In Folge dessen spaltete wieder der Pandurenwachtmeister dem Bauer den Schädel und dann entstand eine solche Schlägerei, daß nebst dem Sicherheitscommissär fünf aus dem Volke todt auf dem Platze blieben und 10 bis 12 Individuen, darunter vier Panduren, mehr oder weniger schwer verwundet wurden.

— Aus Antwerpen wird vom 4. April geschrieben: „Gestern Abend wurde die Stadt abermals durch den heftigen Knall einer Naphtha-Explosion erschreckt. Ein Canalschiff mit 200 Faß Naphtha, nach Curaghem bei Brüssel bestimmt, entzündete sich in dem Augenblicke, als man die Anker lichten wollte, um mit der Fluth abzufahren. Das Schiff flog in Trümmer; die zwei Mann, welche dasselbe führten, flogen ebenso wie die Masten und Fässer Naphtha eine große Strecke weit, die ersteren glücklicher Weise, ohne sich wesentlich zu beschädigen. Die in der Nähe liegenden vielen Schiffe hatten alle Mühe, sich aus der gefährlichen Nähe des brennenden Schiffes zu flüchten. Der Dampfer „Castor und Pollux", welcher bereits Feuer gefangen hatte, wurde bald gelöscht, ohne bemerkenswerthen Schaden zu nehmen. Das Schiff brannte bis auf den Wasserspiegel aus und erhellte durch die intensive Flamme des brennenden Naphtha's die ganze Westseite der Stadt derart, daß man auf dem Zifferblatte der hohen Kathedrale genau die Stunde sehen konnte.

* In Paris ist von einem deutschen Landsmanne und was uns besonders freut, von einem Pfälzer, Max Hofmann aus Neustadt a. d. H., ein Handbuch für Kaufleute „Manuel du negociant" erschienen, das in französischen Zeitungen die günstigste Kritik erfahren hat, aber auch Schultze-Delitzsch, unsere deutsche Autorität, fällt das günstigste Urtheil darüber in einem Briefe an den Herrn Verfasser.

Ist das Werk auch mehr für den französischen Kaufmann berechnet, so enthält es doch nach dem Urtheile von Schultze-Delitzsch für jeden Geschäftsmann ein so reichhaltiges werthvolles Material, daß es allgemein Anklang in der Handelswelt finden muß und so erscheint es uns geboten, auch unseren gebildeten pfälzischen Kaufmannsstand auf das Buch aufmerksam zu machen.

— Nach einem vor Kurzem veröffentlichten Berichte hat die englische Küstenwache auch im Jahre 1867 eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, denn sie hat nicht nur durch ihre Hülfe und Unterstützung Eigenthum im Werthe von 1,256,118 Pfd. Sterling bei Schiffbrüchen gerettet und geborgen, sondern auch 925 Menschen vom Ertrinken in Folge Schiffbruchs gerettet. Diese Küstengarde ist aus früheren Seeleuten und Soldaten gebildet, militärisch organisirt und längs der englischen Küsten vertheilt, theilweise auf Wachtschiffen, theilweise auf Stationen am Lande.

— Die australische Colonie Victoria weist für 1867 einen Ertrag von 1,493,831 Unzen Gold nach; 65,857 Arbeiter waren in den Gruben beschäftigt, deren wöchentlicher Lohn im Durchschnitt 35 S. auf den Mann betrug. Die Gruben-Gesellschaften zahlten während des Jahres über 820,000 L. Dividende, mehr Livre-Sterling als die Seelenzahl der Bevölkerung. Die Gewinnste von Privatunternehmungen und Gesellschaften, die keinen Bericht veröffentlichen, sind hier nicht mit aufgeführt.

Logogriph.

3, 4, 5, 6 der Pfarrer spricht:
Und wach wird plötzlich mancher Sünder,
Und herzlich froh sind alle Kinder;
Wer von Euch allen war es nicht?

Selbst als Ihr schon Latein getrieben:
Wie gern habt Ihr 1 2 geschrieben,
Der Kirch' und Schule gegenüber?
Da war's Euch lieb, dort noch viel lieber.

Doch endlich das 1, 2, 3, 4,
5, 6, o wär' es hinter mir:
Denn was die sechs besagen alle:
Den Sieben gleich, an Löchern reich,
Sind diese Sechse, sag ich Euch:
Wenn ich nur durch nicht falle!

— Δ —

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Elay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 44.

* Die Sclavin.

Aus den Erlebnissen eines Deutschen in holländisch-indischen Militärdiensten. Von W. zu P.

(Schluß.)

So sind wir Männer, die Gefühle des starken Geschlechtes sind wie im Winde schwankendes Rohr dem sogenannten schwachen Geschlecht, den Frauen gegenüber. Vor wenig Augenblicken voll Abscheu über die entstellende unweibliche Heftigkeit und nun durch einige über eingebildetes oder wahres Unglück vergossene Thränen einer schönen Frau voll Mitleid und selbst den Thränen nahe! „Beruhigen Sie sich, Madame, beruhigen Sie sich, hängen Sie keinem Phantom an," tröstete ich. — „Ein Phantom nennen Sie mein Unglück, meinen Schmerz? Glauben Sie, daß ich in blinder, eingebildeter Eifersucht handle, wenn ich, durch Leidenschaftlichkeit und Schmerz aufgeregt, in — ich fühle es wohl — unweiblicher Weise das Geschöpf, welches mir die Liebe des Gatten geraubt, mißhandle? Nein, mein Herr, thatsächliche Ueberzeugung ist es, daß mein Herz verrathen, daß der Mann, dem meine ungetheilte, glühende Liebe gehört und von dessen Liebe ich auch überzeugt war, das treueste Herz einer Sclavin wegen von sich gestoßen, die heiligsten Gefühle mit Füßen getreten, mich namenlos unglücklich gemacht und mich dem Wahnsinn nahe gebracht hat!"

Hierauf hatte ich keine Antwort, ich war ja leider von der Thatsächlichkeit des Gesagten überzeugt. „Sie sind der Freund meines Mannes; auch er ist nicht glücklich, kann es nicht sein," fuhr Frau de L...., immer mehr aufgeregt werdend, fort, „handeln Sie als wahrer Freund, geben Sie ihm und mir das verlorene Glück durch ihren Einfluß über ihn wieder! Ich werde Sie als meinen Lebensretter betrachten und Gott wird Sie dafür segnen. Suchen Sie ihn dahin zu bestimmen, daß er Mutiava verkauft; meine Bitten konnten ihn bisher nicht dazu bewegen, er entgegnete stets, daß dadurch ihr Glück zerstört würde, da sie ihn so innig liebte." — Frau de L.... schüttete ihr Herz durch Aufzählung aller Vorkommnisse im häuslichen Leben aus und wurde immer mehr leidenschaftlich. Sie theilte mir mit, wie seit dem vor etwa einem Jahre erfolgten Ankauf der Sclavin Mutiava ihr häusliches Glück vergiftet sei, und schloß in höchster Extase ungefähr: „Diese Schlange hat einen Fluch auf unser Haus geladen, sie hat mir die Liebe des Gatten geraubt, sie ist mein Unglück, mein — Tod! Haben Sie Mitleid und Erbarmen mit mir, retten Sie mich und — meinen Mann!" — Bei diesen letzten Worten warf sie sich vor mir auf die Kniee.

War ich auch schon von meinem Eintritt in den Kiosk an fast nicht aus verlegenen Situationen gekommen, so bildeten diese doch nur unbedeutende Vorspiele von meiner augenblicklichen Lage. Eine Ahnung von einer noch in Aussicht stehenden tragischen Scene stieg zwar schon in mir auf, als Frau de L.... von mir die Rolle eines Vermittlers beanspruchte, diesen Ausgang hatte ich jedoch nicht erwartet. Da stand ich unglücklicher Lieutenant zur See, wohl durch Schrecknisse auf dem Meere, im Kampf und bei Schiffbrüchen genügend gestählt, um die Fassung nicht so leicht zu verlieren, aber, wie ich schon vor erwähnt, nicht im Stande, solche einer schönen unglücklichen Frau vis-à-vis zu behaupten, geschweige denn gar letztere als verzweifelnd Bittende zu meinen Füßen! Mit Aufbietung aller mir noch gebliebenen Besinnung rief ich aus: „Gott gebe, daß ich helfen, daß ich Sie wieder glücklich machen kann!" — In demselben Augenblicke vernahm ich Tritte hinter mir, wandte mich um und erblickte — Herrn de L.... an der Thür. Nun war es aber vollständig mit meiner Fassung vorbei, ich fühlte, daß ich wie ein Schulknabe, der seine Lection vergessen, zwischen den Ehegatten stand, Frau de L.... noch immer vor mir auf den Knieen. Herr de L.... ergriff die Initiative und sprach mit erkünstelter Ruhe mir zugewandt: „Ich suchte Dich, man sagte mir, daß Du diesen Weg genommen hättest." Alles erreicht jedoch seinen Culminationspunkt, so war es auch bei mir; der Augenblick war eingetreten, wo ich meine ganze Fassung und Haltung wieder gewonnen; eine innere Stimme sagte mir: jetzt tritt die Entscheidung ein und sie wird zum Guten führen. „Du suchtest mich?" fragte ich ruhig und wie befremdet, während ich die Knieende aufhob und ihr einen Stuhl bot, „glücklich fühle ich mich, daß Du mich in dieser Situation findest, Eduard, da sich mir hierdurch die Gelegenheit bietet, Dir zu beweisen, daß ich nicht nur dem Namen nach Dein Freund bin. Du sahest Deine Frau zu meinen Füßen, dies wird Dich unfehlbar sehr überrascht haben, nicht wahr? Doch mit wenigen Worten werde ich Dir hierüber Aufklärung ertheilen. Wisse, daß die Frau, der Du Treue am Altare geschworen, mich soeben fußfällig gebeten, ihr das Glück, welches Du ihr durch Deine Untreue geraubt, durch meine Vermittelung wiederzuschaffen. Nicht habe ich mich dazu gedrängt, in Deine Familienverhältnisse einzugreifen, aber, Eduard, ich bin Dein ältester Freund und die Freundschaft hat auch ihre Rechte. Jederzeit erkannte ich in Dir einen rechtlichen, edelen Menschen, und mir wäre es nie in den Sinn gekommen, an Deiner Tugend und Treue zu zweifeln, wenn ich nicht durch Zufall, augenscheinlich von dem Gegentheile überzeugt worden wäre. Auch nur der Zufall, — oder war es eine höhere Fügung? — führte mich hierher, wo ich Deine Gattin bereits antraf; ich wurde der Zeuge eines Auftritts zwischen derselben und der Sclavin Mutiava, bei welchem Deine Frau durch ihre Aufgeregtheit und Heftigkeit dem wehrlosen Mädchen gegenüber in meinen Augen verlor, was sie wohl fühlen mochte und wodurch ein Aussprechen ihrerseits herbeigeführt wurde, von dessen Endresultat Du Zeuge wurdest. Nun sehe ich allerdings klar und verzeihe der von Dir so schwer beleidigten Gattin die unweiblich erscheinenden Ausbrüche ihres Schmerzes; jetzt appellire ich an Dein wohl nur durch augenblickliche Leidenschaft verführtes edeles Herz; stoße nicht die Hand des Freundes von Dir, der sie bietet, um Glück und Frieden zwischen Dir und Deiner Gattin zu vermitteln!" — Wohl bemerkte ich, daß meine Worte nicht ohne Eindruck auf de L.... geblieben, seine Augen werden feucht und er kämpfte nach Fassung, doch ermannte er sich bald wieder und machte Miene, uns zu verlassen. Dies fühlend, wollte ich meinen ge-

wonnenen Vortheil nicht so leicht aufgeben und seine Hand ergreifend sagte ich: „Nein, mein Freund, nicht also.“ — „Herr!“ entgegnete er mit zornigem Blicke, „Sie, — Sie —“ — „Beendige, — beleidige mich wie Du willst, aber bleibe!“ — „Was willst Du denn?“ fragte er sanfter. — „Dein Glück! und ich hoffe deshalb auf Erfüllung der inständigsten Bitte: verkaufe Deine Sclavin Mutiava!“ — „Das ist unmöglich, ganz unmöglich!“ war seine heftig ausgestoßene Entgegnung. — „Ach, dann habe ich keine Hoffnung mehr!“ seufzte Frau de L.... händeringend und in Thränen ausbrechend. — „Eduard!“ rief ich, „wie kannst Du das Herz Deiner Frau so zerreißen?“ — „Bedenke doch,“ sprach die unglückliche Frau mit von Thränen fast erstickter Stimme, „daß Du mein Gatte bist, daß Du mir Treue geschworen!“ — „Den Eid, den ich geschworen, habe ich noch nie gebrochen!“ erklärte de L.... bewegt und feierlich. — „Das vermagst Du zu behaupten und verweigerst doch meine und Deines Freundes Bitte?“ Bei diesen Worten warf sie sich ihrem Manne an die Brust und weinte bitterlich. — „Ja,“ war seine Antwort, sie sanft von sich weisend, „ich muß sie verweigern, weil es unmöglich ist, sie zu erfüllen, und wenn es mein Leben kosten sollte und die Erde mich verschlingen würde!“ — „O, mein Gott!“ rief die einen Augenblick sich in Hoffnung wiegende und nun so grausam enttäuschte Frau, „so laß mich sterben!“ — Länger vermochte ich nicht ruhig der Zeuge dieses mich so empörenden und aufregenden Auftritts zu sein: „Leb' wohl, Dein Freund vermag ich nicht länger zu heißen, noch in dieser Stunde verlasse ich Dein Haus!“

Ohne ein Wort zu erwidern richtete er nur einen schmerzlichen Blick auf mich, warf sich dann auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte hörbar. Noch stand ich wie gebannt, Frau de L.... war halb ohnmächtig auf die Chaise longue gesunken; — es waren furchtbare Augenblicke. Plötzlich erhob sich de L.... und sprach ruhig und resignirt: „Ein Fehltritt sei genug; — meine theuere Gattin, — mein treuer Freund, — — wollt Ihr denn den Vater zwingen, seine Tochter zu verkaufen!“ Mit einem Schrei erhob sich Frau de L...., warf sich schluchzend ihrem Manne in die Arme und rief: „Vergebung! Vergebung!“ — Gleich darauf entwand sie sich der Umarmung und stürzte, ohne weitere Erörterungen abzuwarten, aus dem Kiosk. Nun kam die Reihe an mich; auch ich war tief bewegt und in einer Aufregung, wie ich sie noch nie empfunden; — eine herzliche Umarmung und ein Händedruck mochte meinem Freunde zur Genüge sagen, was ich empfand. Ehe wir nur einigermaßen Ruhe erlangt hatten, kehrte Frau de L...., die schöne Mutiava an der Hand führend, zurück. Das arme Kind, blaß und ergeben, folgte wie zur Schlachtbank geführt, sie ahnte noch nicht, daß dies die letzten Augenblicke ihrer Leiden und Prüfungen sein würden. Noch einen Schritt und die Tochter ruhte am Herzen ihres Vaters! — „Mutiava, — Perle —“ sagte bewegt seine Frau, — „Margarethe, Du sollst von jetzt an auch meine Tochter sein.“ Mit diesen Worten drückte sie einen innigen Kuß auf die schöne Stirn der Stieftochter. Doch ich bin unfähig, diese Scene auch nur annähernd so wiederzugeben, wie ich und wohl alle Betheiligten sie empfanden. Glück und häuslicher Friede waren von diesem Augenblicke an wieder in das Haus meines Freundes eingezogen und ich verlebte noch einige höchst angenehme Wochen im Kreise dieser mir so lieb gewordenen Familie. Frau de L.... zeigte auch nicht eine Spur ihrer sie so entstellenden Heftigkeit mehr, sie war und blieb die freundliche und liebenswürdige Wirthin, zärtliche Gattin und — Mutter.

Zur Aufklärung diene nur noch Folgendes: de L.... hatte vor seiner Verheirathung, wie dies in den niederländisch-indischen Colonieen leider ganz allgemein bei unverheiratheten Europäern der Fall ist und gewissermaßen aus Gründen, deren Erörterung hier nicht am Platze, von dem Gouvernement begünstigt wird, ein intimes Verhältniß mit einer Creolin, die ihm den Haushalt führte und als Sclavin einem Freunde angehörte. Die Folge dieses Umganges war die Geburt eines Töchterchens; de L.... erkaufte der Mutter die Freiheit und sorgte für dieselbe, sowie für eine sehr gute Erziehung des Kindes. Bei seiner Verheirathung beging er den Fehler, dies Verhältniß seiner Gattin zu verheimlichen. Ungefähr ein Jahr vor dem eben erzählten Ereignisse starb nun die Mutter des Mädchens und empfahl noch auf dem Sterbebette ihre Tochter dem Vater, welcher derselben auch mit der innigsten Liebe zugethan war, um so mehr, als sich das junge Mädchen körperlich und geistig so herrlich entwickelt hatte und die legitime Ehe des Herrn de L.... kinderlos geblieben war. Mochte es nun Schwäche oder Besorgniß sein, daß seine Frau das Mädchen nicht als Tochter anerkennen und sich unglücklich über das frühere ihr verheimlichte Verhältniß ihres Mannes fühlen würde; kurz, de L.... beging das sich so hart bestrafende Unrecht, die Tochter, seiner Frau gegenüber, als erkaufte Sclavin in sein Haus einzuführen. Das Uebrige wissen wir.

Mutiava, oder vielmehr Margaretha, welche Herr de L.... gesetzlich hatte legitimiren lassen, ist jetzt die glückliche Gattin eines deutschen Edelmannes, Officier in holländisch-indischen Diensten.

Sicilianische Bilder.

(Schluß.)

Das Gasthofswesen ist in Sicilien zum Theil noch von primitivster Einfachheit und Naivetät. Unser Gewährsmann erzählt:

„Der „Principe Umberto“ hielt an. Wir waren auf der Rhede von Sciacca an der Südküste Siciliens angekommen. Schon von Weitem hatte uns die Stadt entgegen geleuchtet, denn sie liegt unmittelbar über der See, auf einem nach der See wie nach Osten und Westen steil abfallenden Hügel. Nur nach Norden hängt derselbe, wenn auch durch eine kleine Einsattelung getrennt, mit dem Hochlande der Insel zusammen.

Kaum hatte das Schiff auf der weiten offenen Rhede Anker geworfen, so umdrängte uns eine solche Menge von Booten mit schreienden und kreischenden Schiffern, daß der Capitän noch einmal die Schraube in Gang setzen ließ, um durch den Wogenschwall die Boote abtreiben zu lassen; doch half dies nur für ein paar Minuten. Einige der schwarzen, sonnverbrannten Gesellen hatten es kaum bemerkt, daß einige Passagiere an Bord seien, welche ans Land gesetzt zu werden wünschten, so waren die Boote schon wieder an der Seite des Schiffes, und ehe nur die Falltreppe herabgelassen werden konnte, hatten sich schon einige an Stricken und Ketten emporgearbeitet und sprangen über die Schanzbekleidung aufs Deck. Im Nu standen sie auch schon an unseren Reiseeffecten, um sich derselben zu bemächtigen und sie in die Boote hinunterzugeben. Nur mit den kräftigsten Schimpfworten vermochte ich dem Unfug so weit zu steuern, daß nicht meine und meines Reisegefährten Sachen in verschiedenen Booten verladen wurden. Bald waren wir mit ihnen am Land, nachdem wir noch auf dem Rücken einiger dieser Strandräuber einen kurzen Ritt durch das allzu seichte Wasser gemacht.

Der einzige Gasthof der Stadt war bald erreicht. In dem Schlafzimmer standen aber gegen sechs Betten, so daß wir erst mit der Wirthshausverweserin einen Accord abmachen mußten, durch welchen wir von unangenehmen Stubengenossen befreit wurden. Auf unsere Anfrage nach einem Nachtessen wurde uns bedeutet, wenn wir etwas essen wollten, sollten wir erst auf den Markt gehen und Maccaroni, Fische, Fleisch u. s. w. kaufen; zubereiten wolle man es uns. Ich entgegnete, das verstände ich nicht; sie solle nur hingehen und uns für ein Essen von drei Schüsseln das Nöthige einkaufen. „Dann gieb mir erst Geld, mein Sohn," sagte die Frau, „ich habe keinen Gran." So war es auch. Die Wirthsfrau war eine ganz arme Person, die von einem Kaufmann, dem englischen Viceconsul, in Dienst genommen war, um die Locanda, die er eingerichtet hatte, zu verwalten. An jedem Morgen mußte sie das Schlafgeld ihrer Gäste dem Besitzer abliefern . . . sie hatte mit ihrem etwas stumpfsinnigen Vetter nur freie Wohnung in dem „Hotel", und ihre Baareinnahme bestand nur in den spärlichen Trinkgeldern ihrer Gäste. Als ich der Armen versprach, sie solle mit uns essen, wenn sie uns ganz reines Bettzeug aus dem Hause des Gasthofbesitzers verschaffe, wußte sie mich nicht genug zu rühmen, und ihre Dienstbarkeit war wirklich grenzenlos. Eine ganze Gesellschaft von dienstbaren Geistern sammelte sich allmählich in der Küche an, die dann nach unendlichen Fragen, wie wir die Maccaroni, die Fische u. s. w. zubereitet wünschten, auch ein ganz leidliches Abendessen zu Stande brachten."

Diese Dienstbarkeit grenzt zuweilen an das Naive, wie unser Gewährsmann eines Tages erfahren sollte, als er den Krater des Aetna besucht hatte. „Der Abstieg", erzählt er, „war nicht so leicht, als der Aufstieg, trotzdem daß es jetzt Tag war. Der Regen wurde immer stärker. Die Steine des Weges waren so schlüpfrig, daß ich zu reiten mich nicht getraute. Ich ging deshalb die drei und eine halbe Stunde bergab. Als ich in Linguaglossa ankam, war das Wirthshaus geschlossen. Alle Leute waren in die Messe gegangen. Ich fürchtete eine tüchtige Erkältung davonzutragen, es war kein trockener Faden an mir. Doch bald hatten die weniger frommen Nachbarn die Wirthsleute herbeigerufen. Es war lächerlich anzusehen, mit welcher Hast sie nun herbeigesprungen kamen, zehn Schritte voraus die Magd, dann der eigentliche Kellner, später die Wirthsfrau und zuletzt der dicke Wirth. Diese Eilfertigkeit und die ungeheuchelte Theilnahme der Leute verwandelte meinen Zorn gar bald. Man schob sogar die Fragen nach meinem Schicksal auf, bis man mich glücklich in meinem Zimmer hatte, und hätte ich mich nicht gewehrt, so hätten mich die Frauen wie ein kleines Kind ausgezogen und ins Bett gelegt. Als ich dieses Geschäft glücklich selbst besorgt hatte, stürzten sie von Neuem in mein Zimmer herein, um mich unter verschiedene Decken zu stecken und mir die verlangten warmen Orangeaden zu bringen."

Großartig ist das Schauspiel eines Sonnenaufganges auf dem Aetna. Wir sind, nach beschwerlicher Wanderung, an der niedrigsten Stelle des Kraters angelangt und haben es so herrlich getroffen, daß uns auf unserem bisherigen Wege der Schwefeldampf kaum beschwerlich geworden. Jetzt am Rande des Kraters angelangt, ist es anders. Wo wir unsere Stöcke einstoßen, da qualmt uns dichter Dampf entgegen. Ja, bei jedem starken Fußtritt wirbelt Rauch auf. Doch können wir unmittelbar an den Krater herantreten.

Zwischen den ungeheueren schwarzen, braunen und weißlichen, senkrecht abfallenden Felswänden, um deren in allem möglichen Zickzack gebrochene Kanten kleine Dampfwolken dahin fliegen, wogt der blaue Schwefelbrodem, bald sich wie in eine Blase aufblähend, bald in lauter einzelnen, nur im Grunde zusammen gehaltenen Bändern emporzüngelnd. Sich einander verschlingend und wieder auflösend, bald rechts, bald links mit Blitzesschnelle huschend, quellen die blauweißen dicken Dampfwolken aus dem unergründlichen Schlunde. Kommen sie bis an die Ränder des Kraters emporgestiegen, so stieben sie vor dem Zugwinde auseinander und sind im Nu im unendlichen Raume verschwunden. Stoßen wir einen losen Felsblock in den Schlund, so wirbelt eine Rauchsäule an den getroffenen Rändern senkrecht in die Höhe, und erst nach langem dumpfen Krachen tritt wieder die gespensterhafte Stille ein. Durch einen starken Gewehrschuß den wir in den Krater abfeuern, jagen wir die Wolken wie Furien durcheinander, und heulend werfen die Wände das Echo zurück.

Doch wir haben nicht lange Zeit zu derartigen Experimenten. Der Führer fordert zum Weitersteigen auf. Schon ist es helle Dämmerung geworden . . . wir können deutlich das Meer erkennen und den Meereshorizont, der wie ein hohes Gebirge vor uns liegt, bewundern; aber die Sonne ist noch nicht da. Jetzt gilt es die letzte Anstrengung zu machen, noch vor dem wirklichen Sonnenaufgange die höchste Spitze des Berges zu erklimmen. Wo wir nicht gerade über lose Felsblöcke vorsichtig empor klettern müssen, ist diese Partie nicht zu anstrengend. Der Boden hier ist immer feucht und weich . . . man schreitet über ihn weg wie über einen Moosboden in einem Tannenwalde. Auch seine Färbung hat mit diesem einige Aehnlichkeit; nur vertreten hier die gelblich-grünen, braunen und schmutzig-weißen Flechten die in allen Farben spielenden Schwefelkrusten. Ueber sie weg kommen wir denn auch zum höchsten Gipfel.

Kaum haben wir uns ein wenig erquickt, so erhebt sich die Sonne aus den Wogen des Golfs von Tarent. Wie Pfeile schießen die ersten Strahlen über die Meeresfläche dahin. Ihr oberer Rand glänzt wie flüssiges Gold. Strahlend im feurigsten Licht erhebt sie sich aus der bläulichen, blitzenden Meeresfluth. Nach der Mitte des scharf umgrenzten Balles ist sie in leuchtenden Purpur gehüllt, während die unterste Hälfte im dunkelsten Rothblau schwimmt. Niemand wagt einen Laut . . . jeder empfindet das Unaussprechliche eines solchen Anblicks . . . .

Erst als die Sonne ganz aus den Wogen hervor ist, das Naß gleichsam von sich abgeschüttelt hat und „wie auf Morgenflügeln bogenhaft" sich emporhebt, finden sich wieder Worte. Weithin blitzt das Meer, bis an die Ostküste Calabriens . . . Die Westseite, von der entgegengesetzten durch hohe Berge geschieden, liegt noch in tiefem Schatten. Land und Meer fließen hier noch ineinander, während fern im Osten leichte, in alle Farben, ja bis ins Grünliche hineinspielende Wolkenstreifen uns eine ferne Küste vorgaukeln. Immer mehr scheint der Held seinen Lauf zu beschleunigen. Da schauen wir rückwärts. Wie eine riesige dunkele Pyramide ragt der Schatten des Aetna in die Insel hinein. Blendendes Licht ist schon ausgegossen rings über die Insel . . . Das Meer glänzt zu beiden Seiten. Mitten in diesen Schein ist aber ein dunkeles Dreieck gezeichnet, in welchem noch Alles in lichter Morgendämmerung webt. Ganz allmählich zieht sich das Dreieck zusammen, bis der Schatten nur am Berge selbst sichtbar ist. Das Licht hat seinen täglichen Kampf von Neuem siegreich ausgefochten.

Mannichfaltiges.

— In der auf den Sandwich-Inseln erscheinenden Wochen-Zeitung „Polynesian" liest man: Capitän Taylor, vom Schooner Sea Witch, der kürzlich von einer Handelsfahrt ins Polarmeer zurückkehrte, brachte zwei Mastodon-Fangzähne mit sich, die von Indianern an der asiatischen Küste, in der Nähe der Meschigme-Bay, in 65° 30' nördlicher Breite und 172° westlicher Länge gefunden worden waren. Von den Spitzen bis zu den Wurzeln, welche quer abgesägt sind, hat der eine der Zähne eine Länge von 2½, der andere von 4 Fuß; ihr Durchmesser beträgt ungefähr 5 Zoll, und der größte derselben wiegt 40 Pfund. Als Elfenbein sind sie merkwürdig wegen der eigenthümlichen Feinheit und Zartheit ihres Kerns. Wie wir hören, gedenkt Capt. Taylor sie dem Sta. Clara College in Californien zum Geschenke zu machen — einem Institut, das am Stillen Ocean wahrscheinlich den höchsten Rang einnimmt."

Die obenerwähnte Küste (bemerkt hierzu das „Nautical Magazine") befindet sich am Eingang in die Beringsstraße, ein wenig südlich vom Cap East an der Tschuktschi-Halbinsel, und in Folge der Sendung ähnlicher Zähne nach St. Petersburg

erhielt Hedenström Befehl, die Inseln zu besuchen, zu denen auch Neu-Sibirien gehört, welches zwischen 74° und 76° nördl. Br. und dem Cap Swiätonos (oder dem heil. Cap) gegenüber liegt. Hr. Hedenström schenkte diesen Ueberresten große Aufmerksamkeit, und seinem Berichte zufolge „sind diese Knochen oder Fangzähne, wie Baron Wrangel schreibt, weniger groß und schwer, je weiter vorwärts man nach Norden kommt, so daß man auf den Inseln nur höchst selten einen Fangzahn findet, der mehr als drei Pud schwer ist, während sie auf dem Festland oft bis zu zwölf Pud wiegen sollen (d. h. zwischen 108 und 432 Pfund). An Menge indeß mehren sich diese Gebeine nordwärts auf wundervolle Weise; ja, der Boden der ersten der Lächow-Inseln scheint, nach der Aussage Sannikows, ganz aus denselben zu bestehen. Etwa hundert Jahre lang haben die Pelzjäger alljährlich große Ladungen aus dieser Insel gebracht, allein bis jetzt nimmt man keine merkliche Verminderung des Vorrathes war. Die Fangzähne auf den Inseln sind noch viel frischer und weißer als die auf dem Festlande. Eine Sandbank auf der westlichen Seite war die ergiebigste von allen, und die Pelzjäger behaupten, daß man, wenn das Meer nach lang andauernden Westwinden zurückweiche, stets einen neuen Vorrath von Mammuthknochen finde, die an dieses Ufer geipült worden seien, und die augenscheinlich von einer auf dem Meeresgrunde liegenden ungeheueren Menge derselben herrühren."

Ungefähr 40,000 Pfund fossilen Elfenbeins, d. h. die Fangzähne von mindestens 300 Mammuthen, werden alljährlich in Neu-Sibirien eingetauscht, so daß in einer 200jährigen Handelsperiode mit diesem Lande die Fangzähne von 60,000 Mammuthen verkauft worden sind, oder vielleicht selbst zweimal so viel, da man im Durchschnitt auf ein Paar Fangzähne nur 200 Pfund Elfenbein rechnet.

Man hat eine beträchtliche Anzahl dieser Fangzähne, bis zu zehn, in der Tundra beisammen gefunden, von denen jeder 100 bis 300 Pfund wog; die größten sieht man selten außerhalb des Landes, indem viele derselben zu verfault sind, als daß man sie noch zu etwas brauchen könnte, während andere eine solche Größe haben, daß man sie nicht wegtragen kann und sie an der Stelle, wo man sie findet, in Blöcke oder Platten zersägen muß, so daß der dadurch an einem Fangzahn herbeigeführte Gewichtsverlust, ehe das Elfenbein auf den Markt kommt, keineswegs unbedeutend ist. Ein großer Theil dieses Elfenbeins wird von den eingeborenen Stämmen für ihre Schlitten, Waffen und Hausgeräthe gebraucht, und früher führte man eine Menge desselben nach China aus. Man kann diesen Handel bis in eine sehr ferne Zeit zurückverfolgen, denn Giovanni Plan Carpin, ein Franciscanermönch, der im Jahre 1246 vom Papst Innocenz V. in die Tatarei gesendet wurde, schildert einen prachtvollen Thron aus geschnitztem Elfenbein, reich verziert mit Gold und Edelsteinen, der dem Chan der goldenen Horde gehörte und das Werk eines russischen Juweliers war. Die Platten dieses Thrones waren so groß, daß sie nur aus großen Mammuthzähnen geschnitten worden sein konnten.

Trotz der ungeheuren Menge, die bereits weggeführt worden, scheinen die Vorräthe an fossilem Elfenbein sich nicht zu vermindern. An vielen Stellen in der Nähe der Mündungen der in das Polarmeer sich ergießenden größeren Flüsse liegen die Knochen und Rüssel dieser vorsündfluthigen Dickhäuter zerstreut umher wie die Reliquien eines umgepflügten Schlachtfeldes, während in anderen Theilen diese Geschöpfe einer früheren Welt sich in Herden zusammengedrängt zu haben scheinen zum Schutze gegen die plötzliche Vernichtung, welche sie befallen hat, da man ihre Ueberreste haufenweise bei einander liegend findet.

Im Jahre 1821 fand ein Jäger aus Jakutsk an der Lena auf den neusibirischen Inseln allein 500 Pud (18,000 engl. Pfund) Mammuthzähne, von welchen keiner mehr als drei Pud wog, und doch hatte schon ein anderer Jäger bei einem früheren Besuch im Jahre 1809 250 Pud Elfenbein aus denselben Inseln mit sich weggeführt. Die Einwohner des Hauptlandes häufen die zerstreut an der Tundra gefundenen Fangzähne massenweise an und senden sie in großen Booten die Lena aufwärts. In der Zeit von 1825 bis 1831 kamen mindestens 1000 Pud Elfenbein jährlich nach Jakutsk. Der Handel in fossilem Elfenbein in Turuchansk am Jenissei hat sich früher viele Jahre lang auf 80 bis 100 Pud jährlich belaufen, und der von Obdorsk, am Ob-Fluß, auf 75 bis 100 Pud.

— Die Einfuhr von Wein in den Zollverein hat nach der „Bank- und Handels-Ztg." in Folge der mit dem 1. Juli 1865 eingetretenen Herabsetzung des Eingangszolles auf 4 Thlr. für den Centner im Jahre 1866 eine Höhe erreicht, wie sie seit Bestehen des Zollvereins nicht vorgekommen ist. Seit 1842 hat sich der Bezug der fremden Weine im Verhältnisse von 100 : 165 gesteigert. In noch viel größerem Maße hat der Absatz vereinsländischer Weine in das Ausland zugenommen. Bis zum Jahre 1858 hat fortwährend Mehreinfuhr von Wein Statt gefunden, seitdem ist aber die Ausfuhr alljährlich stärker geworden. Die Einfuhr betrug im Jahre 1866 394,095 Ctr., die Ausfuhr aber 419,274 Ctr. Was die Herkunft der in den Zollverein eingeführten Weine betrifft, so kann man annehmen, daß ungefähr 80 pCt. der Gesammteinfuhr aus französischen Weinen bestanden haben, während Oesterreich mit 12 pCt. und die übrigen Productionsländer mit 8 pCt. an derselben betheiligt gewesen sind. Der Consum ausländischer Weine hat etwas zugenommen: er betrug im Jahre 1841 0,32 Quart, im Jahre 1866 0,39 Quart per Kopf der Bevölkerung. Dagegen ist der Weinconsum im Zollvereine überhaupt geringer geworden. Dieterici hat den Weinconsum für 1849—1853 auf 5,99 Quart pro Kopf berechnet, Bienengräber für 1866 auf 5,04 Quart, so daß sich also eine Abnahme um 0,95 Quart pro Kopf herausstellt, die als Folge der stärker gewordenen Consumtion von Bier und des gestiegenen Absatzes vereinsländischer Weine nach dem Auslande angesehen werden muß.

— Die große Bootwettfahrt der Universitäten Oxford und Cambridge zu London fand am Samstag Nachmittags auf der Themse vom schönsten Wetter begünstigt statt. Eine ungeheuere Menschenmenge folgte am Ufer entlang und auf einer Unzahl von Dampfern und kleineren Fahrzeugen den beiden rivalisirenden Booten und gab ihre Parteinahme für den einen oder anderen der Musensitze durch das am Anzuge in Kleidern, Halsbinden, Schleifen und Hutbändern zur Schau getragene Dunkel- oder Hellblau, sowie durch brausende Zurufe zu erkennen. Die dunkelblaue Flagge der Universität Oxford kam zuerst am Ziele an, und die letztere fügt einen neuen Sieg und einen neuen Ehrenpreis zu denen, die sie schon seit mehreren Jahren regelmäßig davongetragen.

— In Paris giebt es sonderbare Erwerbsquellen. Manches fleißige junge Mädchen hat ihr Auskommen als „Vollenderin", d. h. sie vollendet die angefangenen oder als angefangen schon gekauften Stickereien der vornehmen Damen, die zu faul sind, die Handarbeiten, welche sie verschenken wollen, selbst zu vollenden; je discreter die Mädchen sind, desto besser geht ihr Geschäft. Ferner giebt es „Uhraufzieher" die jahraus jahrein in den großen Häusern die Wanduhren, Regulatoren u. s. w. aufziehen, weil die hohen Herrschaften keine Zeit dazu haben.

— Der Präsident der württembergischen Verkehrsanstalten, v. Dillenius, hat sich, wie der „N. Fr. Pr." aus Stuttgart geschrieben wird, mit den Directoren der bayrischen und österreichischen Bahnen ins Benehmen gesetzt über die Herstellung eines Extrazuges zum Schützenfeste nach Wien. Der Zug würde nur bis Linz die Bahn benützen und von da die Fahrt auf der Donau gemacht werden. Wie es heißt, sollen die Fahrbillete auf 14 Tage gelten und die Rückreise in jedem beliebigen Zuge freistehen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Sias. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 45.

*Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

I.

Mannheim, die von dem Drangsal zweier Kriege schwer heimgesuchte, einst gänzlich zerstörte Stadt, die Stadt, welche nur die Bedeutung eines Waffenplatzes gehabt hatte, war in den letzten Decennien, welche dem Beginn unserer Geschichte vorangingen, nicht nur zum Rang einer Residenzstadt erhoben worden, sondern sah sich auch wie mit Zaubergewalt mit all' dem Prunk und Glanz einer solchen umgeben und ausgeschmückt.

Karl Philipp's begonnene Schöpfung, das in seinen Dimensionen riesige Schloß, hatte sein Nachfolger Karl Theodor glänzend vollendet, der reiche pfälzische Adel baute splendide Hôtel's, um die Stadt zur würdigen Umgebung des Fürstenschlosses aus der früheren ländlichen und casernenhaften Einförmigkeit umzugestalten, die öffentlichen Bauten waren der Leitung kunstsinniger, verständnißvoller Männer anvertraut, und dem Beispiel von oben folgte mehr oder weniger der begüterte Bürgerstand. Die noch vor kaum sechzig Jahren gänzlich vom Erdboden verschwunden gewesene Stadt war wie der Phönix aus der Asche glänzender erstanden. Aber wie sie in ihren Bauten ein anderes Gepräge trug, so trug sie noch weit mehr diese Umgestaltung in ihren Bewohnern zur Schau. Die heimischen, ansässigen Handwerker und Bauern, welche den Kern der Bürgerschaft der neuen Stadt gebildet; die ihres Glaubens willen verfolgten Wallonen, die hugenottischen Franzosen, welche die Aufhebung des Edictes von Nantes aus der Heimath getrieben, alle Jene, deren Hauptbeschäftigung Acker- und Gartenbau gewesen, waren in den Hintergrund getreten vor dem reichen Adel, der seine Winterquartiere in der Stadt genommen und einen großen Troß Dienstleute unterhielt, vor den zahlreichen Fremden, welche der kunstsinnige, freigebige Fürst an Hof und Stadt fesselte, vor den zahlreichen Vertretern des jungen Handels und der vorher nicht gekannten Luxuswerke. Die reiche, linksrheinische Pfalz, welcher zum erstenmale eine größere Residenzstadt so nahe gerückt war, trug nicht wenig zu dem raschen Aufblühen und dem Wohlstande der Stadt bei.

Es war ein reges, heiteres Leben, was sich davon kund gab, das Geld circulirte rasch, der gesellige Verkehr war ein lebhafter, und es schien, als ob keine Klasse der Gesellschaft von den Vergnügungen ausgeschlossen sein sollte; wenigstens sprachen die zahlreichen, von der niederen Klasse häufig besuchten öffentlichen Vergnügungsorte dafür eben so gut als die allabendlich erleuchteten Fensterreihen der adeligen Häuser und des fürstlichen Schlosses.

Auch heute, an einem glanz- und sonnenvollen Sonntagnachmittag zu Mitte der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, strömte die vergnügungssüchtige Menge aus den Thoren, um theilweise in den Wirthschaften der naheliegenden Dörfer sich von der Last und Mühe der Woche zu erholen. Zwischen den Schaaren der sonntäglich gekleideten Bürger, zwischen den bescheidenen bürgerlichen Gefährten und jenen ländlichen, mit weißer Leinwandblahe überspannten Wagen, welche zu Ausflügen in die Nähe dienten, bemerkte man nur selten eine glänzendere Equipage, denn es war um die Zeit, welche der Adel gewöhnlich auf seinen Gütern zu verbringen pflegte. Um so mehr Aufsehen mußte eine Equipage machen, welche, Wolken von Staub aufwirbelnd, gestreckten Trabes mit Vorreitern und einem prachtvollen Viergespann edeler Schweißfüchse durch das Heidelberger Thor und auf der Straße gegen Schwetzingen zu hinjagte. Nur eine einzelne Dame saß darin, in nachlässiger Haltung in den Kissen lehnend und, so viel man im raschen Vorbeifahren beurtheilen konnte, mit dem Ausdruck beleidigenden Hochmuthes und Geringschätzung auf die Sonntagsspaziergänger herabblickend, welche eilig sich aus dem Bereich des herandonnernden Wagens und der Staubwolken zu retten suchten, die Frauen nicht selten mit einem gellen Aufkreischen und mit dem Ausdruck der Seelenangst ihre kleine Schaar um sich sammelnd, die zur Seite und an den Rand des Chausseegrabens gedrängten Fuhrleute scheltend und fluchend.

„Das ist die Gräfin Rocca Ferra," sagte ein Bürger, dessen helle Tuchkleidung den Bäcker verrieth.

„Hol' sie der Teufel," brummte sein Gefährte dagegen. „Bei Ihm holt sie Brod und Wecken, Er kann sich dafür einpudern lassen, Meister Schlicht, aber ich, mir giebt die Frau Gräfin keinen Kreuzer zu lösen das ganze Jahr, meinen zimmetbraunen Rock aber hat sie mir auf drei Monate hinaus verdorben."

„Giebt ihn Ihm die Gevatterin so lang nicht mehr heraus, wenn Er ihn ihr so verstäubt heimgebracht hat?" lachte der Bäcker.

„Kümmere Er sich um sich," grollte der Andere, indem er sich bemühte, den Staub von dem Bratenrocke abzuschütteln.

Der Meister Schwertfeger hatte noch viele Schicksalsgenossen. Dicht am Rande des Weges, von der gräflichen Equipage fast hinabgedrängt, stand ein Paar, offenbar Mutter und Sohn. Des Letzteren schwarze Tuchkleidung war über und über mit Staub bedeckt, welchen die sorgliche Mutter mit ihrem weißen Tuche sorgfältig abzustäuben sich bemühte. Die Beiden, Mutter und Sohn, paßten nicht ganz zu der Umgebung, welche meist dem kleineren Bürgerstande angehörte; man errieth auf den ersten Blick, daß sie einer höheren Gesellschaftsklasse angehörten oder vielmehr angehört hatten. Haltung, Gesichtsschnitt und Ausdruck waren fein; fein waren auch die Stoffe, die sie trugen. Aber es mochte schon manch' ein Winter, manch' ein Sommer vergangen sein, seit das violette Taffetkleid der Matrone neu gewesen; auch der Schnitt desselben datirte um mindestens fünfzehn Jahre zurück, ja, ein scharfes Auge konnte unschwer die mannichfachen Ausbesserungen entdecken, welche dasselbe im Lauf der Jahre erfahren. Ehemals kostbar, aber nun auch vielfach künstlich gestopft, waren die breiten Brabanter Kanten, welche das Halstuch umsäumten und als Haubengebäude auf dem noch vollen Haar ruhten, dessen schönes natürliches Grau des modischen Puders nicht bedurfte. Daß die Frau, deren Ma-

tronenschönheit die einstige Anmuth noch erkennen ließ, Wittwe sei, bewies das breite schwarze Florband, welches die Haube umgab und unter dem Kinn in einer breiten Schleife sich zeigte. In der schwarzen Umrahmung schien das bleiche, feine Gesicht noch bleicher und feiner.

Der junge Mann, welcher auffallend der Mutter ähnlich sah, war ganz schwarz gekleidet. Das einzige Bunte an ihm war der Strauß von Feldblumen, welche er in der Hand trug; dieser Strauß, der um seiner anmuthigen Zierlichkeit willen die Blicke schon mancher jungen Bürgerin auf sich gezogen hatte, um dann den halb erstaunten, halb verächtlichen Ausruf folgen zu lassen: „Ach, das sind ja nur Grasblumen!" — Diesem Ausruf folgte jedesmal ein eigenthümliches Lächeln des jungen Mannes und er sah fast zärtlich auf diese so wenig geachteten und doch so anmuthsvollen Kinder Florens herab, an welchen er jetzt eben so sorglich den Staub abblies, als seine Mutter denselben an seinen Kleidern zu entfernen sich bestrebte.

„Lassen Sie es gut sein, Mutter," sagte er jetzt, die Hand der Frau sanft abwehrend, „wir müssen uns daran gewöhnen, im Staub, den ihre Rosse aufwirbeln, zu verschwinden und Gott danken, wenn ihre Räder nicht über unsere Leiber hinrollen."

„Wie bitter Du das sagst," sprach die Matrone sanft. „Was wußte die Dame davon, daß sie die einzigen Ausgehkleider von ein paar Fremden verderbe und eine alte Frau fast unter die Räder ihres Wagens gekommen wäre, wenn der gewandte Sohn sie nicht noch rasch zurückgerissen und dem scheuenden Handpferd einen Stoß versetzt hätte. Weißt Du, welche Gedanken mir mit Blitzesschnelligkeit durch den Sinn flogen, als die Gefahr mir so nahe war, von dem prächtigen Gefährt in den Tod gerissen zu werden? — Ich dachte, mein Sohn, wie oft wir selbst in den Tagen unseres Glückes mit dem, was uns zur Freude und zum Schmucke diente, unwissentlich Andere geschädigt haben möchten, die wie wir jetzt im Staube des Weges ihren Theil an den Lebensfreuden suchten und begehrten."

„Sie nicht, meine Mutter, Sie nicht," rief der junge Mann, „Ihr ganzes Leben war ein Aufgehen in dem Glück der Anderen, eine Rücksichtnahme auf das Wohlergehen derselben, und Ihnen, gerade Ihnen mußte der Abend Ihres Lebens so viel Enttäuschungen, so viel Demüthigungen, so viel Entbehrungen bringen, o ich trage das schwer!"

„Schwerer als ich, mein Sohn," sprach die Matrone lächelnd. „Du zählst die Leiden auf und vergißt die Freuden; habe ich nicht Dich?" bei dieser Frage ruhte ihr Auge mit unendlicher Mutterzärtlichkeit auf dem Sohne.

„Und ich kann Ihnen so wenig sein," murmelte der junge Mann; „meine Arbeit und meine Kenntnisse können nicht einmal die Armuth von Ihrer Schwelle bannen, ich kann Ihnen keine der Genüsse verschaffen, an welche Sie gewöhnt sind."

„Du vergißt," sprach die Matrone, „daß diese Genüsse, welche Du meinst, gerade diejenigen waren, welche ich am leichtesten entbehrte; die anderen, welche ich nicht entbehren möchte, sind mir geblieben. Rechnest Du diesen heutigen Spaziergang durch die reiche, blühende Umgebung nicht unter die Genüsse, und ist dieser kleine unbedeutende Zwischenfall am Ende desselben geeignet, Deine Laune so sehr zu trüben? Munter, mein Sohn, sieh' all' das fröhliche Treiben, all' diese Leute im Sonntagsstaat, mit dem guten Willen, den Sonntag so recht von Herzen zu genießen, in den Gesichtern; all' diese lachenden, zappelnden Kinder um Dich und frage Dich, ob das zu sehen, nicht schon Genuß ist?"

„Ich bewundere Ihre Heiterkeit und Zufriedenheit, meine Mutter," sprach ihr Sohn, „aber wenn ich den Blick von den fröhlichen, satten Menschen, die ihrem Sonntagsvergnügen nachziehen, von den reichen Floren nach und wende, so mag die Bitterkeit mich überkommen, daß hier, wo so Viele reichlich ihren Lebensunterhalt verdienen, es mir kaum mit dem kärglichsten gedeihen will. O Mutter, Sie haben mich so viel gelehrt, aber nicht zu kriechen und zu betteln; vielleicht daß es mir dann gelungen wäre, das besser zu verwerthen, was ich Ihnen und meinem armen Vater verdanke und was Sie ein Recht hätten, besser verwendet zu sehen als in dieser schmählichen Weise."

„Ich begreife Dich nicht, Hermann," sprach die Wittwe, „keine Arbeit schändet, und abgesehen davon, daß die Deine Dir wenig einträgt, kann ich nichts Schmähliches in ihr erblicken. Das Unglück des Vaters unterbrach Deine Studien und wies Dich an einen Erwerb. Wir glaubten, hier in der Residenz sei dieses leichter zu erlangen, und bedachten nicht, daß wir nicht die einzigen Bedürftigen sind, welche diesen Gedanken erfaßten. Ich gestehe Dir, lieber Sohn, und warum sollte ich es läugnen, daß der Gedanke, Dich mit Deinen Talenten und Kenntnissen als gewöhnlichen Tageschreiber, wie Dein Vater Dutzende beschäftigte, zu sehen, mir bitter ist, aber nur um Deinetwillen, und, lieber Sohn, betrachten wir es als eine Prüfung, denn ich hege die Zuversicht, diese Talente und Kenntnisse, auf welche wir, Dein Vater und ich, so stolz waren, sie werden sich durchringen und Dir den Platz verschaffen, auf welchem auch Dein Ehrgeiz Befriedigung finden mag."

„Wie soll das geschehen auf dem Wege, den ich bisher zu gehen gezwungen war?" rief der junge Mann; „dem Advocaten, welcher mich beschäftigt, bin ich nichts mehr als eine Schreibmaschine, welche am besten ihren Zweck erfüllt, wenn sie weiter nichts sein will und möglichst geringe Ansprüche macht. Und dann, Mutter, meine zweite edele Beschäftigung, ich denke nur mit Schaudern daran; Bettelbriefe für unverschämte Arme an üppige Große, Mahnbriefe armer Handwerker an leichtsinnige Schuldner, Liebes- und Abschiedsbriefe für Dienstmädchen und Soldaten zu schreiben, Mutter, wo sehen Sie da den Weg, hinauf zu kommen?"

„Des Herrn Wege sind wunderbar," sprach die Wittwe mit sanfter Resignation, aber sie konnte es dennoch nicht hindern, daß Thränen ihre noch immer schönen Augen füllten bei dem Anblick des Sohnes, welchen ein unverschuldetes Unglück so hart getroffen; sie war aber eine Frau, eine Mutter, die ihre Pflicht erkannt, und diese hieß sie, den Muthlosen mit ihrem Muth, ja vielleicht mit einem Scherz aufrichten.

„Kannst Du wissen, ob Du, wenn Du den Liebesbrief für ein des Schreibens unkundiges Dienstmädchen schreibst, nicht vielleicht Deines eigenen Glückes Freibrief schreibst?"

„Ich danke Gott, daß Sie noch immer scherzen können, theure Mutter, aber ich habe von der trüben Lebensanschauung meines Vaters geerbt, leider mehr als von Ihrer frischen Lebenskraft. Ich fühle meine Schwäche, ich bin zu schnell entmuthigt. Als wir hierher kamen, glaubte ich nur die Hände nach dem Glück ausstrecken zu dürfen; Sie wissen, was ich versuchte, und was mir Alles mißlang. In diesen letzten Tagen nun versuchte ich von dem freundlichen Talent, das in guten Tagen meine Mußestunden mir verkürzen half, Gebrauch zum Broderwerb zu machen. Ich war bei verschiedenen Kunsthändlern und bot denselben meine Aqua-

relle an, man fand sie leidlich, aber man zuckte die Achseln: Allzu ländlich — Feldblumen, auch gemalte sind zu gemein; nicht einmal die Bauerndirne will sich bei'm Tanz mehr damit schmücken; recht nett, mein Lieber, aber was soll man damit anfangen? — und so nahm ich denn meine zurück gewiesenen Blätter wieder mit mir, und doch, Mutter, kann man etwas reizenderes sehen als diese Blüthen?"

Er hob den Strauß empor und sah mit wahrem Entzücken diese anmuthigen Formen der Blüthen und vielgezahnten Gräser. „Sagen Sie selbst, Mutter, kommt daneben die schönste, prächtigste Blume auf, die in steifer Regelmäßigkeit der Gärtner mühsam im Glase aufzieht? Sehen Sie diese Grasblüthe, an jedem ihrer schwankenden Glöckchen hängt wie eine Perle ein Tropfen Thau, diese tiefe Farbe der Cyane, das glänzende Roth des Mohns, diese Primel und diesen wie von Elfen und Feen geformten Frauenschuh." Die Wittwe sah den Sohn freundlich an. „Jetzt bist Du wieder Du selbst," sprach sie, „und hier ist unsere Wohnung; lasse Deinen guten Blumengeistern unseren Sonntagabend geweiht sein, komm Hermann."

(Fortsetzung folgt.)

Am h. Osterfeste.

„Aus Grabesnacht ein glorreich Auferstehen!"
So tönt es freudig heut' durch alle Welt
Im Frühlingssonnenschein, auf Bergeshöhen,
Im stillen Thal, weit unter'm Himmelszelt.
Der Winde Hauch trägt hin die frohe Kunde,
Der Lerche Sang, der Bäume Blüthenpracht,
Sie rufen es wie mit beredtem Munde:
„Ein glorreich Aufersteh'n aus Grabesnacht!"

Und wie da hell das festliche Geläute
Den frohen Tag verkündet Jung und Alt,
Schwingt sich in Andacht auf und stiller Freude
Das Menschenherz. — Die göttliche Gestalt
Des Heilands steht vor Millionen Blicken,
Der qualvoll das Erlösungswerk vollbracht
Und auferstand, die Erde zu beglücken
In Glanz und Herrlichkeit aus Grabesnacht.

O süßer Trost! — In namenloser Wonne
Grüßt Dich, o Fest, die ganze Erde heut',
Du spendest Heil wie milde Frühlingssonne,
Bei deinem Nah'n flieht Schmerz und Seelenleid.
Vertrau'n und Hoffnung lebt im Busen wieder
Und Alles rings so selig winkt und lacht,
Der Bäume Blüthenschnee, der Vögel Lieder,
Ja Alles ruft: Vorbei ist Grabesnacht!

Dürkheim. Eduard Jost.

Aus dem modernen Paris.

3) Pariser Junggesellenökonomie.

Anfangs Mai dieses Jahres war es, als früh um neun Uhr Jacques Olivier auf dem Lyoner Bahnhof von Besançon in Paris ankam.

Jacques' Geschichte ist bald erzählt. Sein Vater war Präfecturbeamter und hatte vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, von denen unser Jacques das älteste ist. Die Familie war nicht reich, aber das kleine Gemeinwesen ordentlich und rechtschaffen, einig und von mäßigem Auskommen, und der Vater sagte: „Wenn unser Aeltester gut geräth, so folgen die Anderen seinem Beispiele." Er brachte Jacques auf das Collège als Externen und der Junge nützte seine Zeit. Nach vollendetem Gymnasialcurse kam er als Expedient zu einem Notar, verdiente sich im Laufe eines Monats die zu seinem juristischen Examen nöthige Geldsumme, bestand die Prüfung und wurde Baccalaureus.

Er war jetzt achtzehn Jahre alt. „Ich habe nichts zurücklegen können," sagte ihm der Vater; „wenn Dich bei der Militäraushebung das Loos trifft, so mußt Du Dich aus Deinen eigenen Ersparnissen loskaufen." Jacques trat hierauf als Corrector und Factor in einer Buchdruckerei seiner Vaterstadt ein und erhielt ein monatliches Salair von hundert Franken.

Zwei Jahre darauf war der Zeitpunkt der Conscription gekommen. Jacques hatte blos achthundert Franken, d. h. kaum das Drittel der Summe bei Seite gelegt, welche ein Ersatzmann kostet. Seine Mutter brannte viele geweihte Kerzen an und sandte zahlreiche und heiße Gebete zum Himmel. Trotzdem zog Jacques die Nummer fünf, welche ihm das Recht verlieh, seinen Hut mit Bändern zu schmücken und sich als Vaterlandsvertheidiger zu betrachten. Dies war indessen seine Sache nicht.

Jacques war ein hochgewachsener blonder junger Mann, fast bartlos, von zartem Aussehen, aber von nervöser und kräftiger Constitution. Während der dem ärztlichen Untersuchungsacte vorhergehenden Woche unterwarf er sich einer eigenthümlichen Diät, aß gerade nur so viel, daß er nicht verhungerte, trank täglich einen Liter Kaffee und schlief blos vier Stunden. Die Nacht vor dem verhängnißvollen Tage brachte er trotz des herabrieselnden Regens im Freien zu, unablässig am Ufer des Doubs auf- und abwandelnd. Anderen Morgens sah er fahl aus wie eine Leiche, hohläugig, mit glanzlosem Blicke, abgemergelt wie ein Skelett, mit krankhaft klopfendem Herzen, dessen rasche Schläge die Angst noch beschleunigte. Er stellte sich unter das Maß. Beim ersten Blick machte der Arzt eine Geberde der Verachtung, auscultirte ihn, legte sein Ohr an Brust und Seiten des jungen Mannes, untersuchte ihn noch ein paar Augenblicke mit argwöhnischem Auge und erklärte ihn dann für absolut untauglich zum Dienst in Heer und Flotte. Inzwischen kleidete Jacques sich wieder an, stürzte voller Freude nach Hause, aß wie ein Wolf und schlief darauf achtzehn Stunden.

Nach einer kleinen Familienberathung ward nun beschlossen, daß er mit seinen achthundert Franken nach Paris gehen und hier sein Glück versuchen solle. Das war der Moment, wo wir ihn sammt seinem Baccalaureatsdiplome, seinem Militärfreischeine und einem Empfehlungsbriefe Seitens der Druckerei, in der er gearbeitet hatte, auf dem Lyoner Bahnhofe in Empfang nahmen. Sein Vermögen bestand noch aus netto siebenhundertfünfzig Franken, nachdem er die Fahrt bezahlt und zuvor sich einen mächtigen Provinzialkoffer angeschafft hatte, welcher mit seinen Kleidern und einigen alten Scharteken, ferner mit einer Collection neuer Hemden, Taschentücher und Strümpfe vollgepfropft war, die sammt und sonders seine Mutter genäht, gesäumt und gestrickt hatte. Natürlich vergoß die gute Frau am Tage vor seiner Abreise zahllose Thränen.

Jacques nahm einen Fiaker und ließ sich nach dem Hotel de la Harpe führen, wo ein Schulkamerad, Michel Fauvrot, wohnte, ein Rechtsstudent im dritten Jahre, welchen er von seiner Ankunft benachrichtigt hatte. Die Droschke folgte eine Zeitlang den Boulevards, und wie ein Panorama entrollte sich vor dem staunenden Auge Jacques die doppelte Reihe von Kaufläden, vor denen sich Fußgänger und Equipagen in dichtem Gewühle auf- und abbewegten.

Er fand Michel in einem Café des Sorbonneplatzes. Schnell hatten die beiden Freunde ihre alte Bekanntschaft erneuert, und nach einer Stunde heiteren Plauderns sah sich Jacques von seinem Genossen, der ungefähr gleiche Ansprüche an das Leben machen durfte wie er, in die Hauptprincipien der häuslichen Oekonomie eingeweiht. Er berechnete, daß er ungefähr vier Monate vor sich habe, ehe die Noth an ihn herantrete, wenn er nicht, was höchst unwahrscheinlich, alsbald eine Zelle in dem großen Arbeitsbienenstocke fand.

Michel, in dieser brennenden und Lebensfrage zu Rathe

Google

gezogen, erging sich seiner Gewohnheit nach zunächst in einigen allgemeinen Betrachtungen und Paradoxen und sagte dann:

„Höre mich an, Jacques. Ich habe eine große meublirte Stube, zu dreißig Franken pro Monat. Wir lassen noch ein Bett hineinsetzen und theilen uns so in das Quartier."

„Mein bester Freund," fiel Jacques ein, „Du bist . . ."

„Unterbrich mich nicht," versetzte der Andere. „Ich speise in einem Restaurant der Straße Monsieur-le-Prince. Das Mittagessen kostet fünfundzwanzig Sous, im Abonnement blos vierundzwanzig, mithin monatlich sechsunddreißig Franken. Ziehst Du später etwa aus dem Quartier latin aus, so kannst Du ebenso reichlich und ebenso billig in anderen Restaurationen essen, wie sie in sämmtlichen Pariser Bezirken zu finden sind. Was das Frühstück anlangt, so bleibe Deiner Laune und Phantasie voller Spielraum; Alles hängt hier vom Appetite ab. Ich meinerseits nehme in der Regel im Café eine Tasse Chocolade, die mich fünfzehn Sous kostet. Zu demselben Preise kann man in einer Milcherei substantieller frühstücken; allein das Café ist für mich und Alle, die weder Familie noch eigene Häuslichkeit haben, ein Luxus absoluter Nothwendigkeit und selbst eine große Ersparniß. Das klingt paradox und doch ist es höchst logisch. Wenn ich z. B. nach dem Diner zu Hause bleibe, muß ich Licht und im Winter auch Feuer haben, im Café dagegen werde ich, ohne deshalb mehr auszugeben, erhellt und gewärmt, habe Journale, Zeitungen, eine Feder, Tinte und Papier zu meiner Verfügung, habe Zündhölzchen, eine Tasse Kaffee, Zucker, eine Caraffe Wasser und Domestiken, welche mich bedienen. Da habe ich Dir also mit Ziffern belegt, daß meine Philosophie die richtige ist; trotzdem ist das Vorurtheil dagegen und mein Vater bleibt dabei, daß ich ein Bummler und Kneipcumpan bin. Hinsichtlich der Kleidung hast Du den Temple, Du findest aber in unserem Quartier gute Kleidungsstücke in Hülle und Fülle, welche die Studenten verkaufen, ohne sie jemals getragen zu haben."

„Wie viel brauchst Du nun den Monat?" frug Jacques.

„Ungefähr zweihundert Franken, ohne Schulden zu machen; indeß man kann mit hundertfünfzig Franken auch leben. Die Armuth verleiht dem Menschen zwar nicht Geist und Genie, aber sie macht ihn erfinderisch . . . . Doch das Wetter ist prachtvoll; wir haben hier nichts weiter zu thun, laß uns denn auf die Imperiale eines Omnibus steigen."

„Wollen wir nicht lieber zu Fuß gehen?"

„Du hast noch Zeit genug, das Pariser Pflaster zu treten. Uebrigens bietet der Omnibus eine Ersparniß an Zeit und Geld; für drei Sous kannst Du Paris von einem Ende zum anderen durchfurchen, und diese Equipage des Armen hat schönere Pferde als die des Millionärs."

Sowie die beiden Freunde auf dem Dache des Omnibus installirt waren, nahm Michel den Cursus seines höheren Unterrichtes wieder auf:

„Um eine summarische Uebersicht der Topographie von Paris zu gewinnen, so betrachte die Seine, über welche wir fahren, die Rue Rivoli, die Straße St. Honoré und die Boulevards als Parallellinien. Die großen Pulsadern des Verkehrs werden rechtwinklig von anderen wichtigen Straßen durchschnitten, von den Straßen de la Paix, Richelieu, Vivienne, Montmartre, St. Denis, Saint Martin u. a. m. Hast Du Dir dies einmal auf eine Seite Deines Notizbuches gezeichnet und Deinem Gedächtniß eingeprägt, so wirst Du leicht Deinen Weg finden, ganz abgesehen von den verschiedenen Monumenten, welche Dir als Marksteine dienen. Noch Eins merke Dir: die Hausnummern der der Seine parallel laufenden Straßen folgen dem Laufe des Flusses, d. h. beginnen auf der Seite des Hotel de Ville, die Hausnummern jener rechtwinklig schneidenden Straßen fangen an dem Ende an, welches der Seine am nächsten ist. Doch da ist die Börse; hier wollen wir absteigen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der Tage, welche Andrew Johnson im Präsidentenpalast zu Washington zubringen wird, dürften nicht viele mehr sein. Das Verhältniß der Parteien im Senat ist bekannt genug, um einen ziemlich sicheren Schluß auf das Urtheil zu erlauben, welches demnächst in dem großen Staatsproceß gefällt werden wird. Sofern nicht neun Senatoren sich von der republikanischen Partei in dieser Frage lossagen (und nur für vier giebt man eine Möglichkeit der Art zu), wird die Verurtheilung Johnson's und damit zugleich seine Absetzung bestimmt erfolgen. Die Verfassung der Vereinigten Staaten setzt fest, daß in solchem Falle der Vicepräsident den Präsidentenstuhl einnimmt. Hr. Wade wird demnach in Bälde an Johnson's Stelle in's Weiße Haus einziehen; er selbst ist, wie sein Vorgänger, ein Mann, der sich aus niederer Lebensstellung zur Höhe emporgearbeitet hat. Nach einer Skizze, welche der „Baltimore Wecker" von ihm entwirft, ward Benjamin Franklin Wade am 27. October 1800 in Springfield, Massachusetts, geboren. Sein Vater war Revolutionssoldat gewesen. Im Winter besuchte der junge Wade die öffentliche Schule; im Sommer aber mußte er sich, da die Seinen sehr arm waren, als Feldarbeiter verdingen. Als er größer geworden, spielte er im Winter den Schulmeister, während er im Sommer, gleich Abraham Lincoln, seinen Unterhalt auf der Farm und im Wald verdiente. Eine Zeit lang grub und schaufelte er als Taglöhner am Erie-Canal. In seinen zwanziger Jahren beschloß er, sein Glück im Westen zu suchen. Wir finden ihn in Ashtabula, Ohio, mit dem Studium der Rechte beschäftigt, und dort ist noch heute seine Heimath. Im Jahre 1835 wurde er zum Staatsanwalt von Ohio gewählt. In der Politik schloß er sich dem äußersten linken oder abolitionistischen Flügel der Whigs an. Sie wählten ihn 1837 in den Senat von Ohio. 1819 erwählte ihn die Legislatur zum vorsitzenden Richter im dritten Gerichtsbezirk des Staates. 1851 wurde er von der Legislatur Ohio's in den Bundessenat erwählt; 1857 und 1863 von Neuem. Seine Amtszeit als Senator erstreckt sich gerade noch bis zum 4. März 1869; dann folgt ihm der Demokrat Thurman. Welche hohe Achtung sich Wade während seiner mehr als 16jährigen Senatorenlaufbahn erwarb, geht schon daraus hervor, daß ihn die republikanische Partei im Senat voriges Jahr eben im Hinblick auf die Möglichkeit der Absetzung Andrew Johnson's zum Senatspräsidenten, also zum Vicepräsidenten der Republik wählte. Schon kurz nach seinem Eintritt in den Bundessenat erwarb sich Wade einen nationalen Namen als einer der unerschrockensten Vorkämpfer der damals im Senat noch winzig kleinen Freiheitspartei. Bei jeder Gelegenheit trat er den stolzen südlichen Junkersenatoren und ihren nördlichen Helfern und Helfershelfern mit dem ganzen Freimuth seines derben naturwüchsigen Wesens entgegen. Im Jahr 1852 stimmte er mit nur fünf seiner Collegen für Abschaffung des schändlichen Sclavenfanggesetzes. Während des Bürgerkrieges gehörte er zu den republikanischen Staatsmännern, die von Anfang an mit festem Blick den furchtbaren Ernst der Lage erkannten und eine entschlossene, vor keiner Gefahr zurückbebende Politik verlangten. Ja, er verlor manchmal die Geduld ob der Langsamkeit Abraham Lincoln's. Zugleich ist er frei von den Schrullen so mancher seiner amerikanischen Landsleute. Mit den Muckern und Wassertrinkern hat er nichts zu schaffen. Den Nativismus bekämpfte er stets, dagegen befürwortete er das Frauenstimmrecht. Trotz seiner Jahre ist Wade körperlich wie geistig frisch und gesund. Sein makelloser Privatcharakter wird selbst von seinen erbittertsten Gegnern bereitwillig anerkannt.

— Der am 22. Januar gestorbene Schauspieler Charles Kean hat, wie sein eben eröffnetes Testament nachweist, ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen; das unbewegliche Gut allein beläuft sich auf 35,000 Lstr.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 46.

* Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Die Beiden waren während des obigen Gesprächs vor ihrer in einer stillen Straße in der Nähe des Jesuitencollegiums gelegenen Wohnung angekommen, vor einem jener kleinen, reinlichen Häuser, wie die Wallonen sie nach dem Wiederaufbau der Stadt in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts errichtet hatten, bescheidenen Bedürfnissen und Verhältnissen gemäß. In den Mansarden des Häuschens hatten die Wittwe und ihr Sohn drei kleine Zimmer inne.

Diese Zimmer waren reinlich und luftig; Möbel, welche gleichfalls aus besseren Zeiten stammten, gaben ihnen ein mit dem Aeußeren ihrer Bewohner übereinstimmendes Gepräge, obschon sonst diese mit Perlmutter und Ebenholz eingelegte Commode, dieses Tischchen mit den bronzenen Ziegenfüßen und dieser Spiegel im reichsten Barockrahmen nicht zu den weiß getünchten Wänden und dem Fußboden aus schlechten Tannenbreitern passen wollten.

Die gebotene Beschränkung war den Bewohnern auch eine ungewohnte, denn die Wittwe des gräflich von der Leyen'schen Oberamtmannes war an einen Luxus gewöhnt gewesen, welcher den höheren Beamten des vorigen Jahrhunderts ein nothwendiges Attribut ihrer Würde schien, aber sehr oft ihren Ruin herbeiführte. Der Oberamtmann Hausberg hatte selbst ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen, seine bedeutenden Einkünfte gestatteten ihm, nach Neigung zu leben. Er war gastfrei und kunstliebend, beides Eigenschaften, welche zu den edelsten gehören und das Leben verschönern, wenn sie im Maße bleiben, aber sehr leicht auch, ihrer edeleren Abstammung vergessend, als gefährliche Prunksucht sich entfalten können. Das gastfreie Haus lockte und fesselte viele werthe Freunde und bedeutende Menschen, aber auch eine große Anzahl von Glücksrittern und gewissenlosen Schmarotzern; es war eben sehr schwer, die einmal überschrittenen Grenzen einzuhalten. Das Amt mußte dadurch, daß sein Chef so viel abgezogen war, natürlich Noth leiden, aber der Oberamtmann lebte des guten Glaubens, er habe sich durch seine Leutseligkeit und Freigebigkeit Diener herangezogen, welche bereit seien, für ihn durch's Feuer zu gehen; so überließ er diesen denn weit mehr als billig die Geschäfte seines Amtes. Besonders sein erster Schreiber erfreute sich seines unbedingten Vertrauens, und dieser, ein in allen Ränken erfahrener Mann, wußte den Schwächen seines Vorgesetzten so sehr zu schmeicheln, daß er denselben bald vollständig vertrat; der Oberamtmann hieß ungeprüft Alles gut, was sein Schreiber anzuordnen für nützlich fand, er sollte zu seinem namenlosen Schrecken, zu seinem unheilbaren Schaden bald genug erfahren, wie sehr übel er gethan, so rückhaltslos zu vertrauen. Eines Morgens war der Schreiber verschwunden und nach seinem Weggange entdeckte sich das ungeheuere Deficit, welches dieser gemacht. Der ränkevolle Mann hatte es verstanden, schon seit Jahren große Summen dem gräflichen Oberamt zu entwenden und sie im Ausland unter falschem Namen zu bergen. Der Oberamtmann war verantwortlich für den von ihm angestellten Schreiber; er opferte, um diesen Schaden zu decken, sein und seiner Frau ganzes Vermögen; ja diese entwendete Summe war so groß, daß, um sie vollständig zu ersetzen, der Familie in der Folge die größte Sparsamkeit geboten war, ein Gebot, welchem die Oberamtmännin auch im weitesten Maße nachkam.

Der Oberamtmann empfand den Verlust seines Vermögens, das Aufgeben der gewohnten splendideren Lebensführung empfindlicher noch für seine Frau und Tochter als für sich selbst, besonders um der Letzteren willen, welche im Luxus ihr eigentliches Lebenselement gefunden hatte und eigentlich der Mutter fremder stand als dem Vater. Aus dem heiteren, sorglosen Lebemann war mit einemmal ein düsterer Hypochonder geworden, dessen einziges Streben, die ganze Kraft seiner Seele sich darauf gerichtet hatte, den erlittenen Schaden wieder einzubringen.

Das einstmals so belebte Haus war still und verödet, wahre und falsche Freunde hielten sich, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, entfernt. Der Oberamtmann empfand diese Vereinsamung schwerer als er gestehen wollte und er begrüßte daher einen der Gastfreunde besserer Tage, als dieser unvermuthet sich einfand, mit weit mehr Herzlichkeit als dieses früher der Fall gewesen und als dieser auch in der That verdiente.

Capitain Feilring, wie sich derselbe nannte, war eine in jeder Hinsicht zweideutige Persönlichkeit, aber er war gewandt und geschmeidig, hatte im Dienste der ostindischen Compagnie große Reisen gemacht und wußte gut davon zu erzählen — eine Eigenschaft, die ihn auch noch anderen Kreisen als dem gastfreien Oberamtmannshause an der Blies schätzbar gemacht hätten.

Diesesmal war es aber besonders eine Seite seiner Erzählungen, welche für den Oberamtmann von großem Reiz war, und zwar waren es die Berichte über die fabelhaften Reichthümer, welche Kaufleute, Beamte und Private erlangt hatten, indem sie sich bei einer oder der anderen der ostindischen Handelsspeculationen betheiligt hatten. Nach den Aussagen des Capitains waren alle diese Speculationen und Associationen von entschiedenstem Erfolg gekrönt gewesen.

Es war eine fein angelegte Schlinge, die der Capitain dem in solchen Dingen vollkommen unwissenden und unerfahrenen Oberamtmann vor die Füße warf, und der Arglose, Hastige trat hinein; er hatte ja keine Ahnung davon, daß der Capitain der gewissenlose Agent einer Handelsassociation war, welche in London und Amsterdam längst allen Credit verloren und sich nur durch verwerfliche Mittel noch aufrecht hielt.

Der Wunsch, den Schaden mit einem Male zu ersetzen, das verlorene Vermögen wieder einzubringen, brachte den Oberamtmann zu einem verzweifelten Schritt, er entnahm die geforderte Summe den ihm untergebenen Kassen mit dem festen Vorsatz, an dem zu machenden Gewinn auch diese participiren zu lassen. Der Capitain reiste wieder ab und nun folgten Tage der Höllenqual für die Frau, welche den Gatten unter irgend einer That leiden sah, die ihr unbekannt war. Der

Stunden voll tiefster, grenzenlosester Niedergeschlagenheit folgten sich bei dem Oberamtmann Momente einer solch' ausschweifenden Hoffnungsseligkeit, welche die arme Frau noch mehr erschreckten, zumal der Zustand ihrer Tochter, die offenbar unter der veränderten Lebensführung litt, ihr gerechte Besorgnisse einflößte. Das junge luxuriöse Mädchen brachte in die veränderten Verhältnisse nicht wie die Mutter den reichen Schatz einer starken Seele, eines frommen Herzens mit; haltlos gab sie sich der Trauer um das Verlorene hin; ihr Leben, welches nicht mehr seine Nahrung von Außen empfing und von Innen nicht besaß, schien ernstlich bedroht, und in letzter Zeit schien auch sie die der Mutter unbegreifliche Hoffnungsfreudigkeit des Vaters zu theilen. Endlich sollte die Frau erfahren, welchen Ursachen dieselbe entstammte, erfahren am entsetzlichsten Tag ihres Lebens. Die Handelscompagnie, deren Agent der Capitain gewesen, hatte den längst erwarteten Bankerott nur in noch weit schmählicherer Weise gemacht, nicht ein Cent fand sich von diesen an die Ufer der Themse gesandten Summen an die Blies wieder zurück. Die Verzweiflung gab dem Oberamtmann die Pistole in die Hand, und seine Frau erfuhr erst von dieser unglückseligen Speculation, als sie an der blutenden, zerschmetterten Leiche des Gatten stand; sie erfuhr es von den bleichen Lippen der Tochter, die nun vollkommen haltlos zusammenbrach und nicht lange den vollständigen Ruin ihres Hauses überlebte.

Die Wittwe war ins Herz getroffen, aber sie nahm alle Kraft ihrer edelen Seele zusammen, sie wollte leben für den Sohn, welchen das Unglück seines Hauses aus den betretenen Bahnen herauswarf. Zu Gunsten der gräflichen Kasse verzichtete sie auf die ihr rechtlich zustehende Pension und entäußerte sich des Letzten, was sie besaß. Dann suchte sie den in Heidelberg studirenden Sohn auf; sie glaubte wie dieser, seine Kenntnisse und Talente würden ihm es leicht machen, seinen Weg zu finden. In Heidelberg fand sich keine Erwerbsquelle für den jungen Mann, so wandten sich Mutter und Sohn nach der neuen aufblühenden Residenz, nach Mannheim; dort, wo so viele Talente und Kräfte ihre Schätzung und Verwerthung fanden, sollte sich ja wohl auch ein Platz für den strebsamen jungen Mann, für die genügsame Mutter finden. Hermann Hausberg versuchte vieles in der fremden Stadt, aber es gelang ihm nichts; er hatte wohl einige frühere Freunde seines Vaters aufgesucht, aber sei es nun, daß diese wirklich keinen ihn fördernden Einfluß hatten, oder wollten sie jeder Beziehung mit dem Sohne des ruinirten Oberamtmannes ausweichen, genug, keiner dieser Besuche hatte einen Erfolg, und Hermann Hausberg empfand es bitter, was es sei, in einer Residenz vollkommen protectionslos dazustehen. Im Suchen und Warten nach einer passenden Beschäftigung hatte das Letzte sich aufgezehrt, und um leben zu können, mußte der junge Mann nun jede gebotene Beschäftigung ergreifen.

Mutter und Sohn waren kaum in ihrer kleinen Wohnung angelangt und der Letztere hatte seine Lieblingsblumen in eine Vase gesetzt, deren Vorderseite auf Porzellan gemalt das äußerst ähnliche Schattenprofil des todten Vaters schmückte, als die Thür sich öffnete, um ein zierliches nicht ohne coquette Prätension gekleidetes Zöfchen einzulassen. Derartige Besuche waren nicht selten, denn die Wittwe machte, um zugleich mit dem Sohne ihr Leben zu erhalten, von einer früher mehr aus Liebhaberei geübten Geschicklichkeit Gebrauch. Sie verstand es vortrefflich, schadhaft gewordene Spitzen auszubessern, und mit Hilfe ihrer Hauswirthin hatte sie die Kundschaft der einen oder der anderen vornehmen Dame oder vielmehr ihrer Kammerjungfer, welche oft selbst den zu verbessernden Schaden verursacht hatte, erlangt. Die Wittwe war in das Nebenzimmer getreten, um das violette Taffetkleid mit einem bescheidenen Hauskleide zu vertauschen, so empfing denn Hermann das Zöfchen, welches ziemlich ungenirt eingetreten war, und indem er der Kleinen einen Sitz bot, bat er sie, warten zu wollen, bis seine Mutter kommen würde. Das Mädchen breitete sorgfältig den bunten, glänzend geglätteten Zitz ihres faltenbesetzten Röckchens über dem Stuhle aus und indem sie mit der Hand über die niedliche schwarze Taffetschürze strich und das zierliche Häubchen mit den kirschrothen Bändern zurecht rückte, sagte sie mit weit mehr Befangenheit, als sie beim Eintritt gezeigt hatte: „Ach lassen Sie die Mutter nur sein, ich will nichts von ihr, ich komme zu Ihnen."

„Zu mir?" fragte der junge Mann lächelnd.

„Nun, sind Sie denn nicht der Schreiber, der so schöne Briefe schreiben und auch noch Rosen und Vergißmeinnicht darum malen kann? Die Hanne, die bei der Baronin Gleichen dient, hat es mir ja gesagt."

„Ah, Sie wollen einen Brief geschrieben haben?"

„Wissen Sie, ich kann recht gut schreiben," sagte die Kleine und hob ihr Stumpfnäschen in die Höhe, „aber — aber — wissen Sie, wenn man so viel mit der Toilette einer großen Dame zu thun hat, dann stehen Einem die Finger nicht mehr darnach; ich bin Garderobemädchen bei der Gräfin Roccaferra."

„So," sprach der junge Mann gedehnt, welcher sich diesen Namen mit oft nicht zu schmeichelhaften Benennungen verbunden gehört zu haben wohl erinnerte.

„Nun sehen Sie," plauderte das Mädchen, „ich bin aus einem Orte mit dem Anton, dem Reitknecht, der bei dem Grafen von Oberndorff dient, und wir wollten uns auch heirathen. Aber da ist so ein schlechtes Ding dazwischen gekommen, eine Putzmacherin, und sie ist noch dazu so häßlich wie eine Nachteule, und die ist mit meinem Anton tanzen gegangen, und da sollen Sie ihm schreiben, daß das schlecht wäre und daß die Putzmacherin falsch sei, und ich hätte ihn so lieb und ich wollt' sterben, wenn er mich verlassen würde, und — und ich hätte mir auch schon 120 fl. gespart und —" aber weiter kam die arme Kleine nicht, welcher die Untreue ihres Anton und die Schlechtigkeit der Putzmacherin einen Strom von Thränen entlockten. Nur das konnte sie noch mühsam hervorstammeln, daß sie gerne einen Gulden für den Brief zahlen wollte, wenn er recht rührend sei, und daß zwei gemalte brennende Herzen in einem Vergißmeinnichtkranz ein nothwendiges Attribut sein müßten.

Hermann versprach lächelnd sein Möglichstes zu thun; zum ersten Male war ihm ein solcher Auftrag nicht so unsäglich widerwärtig, die zierliche Erscheinung und die Ausbrüche ihres kindischen Schmerzes, welchen das Product seiner Feder bannen sollte, hatten zugleich etwas Komisches und Rührendes. Er versprach der Kleinen den Brief auf die nächste Mittagsstunde, wo ihre Herrin Siesta hielt, zu besorgen, und die kleine Zofe trocknete eilig ihre Thränen, rückte vor dem Spiegel Häubchen und Halstuch wieder zurecht und verabschiedete sich mit dem Versprechen, falls der Brief den gewünschten Erfolg haben sollte, dem Schreiber ihre Protection zukommen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem modernen Paris.

(Fortsetzung.)

„Ach!“ rief Jacques, als er den Fuß auf die Erde setzte, „wir sind hier im Paris Balzac's; ich erkenne es.“

„Ja wohl“, bemerkte der Andere. „Die Straße hier ist die Rue Vivienne, die glänzendste und lebhafteste. Hier ist Paris mit seinen Wundern und seiner Fieberhast. Der topographische Mittelpunkt der Stadt ist die Place du Chatelet, das wahre Centrum hingegen ist hier. Jede Secunde, welche die Uhr der Börse markirt, zählt die Pulsschläge vom Herzen Europa's. Hier, in dem wirren Durcheinander von Stimmen, hallen die fernsten Echos zweier Welten wieder und zeigen sich die leisesten Schwankungen ihres Gleichgewichtes. Hier an dem einen Ende Palais Royal, Louvre und Tuilerieen, am anderen der Boulevard. Wenn man von diesem Mittelpunkte aus einen Cirkel beschreibt, umspannt man zehn Theater: das Vaudeville, das Théâtre français, das Theater des Palais Royal, die Variétés, die italienische Oper, die große Oper, die Bouffes, die komische Oper und das Gymnase. Das Gebäude dort, dessen beide Facaden wir sehen, ist die berühmte Bibliothek, die in ihren Katalogen alle Literaturen umfaßt, wie der Louvre alle Malerschulen in sich begreift. Da“, fuhr Michel fort, indem er den Arm ausstreckte, „hast Du die ganze Welt unter Deiner Hand. Hier athmest Du die Wissenschaft in der Luft, hier trägt die Stimme der großen Stadt das Gesumme und Gesurr des socialen Lebens an Dein Ohr. Jede Boutique, die Deine Blicke auf sich lenkt, ist eine specielle und gewählte Ausstellung. Hier Dampfmaschinen, Kunstgegenstände, Alterthum und Mode; dort Buchladen, Museum der Gastronomie, Blumenmagazin, Gemälde, Kupferstiche, Bronzen, Photographieen aller möglichen Notabilitäten; in diesem Kiosk hundert Journale; vor Dir Post und Telegraphen; da Hotels, Clubs, Cafés, Passagen. Mit dem Gold, welches wir nicht haben, kann man sich hier das Leben organisiren, und in dieser ungeheueren, Tag und Nacht arbeitenden Werkstatt kannst Du, ruhig inmitten seiner Tausende von rastlosen Rädern, die Ordnung und Harmonie eines Bienenstockes beobachten.“

Nach einer langen, bei jedem Schritte unterbrochenen Promenade traten Jacques und sein Cicerone in einem Restaurant des Palais Royal ein, wo sie, zu zwei Franken pro Kopf, wie Fürsten bei den Klängen der im Garten spielenden Musik dinirten.

„Du scheinst über den Luxus dieser immensen Etablissements erstaunt,“ nahm Michel wieder das Wort; „man muß dann und wann einmal hier speisen, aber diese Diners hier gleichen den sogenannten „geschmierten“ Weinen, die angenehm auf die Zunge fallen, aber einen bitteren Geschmack zurücklassen. Jetzt sollten wir noch eine Tasse Kaffee trinken, und da ein Mal noch keine Regel ist, gehen wir nach der Rotonde.“

Sie zündeten sich eine Cigarre an und setzten sich in den Garten. Jacques betrachtete die großen Flügel des Palastes, die ihn mit ihren Flammenlinien von vier Seiten einschlossen.

„Die Cigarren“, sprach Michel, „bilden eine thörichte und verderbliche Ausgabe, abgesehen davon, daß eine gute Pfeife viel mehr werth ist. Das nächste Mal gehen wir in ein Café der Galerie Orleans, wo die kleine Tasse anstatt acht blos sieben Sous kostet. Diese Ersparniß scheint kindisch zu sein, wenn indeß die Tasse sieben Sous kostet, so giebt man einen Sous Trinkgeld, kostet sie acht, so muß man mindestens zwei Sous dem Kellner spenden, und zwei Sous täglich macht in unserem Budget sechsunddreißig Franken, d. h. eine ungeheuere Summe, jährlich. Hier hast Du das Programm der verschiedenen Theater; folge jetzt dem Zuge Deines Herzens.“

Jacques durchlief rasch die Liste der heutigen Theatervorstellungen und schlug, vom Titel des angekündigten Stückes gereizt, vor, nach dem Vaudeville zu gehen, wo „Der Roman eines armen jungen Mannes“ gegeben wurde.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge machte vor den noch nicht geöffneten Schranken Queue. Michel schloß sich diesen Wartenden indeß nicht an, sondern führte seinen Freund nach einer Wohnstube der Rue des Filles-St.-Thomas. Hier wandte er sich an einen in der Ecke sitzenden Mann. „Zwei Solitaires,“ sagte er. — „Zwei Franken fünfzig,“ antwortete kurz der Fremde.“ — „Es ist heute sehr warm.“ — „Zwei Franken,“ sprach der Andere. — „Ich klatsche auf meine Rechnung und Gefahr,“ versetzte Michel, „und wir sind ja alte Geschäftsfreunde.“ — „Nun, weil Sie es sind, ein Franken fünfzig und ein Glas Cognac.“ — „Da haben Sie zusammen fünf und dreißig Sous.“

Zehn Minuten darauf befanden sie sich in einem finsteren Corridor, der nach dem Zuschauerraume des Theaters führte; vor ihnen bewegte sich eine Reihe seltsamer Menschen wie eine disciplinirte Truppe, welche einem bestimmten Commando gehorcht.

„Was sind das für Leute?“ frug Jacques.

„Poetisch gesprochen die Römer, in Prosa die Ritter vom Kronleuchter, mit dem technischen Ausdrucke die Claque, eine literarische Institution . . . Setzen wir uns hier links in die Ecke; wir haben da einen prächtigen Platz zum Sehen und Hören.“

Das Haus war noch leer, die Lichter des Kronleuchters noch gedämpft. Das Gemurmel der im Parterre zusammengedrängten Menschen weckte allein das Echo des düsteren Raumes.

„Die Claque“, begann Michel wieder, „ist eine bezahlte und eine unbezahlte. Wir zwei z. B. sind Solitaires, d. h. einmal eingelassen, können wir thun und lassen, was wir wollen, ganz wie das Publicum, welches seinen Platz voll bezahlt hat, vorausgesetzt, daß wir überhaupt klatschen. Dafür, Freund, haben wir nicht zwei Stunden lang in den Schranken Queue machen müssen, haben uns die besten Plätze aussuchen können und nur fünf und dreißig Sous anstatt vier Franken bezahlt . . . . Ein ander Mal besuchen wir die große Oper — als Figuranten, costümiren uns als Bogenschütz oder Bandit und sehen die Welt der Coulissen und das innere Getriebe der Bühne.“

„Ich bin dazu jeder Zeit bereit,“ sagte Jacques erfreut. „Du bist ein kostbarer Mensch!“

„Mein Freund,“ entgegnete Michel, „die Reichen machen es nicht anders als wir. Haben wir ein etwas gemeines Mittel gebraucht, um uns zu billigem Preise ein paar Theaterbillets zu verschaffen, so benutzen jene dagegen ihre Stellung, ihren Einfluß, ihre Connexionen, um auf die eine oder die andere Weise wohlfeile Logen zu erlangen. Es sind eben aristokratische Solitaires, das der ganze Unterschied. Die Millionäre von heute sind nicht mehr die Millionäre von ehedem; das Geld hat die Hälfte seines Werthes verloren und die Bedürfnisse haben sich verdoppelt. Vor dreißig Jahren noch konnte man mit einer Million Franken Vermögen Equipage halten und eine Loge in der großen Oper haben; heut zu Tage muß man zu solchem Aufwande hunderttausend Franken Rente und mehr besitzen. Unsere Väter amusirten sich im Quartier latin mit jährlichen zwölfhundert Franken, wir müssen mindestens dreitausend haben und dürfen dabei noch nicht auch nur die allergeringste Extravaganz begehen. Ein Millionär, der Ende des Jahres sein Budget aufstellt, ist, wenn sonst alle Bedingungen gleich sind, schließlich mehr genirt als wir. Um seinen Haushalt auf dem gewohnten Fuße zu erhalten, muß er zu ähnlichen ökonomischen Kniffen und Combinationen seine Zuflucht nehmen wie wir. Er hat seinen Wagen, wir den Omnibus. Wir haben unseren warmen Winterpaletot, er hat zehn, aber er trägt nur einen auf einmal. Er muß ein Haus machen, die Toilette seiner Frau bezahlen, seine Töchter aussteuern, kurz, wenn man die Sache ein wenig von höherem Standpunkte betrachtet, hat er nichts vor uns voraus, sondern lebt ganz genau wie wir. Freilich sitzt er in seiner Prosceniumsloge, wir sitzen nur im Parterre, aber wir sehen das Stück besser als er, wir haben jedenfalls mit besserem Appetite gespeist und werden sonder Zweifel ruhiger schlafen. — Doch sieh, das Haus beginnt sich zu füllen.“

In wenigen Augenblicken war der Zuschauerraum besetzt vom Parterre bis zum Paradiese und in Licht gebadet. Die Musiker stimmten ihre Instrumente, die drei Glockenschläge ertönten und unter tiefem Schweigen der Zuschauer hob sich der Vorhang.

Während der Zwischenacte ging die Unterhaltung der beiden Freunde lebhaft fort, und als das Schauspiel aus war, frug Jacques, was nun vorzunehmen sei.

„Ich habe zwei Billets für die Closerie des Lilas, die ich diesen Morgen bekommen habe,“ erwiderte Michel. „Dort werden wir meine Freunde treffen und Du wirst Bekanntschaften anknüpfen können. Also auf und dahin; der Weg ist weit.“

„Wahrhaftig,“ sagte Jacques, während sie dem neuen Ziele zuwanderten, „ich hätte nimmermehr geglaubt, daß man sich in Paris das Amusement so leicht verschaffen könne.“

„O, Paris,“ rief Michel pathetisch aus, „o Paris! du großes Babylon, du heilige und freie Stadt, die du dem intelligenten Paria, der dir seinen Kopf entgegenbringt, um deinen Riesenofen zu nähren, nun und nimmermehr deine Gastfreundschaft versagst! Ja, Jacques, Paris absorbirt uns, aber wie inhaltreich sind seine Stunden! Morgen hast Du ein ganzes gutes Provinzjahr gelebt. In Paris lebt man nicht Jahre, sondern Jahrhunderte und alle Saiten der menschlichen Claviatur schwingen harmonisch zusammen.“

„Ja, wenn man seine Jugend nicht wie der blinde Gaul am Rade verbringt.“

„Still jetzt, hier öffnet sich Dir das goldene Zeitalter; hier ist Bullier, hier wird getanzt.“

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der Präsident der Royal Geographical Society in London, Sir Roderick Murchison, hat einen aus Zanzibar vom 4. Februar datirten Brief von Dr. Kirk erhalten, welcher die von der zurückgekehrten Livingstone-Entdeckungs-Expedition mitgebrachten Nachrichten vollinhaltlich bestätigt. Der lange erwartete arabische Bote Banduki war am 4. Februar endlich in Zanzibar mit Briefen und Depeschen von Livingstone eingetroffen. Livingstone hatte in der That, wie es der Führer der Livingstone-Entdeckungs-Expedition, Mr. Hauny, vermuthet hatte, die Route entlang der Südküste vom Nyassa-See eingeschlagen. Der berühmte Reisende war nordwärts vorgedrungen, hatte eine große Strecke westlich vom See zurückgelegt und war im Verlaufe seiner Reise in Lobsia, einer früher dichtbevölkerten, nunmehr aber fast verlassenen Stadt, eingetroffen. In dieser hochgelegenen Gegend, welche mit feuchten wildlosen Wäldern bedeckt ist, hatte die Gesellschaft sehr vom Hunger zu leiden. Als sie sich aber der Südspitze des Tanganyika-Sees näherte, fand sie im Wembalande in Mtuka Ueberfluß von Vieh und Nahrungsmitteln und war im Stande, sich zu erholen. Hier war es, wo Livingstone mit der Handelscaravane aus Zanzibar zusammentraf und dem Araber Banduki Briefe einhändigte, welche der Letztere erst nach zwölf Monaten übergeben konnte. Dies ist der Inhalt des kurzen, übrigens nicht ganz klaren Auszuges aus dem Briefe des Dr. Kirk, welchen Murchison der „Times“ mittheilt. Der Brief Kirk's wird im Wortlaute erst am 27. d. in der nächsten Versammlung der Royal Geographical Society mitgetheilt werden.

— Von den Halligen an der Westküste Schleswigs kommen betrübende Nachrichten über die immer rascher sich vollziehende Auflösung dieser Eilande. Die Bewohner der Hallig Gröde z. B. haben, wie man der „N. Z.“ schreibt, den Beschluß fassen müssen, für den bevorstehenden Sommer in jeder Haushaltung eine Kuh weniger zu halten, da die außerordentliche Verminderung des Areals eine Ernährung der bisher gehaltenen Viehzahl nicht mehr gestattet. Der Abbruch hat namentlich im verflossenen Winter in Folge der Stürme und Ueberfluthungen und der durch den Frost bewirkten Mürbigkeit des Halligenrandes einen erschreckenden Umfang angenommen. Die zu einer kirchlichen Gemeinde vereinigten drei Halligen Gröde, Habel und Appelland betrugen im Jahr 1713 noch 1000 Steuertonnen, wogegen ihre jetzige Größe nur zu 579 Steuertonnen angegeben wird.

— Die Stadt Paris hat an den Quellen der Seine ein Monument errichten lassen. Diese Quellen, sechs an der Zahl, befinden sich in einem engen, waldigen Thale an der Cote d'or, etwa anderthalb Meilen von der Station Verrey-sous-Salmaise auf der Lyoner Eisenbahn. Die Veranlassung dazu war das Vorhandensein von Ueberresten eines gallo-römischen Tempels an diesem Orte. Das neue Monument ist aber keine Herstellung oder Nachahmung des alten. Man hat die sechs Quellen vereinigt und sie fließen nun aus einer künstlichen Grotte in ein Bassin. Ueber ihrem Ausflusse ruht auf einem Sockel die Statue einer Quellennymphe.

— Im „Siecle“ macht Hr. Camille Flammarion aufmerksam darauf, daß in der neuesten Zeit die Sonne eine ungewöhnliche Anzahl von Flecken und solche von außerordentlicher Größe zeige. Einer dieser Flecken, schreibt er, ist so groß, daß die ganze Erdkugel hineinfallen könnte, wie ein Stein in einen Brunnen, ein zweiter kleinerer ist immer noch dem Durchmesser der Erdkugel gleich. Hr. Flammarion bemerkt dazu, daß Arago und vor ihm Herschel den eigenthümlichen Einfall hatten, den Jahrespreis des Korns mit den gleichzeitigen Sonnenflecken zu vergleichen, und bei einer 25jährigen Beobachtung gefunden hätten, daß der Preis des Korns um so höher sei, als die Sonne mehr Flecken zeige.

— Die in England angestellten vielfachen Versuche mit allen möglichen Apparaten zur Herstellung einer leichten und sicheren Communication zwischen Eisenbahnpassagieren und Schaffnern haben hier schließlich zu dem Ergebniß geführt, daß die elektrische Verbindung als zu complicirt wohl schwerlich sich allgemein empfehlen dürfte. Dagegen findet eine Verbesserung des auch stellenweise in Deutschland angewandten Leinenapparates viel Beifall. Die über den Zug hingehende Leine ist vorn mit der Locomotive und hinten am Ende mit einer Glocke im Schaffnercoupé verbunden, an allen Thüren der Waggons befinden sich Züge und sobald Glocke und Pfeife durch dieselben gerührt werden, wird außerhalb durch einen Zeiger der Ort bezeichnet, wo das Signal gegeben wurde.

— Ueber die seit etwa fünf Jahren in Rußland wirkende Bibelgesellschaft berichtet man der Schl. Ztg.: „Die Gesellschaft verbreitet das Neue Testament in russischer (nicht kirchenslavischer) Sprache zu sehr billigen Preisen. Das alte Testament kann deshalb noch nicht mitgedruckt werden, weil wir noch immer keine von der höchsten geistlichen Behörde mit dem Imprimatur versehene Uebersetzung haben. Der Druck geistlicher Schriften in neurussischer Sprache (im Gegensatze zur Kirchensprache wird sie auch wohl die bürgerliche genannt) ist ein mächtiger Fortschritt und würde vor wenigen Jahren noch unerhört gewesen sein. Seit dem Beginne ihrer Thätigkeit hat diese kleine, fast nur aus echten Russen bestehende Gesellschaft etwa 50,000 neue Testamente verbreitet; freilich keine große Zahl und doch groß, wenn man berücksichtigt, daß es im Volke doch nur wenige des Lesens Kundige giebt.“

— Die zur Abgabe eines Gutachtens über den Wiederaufbau des Frankfurter Kaiserdoms berufenen drei Dombaumeister haben sich übereinstimmend für den Ausbau des Thurms nach dem ursprünglichen Plan ausgesprochen. Darnach würde der Thurm einen Helm in der Gestalt der deutschen Kaiserkrone erhalten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 47.

* Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Eigenthümliche Empfindungen waren es, die das Herz des jungen Mannes erfüllten, als das Mädchen sich entfernt hatte; sie riefen ihm das Bild eines Mädchens vor die Seele, die seinem Herzen schon seit früher Kindheit theuer und nun wohl auch an seine Untreue glauben mußte. Charlotte war seine Jugendgespielin gewesen und schon frühe hatten die beiderseitigen Eltern diese wachsende Neigung gebilligt und befördert; er und Charlotte hatten sich das feierliche Gelöbniß für's Leben vor Hermann's Abgang zur Universität gegeben, zu einer Zeit, da das Leben ihnen nur lachend erschienen war; dann aber war das Schicksal so entsetzensvoll in das Haus des Oberamtmannes eingekehrt. Aber trotz des Harten, was den Geliebten betroffen, Charlotte hatte ihm in den trübsten Tagen das Gelöbniß ihrer Treue erneuert und nun — — Charlotte war schon vor Jahren Waise geworden; sie lebte bei einer Muhme, die zugleich ihre Vormünderin war, und diese Muhme, welche überall und am meisten in ihren eigenen Augen als besonders lebens- und weltklug galt, dagegen wenig von den Anforderungen des Herzens behelligt wurde, hatte in den letzten Wochen an Hermann geschrieben. Es war ein Brief gewesen, an welchem nichts auszusetzen war; er war höflich und gescheidt, sein Inhalt aber war folgender: Die Muhme hatte Kenntniß von Charlottens Verlöbniß mit dem jungen Hausberg, sie war weit entfernt, dem Charakter und dem Werthe des jungen Mannes nahe treten zu wollen, und weil sie diesen Werth erkenne, so wende sie sich an seine Billigkeit und an sein Ehrgefühl und frage, ob ihm dieses gestatte, unter den veränderten Verhältnissen, bei seinen zweifelhaften Aussichten Charlottens Geschick noch an das seine zu binden. Die Dame verhehlte ihm nicht, daß ihre Nichte mit romantischer Innigkeit noch an dem jungen Manne hänge, welchen sie sich in seinen veränderten Verhältnissen nicht vorzustellen vermöge, aber sie frage, ob Hermann nicht im freiwilligen Aufgeben dieses aussichtslosen Verlöbnisses der Geliebten einen stärkeren Beweis seiner Liebe gebe, als indem er die Jugend derselben an sich fessele und zerstöre. „Beherzigen Sie meine Worte," schloß dieser Brief, „und ich bin überzeugt, daß Sie das Richtige und Nothwendige finden und ergreifen werden; für Sie selbst kann es nur von guten Folgen sein; denn Sie sind ungehemmt und ungehindert."

Dieser Brief traf Hermann in einer trüben, muthlosen Stunde und er hatte den gewünschten Erfolg. Hermann gab in Rücksicht auf seine Lage blutenden Herzens, mit knirschendem Grimm, aber in ruhiger Fassung der Geliebten das einstige ihn so beseligende Treuversprechen zurück. Hatte er zu hoffen gewagt, daß Charlotte dieses Opfer nicht annehmen würde? er gestand es sich selbst nicht ein, aber einen Abschied hatte er erwartet, das letzte, letzte Liebeszeichen; doch auch dieses blieb aus. Charlotte, die gebildete Charlotte, ließ es sich nicht so viele Mühe kosten, als die kleine, des Schreibens unkundige Zofe, den Geliebten wieder zu sich zurückzuführen.

So mit seinen Gedanken beschäftigt, nahm er ein Blatt Papier vor; er dachte sich Charlotten, das was er so gerne von ihr gehört hätte, und unwillkürlich schrieb er es nieder für die kleine Zofe. Halb erschreckt zerriß er das Blatt wieder; aber der Ton war gefunden, wenn er auch gerade keine so hohen Accorde forderte. Die Kleine, als sie am anderen Tage wieder kam und in Charakteren, welche ihrer behaupteten Schreibekunst kein sehr günstiges Zeugniß ausstellten, ihren Namen darunter malte, konnte mit dem Briefe vollständig zufrieden sein. Sie entfernte sich mit den Versicherungen, dem Schreiber dankbar sein zu wollen wo und wie sie könne, denn Hermann hatte den angebotenen Gulden nicht angenommen, sondern diesen galant der Spenderin desselben zu einem neuen Haubenbande, wie er sagte, wenn sie mit ihrem Galan wieder zum Tanze gehen würde, überlassen.

Es war, nachdem das hoffnungsfreudige Mädchen mit ihrem Briefe das Zimmer verlassen, eine selten heitere Stimmung über den jungen Mann gekommen und er schickte sich an, ein Stündchen seiner Lieblingsbeschäftigung zu widmen. Er nahm den Farbenkasten und Stift und bald waren die Umrisse des gestern gepflückten Straußes, der in der Vase mit des Vaters Silhouette sich so frisch erhielt, meisterhaft und leicht auf das Papier geworfen. Diese anziehende Beschäftigung nahm ihn so sehr in Anspruch, daß ihm unvermerkt Stunde um Stunde bei derselben verrann. Er konnte es sich nicht versagen, hier diese zierliche Dolde in ihren matten Farben auszuführen und, um den Effect zu erhöhen, dieses Büschel Ehrenpreis, diese rothe Steinnelke daneben fertig auszumalen. Hier war ein blühender Kleestengel aus der fast übervollen Vase heraus geglitten und hing über die goldenen Arabesken derselben herab, auch diesen noch und dann — aber es war ihm nicht möglich sich loszureißen, das Bouquet mußte fertig sein und, damit es nicht haltlos in der Luft zu schweben schien, auch die Vase. Es war ein reizendes Bildchen, als es fertig war, aber es dämmerte auch bereits stark trotz des langen Sommertages. Hermann fand immer in dieser Beschäftigung mit seinen Lieblingen, mit ihrer Nachbildung seine oft gestörte Seelenmuße wieder; es waren seine guten Blumengeister, die ihn zu trösten und zu umschmeicheln kamen, wie seine Mutter zu sagen pflegte. Auch dieses Mal brachten sie ihm wenigstens für den Abend eine heitere Stimmung; doch sollte schon der andere Morgen ihn daran erinnern, daß es ein Zuviel gewesen. Ehe er am Morgen auf das Büreau des Advocaten, wo er gewöhnlich arbeitete, sich begeben, wurde ihm ein kurzes Billet desselben gebracht, worin sein bisheriger Arbeitgeber ihm mittheilte, daß er über den von ihm seit einiger Zeit versehenen Schreiberposten anderweitig verfügt habe und glaube, dadurch dem Wunsche des Monsieur Hausberg, der ja gestern Nachmittag schon weggeblieben sei, zuvor zu kommen.

Es war eine bittere, empfindliche Lehre für Hermann, um so empfindlicher, da er sich sagen mußte, daß durch ein Nachgeben an eine liebe Beschäftigung er die nothwendige verscherzt habe; aber zu dem übermüthigen, kalten Advocaten hinzugehen, ihn um der alten Mutter willen um nochmalige Ueberlassung

Digitized by Google

dieser Stelle zu bitten, das ertrug sein Stolz nicht. „Lieber zu des Kurfürsten Prunkbauten Steine tragen,“ rief er grimmig, „als von diesem harten Menschen eine Gunst erbetteln.“ Aber was jetzt? er mußte arbeiten, um für die nächsten Tage Brod zu gewinnen. Mit entsetzlichem Schmerz in der Seele sah er die alternde Mutter mit der Brille über ihre mühsame und doch so wenig lohnende Arbeit gebückt; sollte er, der Junge, Kräftige das Brod essen müssen, welches sie verdiente? „Arbeit! Arbeit! und wäre es die niedrigste,“ rief es in ihm, „ich nehme eine jede an.“

Er nahm seinen Hut, um zu gehen, aber unter der Thür stieß er fast mit dem Zöschen der Gräfin Roccaferra zusammen. Er war nicht in der Laune, auf das Geschwätz des hübschen Kindes zu hören; aber die Kleine ließ ihn nicht los. „Sie werden doch nicht gehen wollen?“ sagte sie, „denn ich komme, mich bei Ihnen zu bedanken.“ Dabei blickten die hellen blauen Augen den jungen Mann so strahlend an, daß es diesem war, als bücke er sich wieder auf der Wiese nach einem unbemerkten Blümchen, das nur vom Volksmunde seinen schlichten Namen erhalten.

„So hat der Brief seine Wirkung gethan?“ fragte er zerstreut.

„O und wie! Der Anton hat geweint und wir haben uns jetzt lieber als zuvor. Das von den hundert und zwanzig Gulden haben Sie vergessen gehabt, aber es schadete nichts, ich hab' es dem Anton gesagt und er ist guter Leute Kind; wir können auf Weihnachten schon heirathen.“

„Das freut mich.“

„Nun, Sie sehen nicht gerade so aus, als ob Sie sich arg freuten. Aber Sie kennen ja auch den Anton nicht; ein so sauberer Mensch und so brav.“

„Ich glaub's gerne.“

„Und sehen Sie, Undankbarkeit, hat schon meine Großmutter gesagt, ist zwar der Welt Lohn, aber wir sollen nicht von dieser Welt sein. Wenn ich's auch nicht so recht verstehe, undankbar möchte ich doch nicht sein. Sie haben mir einen schönen Brief geschrieben und den Gulden auch nicht abgenommen; da hab' ich mir gedacht, wenn ich nur auch etwas für Sie thun könnte, und sehen Sie, als wenn Gott es so gewollt hätte, entzweit sich gestern Abend die Gräfin Excellenz mit ihrem Secretär, und heute Morgen packt der stolze Herr, der mir auch nie nur einen Blick geschenkt hat, seinen Koffer. Da hab' ich gedacht, wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ich denke, es muß ein schönes Pöstchen sein, Secretär bei ihrer Excellenz, denn der heute Abziehende war ein flotter Herr; gehen Sie nur hin und melden Sie sich, ich weiß, wie schön Sie schreiben können.“

„Und darf ich mich auf Ihre Empfehlung berufen, mein hübsches Kind?“

„Gott bewahre mich! Sie brauchen ja nur zu sagen, eine gute Freundin hab' es Ihnen gesagt, und wenn man ein so präsentabeler Mensch ist wie Sie —“ Die Kleine vollendete ihren Satz nicht, aber der Blick, welchen sie über die stattliche Gestalt des einstigen Studenten gleiten ließ, hätte den wieder in die Banden seiner Schönen geschlagenen Anton nicht mit Unrecht eifersüchtig werden lassen können.

„Sei es!“ rief Hermann nach dem Weggang des Mädchens. „Ich habe mir geschworen, jede Arbeit zu ergreifen, so will ich denn auch vor dieser nicht zurückscheuen, der Diener eines üppigen Weibes zu sein. Steht mir bei, gute Sterne!“

II.

Schwetzingen war eine neue Schöpfung Karl Theodor's. Die Gärten von Versailles, so lag es in dem Plane, sollten noch überboten werden durch künstliche und phantastische Bauwerke und Spielereien. Schwetzingen wurde angelegt ganz im Geschmack der damaligen Zeit, aber sein feiner Geschmack und seine fast schrankenlose Freigebigkeit hatten den Kurfürsten Männer finden lassen, welche sich ihrer Obliegenheit mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen und Kunstsinn unterzogen. Der Franzose Pigage und der Niederländer Ritter van Verschaffelt waren die Männer dazu, etwas zu schaffen, was den Anforderungen und Moden der Zeit entsprach und zugleich den Gesetzen des Schönen Rechnung trug.

Der Kurfürst hatte dieses alte Jagdschloß zur Sommerresidenz erwählt. Den Bedürfnissen des Hofes der siebzehnhundertundsechziger Jahre aber genügte nicht mehr, was man vor hundert Jahren als noch vollkommen hinreichend erfunden hatte; es wurden zwei Flügel an das alte Schloß angebaut, welche Alles enthielten, was die Zeit an Luxus forderte, was ein verfeinerter Kunstsinn wünschte. Den eigentlichen Reiz aber erhielt diese Sommerresidenz durch den prachtvollen Garten, welcher dadurch, daß man die Bäume und Gruppen des alten Jagdparkes geschickt verwendete, nicht das sonst so kahle Ansehen einer neuen Gartenanlage bot.

Wie durch Wunder entstanden diese prachtvollen Partieen, welche noch heute entzücken; denn man kann sich kaum einen schöneren Anblick denken, als wenn sich uns, aus dem Schloßportale kommend, dieser fürstlich heitere Anblick auf die großartig gedachten Anlagen im Vordergrund aufthut. Diese Vasen und Orangenbäume, welche an blühenden Rasenparterres vorbei zu der prächtigen Gruppe des vom Delphin getragenen Arion leiten, über welchen der Wasserstrahl im Regenbogenglanz seiner Millionen fallenden Tropfen thurmhoch in die Höhe steigt, während im Hintergrund Verschaffelts in Sandstein gehauene verwundete Hirsche den Wasserstrahl weit von sich speien, und darüber hinweg, an diesen köstlichen Alleen laubiger Bäume vorbei, über den Spiegel des ruhigen von den Gestalten des Rheines und der Donau behüteten See's gleitet der Blick nach den blauen duftigen Bergen der Pfalz. Der Garten bietet heute den doppelten Zauber seiner alten Cultur und seiner nur selten gestörten Stille; es ist etwas Märchenhaftes, das in seinen laubigen Gängen schlummert, an seinen singenden Wassern träumt. Vor hundert Jahren aber war das anders; das Leben, welches sich in diesem Prachtgarten entfaltete, war ein nothwendiges, es gehörte zu dieser Umgebung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem modernen Paris.

(Schluß.)

Gegen zwei Uhr Morgens kehrten sie in ihre gemeinschaftliche Wohnung heim, lustig wie zwei Soldaten im Felde. Trotz der späten Stunde verspürte Jacques, unter dem aufregenden Einflusse aller der neuen Eindrücke, noch keine Lust zum Schlafen. Er recapitulirte sich die Begebnisse seines ersten Pariser Tages und setzte sich dann an den Schreibtisch.

Am anderen Morgen sah Michel, der zuerst aufgestanden war, die beschriebenen Blätter liegen und las mit einer gewissen Ueberraschung eine geistreiche und humoristische Kritik der gestrigen Vorstellung im Vaudevilletheater. Er begann die Lectüre von Neuem, brachte hier und da ein vergessenes Komma

an, setzte als Unterschrift: „Ein armer junger Mann" darunter, steckte die Blätter in ein Couvert und adressirte dies franco an eines der verbreitetsten Journale.

Beim Frühstück frug Jacques nach seinem Manuscript, nach dem er im ganzen Zimmer vergeblich gesucht hatte.

„Entschuldige, Jacques", sagte Michel; „ich habe es zu mir gesteckt und will mir's als ein Andenken an unseren ersten Abend aufheben. Jetzt aber, mein lieber Freund, laß uns ernstlich besprechen, was geschehen muß, um Dir, mit Jerome Paturot zu sprechen, eine „Stellung in der Gesellschaft" zu verschaffen. In Deinem Interesse habe ich schon die Petites affiches und andere Anzeigeblätter gelesen; an angebotenen Stellen ist kein Mangel, noch weniger aber an Stellesuchenden. Hast Du Dir schon irgend einen Plan gemacht? Hast Du eine Idee, wie Du Dich in Paris situiren willst? Welche Carriere erstrebst Du? Mit Einem Worte, was kannst Du leisten?"

„Als Gehilfe bei einem Notar fungiren."

„Leider ist da kein Platz zu vergeben."

„Ich kann Tagelöhner sein."

„Das ist keine erquickliche Beschäftigung."

„Unterricht geben."

„Du wirst keine Schüler finden."

„Ich bin früher einmal Corrector in einer Buchdruckerei gewesen."

„Land! Land!" jubelte Michel.

Noch am selben Tage stellte sich Jacques in verschiedenen Druckereien der Hauptstadt vor. Man notirte sich seinen Namen und seine Adresse für den Fall einer etwa eintretenden Vacanz, vorläufig jedoch fand er keine Stelle.

Als sie ein paar Tage darauf wieder beim Frühstück saßen, reichte ihm Michel ein Journal und zeigte auf einen Artikel darin. Jacques begann zu lesen und wurde plötzlich leichenblaß, denn da stand ja gedruckt, was er vor einigen Tagen über den „Roman eines armen jungen Mannes" flüchtig auf das Papier geworfen hatte; die Aufregung, die man nur einmal im Leben empfindet, nur wenn man sich zum ersten Male gedruckt sieht, setzte ihn in wahre Fiebergluth.

Auf Michels Rath präsentirte er sich darauf im Büreau der betreffenden Zeitschrift, ließ sich bei dem Redacteur en Chef melden und legitimirte sich als den Verfasser des Artikels. Jener sagte ihm ein paar schmeichelhafte Worte, so daß Jacques den Muth faßte, ihm kurz seine Lage darzulegen. Der Autokrat gab ihm darauf einen Brief an die Druckerei seines Blattes.

„Ich denke, das wird Sie nicht abhalten, weitere Artikel zu schreiben," setzte er lächelnd hinzu; „wenn Sie Talent haben, werden Sie Ihr Ziel schon erreichen."

Wie im Traume verließ Jacques das Cabinet des Redacteurs. Im Augenblick, wo er sich entfernen wollte, rief ihn der Cassirer und überreichte ihm eine Quittung zur Unterschrift. „Vierzig Zeilen à 25 Centimes, zusammen also zehn Franken, die Sie hiermit in Empfang nehmen wollen," sagte er.

„Alles gut und schön," antwortete Michel, als ihm Jacques den Erfolg seines Besuches beim Redacteur erzählte, „trotzdem müssen wir bald eine Correctorstelle finden. Die Literatur ist zwar keine undankbare Laufbahn, aber ehe Du Dir das Handwerk des Journalisten, des Novellisten oder Dramendichters ganz zu eigen gemacht und vor Allem, ehe Du die festen und wohlvertheidigten Pforten der Redactionen, der Herausgeber und Verleger Dir erschlossen haben wirst, da wird noch viel Wasser unter dem Pont des Arts und den anderen Brücken hinweg ins Meer laufen. Wohl hast Du den Fuß im Steigbügel, allein wenn nicht ein merkwürdiger Glücksfall eintritt, auf den zu rechnen thöricht wäre, wirst Du noch Jahre brauchen, ehe Du sicher und elegant im Sattel sitzest."

„Ich mache mir auch keine Illusionen in dieser Beziehung", sagte Jacques bescheiden.

„Mittlerweile kannst Du immer für die literarischen Blätter Artikel schreiben und als Berichterstatter für die Zeitungen fungiren, ich habe jedoch mehr als einmal gehört, daß die journalistische Thätigkeit die reichsten Talente zerstört; Du magst mithin auf Deiner Hut sein, wenn Du in der Literatur einmal etwas Ordentliches leisten willst."

„Das will ich und ich werde tüchtig arbeiten und lernen; von heute an wende ich mein Vermögen auf den Ankauf einer kleinen Bibliothek," versicherte Jacques mit Nachdruck.

„Fängst Du schon an unvernünftig zu werden?" eiferte Michel. „Nennst Du das Deine ökonomische Theorie? Die Benedictiner, und das waren gelehrte Häuser, hatten nur ein paar alte Scharteken, die auf einem Brete zu Häupten ihres Bettes standen. Heute hat man nicht einmal mehr so viel nöthig. Zwei Schritte hier von uns, in der Passage du Commerce, findest Du ein Lesecabinet, aus dem Du für ein Monatsabonnement von drei Franken zwei verschiedene Werke zugleich entlehnen kannst; es ist dies eine wohl versehene Bibliothek, welche sämmtliche der sechzig oder achtzig Autoren enthält, die jeder denkende Franzose im Kopfe haben muß. Alle neuen Werke von Werth und Bedeutung werden angeschafft, so daß Du zu gleicher Zeit immer einen Classiker und einen modernen Schriftsteller auf Deinem Tische haben kannst. Außer dieser Hilfsquelle hast Du die Bibliothek der Rue Richelieu zu Deiner Verfügung, ebenso die Bibliothek Saint-Genevieve, die, wohl zu merken, auch Abends offen bleibt. Alles das verhindert übrigens nicht, daß Du Dir von Zeit zu Zeit eine unumgänglich nöthige Scharteke selbst anschaffen kannst, wenn sich Dir in den Antiquarläden eine vortheilhafte Gelegenheit bietet, immer dürfen dies indeß nur Bücher sein, welche Dir, wie das Werkzeug dem Handwerker, alle Tage dienen. Journale und Zeitschriften hast Du auf dem Café umsonst, die Vorlesungen der Sorbonne sind ebenfalls gratis und der Zugang zu den Museen und Sammlungen ist es desgleichen. Mit diesem Apparat kannst Du Dir Alles aneignen, was Du zum Schriftsteller brauchst. Hinsichtlich der Theater mußt Du wissen, daß im Jahre etwa zehn neue Stücke gegeben werden, die zu sehen sich der Mühe lohnt, und ungefähr dreißig classische Repertoirestücke im Théâtre français; Dein Journal oder Deine Collegen werden Dir höchst wahrscheinlich die erforderlichen Billets geben; so siehst Du denn, daß die Wissenschaft in Paris nicht eben theuer ist. Noch eine Arbeit empfehle ich Dir als vielleicht nutzbringend. Wenn Du die Werke der bedeutenden Autoren studirst, mache Dir Excerpte, schreibe Dir die schönsten Gedanken, Maximen, Reflexionen ab; sehr möglich, daß Du einen Verleger findest, der eine solche Anthologie druckt, denn diese Blüthenlesen und „Lichtstrahlen", welche das Mark eines Autors in einen eleganten kleinen Band zusammendrängen, sind jetzt Mode und finden Absatz."

Jacques konnte nicht umhin, den klaren und praktischen Verstand seines Freundes zu bewundern, der durch die rauhe Schule des Lebens und den täglichen Umgang mit intelligenten jungen Männern, wie Professoren, Advocaten, Aerzten in spe, eine vorzeitige Geistesreife erlangt hatte. Uebrigens liegt in Paris, wie er sagte, das Wissen in der Luft, man zieht es ein bei jedem Athemzuge und studirt, indem man in den Straßen flanirt.

Nach einer Reihe vergeblicher Versuche gelang es Jacques, eine Stelle in einer großen Buchdruckerei zu finden, welche ihn täglich etwa vier bis höchstens fünf Stunden beschäftigte und ihm monatlich seine hundert und fünfzig Franken einbrachte. Um zwei Uhr Nachmittags war er frei zu anderen Arbeiten und zu seinen Lieblingsstudien. Er war ins Leben eingetreten durch die eiserne Pforte, aber er gehörte zu den energischen Naturen, die durch die goldene austreten, denn die Arbeit läßt nie im Stich, am allerwenigsten in Paris.

Jacques ist der Prototyp seiner Klasse; wie er haben viele junge Franzosen ohne Mittel, doch von Talent und Bildung ihren Weg gemacht, eine ganz ähnliche Lebensbahn hat ein großer Theil der französischen Notabilitäten in Kunst und Wissen durchlaufen. Darum hat die kleine Geschichte wohl auch für deutsche Leser ihr Interesse, wie sie zugleich für manchen deutschen Landsmann, welcher sich längere oder kürzere Zeit in Paris

niederzulassen gedenkt, allerhand praktische Winke zur Einrichtung seiner häuslichen Oekonomie enthält.

Mannichfaltiges.

— Eine Luftfahrt so reich an Unfällen und Gefahren, wie sie neulich Jemand in Buenos Ayres zu bestehen hatte, dürfte in der Geschichte des Luftschiffens wohl wenige ihres Gleichen finden. Professor Wells unternahm eine Auffahrt, um die verschiedenen Luftströmungen — Passat und Antipassat — die man als in der heißen Zone in verschiedenen Höhen beständig herrschend annimmt, recht in der Nähe zu studiren. Sein Ballon war mit allem wissenschaftlichen Apparat wohl ausgerüstet und hatte als Reserve noch einen besonderen, mit Gas gefüllten Sack, der mittelst eines dünnen Stranges am Hauptkörper hing. Zur bestimmten Stunde stieg der Ballon prächtig auf und erreichte in weniger als einer Minute die Höhe von 3500 Yards; aber kaum hier angelangt, fiel derselbe in erschreckender Schnelle wieder herab, so schnell, daß der Schiffer durch Auswerfen von Ballast das Fallen nur nothdürftig mäßigen konnte. Der Ballon flog über die Schiffe hin, die hier den La Plata-Strom fortwährend bedecken; die Gondel rannte ab und zu an einen Mast an; endlich über eine freiere Partie des Flusses kommend, ließ Wells den Anker fallen, aber derselbe erreichte den Grund nicht, sondern ging sprungweise auf der Wasserfläche fort. Nun warf der Professor allen Ballast aus und stieg rasch wieder bis zur Höhe von 3000 Yards empor. Indeß die Sonne war am Untergehen, das Gas des Ballons verdichtete sich in der kühlen Oberluft und der Ballon sank wieder gegen den Fluß. Nunmehr opferte der Schiffer den Anker, um seine Beobachtungen nicht aufgeben zu müssen. Das dadurch erleichterte Fahrzeug stieg zur früheren Höhe, aber nur um ebenso schnell wieder zu sinken. Der Professor wollte aber selbst unter Lebensgefahr seinen Zweck zu erreichen suchen, setzte sich daher auf den Ring des Ballons und schnitt die Gondel ab, die in Stücken hernieder kam. In dieser Verfassung stieg er zum vierten Male, durchsetzte eine Wolkenschicht und kam bis zur Höhe von 6000 Yards. Hier aber war es so schneidend kalt, daß Ballon und Seilwerk rasch mit Reif und schwerem Thau beschlagen war und das Gas durch die rasche Verdichtung abermals einen guten Theil seiner Tragkraft verlor. Somit ging die Reise wieder abwärts und diesmal wirklich ins Wasser hinein, wo der Professor durch den Ballon selbst unfehlbar ertränkt worden wäre, hätte er nicht rasch seinen Sitz verlassen und sich an den schwimmenden Reservesack wie an eine Rettungsboje angeklammert. Hiermit hätte es genug sein können, aber das Drama sollte noch einen schauerlicheren Schlußact haben. Das Gas des Ballons dehnte sich in der Wärme der unteren Luftschicht bald wieder von neuem aus und noch einmal, aber diesmal unerwünscht, wurde der Professor in die Lüfte geführt. Jetzt war seine Situation so gefährlich wie möglich, denn er war nur an den Gassack angeklammert, der durch eine wenig Hoffnung gebende Leine am Ballon hing. Der Professor wirbelte in den Lüften wie ein Kreisel; die Leine wurde in Knoten zusammengedreht, aber sie hielt glücklich aus; der Ballon senkte sich allmählich wieder, tauchte den Professor sanft ins Wasser und zog ihn schließlich noch etwa zwei Stunden lang mit Windeseile in demselben fort, bis endlich der Schwergeprüfte wie durch ein Wunder den festen Boden wiedergewann.

— Wir lesen im „Messager du Midi“ in einer Correspondenz aus Toulon vom 7. d. nachstehende pikante Schilderung: Die zweihundert Sträflinge, welche bestimmt sind, in die Strafcolonieen nach Neu-Caledonien gebracht zu werden, sind seit gestern Morgens in Einem Saal untergebracht und vollständig getrennt von den übrigen Bewohnern des Bagno. Diese Maßregel wird gewöhnlich acht Tage vor der Abfahrt getroffen und werden die Verurtheilten während dieser Zeit, angethan mit der Colonialkleidung, angehalten, das Manöver des „Spazierganges der Verbrecher“, so genannt wegen des Charakters der Persönlichkeiten, welche sich zu dieser Uebung herzugeben haben, zu machen. Diese Aufgabe besteht darin, eine Promenade von vier Kilometres in der Runde zu machen in einem Raume, der nicht mehr als sechzig Quadratmetres mißt. Während der fünf Monate der Ueberfahrt ist dies die einzige Zerstreuung für die Sträflinge und das einzige Mittel, ihnen die nothwendige Bewegung zu verschaffen. Diese Unglücklichen sollen Samstag in der Fregatte „Alceste“ eingeschifft werden, welche Sonntags die Anker lichtet.

— Der Papst hat eine Gesellschaft concessionirt, welche die Wasserleitung der Aqua Marcia wieder herstellen will. Diese Wasserleitung wurde im Jahre 608 nach Erbauung Roms durch den Prätor Quintus Marcius gebaut. Sie führt das Wasser einer Quelle im Thale des Anio auf eine Strecke von 47 Miglien nach Rom und konnte durch die hohe Lage ihres Ursprunges die höchsten Stadttheile versorgen. Ihr Wasser war im Alterthume berühmt wegen seiner Frische und Klarheit. Im Mittelalter ward die Leitung an verschiedenen Stellen zerstört.

— Dr. Petermann in Gotha hat von dem Afrika-Reisenden Richard Brenner ausführliche Berichte aus Zanzibar vom 10. Februar erhalten. Der Tod des Barons v. d. Decken ist aufs Bestimmteste constatirt. Theodor Kinzelbach, der ebenfalls in dieser Angelegenheit nach Ostafrika gesendet ward, ist Ende Januar in der Somalistadt Tilledy gestorben. Richard Brenner hatte interessante Entdeckungsreisen in den Galla-Ländern ausgeführt und hoffte, noch im April in Europa einzutreffen.

— Um die vielverbreitete Ansicht zu widerlegen, als existire die Schuldhaft in England nicht mehr, theilt der „Morning Star“ als Thatsache mit, daß sich in einem der Londoner Schuldgefängnisse ein Mann seit 24 Jahren in Haft befinde.

Buchstabenräthsel.

Wir 1, 2, 3, wir stehen gern
So zwischen Ja und Nein;
Ingleichen zwischen Frau'n und Herr'n:
Doch niemals ganz allein.
3, 4, 5, 6 so wenig werth,
Daß man sprichwörtlich uns gebraucht;
Doch, was hier oben Euch nicht taugt,
In Holland ist es viel begehrt.
Von 3 bis 8 bei Dir, o Rhein!
Zu beiden Seiten möcht' ich sein;
Ja Deinem ganzen Lauf entlang,
So weit des Barden Lied erklang,
Wenn Deutschlands Größe er besang:
So weit möcht' ich, o Vater Rhein,
Der Kern, die Kraft des Volkes sein!
Bis zu des Ostens fernsten Marken,
Wie ich, soll's überall erstarken!

Das Ganze, ein verächtlich Wort;
Ein Prädicat zur Schande,
Vom ersten bis zum letzten Ort
Im großen germanischen Lande.
Und dennoch könnt Ihr — allbekannt —
Solch' Schandbelad'ne sehen:
Die, los von Volk und Vaterland,
Zum Feind hinüber gehen.

— Δ —

Auflösung des Logogriph in Nro. 43: Examen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — №. 48.

Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Karl Theodor hielt sich in der warmen Tageszeit meist im Badehause, dem coquetten Bijou einer capriciösen Baukunst auf, die Intimsten fanden dort Zutritt. Hinter dem Badehause, mit diesem verbunden, befindet sich die große Voliere, welche heute noch, zwar vollständig erhalten, aber leer von den gefiederten Bewohnern, für welche sie bestimmt, ihre Rococopracht entfaltet. In Mitten eines mäßigen Bassins sitzt eine große Eule mit gesträubtem Gefieder, während auf dem ringsum laufenden hohen Gitter Vögel aller Gattungen neckische Wasserstrahlen auf den Vogel der Minerva herabspeien. Ringsum befinden sich, mit den großen vergitterten Käfigen abwechselnd, Nischen, welche einen köstlichen, kühlen Aufenthalt in den heißen Tagesstunden bieten. Ihre Wände sind in der schönsten Weise mit bunten Bergkrystallen nach Grottenart bedeckt, anmuthige Reliefs, Kindergruppen, in weißem Marmor ausgeführt, theilen die glänzenden Felder; das von oben einfallende Licht fällt nur gedämpft durch bunte Glaskuppeln herab auf den schachbretartig in schwarzem und weißem Marmor ausgeführten Fußboden. Es ist ein köstliches Plätzchen zum Träumen am heißen Mittag, wenn Bäume und Vögel Mittagsruhe zu halten scheinen und nur das Wasser in melodisch einförmigem Plätschern laut wird als wolle es der Seele ein Schlaflied singen.

Die Dame und der Herr, welche sich vor der Gluth des heißen Julitages in diese kühlen Schatten geflüchtet, schienen jedoch keineswegs gesonnen, sich diesem träumerischen dolce far niente, zu welchem der Ort so verführerisch einlud, hinzugeben. Die Dame, eine stolze, fast zu üppige Gestalt, ging ziemlich aufgeregt auf dem Kiesweg hin und her, so daß ihre nachschleifende Schleppe von wassergrünem mit Rosenknospen durchwirkten Brokat öfter von den heftigen Bewegungen an das Vogelgitter geschleudert und von dessen phantastischen Verzierungen fest gehäkelt wurde, — ein Vorkommniß, welches die Dame jedesmal mit einem unwilligen Ruck nicht sehr sanft löste. Es war eine Frau wohl schon in der Mitte der Dreißig, aber die Kunst hatte Alles gethan, um den Jugendreiz, der zu entfliehen drohte, zu halten. Den ehemaligen Glanz des jugendlichen Teints mußte geschickt angewendete Schminke ersetzen, ein schwarzer Pinselstrich um die großen, feuchten, nur etwas allzu vorstehenden Augen das einstige Feuer. Die Dame war jedenfalls blond, doch ließ der stark aufgetragene Puder die Haarfarbe nicht erkennen. Jedenfalls war es eine imponirende Erscheinung. Wenn auch die etwas allzu entwickelte Fülle und der Zug maßlosen Stolzes um den kleinen rothen Mund der wahren Schönheit bedeutenden Eintrag that, so waren diese Züge, diese feine etwas gebogene Nase, dieses runde Kinn, dieser schöne Ansatz des Halses, diese glänzenden Schultern und runden Arme noch immer wahrhaft schön zu nennen. Die Dame trug eine Toilette, welche eine glückliche Vermischung des Hof- und des ländlichen Costüms darstellte und ohne Zweifel die Trägerin sehr kleidete. Das rosendurchwirkte Ueberkleid war mit blaßrothen Schleifen aufgesteckt, der spitzenbesetzte Unterrock ließ, da er ziemlich kurz war, zierliche Füße in apfelgrünen Schuhen mit fast handhohen rosenrothen Absätzen sehen, an dem tief ausgeschnittenen apfelgrünen Mieder steckte ein voller Rosenstrauß, der kleine auf der hohen Frisur schwebende Schäferhut mit seinen Rosen und hellgrünen Bändern war tief nach der Stirn gerückt, deren Weiße ein coquettes Schönheitspfläſterchen über dem linken Auge noch hervorhob. Diese prächtige Dame war die Gräfin Roccaferra, die Freundin des Kurfürsten.

Sie war keine Italienerin; ein deutsches Fräulein aus verarmtem, vornehmem Hause, sollte sie Unterkunft in einem italienischen Kloster finden, auf der Reise dahin gewann sie Herz und Hand des alternden, reichen Grafen Roccaferra. Dieser war, mit einer Mission des Großherzogs von Toscana betraut, an den Hof Karl Theodor's gekommen und die ehrgeizige Gräfin hatte hier einen Boden für ihre Pläne gefunden; bald war sie die Maitresse en titre des fürstlichen, leicht zu lenkenden Herrn geworden; mit dem Tode des Grafen, welcher bald nach ihrer Ansiedelung in Deutschland erfolgte, fiel jede weitere Rücksicht fort und die Gräfin zeigte sich öffentlich an der Seite des Kurfürsten.

Der Herr, welcher weit ruhiger als die Gräfin auf einer der Marmorbänke der prächtigen Grotten saß, trug in seiner äußeren Erscheinung den Stempel des gebildeten Franzosen unverkennbar zur Schau; sein Anzug war fein und modisch, wie es die Umgebung forderte, aber von einer gewissen Einfachheit: das war Pigage, Karl Theodor's Oberbaudirector.

„Es ist entsetzlich!“ rief die Gräfin, jetzt vor der Nische stehen bleibend und an ihrer vollen rothen Unterlippe nagend, „entsetzlich, sage ich Ihnen, Pigage, wo treibt dieser Hof noch hin, oder vielmehr wohin ist er schon gekommen? Ein schwäbischer Schulmeister! — aber darüber geht ja nichts mehr, der Kurfürst encanaillirt sich förmlich.“

„Es ist die Liebe zur Kunst, Frau Gräfin,“ sprach Pigage bedächtig, eine Prise nehmend, „auch ich gehöre zur Canaille.“

„Ah, das ist mit Ihnen etwas Anderes; Sie sind Franzose, und vor Allem, Sie sind kein schwäbischer Schulmeister. Diese neue Musikleidenschaft des Kurfürsten ist wahrhaft unerträglich. Pah, ich will ihm noch den schwäbischen Schulmeister passiren lassen, aber diese kleine Alwine, diese Choristin von der Oper, diese Bäckerstochter mit der Stimme und dem Gesichte einer Soubrette, es ist wahrhaft unverzeihlich!“

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, Frau Gräfin, und finde diesen Geschmack im bürgerlichen Genre vollkommen unbegreiflich neben Ihren siegreichen Reizen.“

„Pah, ich fürchte auch nicht für die Dauer, aber das ganze Intermezzo ist mir importun. Sie haben einen erfindungsreichen Kopf, Pigage, geben Sie mir ein Mittel an, dieser neuen — wie soll ich es nennen? — Kunstleidenschaft des Kurfürsten zu begegnen.“

„Sie trauen mir sehr viel zu, Frau Gräfin, aber ich stand den Intriguen stets zu fern, und dann haben Sie nicht den besten Bundesgenossen an sich?“

„Sie schmeicheln, aber das nützt mir nicht. So sei es denn gesagt; ja, Pigage, ich fürchte um meinen Einfluß, der gelangweilte Kurfürst will stets Neues; o Gott, wie habe ich meinen Kopf schon gemartert. Nun besinnen auch Sie sich, Pigage; Sie wissen, ich war stets Ihre Freundin. Diese kostbaren Bauten ringsum, welche Ihre Kunst zwar erdenken und schaffen, aber nicht aus dem Nichts hervorrufen konnte, — wer hat die enormen Summen, die sie verschlangen, bei dem Kurfürsten vertreten, als ich. Sie, Pigage, Sie haben den Ruhm davon, aber wissen Sie, wie oft ich um Ihres kostspieligen Ruhmes willen ein ungnädiges Wort meines Sultans einstecken mußte?"

„Diese Gartenanlage unterhielt und beschäftigte den Kurfürsten eben so angenehm als Sie, Madame," gab der Franzose trocken zur Antwort.

„Aber sie ist nicht mehr neu; ersinnen Sie mir etwas Neues, womit ich der kleinen Sängerin Paroli biegen kann."

„Glauben Sie, ich pflücke die neuen Ideen wie Aepfel von den Bäumen?"

„Aber Sie haben immer eine Idee; Sie müssen auch jetzt eine haben. Pigage, bester Freund, wenn ich bitte, recht sehr bitte, können Sie Amélie von Roccaferra eine Idee vorenthalten?" Und die schöne Frau beugte sich schmeichlerisch vor, ihre weiße Hand berührte leicht die des Franzosen, dieser führte galant diese zarte Hand zu seinen Lippen: „Sie sind eine Zauberin," sagte er, „Sie wollen eine neue Idee, um den Kurfürsten zu fesseln? Eh bien, was sagen Sie, wenn wir das Gute mit dem Schönen verbinden würden, den Kurfürsten für eine Nützlichkeitsfrage interessirten?"

„Wie meinen Sie das? ich verstehe nicht, wollen Sie, daß ich Ackerbau treiben soll oder Spinnereien protegiren? pah!"

„Es wäre so übel nicht und Spinnereien — sagen wir einmal Seidenspinnereien."

„Nein, nein, Pigage, seien Sie ernsthaft."

„Ich spreche vollkommen im Ernst; aber diese Idee will erst noch reifen. Sehen Sie, schöne Gräfin, der Kurfürst hat schon in jeder Art Kunst dilettirt; das kostet Geld. Glauben Sie nicht, daß der hohe Herr schon seine Aschermittwochsstimmungen deswegen hatte?"

„Ich weiß es nur zu gut," seufzte die Gräfin.

„Nun, sehen Sie, der Kurfürst dilettirte auch in Industrie; das sollte Geld einbringen, hat bis jetzt aber leider nur gekostet. Nehmen wir die Porzellanfabrik in Frankenthal."

„O, der Kurfürst will nichts mehr davon hören."

„Gutes würde er wohl hören wollen, denn er erwartete viel davon; es war eine Zeit lang sein Steckenpferd. Lassen Sie ihn das Gute hören und er wird Ihnen dankbar sein."

„Sie sprechen in Räthseln; wie könnte ich das?"

„Sie haben viele Verbindungen; Sie wollen ein Ziel, da kann man Vieles vollführen. Lassen Sie mich klar sprechen: Frankenthal prosperirt nicht, weil es ihm an originellen Künstlern fehlt; das Beste, was wir bringen, sind mittelmäßige Nachbildungen. Mit den Formen der Gefäße ginge es noch leidlich, man thut da immer am besten, indem man sich an die antiken Muster hält. Aber mit der Decoration; gestehen Sie selbst, die Malereien, die aus dieser Fabrik hervorgehen, sind im höchsten Grade plump und unkünstlerisch. Wir können mit Sevres, mit Meißen, mit Berlin mehr als concurriren hinsichtlich der Masse; aber es fehlt die Eleganz, die Originalität, welche unseren Producten den Markt machen soll."

„Aber mein Gott, wie soll ich das ändern können?"

„Finden Sie der Fabrik den Meister, welcher ihr das giebt, was ihr fehlt, und sie geben in der fast aufgegebenen Schöpfung dem Kurfürsten eine neue."

„Lieber Freund, Sie wissen sehr gut, daß Sie Unmögliches verlangen. Der König von Preußen hält seine Porzellanmaler wie Staatsgefangene auf der Albrechtsburg und in Sevres ist es kaum besser — ah, infam!"

Dieser letzte, zornige Ausruf, welchem ein heftiges Aufstampfen eines der kleinen Füße folgte, konnte nichts anderem gelten, als jener süßen, schmeichelnden, aber nicht sehr umfangreichen Frauenstimme, welche aus den geöffneten Fenstern des Musiksalons im Badehause herausklang und einen geblendeten Sprosser in einer der vergoldeten Volièren zu der Täuschung veranlassen mochte, es riefe ihm sein Weibchen aus dem dunkelen Haselgebüsch; denn den schmachtenden Tönen des einfachen Liedes antwortete ein langgezogener Sehnsuchtston aus der Kehle der blinden Nachtigall. Josepha Seibert, die kleine Sängerin des Theaters, sang ein einfaches Volkslied, die schlichten Laute waren Fremdlinge in dieser künstlichen Umgebung.

Durch die Schminke hindurch sichtbar, loderte die Röthe des Zornes auf den Wangen der Gräfin; sie schlug, als habe sie die verachtete Nebenbuhlerin vor sich, mit dem großen Fächer auf das Eisengeländer des Bassins, und ein großer Riß klaffte in dem künstlich bemalten Taffetüberzug. Erschreckt blickte die Dame darauf hin: „Um Gotteswillen, Pigage, sehen Sie meine unglückselige Heftigkeit, und dieser Fächer ist mir heute unschätzbar, ich habe ihn mit Absicht genommen, er war das erste Geschenk des Kurfürsten und —"

„Und nun wird der Zerrissene wenig zum Souvenir taugen," meinte der Franzose.

Der leicht erregten Frau schossen die Thränen in die Augen: „Was kann ich hier thun, Pigage, rathen Sie mir."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Capitel für Raucher.

Als Graf Bismarck noch Bundestagsgesandter in Frankfurt war, empfing ihn einst, so erzählt man, Graf Rechberg, der österreichische Vertreter daselbst, in einer Audienz im Schlafrock. Herr v. Bismarck war nicht verlegen um eine gebührende Zurechtweisung. Seine Cigarrentasche ziehend, präsentirte er dem nonchalanten Grafen eine Havanna. Die Anekdote ist geeignet, die Cigarre in ihrer socialen Stellung bei uns zu kennzeichnen, und darum hier erzählt.

Die Cigarre ist, obgleich anerkanntes Bedürfniß, nur Negligérequisit, obgleich fashionable, weder hof- noch salonfähig. Mit dem Frack und der weißen Binde hat sie nichts zu thun. Freund dem Arbeiter wie dem Gelehrten und Staatsmann, bleibt sie bei allen feierlichen Gelegenheiten, bei allen officiellen Handlungen zu Haus, entgegengesetzt den Gewohnheiten gewisser wilder und halb civilisirter Völker, die alle ihre Haupt- und Staatsactionen mit der Pfeife einleiten und beschließen. Mit einem Wort, ihr fehlt, trotz aller Anerkennung ihrer trefflichen Eigenschaften, die officielle Sanction, und das versetzt sie in eine precäre Stellung.

Dem Taglöhner, der seine wenigen Groschen auf Tabak wie auf die übrigen Lebensbedürfnisse vertheilt, wie dem Elegant, der Hunderte dafür verausgabt, ein Bedürfniß und ein unzertrennlicher Begleiter, fahndet man andererseits auf sie wie auf einen gefährlichen Verbrecher oder behandelt sie gleich einem rechtlosen Vagabunden, dem man einen abgelegenen Gewahrsam anweist, damit er nicht ehrliche Leute belästige. In Museen, Galerieen und anderen öffentlichen Gebäuden ist sie verpönt, im Theater wird ihr unbefugtes Erscheinen mit schweren Geld-

strafen geahndet, jede ernstere Versammlung von Männern hält sich durch ihren Rauch für profanirt, — nur Weihrauch darf da consumirt werden. Den Soldaten gilt sie auch auf der Straße für eine unschickliche Begleitung — galt sie's wenigstens bis zum letzten Krieg, wo sie in besseren Geruch gekommen zu sein scheint. Selbst in gewissen Concerten und Theatern, wo die classischen Klänge auch beim Geklapper von Bierseideln und Kaffeetassen vor dem Publicum bestehen zu können glauben, wird „höflichst gebeten, nicht zu rauchen." Und ist es viel besser zu Hause in den vier Pfählen? Geschwärzte Gardinen und Tapeten, ein penetranter und unaustilgbarer Geruch, den sie dem Zimmer ertheilt, sind Gründe, gewichtig genug, sie gar nicht oder nur nach hartem Kampf darin heimisch werden zu lassen. Nur in seltenen Fällen liebt die Hausfrau ihren kräftigen, männliche Bewohnerschaft verrathenden Geruch. In Gesellschaft von Damen erscheint sie aber unter allen Umständen erst nach vorher eingeholter Erlaubniß. Es ist fast unbegreiflich, wie die Geplagte diese Existenz erträgt und nicht vorzieht, nach Mexico oder sonst einem Eldorado für sie sich zurückzuziehen, wo Männer und Frauen um die Wette auf Bällen und Concerten, in der Kirche und im Theater rauchen, und wo man außer einer im Munde, eine oder mehrere als Reserve hinter dem Ohr trägt, um keine Pause in dem unentbehrlichen Genuß eintreten lassen zu dürfen. Unbegreiflicher noch ist ihre immer zunehmende Ausbreitung unter solchen Verhältnissen. Das Schlimmste freilich steht ihr jetzt bevor. Die preußische Regierung, bisher von notorisch tabaksfreundlicher Tendenz, geht mit einem Attentat auf ihn um, auf ihn und den Säckel der Consumenten zugleich; eine neue Steuer will man uns durchaus anflicken, und da argumentirt man: Die gerechteste und die wirthschaftlichste zugleich ist eine Luxussteuer; Tabakrauchen ist ein Luxus; ergo soll es die Tabakssteuer sein. Unsere gesammte Literatur, der Stolz der Nation, ist im Tabaksdampf erzeugt und geboren; jedes einzelne Product erblickte das Licht der Welt, respective die Studirlampe durch eine dicke Tabakswolke, denn Schriftsteller, Gelehrte und Schulmeister sind bekanntlich die enragirtesten Raucher. Mag sein; diese Leute besitzen einen Hang zur Verschwendung, zum luxuriösen Leben! Gemacht wurde ihnen der Vorwurf bisher noch nicht. Möglich auch, daß die Pfeife durch die bekannte Eigenschaft bei ihnen beliebt ist, dem Magen ein X für ein U zu machen — eine Eigenschaft übrigens, die sie gewissen Reichstagsabgeordneten während der diätenlosen, der schrecklichen Zeit, empfehlenswerth erscheinen lassen dürfte.

Sei dem wie ihm wolle, einen Congreß von Rauchern wird man über diese Angelegenheit nicht befragen. Aber die Zahlen wird man nicht umgehen können, und sie werden um so beredter sprechen. Sie regieren zwar nicht die Welt, sie zeigen aber, wie Goethe sagt, wie sie regirt wird; sie zeigen in diesem Falle, welcher Antheil vom Regiment auf den Tabak kommt, welch ein wichtiges Moment der Consumtion er geworden, welche volkswirthschaftliche Bedeutung er gewonnen hat. Wer wollte die Verwirrung ermessen, welche entstande, wenn plötzlich seine Bezugsquellen sich verstopften? Groß war schon die Baumwollennoth, als der nordamerikanische Krieg den Anbau störte; und der Tabak, welcher mit dem Getreide, dem Thee, Kaffee und Zuckerrohr die Herrschaft, die der Mensch dem Pflanzenreich über sich zugesteht, theilt, ist in viel höherem Grade mit dem augenblicklichen Wohlbefinden verbunden. Er ist kein zufälliges, der Mode unterworfenes Erzeugniß; seinem Anbau wird die größte Pflege gewidmet, ihm sind Millionen Hände zugewendet, viele andere Millionen ernährt seine Verarbeitung und sein Vertrieb.

Gegenwärtig beschränkt sich der Anbau desselben nicht allein auf Amerika, das Hauptbezugsland dafür. Auch Europa liefert große Länderstrecken dazu, besonders sind es Rußland, Ungarn, die Türkei, Oesterreich, Süddeutschland und Frankreich, in denen er vorzüglich gedeiht. In Frankreich sind sechzigtausend, im deutschen Zollverein über siebzigtausend, in Oesterreich sogar hundertundsechzigtausend Morgen, wovon allerdings 5/6 auf Ungarn kommen, mit Tabak bepflanzt, die einen Ertrag von gegen zwei Millionen Centnern geben. Consumirt wird in diesen Ländern natürlich unendlich viel mehr, und zwar ergiebt die Statistik, daß die Preußen die stärksten Raucher sind. Preußen, in dem fünfzig Millionen Pfund jährlich in Rauch aufgehen, verbraucht mehr als das doppelt so stark bevölkerte Frankreich, und noch einmal so viel als England. Während auf jeden Preußen jährlich drei Pfund kommen, kann man auf jeden Engländer nur den dritten Theil, auf jeden Franzosen noch weniger berechnen. Merkwürdigerweise rangiren Spanier und Türken nach diesen statistischen Angaben weit hinter den drei genannten Nationalitäten. Welch' ungeheuere Summen alljährlich in die Luft geblasen werden, kann einigermaßen daraus abgenommen werden, daß die Consumenten in Frankreich allein 250 Millionen Francs für Tabak verausgaben. In Frankreich allerdings ist Tabak eine theuere Waare, denn der Staat ist dort Tabaksfabrikant und verkauft seine Waare um das Doppelte des Realwerthes. In Preußen würde man für jene Summe wohl ein noch einmal so großes Quantum erhalten. Die Besteuerung ist hier gegenwärtig eine sehr niedrige im Verhältniß zu der anderer Staaten. Während sie in Oesterreich 5 Sgr., in Frankreich 17 Sgr., in England gar 33 Sgr. pro Pfund beträgt, ist sie in Preußen nicht höher als 10 Pfennige. Freilich sind die schönen Tage nun bald vorbei; man wird uns den Tabaksbeutel ein gut Stück höher hängen.

Zu der gegenwärtig ungeheueren Verbreitung ist das Tabaksblatt keineswegs ohne Kampf gelangt; im Gegentheil waren die Anfechtungen, die es zu bestehen gehabt, hart genug. Durch eine List bewerkstelligte es seine erste Einführung in Europa. Unter erborgter Maske suchte es erst festen Fuß und Gönner und Freunde auf dem fremden Boden zu gewinnen, ehe es seine wahre Natur herauskehrte. Narkotische Stoffe haben von jeher in der rohen Heilkunde eine große Rolle gespielt. Die Tabakspflanze konnte also mit Glück in der Rolle eines Heilmittels debütiren.

Der Leibarzt Philipps II., Don Francesco Hernandez, brachte sie in dieser Eigenschaft nach Portugal; man cultivirte sie als kräftiges Medicament, und der Gesandte Jean Nicot, dessen Namen in dem die Pflanze charakterisirenden narkotischen Stoff, dem Nicotin, verewigt ist, machte sie Franz II., Katharina von Medici und vielen französischen Großen nur als solches zum Geschenk. Aber nicht umsonst hatten die nach Amerika schiffenden Seefahrer den Indianern die Gewohnheit des Rauchens abgesehen. Schon Sancho, der Lieblingsmatrose des Columbus, hatte Versuche damit gemacht und Gefallen daran gefunden. Nachdem die Folgen erster Versuche wohl oder vielmehr übel überwunden waren, wurden sie leidenschaftliche Anhänger des Tabaks.

Sir Walter Raleigh und seinen Matrosen gelang es namentlich, die Gewohnheit in England schnell heimisch zu machen. Die feine Gesellschaft dort wetteiferte mit Soldaten und Matrosen in Ausübung derselben. Englische Truppen, die mit Beginn des dreißigjährigen Krieges dem „Winterkönig" zu Hilfe geschickt worden, brachten die erste Kenntniß davon nach Deutschland.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Das Petroleum ist doch ein merkwürdiger Emporkömmling! Seit alten Zeiten als Steinöl oder Naphta im Handel geführt, spielte es immer nur eine ganz bescheidene Rolle und hatte beschränkten Verbrauch, weil man eben nicht viel damit anzufangen wußte. Und jetzt, nachdem es von speculativen Amerikanern unter seinem griechischen Namen gleichsam neu in die Welt eingeführt, von Chemie und Praxis nach allen Seiten bearbeitet, erforscht und erprobt worden, ist es in wenig Jahren ein Artikel geworden, der unter den Handels- und Verbrauchsstoffen eine der ersten Stellen einnimmt. Eine Seite der vielartigen Gebrauchsfähigkeit des Petroleums ist erst

in letzter Zeit recht erkannt worden: es ist seine eminente Wirksamkeit gegen alles mögliche kleine Ungeziefer, das durch directe Berührung mit der Flüssigkeit immer sofort, durch die blose Ausdünstung theilweise ebenfalls getödtet, anderenfalls doch vertrieben wird. Gärtner, Thierzüchter und Thierärzte verwenden das Petroleum schon häufig zur Vertilgung pflanzlicher und thierischer Schmarotzer; gegen das häßliche Uebel, das von einer in der menschlichen Haut nistenden Milbe herrührt, steht es allen anderen Mitteln voran. Hierauf fußend, hat die ärztliche Praxis jetzt auch begonnen, den Stoff gegen innere Quälgeister, Eingeweidewürmer nämlich, in Anwendung zu bringen, und zwar ebenfalls mit gutem und raschem Erfolge. Man giebt zu diesem Zweck Klystiere mit einer Emulsion von Petroleum einen halben Eßlöffel voll, einem Eigelb und warmem Wasser; die Behandlung wird ohne Beschwerde vertragen. Wahrscheinlich wird nun das Mittel, um im Verdauungscanal gründlich, z. B. auch mit dem Bandwurm aufzuräumen, bald auch zum Verschlucken gegeben werden. Pariser Aerzte haben sich der Probe unterzogen und befunden, daß der Stoff für den Körper unschädlich und nur durch seinen häßlichen Geschmack widerwärtig ist. Dem läßt sich aber abhelfen, indem man ihn in bekannter Weise in Gelatinekapseln eingeschlossen verordnet.

— Frankfurt, 15. April. Gutem Vernehmen nach haben die zur Ausarbeitung eines Bauplanes für den Wiederaufbau und die Restauration unseres Domes hierher berufenen drei Dombaumeister, Friedrich Schmidt in Wien, Voigtel von Köln und Denzinger aus Regensburg, die Feststellung des Bauplanes in den Hauptgrundzügen vollendet und sich übereinstimmend über die nachstehenden Einzelheiten ausgesprochen. Die Niederlegung der Kuppel bis an die Spitzbogen der obersten Thurmfenster ist als eine unabweisbare Nothwendigkeit erkannt worden. Bezüglich des Thurmausbaues hat man sich einstimmig für die Ausführung des ursprünglichen Planes entschieden. Somit wird von einer Pyramide abgesehen und der Thurm einen Helm in der Form der alten deutschen Kaiserkrone erhalten, was jedenfalls der Geschichte der Stadt und des Domes als Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser am besten entspricht. Der durch die Domschule verbaute alte Kreuzgang mit offenen Bogen wird wieder freigelegt. Die Gewölbe des Mittelschiffes, welche aus schweren, dicken Kalksteinen gebaut sind, werden abgerissen und durch Gewölbe aus leichten Backsteinen ersetzt. Um ähnliche Katastrophen, wie die am 15. August v. J., zu verhüten sollen die Dächer von Eisen construirt und mit Schiefer gedeckt und endlich das Gebäude ringsum freigelegt werden.

— Mit der preußischen Barke „Hercules“ ist die Mannschaft des untergegangenen Schiffes „Nyssieus“ in Hartlepool angekommen. Sie erzählte dem dortigen Viceconsul Herrn Groves ihre Geschichte in folgender Weise. Am 2. April fuhr ihr Schiff von Gothenburg ab und wurde am dritten Tag der Fahrt leck. Das Wasser drang ein und die Nothflagge wurde aufgehißt. Die preußische Barke erblickte das Zeichen und näherte sich, um die Mannschaft des sinkenden Schiffes aufzunehmen; der Capitain des letzteren aber verbot seinen Leuten, das Fahrzeug zu verlassen; denn er „sei ein gottesfürchtiger Mann, und die Vorsehung werde sein Schiff nimmer zu Grunde gehen lassen“. Die Mannschaft war nicht so vertrauensselig und ergriff die Gelegenheit zur Rettung; der Steuermann bot Alles auf, den Capitain — Pack ist sein Name — zu bewegen, dem Beispiele zu folgen, aber vergebens. „Ich setze mein Vertrauen auf Gott, er wird mich nicht untergehen lassen,“ wiederholte er. Nun versuchte der Steuermann Gewalt, aber der Capitain riß sich los und lief in seine Kajüte. Nun blieb keine Zeit mehr, der Steuermann mußte sich beeilen, an Bord der preußischen Barke zu steigen, und bald darauf verschwand das sinkende Schiff mit dem Capitain unter dem Wasser. Das Schlimmste ist, daß dieser seinem religiösen Wahnsinne zum Opfer gefallene Unglückliche Frau und Kinder hinterläßt.

— In einem Wirthshause Brüssels spielte sich vor einigen Tagen eine drastische Scene ab. Einer der Habitués des Locals trat, gefolgt von einem mächtigen Hunde, in dasselbe; mit einem Male wurde das Thier von einem furchtbaren Wuthanfalle ergriffen; sein Maul schäumte, seine Augen flammten blutunterlaufen und es stürzte heulend auf die Gäste los, welche, von Schreck erfaßt auseinanderstoben. Der Herr des Hundes allein behielt seine Geistesgegenwart, mit bewunderungswürdiger Kühnheit und Geschicklichkeit warf er sich auf den Hund, dessen Wuth sich immer steigerte; ein schrecklicher Kampf entspann sich zwischen dem Manne und dem toll gewordenen Thiere; endlich gelang es dem Herrn, dasselbe niederzuwerfen und es mit starker Faust am Boden festzuhalten, während er dem Diener des Locals zurief: „Albert, holen Sie schnell Ihre Flinte . . . eilen Sie!“ Wenige Augenblicke später erschien der Diener mit der Flinte, legte auf den sich unter dem Drucke der Fäuste seines Herrn bäumenden Hund an, ein Blitz und Knall, und das Thier, schwer getroffen, raffte sich zu einer letzten Anstrengung auf; der nun neuerlich aufgenommene Kampf war ebenso kurz als heftig; mit dem herströmenden Blute schwanden die Kräfte des Köters, und er sank todt zu den Füßen seines von der Aufregung dieses Spieles auf Tod und Leben erschöpften Herrn, dessen Geistesgegenwart und Energie namenloses Unglück verhütet hatte, nieder.

— Die „Voss. Ztg.“ berichtet: Das von einer belgischen Fabrik an die preußische Regierung abgelieferte Modell einer Infanteriekanone, auch Feuerspritze genannt, hat 37 von einem gemeinschaftlichen cylindrischen Mantel umschlossene Rohre, also zwölf mehr als die französische Revolverkanone. Die Rohre liegen am Ladeapparate fest an (während sie bei der französischen beweglich sind). Das bewegliche Bodenstück enthält den aus 37 Zündstiften und Spiralfedern combinirten Entzündungsmechanismus. Zwischen dem Bodenstück und Rohr wird bei jedem Schuß eine siebartige durchlöcherte Stahlplatte eingeschoben, welche in ihren 37 — nach vorn mit den Rohrseelen und nach hinten mit den Zündstiften correspondirenden — Oeffnungen eben so viele Patronen mit gasdichten Hülsen enthält. Beim Schnellfeuer können per Minute 6 bis 9 solcher Platten eingeschoben, also 2 bis 300 Schüsse abgegeben werden.

— Die „Goth. Ztg.“ schreibt: „Bei Dr. Petermann in Gotha, auf dessen alleiniges Risico die diesjährige deutsche Nordpolfahrt ausgerüstet wird, ist heute (9. April) Morgens ein Telegramm vom Befehlshaber derselben aus Bergen in Norwegen eigelaufen, mit der Nachricht, daß die Expedition in 4 Wochen nach Norden abgehen kann. Ein großes Interesse beginnt übrigens für dieses Unternehmen rege zu werden, und während über Plan und Umfang desselben nur erst Andeutungen bekannt geworden sind und von Sammlungen noch gar nichts verlautet, fangen doch schon die Geldbeiträge an einzulaufen, und zwar unerbeten und freiwillig, so z. B. gleichzeitig mit dem obigen Telegramm 100 Louisd'ors vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, einem von denjenigen deutschen Fürsten, die stets Interesse für die deutsche Wissenschaft und Bildung gezeigt haben.“

— Ein eigenthümlicher Fall hat sich in den letzten Tagen in der Londoner Morgue bei Feststellung der Identität eines männlichen Leichnams ereignet, der in der Vorstadt Hackney ermordet in einem Schranke gefunden worden. Der erste Zeuge, welcher die Leiche als die seines irrsinnigen Bruders wiedererkennen wollte und dabei durch den Arzt der Irrenanstalt unterstützt wurde, fand starke Opposition in einer Frau, die den Todten als ihren Gatten anerkannte und zwei Schwestern herbeibrachte, ihre Angabe zu bekräftigen. Schließlich trat eine dritte Person hinzu und zeigte eine Photographie vor, die dem Ermordeten überraschend ähnlich sah, und wollte denselben wieder zu einer anderen Persönlichkeit machen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.
Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 49.

* Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Ehe der Franzose jedoch einen Rath geben konnte, welcher ihm vorliegendenfalls auch schwierig geworden wäre, hatte die Dame einen jungen schwarzgekleideten Menschen erblickt, welchem soeben ein Hofbediente die Gräfin zu zeigen schien. „Was will Er?“ rief sie scharf den jungen Mann an, der mit einer Verbeugung sich ihr näherte.

„Ew. Excellenz hatten die Gnade, mir auf meine Eingabe die heutige Mittagsstunde in Schwetzingen zu bestimmen, um mir Dero Entschluß kund werden zu lassen.“

„Ah Er ambitionirt die Secretärsstelle bei mir; kann Ihm nicht helfen, ich pflege keine Deutschen anzustellen; Er kann wieder gehen. Sehen Sie, Pigage, so werde ich beständig bedrängt von unnützen Leuten, aber das was ich brauche ist nie da. Um Gott, wüßte ich nur Jemanden, der diesen Fächer in der Eile, und wäre es so nothdürftig als möglich, wieder herstellte; aber wie ich Ihnen sage, nichts als unnützes Volk drängt sich um Einen.“

„Gnädige Frau“, sprach Hermann Hausberg, welcher mit Mühe seinen Unwillen über den ihm widerfahrenen Empfang niederkämpfte, „gnädige Frau, wollen Sie mir erlauben . . .“

„Was will Er? habe ich Ihm nicht gesagt, daß ich Ihn nicht brauchen kann?“

„Vielleicht doch, gnädige Frau, wenn ich zufällig einer jener Nützlichen wäre, die vorkommendenfalls auch einen zerrissenen Fächer wieder herstellen können.“

„Ah, kann Er das?“ rief die Dame, und ihr Gesicht klärte sich plötzlich auf; „aber mit was? und bis wann?“

Sogleich, Excellenz, wenn Sie mir erlauben wollen, meinen Farbenkasten zu holen, welchen ich im Portierhause niedergelegt habe.

„Zu was braucht Er einen Farbenkasten? ich dachte Er sei ein Schreiber.“

„Ich versuche es gelegentlich, den Blumen eine längere Dauer als nur die eines Sommers zu geben.“

„Thu Er was Er kann, ich muß vorlieb nehmen; aber eile Er sich, wie viel Zeit braucht Er?“

„Eine kleine Stunde.“

„Aber das ist die höchste Zeit; laß Er mich nicht länger warten, in einer Stunde bringt Er den Fächer wieder hierher, ich werde mich ihm erkenntlich beweisen. Kommen Sie, Pigage, Sie wollten mir die Anlage der römischen Wasserleitung zeigen; Es ist eine wundervolle Idee; aber gestehen Sie, ich habe auch einen Antheil daran.“

„Wie an allem Schönen, meine Herrin,“ sprach der Franzose nicht ohne Ironie.

Es waren widerstreitende Gefühle, mit welchen Hermann Hausberg in das Palais der Gräfin Roccaserra gegangen war, um ihr seine Dienste anzubieten; dem Sohne aus gutem Hause widerstrebte jede Art von Dienstbarkeit, doppelt diejenige im Hause einer Frau, deren Ruf nichts weniger als makellos war. Wenn auch das achtzehnte Jahrhundert in der Regel eine doppelte Anwendung der Moral für Adel und Bürgerstand übte so hatte man in seinem elterlichen Hause doch nur Eine als richtig anerkannt und er verzieh eine Sünde nicht blos weil die Grafenkrone sie deckte. Aber die Nothwendigkeit ist eine harte Schule, der Miethzins von drei Monden war rückständig, und daß er den Gulden der gräflichen Garderobejungfer abgelehnt, war bei'm Stande seiner Kasse eine fast unbegreifliche Großmuth gewesen. Dazu klagte seine Mutter, sie, die nie geklagt, seit einigen Tagen über Schmerzen in den Augen; er hätte zur schimpflichsten Arbeit gegriffen, wenn er dachte, daß die Mutter mit den schmerzenden, gerötheten Augen Spitzen klopfen sollte, um auch ihn satt zu machen. Statt der gehofften Antwort von Seiten der Gräfin war ihm der Bescheid geworden, er solle am nächsten Donnerstag um die Mittagsstunde in Schwetzingen bei'm Badehause sich einfinden, dort wolle die Gräfin ihm den Bescheid sagen. Es traf sich unglücklich, daß er die Dame in so ungnädiger Laune finden mußte, und er konnte so schon gleich bei'm Beginn eine Probe dessen erleben, was er jedenfalls erfahren mußte, wenn sein Gesuch willfährig angenommen wurde.

Mit bitteren Gefühlen verließ er die fontainendurchrauschte Voliere. Er hatte Empfehlungen von Professoren, Zeugnisse seines glänzend bestandenen Lycealexamens bei sich, Proben von Uebersetzungen italienischer und französischer Schriftsteller, in welchen er sich geübt, aber nicht diese, wie er gehofft, hatte er vorlegen dürfen; er war fortgeschickt worden erst wie ein überlästiger Bettler, dann wie ein Bedienter mit einem zerrissenen Fächer in der Hand, welchen er in kürzester bestimmter Frist wieder abliefern mußte.

Er hatte seine Farben mitgenommen, um unterwegs oder vielleicht auch im Schloßgarten ein neues Blatt seinem Album einfügen zu können; er hatte nicht gedacht, daß sie solchem Zwecke dienen sollten. Fast widerwillig entfaltete er den in seiner Hand ruhenden stark nach Moschus duftenden Fächer, aber sein Künstlerauge konnte nicht anders als mit Entzücken auf dieser reizenden Malerei, offenbar einer der zierlichsten Arbeiten Watteau's, ruhen; es waren jene graciösen, gezierten aber reizenden Schäfer und Schäferinnen, diese Salonlämmchen und diese Landschaft wie die Decoration eines Ballets; aber das Ganze war, so wenig es auch geeignet war, den Eindruck des Naturwahren zu machen, doch sehr dem Zweck entsprechend, für welchen es gefordert wurde.

Das Sujet bestand in drei Tableaus; im ersten Act bot Daphnis der Chloe eine Rose, im zweiten schmollte die schöne Schäferin und im dritten ließ die Gruppe auf eine dauernde Versöhnung hoffen. Diese Tableaus waren in Medaillonform mit Rosenkränzen umwunden und allerliebste Bouquets füllten die Zwischenräume. Glücklicherweise waren Daphnis und Chloe unversehrt geblieben, nur in das Gewand der schmollenden Schäferin war der Riß noch vorgedrungen, welcher dem Lamm, das sich an sie schmiegte, förmlich den Hals vom Rumpfe getrennt hatte; den größten Schaden hatte eines dieser Bouquets gelitten, für welche man sich unmöglich einen anderen Duft denken konnte als Moschus.

Hermann Hausberg hatte Mundlack in seinem Farbenkasten; ein Endchen weißes Taffetband, um das zerfetzte zu ersetzen, würde wohl die junge Castellanin beibringen können. Was er nicht die Absicht gehabt hatte, für die hochmüthige Dame zu thun, das wollte er für dieses reizende Toilettenstück thun; er wollte den Schaden, welchen eifersüchtige Heftigkeit angerichtet, nach besten Kräften wieder gut machen.

Die Freude an der vorhabenden Arbeit, an der delicaten Ausführung dieser, welche er in Handen hatte, entschädigte ihn fast für die ihm soeben gewordene Behandlung, und er vermochte es freieren Schrittes durch den prächtigen Park zur Castellanwohnung zu gehen und sich im Durchschreiten innig an den mancherlei schönen Partieen zu erfreuen, welche theilweise schon vollendet, theilweise aber auch noch im Werden begriffen waren. Es war heute ausnahmsweise nicht viel Hofgesellschaft im Garten und der junge Mann konnte, von hochmüthigen und insolenten Blicken unbehindert, seinen Weg fortsetzen.

Gerade wollte er in das Portal des Schlosses einbiegen, als aus diesem zwei Männer ihm entgegen traten. Den einen kannte er, es war einer der Kammermusiker des Kurfürsten, er hatte für diesen einmal eine italienische Messe abgeschrieben.

Bescheiden grüßend trat der Jüngling zur Seite, da fiel sein Blick auf den zweiten Mann; wie kam dieser hierher? war das eine Gestalt, die zu den Nymphen und Amouretten, zu der üppigen, verfeinerten Pracht dieses Gartens stimmte? Wer war der Mann? Ein massiger, fast viereckiger Schädel ruhte auf einem breiten Halse einer stattlichen, nur fast etwas zu schweren Figur. Die Stirne war eigenthümlich ausgearbeitet; tiefe Gedanken, wilde Leidenschaften, Dunkeles und Helles, das hinter ihr wogte und stürmte wie ein ungebändigtes Meer, hatten sie so eigen geformt. Aus seinen Augen leuchtete das ewige, heilige Feuer des Genius; aber um seinen Mund, um diesen sinnlich geschwellten, genußsüchtigen Mund, um diesen waren die schweren Erdengeister, die Dämone gelagert, und wer siegen würde in dem Kampfe, den diese auf der hohen Stirne kämpften, die lichten oder die dunkelen Geister, wer konnte es entscheiden? Der Mann war noch jung, er mochte kaum erst das dreißigste Lebensjahr angetreten haben, aber dennoch war etwas in seinem Erscheinen, was darauf hinwies, daß er viel gelebt haben mochte, viel erlebt und vielleicht nicht immer das Edelste und Reinste. Wie Kopf und Haltung diesen Mann merklich von dem Gewohnten unterschied, so war es auch seine Kleidung; dieser graue Rock, der etwas steifes und schwerfälliges im Zuschnitt hatte, wie die Kunstproducte ländlicher Schneider; diese weit umgeschlagene Hemdkrause, dieses lose ungepuderte Haar — Alles hatte einen gewissen genialen Schnitt, der jedoch wenig zu dem Garten nach dem Vorbilde Versailles passen wollte.

Unter den Studenten Heidelbergs war in Abschriften eine Dichtung umgelaufen, die man heimlich las, an deren großartiger Sprache, an deren kühnen gewaltigen Bildern man sich berauschte; es war ein Trank, wie er dem deutschen Volke noch nicht geboten worden war. Dieses flammende Gedicht, das war eine That; die Donner des nahenden Gerichtes rollten hindurch, die Flüche, das Zähneknirschen eines mißhandelten Volkes; es klatschte des armen Landmannes Peitsche, der Nachts das Wild vom Acker scheucht, und die Thränen der Wittwen und Waisen wurden gezählt, die als Perlen und Diamanten versteinert, die Schleppe der fürstlichen Maitresse schmückten. Man las es heimlich, dieses Gedicht, das anfing: „Hier liegen sie die stolzen Fürstentrümmer, einstmals die Götzen ihrer Welt, vermodert und vom fahlen Schimmer des bleichen Mond's erhellt." Und dieser Mann, dieser hier, der durch das Portal des Fürstenschlosses schritt, der Schullehrer von Geislingen, der wilde Musiklehrer von Heilbronn, Christian Friedrich Daniel Schubart, er war der Dichter dieses Liedes, und Karl Theodor, der Kurfürst der Pfalz, erwartete diesen Mann in seinem Badehause. Das Glück warf dem Unglücklichen den goldenen Zipfel seines Mantels zu, — wußte er ihn zu fassen?

Christian Friedrich Daniel Schubart hat diesen seinen Empfang beim Kurfürsten selbst beschrieben, Wort für Wort das Gespäch wiederholend, das der gütige Fürst mit ihm geführt; es lag nur an ihm, sein Schicksal heiter zu gestalten, denn Karl Theodor hatte Geschmack gefunden an dieser gigantisch kraftvollen Persönlichkeit, und noch mehr an diesem Spiel, das in freien, gluthvollen Phantasieen die Hymnen, welche in seiner Seele ruhten und für welche seiner maßlosen Natur so oft die Form fehlte, auf dem Clavier auszuströmen wußte.

Es mag ein eigenes Schauspiel gewesen sein, das die schwebende Aurora vom Plafondgemälde des Badesalons herab sah, dieses Quartett. Hier der Kurfürst mit den schönen, aristokratischen, nur allzu weichen und weichlichen Zügen im gestickten Seidenfrack, den Diamantstern an der Brust, den Bogen seiner Viola Gamba führend; hier im Mittelgrunde am Clavier die gewaltige Gestalt des Plebejers mit der Ueberfülle von Kraft in Ausdruck und Haltung; da die beiden formgewandten, hofluftgewohnten Kammermusiker und im Hintergrunde die üppige, stolze Gestalt der Favoritin, deren Sonne im Sinken war; tiefer im Schatten das Bürgermädchen, das die Ahnmutter eines fürstlichen Geschlechtes werden sollte und keine andere Mitgift mit an Hof gebracht als Jugend, Schüchternheit und eine süße Stimme.

Wie oft mag dem Gefangenen auf dem Hohenasperg dieses glänzende Bild wieder vor Augen gekommen sein, wie oft mag er durch das Rasseln und Klirren der Ketten, durch die eintönigen Schritte der Wache vor seinem Kerker hindurch diese Melodieen wieder gehört haben, die er vor dem Kurfürsten ertönen ließ, das melodische Rauschen der Wasser und Bäume im Schloßgarten von Schwetzingen. Aber vorbei, vorbei — es war nur eine Begegnung unterm Schloßthor und die Gräfin Roccaferra wartet auf ihren Fächer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Capitel für Raucher.

(Schluß.)

In Frankreich erfuhr die Verwendung des Tabaks eine Modification. Man führte denselben außer dem Munde auch der Nase zu, und an der argen Verwilderung des Geruchssinnes, welche damals in jenem Lande herrschte, mag der Tabak in dieser Art der Verwendung nicht geringen Antheil gehabt haben, wenn diese selbst nicht ein Ausfluß jener Geruchsverwilderung gewesen.

So ganz gehörte bald das Schnupfen zu den nobelen Passionen, daß eine neue Manier, den Tabak zu bereiten und anzumachen, Damen und Cavaliere des Hofes, die dies eigenhändig zu besorgen pflegten, in die größte Aufregung versetzen konnte. Die Façon der Dose eines und des anderen gerade in Ruf stehenden Mannes war Modeartikel, und eine Dose à la Marion Delormes war damals so begehrenswerth wie heute ein Paletot à la Bismarck. Die Art des Schnupfens wurde mit nicht geringerer Wichtigkeit behandelt. Herr v. Larochefoucauld hatte eine besondere Berühmtheit wegen der Grazie, mit der er es that. Friedrich Haase kann nicht mehr Mühe auf die Hand-

habung seines Hutes oder Lorgnons verwendet haben, als die Schauspieler jener Zeit auf die Manier des Herrn v. Larochefoucauld, die Prise nach der Nase zu führen und die Dose durch die Finger in die Tasche gleiten zu lassen.

Inzwischen eiferte man andererseits mit größter Heftigkeit gegen den fremden Eindringling. Als wäre der leibhaftige Satan selbst zu bekämpfen, donnerte man von der Kanzel, in Streitschriften und obrigkeitlichen Verordnungen gegen das böse Blatt — voran die Priester, die zu allen Zeiten etwas haben mußten, um mit der Faust auf die Kanzel schlagen zu können. Sie theilten keineswegs die Ansicht jenes Predigers über den Tabaksgötzen, der in einer Philippika über Götzendienerei aller Art gegen eine Dame von dieser mit dem Hinweis auf die seinige — er rauchte gerade eine Pfeife — unterbrochen, mit Salbung erwiderte: „Madame, ich huldige diesem Götzen nicht; ich bin im Begriff, ihn zu verbrennen.“ Das Rauchen mit einer „trockenen Trunkenheit“ zu vergleichen, „die die Kohle zu einer Feuermauer mache, um desto besser saufen zu können“, war eine beliebte Wendung. „Diese Trunkenen“, sagt Jacob Balde, einer jener Eiferer, „sind Affen der nassen Zechbrüder, die Gesundheit schmauchen, nicht auf ihre Liebsten, denn diese Stinker haben keinen Platz bei Frauenzimmer, sondern auf die glückliche Ankunft englischer und spanischer Schiffe, die mit Tabak unterwegs sind.“ Die Frauen scheinen auch damals schon Anläufe zur Emancipation gemacht und den Tabak versucht zu haben; denn es heißt an einer anderen Stelle: „Man findet Frauenmenscher, die nicht allein statt des Nadelöhrs oder der Spindel eine Tabaksbüchse mit sich tragen, sondern auch die Pipe ansetzen, um ihren glatten Mäulern mit dem Tabaksrauch einen Bart anzurauchen und anzuschmutzen.“

In dem Federkrieg, der um den Tabak geführt wurde, zeichnet sich der „Misokapnos“ des Königs Jacob II. von England aus, der den Teufel mit Pferdefuß und Schwanz malte. Eine Widerlegung desselben war der „Antimisokapnos“ eines portugiesischen Jesuiten. Als der tabaksfeindliche König in dem literarischen Kampf kein Heil sah, betrat er den Weg der Gesetzgebung, und um das Uebel bei der Wurzel zu fassen, verbot er den virginischen Pflanzern, mehr als je hundert Pfund jährlich zu bauen. Aber mit eben so wenig Erfolg. Schließlich war er klug genug, aus der Noth eine Tugend zu machen und durch hohe Besteuerung des Blattes sich eine reichlich fließende Einnahmequelle zu schaffen, worin ihm nach und nach auch andere Souveraine nachfolgten.

Der Papst Urban VIII. hielt den Tabak für gefährlich und verderblich genug, um ihn mit dem Bannfluch zu belegen, den erst Innocenz im Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts wieder aufhob. Nur das Schnupfen innerhalb der Paulskirche blieb auch für die Dauer verboten.

Rußland erzielte mit kräftigeren Mitteln, wie das Abschneiden von Nase und Ohren des in flagranti Ertappten, keine größeren Erfolge. Auch die Türken sind, trotz ähnlicher barbarischer Hausmittel, seit lange die tapfersten Raucher; denn auch diese, heute in unserer Vorstellung vom Tschibuk untrennbar, setzten Ohren und Nase mit Uebertretung des Tabaksverbotes aufs Spiel. Im Orient waren die Tabakshäuser, was in Paris die Cafés, der Sammelplatz der Freigeister und Unzufriedenen, und die Regierungen jener Gegenden, damals nicht weniger empfindlich gegen jede Kritik als heute, verfolgten die Aufwiegler und das Mittel ihrer Zusammenkünfte mit unterschiedslosem Haß.

Am ernstesten nahm man jedenfalls die Sache in Spanien und der Schweiz. Hier, im Kanton Bern, suchte man die Folgen der Unkenntniß, welche Moses bei seiner Gesetzgebung auf dem Sinai von der Schädlichkeit des Tabaks bewiesen, dadurch zu paralysiren, daß man seinen zehn Geboten ein elftes: „Du sollst nicht rauchen“, anhängte. In Spanien, wo man an dem äußeren Rahmen, der Zahl zehn, nicht zu rütteln wagte, hielt man es mit der Lückentheorie und versuchte die Einrangirung des Verbotes unter eines dieser zehn. Man steckte es hier hinein und dort hinein, nirgends wollte es recht passen, bis schließlich das sechste Gebot zur Aufnahme der Tabakssünde für geeignet befunden wurde. Von den Gründen dazu — und man wird unstreitig deren gehabt haben — ist nichts auf uns gekommen.

Heute, wo man unangefochten seine Pfeife rauchen kann und nur die Schulknaben noch genöthigt sind, abgelegene Orte, an denen kräftigere Odeurs den verrätherischen Duft verdecken, zur Ausübung des verbotenen Genusses aufzusuchen, hat der ganze Jahrhunderte lang geführte Krieg nur noch etwas Komisches. Geräthe, Dosen, Pfeifen aus jener Zeit, in denen die Opposition oft mit seiner Satyre Waffen geschmiedet, um an den Angreifern sich zu rächen, lassen Spuren davon errathen.

Heute übersieht man auch, wie erfolglos die Auflehnung gegen das narkotische Kraut sein mußte, welches in dem in der menschlichen Natur begründeten Bedürfniß nach ähnlichen Mitteln die nachhaltigste Stütze findet.

Daß den Chinesen schon vor der Ueberführung des Tabaks aus Amerika das Rauchen bekannt war; daß die alten Scythen, wie Herodot erzählt, den Rauch eines auf glühende Kohlen geworfenen Krautes eingesogen; daß die Kelten und Thracier schon das Schnupfen verstanden haben, ist Beleg genug dafür, wie nicht blose Nachahmungssucht der Grund für die Verbreitung des Tabaks gewesen. Man muß die reißende Schnelligkeit und die Allgemeinheit, in der es geschehen, vielmehr als die sicherste Offenbarung eines, wenn auch dem Körper nicht nothwendigen, so doch unbedingt förderlichen Einflusses ansehen, von dem das Wie zu ergründen späteren Zeiten vorbehalten bleibt. Wo der Tabak nicht sein Scepter schwingt, sind es andere Narkotika, Opium, Haschisch, Betel, Kola, Hanf, die seine Stelle vertreten.

Man hat die unbedingte Schädlichkeit des Tabakrauchens nachzuweisen gesucht und sie darin gefunden, daß der Stoff, auf dem seine anregende Wirkung beruht, das Nicotin, ein Gift sei. Es ist ein Gift, ein sehr starkes Gift. Der Dunst eines kleinen Quantums davon reicht hin, das Athmen in einer großen Stube unmöglich zu machen. Eine criminelle Bedeutung erhielt es zum ersten Mal in dem Proceß Bocarmé zu Mons im Jahre 1851, wie Jedermann sich noch erinnern wird. Aber wie viele Nahrungsmittel enthalten Gift und müßten in Folge dessen vom Genuß ausgeschlossen bleiben! Mit jeder Tasse Thee verschlucken wir eine Dosis von einem Gift, durch dessen Genuß starke Thiere getödtet werden; mit jedem Kirsch- oder Mandelkern führen wir eine Quantität Blausäure in den Magen. In dem lieben Brod selbst genießen wir, wenn's frisch ist, eine gewisse Portion Alkohol, der im concentrirten Zustande unzweifelhaft auch ein starkes Gift ist.

Die Speculation hat auch nicht verfehlt, die Besorgniß vor dem Giftstoff in dem Tabak auszubeuten, und nicotinfreie Cigarren angekündigt. Es hat das denselben Sinn, wie alkoholfreien Branntwein auszubieten.

Der Gehalt an Nicotion in einzelnen Tabaksorten ist sehr verschieden. Er variirt zwischen ein und sieben Procent. Keineswegs nimmt die Güte der Waare mit dem Procentgehalt zu. Ein Zuwenig davon macht den Tabak fade, aber auch ein Zuviel macht ihn ungenießbar. Pfälzer und andere schwere Blätter befreit man daher durch Auslaugen von dem Ueberschuß. Nimmt man den Durchschnittsgehalt mit nur einem Procent an, so ist doch bei der jährlichen Production von ca. 3000 Millionen Pfund Tabak die Masse des erzeugten Nicotin 30,000 Pfund, und diese Masse saugt die Menschheit Jahr ein Jahr aus ein. Zwar wird die Hälfte in den Cigarrenstummeln und Pfeifenabgüssen fortgeworfen, indessen würde auch die übrig bleibende Menge, auf einmal genossen, hinreichen, die gesammte Bevölkerung der Erde zu tödten. Glücklicherweise führt der Raucher nur den geringsten Theil des Nicotins durch den Speichel in den Magen; die überwiegende Menge geht mit dem ausgeblasenen Rauch wieder fort. Uebermäßiger Genuß kann dennoch alle Symptome schwacher Vergiftung, Uebelkeit, Erbrechen, Zittern, Schwindel, kalten Schweiß 2c. und, wenn fortgesetzt, Verdauungsfehler, selbst den Tod herbeiführen. In den

geringen Quantitäten, in welchen es besonnenen Rauchern zugeführt wird, bethätigt es nur seine angenehme Wirkung. Es weckt in gelindem Grade das Spiel der Phantasie, regt den Geist zu freierer Entfaltung seiner Thätigkeit an und versetzt den Körper, indem es die Muskel- und Nervenspannung löst, in einen Zustand behaglicher Ruhe. Geistige Arbeit wird gern bei der Pfeife verrichtet, auch die nicht weniger schwere Verdauungsarbeit vollbringt sich am besten mit Hilfe einer Havanna. Der narkotische Stoff in derselben wirkt anregend auf die Magenwände und erhöht ihre Thätigkeit, während der aufwirbelnde Rauch dem Geist bei vollkommener Ruhe des Körpers eine Scheinbeschäftigung gestattet. (Sonnt.-Bl.)

Mannichfaltiges.

— Das großartige Eisenwerk in Moabit zu Berlin wird, da die Fabrik an ihrem jetzigen Ort viel zu theuer fabricirt, um mit den zahlreich emporblühenden Anstalten gleicher Art concurriren zu können, nach Gleiwitz in Schlesien, wo Fabrikant Borsig ein bedeutendes Territorium mit reichen Kohlenschätzen besitzt, verlegt werden. Es werden dort, wie die Berliner „Gerichtszeitung" berichtet, eine Arbeitercolonie und ein Eisenwerk, wie sie großartiger in Europa noch nicht vorgekommen sind, gegründet werden. Die Ausführung dieses Planes ist der Vollendung nahe — mit dem 1. October dieses Jahres wird das Eisenwerk in Gleiwitz in Betrieb gesetzt. Außer den erforderlichen kolossalen Arbeitsräumen, die mit den vollendetsten Maschinen der Jetztzeit gefüllt sind, hat der Fabrikherr über 200 Häuser erbaut, in denen die verheiratheten Arbeiter Wohnungen erhalten sollen. Jedes Haus enthält für zwölf Arbeiterfamilien eine aus Stube, Kammer und Küche bestehende Wohnung, außerdem sind Schulhäuser, eine Kirche und auch Vergnügungslocale, namentlich große Tanzsäle, erbaut worden, und sogar ein durchaus comfortabeler Gasthof von bedeutendem Umfange ist zur Aufnahme der Gäste vorhanden. Ein großer Theil der Arbeiter des Moabiter Eisenwerkes hat sich schon bereit erklärt, nach Gleiwitz überzusiedeln, und wird daher mit dem 1. October d. J. wahrscheinlich eine erhebliche Arbeiter-Auswanderung stattfinden. Das Berliner Eisenwerk geht ein und die Räume in Moabit werden dann eben so, wie die Fabrik am Oranienburger Thore, zum Zusammensetzen der Maschinen, deren einzelne Theile in Gleiwitz gefertigt und nach Berlin geschafft werden, benutzt.

— Das kleine Dorf Schwarzort, das von Fischern bewohnt ist und an den Gestaden des Baltischen Meeres liegt, zwischen Memel und Danzig, ungefähr drei starke Stunden südlich von ersterer Stadt, hat seit drei Jahren durch die Entdeckung von Ambra-Ablagerungen in dem umliegenden Boden eine gewisse Wichtigkeit erlangt. Vier Dampfbaggermaschinen und viele andere durch Menschenkraft in Bewegung gesetzte werden zum Sammeln der zehn bis zwölf Fuß tiefen ambrahaltigen Sande verwendet; das Ambra findet sich gleichförmig im Zustande von Nieren in Begleitung von Ligniten. Man arbeitet Tag und Nacht in Abtheilungen, die sich in Zwischenräumen von acht Stunden ablösen, oder mit drei Abtheilungen in 24 Stunden. Man zählt im Ganzen 400 Arbeiter, von denen jeder für seine achtstündige Arbeitszeit 22 Sgr. oder 2 Frs. 70 C. verdient. Die gesammelte Ambramenge ist beträchtlich, indem sie bei jeder einzelnen Arbeiterabtheilung ungefähr 130 Kilogramme und sonach im Gesammtertrag einer Woche 2340 Kilogramme beträgt. Der durch das Baggern herausgeförderte Sand wird an das Gestade geführt, worauf nichts anderes mehr zu thun übrig bleibt, als ihn zu waschen, um das Ambra abzusondern.

— Nach dem Muster von Gent sind jetzt auch in mehreren anderen Städten Belgiens, in Hasselt, Dendermonde ꝛc. mit den Volksschulen Sparkassen verbunden worden, die nicht blos auf die materiellen, sondern auch auf die sittlichen Zustände der Schüler einen günstigen Einfluß üben. Ueberall, wo die neue Einrichtung besteht, sind fast sämmtliche Schüler bereits im Besitze von Sparkassebüchelchen. Die Einzahlungen finden meistens in Kupfermünzen bis zu einem Centime (Pfennig) herab statt, und jeder Klassenlehrer ist befugt, das Geld anzunehmen und darüber im Sparkassenbüchlein zu quittiren. Obwohl die Einrichtung erst seit Kurzem besteht, ist doch manche Classe dieser Volksschulen schon im Besitze eines Capitals von mehreren hundert Francs, das unter Garantie der städtischen Behörde verwaltet und verzinst wird. Hauptsächlich sind es Arbeiterfamilien, denen diese Sparkassen der Volksschulen zu gut kommen und deren Kinder dadurch früh schon den Beweis liefern, wie unwahr die Behauptung der Lassalleaner sei, daß Schulze-Delitzsch's Theorie des Sparsystems dem Arbeiter etwas Unmögliches zumuthe.

— Wiesbaden, 17. April. Die „Mainzer Ztg." schreibt: „Nicht geringe Sensation hat die Nachricht erregt, daß die Wintergärten Sr. Hoh. des Herzogs in Biebrich verkauft werden sollen. Biebrich verliert dadurch eine seiner schönsten Zierden und die ganze Bevölkerung des Mittelrheines ein beliebtes Ausflugsziel für das Frühjahr. Es ist bekannt, daß sich keine derartige Schöpfung weit und breit mit der reichen Ausstattung und der künstlerischen Anordnung der Biebricher Gewächshäuser nur messen konnte; der Gedanke liegt daher sehr nahe, Alles aufzubieten, dieselben wenigstens für — Wiesbaden zu erhalten. Seit Jahren hat man bei uns die Anlage von Wintergärten ins Auge gefaßt; daß wir solche mit der Zeit unbedingt haben müssen zur Hebung unserer Wintercur steht außer allem Zweifel."

— England unterhält im Ganzen 248 Consulate und Viceconsulate; davon kommen 38 auf die Türkei, 32 auf Südamerika, 24 Frankreich, 18 Spanien, 17 China, 15 Rußland, 15 Vereinigte Staaten, 13 Italien, 7 Japan, 4 Preußen, 3 Oesterreich, 4 auf das übrige Deutschland und der Rest auf andere Staaten. Von diesen erhalten die Consuln in China allein jährlich nahezu 17,000 L. und die in Japan circa 6000 L. ohne die drum und dran hängenden Kleinigkeiten.

— Am 16. April wurde in Warschau der Jahrestag des Karakuzow'schen Attentats als ein russischer Kirchenfeiertag, verbunden mit einer großen Procession, gefeiert. Mit ungewöhnlichem Pomp durchzog die zahlreiche russische Geistlichkeit von der russischen Kathedrale aus einige Hauptstraßen und hielt auf dem Sächsischen Platze an, wo auf einem unter freiem Himmel errichteten Altar Gottesdienst abgehalten wurde.

— Einer New-Yorker Zeitschrift zufolge prakticiren in Philadelphia gegenwärtig 6 weibliche Aerzte, die sich eines jährlichen Einkommens von 2—10,000 Dollars zu erfreuen haben. Das jährliche Einkommen einer „Frau Doctorin" in Orange (New-Jersey) beläuft sich auf 10—15,000 Dollars, und das einer anderen in New-York wird sogar auf 20,000 Dollars geschätzt. Einige dieser weiblichen Aerzte genießen den Ruf als geschickte Chirurgen und Operateure.

— Von dem Umfang, in welchem die Fabrikation eines scheinbar unbedeutenden Artikels in Amerika betrieben wird, kann man sich einigermaßen aus der Thatsache einen Begriff machen, daß in der Zündhölzchenfabrik zu Frankfort im Staate New-York 700,000 Fuß Fichtenholz zur Bereitung derselben, 400,000 Fuß Lindenholz für Packkisten, 400 Fässer Schwefel und 9600 Pfund Phosphor gebraucht werden. Zur Anfertigung der Büchsen braucht man täglich 1900 Pfund Pappdeckel und Papier. Die Zahl der Arbeitsleute beträgt 300, welche täglich 144,000 Büchsen voll Zündhölzchen hervorbringen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 50.

* Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Die junge Castellanin hatte eine geschickte Hand und die Hoffnung, der mächtigen Favoritin sich gefällig erzeigen zu dürfen, machte diese noch leichter und gewandter. Bald war der Riß verklebt und es war jetzt Hermanns Aufgabe, ihn möglichst unsichtbar werden zu lassen; das heißt, er durfte weniger der eigenen Phantasie und Gestaltungskraft folgen, als vielmehr sich in das Gegebene liebevoll versenken und in Form und Farbe möglichst dem Vorhandenen sich anpassen. Das war nicht leicht, aber es gelang ihm dennoch, und als nach Verlauf von nahezu der bewilligten Stunde er den Fächer vollendet, konnte nur ein scharfes Auge den erlittenen Schaden entdecken; der Schnitt, welcher dem Lämmchen den Kopf vom Rumpfe getrennt, war durch einen Rosenkranz unsichtbar geworden, und Rosen lagen auf den lichtblauen Rock der Schäferin gestreut, wo der böse Riß gewesen; vor Allem aber erschien das vollständig zerstört gewesene Bouquet gelungen, nur die Frische der Farben, welche aber auch möglichst gedämpft waren, verriethen, daß es einer anderen Hand sein Dasein verdankte.

Die Gräfin besaß Kenntniß genug, um diese zarte Arbeit zu schätzen, und sie bewies sich jetzt ebenso huldvoll gegen den jungen Mann, wie sie sich noch vor Kurzem hochfahrend und abstoßend gezeigt hatte. Zwar von ihrem Princip, nur einen Franzosen als Secretär anstellen zu wollen, ging sie auch jetzt nicht ab; aber in ihrem an Luxusbedürfnissen erfinderischen Kopfe stieg plötzlich ein neues Amt auf, mit welchem sie den jungen und, wie sie jetzt bei besserer Laune sah, auffallend hübschen Mann betrauen und an ihr Haus fesseln wollte. Er hatte offenbar Sinn für das Decorative, und die mannichfachen Feste der veränderungslustigen Dame schienen die Geduld und Phantasie des allezeit gefälligen Theatermalers erschöpfen zu wollen. Sie bedurfte Jemandes, über welchen sie vollständig verfügen könnte und dessen bescheidene Stellung nur seine Schöpfungen, aber nicht den Schöpfer, sichtbar werden ließ; jeder neue Gedanke war dann ihr Eigenthum, die anmuthigen Arrangements, welche sie sich von dem jungen Mann versprach, ihr Werk. So ohne einen bestimmten Charakter, aber mit einer Summe, welche geeignet war, die Mutter zu ernähren, stellte sie Hausberg in ihrem Haushalt an. Sie setzte nach Art der Vornehmen voraus, daß jede Disposition, welche sie treffen würde, demselben genehm sein müßte; ihr Antrag erhielt selbstverständlich die Annahme. Hatte Hermann aber auch Einwendungen gegen solche vage, nur von den Launen der Dame abhängende Beschäftigungsweise, — seine Lage war nicht darnach, diese laut werden zu lassen; er dachte an die gerötheten Augen der Mutter, die diese so häufig unter der mühsamen Arbeit mit Thränen befeuchtete; er dachte an ihre Ergebung in das Härteste, Ungewohnteste und schweigend verbeugte er sich vor dem ausgesprochenen Willen der Dame.

In der Dämmerung kam er heim. Am Relaishause hatte der Wagen der Gräfin gehalten, um frische Pferde zu nehmen; die vornehme Gönnerin hatte den Wanderer zu sich gewinkt und ihm einen Platz auf dem Bedientensitze angewiesen. Das Blut schoß Hermann ins Gesicht, aber sich mit Gewalt bezwingend, dankte er der Dame für die hohe Gnade, zog es aber dennoch vor, zu Fuße heimzukehren.

In ihre glühenden Purpurgewänder gehüllt war die Königin des Tages hinabgestiegen, im feurigen Roth strahlte der Himmel und die Landschaft, waren die Thürme und Dächer der Stadt getaucht, spiegelten Rhein und Neckar es wieder. Es war ein entzückender Anblick, dem einsamen Wanderer aber war es, als habe eine große Wunde sich aufgethan und Blut, Schmerzen, Weh und Blut ströme vom erbarmungslosen Himmel auf die gequälte Erde. Er setzte am Rande des Weges sich auf einen umgefallenen Abweisstein, und wie Israel einst in stiller Nacht mit dem Engel, so rang er unter dem Verbluten der sinkenden Sonne mit dem Stolze der Geburt und Gewöhnung, fast übermächtig in seiner Seele erzogen. Des Vaters That, die mit einem Fingerdruck auf den beweglichen Hahn der Pistole die Last eines unerträglichen Lebens von sich geworfen, schien ihm beneidenswerth; er sah den rothfunkelnden Strom vor sich, leise, leise glitten seine Wogen kühlend und verwischend über manches brennende Leid, — aber dann aus den blässeren Tönen des verglühenden Abendrothes schien das Antlitz der sanft heiteren Mutter ihm zu lächeln, ihre milde Stimme ihm „Muth, Muth mein Sohn, des Herrn Wege sind wunderbar!" zuzurufen. Gekräftigt stand er auf; es war ja noch nicht das Ziel, an welches er gelangt war, und wenn der Weg auch auf die Stube der Dienerschaft führen sollte, — voran! — aber wie leichter, wie muthiger voran, wärest Du mir geblieben, winkte Dein Lächeln mir am Ziel, Charlotte!

Laut rief er den geliebten Namen in den stillen Abend hinein, er erschrak fast vor dem Laute, vor dem Namen, welchen zu nennen er seit Wochen vermieden.

Die Wittwe hatte den Sohn in dem dämmerigen Stübchen erwartet; jetzt da sie seinen Tritt auf der hölzernen, knackenden Stiege erkannte, zündete sie eilig die Lampe an. Es war ein Brief gekommen, ein Brief von Charlottens Hand. Gespannt hingen die Blicke der Mutter, während der Sohn las, an seinen Zügen; sie wollte daraus errathen, was dieser Brief ihm werden sollte, ihm, dessen jungem Leben das Schicksal schon so manche bittere Erfahrung bereitet.

„Charlotte ist ein edeles Mädchen!" rief ihr Sohn, „sie erkennt den tieferen Grund dessen, was mich trieb, ihr das Gelöbniß der Treue wieder zurückzugeben. Sie ist abhängig von der Tante, aber nicht so sehr, um diese nicht zu bestimmen, sie noch ein Jahr lang als gebunden betrachten zu müssen, und dann — —"

„Und dann?" fragte die Wittwe gespannt.

„Wird es mir dann in einem Jahre gelungen sein, die Stellung errungen zu haben, welche mich berechtigt, ihre Treue und ihre Hand fordern zu dürfen, mir, dessen neue Laufbahn auf dem Bedientensitz beginnen sollte?" rief Hermann bitter.

Der Schmerz zuckte durch das weiche Mutterherz mit unerbittlicher Schärfe, aber sie machte sich stark.

„Hermann, laß uns diesen Brief Charlottens am heutigen Tage als die gute Vorbedeutung dessen begrüßen, was das Jahr Dir bringen soll, sei stark, mein Sohn!“

III.

Die Erinnerungen, welche der von Hermann so geschickt wieder hergestellte Fächer in dem einstigen Spender desselben, dem Kurfürsten, wieder hervorgerufen, mußten stark genug sein, um der sehr im Sinken begriffenen Sonne der gräflichen Freundin wieder ein kurzes Aufleuchten zu gestatten. Die Gräfin wußte geschickt und gracios ihren Fächer zu handhaben, und ehe sie Schwetzingen verließ, hatte sie von dem hohen Herrn die Zusage erhalten, an einem der nächsten Abende en petit comité in ihrem Hôtel zu speisen.

Diese Gunst war der Dame nicht mehr widerfahren, seit Josepha Seibert mit dem Zauber ihrer süßen Stimme und ihrer kindlichen Augen den Kurfürsten gefangen hatte. Die Feldlerche sollte es über den Paradiesvogel gewinnen? aber dieser entfaltete noch einmal all' die Pracht seines bunten, schillernden Gefieders und der Chor der Hofvögel rief in gewohntem Unisono den Paradiesvogel zur Königin aus — Königin eines Tages.

Aber immerhin. War es auch noch lange nicht der volle wiedergekehrte, ungetheilte Sonnenblick der fürstlichen Gunst, so war es doch ein Strahl davon, und die Gräfin wollte sorgen, daß er sichtbar genug würde.

Der Kurfürst liebte seit einiger Zeit sehr wenig die großen Assembleen; seine Geschmacksrichtung hatte sich auffallend einem sentimentalen, bürgerlichen Genre zugewandt, welches auch auf der Bühne herrschend zu werden drohte. Die Gräfin Roccaferra verstand sich wenig auf dieses Genre, einige Concessionen mußten ihm aber dennoch gemacht und zugleich eine Schmeichelei für den Kurfürsten damit verbunden werden, welche stark genug war, auf den in dieser Hinsicht sehr verwöhnten und blasirten Fürsten zu wirken. Die erfindungsreiche Gräfin hatte sich einen Plan ausgedacht, von welchem sie sich große Erfolge versprach. In Hermann Hausberg, welchen sie gleich am folgenden Tage, nachdem sie ihn in Schwetzingen empfangen, in ihr Palais beschieden, hatte sie sich nicht getäuscht. Er hatte in der That Sinn für das Decorative, und noch weit mehr: er brachte das seltene wunderholde Blümchen Poesie mit.

Die neue Idee der Gräfin lehnte sich an das altrömische Kaiserthum an; sie wollte den Kurfürsten darstellen als den Gott, dem sie diene, auch wenn er ihr ungnädig sei. Karl Theodor hatte ihr einstmals sein lebensgroßes Portrait geschenkt; dieses sollte eine Hauptrolle in der Scene spielen, welche die Gräfin aufzuführen gedachte. Für gewöhnlich hing dieses Bild im großen Empfangssalon; für diesen speciellen Fall aber wurde es in das Boudoir der Gräfin gebracht und dieses elegante Gemach mit Hilfe des Hoftapeziers und unter Anleitung Hermann's in eine phantastische Art antiken Tempels umgeschaffen; vor dem Portrait, welches die hintere Mittelwand fast einnahm, sollte sich ein aus Ziersträuchern gebildeter Altar befinden, dessen Mitte eine Vase oder Urne krönen, welcher im Sinne des Wortes der Weihrauch entsteigen sollte, den seine Schranzen dem Fürsten figürlich so reichlich streuten. Diese Idee der Vergötterung eines Menschen, so widerwärtig sie uns auch jetzt erscheint, entsprach sehr den Anschauungen einer Zeit, welcher sich mit ihrer Wiederbelebung der antiken Welt so Vieles fügen mußte, und was eine Welt dem Augustus zu Füßen gelegt, das nahm der kleinste Prinz von seinem Duodezländchen in Anspruch; er hielt sich, wenn er auf dem Exercierplatz seine Handvoll Soldaten gedrillt, heimkehrend für den Triumphzug eben so berechtigt als der Imperator, welchem seine Legionen einen halben Welttheil erobert. Eine Wahrheit aber galt für jene Zeit, wie für diese: was die Fürsten waren, dazu machten sie ihre Schmeichler, und diese trifft die Verantwortung weit mehr, als den einzelnen, schwachen Menschen, der seine Urtheilskraft verlieren mußte in solcher Umgebung.

Die Gräfin war rastlos. In vier Tagen sollte dieser Besuch des Kurfürsten stattfinden, welcher dem Hofe die wieder neu aufgelebte Gunst verkündete. Die Gräfin hielt persönlich Revue über das Silberzeug, was verwendet werden sollte zum Souper, als Hermann Hausberg mit der Frage an sie herantrat, welche Vase als Weihrauchgefäß verwendet werden sollte? Welche Vase? — Die Gräfin besaß eine große Auswahl solcher Prunkgeschirre, aber nicht eines eignete sich zu dem geforderten Zweck; bald widersprach diesem die Form bald die Malerei. Die Gräfin war in Verzweiflung; wo in der Eile eine passende Vase hernehmen? Sie hatte reitende Boten nach Paris und Dresden schicken mögen. Aber selbst gesetzt den Fall, es hätte sich dort das Passende gefunden, wie war es möglich in so kurzer Zeit es zu beschaffen.

„Lasse Er sich die Porzellankammer aufschließen, suche Er in allen Lagern der Stadt, bei den Silberschmieden, einerlei wo! wir müssen etwas finden,“ gebot die Dame dem jungen Manne.

Silber- und Porzellankammer der Gräfin waren nach Art der adeligen Haushaltungen von damals sehr reich ausgestattet, boten jedoch zumeist nur barocke, oft plumpe, manchmal überzierliche Formen. Weder die Vase mit den theetrinkenden Mandarinen, noch die mit den trunkenen Faunen wollte zum antiken Opfergefäß taugen und schon wollte Hermann Hausberg seinen wahrscheinlich eben so erfolglosen Gang durch die Magazine der Stadt antreten, als er im Hintergrund des Gemaches, achtlos auf den Boden gesetzt, ein Gefäß entdeckte, dessen reine antiken Formen allen Anforderungen entsprachen; es war eine zweihenkelige Vase von unglasirtem Porzellan, welche wahrscheinlich nur als ein Probestück abgeliefert und vergessen worden war.

„Gefunden, Excellenz Frau Gräfin!“ rief er der Dame zu und hob das schöne Gefäß empor.

„Er wird doch nicht daran denken, diesen weißen Krug aufstellen zu wollen?“ fragte die Gräfin. „Wenn es Marmor wäre oder Silber, dann möchte es gehen, aber so“ —

„Die Form ist wunderschön; wir haben keine, die ihr an edelen Verhältnissen gleich käme.“

(Schluß folgt.)

Die Pilze.

Wer sich zum Lobredner der Pilze aufwerfen wollte, hätte in der That einen schweren Stand. Rechnen wir einige wenige Gattungen ab, welche als Zuthat zu anderen Speisen oder als Surrogat für Gemüse in der Haushaltung Verwendung finden, wie die Trüffeln, Champignons, Morcheln u. a., so kann man von einem Nutzen der ganzen Klasse füglich nicht reden; es sind im Gegentheil Schmarotzer der allerunangenehmsten und gefährlichsten Art. Bei weitem die meisten größeren Arten sind schädlich, selbst tödtlich, und auch die eßbaren Sorten dürfen ihrer Unverdaulichkeit wegen nur mit Vorsicht genossen werden; die glänzenden Farben einiger Gattungen flößen uns Miß-

trauen ein, weil sie nur bestimmt scheinen, Unerfahrene anzulocken und zum gefährlichen Genuß zu reizen, und selbst die Orte, an denen sie wachsen, erregen Grauen und Widerwillen. Aus Sumpf und Moder schießen sie in wenigen Stunden wie durch Zauberei auf; aber der Bau ihres Körpers ist auch dem angemessen, das heißt eine schwammige, hinfällige Masse, welche ebenso rasch wieder verwest und in der Luft zu zerfließen scheint, wenn ein Sonnenstrahl sie trifft.

Und doch sind diese größeren, mit bloßem Auge sichtbaren Glieder der Pilzfamilie noch bei weitem nicht die schlimmsten; sie erscheinen sogar unschuldig und harmlos gegen die mikroskopisch kleinen Arten, deren Existenz der Laie erst aus dem Schaden, den sie anrichten, gewahr wird. Welche Hausfrau hat nicht schon über die Plage der Speisekammern, den Schimmelpilz, Klage geführt? Trotz aller Vorsicht dringt dieser unwillkommene Gast in die bestverschlossenen Gefäße, verdirbt die mühsamsten und kostbarsten Erzeugnisse der Kochkunst mit seinem modrigen, dumpfigen Ueberzuge, und noch heute glauben Viele, daß dieser Schimmel, der nichts als eine zusammenhängende Masse von Millionen kleiner Pilze ist, sich von selbst bildet. Diese Ansicht ist falsch. Eine Urzeugung giebt es in der Natur nicht mehr, und alles Lebende entwickelt sich nur aus den Keimen schon vorhandener Organismen. Wo demnach Pilze auftreten, dahin müssen die Keime von anderen Orten her gelangt sein, und wenn es gelingt, ein Gefäß vollständig gegen den Zutritt der Luft abzuschließen, dann kann kein noch so kleines Pilzkeimchen mit der Luft hineinkommen und bis in das Unendliche fortwuchern. Sorgfältige Versuche haben dies zur Evidenz bewiesen. Man nahm eine mit zuckerhaltiger Flüssigkeit gefüllte gläserne Retorte, deren Hals schlangenförmig auf- und abwärts gebogen und zu einer feinen Spitze ausgezogen, aber nicht zugeschmolzen wurde. Der Inhalt blieb also mit der äußeren Luft in Verbindung, und doch zeigte sich während achtzehn Monaten keine Spur von Pilzen; als man aber den gläsernen Hals kurz über dem Kolben abbrach, war in vierundzwanzig Stunden die Flüssigkeit vollständig mit denselben angefüllt. Im ersteren Falle brachen sich nämlich die feinen Luftströmchen mit ihren schwebenden Pilzkeimen an den Windungen des Halses und gelangten nicht bis in das Innere des Kolbens; die Sporen sanken also in den Krümmungen des Glases zu Boden und richteten keinen Schaden an, begannen aber sofort zu wuchern, als sie in dem zweiten Falle ungehindert in die Flüssigkeit fallen konnten. Also ohne Zutritt der Luft mit ihren fliegenden Pilzsporen kann kein Pilzgeflecht entstehen, sonst hätte sich ein solches in den achtzehn Monaten schon im Kolben der Retorte gebildet.

Aber auch ohne Urzeugung brauchen die Pilze über ihr ferneres Fortkommen nicht besorgt zu sein. Ihre Lebensfähigkeit ist unverwüstlich. Kälte vertragen sie sehr gut, sie bleiben bis 15° Kälte keimfähig, der Pilz der Bierhefe hat sogar eine künstliche Kälte von 100° ohne Schaden ausgehalten; Hitze tödtet sie auch nicht, wenn sie nicht gar zu lange anhält, und in der Nässe leben sie erst recht auf. Ihre Vermehrung ist ungeheuer; ein einziges Pilzgeflecht bringt so viele Millionen von Sporen hervor, welche sämmtlich wieder neue Geflechte erzeugen, daß eine einzige Vegetations-Epoche hinreichen würde, um die ganze Erde mit allem Lebenden zu überfallen und auszusaugen. Aber gegen solche Verbreitung hat die Natur selbst gesorgt, indem sie das Wachsthum der Pilze einmal von besonderen Witterungsverhältnissen, und dann von besonderer Nahrung abhängig machte, was namentlich von den auf lebenden Organismen hausenden Gattungen gilt.

Wenn wir zunächst von den Arten reden, welche von todten Stoffen sich nähren, den sogenannten Fäulnißbewohnern, so finden wir einige darunter, welche nur in ganz bestimmten Substanzen leben, wie die Hefepilze, deren eine Art nur im Wein lebt, während die andere nur im Bier vorkommt; eine andere Art dagegen, und dies ist eben der Schimmelpilz, trifft man auf allen möglichen organischen Substanzen an. Man kann dieser Gattung sogar einen gewissen Nutzen in dem Haushalt der Natur nicht absprechen, indem sie durch die Aufsaugung und Umbildung abgestorbener Organismen wesentlich zur schnelleren Zersetzung derselben beitragen und dieselben damit wieder für neue Bildungen dienstbar machen.

Die von lebenden Organismen sich nährenden Pilze verdienen aber selbst dieses schwache Lob nicht, denn sie sind immer und unter allen Umständen schädlich, können sogar in ihrer Masse und unter gewissen Verhältnissen zu einem Fluch und einer Heimsuchung der Völker werden.

Wir wollen nur einige Beispiele anführen, welche jedem sofort den ungeheueren Einfluß, den diese Schmarotzer auf alle menschlichen Verhältnisse ausüben, klar machen werden.

Die *Kartoffelkrankheit*, dieses Schreckgespenst ganzer Länder, wird von einem Pilze verursacht, der in den Oberflächenzellen der Kartoffelblätter wuchert, und indem er das Blattgrün zerstört, welches die Athmung und Verdauung der Pflanze besorgt, der Staude die Bildung und Aufspeicherung von Stärke unmöglich macht. Dann wird auch die Knolle selbst angegriffen, bis diese bei der mangelnden Ernährung zu faulen beginnt, und mit den ersten Zeichen dieser Fäulniß tritt nun ein zweiter Pilz auf, der das begonnene Zerstörungswerk vollendet. Die Knolle ist nicht mehr im Stande, Stärke abzulagern, worauf doch eben ihr Werth als Nahrungsmittel beruht, sie verliert demnach diesen Werth und wird vollkommen ungenießbar und unbrauchbar.

Aehnlich verhält es sich mit der *Traubenkrankheit*. Auch hier nistet der Pilz in den Oberflächenzellen der Beere und läßt die Oberhaut vertrocknen; das innere Gewebe wächst weiter, sprengt natürlich die Oberhaut, die sich nicht mehr ausdehnen kann, und dadurch wird das Fruchtfleisch freigelegt, welches nun rettungslos verdorrt. Damit ist die Traube und also die ganze Weinernte verloren.

Bei dem Getreide ist es der sogenannte *Brand* und das *Mutterkorn*, welche den Pilzen ihr Dasein verdanken. Bei dem Brand verzehrt der Pilz den Inhalt des Getreidekorns und füllt ihn mit einer schwarzen Masse an, die aus seinen zahllosen Samensporen besteht; diese Sporen werden mit dem guten Mehl gesunder Körner vermischt und bringen bei dem Genuß allerhand Krankheiten hervor. Das Mutterkorn ist eine Entartung, welche das Getreide durch einen Pilz erleidet, der ihm einen unnatürlichen Auswuchs verursacht; es liefert nun weder Mehl, noch vermag es zu keimen und ist beim Genuß der Gesundheit noch schädlicher als das brandige Korn.

Auch die Thiere, bis zum Menschen herauf, werden von Schmarotzerpilzen heimgesucht. Bei den Seidenraupen verursacht ein Pilz die unter dem Namen der Muscardine bekannte Krankheit, und unsere gemeine Stubenfliege fällt in Menge einem solchen Feinde zum Opfer. Der Pilz wuchert bei ihr mit unzähligen Schläuchen in der Leibeshöhle, verursacht ihr Krämpfe, welche endlich mit dem Tode endigen, und kommt dann als feines Geflecht auf die Oberfläche des todten Körpers, um dort neue Sporen zu bilden. Auf Vögeln, Rindern und Pferden hat man verschiedene Pilze beobachtet, und auch der Mensch ist nicht frei davon. Die bei Kindern so häufigen Mundschwämmchen rühren nur von einem Pilze her, der die Mundhöhle und Speiseröhre mit seinem Geflecht überzieht, und das Ausfallen der Haare bewirkt häufig ein anderer Pilz, der in der Haut des Menschen wohnt und ihre Thätigkeit lähmt. Daß auch die Geißel der heutigen Menschheit, die *Cholera*, mit solchen, durch besondere klimatische Erscheinungen mancher Jahre begünstigten Pilzbildungen zusammenhänge, wird von Vielen vermuthet, ist aber bis jetzt nicht bewiesen.

Man sieht aus dem Angeführten, namentlich an den Beispielen aus dem Pflanzenreich, daß der Landwirth in steter Besorgniß wegen dieses unsichtbar kleinen Feindes sein muß; andererseits ergiebt sich aber daraus die Grundlosigkeit der Furcht, daß die Pilzbildung eine Folge der Entartung der Culturpflanzen sei, welche nach und nach zur totalen Unbrauchbarkeit sich steigern könne. Die Ursachen solcher Schmarotzerseuchen liegen nicht in, sondern *außer* den Pflanzen, und

Digitized by Google

sind lediglich localer Natur. Die Wartung der Nutzpflanzen und der steigende Werth des Bodens nöthigen die Menschen, viele Pflanzen derselben Gattung in engen Bezirken zu ziehen, so daß die einzelnen Gewächse in fast unmittelbare Berührung mit einander treten. Ein Aussterben der Pilze ist leider nie anzunehmen; treten aber klimatische Einflüsse auf, welche ihrer Entwickelung besonders günstig sind, so ist es ganz natürlich, daß die Sporen der Pilze auch sämmtliche, dicht an einander stehende Pflanzen befallen, und damit ist dann die Seuche fertig. Aber die weitere Besorgniß, daß bei solchen Umständen irgend eine Nährpflanze in allen Theilen der Erde gleichzeitig durch Pilze zerstört und damit eine entsetzliche Hungersnoth herbeigeführt werden könnte, ist grundlos; denn erfahrungsmäßig treten nie in allen Ländern dieselben Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse zur selben Zeit ein, und ein solcher Mißwachs würde daher immer nur einen relativ kleinen Theil der Erde heimsuchen können. Man muß sich eben in diese unvermeidliche Plage fügen, denn jede Cultur ist mit äußeren Opfern verknüpft, von denen der Mensch selbst die meisten und schwersten zu ertragen hat; das Zusammenleben Vieler, namentlich in großen Städten, welche doch die Brennpunkte geistiger Bildung sind, hat eine Unzahl physischer und moralischer Uebel im Gefolge, von denen einsam lebende Hirten und Ackerbauer verschont bleiben. Man darf sich auch ebenso wenig furchtsamen Träumereien hingeben, denn jedes Uebel hat seine natürlichen Grenzen und kann der Allgemeinheit nie verderblich werden. Die Pflanzenpilze werden uns so wenig die leibliche Nahrung entziehen, wie es gewisse menschliche Glückspilze mit der geistigen im Stande sind. (Sonnt.-Bl.)

Mannichfaltiges.

— Der letzte Samstag wird denkwürdig in den Annalen des Hotel Drouot in Paris bleiben. Die berühmte Galerie von San Donato, Eigenthum des älteren Fürsten Demidoff, ein Schatzkästlein von 23 Meisterstücken der niederländischen Schule, wurde unter den Hammer gebracht, und diese Versteigerung trug nicht weniger als 1,363,050 Frs. ein. Das Hauptstück der Sammlung, vielleicht nicht sowohl seines artistischen als seines historischen Werthes wegen: „Der westphälische Congreß“ von Terburg, wurde einem Herrn Mannheim, hinter welchem sich, wie es heißt, Baron James Rothschild verstecken soll, für 182,000 Frs. zugeschlagen; dieselbe Person erstand eine Promenade-Ansicht von Dortrecht, ein Werk Albert Cuyp's, für 140,000 Frs. Eine Waldansicht von Hobbema bezahlte der Banquier Seilliere mit 110,000 Frs., eine andere Landschaft desselben Meisters Herr Felix Petit mit 98,000 Frs., ein Genrebild von Ostade wiederum Herr Mannheim mit 101,000 Frs., das Porträt einer alten Frau von Rembrandt Herr Narischkin mit 55,000 Frs., zwei Marinen von Ruysdael und Vandevelde Herr Bocher, der Agent des Herzogs von Aumale, mit 60,000 und 68,000 Frs. u. s. w.

— In San Francisco hat sich in letzter Zeit eine Gesellschaft junger Männer gebildet, die, wie sie für sich selbst möglichste Kräftigung des Körpers erstrebt, so auch für das weibliche Geschlecht, und damit für die künftigen Generationen, nur von einem gesunden Körper Heil erwartet; die jungen Männer haben sich demgemäß feierlichst verpflichtet, keine junge Dame zu heirathen, deren Körper-Proportionen unter ein gewisses Maß herabgehen. Ohne Zweifel wird jeder der jungen Idealisten, sobald ihn Amor's Pfeil getroffen, vom Vereine mit einem eleganten Zollstab ausgestattet werden müssen. Ob er seine Messungen bei den bestehenden conventionellen Formen und Gebräuchen unternehmen kann, ist mehr als zweifelhaft, und ob sich der Verliebte, wenn die Geliebte unter dem Maßstab, aber über alle Maßen reizend ist, vom Verein zurückhalten lassen wird, steht auch dahin.

— Zwei bedeutende Bankdiebstähle haben in den Vereinigten Staaten vor Kurzem stattgefunden. Die Canalbank in New-Orleans wurde am 26. März um die Summe von 50,000 Dollars in Banknoten beraubt. Der Dieb ist bis jetzt noch nicht entdeckt. — In der Nacht vom 24. März drangen vier Männer in die Wohnung des Kassirers der Nationalbank in North Scituate, auf Rhode-Island, knebelten ihn und seine Familie und zwangen ihn unter Todesandrohung zur Herausgabe der Bank- und Kassenschlüssel. Einer der Räuber blieb als Wache zurück, die anderen begaben sich in das etwa 350 Yards entfernt gelegene Bankgebäude. Dort gelang es ihnen aber nicht, den feuerfesten Geldschrank zu öffnen. Sie kehrten daher in die Wohnung des Kassirers zurück und forderten ihn auf, mit ihnen zu gehen und den Schrank zu öffnen. Da er sich weigerte, wurde er im Hemde gewaltsam nach der Bank geschleppt und unter Mißhandlung zur Oeffnung des Schlosses veranlaßt. Die Diebe nahmen den ganzen Geldvorrath, aus 25,000 Dollars in Banknoten bestehend, an sich, verstopften dem unglücklichen Kassirer den Mund und zogen von dannen. Trotz der größten Anstrengungen der Polizeibehörde hat man bis jetzt keine Spur von den kühnen Dieben entdeckt.

Pfälzische Literatur.

Wir können es uns nicht versagen, auf ein jüngst erschienenes Schriftchen aufmerksam zu machen, das einen interessanten Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirche unter der weiland pfälzischen Territorialherrschaft liefert. Es ist die Brochüre: „Franz von Sickingen und die evangelische Gemeinde Landstuhl von K. M. L. Hollensteiner, prot. Pfarrer zu Neuhäusel. Commissionsverlag von J. J. Tascher. Kaiserslautern 1868.“

Geleitet von durchaus gerechtfertigten historischen Principien, die der Verfasser in der Vorrede niedergelegt hat, beabsichtigt er in dem engen Rahmen einer Localgeschichte, die sich an eine der denkwürdigsten Stätten der Pfalz knüpft, das lebendige Regen der Wahrheit und ihre unverwüstliche Siegeskraft uns vor die Augen zu führen. Landstuhl war die erste evangelische Gemeinde der Pfalz, gegründet im Jahre 1522 — ein Jahr nach dem Reichstage zu Worms — unter der Schirmherrschaft des ersten evangelischen Ritters Franz von Sickingen und unter Mitwirkung des höchstberühmten Schweizer Reformators Oecolampadius und des nachherigen Straßburger Reformators Butzer, des ersten Pfarrers zu Landstuhl. Dieses Städtchen nun, welches seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges unter seinen eigenen Herren, den nachmals katholisch gewordenen und in den Reichsgrafenstand erhobenen Sickingen durch die Gegenreformation das Schwerste zu erdulden hatte und zum Ruin seines bürgerlichen Wesens die gänzliche Ausrottung des evangelischen Bekenntnisses gelingen sehen mußte, feierte im letzten Jahrzehnt sein Auferstehungsfest. Die drei Glocken der mit Hilfe des Gustav-Adolph-Vereins neuerbauten protestantischen Kirche, welche die Heldennamen „Martin Luther“, „Gustav Adolph“ und „Franz von Sickingen“ tragen, verkünden es laut der Gegenwart, daß die verfolgte Wahrheit dennoch siegreich auf den Plan tritt und daß ihre Dränger stets dem Rächerarme der ewigen Gerechtigkeit verfallen.

Der letzte Sickingen hat schmachvoll sein Geschlecht geendet: des Hauses Schuld ist unerbittlich eingefordert worden. Er starb im Elend; verdorben und gestorben — das ist der Fluch, den sich der Fanatismus an Recht und Wahrheit holt!

Das Werkchen umfaßt nur actenmäßiges Material und ist in frischem, kornigem Styl mit edeler Wärme für die Sache geschrieben. —n.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 51.

* Feldblumen.

Novelle von E. Diethoff.

(Schluß.)

Die Gräfin schwieg, aber plötzlich, wie von einer Eingebung elektrisirt, wandte sie sich hastig an den jungen Mann: „Weiß Er was, Er hat mir meinen Fächer so schön bemalt, bemale Er mir diese Vase und sein Glück ist gemacht.“

„Aber Excellenz —“

„Was aber; was Er in einer Stunde mit dem Fächer fertig gebracht hat, wird Er doch wohl in drei Tagen und drei Nächten mit dieser Kanne fertig bringen.“

„Aber Excellenz, die Porzellanmalerei erfordert Uebung und Fertigkeit, andere Farben —“

„Lasse Er das meine Sorge sein, die Frankenthaler Fabrik muß Ihm die Farben liefern; hat Er nie auf Porzellan gemalt?“

„Wohl zuweilen, eine Tabatiere für meinen Vater, Tassen für Mutter und Schwester; aber was dem Kreis der Familie genügte —“

„Thue Er sein Bestes,“ unterbrach ihn die Dame hastig, „Er hat schon auf Porzellan gemalt, also gut, thue Er es wieder und denke Er daran, mit jedem Pinselstrich, welchen Er vollendeter hervorbringt, arbeitet Er an seinem Glück. Ich sage das nicht, um Ihm leere Vorspiegelungen und Versprechungen zu machen, es ist Sein Glück, das er sich malt.“

Dem Drängen der Dame war nicht zu widerstehen; ihr Machtgebot hatte in kürzester Frist die nothwendigen Farben herbeigeschafft, und zagenden Herzens erst, aber dann mit immer sichererer Hand, mit immer freierem Blick ging Hermann an die Arbeit, seine guten Blumengeister schwebten wieder um ihn. Die langen Sommertage begünstigten die Arbeit, und am Abend des dritten Tages stand die Gräfin bewundernd vor dem fertigen Werk.

Im Mittelschild prangte Karl Theodors verschlungener Namenszug in einem vollen Kranze von Feldblumen und Aehren. Wiesenblumen, so duftig, als hätte sie jetzt erst die Hand eines Mädchens vom thaufrischen Rasen gebrochen, umwanden den Mundrand und die Henkel; einzelne Blümchen hatten sich losgelöst und schwebten wie fallend auf dem mattweißen Grunde der Vase. Heckenrosen und wilder Ephen umzogen ihren Fuß. Man meinte, die Blumen wegnehmen zu können, man meinte, die zarten Grasspitzen im Lufthauch beben und die Blüthenbüschel schwanken zu sehen, von dem durchsichtigen Flügel der Libelle berührt, die hindurch schwirrte. Die Weihe der Poesie, der Duft des Feldes und der Wiese lag auf dieser frischen, anmuthsvollen Arbeit, welcher gegenüber die Gräfin das ganze Lexicon ihrer bewundernden Exclamationen erschöpfte.

„Sie haben mir ein Geschenk damit gemacht, mein Freund,“ sagte sie, „und vertrauen Sie mir, ich werde mich dankbar erweisen, Ihre Arbeit ist ein Kunstwerk.“

Hermann empfand bei der Befriedigung, mit welcher er diese geschaffen, dies selbst, aber, indem er sich verbeugend der Gräfin seinen Dank für ihre Anerkennung aussprach, konnte er nicht umhin, lächelnd die gesellschaftliche Erhöhung, welche sie ihm eintrug, zu bemerken, denn die Dame redete ihn jetzt nicht mehr wie einen ihrer Bedienten per Er an, was dem Feinfühlenden so zuwider gewesen.

Zu Tode erschöpft, zog sich Hermann zurück. Er hatte in diesen drei letzten Tagen mit Aufbietung all seiner Kräfte gearbeitet, der erste Strahl der Morgensonne hatte ihn an der Arbeit gefunden, den letzten Schein der Dämmerung hatte er noch benützt. Die Arbeit war gelungen, das Seine gethan, mochten Schmeichelei und Herrschsucht jetzt das Ihre thun. Er hatte über der Arbeit vollständig ihren Zweck vergessen, und wenn er Karl Theodors Namen mit den anmuthigsten Gaben von Feld und Wiese umwand, so dachte er mehr an den gutmüthigen Fürsten, welcher in der That sein Volk liebte und dessen Bestes anstrebte, als an den von Schmeichlern und Weibern umdrängten verwöhnten Prinzen. Der große Abend, für welchen so viel Vorbereitungen gemacht worden waren, an welchen so hochfliegende Erwartungen sich knüpften, brach endlich an. Hermann kümmerte sich nicht viel darum in seinem entlegenen stillen Stübchen, ihm genügte es, ruhig sein zu dürfen und nicht mehr die hastige, drängende, befehlende oder tobende Stimme der Dame zu hören.

Die Gräfin hatte den Kurfürsten am Eingang ihres zu einem Tempel umgewandelten Boudoirs empfangen, sie selbst annähernd, so weit es Reifrock und Puder gestatteten, im weißen Gewande einer antiken Priesterin, ein Diadem im Haar und an der Brust als einzigen Schmuck das in Brillanten gefaßte Miniaturbild ihres heutigen Gottes tragend, ihre Verbeugung drückte symbolisch ein sich in den Staub werfen vor der Gottheit aus. Karl Theodor war betreten und nichts weniger als angenehm überrascht; es giebt ein Zuviel des Guten, was widerlich wirkt.

„Welche Scene, Gräfin?“ rief er überrascht; „was sollen unsere Patres von Ihrem Heidenthum denken?“

„Lassen Sie sie denken, was sie mögen, Sire, wenn nur der Eine, um dessen Gedanken die meinen fliegen, das Richtige denkt, daß seine arme Freundin, welcher er die hohe Gnade seiner Gegenwart entzogen, seinem ihr gebliebenen Bilde, ihrem Idole die Anbetung weiht, welche der Lebende versagt.“

„Dieser schmeichelhafte Cultus scheint etwas neuen Datums zu sein,“ sprach Karl Theodor nicht ohne Spott; „das Arrangement Ihres Boudoirtempels ist wundervoll duftig und frisch, schöne Gräfin. Darf man das Bijou näher betrachten?“

Die Gräfin biß sich in die Lippen, nahm aber mit einer tiefen Verbeugung den Arm, welchen der Fürst galant ihr bot. „Ew. kurfürstliche Durchlaucht sind heute zur Satyre aufgelegt,“ sprach sie mit dem Ton unterdrückten Weh's.

„Nichts weniger als das, meine Schöne; ich bin in der Laune, sehr von Herzen bewundern zu wollen und erlauben Sie mir, bei Ihnen den Anfang zu machen, dann Ihre Arrangements. Sie sehen, mein Portrait verbirgt sich bescheiden hinter den Wolken des Weihrauchs, wie billig; Götter sollen immer unsichtbar sein, dafür den Göttinnen unsere Huldigungen.“

Die Gräfin drehte krampfhaft ein breites goldenes Armband um ihren vollen Arm, sie hätte weinen mögen vor

Schmerz und Zorn; waren diese spöttischen Complimente der Lohn ihrer Mühen?

Karl Theodor, die gedemüthigte Favoritin am Arm, nahm indessen die Einzelheiten des eleganten Arrangements in Einsicht, sein Ton blieb immer der gleiche kühl spöttische. Plötzlich sah er die bemalte Opfervase mit seinem von Feldblumen umgebenen Namenszug; er war Kenner und hatte Geschmack. Aus dieser Arbeit aber sprach ein Etwas, was den Fürsten so selten geboten wird, die Poesie der Natureinfalt. „Gräfin, wo haben Sie diese Vase her?" fragte er, den Ton ändernd, „Sie sind eine wahre Zauberin, ich habe nie daran gezweifelt, aber eine solche Probe Ihrer Macht war mir bis jetzt noch fremd; wo haben Sie diese Vase her?"

„Aus Ihrer Fabrik, Sire."

Der Kurfürst runzelte leicht die Stirn und ließ den Arm der Dame los. „Sie belieben zu scherzen, Madame, aber das Thema ist nicht glücklich gewählt, zu was vor den Meisterwerken fremder Fabriken mich daran erinnern, daß die meine kaum Mittelgut hervorbringt?"

„Sie wollen mich mißkennen, mein Fürst; aber wenn Sie die arme Amélie von Roccaferra auch aus Ihrer Nähe bannen, Sie können ihr nicht wehren, Ihre ergebenste, treueste Unterthanin zu sein. Die Producte Ihres Landes, kurfürstliche Durchlaucht, ich ziehe sie aus wahrem Patriotismus den glänzendsten Erzeugnissen aller Länder vor. Können Sie es mir verdenken, daß ich Werken, welche aus einer Anstalt hervorgegangen, welche Ihnen einst werth war, einen Ehrenplatz anweise?"

„Sie behaupten also, diese Vase sei Frankenthaler Fabrikat?"

„Sehen Sie das Zeichen, Sire," und die Gräfin hob nicht ohne Anstrengung aber in graciöser Attitüde die dampfende, blumengeschmückte Vase empor.

Karl Theodor fand völlig Zeit, das verschlungene C und T zu prüfen, denn die Gräfin war sich des vortheilhaften Eindrucks wohl bewußt, welchen ihre schönen hochgehobenen Arme, die die Vase hielten, hervorbrachten.

„Aber Amélie, wie ist das möglich, diese köstliche Malerei?" fragte der Kurfürst; „darf ich mir diese Vase als Geschenk von Ihnen erbitten? Es ist französische Malerei, nicht wahr? und dennoch hat es so gar nicht das Ansehen derselben."

„Wollen mir Ew. kurfürstliche Gnaden erlauben, auch den Künstler mit der Vase Ihrer Huld zu präsentiren?"

„Nicht möglich? aber Amélie, Sie sind eine wirkliche Fee, Sie machen mir wirklich ein Geschenk!" rief der Kurfürst, mit Wärme die Hand der Dame küssend; „Sie nehmen mir einen Stein von der Seele, Sie machen meine Fabrik wieder neu aufleben, aber Zauberin, was vermöchten Sie nicht? . . . ."

Der Erfolg des Abends war ein glänzender. Karl Theodor ließ sich den jungen Maler vorstellen und unter den schmeichelhaftesten Lobsprüchen ernannte er ihn zum Director der Malersection an der von Paul Hannong im Jahr 1775 gegründeten kurfürstlichen Porzellanfabrik in Frankenthal, aus welcher so reizende und jetzt vielgesuchte und theuer bezahlte Kunstwerke und Gefäße hervorgingen. Die Gunst, welche die Feldblumen erworben, hielt aber länger für Hermann Hausberg als für die stolze Gräfin; es war nur das letzte Aufflackern der Gnadensonne gewesen, die ihr geschienen. Josepha Seibert ward Gräfin Heideck und Mutter des Fürsten von Bretzenheim; Amélie von Roccaferra zog sich nach Rom zurück und ließ die Freundschaft eines Cardinals sie für den Verlust der kurfürstlichen Gunst entschädigen, sie ward sehr fromm und schien die unterbrochenen Klostergelübde ihrer Jugend an der Schwelle des Alters nachholen zu wollen.

Hermann Hausberg's Leben gestaltete sich freundlich, seine guten Blumengeister hatten ihm den Weg eröffnet, sie blieben ihm die Laren seines häuslichen Herdes, dessen liebliche Priesterin Charlotte geworden. Die mit der Zeit erblindete Mutter nahm in die Nacht ihres Gesichtes noch das Bild anmuthiger Enkel, einer sorglosen behaglichen Häuslichkeit mit hinüber. An den reizenden Werken, welche ihr Sohn theils selbst schuf, theils unter seiner Leitung entstehen ließ und welche ihm die Gunst seiner Vorgesetzten und seines Fürsten erhielt, nahm sie, obgleich sie ihrem Auge nicht mehr sichtbar waren, den innigsten Antheil. Der Beruf Hermann's hielt sich auf der schmalen Linie zwischen Kunst und Handwerk; von der einen hatte er das seelische Genügen, die geistige Erhebung, von dem anderen das materielle Behagen. Noch heute ruht das Auge des Kunstfreundes und Kunstkenners mit Vergnügen auf den lieblichen Malereien, welche die aus der Frankenthaler Fabrik hervorgegangenen Gefäße zieren. Der Name des bescheidenen Künstlers ist vergessen, aber wir fühlen aus diesen Arbeiten die Liebe heraus, mit welcher sie geschaffen worden, und nicht wenige meiner Leser oder noch mehr Leserinnen werden diese Liebe auf die in ihrem Besitze sich befindlichen Frankenthaler Porzellane übertragen haben; wir wenigstens erinnern uns manchen Porzellanschrankes, für dessen Schätze man der sonst so wirthlichen Hausfrau vergebens große Summen geboten, sie aber mochte sich nicht trennen von den reizenden Blumen und Früchtestücken, deren Frische und Naturwahrheit wahrhaft entzückt, und wir geben all' den Frauen, die diese Schätze und Kleinode dem bürgerlichen Haushalt erhalten, aus vollstem Herzen recht und mögen Hermann Hausberg's Feldblumen lieber im sauberen Küchen- und Glasschrank der pfälzischen Bürgersfrau, als im Boudoir oder auf dem Büffet eines hochadeligen, verschlossenen englischen Landsitzes wissen.

Giftmordproceß Ebergenyi.

* **Wien,** 22. April. Die Schlußverhandlung gegen Julie von Ebergenyi hat heute Morgens 10 Uhr vor den Schranken des k. k. Landgerichtes in Wien begonnen. Der Zudrang des Publicums ist ein ganz außerordentlich großer. Unter den Zuhörern bemerkte man die Fürsten Esterhazy und Bathiany, Mitglieder auswärtiger Gesandtschaften, Banquiers, Reichsrathsabgeordnete und den Präsidenten des Schwurgerichtes in München Hrn. Hofrath Schauß, welcher vom Präsidenten des Gerichtshofes die Einladung erhielt, an dem Tische des Vertheidigers der Angeklagten, des Dr. Neuda, Platz zu nehmen. Als Präsident des Gerichtshofes fungirt der k. k. Landesgerichtsrath Giuliani, als öffentlicher Ankläger der Staatsanwalt Landesgerichtsrath Schmeidel. Der Gerichtshof besteht aus einem Fünf-Richter-Collegium. Die Angeklagte Julie v. Ebergenyi wird um 9¾ Uhr durch einen Polizeiwachmann in den Gerichtssaal geführt und nimmt mit sichtlicher Befangenheit auf der Anklagebank Platz. Sie ist in eine schwarze, weiß gesteppte Seidenrobe gekleidet und hat um den Hals ein leichtes blauseidenes Tuch geschlagen. Der Eindruck, den ihre äußere Erscheinung macht, ist ein äußerst ungünstiger. Nachdem der Schriftführer den Gegenstand der Verhandlung: „Anklage der Staatsanwaltschaft gegen Julie v. Ebergenyi wegen vollbrachten Verbrechens des Meuchelmordes" aufgerufen hat, werden die anwesenden Zeugen — es sind deren zehn — verlesen und erhalten die Weisung, morgen 9 Uhr beim Zeugenverhöre zu erscheinen. Die Angeklagte, um ihre Generalien befragt, giebt nur leise unter vielen Thränen Antwort. Sie heiße Julie v. Ebergenyi,

sei aus Szecheni im Eisenburger Comitate Ungarns gebürtig, katholisch, ledig, 26 Jahre alt.

Präsident: Sie sind Ehrenstiftsdame des adeligen Damenstiftes Maria Schul in Brünn? — Angeklagte (schluchzend): Ja.

Es erhält hierauf der Staatsanwalt Landesgerichtsrath Schmeidel zur Entwickelung der Anklage das Wort. Die Anklage lautet: Mathilde Ruef, die Tochter bürgerlicher Eltern und am 16. Mai 1833 zu München geboren, hatte die Schauspielkunst zu ihrem Lebensberufe gewählt, und war Ende der fünfziger Jahre Mitglied der Linzer Bühne. Damals lernte sie zu Linz den als Officier in Garnison befindlichen Grafen Gustav Chorinsky kennen und es entspann sich zwischen Beiden ein intimes Verhältniß. Scheinbar nahm dasselbe einen günstigen Verlauf, indem Beide im Jahre 1860 zu Rom am Ziele ihrer Wünsche standen, und die Kirche ihren Bund segnete; ich sage scheinbar, denn factisch hätten schon das intimere Verhältniß, der geschlossene Herzensbund hingereicht, das Leben des jungen Wesens zu vergiften; — daß sie Frau geworden, mußte sie mit jener unglücklichen Katastrophe büßen, welche der Gegenstand Ihrer Judicatur, meine Herren, sein wird. Nur ganz kurze Zeit währte das eheliche Glück. Schon im Jahre 1864 finden wir die von ihrem Gatten verlassene Gräfin Mathilde Chorinsky im Hause ihrer Schwiegereltern hier in Wien. Ich will mich nicht des weiteren in eine Schilderung des Charakters der verstoßenen Gattin, nicht in eine Beleuchtung des Verschuldens des Gatten ergehen. Die Gräfin M. Chorinsky fand liebevolle Aufnahme im Hause ihrer Schwiegereltern. Es werden im Laufe der Verhandlung Briefe zur Kenntniß des hohen Gerichtshofes kommen, welche zur Genüge das intime, auf Achtung und Liebe gegründete Verhältniß beurkunden, das zwischen der Gräfin Mathilde Chorinsky und ihren mit Recht hochgeachteten Schwiegereltern stattfand. Der Name und Charakter dieser Schwiegereltern, die hohe Achtung, welche denselben ausnahmslos gezollt wird, sprechen beredter für die Gräfin Mathilde Chorinsky, als dies mein Mund vermöchte. Auch dieses Asyl gönnte der pflichtvergessene Gatte seiner unglücklichen Gattin nicht. In Folge einer am Schlachtfelde erlittenen Verwundung nach Wien zurückgekehrt, machte er es zur Bedingung seines Aufenthaltes im elterlichen Hause, daß seine Gattin dasselbe verlasse. Den Eltern, dem Sohne und Gatten die Möglichkeit zu verschaffen, Pflege zu geben und zu erhalten, verließ Gräfin Mathilde Chorinsky im Sommer 1866 jene Schwelle, innerhalb deren sie bis dahin geweilt, jenen Aufenthalt, der sie, wenn er auch den Jammer ihres Herzens nicht zu stillen vermochte, wenigstens in den Augen der Welt rehabilitirt hatte, und suchte allein und verlassen neuerdings eine Heimath. Nach kurzem Verweilen in anderen Städten, nahm sie im August 1866 ihren bleibenden Aufenthalt in München, wo sie sich seit October 1867 bei der Cabinetsdienerswittwe Elise Hartmann, Amalienstraße Nr. 12, eingemiethet hatte. Am 20. und 21. November 1867 empfing Gräfin Mathilde Chorinsky, welche in ihrer Wohnung als Baronin Ledsky bekannt war, den Besuch einer anderen Dame, von welcher sie sich mehreren Personen gegenüber äußerte, daß dieselbe aus Wien, von guter Familie und von ihrem Manne, der sie schlecht behandle und ihr ihren Brillantschmuck versetzt habe, geschieden sei. Einer Zeugin theilte die Gräfin Chorinsky sogar mit, daß sie die fremde Dame in das Theater eingeladen, sie jedoch die Fremde zum Thee gebeten habe. Der Abendthee fand bei der Gräfin Chorinsky am 21. November 1867 wirklich statt und die Umstände dieser Theevisite werden Ihnen, meine Herren, im Laufe der Verhandlung bekannt werden. Sie werden erfahren, daß die fragliche fremde Dame am Abend des 21. November von beiläufig 4 bis halb 7 Uhr bei der Gräfin Chorinsky in deren Wohnung war; daß die Gräfin Chorinsky noch um sechs Uhr die Zeugin Fanny Hartmann um deren Operngucker ersuchte; dies war das letztemal, daß die Gräfin Chorinsky von Zeugen lebend gesehen wurde. Sie werden erfahren, daß dann nach Entfernung der Zeugin Fanny Hartmann die fremde Dame um halb 7 Uhr zu der Elise Hartmann kam, dieselbe ersuchte, ihr zum Zwecke des Theaterbesuches eine Droschke zu holen, daß Elise Hartmann, diesem ihrem Wunsche nachkommend, beiläufig fünf Minuten aus der Wohnung abwesend war, und bei ihrer Rückkehr die Wohnung der Gräfin Chorinsky schon verschlossen fand, so daß sie sich dachte, die beiden Damen haben sich schon entfernt. Freitag den 22. November zeigte sich die Gräfin Chorinsky nicht, dies fiel nicht auf, weil die Familie Hartmann vermuthete, daß ihre Partei sich bei der fremden Dame befinde und ihrer Nachhausekunft deshalb kein besonderes Augenmerk geschenkt wurde, da die Gräfin Chorinsky ihre eigenen Hausschlüssel hatte. Als dieselbe jedoch auch am Samstag den 23. November nicht zum Vorschein kam, und Elise Hartmann, welche, in Sorge um sie, sich bei den „Vier Jahreszeiten" erkundigt hatte, dort erfuhr, daß die fremde Dame schon Donnerstag, 21. Abends nach Wien abgereist war, erwachte in der Frau Hartmann der Verdacht, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugegangen sei; sie wendete sich an die Polizei. Bei dem Umstande, daß die Thür des Zimmers der Gräfin Chorinsky von Außen versperrt war und der Schlüssel fehlte, drang man zuerst mittelst einer sonst nicht benützten Thür in die Wohnung der Gräfin Chorinsky ein, und fand dieselbe bereits todt am Boden zwischen Canapee und dem Tische liegend. Die näheren Details dieser Situation werden Ihnen im Laufe der Verhandlung klar werden. Selbstverständlich mußte bei dem Ungewöhnlichen und ganz Befremdenden dieses Todesfalles die Obduction der Leiche veranlaßt werden. Aus der Obduction ergab sich der dringende Verdacht einer stattgehabten Vergiftung. Dieser Verdacht wurde durch die chemische Analyse der Leichentheile zur Gewißheit. Es werden Ihnen die Ergebnisse der Obduction, das Resultat der chemischen Analyse vorgeführt werden, weshalb ich mich jetzt darauf beschränke, daß durch Schlußgutachten der Gerichtsärzte constatirt ist: a) Die Gräfin Mathilde Chorinsky sei bereits am Abende des 21. November in Folge einer Vergiftung durch Blausäure, beziehungsweise an rascher Zersetzung des Blutes in Folge Vergiftung mit Blausäure gestorben, ohne Mitwirkung einer anderen Ursache, und es haben weder eigenthümliche Leibesbeschaffenheit, noch besondere Zustände der Verstorbenen, noch zufällige äußere Umstände etwas hierzu beigetragen. b) Es scheine die Vergiftung mit Cyankali erfolgt zu sein, weil 1. die Erscheinungen, als ausgedehnte Blutaustritte auf der Magenschleimhaut und Abgang aller fremden Säuren im Mageninhalte, darauf hinweisen, und 2. concentrirte Blausäure schwer einem Laien zugänglich ist, während Cyankali unschwer verschafft werden kann. c) Blausaures Gift theile sich nach dem Genusse sehr schnell dem Organismus mit und kann bei gehöriger Menge binnen wenigen Minuten tödten. d) Es sei im vorliegenden Falle der Tod sehr schnell ohne besondere Schmerzenskundgebung erfolgt.

Die erste Aufgabe war nun, sich eine Ansicht darüber zu bilden, ob ein Selbstmord, ob ein Raub- oder Meuchelmord vorliege. Sie werden im Laufe der Verhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß die Annahme eines Selbstmordes ebenso ausgeschlossen werden mußte, als jene eines Raubmordes; letztere insbesondere deshalb, weil nichts vom Werthe abging, erstere, weil, abgesehen von den erst später bekannt gewordenen Daten über den Geistes- und Gemüthszustand der Unglücklichen, die äußeren Umstände, unter welchen die Leiche und ihre Umgebung aufgefunden wurde, auch nicht einen Moment den Gedanken aufkommen ließen, es habe die Verstorbene sich selbst getödtet, im Gegentheile die Ueberzeugung sich aufdrängen mußte, eine fremde Hand habe frevelnd das Leben der Verunglückten vernichtet. Bei dem Entfallen eines Selbst- und Raubmordes konnte daher nur ein persönliches Privatinteresse, welchem das Leben der Gräfin Chorinsky im Wege stand, im Spiele gewesen, es mußte ihr Tod durch einen Meuchelmord veranlaßt worden sein. Ausgehend von dieser Ueberzeugung, mußte der Mörder unter jenen Personen gesucht werden, zu welchen die Gräfin Chorinsky in naher Beziehung gestanden, und mit welchen sie erwiesenermaßen unmittelbar vor ihrem Tode zuletzt verkehrt hatte. Die letztere Annahme führte zu dem dringenden Verdacht,

daß die erwähnte fremde Dame aus Wien, in deren ausschließlicher Gesellschaft die Gräfin Chorinsky am Abende des 20. November sich bis zu jenem Momente befunden, welcher als der ihres Todes constatirt ist, diesem Tod und seiner Veranlassung nicht fremd gewesen sei. Wie Ihnen in der Verhandlung nachgewiesen werden wird, war die erwähnte fragliche Dame als Baronin Marie Bay aus Wien am Morgen des 20. November mit dem Wiener Zuge in München angekommen, im Hotel zu den „Vier Jahreszeiten" abgestiegen, am Abend des 21. November gegen 7 Uhr unter sichtlicher Aufregung in das Hotel zurückgekehrt und mit allen Zeichen der Ueberstürzung nach Wien abgereist. Während nun dieser muthmaßlichen Thäterin nachgeforscht wurde, erschien Montag den 25. November der Gatte der Ermordeten, Graf Gustav Chorinsky, in Gesellschaft seines gleichnamigen Vaters in München: die Kunde des Todes seiner Frau war seinem Vater im polizeilichen Wege zugekommen. Die Münchener Sicherheitsbehörde hatte mittlerweile eruirt, daß vor ganz kurzer Zeit an die Polizei in München eine Anfrage nach der Wohnung der Ermordeten geschehen war, und daß diese Erkundigung, wie dem hohen Gerichtshofe nachgewiesen werden wird, von eben diesem Gatten ausgegangen sei. Graf Gustav Chorinsky fiel dem Münchener Polizeichef, welcher die Sache selbst in die Hand genommen hatte, durch sein sonderbares Benehmen, durch mehrfache Widersprüche, insbesondere aber dadurch auf, daß er, nicht achtend die Majestät des Todes, welche doch auch den sich keiner Schuld Bewußten erschüttern und dazu bewegen sollte, aus der Vergangenheit nicht die widrigen Momente, sondern die Erinnerung an die einst gewesene Zärtlichkeit aufleben zu lassen, einen leidenschaftlichen tödtlichen Haß wider seine Gattin zur Schau trug. Im Zusammenhalte mit der Ueberzeugung, daß der Mörder nur unter jenen Personen zu suchen sei, welche der Ermordeten nahe gestanden, und in Erwägung, daß es doch sonderbar sei, daß sich Graf Chorinsky erst vor Kurzem, und zwar im polizeilichen Wege, um die Wohnung seiner Gattin erkundigt hatte, sah sich die Münchener Behörde veranlaßt, am 25. November mit der Verhaftung des Grafen Gustav Chorinsky vorzugehen. Und wie richtig die Combination, wie begründet diese Verhaftung war, dies wird Ihnen, meine Herren, aus dem Ergebnisse der Verhandlung klar werden. Ich greife demselben nur insofern vor, als ich mir erlaube, den hohen Gerichtshof aufmerksam zu machen, daß Graf Gustav Chorinsky im Besitze mehrerer Photographieen gefunden wurde. Wie es die Verhandlung nachweisen wird, wurde von den competentesten Personen übereinstimmend und mit vollster Bestimmtheit in einigen dieser Photographieen das Bild jener Dame erkannt, von welcher oben als Baronin Marie Bay die Rede war, und auf welcher der dringende Verdacht der unmittelbaren Betheiligung am Morde ruhte. Graf Gustav Chorinsky bezeichnete diese Dame als die Stiftsdame Julie v. Ebergenyi, und gab zu verstehen, daß er zu derselben in Beziehungen stehe. Der Aufenthalt in München unter fremdem Namen, die plötzliche Abreise, die Beziehungen derselben zum Grafen Chorinsky, die nicht unschwer zu erkennen waren, da er ihr Bildniß in mehreren und verschiedenen Ausfertigungen bei sich trug, alles im Zusammenhalte mit den wider den Grafen Gustav Chorinsky vorliegenden subjectiven Momenten, mußte den Verdacht wider beide Personen als so vollkommen begründet erscheinen lassen, daß die Verhaftung der Julie Ebergenyi im telegraphischen Wege angesucht wurde. Am Abende des 27. November wurde Julie Ebergenyi, heiter und guter Dinge, in Gesellschaft ihrer Schwestern beim Thee sitzend, in ihrer Wohnung verhaftet. Die von Julie Ebergenyi bald nach ihrer Verhaftung im Momente, wo es ihr noch nicht gelungen war, über eine den Umständen halbwegs entsprechende Vertheidigung mit sich einig zu sein, abgegebenen Erklärungen waren nicht darnach angethan, den Untersuchungsrichter glauben zu machen, er sei auf falscher Fährte. Ich unterlasse, jetzt schon näher auf die ersten Angaben der Julie Ebergenyi einzugehen, um Ihnen die Möglichkeit zu geben, aus den Beweisen, welche Ihnen werden vorgeführt werden, ganz abgesehen von den Erklärungen und Angaben der Julie Ebergenyi, sich Ihre Ansicht und Ihre Ueberzeugung zu bilden. Die wider Julie Ebergenyi abgeführte Untersuchung hat so viele und wichtige Anhaltspunkte und Indicien zu Tage gefördert und festgestellt, daß dieselbe von dem k. k. Landesgerichte wegen des Verbrechens des Meuchelmordes in den Anklagestand versetzt und auf heute die Schlußverhandlung wider sie anberaumt wurde. Ich werde Ihnen das gesammelte Beweismaterial nicht schon jetzt einzeln und im Detail vorführen, da Sie in der Lage sind, das lebende Wort, die persönliche Anschauung auf sich einwirken zu lassen, und beschränke mich darauf, Ihnen jene Momente zu bezeichnen, auf welche ich meine Anklage zu stützen gedenke. Es wird Ihnen erwiesen werden, daß zwischen Julie Ebergenyi und dem Gatten der Ermordeten, Grafen Gustav Chorinsky, die innigsten, intimstem Beziehungen bestanden, dieselben sich bereits verlobt und ihre Vermählung auf eine ganz nahe liegende Zeit festgesetzt hatten, ja, daß namentlich Julie v. Ebergenyi sich in einzelnen äußeren Formen schon vor dem Tode der Gräfin Mathilde Chorinsky als Gattin des Grafen Gustav Chorinsky gerirte. Der hohe Gerichtshof wird die Ueberzeugung gewinnen, daß der Erreichung des eben erwähnten Zieles die Existenz der Gräfin Mathilde Chorinsky auch deshalb im Wege stand, weil dieselbe ein Einkommen bezog, welches zum Theile die Mittel der Existenz des neuen gräflichen Paares gewähren sollte. Sie werden erfahren, daß dem mit Erfolg begleiteten Attentate einzelne Versuche vorausgingen, welchen schlechterdings keine andere Absicht, als die persönliche Gefährdung der Ermordeten unterlegt werden kann; — ich bin in der Lage, dem hohen Gerichtshofe zu beweisen, daß Julie Ebergenyi sich ein Gift, welches der Gräfin Mathilde Chorinsky erhobenermaßen zu ihrer Tödtung beigebracht wurde, nicht nur zu verschaffen gewußt, sondern auch noch am Tage ihrer Arretirung besessen, und sich auch noch anderer Mittel zur Vollführung des Verbrechens, als falscher Pässe, Empfehlungsschreiben u. dgl. bedient habe. Es wird erwiesen werden, daß Julie Ebergenyi nicht nur am Tage des stattgehabten Mordes unter falschem Namen sich zu München aufgehalten, sondern bis zu jenem Momente, *in welchem der Mord erwiesenermaßen verübt wurde, allein und ausschließend sich in Gesellschaft der Ermordeten befunden habe*, — daß sie weiter unmittelbar nach jenem Moment unter den Zeichen der Bestürzung und Eile, welche ganz einer Flucht glichen, von München sich entfernt habe. Es wird bis zur vollkommensten Evidenz dargethan werden, daß nach dem Morde im Besitze der Julie Ebergenyi Gegenstände vorgefunden wurden, welche die Ermordete erwiesenermaßen besessen hatte, nicht minder, daß Julie v. Ebergenyi Gegenstände, welche vom Verbrechen herrühren, theils vertilgt, theils verborgen habe. Sie werden endlich, meine Herren, erfahren, daß Julie Ebergenyi eine Reihe falscher Verantwortungen vorgebracht habe, welche hinreichen würden, einem viel schwächeren Beweismateriale die Kraft der Ueberzeugung zu verleihen. Alle die Umstände, welche ich Ihnen im Laufe der Verhandlung zu erweisen hoffe, und von deren untrüglicher, unerschütterlicher Gewißheit ich überzeugt bin, haben die k. k. Staatsanwaltschaft und über deren Antrag das löbliche k. k. Landesgericht bewogen, die Julie Ebergenyi für rechtlich beschuldigt zu erkennen, die Gräfin Mathilde Chorinsky in deren Wohnung zu München am Abende des 21. November 1867 mittelst Gift ermordet, daher das Verbrechen des Meuchelmordes im Sinne der §§ 134 und 135 des St.-G. begangen zu haben. Kraft meines Amtes erhebe ich daher wider Julie Ebergenyi v. Telekes die Anklage wegen des Verbrechens des Meuchelmordes, und bitte um Eröffnung des Beweisverfahrens.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 52.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

1. Capitel. Er.

Giebt es eine geeignetere Zeit zum Träumen und Philosophiren, als so ein sonniger Nachmittag, den man nach Herzenslust verwenden darf und den man lieber mit stillem Sinnen in seiner einsamen Stube verbringt, indeß ein leichtes Sommerlüftchen mit den Gardinen spielt? Gewißlich nicht. Und da der Held unserer kleinen Geschichte so ein Träumer und Philosoph, können wir ihn kaum zu einer passenderen Zeit besuchen.

Wir sehen, es ist ein Mann, der nun bald die Hälfte des merkwürdigen Dinges, welches man Leben zu nennen beliebt, mag überwunden haben, sein Haar ist noch voll, sein bräunliches Gesicht zeigt ruhige und feste Linien, nur eine tiefe Furche, welche die Stirn in der Mitte theilt und dieselbe wie ein aufgeschlagenes Buch erscheinen läßt, will uns erzählen, daß er viel gedacht, vielleicht auch viel erlitten und erlebt. Großen Gemüthsbewegungen scheint er nicht sehr zugänglich, denn das spöttische Lächeln, welches fast unaufhörlich um seine Lippen spielt, zeigt an, daß unser Held so ziemlich Alles zusammengerechnet hat, was ihm im Leben etwa noch passiren könnte, und daß er entschlossen ist, dies Alles ruhig über sich ergehen zu lassen.

Im leichten Sommerrocke liegt er bequem auf seinem Sopha zurückgelehnt, in der Rechten hält er eine Cigarre, aus welcher er nachdenklich blaue Rauchwolken emporkräuseln läßt, in der Linken Shakspeare's „Hamlet". Ein Blick auf das Buch zeigt uns, daß die Ränder über und über mit Randbemerkungen beschrieben, die, nach der Schrift zu urtheilen, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stimmungen hingeworfen wurden. Die Bemerkungen sind meistens kurz, häufig drastisch, hier findet sich ein: „abgeschmackt", dort ein: „nicht übel!" bisweilen hat er sich mit einem „hm!" oder einem Ausrufungszeichen begnügt; aber es finden sich auch sachliche Erläuterungen und psychologische Erörterungen. Bücher zu lesen und dergleichen Bemerkungen hineinzuschreiben, ist zur Zeit unseres Helden einzige Beschäftigung; wie ernstlich er dieselbe jedoch betreibt, können wir aus den halblaut hingeworfenen Worten entnehmen:

„Ein impertinenter Mensch, dieser Shakespeare! Je mehr man ihn studirt, je unverständlicher wird er. Und mit diesem Hamlet ist nun vollends nichts anzufangen; alles, was die Commentare über ihn enthalten, ist kindisches Geschwätz. Ich lese diese Tragödie heute schon zum dreißigsten Male und verstehe sie nun erst recht nicht. Seit gestern bleibe ich bei einer Stelle stehen; warum sagt er zu Ophelia: „Geh' in ein Nonnenkloster!" Wer ist überhaupt diese Ophelia? Was ist zwischen den Beiden vorgefallen? Nur Ophelia, sie allein und ihr Verhältniß zu Hamlet würden den Schlüssel zu diesem Charakter geben können, und gerade hier läßt uns Shakespeare völlig im Stich; sage mir, wer Ophelia ist, und ich will Dir sagen, wer Hamlet ist. Aber keine Spur, keine Ahnung. In allen 36 Stücken dieses gesegneten Dichters findet sich kein so unbestimmter, so verschwommener Frauencharakter. Hm, bin ich nicht ein Thor, darüber nachzugrübeln, was Shakespeare vielleicht selbst nicht gewußt?"

Nach diesem tröstlichen Schluß warf er das Buch auf den Tisch und maß mit beschleunigten Schritten das Zimmer.

„Was fange ich nun heute an?" fragte er endlich. „Die Stunden werden mir in neuester Zeit bedenklich lang. Ich würde spazieren gehen, aber man begegnet so vielen langweiligen Gesellen. Zu meinen Freunden zieht mich's nicht, denn sie sprechen mir alle von Dingen, die sie interessiren, und mich interessirt eigentlich gar nichts mehr. Eine Geliebte habe ich, Gott sei Dank! nicht mehr, es wurde auch die höchste Zeit, daß ich damit aufhörte. Kann es wohl etwas Abgeschmackteres geben, als sich vier, sechs, acht Wochen um die Gunst eines Gänschens bewerben, das man vielleicht vierzehn Tage fortlieben kann und anstandshalber vier, sechs, acht Wochen lang fortlieben muß, ob man sich auch dabei langweilt wie ein Kettenhund, den man Sonntags Nachmittags allein auf dem Hofe zurückgelassen hat? Ob ich zu Mathilden gehe? Sie ist die Einzige, mit der man auf längere Zeit auskommen kann; sie verlangt nicht, daß ich geistreich, daß ich liebenswürdig sei, sie nimmt mir's nicht übel, wenn ich in ihrer Gesellschaft gähne. Bei Gott, diese Eigenschaften sind selten zu finden und nicht hoch genug zu schätzen. Gewiß, wenn ich jemals eines dummen Streiches fähig wäre, sie würde ich heirathen. Es müssen drei oder vier Wochen vergangen sein, seit ich sie zum letzten Male besucht. Das ist sehr rücksichtslos von mir. Machen wir ihr einen Besuch."

Unser Philosoph war, wie sich von selbst versteht, kein Modeherr; er trug einen Rock, so lange er ihn anständigerweise tragen konnte, manchmal sogar etwas länger. Nachmittags sah man ihn bisweilen mit staubigen Stiefeln aus seiner Wohnung kommen, seine Toilette war also bald gemacht.

Punkt 4 Uhr schellt er an der Thür seiner Freundin Mathilde.

2. Capitel. Sie.

Bevor wir mit unserer neuen Bekanntschaft weiter gehen, wenden wir einmal unsere Schritte aus der geräuschvollen inneren Stadt nach der freundlicheren, im üppigsten Sommergrün prangenden Vorstadt, und dort nach einem reizenden Gartenhäuschen, wo in derselben Stunde ein Mädchen von 18 Sommern die Thür öffnet, um sich in den schattigen Gängen des Gartens zu ergehen. Wollten wir durch den Gartenzaun den Namen „Franziska" rufen, so könnten wir bewirken, daß sie erschräke und ein Paar äußerst lebhafte graublaue Augen auf uns richtete. Franziska ist keine vollendete Schönheit; sie würde in einen Salon eintreten, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, man würde auf der Straße zwanzigmal an ihr vorbeigehen, ohne auch nur die geringste Erinnerung an sie zu bewahren. Ihr goldblondes Haar bildet zu der etwas mit Grau gemischten Gesichtsfarbe keinen auffallenden Contrast, das Auge ist anscheinend ohne Ausdruck und Tiefe, die Nase würde

schön zu nennen sein, wenn sie ein ganz klein wenig früher aufhörte, und dem Munde fehlt nur, daß er etwas feiner getragen würde. Aber sie hat einen niedlichen Fuß, eine plastisch schöne Hand, in allen ihren Bewegungen ruht absichtslose Grazie, Elasticität und Rhythmus, kurz, sie hat etwas, was bei den civilisirten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nach und nach ganz verschwinden zu wollen scheint: sie hat Race.

So, wie wir sie in diesem Augenblicke sehen, hat sie wenig Auffallendes für uns, die blonden Flechten sind einfach und geschmackvoll zusammengelegt, den Strohhut trägt sie in der Hand, das einfache graue Kleid stimmt herrlich mit dem Haar und der Frische des Gesichts. Man muß Künstler sein, um den wohlthuenden Eindruck so einfach zusammengestellter Farben zu empfinden, und je länger man sie sieht, desto nachhaltiger ist die Wirkung.

Nicht so harmonisch wie ihre äußere Erscheinung scheint ihr Inneres gestimmt. Sie bleibt hier und da stehen, preßt die Lippen gegen die Zähne oder giebt ihren Unmuth zuweilen durch ein graziöses Aufstampfen mit dem zierlichen Fuße zu erkennen und geht unbarmherzig mit dem zarten Strohhute um, der an ihrem Arme herniederhängt. Auch sie pflegt gelegentlich ihren Gedanken lauten Ausdruck zu geben, wenn sie keinen Hörer um sich sieht, und da wir nichts Interessanteres kennen als solche Selbstgespräche, — die einzig wahren Worte vielleicht, die auf Erden gesprochen werden, — so wollen wir noch einmal indiscret sein und lauschen.

„Er kommt also nicht, er riskirt einen förmlichen Bruch. Und warum? Blos weil ich es gestern für bequemer ansah, seinen Arm nicht anzunehmen. Ich begreife, daß ihm das nicht angenehm war, aber hat er darum ein Recht mir das übel zu nehmen? Manchmal lasse ich mich lieber führen, manchmal gehe ich lieber allein. Muß ich mich seinetwillen geniren? Es ist mir auch im Grunde ganz gleich, ob er wiederkommt oder nicht, denn genau genommen, ist er ebenso langweilig, wie die Anderen, aber es ist doch kränkend, daß er es auf meinen Zorn ankommen läßt."

Sie zupfte zornig ein Büschel Halme aus dem Rasen und zerpflückte es in ganz kleine Stücke, wobei sie fortfuhr:

„In Stücke könnte ich ihn zerreißen, weil er nicht kommt. Ich habe allerdings keine Sehnsucht nach ihm, ich würde ihn vielleicht gar nicht empfangen oder mit ihm geschmollt haben, aber es ist impertinent von ihm, daß er nicht kommt."

Hier blieb sie einen Augenblick stehen und zeichnete mit der feinen Fußspitze einige allegorische Figuren in den Sand und meinte nachdenklich:

„Es ist wahr, ich würde ihn verachtet haben, wäre er nach der gestrigen Scene wiedergekommen, aber thue ich das nicht so wie so? Ja, ich verachte ihn auch, ich verachte sie Alle, es ist der Eine wie der Andere. Der fade und abgeschmackte Rother, der langweilige einsylbige Bernstorf mit seinen großen Kalbsaugen, der schwatzhafte Lothar. Ihre Complimente und Schmeicheleien sind zwar nicht des Athmens werth, aber es macht mir Spaß.

„Hab' ich doch meine Freude dran."

„Aber sie müssen hübsch artig sein, sie müssen meiner Laune Rechnung tragen, nicht selber Laune zeigen und vor allen Dingen sollen sie mir mit einer ernsten Neigung zu Hause bleiben. Schwärmen dürfen sie, das macht mir Vergnügen, aber um Gotteswillen nicht eifersüchtig werden, sonst hört die ganze Freude auf. Bildet sich so ein Mann ein, ich sei nur seinetwegen auf der Welt, nur um ihn glücklich zu machen, dann muß er aus anderen Stoffen zusammengesetzt sein, oder eine Dümmere suchen, ich muß herzlich danken."

Ein ganzes Schock Blüthenköpfe lag geknickt am Boden. Sie achtete derselben nicht, denn ein neuer Gedanke beschäftigte sie.

„Gott, bin ich vergeßlich! Der schmachtende Lieutenant hat mich für heute um eine Audienz unter vier Augen. Sein Lebensglück hänge davon ab. Sein Lebensglück! Es ist wirklich zum Todtlachen. Himmel! wenn er mich zu Hause träfe, ich wäre um einen ganzen Nachmittag meines Lebens betrogen. Nein, edler Held, dieses Opfer kann ich Dir nicht bringen, das Vaterland bringt Dir Opfer genug, indem es Dich ernährt. Wenn eine feindliche Armee aus Mädchen meines Sinnes zusammen gesetzt erschiene, würdest Du unsterblich, die ganze Armee nähme vor Dir Reißaus. Aber wo soll ich hinflüchten? Helene ist auf dem Lande. Ob ich zu Mathilden gehe? Sie langweilt mich zwar auch bisweilen, aber sie hat die Schwäche, mich gerne zu sehen. Suchen wir sie einmal auf."

(Fortsetzung folgt.)

Giftmordproceß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

* Nach Entwickelung der Anklage wird mit dem Verhöre der Angeklagten begonnen. Da dieselbe sehr ergriffen scheint, so gestattet ihr der Präsident, sich zu setzen. Ueber die Anfrage, weshalb die Angeklagte das väterliche Haus verlassen und in Wien ihren Aufenthalt genommen habe, giebt dieselbe nur ausweichende Antworten. Sie gesteht, daß sie sich gegen den Willen ihrer Eltern in Wien aufhalte. Die Frage, weshalb sie während ihres Aufenthaltes in Wien mehrmals ihre Wohnung gewechselt habe, bringt die Angeklagte völlig außer Fassung. — Präsident: Man behauptet, daß Sie Ihre vorletzte Wohnung verlassen mußten, weil der Vermiether nicht dulden wollte, daß Sie fortwährend Männer bei sich empfangen? Ebergenyi: Das ist Verleumdung, Herr Präsident, ich bitte, ich bin nicht die Thäterin. — Pr.: Ich bitte bei der Sache zu bleiben. Sie haben den Grafen Gustav Chorinsky im Jahre 1867 in einer Gesellschaft kennen gelernt. Wann hat er sie zum ersten Male besucht? Eb.: Am nächsten Tage. — Pr.: Wann sind Sie zu ihm in intime Beziehungen getreten? Eb.: Einige Tage nachdem ich ihn kennen gelernt hatte. (Diese Mittheilung macht ungeheuere Sensation, der Präsident erinnert das Publicum sich ruhig zu verhalten, da er sonst auf die Entfernung desselben dringen müßte.) — Aus den weiteren Antworten der Angeklagten ist zu entnehmen, daß der Graf und die Angeklagte sich ernstlich mit dem Plane einer Verheirathung beschäftigten. Die Angeklagte behauptet, daß sie von der Voraussetzung ausging, der Graf werde durch einen Wechsel seines Religionsbekenntnisses und durch gerichtliche Scheidung von seiner Gattin die Ehe mit ihr ermöglichen. — Pr.: Sie haben Ihren Schwestern mitgetheilt, daß Sie Braut des Grafen Chorinsky seien, daß seine Frau an einer unheilbaren Krankheit leide und Ihnen bald Platz machen werde. Eb.: Ich hatte gehört, daß sie bereits todt sei. — Pr.: Der Graf hat bereits um Ihre Hand angehalten? Eb.: Er that es, um meine Familie zu beruhigen. — Pr.: Sie hatten bereits den Tag Ihrer Vermählung festgesetzt? Eb.: Das muß ein Mißverständniß sein. (Die Angeklagte wankt und ist bemüssigt, sich auf ihren Sessel zu stützen.) — Pr.: Sie haben sich zu Ihrer Vermählung ein Spitzenkleid für 300 fl. gekauft. Ist das richtig? Eb.: Richtig. (Die Angeklagte sinkt auf den Stuhl zurück. Der Präsident gestattet ihr sitzen zu bleiben.) — Pr.: Graf Chorinsky schrieb unter Anderem an Ihre Schwester: „Hochgeborene gnädige Frau! Gestatten Sie, daß ich als zukünftiger Gatte meiner angebeteten himmlischen Julie an Sie schreibe." In einem anderen Briefe

des Grafen an die Angeklagte heißt es: „Ich möchte Dich heirathen, Du mußt es mir ermöglichen, — Gott wird uns helfen!“ Eb. Der gute Gustav! er hat mich innig geliebt. — Pr.: In diesem Briefe heißt es weiter: „Ich habe bereits mit meinem Vater gesprochen. Er wird zum Kaiser gehen.“ Weshalb stellten Sie diese Absicht in Abrede? Eb. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. — Pr.: Sie hatten schon früher ein Verhältniß mit einer Person, welche als eine „leichtgeschürzte“ bezeichnet wird? Eb. (erröthend): Seit ich meinen Gustav kenne, stand ich nie in solchen Beziehungen. — Pr.: Diese Person löste die Verbindung mit Ihnen, weil Sie zu große materielle Ansprüche machten? Eb. (schweigt.) — Pr.: Hatten Sie jemals die Befürchtung, daß Ihr Verhältniß zu dem Grafen Folgen haben könne? Sie waren deshalb bei einer Hebamme? Eb.: Ja. — Pr.: Verlangten Sie nicht Medicamente, um Ihren Zustand zu beseitigen? Eb. (in höchster Aufregung): Verleumdung! — Pr.: Wie sprach der Graf von seiner Gattin? Eb. (mit erstickter Stimme): Nicht mit besonderer Liebe. — Pr.: Waren es nicht Aeußerungen des tödtlichsten Hasses? Eb. (weint. Der Saaldiener bringt ein Glas Wasser. Die Angeklagte trinkt und benetzt sich die Stirne.) — Pr.: Es heißt in einem Briefe des Grafen Chorinsky an Sie: „Wenn es Dir nur gelingt, sonst müßten R. und D. hin.“ Was bedeuten diese Worte? Eb.: Ich ging nach München, „um zwischen dem Grafen und der Gräfin eine Versöhnung anzubahnen.“ (Bewegung.) — Pr.: Sie wollten die beiden Gatten versöhnen? Eb.: Ja; wenn nicht, wollte ich die Gräfin bestimmen in eine Scheidung zu willigen.

Der Präsident kommt sodann auf einen Baron Lopresti zu sprechen, der von Chorinsky angegangen wurde, ihm ein Mittel, die Gattin zur Scheidung zu zwingen, anzugeben. Dieser Baron habe den Rath ertheilt, Chorinsky soll seine kranke Gattin nach Preßburg bescheiden und dort seine Rechte als Gatte so schonungslos geltend machen, daß sie dieser Cur nicht widerstehen könne (Bewegung). Baron Lopresti will einen solchen Rath nie ertheilt haben. — Es wird sodann im Verhör der Angeklagten zu den ersten mißlungenen Versuchen, welche gegen die Gräfin Chorinsky in Scene gesetzt worden, übergegangen. Pr. (eine Ankündigung vorweisend): Kennen Sie diese Annonce „Gift-Composition für Ratten und Mäuse.“ Wie kommt diese Annonce unter Ihre Liebesbriefe? Eb.: Durch Zufall. — Pr.: Was wollten Sie damit machen? Eb.: Ich wollte ein Mittel haben, um — um — (sie wischt sich die Stirne mit ihrem Tuche). — um die Ratten im Keller zu tödten. — Pr.: Haben Sie das Gift bestellt? Eb.: Ja. — Pr.: Unter Ihrem Namen? Eb.: Nein. Unter dem Namen Marie Ernst, Marchande des Modes. — Pr.: Wußte der Graf davon? Eb.: Nein. — Pr.: Was geschah mit dem Gifte? Eb. Ich habe es zurückgeschickt, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß keine Ratten da sind. — Es wird weiters constatirt, daß die Angeklagte von dem Photographen Camillo Angerer unter dem Vorwande, daß ein Photograph in Steinamanger sie darum ersucht habe, Chemikalien bezog, und zwar am 3. September 1867. Dieselben bestanden in 4 Loth Cyankali, 3 Loth Silber und ¼ Quentchen Chlorgold — durchgehends Gifte. Die Angeklagte behauptet, das Paket uneröffnet abgesendet zu haben. Es kommt weiters zur Sprache, daß an die Gräfin Chorinsky in München eine Schachtel mit candirten Früchten eingesendet wurde, deren Ueberreste chemisch untersucht, aber als ungefährlich erkannt wurden. Auf die Frage des Präsidenten, woher nach Absendung dieser Schachtel das Gerücht entstanden sei, die Gräfin Chorinsky sei in München gestorben, weiß die Angeklagte keine Auskunft zu geben. — Ueber die Reise der Angeklagten nach München liegen folgende Daten vor. Die Angeklagte hatte sich von Agnes Maryot einen Empfehlungsbrief, desgleichen zwei Paßkarten auf den Namen „Marie Van, Himmelpfortgasse 19“, und „Marie Horvath, Himmelpfortgasse 19“, zu verschaffen gewußt, hatte sich jedoch der Gräfin Chorinsky in München unter dem Namen Marie Berger vorgestellt. — Es liegen Briefe vor, welche der Graf Chorinsky an die Angeklagte schrieb, wie es scheint, als Antwort auf vorhergehende Briefe der Ebergenyi. In denselben schreibt der Graf über seine Gattin: „Du schreibst mir, daß das Aas krank ist (Bewegung im Publicum). Die Agnes hat mir einen Brief an das Aas versprochen.“ — Pr.: Weshalb sind Sie nach München gereist? Sie wollten eine Versöhnung zwischen dem Grafen und der Gräfin bewerkstelligen? Eb.: Bewerkstelligen? Nein. Ich wollte sie nur ausforschen, und wenn keine Versöhnung möglich, die Gräfin bestimmen, in die Scheidung von ihrem Gatten zu willigen.

Um 12½ Uhr trat eine Unterbrechung der Verhandlung ein. Nach Wiederaufnahme derselben giebt die Angeklagte Aufschlüsse über ihre Begegnung mit der Gräfin Chorinsky in München. Sie giebt an, vor ihrem Besuche bei der Gräfin ein Rendezvous mit einer Baronin Horvath gehabt und ihr zwei Fläschchen mit Wein gegeben zu haben. Sodann ging sie zum Thee zur Gräfin Chorinsky. Die Gräfin saß neben ihr und — bei dieser Erzählung erbleicht die Angeklagte, der Präsident spricht ihr Muth zu — die Gräfin lehnte es ab, Thee zu trinken. Die Angeklagte ging hinaus, um die Hartmann um eine Droschke zu schicken — sie stockt abermals — sie will sodann die Baronin Horvath bemerkt haben, welche ihr mittheilte, daß sie allein mit der Gräfin sein wolle.

Eb.: Ich nahm den Hut, die Gräfin und die Baronin zündeten mir eine Kerze an. — Pr.: Beide Damen zündeten Ihnen die Kerze an? Eb. (verwirrt): Das — das weiß ich nicht mehr. — Pr.: Wer hat Ihnen die Kerze gegeben? Eb.: Ich glaube — ich glaube die Horvath, (rasch) sie pflegt immer ein Stückchen Kerze bei sich zu haben. — Pr.: Das ist eine sehr sonderbare Gewohnheit (Heiterkeit im Publicum). Eb.: Ich ging hinab, nach wenigen Minuten kam die Horvath und erzählte mir (stöhnend), die Gräfin sei vom Schlage gerührt worden (Tiefe Stille. Die Angeklagte trocknet sich den Schweiß von der Stirne). — Die Angeklagte behauptet, daß die Horvath ihr ein Paket übergab, das sie nicht näher besehen habe. Der Präsident hält derselben vor, daß sie in der Voruntersuchung geläugnet habe, in München gewesen zu sein. Weiters wird der Angeklagten das Geständniß vorgehalten, das sie in der Voruntersuchung abgegeben, aber dann widerrufen hatte. Dieses widerrufene Geständniß lautet: „Ich habe von einem Photographen Cyankali erhalten und dieses der Gräfin, während ich dort Thee trank, unbemerkt in die Theeschale geschüttet. Als ich die Gräfin verließ, lag dieselbe bereits zwischen dem Canapee und dem Tische auf dem Boden; ob sie todt sei, konnte ich nicht beurtheilen.“ Aber noch während der schriftlichen Aufnahme dieses Geständnisses, lenkte die Ebergenyi mit den Worten ein: „Eigentlich war ich es nicht; aber schreiben Sie nur, daß ich es war, ich füge mich in mein Unglück. Ich kann die Person nicht nennen, die es war.“ — Auf die der Angeklagten heute in öffentlicher Sitzung gemachte Erinnerung an dieses Geständniß bemerkte dieselbe: „Ich habe das Geständniß nur abgelegt, um die Horvath zu retten. Ich bin unschuldig.“

Es folgt nun Verlesung von Briefen, welche Graf Chorinsky von Wien aus an die Angeklagte nach München schrieb. In denselben fordert er die Ebergenyi auf: „mit der giftigen Kröte, dem stinkenden Aas kein Mitleid zu haben — und die Pulver ja nicht zu verwechseln.“ (Schluß der Sitzung 4 Uhr.)

* Wien, 23. April. Heute Vormittag 9½ Uhr wurde mit dem Zeugenverhör begonnen. Die Angeklagte erschien viel ruhiger und gefaßter, als dies gestern der Fall war, aber ihre Augen sind geröthet und ihr Blick ist verdüstert. Der erste der vernommenen Zeugen ist Franz Janoschka, welcher in dem Hause, wo die Ebergenyi in Wien wohnte, als Hausbesorger angestellt ist. Da die Angeklagte Rattengift bezogen hatte, so handelte es sich darum, ob die Nothwendigkeit vorlag, derlei

schädliche Thiere im Hause zu vertilgen. Die Aussage des Hausbesorgers geht dahin, daß es in dem Hause, wo die Ebergenyi wohnte, keine Ratten gab. — Das Erscheinen der Zeugin Frau von Thurmeisen wirft in sehr eingreifender Weise auf das Verhalten der Angeklagten. Diese Dame war mit der Angeklagten sehr befreundet und Julie v. Ebergenyi ist auf das Tiefste erschüttert, als sie ihrer einstigen Freundin gegenüber steht. Thränen stürzen aus ihren Augen, sie verhüllt sich das Gesicht mit dem Sacktuche. Die Zeugin weiß über die Verhältnisse der Angeklagten nicht viel zu erzählen, aber sie hat aus dem Munde derselben vernommen, daß Julie die Verlobte eines Offiziers sei und sich bald vermählen werde. — Viel entschiedener tritt die Freundin der ermordeten Gräfin, die Zeugin Elise Malanotti mit ihren Aussagen hervor. Ihr gegenüber hat die Gräfin sich oft, wenn auch schwer, über ihren Gatten, seine Untreue, seine Mißhandlungen und Drohungen ausgesprochen. Er habe ihr einmal geradezu angedeutet, daß sie sich das Leben nehmen soll, damit er ihrer los werde. Die Gräfin habe sich wiederholt geäußert, daß sie ihres Lebens nicht sicher sei. Ueber die Vorfälle der neuesten Zeit weiß die Zeugin keine Auskunft zu geben. — Die weitere Zeugin, Agnes Marhol, war Gouvernante im Hause des älteren Grafen Chorinsky. Sie war es, welche für die Ebergenyi, welche sie nicht kannte, einen auf den Namen „Marie Berger" lautenden Empfehlungsbrief an die Gräfin Chorinsky ausfertigte. — Die Zeugin Marie Ernst ist Modistin. Bei ihr hat die Angeklagte, unter dem Vorgeben, sich bald zu vermählen, im September 1867 ein Brautkleid bestellt. — Der weitere Zeuge Th. Rampacher spielt eine große Rolle in diesem Prozesse. Er war ehemals Offizier und vermittelte später für den jungen Grafen Chorinsky verschiedene Geschäfte. Er war es, welcher die Absendung candirter Früchte an die Gräfin Mathilde besorgt hatte. Nach der Rückkunft der Ebergenyi aus München wurde Zeuge nach München gesendet, um sich über das Befinden der Gräfin Mathilde zu erkundigen. Er erfuhr in München, daß die Gräfin seit zwei Tagen todt sei, kehrte, Unheil befürchtend, nach Wien zurück und entdeckte seine Befürchtungen dem Polizeidirector Strobbach in Wien. — Die Aussagen des Zeugen Heinrich Dierkes sind nicht von Belang. — Der Zeuge Camillo Angerer, Photograph, hat der Angeklagten Chemikalien geliefert und zwar vier Loth Cyankali, drei Loth Silber und ein halbes Quentchen Chlorgold. Er erkennt das im Besitze der Angeklagten vorgefundene Fläschchen als dasjenige, in welchem er ihr das Cyankali geliefert hatte. — Das Dienstmädchen der Angeklagten, Elisabeth Kubesch, hat nach der Rückkehr der Ebergenyi aus München die Theemaschine gereinigt und verborgen, später aber ausgeliefert, welche die Angeklagte aus München mitgebracht hatte. — Die Aussagen des Zeugen Albert Mikulitsch, Hörer der Philosophie, erregen ein ganz ungewöhnliches Interesse. Er stand bekanntlich zu der Ermordeten in sehr intimen Beziehungen, da die Gräfin Mathilde Chorinsky am 13. November 1866 im Gebärhause zu München einem Kinde, dessen Vater der Zeuge Mikulitsch ist, das Leben gab. Die Gräfin hatte ihn über alle ihre Familienbeziehungen unterrichtet und das Verhältniß der Gräfin zu ihrem Gatten war zwischen ihr und dem Zeugen wiederholt besprochen worden. Dieses Verhältniß war ein sehr unglückliches, und wenn die Gräfin auch taktvoll genug war, ihren Gatten möglichst zu schonen, so konnte sie ihrem Geliebten, und das war Mikulitsch, doch nicht verhehlen, daß sie vom Grafen Chorinsky nichts Gutes erwarte. Sie sprach wiederholt davon, daß sie sich durch den Grafen bedroht fühle und daß sie vor Verfolgungen nicht sicher sei. Der Graf habe ihr wiederholt zu verstehen gegeben, daß er es erwarte, sie werde sich selbst das Leben nehmen. Ueber den Grund der Zwistigkeiten zwischen den beiden Gatten befragt, erklärt der Zeuge nach einigem Zögern, der Graf habe der Gräfin zugemuthet, daß sie ihre Reize verwerthen solle, und diese schändliche Zumuthung sei von der Gräfin mit Entrüstung zurückgewiesen worden. Während ihrer Anwesenheit in München habe die Gräfin wiederholt ihre Furcht vor Geschenken aus fremder Hand zu erkennen gegeben und namentlich Blumen, Früchte u. dgl. nie berührt. Es sei daher sehr wahrscheinlich, daß die Gräfin von den Früchten, die ihr aus Brünn zukamen, nichts genossen habe. Der Zeuge stand mit der Ermordeten zuletzt im brieflichen Verkehr. Ihr letzter Brief datirt vom 18. Nov. 1867 — drei Tage vor ihrem gewaltsamen Tode. Derselbe habe weder Verzagtheit noch Lebensüberdruß verrathen. Er erzählt weiters von einem in München verbreiteten Gerüchte, die Gräfin habe acht Tage vor ihrem Tode eine Kartenschlägerin bei sich empfangen, welche ihr den Besuch einer fremden Frau prophezeit habe, welcher ihren Tod herbeiführen werde. Dem Zeugen werden mehrere im Besitze der Ebergenyi gefundene oder bei derselben verborgene Gegenstände vorgewiesen: der verhängnißvolle Theekessel, Schmucksachen, Ringe. Der Zeuge erkennt diese Gegenstände als Eigenthum der Ermordeten an. Der Präsident befragt die Angeklagte, woher es komme, daß sie im Besitze von Gegenständen betreten wurde, welche als Eigenthum der Ermordeten erkannt wurden? Ebg.: Ich habe darauf vorläufig nichts zu bemerken. Mit der Vernehmung des Zeugen Albert Mikulitsch ist das Zeugenverhör geschlossen. Es folgt nun die Verlesung von Actenstücken und zwar des Obductionsprotokolles, des Local-Augenscheinbefundes und des Gutachtens der Chemiker und Gerichtsärzte. Letzteres spricht sich einstimmend dahin aus, daß die Gräfin Mathilde Chorinsky in Folge des ihr beigebrachten Giftes an Zersetzung des Blutes gestorben sei.

Während der Verlesung der Protokolle wird durch den Saaldiener dem Präsidenten ein Brief überbracht, welcher soeben mittelst Post angelangt war. Derselbe ist mit dem Namen Viti Horwath unterzeichnet, dem Namen der Dame, welche nach der Angabe der Angeklagten ihr die Kerze entzündete, als Ebergenyi am 21. November von der Gräfin Chorinsky Abschied genommen haben will.

Der Brief lautet auszugsweise:

„Ich bin so eben angekommen und höre, daß Julie Ebergenyi unschuldig leidet. Ich erkläre öffentlich, daß ich die Mörderin der Gräfin Chorinsky bin. Ich werde mich nicht früher dem Gerichte stellen, bis die Schwurgerichtsverhandlung mit dem Grafen Chorinsky in München zu Ende ist. Wird die Ebergenyi unschuldig erklärt, dann lüfte ich den Schleier über diesem Geheimnisse (Heiterkeit im Auditorium). Ich bin noch heute im Besitze des Medaillons der Gräfin Chorinsky und des Giftes. Wenn der Gerichtshof will, sende ich Gift und Medaillon mittelst Post an denselben ein.

Viti Horwath."

Der Brief trug den Poststempel Wien, Josephstadt, war vom 23. April datirt und an den Präsidenten des Gerichtshofes adressirt. (Schluß der heutigen Verhandlung 3 Uhr.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Sehr ausgiebige Goldlager in Peru waren bereits im vorigen Jahre nach peruanischen Berichten entdeckt worden. Die peruanische Regierung sandte damals eine Expedition ab, um die Ufer der Flüsse Marannon und Morona zu erforschen. Ein angeblich officieller Bericht über diese Expedition macht gegenwärtig in amerikanischen Zeitungen Aufsehen durch die Wunderdinge, die von der Reichhaltigkeit der genannten Gegend erzählt werden. Ein einzelner Indianer kann, wie es heißt, mit den allernothdürftigsten Werkzeugen eine Ausbeute von mehreren Unzen in zwei bis drei Stunden machen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glaz. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a./Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 53.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

3. Capitel. Eine alte Bekanntschaft.

Unser Held war inzwischen bei Mathilden eingetreten. Er fand sie allein, mit einer Stickerei beschäftigt. Sie grüßte ihn leichthin und blieb dabei sitzen, aber sie grüßte ihn freundlich. Aus alter Gewohnheit reichten sich Beide die Hand, ohne jedoch dabei etwas zu denken oder zu empfinden. Sie kannten sich viel zu lange, hatten sich zu viel beobachten können, um nicht sogleich die gegenseitige Stimmung zu erkennen. Er erschien ihr etwas gelangweilt, ein wenig weltschmerzlich, lebensüberdrüssig. In Mathildens Benehmen zeigte sich eine kleine Gereiztheit darüber, daß er sie so lange vernachlässigt. Er bemerkte es sogleich und sagte:

„Du scheinst mir zu zürnen, weil ich Dich etwas länger als gewöhnlich mit meinem unliebenswürdigen Besuche verschonte —"

„Bewahre," versicherte sie, nicht ohne einen Anflug von Malice, „im Gegentheil, ich freue mich, denn Du bleibst gewöhnlich die Zeit weg, in der es Dir gut geht."

„Ist das nicht ein Compliment für Dich?"

„Es könnte eines darin liegen, aber ich bin nicht eitel genug, eines herausfinden zu wollen."

Diesem kurzen Zwiegespräch folgte eine Pause; man verständigte sich bei solchen Gelegenheiten lieber durch die Blicke. Er zündete sich eine Cigarre an und trommelte dann mit den Knöcheln der Finger auf der Fensterscheibe.

Der Leser wird aus der Art und Weise, wie die Beiden mit einander verkehrten, die Vermuthung schöpfen, daß früher zwischen ihnen ein zärtliches Verhältniß müsse bestanden haben. In der That hatten sie einst für einander empfunden, was nach den Begriffen der Welt Liebe genannt wird. Dieses Wort, wie vielfach wird es mißbraucht! Uns Allen ist durch Sagen aus alten Zeiten, durch Werke der Dichter von Jugend an, die Liebe als etwas so Schönes und Heiliges geschildert, daß uns des Lebens Last und Elend nur darum ertragbar scheint, weil wir hoffen dürfen, einmal wenigstens zu lieben und geliebt zu werden. Und doch versinken Millionen wieder in die Nacht des Nichtseins, ohne daß dieser Traum ihrer Jugend zur Wahrheit geworden. Aber alle diese Millionen glauben geliebt zu haben, geliebt worden zu sein, und es wäre furchtbar, wenn diese Täuschung sie nicht bis zu dem Lebensalter begleitete, in welchem sie eine höhere Lebensbestimmung erkennen, auf persönliches Glück zu verzichten vermögen und in Erfüllung hoher Pflichten, in Erkennung des Berufs zu ernster Arbeit Entschädigung suchen für das, was ihnen das Leben nicht gewährt.

Und auch diese Täuschungen mit allen ihren Schmerzen sind ein Glück! Du magst das Höchste im Leben erreichen; der Tag Deines größten Triumphes wird nicht so lange und nicht so freudig in Deinem Gedächtniß bleiben wie ein sonnenwarmer Blick des Wesens, dem einst Dein Herz entgegenschlug. Mußt Du Dir vielleicht auch späterhin sagen, daß sie Deiner Liebe nicht werth gewesen, daß sie nie verstanden, was Dein Herz ihr bieten konnte, den Augenblick des reinsten Glückes, die edelen Gedanken und Gefühle, die er in Deinem Herzen entstehen ließ, bleiben Dein unveräußerliches Eigen.

Unser Freund war noch nicht ganz bis zu dieser Philosophie gelangt, theilweise war er auch schon darüber hinaus. Er hatte viel geliebt und sich oftmals sagen lassen, daß er geliebt sei, immer war die Enttäuschung gefolgt, und in jeder neuen Bekanntschaft hatte er das Ideal gesucht, welches er noch immer nicht gefunden. Nichts aber ermüdet Geist und Herz mehr, nichts läßt die Lebenskraft so verdorren wie dieses Suchen nach etwas, das uns versagt ist, und nichts raubt auch dem aufschäumenden Geiste schneller den Blüthenduft als die Erfahrung, daß man sich für etwas begeistert, was unsere Begeisterung nicht werth gewesen, oder dieselbe verschmähte. Sein Herz war nach und nach müde geworden, er achtete der Frauen nicht mehr viel, obwohl er sie nicht gänzlich meiden mochte. Mathilde sah das geistige Absterben ihres Freundes mit Bedauern, sie machte ihm darüber Vorstellungen, die selten fruchteten. „Nur eine große Leidenschaft könnte mich ändern," pflegte er dann zu sagen. Sie hatte es deshalb schon lange aufgegeben, ihm das zu sagen, was er, wenn er wollte, sich selbst sagen konnte. Trotzdem konnte sie sich nicht enthalten, ihn endlich zu fragen, wie er die letzten Wochen zugebracht.

„Wie ich meine Zeit verbracht?" rief er lächelnd. „Das ist sehr einfach: ich stehe des Morgens so spät wie möglich auf, trinke Kaffee, musicire und lese ein wenig, esse zu Mittag, trinke wieder Kaffee, gehe Abends ins Theater und zuletzt in eine Restauration; dabei rauche ich den Tag über ziemlich ein Dutzend Cigarren. Ist das nicht Arbeit genug?"

„Aber das nennt man Faullenzen?"

„Bewahre Gott; ich arbeite den ganzen Tag auf meine Weise, ich denke. Ja, ich denke beim Kaffeetrinken, beim Essen, beim Spazierengehen und namentlich beim Rauchen. Manchmal schreibe ich auch etwas davon nieder, aber für gewöhnlich nehme ich mir nicht die Mühe, und dabei verliert die Welt wahrscheinlich nicht viel. In der letzten Zeit habe ich mich übrigens fast ausschließlich mit „Hamlet" beschäftigt. Eine ganz verzwickte Beschäftigung das! Ich habe jetzt einen ganz anderen Begriff von ihm wie früher."

„Du machst mich neugierig."

„Ich glaubte ihn nämlich früher ganz leidlich zu verstehen."

„Und jetzt?"

„Und jetzt bin ich nach langem Hin- und Herdenken zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich ihn gar nicht verstehe."

„Ein sehr erfreuliches Resultat."

„Das heißt, ich würde ihn verstehen, würde wenigstens auf die Spur kommen, wenn ich wüßte, was für ein Wesen diese Ophelia ist, an ihr leidet mein ganzes Denken Schiffbruch. Kannst Du mir nicht sagen, wer diese Ophelia ist?"

In diesem Augenblicke trat Franziska ein.

4. Capitel. Das erste Begegnen.

Naturen, wie die unseres Freundes, verhalten sich neuen Erscheinungen gegenüber ziemlich gleichgiltig; das Urtheil, welches sie über diejenigen Menschen haben, mit denen sie früher zusammengekommen, erstrecken sie unwillkürlich auf alle übrigen, daher ist ihnen eine Art Unwillen eigen, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Er verbeugte sich leicht hin, als ihm Franziska vorgestellt wurde, und faßte sie dabei so wenig in's Auge, daß er nachher vor Gericht hätte beschwören können, sie nie gesehen zu haben.

Franziska befand sich in einer anderen Lage; sie hatte Mathilde viel von ihm sprechen hören, sie war begierig, das Original mit dem Portrait zu vergleichen. Daß er sie sogar wenig beachtete, verdroß sie mehr, als sie sich zugestehen mochte, ihr Trost war, daß er sie noch nicht kannte, und doch nahm sie sich schon im Stillen vor, sich gelegentlich an ihm zu rächen. Mathilde war an die Eigenthümlichkeiten ihres Freundes zu sehr gewöhnt, als daß sie besondere Anstrengungen versuchen mochte, ihn in's Gespräch zu ziehen. Während die beiden Mädchen sich demnach in ein Gespräch über die Tausend Kleinigkeiten vertieften, welche für Frauen ein unerschöpfliches Thema der Unterhaltung zu bilden pflegen, schaute er in den blauen Himmel und dachte über Ophelia nach.

Das Hinzukommen zweier Freundinnen Mathilden's veränderte die Scene. Beide Damen hatte er vor Jahren gekannt, sie waren lange Zeit seinen Augen entrückt geblieben, um so mehr konnte es ihm auffallen, welchen Wandel sie in der Zeit erlitten. „Ist dies das Loos des Schönen auf der Erde?" fragte er sich unwillkürlich. Wie schnell verblüht ein Mädchen, zumal wenn es bestimmungslos dahinlebt! Mancher Zug des Gesichts erscheint wie ein Grabstein, und Mitleiden ergreift uns oft beim Anblicke dessen, was wir einst bewundert. Die Begegnung interessirte ihn, er setzte sich an den Tisch und warf die ersten Worte ins Gespräch.

Die beiden Damen erzählten ihre Erlebnisse; die Frauen haben fast ohne Ausnahme Phantasie: wenn sie etwas erzählen, so ist gewöhnlich ein Drittel erdichtet, ein Drittel übertrieben und ein Drittel vielleicht wahr. Dabei herrscht unter ihnen eine gewisse stillschweigende Uebereinkunft, sich gegenseitig Alles zu glauben. Unseren Freund langweilten die Erzählungen, denn nichts ist langweiliger als Lügen, wenn es nicht geistreich ist, seine Gedanken nahmen bald eine andere Richtung. Auch Franziska schien wenig erbaut, sie schnitt hin und wieder eine Grimasse, gähnte zuweilen recht bemerklich, und da man in allen Lagen des Lebens nach gleichgesinnten Seelen sucht, so fielen unwillkürlich ihre Blicke zuweilen auf ihn. Ein solcher Blick begegnete dem seinigen; der Ausdruck ihres Gesichts war dabei so drollig, daß er unwillkürlich lächeln mußte, und dieses Lächeln fand auf den Lippen Franziska's ein reizendes Echo. Trotzdem berührte ihn ihr Blick unangenehm. Nervöse Naturen haben, wenn sie zum ersten Male mit Personen zusammentreffen, von denen sie später Schmerzliches erfahren sollen, eine dunkele Ahnung, gleichwie Menschen, denen ein großes Unglück passirt, vor Orten, wie man sagt, einen Abscheu haben, an denen später das unheilvolle Ereigniß eintritt. Der Besuch entfernte sich endlich, Mathilde mußte beim Hinausbegleiten noch eine „unvergleichliche Geschichte" mit anhören, Franziska und er blieben auf kurze Zeit allein.

So wie zwei Athleten, die zum ersten Male sich gegenüberstehen, öffentlich um den ersten Preis zu ringen, einander in das Dunkele des Auges sehen und daraus besser ermessen, wie stark der Gegner, als aus dem Bau der Glieder, so schauten wie aus Ahnung eines ähnlichen Kampfes Beide einander an. Trotzdem ließ Nichts aus den Zügen Franziska's unseren Freund eine besondere Bedeutung herauslesen, und etwas unwillig über sich selbst ging er ans Clavier und spielte, unbesorgt wegen seiner geringen Fertigkeit in Handhabung dieses Instrumentes, einen Polka. Mathilde kehrte zurück und lächelte, da sie alsbald die ganze Scene mit einem Blicke überschaute.

„Ihr scheint Euch ja recht gut unterhalten zu haben?" meinte sie mit spöttischem Tone.

„Nach besten Kräften," versicherte er und entlockte dem Instrumente geräuschvolle Dissonanzen.

„Man bekommt von Deiner Liebenswürdigkeit keinen hohen Begriff."

„Das soll man auch nicht, denn wer sich im Anfang zu liebenswürdig giebt, zerstört seine Zukunft oder hat eine Heidenarbeit aufzuwenden, um nicht im Preise zu sinken."

„Willst Du Dich nicht herablassen, uns wenigstens Deine Gesellschaft zu schenken?"

„Zwei Mädchen sind sich doch immer Gesellschaft genug?"

„Genug, das wohl; aber des Guten kann man nicht zu viel haben."

„Schön," rief er und setzte sich ihnen vis-à-vis.

Franziska hatte erstaunt erst den Bewegungen des ungenirten Mannes zugesehen und mit nicht geringerer Verwunderung das Gespräch der Beiden gehört. Sie fühlte sich beleidigt; eine ungewohnte Röthe färbte ihr Gesicht. In diesem Augenblick war sie wirklich schön. Frisch und rosig, als wenn sie eben den pflegenden Händen der Mutter Natur entschlüpft, die reine Stirne von keiner Furche entstellt, lagen die Züge in ruhiger Harmonie, und unbefangen, gleichsam naiv fragend schauten die Augen unter den langen Wimpern hervor. Unser Freund war für einfache Poesie ungemein empfänglich; er hätte Tausend Jahre so dasitzen und sie anschauen können. Um sich den Genuß möglichst lange zu erhalten, begann er zu sprechen.

Niemand verstand angenehmer zu sprechen als er, wenn er den guten Willen hierzu besaß. Eine geistreiche Dame sagte einstmals zu ihm: „Sie wären der unterhaltendste Mensch auf Gottes Erdboden, könnte man Sie aufziehen wie eine Spieluhr." „Das kann man," hatte er erwidert, „aber die meisten Menschen finden das Schnürchen nicht." Franziska fühlte sich unwillkürlich gefesselt, erst die scheidenden Strahlen der Sonne erinnerten sie ans Fortgehen.

„Du wirst doch meine Freundin nicht allein gehen lassen?" fragte Mathilde.

Stillschweigend ergriff er seinen Hut und folgte ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Giftmordproceß Ebergenyi.

(Schluß.)

* Wien, 24. April. Die heutige Verhandlung wurde mit Verlesung jener Verhörsprotokolle eingeleitet, welche mit dem Grafen Chorinsky, sofort nach seiner Verhaftung in München, als auch im weiteren Verlaufe der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung aufgenommen worden sind. Durch diese Protokolle dringt zum ersten Male über das Verhalten des Grafen nach seiner Verhaftung Einiges in die Oeffentlichkeit. Der Graf gab an, er sei 35 Jahre alt, Oberlieutenant im öster-

reichischen 13. Infanterieregimente und dem Generalquartiermeisterstabe in Wien zugetheilt. Seine Ehe mit der Gräfin Mathilde sei keine glückliche gewesen; schon kurz nach der Verheirathung seien Zwistigkeiten ausgebrochen, deren Grund in der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen zu suchen sei. In Nancy habe sich der Graf von seiner Gattin getrennt, um zu seinen Eltern nach Brünn zurückzukehren. Nach Empfang der Todesnachricht sei er in Begleitung seines Vaters freiwillig nach München gereist, um der letzten Pflicht gegen die Verstorbene Genüge zu leisten. Die bei seiner Verhaftung vorgefundenen vier Photographieen und ein Medaillon-Bild bezeichnete er als Portraits des Fräuleins Julie v. Ebergenyi in Wien, mit welcher er ein Liebesverhältniß unterhalte und die er, wenn die Umstände es erlaubt hätten, geheirathet haben würde. Seinen Eltern sei dieses Verhältniß unbekannt gewesen, obwohl sie wußten, daß er die Ebergenyi kenne. In einem späteren Verhöre erklärt der Graf auf das Bestimmteste, daß Julie von Ebergenyi in der Zeit vom 19. bis 28. November sich bei ihren Eltern in Ungarn aufgehalten habe. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung scheint jedoch der Graf zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß er durch ein offenes Geständniß seine Lage nur erleichtern könnte. „Ich bin bereit“, sagte er, „ein reumüthiges Geständniß abzulegen, und bitte nur um einige Tage Zeit, um mich zu sammeln, denn ich bin körperlich sehr herabgekommen.“ Diese Zeit benützte der Graf, um an seinen Vater nach Wien zu schreiben und ihn zu bitten, beim Kaiser eine Niederschlagung seines Processes zu erwirken. „Ich werde mich meiner Familie entdecken“, sagte er dem Untersuchungsrichter, „und Ihnen alle Anhaltspunkte geben, die Schuldigen zu erkennen, die Schuldlose zu verschonen.“ Es blieb jedoch bei diesem Vorhaben. Erst am 6. Januar d. Js., also sechs Wochen nach seiner Verhaftung, gestand er zu, daß die Ebergenyi am Tage der Ermordung seiner Frau in München war, um sich daselbst in den Besitz von Papieren zu setzen, welche den Beweis liefern sollten, daß die Gräfin Mathilde ein ehebrecherisches Verhältniß unterhalte. „Wenn die Ebergenyi bei dieser Gelegenheit meine Frau ermordete, so geschah dies ohne mein Wissen und meinen Willen.“

Ueber den Briefwechsel, welcher zwischen ihm und der Ebergenyi stattgefunden hatte, äußerte sich der Graf, daß er seine Briefe in höchster Aufregung geschrieben habe und daher jede Verantwortung für deren Inhalt ablehnen müsse. Als der Graf das Zusammentreffen der Ebergenyi mit dem Zeugen Umlauft auf der Reise von Wien nach München und ihren Verkehr mit demselben in München erfuhr, gab er große eifersüchtige Erregtheit zu erkennen. Das letzte Verhör vor dem Untersuchungsrichter hatte Chorinsky am 14. April zu bestehen. Weitere Verhörsprotokolle bringen Aussagen der Baronin Skerletz, der Klara Steinlechner, bei welcher die Ebergenyi gewohnt hatte, der Hebamme, bei welcher die Ebergenyi sich hatte ärztlich untersuchen lassen. Es wird constatirt, daß die Ebergenyi einen sehr leichtfertigen Lebenswandel geführt habe. Die Hebamme constatirt, daß die Ebergenyi guter Hoffnung war und auf Mittel sann, sich ihrer Leibesfrucht zu entledigen. — Der Hinweis auf das Verbrecherische des Mordes machte keinen Eindruck auf sie. Die Ebergenyi wurde jedoch durch eine Frühgeburt ihrer Besorgnisse enthoben. Eine Aussage des Polizeidirectors in München constatirt, daß der Graf seine Gattin tödtlich gehaßt habe. Aus Briefen ist ersichtlich, daß er in Bezug auf sie die Ausdrücke „Sau“, „dummes Schweinluder“ u. dgl. gebraucht habe, auch liegt vor, daß er während der Untersuchungshaft die Absicht hegte, sich zu tödten. Der Zeuge Baron Lapreti rieth dem Grafen, seine Gattin zu sich zu nehmen und, wenn sie nicht parire, sein Züchtigungsrecht in so entschiedener Weise zur Geltung zu bringen, daß die Frau mit Freuden in eine Scheidung willige. (Ungeheuere Sensation im Publicum.) Die Ebergenyi war mit Bereitwilligkeit auf diesen Plan eingegangen, welcher jedoch vom Grafen abgelehnt wurde.

Der Zeuge Karl Umlauft erzählte, daß er mit der Angeklagten von München bis Salzburg gefahren sei, die Ebergenyi am 20. November ins Theater begleitet habe und Abends mit ihr auf ihrem Zimmer soupirte. Ihr Benehmen habe ihm sehr frei geschienen. Zeugenaussagen von München constatiren, daß Julie v. Ebergenyi dieselbe Person sei, welche in München als Baronin Bay sich aufhielt und mit der Ermordeten im Verkehr stand.

Es kommen nun zwei Briefe von der alten Gräfin Chorinsky, der Mutter des Verhafteten, an die Ermordete und von dieser an ihre Schwiegermutter zur Verlesung. Der Brief der Gräfin-Mutter an die Ermordete spricht sich — und zwar kurze Zeit vor der Katastrophe — dahin aus, daß es dem göttlichen Einflusse gelungen sei, ihren verlorenen Sohn auf den Weg der Besserung zurück zu führen. Die Gräfin Mathilde dankt für diese Nachricht und schreibt ihrer Schwiegermutter, daß sie den Himmel um seinen besten Segen für ihren Gatten und die edlen Eltern desselben gebeten. Das Beweisverfahren ist geschlossen.

* Wien, 25. April. Nachdem der Inhalt dieser Zeilen jedenfalls durch die Mittheilungen des Telegraphendrahtes überholt worden, so beschränken wir uns auf eine flüchtige Darstellung der Ereignisse des letzten Verhandlungstages. Das Landesgericht war schon vom frühesten Morgen förmlich belagert und der Präsident sah sich, nach Eröffnung der Verhandlung, bemüßigt die Zuhörer zu erinnern, daß die Thüren des Verhandlungssaales abgeschlossen werden, um dem Staatsanwalte und der Vertheidigung die nöthige Ruhe und Stille unter den Zuhörern zu sichern. Noch vor Beginn der Plaidoyers und im Verlaufe derselben kamen abermals anonyme, von Gemeinheiten strotzende Briefe an den Präsidenten, welcher den Inhalt derselben zur Kenntniß des Gerichtshofes bringt. In denselben heißt es, daß der Gerichtshof die Oeffentlichkeit des Verfahrens hätte beschränken, dem Treiben der Journale hätte ein Ziel setzen sollen. Es werde später bewiesen werden, was von der Unfehlbarkeit dieses Richterpersonals, von „dieser Sorte“ von Richtern zu halten sei. Der Brief ruft allgemeine Indignation hervor. Eine Frau, welche bei Uebergabe eines solchen anonymen Briefes betreten und verhaftet wurde, wird wieder in Freiheit gesetzt.

Nach 10½ Uhr begann das Plaidoyer des Staatsanwalts. Derselbe begründet den Schuldbeweis auf das Geständniß der Angeklagten und auf das Zutreffen aller Umstände. Erschwerend sei die Vorbereitung zur Ausführung des Verbrechens, die Ueberlegung, die Tücke, der Mord der Gattin eines Mitschuldigen. Mildernd seien der unbescholtene Lebenswandel, das Geständniß, die Verleitung zum Verbrechen. Der Schlußantrag lautet: „Ein hoher Gerichtshof geruhe, die Julie Ebergenyi von Telekes des vollbrachten Verbrechens des Meuchelmordes für schuldig zu erklären, selbe zum Tode durch den Strang zu verurtheilen, sie des Adels wie ihrer Ehrenstellung als Ehrenstiftsdame des Brünner adeligen Damenstiftes für verlustig zu erklären und in die Kosten des Strafverfahrens zu verurtheilen.“

Der Vertheidiger Dr. Neuda ist überzeugt, daß der Gerichtshof kein Todesurtheil fällen werde. Noch sei jener Becher nicht gefunden, aus welchem die Gräfin Chorinsky den Gifttrank in sich sog, die im Besitze der Angeklagten gefundene Theekanne sei giftfrei gewesen. Die That sei ohne Zeugen geblieben und das Geständniß der Angeklagten sei mit den wirklichen Begebenheiten im völligsten Widerspruche, zudem habe die Angeklagte auch dasselbe widerrufen. Die Todesstrafe sei nicht mehr zeitgemäß und deren Aufhebung sei eine bereits beschlossene Sache. Im vorliegenden Falle werden die Richter sie um so weniger anwenden, als der Beweis der Schuld weder durch Augenzeugen noch durch eigenes Geständniß hergestellt ist. Man dürfe sich in dieser Beziehung nur an Lesurque erinnern, der unter dem Henkerbeile fiel, obwohl er gänzlich schuldlos war. Wenn jedoch die Ebergenyi den Mord verübt habe, so seien überwiegende Milderungsgründe in die Waagschale zu werfen. Hierher gehören die Jugend der Angeklagten, die in gewissen Kreisen bestehende Halbbildung, welche gefährlicher als Bildungslosigkeit sei, die Leidenschaftlichkeit der Angeklagten und ihre

Abhängigkeit von Chorinsky, dessen Briefe von einer bodenlosen Bestialität Zeugniß geben, die Schonung, welche die Angeklagte trotzdem für ihren Geliebten an den Tag legte und während der ganzen Dauer der Verhandlung nicht einen Augenblick verläugnete. Er empfiehlt die Angeklagte der weitgehendsten Milde des Gerichtshofes.

Um 5 Uhr Abends wird das Urtheil gesprochen. Dasselbe lautet: „Julie Ebergenyi von Telekes ist des vollbrachten Meuchelmordes nach den §§ 134 und 135 des Strafgesetzes, Punkt 1, als unmittelbare Thäterin schuldig und wird nach § 136 des Strafgesetzes und im Hinblick auf die Bestimmung des § 284 der Strafproceßordnung zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von 20 Jahren verurtheilt. Diese Strafe wird nach dem Gesetz vom 15. November 1867 in Supplirung der entfallenden Eisenstrafe mit 1 Woche Einzelhaft am Schluß eines jeden Strafjahres verschärft. Die Angeklagte wird auf Grund des § 27 des Strafgesetzes für das Geltungsgebiet dieses österr. Strafgesetzes des Adels verlustig erklärt und ist schuldig, die Kosten des Strafverfahrens zu tragen."

Mannichfaltiges.

— Es ist in Wahrheit eine Abscheu einflößende Atmosphäre, in welche uns das Lesen des Giftmord-Processes Ebergenyi-Chorinsky führt, und nie hat ein Vertreter irdischer Gerechtigkeit mit traurigerer Wahrheit die Behauptung aufstellen können, aus dem Gang des Processes sei die Gewißheit zu schöpfen, daß „Chorinsky und Ebergenyi fähig seien, die größten Scheußlichkeiten zu begehen." Wir sehen in einen Abgrund menschlicher Verderbtheit, und vor uns entrollt sich ein Gemälde von wahrhaft höllischen Farben. Mit Recht bemerkt die „Wiener Presse" über diesen Proceß: „Er wirkt durchaus nicht wie ein Trauerspiel, das erhebt, indem es erschüttert. Wir merken dabei nichts von der officiell tragischen Reinigung der Leidenschaften. Im Gegentheil, je mehr wir in dieses Gewebe von Lüge, Heuchelei, ärgster Seelengemeinheit und beispielloser Verworfenheit eindringen, desto mehr wandelt uns das Gefühl an, als wären wir in die Tiefe einer Cloake hinabgestiegen, wo nur scheußliches Ungeziefer in verpesteter Atmosphäre haust." Nicht so fast das Verbrechen an sich ist es, was uns mit unsäglichem Widerwillen erfüllt; — es werden größere, gräulichere Verbrechen begangen; — die Persönlichkeiten, welche im Spiel sind, die vorausgegangenen und begleitenden Umstände der That bilden ein Ensemble von tiefster socialer Bedeutung, wie es nicht ernst genug in's Auge gefaßt werden kann. Der Proceß ist ein bedeutsames culturhistorisches Moment, oder genauer: wirft ein grelles Streiflicht auf Zustände, die ihn möglich machten, welche Persönlichkeiten aus den sogen. höheren Ständen, von einer solchen gesellschaftlichen Stellung, nicht eigentlich erst zu dem Verbrechen herabsinken ließen, sondern überhaupt uns mit einem Grad vernachlässigter Bildung erscheinen lassen, den man für unmöglich halten könnte, wenn nicht in den Actenstücken die widerwärtigen Zeugen vorlägen.

Auf der Anklagebank saß neben Julie v. Ebergenyi eigentlich unsichtbar Alles, was seit langer Zeit die Volksbildung in Oesterreich niedergehalten hat, mehr als in irgend einem anderen Culturland Europas, oder was wenigstens nur jene „Halbbildung" aufkommen ließ, die, wie der Staatsanwalt richtig bemerkte, „unter Umständen oft viel gefährlicher werden kann, als die Bildungslosigkeit." Eine gleich richtige Aeußerung von derselben Seite sagt: „Eine unheilvolle Täuschung wäre es, die geistigen und sittlichen Verirrungen, deren lebendige Zeugen wir oft sind, als vereinzelte krankhafte Erscheinungen aufzufassen; diese Verirrungen sind Symptome eines Krankheitsstoffes, welcher den ganzen gesellschaftlichen Körper durchzieht, Folgen der Halbbildung." Neben den Anzeichen ganz unzureichender Bildung findet sich, wir wissen nicht, ob mehr Niederträchtigkeit, Blasphemie oder Dummheit, daß das Mörderpaar noch den Segen des Himmels für seine Unthat erbittet, daß Graf Chorinsky verspricht, wenn ihn Allerhöchste Protection aus dem Gefängniß befreit habe, — Geistlicher zu werden!? Den durch die Ideen der beiden Verbrecher gehenden Gedanken, daß „sie aus besserem Material als gewöhnliche Menschenkinder seien", wollen wir gar nicht so besonders hoch anrechnen; derartige fixe Ideen beherrschen noch weite Kreise, und zwar nicht blos in den Standesverhältnissen der Verbrecher; aber es ist noch etwas, das uns gerade in diesem Proceß in unsäglicher Weise anwidert. Wir unseres Theils können nämlich an die Aufrichtigkeit der wahnwitzigen Liebesraserei, die sich in den Briefen des Grafen scheinbar verräth, gar nicht glauben; wir halten sie geradezu für die elendeste Heuchelei. Das Maß dieses Liebeswahnsinns (abgesehen von der wahrhaft kindischen, widerwärtigen Form) scheint uns in genauem Verhältniß mit dem wahrhaft unmenschlichen und brutalen Haß gegen seine Frau zu stehen und mit dem Wunsch ihrer Beseitigung. Die Gierde, die Verhaßte auch wirklich sicher los zu werden, steigert den Ausdruck einer Liebe, der zu läppisch erzwungen klingt, um echt zu sein. Das gesuchte Uebermaß soll die Ebergenyi in ihrem Entschluß stärken, nicht wanken lassen. Diese letztere Besorgniß steigert den Affect des Grafen in wahnsinniger Weise. Dieses Bild ist das häßlichste. Dieser Chorinsky wäre wahrscheinlich auch die Mörderin wieder los geworden. Und ob diese nicht auch geheuchelt? Allem nach mindestens weniger. Ja — es ist ein Trauerspiel, das nicht reinigt, sondern den tiefsten Ekel erweckt. (Karlsr. Ztg.)

— „In Paris geht man von Ball zu Ball, in Genf von Vorlesung zu Vorlesung," äußerte eine Dame des protestantischen Roms einmal gegen J. Cherbuliez, der vor kurzem ein hübsches Buch über Genf und die Genfer veröffentlicht hat. „Im Allgemeinen," sagt dieser Schriftsteller, „ist bei den Genferinnen der innere Grund mehr werth als die äußere Form, und derjenige, welcher sie nur flüchtig sieht, läuft Gefahr, sich über sie zu täuschen. Sie ermangeln weder des Geistes, noch der Anmuth, noch der Einbildungskraft, nur breiten sich diese Schätze nicht sogleich vor den Augen des Ersten Besten aus. Um von ihrem Umgang Genuß zu haben, muß man ihnen Vertrauen einflößen, und dann erscheint, was man früher als Altjüngferlichkeit betrachtet hat, vielmehr als eine weise und in einem Lande, wo so viele Fremde zusammenströmen, ziemlich nöthige Zurückhaltung." Die ernste Stimmung der Genferinnen und ihre etwas gelehrte Richtung werden ihnen anerzogen. Im Hause ausgebildet, werden sie von der Mutter früh zu häuslichen Arbeiten angehalten und stricken und nähen schon als kleine Mädchen für eine der zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten. Sie lesen viele gute Bücher und gehen fleißig zur Kirche. Vergnügungen sind sie keineswegs abhold und können sehr fröhlich sein. Man sieht dies bei ihren Decemberfesten, von denen das eine der Abwehr eines savoyischen Ueberfalls, das andere der Befreiung von der Herrschaft Napoleons gilt, und man sieht es besonders bei ihren Sommergängen auf den Gipfel des Saleve. Dort oben hat manche schöne Genferin Händedruck und Kuß ausgetauscht, jedoch stets mit dem Traualtar in sicherer Aussicht.

— Das auf Staatskosten niedergetriebene Bohrloch bei Sperenberg (im Regierungsbezirk Potsdam) hat bis Schluß des Monats März eine Tiefe von 773 Fuß erreicht und bis dahin das Steinsalz in einer ununterbrochenen Mächtigkeit von 490 Fuß nachgewiesen.

— Eine neue schwedische Spitzbergen-Expedition ist unter der Leitung des Professors Nordenskjöld in der Ausrüstung begriffen. Mehrere begüterte Kaufherren Gothenburgs tragen die Reisekosten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glatz. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 51.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

6. Capitel. Er begleitet sie.

Gleichwie im Ocean die Millionen Wellen, von Wind und Fluth getrieben, sich treffen, sanft hier und da in einander fließend, dort gleichgiltig neben einander rauschend, oft auch sich stoßend und vernichtend in entgegengesetztem Streben, so trifft und drängt sich tagtäglich die Menge der aufwachsenden und dahinwelkenden Menschen im Gewühl des Lebens. Ob wir einen Freund oder einen Feind in einem Mitgeschöpfe kennen lernen, der Charakter, das Temperament entscheiden es gewöhnlich, oft nur die augenblickliche Stimmung, nicht selten ein blinder Zufall. Im endlosen Kettensatze der Verkennungen und Irrungen hält so ein Zufall oft Menschen auseinander, die doch ganz darnach angethan, sich innigst zu verstehen. Die größte Trennungsmacht, die wichtigste Scheidewand bildet dann doch wohl die Gesellschaft, und bestände sie nur aus einem Dritten. Nehmt diesen Dritten weg, und mit ihm weicht die ganze Welt mit ihren tausendjährigen Vorurtheilen und Rücksichten in den Hintergrund: dann tritt der Mensch dem Menschen gegenüber. Und das ist ein feierlicher Augenblick. Denn jeder Mensch befindet sich auf der großen Reise, auf der großen Reise des Lebens, und wie die Passagiere zweier Schiffe, wenn auf dem unermeßlichen Ocean ihre Wege sich kreuzen, mit freudigem Bangen sich grüßen, still hoffend, daß eine befreundete oder bekannte Gestalt ihnen entgegen treten werde, so sucht der Lebenswanderer in der Brust des Anderen etwas Verwandtes aus der großen Heimath, aus der wir Alle kommen und nach der wir Alle zurückwandern.

Sie gingen Beide stillschweigend neben einander durch die von Gärten eingefaßten Straßen der Vorstadt; aus den Bäumen klangen die lieblichen Lieder der Vögel, die Lieder, welche mehr sagen mögen, als wir davon verstehen. Der Sonne Strahlen verloren sich hinter den Höhen, vom Süden her kam ein laues Lüftchen und wehte ihnen die Wohlgerüche der nahen Hollunderbüsche in fast betäubender Fülle zu. Er schwieg, denn er wußte bei diesem unbekannten Wesen keine Saite anzuschlagen; kommt man doch überhaupt nur leicht mit Leuten ins Gespräch, die uns ganz gleichgiltig sind oder uns unbedeutend erscheinen. Sie konnte das Gespräch nicht beginnen, war aber sein Schweigen pikirt und beschleunigte ihre Schritte. So wären sie ohne Zweifel bis an's Ziel des Weges gekommen, hätte nicht ein kleines Mädchen ihnen Veilchensträuße angeboten. Solche Gelegenheiten, einer Dame eine Aufmerksamkeit zu erweisen, wies er nicht gern von sich; er kaufte das schönste und bot es seiner Begleiterin mit den Worten:

„Darf ich bitten, mein Fräulein?“

Sie sah das Sträußchen einen Augenblick an und sagte mit kurzer Verbeugung: „Ich danke mein Herr.“

Er war darüber mehr verwundert als erregt, warf das Sträußchen kaltblütig in das Gras des Straßengrabens und rief ihnen halblaut nach: „Geht, dort seid Ihr vielleicht besser aufgehoben.“

Durch die Zurückweisung dieser kleinen, anspruchslosen Aufmerksamkeit war er indessen in eine Stimmung versetzt worden, in der er gerne sprach; wie ihn daher Franziska wegen seiner Aeußerung entrüstet ansah, fragte er lächelnd:

„Sie sind wohl keine Freundin von Blumen? Ich kann mir den Grund denken. Wer selbst so schön ist, achtet des Schmuckes so bescheidener Blumen nicht.“

„Sie irren, mein Herr, ich liebe die Blumen, aber ...“

„Aber Sie müssen Ihnen von Händen geboten werden, die Ihnen angenehm, nicht wahr, das wollten Sie eben sagen?“

„Ganz recht, mein Herr, das wollte ich eben sagen.“

„Es ist doch etwas Schönes um die Verwandtschaft der Seelen,“ spöttelte er weiter, „vor wenigen Stunden haben wir uns zum ersten Male gesehen, und jetzt verstehen wir uns schon so gut, daß wir uns die Gedanken aus der Seele lesen.“

„Das muß sehr einseitig geschehen, denn ich kann gestehen, daß ich nichts davon spüre.“

„Versteht sich,“ fuhr er in demselben Tone fort, „ein überlegener Geist wie der Ihre befaßt sich mit Kleinigkeiten, wie ich bin, überhaupt nicht.“

„Belieben Sie vielleicht zu spotten?“ fragte sie darauf vollen Ernstes.

„Ich werde verkannt,“ erwiderte er ganz treuherzig.

Sie hielt es für angemessen, hierauf nichts mehr zu antworten, sondern wandte ihr Gesicht so weit wie möglich ab und ging schweigend weiter.

„Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht,“ fing er nach einer kleinen Pause wieder an, mit einem Ausdruck der Stimme, als wenn es ihm ganz von Herzen käme.

Sie ging in die Falle und meinte: „In der That, mein Herr, Sie besitzen eine Art zu sprechen, die sehr verletzend erscheint, zumal für eine Dame. Ich werde künftig für Ihre Begleitung danken müssen.“

„Thun Sie das nicht,“ bat er dagegen, „es würde mir sehr leid sein, denn ich unterhalte mich ganz ausgezeichnet in Ihrer Gesellschaft.“

„Ich fühle durchaus keinen Beruf, mein Herr, zu Ihrer Unterhaltung beizutragen.“

„Das glaube ich gern, aber Sie thun es ganz unwillkürlich.“

„Mein Herr, ich finde Sie impertinent.“

„Das kommt Ihnen nur so vor, ich befinde mich in der gemüthlichsten Stimmung, deren ich fähig.“

„Dann beneide ich Niemanden um das Glück Ihres Umgangs.“

„Das haben Sie auch nicht nöthig, denn Sie können dies Glück genießen, so oft Sie nur wollen.“

„Ich bin überzeugt, aber ich versichere Ihnen, daß ich gar kein Verlangen darnach trage.“

„O, Sie geben sich nur den Anschein.“

Jetzt stampfte sie wirklich mit dem Fuße und ließ in der Aufregung den Sonnenschirm fallen. Mit überhastiger Dienstfertigkeit bückte er sich darnach und bemerkte, ihn überreichend:

„Sie sind ein wenig echauffirt?"

„Nicht im Geringsten," erwiderte sie und biß sich auf die Lippen.

„Ich werde mich bemühen, liebenswürdiger zu sein."

„Bemühen Sie sich meinetwegen gar nicht, denn ich bin so entzückt über Ihre Liebenswürdigkeit, daß ich . . . daß ich wirklich bedauern kann, dieselbe nicht länger genießen zu dürfen, denn ich bin zu Hause."

„Ei, wir könnten ja noch ein Weilchen auf- und abgehen?"

„Sie sind zu gefällig, meinen besten Dank für die überaus angenehme Begleitung."

„Auf baldiges Wiedersehen?"

„Nein, mein Herr, so köstliche Unterhaltung darf man nicht oft genießen, man wird zu sehr verwöhnt; ich hoffe Sie nicht wieder zu sehen."

„Ich hoffe das Gegentheil."

„Ihre Dienerin, mein Herr."

„Ihr ganz ergebener Diener, mein Fräulein."

Unser Freund sah sie im Dunkel der Hausflur verschwinden und ging dann gedankenvoll und ohne nach rechts oder links zu blicken, bis er, vom Instinct geleitet, in seiner Wohnung anlangte. Hier fanden seine Betrachtungen vorläufig ihr Ende, und das Resultat derselben äußerte er, indem er nachdrücklich den Hut auf den Tisch legte, durch ein vernehmliches: „Hm!"

6. Capitel. Eine Morgenpredigt.

Diesmal war es nicht Ophelia, welche unserem Helden vor Augen schwebte, als er am anderen Morgen die Fenster seines Zimmers öffnete, um den warmen Sonnenstrahlen den Zutritt zu ermöglichen. Eine Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, ein Bild drängte sich in seine Gedanken, und obwohl er es von sich zu wenden versuchte, sobald er auch nur den Schatten davon zu bemerken wähnte, so fühlte er doch, daß etwas Fremdes seine Gedankenwelt zu beherrschen drohte. Um aus diesem unbehaglichen Zustande herauszukommen, nahm er einen kühnen Anlauf und sagte:

„Arbeiten wir!"

Ach, das Arbeiten ist nicht so leicht, wie Mancher sich vorstellt. Das Arbeiten will geübt sein, mehr als irgend etwas Anderes auf Erden, aber es ist auch kaum noch Arbeit, wenn die Gewohnheit hilfreich zur Seite steht. Gleichwie Minuten auf Minuten an uns vorüberziehen, ohne daß wir sonderlich darauf achten, so arbeitet der Arbeiter von Gottes Gnaden sein Tagewerk regelmäßig und ohne zu begreifen, daß es anders sein könnte. Freilich sehen die Meisten nie, und können nicht ermessen, welchen Berg von Schätzen sie durch solche Lebensarbeit aufhäufen, von denen ihnen so wenig bleibt, so wenig, daß man sagen könnte, sie arbeiten so viel, um gar nichts zu besitzen. Wie wäre dieser Zustand so lange ertragen worden, wenn nicht die Arbeit so gut eine Gewohnheit würde wie die Armuth! Wer aber gewöhnt ist, von einer Arbeit zur anderen zu eilen, wie der Schmetterling von einer Blume zur anderen, wer seine Gedanken ausflattern läßt, ohne zu fragen, wohin sie eilen, und jedem neuen Gedanken sein Herz offen hält, wie die Blumen dem Sonnenstrahle ihren duftigen Kelch öffnen, der fühlt es, was es heißt, denkend zu arbeiten, oder arbeitend zu denken.

Unser Freund hatte das Arbeiten seit längerer Zeit verlernt, der Stachel des Ehrgeizes trieb ihn nicht mehr, die Noth auch nicht, und schließlich fehlte es ihm an Zeit, da ihm die Kunst, die Zeit einzutheilen, gänzlich verloren ging. Fast komisch kam ihm die Eile jetzt vor, mit der er an ein vor Jahren begonnenes und bis zu einem Drittheile des beabsichtigten Umfanges gediehenes Manuscript von Neuem die Hand legte. Es war ein wissenschaftliches Werk, und wer dergleichen je gearbeitet, weiß, welche Umsicht man dabei besitzen, wie viel Hilfsmaterial Einem dabei gegenwärtig sein muß. Die Dinte trocknete wiederholt in der Feder, bevor er einen Buchstaben geschrieben, und jetzt warf er sie unmuthig ins Zimmer, wo sie bald unter seinen hastigen Tritten zermalmt wurde.

„Bester Freund" — mit diesen Worten pflegte er sich selbst anzureden — meinte er endlich und strich sich das glänzende Haar von der Stirn, „es ist mit Dir nicht Alles in der Ordnung, Du beschäftigst Dich mit etwas, was Dich, Deinen guten Grundsätzen gemäß, nicht länger als höchstens eine Stunde beschäftigen dürfte, und auch dann nur, wenn Du nichts Besseres zu thun hast.

„Laß' sehen, was Du hast. Du bist gestern mit einem Mädchen zusammengetroffen, das Dir zugleich gefallen und mißfallen. Werde Dir des Grundes zu Beiden bewußt. Sie hat Dir gefallen, weil in ihrem Wesen eine poetische Natürlichkeit zu liegen schien, weil ihre Züge Deinem Geschmacke entsprachen, weil Du in ihr eine bevorzugte Natur zu erkennen glaubtest. Und warum mißfiel sie Dir? Weil sie bei aller Natürlichkeit gekünstelt erscheint, weil die Natürlichkeit fast wie eine Maske aussieht, zu dem Zwecke angenommen, desto sicherer zu täuschen, weil sie also, Alles in Allem gerechnet, weiter nichts als eine Coquette ist. Und dieses Wesen sollte Dein Herz längere Zeit beschäftigen? Nein, das wäre ein fremder Tropfen Bluts in Deinen Adern, kehre zur Vernunft zurück, und wenn Du trotz meiner Predigt noch einer weiteren Medicin bedürftig bist, so rathe ich Dir, einige Capitel im Spinoza zu lesen; wenn die nicht helfen, bist Du fertig."

Während so das vernünftigere Selbst unseres Freundes dem unvernünftigen Moral las, schien letzteres äußerst zerknirscht und gelobte Besserung. Er meinte, dies Alles sei nichts als eine Krankheit, die dem Müßiggange ihr Dasein verdanke, und Alles würde wieder in Ordnung kommen durch regelmäßige Arbeit.

In der That warf er sich alsbald auf's Studium alter Hefte und blieb consequent dabei, bis ihn der Hunger zum Aufbruch mahnte. Und hier kann man sehen, wie viel gescheidter der Mensch ist, wenn ihn hungert, als wenn er den Magen zu reichlich mit dem irdischen Stoff, den wir Nahrungsmittel nennen, angefüllt: wie er mit vollem Magen durch die Straßen der Stadt wandelt, fällt es ihm ein, einmal Mathilden wegen Franziska's zu befragen. Und kaum war dieser Gedanke in ihm erwacht, als er trotz aller Protestation seines besseren Selbst zur Ausführung gebracht wurde.

Genau um dieselbe Stunde, wie am vergangenen Tage, klingelte er an der Thür seiner Freundin Mathilde.

(Fortsetzung folgt.)

San Francisco gestern und heute.

In geschichtlicher Beziehung ist San Francisco ein Säugling unter den großen Städten. New-York hat kein hohes Alter, aber mit seiner jüngeren Schwester verglichen, steht es da, wie Damaskus neben London, oder wie Rom neben Manchester. Der älteste Einwohner von San Francisco ist so zu sagen noch nicht volljährig geworden. Vor zwanzig Sommern existirte die

Stadt noch nicht. Jetzt leben hunderttausend Menschen, die sich Franciscaner nennen und deren auswärtiger Handel blos von New-York und Boston übertroffen wird. Sie führen jährlich für beinahe hundert Millionen an Gold und Silber aus und jetzt strecken sie bereits ihre Hände aus und greifen nach dem Handel des ganzen asiatischen Continents. In einer Ausdehnung von fast fünfhundert deutschen Meilen bespülen die blauen Wogen des breiten Weltmeeres die Küsten des Continents und auf dieser ganzen Strecke ist nur ein Hafen, in dem die Schiffe sicheren Schutz finden. Hier bricht der Ocean durch weiße Sandhügel und innerhalb dieses „Goldenen Thores" dehnt sich die geräumige und schöne Bai von San Francisco.

Wie viel in der Geschichte der Welt ist Zufall, oder sieht wenigstens so aus. Tausende von Jahren hat dieser Hafen mit offenen Thoren auf den Menschen und seinen Verkehr gewartet. Er wollte immer nicht kommen, aber im Januar des Jahres 1848 warfen einige Erdarbeiter an der Mühle des Capitäns Sutter mit der Erde Goldkörner aus. Zehntausende strömten nach San Francisco und verbreiteten sich über die unfruchtbaren Sandhügel Californiens. Nun drängten sich Schiffe aller Nationen herbei, nun stiegen Häuser wie durch Zauberei aus dem Sande auf und Kirchen und Paläste wurden erbaut, bis die große Stadt fertig war, die im auswärtigen Handel Amerikas die dritte Stelle behauptet. Woher der Name und wie kommt eine nordamerikanische und protestantische Stadt zu einer spanischen und katholischen Benennung? Im Jahre 1776 kamen zwei der ernsten und opferbereiten Männer, welche die katholische Kirche in die Welt ausschickt, an diese öde Küste und errichteten eine Mission, bauten Klöster und Schulen, pflanzten Reben, züchteten Rinder und Schafe und thaten ihr Möglichstes, die Indianer, die damals das Land bewohnten, zu civilisiren. Die beiden Männer waren spanische Franciscanermönche und nannten ihre Mission San Francisco de Assisi. Fünf Viertelstunden südlich von der gegenwärtigen Stadt steht noch die alte, von Ziegeln erbaute Mission. Die guten Mönche sind längst gestorben, aber die Stadt hat den Namen San Francisco behalten. An der Stelle, die 1835 das einsame Haus eines eingewanderten Abenteurers einnahm, steht gegenwärtig ein geräumiges und elegantes Rathhaus, vor dem sich Portsmouth Square, die plaza der Stadt, ausbreitet. Nicht weit davon liegen die Münze, das Hospital und das Zollhaus, das achthunderttausend Dollars kostet. Auf und zwischen den weißen Sandhügeln, die Telegraphen-, Rincon- und russischer Berg genannt werden, liegt jetzt eine Stadt, die mit ihren anständigen Straßen, prächtigen Kirchen und großen Schulhäusern einen Raum von neun englischen Geviertmeilen bedeckt. Vor sich hat sie einen der schönsten Häfen, hinter sich die reichsten Gold- und Silberminen der Welt und dritthalb Millionen Acker bestellten Landes, die vor acht Jahren schon sechs Millionen Bushel Weizen, sechs Pfund schwere Kartoffeln, Rüben von acht Zoll im Durchmesser und unzählige Rinder und Pferde erzeugten. In einem so kurzen Zeitraum hatten sie die öden Sandberge in eine große Stadt verwandelt. Es war im Frühling 1848, als man Gold entdeckte, und im folgenden Jahre hatten dreißigtausend Menschen die alten Staaten verlassen, dürre Wüsten durchschritten, zwei Ketten von Schneegebirgen überstiegen und mehr als viertausend unterwegs todt liegen lassen. Solche fürchterliche Opfer brachten sie, um das Goldland zu erreichen.

In seinen ersten Tagen war San Francisco eine sonderbare Stadt. Ein großer Theil der Bevölkerung lebte in Zelten und schlief auf der bloßen Erde. Männer von eleganten Sitten trugen rothe Staubhemden und kochten ihr Essen selbst. Jeder war sein eigener Packträger und Niemand schämte sich, die gewöhnlichste Arbeit zu verrichten. Ein Dutzend Hemden waschen zu lassen, kostete acht Dollars, eine bedeckte Kegelbahn wurde für fünftausend Dollars in Gold monatlich vermiethet, Parker House brachte jährlich hundertzehntausend Dollars ein, von denen die Spielhöllen sechzigtausend trugen, an Gesindelohn waren einem Diener oder Mädchen monatlich hundert bis zweihundert Dollars zu zahlen und ein gutes Reitpferd lieferte täglich hundert Dollars Miethe. Zuerst bildeten Spielen, Trinken und Raufen nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Jetzt hat das Alles aufgehört. Die besten Einwohner faßten den Beschluß, daß San Francisco nicht länger verachtet werden solle, und die ganze Bürgerschaft stimmte ihnen bei. Jetzt kleidet sich jede Frau nach der neuesten Pariser Mode und jeder Mann trägt feines Tuch und weißes Leinen und geht in der Weise des soliden Bürgers seinen Geschäften nach.

Einige Beispiele werden am besten zeigen, was versucht und was erreicht worden ist. Zuerst wollen wir vom Unterrichtswesen sprechen. Uns Angehörige älterer und vorsichtigerer Städte muß die Energie überraschen, mit der eine reine Handelsstadt das Schulwesen angefaßt hat. Die Franciscaner haben einunddreißig Schulen verschiedener Grade bis zu Gymnasien und Hochschulen aufwärts gebaut. Das Gebäude der Lincoln-Schule ist vielleicht das zweckmäßigste seiner Art in Amerika. Es ist im Renaissance-Styl gehalten, vortrefflich ventilirt, mit breiten Treppen, einem großen Spielplatz u. s. w. versehen und kann bequem neunhundert Schüler aufnehmen. Etwa achttausend Zöglinge besuchen diese Schulen und werden von hundertachtundsiebzig vorzüglichen Lehrern unterrichtet, die einen Gehalt von sechshundert bis zweitausend fünfhundert Dollars beziehen. Die Gesammtausgaben für das Unterrichtswesen betragen jährlich in runder Summe dreihundertfünfzigtausend Dollars.

Außer den öffentlichen Anstalten giebt es in San Francisco achtzig Privatschulen, von denen die Katholiken zehn der größten und best dotirten unterhalten. Das Union College, die Universitätsschule und das californische Institut für junge Damen können, nach der Ansicht der Franciscaner wenigstens, nirgends übertroffen werden. Das California College ist auf dem besten Wege, jene älteren Anstalten einzuholen, und um dies zu erreichen, bemühen sich die Franciscaner in ihrer thatkräftigen Weise einen Fonds von mindestens hunderttausend Dollars zu sammeln. Es ergiebt sich daraus, daß sie nicht gewillt sind, ihre Kinder nach östlichen oder europäischen Städten zu schicken, um ihnen eine Erziehung zu verschaffen, die zu Hause bequemer zu haben ist.

Während die Stadt ein Wettrennen nach Reichthum und materiellem Wohl angetreten hat, ist sie nicht müssig gewesen, den Verlassenen und Betrübten die freigebigste Hilfe zu gewähren. Waisenhäuser, Unterstützungsgesellschaften, Vereine für entlassene Sträflinge, Gewerbschulen u. s. w. blühen zahlreich und die öffentliche und Privatwohlthätigkeit thut auf jede Weise, was die christliche Civilisation fordert. Juden und Chinesen verbinden sich mit den Christen zu guten Werken. Arme giebt es aber kaum und einem Bettler begegnet man selten. Arbeit und Geld beherrschen die Bevölkerung noch.

Bibliotheken sind gut repräsentirt. Die Handelsbibliothek besitzt über zwanzigtausend Bände und fünf andere Bibliotheken, unter denen die des deutschen Vereins nicht die letzte Stelle einnimmt, zeichnen sich ebenfalls durch eine stattliche Bücherzahl aus. Sogar einige der Hotels haben ein gut ausgestattetes Lesecabinet, ja das What Cheer?-Hotel besitzt auch ein Naturaliencabinet, eine hübsche Anzahl Gemälde und verschiedene gute Bildhauerarbeiten. Dieses What Cheer?-Hotel ist ein Yankee-Schößling, der auf einen Californiastamm gepfropft ist, und treibt starke Zweige. Alles wird gegen baar geliefert. Dein Bett muß bezahlt sein, ehe Du Dich hineinlegen darfst. Ein großer Restaurant liefert zu verschiedenen Preisen, die von fünfzehn Cents an aufwärts steigen, viertausend Mahlzeiten täglich und braucht dazu durchschnittlich hundert Dutzend Eier, ein Faß Zucker, hundert Pfund Butter, drei Tonnen Mehl, fünfhundert Pfund Kartoffeln, siebenhundert Pfund Fleisch und Fisch, zwei Kisten Rosinen, hundertfünfzig Pasteten, vierhundert Pfund Truthühner und Hennen und 400 Quart Milch.

An Erholungsplätzen und Vergnügungsorten hat San Francisco keinen Mangel. Außer den blühenden Theatern findet man verschiedene Gesellschaften, auch einen deutschen Turnverein und Sängerbund. Die Bewohner genießen ihr Leben mit einer

Behaglichkeit, von der eine conservativere Gesellschaft nichts weiß. Die Presse zählt siebenundvierzig Tageblätter und Wochenschriften, die im Ganzen ein hohes Streben haben. Deutsche, Franzosen, Italiener und Spanier lesen die Tagesneuigkeiten in ihren eigenen Sprachen.

Ueber die Sorge für die Schule und die Presse sind die Ansprüche der Religion nicht vernachlässigt worden. Schon am 8. Mai 1849 wurde eine allgemeine Versammlung veranstaltet, um Gewißheit darüber zu gewinnen, „wie die vorherrschende Gesinnung in Beziehung auf den Bau einer Kirche in San Francisco sei." „Die vorherrschende Gesinnung" hat in achtzehn Jahren dreiundvierzig Kirchen gebaut. Die größten und schönsten sind die Marien-Kathedrale, die presbyterianische, die Calvarien-Kirche und die Synagoge Emanuel. Die Hauptsecten sind die Katholiken und die Methodisten. Verschiedene Kirchen besitzen ein beträchtliches Vermögen, eine hat ein Einkommen von siebenundzwanzigtausend Dollars. Nimmt man dieselbe Familienzahl von dreihundertzwanzig an, die in Newyork zu einer Kirche gehört, so ist San Francisco eine der religiösesten Städte der Welt. Die Methodisten-Genossenschaften sind aber klein und durchschnittlich werden nicht mehr als zweihundert Familien auf eine Kirche kommen. Ist diese Schätzung richtig, so empfindet etwa der vierte Theil der Bevölkerung das Bedürfniß nach kirchlichem Leben. Der Sonntag wird geheiligt, doch nicht so streng, daß man die Juden hinderte, die an diesem Tage immer das beste Geschäft machen. Auch die Chinesen arbeiten an diesem Tage wie an jedem anderen. Man kann sie Diener der Arbeit nennen, und selbst ihr Feind muß ihnen zugestehen, daß sie keine Mühe scheuen, um so viel Geld zu verdienen, daß sie ins Vaterland zurückkehren können.

Das Klima von San Francisco ist eigenthümlich, aber nicht unangenehm. Im Sommer und Herbst kommen die herrschenden Winde aus dem Nordwesten, also über das Meer her, und es ist nicht ungewöhnlich, daß einem warmen Morgen ein kalter Nachmittag folgt, weil dann der Wind zu wehen beginnt. Am Nachmittage trägt deshalb Alles wollene Kleider. Am unangenehmsten wird der Wind, wenn er von den umliegenden Hügeln Sand aufhebt und durch die Straßen wirbelt. Am Abend hört er auf und dann ist die Temperatur reizend. Im Herbst und Winter herrscht der Südwest, der Regen bringt. Im Sommer steigt das Quecksilber im Thermometer ebenso selten über fünfundzwanzig Grad, als es im Winter unter acht sinkt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die Wiener „Presse" erzählt: Unmittelbar nach ihrer Verurtheilung erhielt Julie Ebergenyi einen Brief ihres Bräutigams, des Grafen Chorinsky. Sie küßte das Schreiben und seufzte unaufhörlich über „ihren Gustav". Wenn nur ihm nichts geschieht, er ist so unschuldig, so rein, er wußte von nichts u. s. w. Das waren ihre steten Versicherungen und Betheuerungen bis in die späte Nachtstunde. Erst gegen Morgen soll sie müde und matt, erdrückt von dem überwältigenden Eindrucke des Tags, auf ihre Lagerstätte niedergesunken sein. Sie schlief nur wenige Stunden. Als sie erwachte, war ihre erste Aeußerung: „Wenn nur mein Vertheidiger kommen würde." Später verlangte sie nach einem Beichtvater. Gegen 10 Uhr Vormittags erhielt sie den Besuch ihres Vertheidigers Dr. Neuda. Sie dankte ihm unter Thränen für seine Bemühungen, für seine Vertheidigungsrede. Sie erwähnte unter Anderem, daß sie wohl einen anderen Ausgang ihres Processes erwartet habe. Ihr Thürschließer, ein alter Gefangenen-Aufseher mit „praktischen" Erfahrungen, der allen Inquisiten ihr Schicksal vorauszusagen pflegt, habe ihr nur eine vierjährige Kerkerstrafe prophezeit, und sie sei daher nicht wenig überrascht, ja schier entsetzt gewesen, als ihr die zwanzigjährige schwere Kerkerstrafe verkündet worden. Sie erklärte gleichzeitig ihrem Vertheidiger, daß sie die Strafe „geduldig" über sich ergehen lassen wolle, wenn nur „ihrem Gustav" nichts geschehe. Sie betheuerte abermals, daß sie unschuldig sei: „Ich hab's nicht gethan", sagte sie ausdrücklich, „und ich weiß nicht, wie ich mich bei der Beichte benehmen soll; denn wenn mir der Beichtvater nicht glaubt, daß ich es nicht gethan habe, giebt er mir vielleicht keine Absolution." Dr. Neuda suchte seine Clientin über diesen Punkt so gut als möglich zu beruhigen und er theilte ihr auch gleichzeitig mit, daß er im Namen ihres Vaters, auf ausdrücklichen Wunsch desselben, die Berufung gegen das Erkenntniß anmelden und ausführen werde. Julie Ebergenyi bat schließlich, der Vertheidiger möchte sich ihrer fortan annehmen und sie öfters besuchen. Gegen 11 Uhr wurde Julie Ebergenyi zur Beichte gerufen. Was sie hier ausgesagt, das bleibt natürlich ein Geheimniß. Sie soll sehr zerknirscht, und von tiefinnerer Erregtheit kaum der Worte fähig, von der Beichte zurückgekommen sein.

— Die schöne Insel Mauritius wurde am 11. und 12. März d. Js. von einem schrecklichen Orcane heimgesucht. Alle Schiffe in dem sonst so sicheren Hafen von Port Louis, es waren etwa 75, wurden, wie man der „Köln. Ztg." berichtet, von ihren Ankern gerissen und wie Nußschalen ans Land oder gegen einander geschleudert. Die auf der Plaine Verte neu erbaute Marienkirche riß der Sturm aus ihren Grundfesten und verwandelte in wenigen Minuten das schöne Gebäude in eine Ruine. Die aus starken Steinquadern erbaute Paulskirche liegt in Trümmern. Die Peterskirche ist des Daches beraubt, die Kirche St. Sauveur ist ganz eingestürzt. Die meisten, theils fürstlichen Landhäuser der Europäer und reicher Creolen sind zerstört und die aus Palmen, Bacaoblättern und Bambus erbauten leichten Hütten der Farbigen sind wie Strohhalme fortgeweht. Wie viele Menschenleben verloren gegangen sind, weiß man noch nicht. Die meisten Eisenbahnstationen sind zerstört. Die 620 Fuß lange, über den Grande Riviere führende Eisenbahnbrücke ist stark beschädigt. Eine Strecke von 250 Fuß dieser eisernen Brücke ist vom Winde fortgerissen, nur die 120 Fuß hohen Pfeiler (mit Cement ausgefüllte eiserne Cylinder) haben Widerstand geleistet, die Brücke über die Riviere Creole ist — verschwunden! Die meisten Zuckerpflanzungen sind zerstört und der bereits in Magazinen aufgehäufte fertige Zucker ist im Regen geschmolzen.

Buchstabenräthsel.

In Thüringen, dem alten Hügelland,
Sind wir drei Schwestern männiglich bekannt:
Einst stolze feste Burgen mächt'ger Grafen,
Die der Gerechten Schlaf schon lange schlafen.
Mach', daß das erste meiner Zeichen falle;
Dann gilt das Schlafen ganz gewiß für alle.
Und noch das erste und das letzte ab:
Es kennt mich sicher jeder deutsche Knab';
Und weiß es auch vielleicht, daß Eure Alten
In meinen Hainen Gottesdienst gehalten.
Entfernst Du alles noch, was in der Ehe,
Wie jeder weiß, am meisten schlägt an's Ohr:
Dann sind zwei Zeichen noch, die hoch empor
Du hältst, wie ich es täglich, stündlich sehe;
Sie sind Dein eigen und insonderheit
Sind sie das Andre, das Dein Herz erfreut.

Δ

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 47:
Und, Deut, deutsch. Undeutsch.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 55.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

7. Capitel. Kleiner Krieg.

Es giebt auf Erden nichts Kostspieligeres als die Liebe; sie kostet die meiste Zeit, das meiste Geld und die meisten Sorgen, sie kostet Vielen die Gesundheit, Vielen die Freude am Dasein, den Fröhlichen Humor, sie hat schon Manchem das Leben gekostet. Aber auf der anderen Seite brachte und bringt sie ebenso viel Gutes; sie macht den Geistlosen witzig, den Trägen fleißig, sie flößt dem Feigling Muth ein, sie ist die Mutter der größten Thaten und Kunstwerke, und wie sie Kriege entzündet, so schließt und besiegelt sie den Frieden. Wer nie in seinem ganzen Leben geliebt mit voller Glut der Seele, der hat keine Seele oder er ist ein Egoist.

Unser Freund liebte zwar Franziska nicht, aber er fing an, sich für sie zu interessiren. Was ihm Mathilde von ihr erzählt, machte ihn neugierig auf das, was sie ihm nicht erzählen konnte. Um dies zu erreichen, verließ er seine beschauliche Lebensweise und suchte die Gesellschaften auf, in denen sie sich bewegte. Mit Freuden sah man ihn in die Gesellschaft zurückkehren. Sein leichter Humor, sein beweglicher Geist sprach Jedermann an, er wußte sich schnell mit Jedem zurecht zu finden, hatte für Jeden etwas, wenn es noch so wenig war; mit einem passenden Worte, mit einem artigen Scherze oder einem freundlichen Rathe konnte er düstere Mienen aufhellen, Einem Trost geben, Andere in Stimmung setzen, er wußte stets ein lebhaftes Gespräch zu veranlassen, dem er sich dann entzog, um anderwärts gleich wohlthätig zu wirken; Vereinsamte zog er heran, Grollende beschwichtigte er, Schüchterne erfüllte er mit Muth, die Vorlauten wußte er zum Ergötzen der Gesellschaft mit einer treffenden Bemerkung, die aber nie verletzend war, in die Schranken zurückzuweisen. Kein Wunder, daß sich Alles um ihn drängte, daß bald Alles von ihm seinen Ausgang nahm.

Auch Franziska war der Mittelpunkt einer blühenden Mädchenschaar. Bei der Gewandtheit ihres Benehmens, bei der Ueberlegenheit ihres Geistes wußte sie eine große Zahl von jüngeren und älteren Männern an sich zu fesseln, ihnen Huldigungen abzulocken, welche nicht wenig dazu beitrugen, ihr Ansehen bei den Geschlechtsgenossen zu erhöhen. Sie verstand es, einen großen Theil des ihr Dargebrachten auf die ihr anhängenden Freundinnen zu übertragen. Wer von ihr einen Tanz erlangen wollte, mußte sich bequemen, die übrigen Tänze nach ihren Wünschen zu vertheilen. So wurde sie die Lehrerin und Führerin einer großen Zahl von Mädchen, welche es nie bereuten, sich unter ihre Fittige geflüchtet zu haben.

Und wie die bevorzugten Geister über die Häupter ihrer nächsten Umgebung hinweg ihre Blicke nach ebenbürtigen Geistern lenken, an diese auch stündlich erinnert werden und eifrig horchen, wenn ihnen von denselben etwas berichtet wird, so beschäftigten sich unsere Helden um so lebhafter mit einander, je mehr sie in ihren Kreisen befangen erschienen. Gar Manches, was sie thaten und sprachen, war an eine andere Adresse gerichtet, als es den Anschein hatte, und geschäftige Zwischenträger sorgten dafür, daß der Zweck nicht unerfüllt blieb. Man empfand bald den Wunsch, die Beiden, von deren erstem Zusammentreffen man keine Ahnung hatte, einander näher zu bringen, und das Verlangen wuchs, als man bei den Betreffenden auf ernstlichen Widerstand traf. Sie konnte, selbst wenn sie gewollt hätte, keinen Schritt entgegenthun, und er, obwohl es sein Wunsch war, scheute den ersten Schritt, obwohl Alles, was er that, auf dieses Ziel lossteuerte. Ein stummes ceremonielles Verbeugen beim zufälligen Zusammentreffen, darüber kam man nicht hinaus, aber sein Herz klopfte, wenn sie beim Damenengagement an der Spitze einer blühenden Mädchenschaar heranschwebte und seinen nächsten Nachbar auszeichnete, und sie senkte verlegen und etwas erröthend das Haupt, wenn er einen seiner witzsprühenden und schwungvollen Trinksprüche ausbrachte und darauf von beglückwünschenden Festgenossen umdrängt wurde.

Ein Cotillon, jenes äußerst zweckmäßige, zu vielen eigenthümlichen Ereignissen Veranlassung gebende Tanzpotpourri, sollte auch hier zu einer Lösung spannender Verhältnisse führen. Sie trug ein stählernes Herz um den Hals, und er mußte die Kraft seines Magnets mit positivem Magnetismus an ihm erproben. Das Herzchen flog dem Magneten zu.

„Wir haben uns lange nicht gesprochen,“ meinte er, indem er ihr den Arm reichte.

„Sie hatten häufig Gelegenheit dazu,“ erwiderte sie.

„Aber ich wagte es nicht, nach Ihrem unzweideutig ausgesprochenen Widerwillen.“

„Wer trug die Schuld hiervon?“

„Die muß ich wohl auf mich nehmen.“

„Also Reue?“

„Ja, Reue.“

„Sie äußert sich ziemlich spät.“

„Sie haben so viel dienstbare Geister um sich, daß es schwierig ist, bis zu Ihnen vorzudringen.“

„Der gute Wille vermag Alles.“

„Der gute Wille war da, aber es fehlte an Muth.“

„Sind Sie so schüchtern?“ fragte sie mit einem ungläubigen Lächeln auf den rosigen Lippen.

Der Tanzordner veranlaßte jetzt das Paar zu tanzen und ersparte unserem Helden eine Antwort. Als sie die Runde des Saales durchflogen hatten, geleitete er sie nach ihrem Sitz und fragte dort:

„Darf ich wohl um einen Tanz für diesen Abend bitten?“

„Es thut mir leid, man hat mich schon für den ganzen Abend in Beschlag genommen.“

„Sie sehen, der gute Wille thut es nicht allein?“

„Man tanzt auch Extratouren,“ tröstete sie.

Und in der That tanzte er am selbigen Abend nicht weniger als drei Extratouren mit ihr.

Kaum waren sie auf diese Weise von Neuem miteinander in gesellschaftlichen Verkehr getreten, als sie sich auch aneinander gefesselt fühlten, und soweit es sonst die Umstände gestatteten, beschäf-

tigten sie sich miteinander. Ein Wohlbehagen erfüllte ihn bei ihren Zusammentreffen, er fühlte, wie sich sein ganzes Wesen erwärmte; das dunkele Blut, welches schon seit langer Zeit träg und gleichmäßig in seinen Adern gerollt, begann wieder rosig und heiß zu strömen, er fühlte, wie es an seinem Herzen klopfte.

Franziska erkannte gar bald, daß er ihre Nähe liebte; sie nahm seine Aufmerksamkeit mit einer gewissen Befriedigung entgegen; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß er, der gesellschaftlich über Alle emporragte, nicht länger in dem Kreise ihrer Anbeter fehlte. Sie ließ sich sogar etwas von seinem Feuer erwärmen, hütete sich aber gleichwohl ihn solche Empfindungen merken zu lassen. Um jeden Preis aber wollte sie wissen, wie tief der Eindruck sei, den sie auf ihn hervorgebracht; sie spottete, wenn er ein wenig ernst wurde, sie widersprach ihm häufiger und nachdrücklicher, wenn er ernste Bewunderung äußerte, sie war ordentlich erfinderisch in solcher Art kleiner Quälereien. Gleichwie ein Arzt mit der Sonde die Wunden des Kranken prüft und immer tiefer drückt, bis er die Empfindung im Gesichte deutlich genug berechnen kann, so kränkte sie ihn mit einer Menge Kleinigkeiten, nachdem sie entdeckt, daß er damit zu kränken sei. Ihn verstimmte das natürlich ungemein und er versprach sich oft, dergleichen Launen in Zukunft zu mißachten. War ihm das aber einige Male gelungen, so bohrte sie tiefer und tiefer, bis es wirkte. Sah sie, daß er die Partie zeitweilig aufgab, so begnügte sie sich mit ihren früheren Gesellschaftern und bewirkte damit nebenbei, daß diese nicht ganz entmuthigt wurden.

Es giebt eine Anzahl von Männern, die, so unbedeutend, ja lächerlich sie in solcher Umgebung oft sind, sich um die hervorragendsten Damen sammeln, dort lieber die Lückenbüßer als eine anständige Rolle bei weniger blendenden Frauen spielen. Diese Männer, wenn überhaupt der Ausdruck „Mann“ bei dieser Spielart von Windspielen anzuwenden, werden oft zu einer wahren Pest der Gesellschaft. Denn weil sie keine Ahnung von ihrer Unbedeutendheit oder Lächerlichkeit haben, treten sie mit der größten Zuversicht den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in den Weg und hindern diese, mit Ihresgleichen in Verbindung zu treten.

Unser Freund fühlte nicht die geringste Lust, sich mit solchen Leuten herumzudrängen, er begriff auch nicht, wie sie solche Schranken um sich dulden konnte, ja sich häufig absichtlich mit ihnen umgab. Er ahnte, daß sie ein Spiel mit ihm triebe und fand doch nicht genug Kraft, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen. Darüber wurde er unruhig und unzufrieden mit sich selbst, und wenn er dann des Abends wieder in sein stilles Zimmer trat, schüttelte er mißmuthig den Kopf und fragte sich mit beklommenem Herzen:

„Was soll daraus noch endlich werden?“

8. Capitel. Die Krisis.

Man mag noch so blind sein oder es sein wollen, eines Tages tritt doch die Wahrheit vor die Augen, und je länger man sie ferngehalten, je eindringlicher tritt sie hervor.

Unser Held — aber jetzt bemerken wir erst, daß wir, allen conventionellen Geboten zum Trotz, ihn Dir, theuerster Leser, noch nicht einmal mit seinem Namen vorgestellt. Er heißt nämlich Hermann, hat wie Faust sich auf der Universität mit allen vier Facultäten mehr oder weniger bekannt gemacht, ohne auch nur einer von ihnen ein nachhaltiges Interesse abgewinnen zu können, und lebt nun als Dichter und Philosoph, d. h. als das unnützlichste Thier, was auf Gottes Erdboden herumstreicht.

Hermann hätte es sich längst sagen können, was er bereits dunkel zu fühlen begonnen, es mußte eine eclatante Scene eintreten, ehe er sich endlich laut und bestimmt eingestand: „Dieses Wesen liebt Dich nicht!“

Eine solche Scene blieb nicht aus. Er hatte sich lange mit dem Gedanken getragen, von ihr eine Erklärung zu verlangen. Bei einem Spaziergange nach einem entfernten Vergnügungsort vor der Stadt, woran außer vielen Anderen auch Hermann und Franziska theilnahmen, traf es sich zufällig, daß Beide länger und ungestörter mit einander sprechen konnten, als es sonst der Fall war. Ihr Weg führte durch einen ziemlich ausgedehnten Tannenwald; die Vögel sangen lustig in den Zweigen, eine warme würzige Luft, wie sie besonders den Nadelholzwaldungen eigen, wehte ihnen entgegen. Es lag eine weiche, elegische Stimmung auf der ganzen Scenerie, hie und da öffnete sich die waldige Umgebung und ließ den Blick nach den blauen sonnenumglänzten Höhen, deren Gipfel mit freundlichen Villen geschmückt waren, dringen. Der enge Waldpfad isolirte die Paare, jedes war zeitweilig allein, zeitweilig wieder in Gesellschaft. Franziska's Seele beschäftigte sich lebhaft mit der Scenerie, sie war weich geworden, ihre Gedanken hell wie die Sonnenstrahlen, die durch die grünen Zweige drangen und ihre Gefühle warm wie die Luft, die sie umgab. Die Unterhaltung ward dabei so lebhafter Art, daß sie, wie in einer Art Selbstvergessenheit, sich seines Armes als Stütze bediente. Eine Trunkenheit bemächtigte sich seiner bei dieser unverhofften Annäherung, am liebsten wäre er jetzt schon vor ihr niedergesunken und hätte ihr zugerufen: „Liebst Du mich denn wirklich ein wenig, Du reizendes, Du räthselvolles Kind?“ Aber schon näherte sich mit fröhlichem Lachen das ihnen folgende Paar, und so blieb ihm nichts übrig, als der feste Entschluß, es heute noch zu einer Erklärung zwischen ihr und sich zu bringen. Die Nähe des Zieles hinderte ihn, schon jetzt eine Gelegenheit zu finden, darum fragte er kurz, ehe sie am Vergnügungsorte anlangten:

„Darf ich denn um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft auf dem Rückwege bitten?“

Sie sah ihn mit ihren großen Augen verwundert an und sagte: „Ei, mein Herr, das weiß ich noch nicht.“

„Dann werde ich später anfragen,“ erwiderte er, im Innersten erkältet.

„Thun Sie das, aber rechnen Sie nicht mit Bestimmtheit darauf.“

Während des Nachmittags, der in fröhlichen Spielen verging, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn, er hielt es für besser, sich in einiger Entfernung von ihr zu halten. Erst als der Abend gekommen, und die Gesellschaft sich zum Aufbruche rüstete, begab er sich in Franziska's Nähe und wartete, den Hut in der Hand, auf ein Zeichen von ihrer Seite. Einmal streifte ihr Blick ganz flüchtig den seinigen, er merkte es, obwohl sie sich den Anschein gab, ihn nicht zu sehen. Einer jener Ewiggalanten, von denen Franziska stets umschwärmt war, reichte ihr geschäftig Shawl, Sonnenschirm und Hut und bot ihr dazu als unverlangte Zugabe seinen Arm.

Hermann trat einige Schritte näher. Sie mußte ihn sehen.

Sie nahm den dargebotenen Arm und Hermann dann

voll ins Gesicht sehend, rief sie mit unbefangener Stimme: „Sie waren hier?"

Er hätte sie dafür erdrosseln mögen, und doch sprach er mit der Miene des höflichen Bedauerns: „Ich kam zu spät."

„Nun, ein andermal!" tröstete sie mit graziösem Lächeln. „Gehen wir."

„So nimm, Verderben, Deinen Lauf," murmelte er und wandte sich weg, um sich eine andere Begleiterin zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

San Francisco gestern und heute.

(Schluß.)

In allen seinen ersten Jahren wurde San Francisco von der Hauptstadt des Ostens gebaut, erhalten und ernährt. Seine Lebensmittel kamen von Newyork und Boston. Jetzt producirt Californien jährlich etwa zwölf Millionen Bushel Weizen und neunzehn Millionen Bushel Gerste und hat vor vier Jahren sieben Millionen Pfund Wolle verschickt. In den Jahren 1856 bis 1865 sind von hier tausend Millionen Dollars Gold und Silber in die Welt gegangen. Gegenwärtig verschifft Francisco mit jedem Dampfer zehntausend Barrels Getreide nach Newyork und versendet auch Wein in großen Mengen. Lebensmittel gehen nach den Sandwichs-Inseln, Leder nach Japan. Früchte und Gemüse erfreuen sich des üppigsten Gedeihens und die Franciscaner essen fast das ganze Jahr die besten Trauben, Kirschen und Birnen. Barlett-Schoten sind fünf Monate lang auf dem Markte zu finden und ein Dr. Adams von San Jose hat ein Mittel entdeckt, mehrere der schönsten Birnen bis zum Mai zu erhalten.

Die Kaufleute sind natürlich die wichtigste Klasse der Stadt. Sie sind in ihren Geschäften kühn, oft tollkühn, stehen aber im Ganzen nicht in schlechtem Ruf. Diese Kaufleute haben durch ihre Klugheit und Energie erstaunliche Resultate erreicht. Außer den großen Handelshäusern giebt es auch einige großartige Gesellschaften. Die Californische Dampfschifffahrts-Gesellschaft schickt ihre Boote in alle Gewässer, die von einem Kiel durchfurcht werden können, und concentrirt so alle Erzeugnisse und den ganzen Handel in der Stadt. Eine Expreßgesellschaft hat in jeder Stadt, jedem Dorf, jeder Mine ihre Agenten, besorgt treu und rasch alle Briefe und alles Geld, allen Goldstaub und alles Gepäck und wirft einen enormen Gewinn ab. Sie macht in allen Minenbezirken von Californien, Idaho, Nevada und Washoe den Postboten, den Fuhrmann und Banquier und hat jetzt gewiß schon unter einem der „dicken Bäume" des Yosemite-Thals eine Postanstalt eingerichtet. Die Pacific Mail Company unterhält eine der größten Dampferflotten und ist auf beiden Oceanen mit dem Transport von Menschen und Waaren beschäftigt.

Fabriken sind im Entstehen begriffen und da ihr Beginn durch dieselbe Energie gekennzeichnet wird, die sich bei allen übrigen Geschäftszweigen San Francisco's gezeigt hat, so wird auch ihre Entwickelung denselben Erfolg haben. Bereits besteht eine große Tuchfabrik, deren Eigenthümer den doppelten Vortheil besitzt, in Schottland geboren und in Massachusetts geschult zu sein. Er verwandelt jährlich eine Million Pfund californischer Wolle in Tuch und Decken von feiner Qualität. Maschinenbauanstalten und andere Gewerbszweige haben sich bereits ausgedehnt, Baumwollenfabriken entstehen und binnen kurzer Zeit verspricht San Francisco dieselbe große Mannichfaltigkeit von Beschäftigungen darzubieten, die man in älteren Städten sieht.

Man kann sagen, daß San Francisco sich nicht selbst gemacht und viel gekostet hat. Wie wir bereits erwähnten, ließen die Einwanderer von 1849 viertausend Todte unterwegs liegen und mehr als zehnmal so viele Menschen verloren später durch Entbehrungen und Ausschweifungen ihr Leben. Menschenknochen sind zu den Grundlagen der Stadt geworden. Die Feder kann nicht niederschreiben, die Phantasie kann sich kaum ausmalen, welche Opfer aller Bequemlichkeiten, welche Entbehrungen, Krankheiten und Leiden aller Art diese hoffnungsvollen Tausende ertragen haben, ehe ihr Eldorado zu einem Wohnort für Menschen geeignet wurde. Jahr auf Jahr sah man ganze Schaaren von Männern, die an die Behaglichkeit und den Luxus älterer Städte gewöhnt waren, tief in den Eingeweiden der Erde wühlen, Flüsse aufdämmen, Bächen einen anderen Lauf geben und Berge in die Luft sprengen, um zu Gold zu gelangen. Ihre Nahrung war dürftig und schlecht, ihr Bett die harte Erde. Kein Herd bewillkommnete sie mit einem Feuer, wenn sie müde waren, kein Lächeln einer Frau begrüßte ihr Kommen, keine fühlende Hand legte sich in Krankheiten auf ihre fieberheiße Stirn. Viele fanden in Spielen und Trinken ihren einzigen Trost und Mancher legte sich zum Sterben nieder und war spurlos verschwunden. Das war noch nicht das Schlimmste. Auf die Nachricht von den Goldentdeckungen strömten nicht blos aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus Mexico, Europa und Asien die lose umherfluthenden Elemente der Gesellschaft hierher. Die Stadt füllte sich rasch mit rohen gewaltthätigen Menschen und Verbrechen aller Art wurden begangen.

Der vorherrschende gesetzlose Geist rief zwei Krisen in der Geschichte der Stadt hervor, die eine 1851, die andere 1856. Diebe, Räuber, Brandstifter, Spieler und Mörder wanderten öffentlich in den Straßen umher und trotzten dem Gesetz. Kein Eigenthum, kein Leben war sicher, nie wurde eine Rücksicht auf Ehre, Sittlichkeit und Anstand genommen. Wurden die Verbrecher gefangen, so schleppte sich der Proceß hin. Selten wurde einer der Kerle überführt und geschah es einmal, so entkam er auf irgend eine Weise und machte seine Mitmenschen wieder zu seiner Beute. Unter solchen Umständen wurden die gewöhnlichen Gesetze ohnmächtig.

Endlich beschlossen einige muthige Bürger, selbst zu handeln, und vereinigten sich zu einem Wachsamkeits-Ausschuß. Sie erklärten, dem Gesetz helfen zu wollen, nahmen aber das Gesetz in ihre eigenen Hände, entzogen die Verbrecher den Staatsgefängnissen, verhörten sie und hingen sie auf der Stelle, wenn Richter Lynch auf schuldig erkannt hatte. Dieser Ausschuß nahm an Zahl so zu, daß im Jahre 1856 von den zwölftausend Bürgern neuntausend zu ihm gehörten, war regelrecht organisirt und hatte stets eine Sicherheitswache in Dienst. Er durchsuchte die Schlupfwinkel der Diebe und Schufte, verwarnte, verbannte und hing. Eine Zeit lang herrschte ein Schreckensregiment, das aber blos die Landstreicher und Verbrecher traf. Mag nun der Zweck die Mittel heiligen oder nicht, der Erfolg war gut, denn San Francisco wurde rein gekehrt. In einer solchen Stadt wurden ungewöhnliche Sicherheitsmittel durch die ungewöhnliche Unsicherheit gerechtfertigt. Noch vor wenigen Jahren enthielten unsere Zeitungen einen schrecklichen Bericht von dem Tode eines notorischen Raufboldes und Spielers. Das Gesetz, die Ehre, der Anstand, das Menschenleben galten ihm nichts. Das Volk erhob sich gegen ihn und er suchte Schutz in seinem Hause und verrammelte die Thüren. Hinein wagte sich Niemand, aber man umzingelte das Haus und wachte und wartete. Die gegenüberliegenden Häuser wurden mit Bewaffneten gefüllt und die besten Schützen an die Fenster gestellt. Durch seine eigenen Fenster sah man ihn zuweilen, jedoch so undeutlich, daß man keinen sicheren Schuß hatte. Endlich, nachdem ein Tag und eine Nacht verflossen war, näherte sich der unselige Mensch einem Fenster, vielleicht um zu sehen, ob seine Feinde ihn verlassen hätten, vielleicht weil er seines Lebens müde war. Hatte er die letztere Absicht, so geschah ihm, wie er wollte; auf der Stelle wurde er erschossen.

Die junge Stadt hatte noch mit einem anderen Feinde zu kämpfen. Fünf ausgedehnte Feuersbrünste suchten sie in den Jahren 1849 bis 1851 heim und vernichteten Häuser und sonstiges Eigenthum von ungeheuerem Werthe. Dieser Verlust wollte überwunden sein und verzögerte die Entwickelung der Stadt natürlich sehr.

Eine der Eigenthümlichkeiten der frühesten Bevölkerung war

das große Mißverhältniß der Geschlechter. Im Jahre 1852 lebten neunundzwanzigtausend Männer neben fünftausend Frauen. Rechnet man die wechselnde Bevölkerung hinzu, so steigt die Zahl der Männer auf beinahe fünfunddreißigtausend. Im Jahre 1860 hatte sich das Mißverhältniß so vermindert, daß vierunddreißigtausend Männer auf einundzwanzigtausend Frauen kamen; jetzt ist es noch geringer.

Die Umstände der ersten Zeit haben der Bevölkerung einen gewissen Charakter gegeben. Sie ist nicht mehr roh, abenteuerlich und unsittlich, aber sie ist sehr weltlich, hängt am Golde und an allen den Dingen, die sich mit Gold kaufen lassen, und greift nach ihnen mit besonderer Lust und Energie. Was sie verdient, das giebt sie aus, und keineswegs auf unverständige Art. Sie verwendet ihr Gold nicht blos auf Häuser und Pferde, auf schöne Kleider und schöne Gemälde, sondern auch auf Schulen, Kirchen und Krankenhäuser. Im Kriege schickte sie den Hilfsvereinen für verwundete Soldaten Haufen von Gold und Silber und konnte kaum genug thun, um mit sich selbst zufrieden zu sein. Als Doctor Bellows, als Präsident des Gesundheitsausschusses wohl bekannt, in San Francisco war und einer Versammlung beiwohnte, stieg ein Herr auf den Tisch und rief: „Wer Herrn Dr. Bellows die Hand zu geben wünscht, hat in die Kasse des Hilfsvereins einen Dollar zu zahlen." Der Wink wurde verstanden und dem armen Doctor wurde der Arm lahm, ehe man aufhörte, ihm die Hand zu drücken und Dollars in die Kasse zu werfen.

Eine Neigung zur Verschwendung zeigt sich bei allen Klassen. Sie verräth sich in den Kleidern und Juwelen der Damen, die reicher und theuerer als irgendwo sonst sind. Auf die Haltung und die Manieren der Männer und Frauen wirkt das zurück; alle benehmen sich so frei, daß man in älteren Städten die Köpfe dazu schütteln würde. San Francisco ist keine ausnehmend tugendhafte Stadt, doch findet man die hochherzigsten Männer und die liebenswürdigsten Frauen. Das Junggesellen-Element herrscht aber bedeutend vor, mehr als in den meisten anderen Städten. Das Wirthshaus- und Hotelleben verführt auch die verheiratheten Männer und das „Daheim" beherrscht die Gesellschaft nicht. Bowles sagt in seinem trefflichen Buche Across the Continent: „In dem allgemeinen Ton des Platzes bemerkt man einen Mangel an Weiblichkeit und an geistigem Streben. Man begegnet den Frauen nicht mit der Ehrerbietung, an die wir in unseren östlichen Städten gewöhnt sind. Man hört mehr von ärgerlichen Geschichten als man hören möchte; die Eitelkeit und Schwäche des weiblichen Geschlechtes, die Untreue von Ehefrauen sind das Tagesgespräch." „Für Frauen ist San Francisco ein unangenehmer Ort," sagte ein Yankee, der einige Jahre dort gelebt und Mutter, Schwester und Cousinen noch nicht vergessen konnte, „eine Stadt der Männer und Kneipen, der Kosthäuser und der Billardzimmer."

Ueber die Chinesen, die achtzigtausend Mann stark in Californien leben, müssen wir noch ein Wort sagen. In San Francisco mögen sie zwischen fünfzehn- und zwanzigtausend Köpfe zählen. Sie sind kleiner als die Weißen, aber die geduldigsten und fleißigsten Einwohner von allen. Sie verrichten ungeheuer viel Arbeit und begnügen sich mit einem geringen Verdienst. Es befinden sich einige große Kaufleute und verschiedene höchst intelligente Männer unter ihnen. Im Ganzen stehen sie freilich auf einer sehr tiefen Stufe. Ihre Hauptgeschäfte sind außer der Gärtnerei die Einfuhr chinesischer Dirnen und die Ausfuhr chinesischer Leichen, denn jeder Chinese wünscht in seinem Vaterlande begraben zu werden. Chinesische Bettler giebt es nicht, denn fast alle, die herüber kommen, gehören zu einer der fünf großen Gesellschaften. Jede derselben hat ein Gebäude und tritt in jeder Beziehung als Wohlthätigkeitsverein auf.

Mannichfaltiges.

— Dem „Mag. für die Lit. des Ausl." entnehmen wir: In der Hochschule zu Baker, Kansas, in den Vereinigten Staaten bekleidete eine junge Dame, Namens Baldwin, den Lehrstuhl der griechischen Sprache. Bei der letzten Eröffnung des Schuljahres wurde sie von der Regierung angewiesen, die Eröffnungsrede zu halten. An der Hochschule von St. Lawrence (New-York) ertheilten Professorinnen Unterricht in der Volkswirthschaftslehre, im Plan- und Musterzeichnen 2c. Oberlin besitzt eine höhere Unterrichtsanstalt, die eben so viel von Damen, als von jungen Männern besucht wird. Zur Zeit des letzten Krieges verließen sämmtliche Jünglinge die Schule von Oberlin, um in die Reihen der Kämpfer einzutreten, und nur die weiblichen Studirenden blieben zurück. Jetzt hängt in einem der großen Säle dieses College ein Gemälde, welches das Lager von Dennison darstellt und die Inschrift trägt: „Die Jünglinge im Lager von Dennison an die Mädchen von 1861, die liebsten Mädchen von der Welt." Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung dieser Schule ist, daß eine Negerin einen Lehrcursus der englischen Grammatik vorträgt.

— Aus Pola wird der „Triester Zeitung" geschrieben: Ein Holländer, der sich gegenwärtig in Pola aufhält, hat einen Apparat erfunden, welcher, blos mit einer Luftpumpe versehen, ohne den geringsten Aufwand an Materialien, sich hebt und in der Luft schwebend erhalten wird. Diese Vorrichtung ist nur in kleinem Maßstabe von ihm ausgeführt und versucht worden, und das Resultat hat in Pola die größte Bewunderung hervorgerufen, umsomehr als dieser Apparat höchst einfach construirt ist und leicht ausgeführt werden kann. Bringt er es zu Stande, daß er denselben auch mit Sicherheit nach jeder Windrichtung hin in Bewegung setzen kann, dann ist dieser Erfindung unbedingt eine große Zukunft vorbehalten.

— Aus Helsingfors liegt ein Brief vom 14. April vor, nach welchem die Noth nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen begriffen ist. „Bis jetzt," heißt es, „haben die Leute Brod gebacken aus Heu, Stroh, Tannenrinde, Birkenrinde, Sägespänen u. s. w., ja sie haben Brod gebacken aus einem Viertel Mehl und drei Viertel mit Sand vermischter Thonerde. Aber jetzt ist vielfach auch der letzte Rest von Mehl verzehrt und sie haben kein Geld, Mehl zu kaufen, und keine Arbeit, sich Geld zu verdienen. So bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als zu verhungern — und sie verhungern auch zu Hunderten! Ja, wie viele Tausende werden noch sterben, wenn ihnen nicht geholfen wird!"

— Die bevorstehende Grundsteinlegung des böhmischen Theaters in Prag giebt den Nationalen Gelegenheit zu wunderlichen Dingen. So geht eine Deputation aus Kostel in Mähren nach Prag, die einen Ziegel mitnimmt, der aus dem Sande und Wasser jener Quelle gefertigt ist, an welcher, der Sage nach, der heilige Cyrill die Bewohner der Gegend taufte.

— Die Familie Rothschild soll gefürstet werden, so lautet der „Trib." zufolge das neueste Berliner Börsengerücht. Die großen böhmischen und schlesischen Besitzungen des Hauses sollen zu einem Fideicommiß vereinigt und dem jedesmaligen Besitzer des Fideicommissis die Fürstenkrone übertragen werden.

— Unter den aus Anlaß der Geburt der Erzherzogin Amnestirten befindet sich auch Rozza Sandor, Ungarn's erster Räuber. Er wurde auf Fürbitte der Stadt Szegedin begnadigt.

— In einem telegraphischen Berichte über die Einnahme Magdalas heißt es: Die eroberte Festung bot den Anblick barbarischer Pracht. Den Siegern fielen vier goldene Kronen, 20,000 Dollars, 1000 Stück Silbergeschirr, Juwelen, Gewehre, 10,000 Schilde, 10,000 Speere und 28 Kanonen zur Beute.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 56.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

9. Capitel. Ein Sprung zur Seite.

Kennst Du, lieber Leser, vielleicht die physikalische Lehre, daß die Natur keinen leeren Raum duldet, daß jeder Raum, wenn ihn ein Körper verläßt, von einem anderen erfüllt werden muß. Selbst wenn man einem verschlossenen Raume einen Theil der ihn erfüllenden Luft entzieht, wird kein leeres Theilchen des Raumes entstehen, die zurückgebliebene Luft dehnt sich aus und wird damit dünner, die äußere dichtere Luft aber bietet Alles auf, um hereinzudringen.

Fast möchte es scheinen, als wenn die Seele des Menschen denselben Naturgesetzen unterworfen sei. Sieh' heute einen Freund, einen Verwandten sterben, der einen großen Raum in Deinem Herzen eingenommen hatte, Du wirst plötzlich eine große Leere empfinden, und diese Empfindung nennst Du Trauer. Zwar dehnen die anderen Insassen des Herzens sich aus, um den leeren Raum auszufüllen, aber wie alles Verdünnte an Werth verliert, so wird auch das im Herzen Zurückgebliebene bedeutungsloser durch unberechtigtes Ausdehnen. Freilich versuchen andere Dinge den leeren Raum einzunehmen, aber das ermöglicht sich nur langsam und nicht ohne Kampf, denn der Mensch sucht seine Individualität, das ist die Gesammtsumme dessen, was er denkt und fühlt, zu bewahren, und alles Neuhinzutretende verändert die Individualität. Wenn auch das Herz das Bedürfniß empfindet, etwas Neues in sich aufzunehmen, so sträubt es sich doch gegen Fremdartiges, zeigt es sich am Empfänglichsten für Verwandtes. Das beste Heilmittel für eine verlorene Liebe ist eine neue Liebe, sonst ist des Elends kein Ende.

Um keinen Preis hätte Hermann an jenem Abend allein den Rückweg antreten mögen; er sah sich im Kreise der ihm bekannten Damen nach einer um, der er, ohne Furcht noch einen Korb zu bekommen, sein Geleit antragen könnte. Es dauerte nicht lange, so traf er auf ein Mädchen, das schon früher gern die verlorenen Augenblicke entgegengenommen, die er für Andere übrig hatte.

Constanze war weder häßlich noch schön, dafür war sie pikant; sie war nicht groß und auch nicht zu klein, sie war voller Launen wie ein junger Pudel, voll Geist wie eine Flasche Champagner und geschwätzig wie eine Elster. Sie affectirte viel Nonchalance in ihrem Aeußeren, aber sie putzte immer an sich herum wie eine Katze. Man konnte sich sehr gut mit ihr unterhalten, denn sie hatte viel gelesen und beinahe ein Drittel davon verstanden, sie lachte gern und viel und selbst das Schmollen stand ihr reizend. Als unser Freund auf sie zutrat, um ihr seine Begleitung anzubieten, lachte sie ihm freundlich entgegen und sprach:

„Ich weiß, was Sie wollen."

„Was der Tausend," rief er, „das wäre doch wunderbar, weiß ich's doch selbst noch nicht."

„Dann will ich es Ihnen sagen, Sie wollen mich begleiten."

„Es wäre unhöflich, wollte ich widersprechen. Wenn es Ihnen also gefällig . . . ?"

„Sparen Sie nur die Worte; Sie sehen doch, daß ich darauf brenne?"

„Sie machen mich förmlich eitel."

„Das ist gar nicht möglich, denn Sie sind es schon soviel wie möglich. Aber ich selbst werde durch diese Herablassung stolz."

„Ist es denn so etwas Angenehmes, von mir begleitet zu werden?"

„Versteht sich, ich erspare zum Beispiel dadurch einen neuen Hut."

„Das ist mir zu räthselhaft."

„Ich will Ihnen das große Räthsel lösen. Ich mache nämlich gern ein wenig Aufsehen, und weil ich nicht hübsch genug bin, um durch mein Gesicht Aufsehen zu erregen, verschwende ich viel Geld mit neuen Hüten. Wenn ich aber mit einem großen Genie spazieren gehe, errege ich Aufsehen genug und somit spare ich den neuen Hut."

„Seit wann bin ich denn ein großes Genie?"

„Seit Ewigkeit in Ihrer Einbildung, und jetzt glaubt man es Ihnen schon allgemein."

„Ich werde mich gleich mit Ihnen entzweien."

„Thun Sie das ja nicht, die Freude wird so wie so nicht lange dauern."

„Sind Sie denn so veränderlich?"

„Nein, aber Sie, das ist bekannt. Höchstens vier Wochen verspreche ich mir."

„Und wollen es trotzdem mit mir wagen?"

„Ei," rief sie mit Pathos:

„Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Ist nicht zu theuer mit dem Tod bezahlt."

„Hören Sie auf," bat er dringend, „ich bin sonst im Stande, mich in Sie zu verlieben."

„Thu'n Sie das, großer Mann!"

„Sie sind also auf Alles gefaßt?"

„Auf Alles!"

„Nun dann kommen Sie."

Sie gingen zusammen. Hermann konnte sich Glück wünschen zu seiner Wahl. So leichten Herzens und so heiterer Stirne war er lange nicht gewesen. Als er des Abends in seine stille Wohnung trat, war ihm wohler als bei seinem Weggange; er fühlte seine Brust sich heben, wie wenn ein böser Alp von ihr geschwunden. Er holte sein Tagebuch, welches lange unberührt geblieben, und füllte die Lücken mit folgenden Worten aus:

„Ich bin in den letzten Wochen ein großer Esel gewesen, weil ich mich in ein coquettes Gänschen, welches ich am ersten Tage hätte durchschauen müssen, verliebte. Heute bin ich wieder bei Verstande. Gott erhalte mich dabei, sowie alle meine Mitmenschen gnädiglich. Amen!"

Nachdem er diese Grabschrift auf seine Liebe niedergeschrieben, legte er sich schlafen und schlief seit drei Wochen zum

ersten Male wieder ganze 12 Stunden so fest, daß selbst Kanonenschüsse ihn nicht würden geweckt haben.

10. Capitel. Im Irrgarten der Gefühle.

„Es ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!" — Hermann konnte ein Liedchen davon singen. Obwohl er hinreichende Erfahrung besaß, um Franziska durchschauen zu können, auch sonst Selbstüberwindungskraft genug bekundete, vorkommenden kleinen Versuchungen seiner Seele widerstehen zu können, hatte er doch in seinem Verhältniß zu beiden Mädchen die guten Eingebungen seines Genius leichtsinnig bei Seite geschoben; die Strafe sollte nicht ausbleiben. Statt sich von Anfang an die reine Wahrheit über Franziska einzugestehen, hatte er sich selbst belogen, und jetzt, statt nach gewonnener Einsicht einen Schritt zurück zu thun, vorsichtiger zu werden, legte er sich leichtsinnig neue Fesseln an.

Diese Fessel war allerdings zunächst nur eine Blumenfessel; Constanze übte den wohlthätigsten Einfluß auf ihn aus; er sah sie jetzt alle Tage, ging fast täglich mit ihr spazieren, sie lachten und scherzten mit einander, als wenn Pfingsten gar nicht aufhören könnte. Zur Abwechselung wurde auch wohl hier und da einmal gezankt. Das Komischste war, daß sie ihn bisweilen eifersüchtig zu machen suchte. Hatte er überhaupt keine natürlichen Anlagen hierzu, so war es ihm bei Constanzen gleich gar nicht möglich, sie stellte sich gar zu drollig bei ihren Manövern an. Ging sie von seiner Seite, so wendete sie sich zu einem Herrn, der ihr am geeignetsten schien, Eifersucht einzuflößen; mit dem plauderte sie in ihrer tollen Laune und sah dabei fortwährend auf Hermann hin. Dieser beobachtete sie lächelnd; länger als eine halbe Stunde hielt sie es selten aus, dann kam sie zu ihm zurück und meinte schmollend:

„Mit Ihnen ist aber auch gar nichts anzufangen, Sie sind nicht einmal so höflich, eifersüchtig zu werden."

„Ich gebe mir alle mögliche Mühe," entschuldigte er sich, „aber ich bringe es nicht zu Stande."

Auf längere Zeit konnte dieses Mädchen seinen Geist nicht fesseln, dazu fehlte es ihr an Tiefe der Gefühle und der Gedanken. Gern hätte er sich nunmehr ganz von der Gesellschaft zurückgezogen, aber man tritt nicht so leicht aus ihr heraus, als man in sie hineintritt; ganz unmerklich strecken sich kleine Schlingen und Häkchen aus, die uns fesseln und die man nicht mit einem Rucke loswerden kann. Tausend kleine Verpflichtungen sind zu erfüllen, verabredete Unternehmungen müssen ausgeführt werden, und das, was man mit leichtem Sinne versprochen, wird für den gewissenhaften Menschen oft eine große Last.

„Und Franziska?"

„Er wird schon wiederkommen," meinte sie selbstbewußt, „es ist blos ein kleines Manöver, um mich zu ärgern. Aber guten Tag, den Gefallen thue ich ihm nicht; in acht Tagen liegt er wieder zu meinen Füßen, und inzwischen hat er sich gehörig gelangweilt."

Tag für Tag ging indessen dahin, ohne daß sich ihre Prophezeiung erfüllte, es vergingen Wochen, sein Verhältniß schien an Festigkeit zu gewinnen, da begann sie zu fürchten, daß sie ihn verlieren könnte. Freilich liebte sie ihn nicht, wie sie überhaupt nicht lieben konnte, aber er hatte sie doch mehr angeregt als jeder Andere. Man verliert nicht gern etwas; man verliert nicht gern ein Buch, weil es eine Lücke in der Bibliothek entstehen läßt, man vermißt nicht gern seinen Hund oder seine Katze, weil einem etwas fehlt, an das man sich gewöhnt, man vermißt aus demselben Grunde nicht gern einen Bekannten, er mag noch so unbedeutend gewesen sein, wie viel weniger will ein Mädchen einen Anbeter missen, wenn er ihrer Eitelkeit genügt und sie coquett ist! Und die Welt hatte doch bemerkt — was bemerkt die Welt nicht Alles — wie er sich um sie beworben; sollte die Welt nun auch bemerken, daß er sie so schnell vergessen könnte? Außerdem imponirt es einem Mädchen immer, wenn es erkennt, daß Jemand sich von ihm losreißen kann; er stieg in ihrer Achtung, seitdem er sich nicht mehr um sie bekümmerte.

Hermann hatte sich veranlaßt gesehen, für die Gesellschaft, in welcher Beide am häufigsten verkehrten, ein Festspiel zu dichten, dessen Einstudirung und Inscenesetzung ihm hinterher auch noch aufgebürdet wurde. Sie hatte die Hauptrolle in dem Festspiele übernommen, er mußte in den Proben wiederholt mit ihr in nähere Berührung kommen, er mußte mit ihr sprechen, er that es auch, er würde es vermieden haben, hätte er wirklich noch in ihren Fesseln geschmachtet. Aber er konnte es auch recht gut jetzt, er sprach mit ihr und blieb kalt dabei — denn er liebte sie nicht mehr.

Es sollte nicht immer so bleiben, es war zu unnatürlich dieses Verhältniß. Das meiste Unheil erfährt ein widerstandsfähiger Mann von seinen Freunden, weil er diesen die unbewehrte Seite zuwendet und allzusehr vor ihnen den Panzer „Vorsicht" ablegt, dem Mißtrauen, dem Argwohn aber Gehör versagt. Hermanns Freunde hatten sich viel um seine Beziehungen zu Franziska bekümmert, theils aus wirklichem Interesse für ihn, theils in der Hoffnung, ihn durch diese Beziehungen ihrem Kreise zu erhalten, dem er schon einmal so lange entflohen. Sie bedauerten das eingetretene Mißverständniß und beschlossen zu vermitteln. Franziska's Eifersucht hatte sich leise verrathen; hier hielten sie es für zweckdienlich, dieselbe durch mannichfache Gerüchte zu stärken und zu nähren; ihre Eitelkeit war verletzt, sie mußte stark verwundet werden. Bei Hermann fanden sie es am Gerathensten, das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen. Mit einem Male erhielt er bald von dieser bald von jener Seite leise Winke und kleine Anspielungen über die Gesinnungen Franziska's gegen sich zu hören. Er achtete derselben anfangs weniger, da er wußte, daß die meisten jungen Männer jenes Kreises sich von ihrem Wesen angezogen fühlten und etwas eifersüchtig auf ihn waren. Er forschte deshalb nicht weiter darnach. Da übernahm es eines Tages Mathilde, seine Seele in lebhaftere Aufregung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

⁺ Zwei Jahrzehnte Zwangsarbeit.

Eine fürchterliche Verurtheilung! Zwei Jahrzehnte Zwangsarbeit, wenigstens der dritte Theil der Durchschnittsdauer eines Menschenlebens; abgeschlossen von der Welt; lebend und doch todt, Allem todt was das Dasein werth macht; todt für Freunde, Eltern, Kinder, Gattin; ohne Theilnahme, ohne freundlichen Trost, der die Strafe erleichtern könnte; ohne einen Hoffnungsstrahl, ausgenommen in der weiten Ferne der Zeit, wenn die Strafe zu Ende; und dieser Hoffnungsstrahl so schwach, so trüb, daß der Gedanke daran eher zur Verzweiflung treibt, als erhebt! Niemand als der, welchen es selbst betroffen, vermag die ganze Schwere einer solchen Verurtheilung zu ermessen. Zwanzig Jahre! Indessen hatte ich Unrecht zu sagen, daß Erlösung erst am Ende dieser langen, langen Zeit zu hoffen sei; gutes Be-

tragen kann sie um ein Viertel ihrer Dauer abkürzen. Dann sind es nur fünfzehn Jahre. Nur fünfzehn Jahre, — vielleicht die besten und schönsten des Lebens. Mir erging es so; ich war zu zwanzig Jahren Strafarbeit verurtheilt, aber ich war ein guter Sträfling und wurde in fünfzehn Jahren frei. Doch ich sollte wohl beim Anfange beginnen. Die Geschworenen erklärten mich für schuldig. Ich war auch schuldig. Ich hatte gesündigt, um ein junges geliebtes Weib und unseren Knaben, der noch in der Wiege lag, vor Mangel und Elend zu bewahren. Ich fälschte meines todten Vaters Namen in einem Testament, das er ohne Unterschrift hinterlassen, und in dem mir nur mein rechtmäßiges Erbtheil zugesichert war; und ich zerstörte ein anderes vollgiltiges Testament, das mich zum Bettler machte, indem es eine schlaue Intriguantin an meine Stelle setzte. Meine arme Frau, die ich gegen den väterlichen Willen geheirathet (denn sie war arm und ihre Tugend und Schönheit galten für nichts), war die Ursache dieser Grausamkeit. Ich wagte Alles sie zu retten und ich verlor das Spiel. Gott sei Dank, daß sie nicht mehr auf Erden weilt. Sie und unser Kind überlebten nicht lange des Gatten und des Vaters Schmach. Ich war schuldig und wurde nach irdischen Gesetzen gestraft. Wem wird im Himmel meine Schuld zugeschrieben werden? Doch zu meiner Geschichte.

Ich kann mich kaum der ersten Tage nach meiner Verurtheilung erinnern; ich verbrachte sie wie im Traume und ich erwachte erst, so zu sagen, im Gefängnisse von Millbank; erwachte zu der Tortur meiner Strafe. O diese trübseligen Tage: die Tretmühle, die Mahlmühle, das Wergzupfen; der unaufhörliche Rundgang der geisttödtendsten Arbeit; das ewige Schweigen. Alles das griff bald meine Gesundheit an und auf Empfehlung des Arztes wurde ich in ein anderes Gefängniß geschickt, wo es mehr Arbeit im Freien gab. Bis dahin war ich von aller Gemeinschaft mit den übrigen Sträflingen abgeschlossen gewesen, aber jetzt sollte ich als Einer in einer Abtheilung von ihnen arbeiten. Die Einzelhaft war mir denn doch lieber gewesen. Es widerstrebte allen meinen Empfindungen, mit Dieben und Einbrechern in Berührung zu kommen. Ich, ein gebildeter, an gute Gesellschaft gewöhnter Mann; ich, der ich Niemanden das kleinste Unrecht hatte zufügen können, — ich sollte unter dem Abschaum der Menschheit meine Genossen finden! Tief empfand ich die bittere Schande, denn mein Verbrechen erschien mir nicht als solches in moralischem Sinne; es war nur ein Vergehen gegen den todten Buchstaben des Gesetzes. Freilich das Gesetz kann nicht Herz und Nieren prüfen, kann nicht Ausnahmen und Unterscheidungen machen. Zur Zeit, da ich in's Gefängniß von Portsmouth kam, hatte das betäubende Gefühl der ersten Wochen meines Elends sich völlig gelegt und ich begann Alles um mich her genauer zu beobachten und auch leider schärfer zu empfinden. Niemals werde ich die Reise in einem Eisenbahnwagen dritter Classe vergessen. Wir waren zwölf, Alle mit Handschellen, durch deren Ringe sich eine schwere eiserne Kette zog. So waren wir Einer an den Anderen gefesselt. Ich sprach kein Wort; die Uebrigen, wahrscheinlich verhärtete Schelme, waren ganz zur Unterhaltung aufgelegt und da sie nicht reden durften, so suchten sie sich wenigstens mit Gesten und Blicken verständlich zu machen, sobald die wachsamen Augen der Hüter sich einen Moment von ihnen abwandten. Das Rasseln der Kette verrieth sie aber oft genug. Endlich hielt der Zug; wir stiegen mit den anderen Passagieren aus; wir sahen die freundlichen Begrüßungen der Ankommenden und der sie erwartenden Angehörigen. Glückliche Gesichter überall. Ich hoffte, daß mich Niemand an dieser Station erkennen würde, wo ich so manchesmal in besseren Tagen aus einem Coupe erster Classe ausgestiegen war. Jetzt — welcher Wechsel! Ich war ein Sträfling mit Ketten an den Händen! Jeder Blick, der auf uns gerichtet wurde, galt besonders mir, wie ich mir einbildete. Es war nichts als leere Phantasie. Mein liebster Freund würde mich in meiner Sträflingstracht nicht erkannt haben. Ein verdecktes Gefährt brachte uns ins Gefängniß, und als ich hörte, wie die schweren Thüren hinter uns verschlossen und verriegelt wurden, verließ mich jedes Fünkchen Muth und ich flehte in meinem Inneren um den Tod. Die Erinnerung an diese Vergangenheit bewältigt mich so sehr, daß ich, während ich schreibe, meine, ich könnte in meiner Erzählung nicht weiter gehen. Doch es soll sein, ich habe es mir vorgesetzt, meine Geschichte nieder zu schreiben; wer sie liest, mag sich warnen lassen, die Versuchung zu meiden, wie schwach sie sich auch anfangs regen, wie verzeihlich sie auch mit ihren Rathschlägen erscheinen möge.

Sobald die Thore hinter uns zugefallen waren, ließ man uns, noch immer mit unseren Handschellen, in einen kleinen Hof marschiren, wo man uns die Ketten abnahm. Unsere Namen wurden dann verlesen und wir mußten uns in Reih und Glied aufstellen. In wenigen Minuten erschien der Arzt und untersuchte uns, ob wir mit keinen ansteckenden Krankheiten behaftet waren. Wahrscheinlich entdeckte er nichts, denn Keiner wurde zurückgehalten, vielmehr wurden wir in einen langen Gang gebracht, dessen eine Seite eine feste Mauer mit einem Ofen in der Mitte war, während auf der anderen Seite die eisenbeschlagenen Zellenthüren sich dicht an einander reihten. Hier fanden wir vollständige Anzüge, die man uns anlegen hieß; doch vorher mußten wir uns völlig entkleidet der genauesten Untersuchung unterwerfen; sogar unter unseren Zungen suchte man nach verborgenen Gegenständen. Nachdem dies vorüber, zogen wir unsere neuen Kleider an und endlich führte man uns in die verschiedenen Kerkerzellen. Nach dem Mittagessen fand eine abermalige Musterung statt und gleich darauf hatten wir uns in einem anderen Hofe aufzustellen, wo der Gefängnißdirector uns das Reglement der Anstalt vorlas. Auf unseren Hin- und Hergängen durch das Gefängniß hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß mehrere meiner Gefährten den Wächtern wohl bekannt waren und daß die Ersteren sich sogar etwas darauf einzubilden schienen, mit den Localitäten und den herrschenden Anordnungen vertraut zu sein. Der Director hatte uns jetzt absolvirt, aber die Eintrittsformalitäten waren noch nicht zu Ende. Ein anderer Arzt erschien und untersuchte uns wie der erste. Wir mußten ihm über unseren früheren Gesundheitszustand, sowie über unsere sonstigen Verhältnisse genau berichten; unsere Körperlänge und Schwere wurden von einem anwesenden Gefängnißwärter festgestellt und dies sowie unsere Namen, Alter, Beschäftigung u. s. w. in einem Buche eingetragen.

Ich beantwortete jede, übrigens in der humansten Weise gestellte Frage, ganz der Wahrheit gemäß, nur als ich um meine frühere Beschäftigung befragt wurde, erwiderte ich, daß ich ein Taglöhner gewesen. Ich sah an der Miene des Doctors, daß er es nicht glaubte, aber er sagte nichts. Nach der zweiten ärztlichen Inspection kam eine abermalige vor dem obersten Gefangenenaufseher. Wir mußten uns wieder entkleiden und jedes Muttermal oder sonstige Kennzeichen wurde officiell registrirt, zusammen mit der Farbe unserer Augen, unseres Haares, der Art und Weise unserer Sprache und dergleichen. Mit einem Wort, es war ein Signalement, in dem nichts außer Acht gelassen wurde, das dazu dienen konnte, unsere Identität über jeden Zweifel zu stellen. Nachdem auch dies zu Ende, war ich froh, einen anderen Gefangenen sagen zu hören, daß dies die letzte Ceremonie gewesen. „Ich muß es wohl wissen,“ setzte er hinzu, „denn es ist schon das dritte Mal, daß ich es durchmache.“ Wir durften nun in unsere Zellen gehen. Am nächsten Morgen sollte das gewöhnliche Gefängnißtagwerk beginnen. Um Wiederholungen zu vermeiden, will ich hier so kurz als möglich die Regeln nennen, nach denen ich fortan zu leben hatte.

Das Gefängniß ist in vier Hallen abgetheilt, welche durch die vier ersten Buchstaben des Alphabets jede für sich bezeichnet werden. Ihre Insassen sind ebenfalls in vier Abtheilungen gesondert unter der Benennung erste, zweite, dritte und vierte Strafclasse. Jede Classe bewohnt, soweit der Raum es gestattet, eine Halle; die erste Classe, welche auch die höchste ist, gehört in die D-Halle, die zweite in C, die dritte in B, die vierte und niedrigste in A. Diese Classen werden nach dem Princip von Zeit und guter Aufführung gebildet. Die vierte oder Prüfungsclasse hat es nur mit der Zeit zu thun; sämmtliche Gefangenen

Digitized by Google

werden bei ihrem Eintritt auf eine gewisse Dauer hinein verwiesen; ihre spätere Beförderung hängt ganz von ihnen selbst ab. Ihr gutes Betragen wird nach dem Umstande geschätzt, daß sie zu keinen Klageberichten über sich Anlaß geben und fleißig bei der Arbeit sind. Derjenige, dem es geglückt ist, ohne einen einzigen Klagebericht alle Classen durchzumachen, ist zu gewissen Begünstigungen während der letzten Zeit seiner Gefangenschaft berechtigt. Solche Fälle sind indeß höchst selten, weil oft um eines nur vermeintlichen Unrechtes willen Klage geführt und dem ersten Aufseher natürlich eher als den Gefangenen geglaubt wird. Diese Berichte gelangen an den Director, welcher jeden Tag die betreffenden Fälle untersucht und mit Strafen belegt. Ein erstes Vergehen, wenn nicht von zu großem Belang, wird gewöhnlich nur mit einer ernsten Ermahnung gerügt; eine Wiederholung jedoch, selbst eines unbedeutenden Fehlers, geht niemals ohne Strafe durch. Die Befugniß des Directors in Strafsachen ist auf Einzelhaft im Hellen oder Dunkelen, Wasser und Brod, mit oder ohne Ketten für die Dauer von drei Tagen beschränkt. Glaubt er die Strafe nicht hinreichend, so muß er seinem Vorgesetzten, dem von der Regierung bestellten Revisionsbeamten, Meldung machen. Dieser untersucht bei seinen zeitweiligen Inspectionen den Fall, beeidigt die Zeugen und verhört sie. Er ist ermächtigt, körperliche Züchtigung bis zu sechs und dreißig Hieben und sechsmonatliche Einzelhaft in Eisen bei Hungersnoth über die Straffälligen zu verhängen.

(Fortsetzung folgt.)

Schreckliches Eisenbahnunglück auf der Erie-Linie.

Aus den jetzt eintreffenden ausführlichen Berichten über eine Katastrophe auf der Erie-Bahn, bei welcher 30 Personen getödtet und an hundert verwundet wurden, ergiebt sich folgender Zusammenhang: Der directe Personenzug, welcher Dienstag den 13. April kurz nach 2 Uhr von Buffalo nach New-York abging, bestand aus einer Locomotive, einem Gepäck- und einem Postwagen und sechs Passagierwaggons, von denen drei sogenannte Schlafwaggons. Der Zug nahm von Buffalo etwa 200 nach New-York bestimmte Passagiere mit, die sich zwischen Buffalo und Narrowsburg noch um etwa 100 Personen verstärkten. Etwa 120 von den Passagieren befanden sich in den obengenannten Schlafwaggons. Der Zug, der auf dem Plane als Expreßzug verzeichnet steht, indessen die Fahrgeschwindigkeit von 30 Meilen die Stunde reglementsmäßig nicht überschreiten darf, legte in Sicherheit circa 300 Meilen zurück und kam bis zu dem als Carr's Rock bekannten Punkte auf der im Staate New-York, Grafschaft Sullivan, gelegenen Strecke. Dort zieht sich auf eine Entfernung von fünfundzwanzig Meilen die Bahn oberhalb Port Harris an einer Hügelkette vorbei, an deren Fuß der Delaware vorüberrauscht. Die Linie ist hier durch Sprengungen des Gesteins der Höhenwand abgewonnen worden, und während auf der einen Seite des Schienengeleises sich himmelhoch die Felsmassen erheben, sieht der Passagier auf der anderen Seite in die Tiefe, wo etwa 30 Fuß unterhalb das Auge auf einem 15 Fuß breiten Plateau einen Ruhepunkt findet, von dem aus fast perpendiculär der Abhang 125 Fuß tief in die Wellen des Flusses abfällt.

Bis zu dem Anfangspunkte dieser Strecke war der Zug Nr. 12 angelangt und Alles war in gewöhnlicher Ordnung, nur hatte der Locomotivführer aus Nachlässigkeit 47 Minuten Zeit verloren. Die lange Strecke von Narrowsburg bis Port Harris sollte benützt werden, die verlorene Zeit einzuholen, und so begann der Zug am Rande des Abgrundes mit einer Schnelligkeit von 35 Meilen die Stunde dahinzuschießen. Eine Weile folgten die Wagen der dahinrasenden Locomotive, aber plötzlich erschreckte die Passagiere im dritten Waggon ein heftiger Stoß, die Klingelschnur wird von den Entsetzten aber- und abermals gezogen, aber vergebens — der Zug jagt weiter, indessen die Sprünge der letzten vier Waggons ihren Insassen nur zu deutlich anzeigen, daß dieselben von den Schienen gerathen und im nächsten Augenblicke dem Verderben geweiht sind. Lange hielt die Ungewißheit nicht an; den heftigen, jeden Augenblick wiederholten Stößen der über die Schwellen gerissenen Waggons konnten die Verbindungsketten nicht Widerstand leisten. Noch ein heftiger Stoß und der vorderste der vier Waggons hat sich von dem Zuge befreit, der hinterste stürzte unmittelbar darauf hinab auf das Plateau unterhalb der Bahn, tiefer hinab, in Trümmer zerschellt, zu dem Flußbette des schäumenden Delaware, indeß ein herzzerreißender Schrei der aus dem süßen Schlaf in den Rachen des Todes gestürzten Passagiere die Nacht durchhallt. Einen Augenblick noch und die übrigen drei Waggons folgen mit Donnergepolter in die schreckliche Tiefe hinab. Nach momentaner Stille schallt von dort das Hilfe- und Schmerzengeschrei der Verwundeten herauf, bald auch dringt von dort unten ein schwacher Lichtschein herauf, der aber in Kurzem sich vergrößert und als gewaltiger Brand weithin die Gegend beleuchtet. Der eine der Waggons steht in Flammen und die unglücklichen Opfer der Fahrlässigkeit jammern in seinem Innern in Todesnoth, weil sie dem hungrigen Elemente nicht entgehen, nicht aus ihrem Gefängnisse hervorkommen können.

Unterdessen sauste die Locomotive mit den ersten Waggons weiter, und erst nach einiger Zeit kam es dem Locomotivführer so vor, als ob er einige seiner Waggons verloren habe. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und dampfte zurück, dem Orte des Schreckens zu. Der aufgehende Mond und die Flammen des brennenden Waggons zeigten den glücklich entronnenen Passagieren ein grauenvolles Bild der Zerstörung und des Todes in seinen schrecklichsten Gestalten. Alle begaben sich mit Anstrengung der äußersten Kräfte daran, die wenigen Ueberlebenden aus den Flammen zu retten. Es war eine verzweifelte Arbeit, da es fast an allen Werkzeugen gebrach. Nach vielen Stunden hatte man endlich die Todten wie die Lebenden den Abhang hinauf und in die unbeschädigten Waggons geschafft, und dieser Leichenzug dampfte die noch übrigen 16 Meilen weiter bis Port Harris.

Von der Station trug der Telegraph die Kunde nach allen Richtungen hin, und für ärztliche Hilfe und Unterstützung und Pflege jeder Art war bald ausreichend gesorgt. Nicht lange dauerte es auch, so wurden die Leichen eingesargt und die am Entsetzlichsten Verstümmelten dem Anblicke des Publicums entzogen. Zwei ganze Kisten voll abgerissener Gliedmaßen wurden auf dem Schauplatze des Unglückes gesammelt. Wunderbare Rettungen sind auch hier vorgekommen. Ein Schauspieler fand sich acht Schritte von dem Waggon, in dem er hinabgestürzt, aufrecht stehend, heil und unversehrt. Von einem Leichnam, der bis zur Unförmlichkeit und Unkenntlichkeit verbrannt war, fand sich nur ein Bein mit der Hose zum Theile unbeschädigt. In der Hosentasche aber war eine Unfalls-Versicherungs-Police von 5000 Dollars.

Was über die Ursache der schrecklichen Katastrophe verlautet, ist das alte Lied von schlechten, ausgefahrenen Schienen. Die Vorwürfe, welche der Direction gemacht werden, beantwortet letztere mit dem Hinweis auf den großen Börsenkampf, den die Eisenbahnkönige Drew und Vanderbilt um den Besitz der Bahn führen. Drew, der die Bahn noch beherrscht, behauptet, die 10,000,000 Dollars, welche er kürzlich in neuen Actien ausgegeben, für neue Stahlschienen bestimmt zu haben. Indessen sei er durch die Gerichte abgehalten, sein Vorhaben auszuführen.

Mannichfaltiges.

— Erst im Monat Juni wird der Proceß des Grafen Chorinsky vor den Assisen in München den Anfang nehmen. Der Anwalt Chorinsky's, Dr. Schauß aus München, will die Vorladung des Frl. Ebergenyi als Entlastungszeugin für seinen Clienten beanspruchen. An demselben Tage, an welchem das Urtheil gegen die Mörderin der Gräfin Chorinsky gefällt wurde, fand die Licitation der Effecten der Vergifteten statt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 57.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

„Du hast eine neue Bekanntschaft gemacht," begann Mathilde das Gespräch.

„So ist es," erwiderte Hermann lächelnd, „es ist ein gar zu angenehmer Zustand, verliebt zu sein."

„Ich fürchte jedoch, Constanze ist das Wesen nicht, welches Dich auf die Dauer fesseln wird."

„Möglich," erwiderte er trocken, „dann werde ich neue Fesseln suchen."

„Ich bin erstaunt, daß diese neue Bekanntschaft Franziska aus Deinem Herzen verdrängen konnte?"

„Franziska hat sich selbst aus meinem Herzen verdrängt."

„Es thut mir leid, daß es so gekommen. Euer Verhältniß machte mir viel Vergnügen. Ihr paßtet so gut zusammen."

„Ich glaube das Gegentheil; es wäre auch sonst ein großes Unglück für mich."

„Für Franziska auch, und sie empfindet es merklich."

„Wirklich?" rief er spöttelnd, „Du machst ja ganz seltsame Entdeckungen."

„Wenn Du freilich nicht sehen willst, was alle Anderen deutlich sehen, dann ist es nicht nöthig weiter darüber zu sprechen."

„Und was könntest Du mir nun eigentlich sagen?"

„Ich könnte Dir zum Beispiel sagen, daß sie Dich liebt."

Hermann fühlte einen Stich in seinem Herzen; einige Wochen früher hätte er Mathilden für diese Worte umarmen können. Jetzt lächelte er dazu und meinte:

„Was berechtigt Dich denn zu dieser ungemein kühnen Behauptung?"

„Ihr ganzes Benehmen, vornehmlich ihre Eifersucht."

„Blinder Lärmen, der Dich am Wenigsten täuschen sollte."

„Und warum mich am Wenigsten?"

„Weil Du mir oft genug die Ehre erzeigt hast, eifersüchtig auf mich zu sein, und mich dessenungeachtet nie geliebt hattest."

„Gut, Du bleibst der Alte. Wenn ich Dir nun aber sage, daß sie sich neulich angelegentlich bei mir erkundigt hat, wie man sein müsse, um Dir zu gefallen? Was sagst Du dazu?"

„Dazu sage ich gar nichts."

„Nun gut, dann will ich Dir nur noch eine kleine Warnung ertheilen: Wenn Du im Stillen noch etwas Liebe für Franziska hegst, so versäume den günstigen Augenblick nicht. Es bewerben sich Viele um ihre Gunst; sieh' Dich vor, daß ihr verletzter Stolz sie nicht dahin bringt, eine andere Wahl zu treffen."

„Und an einem Wesen, das so denken und so handeln kann, meinst Du, würde ich etwas verlieren?"

„Das ist eine Frage, die Du Dir am Besten selbst beantworten kannst; ich, meinerseits, begnüge mich mit dem Wunsche, daß Du noch ebenso denken mögest, wenn das Unabänderliche geschehen."

„Dafür werde ich sorgen," entgegnete er, „denn morgen bei der Aufführung sehe ich sie zum letzten Male und trete dann eine längere Reise an, nach deren Beendigung ich sie nicht wieder zu sehen hoffe."

Damit war das Gespräch beendet, aber Hermann sollte an diesem Tage noch nicht von weiteren Beunruhigungen befreit bleiben, denn wie er auf dem Rückwege gedankenvoll durch die Straßen der Stadt schlenderte, begegnete ihm Leo, ein junger Kaufmann, der unter Franziska's zahlreichen Verehrern stets in erster Reihe stand, obwohl die frühzeitig bei ihm eingetretene Blasirtheit eine große Leidenschaft nicht mehr aufkommen ließ. Wessen das Herz voll ist, dessen gehet bald der Mund über, man sprach von Franziska.

„Sind Sie glücklich!" seufzte Leo in tragi-komischem Tone.

„Ich glücklich? Das ist eine Entdeckung, die ich selbst noch nicht an mir gemacht. Und worin besteht dieses Glück?"

„Sie Undankbarer, ist das nicht ein ungeheueres Glück, daß Jemand nach Ihnen schmachtet, nach dem so Viele vergeblich schmachten?"

„Sie sprechen wohl auch von Franziska?"

„Von wem anders sollte ich auch sprechen?"

„Also auch Sie haben die interessante Bemerkung gemacht, die nur mir Blinden und Tauben unbekannt geblieben?"

„Wie? Sie wollen noch zweifeln? Die Sache liegt ja am hellen Tage. Franziska's Eifersucht wegen Ihres Verhältnisses zu Constanzen hat sich deutlich genug ausgesprochen, und sobald ein Mädchen Eifersucht verräth, dann liebt sie auch wirklich. Sollten Sie, ungläubiger Thomas, indessen auch jetzt noch zweifeln, so will ich Ihnen eine kleine nette Geschichte erzählen, wenn ich nämlich darf?"

„Eine nette Geschichte hört man immer gern, und wenn sie klein ist noch lieber."

„Hören Sie und staunen Sie! Neulich läßt man in Gesellschaft einen Zeitungsartikel, der mit Ihrem Namen unterzeichnet ist, circuliren, und nachdem das Blatt die Runde gemacht, bemerkt man mit einem Male, daß Ihr Name herausgeschnitten worden. Erstaunt fragt man nach dem Frevler, und da gesteht Fräulein Franziska ganz offen, daß sie es kühnlich gewagt. Und als man nun die Geständige weiter inquirirt, zu welchem Behufe sie sich den Namen zugeeignet, erzählt sie mit großem Ernste, sie habe gehört, daß der Name dessen, den man liebt, hinuntergeschluckt, das beste Heilmittel gegen ein Weiterumsichgreifen solcher Liebe sei."

„Darin hat sie vollkommen recht, denn wenn die Verrücktheit bis zu diesem Grade gestiegen, hört jede Steigerung nothgedrungen auf."

„Sind Sie denn nun überzeugt?"

„Wovon? daß Sie ein schlechter Menschenkenner sind? Vollkommen! Im Uebrigen kommt sehr wenig darauf an, ob dieses Fräulein mich liebt oder nicht, denn ich, ich liebe sie nicht mehr."

„Da lesen Sie nicht recht, suchen Sie sich einen Anderen, der Ihnen das glaubt."

„Schön," meinte Hermann und wünschte seinem Begleiter einen guten Abend.

Wer möchte die Gefühle beschreiben, die auf dem Wege nach seiner Wohnung in Hermann's Busen tobten! Oft blieb er stehen und fragte sich fast laut: „Sollte sie Dich wirklich lieben? Es wäre ein großes Glück! Aber nein, nein, nein, sie kann mich nicht lieben! Machen wir uns keine Illusionen. Morgen sehe ich sie zum letzten Male, übermorgen trete ich meine Reise an, die Luft ist hier umgebend und aufreibend. Vierzehn Tage auf der Reise, dann bin ich vollständig genesen."

Konstanze erwartete an diesem Abende seine Begleitung vom Theater nach Hause, aber er hatte es ganz vergessen.

14. Kapitel. Pyramus und Thisbe.

Der Abend, an welchem Hermann's Festspiel in Scene gehen sollte, war gekommen. Wir finden unseren Helden mit den letzten Vorbereitungen zur Aufführung beschäftigt. Die Wünsche, welche einen Autor oder Regisseur, und diesmal war er Beides, bei einer ersten Aufführung zu erfüllen pflegt, fehlte ihm gänzlich. Wohl wissend, was für Truppen er ins Feld führen mochte, hatte er die Rollen so geschrieben, daß sie auch ohne große künstlerische Mithilfe Seitens der Mitwirkenden ihre Wirkungen erzielen mußten. Als Stoff hatte er die von Ovid reizend erzählte Geschichte von Pyramus und Thisbe gewählt und ihn in ähnlicher Weise bearbeitet, wie ihn Shakspeare in seinem lustigen Sommernachtstraum fragmentarisch als Rüpelspiel erscheinen läßt. Das ganze Stück war von einem bizarren Humor durchweht, deklamatorische und hochtragische Stellen lösten sich in bunter Reihenfolge ab. Für sich selbst hatte er die Rolle des Pyramus, für Franziska die Thisbe geschrieben. Zur Zeit, als er das Stück verfaßte, liebte er sie noch, hoffte er noch auf Gegenliebe; die Stellen, in denen er von Liebe zu Thisbe spricht, waren ihm demnach aus der Seele geschrieben, und an Feuer der Begeisterung fehlte es ihm nicht.

Das Pochen und Hämmern auf dem mattverschatteten Bühnenraum hörte endlich auf, die Handwerker entfernten sich, die Musiker zwinkten den Vorhängen schon ihre widerspenstigen und widerwilligen Instrumente in die gehörige Stimmung zu bringen; Hermann eilte in die Garderobe, um sein phantastisches Costüm anzulegen, und überließ es dem melancholischen Hintergrunde, sich mit den leichtfertigen Kulissen zu unterhalten. In einer Viertelstunde war er angekleidet und nun ließ er, nachdem des Kapellmeisters die Mitwirkenden zu einer letzten ausführlichen Revue. Wahrlich erschien eine merkwürdig zusammengewürfelte Gesellschaft in den verschiedenartigsten Costümen. Der spanische Ritter unterhielt sich mit einer dicht verschleierten Odaliske, der greise Rathsherr erschien in schwarzseidner Tracht, während der König Thoas seine Kleidung einem der Nibelungen abgeborgt hatte, und ihn nicht abhielt, sich freundlichst mit dem Zeitgeist zu unterhalten, der, mit seiner gepuderten Perrücke, mit seinem langschößigen, goldbetreßten Bratenrocke und mit dem großen Stabe, den er in der Rechten trägt, wie aus einem Molière'schen Lustspiele herausgeschnitten erscheint. Ein Mond, eine Wand, ein Löwe in Nationaltracht, alles nach Shakespeare's erfindungsreichen Angaben, sowie eine Anzahl Inspizienten, die ein Bildhauer nach für Schornsteinfeger ansehen könnte, vollendeten das schöne Ganze. Einige Minuten später trat Franziska ein. Der Zufall wollte,

daß eben der Kapellmeister eine Oktave aus ... als sie zwischen den Coulissen hervortrat. Unser Held trat überrascht einige Schritte zurück, es schien ihm, als sei das griechische Costüm eigens für sie erfunden worden; in einfachen, anmuthigen Falten floß das blaue Gewand um die tadellosen Formen, sie keusch verhüllend und doch überall verrathend. Die wundervoll gemeißelten Arme, welche wie Alabaster glänzten, wußte sie so graziös zu tragen, auf dem goldblonden Haar strahlte ein Diadem von Perlen, und von ihrem Haupt hing ein spinnwebartiger Schleier, den schönen Nacken und den vollen Busen umfließend. Hermann's Blicke begegneten den ihren, er fühlte, wie das Blut in seine Wangen stieg, er sah, wie sie selbst erröthete und wie ihre Augen mit plötzlich tiefblauem Glanze fragend in die seinigen schauten. Da war es ihm, als müßte er ihr zu Füßen stürzen, ihre Hand ergreifen und zu ihr sagen: „Wär's wirklich möglich, daß Du mich lieben könntest?"

In diesem Augenblicke begann das Orchester die Ouvertüre zu spielen und erinnerte ihn an sein schwieriges Amt. In aller Eile sagte er noch Jedem das Nöthigste, auch Franziska gab er einige Worte in derselben, leichten, humoristischen Weise, in der sich's am leichtesten in solchen Fällen verkehren läßt. Die Musik verstummte jetzt, Hermann klingelte, Alles lauschte bebend.

An eine Koulisse gelehnt, der gegenüber auf der anderen Seite Franziska lehnte, sah er der Aufführung der ersten Scenen mit jener Abwesenheit des Geistes zu, die in uns die Vermuthung erzeugt, daß unser Wesen ein doppeltes, denn er behielt dabei den Lauf des Stückes so im Bewußtsein, daß er es wohl bemerkte, wie die Bühne einsam wurde, wie die Lichter erst noch mit matten Licht glänzten, er sah die Dame, welcher die Rolle des Mondscheins zugefallen, mit der Laterne und dem Hündchen an der Leine hereinschweben. Jede schied ihrer Weise, und als das Postludium des Orchesters, das seinem eigenen Monolog voranging, verstummte, trat er unbefangen, wie von einer inneren Nothwendigkeit getrieben, auf die Bühne hinaus. Den Monolog hatte er freilich dem Wortlaute nach halb und halb vergessen, dafür ersetzte er durch das Feuer seines Vortrags, durch die Innigkeit des Ausdrucks und durch manche geistreiche Improvisation, was er gegen die Gesetze der Vernunft hier und da verbrach. Rauschender Beifall lohnte seinem Vortrage, er hörte ihn nicht, denn eben trat Franziska näher. Was er jetzt noch sprach, sprach er zu ihr, und was sie sprach, obwohl es ihre eigenen Worte waren, bezog er einzig auf sich. Die Täuschung war vollständig, denn sie hatte bei den Proben hatte sie so innig gesprochen, und ihre Blicke sprachen noch deutlicher als ihr Mund. Die Scene bekam dadurch einen so merklichen Anstrich des Wirklichen und Wahren, daß die Zuschauer es als einen hohen Beweis schauspielerischer Begabung auffaßten und das Paar stürmisch riefen. Er mußte ihre Hand ergreifen, um noch einmal mit ihr auf der Bühne zu erscheinen. Da war es ihm, als würde jene Hand leise gedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

** Zwei Jahrzehnte Zwangsarbeit.

(Fortsetzung.)

Unter den Vergünstigungen, welche als Belohnung guter Aufführung in Aussicht gestellt sind, stehen bessere Kost und Abkürzung der Strafzeit oben an. Freilich, als man erst an-

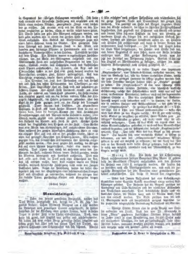
Digitized by Google

gefangen hatte, Zwangsarbeit im Lande an die Stelle der Deportation in einen anderen Welttheil zu setzen, war der Strafnachlaß mehr eine Sache des Zufalls in Betreff seiner Ausdehnung; in neuerer Zeit jedoch sind diese Verhältnisse durch ein nach bestimmten Regeln geordnetes Markensystem genau präcisirt, so daß sogar der Gefangene selbst den Verlauf seines Schicksals controliren kann. Hat er nach Verbüßung von Dreivierteln seiner Strafperiode die erforderliche Anzahl von Marken verdient, so ist er begnadigt; wo nicht so muß er bleiben, bis die Zahl voll ist. Er verdient sich die Marken durch Arbeit, je nach seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße, täglich je sieben bis acht; ist er durch Krankheit arbeitsunfähig, so werden ihm doch immer sechs Marken zugetheilt. Aber er kann zu jeder Zeit, falls er sich gravirend vergeht, einen Theil der Verdienstmarken oder alle verlieren und zu einer niederen Klasse degradirt werden. Die Arbeit in Portsmouth ist was man im Allgemeinen Straßenarbeit nennt. Die Sträflinge werden auf den Werften beschäftigt, eine kleine Anzahl wird zu gleichem Zwecke nach Southsea Common geschickt. Die Arbeitsstunden variiren natürlich mit den Jahreszeiten; ich will nur eine Eintheilung derselben herzählen. Die erste Glocke läutelet zum Aufstehen um ein Viertel auf Sechs; bis um Sechs müssen die Gefangenen sich gewaschen und ihre Zellen und Lagerstätten in Ordnung gebracht haben. Um Sechs Frühstück, wozu vierzig Minuten anberaumt sind. Gleich nach dem Frühstück folgt der halbstündige Morgengottesdienst, worauf zur Arbeit gegangen wird. Winters geschieht Alles etwas später. Mittagessen um Zwölf mit siebzig Minuten Zeitaufwand, dann wieder Arbeit im Sommer bis Sechs, im Winter bis Vier. Gebet, Abendessen, Lehrstunden, das Aufmachen der Betten füllen den Rest des Tages aus, bis acht Uhr, wann die Lichter ausgelöscht und die Gefangenen für die Nacht eingeschlossen werden. Drei Mal täglich, d. h. Morgens Sechs, Mittags Zwölf und Abends bei der Rückkehr von der Arbeit, findet sich der Arzt ein, um den Patienten ihre Medicin zu verschreiben. Außer der gewöhnlichen harten Arbeit auf den Werften giebt es noch eine sogenannte „leichte Arbeit", welche im Wergzupfen innerhalb des Gefängnisses besteht. Dazu werden jedoch nur solche Gefangenen verwendet, welchen die „gewöhnliche Arbeit" ärztlich untersagt ist. Noch ein paar Worte über die Mahlzeiten und dann werde ich wohl den Leser über die äußere Gestaltung des Lebens in englischen Gefängnissen genügend unterrichtet haben. Die Kost ist ebenfalls in vier Rubriken eingetheilt: für harte Arbeit, für leichte Arbeit, Strafdiät und Hungerkost. Die zwei ersten erklären sich durch ihre Benennungen; die dritte ist für Gefangene, welche wegen schlechter Aufführung eine längere Extrazüchtigung verbüßen müssen; die vierte — Wasser und Brod, wird solchen zugetheilt, die nur bis zu drei Tagen Extrastrafe zu erstehen haben. Die Kost für harte Arbeit ist: Frühstück — Brod und Cacao; Mittagessen — abwechselnd Suppe, Rindfleisch und Kartoffeln, oder Hammelfleisch und Kartoffeln, oder Speck und Mehlpudding. Sonntags nur Brod und Käse, Abendessen — Haferbrei. Die Diät für leichte Arbeit ist in der Qualität dieselbe, nur wird von der Quantität ein Viertel abgezogen. Die Strafdiät besteht in Milch und Brod oder Brodsuppe zum Frühstück und Nachtessen, und in Brod und Kartoffeln zum Mittagessen. In allen Fällen Wasser nach Belieben.

Ich hatte mich in Millbank an frühes Aufstehen gewöhnt und war daher schon wach, als die große Glocke um ein Viertel auf Sechs ertönte. Die Vorgänge des Morgens waren mir schon bekannt: Dasselbe Klirren von unzähligen Schlössern und Schlüsseln und das Zuschlagen eisenbeschlagener Thüren; dieselben scharfen Befehle in scharfen Tönen; dasselbe düstere Aussehen der ganzen Umgebung; das nämliche fast kalte Morgenmahl; der immer gleiche, eintönige Gottesdienst. Darauf das Aufstellen im Hofe und zuletzt das Abmarschiren zur Arbeit im Freien. Nur das Letztere war mir neu. Das Wetter war unfreundlich und der Platz, auf dem wir zu arbeiten hatten, dem Seewinde ausgesetzt. Ich wurde einem Trupp eingereiht, der ein Stück Boden eben legen sollte, und ich mußte die mit Lehm gefüllten Karren von einer Stelle zur anderen fahren. Anfänglich fiel es mir nicht schwer, aber bald empfand ich die ungewohnte Anspannung der Nerven in den Armen und im Rücken; und noch ehe es dunkelte, war ich müde zum Umsinken. Dieses Karrenschieben wurde, wie ich später fand, von allen Sträflingen verabscheut, mehr als jede andere Arbeit, und sie suchten meist unter irgend einem Vorwande davon loszukommen. Krankheit, verstellte oder absichtlich veranlaßte, war die häufigste Ausflucht. Fast jeden Tag verlangte der Eine oder Andere krankheitshalber vor den Arzt gebracht zu werden. Gelingt es ihnen nicht ihn zu täuschen, so werden sie gestraft. Künstlich hervorgebrachte Krankheit ist ein gang und gäbes Vorkommniß unter der niedrigen Klasse von Gefangenen, namentlich unter den Londoner Taschendieben. Ihre wirksamste Methode, sich Aufnahme im Gefängnißhospital zu verschaffen, besteht in der künstlichen Erzeugung von Wunden an den Beinen, wobei sie folgendermaßen zu Werke gehen. Sie zerkratzen sich das Schienbein mit einem Stück Schiefer oder Glas von einer zerbrochenen Flasche, und auf die hautlose Stelle legen sie eine Art Salbe auf, die aus Kalk, Seife und Soda zusammengeknetet ist, Ingredienzien welche sie sich leicht verschaffen können. Das Resultat solcher Manipulationen sind oft Geschwüre so bedenklicher Art, daß sie ein Krankenlager von mehreren Monaten herbeiführen können. Natürlich werden diese Praktiken, wenn entdeckt, hart bestraft, aber meistens werden sie mit solcher Schlauheit ausgeführt, daß sie wirklich bloßer Zufall zu sein scheinen. Oft auch benutzen die Sträflinge einen Zufall, wie z. B. ein Ausrutschen und Schürfung des Beines an einem Stein oder dergl., und die entstandene Wunde wird dann mit der beschriebenen Salbe behandelt.

Während der ersten Woche des Karrenschiebens dachte ich täglich, ich müsse ernstlich krank werden. Wie beneidete ich einige meiner Gefährten, für deren abgehärtete Hände und sehnige Arme die Arbeit, die mich fast tödtete, Kinderspiel schien! Ich dachte dann und denke es noch, daß es nicht gerecht ist, einen Mann aus den besseren Ständen zu gleicher Arbeit mit Mitgliedern der arbeitenden Classen zu verurtheilen. Sind die Verbrechen gleich, so sollte es auch die Arbeit sein, und dies ist nicht der Fall, wo Einer, der vielleicht niemals eine schwerere Last als eine Flinte getragen, die nämliche harte Arbeit vollbringen soll, wie der Andere, der an Derartiges von Kindheit an gewöhnt ist. Meine frühere gesunde Lebensweise und gut genährte, kräftige Constitution kamen mir jedoch zu Hilfe; in verhältnißmäßig kurzer Zeit, wie meine Muskeln fester wurden, fand ich meine Aufgabe nicht mehr so ermüdend; und noch ehe ein Jahr zu Ende, konnte ich so gut arbeiten, wie irgend einer der Anderen. Während dieser ganzen Zeit hatte ich zu keiner einzigen Klage wegen Trägheit gegen mich Anlaß gegeben, aber einer der Aufseher, der, wie ich glaube, mich niemals leiden konnte, zeigte mich an, weil ich einen Penny in meinem Besitze gehabt. Ich hob diesen Unglückspenny auf, während ich bei der Arbeit war, und steckte ihn, ohne mir etwas dabei zu denken, in die Tasche. Für dieses Vergehen erhielt ich nur einen Verweis, doch wurde mir zugleich gesagt, daß eine Wiederholung dreitägige strenge Haft bei Hungerkost nach sich ziehen würde. Dieser Vorfall regte von Neuem alle Bitterkeit in mir auf. Ich fühlte, daß ich nichts mehr war, als ein Automat, daß ich ohne Erlaubniß mich weder bewegen noch sprechen durfte, daß kaum der Gedanke noch mein eigen war. Die beständige Anwesenheit eines Wächters peinigte mich auch aufs Aeußerste. Wenn ich von einem Theile des Gefängnisses zum anderen ging, so konnte ich, obschon hohe feste Mauern mich rings umgaben, doch keinen Schritt machen, ohne daß der Wächter dicht an meiner Seite war.

Ein Jahr nachdem ich aus Millbank weggekommen, brach eine Verschwörung unter einer Anzahl der Gefangenen aus. Es geschah, glaube ich, wegen der Kost. Einige der Aufseher wurden thätlich insultirt und einer ernstlich verwundet. Der Aufstand wurde jedoch ohne Schwierigkeit unterdrückt und die Rädelsführer, sieben an der Zahl, zu körperlicher Züchtigung



in Gegenwart der übrigen Gefangenen verurtheilt. Ich hatte noch niemals eine körperliche Züchtigung mit angesehen und ich fühlte einen wahren Abscheu, gezwungener Zeuge einer solchen sein zu müssen. Ich wandte mich mit der Bitte an den Director wegbleiben zu dürfen, allein er wollte nichts davon hören. Die Strafe sollte um zehn Uhr Morgens vollzogen werden, und halb zehn wurden wir in einem der großen Höfe in Reih und Glied aufgestellt. Der Anblick der Vorbereitungen jagte mir einen kalten Schauer durch die Glieder. Der glänzende schwarze Triangel mit seinen Riemen stand in der Mitte und daneben zwei stämmige Männer in Hemdärmeln und mit den furchtbaren Riemenpeitschen in den Händen. Todesstille herrschte auf dem Platze. Die Wächter waren in regelmäßigen Zwischenräumen vor der Reihe der Gefangenen aufgestellt und eine Militärwache stand mit aufgesteckten Bajonnetten bei dem Triangel. Endlich wurde das Schweigen durch das Aufschließen eines Thores unterbrochen; der Director, ein Arzt und der Oberaufseher traten in den Hof und gleich darauf wurden die Verurtheilten zwischen zwei Hütern herbeigeführt. Auf dem Strafplatze angelangt, wurde ihnen geboten Halt zu machen.

Der Director las laut das Verbrechen und das Urtheil vor und hieß den ersten Delinquenten den Oberkörper zu entkleiden. Der Unglückliche that es, bleich und mit zusammengebissenen Lippen. Ein Strick [?] wurde um seine Taille, ein anderer um seinen Hals gebunden; die Füße wurden von einander gezerrt und an die beiden anderen Ecken des Triangels festgeschnallt, die Hände zusammen gebunden über den Kopf in die Höhe gezogen und an die Spitze des Triangels geschnallt. Dann begann das Peitschen. In abgemessenen Schlägen, so stark als eines starken Mannes Arm sie nur ertheilen kann, fielen die dreizehn Riemen der weit berüchtigten Neunschwänzigen auf des Armen nackte Schultern nieder; jeder Streich wurde gezählt und jedesmal entwirrte der Vollstrecker des Urtheils die Riemen und strich sie glatt. Solcher Hiebe erhielt der Unglückliche drei Dutzend an der Zahl. Sein Rücken war eine Masse von blutunterlaufenen, dick aufgeschwollenen Striemen. Aber während der ganzen schrecklichen Züchtigung schrie er nicht ein einziges Mal auf und als er frei gelassen wurde, schritt er ohne das geringste Anzeichen von Schmerz davon. Wir mußten zugegen sein, bis sämmtlichen Delinquenten ihre Streiche aufgezählt worden waren. Ein paar zeigten sich muthig, die übrigen bis auf einen schrieen herzzerreißend, dieser eine wurde ohnmächtig. Das letztere war indeß bei mehreren unter den Zuschauern der Fall, während Andere deren Beispiel zeigten, welche die Martern schweigend und standhaft aushielten. Dies war das erste und Gott sei Dank auch letzte Schauspiel der Art, das ich ansehen mußte, denn bald nachher wurde ein Befehl erlassen, wonach körperliche Züchtigung nicht mehr vor Zeugen stattfinden sollte. Außer der Peitschung hatten bei dieser Gelegenheit sich vier der Gezüchtigten einer sechsmonatlichen strengen Haft und Strafdiät zu unterwerfen, während die übrigen drei für dieselbe Dauer gescheckte Kleider und Kreuzeisen tragen mußten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ueber den bereits gemeldeten Bergrutsch, welcher das Dorf Billen heimgesucht hat, bringt die „N. Gl. Ztg." folgendes Nähere: Schon Mittwoch Morgens um 4 Uhr wurden die Bewohner vom gewaltigen Donner aufgeschreckt; sie hielten denselben für die Wirkung einer großen Lawine, deren in diesen Tagen in großer Zahl in die Thäler niederstürzten. Doch, man hatte sich geirrt, das Unglück war größer und schadenbringender. Es hatten sich vom nahen Berge gewaltige Felsen losgelöst und stürzten gegen das Thal und den oberen Theil des Dorfes, ungeheuere Schlamm- und Schuttmassen mit sich führend. Abends 6 Uhr erfolgten noch größere Felsstürze und wiederholten sich die ganze folgende Nacht und Donnerstags den ganzen Tag hindurch. Die zunächst am Fuße des Berges liegenden Güter von der Kirche aufwärts, die schon im schönsten Frühlingsschmuck dagestanden, sind begraben mit Schlamm und Geröll und immer und immer lösen sich neue Schlipfe an dem wie lebendig gewordenen Hügel ab, stürzen sich mit entsetzlichem Gekrach hernieder, kommen als schwarzer Lavastrom unten an, an Häusern und Ställen sich aufthürmend und dann in breiten Armen den verheerenden Lauf fortsetzend. — Im Laufe des Tages haben die Leute Alles fortgetragen; die Häuser und Ställe sind leer, und keinen Augenblick ist man sicher, wann eine Reihe derselben einstürzen wird. Mit großer Anstrengung konnte man bis jetzt den Friedhof vor Verheerung schützen. Gottlob ist bis jetzt kein Unglück an Menschenleben zu beklagen, obschon die unbedachte Rettungsarbeit noch vielfach gefährlich ist."

— In Königsberg ist in diesen Tagen eine sogenannte „Engelmacherin", eine Arbeiter-Wittwe, verhaftet worden, die man im Verdacht hat, alle die kleinen unehelichen Kinder, welche ihr gegen ein geringes Honorar in Pflege gegeben worden sind, seit dem December vorigen Jahres nicht zu „Engeln" gemacht zu haben. Die „Engelmacherei" ist eine neue schwarze Seite unserer modernen socialen Zustände, eine schrecklich traurige Erscheinung, welche ihre Schattenseiten nicht nur auf die arme, verkommene Volksklasse, sondern auch auf die sogenannten höheren Stände &c. Wer ein uneheliches Kind der Kostenersparniß wegen rasch loswerden will — in London, in Berlin, wie in anderen Haupt- und Residenzstädten — der giebt es zu einer „Engelmacherin". Je geringer das Kostgeld ist — 1 Thlr. 10 Sgr. bis 2 Thlr. per Monat praenumerando — desto eher wird das Kind zu den Engeln versetzt. Es ist gar nicht nöthig, derlei Kinder zu vergiften, zu ersticken, ihnen [?] zum „seligen" Verscheiden zu geben; ach nein, man läßt sie allmählich verhungern. Dann ist das Kind an irgend einer der vielen Kinderkrankheiten gestorben, es wird auf dem Armenkirchhof umsonst begraben, und die Pflegemutter, das heißt „Engelmacherin" genannt, sagt: „Der liebe Gott hat den Engel zu sich genommen!" Sie bewirbt sich neue uneheliche Kinder in Pflege zu bekommen, um von den „praenumerando" erhaltenen Pflegegeldern so viel als möglich zu ersparen; bei der Noth der Zeit und in der Armuth wird dafür Sorge getragen, daß das Kind so rasch wie möglich, jedenfalls noch vor Monatsschluß, zu den Engeln versetzt wird.

— Mainz, 3. Mai. Die Leiche des seit Ostersonntag Abend verschwundenen jüngeren Bankiers Max Maier ist gestern früh bei Gaulsheim (Bingen) aufgefunden und den Findern die Prämie von 1000 fl. ausgezahlt worden. Es fanden sich an derselben noch alle Werthgegenstände vor, und auch die polizeiliche Recognition hat jede Annahme einer gewaltsamen Todesart ausgeschlossen. Die Leiche ist bereits hier eingetroffen.

— Ueber das Innere Australiens hat eine Erforschungs-Expedition unter Capitän Cadell neuerdings einige weitere Aufklärungen geliefert. Der Reisende hat die Gegend zwischen der Nordgrenze von Süd-Australien und der nördlichen Küstenlinie von Neuholland untersucht. Drei beträchtliche Flüsse und ein stattlicher Hafen, 20 Meilen lang und 10 Meilen breit, sind von ihm entdeckt worden. Die Küste zwischen dem 10. und 11. Breitegrade wird als hauptsächlich geeignet bezeichnet für die projectirte telegraphische Verbindung Australiens mit Europa.

— Wenige Städte können eine so große Anzahl von Greisen aufweisen wie Triest. Nach den von Dr. Gonnacchi in seiner „Ursa" gegebenen statistischen Studien lebten daselbst im Jahre 1863 in einer Bevölkerung von 70,000 Seelen mehr als vierhundert Menschen, die das sechsundachtzigste Jahr überschritten haben, worunter zwanzig zwischen neunzig und hundert und vierzehn mehr als hundert Jahre alt waren.

Verantwortliche Redaktion: Ph. Gebhard Cloß.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 58.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Theilnahme des Publicums auf diese Weise rege geworden, blieb sie dem weiteren Verlauf des Festspiels erhalten; auch die übrigen Mitspieler, angefeuert durch das Beispiel der Beiden, thaten ihr möglichstes, und so war das Stück endlich zur Zufriedenheit sowohl der Gebenden als der Empfangenden zu Ende. Die Herren und Damen eilten nach ihren Garderoben, um sich für den Ball anzukleiden, nur Hermann blieb, tief in Gedanken versunken, auf der Bühne zurück. Plötzlich rauschte es neben ihm, er schaute auf und erkannte Franziska, welche ihren Mantel zu suchen kam. Als sie ihn erblickte, schien sie überrascht, aber wie erstaunte er, als sie auf einmal mit der Frage zu ihm trat:

„Wie sind Sie mit meiner Leistung zufrieden?“

„Der Beifall des Publicums,“ erwiderte er ausweichend, „wird Ihnen hinreichende Auskunft gegeben haben.“

„Das allein genügt mir nicht, ich möchte auch Ihr Urtheil hören.“

„Ich theile die Meinung des Publicums vollständig.“

„Wirklich? Sie glauben nicht, wie viel Freude Sie mir mit dieser Versicherung bereiten.“

„Sind Sie denn so ehrgeizig?“

„Das nicht, aber es freut mich, wieder einmal etwas Freundliches von Ihnen zu hören.“

„War ich unfreundlich?“

„Das nicht, nicht mit Worten, wohl aber durch Ihr Benehmen, zumal es in so grellem Gegensatze zu Ihrem früheren Verhalten stand.“

„Und sind Sie sich nicht bewußt, mich zu einem solchen Benehmen förmlich gezwungen zu haben?“

„Ich dachte es nicht; die Absicht, Sie zu kränken, lag mir fern. Ich glaube übrigens, man hat mich bei Ihnen verleumdet.“

„Nein, nein,“ rief er entschieden, „nie haben Verleumdungen bei mir ein offenes Ohr gefunden. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, worüber ich mich beklage.“

„Dann haben Sie mich mißverstanden, mein Benehmen zu ernst genommen. Ich bin zuweilen etwas muthwillig, ich gebe es zu, aber ich schätze Sie, nachdem ich Sie einmal kennen gelernt, zu sehr, als daß ich mir Ihren Zorn zuziehen möchte. Wollen Sie mir das glauben?“

Der Ton ihrer Stimme war so herzlich, ihre blauen Augen blickten so ehrlich in die seinen, er konnte sich des Zaubers nicht erwehren und sagte darum: „Ich will Ihnen glauben.“

„Und wir sind wieder gute Freunde?“ frug sie weiter, indem sie ihm die Hand bot.

„Gute Freunde?“ murmelte er, indem er ihre Hand in die seinige schloß und ihr fest ins Auge sah.

„Sie wollen nicht?“ fragte sie schelmisch.

„Ich möchte wohl, aber ich fürchte, es wird nicht gehen.“

„Sind Sie denn so unversöhnlich?“

„Ich will offen gegen Sie sein. Sie haben seit unserem ersten Zusammentreffen in mir Gefühle erregt, welche ich schon längst in mir begraben glaubte. Sie haben mich aus einer Seelenruhe herausgeschreckt, die zu meinem Glücke nöthig war und die ich mir theuer erkauft hatte; ich fühle, daß ich mich sterblich in Sie verlieben könnte, und in meinem Alter werden solche Leidenschaften häufig lebensgefährlich. Sagen Sie nun selbst, ob ich es wagen darf, in Ihrer gefährlichen Nähe zu bleiben?“

Er hatte diese Worte ziemlich ernst gesprochen. Sie sah ihn zweifelnd an, erröthete ein wenig, lächelte dann und meinte:

„Sie wollen wohl, nachdem Sie offen und vor aller Welt und mit so vielem Beifall den kühnen Liebhaber gespielt haben, bei mir den schüchternen probiren?“

„Nein, im Ernst, und wenn Sie mir nicht glauben wollen, so können Ihnen unsere gemeinschaftlichen Freunde bezeugen, daß ich bereits einen Entschluß gefaßt, daß meine Sachen zur Reise gepackt daliegen.“

„Sie reisen wirklich?“ rief sie in größter Bestürzung. „Sie werden uns Allen und überall fehlen. Und Sie sagen, ich sei die Ursache? O, ich wollte, ich hätte die Macht, Sie von diesem Entschlusse abzubringen, um Sie Ihren Freunden und mir selbst zu erhalten.“

„Sie haben die Macht,“ entgegnete er und drückte ihre Hand, die er noch immer in der seinigen gefangen hielt, „aber es fragt sich, ob Sie dieselbe um den Preis, den ich begehre, gebrauchen wollen.“

„Der Preis ist wohl ein sehr hoher?“

„Er ist sehr hoch, ist fast unmöglich, wenn er nicht mit vollem Herzen gegeben wird, er ist aber sehr leicht weggegeben, wenn er gern gegeben wird.“

„Und wie nennen Sie diesen Preis?“

„Sie rathen ihn nicht?“

„Es ist wahrscheinlich, daß ich ihn errathen würde, wenn ich wollte, aber ich will ihn lieber aus Ihrem Munde vernehmen.“

„Nun wohl, ich begehre weiter nichts als nur ein wenig Liebe.“

Er sah sie an; sie hatte schon vorher die Augen niedergeschlagen, ihr schöner Busen wogte heftig und ihre Hand preßte die seinige. Er wagte es, sie näher an sich zu ziehen, und willenlos ließ sie das geschehen. Im nächsten Augenblick lag sie lautlos an seiner Brust, und einen langen heißen Kuß drückte er auf ihre blühenden Lippen.

Nahende Schritte störten sie endlich auf; sie riß sich heftig los und flog nach ihrer Garderobe; halb besinnungslos lief er in die seinige. Als er nach einiger Zeit umgekleidet wieder den Bühnenraum betrat, sah er sie seiner harrend.

„Sie führen mich doch zur Tafel?“ fragte sie mit bezauberndem Lächeln und nahm seinen Arm.

Als Beide in den Saal traten, wurden sie mit stürmischem Applaus empfangen, und mancher Trinkspruch, den man während der Tafel ausbrachte, war ihnen entweder allein gewidmet, oder spielte doch wenigstens nebenbei auf Pyramus und Thisbe an. Auch während des Balles bewies Franziska eine unver-

änderte Liebenswürdigkeit; wenn sie nicht mit ihm tanzte, tanzte sie mit den unscheinbarsten Herren in der Gesellschaft, ihre früheren Verehrer schien sie gänzlich verabschiedet zu haben. Hermann bemerkte Alles mit innerlichem Entzücken, und weder die Malicen Mathildens noch die spöttischen Fragen Leo's nach der Stunde seiner Abreise hatten Einfluß auf seine Stimmung. Wie durch einen Nebel sah er wohl die schmollenden Blicke Constanzen's, aber er hatte sie vergessen, wenn er sie nicht mehr sah.

Wie aus einem Traume erwachte er, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, seine Koffer zur Abreise gepackt sah:

„Hm," meinte er, „da könnten wir ja nöthigenfalls in einer Stunde in die weite Welt. Aber ich bin doch wirklich gar zu müde und werde meine Reise um einige Tage verschieben. Unbedingt muß ich doch auch bei Franziska vorfragen, wie ihr der Ball bekommen."

Als er Licht angezündet, bemerkte er ein schönes Blumenbouquet und einen Brief daneben von Damenhand. Neugierig erbrach er ihn und las:

„Mein flattersinniger Freund!

„Es ist eine unverantwortliche Grobheit von Ihnen, daß Sie nicht wenigstens 14 Tage über die von mir prophezeiten 4 Wochen ausgehalten haben. Aber nicht blos das; Sie sahen, wie ich beim Balle nach einem Walzer mit Ihnen schmachtete, und Sie, ein wahrer Canadier, gingen kalt an mir vorüber. Nichtsdestoweniger schicke ich Ihnen als Zeichen meiner Theilnahme an Ihrem Triumphe dieses Bouquet. Gehen Sie in sich und bereuen Sie! Ich verbleibe, dafern ich nicht bald an gebrochenem Herzen sterbe,

die anspruchsloseste Ihrer Freundinnen

Constanze."

„Arme Constanze," seufzte er, „nein, das hast Du nicht um mich verdient! Ich werde Dir morgen einen Besuch abstatten, nachdem ... nein, bevor ich zu Franziska gehe."

Ja wohl, arme Constanze, mit dieser Regung des Mitleids mußt Du Dich begnügen, denn Hermann schlief bis gegen Mittag und träumte noch eine Weile mit offenen Augen weiter. Er träumte von Thisbe, von nichts als Thisbe!

12. Capitel. Sonnenschein.

Unter allen Heiden sind die Anbeter der Sonne noch immer die Vernünftigsten! Nehmt der Erde die Sonne, und die Erde ist die Hölle. Mag sich das goldene Sonnenlicht noch so lange hinter Wolken verhüllen, wir ertragen die Tage, die uns nicht gefallen wollen, mit Geduld, weil wir wissen, sie kommt wieder, sie kommt wieder mit voller Pracht. Wir harren geduldig die Winterszeit aus mit ihrer Sonnenferne, weil wir den Sommer mit seiner Sonnennähe wieder zu begrüßen hoffen. Und fragst Du einen Müßiggänger, was er treibe, und er antwortet Dir: „Ich sonne mich," so mußt Du ihn entschuldigen, denn dies ist die einzige vernünftige Entschuldigung für den Müßiggang.

Fragst Du aber, lieber Leser, was unseren Freund den Nachmittag so lange bei Franziska verweilen ließ, so kann ich Dir nur die Antwort geben, er sonnte sich; er sonnte sich in den Gefühlen, in den Gedanken, die mächtiger auf das Gemüth wirken, als die Strahlen der Sonne auf den feuchten Erdboden, in den Gefühlen, die den Winter in Sommer, das Unglück in Glück, die Armuth in Reichthum und die Verzweiflung in Entzücken verwandeln. Er saß ihr gegenüber, stumm vor innerlichem Beben, ihre Augen leuchteten in einem Blau, wie es der vielbesungene Himmel Italiens nicht tiefer, nicht ahnungsvoller aufzuweisen hat; eine zarte Röthe schimmerte in den Wangen, der lachende Mund plauderte so harmlos wie ein Kind, und jedes Wort drang ihm ins Herz, als sänge eine Nachtigall: „Sie liebt Dich, sie liebt Dich!"

Es hat es noch kein Maler malen, noch kein Dichter besingen können, die Musik hat noch keine Töne dafür gefunden, und wenn Du es heute empfunden, so ist Deine Seele vom Gerassel des Tages in der nächsten Stunde so entweiht, daß sie das Bild in seinem vollen Glanze nicht mehr zurückzuzaubern im Stande.

Bei Hermann war dieses Gefühl um so mächtiger, als er es mit schweren Seelenkämpfen erkauft; er sprach seit langer Zeit zum ersten Male wieder, ohne zu wissen, was er sprach; er lauschte dem Klange ihrer Stimme, als wäre er himmlische Musik und überhörte dabei den größten Theil ihrer Worte. Wie eine Mücke das lockende Licht umgaukelt, um die Wärme zu empfinden, die sie vernichten kann, und, von unendlicher Sehnsucht getrieben, lieber verbrennen als von ihr lassen will; wie der Seefahrer dem lockenden Sange der Syrenen zusteuert, obwohl er weiß, daß an dem starren Felsenriff sein Schiff zerschellen muß, so verabschiedete auch er die treue Lebensführerin Vernunft und ließ sich forttreiben vom Strudel seiner Gefühle. Sein ganzes Leben bekam eine andere Wendung: tausend Pläne und Ideen durchkreuzten seine Seele, der Ehrgeiz wuchs in dem Grade, in welchem seine Liebe zunahm, und wenn er auch nicht gerade viel arbeitete, so arbeitete er doch schnell, frisch, mit Schwung. Das Meiste warf er wieder weg, die Fragmente lagen bald dutzendweis' umher, ihre Ausführung von einer ruhigeren Zeit erwartend.

Franziska freute sich ihres schnellen Sieges; von den Gefühlen, die in der Brust ihres neugewonnenen Freundes getobt, hatte sie kaum eine Ahnung; ebensowenig war sie im Stande, die Größe seiner Leidenschaft zu erkennen. Zunächst war sie zufrieden, einen geistreichen Gesellschafter zu haben, der jeder Zeit zu ihrem Dienst bereit war, denn für ihn gab es keinen süßeren Zeitvertreib, als so mit ihr zu plaudern, zumal wenn ein wolkenloser Abend den wolkenlosen Tag beschloß. Und wenn er dann wieder allein, pflegte er noch stundenlang fortzuträumen, mit ihr sich im Geiste zu unterhalten. So träumte er fort im Schlafen, so träumte er noch, wenn ihm die Sonnenstrahlen schon lange die Augen geöffnet. Umsonst mahnten ihn die immer noch gepackten Koffer, umsonst die Briefe der Freunde aus der Ferne, die Blumen Constanzens welkten auf seinem Tische und baten vergeblich mit ihren stummen Blicken um das erfrischende Wasser. Constanzens Bild selbst erbleichte wie das Licht des Mondes vor der aufgehenden Sonne, Franziska pflegte ihn selbst zuweilen an sie zu erinnern, und das in einer Weise, die ihn manchmal fast erzürnen konnte. Er machte ihr darüber häufig Vorstellungen, ohne daß er damit mehr als eine kleine Pause erzielen konnte.

Das waren kleine, unbedeutende Wetterwolken, die sich zuweilen am Saume des Horizontes zeigten; sonst sah er nur den Himmel wunderblau und Sonnenschein, nichts als Sonnenschein!

(Fortsetzung folgt.)

---

† Zwei Jahrzehnte Zwangsarbeit.

(Schluß.)

Jahr um Jahr verging ohne Veränderung; immer dieselbe trübselige Einförmigkeit, dasselbe peinigende Gefühl des ewigen Bewachtseins. Sogar unsere Festtage, von denen wir jährlich drei hatten, boten keine Erholung. Allerdings arbeiteten wir nicht, dafür aber verbrachten wir die langen bleiernen Stunden in unseren einsamen Zellen. Während aller dieser Jahre dachte ich nie an Flucht. Es kam mir gar nicht in den Sinn, obschon von Anderen mehrere Versuche gemacht wurden und zwei sogar glückten. Es ist erstaunlich, mit welch' geringen Mitteln alte Einbrecher zuweilen ihr Entkommen zu bewerkstelligen wissen. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine dicke eiserne Stange mit einer aus einer Uhrfeder verfertigten Säge durchsägt wurde. Wie die Säge gemacht wurde, kann ich nicht sagen; vielleicht war sie gekauft, denn routinirte Sträflinge verstehen es immer noch, trotz allen Durchsuchungen, Geld bei sich zu behalten, und dabei bleiben sie mit ihren freigewordenen Genossen meist in Verbindung. Das Entweichen eines Gefangenen war immer eine Unterbrechung des trostlos einförmigen Lebens, und zwar weil die Aufseher verwendet wurden, die ganze Umgegend zu durchstreifen, um den Flüchtling einzufangen, und die Uebrigen während dessen unter Schloß und Riegel gehalten werden mußten, die Arbeit in den Werften mithin eingestellt war. Die Sonntage verbrachten wir ebenfalls in unseren Zellen mit Ausnahme eines zweistündigen Spazierganges, den wir zu Zwei und Zwei hintereinander in der Runde im Hofe machten. Anfänglich war mir dies höchst zuwider; es war uns gestattet mit einander zu sprechen und meiner Gefährten Conversationsthema blieb immer vorzugsweise ihr früheres Leben. Natürlich waren sie zuerst der Meinung, daß auch ich auf eine längere Reihe von Verbrechen zurückblicken könnte, dann aber entdeckten sie, daß ich nicht Einer von ihnen war. Sie probirten mich, indem sie sich eines gewissen Spitzbubenjargons bedienten, den ich nicht verstand. Die Folge war, daß sich Keiner näher an mich anschloß, obschon gelegentlich ein verhärteter Verbrecher mir eine Episode seiner Vergangenheit zum Besten gab. Einer z. B. erzählte mir, daß er seit seinem zwölften Jahre sein ganzes Leben, sechs Monate ausgenommen, im Gefängnisse zugebracht; er war einige Jahre auf den Norfolk-Inseln gewesen, wo er mehrere Male körperliche Züchtigung und im Ganzen etwa tausend Hiebe ausgehalten hatte. Er war jetzt zwei und fünfzig Jahre alt. Ein Anderer, noch ein ganz junger Mann, der nahe an seiner Freilassung war, antwortete mir auf meine Frage, was er später zu thun gedächte, um seinen Unterhalt zu gewinnen, daß er stehlen würde. „Was waren Sie," fragte ich weiter, „ehe Sie hierher kamen?" „Ein Dieb," entgegnete er, „ich war es immer und denke es zu bleiben. Ich konnte nicht arbeiten." Derselbe Mensch stahl ein paar Tage später, als wir in den Werften arbeiteten, einer vorübergehenden Dame ihre kleine goldene Uhr. Sie machte sofort dem dienstthuenden Aufseher die Anzeige von dem Diebstahl. Der ganze Trupp wurde ins Gefängniß beordert und Jeder einzelne auf's Genaueste durchsucht. Als der Dieb sah, daß er nicht vermeiden konnte ertappt zu werden, verschluckte er die Uhr. Allein auch dies wurde bemerkt und er zu einer neuen Straferstehung wegen Diebstahl verurtheilt.

Ich war etwa zehn Jahre im Gefängniß gewesen, als ich mir eine Erkältung in großer Nässe zugezogen. Zuerst suchte ich vor unbehagliche Gefühl durch Arbeit aus mir herauszubringen, aber es wurde schlimmer, so daß der Arzt, dem ich es klagte, mich in's Hospital schickte. Hier wurde ich gut behandelt, aber ich vermißte die Nähe freundlicher theilnehmender Wesen, die dem Kranken doppelt werth ist. Mein Leiden erwies sich als Lungenentzündung und ich hatte sechs Wochen in der Krankenabtheilung zu bleiben. Dann wurde mir nur die leichte Arbeit zugewiesen und später kam ich ganz in's Gefängniß als Reiniger. Dies war eine große Erleichterung, da die Arbeit nicht so einförmig und mühevoll war. Der Theil des Gebäudes, den ich rein zu halten hatte, hieß die Separatzellen. Dies war nämlich eine Reihe von Zellen, in denen Gefangene für kleinere im Gefängnisse verübte Vergehen, wie Prügelei, Stehlen von Eßwaaren, heimlicher Besitz von Tabak u. dergl. eingesperrt wurden. Während ich meiner neuen Beschäftigung oblag, hatte ich häufig Gelegenheit Besucher zu sehen, welche aus Neugierde oder um ihr Wissen zu bereichern sich die Strafanstalt zeigen ließen. Einmal stand ich dicht bei einem alten Freunde, an dessen gastlichem Tische ich oft manche Stunde verplaudert hatte. Er kannte mich nicht in meiner Sträflingstracht mit dem glattrasirten Gesicht; die Veränderung ist in der That so groß, daß man Mühe hat sich selbst zu erkennen. Den ganzen übrigen Tag nach diesem Besuch fühlte ich mich entsetzlich niedergeschlagen. Ich stand jetzt im besten Mannesalter und war immer noch ein Gefangener, ein Nichts, — durch eine Nummer bezeichnet, der Niedrigste der Niederen. Wäre mein früherer Diener als Aufseher angestellt worden, so hätte ich ihn mit „Herr" anreden müssen, und er hätte mir zu befehlen gehabt. Indem ich über Alles dies nachdachte, fluchte ich meinem Vater als der Ursache meines Ruins und schwor dem Weibe die bitterste Rache, die ihn zum Unrecht verleitet hatte. Als ich in der folgenden Nacht auf meinem schmalen Bette lag, konnte ich nicht schlafen; eine Art Delirium befiel mich, ich glaubte wahnsinnig zu werden. Noch fünf Jahre dieses schrecklichen Lebens, oder vielleicht auch zehn; denn der kleinste Zufall konnte mich um alles erlangte Verdienst bringen. Eine falsche Anschuldigung, ein unüberlegter Ausruf, irgend Etwas war genügend, mich wieder auf die unterste Stufe zu stellen. Einem Gefangenen kann so leicht Etwas zur Last gelegt werden: ein verdrießliches Gesicht, eine hitzige Antwort oder ungeduldige Geberde, sogar Stillschweigen wird zuweilen als Vergehen mißdeutet. Es ist kaum möglich, sich gegen jede Anschuldigung zu sichern. Einmal wurde ich vor den Director gebracht, weil ich den Aufseher nicht von der schlechten Aufführung eines anderen Gefangenen in Kenntniß gesetzt hatte. Zu meiner Vertheidigung sagte ich, daß, da ich selbst ein Gefangener war, ich nicht für eines Anderen Vergehen verantwortlich gemacht werden könne. Dies wurde Unverschämtheit geheißen, und man sagte mir, daß ich nur aus Rücksicht auf mein früheres gutes Betragen nicht gestraft würde, ich solle indeß einen anderen Grund für meine „Duckmäuserei" angeben. Ich brauchte dann die schmachvolle Nothlüge, daß ich nichts verrathen, weil ich mich vor späteren Gewaltthätigkeiten des betreffenden Gefangenen gefürchtet hätte. Man ließ das gelten, obschon es sehr unwahrscheinlich war, daß ich, — einer der stärksten Männer des Gefängnisses, vielleicht der stärkste, — mich vor einem elenden Knirps hätte fürchten sollen; und nichts Anderes war der, gegen den ich die Angeberei unterlassen hatte. Das Verbrechen, das er begangen, war Broddiebstahl, in folgender Weise ausgeführt. Jeden Tag um die Mittagsstunde war es mein Geschäft, einen Laib Brod und einen Krug Wasser vor jede Thür einer Separatzelle zu legen. Etwas später kam ein Aufseher, öffnete die Thüren und reichte beides hinein. Der fragliche Gefangene hatte mehrmals von diesen Broden einige entwendet. Er pflegte, wenn seine Thür aufgemacht wurde, was er auf eine oder die andere Art zu veranlassen wußte, ehe die Brode außen hingelegt waren, eine aus seinen Schuhriemen fabricirte Schlinge durch das Schlüsselloch zu stecken in dem Augenblick, wann die Thüre wieder geschlossen wurde. Diese Thüren schließen mit einem Springfederschloß und werden gewöhnlich doppelt verschlossen, manchmal indeß nicht bevor die Mahlzeiten abgegeben sind. Die eingeführte Schlinge hängte sich an den Riegel, der auf diese Weise zurückgezogen werden konnte. Der Dieb wartete bis der Aufseher den Rücken gewendet, stürzte hinaus, packte drei oder vier Brode, aber niemals von denen zunächst seiner Thür; dann schlüpfte er wieder hinein und aß den Raub so schnell als möglich. Diese List trieb er bis zu dem unglücklichen Tage, da ich ihn nicht weniger als sechs Laibe stehlen sah; ein Aufseher bemerkte es ebenfalls und

zeigte mich als Mitschuldigen an, weil ich den Unfug nicht gemeldet hatte.

Nach weiteren drei Jahren der Arbeit im Inneren bekam ich das Fieber, das mir eine bedeutende Schwäche zurück ließ. Um mich zu stärken, verordnete der Arzt, daß ich nach meiner Genesung in die gesündere Luft von Southsea Common zur Arbeit geschickt werden sollte. Die Veränderung that mir nicht leid, aber zugleich wurde damit eine alte Wunde aufgerissen, denn in derselben Gegend war ich oft mit anderen Seebadgästen spazieren gefahren und geritten. Mehr als einmal hatte ich von den Fenstern eines Hotels ersten Ranges die Sträflinge bei ihrer Arbeit beobachtet und sogar geäußert, daß ich mit diesen aus der Gesellschaft durch eigene Schuld Verbannten wenig Mitleid hätte. Jetzt, da ich selbst einer dieser Unglücklichen war, erinnerte ich mich, damals bei einer Gelegenheit gesagt zu haben, daß sie es besser hätten als die Armen in der Freiheit. Wie wenig wußte ich damals davon. Und wie freudig würde ich jetzt meinen Züchtlingsanzug gegen den erbärmlichsten Lumpen, auf den sich je ein Bettler niederlegte, vertauscht haben, und meine Reglementsmahlzeiten gegen die härteste Brodrinde. Selbst Verhungern ist besser, als der Freiheit beraubt sein. Die meisten Glücklichen denken wie ich einst dachte, und Aussprüche wie der, welchen ich eben erwähnte, hört man so oft. Aber möge Jeder mir, dem Geprüften, glauben, daß weder Kleidung, noch Nahrung, noch Obdach die Freiheit zu ersetzen vermögen. Und bilde man sich ja nicht ein, daß der Gefangene vollauf hat, denn jedes Loth der Nahrung, die er ißt, jeder Zoll der Kleidung, die er trägt, sogar die warme Luft, die im Winter seiner Zelle zugeführt wird, und der Betrag der Arbeit, die er zu leisten hat, — Alles ist bis auf's Kleinste ausgerechnet, damit er so viel als möglich und so lange als möglich bei einem Minimum körperlichen Unterhaltes ertragen könne. Aerzte, die in solchen Dingen erfahren sind, berathen unter einander und experimentiren, und diese Experimente haben sie belehrt, bei wie wenig ein Mensch existiren und doch sein gut Theil Arbeit thun kann, — und nur dies Wenige bekommt der Gefangene — nicht mehr.

Nachdem ich ungefähr ein Jahr auf Southsea Common beschäftigt gewesen, benachrichtigte man mich eines Tages, daß ich ein „Specialgefangener" geworden sei, d. h. ein Sträfling mit speciellen Privilegien, von denen das größte war, daß ich ohne einen besonderen Wächter arbeiten durfte. Ich konnte mich unbeaufsichtigt im Inneren des Gefängnisses und sogar außerhalb zwischen den Quartieren der Angestellten bewegen. Diese Bevorzugungen werden nur Denen gewährt, die sich durchaus gut betragen haben und zugleich nahe am Ende ihrer Strafzeit sind. Da ein Vertrauensbruch die Erstehung der vollen Strafzeit nach sich zieht, so würde kein Specialgefangener einen Fluchtversuch machen. In Southsea Common hatte ich in der letzten Zeit mehrere Gefangene von besserem Herkommen zu Gefährten, allein ich wußte nicht ihre Namen.

Endlich kam der Tag meiner Entlassung. Ich kann nicht sagen, daß ich froh war. Ich konnte das Glücksgefühl der Freiheit begreifen, das die Brust eines Kriegsgefangenen bei seiner Befreiung durchziehen mag; ich aber war ein Entehrter, ich trug das Brandmal des Zuchthauses ewig an der Stirn. Als vor der Zeit Entlassener mußte ich mich während der übrigen fünf Jahre jeden Monat auf einer Polizeistation einfinden. Ich wußte, daß meine früheren Freunde mich verläugnen würden. Ich war ein gänzlich vereinsamter Mann, genöthigt in die kalte Welt hinaus zu gehen, nachdem ich der Genosse von Dieben und Vagabunden gewesen. Nur ein Gedanke stärkte mich — ich wollte mich der polizeilichen Aufsicht entziehen und an's Ende der Welt auswandern. Ich faßte diesen Entschluß, als man mir einen neuen bürgerlichen Anzug gab. Es ist nämlich Gesetz, daß jeder entlassene Gefangene mit einer dem Stande, welchem er vor seiner Einsperrung angehörte, entsprechenden Kleidung versehen werden muß.

Ich habe nun noch wenig hinzuzufügen. Ich schreibe diese Zeilen in einem weit entfernten Lande, in der Tiefe eines prächtigen Urwaldes. Meine Gesellschaft besteht aus einem Neger und zwei Doggen. Mit meiner Flinte verschaffe ich mir meinen Lebensunterhalt. Ich bin f r e i in der höchsten Bedeutung des Wortes. Ich zeigte mich niemals auf einem Polizeiamte und ich denke, die Behörden sind ganz überzeugt, daß ich todt bin. — Leser, lebe wohl! Wenn sich Dir die Versuchung naht, so erinnere Dich meiner Geschichte; und führe auch Andere nicht in Versuchung, damit Du nicht gleichfalls für ihr Elend verantwortlich zu machen bist.

Buchstabenräthsel.

An das Ganze.

Nimmst Du das erste der Zeichen vom Namen des lieblichen Ganzen,
Welcher, dem Ohre vertraut, grade aus Fünfen besteht,
Stammend aus Welschland erhältst Du ein Etwas von lieblicher Weise,
Welches mit sanftem Getön schmeichelnd den Hörer entzückt.
Nimmst Du das dritte der Zeichen heraus, so erhöht's bei Bayern
Heiligen Festes Gepräng, heiligem Orte ein Schmuck.
Pflanzt es der Schwabe dem Liebchen im ersten und zweiten und vierten,
Ist es der liebenden Maid hoffender Liebe Beweis.
Streichst Du das vierte der Zeichen hinweg, so ist es lateinisch:
Ruhig entzückt es das Aug'; ewig von Neuem verjüngt,
Dehnt es unendlich sich aus und mehret den Reichthum des Menschen,
Wild aufbrausend im Zorn, droht es Verderben und Tod.
Wechselst Du endlich das dritte und vierte der Zeichen: in Frankreich
Herrschend und dienend zugleich, ist es der Großen Geschöpf.
Tausende giebt es vom Ganzen von jeglicher Farbe und Größe,
Selten nur ruhig und still, dreh'n sie sich gerne im Kreis.
Ueber den Erdball zerstreut, erblickst Du sie reizend und häßlich,
Häufig in Wolle gehüllt, manchmal mit Federn geschmückt.
Alle jedoch, die das Ganze benennt, so die Großen wie Kleinen,
Hübsch mit gewinnendem Blick, häßlich mit List und Gewalt,
Waren von jeher bestrebt und werden wohl ewig bestrebt sein,
Was es französisch besagt, selbst zu bekommen dereinst.
Rathe nun, Liebchen, das Ganze, Du siehst es täglich im Spiegel,
Tausendmal hörst Du den Ton kosend von schmeichelndem Mund,
Endlich, mein Herzchen, erwäg': wär' ich Dir das Ganze französisch,
Käm' zum französischen Laut stumm Dir ein Zeichen hinzu.

B . . . . E. N.

Logogriph.

Das Dampfroß saust dahin mit Sturmes Hast
Und hinter ihm des Zuges lange Kette,
Als gälte es, um höchsten Preis die Wette:
Wer trägt des Ganzen u n g e m e s s ' n e Last?

Laß fallen Freund der Zeichen erstes Paar:
Ich walze hin in u n g e m e s s ' n e Ferne,
Und schwinge mich empor zum Heer der Sterne;
Und dreh' mich um mich selber Jahr für Jahr.

Für u n g e m e s s ' n e Längen bin ich da!
So ruft der Rest — läßt Du das Haupt noch fallen —
Und wer betrat des Kaufmanns bunte Hallen,
Und wollte sagen, daß er mich nicht sah?

— Δ —

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 54:
G l e i c h e n , L e i c h e n , E i c h e , I c h.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 59.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

13. Capitel. Regen, Schloßen und Hagel.

Wer ein launisches Mädchen zu lieben sich entschließt, der schaffe sich bei Zeiten die Haut eines Elephanten, die Geduld eines Esels und das Blut eines Fisches an, sonst hat er mehr Aergernisse als Haare auf seinem ehrwürdigen Haupte, ebenso viel schlaflose Nächte als der Monat Tage zählt, und wenn er Alles mit großem Glücke durchgemacht, ist er zum Mindesten ein Narr geworden.

Hermann hatte sehr bald Gelegenheit, diese beherzigenswerthe Erfahrung zu machen. Schon nach der ersten Woche seines Liebesrausches glaubte er zuweilen zu bemerken, daß sie in ihre früheren Manieren zurückfiele, und wie energisch er sich anfangs auch sträubte, sich's einzugestehen, mußte er endlich doch bemerken, daß sich der Himmel seines Glückes mit Wolken zu bedecken begann.

„Wollen Sie meinen Arm nicht annehmen?"

„Ich danke, er kommt mir nicht zu."

„Kommt er denn überhaupt Jemanden zu?"

„Haben Sie Constanzen schon vergessen?"

„Belieben Sie noch immer eifersüchtig zu sein?"

„Ich, eifersüchtig? wo denken Sie hin? Ich wüßte wahrlich nicht warum?"

„Wann darf ich Sie morgen früh zu unserer Partie abholen?"

„Eine Partie? Ach, mein Gott, die habe ich ganz und gar vergessen! Da wird diesmal nichts draus werden können, ich habe mich aus Versehen anderweit versprochen."

„Dann warten wir bis übermorgen?"

„Nein, wissen Sie, ich bin jetzt nicht zu Partieen aufgelegt. Machen Sie doch eine Partie mit Constanzen!"

„Ein andermal vielleicht; jetzt aber bin ich nur zu einer Partie mit Ihnen aufgelegt und werde darum warten, bis Sie wieder in der hierzu nöthigen Stimmung sind."

„Das könnte etwas lange dauern."

„Schön!" sagte er und ging an ihrer Seite stumm, bis sie an ihrer Wohnung angelangt war, wo sie sich eine ziemlich kühle „gute Nacht" wünschten.

Es regnete. — — —

So oft es ihr Vergnügen machte, die Zurückhaltende zu spielen, so oft erfreuten sich ihre früheren Verehrer einer freundlichen Aufnahme, und je deutlicher sich das Mißvergnügen in seinen Zügen aussprach, desto eifriger gab sie sich der Unterhaltung mit Anderen hin. Kam er dann entschieden auf sie zu, so sorgte sie ängstlich dafür, daß er sie nicht allein fand, und wenn die Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung nicht mehr zu vermeiden, bot sie alle Geschicklichkeit auf, um das Gespräch nicht zu ernsthaft werden zu lassen.

„Franziska," sagte er eines Abends, als er sie wiederum nach ihrer Wohnung begleitete, „geben Sie mir endlich Aufschluß über Ihr Benehmen."

„Finden Sie etwas Auffälliges darin?"

„Sagen Sie mir einmal, was denken Sie wohl eigentlich über mich?"

„Ich denke, Sie sind ein sehr unterhaltender Gesellschafter, wenn Sie wollen, der aber häufig recht wunderbare Launen hat."

„Und das ist Alles?"

„Was soll ich noch sagen?"

„Ich meinte, Sie liebten mich?"

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

„Es ist also nicht so?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Es ist Ihnen also gleichgiltig, ob ich Sie besuche oder nicht?"

„Sollte ich mich vielleicht grämen, wenn Sie zu kommen einmal nicht geruhten?"

„Sie empfinden demnach durchaus nichts für mich?"

„Ich weiß es wenigstens nicht."

„Dann ist es Ihnen wohl auch ganz gleichgiltig, ob Sie jetzt von mir begleitet werden oder allein gehen?"

„Ich bin an Alles gewöhnt."

„Was soll das heißen?"

„Nun, ich lasse mich von Ihnen begleiten, da Sie einmal da sind, würde aber auch ebenso gut allein gehen, wenn Sie nicht da wären."

„Ist das Alles?"

„Was verlangen Sie denn noch?"

„So überflüssig mich zu fühlen, bin ich, trotzdem Ihr Umgang mich Manches gelehrt hat, nicht im Stande, und da es Ihnen so gänzlich gleichgiltig ist, ob ich mit Ihnen gehe, thue ich wohl am besten, wenn ich mich gleich jetzt verabschiede?"

„Handeln Sie ganz nach Belieben."

„Dann wünsche ich Ihnen gute Nacht!"

„Gute Nacht, mein Herr."

Sie ging weiter, er blieb stehen, sie mit den Augen verfolgend, bis sie an der nächsten Straßenecke verschwand.

Es schloßte. — — —

„Nun, das ist ja ganz hübsch," sagte er sich nach dieser Begegnung, „da ständen wir wieder am Anfang des Endes. Und doch auch nicht, denn ich habe die Partie nun erst recht gründlich verloren. Damals verließ ich den Kampfplatz mit Zurücklassung meines Stolzes, diesmal lasse ich mehr auf dem Wahlplatz; wie viel? das kann ich noch nicht ermessen."

Am anderen Tage ging er zu Constanzen, obwohl er wußte, daß er daselbst Franziska treffen würde. Es mußte ihm etwas Absonderliches passiren, ehe er gänzlich zur Erkenntniß kam.

Es war Sonntag. Außer der Genannten befand sich nur Mathilde bei Constanzen. Franziska schien sehr übeler Laune, aber trotzdem war zu bemerken, daß sie für Hermann besonders rücksichtslose Manieren hatte. Es war eine Unart von ihr, daß sie mitten in einem Gespräche aufstand, sich ans Clavier setzte und die ersten besten, ihr noch gar nicht geläufigen Piecen zu üben begann. Das that sie denn auch

diesmal mit ganz auffälliger Geschäftigkeit; alle Vorstellungen dagegen fruchteten nichts. Während des Thee's entwickelte sie einen so sonderbaren Humor, daß es ihm vorkam, als mache sie sich lustig über ihn. Als sie aber nach dem Thee von Neuem die Ohren der Anwesenden zu belästigen begann, ging der letzte Rest seiner Geduld verloren; er veranlaßte Constanzen und Mathilden, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen.

Es war das erste Mal seit ihrer Versöhnung, daß er in so entschiedener Weise seine Mißbilligung über eine ihrer Handlungen zu erkennen gab. Sie fühlte das Herbe dieser Zurechtweisung um so empfindlicher, da sie dieselbe gerecht finden mußte. Aber nur edele Seelen pflegen in solchen Fällen die Folgen ihrer Thaten mit Würde zu tragen; ihrer bemächtigte sich ein unbeschreiblicher Zorn, den sie aber nicht gegen sich, sondern gegen den wandte, der ihr die Folgen ihres Handelns so deutlich fühlen ließ.

Zunächst erhob sie sich und verlangte Hut und Mantel. Als man ihren Wunsch, zu gehen, erfuhr, suchte man sie zum Dableiben zu bestimmen. Sie beharrte jedoch bei ihrem Entschlusse, und so ergriff Hermann seinen Hut, um sie zu begleiten. Sie verbat sich seine Begleitung, ohne ihn indessen davon abzubringen.

Stillschweigend gingen sie nun neben einander; er erwartete ein Wort von ihrer Seite, sie keines von der seinen, und so kamen sie, wie sie gegangen, vor Franziska's Hausthür an. Hier hielt er es für gerathen, einen Versuch zur Verständigung zu unternehmen:

„Franziska," begann er, „Sie zürnen mir ganz mit Unrecht. Lassen Sie uns wenigstens in guter Freundschaft scheiden."

„In guter Freundschaft?" rief sie bitter, „ich kenne keine Freundschaft für Leute, welche mich bitter kränken."

„Sie sind in sehr gereizter Stimmung. Ich werde Sie morgen sprechen, wenn Sie sich den Vorfall bei kaltem Blute überlegt haben."

„Nein, mein Herr, zwischen uns kann von Verständigung nicht mehr die Rede sein."

„Sie werden morgen hoffentlich anders sprechen."

„Nein, mein Herr, und abermals nein! Sparen Sie jede Mühe."

„Ich werde trotzdem kommen."

„Nun, dann bleibt mir nur übrig, Ihnen zu sagen, daß Sie meine Thür werden verschlossen finden."

„Franziska, bedenken Sie wohl, daß das die Grenzen des Scherzes überschreitet."

„Ei, mein Herr, wer sagt Ihnen, daß ich scherze?"

„Sie sind sich also bewußt, daß Ihr Benehmen heute Abend uns auf immer trennen kann und muß?"

„Vollkommen."

„Und das ist Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes."

„So leben Sie glücklich."

„Ich wünsche dasselbe."

Mit einer stummen Verbeugung trennten sie sich. Einen Augenblick lang zögerte Franziska, ehe sie in der Hausthür verschwand, einen Blick noch warf Hermann zurück; dann schritt er seine Straße weiter in die stürmisch erregte Natur.

Es hagelte. — — —

Wer je im Leben ein durch langjähriges Sparen, Mühen und Entbehren erworbenes Besitzthum verloren, es durch unerbittliche Wasserwogen weggeschwemmen sah, wer die in heißer Sommerarbeit gepflegte Ernte, noch eben so herrlich prangend, von einem Hagelschauer zerstört sehen mußte, der hat einen Begriff von dem, was Hermann empfand. Auch ihm war es, als wäre ihm das grüne Feld seiner Hoffnungen mit einem Male vernichtet, als sehe er nichts als den Winter, todtbringend für alles Lebende. Wenn ein solcher Zustand sich unserer bemächtigt, dann schwindet zunächst alles Gefühl; Muskeln und Nerven versagen ihren Dienst, und über dem Gehirn liegt eine Art Betäubung. Um so gewaltiger toben dann die entfesselten Gedanken; eine Anarchie bricht los, in der bald dieser, bald jener die Oberhand erlangt, aber nicht der gesündeste, der beste, sondern der schärfste, der wildeste, der tollste. Hermann stürmte hinaus in das von Dunkelheit umhüllte Land, er brauchte Bewegung, die der Bewegung in seinem Innern entsprach, sonst würde der Geist den Körper vernichtet haben.

Im weiten Umgang umkreiste er die Stadt; die Glocken drinnen theilten den Glücklichen die Zeit des ruhigen Schlummers in Viertelstunden. Ihm war eine Stunde wie eine Minute und eine Viertelstunde wie ein Tag. Ein rauher Wind trieb ihm scharfen Sand in die Augen, er achtete dessen nicht, die Dornen zerrissen ihm die Hand, er fühlte es nicht, der Regen durchnäßte ihn, er spürte es nicht. Er wollte seine Gedanken todtlaufen, darum lief er ohne Rast und Ruh. Freilich war das bei seiner Jugend nicht so schnell gethan, seine Muskeln stärkten sich in der frischen Luft, seine Sehnen bekamen größere Spannkraft. Kräftiger als am Abende vorher fühlte er sich, als die Morgendämmerung herannahte und ihn mahnte, sich vor dem Geräusch des Tages in seine Wohnung zu flüchten.

Dort stand er lange, sehr lange, und sah mit wehmüthiger Stimmung die stummen Zeugen glücklicherer Tage, da er sein Glück in sich allein fand, es nicht von Anderen suchte. Zum offenen Fenster starrte er hinaus in die vom Nebel umwogten Fluren mit den friedlichen Dörfern.

„Dies Alles ruht," sagte er fröstelnd zu sich, „und träumt der Sonne entgegen, um dann gestärkt sein Theil zur großen Weltarbeit beizutragen. Und Du?"

Der Himmel färbte sich; das Roth des Morgens ließ das Blau und Grau sich voneinander scheiden; die Wolken zogen, von einer leichten Morgenbrise getragen, vor seinen Augen vorüber und schienen ihn zu fragen: „Hast Du etwas in der Fremde zu bestellen?"

„Zieht hin, Ihr Wolken," rief er, „wer nichts mehr wünscht noch begehrt, für den giebt's auf Erden weder Heimath noch Fremde."

Nun fingen die Morgenvögel schon an, auf den Bäumen vor seinem Fenster zu singen, als wollten sie ihn wie sonst aus dem Morgenschlummer wecken.

„Verlor'ne Liebesmühe," meinte er trüblächelnd, „in meine Augen kommt nun wohl in längerer Zeit kein Schlaf, und Euere süßen Lieder vermögen mich nicht mehr zu trösten."

In der Straße fing sich's an zu regen; die Fuhrleute spannten ein, die Arbeiter zogen, mit ihrem Handwerkszeug bewaffnet, hinaus, um ihr Wochenwerk zu beginnen. Das konnte er nicht sehen, er schloß das Fenster und sank in seinen Lehnsessel. Die Hitze hatte ihn verlassen, ein kalter Schauer faßte ihn an und eine unendliche Leere, ein Ekel am Leben. Bald wurde ihm die Luft im Zimmer wieder zu beängstigend, zu erstickend, er mußte das Fenster von Neuem öffnen. Seltsame

Träume durchwogten sein Gehirn, er faßte an seine Schläfe, sie waren glühend heiß.

„Mein Gott," murmelte er, „soll ich denn wahnsinnig werden?"

Da plötzlich drangen aus der Ferne die Töne eines Posthorns zu ihm herein; einen deutlicheren Fingerzeig konnte ihm das Schicksal nicht geben.

„Reisen! Reisen!" rief er, mit neubelebter Kraft aufspringend. „Ja, fort in die weite Welt, andere Menschen, andere Sitten sehen, eine andere Luft genießen, das kann mich retten, hier bin ich verloren."

Mit diesem Entschlusse war auch seine Energie zurückgekehrt. In einer Stunde war er mit aller Welt fertig, ein Dutzend Briefe lagen fertig, selbst Constanze war nicht vergessen. Der bestellte Wagen rollte heran, seine Koffer wurden hineingetragen, er ergriff den Hut und, noch einen letzten Blick auf die Räume werfend, in denen er so lange glücklich gewesen, die ihn nun so unglücklich sahen, rief er:

„Ade, mein kleines Paradies, von mir selbst erschaffen und zerstört. Wenn Du mich jemals wiederseh'st, so sage mir nicht, wie Du mich zuletzt gesehen."

Fort rollte der Wagen; Hermann lehnte in eine Ecke, versenkt in dumpfes Brüten, bis er an der Eisenbahnhalle anlangte. Er bestieg das erste beste Coupé, ohne zu fragen, wer darin saß, ohne zu sehen, wer nach ihm einstieg, und als das Dampfroß unter Mark und Bein durchdringendem Wiehern den ersten Anlauf nahm, da athmete er aus tiefster Brust und sagte: „Leb' wohl, Franziska, auf Nimmerwiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen im Staate New-York.

Wenn sich in unseren Tagen der rechte Mann findet, um einen dankbaren Stoff zu bearbeiten, so ist der Erfolg im voraus gesichert. Daß eine Geschichte der Deutschen in Nordamerika nicht blos für die Ausgewanderten, sondern auch für die Daheimgebliebenen ein dankbarer Stoff sei, bedarf wohl keiner näheren Begründung, und daß Friedrich Kapp zum Stoffe der rechte Mann sei, dafür bestand ein günstiges Vorurtheil wegen seiner Biographieen der Generale Wilhelm v. Steuben und Johann Kalb, sowie wegen seiner Arbeit über den „Soldatenhandel der deutschen Fürsten nach Amerika." Von seinem neuesten Buch*) ist auch bereits die in den Vereinigten Staaten gedruckte Ausgabe vergriffen und eine neue Auflage nöthig geworden, ein Zeugniß, daß schon längst ein Bedürfniß nach einer solchen geschichtlichen Darstellung vorhanden war.

Der erste Band beschränkt sich auf den Staat New-York, dessen Hauptstadt ursprünglich Neu-Amsterdam geheißen, von Holländern 1625 gegründet wurde, wenn sie auch schon seit 1613 auf der Manhattan-Insel eine Factorei besaßen. Unter den holländischen Statthaltern kamen bereits einzelne Deutsche vom Niederrhein, aus Westphalen und von der Nordseeküste nach der Neuen Welt. Zu ihnen gehörte Peter Minnewit oder Minuit aus Wesel, den die westindische Compagnie 1626 als ihren Director nach Neu-Niederland schickte und der die Manhattan-Insel, das Stadtgebiet des heutigen New-York, den Indianern um 60 Gulden oder 24 Dollars Gold nach den heutigen Werthausdrücken abkaufte. Im August 1631 wurde er wieder abberufen und am Beginn des nächsten Jahres verließ er Neu-Amsterdam, welches unter seiner Verwaltung bereits anfing aufzublühen. Minnewit wanderte von Holland nach Schweden, wo Usselinx 1626 die Süd-Compagnie gegründet hatte, die mit überseeischem Handel und Colonisirungen sich beschäftigen sollte, wegen der Kriege in Deutschland aber erst 1634 ins Leben trat. An Usselinx' Stelle, der kurz zuvor wieder nach Holland zurückgekehrt zu sein scheint, trat unser Minnewit, und er war es, der den Kanzler Oxenstjerna zur Besiedelung des heutigen Delaware und Pennsylvaniens zu gewinnen trachtete. Wirklich schickte man ihn auch 1637 mit dem „Vogel Greif" und 50 Auswanderern an Bord nach Amerika, und im Frühjahr 1638 lief er auch in die Delaware-Bay hinein, segelte bis zur Höhe von Wilmington hinauf und kaufte um einigen Plunder am Minquaskill von einem Häuptling für Schweden das erste Stück Land, unbekümmert um die Proteste des holländischen Statthalters in Neu-Amsterdam. So entstand das schwedische Fort Königin Christine, dem es bald an Bewohnern nicht fehlte, da in Schweden ein Auswanderungsfieber ausbrach. Nach Minnewits Tode im Jahr 1641 fristete aber „Neu-Schweden" nur kümmerlich sein Dasein, bis es nach 14 Jahren einem energischen holländischen Statthalter Stuyvesant sich ergab. Allein auch die Tage der holländischen Niederlassungen waren gezählt, denn im Jahr 1664 nahmen die Engländer Neu-Amsterdam, seitdem New-York, welches ihnen im Frieden von 1674 dann förmlich abgetreten wurde.

Noch unter der holländischen Herrschaft war als Soldat im Dienst der westindischen Compagnie ein Deutscher, Jacob Leisler aus Frankfurt a. M., 1660 nach Neu-Amsterdam gekommen und hatte dort die Wittwe des reichen Cornelius Peter van der Veens geheirathet. Sein Vermögen wurde 1674 auf 15,000 fl. geschätzt, also ungewöhnlich groß nach damaligen Begriffen, denn er gehörte zu den sechs reichsten Bürgern der Stadt. Als nun die Kunde von der Vertreibung der Stuarts sich verbreitete, erregte sie freudige Erwartung in New-York, dessen Bevölkerung, zu fünf Sechsteln noch holländisch, in Wilhelm III. einen Landsmann begrüßte. Außerdem versprach der Dynastieenwechsel den New-Yorkern die Wiedererlangung der Selbstständigkeit, denn unter den Stuarts war ihre Stadt den Neu-Englandsstaaten zugeschlagen worden. Der damalige Statthalter, Namens Nicholson, war aber Jacobit und der Parteinahme für das gestürzte Herrscherhaus verdächtig. Am 31. Mai 1689 kam es daher zu einer Zusammenrottung, an deren Spitze Leisler als ältester Hauptmann der fünf Milizcompagnieen nach dem Rathhaus marschirte und dem dort anwesenden Statthalter in öffentlicher Sitzung die Schlüssel des Forts im Namen König Wilhelms abforderte. Nicholson lieferte sie kleinmüthig aus, flüchtete sich dann auf ein Schiff und begab sich schleunigst nach England. Nachdem auch die Besatzung des Forts zu den Aufständischen übergegangen war, übertrug die nun orangistische Stadt bis auf das Eintreffen königlicher Verfügungen die öffentliche Gewalt unserem Jacob Leisler, der sich am 11. December 1689 den Titel Vicegouverneur beilegte, als um diese Zeit ein königliches Schreiben eingetroffen war mit der Ueberschrift: „An Franz Nicholson oder in seiner Abwesenheit an denjenigen, welcher in Sr. Maj. Provinz New-York den Frieden und die Gesetze aufrecht erhält." Leisler stützte sich in der Stadt nur auf das Volk, während die Patrizier ihn wegen seiner demokratischen Neigungen haßten. In dem Krieg, der mit den französischen Colonieen und den ihnen verbündeten Indianern alsbald ausbrach, war aber Leisler nicht sehr glücklich, außer daß er durch die von ihm gerüsteten Kriegsschiffe sechs französische Segel als Prisen aufbringen konnte. Die Ausrüstung von Heer und Flotte hatte aber die Colonie in tiefe Schulden gestürzt, und die Mißerfolge fielen Leisler zur Last. Im Jahr 1691 schickte die Krone als einen neuen Statthalter Henry Sloughter, dessen Schiff durch Sturm jedoch verschlagen wurde, so daß vor ihm der Major Richard Ingoldsby eintraf, der sogleich als zweiter im Commando die Uebergabe des Forts verlangte. Leisler schlug ihm diese Forderung ab bis zum Eintreffen des Statthalters, so daß sich Ingoldsby mit Gewalt in Besitz einiger Blockhäuser setzte und das Fort gleichsam in Belagerung hielt. Am 19. März 1691 traf endlich Sloughter im Hafen ein und verlangte die sofortige Ueber-

*) Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. Leipzig 1868. Quandt und Händel.

gabe des Forts. Leisler wollte aber eine förmliche Capitulation schließen, die ihm persönliche Sicherheit wegen des Vergangenen gewährt hätte, allein seine Weigerung führte nur dazu daß sich Sloughter noch um 10 Uhr Abends des Forts bemächtigte und Leisler ins Gefängniß warf. Er wurde hierauf sammt seinem Schwiegersohn Milborn wegen Hochverraths vor einem Gerichtshof processirt, der aus acht seiner persönlichen Feinde bestand, der Patrizierpartei angehörig, die sich bei dem neuen Statthalter rasch in Gunst zu setzen gewußt hatte. Am 15. April 1691 wurden Beide zum Tode verurtheilt, und am 15. Mai, nachdem Sloughter die Bestätigung zu verzögern und abzuwenden gesucht, das Urtheil schließlich aber in der Betrunkenheit unterzeichnet hatte, noch ehe sein Rausch verschlafen war, beide Männer am Galgen hingerichtet, ihre Leichen hierauf enthauptet und dann auf dem Hochgericht verscharrt. Dies war der Lohn eines Mannes, der in zweifelhafter Stunde muthig die orangistische Fahne erhoben, das erste amerikanische Kriegsschiff ausgerüstet und am frühesten den Gedanken verwirklicht hatte, sämmtliche Colonieen zur gemeinsamen Abwehr gegen die Franzosen und Indianergefahr zusammenzurufen, dem man also das erste Zeichen des Auftretens der Vereinigten Staaten, dem New-York außerdem die erste Befestigung des Hafens, nämlich die Batterie an der Südspitze der Insel verdankte! Der Sohn, der sich nach England wendete, um das confiscirte Familienvermögen wieder zu erlangen, fand bei den Gerichten kein Recht, sondern nur Begnadigung bei Königin Maria, an der ihm aber nichts gelegen war. Wohl aber stieß 1695 auf seine Beschwerden das Parlament das Erkenntniß gegen Leisler und Milborn um, und setzte ihre Erben in die vollen Rechte ein, auch wurden 1698 die Gebeine der Hingerichteten wieder ausgegraben und ehrenhaft bestattet.

Am Beginn des 18. Jahrhunderts begegnen wir den ersten Auswanderern in Gesellschaften und Massen. Sie kamen nicht aus den größeren Staaten, wie Oesterreich, Preußen, Sachsen und Hannover, sondern aus Süddeutschland, und zwar aus der Pfalz. Zu dem damals herrschenden leiblichen Elend gesellte sich noch der Religionsdruck, und es waren etliche Familien, meist Weinbauern aus der Pfalz, die unter Anführung des Pfarrers Josua vom Kocherthal mit englischen Reisegeldern 1708 auf die Wanderung nach den Vereinigten Staaten sich begaben und die Stadt Neuburg, jetzt das gewerbreiche und blühende Newburgh, Hauptstadt des Orange County in New-York, gründeten, das wie überhaupt die meisten Landschaften, welche sich die Deutschen aussuchten, durch Naturreize sich auszeichnete. Die Krone gab ihnen das Land gegen einen Erbpacht, der jedoch nur in 2 Sh. 2 P. (22 Silbergr.) für 100 Acres bestand. Gleichwohl wollte die Ansiedelung anfangs nicht gedeihen. Als die ersten Schwierigkeiten überstanden waren, mischten sich Engländer, Holländer und Schotten unter die Bevölkerung, und da der Nachschub von deutschen Ansiedlern gering blieb, so erlosch das Deutschthum, und zwar wurde am 12. Juli 1747 zum letztenmale in der Kirche von Neuburg deutsch gepredigt. Mit der Kirche verlor sich die Sprache und die deutsche Sitte, zumal beständig eine Auswanderung der Deutschen aus dem Staate New-York nach Pennsylvanien stattfand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Das elektrische Licht hat bisher erst auf wenigen Leuchtthürmen, unseres Wissens zwei französischen und einem englischen, eine Anwendung auf die Dauer gefunden; auf die offene See hinaus soll es erst jetzt seinen Weg finden. Die französische Panzerfregatte „Héroine" ist jetzt mit den Versuchen beschäftigt, wie sich diese neue Beleuchtung am besten an Stelle der bisherigen Schiffslaternen setzen lasse, die trotz zweckmäßiger Einrichtungen doch so manchen Zusammenstoß bei Nacht und Nebel nicht haben verhindern können. Man könnte sich sogar wundern, daß diese mächtige, nur der Sonne zu vergleichende Lichtquelle, der weder Sturm noch Regen etwas anhaben können, nicht schon längst wenigstens auf Dampfschiffen in Aufnahme gekommen ist, da dieselben doch von ihrer Maschine leicht ein paar Pferdekräfte entnehmen können, um den magnetischen Apparat zu drehen. Soweit ist es denn ganz gut, daß einmal ein Anfang gemacht wird. Aber die Franzosen gründen darauf gleich wieder andere geflügelte Pläne, indem sie den elektrischen Lichtfocus zu einer Art Kriegswaffe machen möchten. Ein Kriegsschiff, meinen sie, kann sehen, ohne gesehen zu werden, es kann vor sich durch elektrische Blitze plötzlich Tageshelle erzeugen, während es dabei selbst im Dunkelen bleibt. So kann es Küstenbefestigungen oder feindliche Schiffe fast ohne Gefahr beschleichen und recognosciren, denn der Feind wird über die Lage und besonders die Entfernung des Schiffs, von dem das elektrische Licht ausgeht, immer sehr im Ungewissen bleiben, sein Schießen wird vergeblich sein, und auf eine Entfernung von 500 und selbst 1000 Meter wird man ihm dasselbe ganz unmöglich machen können durch fortgesetzte kurze Blitze, von denen die Kanoniere so geblendet werden müssen, daß sie effectiv nichts unternehmen können. Sollten sich diese französischen Hoffnungen verwirklichen, so werden bald alle Kriegsschiffe sich dieselbe Ausrüstung zugelegt haben; einstweilen giebt es ein gutes Mittel gegen das Geblendetwerden: blaue Brillen.

— Nach der „Triest. Ztg." wird die Kaiserin Charlotte schon im Laufe des kommenden Monates auf Anrathen ihrer Aerzte eine kleine Reise, deren Ziel noch nicht festgesetzt ist, antreten. Ihr Befinden ist zufriedenstellend. Ihr Geist wird zusehends freier, und schon zu wiederholten Malen hat sie den Wunsch ausgesprochen, das Schloß Miramar im Laufe des Sommers besuchen zu wollen. Diesem Wunsche der Kaiserinwittwe dürfte jedoch kaum entsprochen werden. Als ihr die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Kaiserin Elisabeth mitgetheilt wurde, war sie freudig erregt und theilte unter ihre Dienerschaft Geschenke aus. Sie ist im Augenblick damit beschäftigt, für den jüngsten Sprößling des österreichischen Kaiserhauses eigenhändig eine Bettdecke anzufertigen.

— Unser Schatz von Volkserzählungen und Sagen hat eine Vergrößerung durch Veröffentlichung einer Sammlung aus dem Ländchen Bitsch, dem östlichsten Zipfel von Lothringen, zwischen der Rheinpfalz und dem Elsaß, zu erwarten. Herr Ulysse Hinglais, ein Eingeborener der Landschaft hat sie veranstaltet; aber er hat sie zunächst in das Französische übertragen und giebt sie in der „Revue moderne" zuerst „Frankreich zur Lectüre, welches die Bitscher zu seinen bravsten und ergebensten Bürgern rechnet."

— Nach Newyorker Blättern haben eine Anzahl Freunde von Yachtwettrennen zu Portland eine Gondel aus wasserdichter Papiermasse herstellen lassen, die 31 Fuß lang, 12 Fuß breit ist und nur 22 Pfund wiegt. Der leichteste Holzbau in diesen Dimensionen würde wenigstens die doppelte Schwere haben, aber die größere Widerstandsfähigkeit ist dennoch auf Seiten der Papiermasse und soll sogar das Dreifache von der des Holzes betragen. Das Raffinement der Wassersportmänner ist indeß noch weiter gegangen: der Papiernachen ist dazu eingerichtet, daß ihm ein gefüllter Gassack aufgeschnallt werden kann, der durch seinen Zug nach oben das Fahrzeug noch weiter erleichtert, so daß es blos mit einem Rest von 8 Pfund auf das Wasser drückt.

— In den Räumen des herzoglichen Hofgartens in Coburg wird im Monat Juli eine allgemeine Ausstellung von Bienen, deren Erzeugnissen und Wohnungen, verbunden mit einem Markt dieser Gegenstände, einer Verloosung und einer (auf inländische Aussteller beschränkten) Prämienausstellung stattfinden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 60.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

14. Capitel. Das Liebesfieber (febris amoris).

Die Welt wird täglich flacher, jede neue Erfindung, jeder Triumph der Wissenschaften muß, praktisch ausgebeutet, seinen Theil dazu beitragen. Wie flach ist die Bildung, die man heutigen Tags durch's Reisen bekommt! Mit Hunderten, mit Tausenden von Menschen tritt man zeitweilig in Berührung, doch ehe man sie auch nur flüchtig kennen gelernt, ruft der schrille Ton der Dampfpfeife sein monotones „Scheidet". Man giebt sich gar nicht mehr die Mühe, sich kennen zu lernen, nur die Langeweile, die Schwatzsucht lassen Gespräche entstehen. Und wie an den Menschen so fliegen wir an den todten Gegenständen vorüber, ein Eindruck schwächt und verdrängt den anderen. Dazu kommt, daß man, keinen Augenblick allein, immer gesehen, immer beobachtet, immer umringt von fremden gleichgiltigen Personen, das glatte Gesicht der Werkelstagslaune beibehalten muß, will man nicht alsbald von unerwünschter Neugier belästigt werden.

Daß Hermann sich nicht in der Stimmung fühlte, mit seiner Umgebung zu plaudern, wird man begreifen; in einer Ecke des Coupé's zurückgelehnt, aus seiner Cigarre mechanisch blaue Wolken blasend, ließ er sich auf der glatten Bahn fortführen. Ein vollständiges Bewußtsein seiner Lage hatte er nicht, die Erinnerungen zogen bunt und zusammenhanglos durch seine Seele; sonst hörte er nur das Rasseln der Wagen, fühlte er nur die schwankende Bewegung, in welcher er erhalten wurde. Einem so mürrisch dreinschauenden Reisegefährten gegenüber spürte Niemand Lust, ein Gespräch anzuknüpfen; man ließ ihn unbehelligt, und er fühlte seine Isolirtheit nicht.

Je weiter der Tag vorrückte, desto bleicher wurde sein Gesicht; die Röthe war gänzlich geschwunden und hatte einem wachsähnlichen Teint Platz gemacht; Schlaflosigkeit und Hunger nagten an seinem Körper und schwächten seine Gedankenthätigkeit. Dabei zog eine dumpfe, unheimliche Angst sein Herz krampfhaft zusammen und zügellose Phantasieen durchkreuzten sein Gehirn.

Bald ritt er als Ritter in voller Rüstung zu den Schranken des Turnierplatzes herein mit geschlossenem Visir und verschleiertem Wappenschilde, ihm gegenüber auf dem Balcon saß die Dame seines Herzens. Er warf die Gegner dutzendweis in den Sand, kniete dann vor der Tribüne und ließ sich, den Helm abnehmend, von der Ueberraschten den Siegerkranz auf's Haupt setzen. Bald führte ihn der Flug seiner Phantasie nach einer grünen Insel im stillen Ocean; seltsame Blumen, riesige Farrenkräuter, zarter Epheu und wilder Wein überwucherten den fruchtbaren Boden weit und breit. An einem klaren Bache, der durch den Wald sich schlängelt, steht ein kleines Häuschen, von rohen Baumstämmen zusammengefügt, aber über und über mit Grün bekleidet. Auf der Moosbank vor dem Häuschen sitzt er selbst, die Wellen benetzen seine Füße, die Libellen umflattern ihn, bunte Vögel wiegen sich auf den Zweigen und ein lauer Wind weht traumbringend über seinem Haupte dahin. Horch! da rauscht es in den Gesträuchen! Er blickt auf und sieht zwischen dem Grün der Zweige das schelmisch lächelnde Gesicht der Geliebten, die im nächsten Augenblicke wieder verschwindet. Er springt auf die Stelle zu, sie ist entflohen, sie ist nicht mehr zu finden; umsonst durchstöbert er jede Hecke, von fern nur hört er hier und da ihr heimliches Kichern, ihr lockendes Rufen, zuweilen noch kommt es ihm vor, als sähe er den Zipfel ihres blauen Gewandes. — — — Mit einem Male sieht er mitten im heißen Sande: kein Grün, kein Bächlein mehr; die Strahlen der Sonne brennen auf seinem unbedeckten Haupte, nichts Lebendes ist ringsum zu entdecken, vor ihm liegt das unendliche Meer, und dort am fernen Horizonte ein schnellsegelndes Schiff. Es ist ihm, als stehe sie am Steuer und winke ihm mit ihrer blauen Schärpe. Da streckt er die Arme sehnsüchtig nach ihr aus, will sich in die Fluthen stürzen, aber von einem tödtlichen Schmerze getroffen, sinkt er am Ufer nieder.

„Darf ich um etwas Feuer bitten?" fragte in diesem Augenblicke eine freundliche Stimme.

Verwirrt starrt er dem Frager ins Gesicht und sagt auf seine Uhr sehend: „Gleich fünf Uhr."

Der Andere aber lächelt und sagt:

„Entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß Sie schliefen."

„Fahren wir noch lange bis B.?" fragte er nun seinerseits.

„Das haben wir seit einer Stunde hinter uns."

„Halt, Kutscher! aussteigen!" ruft er und erröthet, da das Lachen seiner Reisegefährten ihn erinnert, daß er auf der Eisenbahn ist.

Dieser Vorfall rief ihn zeitweilig in die Wirklichkeit zurück; er kämpfte mit aller Energie seiner Seele gegen ein Zurückfallen in den früheren Zustand. Aber der trübe Himmel, der Alles in einem traumhaften Lichte erblicken ließ, das monotone Rasseln und das Auf- und Niederschwanken der Wagen, die zunehmende Körperschwäche endlich vereinigten sich, seine Energie zu bewältigen. Das ewig wiederkehrende Bild seiner Geliebten wollte ihn nicht verlassen; es schritt als Edelfräulein hernieder von den Schlössern, die er auf den waldumkränzten Höhen schimmern sah, es schlüpfte als Nymphe zwischen den Erlen dahin, als Schäferin saß sie mitten in ihrer Herde und wand Kränze, wozu sie ihre Lieder summte, ja überall, wo zwischen Blumen am Fenster ein blonder Mädchenkopf sich zeigte, da mußte sie es sein, nur sie! So oft er ihrer gedachte, folterte ihn eine namenlose Angst, ein heißer Blutstrom ergoß sich durch seine Adern, daß der Schweiß zu allen Poren hervorbrach. Alte Sagen und Lieder drängten sich in seiner Erinnerung bunt durch einander und Alles, was er sah, erschien ihm in einem rothen, unterirdischen Lichte, umrahmt von dunkeler Nacht. Jetzt erschien sie ihm in demselben Kleide, das sie als Thisbe getragen, das volle goldblonde Haar wallte aufgelöst um den weißen Nacken und die gerundeten Achseln; er wollte zu ihr, aber eine Wand lag zwischen ihm und ihr, er durchbrach sie, aber vor sich sah er eine unendliche Reihe von Wänden, die sich vor ihr

öffneten und hinter ihr schlossen. Der Angstschweiß trat auf seine Stirn, ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Mein Herr, Sie sind wohl krank?“ fragte ihn eine freundliche Stimme, ein unbekannter Nachbar hatte seine Hand erfaßt.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ erwiderte Hermann sich krampfhaft aufraffend, „ich habe die vergangene Nacht nicht geschlafen und träumte nur.“

„Sie sind gewiß ein Dichter?“

„Ich? ganz und gar nicht. Woraus wollten Sie das schließen?“

„O, Sie haben so etwas Besonderes. Ich verstehe mich gut auf Gesichter. Sie haben so etwas von Lord Byron, so etwas Geheimnißvolles, Dämonisches, Grabähnliches! Wenn Sie, wie ich überzeugt bin, Dichter sind, müssen Sie besonders in diesem Genre hervorragen. Sie sagten auch vorhin einige Worte, die, wie ich glaube, Niemand vor Ihnen gesagt; ich kenne fast alle Dichter, die ganze Anthologie von Meyer, Hoffmanns ausländische und Hempels deutsche Classiker, Schiller und Göthe besitze ich seit der Cotta'schen Zweigroschenausgabe doppelt, aber nirgends habe ich diese Worte gefunden.“

„Ich habe also im Schlafe gesprochen?“

„Ja wohl, ich habe mir's gleich notirt; wissen Sie, ich notire mir Alles, was ich Bemerkenswerthes höre. Hier steht's:

„Welch' eine Welt von namenlosen Schmerzen
Birgt diese kleine Menschenbrust!“

„Das hätte ich gesagt?“

„Ja, sehen Sie, das ist erhaben, ganz Lord Byron!“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr.“

„Meine Schuldigkeit! Sehen Sie, ich bin Enthusiast für lyrische Gedichte, weil da der Dichter sein ganzes Ich entschleiert. Das verstehen aber nur die Modernen recht; Schiller und Goethe haben zwar auch ganz nette lyrische Gedichte geschaffen . . .“

„Wirklich?“

„Ja, aber so aus voller Seele zu sprechen, verstehen nur die Modernen recht. Nehmen Sie Emanuel von Geibel, nehmen Sie Oscar von Redwitz! Was halten Sie von Emanuel von Geibel?“

„Ei, das ist ein ganz netter Dichter.“

„Ein wahrer Gott, sage ich Ihnen. Der lieblichste Dichter der Liebe; ich kenne ihn fast auswendig. Was halten Sie überhaupt von der Liebe?“

„Was ich von der Liebe halte?“

„Die Liebe, sage ich Ihnen, ist das höchste, was das Leben bietet. Hören Sie, was Geibel dazu sagt:

„Es giebt wohl vieles, was entzückt . . .“

„Ich kenne das Lied.“

„Sie kennen es? Genug, ist das nicht wunderschön?“

„Es ist sehr hübsch.“

„Ich dichte auch ein wenig.“

„Ah?“

„Ja, aber ich versteige mich nicht so hoch; ich muß mich bescheiden in niederen Sphären halten; ich besinge Blumen und Gegenden, wie Karl Maier. Erst kürzlich habe ich eine Ode auf eine Tulpe gemacht; darüber müssen Sie mir ihre Meinung sagen.“

„Ich verstehe wirklich nichts davon.“

„Sie sind zu bescheiden, jeder Mensch versteht etwas davon. Hören Sie:

Die Tulpe blüht nicht nur im heißen Sommer . . .“

„Station C.,“ meldete in diesem Augenblicke der Schaffner und befreite Hermann von der drohenden Marter. Sich wieder allein überlassen, versank er alsbald von Neuem in sein dumpfes Brüten. Klare Bilder erschienen ihm nicht mehr; Alles floß ineinander; keinen Gedanken konnte er festhalten, keinen von sich abwehren. Halb im Traume hörte er hier und da noch die Stationen anmelden, hörte er die Grüße der Ein- und Aussteigenden, die er mechanisch erwiderte, bis er auch von ihnen keine Notiz mehr nahm und in vollständige Apathie versank. Wie lange er in diesem Zustande zubrachte, davon hatte er keine Ahnung; die Stimme des Schaffners, welche ihn zum Aussteigen aufforderte, weckte ihn zuerst wieder. Er mußte sich nach einem Wagen führen lassen, denn ein Schwindel ergriff ihn, sobald er aufstand.

Als er am anderen Morgen — wie er dachte — aufwachte, befand er sich in einem Stübchen mit sehr bescheidener Ausstattung. Ueber seinem Lager erblickte er eine Klingelschnur, die er mit zitternder Hand erfaßte. Ein unbekannter Mann trat zu ihm:

„Wo befinde ich mich?“ fragte Hermann mit einer Stimme, deren Klang ihm fremd vorkam.

„Im Krankenhause zu B.“

„Wie kam ich hierher?“

Der Mann zuckte mit den Achseln und meinte: „Ich werde den Herrn Doctor rufen.“

Vierzehn Tage brauchte unser Held noch, um wieder in den vollständigen Besitz seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu kommen und seine Reise fortsetzen zu können, da aber deren weiterer Verlauf von keiner weiteren Bedeutung für unser Seelengemälde, so verzichten wir auf weitere Begleitung und überlassen ihn dem heilsamen Einfluß eines abwechselungsreichen Lebens, wie es eine längere Reise mit häufigem Einsprechen bei langentbehrten Freunden in sich schließt. Ein unerwarteter Brief nöthigte ihn endlich an das Sterbebett eines Verwandten in die Heimath zu eilen, und hier erst werden wir ihn wiederfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen im Staate New-York.

(Fortsetzung.)

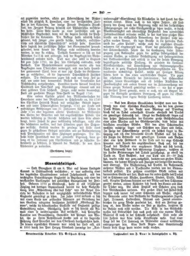
Weit großartiger waren die Wanderzüge des Jahres 1709. Sie kamen vom Rhein, hauptsächlich aus der Pfalz, aber auch aus Schwaben. Nach dem Meßkalender der Stadt Frankfurt von jenem Jahre zogen 6520 Personen ab, allein unser Verfasser weist nach, daß diese Zahl zu gering geschätzt worden ist und sich in Wirklichkeit auf 13 bis 14,000 belief. Sie gingen zunächst nach London, wo sie ein Zeltlager bezogen und auf öffentliche Kosten verpflegt, aber auch massenweis von Krankheiten weggerafft wurden. Im nächsten Frühjahr wurden 600 von ihnen nach Nord-Carolina und über 3000 nach New-York eingeschifft. Nicht weniger als 135,775 Pfd. St., für damalige Zeiten eine ganz gewaltige Summe, kosteten den Engländern ihre deutschen Gäste, und da man damals den Werth einer solchen Zufuhr von Arbeitern nicht zu schätzen wußte, so erregte bei den Briten diese Verwendung von öffentlichen Geldern großen Verdruß, ja sogar Argwohn gegen die Krone. Von den Pfälzern erreichten nur 2227 Köpfe die neue Welt, denn nicht weniger als ein Viertel starb unterwegs. Der damalige Statthalter von New-York, Hunter, verpflanzte die Ankömmlinge an den oberen Hudson. Dort nämlich sollten sie unter Aufsehern und als Zwangsarbeit Theer sieden und aus dem Ertrag die

Vorschüsse der Krone zurückbezahlt werden. Damals gewann man den Theer, indem man im ersten Frühjahr die Rinde der Bäume bis auf 2 Fuß Höhe im nördlichen Viertel, dann im Herbst im südlichen Viertel, im zweiten Frühjahr im östlichen und im zweiten Herbst im westlichen Viertel abschälte, worauf dann der mit Terpentin gesättigte Baum abgehauen und der Theer ausgezogen wurde. Die Vorarbeiten erforderten also zwei Jahre, und in der Zwischenzeit mußten die Ansiedler auf öffentliche Kosten verpflegt werden. Die Pfälzer wollten aber nichts von der Theerbereitung wissen, sondern rotteten sich im Mai 1711 gegen die Aufseher zusammen. Da der Aufstand jedoch rasch unterdrückt wurde, so mußte die Theerbereitung seitdem ernsthaft betrieben werden, warf aber statt 30,000 Fässer, wie man gerechnet hatte, bis zum Sommer 1712 deren nur 200 ab. Die Pfälzer verstanden das Geschäft so wenig wie ihre englischen Aufseher, und Sachkundige aus Norwegen kommen zu lassen, dagegen sträubte sich die hochmüthige Dummheit der Briten. Uebrigens wurden dem Statthalter seine Auslagen für die Pfälzer nur zum dritten Theil vergütet, und nicht weniger als 21,344 Pfd. St. blieben als unbezahlter Rest übrig. Man überließ sehr bald die Colonisten ihrem eigenen Schicksal, und nachdem die Theersiederei sich als ein verfehltes Unternehmen ergeben hatte, war seit 1716 nicht mehr die Rede davon. Schon vorher war ein ansehnlicher Theil der Deutschen nach Pennsylvanien entwichen, die Zurückgebliebenen aber gründeten an beiden Ufern des Hudson Ortschaften, wo ihre Nachkommen noch immer wohnen, nur daß ihre ehrlichen Familiennamen mit der Zeit englisirt worden sind, aus einem Kuntz wurde dann ein Coons, aus Kleyne ein Clyne, aus Schütz ein Shutts, aus Fritz ein Freats, aus Schufeld ein Shufelt, aus Michle ein Meighle, aus Junghans ein Younghance u. s. f. Im Jahre 1727 wurde im Dorfe Rheinbeck die erste lutherische Kirche erbaut, und dieser Ort wie Germantown blieben seitdem Sammelpunkte für später nachfolgende Einwanderer.

Noch im Jahr 1712 entschlüpfte eine Bande Pfälzer aus der erzwungenen Theersiederei gegen Norden. Seit ihrem ersten Auftreten hatten sich nämlich zwischen den Deutschen und den Rothhäuten freundliche Beziehungen entsponnen, denn die Indianer lernten sehr rasch die deutsche Redlichkeit und Gutmüthigkeit von der pfiffigen Härte der Holländer und der Engländer zu unterscheiden. Der Mohawkstamm hatte nun den Pfälzern Ländereien am Schoharie versprochen, wenn sie sich unter ihnen niederlassen wollten. Schenectady am Mohawk war damals die letzte bewohnte Ansiedelung, und von dort mußten die Pfälzer einen 15 Meilen langen Pfad zu ihren indianischen Freunden sich bahnen, von denen sie gastfrei aufgenommen wurden. Der nächste Winter freilich brachte sie in das höchste Elend, doch wurde er überstanden und im Frühjahr setzten sie die Rothhäute in den Besitz eines herrlichen Erdenwinkels, bestehend aus zwei zusammenstoßenden Thalsohlen, umgeben von schroffen Basaltgebirgen von 600 Fuß Abfall mit Gipfelhöhen bis zu 800 und 1000 Fuß, und einer urbaren Fläche von etwa 20,000 Acres, auf welcher bald sieben Dörfer sich erhoben, wovon das größte 65 Häuser oder Hütten zählte. Da Pflüge fehlten, wurde anfangs der Boden, eine fette Ackererde, mit Sicheln aufgerissen, aber die erste Ernte brachte unerhörten Segen, angeblich das 83ste Korn oder das 83fache der Aussaat. Vierzig Jahre später führten bereits die Pfälzer am Schoharie 36,000 Schäffel Weizen nach Albany aus. Da es keine Mühlen gab, wurde das Korn zwischen Steinen zerrieben, oder es gingen die Männer jeder mit einem Schäffel auf dem Rücken nach der nächsten Mühle, die neun deutsche Meilen entfernt lag. Endlich brachten es neun Bewohner von Weisersdorf so weit, daß sie zusammen das erste Pferd, eine alte graue Mähre, kaufen konnten, die sie dann reihum benutzten. Die Besserung trat jedoch sehr rasch ein und bald saßen die Pfälzer im Ueberfluß. Kaum gedieh aber ihre Ansiedelung, so ließ sich ein Bewohner von Schenectady, Namens Brooman, vom Statthalter Hunter Ländereien am Schoharie schenken und begann unter den Pfälzern sich anzubauen. Natürlich vertrieben ihn die Deutschen, worauf gegen ihren Rädelsführer Konrad Weiser 1715 ein Verhaftsbefehl erlassen wurde, den aber Niemand zu vollstrecken sich getraute. Mittlerweile hatten andere reiche Familien aus Albany vom Statthalter das Land gekauft, welches die Pfälzer urbar gemacht hatten, aber den Deutschen war schwer beizukommen. Einem Scherif, der zur Verhaftung Weisers abgeschickt wurde, zerbrachen die Damen von Weisersdorf nicht nur zwei Rippen, sondern eine davon beschimpfte ihn obendrein auf so obscöne Weise, daß es sich nicht wieder erzählen läßt. Als die Aristokraten von Albany, die „sieben Partner" geheißen, unsere Landsleute fortwährend mit ihren Forderungen beunruhigten und eine Deputation, welche an den König abgeschickt worden war, ohne Erfolg aus England zurückkehrte, verständigten sich die Pfälzer endlich unter äußerst günstigen Bedingungen mit ihren Gegnern. Nur Einer, nämlich Konrad Weiser, fügte sich auch nicht dem kleinsten Unrechte, sondern zog lieber mit einem Dutzend Gleichgesinnter fort aus dem verhaßten Betrügerstaate New-York nach Pennsylvanien. Der schwedische Reisende Peter Kalm, der 1748 in den Vereinigten Staaten sich aufhielt, bezeugt als Dritter und Unparteiischer ausdrücklich, daß die Deutschen in New-York schnöde bedrückt und betrogen worden waren, und daß deshalb nicht blos viele aus New-York nach Pennsylvanien gezogen wären, sondern daß sie auch in die Heimath geschrieben hätten, um alle Wanderlustige vor New-York zu warnen und ihnen Pennsylvanien als das rechte Ziel zu bezeichnen, so daß der Staat New-York jetzt unendlich reicher wäre, wenn nicht durch die öffentliche Unredlichkeit der Strom der deutschen Einwanderer frühzeitig abgelenkt worden wäre.

Nach Hunters Entfernung besserten sich indessen die Verhältnisse nicht blos am Schoharie, sondern der neue Statthalter Burnet versetzte 1721 einen Theil der Pfälzer nach der heutigen Stadt Little Falls oberhalb der Mündung des Schoharie in den Mohawk, wo sie prächtiges Ackerland in einer malerischen Umgebung verliehen erhielten und zugleich Gelegenheit zu einem gewinnbringenden Handel mit den Indianern fanden. Die reichlichen Landbewilligungen zogen die Deutschen mächtig an, denn der Besitz von eigenem Grund und Boden war das Streben ihres Ehrgeizes, wie noch jetzt die deutschen Handwerker ihre ersten Ersparnisse in Erwerbung irgend eines Bauplatzes anlegen, den dann an jedem Sonntag die Familie andächtig besichtigt. Die deutschen Ansiedelungen nahmen bald eine Ausdehnung von 40 engl. Meilen Länge an beiden Ufern des Mohawk ein, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berechnete man die Zahl der dortigen Häuser auf 500 mit 2500—3000 Einwohnern. Die Kriege mit Frankreich 1744 bis 1748, sowie der nachfolgende siebenjährige Krieg störten jedoch die raschere Entwickelung, bis der Fall von Quebeck 1759 endlich eine 12jährige Ruhe brachte. Die Unsicherheit während jener Zeit unterwarf die Ansiedler einer harten Prüfung, denn der Krieg wurde nicht gegen die Heere, sondern gegen die Bewohner gerichtet, und von beiden Seiten die raub- und mordlustigen Indianer aufgeboten.

Einer früheren Zeit gehört eine historisch nicht unwichtige Episode aus dem Jahr 1735 an. Unter den Einwanderern des Jahres 1710 befand sich nämlich die Wittwe Johanna Zenger, deren ältester Knabe Johann Peter, 13 Jahre alt, nach der Landung in New-York bei einem 20jährigen Buchdrucker, William Bradford, einem Quäker, in die Lehre trat. Nach vier Jahren wurde er Gehilfe und später Geschäftstheilnehmer seines Principals, welcher die erste politische Zeitung in New-York, natürlich noch unter Censur des Statthalters, druckte. Im Jahr 1733 trennte sich aber Zenger und gab ein eigenes Blatt, das New-Yorker wöchentliche Journal, heraus, welches das Organ der Volkspartei wurde. Schon im nächsten Jahre bekam er aber Händel mit den Behörden, und im Jahre 1735 wurde gegen ihn ein Strafverfahren eingeleitet. Die Schlußverhandlung fand am 4. August 1735 statt. Als officieller Vertheidiger war ihm ein unbedeutender und schüchterner Advo-



est zugewiesen worden, allein zur Ueberraschung der Richter erhob sich plötzlich A. Hamilton, einer der berühmtesten Juristen in den Colonien, der innige Freund Benjamin Franklins, der Zengers Anhang heimlich aus Philadelphia verschrieben hatte. Seine Rede wurde zu einer juristischen und geschichtlichen Begebenheit, denn mit ihr begann factisch die Preßfreiheit für die Colonien. Die Anklage hatte nämlich dahin gelautet, daß Zenger „eine gewisse falsche, boshafte, aufrührerische und schändliche Schmähschrift" verfaßt habe. Hamilton hatte sogleich den juristischen Fehler des Kronanwaltes herausgefunden, denn konnte die Anklage nicht vollständig bewiesen werden, so war sie nichtig. Deshalb klammerte er sich an das Wörtchen falsch und verlangte, daß der Angeklagte den Wahrheitsbeweis antreten dürfe. Dies war aber selbst in England bis zum Jahre 1792, wo Fox sein Libellgesetz einbrachte, nicht statthaft. Den Wahrheitsbeweis anzutreten wurde also dem Angeklagten vom Oberrichter verweigert, und nun hatte Hamilton gewonnenes Spiel, denn es war jetzt Sache der Geschworenen zu entscheiden, ob die sogenannte Schmähschrift Falsches enthalte. Die Geschworenen zogen sich auch nur kurze Zeit zurück, um unter dem donnernden Beifall der Anwesenden das Nichtschuldig auszusprechen. Hamilton wurde hierauf durch den Stadtrath von New-York zum Ehrenbürger ernannt und mit einer goldenen Dose beschenkt. Zenger, nicht weiter beunruhigt, starb als geachteter Bürger New-Yorks im August 1746.

Eine andere Episode gehört den Missionsversuchen der Herrnhuter unter den Mohikanern in Schekomeko an, die 1740 von Christian Heinrich Rauch mit unsäglicher Geduld begonnen und unter Schwierigkeiten fortgesetzt, 1742 zur Taufe und aufrichtigen Bekehrungen von 31 Indianern führte. Schon im Jahr 1744 aber begannen allerlei Plackereien der Missionäre von Seiten der Behörden und des angelsächsischen Pöbels. Sie wurden beständig zu Gericht beschieden und ihnen Eide abverlangt, deren Inhalt sie zwar vollständig bekräftigen, nicht aber ihn beschwören wollten, weil das Schwören gegen ihre Satzungen verstieß. Endlich wurden sie geradezu mit Hilfe eines gegen sie geschaffenen Gesetzes vertrieben und zur Auswanderung nach Pennsylvanien mit ihren Zöglingen gezwungen. Die Ursache dieser Feindschaft war der gemeinste Eigennutz, denn gelang es die Indianer zum Christenthum und zu sesshafter Lebensweise zu bekehren, so schwand die Aussicht, sie von ihren Ländereien zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Lord Brougham ist am 8. Mai auf seinem Landgute Cannes in Südfrankreich verschieden; er war unstreitig einer der begabtesten Staatsmänner unseres Jahrhunderts, mit den wichtigsten Entwickelungen Englands in Beziehung und einer der wirksamsten Vorkämpfer des politischen Evangeliums der Freiheit. Geboren 1779 zu Edinburgh, hatte er als 16jähriger Zögling des dortigen Gymnasiums bereits die hohe Auszeichnung, seine „Abhandlung über das Licht" von der Royal Society der Aufnahme in das vorzüglichste wissenschaftliche Blatt Englands gewürdigt zu sehen. Im Jahre 1802 verband er sich mit einem Kreise von geistvollen Männern zur Gründung der von Jeffrey redigirten berühmten Zeitschrift „Edinburgh Review", welche die bedeutsamsten Einflüsse auf Englands geistige Entwickelung nahm. Gleichzeitig hatte er sich bereits als Anwalt einen so weitdringenden Ruf verschafft, daß Prinzessin Caroline von Braunschweig, Gemahlin des Prinzen von Wales, ihn zu ihrem Rechtsfreund machte und er die siegreiche Führung ihres Processes vor dem Oberhause durchzufechten hatte. In seinem eigentlichen Elemente war indeß der Lord erst, als er 1810 durch den Peer Herzog Cleveland (vermöge der „Rottenborough"-Einrichtung) für Winchelsea in das Haus der Gemeinen eintrat. Wenn auch in den letzten Jahren, als Lord Henry den Hang nach der Regierung nicht mit den freiheitlichen Ueberzeugungen ins rechte Gleichgewicht zu setzen wußte, er durch Wankelmüthigkeit und übermäßige Reizbarkeit dem egoistischen Individualismus mitunter verfiel, so hat dies seine großen Verdienste um die rückhaltlose Anwendung der Freiheit nicht vergessen machen können. Er legte Bresche in die heillosen Bollwerke der „alten Politik", welche auch bei englischen Staatsmännern tief eingewurzelt war. Einer der glühendsten Gegner des Sclavenhandels, führte ihn die Consequenz dieser Ueberzeugung zum Ankämpfen gegen die geistige Unterjochung der unteren Klassen, zu rastloser Beschäftigung mit Hebungsmitteln des Volksunterrichtes und endlich in eine die sociale Bewegung begünstigende politische Stellung. Er gründete die Londoner Kleinkinderschule; mit Unterstützung von Gesinnungsgenossen führte er in ganz England Handwerkerbildungsschulen ein. Die reactionäre auswärtige Politik, welche zur Heiligen Allianz führte, fand in ihm einen unerbittlichen Gegner. Die gegen ihn erhobenen Vorwürfe der Indiscretion, des Schwankens zwischen seinen Grundsätzen und oft falschen Rücksichten der Zweckmäßigkeit und anderes können nur im Zusammenhange mit seinem ganzen Naturell gewürdigt werden — nie hat er gegen die Freiheit Front gemacht, wenn er auch, wie als Gegner der gegen die Korngesetze gerichteten Bewegung, oft gegen die öffentliche Meinung seine eigene Ansicht halsstarrig vertrat.

— Aus dem Kanton Graubünden berichtet man von Untervatz von einer ähnlichen Katastrophe, wie bei dem glarner Dorfe Bilten. In der Nacht vom Montage auf Dienstag brach tief im Tobel anderthalb Stunde oberhalb des Dorfes ein gewaltiger Erdrutsch los. Längs der Bachschlucht liegen auf den hohen Felsenterrassen der Calanda große Geschiebmassen einer alten Moräne aus der Gletscherperiode, diese besäet mit kolossalen erratischen Blöcken. Mit den alten Schuttmassen wechseln mächtige Lager und Schichten von Thon und Letten. In Folge der Schneeschmelze gerieth ein solches Lager in Bewegung und riß eine bedeutende Strecke Waldes mit sich fort. Es stürzte die Erdmasse mit gewaltigen Tannen und Buchen über eine hohe Felswand in die Tiefe und die enge Schlucht hinunter und stauete den angeschwollenen Bach auf, bis der Druck des Wassers eine ungeheure Masse mit sich fortriß. Nach Mitternacht kam das schlammige Ungeheuer, nachdem es die starken Krümmungen des Tobels zurückgelegt, zu oberst im Dorfe an. Das Bachbett, das eine Tiefe von 20—30 Fuß hat, wurde nicht nur ganz ausgefüllt, sondern von großen Waldbäumen, die sammt Wurzeln und Zweigen mit fortgerissen wurden, weit überragt. Die Wasserleitung des Dorfes, die Außenwerke mehrerer Mühlen und 6 Dorfbrücken wurden von der Elementarkraft zerstört. Die größten erratischen Blöcke rollten mit donnerndem Getöse mit fort. Bald war die untere Hälfte des Dorfes tief in Schlamm und Wasser, Hausfluren, Stuben, Ställe, [illegible] voll. Einzelne Personen konnten nur mit Mühe aus dem Schlamme gerettet werden, andere flüchteten sich durch den Kamin und über die Dächer weg. Bei allem Unglück und Schaden ging doch kein Menschenleben verloren. Ein großer Theil des Feldes steht dagegen noch immer tief unter Schlamm und Wasser, obgleich die Gemeinde unter dem Beistande der Nachbargemeinden Zizers, Igis, Trimmis, Haldenstein, [illegible] und [illegible] ununterbrochen die ganze Woche gearbeitet hat. Erst am Freitage gelang es, dem Wasser wieder ein Bett zu schaffen, trotzdem ist die Gefahr noch nicht vorüber. Die Risse in den Geschiebsmassen des Erdrutsches sind noch groß und eine enorme Masse Material ist noch in der Schlucht aufgehäuft. Seit mehr als 100 Jahren war keine solche Katastrophe mehr. Laut einer Sage soll der Ort Untervatz im Mittelalter einmal vollständig untergegangen sein. Eine starke Regen- oder Gewitternacht könnte diese Sage heute wieder wahr machen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 61.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

15. Capitel. Des Ovidius Naso Heilmittel für die Liebe.

Der Flieder hat draußen nun schon ziemlich abgeblüht; er folgt den Tausenden von weißen und rothen Blüthen, die, rings am Boden umhergestreut, dem Frühling das Leichentuch bilden und die Hinfälligkeit alles Schönen auf Erden mit ihrer stummen Sprache verkünden. Die Bienen summen zu ihrer emsigen Arbeit, und in den lauwarmen Luftwellen wiegt sich der Schmetterling, wiegen sich Blumen und Gräser im stillen Behagen. Es ist dies die Zeit, in der auch der rührigste Mensch einmal von seiner Arbeit ausruht und, die Hände auf den Rücken oder unter den Kopf gelegt, jenem dolce far niente huldigt, welches den Neapolitaner berühmt gemacht.

Aber Hermann ist fleißig; hinter den grünen Vorhängen des halbgeöffneten Fensters sitzt er mit schweißtriefendem Angesicht und studirt in einem ehrwürdigen, mit Schweinsleder eingebundenen Folianten. Er hat den Kaffee nur halb ausgetrunken, die angebrannte Cigarre wartet schon seit länger als einer Stunde auf Erneuerung des Feuers, ja selbst die Frühstücksstunde hat vergeblich mit tönender Stimme seine Aufmerksamkeit abzulenken versucht. Zuweilen wirft er, ohne die Augen vom Buche abzuwenden, einige Notizen stenographisch auf's Papier und liest dann weiter.

Und fragst Du, lieber Leser, welch' seltsames Buch es sein mag, das unseren Helden so ausdauernd beschäftigen kann, so wird Dich der Einband zunächst belehren, daß es kein neuer Roman von Karl Gutzkow oder von der beliebten Geschichteverwässerin Louise Mühlbach ist; wir können Dir auch versichern, daß es keine geheimnißvollen Abhandlungen über den Stein der Weisen oder die schwarze Kunst sind. Nein, das Buch, welches vor Hermann liegt, ist in einigen hunderttausend Exemplaren über den Erdball verbreitet, und der Quartaner schon bekommt es in die Hände. Kurz, der ehrwürdige schweinslederne Foliant enthält des Ovidius Naso sämmtliche Werke. Es sind aber nicht die „Metamorphosen der Götter", auch nicht die lieblichen „Liebeselegieen" oder „Die Kunst zu lieben", welche unser Freund aufgeschlagen, sondern — höre es, lieber Leser, und mache Dir einen Begriff von Hermann's Stimmung — es ist das Buch, betitelt: „Heilmittel für die Liebe."

„Ein auf dem Felde der Liebe so erfahrener Mann wie unser Ovid," hatte er gedacht, „muß doch unbedingt die besten Rathschläge ertheilen können," und so hatte er, da ihm das Buch gerade unter die Augen fiel, dasselbe in die Hand genommen und es vom Anfang bis zum Ende in einem Athem durchgelesen. Und als er damit zu Ende gekommen, hatte er bedächtig den Kopf geschüttelt und gesagt:

„So etwas muß man mit Verstand lesen und die Einzelnheiten prüfen. Fangen wir noch einmal an."

Aber je länger er las, desto unzufriedener schien er mit seinem Autor zu werden, und diese Unzufriedenheit machte sich in den obenerwähnten stenographischen Notizen Luft:

„Der gute Ovid," sagte er endlich, „ist wie alle Aerzte. Wir haben so lange Respect vor ihnen, bis wir uns ihnen anvertrauen und dann einsehen, daß sie uns nichts nützen können. Was ist das für ein langathmiges Geschwätz! Deswegen braucht man nicht beinahe 2000 Jahre Classiker genannt zu werden, um so etwas zu schreiben. Was soll mir das nützen, wenn er sagt: „Den Anfängen begegne, spät kommt die Medicin, wenn das Uebel durch die Zeit stark geworden!" Das wissen wir allein; aber im Anfang wissen wir noch nicht, daß es ein Uebel werden kann, da liegt der Hase im Pfeffer! guter Ovid, laß' Dich begraben."

Hermann blätterte gedankenvoll in dem Buche herum, bis er wieder an einer früher angestrichenen Stelle stehen blieb:

„Der andere Rath geht nur die Anderen, den Liebenden selbst nichts an, widerspricht noch dazu gewissermaßen dem ersteren. Man soll nicht zu früh einem Liebenden mit Rathschlägen entgegentreten, „weil der Geist noch ungeduldig, noch nicht zu behandeln ist, und er die Worte des Ermahnenden haßt." Das ist ganz natürlich, ganz vernünftig, jedes Kind begreift das, es ist eine traurige Erfahrung, aber was soll mir dies Alles helfen? Nein, guter Ovid, wenn Du nichts Besseres wußtest, hättest Du die Leute nicht zu incommodiren brauchen. Da kommt mir die nächste Bemerkung schon viel plausibeler vor: „Wenn Du den Müssiggang meidest, so verliert Cupido's Bogen die Kraft und ohne Feuer liegen seine Fackeln verachtet da." Das hat eben so viel für sich, wie wenn er weiter unten sagt: „Amor weicht der Thätigkeit; wenn Du von Deiner Liebe befreit sein willst, so thue etwas und Du wirst in Sicherheit sein," oder was dasselbe sagt: „Jener Knabe folgt dem Müssiggange, er haßt die Thätigen, darum gieb dem unbeschäftigten Geiste eine Arbeit, die ihn fesselt." „Hm," meinte er und ging hastig im Zimmer auf und nieder, „es ist doch schließlich auch nur ein Gedanke, wie jeder andere, der sich hübsch anhören läßt, aber praktisch nicht zur Geltung kommt. Man soll sich eine Arbeit vornehmen. Aber wird der Steinklopfer nicht bei jedem Steine, den er zerschlägt, an das kieselharte Herz seiner Geliebten denken? Wird nicht der Tischler, wenn er ein Bret zerspaltet, an Jene denken, die ihm das Herz gespalten? Und mit der geistigen Arbeit ist es nun gleich gar nichts. Wenn so ein Gedanke, so ein Bild sich einem durch Alles drängt, wo soll da die Ruhe des Geistes, die Kaltblütigkeit der Seele zu einer ernsten Arbeit herkommen? Süße Liebeslieder zu dichten, wie Du, lieber Ovid, das mag am Ende noch gehen; aber wir arbeiten heutigen Tages anders, und da geht es wirklich nicht, ich kann Dir's versichern. Sehen wir, was er weiter sagt:

„Reisen!" Ja, Reisen ist ein schöner Gedanke! Also wenn, wie der gute Ovid selber zugestehen muß, ein Kampf nicht länger möglich, soll man fliehen, das Schlachtfeld verlassen. Die Stelle ist schön, die muß ich übersetzen."

Hier nahm er die Feder und schrieb die folgenden Distichen:

„Weinen wirst Du gar oft, gedenkst Du der fernen Geliebten,
Zögern wird oftmals Dein Fuß mitten im eilenden Lauf.
Doch, je geringer die Lust, je mehr gedenke zu eilen,
Wandre Du rüstig nur zu, zwinge den zögernden Fuß."

„Aber es hilft auch nichts, heutzutage wenigstens nicht mehr, da fährt man mit der Eisenbahn, und wenn man als Narr fortgefahren, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß man auch als Narr wiederkommt. Aber hier steht etwas, was alle Achtung verdient: „Sage Dir oft vor, was sie Dir Böses gethan, und rufe Dir alle Leiden, die Du durch sie erlitten, recht oft in's Gedächtniß zurück." Dieser Rath wäre nicht übel, aber wie leicht könnte er zu Ungerechtigkeit führen? denn das Meiste, was sie dir angethan, that sie, weil es so in ihrer Natur lag, und Deine meisten Leiden hast Du selber verschuldet. Wenden wir uns also zu dem letzten Heilmittel: „Man suche bei der Geliebten alle Fehler zusammen und vergrößere sie durch seine Einbildungskraft! ist sie naiv, so sieh' sie für albern an, ist sie braun, so denke sie Dir schwärzer, hat sie schlechte Zähne, so bringe sie häufig zum Lachen, hat sie eine unangenehme Stimme, so veranlasse sie zum Singen, ist sie ungeschickt, so sieh' sie tanzen, ist sie ungebildet, so sprich viel mit ihr, ist sie...

„Fort, Du dummer Ovid," rief unser Freund und warf den Folianten unwillig in eine Ecke. „Das ist der dümmste von allen Rathschlägen. Ich soll mir mein Ideal selber zerstören, soll der ganzen Summe meiner Leiden auch noch das Bewußtsein hinzufügen, daß ich ein Narr gewesen, als ich sie geliebt? Nein, nimmermehr thue ich das; ich werde mir denken, daß ich ein schönes Bild meiner Phantasie geliebt habe und als solches will ich es fortlieben."

Unser melancholischer Freund, der die Tage seit seiner Rückkehr zu Hause zugebracht hatte, kleidete sich darauf an und ging spazieren.

16. Capitel. Die Liebe ein Traum.

Kennt Ihr Calderons „La vida es sueno? das Leben ein Traum?" jenes duftige Märchen, welches in seiner Tendenz lehrreicher, nach seinem Inhalte wahrer, als alle unsere modernen „nach dem Leben gezeichneten" Poesieen?

Wir träumen Alle, Alle suchen wir das nüchterne Leben, welches sonst kaum zu ertragen, durch ein liebliches Bild unserer Phantasie uns schöner zu gestalten. Wir legen, sei unsere Phantasie arm oder reich, in einem anderen Wesen, sind wir Mann, in einem Weibe das Edelste, was wir zu träumen vermögen, im frommen Glauben nieder, daß dieses eine solche Schwärmerei als Wohlthat empfinden werde. Freilich sollten wir dabei nicht ganz vergessen, daß Vieles nur Traum ist, und wenn uns das Leben aus unserem Traume schreckt, sollte sich der Geist nicht so schwer, so widerwillig in die unerbittliche Wirklichkeit schicken. Uns aber befängt beim Anblicke eines solchen Wesens oft eine Scheu, gemischt mit Haß, denn es ist uns, als habe dieses Wesen etwas Heiliges in uns getödtet.

Hermann schlenderte beruhigten Herzens durch die herrlichen Anlagen eines dem öffentlichen Besuche freistehenden Parkes; der Sternen- und Mondenschein machten eben Miene, das glühende Abendroth zu besiegen, da kam er an einen Ort, an welchem den Besuchern des Gartens Erfrischungen und zeitweilige Rast auf Bänken und Stühlen geboten waren. Ehe er sich's versah stand er vor einer Gruppe früherer Bekannter, die alle um einen großen langen Tisch herumsaßen und die er ohne Begrüßung nicht verlassen konnte.

Franziska saß mitten unter ihnen; sie sah ihn nicht. Stillträumend saß sie da, und nicht nur ihre Gedanken, auch ihre Blicke schienen an dem grünen Blättermeere zu haften, das über ihrem Haupte rauschte. Man bot ihm einen Platz, ihr gerade gegenüber, er nahm ihn schweigend an. Da schlug sie die Augen auf und sah ihn fragend an. Eine leichte Begrüßung wurde stumm getauscht.

Erinnert sich Jemand des Märchens vom König, dem das Herz gestohlen war? In der Erinnerung haftet ihm noch lebhaft, was sein Herz bei der und jener Gelegenheit empfunden; gleichwie der Erwachende oft die Arme nach den fliehenden Gestalten seines Traumes ausstreckt, bis er sieht, daß es nur Luft ist, was ihn umgiebt, regt die und jene Muskel noch, als erhielte sie den oftgewöhnten Impuls des Herzens; aber es ist vorbei, es lebt nicht mehr. Eine Nachtigall sang in einer hundertjährigen Buche über ihm, es rauschten und flüsterten die Blätter oben ebenso frisch und geheimnißvoll wie die Wogen des darunter wegfließenden Baches; seine Augen sahen ruhig und kühl in die ihrigen, es war ihm Alles nur wie ein Traum.

„Ist denn das wirklich das Wesen," fragte er sich, „das in Dir Gefühle erwecken konnte, die bis an die Grenze der Narrheit streiften? Was, um Alles in der Welt, zeichnet dieses Mädchen vor Tausenden ihrer Schwestern so seltsam, so einzig aus, daß Du gerade von ihr Dein Glück abhängig machtest. Schau Dich doch um! Sind andere nicht ebenso schön, nicht noch schöner, wie sie? Warum mußte nun gerade sie es sein? Sie hat etwas Witz, das ist wahr, aber ist diese Gabe der lieben Mutter Natur denn gar so selten, daß Du sie bei Anderen nicht auch hättest finden können, und mußtest Du wegen dieser Eigenschaft Dich so sterblich in sie verlieben? Sie hat eine nette Stimme und singt ganz leidlich, aber wenn Du Alle, die das können, lieben wolltest, müßtest Du Dein Herz in mehr Stücke zerhauen, als Saul den Stier, den er an die Stämme Israels schickte. Und nun sage mir, ewiges Schicksal, was hat dieses Mädchen für sich, daß Du solche Leidenschaft für sie empfinden konntest? Gerade Das, was für Dich hätte das höchste sein müssen, der Adel der Seele fehlt ihr. Sie hat kein Gefühl, kein Herz. Was war ihr ganzes Verhalten Dir gegenüber Anderes, als ein fortlaufendes Gewebe herzlosester Coquetterie? Und diesem Wesen hast Du Deine Seele geöffnet wie Niemandem sonst? Ihr hast Du den leisesten Wunsch abzulauschen gewußt, ihr die duftigsten Blüthen Deines Geistes gewidmet, um dieses Wesens willen hast Du so Vieles ertragen und gelitten. Sieh' da, Constanzen, sie verehrte Dich wie ein höheres Wesen, wie sie selbst aus vollem Herzen betheuerte, und doch hat sie sich über Dein Verlassen zu trösten gewußt und ist glücklich mit Einem, der sie weniger blendet, aber besser und treuer liebt!"

Franziska sah ihn währenddessen noch immer fragend an; er zwang sich zum Sprechen. Sie fragte ihn nach seiner Reise, und, er erzählte in seiner früheren leichten humoristischen Weise, was ihm Seltsames vorgekommen war. Auch sie wurde angeregt, zu sprechen, und zum ersten Male machte er die äußerst merkwürdige Erfahrung, daß sie gerade so sprach, wie jedes andere gewöhnliche Menschenkind.

„Und das Alles hast Du so leidenschaftlich lieben können, so leidenschaftlich, daß Du den Gesängen Homer's nicht eifriger gelauscht, wie ihren Worten? Widersinniges Verhältniß! Statt daß ihr Alles hätte daran gelegen sein sollen, durch

Deinen Umgang ihren Geist zu bilden, hat sie es als eine Gnade gewährt, sich von Dir unterhalten zu lassen!"

(Schluß folgt.)

Die Deutschen im Staate New-York.

(Fortsetzung.)

Als die Unabhängigkeitsbewegung ausbrach, theilten sich bekanntlich die Amerikaner in Königliche und in Republikaner, oder vielmehr in Tories und Whigs. Die Deutschen am Mohawk waren fast einstimmig whigistisch gesinnt und erklärten sich auf Volksversammlungen für die Revolution. Im Tryon County hatte 1775 der Sicherheitsausschuß vier „Bataillone" organisirt, deren vier „Obersten" sämmtlich Deutsche waren. Erst im Jahre 1777 kamen sie aber ins Feuer. General Bourgoyne hatte nämlich den Obersten St. Legers mit 750 Mann und 1000 Rothhäuten befohlen, von Oswego durch das Mohawkthal vorzudringen und sich mit ihm bei Albany zu vereinigen. Auf seinem Marsch hatte er als erstes und wichtigstes Hinderniß Fort Stanwix vor sich, welches Oberst Gansevoort mit 6—700 Mann aufs äußerste hielt und den Gegner zur Belagerung zwang. Zum Entsatz dieses Forts wurden die vier deutschen Milizbataillone, zusammen 800 Mann stark, aufgeboten. Sie standen unter einem erfahrenen und heldenhaften Officier, dem Obersten Nikolaus Herckheimer. So unterschrieb er sich selbst in seinem Testament vom 7. Februar 1777, jetzt im Archiv des Appellationsgerichtes von Albany, während die Yankees den Namen in Erghemar, Herchkeimer, Harkenis, Herchamer, Harchamer, gewöhnlich aber zu Herkimer verstümmelt haben. Der General war der Sohn von Johann Jost Herckheimer, der zu den ersten pfälzischen Ansiedlern im Mohawkthal gehörte. Am 5. August hatte Herckheimer den Mohawk beim heutigen Dorfe Oriskany überschritten und am 6. August sollte Gansevoort aus dem Fort fallen, während er selbst den Obersten St. Legers im Rücken fassen würde. Die Boten erreichten jedoch die Belagerten erst um 1 Uhr Morgens, und mittlerweile hatten die Königlichen die Annäherung der Milizen erfahren, sowie beschlossen, sich mit Uebermacht auf sie zu werfen. Herckheimer wollte am nächsten Morgen nicht eher vorwärts, als bis er die verabredeten Kanonenschüsse vom Fort Stanwix hören würde, als aber seine Officiere ihn der Feigheit und Verrätherei beschuldigten, ließ er gegen sein besseres Ermessen vorrücken. Die Feinde erwarteten sie bereits versteckt an den Rändern einer Schlucht, in die sich die Colonne ohne Plänkler um 11 Uhr hineinwagte. Beim ersten Angriff der Gegner wichen die Deutschen und geriethen in die größte Verwirrung, nur eine Abtheilung, um Herckheimer geschaart, hielt Stand und bald sammelten sich die wackeren Pfälzer Bauern wieder um diesen Kern. Das Gefecht im Walde war über alle Beschreibung blutig, allein die Milizen waren nicht mehr zum Wanken zu bringen und machten die begangenen Fehler durch ihre Hartnäckigkeit wieder gut. Herckheimer selbst, durch den Schenkel geschossen, commandirte sitzend von einem Baumstamm mit größter Kaltblütigkeit. Schon begannen die Engländer zu weichen, als sie wieder Succurs von dem Regiment Royal Greens erhielten. Die Deutschen aber, von Kampfeswuth entbrannt, wollten nicht mehr schießen, sondern warfen sich mit dem Kolben auf den Feind. Als dann, spät aber immer noch rechtzeitig, Kanonendonner vom Fort Stanwix vernommen wurde, fürchteten die Engländer im Rücken angegriffen zu werden und überließen den Wahlplatz den deutschen Bauern. Der Sieg war theuer erkauft, denn der vierte Theil der Milizen lag todt oder verwundet, allein Fort Stanwix ward nicht blos gerettet, sondern das Lager der Feinde gerieth bei dem Ausfall in die Hände Gansevoorts, und St. Legers war genöthigt, sich nach Canada zurückzuziehen. Die Rothhäute hatten aber vor den deutschen Bauern einen solchen Schrecken bekommen, daß sie seitdem sich nie wieder mit ihnen in offener Feldschlacht zu messen wagten. Anfangs hatten die Indianer immer gelauert, bis einer der Deutschen geschossen hatte, um sich, ehe er laden konnte, mit Ueberzahl auf ihn zu werfen und ihn mit den Aexten niederzuschlagen. Herckheimer, der dies merkte, ließ aber fortan immer je zwei Mann hinter einen Baum stellen, wovon der eine nicht eher schießen durfte, als bis der andere geladen hatte. Die Indianer bezahlten seitdem ihre Angriffe auf die Posten so empfindlich, daß sie ihre Feinde nicht mehr recht „packen" wollten. Das kleine Gefecht bei Oriskany wurde moralisch wichtig als der erste bedeutende Erfolg im Norden, und es entschied auch mittelbar durch die Rückwerfung St. Legers die Waffenstreckung des Generals Burgoyne bei Saratoga. Leider starb der tapfere Herckheimer, von einem Wundarzt schlecht behandelt, am 17. August 1777 an einer Verblutung.

Nach dem Tage bei Oriskany erscheinen die Deutschen am Mohawk nicht mehr in einer geordneten Feldschlacht, desto schwerer litten sie unter dem Grenzkrieg, der nichts anderes war, als ein abscheuliches Rauben und Morden. Der gefährlichste Feind der Pfälzer war Thayendanegas, ein Häuptling der Mohawk, den Sir William Johnson zwanzig Jahre alt 1761 in einer Schule von Lebanon (Connecticut) hatte erziehen und Joseph Brant taufen lassen. Im Bündniß mit „Tories" überfielen seine Rothhäute gewöhnlich nach eingebrachter Ernte die Bauern, ermordeten was ihnen in die Hände gerieth, und zündeten die Häuser sammt den Vorräthen an. Anfangs waren die Bewohner auf sich selbst angewiesen, später erhielten sie zum Schutz einige Continentaltruppen, auch wurden mehrere Forts angelegt, in welche sich beim Herannahen des Feindes die Wehrlosen retten konnten. Auch wurde 1779 ein Zug gegen die „sechs Nationen" ausgeführt, vierzig ihrer Dörfer zerstört und ihnen eine wohlverdiente Züchtigung ertheilt. Allein nach etlicher Zeit kamen sie doch wieder, und erst der Friede brachte vollständige Ruhe. Die Deutschen gewöhnten sich mittlerweile an diese furchtbare Plage, und lernten sich zu schützen, indem sie beständig eine Kette von Vorposten ausstellten, welche beim Herannahen der Mörderbande rasch nach dem nächsten Fort eilten, von wo aus Kanonenschüsse die zerstreuten Ansiedler warnten. An heldenhaften Zügen fehlte es bei unseren Landsleuten nicht, und eine der besten Episoden trug sich am 6. August 1781 zu. An diesem Tage zeigte sich abermals eine Bande von 48 Indianern und 16 „Tories", geführt von Donald Mac Donald, am Mohawk. Alles eilte nach Fort Dayton, nur Johann Christian Schell beschloß, in seinem Blockhaus die Feinde zu erwarten. Das untere Stockwerk hatte keine andere Oeffnung als ein festes Thor und Schießscharten. Der obere Stock trat über den unteren hervor und der Boden der Galerieen war mit Löchern zum Durchschießen versehen. Die beiden jüngsten Söhne wurden im Felde überrascht und gefangen, der Alte aber mit seiner Frau und vier Söhnen gelangte rechtzeitig ins Blockhaus. Frau Schell lud die Gewehre, während die Männer auf die Feinde anschlugen. Mehreremale suchten diese bis ans Haus zu dringen, immer aber wurden sie mit Verlust zurückgetrieben. Endlich wagte sich Macdonald an die Thür, um sie mit einem Hebebaum einzusprengen, allein ein Schuß ins Bein streckte ihn zu Boden. Wie der Blitz öffnete Schell sogleich die Thür, zog den Verwundeten herein und riegelte hinter ihm wieder zu. Jetzt war man wenigstens sicher, daß die Räuber das Haus nicht anzünden würden, da sonst ihr eigener Anführer elend verbrannt wäre. Auch fand man bei ihm reichliche Munition, die den Schells bereits zu mangeln anfing. Als die Sonne im Untergehen den Wald vergoldete, fielen die Belagerten in die Kniee und sangen zur Herzensstärkung „Ein' feste Burg ist unser Gott." Die Feinde benutzten diesen Moment, sprangen an das Haus heran und streckten die Mündungen ihrer Gewehre durch die Schießlöcher, allein die handfeste Frau Schell kam mit einer Axt und schlug fünf der Rohre krumm. Bei einbrechender Dunkelheit brachen auf Verabredung die Eingeschlossenen plötzlich in ein Jubelgeschrei aus, als hätten sie Hilfe aus Fort Dayton

erhalten. Ihre Feinde ließen sich auch wirklich täuschen und zogen schleunigst ab, nachdem sie zuvor den Schells hatten wissen lassen, daß von der sorgsamen Verpflegung Macdonalds das Schicksal ihrer gefangenen Söhne abhängen werde, die schließlich aber ausgeliefert wurden und nachträglich erzählten, daß ihre Bedränger bei dem Waldgefechte elf an Todten und zwölf an Verwundeten verloren hatten, von welchen letzteren neun noch auf dem Rückzug starben.

Als der Friede kam, war aber die Hälfte der Waffenfähigen von den Pfälzern gefallen, und sie zählten unter sich nicht weniger als 500 Wittwen und 3000 Waisen. Mehr noch als die Indianer wurden die „Tories" gehaßt, unter denen auch einige, aber sehr wenig deutsche Schelme und Verräther sich befanden. Die torystischen Ländereien wurden übrigens kurzweg eingezogen und von den Whigs unter sich vertheilt. Auch die ehemaligen guten Beziehungen zu den Rothhäuten hatten sich ins Gegentheil verkehrt, und wenn seitdem ein Waidmann einen Indianer durch den Busch schlüpfen sah, knallte er ihn ohne weiteres Besinnen nieder. Die Gerichte kümmerten sich nichts um derlei Dinge, und wurden die Thäter befragt, so lautete die stereotype Ausrede: sie hätten den Indianer für einen Wolf oder Bär gehalten. Diese Verwilderung der Gemüther darf uns übrigens nicht überraschen, denn die Engländer hatten den Banden, die sie losließen, für jeden erbeuteten Scalp eine Prämie bezahlt. So fielen bei einem Streifzug der Amerikaner auf dem Indianergebiet 1782 ihnen acht große Pakete in die Hände mit 1062 getrockneten Kopfhäuten, den dreijährigen Ertrag ihrer „Arbeit", und dabei lag ein Brief vom 3. Januar 1782, geschrieben von einem gewissen Crawfurd im Namen von acht Senecahäuptlingen an englische Beamte, welcher ein Register über die Scalpe enthielt mit der Bitte, dem König von England als ein Geschenk der Unterthanentreue jene Sammlung zu überreichen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein im Fache der Medailleurkunst wohlbekannter Meister, Herr Professor Chr. Schnitzspahn, Hofmedailleur in Darmstadt, ist, wie Schuster's „Ill. Ztg." meldet, mit der letzten Vollendung einer Medaille beschäftigt, welche das ganze Luther-Monument mit allen Figuren nebst den Bildnissen, Basreliefs und Inschriften übersichtlich darstellt, wie es der bekannte Holzschnitt nach der Zeichnung von J. Hübner zuerst gebracht hat. Nach den plastischen Bedingungen des Basreliefs war die Darstellung der Gesammtansicht des Monuments nicht ohne Schwierigkeiten, welche aber mit großer Geschicklichkeit überwunden wurden. Das in einer Größe von 25 Centimetres von Prof. Schnitzspahn ausgeführte Wachsmodell ist nach den Originalskizzen der Figuren von Rietschel in treuer und stylvoller Behandlung gearbeitet. Die Medaille, welche schon zu den größeren ihrer Art gehört, hat einen Durchmesser von 60 Millimetres. Auf der Vorderseite stehen im Halbkreise über dem Denkmale die Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Der Revers hat eine In- und Umschrift, und beide sind durch gothisches Stylwerk getrennt und eingeschlossen; die Inschrift lautet: „Ein' feste Burg ist unser Gott, Ein' gute Wehr und Waffen," die Umschrift: „Erinnerung an die Enthüllung des Luther-Denkmals in Worms 1868." Ferner in zwei Zeilen: „Entworfen und begonnen von E. Rietschel, vollendet von A. Donndorf und E. Kietz." Die Medaille wird in edelen Metallen geprägt werden, doch auch, um eine größere Verbreitung zu ermöglichen, in Bronze und Britannia-Metall an den Tagen der Enthüllungsfeierlichkeiten sowie auf Bestellung auch früher zu haben sein.

— Aus München, 11. ds., wird geschrieben: Der König hat Unglück mit seinen Flügeladjutanten; es jährt sich gerade, daß der Flügeladjutant Fürst Taxis mit einer Schauspielerin vom Actientheater in die Weite ging, und jetzt thut ihm sein Nachfolger das Gleiche. Nur ist die Schöne — die zweite Auflage einer Geschichte muß immer vermehrt und verbessert sein — eine Gräfin, verheirathet und Mutter dreier Kinder. Flügeladjutant, Cürassier-Oberlieutenant Baron K., hat sich mit der Gräfin ***, aus einer bekannten österreichischen adeligen Familie, nach der Schweiz entfernt; der verlassene Gatte ist der Entflohenen nicht nachgereist, doch erzählt man sich, die Schwiegermutter sei den Flüchtigen gefolgt, um die Frau Tochter zur Raison zu bringen. Man sieht, München thut das Möglichste um Großstadt zu werden.

— Auf der Insel Sardinien ist eine eigenthümliche Strike ausgebrochen — eine Arbeitseinstellung der Heuschreckenvertilger. Der Gemeinderath von Sassari hatte für jedes Kilogramm (zwei Pfund) Heuschrecken eine Prämie von 75 Centimes ausgesetzt, und Alt und Jung jagte Heuschrecken, so daß täglich im Durchschnitt 40 Centner dieser schädlichen Thiere eingeliefert wurden. Die Gemeinde sah sich aus Mangel an Geldmitteln veranlaßt, die Prämie zu reduciren; die Folge davon war, daß die Heuschreckensammler ihre Arbeit einstellten. Damit ist aber die ganze heurige Ernte in Frage gestellt.

Charade.

(Mit eigenthümlicher Sylbeneintheilung und freier Behandlung bezüglich entbehrlicher Endlaute.)

1 und 2.

Schlimm sind wir nicht, doch Manchen unbequem:
Wer ließe sich gern in die Karten sehen
Und möchte Andern immer Rede stehen?
D'rum sind wir manchmal minder angenehm.

3.

Ich bin es — glaub' ich — ruft der Sylben dritte:
Sonst käm' ich nicht zu Euch so vielgestaltig,
Dem inn'ren Wesen nach höchst mannichfaltig;
Sogar als Räthsel oft in Eure Mitte.

4.

Ich bin dem jüngsten Kleinen unter Euch
Von höh'rem Werth, denn Alles in der Welt:
Als wahre Lebensquelle ihm bestellt,
Bin Pflegerin und Mutter ich zugleich.

5 und 6.

Wer hätte vor und nach den Nibelungen,
Vom hohen Osten bis zum fernen Westen,
Bei hunderten von heitern Sangesfesten
Ohn' uns auch nur das kleinste Lied gesungen?

Das Ganze (ernst):

Ein Wendepunkt sind wir! Das alt' Getriebe,
Das Seelenlottospiel hat aufgehört;
Durch Waffenschmuck sind Alle nun geehrt.
Zu Vaterlandes Schutz und Trutz und Liebe
Sind wir vereint: Ein Volk in Waffen dann!
Wo wär' der Feind, der uns bedrohen könnte?
Gewappnet und geübt sind alle Hände;
Und Millionen stehen wie Ein Mann!

— Δ —

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 58:
Marie, Arie, Maie, Mai, mare (Meer), maire, marié (Gatte), mariée (Gattin).
Deßgleichen des Logogriph: Schwelle, Welle, Elle.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. — Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 62.

Sie lieben sich.

Novelle von A. Otto Walster.

(Schluß.)

Die Gesellschaft brach endlich auf. Noch einmal ging Hermann neben Franziska durch die schattigen Baumalleen, zwischen denen das silberne Licht des Mondes, eine Mahnung, daß jenseits dieser schönen und doch auch so traurigen Erde eine lichtere Welt bestehe, anmuthig hindurch schien. Seine Seele war noch empfänglich für die Schönheiten der Natur, aber seine Stimmung war diesmal nicht von ihr beeinflußt. Indem er mit Franziska sprach, nahm er im Geiste von ihr Abschied; er riß ihr stückweis die Blüthen und Blätter ab, mit denen seine Phantasie sie oft so reichlich beschenkt hatte. Es war eine Art Begräbniß. Alles ging so still, so geräuschlos vor sich, nicht wie bei einem Begräbniß auf der grünen Erde, wo die Glocken klingen, Musik ertönt und der Geistliche den Ort weiht; es ging zu wie auf hoher See, wo man den Todten in ein graues Segeltuch hüllt, Kanonenkugeln an Kopf und Füßen befestigt und das Ganze ins Wasser wirft. Wie ein muthwilliges Kind, welches mit großer Emsigkeit einen Kranz gewunden und ihn nun mit eifrigem Zerstörungssinn wieder zerpflückt, so zerriß Hermann mit stillem Behagen das Phantasiegewebe, mit dem er sie einst umgeben und welches sie ihm so schön, so begehrenswerth hatte erscheinen lassen. Franziska bekam keine Ahnung von dem, was in seiner Seele vorging, sie suchte den alten Ton, der einst in seinem Herzen wiedergeklungen, knüpfte an vergangene Tage und Scenen an, er ging unbefangen, sogar mit einer gewissen Bereitwilligkeit darauf ein, und nichts verrieth seine innerliche Kälte. So waren sie plaudernd bis an ihr Haus gekommen, dort reichte sie ihm die Hand und meinte:

„Sie bleiben nun wohl wieder hier, oder gedenken Sie noch fernere Reisen zu unternehmen?"

„Ich denke hier zu bleiben, bis auf weiteres wenigstens."

„Dann werden wir uns also öfter wiedersehen?"

„Ich glaube nicht, denn ich gedenke sehr zurückgezogen und von nun an in ernsten Studien beschäftigt zu leben."

„Das wäre Schade, Sie haben uns Allen ganz außerordentlich gefehlt."

„In dieser egoistischen Welt kommt man schließlich dazu, nur seinen Neigungen zu leben, und die meinigen gehen nicht mehr auf solche Vergnügungen."

„Ich lerne Sie zum ersten Male in der Eigenschaft als Egoist kennen."

„Das böse Beispiel steckt an, ganz unwillkürlich."

„Aber Ihre alten Bekannten, die näheren meine ich, werden sich doch auch ferner zuweilen Ihres Erscheinens freuen dürfen?"

„Ich habe keine näheren Bekannten mehr, seit Mathilde zu ihrer Schwester gereist und Constanze zu ihrem Glücke einen besseren Freund gefunden hat."

„Und mich? mich würdigen Sie wohl gar nicht mehr der Ehre?"

„Eine Ehre, die von Ihnen nie allzu hoch aufgenommen zu werden pflegte."

„Ich glaube gar, Sie tragen mir noch nach so langer Zeit jene kleinen Mißhelligkeiten nach?"

„Die kleinen Mißhelligkeiten waren manchmal ganz darnach angethan, einem ganze schöne Wochen zu verbittern, dazu bin ich nun doch nicht mehr aufgelegt, es hat Alles seine Zeit."

„Finden Sie denn nicht, daß jene Zeit zuweilen eine sehr interessante war?"

„Eine sehr interessante, mein Fräulein, Gott sei Dank, daß sie vorüber."

„Ich weiß nicht, Sie sind recht blasirt wiedergekommen."

„Das ist möglich; ich kann Ihnen aber versichern, daß man sich unter Umständen sehr wohl dabei findet."

„Und da gedenken Sie wohl auch die Bekanntschaft mit mir nicht fortzusetzen?"

„Nein, mein Fräulein," erwiderte er, und lachte dabei beinahe etwas zu laut, „ich danke, ich muß bedauern; ich denke, man muß nicht unbescheiden sein; ich habe das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft so gründlich genossen, daß ich mich für dieses kurze Leben damit begnügen kann."

„Aus Ihren Aeußerungen, die fast beleidigend sind, erkenne ich, daß Sie die Eindrücke unseres letzten Abschiedes noch nicht vergessen haben, Sie hätten mich nicht so beim Worte nehmen sollen, es war eine übele Laune."

„Und diese ferner zu ertragen, werde ich leichtblütigeren und weniger ehrliebenden Menschen überlassen. Was mich betrifft, so habe ich nur noch eine Bitte an Sie zu richten, Sie wollen mir erlauben, bei künftigem zufälligem Zusammentreffen bis auf einen Gruß alle weiteren Pflichten einer alten Bekanntschaft bei Seite setzen zu dürfen."

„Also ein Abschied in aller Form?"

„Ja, ein kurzer Abschied für die lange Freundschaft. Ich habe die Ehre."

„Sie werden schon noch mit sich reden lassen."

„Nein, so wahr ich an mich selbst und meine bessere Bestimmung, so wahr ich an ein ewiges . . ."

„Ich bitte Sie, bleiben Sie bei sich selbst . . .", rief sie fast erschrocken und hob abwehrend die Hand in die Höhe.

„Sie haben recht, mein Fräulein, es ist nicht der Mühe werth. Sie haben die für mich heiligsten Gefühle als Gegenstand Ihres Spieles behandelt, Sie haben mir den Blüthenstaub des Geistes schonungslos abgestreift, Sie hätten Einen, der Sie ebenso heiß liebte und weniger fest war, zum Selbstmord treiben können, ohne zu fragen, was aus ihm wurde, Sie haben weder Geist, noch Herz, noch Gewissen gezeigt, ich danke es meinem Genius und Sie, wenn Sie es begreifen, werden es ihm auch danken, daß ich noch so viel gerettet, um nach Aufopferung meines Glücks und vielleicht mit gelähmten Schwingen ein für meine Mitmenschen nützliches Wesen bleiben zu können, oder, um gerecht auch gegen mich zu sein, es zu werden. Nie aber, nie, sehen Sie mich freiwillig zu Ihnen zurück-

lehren, oder ich bin werth, daß Sie mich mit Füßen treten, es ist genug."

„Geh' hin," rief er weiter, als er sie längst verlassen, „ich habe keinen Theil mehr an Dir. Das, was ich an Dir geliebt, nehme ich mit mir; was Dir bleibt, ist meiner Liebe nicht werth. Wenn es wahr, daß der Mensch das undankbarste Geschöpf auf Gottes Erdboden, dann bist Du es im vollkommensten Maße. Die Katze, die ich streichle, schnurrt mir doch dankbar zu. Du aber wurdest feindseliger gegen mich, je mehr Wohlwollen ich Dir entgegentrug. Zur Liebe kann man Niemanden, kann man sich selbst nicht zwingen, aber man mißhandelt den nicht, der uns Freundliches erweist. Gott, ist die Nacht schön, scheint es doch, als wollten die Bewohner des Himmels eine Festnacht auf Erden feiern. Alles athmet Wonne, Seligkeit, Liebe, und ich, ich muß nun sehen, ob sich's nicht auch ohne Liebe auf Erden leben läßt."

17. Capitel. Sie lieben sich.

Trotz der größten Willensstärke kann mann es nicht verhindern, daß eine mächtige Gefühlserregung eine Zeit lang, ein Paar Tage wenigstens in uns nachzittert. War es anders möglich, als daß unser Freund, trotz seiner festgewordenen Willensmeinung nach beinahe schlafloser Nacht, am anderen Morgen unruhig im Zimmer auf- und abging:

„Du bist doch am Ende zu hart gewesen . . . Du brauchtest doch überhaupt keinen officiellen Abschied von ihr zu nehmen . . . gewiß hat sie sich das Nöthige schon selbst gesagt, brauchte es nicht so herb von Dir zu hören . . . Sie sah viel ernster aus, wie früher . . . eine kleine briefliche Entschuldigung? Nein, nein, das hieße Abgemachtes von vorn anfangen . . . ich muß von hier weg, ihr Anblick könnte mich zu einer Schwäche verleiten . . . so schwach bin ich also doch noch? . . . eine Vernunftheirath! . . oh, oh, als wenn eine Vernunftheirath je von Vernunft zeugte. Bin ich nicht stark genug, auch ohne Vernunftheirath vernünftig zu sein? Gewiß, und wenn ich sie sehe und denke, ich habe ihr Unrecht gethan, so will ich an das Unrecht denken, daß sie mir zugefügt, und das ist mehr, als ich je verzeihen kann, ja mehr, als ich vergessen darf."

Es klingelte draußen. Er blickte nach der Uhr und bemerkte, daß es die Zeit war, in welcher der Briefträger zu kommen pflegte.

„Es kommt ein Brief von ihr," rief er unwillkürlich und wie von einer Ahnung bewältigt; „der Briefträger mag weitergehen, ich werde den Brief empfangen, wenn ich besser auf ihn vorbereitet bin. Doch wie? bin ich nicht stark geworden? Ich werde den Brief gar nicht lesen, ihn unerbrochen zurückschicken. Ja, hier will ich mir es geloben, ich will mich niemals wieder achten, nie, nie, wenn ich den Brief nicht unerbrochen wieder an sie zurücksende. Und höchst wahrscheinlich kommt gar kein Brief von ihr," sagte er, plötzlich aus seiner Extase herausfallend: „der Mensch hört doch niemals auf, ein höchst eingebildetes Wesen zu sein."

Es kam auch in der That kein Brief von ihr, es war auch nicht einmal der Briefträger, aber eine tiefverschleierte Dame stand gebeugt und an die Wand gelehnt da, und . . .

„Franziska!" rufend, taumelte er einige Schritte zurück.

„Ich bin es," flüsterte sie und ging an ihm vorüber in seine Stube, während er mechanisch die Vorhausthür wieder schloß.

Als er seinerseits ins Zimmer zurückkehrte, saß sie in seinem Lehnsessel, das Haupt auf die Hand gestützt. Sie weinte.

„Weinen Sie nicht, Franziska," bat er ernst und gefaßt, „von dem Augenblicke an, in dem Sie dieses Zimmer betreten, ist es Ihr Zimmer und ich bin Ihr Besuch."

Ihr Weinen hörte bei diesen Worten auf. Sie schlug den Schleier zurück und zeigte ein bleiches, halbwelkes Antlitz mit sichtbar gerötheten Augenrändern. Sie sah gar nicht mehr schön aus. Er blieb in einiger Entfernung stehen, sie kam ihm schöner vor, denn je zuvor.

„Setzen Sie sich zu mir," bat sie.

Er hatte eine kleine, niedrige Holzbank, die er gebrauchte, um zu den höheren Regionen seines Bücherbretes zu gelangen. Diese zog er heran, um sich zu ihren Füßen zu setzen.

„Sie werden nicht begreifen," flüsterte sie kaum hörbar, „warum ich zu Ihnen gekommen."

„Nein," rief er laut, „das ahne und begreife ich nicht, weil mich ein einziges, ganz überwältigendes Gefühl beherrscht und dieses Gefühl mir sagt, daß ich Sie liebe!"

Wer jemals eine thaubetropfte Rose im Morgensonnenscheine schimmern sah, der kann eine Ahnung haben wie des Mädchens nun plötzlich wieder rosig erblühendes und sanft lächelndes Antlitz durch den noch halb verhüllenden Schleier herausschaute. Sie reichte die schöne weiße Hand dem zu ihren Füßen sitzenden Freunde und meinte:

„Sie sind in der That ein edeler, von mir zwar früher geachteter und gerne gesehener, aber nie in seiner wahren Bedeutung erfaßter Mensch, ich war so sehr verwöhnt, ich hatte mit gar so nichtigen Menschen zu thun, ich beurtheilte Sie ganz nach den Anderen, nur ein klein wenig besser von vornherein; der Ernst des Lebens war nie an mich herangetreten, ich glaubte Sie ebenso gut entbehren zu können wie die Anderen, obwohl ich Sie nicht ohne Bedauern entbehrt habe. Ihre Abreise hat mich belehrt, wie viel man entbehrt, wenn man Sie entbehren muß, und nun wollen Sie ganz von mir gehen? Und doch, und doch habe ich Sie heute Morgen erst ganz kennen lernen. Als ich an Ihrer Thüre geklingelt, zweifelte ich noch, ob ich nicht wahnsinnig sei, und jetzt fühle ich ganz, daß mich ein guter Genius geleitet."

„Ja, Franziska, ein guter Genius, hat sie geleitet, ein Genius, den auch ich als den Schutzgeist eines hoffentlich fruchtbaren Lebens verehren muß. Aber Franziska, lieber, holder Engel, kleiner Kobold, garstige Ruhestörerin der Muße eines Philosophen, was schwätze ich für langweilige Sachen, Du weißt es ja, wie ich Dich liebe, sage Du doch mir nur ein einzigesmal, daß Du mich liebst, ich habe so lange nach diesem Worte schmachten müssen, habe schon vollständig daran verzweifelt, daß ich es je aus Deinem Munde hören würde, sage mir, daß Du mich liebst!"

Und lächelnd wie ein Sonnenstrahl neigte sie sich nieder zu ihm, duldete einen langen glühenden Kuß und flüsterte dann leise an seinem Ohre: „Ich liebe Dich gar nicht."

Und Sie lieben sich noch heute!

Die Deutschen im Staate New-York.

(Schluß.)

Das Auswandern im 18. Jahrhundert war keine so leichte Sache als gegenwärtig, denn man brauchte dazu 4 bis 6 Monate, und eine Sterblichkeit von 10 Procent gehörte zu den „normalen" Ereignissen. Nachdem die unglücklichen Auswan-

derer von etlichen Dutzend Zollstätten am Rhein ausgepreßt worden waren, lagen sie oft zwei, drei bis vier Wochen in Holland, ehe sich ein günstiger Wind zur Ueberfahrt nach Cowes in England einstellte. Die Kreuzung des atlantischen Meeres erforderte in den günstigsten Fällen sieben, bisweilen aber 12 Wochen. Die Neger auf den ehemaligen Sclavenschiffen wurden besser versorgt als die auswandernden Zwischendeckpassagiere, die häringsweise nebeneinander lagen, da für jeden nur ein sarggroßer Raum vorhanden war. Dort lagen Männer, Frauen und Kinder, Gebärende, Wöchnerinnen, Kranke und Sterbende neben einander. Sehr häufig setzten die Capitäne schon im Canal die Reisenden auf halbe Rationen, und entsetzlich war das verabreichte Wasser, denn es glich der Beschreibung des Schiller'schen Tauchers von der Thierwelt der Seetiefen. Man denkt vielleicht, daß die Fahrt wenigstens sehr wohlfeil gewesen wäre, allein bis Rotterdam rechnet Mittelberger 40 und über See 60 fl. für einen Erwachsenen; doch setzt er hinzu, daß er selbst bei strengster Ersparniß 200 fl. bis Philadelphia gebraucht habe. Jetzt kann man aus der Pfalz über Bremen die Vereinigten Staaten als Zwischendeckpassagier eines Dampfers in eben so viel Tagen als damals Wochen, mit einer zwar sparsamen, vergleichsweise gegen sonst aber üppigen Verpflegung um 120 fl. erreichen, während doch der Werth des Geldes bedeutend gesunken ist. Die Capitäne verkauften bisweilen die kräftigen Männer in England als Recruten an Werbeofficiere, ja noch 1818 geschah es, daß das Schiff „April", nachdem es von 1200 Passagieren ein Drittel mit Tod verloren hatte, vor New-Castle in Delaware einlief und die Gesunden als Sclaven verkaufte. Freilich kam es in diesem Fall zur Untersuchung und wurde der Unfug gehemmt. Früher aber wurden die deutschen Auswanderer regelmäßig verkauft. Agenten durchzogen nämlich die wanderlustigen Landschaften, streckten den Armen die Reisekosten vor, und boten sie dann drüben als Knechte und Dienstboten für eine Anzahl Jahre zur Deckung der Vorschüsse aus. Zum Schutz der Auswanderer und zur Verhütung, daß sie nicht bei den Dienstverträgen betrogen würden, bildete sich glücklicherweise schon 1764 in Philadelphia die noch heute blühende (300 Mitglieder) deutsche Gesellschaft und nach ihrem Vorbilde wurde auch am 23. August 1784 eine ähnliche Gesellschaft in New-York gegründet, welche tüchtige Advocaten besoldete, um die unwissenden Auswanderer in ihren Rechten zu schützen.

Mit dem Unabhängigkeitskrieg trat im Staate New-York eine allmähliche Amerikanisirung der Deutschen ein. Natürlich mischten sich englische Elemente unter sie. Dann kam eine Zeit, wo diese forderten, daß abwechselnd einmal englisch gepredigt wurde, bis schließlich das Englische die Kanzel völlig eroberte. Nur von ihren Gesangbüchern wollen die Bauern nicht lassen, und noch zäher haften sie an den ererbten Familienbibeln, die ja ihre geschriebene Hauschronik enthalten. Noch jetzt sprechen die älteren Leute von Schoharie deutsch, oder vielmehr pfälzisch und schwäbisch, und bei feierlichen Gelegenheiten wird deutsch gepredigt, aber nur zu Gunsten der Neueingewanderten, nicht für das ältere Geschlecht. Politisch sind die Deutschen längst zu Nullen geworden. Es scheint auch, daß sie geistig viel tiefer standen als die Yankee. Ueber die Bauerndummheit der deutschen Einwanderer waren eine Menge Anekdoten im Umlauf, unter anderen die, daß ein deutscher Richter einst entschieden haben soll: der Kläger hat Recht und der Beklagte hat Recht, folglich verurtheile ich den Gerichtsdiener in die Kosten. Der Geschmack und die Liebhabereien der deutschen Ansiedler waren durchweg bäuerisch. Längst schon hatten die angelsächsischen Landwirthe sich steinerne Häuser erbaut, als die Pfälzer noch immer in hölzernen Hütten und unter Strohdächern wohnten. Desto größere Freude hatten sie an stattlichen Pferden, und die Angelsachsen behaupteten nicht mit Unrecht von ihnen, daß sie ihre Gäule lieber hätten als ihre Frauen. Dem Engländer ist es im höchsten Grade anstößig, wenn er Frauen auf Feld und Wiese arbeiten sieht. Die Theilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern wird von ihnen streng durchgeführt, und während alle körperlichen Anstrengungen auf dem Manne lasten, fordert er nur von der Frau, daß sie immer sauber aussehe (to look pretty). Die deutschen Frauen dagegen verblühten sehr rasch in Folge der Feldarbeiten.

Kapp beschließt seinen ersten Band mit einer Lebensbeschreibung von Johann Jacob Astor, dem Sohne eines liederlichen und vertrunkenen Metzgers, geboren am 17. Juli 1763 in Walldorf zwischen Heidelberg und Speyer. Astor wanderte mit 17 Jahren nach London, wohin ein älterer Bruder vorausgegangen war, und ging dann 1783, also im 20. Jahre nach New-York mit sieben Flöten als Handelsartikel und 5 Pfd. St. Ersparnissen. Unterwegs begeisterte ihn ein Landsmann, der die Vereinigten Staaten schon kannte, für den Pelzhandel. Er begab sich also bei einem braven Quäker und Kürschner in die Lehre mit freier Kost und Wohnung, sammt 2 Dollars Wochenlohn, welcher letztere aber schon nach dem ersten Monat aufgebessert wurde. Beim Ausklopfen der Waaren wurde Astor ein gründlicher Pelzkenner, und schon 1786 konnte er einen eigenen Handel eröffnen. Kommt es häufig im Leben vor, daß die Söhne von Geizhälsen Verschwender werden, so scheint in diesem Falle der Sohn des Verschwenders ins Gegentheil umgeschlagen zu sein. Damals gab es noch immer bei den Bauern einzelne Felle einzuhandeln. Astor zog also schachernd durch den Staat New-York nach Montreal, dem großen Stapelplatze der Pelze, wo er seine Einkäufe besorgte, mit denen er nach London reiste, um sie abzusetzen. Er heirathete 1790 eine Frau, die ihm eine Mitgift von 300 Dollars und ein gründliches Verständniß von Pelzen mitbrachte, und als das Jahrhundert zu Ende ging, schätzte er mit ihrer Unterstützung bereits sein Vermögen auf 4 Mill. Dollars. Der erste Erwerb kam freilich aus dem Pelzhandel, allein der wahre Multiplicator des Vermögens waren Speculationen in Land und namentlich in New-Yorker Bauplätzen. Astor glaubte fest an das rasche Wachsthum der Vereinigten Staaten, und namentlich seiner Adoptivvaterstadt. Er verkaufte einst einen werthvollen Baugrund um die geringfügige Summe von 8000 Dollars. Der Käufer war selbst erstaunt, allein Astor erklärte ihm kaltblütig: „für die 8000 Dollars kaufe ich 80 Bauplätze oberhalb Canalstreet, und wenn Ihr Bauplatz 12,000 Dollars werth ist, werden meine achtzig 80,000 Doll. werth sein." Seine Speculation erwies sich auch vollständig richtig.

Im Jahr 1810 führte er ein großes Unternehmen aus, er beschloß nämlich am Stillen Meer beim Columbia eine Factorei, das geschichtlich berühmte Astoria anzulegen, den Pelzhandel durch eine Postenkette über die Felsengebirge zu tragen und den günstigsten Pelzmarkt, nämlich China, direct vom Stillen Meer aufzusuchen. Seine Rechnung war eine großartige. In den ersten 10 Jahren war er auf beständiges Nachzahlen gefaßt, im zweiten Jahrzehnt hoffte er, daß sich die Kosten decken würden, aber nach 20 Jahren rechnete er auf einen Reingewinn von einer jährlichen Million. Nur der erste Theil ging in Erfüllung. Mehrere seiner Schiffe, die er aussendete, verunglückten, im Krieg mit England wurde Astoria zerstört und das Unternehmen endigte mit dem Verlust eines bedeutenden Vermögens. Dennoch wird jener Versuch seinen Namen verewigen. Astor war der erste Amerikaner, in dem der Gedanke dämmerte, daß die Vereinigten Staaten bis zum Stillen Meer sich ausdehnen würden. Astoria war die erste Ansiedelung am pacifischen Gestade, und um so kühner war dieser Gedanke, als alle übrigen Uferstrecken Nordamerikas am großen Ocean damals noch unter Russen, Engländern und Spaniern vertheilt waren.

Astor war nicht frei von Schwächen. Daß er seinem Vater, der das 92. Jahr (1816) erreichte, nur 600 fl. jährlich an Unterstützung zahlte, läßt sich durch Klugheit rechtfertigen, denn hätte er ihm reichlicher gegeben, so würde er doch nur mehr Schnaps getrunken haben, von dem er, wie sein hohes Alter beweist, außerordentlich viel vertragen konnte. Sonst aber war Astor geizig und habsüchtig bis zur Gemeinheit. Wohl öffnete er dann und wann seinen Säckel, aber er schenkte ungern und

widerwillig. Der deutschen Gesellschaft in New-York hatte er 30,000 Doll. testamentarisch vermacht, durch Codicille die Summe aber auf 25,000 und auf 20,000 Doll. beschränkt. In Walldorf stiftete er das Astorhaus mit 50,000 Doll., und der Stadt New-York hinterließ er 400,000 Doll., zu der sein Sohn noch 200,000 hinzufugte, für eine öffentliche Bibliothek. An diesem Geschenk ist der günstige Einfluß von Washington Irwing zu spüren, mit dem er fleißig umging, denn das Theater und Geselligkeit mit bedeutenden Männern waren seine einzigen Genüsse. Astor starb am 29. März 1848 und hinterließ ein Vermögen von 25—30 Mill. Dollars. Unbedingt gehört er unter die weltgeschichtlichen Kaufleute, und es ist nur schade, daß er nicht ebenso liebenswürdig als bewunderungswerth gewesen ist.

Mannichfaltiges.

— Die deutsche Kunstzeitung hat in einem der gediegenen Leitartikel, durch die sie für einen besseren Geschmack zu wirken sucht, die sogenannte Sgraffito-Manier für den äußeren Schmuck der Gebäude empfohlen. Wir bemerken kurz, daß das Sgraffito (von sgraffiare auskratzen, schraffiren) keine Malerei, sondern eine Art Umrißzeichnung auf Mauerwerk ist, dadurch hervorgebracht, daß zwei verschiedenfarbige Kalkschichten, am gewöhnlichsten schwarz und weiß, aber auch weiß und braun, schwarz und roth übereinander auf die Mauerfläche aufgetragen worden, worauf dann durch Schabeinstrumente die äußere Schichte so abgekraßt wird, daß die untere stellenweise sichtbar wird. Wenn diese abgekraßten Stellen nun, entweder in Umrissen oder ganzen Flächen, Arabesken, Figuren ꝛc. darstellen, so nennt man solche Ornamentzeichnung „Sgraffito". Schon aus dieser Art der Herstellungsweise erkennt man, daß das „Sgraffito" recht eigentlich die ornamentale Technik des Verputzbaues ist. Es ist keine blose Austragung von Farben auf den Kalk, sondern eine Art Farbenrelief, das organisch ebenso mit dem Putz verbunden ist, wie die gebrannten Thonornamente mit dem Ziegelrohbau. Spuren des Sgraffito lassen sich, wie bei allen erst zu einer gewissen Zeit zur höchsten Entwickelung kommenden Techniken, schon sehr früh nachweisen. Als eine der frühesten können wohl die in dieser Weise hergestellten Zeichnungen im Kreuzgang des Magdeburger Domes betrachtet werden, die aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammen und Scenen aus dem Leben Kaiser Otto's I. schildern. Häufiger kommen schon solche Bilder aus dem 15. Jahrhundert vor. Namentlich finden sich dergleichen in Schlesien, und zwar an den verschiedenartigsten Bauwerken, auf Höfen von alten Ritterburgen, an Scheunenwänden u. s. f. Unweit Görlitz befindet sich so eine alte Ritterburg, auf deren Höfen Sgraffitobilder aus dem 15. Jahrhundert mit Jagdscenen sich befinden.

— Nach einer Correspondenz des „Syracuse Standard" befindet sich in der 23. Straße, nahe Madison Avenue, in der Stadt New-York ein lediglich von Damen besuchtes Spielhaus. Aeußerlich ist dieses Haus anspruchslos und nicht auffällig. Es unterscheidet sich in Nichts von seinen Nachbarn links und rechts, nur sind die Fensterläden alle dicht geschlossen. Auf einen Klingelzug öffnet die Thürhüterin, ein elegant gekleidetes Mädchen, die Thür. Die Flur ist im höchsten Grade elegant und zu beiden Seiten mit kostbaren Gemälden geschmückt. Rechts ist Leda mit dem Schwan, links Venus im Bade. Das erste Stockwerk enthält die luxuriös ausgestatteten Empfangszimmer, in welchen sich ein von Ary Scheffer gemaltes Bild befindet, für das ein Kunstenthusiast bereits 20,000 Dollars, wiewohl vergeblich, geboten haben soll. Die Damen, welche diese Spielhölle besuchen, sollen den sogenannten besten Klassen angehören und selbst die Töchter reicher Kaufleute und hoher Beamten sind daselbst zu finden. Den Meisten muß die Aufregung nicht neu sein, denn wider Erwarten sind sie, obschon vor Aufregung glühend, doch still und beherrschen sich. Nur wenn große Summen die Besitzerinnen wechseln, werden die Verlierenden nervös und lassen sich Wein oder Whiskey bringen. Hin und wieder verschwinden wohl auch, nachdem das letzte Geld verspielt ist, Diamantringe von den Fingern, Brochen aus den Kleidern und Uhren. Dann steht am anderen Morgen, um den Herrn Gemahl oder Papa irre zu führen, unter der Aufschrift „verloren" eine Anzeige in den Blättern, die dem Wiederbringer eine gute Belohnung sichert. Gewöhnlich aber wird das Verlorene nie wieder gebracht.

— Das Rettungswesen zur See, von Dr. H. A. Schumacher, ist der Inhalt des 43. Heftes der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge. Der Vortrag giebt eine kurze Geschichte des Gegenstandes, eine Beschreibung der verschiedenen Rettungsapparate, Erklärungen über deren Gebrauch und Erörterungen des Zustandes, in welchem sich das Rettungswesen zur See in den einzelnen Ländern Europas befindet. England steht hier obenan. An den englischen Küsten gab es 1866 nicht weniger als 207 Rettungsfahrzeuge und 265 Rettungsgeschosse, d. h. Mörser und Raketenapparate. Durch diese Werkzeuge sind im genannten Jahre 869 Personen gerettet worden. Die Zahl der im letzten Decennium geretteten Menschen belief sich auf 7831. In Deutschland steht das Seerettungswesen noch weit zurück. Es findet hier noch nicht die allgemeine Theilnahme, die es verdient. Erst seit etwa zwei Jahren haben wir eine deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, mit der Aufgabe, das Rettungswesen an den deutschen Küsten einheitlich zu gestalten. Im Jahre 1866 waren an den deutschen Küsten nur 16, im Jahre 1867 gar nur 14 Rettungsgeräthe vorhanden, mit denen im ersten Jahre 148, im zweiten Jahre 128 Menschen dem drohenden Verderben entrissen wurden. Daraus ergiebt sich, wie viel bei uns für diese äußerst wichtige Sache noch zu thun bleibt.

— Die „Kreuzzeitung" meldet: „Der Chefredacteur dieser Zeitung erhielt — mit der Unterschrift: „Ein Jude" — die folgende Zuschrift: „„Sehr geehrter Herr Redacteur! Sie heben es in Ihrer letzten Nummer als bezeichnend hervor, daß der größte Theil der Redner und Zuhörer in der demokratischen Volksversammlung im Concerthause aus Juden bestanden habe. Ich will dies gern zugeben, aber wundert Sie denn dies? Sie, der Sie wie Ihre ganze Partei den Grundsatz haben: erst kommen wir, dann kommen wir noch einmal, und dann kommt das Volk noch lange nicht!?.... Freilich sind Sie unsere guten Freunde, wenn es gilt, sich bei unseren Diners und Soupers dick und voll zu essen und zu trinken oder uns anzupumpen (und nachher nicht zu bezahlen); freilich scheuen Sie unsere Gemeinschaft nicht, wenn es gilt, Comites für industrielle Unternehmungen zu bilden, weil es da ein schönes Stück Geld zu verdienen giebt! Aber alle diese Freundschaftsbezeigungen können uns wahrlich nicht verlocken, uns einer Partei, wie der Ihrigen, anzuschließen, und so dürfen Sie Sich ferner nicht wundern, wenn Sie Juden in großer Anzahl an demokratischen Versammlungen Theil nehmen sehen, wohl aber würde ich Ihr Erstaunen gerechtfertigt finden, wenn Juden so hirnverrückt wären, sich an conservativen Vereinen zu betheiligen."

— Ein gewaltiger Wehrbruch verwüstet, wie der „A. Postztg." berichtet wird, schon seit etlichen Tagen die schönsten Felder von Prutz (Tyrol) auf der sog. Dulla, dem Schlachtfelde von 1703 und 1809. Große Fichtenstämme rücken aus dem Dullawalde, aufrecht daher kommend, vorwärts und neigen sich erst zu Boden, wo die Wehrströmung das weitere Feld gewinnt. Viele tausend Klafter der schönsten Aecker und Wiesen sind bereits vernichtet, und immer noch lösen sich neue Massen des Landes, durch das Schmelzen des Schnees befördert, von den Bergen ab.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 63.

* Schwer geprüft.

Novelle von Hermann Uhde.

An der Landstraße nach Chartres sieht man, eine viertel Meile von Rambouillet, links eine prächtige Besitzung. Eine schattige Lindenallee führt zu einem stolzen Schlosse, welches einen zauberischen Garten beherrscht, der dem Besucher immer neue und interessante Bilder in reichem Wechsel darbietet: bald eine Gruppe seltener Bäume, bald eine künstliche Grotte, bald einen sprudelnden Springbrunnen. Dies paradiesische Stückchen Erde gehörte im Jahre 1819 dem Marquis von Aulnay, nach welchem das Schloß hieß.

Der Marquis war ein echter Aristokrat. Treu seinem König, hatte er mit dem Hereinbruche der Revolution seine Güter verlassen, war dem Prinzen Condé gefolgt und hatte den thätigsten Antheil an dessen ruhmreichen Feldzügen genommen. Nach der Auflösung der Armee war er nach England übergesiedelt und hatte hier die Liebe einer schönen und sehr reichen Irländerin gewonnen. Er heirathete sie — leider aber sollte sein Glück nur von kurzer Dauer sein, denn schon nach einem Jahre starb seine Gemahlin, indem sie einem Töchterchen das Leben gab.

Der Marquis, welcher in England während der ganzen Zeit der Revolution, des Consulats und des Kaiserreiches verblieb, widmete sich ganz der Erziehung seiner Clara. Erst als die Restauration kam, kehrte er mit ihr nach Frankreich zurück. Hier fand er seine ehemaligen Untergebenen als Herren seines Eigenthums wieder, und da sie ihm Schwarz auf Weiß bewiesen, daß sie ihr Anrecht mit klingender Münze bezahlt hatten, so blieb ihm nichts übrig, als seine Stammgüter um einen hohen Preis wieder zurückzukaufen, und dazu mußte er noch Spottlieder in Menge hören.

Ohne die Tuilerieen zu berühren, hatte sich der Marquis sogleich nach Schloß Aulnay begeben, und so hatte es geschehen können, daß man bei der Austheilung von Gunstbezeugungen und Ehrenstellen an treue Anhänger des Königs ihn, der gerade einer der treuesten war, übergangen hatte. Der Stolz des alten Emigranten war dadurch empfindlich verletzt, und ohne sich einzugestehen, daß er selbst an diesem Versehen die meiste Schuld trug, hielt er sich grollend auf seinem Stammschlosse in zurückgezogener Einsamkeit. Er widmete seinem Besitzthum die vollste Liebe und Sorgfalt, zugleich bemüht, die guten Keime, welche er in seines Kindes Brust gelegt, immer reicher erblühen zu machen.

Clara war neunzehn Jahre alt und blendend schön. Die Frische der Engländerin paarte sich bei ihr mit der Grazie der Französin, und ihr herrlicher, von goldblonden Locken umwallter Kopf hätte einem Maler zum Modell für eine Madonna dienen können. Ihre Wangen zeigten die blühende Röthe der Gesundheit, hervorgerufen durch die stählenden Beschäftigungen, denen Clara oblag. Der liebevollen Sorge einer Mutter entbehrend, hatte sie ihre Zeit meist mit Klettern, Springen, Laufen oder Reiten ausgefüllt. Mit kühnem Muthe sprengte sie auf dem Rücken ihres Pferdchens Ralph über Hecken und Zäune dahin zum größten Entsetzen der Bauern, bei denen sie vorüberkam. Diese schrieen jedesmal laut auf und prophezeiten ihr, sie werde sich noch den Hals brechen — aber dann ritt sie fröhlich wieder davon wie eine junge Wilde, die nichts kennt als die Sonne, Gottes schöne Natur und schrankenlose Freiheit.

So waren zwei Jahre vergangen, als eines Tages der Marquis einen Brief aus Paris erhielt, worin ihm sein Neffe Alfred von Ristol seinen Besuch und zugleich denjenigen eines Seitenverwandten Rudolph's von Kermonec anmeldete. Mit Freuden sah Aulnay dieser Abwechselung in seinem einförmigen Leben entgegen und auch Clara war gespannt auf ihre beiden Vettern, von denen Ristol ein junger Abbé und für den geistlichen Stand bestimmt war, während Rudolph von Kermonec Pagendienste bei dem Könige versah.

Nach einigen Tagen trafen die Erwarteten ein, herzlich begrüßt von dem Marquis. Man wurde bald mit einander vertraut; Ristol's heiteres Wesen nahm sehr für ihn ein, wie er denn in den Hofkreisen durch seine elegante Tournure und die Witzfunken seines stets schlagfertigen Geistes eine große Rolle spielte, und mancher schöne Mund insgeheim nicht wenig klagte, daß dieser echte Cavalier, dem Parquet der Salons entzogen, das Ordenskleid eines Priesters nehmen sollte; aber leider zwang ihn seine gänzliche Mittellosigkeit zu diesem Schritte, den er indeß so lange als möglich hinauszuschieben getrachtet und darum die letzten bindenden Gelübde noch nicht abgelegt hatte. In dem jungen Pagen erblickte der Marquis ein Stück seiner eigenen Jugend, in welcher auch er diese Stellung bekleidet hatte, wieder, und selige Erinnerungen an verflossene schöne Tage zogen vor seinem Geiste herauf. Einer obscuren Adelsfamilie entsprossen, war Rudolph von Kermonec wegen seines bescheidenen zurückhaltenden Wesens ein besonderer Liebling des Herzogs von Berry geworden, der ihn bei jeder Gelegenheit protegirte.

Clara war auf einem Spazierritt begriffen, als die jungen Leute auf Schloß Aulnay eintrafen; erst bei Tafel fand deshalb die Präsentation statt. Das Mädchen hatte eine einfache, aber höchst reizende Toilette gemacht, und hinreißend in ihrer schmucklosen Schönheit bezauberte sie die Herzen beider Jünglinge. Während der Abbé mit großer Gewandtheit schwatzte und seine Anekdoten jedesmal mit einer feinen Schmeichelei für Clara würzte, beschied sich Rudolph, stumm seine Cousine nur zu betrachten — aber beredter als Worte sprachen seine glühenden Blicke.

Nachdem das Diner beendet war, promenirte man noch ein wenig im Parke; erst spät am Abend zogen sich die jungen Leute auf die ihnen angewiesenen Gemächer zurück.

„Nun, wie findest Du Deine Vettern?“ fragte der Marquis, als er seiner Tochter Gute Nacht sagte.

Sinnend entgegnete sie: „Ich bin mit mir selber noch nicht ganz einig: Du hast mir immer gesagt, die königlichen Pagen seien lebhaft, ausgelassen, keck; aber Rudolph ist von alledem das Gegentheil. Ristol dagegen ist für einen zukünftigen Geist-

lichen recht aufgeräumt! — Es schiene mir gut, die Beiden tauschten ihre Rollen!"

Der Vater mußte ihrem Urtheile beistimmen und Beide trennten sich, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt.

So vergingen mehrere Tage. Wieder saß man bei der Mittagstafel, noch immer war Alfred galant und Rudolph schweigsam.

„Lieber Vetter Ristol!" rief plötzlich Clara, „Sie werden mich für recht unartig halten, daß ich mich noch nicht bedankt habe für die liebenswürdigen Artigkeiten, welche Sie mir die letzten Tage erwiesen haben!"

Der Abbé sah sie groß und fragend an.

„O, spielen Sie mir nicht den Bestürzten!" fuhr sie fort; „wer anders, als Sie, hätte mir die schönen Blumen jeden Morgen vor mein Fenster gelegt?"

Ristol erwiderte nichts, sondern neigte blos sinnend das Haupt; Rudolph's Gesicht dagegen wurde von einer flammenden Röthe übergossen. Clara, welche dies bemerkte, wollte das Gespräch abbrechen, allein Alfred fragte: „Von was für Blumen sprechen Sie nur?"

„Nichts!" entgegnete das junge Mädchen lachend; „ich machte einen Scherz — das ist Alles!"

Ein dankbarer Blick aus Rudolph's Augen traf sie; indeß der Abbé ihre Worte für eine versteckte Aufforderung nahm und sich danach zu richten beschloß.

Am anderen Morgen lag außer dem gewohnten Sträußchen noch ein prachtvolles Bouquet vor Clara's Fenster. Hastig ergriff sie jenes, — es winkte ihr traulich wie ein treuer Freund entgegen. Da fiel ihr Blick auf ein Billetchen, welches zwischen den Knospen steckte; sie öffnete es — es enthielt nur das einzige Wörtchen: „Dank!"

Von nun an begegnete sie Rudolph mit einer Zurückhaltung, wie sie dieselbe nie gegen Alfred zeigte; es war, als fürchte sie sich, mit Jenem allein zu sein.

Eines Tages gingen die beiden Vettern im Parke spazieren, als der Abbé plötzlich zu Kermonec begann: „Ich muß Dir ein Geheimniß anvertrauen. Ich bin sterblich in unsere Cousine Clara verliebt!"

Rudolph erbleichte. „Du, ein Geistlicher?" fragte er.

„Du weißt, daß ich das Priestergewand noch nicht genommen habe. Zwar habe ich keine Aussicht auf Vermögen, allein wenn ich das Meßbuch mit dem Degen vertausche, kann ich eine hübsche Carriere machen. Mit dem Marquis habe ich bereits gesprochen, er ist nicht abgeneigt, mir Clara's Hand zu geben; vorausgesetzt, daß der König unseren Bund bestätigte. Dies muß sich bald zeigen, denn bereits habe ich bei meinem Vater die nöthigen Schritte eingeleitet, daß man bei Hofe endlich das Versäumte nachholt und Herrn von Aulnay wieder in jene Kreise zieht, deren Zierde er war."

„Und Clara liebt Dich?"

„Ich zweifle nicht!" entgegnete der Abbé selbstgefällig. „Auch mein Vater weiß Alles und ist sehr zufrieden mit meinem Entschluß, statt des Priestergewandes den Degen zu nehmen."

Rudolph war zu tiefbewegt, um eine Antwort zu finden, denn seine Leidenschaft für Clara war um so tiefer gewesen, je stiller er sie in sich verschlossen hatte. Er brach daher das Gespräch bald ab und ging auf sein Zimmer, wo er sich rückhaltlos seinem Schwermuth überließ.

Selbst bei Tische noch war er niedergeschlagen, so daß der Marquis neckend zu ihm sagte: „Ei, ei, Herr Neffe, so ernst? Gewiß langweilen Sie sich bei uns auf dem Lande. Parbleu — als ich noch ein Page war — da hätten Sie sehen sollen!" Schmunzelnd leerte er sein Glas.

„Wenn es einen Ort giebt, wo die Langeweile uns flieht, so ist es hier!" entgegnete Rudolph. „Ich werde den entzückenden Aufenthalt hier nie vergessen und beklage aufrichtig, daß ich schon morgen von hier scheiden muß."

„Wie — Sie wollen uns verlassen?" rief Clara und der Marquis.

„Dein Urlaub ist ja noch nicht abgelaufen!" meinte der Abbé.

„Und dennoch zwingt mich ein Brief, den ich gestern erhielt, zur Abreise; und morgen ist der letzte Tag, den ich in diesem lieben Kreise noch zubringen darf!"

Unter dem Eindrucke dieses Gespräches war der Abend kein heiterer; man trennte sich früh. Eben so gedrückt verging der folgende Tag; und zeitig schon nahm Rudolph, der am anderen Morgen in aller Frühe abreisen wollte, Abschied. Eine Thräne fiel aus seinen Augen auf Clara's Hand, als sie ihm dieselbe zum Kusse reichte.

Still lauschte sie am anderen Morgen an ihrem Fenster — der Reisewagen hielt im Hofe; der junge Mann erschien, schwang sich hinein, sah thränenumflorten Auges noch einmal nach den Fenstern seiner Cousine empor ... und fort rollte das kleine Gefährt, durch den trüben Morgennebel bald Clara's Blicken entzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

Einleitung.

Die Ehe ist die erste und natürlichste Grundlage jeder staatlichen Gesellschaft und die Geschichte aller Zeiten und aller Völker kann hierzu den Beweis liefern. Die Ehe, vom moralischen Standpunkt aus betrachtet, ist erst ein Product der steigenden Völkercultur, denn sie wird bedingt von dem Vorhandensein gewisser, wenn noch so roher, wenn noch so naturwüchsiger Grundideen von Sittlichkeit, sie wird erst bedingt von dem Bewußtsein und der Heilighaltung der Verpflichtungen, die sich an dieses Institut knüpfen.

Das Zusammenleben wilder und ungesitteter Völker kann daher keine Ehe genannt werden, denn es ist ja nichts weiter als eine leibliche Verbindung, hervorgerufen durch äußere, physische Einwirkungen und den instinctiven Trieb der Selbsterhaltung, und dieselben Ursachen, die heute zu einer Verbindung, können unter gegebenen Umständen morgen zu einer Trennung nöthigen. Die Unauflösbarkeit einer geschlossenen Verbindung und ihre Fortdauer bis zum Tode sind aber eben die wesentlichen Urbestandtheile der gesitteten und gesetzlichen Ehe. Mit dem Eintritt eines Naturvolkes in den Kreis einer höheren Cultur ist die Amelioration des Eheinstitutes unzertrennbar verbunden, denn das Eine wird vom Anderen bedingt. Die eigentliche Entstehung der Ehe datirt sich bei den allermeisten Völkern auf jene Zeit, wo sie aus den Urstadien des Fischer-, Hirten- und Jägerlebens in den Stand der Ackerbauer traten. Der Ackerbau aber ist die Scheidelinie zwischen dem Naturleben und der Civilisation, der Pflug ist das Wappen des ethnischen Ritterthumes und wer ihn ergriff, der trat damit in den Orden der Humanität ein. Nichts konnte die Sitten mehr adeln als der Landbau: dadurch, daß er den Einzelnen an die Scholle

fesselte, gab er den Keim zum Familienleben, dann zum Staatsverbande ab. Die angestrengte Thätigkeit, die er verlangte, die daraus folgende Concentration aller Triebe auf Einen Punkt, mußten auf den Geist der ihm obliegenden Individuen von einer entscheidenden, weil andauernden Wirkung sein. Der Ackerbau duldet nicht blos, er verlangt die Geselligkeit — die Hauptfeindin des Jäger- und Hirtenlebens, denn während der Jäger zu seinem Unterhalt viele Quadratmeilen beansprucht, so ernährt eine einzige dieser Raumflächen Tausende von Menschen.

Der Ackerbauer mußte aber auch bald den Vortheil seines Standes, den anderen gegenüber, empfinden. Durch seine Wohnung vor den Unbilden der Witterung, durch die Erzeugnisse seines Fleißes vor Hunger und Durst geschützt, mußte er sich nothwendiger Weise behaglich und nichts weniger als geneigt fühlen, seinen jetzigen Stand mit seinem früheren zu vertauschen. Jetzt erst konnte der Mann den Werth seiner Hausfrau schätzen, den Umfang ihrer Thätigkeit verstehen lernen und jetzt erst wurden ihm seine Kinder, die im Urzustand ihm mehr eine Last als ein Nutzen gewesen waren, eine Quelle seines häuslichen Glückes und seines irdischen Gedeihens. Der Geselligkeitstrieb der Einzelnen hat Staaten gegründet: diese Wahrheit ist eben so einfach als großartig. Wo dies an dem Egoismus der Individuen scheiterte, da sind auch die Folgen nicht ausgeblieben und sie haben sich bitter an diesen Individuen gerächt, denn die Nemesis der Weltenpolizei ist furchtbar und der Rachegeist der Geschichte ist unerbittlich.

Die alten Deutschen nun waren zugleich Ackerbauer und Jäger. Während der Mann in den unermeßlichen Wäldern seiner Heimath der Waidlust pflog, bestellte das Weib mit den Knechten den Acker. Darum finden wir auch bei unseren Voreltern schon in frühester Zeit die Ehe auf einer weit höheren Stufe der Entwickelung stehend, als dies bei den anderen damaligen Völkern der Fall war. Der Deutsche hatte eine feste Wohnstätte, und wenn äußere Ursachen ihn daraus vertrieben, so suchte er sich eben eine andere. Ueberhaupt waren sie, seitdem die Geschichte Kunde von ihnen giebt, über den rohen Urzustand des Hirten- und exclusiven Jägerzustandes hinaus und zum Theil schon mit den socialen Einrichtungen seßhafter Völker bekannt. Sie waren unter den Barbaren der damaligen Zeit fast die Einzigen, die sich mit Einem Weibe begnügten, und Zucht und Sitte war ihnen von jeher eigen. Bei keinem der damaligen Völker finden wir z. B. diese hohe Achtung der Keuschheit. Die Deutschen mochten wohl das dunkele Bewußtsein haben, daß ein starkes Volk nur aus reinen Sitten erstehen und in reinen Sitten auf die Dauer bestehen kann. Weil sie nicht glaubten, daß in einem kranken oder schwachen Leib eine gesunde Beurtheilungskraft wohnen könne, so waren damit behaftete Personen bei ihnen von allen öffentlichen Aemtern und sogar von der Erbfolge ausgeschlossen, weil sie der Verbindlichkeit zum Kriegsdienst nicht nachkommen konnten. Der Schwabenspiegel sagt daher: „Der Richter soll nicht lahm sein an Händen noch Füßen; er soll auch nicht blind sein, noch ein Thor."

Während der Jüngling unter der Aufsicht seines Vaters sich draußen in Wald und Feld herumtummelte, seine Kräfte an Auerochs und Bär versuchte und seinen Muth in Fehden mit den Grenznachbarn stählte, pflegte die Jungfrau mit der Mutter daheim das Hauswesen. Es weht einem schon aus diesen Urzeiten jener milde Geist des deutschen Familienlebens an, der sich in der Folge zu solch schönen und segensreichen Blüthen entfalten sollte. Doppelt aber muß dieses Gefühl, muß dieser Sinn für die Reize des häuslichen Wirkens unsere Ahnen ehren, wenn man sich dabei an die sonstige Rohheit ihrer Sitten erinnert. Trotz der rauhen Schale war jedoch der Kern edel und das Sprichwort: „Mann und Weib sind Ein Leib" — konnte nur in Deutschland entstehen. Es zeugt von der Hochachtung unserer Vorfahren gegen den Ehestand, der von jeher von ihnen als ein unauflöslicher Bund angesehen wurde den, wie Tacitus sagt, nur der Tod trennen konnte. Kein Volk, auch nicht die hochgebildeten Römer, standen dem Weibe gleiche Rechte zu. Die deutsche Frau hatte Alles mit dem Mann gemein und sie wurde in allen häuslichen Angelegenheiten von ihm zu Rath gezogen. „Mann und Weib mögent nit gehaben Gut gezwaiet" — hieß es. Diese naturwüchsige Ritterlichkeit ist ein sonniger Lichtpunkt in dem Charakter unserer Altvordern. Diese angeborene Hochachtung eines sonst rohen und ungehobelten Mannes vor dem Weibe, dieses freiwillige sich Fügen des reckenhaften Hausvaters in das sanfte Regiment seiner „Hausehre" — wie er wahrhaft poetisch die Genossin seiner Freuden und Leiden nannte — das erinnert an einen Löwen, der sich zu den Füßen eines Lammes schmiegt!

Es waren aber auch großherzige Frauen; ich nenne sie: die Spartanerinnen des Nordens. In ihrer Brust, die für Gatten und Kinder hoch schlug, loderte zugleich die heilige Gluth der Vaterlandsliebe, und wie dem Mann, so ging auch ihnen die Freiheit über Alles. Der Hausvater, der Sohn der für diese starb, wurde erst beklagt, dann aber gepriesen. Der Tod auf dem Feld der Ehre wurde der Stolz der verwittweten Gattin, der des Kindes beraubten Mutter. Wußte sie doch die verklärten Heldengeister in Walhallas ewigem Ruhmestempel, wo ihre Schläfe die deutsche Eichenkrone zierte! Solche Frauen kostete es kein Opfer, als sie nach einer verlorenen Schlacht, wo die Riesenleiber der Ihrigen die Wahlstatt bedeckten, sich an ihren eigenen blonden Haaren aufhingen, um den Tod der Angehörigen nicht zu überleben und in die Gewalt der siegreichen Römer zu fallen.

Aus dieser Achtung der Frauenwürde erklären sich auch die verschiedenen Gesetze zum Schutze des Weibes. Wer z. B. nur die Hand eines freien Weibes berührte, mußte fünfzehn Schillinge, dreißig dagegen erlegen, wenn er ihren Arm berührte. Das Weib hatte für die Deutschen etwas Heiliges und mehrere ihrer Hauptgottheiten wurden in weiblicher Gestalt verehrt, so z. B. Freia oder Frauwa, das Urbild des reinen Frauensinnes, und Hertha, die Stammutter aller Wesen. Die Hellenen hatten auch Göttinen; Juno, Diana und Venus waren auch bei ihnen Frauen, trotzdem aber hatte für den Griechen das Weib nur vom ästhetischen Standpunkte aus Werth. Seine Frauenachtung haftete, um mich so auszudrücken: am „Fleisch". Aphrodite repräsentirte dem Hellenen nur den physischen Theil der Liebe, für den geistigen gab's keinen oder doch nur mangelhaften Ausdruck, denn selbst bei der Venus Urania — im Gegensatz zur Venus Pandemos — begegnen wir immer wieder dem sinnlichen Element, denn der griechische Mythus ließ die Liebesgöttin kurz und gut aus den in das Meer gefallenen Geschlechtstheilen des Uranus entstehen. Der Sinn für Formenschönheit mochte viel eher den Griechen auf die Idee gebracht haben, weibliche Gottheiten zu schaffen, als seine eigentliche Achtung und Würdigung des Frauencharakters. Der Hellene hatte keine Freia, denn seine Aphrodite war ja, beim Licht betrachtet, nichts als die durch Formenvollendung potenzirte Verkörperung einer sinnlichen, animalischen Idee. Man konnte diese Aphrodite ebenso gut in ihrem Tempel, als in dem ersten besten Freudenhaus anbeten, ohne daß es ihrem Ansehen im Geringsten geschadet hätte, und jeder Unterrock war fähig zu einer Venus erklärt zu werden.

Man kann den Unterschied zwischen den hellenischen und germanischen Urideen des Frauenthums in wenig Worte zusammenfassen: Der Grieche nahm das Weib nach der äußeren Form, der Germane achtete, mehr als die leibliche Erscheinung, die innere Würde und den sittlichen Adel des Weibes. Während bei den Griechen die Frauen höchstens ergänzende Nullen zu den männlichen Ziffern waren, hielt der Deutsche das Weib zu einer selbstständigen, höheren Mission berufen; zu roh und ungebildet, um sich einen deutlichen Begriff von der ganzen Wichtigkeit des Frauenthums machen zu können, ahnte der Deutsche dennoch, daß sein Glauben kein falscher war, und die Folge konnte ihn in diesem guten Glauben nur noch bestärken.

Die Frau soll weder Herrin, noch aber Magd, sie soll die „Gehilfin des Mannes" sein, wie es die Bibel nennt, und in diesem Sinn finden wir auch bei unseren Vorvätern diese Bedeutung aufgefaßt. Weit entfernt, den Gatten als stummen,

sittlich entmannten Sclaven an den Wagen ihrer Tyrannei spannen zu wollen, lag auch anderseits in dem Manne viel zu viel angeborene Achtung, ja Scheu vor der hehren Größe der Weiblichkeit, als daß es ihm eingefallen wäre, diesen Heiligenschein, den er selbst um diese Idee gewoben hatte, durch irgend eine Entwürdigung wieder zu vernichten.

Diese Erscheinung bleibt um so merkwürdiger, als sie fast einzig dasteht, denn bei den meisten Völkern der Vorzeit bewiesen Männer wie Weiber, daß sie das wahre Maß der geschlechtlichen Wechselbeziehung nicht kannten, und wenn bei den Einen das Weib zur Nichtigkeit verurtheilt war, so hat sich die ewige Gerechtigkeit dadurch gerächt, daß sie bei den Anderen den Mann seiner angeborenen Würde entkleidete und ihn in staatlicher wie in häuslicher Beziehung dem schwächeren Weibe unterordnete.

Die Frau ist einmal nicht von der Natur dazu bestimmt worden, die erste und ausschließliche Rolle zu spielen, sie soll vielmehr nur ergänzen, vollenden, und in diesen zwei Worten liegt das ganze Programm des Frauenthums für jetzt und für alle Zeiten. Das Weib sei Hausfrau und Mutter, abhängig vom Manne, aber niemals bevormundet durch den Mann.

Welche Folgen zog nicht im Alterthum das Hinaustreten des Weibes auf den öffentlichen Markt nach sich! Bis zu dem Zeitpunkt, wo Athen den Gipfel seiner Cultur erreicht hatte, nahmen die Frauen keinerlei Antheil an der Männergesellschaft. Im öffentlichen Leben kannte man gar keine Frauen. Als nun aber eine Diotima, eine Aspasia, eine Phryne, eine Nemea auftraten, und als Miß Bloomers die Standarte des Mannweibthums aufpflanzten, da ging der Grieche in die lockenden Schlingen dieser Sirenen, da führte er, den Schein für die Wirklichkeit nehmend, eine weibliche Reform ein und — Athen fiel! Rom weist ähnliche Erscheinungen auf. Bis zu den Zeiten der bürgerlichen Unruhen begnügte sich die Römerin damit, Hausfrau und Mutter zu sein, und sie kannte das öffentliche Leben eben so wenig als die Athenienserin. Nichtsdestoweniger aber genoß sie der öffentlichen Achtung, denn ihre Sitten waren bis dahin unsträflich gewesen. Die Kinder, besonders die Söhne, waren ihr einziger Stolz. Wer kennt nicht Cornelia, die Mutter der Gracchen? Indem sie auf ihre Söhne Tiberius und Cajus zeigte, sagte sie: „Das sind meine Schätze!"

Die Frauen wurden öffentliche Charaktere und die alten Sitten schwanden. Man kennt den Grad der Verdorbenheit, den die Frauen und durch sie die Männer zur Zeit der Triumvirate erreicht hatten. Intriguen aller Art, Ehebruch und Giftmischerei waren an der Tagesordnung, jede göttliche wie menschliche Institution war vergessen oder wurde schnöd mit Füßen getreten. Vom Webstuhl, vom Spinnrocken weg waren Griechin und Römerin mit einem kecken Schritt auf die Agora, auf das Forum der Oeffentlichkeit hinausgetreten, aber nur — um damit den Fall des Vaterlandes noch zu beschleunigen. Athen fiel, Rom fiel und hier wie dort hatten die Männer bewiesen, daß sie es nicht verstanden, den reichen Schatz zu heben, der in des Weibes Herz schlummert. Die Frauen aber hatten bewiesen, daß sie der so plötzlich eingeräumten Freiheit entweder nicht würdig oder nicht mächtig waren.

Während aber diese gedankenlosen und lüsternen Frauen unter dem einstürzenden Hochbau ihrer Reiche, den sie so emsig erschüttern halfen, ihr ewiges Grab fanden, da ging in den rauschenden Eichenwäldern Deutschlands das Weib mit stillem, züchtigem Schritt einem heiligen Morgenroth entgegen. Das lichtblaue Auge war mild lächelnd der aufgehenden Sonne zugewandt, im keuschen Faltenwurf umfloß das Gewand den schlanken, herrlichen Frauenleib.

Und sinnend, in einer träumerischen Verzückung wanderte das deutsche Weib durch die Wälder — durch die Jahrhunderte!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Zur Bereitung von Leuchtgas aus Petroleum hat Dr. Hirzel in Leipzig, wie bereits mitgetheilt, einen eigenen Apparat construirt. Das rohe Petroleum oder noch zweckmäßiger die sog. Petroleumrückstände, welche bei der Raffinirung des rohen Oels zurückbleiben und die gegenwärtig sowohl aus deutschen Petroleumraffinerieen, wie auch aus Amerika billig zu beschaffen sind, werden aus einem Reservoir in eine glühende Retorte in gleichförmigem Strahle durch den Druck von Gewichten auf einen Kolben eingedrückt und sofort vergast, und die Gase treten durch eine Vorlage und Condensator in den Gasometer, ohne einer weiteren Reinigung zu bedürfen. Das Gas besitzt ausgezeichnete Eigenschaften, ist zwar per 1000 Kubikfuß 1⅓ Thlr. theuerer als Steinkohlengas, hat aber eine dreimal größere Leuchtkraft. Es condensirt sich nicht in den Leitungen, selbst bei größter Kälte. Ein dergleichen Apparat liefert 300 Kubikfuß per Stunde; eine größere Production kann durch Vereinigung mehrerer Retorten erzielt werden. Ein Arbeiter genügt, um die einfachen Operationen zu überwachen. Der Apparat empfiehlt sich ganz besonders für einzeln stehende Fabriken und Anlagen.

— In der Erzeugung künstlicher Edelsteine dürfte, wenn eine von französischen Blättern mitgetheilte Meldung sich bestätigt, ein Umschwung eintreten, dessen Nachwirkung auf den Juwelenhandel unausbleiblich sein würde. Der Chemiker Gaudin soll Nachbildungen von Diamanten, Sapphiren, Rubinen und Smaragden hergestellt haben, die nicht nur die Farbe, das Feuer und Strahlenbrechungsvermögen der natürlichen Edelsteine haben, sondern auch ungemein hart sind, sich schleifen lassen und selbst Glas ritzen.

— Die Wiener „N. Fr. Pr." berichtet: Julie Ebergenyi wird in den nächsten Tagen nach Neudorf, als dem Orte, wo sie ihre 20jährige Kerkerstrafe abbüßen soll, gebracht werden. Ihr Verhalten ist keineswegs ein reuevolles. Man erzählt sogar, daß sie wegen einzelner Vorfälle, durch welche sie eine besondere Vorliebe für männliche Schicksalsgenossen an den Tag legte, mehrfache Disciplinarstrafen, als die Einsperrung in einsamer, dunkeler Zelle, hartes Lager u. s. w., wider sich heraufbeschwor.

— Viele Reisende besuchen den Mont-Cenis, um eine Fahrt über den Berg mit der Eisenbahn Fell zu machen. Die Locomotiven und Züge sollen jetzt in Folge des Supplementarzügels, welcher jede Sperrung und augenblickliches Anhalten des Zuges gestattet, vortrefflich entsprechen und selbst für die größten Neigungen von 1 : 12 Sicherheit gewähren.

— Wiener Blätter berichten: Der 70jährige Scharfrichter Mathias Straßer, der im Jahre 1849 der Held des Arader Trauertages gewesen, hat sich am 16. d. in Pest im Elisabethspital selbst erhenkt.

Anagramm.

Ein Ruf ist es für die erkor'ne Schöne
Wenn ich in lauer Nacht mit B ertöne.
Die Briefe schreiben, die den Hobel führen,
Die müssen mit dem F es schon probiren.
Mit W das traute Liebchen in dem Arm:
Wie ist Dir wohl, und ach, wie wird Dir warm.
Mit S die meisten Speisen mich begehren;
Doch beim Getränk wirst Du es stets verwehren.
In Ein Getränke können sie mit M mich;
Und hältst Du Dich dazu, so wirst Du stämmig.

— Δ —

Auflösung der Charade in Nro. 61: Controlversammlungen.
Nämlich zu lesen: Control, Vers, Amm', Lungen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 61.

* Schwer geprüft.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Zwei Wochen vergingen auf Schloß Aulnay wie ein Traum. Alfred war mit seinen Liebesbewerbungen bei Clara nicht sehr glücklich gewesen — und er beschloß, ihr stolzes Herz, welches er mit Sturm nicht einnehmen konnte, durch eine regelrechte Belagerung dennoch endlich zur Ergebung zu zwingen. Er bot daher Alles auf, sich aufmerksam und liebenswürdig zu zeigen, und als es bekannt war, daß die in jedem Herbst in jener Gegend stattfindende königliche Jagd dieses Jahr mit ganz besonderem Pompe gefeiert werden sollte, wußte er sich eine Einladung zu verschaffen, und redete ihr auf's dringendste zu, sich dem Zuge des Monarchen anzuschließen. Es war nämlich bekannt geworden, daß der Bruder des Königs und die Prinzen, seine Söhne, ein allgemeines großes Treibjagen anstellen würden, zu dessen Mittelpunkte Schloß Rambouillet ausersehen war.

Clara zögerte erst, die Einladung ihres Vetters anzunehmen, allein als sie erfuhr, daß ein Theil der königlichen Pagen zum Jagdgefolge befohlen sei, sagte sie zu und machte sich — schön wie eine Fee — am bestimmten Tage in Alfred's und ihres Vaters Begleitung auf den Weg.

Als die königlichen Prinzen nahten, zog sich der Marquis von Aulnay in das Gehölz zurück, um sich nicht die Miene zu geben, als habe er sich ihnen absichtlich, gleichsam um sie an ihr Vergessen zu mahnen, in den Weg gestellt. Die Prinzen erschienen. Der Graf von Artois machte die Runde um den Sammelplatz, grüßte die Damen und richtete an einige der Anwesenden einige huldvolle Worte. Der Herzog von Berry, der Clara entdeckte und von ihrer strahlenden Schönheit geblendet wurde, versenkte sich schweigend in ihren Anblick. Endlich rief er: „Girardin!"

Ein Reiter seines Gefolges näherte sich.

„Kennen Sie jene junge Dame, Girardin?"

„Nein, gnädigster Herr, aber Fleury, der Wildmeister, der hier in der Gegend gut bekannt ist, wird wissen, wer sie ist!"

Fleury wurde gerufen, konnte aber keine Auskunft geben.

In diesem Augenblicke gaben die Fanfaren das Signal zum Beginn der Jagd, und in stolzem Zuge setzte sich die Cavalcade in Bewegung. Athemlos sah Clara dem Zuge der Pagen entgegen — endlich erschienen sie, und unter ihnen Rudolph von Kermonec. Freudig begrüßte er seine schöne Cousine von Fern, aber durch den eisernen Dienst gefesselt, entschwand er bald mit dem königlichen Jagdgefolge ihren Blicken.

Nach einer Pause, während deren Clara dem Zuge wie trunken nachgeschaut, fragte der Abbé in einem Anfall von Eifersucht sie spöttisch: „Wollen wir ihnen nicht folgen?"

„Sie haben Recht!" schreckte Clara empor und gab ihrem Pferdchen Ralph einen Schlag mit der Reitgerte, indem sie in ihrer gewohnten Manier über Stock und Stein von dannen sprengte. Ihr Cousin konnte ihr nur mühsam folgen, denn wie Ralph sein Thier an Ausdauer und Schnelligkeit, so übertraf Clara ihn in der Kunst des Reitens. Mehr und mehr blieb er daher zurück und hatte sie bald ganz aus dem Gesichte verloren.

Nur mit dem Gedanken an Rudolph beschäftigt, folgte das junge Mädchen dem königlichen Jagdzuge; allein tief und tiefer gerieth sie in das Gestrüpp; nirgends fand sie eine Spur von den Jägern. Nur entfernte Hornsignale vernahm sie, welche bald das Ende der Jagd verkündeten; die Sonne begann zu sinken und nirgends wollte sich ihr ein Ausweg zeigen. Verzweifelt rief sie um Hilfe, aber nur das Echo des Waldes gab Antwort auf ihre Klagen. Düstere Bilder stiegen vor ihrer Phantasie auf und der Gedanke, im nicht sicheren Dunkel einsam im tiefen Forste sein zu müssen, trieb ihr Thränen der Angst in die Augen.

Da plötzlich hörte sie aus der Ferne den Hufschlag eines Pferdes. Lauter noch erhob sie ihre Stimme zum Hilferuf; ein wohlbekannter Ton antwortete — und eine Secunde später erblickte sie Rudolph von Kermonec.

„O meine theuere Cousine!" rief er freudig; „wie sehr sind wir um Sie in Angst gewesen! Ihr Vater begegnete mir und setzte mich von Ihrem Verschwinden in Kenntniß; er sucht Sie mit Ristol auf der anderen Seite des Gehölzes. Ich aber danke dem Himmel, daß er mich Sie finden ließ; ich habe Sie noch einmal gesehen, ehe ich auf immer aus Frankreich scheide!"

„Aus Frankreich scheiden?" sagte Clara in großer Bewegung. „Und darf man die Gründe wissen?"

„Mein Entschluß ist gefaßt. In einem fernen Welttheile werde ich die Wunde zu heilen suchen, welche mir Ihr Anblick schlug. Ich ertrüge es nicht, Sie an Ristols Seite, als seine Gattin zu sehen!"

„Das werden Sie nie!" rief Clara voll Energie.

„Clara . . . großer Gott!" entgegnete der junge Mann. „Jener Gedanke hat mich mit Folterqualen gemartert — hat mich von Ihnen fortgetrieben . . . hat mich beinah dem Wahnsinn nahe gebracht, denn ich liebe Sie, Clara — ich bete Sie an!"

„O Rudolph — Rudolph!" jubelte das Mädchen. „Wie beseligt mich dies Geständniß. Hättest Du in meinem Herzen gelesen — Du wüßtest längst, wie es nur für Dich schlägt!"

„Ich glaube an Dich!" flüsterte Rudolph; „aber — Dein Vater! Er hat höhere Pläne mit Dir! Wird er unseren Bund nicht zerreißen?"

„Mein Vater!" rief Clara erschrocken; „Du hast Recht — großer Gott, wenn er seine Einwilligung versagte!"

„Ich glaube, seinen Widerstand besiegen zu können," beruhigte sie Rudolph. „Du weißt, wie viel der Herzog von Berry auf mich hält. Ihn wollen wir aufsuchen, uns zu seinen Füßen werfen und ihn anflehen, der Fürsprecher unserer Liebe bei dem Marquis zu sein."

Clara stimmte diesem Plane von Herzen zu; Beide setzten sich zu Pferde und hatten bald das Schloß Rambouillet, den Mittelpunkt der Jagd, erreicht. — Es war neun Uhr Abends. Ungesehen kamen sie bis an die Ringmauer, banden hier ihre Pferde fest und eilten durch den Park zu dem großen Thurme, in welchem sich das Zimmer Rudolphs befand, welches fast unmittelbar an die Gemächer des Herzogs stieß.

Sie traten durch eine geheime Thür ein, und eine Minute später war Clara allein in dem Zimmer Rudolphs, der hinausgegangen war, um zu sehen, ob der Herzog zugegen sei.

Er hatte ihr versprochen, in diesem Falle augenblicklich zurückzukehren und sie zu holen, damit sie ihre Bitten mit den seinigen vereine.

Der Herzog empfing seinen Pagen sehr gnädig. „Kommst Du endlich, Kermonec?“ rief er gutgelaunt. „Ich habe Dich schon erwartet, aber sicherlich hattest Du angenehmere Engagements, als den Dienst! — Nun, Dir ist vergeben!“

„Königliche Hoheit verzeihen; ich hatte mich im Walde verirrt!“ entschuldigte sich der junge Mann.

„Nichts mehr davon,“ fiel ihm der Prinz in's Wort. „Höre mich an — ich will Dir Etwas vertrauen. Ich — bin verliebt!“

Rudolph war erfreut über diese Mittheilung; er schöpfte daraus Hoffnung für sich und seine eigene Liebe.

„Heute Morgen auf der Jagd sah ich ein entzückend schönes Mädchen,“ fuhr der Herzog fort. „Sie muß mein werden — und Du mußt mir helfen, sie zu erobern. Zuerst also, wer ist sie?“

„Hoheit befehlen — wer?“ fragte Rudolph erstaunt.

„Nun, jene Dame, welche Du heute Morgen auf der Jagd gegrüßt hast — ich sah es wohl! Sie trug ein braunes Kleid und einen grünen Schleier, und saß auf einem kleinen Rappen. Da Du ihr zuwinktest, mußt Du sie kennen.“

Rudolph wurde bleich wie der Tod. „Um Vergebung, königliche Hoheit!“ konnte er nur mit Mühe antworten; „es muß ein Irrthum sein — eine Dame habe ich nicht gegrüßt!“

Der Herzog wurde verdrießlich. „Es scheint, daß ich nicht erfahren soll, wer sie ist. Nun wohl, so gieb Dir wenigstens alle Mühe, die schöne Unbekannte zu erforschen. Ihre Beschreibung habe ich Dir gegeben — das Uebrige zu ihrer Auffindung ist Deine Sache.“

„Ew. Königliche Hoheit — zu Befehl!“ stotterte Rudolph.

Da der Gebieter seiner jetzt weiter nicht mehr bedurfte, so verließ er das Gemach.

Er war ganz fassunglos. Der mächtige Herzog von Berry verliebt in Clara von Aulnay — und er selber im Begriff, sich mit ihr zu eben dieses Herzogs Füßen zu werfen, und ihn zu bitten, den Fürsprecher ihrer Liebe zu machen .... das Gehirn des Pagen wirbelte.

Clara flog ihm entgegen, als er eintrat. „Ist der Augenblick günstig?“ fragte sie voll froher Hoffnung.

„Sie müssen noch diese Minute nach Aulnay zurück!“ lautete die tonlose Antwort.

„Der Herzog ist also nicht zu sprechen, oder er will uns nicht hören?“

„Er — ist nicht zu sprechen,“ versetzte Rudolph, und eilte zur Treppe, um Clara schleunigst hinwegzuführen.

Aber das Unglück wollte, daß in dem nämlichen Augenblicke die Beute der Jagd herbeigetragen wurde. Der ganze Schloßhof wimmelte von Jägern, Treibern und Bedienten, welche mit Windlichtern hin und her eilten, so daß es unmöglich war, ungesehen zu entschlüpfen.

„Großer Gott!“ klagte Rudolph; „warum mußte ich Sie hierherführen! Was sollen wir thun! — Nirgend ein Ausweg!“

Vergebens sann er nach. Endlich kam ihm ein Gedanke. — „Ich sehe nur auf diese Weise Rettung,“ sagte er dann; „es muß sein! — Sie nehmen den Mantel und den Hut eines Pagen, reichen mir den Arm und wir enteilen unerkannt durch das Gedränge.“

„Wohl!“ entgegnete Clara; „so soll es sein. Geschwind — geben Sie mir das Costüm!“

„Ich habe es ja nicht bei der Hand!“ jammerte Rudolph. „Ich muß erst in das gegenüber liegende Forsthaus eilen, um die Kleider zu holen. Warten Sie einige Augenblicke hier auf meinem Zimmer; ich werde sogleich zurück sein!“

Er eilte hinaus und überließ Clara ihren Gedanken. Diese schweiften hinüber zu ihrem Vater, der sie sicherlich noch in dem Gehölze suchte. Ihre Unruhe steigerte sich. Dazu verrann die Zeit — Rudolph hätte müssen längst zurück sein, aber vergebens erwartete sie ihn. — Eine wahre Todesangst ergriff sie.

Da hörte sie Schritte auf dem Corridor ... endlich! — Sie athmete leichter. Die Thür öffnete sich; Clara wollte dem Eintretenden entgegenfliegen, aber schreckenbleich hielt sie plötzlich ihre Schritte an und griff krampfhaft nach der Lehne eines Stuhles, denn vor ihr stand der Herzog von Berry.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

1. Altdeutsche Liebespolizei.

Schon von den frühesten Zeiten her erlaubten weder Gesetz noch auch Herkommen dem Deutschen zu heirathen wen, wo und wann er wolle, sondern er war in mehrfacher Beziehung darin beschränkt. So mußte er z. B., wenn er von Adel war, auf Gleichheit des Standes sehen, denn sonst wurden seine Kinder nicht ebenbürtig oder frei, durften weder des Vaters Helm und Schild führen, noch sein Erbe antreten und waren von den Stammgütern des Geschlechtes ausgeschlossen. Ebenso durften die Dienstmannen nur Frauen ihrer Classe zu Weibern nehmen. Die Heirath zwischen Eingeborenen und Fremden war unliebsam und greift diese Abneigung gegen das Auswärtsheirathen bis in das vorige Jahrhundert herein. Das Ulmer Stadtrecht setzt die ausdrückliche Ursache dazu, nämlich: „damit die allhiesigen Burgerstöchter auch desto ehender zu heirathen Gelegenheit erlangen mögen. Daher sollen diejenigen Burger so fremde Weibsbilder zu Ehefrawen nehmen, sieben Jahre mit jedweder Hülfe (Unterstützung seitens der Stadt oder des Magistrates) stille stehen.“

Eine Verordnung des Stadtmagistrates von Frankfurt, datirt vom 12. October 1758, die Statuten und Satzungen der kaiserlichen und Reichsstadt Nördlingen, die Zuchtordnung der Stadt Memmingen, des fürstlichen Hochstiftes Hildesheim u. a. lauten alle in diesem Sinn. Ebenso gestattet eine oranien-nassauische Verordnung vom Jahr 1641 keinem Unterthan, sich ohne herrschaftliche Bewilligung auswärts zu verheirathen. Dieses Vorurtheil unserer Ahnen drückte sich selbst in einigen Sprichwörtern aus, z. B.: „kauf' Nachbars Rind, frei' Nachbars Kind!“ oder: „heirath' über den Mist, so weißt Du, wer sie ist!“

Die Ehen der alten Deutschen hatten auch bezüglich des Alters ihre besonderen Erfordernisse und frühe Heirathen waren nicht gern gesehen. Ein Sprichwort sagte: „wenn man einem Buben eine Frau und einem Kind einen Vogel giebt, so ist beider Untergang vor der Thür.“ Nicht mit Unrecht glaubten sie, daß durch spätes Heirathen die Kräfte vermehrt und die Leibesstärke erhalten bliebe. Darum begann auch bei ihnen die

Mannbarkeit erst mit dreißig Jahren. Noch Anno 1751 verbot die jülich-bergische Rechts- und Polizeiverordnung des Herzogs Wilhelm Männern vor zurückgelegtem dreißigsten und Frauen vor zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Jahr ohne Wissen und Willen der Eltern zu heirathen. Bei den Deutschen wurden zu den Personen, deren Consenz nothwendig war, die Eltern, Blutsverwandten und Vormünder gerechnet und diese Erfordernisse später sogar auch auf die gericht-, hals- und gutsherrliche Einwilligung ausgedehnt. Mehr als alle anderen Personen aber waren die Leibeigenen bei ihren Heirathen eingeschränkt. Wollten sie auswärtige leibeigene Dirnen zur Ehe nehmen, so mußten sie zuvor einen „Frei- und Laßbrief" für dieselben erlangen, und wenn eine leibeigene Magd sich verheirathen und in des Bräutigams Leib- und Gutsherrnhof „einfreien" wollte, so mußte sie das „Auffahrtsgeld", den „Weinkauf" oder das „Gewinngeld" zuvor bezahlen, sich auch wohl dem Gutsherrn ihres Zukünftigen zur Leibeigenschaft ergeben, da sie nicht zwei Leibherren mit Halseigenschaft zugleich angehören konnte. So verfügt eine Polizeiordnung der Reichsstadt Ulm, daß die dortigen Leibeigenen nicht getraut werden sollten, ehe sie den „Brautlauft" entrichtet hatten. Unter „Brautlauft" begriff man nämlich die Abgabe, die die Leibeigenen bei der Verheirathung ihrer Kinder an die Landes-, Lehn- und Halsherren zu bezahlen hatten. Der „Brautlauft" kommt außerdem in verschiedenen Urkunden noch unter folgenden Namen vor: Brautschilling, Bedemund, Bettemund, Bauernmiethe, Bumede, Frauenzins, Hemdschilling, Hemdlaken, Mannthaler, Klauenthaler, Kardistelgeld, Busenhuhn, Reitschoß, Meiden- und Freudengeld. Das Recht diese Abgabe zu fordern, hieß Bedemunds- oder Busenrecht. Auch gehört hierher das berüchtigte jus primae noctis — das infamste Privilegium, das sich der zügellose Junker der „Canaille" gegenüber angemaßt hat. In den Herzogthümern Bremen und Verden hatte der leibeigene Maier dem Gutsherrn dafür, daß dieser der Braut auf seinem Hof zu wohnen gestattete, eine Abgabe zu entrichten, die in alten Urkunden unter dem Namen „Willigmöde" (Willigmachen) vorkommt.

2. Der Verspruch.

Bei der Verlobung gaben sich Aermere wohl ein kleines Geschenk, Vornehmere dagegen und Standespersonen überwiesen der Braut den sogenannten „Mahlschatz", steckten ihr einen Ring an den Finger und gaben ihr einen Kuß. Die Verlobung der Fürstin Beatrix mit Kaiser Otto dem Dritten im Jahr 1209 auf dem Reichstag zu Würzburg geschah mittelst Ringwechsel und einem Kuß Otto's. Bei einigen Procuraheirathen meldet uns die Geschichte, daß alsdann der Stellvertreter des Bräutigams der Braut diesen Kuß ex officio geben mußte, wie dieses z. B. Johann von Berg, Bevollmächtigter Karl des Fünften, bei der Prinzessin Maria von England, Karls Braut, im Jahr 1508 that.

Von dieser Bedeutung des Ringes stammt das Sprichwort:

Ist der Finger beringt,
So ist die Braut bedingt (versprochen, zugesagt).

Dieser Gebrauch geht bis zu den Zeiten des Tacitus zurück und demnach durften also nur Bräute und verheirathete Frauen Ringe tragen, indem dieser Schmuck ein Symbol der Ehe war.

Von einem eigentlichen, in Geld oder liegenden Gründen bestehenden Heirathsgut, das, wie die römische dos, der Tochter mitgegeben wurde, wußte man in Deutschland von den ältesten Zeiten her bis zur Einführung des römischen Rechtes nichts. Die Ehefrau brachte dem Gatten nichts als Waffen und Vieh und dieser setzte ihr dafür einen Unterhalt fest, der die Grundlage zum späteren „Witthum" und zur „Leibzucht" (Lebzucht) bildete. Mit der Einführung des römischen Rechtes erhielt das Einbringen der Frau den Namen: Brautgut, Brautschatz, Kastenpfand, Brautwagen oder Kammerwagen und mit dem Namen zugleich auch eine andere Bedeutung. Das ursprüngliche, vom Ehegatten ausgesetzte „Witthum" sicherte der etwaigen Wittwe Unterhalt, weil es der biedere Sinn der Deutschen von Anfang an als eine Schande erachtete, die Gattin in Noth und Armuth zurückzulassen, indem diese nach den damaligen Gesetzen nichts von den unbeweglichen Gütern ihres Vaters erbte, da diese zur Erhaltung und Ehre des Stammes den männlichen Erben zufielen. Damals stiftete also noch die Liebe die Ehen, und daran mochte Haller denken, als er sang:

Die Anmuth wird hier auch bei Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten auf!

Liebe und ein gesunder Leib waren die einzigen Schätze, die damals die Braut besaß. Die Einführung des römischen Rechts aber brachte, wie schon erwähnt, eine große Aenderung hervor und „man begehet keinen großen Fehler — meint ein alter Jurist — wenn man saget, daß, seitdem der weibliche Brautschatz für nothwendig erachtet wird, weit mehr unglückliche Ehen erlebet werden, denn vorhin gefunden worden."

Die Fürsten und der Adel machten selbstverständlich den Anfang mit dieser Neuerung. Leibnitius, der Biograph des Herzogs Magnus Torquatus, schreibt vom Herzog Wilhelm von Braunschweig: „Agneten (Agnes) gaff er dem Hertog von Sassen (Sachsen) mit einem gar grooten Brutschatt an Gelde, so to der Tidt unter den Försten nit gebrucklich" — und scheint damit entweder sein Staunen oder aber seinen Unwillen an den Tag zu legen, denn diese, von jenseits der Alpen importirte Neuerung war bei vielen Kerndeutschen auf den heftigsten Widerstand gestoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erstürmung und Zerstörung Magdala's.

Endlich liegen die lange erwarteten Einzelheiten über die letzten Tage von Magdala vor. Zunächst ist durch die eingetroffenen Nachrichten der Zweifel gehoben, ob Theodor im Kampfe fiel oder, um einer schmachvollen Gefangenschaft zu entgehen, sich mit eigener Hand das Leben nahm. Die Aussage der Sachverständigen, daß der Schuß in den Mund, welcher den Tod des kühnen Wilden verursachte, nicht von fremder Hand herrühren könne, wurde durch das Zeugniß eines Soldaten, der darauf schwor, den Selbstmord gesehen zu haben, und das des Waffenträgers Theodors bestätigt. Letzterer gab auch die Einzelheiten über das Verhalten seines Herrn in den letzten Stunden, während des Angriffs der Engländer, in welchem der sonst so gefürchtete Tyrann nur mit wenigen Getreuen Stand hielt. Zweimal brach unter den hervorragendsten Häuptlingen und deren Gefolge Meuterei aus. Sie weigerten sich, an seiner Seite zu kämpfen, und auch ihn auf der Flucht zu begleiten; sie beschlossen, ihn dem Feinde auszuliefern, doch hatten sie noch immer nicht Muth genug, ihr Vorhaben auszuführen. Nur Wenige, 5 an der Zahl, hielten bis zum letzten Augenblicke an seiner Seite aus, und es ist zu verwundern, daß diese Männer, entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und im Besitze von guten Waffen — etwa ein Dutzend englischer Hinterlader fanden sich vor —, den auf unwegsamen Pfaden herankommenden Feinden nicht einen bedeutenden Schaden zugefügt haben, denn aus allen vorliegenden Berichten geht hervor, daß der Zugang zu der Festung von wenigen entschlossenen Leuten mit Erfolg gegen eine große Uebermacht hätte gehalten werden können, und daß es nur die allgemeine Muthlosigkeit der Truppen war, welche den Engländern den Sieg so leicht machte. Nahezu 60 Punkte zwischen Fahla und Magdala hätten einen heftigen und wirksamen Widerstand ermöglicht, und die Festung selber, von steilen Felsen beschützt, bot nur zwei Zugänge, an der Nord- und Südseite, die so eng waren, daß nur Ein Maulthier sie jedesmal passiren konnte, und die jeder zu einem starken, wohl verrammelten Thore führten. Das nördliche Thor, beherrscht von der Stellung von Schilasse, war es, durch welches der Eingang erzwungen wurde. Die Beschießung wurde durch die bei der Vorhut befindlichen Zeitungscorrespondenten eröffnet, und zwar mit Theodors eigenen schweren Geschützen, welche sie wohl geladen auf die Engländer gerichtet

entdecken. Flugs wurden die acht Kanonen auf Magdala zugekehrt und abgeschossen. Doch kam bald eine Ordonnanz des Oberbefehlshabers herangesprengt, welche das Dilettantenconcert einstellte. Gegen 2½ Uhr Nachmittags begann die eigentliche Beschießung, und nach einer zweistündigen Kanonade wurde der Befehl zum Sturme gegeben. Die Truppen erkletterten den zum Thore führenden Pfad, fanden aber dieses, wie die dasselbe umgebenden Pfahlwerke von den Kugeln vollkommen unverletzt. Die Pallisaden mußten daher mit Hilfe einer Strickleiter überstiegen werden, um das Festungsthor von beiden Seiten angreifen zu können. Hatte die Kanonade auch keinen directen Vortheil erzielt, trieb sie doch die Vertheidiger zurück; nur sechs Häuptlinge stellten sich mit Todesverachtung den Angreifern entgegen, doch waren ihrer zu Wenige, um die Stellung halten zu können, sie fielen auf ihrem Posten. Theodors Leichnam fand sich nicht in der Nähe des Thores, wo die Häuptlinge gefallen waren, sondern allein auf einer etwas entfernteren Anhöhe. Es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß Theodor sich höchst wahrscheinlich mit einer jener Pistolen das Leben genommen, welche ihm „die Königin Victoria zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für die Güte geschenkt hatte, die er ihrem Diener Plowden erwiesen." Dies ist die Inschrift des sechsläufigen Revolvers. Das Gesicht des Todten ließ allerdings nicht auf seine früheren Züge schließen, zumal da das Auge das Feuer und den Ausdruck verloren, die als seine Eigenthümlichkeit bezeichnet wurden, aber auf seinen Wangen lag ein Zug von roher Sinnlichkeit, der keineswegs heroisch oder königlich genannt zu werden verdiente. Die Stirne zeugte dagegen von Intelligenz und der Mund von Entschlossenheit und Grausamkeit. Ein sonderbares Lächeln umspielte seine Lippen, als ob sein letzter Gedanke der gewesen sei, daß er seine Feinde beschäme, indem er wie ein König sterbe. Eine Anzahl englischer Truppen hielt bei seinem Leichnam Wache, bis er — noch am Nachmittag des 12. — in der Kirche von Magdala begraben wurde. Seine Grausamkeit war schrecklich, davon legte das Leichenhaus bei Magdala Zeugniß ab, in welchem zwei Haufen verwesender menschlicher Leichname lagen, Leichname von 300 Gefangenen. Am Tage vor der Schlacht metzelte Theodor sie alle mit eigener Hand nieder, nachdem er die übrigen Gefangenen gezwungen, Zeugen dieser Scheußlichkeit zu sein. Grund dazu war, daß er fürchtete, sie während einer Belagerung nicht halten zu können, und daß er es mit seiner Würde nicht verträglich erachtete, sie, die doch nur höchst Unbedeutendes begangen hatten, frei zu lassen. — Sir Rob. Napier hatte Magdala dem Wagschum Gobazye angeboten; dieser lehnte das Geschenk jedoch ab, weil er es wohl nicht gegen die Angriffe der Wulla Gallas halten könne, und es überdies noch Jedem, der dort geherrscht, den Untergang bereitet habe. Nach dem Sturze Theodors ist Gobazye unangefochtener Herr des ganzen Landes südlich von Antalo und nördlich von Magdala. Wäre letzteres irgend Jemanden gegeben worden, mit Ausnahme Gobazye's, würden sich wahrscheinlich schon in nächster Zeit politische Schwierigkeiten ergeben, und ebenso, wenn der Platz unbewacht zurückgelassen worden wäre. Daher beschloß der Oberbefehlshaber, Magdala zu zerstören. Er hat damit sehr weise gehandelt, Gobazye ist zufrieden gestellt, während sich andererseits die übrigen Häuptlinge, die den Engländern hilfreiche Hand boten, nicht über Zurücksetzung und Uebervortheilung beklagen können. Am Nachmittag des 17. April wurde die Festung in Brand gesteckt, die hochaufwirbelnden Feuer- und Rauchsäulen verkündeten den erstaunten Eingeborenen, daß ihr Unterdrücker gefallen, seine Zwingburg nur noch ein Schreckmittel für kleine Kinder sei. Doch kaum jemals hat nationales Rachegefühl unter so geringen Verlusten befriedigt. Die Welt hat an Magdala sehr wenig verloren, denn was es merkwürdig machte, seine natürliche Stärke als Felsenfeste, ist unzerstörbar. Die künstlichen Befestigungen bestanden nur in einigen Ellen roh gearbeiteten Mauerwerks und Pallisaden, deren Zerstörung etwa eine Stunde in Anspruch nahm, und den stark verbarricadirten Thoren. Die Stadt an und für sich war sehr uninteressant, sie bestand aus den gewöhnlichen Hütten, meist aus Gras und Holz gebaut, mit kegelförmigen Strohdächern. Nicht ein einziges Gebäude zeichnete sich vor dieser Alltäglichkeit aus, wenn nicht etwa der Palast Theodors und die Kirche. Letztere stach dadurch ab, daß sie die gewöhnlichste und schmutzigste war, die auf der ganzen Expedition gesehen wurde, während der Palast sich vor den schmutzigen, strohgedeckten Hütten nur dadurch unterschied, daß er 2 Stockwerke hoch war und von einem flachen, nicht kegelförmigen Strohdache bedeckt wurde. In ihm fanden sich eine Anzahl europäischer Luxusartikel vor, Claviere, Harmoniums, Spieldosen, Patronen für Hinterlader und eine Masse anderer Gegenstände. Sonst fanden sich Zeichen von Civilisation nur in den Werkstätten der von Theodor gefangen gehaltenen Handwerker; die Kriegsbeute ist daher über alle Erwartung schmal ausgefallen, obwohl schon die Erwartung eine äußerst beschränkte war. Zum Mindesten glaubte man, daß Theodor Gold- und Silberschätze besessen habe; war diese Ansicht richtig, dann müssen sie irgendwie verschwunden sein. Und dies ist nicht unmöglich, denn durch Versehen wurden keine Befehle noch auch Vorsichtsmaßregeln gegen Plünderung getroffen, und zweifelsohne begannen viele Abyssinier, die wußten, wo der Hase im Pfeffer lag, während des Sturmes nach Beute auszuschauen. Tags darauf wurde allerdings Befehl gegeben, daß Alles wieder zurückgegeben werden sollte, aber manche Gegenstände hatten inzwischen schon mehreremale ihren Besitzer gewechselt und hübsche Curiositäten und Andenken an Magdala den Käufern ein ansehnliches Stück Geld gekostet; daher war der Befehl unpopulär und wurde wahrscheinlich nicht besonders streng befolgt. Der Verkauf der Beute, dessen Ertrag für die Unterofficiere und Gemeinen bestimmt ist, wird daher wohl keinen großen Ertrag liefern. Doch sind einige werthvolle Curiositäten entdeckt worden. So hat Holmes, welcher die Expedition als Archäologe für das britische Museum begleitete und der auf der Reise auffallend wenig erworben, eine hübsche Krone, vermuthlich die eines Erzbischofs, und einen goldenen Becher mit Inschrift an sich gebracht. Auch die Krone Theodors war aufgefunden worden, und man beabsichtigte, sie der Königin Victoria zu schicken. Die anderen Beutegegenstände sind die Mörser Theodors, deren einer während des Sturmes geplatzt war, und die sämmtlich zerstört wurden (mit Ausnahme von zweien, welche man als Trophäen nach England mitnimmt), ferner eine große Zahl Speere, Säbel, Kreuze, Glocken, amharische Bibeln, Papier, alte Flintenschlösser, Pistolen, Pulverbüchsen u. s. w. Auch der Sohn Theodors ist erbeutet worden. Sir R. Napier beabsichtigt, ihn unter Obhut des Dr. John Wilson, eines Geistlichen in Bombay, zu stellen. Von den übrigen Eingeborenen sind nur noch die beiden Königinnen erwähnenswerth. Die eine, Theodors rechtmäßige Gattin, zeigte sich in ihrer ganzen Erscheinung als das vollkommene Gegentheil ihres Gatten. Sie ist eine vornehm aussehende Frau von etwa 26 Jahren mit heller Hautfarbe, lebhaften Augen, schöngeformter Adlernase und hübscher Hand. Die meiste Aufmerksamkeit erregte ihr wunderschönes Haar, welches in dichten Locken auf die Schultern herabfiel. Ihr Kleid war das gewöhnliche weiße Baumwollenkleid des Landes, an der Hüfte mit einem Gürtel gehalten. Die andere Königin, Theodors Favoritin, war stämmig, von dunkeler Farbe und sinnlichen Gesichtszügen.

Mannichfaltiges.

† — Wiener Blätter melden, daß das Oberlandesgericht in der von dem Vater der Julie Ebergenyi ergriffenen Berufung das erstrichterliche Urtheil, durch welches die Genannte zu zwanzig Jahren mit einer Woche Einzelhaft am Ende eines jeden Strafjahres verschärften Kerker verurtheilt wurde, bestätigt hat.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 65.

* Schwer geprüft.

Novelle von Hermann Uhde.

(Schluß.)

Es kam sehr oft vor, daß der Herzog seine Pagen in deren Zimmern aufsuchte. So auch jetzt.

Der Anblick des jungen Mädchens machte ihn stutzen. Er erinnerte sich der vor kaum einer Stunde stattgehabten Unterredung mit Rudolph. Was lag näher, als daß er sich dem Glauben hingab, Kermonec's Bestrebungen, die schöne Unbekannte aufzufinden, seien bereits mit Erfolg gekrönt und sie befinde sich hier, um ihm ein Rendezvous zu geben.

„Diese Duenna scheint ein wenig leicht zu sein!“ dachte er. „Wie schade! Sie ist so reizend!“ — „Wer hat Sie hierher geführt, liebes Kind?“ fragte er dann.

„Königlicher Hoheit Page Herr von Kermonec!“ antwortete Clara, wie ein Espenlaub bebend.

„Dacht' ich's doch!“ sagte der Herzog zu sich. „Dieser Teufelsjunge, dieser Kermonec ist ein wahrer Figaro; eine Stunde genügt ihm zur Ausführung der scheinbar schwierigsten Pläne.“ — „Wie heißen Sie?“ fragte er dann laut.

„Ich bin die Tochter eines treuen Dieners Sr. Majestät, des Marquis von Aulnay!“ erwiderte das Mädchen.

„Aulnay!“ wiederholte der Herzog lebhaft. „In der That, ein ergebener Anhänger des Königs. O, seien Sie überzeugt, mein werthes Fräulein, daß ich das Vorgefallene nicht billige. Hätte ich Ihren Namen und Stand gewußt — mein Page hätte Sie nicht zu mir führen sollen.“

„Wie?“ rief Clara erstarrt, während eine entsetzliche Ahnung ihr Gehirn durchblitzte. „Herr von Kermonec hätte mich auf Ew. Hoheit — Befehl hierher geführt?“

Der Herzog gerieth in eine leichte Verlegenheit. „Ich hatte es ihm nicht eigentlich ausdrücklich befohlen,“ entgegnete er. „Er hat meine Andeutungen überschritten; allein da ich weder Ihren Stand noch Ihren Namen kannte, so hatte ich ihm allerdings von Ihrer Schönheit gesprochen; ihm gesagt, welch tiefen Eindruck Ihr Anblick bei der Jagd heute Morgen auf mich gemacht, und ihm den Wunsch ausgedrückt . . .“

„Genug — genug!“ unterbrach ihn Clara stolz. „Ich ersuche Sie, Herr Herzog, mich unverzüglich durch den Garten hinausführen zu lassen. Dort werde ich mein Pferd finden, das mich augenblicks nach Aulnay tragen wird.“

Sie brach in ein heftiges Schluchzen aus. „O, welche Infamie!“ sagte sie zu sich; „Rudolph, den ich für so treu und ehrlich hielt — an dessen Liebe ich glaubte . . . ein Elender; ein gemeiner Zuführer seines Herrn!“

Der Herzog selbst führte die bebende Clara durch einen geheimen Ausgang ins Freie und kehrte nicht eher wieder in das Schloß zurück, als bis er sich überzeugt hatte, daß sie bereits glücklich auf dem Heimwege war.

Während dieser Vorgänge auf Schloß Rambouillet war Rudolph in voller Hast nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Forsthause geeilt, um den Anzug zu holen. Nachdem er denselben erhalten, war er rasch zurückgekehrt. Wie erschrack er aber, als er bei seiner Rückkunft die Thür des Pavillons, durch die er gekommen — wahrscheinlich durch die inzwischen vorbeipassirte Runde — verschlossen fand. Vergebens bat er die Schildwache, ihn durch das Hauptthor passiren zu lassen; er zeigte seine Uniform, flehte, versprach, drohte — vergebens. Es war zehn Uhr vorüber und Niemand, der das Losungswort nicht kannte, fand Einlaß in das Schloß, und Rudolph hatte die Ausgabe versäumt.

Er war in tödtlicher Angst. Was sollte aus Clara werden . . . was sollte sie beginnen! Seine Verzweiflung stieg von Minute zu Minute. Abermals flehte er die Schildwache an — sie blieb unerbittlich. Da stieg seine Verzweiflung auf's höchste, und indem er eine im tiefen Schatten liegende Stelle der Mauer aufsuchte, erklomm er dieselbe mit Gefahr seines Lebens. So gelangte er endlich an den Fuß des Schloßthurmes; er flog die Treppe hinauf und öffnete die Thür seines Zimmers . . . es war leer!

Seine Kniee wankten, und mit einem dumpfen Schrei brach der Unglückliche bewußtlos zusammen.

Erst am anderen Morgen erfuhr er von dem Herzog die volle zerschmetternde Wahrheit. Er warf sich ihm zu Füßen, berichtete getreu alle Ereignisse des vorigen Tages, und erhob sich nicht eher, als bis der hohe Herr, gerührt durch Rudolph's tiefen Schmerz, versprach die Scharte auszuwetzen und Alles wieder ins rechte Gleis zu bringen.

„Ich reise noch in dieser Stunde mit meinem Bruder nach Paris ab,“ sagte er; „aber in wenig Tagen werde ich zurück sein und dann die Sache persönlich in die Hand nehmen. Ich selbst werde mit dem Marquis sprechen, und wenn ich für Dich als Freiwerber auftrete, wird er Dir die Hand seiner Tochter nicht versagen!“

Eine Stunde später reisten die königlichen Prinzen nach der Hauptstadt ab — ahnungslos, welches furchtbare Schicksal dort dem Herzog von Berry beschieden war.

Rudolph schrieb noch denselben Morgen einen Brief an Clara, in welchem er ihr den ganzen Vorgang auseinandersetzte. Uneröffnet kam derselbe zurück; nur auf der Rückseite hatte eine Frauenhand wenige Worte auf das Couvert gekritzelt . . . sie lauteten: „Schurkisch und feig.“

Der Anblick derselben erregte den armen Rudolph so tief, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches mehrere Wochen anhielt. Das Erste nach seiner Heilung war, daß er die niederschmetternde Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Berry erhielt. Der edele Mann, auf dem die ganzen Hoffnungen seines schwer heimgesuchten Vaterlandes beruhten, wurde am 13. Februar 1820, als er eben seine Gemahlin aus der Oper zum Wagen führte, von einem Sattler Louvel, der — mit Leib und Seele Bonapartist — die Bourbonen fanatisch haßte, mit einem Dolche in die Brust verwundet, und starb am Tage darauf in Standhaftigkeit und christlicher Ergebung.

Der Tod dieses Einzigen, der ihn hätte rechtfertigen können,

warf alle Hoffnungen des armen Kermonec auf Entlastung von dem schmählichen Verdachte zu Boden.

In dumpfer Resignation nahm er seinen Abschied aus dem Pagencorps, um als Officier in ein Regiment zu treten, in der Hoffnung, beim Ausbruch eines Krieges den Tod der Ehre auf dem Schlachtfelde zu sterben.

Inzwischen war das vom Marquis von Aulnay längst ersehnte Ereigniß eingetreten, und er an den Hof berufen. Er war jetzt doppelt erfreut darüber, denn er hoffte, durch das glänzende Leben in Versailles Clara von der ihm unerklärlichen Schwermuth zu befreien, welche seit jener Unglücksnacht auf ihr lastete.

Seine Aufnahme bei Hofe war eine überaus gnädige. Auf jede Weise suchte man ihn das bisherige Versäumniß vergessen zu machen, und die echt aristokratischen Manieren des Vaters, die hervorragende Schönheit der Tochter machten Beide bald zum Mittelpunkte der hohen Kreise.

Vor Allem war es Ristol, welcher bemüht war, seinem Oheim die Wege zu ebnen. Er hatte keineswegs seinen Absichten auf Clara entsagt, sondern nährte noch immer die Hoffnung auf ihre Hand. Nur die tiefe Melancholie, in welche das Mädchen versenkt war, erregte Befürchtungen in ihm; er konnte sich dieselbe gar nicht erklären; bis er eines Tages von Girardin, jenem Herrn aus dem Jagdgefolge des Herzogs, die Vorgänge der verhängnißvollen Nacht erfuhr, soweit sie diesem natürlich selbst bekannt waren.

Das war genug für ihn, den Entschluß zu fassen, Rudolph von Kermonec eine Ausforderung zu schicken.

Denselben Abend war großer Ball in einem der ersten Häuser; aber am anderen Tage wollte er seinem Vetter bestimmt einen Fehdebrief senden. Es sollte anders kommen.

Der Abend führte den Abbé auf jenen Ball; auch seine Cousine nebst ihrem Vater befanden sich unter den Geladenen. Er begrüßte sie; nun aber hatte sich eine Conversation entsponnen, als neue Gäste gemeldet wurden. Wer schildert Clara's Gefühle, als unter ihnen auch Rudolph von Kermonec's Name genannt wurde.

Er trat ein; um Jahre gealtert in wenig Monden.

Der Zufall wollte es, daß sein erster Blick auf seine Cousine fiel. Sie schwankte; ihre Kniee brachen unter ihr zusammen, eine tiefe Ohnmacht umnachtete ihre Sinne.

Rudolph senkte das Haupt; eine Thräne stahl sich seine Wangen herab. Er sah nicht; er hörte nicht. Er hätte sich zu Clara's Füßen niederwerfen, ihr Alles aufklären mögen . . . aber sie war inzwischen fort, und aus dem Saale in freiere Luft getragen worden.

Nicht eher erwachte Rudolph aus seinem Sinnen, als bis er die Stimme Ristol's vernahm, welche ihm zuflüsterte: „Sie sind ein Elender!“

Rudolph blieb kalt bei diesen Worten. Nur ein bitteres Lächeln glitt über seine Züge; er antwortete trübe: „Auch Sie, mein Herr?! — Aber es ist gut. Vor Ihnen verantworte ich mich nicht; ich verstehe, was Sie sagen wollen. Auf morgen denn, mein Herr!“

Am anderen Tage fand das Duell statt. Rudolph hatte den ersten Schuß; er fehlte. Die Secundanten und der Unparteiische wollten zwar bemerkt haben, daß er absichtlich zu hoch geschossen; allein mit Sicherheit ließ sich das nicht ermitteln.

Jetzt legte der junge Abbé an, zielte lange . . . und als der Schuß verhallt war, lag Rudolph blutend am Boden. Er konnte nicht reden, sondern deutete nur durch Zeichen an, daß er seinem Cousin etwas Geheimes zu sagen habe. Dieser kniete neben ihm, und mit großer Mühe sammelte sich der Verwundete zu folgenden Worten:

„Alfred, ich verzeihe Dir meinen Tod. Aber schwöre, mir noch einen letzten Dienst zu erweisen!“

„Ich schwöre es!“ entgegnete Ristol unter Thränen. Der Anblick der Leiden seines Gegners hatte alle späteren Eindrücke in ihm verwischt und das ursprüngliche Freundschaftsgefühl wieder in seine alten Rechte eingesetzt.

„Nimm diesen Brief!“ fuhr Rudolph fort. „Er enthält meine Rechtfertigung. Gieb ihn an Clara, so werde ich ruhig sterben.“

„Noch in dieser Stunde ist er in ihren Händen!“ rief Alfred; und nachdem er dem Arzte, welcher allerdings bedenklich den Kopf schüttelte, noch wiederholt jede nur mögliche Sorgfalt für den Verwundeten zur Pflicht gemacht, eilte er — es seinen Freunden überlassend, denselben in seine Wohnung zu schaffen — rasch davon, um seinem Versprechen nachzukommen.

Im Fluge erzählte er Clara die eben stattgehabten Begebenheiten, und händigte ihr das Schreiben Rudolphs ein, welches sie sogleich als das nämliche erkannte, welches sie ungelesen zurückgesendet.

Es erklärte Alles. — Das Mädchen stieß einen erschütternden Weheruf aus und jammerte verzweiflungsvoll: „Er stirbt unschuldig! Ich habe ihn ermordet! — Doch schnell — fort; vielleicht ist noch Hilfe, noch Rettung möglich!“

Sie flog mehr, als sie ging, nach Rudolphs Wohnung, so daß Ristol und der Marquis ihr kaum folgen konnten.

„Rudolph!“ rief sie leidenschaftlich, indem sie sich an seinem Lager niederwarf; „verzeihe mir!“

Heftiges Schluchzen erstickte ihre Worte.

Beim ersten Laut dieser geliebten Stimme schlug Rudolph die Augen auf. „Du kommst?“ rief er matt. „Nun will ich gerne sterben, denn Du hältst mich ja nicht mehr für schuldbeladen!“

Aber nach Gottes Rathschluß gingen diese traurigen Worte nicht in Erfüllung. Unter der sorgfältigen Pflege der Geliebten, in dem Hinblick auf ein neues, schöneres Leben an ihrer Seite, erholte sich der schwer geprüfte junge Mann zwar langsam aber doch endlich völlig.

An dem Tage, wo der Priester ihre Hände segnend in einander legte, kehrte er nach dem Schlosse seines Schwiegervaters zurück, um dort, nachdem er seinen Abschied vom Heere genommen, dem Landbau und den Wissenschaften zu leben und nie wieder an den Hof zurückzukehren.

Ristol nahm das Gewand des Priesters, und der Marquis erfreute sich noch lange an dem neu aufblühenden Glücke seiner Kinder.

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

Ob die Deutschen in den frühesten Zeiten schon verbotene und erlaubte Ehen in verwandtschaftlicher Beziehung kannten,

ist ungewiß, so viel aber gewiß, daß die falschen und noch ältere Gesetze derselben Erwähnung thun. Schon zu Justinians Zeiten war die Meinung verbreitet, daß durch die Taufe eine geistige Verwandtschaft erfolge, die sich auf den Täufling und die Taufzeugen erstrecke und eine Verehelichung unter diesen Geistesverwandten unmöglich mache. „Der Taufstein scheidet" — behaupteten die Päpste, und erst der Kirchenversammlung zu Trident war es vorbehalten, diesen finsteren Wahn aufzuklären und in Vergessenheit zu bringen.

Die gegenseitige Verbindlichkeit der deutschen Braut- und Eheleute war eine ungemeine, die einmal rechtmäßiger Weise eingegangene Verbindung war bei ihnen unauflöslich und konnte ursprünglich selbst nicht durch beiderseitige Einwilligung mehr getrennt werden, so groß war bei ihnen die Hochachtung gegen den „heiligen Stand der Ehe", die, wie Tacitus so rührend sagt: „auch in den ältesten Zeiten schon als ein unauflösliches Band angesehen wurde, das nur der Tod allein trennen kann." Wen ergreift nicht mit zauberischer Macht die naturwüchsige Ritterlichkeit jenes reckenhaften Sachsen, der, an sein Schwert schlagend, rief: „Wenn ein Mann ein Weib nimmt, so muß er sie in sein Gewehr und all ihr Gut zur rechten Vormundschaft nehmen!"

Ebenso bestimmt ein altes Landrecht in der naiven, markigen Sprache jener Zeiten: „Das Weib ist ihres Mannes Genossin, aller Ehren und Würden die der Mann hat."

Wahrlich! das müssen große Frauen gewesen sein, würdig ihrer heldigen Männer, würdig des Schutzes, in den die Jurisdiction der grauen Vorzeit sie genommen hatte! —

Die Gemeinschaft der Güter war den Deutschen schon früh, wenn nicht von jeher bekannt, wenigstens findet man in den ältesten Gesetzen schon Spuren davon. Einen weiteren Beleg dafür giebt die Redensart: „Wenn die Decke über dem Kopf ist, so sind die Eheleute gleich reich" — was bedeuten soll, daß die Gemeinschaft mit der Beschreitung des Ehebettes ihren Anfang nehme. Nach dem schlesischen Kirchenrecht dagegen begann die eheliche Gütergemeinschaft erst mit der Geburt des ersten Kindes; ebenso hielt man es in der Lausitz, besonders in der Stadt und Umgegend von Zittau, ferner in den kurpfälzischen Landen. Wiederum im Bambergischen trat der Genuß der Gütergemeinschaft erst nach Ablauf eines Jahres und eines Tages in Wirksamkeit. Auch in den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Landen galt die Gemeinschaft der Güter, wie es die dort sehr gebräuchlich gewesenen Redensarten beweisen: „Leib an Leib, Gut an Gut" — und: „Wem ich meinen Leib gönne, dem gönn' ich auch mein Gut."

Die Gütergemeinschaft wurde im Lauf der Zeit einer der wichtigsten Punkte der deutschen Ehe. Sie geschah, um, wie sich ein früherer Schriftsteller ausdrückt: „das Band der ehelichen Gesellschaft fester zu knüpfen und den beiderseitigen Credit zu erhalten." Neben dieser allgemeinen Gütergemeinschaft bestand übrigens noch eine andere und in Franken und Schwaben „Einhandsgüter", oder vorbehaltene Gütergemeinschaft genannte, die darin bestand, daß die Eheleute zur Bestreitung des gemeinsamen Haushaltes ein gewisses Geld zusammenschossen, das übrige Vermögen aber jedes für sich behielten. In Bayern fand das Gleiche statt; wo übrigens keine ausdrücklichen Gesetze, Statuten oder Gewohnheiten die allgemeine Gütergemeinschaft bedangen, da konnte sie durch specielle Verabredung getroffen werden, was gemeinsam durch die Clauseln: „Hut bei Schleier, Schleier bei Hut", „Schopf um Schopf", „langes Leben, langes Gut" ausgedrückt wurde. Der Rechtssinn des Volkes schuf den Spruch: „Wer den Kopf hat, darf den Bart scheeren" . . .

Der Aufschwung des bürgerlichen Gewerbswesens in den Städten trug wohl das meiste dazu bei, die allgemeine, unbeschränkte Gütergemeinschaft (communio bonorum universalis) immer mehr zur Geltung zu bringen, indem die Bürger um so bereitwilliger waren, dieselbe in ihre Stadtgesetze aufzunehmen und die aus ihr entspringenden Gerechtsame gegen alle anderen entgegenstehenden Grundsätze zu behaupten, als sie in ihr die sicherste Stütze ihres, zu einem blühenden Handel so nothwendigen, öffentlichen Credits sahen. Die Sitte, Hut gegen Schleier zu setzen, war besonders in den hessischen, waldeckischen und fränkischen Landen gebräuchlich, mit der Wirkung, daß der überlebende Theil, wenn keine Kinder vorhanden waren, den anderen beerbte, während sonst die Gütergemeinschaft nur bis zu den Grenzen der Lebenszeit ging. Das Sprichwort „Hut bei Schleier, Schleier bei Hut" war auf die Sitte gegründet, daß bei der Trauung der Bräutigam seinen Hut und die Braut ihren Schleier daneben auf den Altar legten, um damit die Absicht einer Gütergemeinschaft auf Lebensdauer anzuzeigen, oder aber, daß — wie in Hessen und Franken — der überlebende Theil den verstorbenen allein beerben solle. Einer eigenthümlichen Spielart letzteren Gebrauches begegnen wir in dem Stadtrecht von Apolda, wie es vom Kurfürst Johann Georg dem Zweiten und von Moritz, Herzog zu Sachsen, im Jahr 1671 bestätigt worden ist — in dem sogenannten Thürvermächtniß. Wenn nämlich die Brautleute aus dem Hochzeitshause in die Kirche gingen, so pflegte der Bräutigam unter der Hausthür der Braut ein gewisses Geld und diese ihrerseits ihm halb so viel zu vermachen, welches Stipulat alsdann vier Wochen nach des Einen Absterben dem Ueberlebenden verabfolgt wurde. Ein charakteristisches Bild urdeutscher Zerklüftung boten die Grafschaften Rheda und Limburg, die einem und demselben Herrn angehörten, wobei aber trotzdem in Rheda die allgemeine und in Limburg die Gütergemeinschaft mit Vorbehalt zu Recht bestand. Das erinnert an die glorreiche Reichsarmee buntscheckigen Angedenkens, wo fast jeder Soldat anders montirt und ausstaffirt war als sein Nebenmann.

Der Vertrag zwischen Braut und Bräutigam, durch den festgesetzt wurde, wie es sowohl während der Ehe als auch nach dem Absterben des einen oder des anderen Theiles mit dem Brautschatz und anderen Stücken gehalten werden solle, hieß: Eheberedung, Brautlaufsbrief, Ehegeding, Hinlich, Hinlegsbrief, Hillich, Heilig, Eherath, Ehezart oder Gutssteuer.

3. Der Brautwagen.

Die Ausstattung der Töchter geschah durch den sogenannten „Brautwagen" und erhielt sich diese Sitte am längsten in Westphalen, in Niedersachsen und Hessen. Auch im Stadtgebiet von Bremen kannte man, einem Document gemäß, noch im Jahr 1778 den Brautwagen.

Das Wort selbst konnte im eigentlichen, wie auch bildlichen Sinn verstanden werden: in ersterem, wenn der Wagen, auf dem der Bräutigam die Braut heimführte, damit gemeint war; in letzterem aber, wenn man darunter die Aussteuer der Braut, die auf diesem Wagen der neuen Heimath zugeführt wurde, begriff. Bei fürstlichen Heirathen kam der Brautwagen in einer dritten Bedeutung vor, indem er hier eine Kutsche mit einem Zug Pferde war und einen Theil der Mitgift bildete. In diesem Falle darf er dann nicht mit dem Packwagen verwechselt werden, auf dem die Aussteuer, die „Ausrathung", oder „Rhede" der Braut sich befand. In älteren Zeiten, vor Erfindung der Kutschen, hielten kaiserliche, königliche und fürstliche Bräute ihre Einzüge hoch zu Roß. Obwohl bei den Bräuten des niederen Adels nur selten der Brautkutsche gedacht wird, findet man doch oft, daß bei Ehecontracten, auch Testamenten, der Wittwe Kutsch' und Pferde aus dem Erbe zugewiesen wurden, besonders in Holstein und Mecklenburg. Im Kurfürstenthum Sachsen fielen der adeligen Wittwe die Kutsche, das Kutschentuch, der Sattel und die Decken, nicht aber die Pferde selbst, zu.

Bei Bürger- und Bauernhochzeiten gehörten, wenn die Braut nach auswärts heirathete, zum Brautwagen niemals die Bespannpferde, es war vielmehr des Bräutigams Pflicht, den Wagen und auf ihm die Braut mit vier bis sechs schönen, mit Bändern — in Niederhessen mit Goldpapier — geschmückten Pferden abholen zu lassen. In Hessen und an den meisten Orten war es ein großer Erntewagen mit Leiterbäumen. Im Oberfürstenthum Hessen spannte man noch zwei Bogen darüber die man mit Tannenreisern und Blumen umwand und so eine

Art von Laube bildete, unter der fünf oder sechs Personen sitzen konnten. Wenn der Wagen von dem Haus des Bräutigams abfuhr, um die Braut einzuholen, so saßen vorn auf Querbrettern ein paar Spielleute, die „Bittstellerin" — meistens eine Anverwandtin des Bräutigams — und die Brautjungfern aus dem Orte des Hochzeiters. Auf dem Hof, oder vor der Thür der Braut angelangt, stiegen alle stillschweigend ab, traten in die Stube und genossen einen „Imbs", wobei Bier oder Branntwein gereicht wurde. War dies geschehen, so stimmten die Brautfahrer ein trauriges, oft auch kirchliches Lied an und gingen mit all' den Anwesenden aus der Stube, die Braut allein und gewöhnlich hinter dem Ofen zurücklassend. Draußen aber richtete die „Bittstellerin" folgenden Spruch an den Brautvater:

Wir grüßen Euch hoch und nieder allesammt!
Es wird Euch sein gar wohl bekannt.
N. (Namen des Brautvaters) langt uns Eure Tochter heraus:
Die Jungfer Braut N. N. genannt.
Wir haben ihr gebaut ein Haus,
Das steht zu N. N. auf dem Plan,
Drin soll sie wohnen ihr Leben lang.
Kyrie Eleyson! —

In anderen Gegenden sang sie:

Heraus, heraus mit der jungen Braut!
Der Bräutigam hat ihr ein Nest gebaut,
Da soll sie sitzen drin ganz warm,
Daß unser Hergott sich drob erbarm'!

Diese Verse wurden dreimal wiederholt, dann stiegen die Brautjungfern mit den Musikanten wieder auf den Wagen, die Jungfern baarhäuptig und die Zöpfe mit Band und Rosmarin durchflochten. Dann sangen sie ein zweites geistliches Lied — gewöhnlich: Was Gott thut, das ist wohlgethan! War dies zu Ende, so riefen Alle:

Die Braut im Haus,
Die muß heraus
Hinter dem Thor
Und wieder hervor
Und wenn sie auch des Teufels wär'!

Jetzt brachte man einen Stuhl herbei, stellte ihn auf die rechte Seite des Wagens und zwei „Brautkerchte" (Brautknechte) stiegen mit dem Brautrocken auf. Dieser Brautrocken mußte den letzten Sonntag vor der Hochzeit verfertigt worden sein und bestand in einer langen, hölzernen Stange, um die der Länge nach der von den Brautjungfern und Freundinnen geschenkte Flachs in Form einer Glocke gewunden und mit farbigen Seidenbändern befestigt war. Oben auf der Spitze des Rockens wurde ein aus Teig gebackener Kranz aufgesteckt, an dem zwölf Schlingen von buntfarbigem Band sich befanden, durch welche zwölf Spalen und eben so viele Wirteln gezogen waren. Die Letztere warf der Brautknecht, der den Rocken hielt, auf der Markscheide über seine Schulter zurück, um damit das Unglück zurückzulassen. Das untere Ende des Rockens stak in einem Block, so daß er hin und her bewegt werden konnte, denn die anderen Brautknechte, die neben dem Wagen herritten, trachteten den Rocken durch Flinten- und Pistolenschüsse in Brand zu setzen, was der Andere aus allen Kräften durch Hin- und Herschwenken des Rockens zu verhindern suchen mußte, widrigenfalls er eine Zielscheibe des Witzes und Gelächters auf lange Zeit wurde.

Diese Sitte des Brautrockens verliert sich in die frühesten Zeiten hinunter, da von jeher das Spinnen die Hauptbeschäftigung der deutschen Frauen gewesen ist. Auch bei den Griechen und Römern wurden bei der feierlichen Einholung der Braute Wolle und Spindel vorausgetragen.

Nachdem nun die Brautknechte den Rocken auf dem Wagen hatten, stieg die „Bittstellerin" selbst auf, in der Hand das weiße Tuch, das der Braut über den Kopf gehängt wurde, und ihr folgte die Hauptperson, von ihren Eltern und Anverwandten zum Wagen geleitet. Auf diesem und zwar unter dem ersten Blumenbogen standen zwei Stühle, wovon der eine der „Freistuhl" hieß, auf denen die Braut und ihr Führer Platz nahmen, mit dem Rücken gegen die Leiterbäume des Wagens, so vis-à-vis von einander. Der „Freistuhl" stand unter dem Rocken, zwischen den beiden „Zuchtmägden". Hatte die Braut Platz genommen, so legte sie hierauf ihren Kopf auf den Schooß der Bittstellerin, oder der ihr zur Rechten sitzenden Zuchtmagd und der Brautführer redete die Musikanten an:

Ihr Regalen, blaset auf!
Spielet neue Lieder drauf,
Setzt den Zinken an den Mund,
Lobet Gott zu aller Stund! —

Unter dem Blasen der Musikanten sang dann Alles:

In Gottes Namen fahren wir,
Bricht der Wagen, so halten wir! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die amerikanischen Zeitungen enthalten furchtbare Berichte über eine Reihe von Erdbeben, die vom 27. März bis in die ersten Tage des April auf den Sandwichsinseln große Verheerungen angerichtet haben. Nicht weniger als 2000 Erdstöße sollen zwischen dem 28. März und 13. April verspürt worden sein. In Waischina öffnete sich der Boden auf mehreren Stellen, und eine 60 Fuß hohe Fluthwelle, die eine Viertelmeile weit ins Land hineindrang, riß Alles mit sich fort. Hundert Menschenleben nebst vielen Tausend Stück Pferden und Hornvieh gingen zu Grunde. Aus verschiedenen Kratern wälzten sich 5—6 Meilen lange glühende Lavaströme mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen per Stunde dem Meere zu, verwüsteten Alles, was ihnen in ihrem Lauf begegnete, und bildeten eine neue Insel im Meere. Aus einem neugebildeten, zwei Meilen im Durchmesser haltenden Krater flogen feuerige Felsstücke 1000 Fuß hoch in die Luft, so daß dessen Feuererscheinungen 50 Meilen in der Runde sichtbar waren. Der stärkste Stoß wurde am 2. April verspürt. Der Jammer und das Elend ist furchtbar. (Zu bemerken ist, daß diese Schauderberichte aus San Francisco telegraphisch vom 7. ds. Mts. gemeldet werden.)

— Der „Figaro" erhält von guter Hand einige Mittheilungen über den Gesundheitszustand der Kaiserin Charlotte. Seit 3 Monaten hat die Kaiserin den Namen Maximilian nicht ausgesprochen; in ihren lichten Augenblicken, wie im Irrsinn, scheint Mexico aus ihren Erinnerungen vollkommen geschwunden zu sein. Die Anfälle, welche übrigens relativ selten sind und niemals lange dauern, zeigen immer dieselbe Manie, nämlich die der Reinlichkeit. Die Kaiserin tritt in ein Gemach, bleibt plötzlich stehen und sagt: „Wie schmutzig ist es hier! Man soll schnell dieses Zimmer reinigen." Die Dienerschaft, auf den Fall vorbereitet, schickt sich sogleich an, zu kehren und zu putzen und die Kaiserin zieht sich zufrieden gestellt zurück; der Anfall ist vorüber.

— Auf Vortrag des Cultusministers v. Mühler hat der König von Preußen dem Bildhauer v. Bandel den Betrag von 2000 Thlrn. zur Fortsetzung der Arbeiten für das Hermannsdenkmal anweisen lassen und dabei die Absicht ausgesprochen, dieses nationale Werk auch ferner unterstützen zu wollen. Die Vollendung der Kolossalfigur des Hermann ist nun gesichert; der Verein in Detmold, welcher die ihm aus allen Theilen Deutschlands zugeflossenen Gaben solange hat verzinslich belegen wollen, bis die Möglichkeit der Ausführung erwiesen sein würde, hat nun keine Ursache mehr, die gesammelten Gelder im Betrag von etwa 5000 Thlrn. zurückzuhalten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 66.

*—r. Rose Leonhard.

1.

Als ich zuerst davon hörte, Kinder — so begann eine liebe, uns verwandte alte Dame an einem trüben Herbstabende, der uns um den warmen Ofen versammelt hatte, ihre Erzählung —, daß mich die Jugendgenossin meiner Mutter, Frau Grunert, unter ihre Obhut nehmen würde, sobald meine Schulzeit beendigt war, kam es mir himmelweit nicht in den Sinn zu vermuthen, ein Ort wie der Pachthof Neufeld könne einst meine Heimath werden. Ich war ein eiteles Mädchen und that gern vornehm. Meinem Vater, der mit sehr bescheidenen Mitteln begonnen, waren später große Pflanzungen in Westindien durch Erbschaft zugefallen, und ich glaubte ganz berechtigt zu sein, geringschätzend auf diejenigen meiner Schulgefährtinnen zu blicken, deren Kleider nur mit Wollenschnüren verziert waren, während ich drei Zoll breiten Sammt um den Rock herum tragen konnte. Als die Erbschaft an uns kam, wurde die Uebersiedelung meiner Eltern nach der neuen Welt eine unabweisliche Nothwendigkeit, und da sie mich, ihr einziges Kind, nicht den Vortheilen einer gediegenen Erziehung im deutschen Vaterlande berauben wollten und zugleich Bedenken trugen, mich so früh schon dem Einfluß eines gefährlichen Klimas preiszugeben, so hatten sie sich zu einer Trennung entschlossen, die sich voraussichtlich über eine Reihe von Jahren erstrecken mußte. Demnach war ich als Pensionärin in die renommirte Erziehungsanstalt der drei Fräulein Dittmar eingetreten und hatte dort seit dem Tage mein Leben verbracht, an dem Vater und Mutter mir im Boudoir der ältesten Vorsteherin den thränenreichen Abschiedskuß gaben. Ganz deutlich sehe ich noch in der Erinnerung meiner schönen Mutter bleiches trauriges Antlitz, das sie zuletzt durch das Wagenfenster nach mir hinwandte, sowie auch der Paroxismus leidenschaftlichen Schmerzes, dem ich mich in den folgenden Tagen überließ, unvergessen in meinem Gedächtnisse fortlebt. Im Uebrigen jedoch hatte ich später keine Ursache zur Unzufriedenheit. Ich war bei dem Lehrpersonal und auch so ziemlich bei meinen Mitschülerinnen beliebt, und wenn meinem Uebermuthe eine gewisse strenge Zucht nöthig war, so glaube ich doch, daß mit dieser strengen Zucht mein Wesen und Naturell nicht zu den unangenehmen gezählt werden konnte. Die Briefe aus Westindien an mich enthielten gewöhnlich manches Neue, das den übrigen Mädchen interessant oder unterhaltend war, und wenn gar die ungeduldig erwarteten Kistchen mit fremdländischen Delicatessen und Raritäten zu bestimmten Festzeiten für mich eintrafen, stieg ich jedesmal zum Range einer Heldin unserer jugendlichen Genossenschaft empor. Mit freigebiger Hand vertheilte ich meine überzuckerten Datteln, Oliven und Tamarinden, wofür die Naschkätzchen um mich her sich später schon manche kleine Impertinenz von mir gefallen ließen. Recht gut besinne ich mich noch, wie Julius Mertens, ein junger Mann, der mit meinem Vater nach Westindien gegangen und dort gewissermaßen dessen rechte Hand geworden war, mit der Kiste ausgestopfter Vögel bei uns ankam. Fräulein Gertrud Dittmar, die jüngste und liebste unserer Lehrerinnen, wurde ins Besuchzimmer geschickt, dem fremden Herrn die Honneurs zu machen, bis ich erscheinen würde. Fräulein Gertrud war recht eigentlich das Aschenbrödel im Hause. Sie wußte nicht soviel als ihre älteren Schwestern und mußte durch die Quantität ihrer Lehrstunden deren Qualität ersetzen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war sie gehetzt, überarbeitet und gequält. Sie wäre lustig gewesen, wenn sie Zeit dazu gehabt, und sie wäre geistreich gewesen, wenn man ihr erlaubt hätte, etwas anderes als eine Maschine zu sein. Ihre Sanftmuth ließ es bei Tag nicht sichtbar werden, daß sie nicht glücklich war, aber Nachts weinte sie oft, und ich hörte es, denn ich schlief bei ihr im Zimmer. In der ersten Zeit war sie noch jung und sehr hübsch. Später sah sie wohl verblüht und müde aus, doch immer hielt ich sie für liebenswürdig und aufrichtiger Hochachtung werth.

Und was glaubt Ihr, das geschah, als Julius Mertens mir die Kiste mit den ausgestopften Vögeln aus Westindien brachte? Wir erfuhren bald, daß er Fräulein Gertrud vor Jahren geliebt hatte, aber nicht in der Lage gewesen war, sie zur Frau begehren zu können. Jetzt, da er sich zum Wohlstande aufgeschwungen, konnte er vor sie hintreten und sie fragen, ob sie ihm ihr Glück anvertrauen und übers Meer folgen wolle. Ein freudiges Ja war ihre Antwort und die Rosen auf ihren Wangen erblühten von Neuem. Wie war sie in wenigen Tagen wieder so jung und hübsch geworden! In Kurzem wurde die Hochzeit gefeiert und Gertrud verließ uns, um mit ihrem Manne nach Westindien zu gehen. Wir Alle fühlten schmerzlich die Trennung von dem bescheidenen liebenswürdigen Wesen. Ich war vielleicht am meisten betrübt, und das Einzige, was mir einigen Trost gab, war der Umstand, daß ich der Scheidenden ein Taschentuch für meine Mutter und ein Cigarrenetui für meinen Vater mitgeben konnte. Beide Gegenstände hatte ich selbst gestickt und, ich will es nur offen gestehen, fast ein Jahr gebraucht, sie fertig zu machen. Das ist so die Art von Institutsmädchen. Aber darum liebte ich meine Eltern nicht weniger zärtlich. Wie sehnte ich mich, endlich wieder bei ihnen zu sein, doch ach! Keines sah ich je wieder — weder Vater, noch Mutter, noch Freundin!

Meine ersten Erinnerungen an Frau Grunert hängen mit Geburts- und Weihnachtsgeschenken, mit Confect und Rosinen zusammen. Zu jener Zeit war sie eine sehr würdevoll aussehende Dame, die bei kühlem Wetter einen langen Sammtmantel zu tragen pflegte. Wegen ihrer aufrechten Haltung und ernsten, wenn schon wohlwollenden Miene hegte ich einige Scheu vor ihr und saß lieber sie betrachtend abseits von ihr, als daß ich zu ihr sprach. Es war fast ein Aberglaube bei mir, sie mir als ein eigentlich übermenschlich-mächtiges Wesen vorzustellen. Ich bildete mir ein, sie brauche nur zu sagen: „Eine Torte soll erscheinen!“ und augenblicklich würde eine auf dem Tische stehen; oder: „Dies Kind braucht eine neue Puppe!“ und sogleich könnte ich den Wachscherub in meinen Armen wiegen. Die Fräulein Dittmar waren ihr gegen-

über voller Unterthänigkeit, und neugierig guckten die Schülerinnen durch die Jalousieen, wenn Frau Grunert's elegante Equipage mit Kutscher und Diener in Livree vor der Thür hielt. Die imponirende Dame nahm mich zuweilen bei ihren Besuchen auf den Schooß und erzählte mir von ihrer kleinen Tochter, welche in Frankreich erzogen würde und mit welcher ich einmal recht gut bekannt werden müsse. Ein großer Knabe, der ihr Sohn war, kam auch ein paar Mal, um von seiner Mutter eine Botschaft auszurichten, aber ich war zufällig nie zu Hause. Nach meinem zwölften Geburtstage sah ich Keines von ihnen sobald wieder. Ich vermißte das regelmäßige Wiedererscheinen der hohen edelen Gestalt und ich sagte es. Fräulein Dittmar die ältere machte ein langes bedenkliches Gesicht und erzählte etwas von Bankerott, Ruin und Verarmung. Es that mir sehr leid, aber ich war noch zu jung um zu begreifen, was es für einen kaufmännischen Geldmagnaten auf sich hat, mit oder ohne Schuld von seiner Höhe hinabsteigen zu müssen; und wenn ich nun auch wußte, daß Frau Grunert bekümmert war, so stellte ich sie mir doch noch immer stolz und mächtig vor, in ihren Sammtmantel gehüllt und mit freigebiger Hand Zuckerwerk und Wachspuppen austheilend. Die Zeit verging bis ich sechzehn Jahre alt geworden. Ich war ziemlich groß, etwas übermüthig, etwas naseweis, etwas putzsüchtig; ich fürchte sogar, ich bildete mir zuweilen ein, die Sonne habe die Mission, um meinetwillen ganz besonders warm und hell zu scheinen. Da nach der Veränderung in Frau Grunert's Verhältnissen nicht mehr die Rede davon war, daß ich nach meinem Austritt aus der Pension noch einige Zeit in ihrem Hause zubringen sollte, um meiner Erziehung die letzte Politur gesellschaftlicher Gewandtheit geben zu lassen, so fing ich schon an, die Monate bis zu dem glücklichen Moment zu zählen, wann ich die Reise zu meinen Eltern würde antreten können; und ich fand großes Vergnügen daran, die schönen Dinge zu beschreiben, die ich meinen Freunden in der Heimath zum Geschenk schicken würde. Dann aber kam eines Tages der schwarzgesiegelte Brief, der alle meine freudigen Hoffnungen zu nichte machte und meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Alle im Hause wußten die schreckliche Nachricht früher als ich. Mehrere Tage lang sah ich nur ernste verlegene Gesichter um mich her; man hielt es für Schonung, mich durch die Pein der Ungewißheit allmählich auf das Entsetzliche vorzubereiten, und doch war es nur eine erhöhte Folterqual. „Wer von meinen Eltern war krank oder todt?" Diese Fragen marterten mich bis zum Verzweifeln. Endlich erfuhr ich die Wahrheit. Das gelbe Fieber hatte Beide hinweggerafft. Ich war eine Waise und stand ganz allein in der Welt.

Während der folgenden drei Jahre blieb ich noch bei den Fräulein Dittmar und nach und nach gewann ich meine alte Heiterkeit wieder. Meine Eltern waren mir eine Erinnerung und eine Hoffnung gewesen, jetzt waren sie mir nur noch eine Erinnerung. Hatte ich auch den doppelten Verlust tief und schmerzlich empfunden, so war es doch natürlich, daß ich Vater und Mutter nicht in dem Grade vermißte, als es der Fall gewesen sein würde, wenn ich unter ihren Augen aufgewachsen wäre. Aber der rechte Sonnenschein meiner Jugend war doch getrübt, und in meinem Innern sehnte ich mich nach der Liebe, die ich jetzt von Niemanden zu beanspruchen ein Recht hatte. Zudem konnte ich nicht für immer in meiner alten Umgebung bleiben und mußte mich auf einen Wechsel vorbereiten. Der mir bestellte Vormund, welcher meine Einkünfte, die mir Mertens aus Westindien übermachte, verwaltete, ließ mir die Wahl, unter wessen Schutz ich mich begeben wollte. Ich wußte, daß Frau Grunert nach dem Verlust ihres Reichthums und dem Verschwinden ihres Mannes sich mit ihren Kindern auf ein Pachtgut im Norden des Landes zurückgezogen hatte. Von dort aus waren mir seit dem Tode meiner Eltern regelmäßig Briefe von ihr zugegangen, deren Inhalt das Gefühl, als sei sie meine zweite Mutter, in mir erweckt und genährt hatte. Nachdem ich eine Waise geworden, hatte mein einstiger eiteler Weltsinn viel von seiner Macht über mich verloren und der Gedanke an ein stilles friedliches Leben auf dem Lande zog mich wundersam an. So beschloß ich denn, meinen Aufenthalt bei Frau Grunert zu nehmen, wie es ja meine geliebten Eltern auch ursprünglich bestimmt hatten. Vorerst jedoch ging ich auf Besuch zu einer Schulfreundin, Clara von Wildenbruch, welche sich bereits mitten im Strudel der rauschenden Vergnügungen der großen Welt befand und es sich nicht nehmen lassen wollte, mich zu der gleichen Lebensweise zu bekehren. Ich ließ mir die freundliche Tyrannei gefallen und lernte rasch genug die Kunst, mich geschmackvoll zu kleiden und mit Grazie zu walzen. Aber ich konnte nicht ewig in fremden Häusern zu Gast sein, darum machte ich endlich Anstalt, nach Neufeld abzureisen. Clara konnte mein Vorhaben nicht begreifen und um mich davon abzubringen, ließ sie es an keiner Gelegenheit fehlen, mir von der geringen Achtung zu sprechen, in welcher die Familie Grunert seit ihrer Verarmung bei allen denen stand, die sich zur guten Gesellschaft zählten.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

Ein altes Herkommen gebot, die Pferde den Brautwagen zweimal blos an- und erst das dritte Mal fortziehen zu lassen. Hatte nun die Braut viel Vermögen, so folgte dem eigentlichen Brautwagen noch ein Packwagen, auf dem sich dann der „Bettstuhl" und anderer Hausrath befand; oben drauf lagen der Federpfühl und zwei Kissen. Bei ärmeren Bräuten dagegen kamen diese Sachen auf den Brautwagen und mit ihnen die Lade und der Kasten, von denen die erstere höher und breiter als letzterer und von Eichenholz mit Tannenleisten ausgelegt war. Auf sie waren gebrochener, aber ungehechelter Flachs und auf diesen selbst wieder Körbe voll gehechelten Flachses in Kanten gesetzt; in der Lade war die gebleichte Leinwand und im Kasten die Kleidung. Hintennach ritten manchmal der Brautvater und seine Brüder und Söhne, um die Braut im Nothfall „lösen" zu können.

In früheren Zeiten war es üblich, auf der Markscheide angelangt, die Braut anscheinend gewaltsam zu rauben, später aber ward dies verboten. Während der Fahrt wurde, so oft der Wagen durch ein Dorf kam, von den Brautjungfern unter Musikbegleitung ein Lied gesungen, an der Markscheide aber erwartete der Bräutigam mit seinen Brautknechten das Fuhrwerk. So wie die Vorderräder über den Markstein hinaus waren, nahm eine der Brautmägde eine Spule und einen Wirtel vom Rocken, spann drei Fäden, wand sie um die Spule und warf dann das Ganze hinter den Wagen, der aber nicht stillhalten durfte, sondern immer vorwärts fahren mußte und zu gleicher Zeit, während die Brautmagd die drei Fäden spann, umritten die Reiter dreimal und zwar rechtsum den Wagen.

Der Abgeordnete des Bräutigams ritt hierauf einige Schritte vor und bewillkommnete die Ankommenden mit folgender Anrede:

„Wir grüßen Hoch und Nieder, Jung und Alt, wie auch den werthen Umstand! Ehr und wohlgeachtete Frauen, tugendsame, junge Gesellen, züchtige Jungfrauen! Es ist ein altes Herkommen, daß, wenn eine Braut oder ein Bräutigam aus einer Gemeinde in die andere sich verheirathet, man ihnen entgegenzieht, sie bewillkommnet und freundlich auf- und annimmt. Zuvor aber wollen wir mit Wenigem melden, daß dieses gottgeheiligte Werk, worinnen wir anitzo begriffen sind, nicht von ungefähr, sondern daß der heilige Ehestand von Gott komme, wie wir denn hiervon die Wahrheit und ein klares Exempel im ersten Buch Mosis, Capitel Zwei haben, da Gott der Herr selbst dem Adam ein Weib verschaffet und also geredet hat: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ . . . .

Hierauf antwortete der Bevollmächtigte der Braut bestätigend:

„Wir lesen auch im Prediger Salomonis, Capitel Vier, Vers Neun u. s. w., daß besser Zwei denn Eins sei und wenn Zwei bei einander liegen, so wärmen sie sich.“ —

Nun fuhr der Hauptredner weiter:

„Ebenfalls lesen wir auch im ersten Buch Mosis, Capitel Vierundzwanzig, von dem Erzvater Abraham den an seinen Knecht Elieser gegebenen Befehl: Du sollst meinem Sohn kein Weib nehmen von den Töchtern der Cananiter, unter denen ich wohne. Auf diese Weise hat es auch unserem gegenwärtigen Bräutigam ergangen, welcher wohl eine Jungfrau sich zu einem Eheweibe in dieser Gemeinde hätte wählen können, derselbe ist aber durch gar sonderbare Schickung Gottes nach N. geführt worden, daselbst sich ein Weib auszuersehen, nämlich des ehrbaren und bescheidenen N. N. Tochter Namens N., mit der er sich weinkäuflich ohnlängst versprochen, und ist nun heute dieser Tag dazu bestimmt, dieses Ehrenwerk mit öffentlichem Kirchgang und priesterlicher Trauung zu vollziehen. Wir wünschen also demnach diesem neuen Brautpaar Glück und Segen überall — Isaac's Liebe und Rebecca's Treue werde alle Morgen neue! Glück zu ihrem Eingang, Glück zu ihrem Ausgang, von nun an bis in Ewigkeit!

Das helfe die heilige Dreieinigkeit, Amen!“ — — —

Nach Beendigung dieser Rede ritten die Brautknechte, die aus der Braut Heimath waren, von den beiden Seiten des Wagens weiter zurück und die des Bräutigams nahmen ihre Plätze ein, während die Anderen, die um das sogenannte „Beste“ reiten wollten, vorritten und, in gerader Linie aufgepflanzt, des Zeichens zum Anrennen harrten. Dieses „Beste“ bestand gemeinhin in einem Sacktuch, einer baumwollenen Mütze und einem Band, welche drei Stücke, an einen Stock gebunden, über des Bräutigams Hausthür befestigt waren. Welcher der Reiter zuerst das Ziel erreichte, der war Sieger und Gewinner, worauf dann Alle wieder zum Brautwagen, der mittlerweile langsam nachfuhr, zurückjagten und ihn mit den Anderen unter Hin- und Herreiten, Schreien, Schießen und Jauchzen vollends zu des Bräutigams Haus geleiteten. Angelangt, stieg der Bräutigam vom Pferd, der Wagen hielt still und Alle umritten schweigend dreimal das Haus oder wenn dies unmöglich war, den Wagen, während die Musikanten ein Kirchenlied — gewöhnlich: Ich weiß ein ewig Himmelreich — aufspielten, in das die Brautmägde einstimmten, worauf der Bräutigam einen Stuhl herbeiholte, um der Braut vom Wagen zu helfen und sie in das Haus zu führen — oft auch zu tragen. — Nachdem die Braut mit ihrem Gefolge sich umgekleidet und Erstere den Hochzeitskranz aufgesetzt hatte, das Haar in Zöpfen, mit goldenem Band durchflochten, den Rücken hinunter hängend, ging der Zug in die Kirche, die Musik voran und das Hochzeitspaar je von zwei Brautknechten geführt.

Die Verehelichung in der deutschen Vorzeit war, außer den zum Theil heute noch giltigen Erfordernissen, noch mit verschiedenen anderen Verpflichtungen verknüpft und gehörte dahin besonders die, daß die Brautleute vor ihrer Trauung eine bestimmte Zahl Obstbäume pflanzen mußten, was u. A. im Fürstenthum Hessenkassel sehr streng beobachtet wurde, wie dies die erneuerte fürstl. hessenkassel'sche Baumpflanzordnung vom Jahr 1763 beweist. In ebendenselben hessenkassel'schen Landen mußten ferner Braut und Bräutigam vor der Copulation und nach Unterschied ihres Standes und Vermögens zwei, vier Albus bis zu einem Thaler, zehn Albus und acht Heller erlegen und zwar zur Unterhaltung des — — Zuchthauses!

Erst im Jahre 1734 hob ein Decret diese poetische Steuer auf. Es drängt sich hier unwillkürlich die stille Frage auf, ob denn dieses Hessenkassel schon von Erschaffung der Welt an so ein Stück Sibirien im übrigen Deutschland gewesen ist. Ein Vergleich mit all' den anderen Staaten des damaligen Vaterlandes giebt die Antwort darauf, denn die barbarischsten der barbarischen Institutionen der Vergangenheit finden wir gewiß fast regelmäßig in Hessenkassel. Die göttliche Polizei und das Büttelthum mit Spieß und Haselstock scheinen die Producte einer hessenkasselschen Phantasie zu sein. Die Unterhaltung des Zuchthauses ist an und für sich gewiß nothwendig — es handelt sich aber hier nicht um die Sache, sondern um das Princip und den leidigen Polizeizwang, und die Maßregeleien der Polizei können nur allzuoft probat und doch dabei unsittlich und darum entsittlichend sein.

Eine Ehe mit Zuchthausgedanken antreten lassen, ist eine Barbarei, und wenn es dem Fiscus denn doch einmal um eine Brandschatzung des hochzeitlichen Beutels zu thun war, so hätte er diesem indirecten Angriff auf das Vermögen der Unterthanen wenigstens einen anderen und minder abstoßenden Namen geben sollen und dies um so leichter, als die Geschichte der Regierungen aller Länder und aller Zeiten beweist, daß man in der Erfindung und Benennung neuer Steuern und Abgaben von jeher eine wahre Virtuosität besaß. —

Den Brautkranz, als Symbol der Zucht und der Keuschheit, finden wir schon seit den ältesten Zeiten bei den Deutschen, und mit einer erbarmungslosen Consequenz wurde dies Attribut der Jungfräulichkeit all' denen verweigert, die das blanke Wappenschild ihres guten Namens durch irgend einen Flecken getrübt hatten. So mußte in vielen Gegenden die geschwächte Braut einen Strohkranz und einen grauen, leinenen Mantel tragen. Lebte ihr unehelich geborenes Kind, so mußte sich dieses in früheren Zeiten während der Trauung unter den Mantel seiner Mutter verkriechen — daher der Name „Mantelkinder“.

Auch wurde hier und da beim Kirchengang geschwängerter Bräute ein stumpfer Besen aus dem Stadtthurm gehängt und die Spielleute mußten ein Spottlied blasen. So roh und lieblos nun auch diese Erscheinungen für uns sein mögen, so waren sie doch nichts als der natürliche Ausfluß der deutschen Hochachtung gegen die Sittenreinheit, denn Unzucht und Ehebruch galten bei unseren Voreltern als die gröbsten Verbrechen und in diesem Sinne decretirt „Churfürstlicher Pfalz bey Rhein ernewert und verbessert Landrecht“, im dreißigsten Titel des fünften Theiles: „Wann in Unsern Landen eine ehelich oder ledige Mannsperson bei einer Ehefrauen im Ehebruch ergriffen oder dessen überzeuget würd, so sollen beyde, Ehebrecher und Ehebrecherin, vom Leben zum Todt mit dem Schwert oder Wasser gericht werden.“

Das kanonische Recht hat wohl das meiste dazu beigetragen, den ursprünglichen Abscheu gegen die Sittenlosigkeit zu mildern und officiell aufzuheben, indem es die Verheirathung mit einer Gefallenen ausdrücklich für ein Werk christlicher Barmherzigkeit erklärte. So heißt es im zweiten Paragraph des zwölften Titels de sponsalibus:

„Ei qui scienter ducit in uxorem meretricem publicam, peccata remittuntur.“

Die unehelichen Kinder waren im Mittelalter Leibeigene der deutschen Fürsten und darum auch „Königskinder“ genannt, und der Leibherr beerbte sie nach ihrem Tod wie jeden anderen Knecht. Eine Urkunde vom Jahre 1030 besagt, daß das Gut des Grafen Bernhard von Potberg, eines unehelichen Kindes, nach dessen Ableben dem Kaiser Conrad dem Zweiten zugefallen sei, und Kaiser Maximilian der Erste verfügt in einer anderen

Urkunde vom Jahre 1518: „So eil Personen, die außerhalb der heiligen Ehe geboren, mit Tod abgehen, soll derselbe verlassen Haab und Gut der Stadt Ueberlingen am Bodensee zugehörig sein.“ Eben derselbe Kaiser verlieh dem Hause Reichenhaupt-Helfensteinbogen alle Fallrechte, als die unehelich geborenen zc. zc. zc. Die ursprüngliche Geringschätzung unehelich geborener Kinder zieht sich überhaupt, trotz aller reformatorischen kaiserlichen Edicte und päpstlichen Bullen, wie ein rother Faden durch die mittelalterliche Legislatur und scheint sich selbst bis auf den Sprachlaut der derzeitigen Verfügungen erstreckt zu haben.

So spricht das Freiburger Stadtrecht vom Jahr 1522 von „Unflatskindern“ und die Gerichtsordnung der Grafschaft Solms und der Herrschaft Münzenberg vom Jahre 1571 von „Bastharten oder Banckharten, so auß gar verdampter Geburt herkommen und denen auß Barmhertzigkeit zu ihrer Leibesnahrung und Notdurfft etwas geben werden soll.“

Aehnlich drückt sich das kurpfälzische Landrecht aus, indem es sagt: „So seind auch etliche, die von gemeinen Weibern oder verdampter Vermischung geboren, so Bastart, nothi, oder spurii genannt werden.“

Der Name „Bastard“ war übrigens ursprünglich nur den natürlichen Kindern der Könige und Fürsten eigen und die öffentliche Meinung — heute wie oft heute noch! — scheint einen großen Unterschied zwischen diesen königlichen Bastarden und den bürgerlichen „Kunzkindern“ gemacht zu haben. So war denn auch schon damals bei den gekrönten Häuptern erlaubt, was bei der „Canaille“ als Frevel galt. 's ist um die Welt ein eigen Ding!

Anton, der natürliche Sohn Philipps, Herzogs von Burgund, hieß „de groote Bastart van Bourgondi“ und war stolz auf diesen hochtrabenden Titel.

Die unehelich geborenen Söhne der fränkischen Könige erbten sogar den väterlichen Thron, wie dies Siegebert, Theodorich, Theobald und Chilperich beweisen; Arnulph, der natürliche Sohn Carlomann's, ward römischer Kaiser und die natürlichen Söhne Kaisers Friedrich des Zweiten erhielten die Kronen von Sardinien und Sicilien. Erst unter Rudolph dem Zweiten kam die Sitte auf, diese Privilegien auch auf die natürlichen Kinder des übrigen Adels auszudehnen, und das erste Beispiel hierzu gab die Legitimirung Friedrich's, des natürlichen Sohnes des Markgrafen Heinrich von Meißen und des Fräuleins Elfe von Maltz, lichtensteinischer Linie. Seitdem fing man auch an, alle derartigen Kinder, ohne Unterschied des Standes, Bastarde zu nennen. Ueber den Ursprung dieses Wortes selbst sind die Meinungen verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

„Ein alter Schleswig-Holsteiner“ beim Kieler Festmahle.

Ein Correspondent der „Weser-Ztg.“ berichtet in sehr humoristischer Weise über das russische Festmahl des Zollparlaments zu Kiel:

Wo das brennende Herz mit dem logischen Zusammenhange der Rede sich bemeistert, wo die Geschäftsordnung heute nicht strikte vorschreibt, daß immer nur ein Redner oder höchstens zwei zusammen sprechen sollen, wo die Brandung, die Musik und Thon die lauteste Stimme der parlamentarischen Größen übertönen, die Hochs um so lauter schallen und bei der neuen Rede um so heftiger noch nachschallen, als man nicht immer genau weiß, wem das Hoch des letzten Toastes galt: da hat der Reporter einen schwierigen Stand. Im Anfange ging es noch leidlich. Viceadmiral Jachmann forderte auf, auf das Wohl des Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, des Präsidenten des Zollvereins, des obersten Befehlshabers der Flotte zu trinken. Er erwähnte auch die verbündeten Regierungen, aber daß sie zu kurz kamen, wurde von der aufgeregten Gemüthlichkeit von der anderen Seite des Mains wohl bemerkt. Graf Solms-Laubach, als Landratte, wie er sich ausdrückte, ließ die deutsche Flotte leben, die nicht eine blos norddeutsche wäre, denn sie käme ganz Deutschland zu Gute. Oho! Der Rector Magnificus der Kieler Universität klirrt mit seinem Glase, um sich zum Worte zu melden. „Es wird einem alten Schleswig-Holsteiner gestattet sein . . .“ Weiter kam er nicht, denn gleichzeitig sprach Professor Sepp aus München, und er hatte das Glück, in seiner Umgebung den Sturm niederzuschlagen, was dem Rector Magnificus mit seiner dünnen Stimme, die noch durch einen steifen, weit aus der Cravatte hervorragenden Hemdenkragen geschwächt wurde, nicht gelang. Der bayerische Professor sprach von dem Obersten v. d. Tann, von dem Hammer, unter dem die deutsche Flotte geschmiedet, wir Bayern haben keine Sondergelüste, Bayern Frieden, Bruderhand mit unsern Preußen nicht entbehren, wir Bayern werden ihm nicht blos gegen Frankreich, sondern auch gegen Rußland helfen, nicht blos im Norden giebt es nächstens Matrosenschlag, bei Alsen haben Deutsche gesiegt (Oho!), wir stehen zu Ihnen, aber stehen Sie auch zu uns. Allianz zwischen Preußen und Oesterreich, Krieg muß kommen, (Oho!) glorreicher Sieg, Jachmann hoch! Stürmisches Hoch folgte. Rector Magnificus: „Es wird einem alten Schleswig-Holsteiner . . . .“ Präsident Delbrück hat inzwischen das Wort. Er läßt auf das „Gedeihen und Blühen“ des Bundesrathes, des Parlaments und des Zollvereins anstoßen. Rector Magnificus: „Es wird einem alten Schleswig . . . .“ Hoch! hoch! nämlich das Comite der vereinigten Eisenbahnen, das mittlerweile von Waldeck in langer Rede gefeiert ist. Der hessische Bevollmächtigte Hoffmann: „Wir Männer zanken uns (Bamberger'scher Antrag), es leben die Frauen, Hoch! Hoch!“ Aus anderen Regionen der Tafel schallt es gleich stürmisch: Hoch! denn eben hat gleichzeitig Professor Edel aus Würzburg diejenigen Redner leben lassen, die den Muth des Schweigens heute haben. Rector Magnificus: „Es wird einem alten . . .“ Ruhe, Ruhe! Wer spricht? Professor Häusel schleimt seinen deutschen Enthusiasmus aus. Hurrah hoch! Wen läßt er denn leben? Das Parlament? Nein. Bismarck? Bewahre, er läßt die deutschen Stämme leben. Rector Magnificus: „Es wird einem . . .“ „Aber meine Herren,“ ruft der auf einen Stuhl gesprungene Graf Stolberg-Wernigerode aus, „so lassen Sie doch unsern politischen Kampfgenossen Lasker auch zu Worte kommen.“ Lasker will sprechen. Die Capelle der Stabshautboisten der Stammdivision der Flotte der Ostsee spielt: „Hab' ich Dir nur allein,“ Lied von Gumbert. Musik stille! Lasker verherrlicht Moltke. Rector Magnificus: „Es wird . .“ Bravo! Bravo! Es gilt dem werth. Minister v. Varnbüler, der sich freut, daß heute zum ersten Male die leidige Compensationsfrage nicht auf das Tapet kommt. Gelächter. Graf Stolberg-Wernigerode, wieder auf dem Stuhle: Bunsen-Ostendorf hat das Wort. Bunsen macht vergebliche Versuche. Er verzichtet auf das Wort. Steinmetz übertönt mit mächtiger Stimme den Lärm: Die Ehre des Norddeutschen Bundes for ever! Rector Magnificus: „Es . . .“ Die Musik spielt Chor der Zigeuner aus „Troubadour.“ Völk erzwingt sich wieder Aufmerksamkeit. Der Taumel der Begeisterung erreicht seinen Höhepunkt, denn Völk verspricht, mit seinen Brüdern aus dem Süden als Missionär für die deutsche Sache zurückzukehren. Lasker spricht schon wieder: Steinmetz ist ein Mars, aber auch Mars hat die Liebe gekannt. Er citirt aus Brahl: Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn! Schiller, Schiller! ruft die Versammlung. Rector Magnificus: „Es . . .“ Badischer Bevollmächtigter Ellstätter: Es lebe Bismarck! Scheel-Plessen: Gehorcht ist von der Journalistentribüne unverständlich. Nordhausen macht Verse. Bei jedem Reime ruft das hohe Haus: Ha! Ha! Capitän zur See Heldt: Die Gäste aus dem Süden sollen leben! Rector Magnificus, der während der ganzen Mahlzeit gestanden hat, mit dem Glase in der Hand und dem Toaste im Herzen, setzt sich und verzichtet auf das Wort.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 67.

*—r. **Rose Leonhard.**

(Fortsetzung.)

„Die armen Leute!" pflegte Clara zu sagen, „gewiß ist es sehr gütig von Dir, Ida, sie zu besuchen, aber ganz bei ihnen leben — wie magst Du nur daran denken! Du kannst Dich doch unmöglich mit einer solchen Familie identificiren wollen. Weißt Du denn nicht, daß der Vater eine ganze Menge Personen, die ihm ihr Geld anvertraut hatten, betrog und mit den Summen, die er sich unrechtmäßig angeeignet, auf und davon ging?"

„Ich weiß, daß man ihn dessen beschuldigt," entgegnete ich, „aber gegen seine Frau und Kinder kann Niemand eine Beschuldigung erheben."

„Möglich," meinte Clara achselzuckend, „aber Frau Grunert macht Butter und verkauft sie, und das ist auch schlimm genug. Friedrich sagt, der Sohn sei ein Bauer, weiter nichts. Er hat den Posten eines Verwalters bei dem Gutsherrn auf Schloß Neufeld; Friedrich begegnete ihm zufällig, als er einmal in der Gegend reiste."

„So, er ist Verwalter?" fragte ich neckisch, „dann kann er doch wenigstens lesen und schreiben. Das ist schon etwas."

„Du wirst den Kürzeren ziehen, Clara," fiel ihr Bruder Friedrich ein. „Glücklicher junger Mensch, dieser Grunert, von so viel Anmuth vertheidigt zu werden!"

Ich muß hier einschalten, daß Friedrich von Wildenbruch mir damals eifrig den Hof machte, und daß er ein schmächtiger, blonder, gezierter junger Lieutenant war, dessen Portrait in Wasserfarben noch irgendwo in einer alten Mappe bei mir stecken muß. Clara malte es eigenhändig für mich, aber angesehen habe ich es seitdem keine drei Mal. Indeß, obgleich ich unerschrocken für die Grunerts Partei ergriff, so beschlich mich doch, je näher die Abreise kam, eine geheime Befürchtung, ob ich mich auch wirklich an ihre Lebensweise würde gewöhnen können. Der Umstand z. B., daß Frau Grunert Butter machte, regte eine ganze Reihe von Bedenklichkeiten in mir auf. Nicht mehr sah ich sie im Geiste mit majestätischer Haltung in ihrem Sammtmantel einherschreiten, sondern ich dachte sie mir, wie sie ihren Knechten und Mägden das Fleisch vorlegte und bei deren Mahlzeiten den Vorsitz führte. Würde ich am Ende auch mit dem Dienstpersonal an einem Tische essen und beim Melken behilflich sein müssen? Aber ich kämpfte muthig diese Ideen nieder und packte meinen Koffer noch einen Tag früher, als nöthig war. Und mitten in den Vorbereitungen zu meiner Uebersiedelung nach Neufeld zeigte sich das seltsam schöne Bild von Rose Leonhard, um seinen Platz in meiner Erzählung einzunehmen. Durch Zufall machte ich ihre Bekanntschaft. Ich wußte nichts von ihrer Geschichte, noch daß sie eine solche hatte, oder daß sie in irgend einer Beziehung zu den Personen stand, welche in Zukunft mir selbst näher treten würden. Wir trafen uns in einem musikalischen Abendzirkel, wo sich uns Gelegenheit zur Conversation bot. Wir hatten unseren Platz auf einem Divan in einer Fensternische. Rose trug ein weißes Kleid mit einem Strauß rother Blüthen im Gürtel; die schlanke Gestalt hob sich prächtig von der gleichfalls rothen Farbe des Fenstervorhanges ab. Ihr Gesicht war oval und brünett; die Augen dunkelgrau, voll Glanz, wie ich sonst nie welche gesehen, und doch mit einem Anflug geheimnißvoller Trauer im Ausdruck. Nach der damaligen Mode trug sie das dunkele Haar hoch aufgekämmt und zu einer Flechtenkrone auf dem Wirbel des Kopfes verschlungen.

„Fräulein Brauer und Fräulein Leonhard," sagte unsere Wirthin, mit der ich auch schon manches Wortgefecht bezüglich der Familie Grunert bestanden, „ich muß Sie Beide mit einander bekannt machen. Wie ich höre, beabsichtigen Sie den Winter auf Schloß Neufeld zuzubringen?" setzte sie zu Rose gewendet hinzu.

„Ja," entgegnete diese, „wir gedenken um Weihnachten dort zu sein."

„Sie waren also noch nie dort? Nun, dann kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß es eine höchst trübselige Gegend ist und daß Sie sich freuen werden, eine junge Freundin in der Nähe zu haben. Fräulein Brauer's Laune ist augenblicklich das blaue Wunder unserer Kreise. Sie geht nach Neufeld, d. h. auf das Pachtgut, zu einer Frau, welche die Mutter von Herrn v. Böhm's Verwalter ist."

„Zur Frau Hof?" fragte Fräulein Leonhard, sich höflich den Anschein des Interesses an der Sache gebend.

„Nein; die Hofs sind eine sehr brave Familie, aber wissen Sie denn nicht, daß Herr v. Böhm jetzt einen anderen Verwalter hat? Grunert ist der Name dieser Leute. Der Vater war Banquier, fallirte und ging mit großen Summen durch."

Es schien mir, — nein, ich war ganz überzeugt, — daß Fräulein Leonhard bei der Erwähnung des Namens Grunert zusammenfuhr und erblaßte, aber sie bückte sich rasch, um ihr Taschentuch aufzuheben und ich glaube nicht, daß Jemand außer mir etwas Besonderes in ihrer Miene gewahrt hatte.

„Also ist Herrn v. Böhm's neuer Verwalter der Sohn des verschollenen Banquiers Grunert?" fragte sie nach einer Weile. „Ich wußte nicht, daß sie in jener Gegend ansässig wären."

„Die Sache ist," erklärte unsere Wirthin, „daß die Frau und der Sohn das Pachtgut übernommen haben, um ihr Leben zu fristen, die armen Dinger; und man sagt auch, der junge Grunert ginge mit der abenteuerlichen Idee um, einige von seines Vaters Schulden zu bezahlen. Es wäre dies sehr schön von ihm, ganz gewiß, ich aber für mein Theil glaube nicht daran. Unredlichkeit vererbt sich in Familien."

„Sie vergessen, gnädige Frau," fiel ich mit brennenden Wangen ein, „daß Frau Grunert die Jugendfreundin meiner verstorbenen Mutter war."

„Vergeben Sie mir, Liebe," erwiderte die Dame mit einiger Geringschätzung, „aber ich weiß aus Erfahrung, daß man niemals ahnen kann, was aus unseren Freunden wird. Ich wiederhole nur die allgemeine Ansicht. Und als ältere Frau kann ich Ihnen schon den Rath geben, vorsichtig zu sein

und in der Wahl Ihres intimen Umgangs nicht zu rasch zu verfahren."

Ich fürchtete in meiner Entrüstung zu weit zu gehen und ließ daher den letzten Ausfall unbeantwortet. Glücklicherweise war es bald Zeit zum Aufbruch und Clara's Mutter hatte den Wagen befohlen. Während ich im Vorzimmer meinen Mantel suchte, trat Rose Leonhard eilig ein und auf mich zu: „Ich konnte nicht fortgehen, ohne Ihnen gute Nacht zu sagen," sprach sie, meine beiden Hände fassend. „Vielleicht werden wir uns bald wiedersehen. Gott segne Sie!"

Sie sprach mit bebender Stimme, ihre Augen waren feucht. Eine Dame rief zur Thür herein: „Rose, wir warten auf Sie." Sie ließ meine Hand fallen und war fort.

„Wer ist sie?" fragte ich Clara, sobald wir zusammen waren, „wie ist sie mit den Böhm's verwandt?"

„Gar nicht verwandt," gab Clara zur Antwort, „nur eine Adoptivtochter. Sie hat eine romantische Geschichte, glaube ich. Sie war anfänglich Gesellschafterin bei Frau v. Böhm. Das alte excentrische Ehepaar faßte die heftigste Neigung zu ihr und adoptirte sie. Sie soll eine Waise aus sehr guter Familie sein. Wahrscheinlich wird sie einmal das Böhm'sche Vermögen erben, wenigstens wird Aufhebens genug von ihr gemacht."

„Ich möchte wissen, warum sie so sonderbar aussah, als sie den Namen Grunert hörte," sagte ich nachdenklich.

„Meine liebe Ida," lachte Clara, „ich gebe Dich auf. Du hast Dich in Deine Manie für die Pächtersfamilie ganz verbissen. Was wirst Du Dir nicht noch Alles einbilden?"

„Ich bildete mir nichts ein. Sie wurde so weiß wie eine Lilie."

„Nun, so ist vielleicht ein tiefes Geheimniß dabei," spöttelte Fräulein von Wildenbruch. „Fräulein Leonhard hat am Ende auch eine Vorliebe für die Landwirthschaft wie Du, oder sie kannte den jungen Grunert, ehe er den Pflug lenkte. Denke über das Alles nur recht nach. Es ist Material genug, in Deinem Exil einen Roman daraus zusammenzusetzen."

Und ich dachte noch oft und viel darüber nach.

2.

Ihr dürft nicht vergessen, Kinder, daß ich von alten Tagen spreche, in denen man noch nichts von Eisenbahnen wußte. Ich reiste mit dem Postwagen nach Neufeld. Der Corso eines modernen Badeortes hatte mir bisher die einzige Idee für ländliche Gegenden geliefert. Wie mußte mich daher der Anblick einer echten Landschaft überraschen! Ich hatte mich mit einem Buche als Mittel gegen die gefürchtete Langeweile versehen, aber ich öffnete es nicht einmal, sondern schaute unverwandt durch das Wagenfenster, um mich an der freien, schönen Gottesnatur zu ergötzen. Als die Nacht mir den Anblick entzog und ich in Schlaf fiel, träumte ich von Bäumen, die über die Wiesen schritten, und Feeen, die den schäumenden Bächen entstiegen. Mit Tagesanbruch hielten wir vor einer Dorfschenke. Tauben flatterten beim Geräusch des Wagens aus ihrem Verschlage auf und ein kleiner, halbangezogener Knabe lugte neugierig aus der Mansarde. Ein junger Mann mit einer Peitsche in der Hand trat aus der Hausthür und fragte, ob sich unter den Passagieren eine Dame befände, deren Reiseziel Neufeld sei. Bald saß ich neben ihm in einem Einspänner. Schon die ersten verstohlenen Blicke überzeugten mich, daß Frau Grunert's Sohn nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem „Bauer" habe. Er glich in meinen Augen eher einem Landedelmann nnd zwar einem solchen der besten Klasse. Ihr habt ihn gekannt, gebückt und ergraut, und Ihr habt ihn geliebt um seines Herzens willen, das niemals alt wurde. Aber an jenem schönen Herbstmorgen, als er und ich Seite an Seite saßen, war dieses liebenswürdige Gemüth mit der Kraft und Schönheit sterblicher Jugend bekleidet. Ich fühlte mich in eine neue Welt versetzt. Alles um mich her war mir neu. Hoch aufgethürmte Heuwagen schwankten an uns vorüber, fast drohend, ihre Last auf unser kleines Gefährt abzuwerfen, der Boden war mit rothgelben Blättern bestreut; zwischen den Spitzen der rosig-glühenden Hügel hingen zarte Nebelschleier und die Baumgipfel schimmerten vom Morgensonnengolde. Ich war recht froh und hoffnungsreich an diesem Morgen.

Endlich kam der Pachthof in Gesichtsweite. Das liebe alte Haus! Es war ein langes, niedriges Backsteingebäude, umgeben von Obstgärten und Wiesen. Ein den angrenzenden Wald durchschneidender Fußpfad führte zu den Gärten des Schlosses Neufeld und zu diesem selbst. An den offenen Fenstern standen blühende Rosen- und Nelkenstöcke, und vor der Thür warteten zwei junge Mädchen mit dem Willkommsgruß auf meine Ankunft. Später sagten sie mir, daß meine hohen rothen Absätze, die Feder auf dem Hut und der gesteppte Atlas meines Mantels sie gewaltig eingeschüchtert und daß sie geglaubt hätten, ich spräche nur aus Herablassung Deutsch mit ihnen, anstatt Französisch, wie es damals der feine Ton erheischte. Das Frühstück stand bereit. Ich setzte mich zu dem Mahle nieder in allem Flitterglanz meiner großstädtischen Toilette, aber etwas war in meinem Herzen, das mir nicht erlaubte zu essen, obgleich ich hungrig war, und etwas hing wie ein Flor vor meinen Augen, so daß ich die eichengetäfelten dunkelen Wände und die steifen hochlehnigen Stühle nur undeutlich gewahrte. Es war Frau Grunert's Gegenwart, die mich so tief bewegte. Da saß sie vor mir die mächtige Fee meiner Kindheit, mit derselben ehrfurchtgebietenden Haltung und der halb strengen, halb wohlwollenden Miene, welche ihr einst in meiner Phantasie den Stempel eines überirdischen Wesens aufgedrückt hatte. Die Augen waren etwas eingesunken und Falten hatten sich auf die Stirn und um den Mund eingegraben, aber immer noch war sie schön und stolz und würdig, voll des Zaubers, der vom Seelenadel seine Macht empfangen. Fast erschien sie mir noch bedeutender in dem groben schwarzen Kleide, dessen einziger Zierrath die blendend-weiße Halskrause war. Ihr Sohn frühstückte mit uns und ich bildete mir ein, er sähe mich zuweilen so sonderbar an, als ob er fragen wollte: „Weshalb ist sie zu uns gekommen? Was will sie bei uns? Wie lange wird sie bleiben?" Nach dem Frühstück führte mich Frau Grunert in mein Zimmer. Es war hell und luftig, obschon fast ärmlich möblirt. Ich packte meine Koffer aus und hing meine eleganten Kleider in einen großen angestrichenen Schrank, in dem es nach Aepfeln roch. Wie beschämt legte ich meine verschiedenen Schmucksachen bei Seite und wählte den einfachsten Anzug zum täglichen Gebrauch. Als ich wieder die alte Treppe hinunterging, fand ich Frau Grunert in der Hausflur auf- und abgehend. Sie hatte geduldig auf mich gewartet.

„Wie groß Du geworden bist, Ida," sagte sie, indem sie meinen Arm durch den ihren zog und mit mir in den Garten hinausging. „Aber Du hast immer noch Deiner Mutter lichtes Haar und ihre sonnigen Augen. Ich habe Manches mit Dir zu besprechen," setzte sie nach einer Weile hinzu, „und je früher es geschieht, desto besser."

Dann erzählte sie mir ihre Schicksale von Anfang bis zu Ende. Sie sprach mit ernster Ruhe, mit Demuth und doch mit Kraft. Ich wußte schon Vieles, aber sie wollte, daß ich auch das Kleinste erfahren sollte.

„Und nun, mein Kind," schloß sie, „kennst Du uns, wie wir sind. Als Deine Mutter Dich meiner Obhut empfahl, konnte sie den Wechsel in unseren Verhältnissen nicht vorhersehen. Du hast noch andere Freunde, die Dir gerne eine Heimath geben würden. Du bist aus freiem Willen zu uns gekommen. Solltest Du uns wieder zu verlassen wünschen, wird es uns nicht wundern."

Ich schlang die Arme um ihren Hals und versicherte sie, daß ich sie nie verlassen würde. Sie bat mich, nicht zu voreilig zu sein.

„Du wirst unser Leben so verschieden von Allem finden, das Du seither gekannt," meinte sie. „Wir Alle fürchten es für Dich. Mit uns ist es etwas Anderes. Wir haben vollauf Arbeit und ein Ziel dabei vor Augen."

„Dann will ich auch arbeiten," sagte ich.

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. Ich aber war entschlossen, mein Wort zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

4. Hochzeitsfeierlichkeiten.

Die Geschenke der Freunde und Verwandten an die Brautleute nannte man „Brauthähne" oder „Brauthühner", weil ehedem am Hochzeitsabend dem Brautpaar ein lebender Hahn überreicht wurde.

Zuweilen mußten auch bei den Vermählungen der Prinzessinnen oder Töchter des „Halsherrn" die Untersassen Brauthühner und Brauthafer liefern, um damit ihrem Jubel über die Hochzeit des Burgfräuleins einen praktischen, in Küche und Pferdestall verwendbaren Ausdruck zu verleihen. Diese schöne Sitte fand besonders bei den adeligen Geschlechtern der Schenken zu Schweinsberg, von Breidenbach u. a. m. statt. Aus einer Urkunde vom Jahr 1544 erhellt sogar, daß die Unterthanen der Grafschaft Stauchitz ihrem Gutsherrn, wenn er seine Söhne oder Töchter verheirathete, aus jedem Dorf einen fetten Brautochsen oder ein Aequivalent von drei Gulden zur „Beihilfe" steuern mußten. Zu läugnen ist nicht, daß die vormaligen Hochzeitsfeste häufig in die rohesten Freß- und Saufgelage ausarteten; die eigentliche Hochzeit war dabei oft das allerwenigste, denn sie verschwand, so zu sagen, unter der Masse der sie begleitenden Nebenfeste. Dazu gehörten u. a. der „Biddel" oder „Vollbadsabend"; der „Brautleuchter", der „Schlachttag", der „Braut-Bad-Walzer und Polterabend", die „Nach- und Gesellentage", die Imbisse vor dem Kirchgang, das Hochzeitsbitten, Kränzebinden, das Wein- und Bierkosten und endlich das „Abdecken", wo nach geendeter Hochzeit die Nachbarn zusammenkamen, um, unter dem Vorwand aufräumen zu helfen, eine zweite und Schlußauflage zu improvisiren. Da nun diese wilden Auswüchse der Volkslust und Volkskraft ein Heer von Mißbräuchen und oft ernstlichen Ruhestörungen nach sich zogen, so legte sich die Polizei bald in den Riß — Hessenkassel nach alter Sitte voran.

Das Hochzeitsschießen war in diesem gelobten Land Anno 1767 schon wiederholt und, weil das Rescript wenig geholfen haben mochte, Anno 1775 ultimatissime verboten worden, woraus sich schließen läßt, daß in Hessenkassel das Pulver, bald nach dessen Erfindung durch Berthold Schwarz, schon verboten und blos für die armen Teufel von Soldaten reservirt wurde, die der ritterliche Kurfürst an England verschacherte, um von diesen „hessischen Fliegen" den amerikanischen Honigtopf auslecken zu lassen.

In den lübeck'schen Verordnungen kommt, außer dem stabilen Troß von Hochzeitbittern, Küchenmeistern, Marschällen und Musikanten, auch noch ein sogenannter „Spielgräve" (Graf) vor, dem die Doppelfunction eines Capellmeisters und Polizeiconstablers oblag und der bei solchen Proteusmetamorphosen im wahren Sinn des Wortes „sein Brod im Schweiße seines Angesichtes" essen mußte. Einige Landverordnungen verboten so recht mit brutaler Polizeiomnipotenz gewissen Personen geradezu den Besuch der Hochzeiten, so z. B. die braunschweig-lüneburgische Ordnung, calenberg. Theiles, all den Personen, die keine „Christen" waren. Andere, weniger drakonisch geschriebene, begnügten sich mit der lakonischen Verfügung: „Wer nit zur Hochzeit eingeladen wird, darf auch nit dazu."

Dieses Prohibitiv galt ganz besonders für die Marburger Studenten, die höchst wahrscheinlich ehedem wahre Razzias organisirt hatten und dann bei den Bauernhochzeiten der Umgegend als ungebetene und gefürchtete Gäste eingefallen waren.

Bei den Vermählungen erlauchter und vornehmer Personen wurden sehr viele Feierlichkeiten beobachtet, die zum Theil heute noch stattfinden. Dazu gehörte: der Einzug und die sogenannte „Auffahrt", die „Ceremonientafel", Ball mit Fackeltanz, manchmal auch sogenannte „Strohkranzreden", die dann gewöhnlich der Hofnarr halten mußte, ferner Caroussel und Quintanrennen.

Bei bürgerlichen Hochzeiten dagegen waren später, in Folge vorausgegangener Excesse, bestimmte und minutiöse Verordnungen erlassen, sowohl bezüglich der Zeit, wie lange das Fest dauern solle, als auch der Speisen und Getränke, der Zahl der Gäste und der Spielleute, ja sogar der Musikinstrumente, denn an vielen Orten durften bei bürgerlichen Hochzeiten weder Trompeten noch Pauken gebraucht werden, da diese als Exclusivinstrustrumente für die höheren Stände angesehen wurden.

Die fürstlich hessische Reformation vom Jahre 1656 untersagte u. A. auch das „Abstoßen und Herumwerfen bei den Hochzeitstänzen."

Einige besondere Gewohnheiten verdienen außerdem noch einer Erwähnung. Nach den alten fränkischen Gesetzen sollte das unverehelichte Paar vor Erfüllung der ehelichen Pflicht erst zwei oder gar drei Tage lang beten, um dadurch fromme und gottwohlgefällige Kinder zu erzielen, welch eben so unsinnige als unnatürliche Verordnung wahrscheinlich in einer mißverstandenen Nachahmung des biblischen Tobias ihren Grund hatte.

In verschiedenen braunschweig-wolffenbüttelschen Aemtern mußten die jungen Eheleute den Morgen nach der Hochzeit vor dem Amtmanne erscheinen, dabei einen Tanz aufführen und die junge Frau mußte von da an eine Haube tragen, nachdem ihr Abends zuvor beim Schlafengehen der Jungfernkranz feierlich abgenommen worden war.

Zur Förderung des Eheinstitutes war man schon frühe bedacht gewesen, diesem Stande manche Vorrechte einzuräumen.

So waren die angehenden Eheleute von gewissen Abgaben und Geschossen auf eine gewisse Zeit, z. B. zwölf Wochen, oder auch das erste Jahr befreit, wie dies in Trier, Nassau und in der Herrschaft Runkel der Fall war, und in dem Frankenberger Stadtgebiet brauchte sogar der junge Ehemann im ersten Jahre keinen Feld- und Heerzug mitzumachen.

5. Die Beschreitung des Ehebettes.

In den ältesten und späteren Zeiten begann die Ehe mit ihren gesetzlichen Consequenzen erst nach vollzogenem Beischlaf, weshalb auch das sächsische Landrecht decretirt: „sie ist seine Genossin und tritt in sein Recht, wenn sie in sein Bett tritt" . . .

Dieser Rechtsanschauung verdankt die symbolische Handlung des „Bettsprungs" und der „Beschlagung der Decke" ihren

Ursprung und kam dieser Art nicht nur beim Adel, sondern auch hin und wieder, wo besondere Land- und Stadtrechte es erforderlich machten, beim Bürgerstande vor. Daß aber von dieser Ceremonie die gesetzliche Wirksamkeit der Ehe abhing, beweisen schon die Sprichwörter: „Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten" — und: „Wenn die Decke über dem Kopf ist, so sind die Eheleute gleich reich" — welch' Letzteres, wie schon angedeutet, auf die jetzt erfolgte Gütergemeinschaft Bezug hatte.

Der Bettsprung selbst war mit mancherlei Sitten und Gebräuchen verbunden. In früheren Zeiten nämlich wurde das junge Ehepaar, nachdem das Schlafgemach mit gewissen Ceremonien aufgeschlossen worden war, feierlich dahin geleitet, öffentlich entkleidet, der Braut das Strumpfband gelöst und nach gereichtem Nachttrunke die „Beschlagung der Decke" vorgenommen, die ursprünglich darin bestand, daß die Bettdecke über dem jungen Ehepaar festgenagelt, später aber nur noch von den nächsten Verwandten eingesteckt wurde, worauf dann das Schlafgemach verschlossen wurde. Am anderen Morgen wurde es ebenso feierlich wieder geöffnet, die Braut unter die Haube gebracht und ihr dann von dem Gemahl die „Morgengabe" oder der „Opstand" (Aufstand) ausgehändigt. Unsere Väter hielten auf diese Sitte so große Stücke, daß selbst bei Procuraheirathen der Bevollmächtigte des abwesenden Bräutigams sich der Deckebeschlagung unterziehen mußte, bei welcher Gelegenheit es denn einmal geschah, daß solch ein Bevollmächtigter zwischen sich und die erlauchte Braut ein scharfes Schwert legte als demonstratives: Hony soit qui mal y pense! Später erst kam das sogenannte „Beilager" auf, wo nach der Trauung sich das Ehepaar auf ein Bett niedersetzte, was von da an hauptsächlich bei den Procuraheirathen geschah, dann aber auch von dem eigentlichen Bettsprung unterschieden wurde. Noch später verwechselte man, wie das so zu gehen pflegt, diese anfänglich streng gesonderten Begriffe miteinander und schließlich schmolz man sie unter veränderter Form und Bedeutung in einen zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wildbad Adelholzen.

† Ein herrliches Fleckchen Erde haben wir dieser Tage kennen gelernt. Wer sich — und wer sollte es nicht? — wer sich an dem Blicke auf saftiggrüne, von dunkelen Erlen und anderem Buschwerk regellos umrahmte Wiesen; wer sich an emsig dahineilenden alpenfrischen Quellbächen; wer sich an dem Geflüster schlanker Fichten und Tannen, an den duftigen Laubgängen schattenreicher Linden; wer sich an „unseren Buchen, unseren Eichen" und an dem Bilde herrlicher Berge, an der Fernsicht in üppige Thäler bis hinaus zu dem ruhigen blauen Spiegel eines anmuthigen kleinen Meeres; wer sich an all dieser reichen Fülle einer prachtvollen Natur erfreuen will und kann: der komme einmal in das Wildbad Adelholzen.

Dasselbe liegt abseits vom lärmenden Getriebe der Alltagswelt, in träumerischer Ruhe einladender Waldesstille und Frische, am Fuße riesiger — noch mit Schnee gekrönter — Voralpen, zwei Stunden von Traunstein, nahezu ebenso weit vom Chiemsee, aber nur ein Halbstündchen von der Bahnstation Bergen entfernt; hat drei Mineralquellen, als Saliter-, Alaun- und Schwefelbrunnen, in weiteren und medicinischen Kreisen rühmlich bekannt, und darf sich vom Wonne- bis zum Weinmonat nicht nur wegen seiner heilbringenden Quellen, sondern — und wir möchten sagen — besonders wegen seiner unvergleichlich poetischen Lage, seiner in der That sehr lobenswerthen baulichen Einrichtungen, seiner allwärts bekannten ausgezeichneten Küche, seines guten Kellers und des überaus freundlichen Entgegenkommens von Seiten des Besitzers und seiner Angehörigen: eines zahlreichen Besuches von Curgästen sowohl als von Touristen erfreuen.

Und wenn es sich fügen sollte, daß ein Leser dieses Blattes einmal in diese Gegend sich verliert, so wird es ihn nicht gereuen, auf einige Tage oder auch nur Stunden das Wildbad Adelholzen zu besuchen.

Mannichfaltiges.

— Der Derbytag ist für die Londoner nicht blos ein allgemeines Volksfest, zu dem die Rennbahn von Epsom den Boden abgiebt, sondern in der Regel auch ein Tag großer Ueberraschung, insoferne das Pferd, welches der Favourite ist und auf das am meisten gewettet wird, nur in den seltensten Fällen den ersten Preis davon trägt. So war es auch diesmal. Favourite war des Marquis of Hastings „Lady Elisabeth", aber statt die erste am Ziele zu sein, war sie in der Reihe die neunte. Den ersten Preis gewann um eine halbe Länge „Blue Gown", Eigenthum von Sir J. Hawley, der nun schon das vierte Mal so glücklich ist, den großen Derbypreis zu gewinnen; ihm zunächst kamen Baron Rothschilds „King Alfred", des Herzogs von Newcastle „Speculum" und Mr. Hodgeman's „Paul Jones". Wie viel gewonnen und verloren worden, wie viele Hoffnungen getäuscht und wie viele Leute im Zeitraum von ungefähr 2½ Minuten zu Grunde gerichtet worden sind, wer vermöchte das zu sagen? Eher wäre es noch möglich gewesen, die Menschen zu zählen, die vom frühen Morgen bis 2 Uhr Nachmittags zu Pferde und zu Wagen, zu Fuße und auf der Eisenbahn nach Epsom hinausgefahren waren, um dem großen Wettkampfe beizuwohnen, den Lord Palmerston einmal mit den Isthmischen Spielen des alten Griechenland verglichen hat. Die Eisenbahnen allein haben von London aus, so viel bekannt, gegen 120,000 Menschen hinausbefördert, gleichzeitig waren die nach Epsom führenden Landstraßen von vier- und fünffachen Reihen von Fuhrwerken besetzt, während von allen Seiten unabsehbare Züge von Fußgängern die Seitenwege einnahmen. Es dürfte daher nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die angesammelte Menge auf 3—400,000 Menschen anschlägt, und daß es bei einer solchen Masse, in der jeder wie zur Carnevalszeit seiner Laune freien Lauf läßt, an tollem Lärm und noch tolleren Auftritten nicht fehlt, läßt sich denken.

Räthsel.

Was Ihr in diesen Versen finden sollt?
Ein Gott ist es und eine Göttin hold.

Die erste Sylb', von allen Seiten
Will sie das Nämliche bedeuten.
Die zweite und dritte — glaube mir —
Sie stehen ebenso vor Dir:
Nimm' Du sie rückwärts oder vor,
Das Nämliche vernimmt Dein Ohr.
Ein mächt'ger Gott das Ganze war,
Der Gatte seiner Schwester gar.

Ein nettes Sylbchen zweimal nimm
Und sprich es aus mit zarter Stimm':
Der holden Göttin Name ist es
— Ihr Alterthümler alle wißt es —
Sie war des Bruders Gattin auch;
Bei Göttern war es eben Brauch:
So blieb des Lichtes Reich beisammen.
Er fuhr einher auf Sonnenflammen,
Sie aber, in der stillen Nacht,
Erschien in Silberlichtes Pracht.

— Δ —

Auflösung des Anagramm in Nr. 63: Balzen, falzen, walzen, salzen, malzen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 68.

*—r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

3.

Schnell gewann ich das Pachthaus lieb. Ich lernte den Begriff „Heimath“ verstehen. Ihr kennt so gut wie ich das Wiesengelände, das sich bis zum Flusse hinunterzieht; den laubigen Garten mit seinem Reichthum an Blüthen, Duft und Früchten; die alte Eule, die Nachts sich auf die Fenstersimse setzt; die Sonnenuhr, bei welcher der Pfau sein schillerndes Rad schlägt; den Taubenschlag mit seinen silberhalsigen, girrenden Bewohnern. Ihr kennt auch das Innere des Hauses, die langen dunkelen Gänge, die Zimmer mit niedriger Decke; hier eine Treppe auf-, dort eine andere abwärts; die alten Speisekammern, den großen vom Rauchfang überragten Herd, die riesigen Weißzeugschränke. Aber Ihr wißt nicht, wie Frau Grunert arbeitete und sich abmühte, wie sie den lieben langen Tag wie eine Biene emsig war und ihre feinen Hände nicht schonte, auf daß sie etwas ersparen möge, um wenigstens einen Theil von ihres Mannes Schulden tilgen und den Fluch mancher durch ihn verarmten Familie noch von ihm abwenden zu können. Kein Luxus wurde je in diesem streng geregelten Haushalt geduldet. Alte Kleider wurden getragen und geflickt, bis sie nicht länger zu tragen und zu flicken waren. Die Töchter hätten längst eine Stadtschule besuchen sollen, mußten sich aber mit dem Wissen begnügen, das sie auf dem Lande sich aneignen konnten. Nur im Wohlthun fand keine Beschränkung statt, d. h. Louise durfte ihr Mittagessen mit einem hungrigen Kinde theilen und Johanna ihren neuen Rock einer alten Frau schenken; aber sie durften nicht eher auf einen Ersatz ihrer Opfer rechnen, als bis an sie die Reihe zur Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse gekommen war. Ich gab Louise einige bunte Bänder, aber ihre Mutter gab sie mir zurück, dagegen durfte Johanna ein Buch mit Gedichten behalten. Dies ermuthigte mich wieder. Anfänglich vermißte ich es, mich nicht täglich schön putzen zu können, doch bald genug waren mir mein graues Kleid und die schwarze Schürze der liebste Anzug von der Welt. Ich lernte kochen und backen, Zimmer in Ordnung bringen, waschen, bügeln und sogar Butter machen. Aber nicht immer gab es vollauf häusliche Beschäftigung für mich, und ich war doch so sehr bestrebt, mich in jeder Stunde des Tages nützlich zu machen. Endlich kam mir ein guter Gedanke. Johanna und Louise besuchten die Dorfschule, in der sie nichts lernen konnten, da sie schon mehr Kenntnisse besaßen als der Lehrer und die Lehrerin. Ich wußte, es war ihnen eine Qual, dem nutzlosen Unterricht beiwohnen zu müssen, und deshalb durfte ich mich ihnen wohl als Gouvernante anbieten. Die Mädchen waren entzückt, „aber,“ meinte Johanna, „Mama wird nie einwilligen. Sie hält mich für zu stolz und der Besuch der Dorfschule soll mich demüthigen.“ Frau Grunert erhob allerdings Schwierigkeiten, doch endlich gelang es mir, sie für meinen Plan zu gewinnen. Wir wählten ein großes Gemach am Ende eines langen Corridors im oberen Stock zum Schulzimmer. Dort verbrachten wir manche glückliche Nachmittagsstunde und Abends, wenn der Unterricht zu Ende, die Läden geschlossen waren und das Feuer im Ofen knisterte, pflegte Victor Grunert nach vollbrachtem Tagewerk uns aufzusuchen und Geschichten zu erzählen. Manchmal auch, wenn Victor länger ausblieb und Louise zur Mutter hinuntergegangen, löschten Johanna und ich das Licht und plauderten im Dunkelen. Dann öffnete sie mir ihr Herz und sprach vom Unglück ihrer Familie. Sie beurtheilte ihren Vater streng und bitter. Sie besaß einen großartig angelegten Charakter, dem auch ihre aufblühende Schönheit entsprach. Sie konnte es nicht verschmerzen, einen befleckten Namen zu tragen und in einer Sphäre leben zu müssen, welche viel tiefer lag als die, für welche sie sich geschaffen fühlte. Noch tiefer und schwerer empfand sie für ihren Bruder.

„Zu denken, daß Victor sein ganzes Leben als ein einfacher Pächter zubringen soll,“ sagte sie, „Victor, der die höchsten Ehrenstellen würdig ausfüllen könnte. Er sollte fort von hier, aber er will nicht.“

„Wenn Du die Leerheit und die Thorheiten der großen Welt kennen würdest wie ich,“ entgegnete ich, „so würdest Du für Deinen Bruder das ruhige thätige Leben in Neufeld vorziehen.“

„Ich spreche nicht von der sogenannten großen Welt,“ gab sie zurück, „ich habe die Welt des Genies, des Gedankens im Sinne.“

„Nun, Johanna,“ erwiderte ich fröhlich, „zu dieser kannst Du Dir noch den Weg bahnen.“

„Nein!“ rief sie, „dazu gehört ein ehrlicher Name. So wie es ist, muß ich in Dunkelheit und Vergessenheit vegetiren. Und doch — wenn ich weit weg gehen könnte, lehren, schreiben, arbeiten, was es auch sei!“

Diese Ausbrüche von Heftigkeit erschreckten mich immer, und um von dem aufregenden Thema loszukommen, zündete ich die Lichter wieder an und holte irgend ein Buch vom Wandbret herunter. Ich schlug es auf; der Name Marie Grunert war auf der ersten Seite eingeschrieben.

„Marie Grunert,“ sagte ich, „ist das nicht Deine ältere Schwester?“

Johanna fuhr zusammen. „Ja,“ erwiderte sie, „wer hat Dir von ihr gesprochen?“

„Deine Mutter. Sie erzählte mir früher öfters von ihrer kleinen Marie, die in Frankreich im Institut war. Ich erinnere mich nicht, wer mir sagte, daß sie gestorben sei. Kannst Du Dich auf sie besinnen?“

„O ja, ganz gut. Wir verloren sie erst, nachdem der Vater weggegangen war.“

Darauf bedeckte Johanna das Gesicht mit den Händen und versank in Nachdenken. Vielleicht weinte sie auch. Ich erwähnte Mariens nie wieder, aber eines Abends, als Louise und ich allein waren, sprach das Kind zuerst von ihr.

„Ida“, sagte sie, „Du hältst mich jetzt gerade wie Schwester Marie mich zu halten pflegte, mit beiden Armen um die Taille. Das war, wie wir noch in unserem großen Hause lebten und sie im Kinderzimmer mit mir spielte.“

„Du besinnst Dich also auf sie?“

„Ja, aber nur wie im Traum. Sie kam gewöhnlich für die Ferien heim und eine schöne französische Dame mit ihr, die immer die Hände über dem Kopf zusammenschlug, wenn wir keine Rosetten an unseren Schuhen hatten. Schwester Marie trug ein weißes mit Spitzen besetztes Kleidchen und lange Locken. Sie kam mir immer wie ein Engel vor. Wir sprechen jetzt nie mehr von ihr und auch nicht von Papa, weil Mama und Johanna gleich zu weinen anfangen. Aber ich wollte, ich dürfte mit Jemanden von ihr sprechen. Es ist doch unrecht, sie ganz zu vergessen, weil sie todt ist.“

Thränen standen in Louisens blauen Augen, doch in der nächsten halben Stunde trillerte sie wie eine Lerche.

4.

Weihnachten war nahe, und im Schlosse machte man emsig Vorbereitungen zum Empfange des Gutsherrn und seiner Familie. Victor hatte es übernommen, die Arbeitsleute zu beaufsichtigen; das Schloß war lange unbewohnt gewesen, und gar viele Reparaturen und Verschönerungen erwiesen sich als nothwendig. Die alte Haushälterin, deren wohlversorgte Tage seit einer Reihe von Jahren in behaglichem Nichtsthun verflossen waren, hatte nun alle Hände voll zu thun, so daß ihr unser Anerbieten, ihr bei diesem und jenem zu helfen, nichts weniger als unerwünscht kam. Es war eine Freude zu sehen, wie die Zimmer sich allmählich aus ihren düsteren Spinnwebenhüllen herausschälten und wiederum heiter und wohnlich wurden. Victor dankte mir oft herzlich für meinen Beistand; Vieles erforderte die Geschicklichkeit und den Geschmack einer Frau und seine Mutter mischte sich nicht in diese Angelegenheiten. Ich war es, welche die Teppiche für Frau v. Böhms Wohnzimmer und die Seidentapeten für Fräulein Leonhard's Boudoir auswählte, und Victor lobte in meinem Beisein vor seiner Mutter meine Unermüdlichkeit und meinen „unübertrefflichen Geschmack“. Es freute mich, ihn so sprechen zu hören, zugleich aber beunruhigte mich der sorgenvolle Blick, den Frau Grunert erst auf ihn und dann auf mich warf. Ich wußte, daß sie fürchtete, er möchte eine wärmere Zuneigung zu mir fassen, und manchmal dachte ich es selbst mit einem Gemisch von Angst und Freude. Vielleicht wollte sie überhaupt nicht, daß ihr Sohn heirathete, vielleicht hatte sie eine andere Schwiegertochter im Sinn. Oft lag ich Nachts wachend da und sann nach, wie ich Frau Grunert überzeugen könne, daß ich mich sicherlich nicht zwischen sie und Victor drängen würde. Als natürliche Folge von Allem diesem entstand eine gewisse Entfremdung zwischen dem Letzteren und mir, welche unserem seither so wohlthuenden Familienleben viel von seiner Gemüthlichkeit nahm. Johanna befragte mich einmal, warum ihr Bruder und ich nicht mehr so gute Freunde wären; ich suchte ihr die Idee auszureden, doch machte ich sie nur still, statt sie zu überzeugen.

Die Arbeiter im Schlosse hatten endlich ihre Aufgabe vollendet, wir hatten die letzte beaufsichtigende Tour durch die Zimmer gemacht und die alte Haushälterin konnte sich wieder in ihren Lehnstuhl setzen und mit Gemüthsruhe die Ankunft der Herrschaft erwarten. Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von Clara's Mutter. Frau von Wildenbruch wünschte sehnlich, wie sie sich ausdrückte, daß ich wenigstens für die Weihnachtsfeiertage wieder ihr Gast sein möchte. Sie meinte, ich müsse mich in Neufeld zu Tode langweilen und längst eingesehen haben, daß ich das Leben auf dem Pachtgute auf die Dauer nicht aushalten könne. Aber ich wäre so viel lieber in Neufeld geblieben! Eins nur trieb mich an, der Einladung Folge zu leisten; die Spannung zwischen Victor und mir und deren Ursache. Vielleicht kam meine zeitweilige Abwesenheit seiner Mutter erwünscht. Louise war im Zimmer, als ich den Brief las und ich sagte ihr Etwas von dem Inhalt.

„O, geh' nicht von uns!“ bat das Kind, „die vornehmen Leute in der großen Stadt lieben Dich gewiß nicht so wie wir;“ und fort war sie, ihrer Schwester die unwillkommene Neuigkeit mitzutheilen.

Johanna hielt sich an diesem Abend auffallend fern von mir und auch Victor war ungewöhnlich ernst. Louise allein zeigte sich unbefangen und fing plötzlich von neuem an mich zu bitten, nicht zu den Wildenbruchs zu gehen. Ich lächelte und antwortete, ich hätte gar nicht gewußt, daß sie mich so gerne habe. Dann küßte Victor die Kleine und sagte:

„Geh' hinunter zu Johanna, Kind; ich habe mit Ida etwas besonderes zu besprechen.“

Er schloß die Thür hinter dem Kinde und setzte sich mir gegenüber. Ich war auf's Aeußerste überrascht und wartete mit Herzklopfen auf das, was Victor mir zu sagen haben würde.

„Ist es wahr, Ida,“ begann er, „daß Sie von uns gehen wollen? Ich hatte mir doch gedacht, — es schien doch so, als wären Sie zufrieden bei uns.“

„Ich bin es auch,“ entgegnete ich mit möglichster Fassung, „aber ich — ich glaube, etwas Veränderung thäte mir gut.“

„Darüber sollte ich mich eigentlich nicht wundern,“ versetzte er nach einer Weile mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Wir haben eine Sclavin aus Ihnen gemacht und Sie sind dessen müde.“

„Nein, nein,“ versicherte ich, „so dürfen Sie nicht sprechen. Ich war in meinem ganzen Leben nicht so glücklich, als ich es hier gewesen bin.“

Ich sprach wärmer als ich beabsichtigte und meine Stimme bebte gegen meinen Willen. Victor stand auf und trat mir näher.

„Ida,“ sagte er, „ich habe zuweilen den süßen Glauben gehegt, daß Sie sich glücklich fühlten, und ich konnte der wilden Hoffnung nicht wehren, daß Sie nicht abgeneigt wären, Ihr ganzes Leben bei uns zuzubringen. Als Sie zuerst unsere Hausgenossin wurden, fürchtete ich Sie zu lieben, trug ich Sorge, nicht wärmer für Sie zu empfinden, als ein treuer Bruder. Aber Ihr süßes Antlitz und Ihr liebenswürdiges Wesen ließen keinen dauernden Widerstand zu. Ich weiß, ich habe Unrecht so zu sprechen. Ich habe Ihnen nichts zu bieten als ein aufrichtig liebendes Herz; meine übrigen Verhältnisse kennen Sie. An meinem Namen haftet ein Flecken und meine Mittel sind beschränkt. Sie dagegen sind unabhängig durch Wohlhabenheit und in der großen Welt wird es Ihnen an ebenbürtigen Bewerbern nicht fehlen. Ich weiß nicht, woher mir plötzlich der Muth gekommen, Ihnen mein Denken und Empfinden zu gestehen, das vor Ihnen auszusprechen, was in der letzten Zeit mir alle Ruhe nahm. Aber Sie wollen fort und was sollte ich beginnen, wenn Sie nicht mehr zu uns zurückkehrten? So erfahren Sie es denn, Ida, wie kühn und anspruchsvoll ich bin. Trotz meiner Armuth, trotz der schweren Aufgabe, die ich mir gesetzt, meines Vaters Ruf zu rehabilitiren, frage ich Sie offen: Wollen Sie meine Gattin werden? Mit Ihrer Liebe wird mir Alles leicht, nichts unerreichbar sein.“

Es war recht hart für mich. Mein Herz sehnte sich darnach, der ernsten Frage die freudige Antwort zu geben, aber Frau

Digitized by Google

Grunerts ängstlicher Blick war mir immer vor Augen und ich konnte nur verzagt erwidern:

„Es kann nicht sein, Victor, es kann nicht sein."

„Und warum nicht?" fragte er fast heftig. „Ich nehme das Nein nicht an ohne den Grund zu wissen. Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht lieben können, daß Sie auf eine glänzende Weltstellung Anspruch machen und ich werde Sie nie wieder belästigen. Aber den Grund, den Grund, Ida, den Grund sagen Sie mir."

Krampfhaft schlang ich die Finger in einander und erwiderte so entschlossen als möglich:

„Ich kann Ihnen den Grund nicht sagen, Victor; aber wir wollen gute Freunde bleiben."

„Freunde!" wiederholte er bitter. „Nun wohlan, ich sehe wofür Sie mich halten. In Ihren Augen bin ich ein Glücksjäger, ein erbärmlicher Mensch, dem es nach einer vermögenden Frau gelüstet, um mit ihrem Gelde alte Sünden zuzudecken. Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir glauben, so würde ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich niemals einen Groschen Ihres Erbes angerührt hätte. Ich liebte Sie um Ihrer selbst willen und mein Stolz besteht darin, mit meiner Arbeit allein mein Ziel zu erreichen."

Hastig verließ er das Zimmer; aber noch waren seine Schritte nicht verhallt, als ich schon in heftiges Weinen ausbrach. So fand mich Frau Grunert. Wahrscheinlich hatte sie bereits ihres Sohnes verstörte Miene bemerkt, denn nachdem sie mich mild um die Ursache meiner Thränen befragt, worauf ich ihr mit Kopfschütteln Antwort gegeben, forschte sie weiter:

„Hat Victor mit dem Allen Etwas zu thun?"

„Ja," entgegnete ich in Verzweiflung, „doch er darf es nie erfahren. Sie werden selbst einsehen, wenn Sie Alles wissen, daß er es nie erfahren darf. Sie hegen gegen mich den Argwohn, als wolle ich Ihnen den Sohn rauben, aber ich will es nicht, und ich habe es ihm so eben gesagt. In ein paar Tagen gehe ich zu den Wildenbruchs nach B., und wenn es Ihnen recht dünkt, werde ich nicht mehr nach Neufeld zurückkehren."

Im nächsten Augenblicke hatte die gütige Frau mich an ihr Herz geschlossen.

„Mein Kind," sprach sie, „also dies war das Mißverständniß, das den Schatten in unser friedliches Leben geworfen? Wie hast Du Dich getäuscht! Es war nicht meine Furcht, Du möchtest mir Victor rauben, was mich besorgt machte, vielmehr die Furcht, Du möchtest noch zu jung sein, seinen wahren Werth zu erkennen. Ich ängstigte mich, daß Kummer und Herzeleid meinem Sohne aus Liebe zu Dir erwachsen würden."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

(Fortsetzung.)

7. Das Witthum.

Das Witthum begriff den Unterhalt, den der Ehemann, im Falle seines Absterbens, der überlebenden Hausfrau aussetzte. In alten Urkunden kommt es unter den verschiedensten Benennungen vor, als: Witem, Weetma, Brawenrecht, Verweiß, Beisitz, Leibgeding, Leibzucht, Leibgut, Lidoleip und bei Eheverträgen mit Franzosen als „Vivelotte". In Niedersachsen hieß das Witthum: „Altmutterrecht", oder auch der „alte Theil". Zu ihm, oder wie es in der römischen Rechtssprache hieß, zum Vidualitium gehörten in Sachsen außerdem noch das sogenannte „Mußtheil" (Cibaria), das in der Hälfte alles eß- und trinkbaren Vorrathes bestand, der beim Absterben des Mannes schon eingeerntet und in den ersten dreißig Tagen noch nicht aufgezehrt war; ferner das „Eingeschneitel" (Supervita), worunter man jährliche Naturallieferungen von des Verstorbenen Gütern begriff. In der gefürsteten Grafschaft Tyrol erbte die adelige Wittwe des Mannes bestes Pferd, das beste Bett, ein Klagegewand und die „Jahresspeise", die bürgerliche Wittwe dagegen nur ihr Leibgewand und ihre Truhe. Zu Augsburg blieb der Wittwe der „Gemahlsring" und die Hochzeitskette, nur mußte letztere dem Stand und der Ring der Hochzeitsordnung gemäß sein, widrigen Falles ein wohlweiser Magistrat diese Gegenstände „einziehen, taxiren und moderiren" durfte. In Aachen dagegen gehörte zum Witthum alles goldene und silberne Mobiliar, Zinn-, Eisen- und Kupfergeschirr, „so mit dem Hammer geschlagen war". Im Holstein'schen genoß die Wittwe ebenfalls besondere Vortheile, z. B. die „Huven (Hauben) bandgerechtigkeit" und man verstand darunter Alles was der Wittwe an Leibgedinge und „Gnadenjahr" gebührte. In Pommern und im Stadtgebiet Bremen galt ebenfalls das Gnadenjahr, wobei die Wittwe ein Jahr lang die Hinterlassenschaft und all die Rechte ihres verstorbenen Gatten ungeschmälert fortgenießen und erst nach dessen Ablauf zur gerichtlichen Theilung geschritten werden durfte.

Das Gnadenjahr war übrigens seiner Frist nach verschieden und in den sächsischen, märkischen, brandenburgischen und braunschweigischen Landen reducirte sich für die Wittwen der Geistlichen das Gnadenjahr auf einen Zeitraum von nur sechs Monaten, weshalb man damals von halben und sogar Viertelsgnadenjahren sprach, die Professorswittwen zu Marburg dagegen genossen das volle Jahresbenefiz. — Der bestandenen Gütergemeinschaft zum Trotz, konnte sich die Wittwe der Schulden ihres verlebten Gatten entschlagen, vorausgesetzt, daß sie dieselben weder contrahiren geholfen, noch aber sich dafür verbürgt hatte. Diese Lossagung war an einigen Orten mit besonderen Ceremonien und Gebräuchen verknüpft.

Die Wittwe mußte z. B. dem Leichenzug ihres Mannes folgen und den Hausschlüssel auf dessen Grab legen, durfte dann aber auch nicht mehr in's Sterbhaus zurückkehren. In Frankfurt a. M. galt der Gebrauch, daß die Wittwe, wenn sie ihren Mantel auf das Grab ihres Mannes fallen ließ und nicht mehr als Ein Kleid anbehielt, nicht mehr angehalten werden konnte, die Schuld ihres Hauswirthes zu bezahlen, wenngleich sie auch später in die glücklichsten Umstände kam. —

Schwangere Frauen, ganz besonders aber schwangere Wittwen, genossen von jeher großer Rechte, denn sie durften während ihrer Zeit unter keinerlei Umständen an Leib oder Leben gestraft, noch irgend welcher Ursache wegen aus ihrem Eigenthum vertrieben werden, sondern mußten sogar, wenn es Wittwen waren, bis zur erfolgten Niederkunft in dem Besitz des Lehens, das ihr verstorbener Gatte inne gehabt hatte, belassen werden. Um jedoch allem Betrug und Unterschleif vorzubeugen, wurden ihnen in diesem Fall Aufseher, sogenannte „Bauchbeschauer", curatores ventri, von Obrigkeits wegen gestellt und dies sowohl bei den Wittwen des hohen und niederen Adels, als auch des Bürger- und Bauernstandes.

Um aber keiner etwaigen Rechte verlustig zu gehen, mußte die Wittwe ihre Schwangerschaft unmittelbar nach dem Tod ihres Mannes anzeigen und durfte während dieser Periode weder heirathen, noch sollte sie sonst des Beischlafes pflegen.

Die Wiederverehelichung einer Wittwe war übrigens den alten Deutschen von jeher verhaßt, vorzüglich jedoch, wenn Kinder aus der ersten Ehe vorhanden waren. Sie ward fast dem unerlaubten Beischlaf gleich geachtet und bereits Tacitus erzählt uns, daß bei verschiedenen deutschen Völkerschaften den Wittwen die Wiederverehelichung geradezu verboten war; bei mehreren anderen traf unauslöschlicher Schimpf jene Wittwe,

die, nach des Gatten Tod auf dem Feld der Ehre, selbst noch länger leben wollte: sie hing sich entweder auf oder endete auf einem Scheiterhaufen, ganz wie die Hinduwittwe, ihr Leben — was von Neuem auf den indischen Ursprung der Deutschen hinweisen kann.

Wo nun zwar der Wittwe die zweite Ehe nicht absolut verboten war, so war sie dennoch mit mancherlei Umständen und geradezu Demüthigungen verknüpft. Der Abscheu unserer Vorväter erklärt sich am Besten durch ihren Spruch: „Wer eine Stiefmutter hat, der hat auch einen Stiefvater" — und die anscheinende Barbarei gegen die Wiedervermählung der Wittwen findet, wie gegen die gefallenen Jungfrauen, ihre natürliche Lösung in der fast fanatischen Hochachtung der Frauenwürde, nach welcher der Einzug einer Anderen in die Stätte, wo die erste Gattin so liebevoll gewaltet hatte, als eine Entheiligung galt. Dazu kam dann noch die Erfahrung, daß die zweite Ehe gar oft das Herz des Vaters von seinen ersten Kindern ab- und denen der zweiten Frau zuzog. „Man hat bei den alten Deutschen geglaubet — sagt hierüber ein Glossator — daß die Kinder gar wenig Liebe von ihrer Stiefmutter zu erwarten hätten, und daß diese ihre Stiefkinder nur als Fremdlinge betrachten würde, so sie nichts angingen" . . . .

Das Vorurtheil gegen die Stiefmütter ging so weit, daß man ihnen die Erziehung der ersten Kinder nicht anvertrauen wollte und das justinianeische Gesetz verfügt dies ausdrücklich. Ein anderes Sprichwort sagte: „Wenn die Henne zum Hahn kommt, so vergißt sie ihre Jungen" — und sollte ausdrücken, daß, wie ein Vater oft die Kinder erster Ehe zurücksetzt, umgekehrt die wieder heirathende Wittwe über der ehelichen die mütterliche Liebe und damit ihre erstgeborenen Kinder vergessen kann. Um nun also die zweite Ehe, wenn nicht unmöglich, so doch mindestens abschreckend zu machen, mußte sich die Wittwe, die zur zweiten Vermählung schreiten wollte, oft geradezu den schmachvollsten Bedingungen unterwerfen. So bestand eine dieser Verfügungen in der sogenannten: Reubuß, Reipus, oder wie es ursprünglich hieß: Reit- oder Sprungbuße, die in verschiedenen Gestalten vorkam. Am Amte Eulenburg z. B. mußte die Wittwe, die sich wieder verehelichte, dem Amtsverwalter sieben Groschen und dem Landsknecht vier Pfennige nebst einem Beutel geben. In Halle auf dem Amt Giebichenstein war dieselbe Bedingung zu Recht bestehend und die Wittwe mußte außerdem noch einen „Stechzettel" lösen, wozu das Geld in einem rothen Beutel, Bocksbeutel genannt, überreicht werden mußte. Außerdem verlor die Wittwe all die Rechte der vorigen Ehe. In anderen Gegenden mußte sie in Bußkleidern sich in der Kirche auf die Armsünderbank setzen, wobei sie öffentlich, jeglichen Rechtsschutzes entbehrend, verhöhnt und mit Katzenmusik regalirt wurde, wie dies besonders zu Lübeck der Fall war. (Siehe Dreyer's Einleitung zur lüb. Verordnung.) Noch gehört hierher der berüchtigte „Beutel ohne Naht mit den zwei Schreckenbergern", den sich die verwittwete Gräfin Hidda von Wettin von den Wittwen liefern ließ, die zum zweiten Mal heirathen wollten. Raum wie Decenz verbieten mir, noch weitere Belege vorzubringen.

Die Wittwe, die vor Ablauf des Trauerjahres wieder heirathete, wurde mit den leichtfertigen oder gefallenen Dirnen zu den „ehrlosen Leuten" gerechnet, und nach der kaiserlichen Ordnung verwirkte im Herzogthum Franken jede Wittwe, die nach dreimonatlicher Trauerzeit heirathete, Alles, was ihr sonst aus des ersten Mannes Nachlaß zugekommen wäre.

Dieselbe Verfügung bestand in der Obergrafschaft Catzenellnbogen, wenn der Wittwer vor dem sechsten, die Wittwe aber vor dem zehnten Monat wieder heirathete, und in Ostfriesland wurde die vor Jahresfrist heirathende Wittwe wie andere anrüchige Personen sogar von der gerichtlichen Fähigkeit, Zeugniß ablegen zu können, ausgeschlossen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Aus Duisburg, 29. Mai, wird berichtet: Dem Köln-Berliner Schnellzug drohte heute Morgen auf dem hiesigen Bahnhof ein bis jetzt wohl noch nicht dagewesenes Hinderniß. Es fand sich nämlich kurze Zeit vor seinem Eintreffen ein Executor des hiesigen Kreisgerichtes dort ein, um im Auftrag des in der Nähe des Bahnhofes wohnenden Wirthes E. die Locomotive des ankommenden Schnellzuges — zu pfänden. E. hat aus einem kürzlich in Hamm entschiedenen, seit 1852 anhängig gewesenen Processe wegen Grundentschädigung an die Köln-Mindener Gesellschaft eine Forderung von etwa 1500 Thalern, deren Zahlung er bisher von der Direction trotz wiederholter Aufforderung nicht erlangen konnte. Er hatte sich deshalb einen Executionsbefehl erwirkt und die oben erwähnte Locomotive zum Pfandobject auserseheu. Man kann sich die Verlegenheit des Bahnhofinspectors denken, als ihm der Vollstrecker des Gesetzes den ihm gewordenen Auftrag notificirte. Indeß gelang es des Inspectors Zureden und seinem Versprechen, das Geld binnen längstens drei Tagen zu beschaffen, den mitanwesenden Gläubiger Hrn. E. zu bestimmen, noch diese Frist sich zu gedulden, und so konnten dann die Schnellzugpassagiere unaufgehalten und ohne Ahnung von der ihnen drohenden seltenen Gefahr ihre Fahrt fortsetzen. (Wie die „Rh.- u. R.-Ztg." hört, soll die Direction sofort telegraphisch die Zahlung bis längstens Samstag Abend zugesagt haben.)

— Würzburg, 1. Juni. Gestern Abend entlud sich über unserer Stadt ein schweres Gewitter. Der Blitz schlug in einen der beiden, mit je drei sich überragenden Kuppeln gezierten Thürme der herrlichen, zu Meisterwerken der Baukunst zählenden Stift-Hauger Kirche. An der Spitze des Thurmes wurde eine kleine Flamme bemerkt, die jedoch rasch um sich griff und bald die ganze obere Kuppel erfaßt hatte. An ein Löschen war wenig zu denken, da wegen der Enge der in den Thurm führenden Treppen keine Spritzen hinaufstransportirt werden konnten; und so fielen auch die beiden anderen Kuppeln nebst den Glocken, deren klangvollen Tönen Würzburgs Geläute Vieles von seinem Rufe zu verdanken hat, dem Element zum Opfer, welches, trotz der angestrengtesten Bemühungen der hiesigen freiwilligen Feuerwehr, nicht eher bewältigt werden konnte, bis es an die massiv in Stein ausgeführte untere Hälfte des Thurmes gelangt war. Die bei fast gänzlicher Windstille ins Blaue emporzüngelnden Flammen boten einen imposanten, grauenhaft-schrecklichen Anblick dar. Glücklicher Weise ist kein Verlust eines Menschenlebens zu beklagen, doch sind einige leichte Verletzungen vorgekommen.

— Die Acten des berühmten Processes, welcher Ende vorigen Jahrhunderts gegen Joseph Lesurques und sieben andere Individuen wegen der Ermordung des Conducteurs und des Postillons der Lyoner Schnellpost stattfand, sind gegenwärtig dem Cassationshofs-Rathe Faustin Helie zur Berichterstattung übergeben worden. Bekanntlich wurde Lesurques unschuldig hingerichtet, und es handelt sich jetzt um seine Rehabilitirung. Diese Sache, die seit bald 80 Jahren die öffentliche Meinung fast ohne Aufhören beschäftigt hat, wird im November vor den Cassationshof kommen.

— Der König von Siam, dessen Familie bisher im Gothaischen genealogischen Kalender nicht verzeichnet war, hat eine officielle Liste seiner Kinder anfertigen lassen, die nicht weniger als 81 an der Zahl sind. Der älteste Sproß wurde 1823 geboren, während der Benjamin der Familie erst im nächsten Jahre seinen zweiten Geburtstag feiern wird.

— Der Vesuv hat seit dem 19. Mai wieder größere Thätigkeit bekundet. Die Lava, die dem Krater entströmt, hat bereits die Basis des Kraterkegels erreicht und Massen schwarzen Sandes wurden unter dumpfem, donnerähnlichem Getöse ausgeworfen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 69.

*—r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

Die Aufklärung, welche mir Frau Grunert machte, that mir unaussprechlich wohl. So war denn das Hinderniß, das sich einer Verbindung zwischen mir und Victor entgegengestellte, nur ein Werk meiner Einbildung gewesen. Ich liebte den braven jungen Mann, und das von meinen großstädtischen Freunden so sehr verachtete Leben auf dem Lande sagte mir mehr zu als Alles, was ich bisher von verschiedenen Existenzweisen kennen gelernt und gesehen hatte.

„Ach, Frau Grunert," sagte ich endlich schluchzend, „was habe ich gethan? Wie konnte ich denken, daß Sie wirklich —"

„Daß ich Dich wirklich zur Tochter haben wolle?" fiel sie lächelnd ein. „Mit tausend Freuden, wenn es auch Dein Glück ausmacht. Aber entschließe Dich nicht zu rasch. Du weißt, daß in einem Punkte diese Heirath eine Mesalliance wäre. Victor ist — seines Vaters Sohn," setzte sie gepreßt hinzu, „er trägt seines Vaters Namen. Vergiß das nicht. An seine Armuth will ich Dich nicht erinnern, das hieße kleinlich von Dir denken."

„O schweigen Sie, schweigen Sie!" bat ich, „und wenn hundert Flecken an seinem Namen hafteten, ich würde kein Gewicht darauf legen. Ist denn Victor nicht so viel besser und ehrenhafter als viele Andere, welche das Unglück verschonte?"

„Liebst Du ihn wirklich so sehr?"

„Ja," antwortete ich, freudig den Kopf erhebend, „doch — ich habe ihn ja ausgeschlagen," setzte ich verzagt hinzu.

„Nun," meinte Frau Grunert heiter, „vielleicht ist es so am besten. Geh' nach B. zu Deinen Freunden und stelle in der Zeit Deine Gefühle auf die Probe. Du wirst andere Männer sehen, Männer, die eine bessere Weltstellung haben. Kehrst Du mit unveränderten Gesinnungen zu uns zurück, so wird Victor trotz seines Stolzes gewiß noch einmal die große Frage thun. Ich wenigstens würde es an seiner Stelle," schloß sie, mich von Neuem zärtlich umarmend.

Nun traf es sich aber, daß Victor schon am nächsten Tage „die große Frage" zum zweiten Mal an mich richtete und zwar mit einem von dem ersten so verschiedenen Erfolge, daß mich meine mütterliche Freundin als Tochter segnete und ich die Wildenbruch'sche Einladung dankend ablehnte.

5.

Am folgenden Morgen stieg ich so glücklich auf wie noch nie. Ich hatte Victor versprochen, ihm entgegenzukommen, wenn er von seinem ersten Gange durch die Felder heimkehren würde. Ich fand das Ankleiden sehr langweilig und doch musterte ich mich zuletzt sorgfältig im Spiegel, weil ich in den Augen desjenigen, der, wie ich wußte, von fern schon nach mir ausspähte, hübsch zu erscheinen wünschte. Es hatte in der Nacht geschneit, aber die Welt kam mir so lieblich vor, als trüge sie den frischesten Frühlingsschmuck. Zuerst jedoch muß ich einschalten, daß ich einmal, nicht lange nachdem die bevorstehende Ankunft der Gutsherrschaft gemeldet worden, mit Victor von Rose Leonhard gesprochen.

„Sind Sie ganz sicher," hatte ich dabei gesagt, „daß Sie nicht, als Sie vor Ihrer Niederlassung in Neufeld auf Reisen waren, mit Fräulein Leonhard irgendwo zusammengetroffen sind?"

„Ganz sicher," lautete die Antwort und Victor sah erstaunt aus.

„Es schien mir so von ihrem Benehmen, als sie den Namen Grunert hörte," bemerkte ich weiter.

„Der Name ist nicht gar so selten," meinte Victor, „sie kennt vielleicht sonst Jemanden, der ihn trägt," und damit endete das Gespräch.

Ich ging also an dem Morgen, der mich zuerst als Braut sah, Victor entgegen und traf ihn bald. Fröhlich plauderten wir zusammen, nicht ahnend, daß bereits eine kleine Wolke am Himmel unserer Glückseligkeit aufgestiegen war und rasch uns näher kam, gerade so rasch wie der Wagen, den wir jetzt aus der Ferne auf uns zurollen sahen.

„Kann es wohl die Gutsherrschaft sein?" fragte ich, und wir schritten weiter, bis wir an eine Stelle kamen, an welcher der Boden sich vertieft, um dann plötzlich zu einem steilen Hügel anzusteigen, auf dessen Höhe jeder Gegenstand sich scharf von der hellen Luftfärbung abhebt. Wir begannen aufwärts zu gehen; ich erhob den Blick und gewahrte oben auf dem Hügel eine Frauengestalt: ich sah noch einmal hin und erkannte Rose Leonhard. Sie war in einen pelzbesetzten Mantel eingehüllt und über ihr Gesicht war ein Schleier gezogen; dennoch trotz des letzteren Umstandes konnte ich deutlich unterscheiden, wie beim Anblick der Gegend ihre schöne Stirn sich wie aus Schmerz oder Angst zusammenzog und aus den dunkelen Augen eine gewaltsame Aufregung blitzte. Sie sah uns nicht gleich, die Sonne schien ihr in's Gesicht; aber ich rief ihren Namen und streckte ihr die Hand entgegen. Sie erblaßte wie an jenem Abende unserer ersten Bekanntschaft; sie nahm meine Hand, hielt aber dabei den Blick unverwandt auf Victor gerichtet. Und mein Verlobter erblaßte ebenfalls und starrte das schöne Frauenbild an, als ob es nichts Anderes auf der Welt für ihn zu sehen gäbe. So standen Beide eine Weile wie durch Zauber gebannt sich gegenüber. Eine unbeschreibliche Kälte beschlich mein Herz, und unfähig, die peinliche Scene länger zu ertragen, zog ich meine Hand aus Victors Arm und wandte mich ungeduldig ab. Er schien meine Bewegung gar nicht zu bemerken, aber Fräulein Leonhard entging sie nicht. Sie lächelte und sagte mit sichtlich erzwungener Unbefangenheit:

„Herr Grunert, erinnern Sie sich meiner nicht? Ich heiße Rose Leonhard."

Sie sah ihn dabei so flehend an; er mußte es gewahr werden.

„Ja," entgegnete er kurz und streng, „ich erinnere mich Ihrer, Fräulein Leonhard."

Der vorhin erwähnte Wagen kam jetzt ganz nahe und Rose schlug sogleich einen anderen Ton an. „Da sind Herr und Frau v. Böhm," versetzte sie. „Ich hoffe, Herr Grunert, Sie werden das würdige Paar nicht mit dieser entsetzten Miene

bewillkommnen. Man könnte meinen, Sie hätten einen Geist gesehen."

„Es wäre immer besser gewesen, als — als Sie gesehen zu haben," erwiderte Victor dumpf.

Herr v. Böhm war ein altes gebücktes Männchen mit spärlichem grauen Haar und lebhaften braunen Augen; seine Frau eine corpulente Dame mit gutmüthigen Zügen und einem Bündel weißer Wolle auf dem Schooße, was, wie ich später entdeckte, ein Lieblingshund war. Beiden sah man es an, daß gutes bürgerliches Blut in ihren Adern floß. Herr v. Böhm war nämlich ein reich gewordener Speculant, der dem tiefverschuldeten früheren Eigenthümer die Besitzung Neufeld abgekauft und sich dann für sein gutes Geld hatte adeln lassen. Der alte Herr ließ halten, stieg aus und rief, mit Herzlichkeit Victors Hand fassend:

„Eh, Grunert, mein Bester, froh Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen? Und der guten Mama?"

Victor antwortete höflich, behielt indeß seine ernste, fast strenge Miene bei, so daß es Herrn v. Böhm auffiel und er ihn darüber neckte.

„Herzenskummer, eh?" lachte er mit den Augen verschmitzt nach mir zwinkernd. „Kenne das, hab's selbst erfahren, vergeht auch wieder. Würzt die Liebe. Kommen Sie heut' noch zum Abendbrod zu uns, wir haben viel zu besprechen. Darüber vergehen die Grillen."

Rose, die sich wieder zu Frau v. Böhm in den Wagen gesetzt hatte, hob horchend den Kopf. Es schien ihr vor Victors Antwort zu bangen.

„Ich werde mit Vergnügen kommen," sagte dieser.

Frau v. Böhm richtete dieselbe Einladung an mich.

„Fräulein Brauer würde sich wohl heute bei uns langweilen," antwortete Rose rasch an meiner Stelle, „wir Alle werden recht müde und einsylbig sein. Aber morgen, nicht wahr? Darf ich Sie beim Vornamen nennen? Ja? Also, liebe Ida, wollen Sie mir die Freude machen, morgen den ganzen Tag bei uns zuzubringen?"

„Nein, ich danke Ihnen, es ist mir nicht möglich", entgegnete ich, „ich habe für heute sowohl als morgen schon über meine Zeit verfügt. Der Winter wird für unsere Besuche noch manche Gelegenheit bieten", setzte ich hinzu, da ich fühlte, daß ich die Einladung zu kühl abgelehnt.

„Und ich hoffe, wir werden Freundinnen werden und es bleiben, auch wenn der Winter zu Ende", sagte Rose, während sie mir zärtlich in die Augen sah. Ich fühlte ihren Zauber und ärgerte mich, daß dem so war. Wir verabschiedeten uns, der Wagen rollte davon und ich befand mich wieder allein mit Victor auf der Landstraße. Keines von uns sprach. Wie ein Eisberg lag es mir auf dem Herzen. Warum hatte Victor mir seine Bekanntschaft mit Rose Leonhard verheimlichen wollen? Warum hatte das unerwartete Zusammentreffen Beide so sehr bewegt? Ich hätte diese Fragen so gern ausgesprochen, aber die Stimme versagte mir. Ich wünschte, Victor möchte irgend Etwas sagen, ich wollte ja Alles, sogar das Unwahrscheinlichste glauben, aber erst nach einer langen Pause vernahm ich seine Stimme.

„Ida," hub er an, indem er vor mir stehen blieb, „sieh' mir gerad' in's Gesicht." Es war das erste Mal, daß er mich duzte, „Du tadelst mich in Deinem Herzen und meinst ich hätte Dich täuschen wollen. Willst Du mir glauben, daß es nicht meine Absicht war? Ich habe eine große Gemüthserschütterung erlitten und ich bitte Dich, gut und nachsichtig gegen mich zu sein. Ich bin Dir eine Erklärung schuldig und ich werde sie Dir geben, sobald ich nur irgend kann. Vorerst muß ich selbst klar sehen können. Einstweilen schwöre ich Dir, daß nichts vorhanden ist, das Deinen Glauben an mich erschüttern könnte. Vertraust Du mir, Ida?"

„Ich vertraue Dir und wenn die ganze Welt gegen Dich wäre," rief ich in plötzlicher Reue darüber, daß ich an meinem Verlobten hatte zweifeln können; und glücklich lächelnd warf ich ihm am Abende eine Kußhand zum Abschiede zu, als er durch die große Allee nach dem Schlosse ritt.

„Sage meiner Mutter nichts davon, daß ich Fräulein Leonhard kenne," hatte er mich gebeten, und ich hatte versprochen zu schweigen und mir Mühe gegeben, blindlings zu vertrauen. Es gelang mir auch so lange es Tag war, doch in der Nacht horchte ich ängstlich auf seine Rückkehr. Ein böser Geist flüsterte mir zu, daß Victor die Einladung in's Schloß so bereitwillig angenommen und daß Rose so eilig mein Kommen zu verhindern gesucht hatte. Ich hörte Victor heimkommen und vernahm noch lange den Ton seiner hastigen Schritte, mit denen er in seinem Zimmer auf und ab ging. Unruhig, beschämt, mit den quälendsten Empfindungen im Herzen ging ich zu Bett und weinte mich in Schlaf. Dies war der Anfang des Zerwürfnisses um Rose Leonhard's willen. Victor war fortan in gedrückter Stimmung. Herr v. Böhm, der ihn sehr gerne hatte, beanspruchte häufig seine Anwesenheit im Schlosse. Aber je häufiger er ging, desto niedergeschlagener wurde er. Und doch war er, bevor er Rose an jenem Morgen gesehen, so heiter gewesen, als ein Mensch nur sein kann. Seine Mutter glaubte, er wäre mit Geschäften überhäuft, die Mädchen argwöhnten, er und ich hätten einen Liebeszwist gehabt. Ich ließ sie bei dieser Ansicht, um sein Geheimniß besser zu wahren. Er selbst sprach so wenig als möglich über die Bewohner des Schlosses. Ich litt unbeschreiblich, aber ich schwieg. Hatte ich doch gelobt, nicht an Victor zu zweifeln und in meinem Innern war ich schwach genug, mein Wort zu brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Ehe,

nach den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Vorzeit.

Eine nationale Culturstudie von Eduard Adolay.

(Schluß.)

8. Der Hagestolz.

Ueber den Ursprung des Wortes „Hagestolz" sind die Meinungen verschieden; soviel aber steht fest, daß es, wie viele derartige Begriffsbestimmungen, zuvor in ganz anderem Sinne gebraucht und später erst zu seiner heute noch geltenden Bedeutung erhoben wurde. Es ist zusammengesetzt aus „Hag" und „stelzen", denn anfänglich hieß es: „Hagstelz." Unter Hag verstand man aber zuerst einen mit einem Graben umgebenen Zaun, und die Befugniß, einen Wald zu umzäunen oder zu umhagen, war damals ein Kronregal, woher das Sprichwort: Wer darf jagen, darf auch hagen.

„Stelzen" (stolziren) hieß ehedem jedes ziellose Umherschweifen; der Hagestolz war also ursprünglich ein heimath- und herrenloser Buschklepper, der sich als Schnapphahn in Hain und Flur herumtrieb, von jedem gesetzlichen Verband lossagte und sich weib- und kinderlos durchschlug, oder doch die „wilde" Ehe der „zahmen" vorzog und somit unseren biederen und sittenfesten Voreltern ein gewaltig Aergerniß — ein wahrer Dorn im Auge war.

In den rheinischen Landen war darum der Hagestolz dem sogenannten „Wildfangsrecht“ unterworfen, d. h. dem Recht, ihn in gewissen Bezirken anhalten und leibeigen machen zu dürfen, und das kurfürstlich pfälzische Landrecht verfügte: „daß alle Ober- und Unteramptleute, Aus- und Hörfauthen, Zinsmeister und Ausknechte auf alle Wildfänge und Hagstelze ein stättig Aussehen, auch solche in fleißiger und guter Rechnung und Verzeichnuße haben sollten.“

Erst viel später verstand man unter Hagestolz einen jeden unbeweibten Barbaren, der sich mit Händen und Füßen gegen die Rosenketten Hymen's sträubt, dadurch die natürliche Bestimmung des Mannes verfehlt und im Hag des Lebens als räudiges Schaf, als zweck- und nutzloses Individuum herumstelzt. Aus unedelem Keim hat sich also das Institut unserer heutigen Hagestolze entwickelt, dem anzugehören auch der Schreiber dieses die Ehre hat.

Ein Beispiel eines besonderen Prohibitivgesetzes gegen das Cölibat findet sich im Danziger Stadtrecht: „Wer Unserer Stadt Bürger werden will, der soll sich bei vierzig Mark verbürgen, daß er sich binnen Jahr und Tag allhiero ehelich verändern will und ob er das nit thun würde, soll er seines Bürgerrechtes und der obbeschriebenen Buße verfallen sein; und ob derselbe wiederum Bürger werden wollte, das soll stehen zu des Rathes Erkenntniß; wenn er dann fähig erkannt wird, so soll er wiederum für die Wette gehen und sich daselbst auf's Neue vertragen.“ —

Das Cölibat war unseren Voreltern von jeher als ein naturwidriger Zustand verhaßt und charakteristisch ist es, daß viele Völker in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten, also völlig unabhängig von einander, in dieser Anschauung sympathisirten. Plutarch z. B. erzählt uns in dem Leben des Lykurg, daß in Sparta die Junggesellen zu verschiedenen schimpflichen Strafen verdammt und von manchen Vorrechten der Ehemänner ausgeschlossen waren. Auf der Insel Kreta waren, nach Strabo, die Jünglinge geradezu zum Heirathen gezwungen, während bei den Thuriern, den Bewohnern einer Stadt, die an der Stelle des berüchtigten Sybaris erbaut war, die jungen Männer, wie Diodorus Siculus erzählt, durch Belohnungen und Ehrenstellen förmlich an den Altar gelockt wurden. Plato seinerseits erklärte jeden fünfundvierzig Jahre alten, noch unbeweibten Mann als Hagestolz und beraubte ihn aller Beförderung in seiner Republik; auch die Römer gaben sich, wie man aus Gellius, Sueton, Dion und Livius ersehen kann, alle erdenkliche Mühe, die Ehe durch Versprechungen wie Drohungen zu fördern — was Alles um so erklärlicher wird, wenn man weiß, daß es schon in den ältesten Zeiten solide Weiberhasser gab, die, oft zu den bedeutendsten und einflußreichsten Personen gehörend, begreiflicher Weise gefürchtete Opponenten des heiligen Ehe- und Wehestandes sein mußten. So wurde z. B. Euripides, der unsterbliche Sänger der „Phönicierinnen“, der „Erbfeind der Frauen“ genannt; Lucian goß ganze Kübel voll seines feinsten und giftigsten Spottes über die Evastöchter, und selbst Anakreon, der weibliche Hof- und Leibpoet, fiel aus seiner Rolle, als er sang, daß die Frauen Alles nur um's Geld thäten: argyron blepusin! — Horaz, Ovid, Tibull, Juvenal und Properz stimmen in das Klagelied Jeremiä nur allzuwillig ein und wie polterte nicht in glühendem Eifer der heilige Chrysostomus über dieses Capitel!

Simonides war noch ungalanter in seiner Definition der Frauen: „Sie sind der Schiffbruch der Männer, das Ungewitter des Hauses, die Störer der Ruhe und die Gefängnißwärter des Lebens; eine tägliche Strafe, ein kostbarer Krieg, Raubthiere der menschlichen Gesellschaft und nothwendige Uebel.“ — Der oben citirte heilige Chrysostomus sagt, außer seiner Homilie über die Enthauptung Johannis des Täufers — der bittersten Stachelrede, die jemals über die Frauen von der Kanzel herabgedonnert wurde — noch an einer anderen Stelle: „Was ist eine Frau? Das Gift der Liebe, die unvermeidliche Angst, das nothwendige Uebel, die natürliche Versuchung, ein erwünschtes Unglück, eine stete Hausgefahr und ein lustiger Schaden.“

Er fand einen treuen Bundesgenossen an jenem Straßburger Pastor, der eines Sonntags über den Text predigte: „Die Weiber sind des Teufels Leimruthen!“

Ein griesgrämiger, amerikanischer Schriftsteller nennt die Frauen: „ein Bündel physischer Hilflosigkeit, eingewickelt in kostbare Seidenlappen“ — doch ist dabei nicht zu übersehen, daß er dies in Amerika und zuvörderst über seine Landsmänninen schrieb, die allerdings wie chinesische Götzenbilder im Rocking-Chair ihr nichtiges Dasein verschaukeln und vergaukeln.

Selbst Gottlieb Hippel muß sich noch im Grabe von Spöttern nachsagen lassen, er habe nur darum so begeistert über das Glück der Ehe schreiben können, weil er — weil er niemals beweibt gewesen ist!!!

Schließen wir unsere Abhandlung mit beifolgender Stelle aus einer Capucinerpredigt des allbekannten Abraham a Santa Clara: „Wie oft ist der Ehestand ein Garten, wo nichts anders wächst als Trübnuß, und wie oft ist der Ehestand ein Juwelierladen, wo nichts anders sind als Schlaguhren! Wie oft ist der Ehestand eine Mahlzeit, wo man mit nichts anderm tractiret als mit Gestößnes, und wie oft ist der Ehestand ein Ofen, wo man mit nichts anders einheizt als mit Prügel! Wie oft ist der Ehestand ein Erzgruben, daraus man nichts anders gräbt als Zankeisen, und wie oft ist der Ehestand ein ABC, worin der größte Buchstab das W! Wie oft ist der Ehestand ein Spital, worin die größte Sucht die Eifer-Sucht, und wie oft ist der Ehestand ein Himmel, worin nichts anders gesehen wird als Unstern! Wie oft ist der Ehestand eine Jagd, allwo man zum öftesten fängt die Elend-Thier, und wie oft ist der Ehestand eine Procession, wo allezeit das Kreuz vorangeht! Wie oft ist der Ehestand ein Kirchlein, worin man nur Sanct Nothburga anruft, und wie gar oft ist der Ehestand ein Wald, in welchem alles Holz wächst, außer der Segen-Baum nit!“ — —

Mannichfaltiges.

— Im jüngsten Hefte der in München erscheinenden Zeitschrift für Biologie findet sich ein Aufsatz von Professor Pettenkofer über die Bewegung der Typhussterblichkeit in München von 1850 bis 1867 nach Monaten. Die Grundlage dieser Besprechung bildet eine Karte, welche der Polizeiingenieur Hr. Wagus mit großem Fleiß und Geschick aus amtlichen und wissenschaftlichen Quellen zusammengestellt hat. Das Ergebniß scheint uns für den Einfluß der Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens, mit anderen Worten der Grundwasserverhältnisse, auf die Frequenz des Typhus in München entscheidend zu sein. Die Arbeiten der Professoren Buhl und Seidel, welche auf diesen Einfluß zuerst aufmerksam gemacht und ihn, jeder in seiner Weise, an der Typhusstatistik des allgemeinen Krankenhauses von 1856 bis 1864 nachgewiesen haben, finden durch die Karte des Hrn. Wagus, die sich über einen größeren Zeitraum, bis zur neuesten Zeit, und über ein größeres Material, über die ganze Stadt erstreckt, eine glänzende Bestätigung. Es ist in diesen Dingen oft eine größere Gesetzmäßigkeit sichtbar, als man erwarten möchte. Die Heftigkeit der einzelnen Typhusepidemieen ordnet sich genau nach dem Stande des Grundwassers, so zwar, daß die allerheftigste Epidemie mit dem allertiefsten, die zweitheftigste mit dem zweittiefsten, die drittheftigste mit dem dritttiefsten Grundwasserstand u. s. f. zusammenfällt. Ebenso läßt sich die Gegenprobe machen, indem die allergeringste Typhussterblichkeit in München (1867/68) auch genau mit der Zeit des höchsten Grundwasserstandes zusammentrifft, welcher seit 1856, seit die Beobachtungen gemacht werden, dagewesen ist; und die zweitgeringste Typhussterblichkeit (1860/61) fällt ebenso mit dem zweithöchsten Grundwasserstande zusammen. Solchen Thatsachen gegenüber muß jeder Zweifel schwinden. Professor Pettenkofer ist übrigens dieser Tage von einer wissenschaftlichen Reise, die er nach Frankreich, Spanien, Malta und Italien unternommen hatte, nach München zurückgekehrt. Er hatte sich auf dieser Reise namentlich zu Paris, Lyon, Marseille, Gibral-

tar und Malta aufgehalten, und das Ergebniß seiner Forschungen soll überall die eclatante Bestätigung der von ihm über das Grundwasser aufgestellten Theorieen sein. Zu Gibraltar werden jetzt auf seine Veranlassung regelmäßig wöchentlich zweimal Messungen über den Stand des Grundwassers vorgenommen.

— Am 25. Mai ist die erste deutsche Nordpol-Expedition mit dem kleinen Schiff „Germania" von Bergen in Norwegen aus in See gegangen, um zunächst nordwestlich auf die Insel Sabine (so ziemlich der höchste dort erreichte Punkt) an der Ostküste Grönlands (75 Grad nördlicher Breite) loszusteuern, dann zwischen 74½ und 80 Grad einen Zugang zur grönländischen Küste zu suchen und, falls sich an derselben, wie an der westlichen, Fahrwasser ergibt, so weit als möglich gegen Norden vorzudringen. Oberbefehlshaber der Expedition ist Obersteuermann Koldeway aus Brücken bei Hoya, dessen Stellvertreter Obersteuermann Hildebrandt aus Magdeburg. Außer den geographischen meteorologischen ꝛc. ꝛc. Aufnahmen sind der Expedition aufgegeben: Sammlung von Gesteinproben, Pflanzen, Insecten, Schmetterlingen, Schlamm- und Kalksteinproben, Erlegung von Pelzthieren ꝛc., womöglich auch das Mitbringen von zwei Eskimos. Die Dauer der Fahrt ist auf den Sommer 1868, und bei günstigen Verhältnissen bis in den Spätherbst hinein berechnet. Nachdem der deutsche Nationalverein es abgelehnt hatte, die für eine deutsche Flotte gesammelten Gelder diesem Unternehmen zu widmen, hat Dr. Petermann in Gotha, von welchem die erste Idee ausging, die Ausrüstung auf seine eigene Gefahr übernommen. Die von verschiedenen Seiten eingegangenen Beisteuern betragen bis jetzt etwa 9000 Thaler, eine Summe, welche natürlich nicht die Kosten, geschweige die in Aussicht genommenen Prämien für Entdeckungen (5000 Thaler) deckt. Dr. Petermann fordert deshalb Alle, die sich für das Unternehmen interessiren, auf, dasselbe durch Beiträge zu fördern.

— Auf einem Hofe zu Troisdorf (Rheinprovinz) waren von einer früheren zahlreichen Schaar von Gänsen zwei Exemplare, Männchen und Weibchen, übrig geblieben, denen man aus Dankbarkeit für die von ihnen erzielte Nachkommenschaft mit löblicher Pietät das Gnadenbrod zu Theil werden ließ. Das vielleicht gegen 20 Jahre mit einander alt gewordene Pärchen empfand schon die Gebresten des Alters, und namentlich war die mit einem stattlichen Fettbäuchlein behaftete Gans in letzter Zeit wohl nicht mehr im Stande, allein den nahen Teich zu erreichen. Da half ihr denn mit rührender Beflissenheit der treue Lebensgefährte durch Aufmunterung, Ziehen und Schieben vorwärts, so gut es gehen wollte. Dieser Tage aber war Alles umsonst. Die Gans kam nicht mehr von der Stelle, und nach vergeblichen Anstrengungen schmiegte sich das resignirende Männchen an, legte zärtlich seinen Hals über den Rücken der geliebten Freundin und beharrte wohl eine Stunde lang in dieser Haltung, die endlich auffiel und die Hofbewohner zum Nachsehen veranlaßte. Man fand das Männchen todt; es war ohne sichtbaren Todeskampf an der Seite der Gattin gestorben. Diese aber starb in gleich stiller Weise eine Stunde nachher. Der Fall ist für das Thierleben zu charakteristisch, als daß wir ihn nicht hätten mittheilen sollen.

— Das Pester Comitat hat in seiner neulichen Congregation Vorschriften erlassen bezüglich der auf's Land in Verpflegung gegebenen Säuglinge. Wie nothwendig eine solche Maßregel war, illustrirt „Szaz." durch einige haarsträubende concrete Beispiele. Das Blatt erzählt unter Anderem: In einer Ortschaft hatte die Bäuerin D. sechs Säuglinge aus Pest im Alter von zehn bis vierzehn Tagen in Verpflegung übernommen. Eines Tages bemerkt ihre Nachbarin, daß eines der Kinder fehlt, welches die D. ihr früher in Kost hatte geben wollen. Sie machte die Anzeige bei der Dorfbehörde, vor welche die D. citirt und mittlerweile eine Hausuntersuchung angestellt wird, bei der man zwei Kinder im Alter von vier Monaten todt in der Wiege findet. Nach dem ärztlichen Befunde war das eine vor Hunger gestorben, das andere an krebsartigen Geschwüren, die sich am Sitztheile in Folge von Unreinlichkeit gebildet hatten. Der gleichfalls ins Verhör genommene Mann der D. gesteht, zwei Kinder schon außerhalb des Ortes in einen Misthaufen, zwei aber im Friedhofe heimlich verscharrt zu haben, weil der Geistliche sie nicht umsonst begraben wollte. Noch vor Fällung des Urtheils sind die D. und ihr Mann, erstere im Gefängniß, letzterer auf freiem Fuß gestorben. Die Vermittlerin, durch welche die D. die Kinder in Pflege erhalten hatte, konnte nicht ausfindig gemacht werden.

— Während auf dem europäischen Festlande sich allmählich das englische Flachrennen und die irische Steeple-Chase einbürgert, figuriren diese Arten des Sport auf der anderen Seite des atlantischen Oceans, wo sie wegen der Stammverwandtschaft eigentlich noch besser als anderswo gedeihen sollten, nur in zweiter Linie neben den Wagenrennen mit schnellen Trabern, die sich zum nationalen amerikanischen Sport hinaufgeschwungen haben. Gute Traber werden zu enormen Preisen gekauft. Eines der namhaftesten Thiere, das durch die ganzen Vereinigten Staaten berühmt war, Flora Temple, brachte seinem Eigenthümer in 6 Jahren bei 39 Siegen an Einsätzen allein 46,580 D. ein und wurde im Jahre 1858 für 8000 D. verkauft. Im vergangenen Jahre zahlte ein Sportliebhaber in New-York 33,000 D. für Dexter, einen anderen Traber ersten Ranges, und kurze Zeit nachher erzielte Kentucky, ein Rival Dexter's, beim Verkauf runde 40,000 D.

— Wien, 2. Juni. Von Seiten der kaiserl. Familie sind jüngst silberne Service im Werth von 50,000 fl. an die beiden Advocaten abgegangen, welche die Vertheidigung des Kaisers Maximilian geführt und welche jede Belohnung in Geld abgelehnt haben. Gleichzeitig hat der Beichtvater des verurtheilten Kaisers ein kostbares Pectorale erhalten.

— Julie v. Ebergenyi hat beim Antritt ihrer Strafe die Aeußerung gethan, die Oberin in Neudorf (diese Strafanstalt steht unter der Leitung und Verwaltung von Nonnen) werde mit ihr zufrieden sein. „Ich will — sagte die ehemalige Stiftsdame zu ihren Gefängnißgenossinnen — recht fromm werden, ich will jeden Tag fleißig beten, und nach einigen Jahren wird die Oberin einen Begnadigungsantrag stellen können."

— Aus Sitten berichtet man die Flucht des Raubmörders Balet, der vor einigen Jahren auf dem Col du Torreuf den Gerichtsassessor Quensell aus Hildesheim erschoß. Balet hatte Erlaubniß erhalten, in Begleitung eines Wächters auf dem Gefängnißhofe spazieren zu gehen. Als er am letzten Samstag von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, bückte er sich plötzlich, faßte die Ketten zwischen seinen Beinen und sprengte sie, von der Natur mit großer Körperkraft begabt, indem er sich mit einem gewaltigen Rucke wieder emporrichtete, aus einander, schlug dann den Wächter mit den in seinen Händen gebliebenen Ketten, die muthmaßlich angefeilt gewesen waren, zu Boden, nahm ihm die Schlüssel ab, öffnete das Hofthor und floh durch den verdeckten Schloßweg nach Saveese und dem Sanetsch zu. Als der Wächter sich von seiner Betäubung erholt, machte er sich sofort auf die Verfolgung des Flüchtlings. Trotzdem, daß in Saveese Sturm geläutet wurde und noch einige Gendarmen und Bauern sich der Verfolgung angeschlossen, blieb dieselbe jedoch ohne Resultat. Die Züchtlingskleider des Balet fand man hinter dem Capucinerkloster. Bekanntlich war er zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt, welche er im Gefängniß auf dem Schlosse zu Sitten abbüßte. — Nachschrift. Wie eine Depesche aus Sitten meldet, wurde Balet vergangene Nacht in Sierre auf der Rhonebrücke wieder eingefangen, wie es heißt, durch die Herren de Chastenay und Madiserey, welche auf die Jagd gehen wollten. Balet wollte die Brücke passiren, von welcher er, als er sich verfolgt sah, in den Strom sprang, aus dem man ihn wieder herauszog. Auf seine Wiedereinfangung war ein ziemlich hoher Preis gesetzt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 70.

*—r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

6.

Ein paar Wochen vergingen, ohne daß ich Rose wieder sah. Dann konnte ich einen Besuch nicht länger verschieben. Frau Grunert, welche mit der Scheu, die allen Damen eigen ist, welche einen traurigen Umschwung in ihren Verhältnissen erlitten, sich geflissentlich von ihren früheren Standesgenossen fern gehalten, gewann es über sich, mich zu begleiten. Aber Fräulein Leonhard war nicht zu Hause; so wenigstens berichtete die Dienerin, welche nach ihr abgeschickt worden war. Einige Tage später erwiederte Frau v. Böhm unseren Besuch, doch ohne ihre Pflegetochter, welche durch Unpäßlichkeit ans Zimmer gefesselt wurde. Johanna und Louise hatten gehofft, sie zu sehen, und fühlten sich enttäuscht. Im Laufe der Zeit erhielt ich mehrmals Einladungen zu einem längeren Besuch im Schlosse, und da es endlich nicht mehr möglich war abzulehnen, ohne entschieden unhöflich zu sein, so mußte ich zuletzt wohl gehen.

Wie war Alles im Schlosse so verändert seit den Tagen, da wir zuweilen auf ein Plauderstündchen zu der alten Haushälterin hinübergegangen waren! Ueberall hatte der Reichthum seine schillernden Schwingen entfaltet; es war als ob der Luxus in Sammtpantoffeln einherglitt, mit gedämpfter Stimme Befehle ertheilte und mit seinem parfümirten Athem bis in alle Ecken die Luft erfüllte. Es war durch Zufall oder Mißverständniß, daß ich ein paar Stunden früher eintraf, als ich erwartet worden war. Frau v. Böhm hatte meiner Ankunft erst um die späte Dinerstunde entgegengesehen und ich war bereits am Vormittage gekommen. Es war ein geringfügiger Irrthum und keiner besonderen Aufklärung werth, allein er erwies sich als die Ursache, daß ich mich monatelang unbeschreiblich unglücklich fühlte. Frau v. Böhm befand sich auf einer Spazierfahrt mit einigen von ihren Gästen, ihr Mann war ebenfalls nicht zu Hause. Eine Dienerin ging Fräulein Leonhard herbeirufen, und einstweilen wurde ich in mein Zimmer geführt. Welch prächtiges Zimmer war es! Ich lächelte über mich selbst, als ich dies dachte, denn ich hatte schon manches Mal in einem gerade so schönen Gemach geschlafen. Aber in letzterer Zeit hatte ich die lange Liste von dem, was für den Reichthum unerläßliches Bedürfniß ist, vergessen und mich gewöhnt, ohne Sammtgardinen, Silbercandelaber und deckenhohe Spiegel sehr glücklich zu sein. Das Pachthaus war nun mein Ideal einer Wohnung, mein dortiges Zimmer das Ideal eines Zimmers, demnach erschien mir all dieser Ueberfluß an Bequemlichkeit bedrückend und fast lächerlich. Fräulein Leonhard kam nicht nach mir zu sehen. Vielleicht war sie ebenfalls nicht zu Hause. Ich errieth, daß ein Mißverständniß obwaltete, und beunruhigte mich nicht weiter. Ich lehnte die Hilfeleistungen einer Dienerin ab, packte meinen Koffer, den ich schon früher hinübergeschickt, aus und legte meinen Dineranzug auf das Bett. Darnach fehlte es mir an einer Beschäftigung, weshalb ich, nachdem ich mir noch alle Einzelheiten des Zimmers genau betrachtet, dasselbe verließ. Ich war im Inneren des Schlosses gut bekannt und richtete meine Schritte nach der langen mit Gemälden und Rüstungen decorirten Galerie. Am Ende der letzteren, dicht an einer schmalen Treppe, die mit den Räumlichkeiten an der Rückseite des Schlosses die Verbindung vermittelte, stand ein aus Panzerstücken gebildeter Ritter, der ein alter Freund von mir war. Louise hatte eine Liebhaberei dafür gehabt, sich hinter diesen Ritter in die Ecke zu setzen und auf diese Weise Versteckens zu spielen. Ich setzte mich in Louisens Stuhl und versank, wie es jetzt häufig der Fall war, in Grübeleien. Nach einer Weile hörte ich Schritte die Galerie entlang kommen und Stimmen laut werden. Ich hoffte, daß, wer die Personen auch sein möchten, sie vorüber gehen würden, ohne mich zu bemerken. Die Stimmen kamen näher und ihr Ton erschreckte mich. Es waren Victor und Rose, die zusammen sprachen. Sie gingen bis an's Ende der Galerie, ohne nach meinem Versteckplatz hinzusehen; dann standen sie still, wie um ihre Unterredung besser fortzusetzen. Mit klopfendem Herzen horchte ich auf.

„Es ist nicht recht von Dir, Victor," sagte Rose wie schmollend, „Du bist nicht gut gegen mich. Ich bitte ja nur um Aufschub und Du thust, als ob ich überhaupt nicht wollte."

„Ich kann Dein Begehren um Aufschub nicht verstehen," entgegnete Victor, „wenn Alles, was Du mir sagtest, im Ernst gesprochen ist, so sehe ich nicht ein, wozu die Zögerung nützen könnte."

„Ebenso wenig sehe ich ein, wozu Deine Eile nützen könnte," erwiderte sie; „die Enthüllung wird schmerzlich genug sein, wenn sie gemacht werden muß. Hast Du je gedacht, was Ida dazu sagen wird?"

„Ida! Gott segne sie!" rief Victor mit Wärme. „Das süße bescheidene Wesen! Es wird ein Schlag für sie sein, aber sie wird es überwinden. Wie die Sachen stehen, ist ihr Anblick mir ein beständiger Vorwurf. Die Lage ist unerträglich. Wenn Du nicht bald Alles klar machen willst, so muß ich mein Wort brechen und Ida mit der Wahrheit bekannt machen."

„Nein, nein, nein!" bat Rose leidenschaftlich. „Sie ahnt nichts. Laß die Sache noch ruhen. Sie wird es nicht so gefaßt aufnehmen, als Du denkst. Jedermann wird mich verdammen und ich verdiene es. Bemitleide mich, Victor," — hier brach sie in Thränen aus, — „aber um Gotteswillen, gönne mir noch eine kurze Frist."

„So laß die Frist auch wirklich kurz sein," sagte Victor traurig. „Es ist mir ein Schmerz, zu sehen, daß Du es als eine so harte Prüfung empfindest. Nach Allem, was vorgefallen, nach Allem, was Du mir mitgetheilt, erwartete ich nicht, Dich so schwach und selbstsüchtig zu finden."

„Ich bin schwach und ich bin selbstsüchtig," schluchzte Rose, „erwarte nichts Besseres von mir. Ich kämpfe wohl, immer besser zu werden; doch wie ich auch sein mag, sei überzeugt, Victor, daß ich Dich liebe, daß ich Dich alle diese Jahre lang geliebt habe. Laß mir noch ein wenig Zeit und dann will ich Alles thun, was Du willst."

„Sei es d'rum," sagte Victor, „aber vergiß nicht, nur

eine kurze Zeit. Mein theueres, liebes Mädchen. Mein verlorener, so unerwartet wieder gefundener Liebling!"

Sie gingen wieder die Galerie hinunter, immer im Gespräch, bis ihre Stimmen und Schritte verhallten. Das Tageslicht wurde schon schwächer, es dunkelt so früh um Weihnachten. Wie eine Maschine bewegte ich mich in mein Zimmer zurück, um mich zum Diner anzukleiden. Ich wußte, daß Victor dazu eingeladen war. Fräulein Leonhard fand sich bei mir ein, mich zu begrüßen und mir zu helfen. Ich sagte ihr, ich wäre zu früh gekommen und wäre ein wenig spazieren gegangen. Während sie dies und jenes an meinem Anzuge arrangirte, traf es sich, daß ich uns Beide gleichzeitig im Spiegel sah. Wie war sie so schön und strahlend, — schönere Mädchen als ich hätten nicht den Vergleich mit ihr aushalten können. Und sie hatte Victor seit Jahren geliebt, während ich ihn erst seit Monaten kannte!

Wir gingen in den Speisesaal, der bereits voll von heiteren Gästen war. Von den Männern kam keiner Victor, von den Frauen keine Rose gleich. Warum durfte ich mich zwischen sie drängen? Als Victor mit dem gewohnten herzlichen Druck meine Hand faßte, kam die erste Verzweiflung über mich. Würde ich es wirklich überwinden können? Ich glaube Victor saß neben Rose, aber ich sah nichts deutlich. Wahrscheinlich galt ich für schüchtern oder stolz, weil ich so einsylbig war, und bald versuchte Niemand mehr, mich in's Gespräch zu ziehen. Ein Sausen war in meinen Ohren gleich dem Brausen des Ungewitters in einem Walde. Mein ganzes Dasein erschien mir wie ein dunkeler Flecken auf sonniger Stelle. Warum mußte ich Anderen im Wege sein? Warum allein auf der Welt zurückbleiben und nach Neufeld gehen? Warum hatte ich nicht meinen Platz neben meinen Eltern in ihrem fernen Grabe? Aber Rose lachte heiter und glücklich. Während des ganzen Abends war sie das strahlendste, reizendste, geistreichste Mädchen, das je Leben in eine Gesellschaft brachte.

7.

Niemals, meine lieben Kinder, gab es ein unglücklicheres Geschöpf als mich, wie ich, nachdem das Diner zu Ende, bei den herabgebrannten Wachskerzen allein in meinem luxuriös ausgestatteten Zimmer saß. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, während des Abends geduldig und still zu sein; so wie ich aber mir selbst überlassen war, verlor ich die Herrschaft über mich. Was hatte ich nicht gelitten während Rose sang und Alle ihr applaudirten, während sie tanzte und Alle ihr mit Bewunderung zusahen! „Werde ich es überwinden, — werde ich es überwinden?" — so fragte unaufhörlich eine Stimme in mir; und alles Blut entwich aus meinen Wangen und füllte mein Herz zum Zerspringen. „Du bist so blaß, Ida, ich fürchte Du bist krank," hatte Victor zu mir gesagt, und ich hatte ihm geantwortet, daß ich mich wirklich krank fühlte und Ruhe nöthig hätte. Er war mir aus dem Salon gefolgt, hatte mich sorglich in einen Shawl gehüllt und mir nachgesehen, bis ich die Thür meines Zimmers hinter mir geschlossen, — ganz so, als ob ich noch der einzige Gegenstand seiner Liebe war. In der Einsamkeit meines Zimmers überdachte ich Alles mit schmerzlicher Genauigkeit. Rose und Victor hatten sich kennen gelernt, während ich noch bei den Fräulein Dittmar in Pension war. Ein Liebeszwist hatte stattgefunden, bald darauf war das Unglück über Victor hereingebrochen, und nicht eher hatten sie sich wiedergesehen, als an jenem Wintermorgen auf der Spitze des Hügels zwischen Schloß und Pachthaus Neufeld. Der ganze Roman schien mir so klar, wie wenn ich ihn Schwarz auf Weiß in einem Buche gelesen. Das Mißverständniß, das die Liebenden so lange getrennt, war aufgeklärt, ich stand ihnen hindernd im Wege, es war meine Pflicht, dem gehofften Glücke zu entsagen. Ich bildete mir nicht länger ein, daß ich den Schmerz überwinden würde. Ich wußte, ich würde nicht sterben, oder wahnsinnig werden, oder verzweifeln, wie die Leute zu sagen pflegen; aber ich wußte, daß der Kummer, der sich jetzt meiner bemächtigte, mir ins Grab folgen würde. Vergessen, — neue Liebe fühlen, glücklich werden, nachdem das alte Glück in Nichts zerronnen — dazu war ich nicht geschaffen. Der Frühling meines Lebens mußte im Eis des Winters enden. Blüthen und Früchte des Sommers und Herbstes waren nicht für mich. Die ganze Welt hatte ich für Victor und die übrigen Insassen von Neufeld aufgegeben, war glücklich und zufrieden in ihrer Liebe gewesen, — und nun mußte mein Schicksal sich so gestalten. Allmählich ging der brennende Schmerz in weiche Wehmuth über und Thränen flossen zu meiner Erleichterung. Erst gegen Morgen fand ich für kurze Zeit Vergessenheit im Schlaf. Am folgenden Tage war ich fieberkrank. Rose pflegte mich und niemals gab es eine aufmerksamere, geduldigere und liebevollere Krankenwärterin. Es war nicht gerade nöthig, daß beständig Jemand um mich war, aber sie ließ sich durch nichts bewegen, mich nur für eine Stunde zu verlassen. Sie bemühte sich um mich mit rührender Zärtlichkeit. Frau v. Böhm, obschon die Güte selbst, war doch, wie ich glaube, verdrießlich über meine Unpäßlichkeit. Es waren noch mehr Gäste im Schlosse und sie nahm es mit der Erfüllung ihrer Pflichten als Wirthin sehr genau. Sie zeigte sich besorgt um mich und ließ gewissenhaft ihren weißen Pudel draußen auf der Matte, wenn sie mich besuchen kam, aber sie hatte kein besonderes Talent zu einer Krankenpflegerin, weshalb Rose ihr jedesmal den schönen Arm um die dicke Taille legte, ihre runden Wangen küßte und sie schmeichelnd zum Zimmer hinauszuschieben pflegte. Dann während ich schlief oder doch wenigstens mit geschlossenen Augen dalag, setzte sich das junge Mädchen mit einer Handarbeit oder einem Buche an mein Bett, um jeden auch meiner kleinsten Wünsche sogleich erfüllen zu können. Welche Qualen ich bei dieser aufopfernden Anhänglichkeit erlitt, vermöchte ich kaum zu beschreiben. Es war kaum möglich, Rose nicht zu lieben und doch hätte ich sie beinahe hassen mögen. Dieser Zwiespalt erhöhte meine krankhafte Gereiztheit und machte mich zu einer sehr übellaunigen undankbaren Patientin. Aber Rose wurde nicht erbittert oder ungeduldig und schien sich nur manchmal über meine nervöse Erregtheit und Verdrießlichkeit zu wundern. „Sie sind gewiß kränker als sie eingestehen wollen, Ida," sagte sie dann, „Sie haben gewiß große Schmerzen." Aber ich antwortete kühl: „Nein, ich leide nur unbedeutend; bitte, beunruhigen Sie sich nicht um meinetwillen." Doch alle diese Kälte beleidigte sie nicht und verscheuchte sie nicht. Ich erkannte zuletzt wohl, daß ich sie würde lieben müssen und wenn mir das Herz darüber brechen sollte. „Vergeben Sie mir," rief ich einmal, „Sie sind ein Engel und ich —" dabei schlang ich die Arme um ihren Hals und brach in Thränen aus. Sie war erschreckt, ließ mich aber an ihrer Brust ausweinen ohne mich durch Fragen in Verlegenheit zu bringen.

Die Thränen thaten mir gut; ich konnte wieder ruhiger denken und ich faßte den Entschluß mir recht Mühe zu geben, stark und großmüthig zu sein, zu entsagen und ohne Klage zu dulden.

Während meiner Krankheit, welche ungefähr eine Woche dauerte, kam Victor häufig, sich nach meinem Ergehen zu erkundigen. Die gute kleine Frau v. Böhm erschien bei diesen Gelegenheiten selbst bei mir und pflegte lächelnd zu sagen: „Rose, mein Kind, Du mußt hinunter zu Herrn Grunert; er will aus Deinem eigenen Munde hören, wie es Deiner Patientin geht.“ Sie blieb bei mir, von ihren Hunden und den Familien der Nachbarschaft plaudernd, bis Rose wiederkam. Immer schien es mir, als ob die Letztere in Aufregung war, entweder sehr blaß oder mit erhöhter Farbe, und einmal glaubte ich ganz gewiß zu sein, daß sie geweint hatte. Dies Alles bestärkte mich in meinem schmerzlichen Vorhaben.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage des Schwefelns der Weinberge.

In Folge der im vorigen Jahre an zahlreichen Orten durch methodische Versuche erzielten unzweifelhaft günstigen Resultate, findet das Verfahren des Schwefelns der Reben in diesem Sommer eine so ausgedehnte und allgemeine Anwendung, daß an sehr vielen Punkten unseres Weinbau treibenden Gebirges das frische Grün der Reben fast vollständig in ein gelbes Schwefelgewand gehüllt erscheint. So freudig wir nun auch diesen Fortschritt in der allgemeineren Anerkennung und Popularisirung dieses so lange vergeblich angepriesenen Heil- und Schutzmittels gegen die Geißel des Oidiums begrüßen, so beklagenswerth muß dagegen andererseits der fast gänzliche Mangel jeder sicheren Methode und tieferen Einsicht erscheinen, wie sich derselbe nur zu häufig in der meist planlos und schablonenmäßig-ausgeführten Anwendung des Schwefelns bekundet, und wir halten es deshalb bei der Wichtigkeit der Sache im allgemeinen Interesse und namentlich im Hinblicke auf die für diesen Zweck jetzt zur Verwendung kommenden ungeheueren Massen von Schwefel für geboten, den vorliegenden Gegenstand vom wissenschaftlichen Standpunkt aus etwas eingehender zu beleuchten, um den Weinproducenten in den Stand zu setzen, sich selbst klarere Rechenschaft über das Wie und Warum seines Handelns zu geben. Namentlich veranlaßt uns hierzu eine jüngst in diesem Blatte erschienene Mittheilung, deren Inhalt in verschiedenen Punkten mit den Erfahrungen der letzten Jahre sowie mit den Thatsachen der Wissenschaft im Widerspruche steht und welche daher, zur Vermeidung von irrigen Vorstellungen und Mißgriffen, eine kritische Besprechung nothwendig macht.

Vor allem müssen wir der daselbst ausgesprochenen Annahme entgegentreten, als sei das Erscheinen des Oidiums bei uns stets nur im Juli und zwar gegen den zwölften dieses Monats zu erwarten, und als könne man deshalb bis dahin die Hände ruhig in den Schooß legen. Wie jede Pflanze, so entwickelt sich auch der Pilz der Traubenkrankheit, das Oidium, in demjenigen Zeitpunkte und an dem Orte, wo sich die Bedingungen zu seinem Wachsthume und zu seiner Existenz in der erforderlichen Weise erfüllt finden, und es hängt daher das Auftreten desselben lediglich von den jeweiligen atmosphärischen und meteorologischen Verhältnissen, d. h. von den gerade herrschenden Witterungsumständen ab, woraus zugleich folgt, daß ein rationelles Schwefeln sich hinsichtlich des zu wählenden Zeitpunktes stets nach der Witterung des betreffenden Sommers zu richten hat, ganz abgesehen davon, daß eine Versuchsreihe von blos wenigen Jahren, wie dieselbe in dem erwähnten Artikel angeführt wird, in einer so complicirten Frage noch keineswegs zur Aufstellung einer maßgebenden Regel berechtigt. Wenn wir es nun auch entschieden widerrathen und als eine höchst unverständige und unbegreifliche Uebereilung bezeichnen müssen, die Reben, wie es dieses Jahr in übertriebenem Eifer vielfältig geschah, zu einer Zeit zu schwefeln, wo das erste Grün sich noch kaum entfaltet hatte, indem unter diesen Umständen Zeit, Mühe und Geld jedenfalls zweck- und nutzlos vergeudet werden, so würde es aber dennoch sicherlich höchst verfehlt und möglicher Weise sehr nachtheilig sein, auch bei den exceptionellen Witterungsverhältnissen dieses Jahres und bei der bereits bis zur vollen Blüthe vorgeschrittenen Entwickelung des Weinstockes das Schwefeln bis zum Juli zu verschieben, denn in Anbetracht des diesjährigen Standes der Weinbergvegetation hieße dies geradezu drei volle Wochen später schwefeln als in normalen Jahren, wo die Blüthezeit in der Regel erst in das letzte Drittel des Juni fällt, und das alte Schwefelrecept des Hrn. Correspondenten scheint uns daher besonders in diesem Jahre sehr übel angebracht. Uebrigens ist es wissenschaftlich nachgewiesen, daß in Gegenden, welche von der unserigen in ihren klimatischen Verhältnissen in nichts verschieden sind, das Oidium sehr häufig lange schon vor dem Monat Juli auftritt, und es sind uns sogar einzelne Fälle bekannt, wo man dasselbe in Frankreich selbst schon zur Zeit des Rebenschneidens im üppigsten Wachsthume beobachtete.

Aber auch in gewöhnlichen Jahren halten wir aus wissenschaftlichen und Erfahrungsgründen den Beginn des Schwefelns in der ersten oder zweiten Woche des Monats Juli für verspätet, und namentlich können wir uns durchaus nicht einverstanden erklären, wenn in dem schon öfter angeführten Artikel gerathen wird, das Schwefeln vorzunehmen, nachdem die ersten Spuren des Oidiums sich gezeigt haben. Durch ihre ganze Natur, ihre Hartnäckigkeit und erschreckend rasche Ausbreitung gehört die Traubenkrankheit zu denjenigen Uebeln, welche man trachten muß, wo möglich schon im Keime und zwar im buchstäblichen Sinne dieses Wortes zu ersticken, und eine gründliche Schwefelungsmethode wird stets darauf gerichtet sein, schon die Keimsporen oder Samenstäubchen des Oidiums zu vernichten, was eben durch ein früheres Schwefeln bezweckt wird. Jene unendlich feinen, unsichtbar kleinen Keimstoffe, welche erwiesener Maßen durch die Luft zugeführt und auf den Weinstöcken abgesetzt oder ausgesäet werden, können nämlich geraume Zeit, jedenfalls Wochen lang an den verschiedenen Organen der Rebe haften, bevor die zu ihrer Entwickelung erforderlichen Bedingungen, Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse, eintreten und dieselben zum Wachsthum bringen, und da man sicher erwarten darf, weit eher und wirksamer die zarten Keime, als die bereits entwickelten und lebenskräftigen Pilze zu vernichten, so ist es jedenfalls ein Gebot der Klugheit, den ersten Schwefel schon längere Zeit vor dem Erscheinen des Oidiums zur Anwendung zu bringen, um hierdurch dem Pilze gleichsam den Boden, auf welchem er sich sonst in üppig wuchernder Vegetation entwickeln würde, zu vergiften. In Uebereinstimmung hiermit ertheilen denn auch alle Autoritäten auf diesem Gebiete den Rath, bei günstiger Witterung mit dem Schwefeln schon vor der Blüthe zu beginnen und hierauf dieselbe Operation noch zwei Mal, nämlich kurze Zeit nach der Blüthe und dann zum letzten Male, nachdem die Beeren der Trauben ausgewachsen sind, also im Ganzen drei Mal vorzunehmen. Dagegen möge man sich hüten, Weinberge während der Blüthezeit zu schwefeln, indem dies den Befruchtungsproceß und folglich den Ertrag der Reben wesentlich beeinträchtigen würde.

Gelingt es auch nicht immer, durch das erste Schwefeln vor der Blüthe alle Keimsporen zu zerstören und so das Erscheinen des Oidiums ganz zu verhindern, indem die Luftströmungen von anderen Orten immer wieder neuen Samen des verderblichen Pilzes zuführen können, so ist aber dennoch gewiß, daß die Krankheit alsdann stets mit geringerer Intensität auftreten und die Aufgabe der weiteren Bekämpfung des Uebels um Vieles erleichtert sein wird, weshalb man niemals die übrigens keineswegs so bedeutenden Kosten des Schwefelns vor der Blüthe scheuen sollte.

Doch sollen auch die voranstehenden Angaben bezüglich der für das Schwefeln zu wählenden Zeit keineswegs als unabänderliche Normen hingestellt werden, indem das Verfahren selbstverständlich je nach localen und temporären Umständen, nament-

sich nach den jeweiligen Witterungsverhältnissen stets mehr oder minder zu modificiren sein wird.

Damit aber der Weinbergbesitzer die erforderlichen Modificationen in der richtigen Weise anzubringen und sich überhaupt ein selbstständiges Urtheil in dieser Frage zu bilden vermag, ist es vor allem nothwendig, daß sich derselbe eine klarere Vorstellung von der Art und Weise, wie der Schwefel bei der in Rede stehenden Anwendung wirkt, machen könne, was nach den hierauf bezüglichen Andeutungen in dem mehrfach erwähnten Artikel, wo — mirabile dictu — von einer Verdunstung des Schwefels die Rede ist, wohl etwas schwer werden dürfte; denn eine Verdunstung des Schwefels giebt es einmal schlechterdings nicht, da dieser Körper in fester Form sich überhaupt nicht verflüchtigt, sondern erst durch eine sehr hohe Temperatur, nämlich 400 ° C. in Dampfform gebracht, d. h. destillirt werden kann.

Die Vorgänge, auf welchen die Wirkung des Schwefels gegen das Oidium beruht, sind rein chemischer Natur und bestehen in einer allmählichen Verbindung des aufgestreuten Schwefels mit dem Sauerstoffe der Luft und des Pflanzengewebes, d. h. also in einer langsam vor sich gehenden Verbrennung, als deren Product sich schwefelige Säure (eine Verbindung von einem Mischungsgewicht Schwefel mit zwei Mischungsgewichten Sauerstoff) erzeugt, welche eben das eigentliche wirksame Princip hierbei bildet. Die schwefelige Säure, welche Jedermann von ihrem unangenehm stechenden Geruche her kennt, den z. B. ein brennendes Schwefelhölzchen verbreitet, besitzt nämlich die Eigenschaft, eine energisch giftige und zerstörende Wirkung auf alle niederen Organismen auszuüben und hat außerdem, namentlich im Entstehungsmomente, ein mächtiges Bestreben, sich höher (nämlich zur Schwefelsäure) zu oxydiren, d. h. sich mit noch mehr Sauerstoff zu verbinden. In Berührung mit zarten organischen Geweben entzieht dieselbe daher letzteren ihren Sauerstoff und wirkt hierdurch zerstörend, desorganisirend, gleichsam ätzend auf dieselben ein.

So beruht unter anderem auf letzterer Eigenschaft die Anwendung der schwefeligen Säure in der Industrie zum Entfärben und Bleichen der Wolle und Seide, wobei dieselbe den organischen Farbstoff gleichfalls dadurch zerstört, daß sie demselben den Sauerstoff entzieht. Nur wird dabei die schwefelige Säure durch Verbrennung des Schwefels in geschlossenen Räumen erzeugt.

Auch das Schwefeln oder Einbrennen der Fässer gründet sich lediglich auf die eben entwickelten Thatsachen. Indem wir nämlich den Schwefel in den Fässern verbrennen, erzeugen wir einfach schwefelige Säure, welche das Innere der Fässer erfüllt und vermöge ihrer zweifachen Wirkung das Schimmligwerden derselben, d. h. die Bildung von Schimmel- oder Fermentpilzen verhindert oder bereits vorhandene Pilzvegetationen zerstört, und es ergiebt sich hiernach eine innige Beziehung zwischen dem Schwefeln der Fässer und demjenigen der Weinberge. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden besteht eigentlich nur darin, daß im ersteren Falle die schwefelige Säure durch gewöhnliche rasche Verbrennung, im letzteren dagegen durch langsame, freiwillige Oxydation erzeugt wird.

Indem nämlich der fein zertheilte Schwefel, in sehr dünner Schichte ausgebreitet, auf den Blättern und Früchten des Weinstockes ruht, verbindet sich derselbe auf dem Wege allmählicher stufenweiser Oxydation mit dem vorhandenen Sauerstoffe zu schwefeliger Säure, was besonders dadurch begünstigt wird, daß alle Pflanzen bei Tage unter der Einwirkung des Sonnenlichtes Sauerstoff aushauchen, welcher in diesem Zustande, d. h. im Entstehungsmomente, von besonders activer Beschaffenheit ist, sowie andererseits das Vorhandensein von Ozon in der Luft aus dem gleichen Grunde ebenfalls sehr wesentlich zur Wirksamkeit des Schwefels beiträgt.

Unter Ozon versteht man elektrisch veränderten, in seinen chemischen Eigenschaften gesteigerten Sauerstoff, welcher in Folge dessen viel rascher Verbindungen eingeht und daher auch kräftiger auf den fein zertheilten Schwefel einwirkt. Da nun die Luft, welche namentlich im Sommer stets mehr oder weniger Ozon enthält, vielen Beobachtungen zufolge in der Morgenstunde besonders reich daran ist, so möchten wir schon aus diesem Grunde rathen, das Schwefeln wo möglich in den ersten Frühstunden vorzunehmen, wobei auch die leichte Befeuchtung der Reben durch den Thau für das Anhaften des Schwefels an den Stöcken von ersprießlichem Nutzen sein kann.

Nächst diesen mehr chemischen Bedingungen ist sodann eine möglichst hohe Temperatur das Haupterforderniß für einen günstigen Erfolg der Operation, und man wähle deßhalb in dieser Hinsicht zum Schwefeln wo möglich Tage, deren Temperatur 18° R. übersteigt. Eine Wärme von 16°, bis zu welcher man nach dem mehrfach angeführten Artikel hinabgehen könne, ist jedenfalls für eine volle Wirksamkeit des angewendeten Schwefels zu niedrig und daher ungenügend.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Zweibrücken. Das am 5. und 6. Juli dahier stattfindende Musikfest verspricht einen großen Kunstgenuß. Für die Gesangs-Soli sind gewonnen: Fräulein Lüdeke, großherzoglich badische Hofopernsängerin aus Karlsruhe, für Sopran, Hr. Keller, kgl. preuß. Hofopernsänger aus Hannover, ein Schüler Stockhausen's, für Bariton, und Herr Ruff, Concertsänger aus Mainz, bekannt von den rheinischen Musikfesten, für Tenor. In dem zweiten Concert (Künstlerconcert) wird der Pianist Herr Merike aus Mannheim mitwirken, und soll auch der Violinist Herr Zorn aus Metz, ein Deutscher und Schüler des Leipziger Conservatoriums, seine Mitwirkung in Aussicht gestellt haben. Abonnementskarten für die Hauptproben, die beiden Concerte, den Festball und die Reunionen zusammen, sowie numerirte Karten für die einzelnen Concerte werden demnächst ausgegeben. Alle übrigen Vorbereitungen zu dem Feste, welche von einem Hauptcomite mit fünf Subcomite's geleitet werden, sind in lebhaftem Gange. Sicher wird auch die Direction der Pfälzischen Eisenbahnen, welche ja stets zur Förderung gemeinnütziger Bestrebungen unserer Provinz durch Verkehrserleichterungen beiträgt, dem Gelingen dieses pfälzischen Musikfestes durch Bewilligung von Fahrtaxermäßigungen für die Mitwirkenden und vielleicht auch für die Besuchenden ihre Mitwirkung nicht versagen.

Doppelräthsel.

1.

Ein halber Zirkel ist das erste Zeichen;
Die nächsten drei geschmückt mit hundert Zweigen
Siehst Du, die letzten zwei in allen Fällen,
Wo Ordnung herrschen will, voran sich stellen.

2.

Die ersten drei bezeichnen jene Höhen,
Wo Keinem noch vergönnt war hinzugehen.
Die letzten aber glänzen Dir entgegen,
Wo Luxus herrscht auf Deinen Lebenswegen.

1. u. 2.

Ein Brüderpaar: Symbol der reinsten Treue;
Sprichwörtlich schon vor Alters bis auf's Neue.
Von Adel auch; der Mutter Nam' — wer wagt es,
Daß er verkehrt ihn nimmt? — der sagt es.

— Δ

Auflösung des Räthsels in Nro. 67: Osiris und Isis.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 71.

*—r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

„Ida,“ sagte Rose eines Morgens, „Frau Grunert wird Sie morgen besuchen;“ und an diesem nächsten Morgen kündigte mir meine unermüdliche Pflegerin zu meiner Ueberraschung an, daß sie einen längeren Spaziergang machen wolle.

„Sie sind auf der Besserung,“ sagte sie, „und ich darf Sie schon ein paar Stunden allein lassen. Es ist mir nicht ganz gut, ich brauche frische Luft.“

Sogleich fühlte ich aus dieser Entschuldigung den wahren Grund heraus. Rose wollte nicht mit Frau Grunert zusammentreffen; es war ihr unangenehm, unter den obwaltenden Umständen die Mutter ihres Geliebten, der inzwischen der Verlobte eines anderen Mädchens geworden, zu sehen. Während ich noch mit diesen peinlichen Gedanken kämpfte, kam meine theuere zweite Mutter. Sowie ich sie erblickte, drängte sich die traurige Enthüllung, die ich zu machen hatte, mir auf die Lippen; ich war nahe daran und erregt genug, der vortrefflichen Frau die ganze Situation zu erklären und ihr die Nothwendigkeit der Auflösung meines Verlöbnisses mit Victor vorzustellen. Aber Frau v. Böhm blieb einige Zeit bei uns im Zimmer und während dessen verließ mich der schnell aufgestiegene Muth. Ich schwieg und die Gelegenheit ging vorüber. Ich erzählte Frau Grunert von Fräulein Leonhard's Güte gegen mich. Des jungen Mädchens Abwesenheit verletzte sie augenscheinlich. Es sah zu sehr einem absichtlichen Ausweichen gleich. Später erfuhr ich, daß Victor's Schwestern entrüstet darüber gewesen waren. „Es ist ganz die Art von Emporkömmlingen,“ hatte Johanna gesagt; doch ihre Mutter hatte ihr von Neuem Demuth gepredigt. Rose kehrte spät nach Hause zurück, lange nachdem Frau Grunert mich verlassen. Es hatte geregnet und das junge Mädchen mußte erst die durchnäßten Kleider wechseln.

„Sie hätten in diesem Wetter nicht so lange draußen bleiben sollen,“ sagte ich.

„O es schadet nichts,“ erwiderte sie. „Frau Grunert ist hier gewesen?“ setzte sie rasch hinzu.

„Ja.“

„Hier in diesem Zimmer?“

„Ja. Sie saß auf dem Stuhl neben dem Ihren.“

Sie sah den Stuhl mit einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Blicke an. Nach einer Weile stand sie auf und setzte sich auf den Stuhl. Sie war plötzlich so ernst und nachdenklich geworden.

„Lieben Sie Frau Grunert sehr?“ fragte sie nach längerem Schweigen.

„Wie eine Mutter.“

„Beschreiben Sie mir doch, wie sie aussieht.“

„Sie ist groß und noch immer schön von Gesicht.“

„Ja, das sagte man mir schon.“

„Sie sieht immer wie eine vornehme Dame aus, obgleich sie sich arm und einfach wie eine Nonne kleidet. Ihre Züge sind streng und wohlwollend zugleich, die Haare silbergrau —“

„Nein,“ fiel Rose rasch ein, „braun, schön kastanienbraun, wie ich hörte —“

„Aber jetzt doch fast weiß —“

Rose fragte nicht weiter. Durch ihr Schweigen überrascht, blickte ich aufmerksam nach ihr hin. Schwere Thränen drängten sich aus ihren Augen.

„Achten Sie nicht auf mich,“ versetzte sie, sowie sie bemerkte, daß ich sie weinen sah; „ich habe eben ein armes Mädchen besucht, das im Sterben lag; die Mutter saß am Bett und sagte, daß die sterbende Tochter ihr niemals Anlaß zum Verdruß gegeben habe. Das machte mich weinen. Ich kann's nicht beschreiben, wie traurig ich bin.“

Wieder war sie auffallend lange still, bis sie fragte: „Sind Sie nicht der Ansicht, der Kummer habe sie vor der Zeit alt gemacht?“

„Sprechen Sie von Frau Grunert?“ fragte ich zurück.

„Ja, — der Kummer, die Schande, die Entehrung.“

„Für die Unschuldigen giebt es keine Entehrung,“ entgegnete ich.

„So denken Sie; die Welt denkt anders,“ meinte Rose und ihre schöne Stirn zog sich grollend und unmuthig zusammen.

„Was liegt daran, wie die Welt denkt,“ gab ich zur Antwort.

Sie sah mir voll ins Gesicht. „Ich weiß, Sie sind geistesstark und ohne Vorurtheil, aber sagen Sie mir, ob es Sie doch nicht einige Ueberwindung kostete, sich mit Victor Grunert zu verloben?“

„Nicht den Schatten einer Ueberwindung,“ entgegnete ich bitter. „Ich liebte ihn um seiner selbst willen und die schaale Meinung der Welt könnte ich nur bemitleiden, wo nicht verachten.“

„Ich wollte, Gott hätte mich Ihnen gleich geschaffen,“ sagte sie feierlich. Dann stand sie auf und ging, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, hastig aus dem Zimmer.

Ja sie hatte Recht gehabt zu Victor zu sagen: „Ich bin schwach und selbstsüchtig“; so dachte ich. Es war ihr nicht eingefallen, daß auch ich Bitterkeit und Schmerz fühlen könnte. Sie hatte nur ihr eigenes Opfer vor Augen. Mir war ihr ganzer Gedankengang verständlich. Sie konnte Victor lieben und mich unglücklich machen, aber sie konnte ohne den Beifall der Welt nicht glücklich sein. Der junge Pächter war würdig, geliebt zu werden, aber er war nicht reich genug und nicht vornehm genug, und sein getrübter Name paßte nicht für das verwöhnte Kind des Reichthums. Sie konnte mich berauben, den Frieden zweier Herzen zerstören, ohne für sich selbst das Glück aus dem Schiffbruch unseres Glückes zu retten. Mir graute vor dem jungen Geschöpf und von Neuem regte sich in mir der Haß.

8.

Mein Aufenthalt im Schlosse war für etwa drei Wochen bestimmt gewesen, aber Herr und Frau v. Böhm, welche plötzlich von der Laune befallen worden waren, mich zu verhätscheln, bestanden darauf, daß ich noch viel länger ihr Gast bleiben sollte. Sie sagten, ich wäre in ihrem Hause krank geworden und ich müsse in ihrem Hause auch wieder ganz gesund werden;

und um mir ein wie sie meinten besonderes Vergnügen zu bereiten, luden sie, nachdem die erste Serie ihrer Gäste abgereist war, Clara v. Wildenbruch und deren Bruder zu sich ein. Gleichgiltig ließ ich über mich verfügen und Alles geschehen, was mir von Anderen als gut und angenehm vorgestellt wurde; zudem wäre es mir kaum möglich gewesen, in das Pachthaus zurückzukehren und ich hatte bezüglich meines künftigen Domicils noch keinen Entschluß fassen können. Ich war körperlich hergestellt, aber meine Seele hatte jeden Halt verloren. Wäre ich Katholikin gewesen, so hätte ich mich vielleicht in ein Kloster geflüchtet. Rose sah ich fortan nur noch wenig. Sie wich mir sichtlich aus und ich mied nicht weniger ihre Nähe. Sie fühlte wohl, daß ich sie verachtete. Victor ging ab und zu, allein jedes Zusammentreffen riß die Kluft zwischen uns weiter auf. Dieser unausgesprochene Zwiespalt mußte zu einer Trennung führen. Unterdessen trafen die Wildenbruchs ein. Clara bemächtigte sich sogleich meiner und plagte mich schon in der ersten Stunde mit Fragen nach der Ursache meiner auffallend veränderten Stimmung. Obschon sie von Natur frivol und weltlich gesinnt war, so glaubte ich doch, daß sie mich in ihrer Weise herzlich lieb hatte; und in einer bösen Stunde ließ ich mich durch ihre Schmeicheleien verleiten, ihr mein ganzes Herz auszuschütten. Sie war fünf Jahre älter als ich und sie nannte mich ein unerfahrenes Kind, das noch an ewige Liebe und Treue glaubte. So etwas, sagte sie, käme nur noch in Büchern vor. Sie kannte die Welt. Fräulein Leonhard wäre eine „alte Flamme" Victors, zudem als muthmaßliche Erbin der Böhms eine bessere Partie als ich; so und nicht anders stände die Sache.

„Ehe er Rose wiederfand," argumentirte Clara, „war Victor gewiß sehr verliebt in Dich und froh, eine gute hübsche Frau mit Vermögen zu bekommen, aber die Böhms gelten für ganz kolossal reich und haben Stellung und Einfluß. Vom vernünftigen Standpunkte aus betrachtet ist der arme junge Mann kaum so sehr zu tadeln; denke nur, wie er placirt ist und wie sehr er wünschen muß, sich wieder im Ansehen der Welt zu heben."

Ich lieh diesen Reden ein williges Ohr und mein Herz wurde eisenhart gegen Victor. Clara behauptete, sie habe ihn und Rose beobachtet und sie wolle sie auch ferner beobachten. Victor suche Rose durch Versprechungen zu binden, aber sie wolle sich nicht so leicht fesseln lassen. Diese Bemerkungen stimmten zu meiner eigenen Ansicht. Weil Clara die Einzige war, zu der ich mich offen aussprechen konnte, so verfiel ich mehr und mehr ihrem Einfluß. Ohne sie hätte ich wahrscheinlich mich nicht so rettungslos in meine Bitterkeit hineingearbeitet. Ich wäre vielleicht doch weich geworden, als Rose mich einmal bei einer zufälligen Begegnung in der Galerie mit ihrer alten Herzlichkeit umarmte und mich fragte, warum wir so fremd gegen einander geworden wären; als Victor mich um Gotteswillen bat ihm zu sagen, warum ich so verändert sei. Aber ich war blind und taub für ihr Entgegenkommen. Ihre Vorwürfe hatten für mich keine Bedeutung, ihre Liebkosungen hielt ich für falsch. Ich wollte auf dem Platze bleiben, auf den sie mich gestellt, doch ich wollte ihnen nicht zur Erreichung ihres Zieles behülflich sein. Dann war auch Friedrich v. Wildenbruch da. Seine Schwester wünschte, ich sollte ihn heirathen. Warum? Das konnte ich mir wohl denken, da ich wußte, daß er bereits zwei erfolglose Versuche gemacht hatte, eine Erbin zur Frau zu bekommen. Ich war nicht gerade was man eine Erbin nennt, aber meine Mitgift war immerhin für einen Mann, der es liebte mehr auszugeben als er einnahm, von Bedeutung. Ich hatte den gezierten jungen Menschen nie leiden können und würde auch jetzt seine Aufmerksamkeiten nicht geduldet haben, wenn ich nicht um jede Zerstreuung, die mich vom peinlichen Nachgrübeln abhielt, froh gewesen wäre. Der Lieutenant hatte eine geläufige Zunge und war erfinderisch im Ersinnen immer neuen Zeitvertreibes. Er begleitete mich auf Spaziergängen, spielte und sang mit mir, kurz geberdete sich als mein wohlgelittener Anbeter. Seine Schwester leistete ihm natürlich allen Vorschub. Rose sah dem Allen schweigend zu, bald mit erstauntem Bedauern, bald mit unverhohlener Verachtung. Victor zog sich mehr und mehr zurück; seine Miene wurde trauriger im Allgemeinen und strenger gegen mich. Aber Alles dieses spornte mich nur an, auf dem betretenen Wege zu beharren, in meinen wahnsinnigen Anstrengungen gleichgiltig zu erscheinen, consequent fortzufahren. Das Glück und die Hoffnung meines Lebens schienen mir auf immer verloren, so wollte ich wenigstens die Schmach einer Niederlage nicht zur Schau tragen. Es entging mir nicht, daß Rose mich beobachtete, gerade wie sie von Clara beobachtet wurde; und eines Tages geschah es, ich weiß nicht wie, daß mir in ihrer Gegenwart ein Ausruf eifersüchtigen Schmerzes entschlüpfte. Rose schrack zusammen und erblaßte, sagte aber nichts; doch am Abende, als ich eben zu Bett gegangen war, schlich sie sich in mein Zimmer, schlang die Arme um meinen Hals und frug mich:

„Mein Liebling, meine Schwester, warum haben Sie sich so ganz von mir gewendet?"

Ich gab keine Antwort, ich blickte nicht einmal auf.

„Ida," bat sie noch einmal, „sagen Sie mir, warum Sie sich von mir und Victor Grunert gewendet haben?"

„Sie und Victor," erwiderte ich die Augen aufschlagend, „ja, das ist es, Sie und Victor. Mein Gott, sollte ich nicht dankbar genug gegen Sie beide gewesen sein? Das wäre doch sonderbar!"

„Ida, ich schwöre Ihnen, daß Sie keine Ursache haben, auf mich eifersüchtig zu sein."

„O Rose," sagte ich, „schwören Sie lieber nicht. Seien Sie glücklich wie ich es bin. Ich bin auch müde, ich möchte schlafen."

Sie wich ein paar Schritte zurück, kam aber zögernd wieder näher. „Ich möchte Ihnen gerne etwas erzählen, Ida, wenn Sie mir zuhören wollen; ich habe einen großen Kummer."

„Wirklich? Wie ist das möglich? Auf dieser Welt kann doch kein Mensch Kummer haben!"

„Aber, Ida, ich habe ein Geheimniß, ich kam zu Ihnen, es Ihnen anzuvertrauen, und Sie müssen zuhören, denn es betrifft Sie."

„So?" erwiderte ich gedehnt, „dann rathe ich Ihnen, mir Ihr Geheimniß lieber nicht zu sagen. Ueberhaupt glaube ich, es wäre am besten, Sie suchten nicht meine Freundschaft. Es ist doch wirklich nicht ganz passend. Gute Nacht, schlafen Sie wohl."

„Ah!" rief sie mit Bitterkeit und sich abwendend, „wie konnte Jemand sich in so kurzer Zeit so verändern? Aber das ist Fräulein v. Wildenbruchs Werk. Sie spionirt, doch ich biete ihr Trotz und niemals wird sie die Wahrheit über mich herausbringen. Sie hat das Gift in Ihr Herz geträufelt."

„Sagen Sie in meiner Gegenwart nichts Uebeles über die Wildenbruchs," antwortete ich; „es sind meine liebsten Freunde."

„Wenn dem so ist," gab Rose nachdenklich zurück, „so habe

ich nichts mehr zu sagen. In diesem Falle betrifft mein Geheimniß Sie doch eigentlich nicht und ich kann mir die Demüthigung einer Mittheilung für jetzt ersparen. Wenn einmal Alle es wissen, dann dürfen Sie mit den Uebrigen mich verdammen. Vergessen Sie nicht," setzte sie stolz und herausfordernd hinzu, „daß ich Ihnen hiermit die ausgedehnteste Erlaubniß dazu gebe."

Sie schritt auf die Thür zu, blieb dort noch ein paar Secunden wie unschlüssig stehen und entfernte sich endlich.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage des Schwefelns der Weinberge.

(Schluß.)

Was man nach dem Schwefeln der Weinberge beim Vorübergehen als sogenannten Schwefelgeruch und zwar oft in sehr bedeutendem Grade wahrnimmt, ist somit keineswegs verdunsteter Schwefel, sondern schwefelige Säure, welche sich als ein sehr schweres Gas nur langsam, aber in höchst verdünntem Zustande in der Luft verbreitet.

Daß der auf den Boden fallende Schwefel nicht als ganz verloren zu betrachten ist, sondern immer noch etwas, wenn auch in sehr geschwächtem Maße wirkt, ist, wie sich aus der voranstehenden Darlegung ergibt, vollkommen richtig, indem die auch auf dem Boden aus dem Schwefel sich bildende schwefelige Säure bei ihrem Aufsteigen durch die Luft die Reben allerdings in sehr geschwächtem und verdünntem Zustande bestreicht, und es liegt hiernach der Gedanke nahe, die schwefelige Säure sogleich unmittelbar auf künstlichem Wege, ähnlich wie beim Schwefeln der Fässer, durch die Verbrennung des Schwefels zu erzeugen und in Gasform auf die erkrankten Reben zu leiten. Man bringe zu diesem Ende den Schwefel mit glühenden Kohlen in geeignete Kohlenpfannen und führe letztere sodann mit der gehörigen Vorsicht und so tief unter den Reben vorbei, daß die aufsteigenden schwefeligsauren Dämpfe schon hinreichend abgekühlt zu den Trauben und Blättern gelangen, um letztere nicht durch ihre Hitze zu versengen. Versuche, welche von uns und einem Bekannten nach dieser Methode angestellt wurden, ergaben anscheinend sehr günstige Resultate; doch wagen wir, bevor nicht erst noch weitere entscheidende Erfahrungen gesammelt sind, noch nicht, dieses Verfahren unbedingt zu empfehlen, da es allerdings mit mancherlei Schwierigkeiten und Schattenseiten verbunden ist, unter welchen wir hauptsächlich anführen, daß die Wirkung der schwefeligen Säure unter diesen Umständen zwar sehr energisch, aber wohl nicht nachhaltig genug ist. Dagegen würde diese Methode den großen Vorzug darbieten, daß man bei ihrer Anwendung vollständig unabhängig von Sonne und Wolken wäre, und es dürfte dieselbe daher vielleicht dennoch, wenn auch nicht zur ausschließlichen Anwendung, so doch für gewisse Fälle zu empfehlen sein.

Jedenfalls sollten intelligente Winzer nicht versäumen, Versuche damit anzustellen, und wir möchten dabei insbesondere vorschlagen, wenigstens einmal von den drei im Laufe des Sommers vorzunehmenden Operationen nach dieser Verfahrungsweise zu schwefeln.

Um nun wieder zu der gewöhnlichen Schwefelungsmethode mit pulverigem Schwefel zurückzukehren, so haben wir noch die Frage zu erörtern, ob der Schwefelblüthe oder dem gemahlenen Schwefel der Vorzug zu geben sei. In der neulichen Mittheilung in diesem Blatte wurde dieser Punkt sofort unbedingt zu Gunsten der ersteren entschieden, und zwar aus Gründen, denen wir nur zum Theile beipflichten können, und deren Richtigkeit wir sogar in einzelnen Beziehungen bestreiten müssen. Namentlich will es uns bedünken, als ob der Hr. Verfasser nur sehr unklare Begriffe von der Wirkungsweise des Schwefels und der chemischen Natur der Schwefelblüthe gehabt habe, denn sonst würde er jedenfalls einen sehr wesentlichen und entscheidenden Punkt nicht haben unberücksichtigt lassen können.

Wie wir gesehen haben, so beruht die Wirkung des Schwefels gegen das Oidium auf einer allmählichen, langsamen Oxydation oder Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff und Bildung von schwefeliger Säure. Ein Schwefel nun, welcher zum Theil schon diese Umwandelung oder Verbrennung erlitten hat, ehe er auf die Reben gebracht wird, kann selbstverständlich keine so kräftige und nachhaltige Wirkung hervorbringen, wie ein in seiner Reinheit und seinen ursprünglichen Eigenschaften unverändert gebliebener Schwefel, und dies gilt nun eben gerade von der angepriesenen Schwefelblüthe. Jeder Apotheker wird dem Leser bestätigen können, daß die Schwefelblüthe stets eine mehr oder minder saure Reaction besitzt, welche von in derselben enthaltener Schwefelsäure (zum Theil vielleicht auch von niederen Oxydationsstufen) herrührt, und daß, um reinen, für medicinische Zwecke verwendbaren Schwefel zu erhalten und jene bereits gebildete Säure zu entfernen, man die Schwefelblüthe vorher stets einer sorgfältigen Waschung unterziehen muß (flores sulfuris loti), so daß wir es also in der Schwefelblüthe mit einem Schwefel zu thun haben, von welchem wenigstens ein Theil keiner weiteren Oxydation mehr fähig, gleichsam schon verbrannt, in seiner Kraft erschöpft und daher für den vorliegenden Zweck untauglich ist. Ja es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß die in der Schwefelblüthe enthaltene Schwefelsäure auf die zarten Organe der Rebe nachtheilig und beschädigend wirken könne. Aus diesen Gründen und weil wir die Vorgänge der langsamen Verbrennung des Schwefels auf der Rebe selbst zur Hervorbringung einer günstigen Wirkung für nothwendig erachten, und weil wir deshalb wirklichen Schwefel und keine Schwefelsäure anwenden möchten, so halten wir die Schwefelblüthe, trotz einiger kleinen Vorzüge derselben, für weniger geeignet und weniger empfehlenswerth als den gemahlenen Schwefel, welcher aus Rohschwefel bereitet wird und daher noch nicht, wie die Schwefelblüthe, destillirt und durch die Hitze verändert wurde.

Letztere wird bekanntlich dadurch gewonnen, daß man den geschmolzenen Rohschwefel in eisernen Cylindern bei einer Temperatur von 400° und darüber verdampft und die gebildeten Schwefeldämpfe in eine gemauerte Kammer leitet, wo sich dieselben abkühlen und in Form eines feinen Staubes auf den Wänden verdichten. Hierbei kommen aber die heißen Schwefeldämpfe mit der in der Kammer enthaltenen Luft in Berührung, in Folge dessen sich immer ein Theil derselben mit Sauerstoff verbindet, woraus sich eben das Vorhandensein von Schwefelsäure in der Schwefelblüthe erklärt. Den Rohschwefel erhält man dagegen einfach dadurch, daß man aus den betreffenden Erzen oder Mineralien den Schwefel ausschmelzt und alsdann in kaltem Wasser erstarren macht. Unter diesen Umständen erleidet derselbe keinerlei chemische Veränderung und entwickelt deshalb auch bei seiner Anwendung für den in Rede stehenden Zweck eine kräftigere und nachhaltigere Wirkung.

Was sodann zu Gunsten der Schwefelblüthe bezüglich des Unterschiedes in der Feinheit der beiden Schwefelsorten angeführt wird, mochte vielleicht seiner Zeit einige Berechtigung haben, hat aber heute sehr viel von seiner Geltung verloren, indem der gemahlene Schwefel, wie derselbe gegenwärtig von vervollkommneten Maschinen geliefert wird, hinsichtlich seiner Feinheit kaum noch hinter der Schwefelblüthe zurückbleibt, wofür denn auch gerade der Umstand spricht, daß derselbe bei gleichem Gewichte ein kleineres Volumen einnimmt als die Schwefelblüthe; denn je feiner bekanntlich ein Körper pulverisirt ist, desto mehr Masse geht davon auf einen bestimmten Raum. Die Schwefelblüthe ist allerdings aufgelockerter und voluminöser; daß man aber darum mit derselben weiter reiche und z. B. mit 100 Pfunden davon eben so weit gelange als mit 150—170 Pfunden gemahlenen Schwefels, ist in der That eine sehr naive Aufstellung; denn es ist klar, daß der einzelne Stock eines nach diesem Systeme mit Schwefelblüthe behandelten Weinberges unter diesen Umständen dem Gewichte nach entsprechend weniger Schwefel empfängt und folglich auch schlechter geschwefelt und weniger wirksam geschützt ist, als bei An-

wendung von gemahlenem Schwefel, und es ist daher als eine offenbare Selbsttäuschung zu bezeichnen, wenn man hierbei zu gewinnen glaubt und jenes Weiterreichen der Schwefelblüthe als einen Vorzug derselben betrachtet. Das Gewicht kann einmal nicht trügen und wer sich daher nicht durch den Augenschein täuschen lassen, sondern mit Schwefelblüthe eben so gründlich schwefeln will als mit der gemahlenen Sorte, wird nothwendiger Weise alsdann für ein bestimmtes Flächenmaß von ersterer ein eben so großes Gewicht verbrauchen als von letzterer.

Unzulässig ist ferner die Behauptung, daß die runden Kügelchen der Schwefelblüthe darum besser an den Reben haften, weil sie mehr Fläche zum Festhalten darbieten als die flachen eckigen Körnchen des gemahlenen Schwefels. Ohne Mathematiker zu sein, weiß Jeder, daß ein runder Körper, z. B. eine Kugel, blos mit einem einzigen Punkte auf seiner Unterlage ruht, woraus sich deshalb gerade die gegentheilige Schlußfolgerung ergiebt, daß nämlich die eckigen Körnchen des gemahlenen Schwefels mit ihren breiteren Flächen weit fester adhäriren oder hängen bleiben, als die sphärischen Kügelchen der Schwefelblüthe, worauf wir übrigens nur ein sehr untergeordnetes Gewicht legen.

Fassen wir das Voranstehende zusammen, so können wir natürlich nicht umhin, dem gemahlenen Schwefel im allgemeinen den Vorzug zu geben und den Gebrauch der Schwefelblüthe nur für diejenigen Fälle zu reserviren, wo der gemahlene Schwefel in nicht hinreichend guter Qualität und genügender Feinheit zu haben ist. Obwohl wir allem Autoritätsglauben abhold sind, so dürfte aber dennoch in der vorliegenden Frage, wo es sich um specielle Kenntnisse und Erfahrungen handelt, von Nutzen sein, schließlich darauf hinzuweisen, daß z. B. Payen, der berühmte Professor des Conservatoire des arts et métiers, dessen Namen jeder deutsche Industrielle kennt, und welcher sich in höherem Auftrage lange eingehend mit diesem Gegenstande zu beschäftigen hatte, unbedingt den gemahlenen Schwefel für den in Rede stehenden Gebrauch anempfiehlt, womit nicht nur das Urtheil der Wissenschaft, sondern auch dasjenige reifer Praxis ausgesprochen ist.

Emil Sommer.

Mannichfaltiges.

— Die neue Welt, die uns bereits die Nähmaschine erfand, bereitet ein neues Geschenk für uns vor in Gestalt der Strickmaschine. Bis jetzt hat man nur solche Strickmaschinen gekannt, welche ein ganz gleichmäßiges röhrenförmiges Gewebe zu liefern vermochten. Die neue amerikanische Strickmaschine von Lambs dagegen ist nicht rund, sondern langgestreckt und arbeitet auf beiden Seiten. Bei der vollen Breite enthält sie auf einer Seite 50 Nadeln; auf beiden Seiten zusammen können also durch jede Kurbelumdrehung 100 Schlingen gemacht werden. Rechnet man auf jede Kurbelumdrehung eine Secunde, so ergiebt dies für eine Minute 6000 Schlingen. Dadurch wird es begreiflich, daß man mit dieser Maschine an einem Tage 36 Paar Strümpfe anfertigen kann, während die Handstrickerin, wenn sie noch so fleißig und noch so geübt ist, täglich nicht zwei Paare fertig bringt. Außerdem kann man je nach Bedarf fest oder locker stricken. Die Maschine nimmt wenig Raum ein und wird an den Tisch angeschraubt. Man kann mit der Maschine abnehmen und zunehmen, den Keil, die Ferse, das Bein, den Rand des Strumpfes machen. Ebenso lassen sich gerippte, wollige und durchbrochene Gewebe jeder Art mit der Maschine herstellen und auf diese Weise Shawls, Decken, Besätze, Kinderkleider, Handschuhe und Anderes mit Leichtigkeit anfertigen. Während des letzten Breslauer Maschinenmarktes arbeitete die Maschine eine Menge derartiger Gegenstände zu großer Freude und Bewunderung der Damen, welche in der Regel dicht gedrängt um diese unscheinbare Maschine standen und den reichsten Beifall spendeten. Die Lambs'sche Strickmaschine kostet 140 fl.

— In allen bis jetzt verfertigten Eismaschinen wird die Kälte entweder durch Verdunstung einer sehr flüchtigen Flüssigkeit erzeugt, wie in der Aethermaschine, oder durch ein condensirtes Gas, welches rasch wieder die Gasform annimmt, wie in den Ammoniak- und Schwefelsäuremaschinen. Jetzt aber hat man eine Maschine ausgedacht, welche das Wasser durch seine eigene Verdunstung zum Gefrieren zu bringen geeignet ist. Es ist eine einfache einer Flasche angepaßte Luftpumpe. Die Flasche wird zur Hälfte mit Wasser gefüllt, und die Pumpe dann in Thätigkeit gesetzt. Zuerst wird die Luft ausgepumpt, worauf das Wasser rasch verdunstet. Um den luftleeren Raum zu vervollständigen und die Verdunstung zu vermehren, muß die ausgepumpte Luft und der ausgepumpte Wasserdunst durch einen hohlen Cylinder ziehen, welcher Schwefelsäure enthält, die natürlicherweise augenblicklich die Feuchtigkeit aufsaugt. Die Verdunstung geschieht so rasch, daß das zurückbleibende Wasser schnell in eine Eismasse verwandelt wird. Ein vier Minuten langes Pumpen genügt, um mit einem nur 30 fl. kostenden Apparat zwei Pfund Eis zu erzeugen.

— Ein amerikanisches Blatt giebt folgende Schilderung von der Strafcolonie der Vereinigten Staaten: Die Try Tortugas! Wer erschrickt nicht bei dem Gedanken an diese entsetzliche Insel? Was für die Russen Sibirien, für die Franzosen Cayenne, für die Spanier Fernando Po ist, das ist für die freien Amerikaner das Eiland Try Tortugas an der Südspitze von Florida. Eine Verbannungsanstalt im schrecklichsten Sinne des Wortes. Ein kleines, ödes, nacktes Korallenriff, auf dem kein Baum Schatten verleiht, auf dem nicht einmal eine Quelle vorhanden ist. Einige Baracken, in welchen theils die Gefangenen, theils die wachhabenden Soldaten untergebracht sind, bilden die einzigen Spuren von Leben. Traurig erhaben sind diese Gebäude über dem nackten Felsen. Die Sonne scheint mit all' ihrer tropischen versengenden Gluth Jahr aus Jahr ein auf die Unglücklichen herab, welche rings vom Meer umgeben und fern von aller Menschlichkeit verdammt sind, eine elende Existenz daselbst zu fristen. Das gelbe Fieber und andere Seuchen suchen die Insel regelmäßig heim. Für Thiere sind die Try Tortugas ein unbewohnbarer Aufenthalt; aber Menschen haben ihn zur Qual für sich und Anderen zur Wohnung auserwählt! Und die freien Republikaner sogar waren es, welche nicht vor dem Gedanken zurück schauderten, eine solche Verbannungsanstalt für Republikaner zu etabliren. Die Existenz der Try Tortugas als amerikanische Strafanstalt ist für die Vereinigten Staaten eine unauslöschliche Schmach. Die Try Tortugas sind aber nicht blos ein Schandfleck für Amerika, sondern für die ganze civilisirte Welt.

— Dem „British Medical Journal" zufolge ist in Callao (Chili) eine sehr heftige Epidemie ausgebrochen, welche sich nördlich bis nach Lima ausdehnte. In der Woche vor dem Abgange der Post forderte sie in Callao allein täglich etwa 100 Opfer, von denen ein großer Theil den besseren Ständen angehörte. Alle ärztliche Hilfe blieb vergeblich, da die Natur des Fiebers, welches schon 1854 die Gegend einmal heimgesucht hatte, unbekannt war.

— Barnum's letzte Idee. Unter dieser Ueberschrift zeigen englische Blätter an, daß dieser amerikanische Schwindler ein neues Museum eröffnen wolle, in welchem er getragene Hüte von hervorragenden Männern und getragene Handschuhe von berühmten Damen ausstellen wolle.

— „Um einem oft ausgesprochenen Wunsche nachzukommen," giebt Victor Hugo bereitwillig sein Autograph — gegen 10 Fr. pränumerando! Das Geschäft soll nicht schlecht gehen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 72.

*—r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

9.

Der Winter ging zu Ende, die Knospen der Bäume färbten sich grün und hie und da versuchte sich ein Vöglein in lustigen Cadenzen. Ein Zwischenfall ereignete sich, der mich überraschte. Mit anderen Insassen des Schlosses machte ich einen Spazierritt, und als wir das Gehölz verließen und auf die Landstraße einbogen, gewahrte ich in der Entfernung zwei Gestalten. Ich spornte mein Pferd an und hatte sie bald erreicht. Es waren Victor's Schwestern. Louise begrüßte mich freudig, Johanna war etwas schüchtern. Sie sagte, sie glaube mich verändert, weil ich sie so lange nicht besucht hatte. Hätte ich sie lieb, so wäre ich früher gekommen. Die Mutter wäre nicht ganz wohl und Victor immer traurig. Weshalb war er so traurig?

„Ob ich komme oder nicht,“ entgegnete ich, „so bin ich doch nie verändert. Ich liebe Euch so zärtlich wie zuvor. Ich will gleich mit Euch zur Mutter gehen. Da kommt unsere übrige Gesellschaft. Wir wollen ihnen entgegengehen und ich will ihnen sagen, daß ich Euch besuche. Das ist Fräulein Leonhard,“ setzte ich hinzu, als ich Rose an der Spitze der Cavalcade bemerkte, „Ihr waret doch neugierig, sie zu sehen?“

Johanna bejahte und ging neben meinem Pferde her. Die Sonne schien Rose ins Gesicht, bis sie ganz nahe bei uns in den Schatten kam, dann erhob sie die Augen, fuhr zusammen und zog die Zügel heftig an; das Pferd bäumte sich und warf sie ab. Ich schrie auf und sprang auf den Boden, aber Johanna blieb unbeweglich stehen. Sie sah nur auf Rose und wurde dabei so blaß, als hätte sie einen Geist erblickt. Ich schob sie bei Seite, um Rose beizustehen. Dann wandte sie sich schnell ab und schlug, ohne ein Wort zu sagen, den Weg nach dem Pachthause ein. Kein einziges Mal blickte sie nach uns um. Das Alles geschah in einer Minute. Die anderen Reitenden kamen hinzu; Fräulein Leonhard war nicht beschädigt, nur zu schwach und aufgeregt, um wieder aufzusteigen. Die Uebrigen ritten ins Schloß zurück; ich blieb bei Rose, bis der Wagen uns holen kam. Sie weinte die ganze Zeit hindurch. Louise war ihrer Schwester gefolgt und mein beabsichtigter Besuch im Pachthause unterblieb nun natürlich. Rose gab mir keine Erklärung der Ursache ihres Unfalls und ich befragte sie nicht darum. Ich dachte an Johanna's Benehmen und den sonderbaren Ausdruck ihres Gesichtes, und es war mir unmöglich, nicht auf den Gedanken zu kommen, daß sie in Rose Jemanden erblickt, den sie nicht erwartet und nun mit Kummer wieder gesehen hatte. Aber das junge Mädchen war als Kind nach Neufeld gekommen und hatte Fräulein Leonhard nicht einmal dem Namen nach gekannt. Ich zerbrach mir vergebens den Kopf, das Räthsel zu lösen. Johanna hatte ihre Eigenheiten; sie hatte ein Vorurtheil gegen Frau v. Böhm's Pflegetochter, sie machte sich nichts daraus, es unverhohlen zu zeigen, — dies war der Schluß, zu dem ich nach langer Mühe kam.

Abends hatten wir Gesellschaft, nach dem Thee wurde ein wenig getanzt. Um mich zu betäuben, nahm ich lebhafter als je an Allem Theil. Die Wildenbruch's beabsichtigten in der folgenden Woche abzureisen und Clara wollte, daß ich mit ihnen ging. Ich dachte, es wäre vernünftig zu gehen, dennoch konnte ich mich nicht ernstlich entschließen. In Neufeld war ich doch einmal wirklich glücklich gewesen, so leicht vermochte ich mich nicht von der lieben Stätte loszureißen. Zudem war vorher eine Erklärung zwischen mir und Victor nöthig, und wie konnte ich ihn aufsuchen, um ihm zu sagen, daß unser Verlöbniß zu Ende sei? Ich hatte ihn so lange gemieden, würde ich nun stark genug sein, ihm bei der unvermeidlichen Auseinandersetzung nicht zu zeigen, daß mir das Herz brach?

So tanzte ich wie die Uebrigen und schien sehr vergnügt. Clara spielte und blinzelte schelmisch nach ihrem Bruder und mir hinüber. Friedrich war wie an mich gebannt, und ich besaß in meiner verzweiflungsvollen Stimmung nicht die Energie, ihn von mir zu entfernen. Zuweilen dachte ich sogar, es wäre mir bestimmt, ihn, so lange ich lebte, um mich zu dulden. Spät am Abende gesellte sich Victor zu den Gästen. Sowie ich ihn gewahrte, machte ich mich unter dem Vorwande der Ermüdung von meinem Cavalier los und suchte ungesehen mein Zimmer zu erreichen. Doch Victor hatte mich nicht aus den Augen gelassen und holte mich auf der Treppe ein. Ich las in seinem Gesicht, daß er entschlossen war, Alles zwischen uns klar zu machen. Er zog meinen Arm durch den seinen und führte mich fast gewaltsam die Treppe hinab in eines der unbesuchten Nebenzimmer.

„Ida!“ begann er, nachdem er die Thür hinter uns geschlossen, „ich habe seit Wochen die Gelegenheit gesucht, allein mit Dir zu sprechen, doch Du bist mir so beharrlich aus dem Wege gegangen, daß ich jetzt zu einem etwas unceremoniellen Verfahren meine Zuflucht nehmen mußte. Vergieb es mir und leihe mir nur einmal ein williges Ohr. Ein paar Minuten wirst Du doch mit mir Geduld haben?“

„Sicherlich,“ entgegnete ich, „ich will gern hören, was Du mir zu sagen hast.“ Und ich trat vor den Spiegel und ordnete meine Schleifen. Ich war ein recht thörichtes Mädchen, denn mit diesem Benehmen machte ich mich so unliebenswürdig als möglich.

„Du weißt ganz gut, Ida,“ hub Victor wieder an, „was ich Dir zu sagen habe. Ich habe ein Recht, Dich um eine Erklärung Deines Betragens während der letzten Wochen zu bitten. Die Leute nennen Deinen Namen in Verbindung mit dem des Herrn v. Wildenbruch und sie haben gute Ursache dazu. Du bist so verändert, daß ich in Dir kaum noch dasselbe Wesen wieder erkenne. Kind, — wenn Du Deine mir gegebene Zusage bereuest, so sage es mir offen und ich gebe Dir die Freiheit zurück. Deine Veränderung ist mir nicht ganz unverständlich; Du hast, seit Du Dich mir verlobtest, Deine früheren Freunde wiedergesehen und erkannt, daß i h r e Lebensweise doch eigentlich diejenige ist, welche Dir am besten zusagt.

Fern sei es von mir, Dich zu tadeln. Ich kann auch nicht verlangen, daß Du Dein Glück dem meinigen zum Opfer bringst. Sprich Dich offen aus und — vergiß mich."

Der Ausdruck der Treuherzigkeit und des sanften Vorwurfs, der in seiner Stimme lag, war ganz geeignet, das künstliche Gebäude meines Stolzes zu erschüttern, und noch einmal kämpften gute und böse Gewalten in mir einen heftigen Kampf. Doch sollte ich im letzten entscheidenden Moment unwürdige Schwäche zeigen? Nimmermehr — und so antwortete ich ruhig und fest:

„Ich will Sie bei Ihrem Wort nehmen, Victor Grunert. Das Versprechen, das wir uns gegeben, sei hiermit aufgehoben."

Er seufzte tief, wie ich glaubte, weil er sich erleichtert fühlte, und geleitete mich ohne weitere Worte zur Gesellschaft zurück. Das war das Ende unseres Verlöbnisses. Aeußerlich ruhig und lächelnd flehte ich in meinem Innern um den Tod. Die folgende Nacht verbrachte ich in Thränen; aber am Morgen kam Clara, mich zu trösten und mir zu rathen, und sie that es in ihrer eigenthümlichen Redeweise.

„Du bist ein muthiges kleines Ding," sagte sie. „Ich bin froh, daß Du Courage genug hattest, zuerst aufzukündigen. Es wäre eine abscheuliche Demüthigung gewesen, wenn Du den Stuhl vor die Thür gesetzt bekommen hättest."

Ich versprach dann, mit den Wildenbruchs nach B. zu gehen.

10.

Frau v. Böhm hatte ein reizendes kleines aufgeputztes Boudoir mit weichen Divans und Polsterstühlen für sich und ihre Hunde, mit Vogelkäfigen und seltenen Topfpflanzen, und in dieses Gemach wurde ich zwei Tage nach meiner traurigen Unterredung mit Victor zu der Schloßherrin beschieden. Sie nickte mir freundlich zu und legte geheimnißvoll den Finger auf die Lippen, wie um mir gleich anzudeuten, daß es sich um eine discrete Mittheilung handelte.

„Ich weiß, liebes Kind," begann sie, „daß ich Ihnen in Allem trauen kann, und zudem lieben Sie unsere Rose. Ich würde Sie nicht bemüht haben, aber es ist mir unmöglich, ein Geheimniß lange allein zu tragen. Es macht mich krank, ich bin so nervenschwach." (Das Letztere war schwer zu glauben, aber viele wohlbeleibte Personen lieben es, von Nervenschwäche zu sprechen.) „Also, bestes Kind, das Hauptgeheimniß besteht darin, daß unsere liebe Rose verlobt ist."

Ich war unfähig gleich etwas zu erwidern; die gute Dame legte mein Schweigen für Erstaunen aus.

„Ja," fuhr sie fort, „wir müssen uns darauf gefaßt machen, sie zu verlieren, und es ist so schön und theilnehmend von Ihnen, so erschreckt auszusehen. Sie können sich denken, wie ich dabei leide, — ich, die ich den Engel weit mehr liebe, als ob ich zehnmal seine Mutter wäre!" Und die gute Frau mußte sich die Augen trocknen. „Wie ich Ihnen sagte, mein Kind, soll die Sache ein Geheimniß sein. Der alte Sir Arthur will, daß sein Sohn irgend eine steife Engländerin heirathe, eine sehr honorabele, wissen Sie; und der junge Arthur Noble kann nicht ohne seines Vaters Einwilligung heirathen. Inzwischen haben die jungen Leute sich verlobt, und hoffen auf bessere Zeiten. Jetzt schreibt mir der liebe junge Mann, daß er noch heute Abend bei uns eintreffen werde. Aber ich soll Rose nichts davon sagen, er will sie überraschen. Sie werden doch reinen Mund halten, liebe gute Ida?"

„O gewiß," erwiderte ich mit schwindelnden Sinnen und ohne recht zu wissen, was ich sagte.

„Eigentlich bin ich recht froh um das Alles," setzte Frau v. Böhm hinzu, „aus gar vielen Gründen. Rose verdreht anderen jungen Männern die Köpfe und das führt zu nichts als Unheil. Man kann sie am Ende nicht tadeln, sie ist so anziehend, so verführerisch, dabei ein bischen unüberlegt, wie es solch reizende Geschöpfe immer sind. Man kann sich auch am Ende nicht wundern, wenn die Mücken zu nahe um das Licht flattern und sich die Flügel versengen. Ach wie froh bin ich, daß ich mich so zuversichtlich zu Ihnen aussprechen darf."

Ich fühlte wo Frau v. Böhm hinauswollte; sie hatte Victor's Neigung zu Rose entdeckt und wollte mir einen Fingerzeig und Beruhigung geben! Welche Demüthigung für meinen einstigen Verlobten wie für mich! Also ein vornehmer Engländer, der Fräulein Leonhard wahrscheinlich auf Reisen kennen gelernt, begehrte ihre Hand und sie war willig, sie ihm zuzusagen. Natürlich — ihre kleine Liaison mit dem armen Pächter konnte dagegen nicht in die Wagschale fallen. Und doch war sie nicht ehrlich genug, die Wahrheit zu bekennen. Ihr Herz zog sie vielleicht zu Victor, Ehrgeiz und Weltsinn zu Arthur Noble; (wie gut ich mir seinen Namen gemerkt hatte!) sie wiegte sich in dem seligen Behagen, Beide noch eine Zeit lang im Garn zu halten. Was galt ihr Ruhe und Glück anderer Menschenkinder! Eine siegesdurstige Coquette begehrt nichts als die Befriedigung ihrer eigenen, eitelen Wünsche und Träume. Doch jetzt mußte die Entscheidung kommen. Arthur Noble würde sich im Bewußtsein seines anerkannten Rechtes schwerlich so discret benehmen, daß Victor nicht in ihm den bevorzugten Bewerber erkennen würde. Die widersprechendsten Gedanken und Empfindungen stürmten so bewältigend auf mich ein, daß ich vor Allem von Frau v. Böhm entlassen und allein zu sein wünschte. Doch die Gnädige war mit ihren vertraulichen Mittheilungen noch nicht zu Ende.

„Es ist noch ein anderer Umstand für mich dabei," flüsterte sie, „ich fürchte das Zusammentreffen von Arthur und dem jungen Grunert. Arthur's Vater hat früher ein paar Jahre in Deutschland zugebracht und war in B. mit dem Banquier Grunert befreundet. Er hegte das größte Zutrauen zu ihm, auch in Geldangelegenheiten und — nun, Sie wissen ja, liebes Kind, wie das Unglück geschah, und Sir Arthur kam in großen Verlust und war wüthend, wüthender als sich für einen Edelmann schickt, der immer noch ein kolossales Vermögen übrig behielt. Wie leicht kann es nicht zu unangenehmen Auftritten zwischen den Söhnen kommen! Suchen Sie doch Victor zu bestimmen, daß er seinerseits das Mögliche thut, den Frieden zu erhalten, Rose soll ihr Heil mit Arthur versuchen. Es wäre mir nichts peinlicher, als wenn es Reibungen zwischen den beiden jungen Männern geben sollte!"

Die kleine Dame jammerte noch eine Weile in dieser Weise fort, dann durfte ich mich endlich entfernen. Ich schützte Kopfweh vor und blieb für den Rest des Tages auf meinem Zimmer. Spät am Nachmittage traf Arthur Noble ein. Sein Wagen hielt am Gartenthor und ich sah ihn, wie er rasch durch die Hauptallee auf das Schloß zuschritt. Der angelsächsische Typus war zu deutlich in seiner Erscheinung ausgeprägt, als daß ich an seiner Identität mit Fräulein Leonhard's Verlobtem zweifeln konnte. Er war ein sehr hübsches Exemplar eines vornehmen Engländers, — blondlockig, blauäugig, von kräftigem Bau und heiterer Miene, und jetzt noch strahlend von immer erwartungsvoller Glückseligkeit. Welchen Empfang wird Rose ihm bereiten? so fragte ich mich selbst mit fieberhafter Unruhe.

Später als Frau v. Böhm noch einen Augenblick nach mir sehen kam, theilte sie mir mit, daß ihre Pflegetochter vor Freude und Entzücken sich gar nicht zu fassen wisse, und daß es im siebenten Himmel kein größeres Glück geben könne als das, welches die jungen Leute empfänden.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Lehrerversammlung in Kassel.

× Bei einer Betheiligung, welche nur von der zu Mannheim und Leipzig übertroffen wurde, indem die Zahl der Besuchenden an Dritthalbtausend gewesen sein mag, wurde am 4., 5. und 6. ds. in Kassel die 17. allgemeine deutsche Lehrerversammlung abgehalten. Der gegenwärtige Stand der Schulfrage sowie der Ernst der Verhältnisse verleihen jedoch der diesjährigen Versammlung eine erhöhte Bedeutung, und von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir dieselbe betrachten. Eine am Abende des 3. Juni gehaltene Vorversammlung beschäftigte sich mit der Wahl des Präsidenten, als welcher auch diesmal wieder Oberlehrer Dr. Theodor Hoffmann aus Hamburg bezeichnet wurde, und mit Feststellung der Tagesordnung für die erste Hauptversammlung. Diese fand am 4. in dem leider wenig geeigneten, sehr langen, aber schmalen Orangeriegebäude statt und wurde durch einen Choral eröffnet, worauf Dr. Denhard und Oberbürgermeister Nebelthau die Versammlung begrüßten. Den ersten — einleitenden — Vortrag hielt Tiedemann aus Hamburg über das Diesterweg'sche Wort: Lebe im Ganzen! „Im Alterthum galt das Gesetz: Alles für den Staat. Erst das Christenthum brachte die Bedeutung der Persönlichkeit zur Geltung. Doch erst unsere Zeit hat das Wort „Lebe im Ganzen" begriffen. Sei mit Bewußtsein und Ueberzeugung das Glied eines Ganzen, für dessen Zwecke du strebst, doch nicht mit dem Aufgeben der Persönlichkeit. Viele wollen, doch nicht Alle können. Nur Einer ist in der Einheit von beiden unser Ideal, Jesus Christus, das Ebenbild der Gottheit, der vollkommene Mensch. Wir können es ihm nicht gleichthun, doch nachstreben, — Gedeihen aller Verbindungen — Familie, Gemeinde, Vaterland — ist dann der schönste Lohn." Der Redner erntete reichen Beifall. Ernst aus Wien begrüßte als Abgeordneter der österreichischen Lehrer die allgemeine deutsche Lehrerversammlung. Die deutschen Lehrer Oesterreichs halten fest an der Hoffnung, daß in nicht ferner Zeit auch die Mauern Wiens die Repräsentanten der deutschen Schule aufnehmen werden. Stürmischer Beifall erfüllte das Haus, als Ernst sagte, daß keine politische Grenze uns scheiden dürfe. Dann folgte die Berathung über das Hauptthema des Tages: „Die Anerkennung und regelmäßige Berufung der Schulsynoden ist für die Entwickelung des deutschen Schulwesens nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig." Referent ist Th. Hoffmann aus Hamburg. Nach einer sehr lebhaften Debatte, an der sich auch Regierungsrath Kummer aus Bern betheiligte, wurde einhellig die Nothwendigkeit der Schulsynoden beschlossen. Die zweite Hauptversammlung am 5. Juni wurde von Dr. Wichard Lange aus Hamburg durch einen Vortrag über „Die Fundamentalsätze der heutigen erziehlichen Theorie und Praxis" eingeleitet. „Die Erziehungsweise ist eine zweifache: 1. die naturgemäße. Sie hat ihre Evangelisten in Rousseau, Kant, Pestalozzi, Diesterweg u. s. w. Ihr entgegen steht: 2. Die ad hoc-Erziehung, welche ihre Grundsätze vom Vorurtheil, Herkommen, Selbstinteresse dictirt erhält." Nach einer äußerst bewegten Verhandlung, in welcher der Vortragende sich als vollendeter Meister der Erziehungskunst wie der Rede bewährte, wurde ihm mit lautem Beifall gelohnt. Unter Anderen brachte Dittes aus Gotha dem Redner die größte Anerkennung entgegen, hielt der Menschennatur eine warme Lobrede, vertheidigte Rousseau's Ideen und redete mit der Verurtheilung der Regulativ-Pädagogik*), die in der Lehrerbildung nichts anderes sehe, als „daß er zum Schulhalten angeleitet werde."

Nach verschiedenen durch den Vorsitzenden mitgetheilten Begrüßungen von auswärts brachte ein Herr Jost aus Weißenburg den Gruß der französischen Lehrer und drückte die Hoffnung aus, daß die freie Schulbildung mit dazu beitragen werde, die nationalen Gegensätze zu mildern und ein Band allseitiger Liebe um alle Völker zu schlingen. Hierauf folgte die Ergänzung des geschäftsführenden Ausschusses durch Mitglieder aus Wien (Ernst), Berlin, Braunschweig und Rheinbayern (Gärtner in Iggelheim, Redacteur des „Pfälzischen Schulblattes"). In der dritten Hauptversammlung am 6. Juni begründete Pfarrer Dr. Riede aus Württemberg seine Thesen „über die Pflicht des Staates, seine Armen zu erziehen" mit gewohnter Meisterschaft, und einigte man sich nach lebhafter Debatte in dem Beschlusse: „Die Versammlung erklärt, daß die Erziehung und der Unterricht der Armen und Waisen eine Pflicht sei, die die Gemeinden und hilfsweise der Staat zu üben haben durch Unterbringen in Familien oder in Waisenhäusern; für Knaben das Waisenhaus, für Mädchen die Familie."

Zum Schlusse der Versammlung hielt Hoffmann aus Hamburg eine begeisterte Rede, in der er bewies, daß diese Versammlung eine der ausgezeichnetsten war 1. durch die Zahl der Theilnehmer, 2. durch die Art und Weise ihrer Zusammensetzung, indem alle Klassen der Lehrer, in der Schule, auf dem Katheder und der Kanzel, nicht geschieden weder durch Stellung noch durch Confession, hier vertreten seien; 3. durch die Beachtung und Ehre, die sie früher nicht gefunden; 4. durch die Resultate der Verhandlungen. Er sagte, die Verhandlungen könnten Zeugniß geben, daß die deutschen Lehrer in ihren allgemeinen Versammlungen den Grund und Boden für ihre Thätigkeit suchen, daß sie nur das wollen, was Allen zum Heile und zum Frieden dient. Daß ihnen das auch jetzt wieder gelungen, das dankten sie dem Geiste der Wahrheit, dem Geiste der Treue und dem Geiste der Liebe. — Als nächstjähriger Versammlungsort wurde Berlin bezeichnet. Von Seite der Stadt Kassel war Alles aufgeboten worden, um den Festgästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und so wird diese Versammlung für alle Theilnehmer unvergeßlich, in ihren Wirkungen aber nachhaltig sein. Sie war ein Ereigniß, das nicht todtgeschwiegen werden kann. Wie sehr auch im Auslande deren Wichtigkeit erkannt wurde, beweist die Beschickung selbst aus fremden Ländern wie Rußland, Schweden, Ungarn 2c. Möge, wie Dr. Hoffmann schloß, der, von dem alles Gute kommt, auch ferner seinen Schutz verleihen und im nächsten Jahre noch zahlreichere Schaaren eine ebenso herzerquickende Aufnahme in Berlin finden lassen!

Nachträglich verdient noch bemerkt zu werden, daß die Lehrmittel-Ausstellung im Ständehause von größtem, allgemeinstem Interesse war. Unter der Menge des nach allen Beziehungen Bedeutsamen führen wir nur die physikalischen Apparate des Lehrers J. G. Hering aus Reichenbach im Voigtland an. Dieselben sind den Landschulen des Königreichs Sachsen zur Anschaffung empfohlen und sollten in keiner, auch der kleinsten Dorfschule nicht, fehlen. Der kleine Apparat für Elementarschulen enthält unter 30 verschiedenen Stücken u. A. einen Elektrophor, einen Magnet, Compaß und Elektromagnet, Alles von ausgezeichneter Arbeit und Zweckmäßigkeit; Preis 6½ Thaler. Der größere Apparat für Bürgerschulen enthält gleichfalls 30 Stücke, z. B. eine Elektrisirmaschine, einen gangbaren elektromagnetischen Zeigertelegraphen; Preis 19 Thaler. Gemeinden, die nur einigermaßen im Stande, können ihren Schulen kaum etwas Schöneres und Werthvolleres widmen. Das Schulblatt wird wohl Gelegenheit finden, die Lehrer noch näher in Kenntniß davon zu setzen

*) Und Normativ-Pädagogik. Anm. d. Red.

Zum Proceß Chorinsky.

Die Anklageschrift gegen den Grafen Gustav Chorinsky liegt vor. Sie führt eine Reihe von Thatsachen auf, welche aus dem Proceß Ebergenyi und aus dem Polizeibericht des Hrn. v. Burchtorff bereits bekannt sind. Nur folgende Stellen der Anklageschrift wollen wir hervorheben: Aus Allem, heißt es, geht hervor, daß Graf Gustav Chorinsky den Mord nicht nur gewollt und gefördert, sondern geradezu veranlaßt hat. Es wurde deutlich, daß er die Bekanntschaft mit Julie v. Ebergenyi gesucht und angeknüpft, daß er diesem Verhältniß, welches sie wohl kaum ernster aufgefaßt haben würde als die zahlreichen anderen ähnlichen Verbindungen, durch den stürmischen Drang seiner Leidenschaft, durch seine Auffassung solcher Verhältnisse, jene ernste Wendung gab: „ich will, ich werde, ich muß dich heirathen." Es wurde gezeigt, wie in Folge dieses Andrängens sie hierauf einging, wie sie eine Verlobung feierten, wie er um ihre Hand warb, hierbei das in seiner Ehe vorhandene Hinderniß den Eltern und Verwandten verheimlichte, und statt dessen einen Proceß vorschützte, der jedoch einer glücklichen Lösung nahe sei. Wir sehen ihn lange vor dem Tode seiner Frau mit der Geliebten Vorbereitungen zur Heirath treffen. In seiner Ehe bestand das Hinderniß der neuen, so sehnlich gewünschten Verbindung, er mußte daher zunächst auf dessen Beseitigung verfallen, zumal da ihm seine frühere Verheirathung schon längst als eine Thorheit, sein Eheband als eine qualvolle Fessel, die ihn von Zukunft, Glück und Reichthum schied, erschien, und die neue Leidenschaft den alten unmenschlichen Haß gegen sein Weib zu neuer Gluth angefacht hatte. Er trat zu diesem Zweck mit dem ihm bekannten und verpflichteten Rampacher, später durch diesen mit Dickers in Verbindung, er suchte aus gleichem Grund später mit Julie Hilfe bei Lo Presti und flehte diesen sogar kniefällig um seine Mitwirkung an. Er sagt in seinem Verhör, daß begreiflicher Weise der Rücktritt Lo Presti's von seinem Versprechen, der hierdurch bedingte Aufschub ihm gräßlich war. Seine Geliebte, die in ihren zahlreichen Verhören, trotz ihrer vollkommenen Hilflosigkeit, ihn nie der Mitschuld bezichtigte, sagt doch einmal, daß er etwas für die Ratten haben wollte, und daß, als die Sendung in Folge eines Versehens zurückgeschickt wurde, er von der weiteren Verfolgung dieses Weges abrieth. Er war es, der bei der verfänglichen Sendung jener Schachtel mit candirten Früchten diese siegelte, mit verstellter Schrift adressirte und Rampacher zur Bestellung übergab; nur er konnte den damaligen Aufenthalt seiner Frau ermittelt haben; er brachte das übrig gebliebene Gift in jenem Paket nach Szesen; er holte, als seine Geliebte über das Schicksal der Schachtel in banger Sorge war, Rampacher herbei, um sie zu beruhigen. Als endlich die Reise nach München beschlossen war, besorgte er die Umwechselung des Geldes, die Paßkarten, den Empfehlungsbrief. Er schrieb am 18. November, dem Tag vor der Abreise: „Ich muß noch heute Einiges mit Dir besprechen ..... ich werde Dir heute noch einige Hotels in M..... aufschreiben, wir werden Beide beten, daß uns Alles glücke, und nicht nachlassen, wir müssen uns jetzt heirathen, denn ich könnte so nicht fortleben." Er besorgte den Wagen zur Eisenbahn und veranstaltete, daß sie ihre von hier aus zu schreibenden Briefe nicht unter seiner Adresse, sondern an Rampacher schickte. Er schrieb, während sie hier den Mordanschlag ausführte, jene drei Ergüsse nieder, die beredte Zeugen seiner vollkommenen Kenntniß ihres Vorhabens sind, seiner Angst um sie, seiner Besorgniß des Fehlschlagens, seines wahrhaft teuflischen Hasses gegen seine Frau, seiner Furcht, daß es ihrer Liebenswürdigkeit gelingen könnte, die Mörderin umzustimmen und von ihrem Vorhaben abzubringen. Er bereitete inzwischen jene Freundin seiner Frau, welcher er den Empfehlungsbrief für seine meuchelmörderische Buhlerin abgelockt hatte, durch das unwahre Vorgeben, daß nach erhaltener Mittheilung seine Frau sehr gefährlich krank sei, auf deren durch Mord nahe bevorstehenden Tod vor, und suchte den vielleicht widersprechenden Inhalt einer etwaigen Antwort auf den Empfehlungsbrief von vornherein durch die Vorspiegelung zu paralysiren, daß sie von ihrem gefährlichen Zustand nichts ahne. Wie seine Geliebte nach dem Mord, offenbar in der Absicht, sich wieder in den Besitz des sofort ihre Spur verrathenden Empfehlungsbriefes zu setzen, eine Menge der in letzter Zeit an Mathilde Chorinsky gelangten Briefe an sich raffte, so traf auch er Veranstaltung, daß eine etwaige, den Empfehlungsbrief erwähnende Zuschrift seiner Frau an die Moriott ihm ausgehändigt werde, ja er war sogar bemüht, derartige Briefe schon bei den Briefträgern aufzufangen. Gleichzeitig sann er darauf, einem aufkeimenden Verdacht mit einem falschen Alibi-Beweis zu begegnen, wie er denn auch nach seiner Verhaftung von hier aus durch Telegramm und Schrift die Angehörigen Juliens zur eidlichen Bestätigung ihrer Anwesenheit in Szesen vom 19. bis 22. November zu bestimmen versuchte. Nach ihrer erfolggekrönten Heimkehr fand ihn Rampacher in höchster Aufregung und Furcht, weil bei der schleunigen Flucht der Mörderin ungewiß geblieben, ob Mathilde wirklich todt oder nur betäubt war, reiste dann in seinem Auftrag mit dem nächsten Zug hierher, um diese qualvolle Ungewißheit zu heben. Die durch die hiesige Polizei vermittelte Gewißheit ihres Todes belebte seinen Muth wieder so weit, daß er mit seinem Vater, im falschen Gefühl seiner vierfachen Unangreifbarkeit als Ausländer, Officier, Edelmann und Sohn des Statthalters von Niederösterreich, die vom Anstand gebotene Reise hierher zu machen wagte. Dann folgen die bekannten Briefe Chorinsky's an die Ebergenyi. Die Anklageschrift schließt: „Demgemäß ist Gustav Graf v. Chorinsky Frhr. v. Ledske, früher Oberlieutenant im K. K. österreichischen 12. Infanterie-Regiment, angeklagt des mit Todesstrafe bedrohten Verbrechens der Theilnahme an dem durch Julie Ebergenyi von Telekes am 21. November v. J. an seiner Gattin Mathilde v. Chorinsky Ledske verübten Verbrechen des Mords. (A. Z.)

Mannichfaltiges.

— Die soeben ausgegebene Nummer des „Bazar" enthält unter der Rubrik „Officielle Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts" zwei interessante Briefe, welche dem Vorsitzenden des genannten Vereins, Präsidenten Lette, aus Philadelphia zugegangen sind. Der eine dieser Briefe ist von einer jungen Holsteinerin, Frau Henriette H., die im vorigen Jahre nach Philadelphia ging, um sich im dortigen Dental College der Zahnheilkunde zu widmen; sie berichtet darin über die Schwierigkeiten, welche sie zu bekämpfen gehabt, ehe man sie zu dem Studium zugelassen, wie über den Fortgang desselben und spricht sich befriedigt über die bereits gewonnenen Resultate, hoffnungsreich und muthvoll für die Zukunft aus.

— Freiligrath's Uebersiedelung nach Cannstadt findet noch im Laufe dieses Monats statt. Mittlerweile halten es seine zahlreichen Freunde in England für ihre angenehme Pflicht, dem scheidenden Dichter Abschiedsfeste zu geben. Schon haben mehrere derselben in engeren Kreisen stattgefunden, das größte derselben jedoch veranstaltet die auch in Deutschland durch ihre ausgedehnte Wohlthätigkeit bekannte Frau Salis Schwabe, in deren Hause sich dieser Tage die hervorragendsten in London anwesenden Vertreter deutscher Kunst und Literatur zu einem Festmahle versammeln, um dem trefflichen Dichter und Menschen Lebewohl zu sagen.

— Der raisonnirende Bericht über die Weltausstellung von 1867, das Werk von 250 französischen und ausländischen Mitarbeitern, ist vollendet und sieht seiner Veröffentlichung entgegen. Der Bericht wird aus 13 Octavbänden bestehen und der Preis eines jeden Bandes von circa 1000 Seiten ist auf 3 Fr. 50 C. festgesetzt worden. Zwölf Bände sind bereits gedruckt und der dreizehnte wird eben abgezogen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 73.

*–r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

11.

Am folgenden Morgen machte ich mich auf den Weg nach dem Pachthause; ich mußte Frau Grunert mein Vorhaben, mit den Wildenbruch's zu gehen, ankündigen. Ich fühlte mich unaussprechlich einsam und betrübt. Frau Grunert würde mich sicher tadeln; ich hatte mich mit ihrem Sohne entzweit und das Verlöbniß mit ihm aufgelöst; ich ging mit vornehmeren Freunden in das geräuschvolle Leben der großen Stadt zurück. Alles sprach gegen mich, alles Unrecht schien auf meiner Seite zu liegen. Und wenn meine geliebte zweite Mutter mich auch küßte und segnete und in ihrer Herzensgüte mich ohne Tadel entließ, so wußte ich doch, daß ich in ihrer Achtung gesunken war. Und dann, — wo würde ich wieder eine wahre Heimath finden? Es war ein heiterer Frühlingstag und sonniger Friede lag auf dem gedeihenden Pachthofe. Ohne Jemanden von der Familie zu begegnen, erreichte ich das Haus; ich überschritt die Schwelle und klopfte an die Thür des Wohnzimmers. Niemand rief herein, es war geschlossen. Ich ging die Treppe hinauf nach unserem einstigen Schulzimmer. Johanna saß allein am Tisch über einem Buche brütend; sie sah blaß und mager, fast gealtert aus. So wie sie mich erkannte, überflog eine jähe Röthe, aber nur für eine Secunde, ihr Gesicht. Mit Widerstreben reichte sie mir die Hand, es war eine kalte erzwungene Bewegung. Ihre Mutter sei ausgegangen, sagte sie, eine arme Familie besuchen, in der ein Todesfall stattgefunden, und sie würde wohl länger ausbleiben. Louise war ebenfalls nicht zu Hause. Wir saßen uns gegenüber, sprachen aber nicht und Johanna's Augen mieden die meinen.

„Ich gehe nach B.," sagte ich endlich, „und bin gekommen, Abschied zu nehmen."

„Ich weiß es," entgegnete Johanna, „mein Bruder sagte es mir." Und wieder wurde sie dunkelroth im Gesicht. „Es ist mir lieb für Dich. Ich habe immer gedacht, eine große Stadt wäre der passendste Aufenthalt für Dich. Der Pachthof mußte Dir bald überdrüssig werden."

„Sage lieber, der Pachthof ist meiner überdrüssig geworden," erwiderte ich.

Sie lächelte bitter und zuckte die Achseln, als ob dies die einzige Antwort wäre, die sie sich die Mühe geben wollte mir zu geben.

„Jedoch," setzte ich hinzu, „ich kam nicht hierher, um darüber zu sprechen —"

„Nein," fiel sie hastig ein, „warum solltest Du auch einen Vorwand gebrauchen? Wir konnten nicht erwarten, Freunde zu haben, wir hofften es nur einmal thörichterweise, das war, als Du zu uns kamst. Mit der Zeit werden wir uns an den Fluch gewöhnen, den der Vater uns hinterlassen hat."

„Johanna, Johanna," rief ich, „wie kannst Du so gottlos reden?"

„Und was anders als gottlos kann ich sein?" gab sie zurück. „Die Welt erwartet es ja nicht anders. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, so sagen ja alle Leute."

„Denke doch wie glücklich Du noch bist, eine solche Mutter zu haben."

„O meine Mutter," rief sie in verändertem Tone; „aber sie hat alle ihre Liebe meinen Geschwistern geschenkt. Ich bin meines Vaters Tochter. Wüßte sie, wie gottlos ich bin, sie würde mich heilen, aber sie ist eine Heilige und ahnt nichts Böses. Sie lobt mich, weil ich so fleißig bei meinen Büchern bin. Sie kennt nicht meine innere Bitterkeit. Aber wenn mein Vater hier wäre, so sollte er den ganzen Umfang des Elendes erkennen, das er über uns gebracht hat."

Diese Härte in dem jungen Mädchen that mir unendlich weh, aber ich fand kein passendes Wort der Entgegnung. Sie hielt mich für falsch gegen ihren Bruder, und deshalb war sie wohl doppelt bitter und erzürnt.

„Wie geht es dem Fräulein im Schlosse?" fragte sie plötzlich.

„Du meinst Fräulein Leonhard?"

„Ja, Fräulein Leonhard," sagte Johanna, indem sie in so sonderbarer Weise zu Boden sah.

„Es geht ihr sehr gut," erwiderte ich und dachte mit brennendem Schmerz in der Brust, wie unglücklich sie mich gemacht hatte.

„Es giebt noch mehr Gottlosigkeit in der Welt als die meine," fuhr Johanna fort, „Fräulein Leonhard ist falsch und Du bist falsch, alle Menschen sind falsch. Nur zwei Ausnahmen giebt es: meine Mutter und Victor. Aber den Schlechten geht es immer gut, während die ehrlichen Seelen mit Unglück kämpfen müssen, mit Unglück und Schande!"

In diesem Augenblick wurde die Thür hastig geöffnet und im nächsten hing Louise mir weinend am Halse.

„O Ida, Ida," schluchzte sie, „warum gehst Du fort? Du versprachst immer bei uns zu bleiben! O geh' nicht, geh' nicht!"

Lange konnte ich mich nicht von dem Kinde losmachen. Johanna trug Erfrischungen auf, welche unberührt stehen blieben. Louise weinte von Neuem leidenschaftlich, als ich ging, die ältere Schwester entließ mich kühl, wie sie mich empfangen. Traurig kehrte ich in's Schloß zurück, ohne Frau Grunert gesehen zu haben. Hätte ich sie an dem Tage gesehen, hätte die Ausübung ihrer Christenpflicht sie nicht vom Hause fern gehalten, so wäre wahrscheinlich mein Leben und das einiger anderer Personen in ganz verschiedene Bahnen gerathen. Sie würde dann keine Veranlassung gehabt haben, mich am nächsten Tage im Schlosse zu besuchen, was sie jetzt that.

Ich war beschäftigt meine Koffer zu packen, als die Thür aufging und Rose eilig eintrat. Sie bebte an allen Gliedern und war so blaß wie eine Leiche.

„Meine Mutter! Meine Mutter!" sagte sie wie träumend, „ich habe meine Mutter gesehen!"

„Was meinen Sie, Rose?" fragte ich entsetzt, denn ich glaubte ihre Mutter wäre todt und sie hätte deren Geist zu erblicken vermeint.

„Meine Mutter, — Frau Grunert. O Ida, sie erkannte mich nicht! Bin ich denn so verändert? Und ich bin doch ihr Kind. O Gott, wie blaß und abgehärmt sie ist! „So, das ist Fräulein Leonhard," sagte sie, und ich senkte den Kopf, grüßte von ferne und lief davon. O meine Mutter! Meine Mutter!"

Die seltsamen verworrenen Worte fuhren wie Blitzfunken in mein Gehirn. Erst dunkelte es vor meinen Augen, dann strahlte Alles in hellem Licht, bis ich allmählich wieder Rose's entfärbte thränenfeuchte Züge unterschied. Ich streckte ihr die Arme entgegen und zog sie an meine Brust; halb ohnmächtig klammerte sie sich an mich, als wolle sie mich nie mehr von sich lassen.

Ein Diener kam mit der Meldung, daß Frau Grunert mich zu sehen wünschte. Ich führte Rose zu einem Ruhebett und bat sie, sich zu fassen.

„Ich muß zu unserer Mutter gehen," sagte ich, „aber gieb mir nochmals die feierliche Versicherung, daß Du Frau Grunert's Tochter bist."

„Ich bin es, Gott sei mein Zeuge," versicherte sie, „ich bin Marie Grunert, Victor's Schwester. Das ist das Geheimniß, das ich Dir an jenem Abende sagen wollte, als Du eifersüchtig warst und mich nicht anhören wolltest. Ich habe Dir noch mehr, noch viel mehr zu sagen, aber geh' jetzt. Nur versprich mir noch Eins: — begleite die Wildenbruchs nicht nach B., bleibe bei uns, o bleibe bei uns! Ich habe Dich so nöthig, und jetzt da ich einmal angefangen habe zu sprechen, so sollst Du auch Alles wissen, alle meine Fehler, meine Schwächen, alle meine Sorgen und Bekümmernisse."

Sie flehte so dringend und küßte meine Hände.

„Ich werde bleiben," sagte ich, „ich will Dir beistehen wie ich kann, und ach! wie froh bin ich, nicht mit den Wildenbruchs gehen zu dürfen."

Dann ging ich hinunter. Ich fand die gute alte Dame recht betrübt und kummervoll. Ich warf mich ihr in die Arme und brach in Thränen aus.

„Was bedeutet das, mein Kind," fragte sie; „ist nur ein Mißverständniß vorgekommen? Und wessen Schuld ist es? Deine oder Victor's?"

„Meine Schuld, meine Schuld," weinte ich. Ich gehe auch nicht fort; aber Sie dürfen es Victor nicht sagen, weil er sonst denken möchte —"

„Was —?"

„Ich weiß es nicht; Sie dürfen ihm aber nur sagen, daß ich bleiben werde, weil Fräulein — Fräulein Leonhard es so sehr wünscht."

Frau Grunert lächelte und entfernte sich zufrieden. Ich begab mich zu Rose zurück, die ich am Fenster stehend fand. Sie sah mit sehnsüchtigen Blicken ihrer Mutter nach, deren schwarzes Kleid eben hinter den Baumstämmen verschwand. Am nämlichen Abende erzählte sie mir ihre Geschichte.

12.

„Als ich ein kleines Mädchen war," begann sie, wurde ich nach Paris in eine Erziehungsanstalt geschickt. O warum ließ mich meine Mutter so früh ihre Nähe missen? Es war eine Erziehungsanstalt, in der die allerweltlichste Richtung vorherrschte und täglich wurde mir indirect der Grundsatz als erste Regel aufgestellt, daß je reicher und angesehener mein Vater wäre, und je mehr Freunde ich unter Vornehmen zählen könnte, desto größer meine Aussichten auf Lebensglück wären. Ich ging immer schön gekleidet und wurde von allen Seiten geliebkost und verhätschelt. Es wohnte eine Freundin meines Vaters in Paris, zu der ich häufig eingeladen wurde. Sie fuhr mit mir in ihrer eigenen Equipage spazieren, überhäufte mich mit Geschenken und ließ mich an den glänzenden Reunions, die sie regelmäßig bei sich veranstaltete, Theil nehmen. So lernte ich frühzeitig das schimmernde Weltgetriebe der französischen Hauptstadt kennen und bald war ich vertraut mit den Eitelkeiten und Thorheiten der dortigen höheren Gesellschaft. Jedes Jahr im Sommer ging ich wohl für eine kurze Zeit nach Deutschland zu meinen Eltern, aber das Leben zu Hause erschien mir langweilig und meiner Mutter ruhiges, ernstes Benehmen flößte mir beinahe Furcht ein. Sie ließ mich nur immer ungern wieder von sich gehen, es war indeß meines Vaters vorherrschender Wunsch, daß ich eine durchaus französische Erziehung erhalten sollte. Ich war gerade siebzehn Jahre alt und nahe daran, das Institut zu verlassen, als die für meine Eitelkeit und Vorliebe für Glanz und Vergnügen doppelt niederschmetternde Nachricht eintraf, daß mein Vater ruinirt und sein Name der Verachtung der Welt preisgegeben war. Der Eindruck, den das Unglück auf mich machte, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Ich glaube, ich verlor den Verstand, wenn ich überhaupt je Verstand besessen. In mir war keine bessere, keine gediegenere Eigenschaft gepflegt worden, ich war ohne allen inneren Halt, der Schlag warf mich völlig zu Boden. Meine Mutter hatte an die erwähnte Freundin meines Vaters geschrieben und sie gebeten, mich schonend mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Die Dame stand jedoch im Begriff, ihr Haus in Paris zu verlassen und auf eines ihrer Güter zu gehen, und so schob sie die unwillkommene Verpflichtung gerne der Institutsvorsteherin zu. Sie ließ mich ihrer herzlichen Theilnahme versichern, erklärte, daß sie „vraiment désolée" wäre, versprach mich vielleicht noch zu besuchen, — aber wiedergesehen habe ich sie nimmer.

„Und so hörte denn das ganze Institut von meinem Unglück zur nämlichen Stunde, da ich es selbst erfuhr. Das erste, was ich that, nachdem ich das Entsetzliche begriffen, den Umfang meiner Demüthigung ermessen hatte, war, daß ich meinen Hut und Shawl nahm und zum Hause hinausrannte, entschlossen nie wieder dahin zurückzukehren. Als ich aber ein paar Stunden in Paris herumgelaufen war, ohne eigentlich zu wissen, was nur aus mir werden sollte, ergriff mich die Angst vor den Folgen meines unsinnigen Beginnens, und müde, hungernd, eingeschüchtert und trostlos gab ich mein planloses Herumirren auf und war Abends wieder bei meinen Mitschülerinnen. Ich nahm es als ausgemacht an, daß die ganze Welt mir jetzt feindlich gesinnt war, und um den Ausbrüchen dieser Feindseligkeit zuvorzukommen, geberdete ich mich trotzig und eigensinnig und entfremdete mir Jedermann durch meinen herausfordernden Starrsinn. Meine gute arme Mutter bat mich schriftlich, noch so lange Geduld zu haben, bis es ihr möglich sein würde, mich abzuholen und bei sich aufzunehmen. Geduld! das Wort kannte ich wohl, aber nicht seine Bedeutung. Nein, ich wollte nicht nach Hause gehen; ich wollte lieber einen anderen Namen annehmen und kein bekanntes Antlitz je wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der europäische Haussperling als Auswanderer in den Vereinigten Staaten.

Vor ungefähr zwölf Monaten kam in einer Versammlung von Gelehrten in Boston unter Anderem auch der Versuch zur Besprechung, den man mit Einführung und Akklimatisirung des gemeinen und bekannten europäischen Haussperlings in New-York angestellt hat. Der Versuch hatte, wie man anführte, einen ziemlich guten Erfolg. Die Vögel waren gediehen, hatten sich vermehrt und erfüllten vollkommen Alles, was man von ihnen erwartete, indem sie die dem Blätterwerk der Schattenbäume dieser Stadt so schädlichen Insecten bekriegten. In der nämlichen Versammlung äußerte aber ein ausgezeichneter Gelehrter ernste Befürchtungen — gegründet auf die angeführten verheerenden Gewohnheiten dieser Vögel, besonders daß sie sich gern auf Kosten reifender Körnerfrüchte ernähren. Er meinte nämlich: die allgemeine Einführung dieser Vögel in den Vereinigten Staaten könnte unheilvolle Folgen haben. Später hielt derselbe Gelehrte in einer Versammlung der Bostoner naturhistorischen Gesellschaft einen auf seine eigenen Forschungen gestützten Vortrag, in welchem er ein sehr dunkeles Gemälde von dem moralischen Charakter unserer Schützlinge entwarf und bezüglich der Zerstörungen, die sie in den europäischen Getreidefeldern anrichteten, umfangreiche Fachschriften anführte.

Es entsteht daher die Frage, ob das Unheil, welches die Sperlinge anrichten, wirklich größer ist als das Gute, welches sie stiften. Da zeigt denn die Geschichte, daß verschiedene Völker und Länder, wenn sie jeweilig in kurzsichtigem Aerger über die Verheerungen des Sperlings und uneingedenk der Wohlthaten, die er ihnen in der Vernichtung schädlicher Insecten beständig leistet, ihn bekriegten und großentheils ausrotteten, ihren verhängnißvollen Irrthum in späteren Jahren bitter gebüßt haben, indem sie ihre wirklichen Freunde vertilgt hatten. Ungarn, Baden, Preußen und verschiedene Bezirke Frankreichs haben jedes ihrerseits durch eine theuer erkaufte Erfahrung gelernt, daß ihnen der Sperling ein durchaus nothwendiger Vogel ist.

Ferner finden wir, daß die französische Regierung sehr umfassende und sorgfältige Forschungen über den allgemeinen Nutzen der Vögel für die Landwirthschaft anstellen ließ; der Bericht, welchen die betreffende Commission erstattete, ist höchst lehrreich und zu Gunsten unseres Freundes, des Sperlings, der nun durch strenge Gesetze vor Belästigung in Frankreich geschützt ist. Dieser Bericht, der im Senat des französischen Kaiserreichs am 27. Juni 1861 erstattet wurde und um Gesetze bat zum Schutze von Vögeln, welche schädliche Insecten zerstören, ist im Bulletin Mensuel de la Société Protectrice des Animaux für Juli 1861 abgedruckt. Nachdem in demselben eine höchst interessante Schilderung von den umfassenden und befriedigenden Untersuchungen der Mägen verschiedener Vögel gegeben worden und so der Beweis von den werthvollen Diensten geliefert war, die eine große Anzahl derselben der Landwirthschaft leistet, vertheidigen die Verfasser den Haussperling in vollkommen triftiger Weise. Dieser Theil des Berichtes lautet: „Der verrufenste Vogel unter der Klasse der Körnerfresser ist ohne Zweifel der gemeine Sperling, der so oft als unverschämter Dieb verschrieen wird. Wenn man indeß den in den Documenten dargelegten Thatsachen Glauben schenken darf, so ist dieser Vogel trotz der ungerechten Vorurtheile so Vieler ein weit besserer Freund von uns, als man gemeiniglich vermuthet. So ist darin gezeigt, daß einmal, als in Ungarn ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde, und ein andermal, als das Nämliche in Baden geschah, dieses verständige Opfer einer ungerechten Proscription auf eine Zeitlang vollständig aus beiden Ländern verschwand. Bald aber erkannten die Bewohner zu ihrem Schaden, daß die Sperlinge allein im Stande gewesen, einen erfolgreichen Krieg gegen den Maikäfer und Tausende anderer der beflügelten Insecten zu führen, welche die niederen Ländereien heimsuchen. Dieselben Männer, welche so unüberlegt Prämien auf die Vernichtung der Sperlinge ausgesetzt hatten, sahen sich daher veranlaßt, energische Maßregeln zu ergreifen, um sie in diese Länder zurückzubringen. Die doppelten Kosten, die dadurch veranlaßt wurden, waren eine passende Strafe für ihre übereilten Maßnahmen."

Auch Friedrich der Große von Preußen führte seiner Zeit Krieg gegen die Sperlinge, weil sie seine Lieblingsfrucht, die Kirsche, nicht respectirten. Der Sperling wich dem Besieger Oesterreichs und verschwand aus Preußen. Allein nach Verfluß zweier Jahre (sagt der Bericht) gab es nicht nur keine Kirschen mehr in Preußen, sondern auch kaum irgend eine andere Art Obst. Die Raupen hatten Alles zerstört. Und dieser große König, der Sieger auf so vielen Schlachtfeldern, war froh, einen demüthigen Frieden unterzeichnen zu können, und dem Sperling, der wieder in das Land zurückgerufen und mit der königlichen Gnade beehrt wurde, einen hübschen Theil seiner Kirschen zu überlassen.

In die Vereinigten Staaten aber ist der Sperling erst vor so kurzer Zeit eingeführt worden, daß es voreilig erscheinen dürfte, mit positiver Gewißheit davon zu sprechen, ob er sich künftig zum Guten oder Schlimmen entwickeln werde. Wer indeß den Zustand kennt, in welchen die Bäume auf den öffentlichen Plätzen und in den Parks von New-York und anderen südlichen Städten in jedem Sommer durch die Maßwürmer versetzt wurden, muß zugeben, daß die von einigen für das Gemeinwohl begeisterten Männern nach unserem Handelsemporium gebrachten Sperlinge bereits Wunder gethan haben. Erst vor wenigen Jahren noch wurden alle Bäume in diesen Parks mit Ausnahme der Ailanthus, früh im Sommer eine häßliche Sammlung verheerter Aeste, noch häßlicher gemacht durch den abstoßenden Anblick von Raupen, die von ihnen herabbaumelten und an den Kleidern der Unvorsichtigen hängen blieben. Kinder konnten nicht mit Behagen unter den Bäumen spielen, und der Vorübergehende vermied sie. Viele ließen die Schattenbäume in der Nähe ihrer Wohnungen fällen, als das einzige Mittel dieser Pest zu entgehen. Das Uebel schien nicht nur unheilbar, sondern sogar in allen unseren Seestädten, von Boston bis Washington, in der Zunahme begriffen zu sein. Die Einführung des Haussperlings hat dieser Seuche in New-York und den benachbarten Städten Brooklyn, Jersey City, Elizabeth und Newark bereits vollständig Einhalt gethan. Nie wurde irgend eine Mission rascher und vollständiger erfüllt. Die Sperlinge traten sogleich dem Feinde entgegen und in zwei Jahreszeiten haben sie denselben gänzlich vertilgt. Im Sommer von 1866 waren die mittleren Parks von New-York vollständig von diesen Raupen gereinigt. Die letzte Jahreszeit war Zeuge ihres gänzlichen Verschwindens aus diesem Platze sowohl als aus den umliegenden Städten. Ein ausgezeichneter Ornithologe und ein begeisterter Freund des Sperlings, George N. Lawrence, Esq., setzt uns in Kenntniß, daß, soweit er sich davon überzeugen konnte, nicht ein einziger Baum in ganz New-York sein Blätterwerk während der letzten Jahreszeit durch die Maßwürmer verlor. Die Sperlinge waren überall rasch bei der Hand, die Würmer wurden gefressen und die Bäume vor Plünderung gerettet.

Daß der Sperling in gleicher Weise seine Angriffe auf die gemeine Bärenraupe und die Raupen unserer Gärten überhaupt richtet und sie vernichtet, wenn er in Berührung mit ihnen kommt, darüber kann billigerweise kein Zweifel herrschen. Wenn er auch den Kornwurm (curculio) bekriegt, welcher das Anbauen von Pflaumen nahebei unmöglich macht, so wird das Maß seiner Nützlichkeit in der That voll sein.

In New-York haben die Sperlinge begeisterte und warme Freunde, welche denselben bequeme und anziehende Winterhäuschen mit hellen strohbedeckten Dächern und hervorragenden Traufen verschafft haben. In einigen der Parks werden sie regelmäßig gefüttert. Obgleich sehr zahm, sind sie doch vorsichtig einer wirklichen Gefahr gegenüber und besonders auf ihrer Hut gegen Katzen. Ehe ihre gegenwärtigen Wohnstellen für sie bereitet waren, hielten sie sich in Epheu auf und bauten kreisförmige Nester unter den Blättern. Jetzt bauen sie offene Nester in ihren neuen Wohnplätzen, welche sie das ganze Jahr

hindurch innehaben. Sie sind sehr lustig und unterhaltend, besonders nachdem sie gefüttert worden, und bieten den Kindern viel Stoff der Unterhaltung. Ein Lieblingsscherz der Kinder besteht darin, daß sie eine Feder in die Luft werfen, um zu sehen, ob die Sperlinge ihr nachfliegen und welcher derselben sie endlich erhaschen und in sein Nest tragen wird.

Wie wir glauben, ist der erste Ort, welcher den Versuch machte, den Sperling einzubürgern, Portland gewesen; dort wurden im Sommer 1852, in einem Garten mitten in der Stadt, drei Paar in Freiheit gesetzt. Daß sie sich vermehrten und in sehr beträchtlichem Umfang vervielfältigten, ist ein befriedigender Beweis davon, daß sie im Stande sind, unser strenges Klima zu ertragen. Die Commission über öffentliche Plätze in Boston hat soeben Anstalten getroffen, die Sperlinge in die öffentlichen Gärten zu verpflanzen. Andere Städte haben sich diesem Vorhaben angeschlossen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß binnen Kurzem der Haussperling einer unserer gewöhnlichsten und vertrautesten Lieblinge werden wird.

(Atlantic Monthly.)

Erste Ausstellung des Pfälzischen Kunstvereins.

I.

R. Das Bedürfniß, den von Mannheim entfernten Bezirken der Pfalz die öftere Anschauung von Kunstwerken zu erleichtern, ohne dem dortigen heimischen Kunstverein entgegen zu treten, da ja beide leicht neben einander bestehen können und größere Bekanntschaft mit den Werken jeder Kunst die Kenntniß derselben und mit ihr die Liebe zu denselben nur fördern kann, hat in erster Reihe die Gründung dieses neuen Vereins bewirkt, dessen Wirkungsgebiet durch eine Wanderausstellung über die größeren Städte der Pfalz sich erstreckt. Die persönliche Theilnahme ist gleich von Anfang an durch eine Mitgliederzahl von etwa 800 Contribuenten in erfreulicher Weise bethätigt worden.

Die Theilnahme der Künstlerwelt durch Beschickung der Ausstellung wird sich natürlich nach den Ergebnissen des Marktes richten und es kann von der ersten Ausstellung um so weniger ein Schluß auf die Ausstattung der späteren gemacht werden, als ihr Beginn gerade in die Zeit fällt, da in den Ateliers der Künstler meistens nur die Besatzung der Winterlager vorhanden zu sein pflegt. Diese Bemerkungen haben wir geglaubt unserem kurzen Berichte über die erste Ausstellung zu Speyer vorausschicken zu sollen.

Das Ausstellungslocal im neuen Realgymnasium hat durch die Lage im dritten Stockwerke günstiges Licht und für jetzt hinlängliche Räumlichkeit. Durch die bezweckte Ausstellung der ansehnlichen Alterthumssammlung in den anstoßenden Räumlichkeiten wird noch die ständige Gemäldesammlung des Kunstvereins dem Besucher in geeignetster und leichtester Weise zugänglich sein und Speyer eine mit den Wanderausstellungen des Kunstvereins in Verbindung stehende Sammlung für Kunst und Alterthum und sicher auch bald für Kunstgewerbe haben, wie sie in Städten gleichen Ranges vergeblich gesucht werden dürfte. Das dahin gerichtete Streben des jetzigen Regierungspräsidenten verdient warme Anerkennung und die Bemühung des Kunstvereinsvorstandes alle Unterstützung.

Leider ist ein Katalog der Ausstellung noch nicht vorhanden; die Hoffnung auf baldigen weiteren Zugang von Kunstwerken und die verhältnißmäßig geringere Zahl der zur Ausstellung gekommenen Nummern ließ es räthlich scheinen, einen gedruckten Katalog erst der nächsten Ausstellungsstadt als Beigabe zu übermachen. Wir werden daher unsere Aufzählung nach den Gruppen Kunsthandwerk, Bildhauerkunst und Malerei machen und die Gegenstände der letzteren nach Landsmannschaften aufzählen. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Bezüglich des Ortes, wo das verabscheuungswürdige Attentat auf den Fürsten Michael von Serbien stattgefunden hatte, wird der „Presse“ folgende Anekdote mitgetheilt, die nun eine so tragische Pointe gefunden: Als im Jahr 1864 der langjährige Leibarzt des Fürsten Michael (Dr. W. Schlesinger, der Aeltere) wegen Erkrankung desselben, wie dies öfter geschah, von Wien nach Belgrad berufen wurde und einmal an der Seite des genesenen Fürsten in Topschider eine Promenade machte, äußerte der Doctor zum Fürsten: „Warum nehmen Durchlaucht nicht im Sommer Ihren Wohnsitz in Topschider?“ Darauf entgegnete der Fürst: „Aber, lieber Doctor, wenn ich in Belgrad wohne, so kann ich wenigstens jeden Tag nach — Topschider fahren, wenn ich mich aber in Topschider bleibend niederlasse, was bleibt mir dann übrig, als die Fahrt nach — Belgrad?“ Der Fürst, zwischen dessen Bildungsgrad und dem seines Vaters eine ungeheuere Kluft gähnte, hatte unbestritten einen hohen Grad europäischer Cultur; er war für sein Land von den besten Intentionen beseelt und durchaus nicht blind für die großen Fehler, die argen Bildungsmängel und die „graeca fides“ des serbischen Volkes. Sie bereiteten ihm manche bittere, trübe Stunde, namentlich während der ersten Jahre seiner Regierung. Hätte der Fürst, der ein großes Privatvermögen und ausgedehnte Besitzungen in der Moldau und Walachei hat, den Wünschen und Gesinnungen seiner edelen Gemahlin Julie Rechnung getragen, er säße heute noch ruhig und zufrieden auf seinem Lieblingsgute bei Preßburg — in Ivanka! Er fühlte sich nicht glücklich in Serbien, aber er machte bereits vor zwanzig Jahren — er kam im Jahr 1846 zu seinem Vater Milosch bleibend nach Wien — kein Hehl daraus, daß die süße Last des Regierens für ihn einen unwiderstehlich verführerischen Reiz habe. Und so entschuldigte und beschönigte auch Fürst Michael stets die unglückselige Expedition des Kaisers Maximilian nach Mexico. Hatte er eine Ahnung von ihrem beiderseitigen und gleichartigen tragischen Ende?

— Die „Opinion nationale“ erzählte einen seltsamen Fall, der sich in der Nacht vom 31. Mai auf der Paris-Orleans-Bahn zutrug, und der, so unglaublich er klingt, in allen Einzelheiten von den Maschinisten und der Verwaltung genau constatirt worden sein soll. Ein Güterzug, der von Paris nach Vendome ging, wurde nämlich plötzlich durch Raupen aufgehalten und blieb 1 Stunde 8 Minuten lang stecken. Man mußte warten, bis auf telegraphischen Anruf eine Hilfsmaschine angelangt war, um den Zug wieder flott zu machen. Es scheint übrigens nicht das erste Mal, daß der Fall vorkam. Die Raupen kommen aus einem nahegelegenen Gehölz heraus, um sich zu wärmen, und fast immer sind die Schienen von ihnen bedeckt, nur daß es diesmal eine ganz außerordentliche Menge war, durch welche die Räder durchzuwaten hatten.

— Zwei junge unverheirathete Frauenzimmer in New-York sind eine sonderbare Wette eingegangen. Diejenige Dame, welche zuerst das Gewicht von 150 Pfund erreicht, ist Siegerin. Die eine der wettenden Damen nährt sich von sogenannten Kaldaunen (Tripe), Eiern und Sherry, die andere von Fischrogen und Chocolade.

— Einen eigenthümlichen Triumph feierte kürzlich eine Schauspielerin in New-York bei Aufführung der Großherzogin von Gerolstein. Bei einer Kraftstelle machte sich der Applaus des Publicums in einem vollständigen Bombardement der Künstlerin mit Aepfeln Luft, als sie den Cancan tanzte, fiel ein dichter Apfelsinenregen, und gar bei der Arie „à boire“ warf ein enthusiastischer Zuschauer und Hörer — ein Kaninchen auf die Bühne. Der „New-York Herald“ begleitet dieses Factum mit der Mittheilung, daß, wenn die Zuschauer ihren Beifall durch etwas Substantielleres denn Blumensträuße zu erkennen geben wollten, die Künstlerin jedenfalls einen Regen von Halsketten und Armbändern vorziehen dürfte.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 74.

*–r. Rose Leonhard.

(Fortsetzung.)

„Jeden Tag suchte ich unter den Zeitungsanzeigen, ob nicht eine Stelle frei wäre, die für mich passen möchte. Endlich las ich: „Eine deutsche Dame in Paris sucht eine gebildete, junge Gesellschafterin von heiterem Temperament und wo möglich deutscher Abkunft.“ Ohne einen Augenblick zu verlieren, ging ich zu der Dame in das bezeichnete Hotel. Es war die gute Frau v. Böhm. Ich gefiel ihr und sie engagirte mich sofort. Ich nannte ihr als meinen Namen den ersten besten, der mir in den Sinn kam, zugleich verwies ich sie wegen weiterer Auskunft an die Vorsteherin. Nach Hause zurückgekehrt, sagte ich zu dieser: „Madame, ich habe noch zweihundert Franken Taschengeld; ich gebe sie Ihnen, wenn Sie einer Dame, welche sich nach mir erkundigen kommen wird, bestätigen, daß ich Rose Leonhard heiße, eine Waise aus guter Familie und respectabel und gebildet bin.“ Madame erröthete ein wenig und zögerte; meine Keckheit überraschte sie, aber es waren gerade eine Menge Rechnungen eingelaufen, und verschwenderisch wie sie war konnte sie nicht ohne Schwierigkeit Zahlung leisten. Wir Schülerinnen wußten so ziemlich immer, wie die Sachen in dieser Hinsicht standen. Sie zögerte, doch zuletzt konnte sie „ihrem lieben Kinde“, das ihr ein so profitabeler Zögling gewesen, die Bitte nicht verweigern. Vielleicht dachte sie, ich handelte mit der Zustimmung meiner Mutter, ferner daß die ganze Affaire sie nichts anging und daß auf alle Fälle die ihr von der Vorsehung gesandte kleine Hilfe zur weiteren Deckung ihrer Schulden nicht von der Hand gewiesen zu werden brauchte. Frau v. Böhm kam am folgenden Tage; sie war mit dem, was sie hörte, zufrieden, und in drei Minuten war Alles abgemacht. Da sie im Begriff stand, nach Rom abzureisen und noch viele Geschäfte zu besorgen hatte, so wünschte sie, daß ich gleich zu ihr kommen möchte. Ein paar Stunden später trat ich die Stelle an. Erst später fiel mir ein, daß ich der Vorsteherin keine Adresse von Frau v. Böhm hinterlassen und daß Madame vergessen oder sich für die Angelegenheit nicht hinlänglich interessirt hatte, darnach zu fragen. Wie gesagt, ich glaube, daß Madame vermuthete, meine Mutter wisse um Alles. Es war keineswegs meine Absicht, die Meinigen gänzlich aufzugeben. Ich handelte in großer Aufregung, die Ereignisse drängten mich vorwärts, doch war ich fest entschlossen, später meiner Mutter zu schreiben und ein offenes Bekenntniß abzulegen. Ich dachte nicht, daß, als ich das Institut unter fremdem Namen verließ, ohne eine Adresse meiner neuen Beschützerin zu nennen, ich es meiner Mutter unmöglich machte, meine Spur aufzufinden, ebensowenig ahnte ich damals, daß ich einmal dahin gelangen würde, mich absichtlich vor ihr verborgen zu halten. Arthur Noble lernte ich schon in den ersten Tagen bei Frau v. Böhm kennen. Du weißt, daß wir verlobt sind, und ich kann offen zu Dir über Alles sprechen. Er hat mir gesagt, daß er schon bei meinem ersten Anblick eine Neigung zu mir gefaßt, und ich hatte es damals auch gleich gefühlt, ohne es im Ernste glauben zu können. Aber die blose Möglichkeit blendete und entzückte mich in einem unbeschreiblichen Grade, und diesmal waren es keine weltlichen egoistischen Motive, die mich bewegten, vielmehr war es das erste Aufleuchten einer wahren uneigennützigen Liebe — einer Liebe, welche sich durch Jahre der Hindernisse und Widerwärtigkeiten bewährt hat. Arthur Noble hatte mit uns dinirt, wobei ich ihn zum ersten Mal gesehen; als ich an dem Abend zur Ruhe ging, fühlte ich mich sonderbar weich gestimmt. Ich dachte viel an die Heimath und die Meinigen, von denen ich eigentlich so wenig wußte, und gleich am Morgen wollte ich nach Hause schreiben und mein Unrecht eingestehen. Ich kam mir recht sündhaft vor, weil ich Frau v. Böhm getäuscht und die Institutsvorsteherin bestochen hatte, bei der Täuschung zu helfen. Nur durch ein Geständniß meiner Mutter gegenüber glaubte ich Buße thun und meine Selbstachtung wieder erlangen zu können. Doch am folgenden Tage brachte Frau v. Böhm das Gespräch auf Arthur. Er gehörte zu ihren speciellen Lieblingen, und sie interessirte sich außerordentlich für ihn. Er hatte eine Cousine in England; sie war eine reiche Erbin und sein Vater wollte, daß er sie heirathete. Arthur war dem Plane ganz abgeneigt, was bei der Cousine nicht der Fall war; und um der Entscheidung möglichst lange aus dem Wege zu gehen, verzögerte er seine Rückkehr nach England von Frist zu Frist. Er hatte die Böhm's nach Rom begleiten wollen, aber kürzlich war sein Vater nach Paris gekommen und hatte eine schleunige Rückkehr verlangt. Er — Sir Arthur — war durch den Bankerott eines Banquiers, mit dem er persönlich befreundet gewesen, in großen Verlust gerathen. Dieser Banquier war mein Vater. Später kam Arthur mit der Versicherung, daß er dennoch mit nach Rom gehen würde, seines Vaters übele Laune würde sich nach und nach legen. Dann sprach er noch viel über die Aufführung des Banquier Grunert, während ich mit meiner Stickerei dabei saß und vor Beschämung zu vergehen glaubte. Denke Dir, wie mir zu Muth war, meinen Vater so tadeln zu hören und zu wissen, daß er den Tadel verdiente! An diesem Tage schrieb ich nicht an meine Mutter. Ich hatte Einkäufe für Frau v. Böhm zu machen und war froh, an etwas Anderes als mein Unrecht und meine peinliche Lage denken zu müssen. Abends kam Arthur nochmals mit seinem Vater. Der alte Baronet ließ seinem Zorn gegen meinen Vater freien Lauf. Arthur widmete sich ganz meiner Unterhaltung und meine Gewissensbisse schlummerten mehr und mehr ein. Ich habe noch nichts über die wunderbare Güte gesagt, welche Frau v. Böhm mir bewiesen. Du kennst sie aus eigener Anschauung, aber so wie es jetzt ist, so war es gleich von Anfang. Sie behandelte mich schon in den ersten Tagen wie eine Tochter, und kaum waren ein paar Monate vergangen, so erklärte sie mir, daß ihr Gatte und sie mich förmlich adoptiren wollten. Arthur sah ich täglich und ein fieberhafter Glückstraum ließ mich nicht mehr zur Besinnung kommen. Nur Nachts dachte ich zuweilen an meine Familie und sehnte mich nach Nachrichten von ihr. In solchen einsamen Stunden suchte ich meinen Egoismus zu bekämpfen, doch schwächer und schwächer wurde der Widerstand

meiner besseren Natur. Ich konnte endlich den Gedanken nicht mehr ertragen, meinen Betrug entdeckt und mich aus Arthur's Nähe verbannt zu sehen. Ich verließ Paris, ohne an meine Mutter geschrieben zu haben. Du wirst mich hassen, Ida; ich hasse mich selbst. Ich gab mich dem Genuß des Augenblickes hin, betäubte mein Gewissen und ließ die Zeit verstreichen, bis ich mir sagte, daß es zur Umkehr zu spät sei. Ich wurde Arthur's Verlobte, zwar im Geheimen, denn er fürchtete seines Vaters Unwillen. Wir reisten von Stadt zu Stadt, waren ein paar Monate bald hier bald dort. Fast ein volles Jahr blieben wir in Rom; Arthur war unser beständiger Reisegefährte. Nachdem wir einige Zeit verlobt gewesen, faßte Arthur Muth und bat seinen Vater schriftlich, unsere Verbindung zu gestatten. Allein die Antwort war ganz geeignet, uns alle Hoffnung zu nehmen. Wir konnten nicht ohne des Baronets Einwilligung heirathen, wir mußten uns noch länger in Geduld ergeben. Arthur begann von Neuem zu hoffen, er versicherte mich, sein Vater würde endlich sich doch erweichen lassen. Und er hatte Recht. Der Baronet hat nun wirklich, wenn auch mit Widerstreben, seine Zustimmung gegeben, so daß wir an jedem Tage, den ich wählen möchte, vor den Altar treten können. Mein Verlobter kam hierher, um mir die Freudenbotschaft selbst zu überbringen. Und nun wirst Du mich fragen, was ich zu thun gedenke? Ach, Ida, ich hatte beschlossen zu schweigen, so lange ich noch von Arthur hätte getrennt werden können; später wollte ich Alles bekennen, meine Mutter aufsuchen und ihre Vergebung erflehen. Ich hatte die Reue in mir nie ganz erstickt und Arthur hat wohl die Vermuthung gehegt, daß ich einen geheimen Kummer hätte, den ich ihm nicht mittheilen wollte. Aber er hatte Geduld mit mir, weil er mich so grenzenlos liebt. Erinnerst Du Dich des Abends, an dem wir uns in B. in Gesellschaft trafen und Du meine Mutter so muthig in Schutz nahmst. Damals hörte ich zum ersten Mal, daß mein Bruder der neue Verwalter des Herrn v. Böhm war und daß ich binnen Kurzem in der nächsten Nähe meiner Angehörigen würde leben müssen. Herr v. Böhm hatte zufällig nie in meinem Beisein den Namen Victors genannt. Ach wie schämte ich mich vor mir selbst, als Du wie eine Tochter meine Mutter vertheidigtest, während ich, ihr leibliches Kind, stumm bleiben mußte! Mein erster Gedanke war, daß der Augenblick sich nahte, Alles klar zu machen; aber, Ida, Du hast keinen Begriff davon, wie schwach ich bin. Das alte Schreckbild unserer Familienschande, die alte Furcht, Arthur möchte mich aufgeben, Alles stieg vor mir mit verdoppelter Stärke auf, und ich kam von den widerstreitendsten Empfindungen gequält nach Neufeld. Du sahst meine Begegnung mit Victor. Als er Abends ohne Dich zu uns kam, fand ich Gelegenheit, ihm meine Geschichte zu erzählen. Er beurtheilte mich sehr streng, doch nicht so streng als ich erwartet hatte und verdiente; er verzieh mir auch endlich, doch nur unter der Bedingung, daß ich mich entschlösse, ehrlich gegen Jedermann zu sein, welche Folgen es auch nach sich ziehen möchte. Ich versprach es, doch immer und immer fehlte mir der Muth. Er ist so gut und geduldig mit mir gewesen! Er erzählte mir von meiner Mutter, den Geschwistern, von Dir und, ach! wie ihn der Gedanke beunruhigte, was Du zu dem Allen sagen würdest. Jedesmal wenn wir uns allein sprechen konnten, machte er mir meines Zögerns wegen Vorwürfe und ich gab neue Versprechungen, doch Arthur's Briefe ließen mich niemals dahin gelangen, meine Zusage zu halten. Aufschub schien mir der einzige Rettungsanker. Victor begehrte, daß ich wenigstens Dir Alles gestehen sollte, indeß auch dazu vermochte ich mich nicht zu entschließen, bis ich plötzlich die Entdeckung machte, daß Du eifersüchtig auf mich warst. Dann nach hartem Kampfe wollte ich mich Dir entdecken. Du wolltest mich aber nicht hören, und sagtest mir sogar, daß die Wildenbruchs Deine besten Freunde wären, und ich war froh um den Vorwand, mein Geheimniß noch länger behalten und mir eine Demüthigung vorläufig ersparen zu können. Und so blieb es. In letzterer Zeit hat Victor fast gar nicht mehr mit mir gesprochen, kaum mich angesehen; ich glaube, er hat mich aufgegeben. Wahrscheinlich hätte ich bis zum letzten Momente geschwiegen, aber heute sah ich meine Mutter. Das brachte mich zum Sprechen. Ich sah sie! Ich sah sie!"

„Und jetzt wirst Du ihr Alles, Alles gestehen?" fragte ich, zu Thränen gerührt.

„Ida, Ida!" rief Rose, „wie kann ich Arthur entsagen? Nach so langem Harren ist er gekommen, damit ich den Tag unserer Vereinigung bestimme; endlich sind wir am Ziel, — und ich soll ihm mit einer solchen Beichte gegenübertreten! Er würde mich verachten."

„Ich glaube eher," erwiderte ich, „daß er als großmüthiger Mann Dir vergeben wird. Er hat Dich lange geliebt und wird Dich nun nicht mehr aufgeben. Denke an Deine Mutter, an Alles, was sie gelitten hat. Ist sie keines Opfers werth?"

„Sie hat mich nie gekannt," sagte Rose düster, „und es ist am Besten für sie, wenn sie mich nie kennen lernt. Sie hätte nicht lächeln können, wie ich sie heute lächeln sah, wenn sie nicht vergessen hätte, daß ich überhaupt einmal auf der Welt war."

„Das ist sündhafte Selbsttäuschung," antwortete ich, „Du hast Deine Mutter nie gekannt, um so sprechen zu können. Eine solche Frau vergißt ihr Kind nicht. Glaubst Du denn, sie hätte nicht ängstlich nach Dir geforscht und um Dich getrauert in allen diesen Jahren?"

„Ach Gott, ich weiß es," versetzte Rose, plötzlich wieder weinend. „Victor sagte es mir, sie thaten Alles, um mich wieder aufzufinden, sie litten Todesangst, sie quälten sich mit den schrecklichsten Vermuthungen, bis sie zuletzt sich gegenseitig damit beruhigten, mich gestorben, mich im Himmel zu glauben. Es war dies noch das geringste Entsetzliche, wodurch sich mein Verschwinden erklären ließ. Sie zählen mich zu den Todten; so ist es, so soll es bleiben."

„So soll es nicht bleiben," beharrte ich. Doch erst nach stundenlangem Zuspruch meinerseits wurde Rose's Widerstand schwächer. Blaß, müde und traurig stand sie endlich auf und versprach mir, ehe sie mich verließ, eine neue Anstrengung zu machen, das unheilvolle Gewebe, das sie immer dichter um sich gezogen, mit muthiger Hand zu zerreißen.

(Schluß folgt.)

Belgrad.

Die Völker haben ihre vorgeschobenen Posten wie die Armeen. Vereinzelt und scheinbar abgeschnitten stehen sie weit draußen vor den eigentlichen Grenzen gleich Wegweisern, die dem Fremden die Nähe neuer Sitten, unbekannter Zustände verkünden. Ein solcher Wegweiser ist Belgrad, die alte Türkenfestung; einst die Schwelle, heute nur mehr der Vorposten des Orients. Hoch und luftig liegt es auf seinem massigen, festunggekrönten Berge, ein erratischer Block der Ethnographie.

Ueber die Dächer von westeuropäischer Bauart streben die schlanken Minarets empor und eine kleine Strecke hinter der eleganten, von hübschen Häusern eingefaßten mit Bäumen bepflanzten Straße Terrassia liegen die ausgedehnten Ruinen der verfallenden, verlassenen Türkenstadt; die kleinen, niedrigen, mauerumschlossenen Häuschen, deren Bewohner mit der Besatzung der Festung fortgezogen sind.

Die Serben sprechen mit Freude und Stolz davon, daß sie die Türken vertrieben haben. Die Türken sind sie los, der Schmutz ist geblieben. Den politischen Gewinn müssen die Serben abwarten; einstweilen mögen sie davon abziehen, was Belgrad durch die Entfernung der Türken an Interesse verloren hat. Es wird das serbische Nationalgefühl verletzen, aber es ist zweifellos, daß der Fremde, wenn er von Semlin herüberkommt und die steile Straße vom Landungsplatze der Dampfer hinaufklettert, seinen Schritt zuerst nach der Türkenstadt lenkt.

Oede und traurig sieht es da aus. Viele Häuser sind abgerissen, die blühenden Gärten verwüstet und zertreten, von einzelnen Minarets die Spitze abgeschossen, überall Trümmer und Schutt. In den Häusern, die noch stehen, aber sämmtlich den Augen abendländischer Baupolizei viel Aergerniß geben würden, haben sich armes Volk, zerlumptes Gesindel und Zigeuner eingenistet. Neugierig lugen braune Kinderköpfe aus den kleinen Fenstern, um die vorüberschreitenden Fremden zu betrachten; ein schwerfälliges Ochsengespann zieht uns einen Wagen entgegen, an dem auch nicht ein Nagel von Eisen ist, dessen Räder weder rund noch bereift sind und jedes in einem anderen Winkel gegen das Gestelle läuft; von weitem tönt der Ruf des Wasserverkäufers, der sein Pferd zu schnellerem Laufe antreibt. Das Fuhrwerk ist höchst wunderbar. Auf einem kurzen, zweiräderigen Karren liegt das Faß und auf dem Fasse reitet der braune, verwetterte Geselle — er sitzt jedenfalls kühl. Das ist der echt türkische Wasserwagen, dem wir fortan in jeder Stadt die Donau hinab begegnen werden.

Die serbische Regierung hat große Pläne mit der Türkenstadt. Sie will da einige hundert Musterhäuser mit billigen Wohnungen bauen — sie will. Vorläufig hat sie noch nicht ein einziges gebaut und sich auf die Zerstörung beschränkt. Das Andere wird kommen, sagte mir ein serbischer Patriot und Nationalgarde-Batteriecommandant, indem er sich feierlich den mächtigen Schnurrbart strich. Der echte Serbe lebt nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft, in jenen Tagen, welche das Schild eines Belgrader Gasthauses rechtfertigen werden, das man an einer Ecke nicht weit von der Festung kopfschüttelnd bewundert. In goldenen Lettern trägt es die stolze Inschrift: „Hotel du Roi Serbe."

Zu Hause hatte ich stets von den serbischen Rüstungen gehört und gelesen. Ich glaubte daher die Festung in kriegsmäßigem Zustande zu finden und staunte schon darüber, daß der Eintritt Jedermann freisteht. Meine Verwunderung wuchs, als ich außer einigen harmlosen Lärmkanonen keine Geschütze auf den Wällen sah und nirgends in den weiten Räumen der ausgedehnten Festung kriegerische Vorkehrungen entdecken konnte. Eine Menge Gefangener mit schweren, klirrenden Ketten grub und schaufelte, aber nicht an Befestigungsarbeiten, sondern an Gartenanlagen. Wahre Modelle von Spitzbuben, diese Belgrader Sträflinge, die meisten wegen Mord und Raub verurtheilt. Sie sollen sämmtlich Walachen sein; die Serben begehen, wie sie selbst versichern, selten schwere Verbrechen. Spricht diese Behauptung nicht sehr stark für den serbischen — Patriotismus?

Von dem höchsten Plateau der Festung, auf welchem die Wohnung des Commandanten liegt, genießt man eine reizende Aussicht, namentlich wenn die Ueberschwemmung so stark ist wie heuer. Als wir von oben hinab blickten, bildeten Donau und Save einen großen weiten See, aus dem die Czerdaken, die auf Pfählen gebauten österreichischen Grenzwachhäuser, wie kleine Inselchen hervorragten. Wasservögel strichen die spiegelnde Fläche entlang und der Localdampfer fuhr über fluthbedeckte Wiesen und Weiden hinüber nach dem sonnendustumsponnenen Semlin mit seinen kümmerlichen Häusern und seinem hochgelegenen, malerischen, in alter Kriegszeit verschanzten Kirchhofe, wo Christen und Türken gemüthlich neben einander begraben sind.

Als wir uns umwendeten, stutzten wir über den Artilleriepark, der da oben zusammengefahren war. Etwa hundertundfünfzig Geschütze von allen Arten und Kalibern, lange und kurze, dicke und dünne, Kinder verschiedener Jahrhunderte, theils aus Eisen, theils aus Bronze, vom neckischen Vierpfünder bis zu den größten Ungethümen, die eine frühere, noch nicht mit dreihundertpfündigen Armstrongkanonen gesegnete Zeit kannte. Darunter einige Feldschlangen von auffallend kleinem Kaliber und zwölf Fuß Länge, offenbar sehr alt, mit wunderbar schöner Patina überzogen, Prachtstücke für ein Waffenmuseum. Es war die Verlassenschaft der Türken, die wir da vor uns hatten. Die serbische Regierung wußte nichts Besseres mit diesen Kanonen anzufangen, als daß sie dieselben an den Meistbietenden loszuschlagen trachtete. An dem Tage, an welchem wir die Festung bestiegen (19. Mai) hatte die Versteigerung stattgefunden, zum großen Leidwesen der serbischen Regierung ohne Ergebniß. Die Geschütze waren an jenem Abende noch ihr unbestrittenes Eigenthum.

Auf der Festung, die mehr Bodenfläche bedeckt als manche kleine deutsche Residenz, exercirt viel Militär. Die serbischen Soldaten sehen schmuck aus, sind großentheils schon mit Hinterladern versehen und machen den Eindruck einer kampflustigen Truppe. Störend wirkt die Buntheit der Uniformen; fast jedes Regiment ist anders gekleidet. Vor dem Konak (dem Palaste) des Fürsten in der Straße Terrassia steht ein halb Dutzend Schildwachen, keine sieht der anderen auch nur im Mindesten ähnlich. Der Eine hat eine graue Uniform mit grünen Streifen auf den Hosen, der Zweite neben ihm ist blau mit Roth, der Dritte grün mit gelben Schnüren, der Vierte roth und sofort. Der orientalische Farbensinn verbindet sich mit der europäischen Soldatenspielerei.

Der fürstliche Garten ist dem Publicum geöffnet. Er ist nicht groß, aber sorgfältig gepflegt und ausschließlich mit Nußbäumen, namentlich edelen Obstsorten bepflanzt. Ein wohlthuender Gegensatz zu den großartigen, zwecklosen und theueren Parks westlicher Machthaber. Dieses musterhaften Gartens wegen, den der eben ermordete Fürst Michael eingerichtet, nehme ich es den Serben übel, daß sie ihren „Angestammten" erschossen haben. Er zog das feinste Obst in Belgrad; Serbien hat an ihm seinen besten Pomologen verloren.

Belgrad besitzt auch eine Universität, ein stattliches, fast auf dem höchsten Punkte des Berges gelegenes Gebäude von schönen Verhältnissen, das Geschenk eines Privatmannes an die Stadt. Der Peabody von Belgrad heißt Mischa und ist gegenwärtig Major in der Nationalgarde. In seiner Jugend war er Schiffzieher, seinen Reichthum hat er auf Kosten Oesterreichs erworben — im Salzgeschäft.

(Schluß folgt.)

Erste Ausstellung des Pfälzischen Kunstvereins.

(Fortsetzung.)

II.

Zum Kunstgewerbe, nach altem Begriffe, zu rechnen ist eigentlich nur eine Nummer der Ausstellung, welche aber gleich ein sehr günstiges Urtheil hervorruft. Es ist dieses ein Glasgemälde aus der Marienthaler Glashütte, den hl. Blasius vorstellend. Wem die Fabrik den kräftigen, im Geschmack des XV. Jahrhunderts — mit Ausnahme etwa der Nischenarchitektur — gut stylisirten Carton zu verdanken habe, ist uns unbekannt; jedenfalls ist es ein achtenswerther neuerer Künstler, oder Copist eines guten Vorbilds. Die technische Ausführung aber ist nicht blos tadellos, sondern preiswürdig, und die Farben, namentlich das Roth, schließen sich den besten Arbeiten nicht nur der Münchener Fabrik, sondern selbst der schwäbischen Meister des XVI. und XVII. Jahrhunderts an.

Die Bildhauerkunst ist durch zwei Künstler vertreten. Knoll in München, ein Pfälzer Kind, hat ein kleines Modell des durch seine Ausführung und Aufstellung schon Gegenstand der Beurtheilung in größeren Kreisen gewordenen Standbildes des unter Napoleons Gewaltherrschaft erschossenen Buchhändlers Palm aus Nürnberg ausgestellt. Die Ausführung der Statuette in Gyps ist scharf, die Auffassung charakteristisch und dem Ernste des Gegenstandes angemessen.

Ebenfalls hierher gehörig sind 6 Photographieen des von Knoll in München ausgeführten Fischbrunnens auf dem Marienplatz, durch welche der ferner Stehende ein von allen Seiten aufgefaßtes Bild des schönen Kunstwerks erhält. Endlich sind von Hantmann zwei Reliefsporträts ausgestellt, flach zwar in der Ausführung, aber doch von charakterisirender Schärfe und offenbarer Porträtähnlichkeit, wodurch die Arbeiten dieses Künstlers sich auszeichnen. Wir schließen an diese plastischen oder zur Bildhauerkunst gehörigen Arbeiten mehrere Cartons von Pixis an von anziehender Composition und schöner Ausführung. Auch von den bekannten Kaulbach'schen Cartons sind mehrere in photographischer Nachbildung aufgestellt und bieten dem vielleicht vom Farbenspiel der Oelgemälde ermüdeten Auge willkommene Erholung.

Von den Gemälden erwähnen wir nach dem früher erwähnten Eintheilungsgrund zuerst 4 Bilder von Stempel: Nachbildungen und Copieen bekannter Meisterwerke. Die beiden ersten sind nach Murillo's Bettlerknaben und Spielern — bekanntlich Zierden der Münchener Gemäldesammlungen. Wenn wir hier gestehen, daß es dem Meister nicht recht gelungen scheint, die frische und reliefartige Kraft der großen Vorbilder zur Anschauung zu bringen, so freut es uns um so mehr, der kraftvollen Pinselführung und treuen Wiedergabe des Urbilds in den beiden lebensgroßen Porträts der Könige Max II. und Ludwig II. unsere volle Anerkennung zollen zu können. Namentlich läßt das Bild des jetzt regierenden Königs kaum etwas zu wünschen übrig.

Wenden wir uns zu den Münchener Künstlern, so erfreut sich die Ausstellung von dieser Seite lebhafterer Beschickung, als aus der Pfalz selbst. Der Repräsentant der humoristischen Landschaft, wie wir sie nennen möchten, Bürckel, durch Geburt auch ein Pfälzer, hat in einem Bilde, der „Sennhütte", diesmal blos die landschaftlichen Motive mit einfacher Staffage des um die Hütte herumlungernden Vieh's und eine schöne Fernsicht in das bayerische Hochalpenland wirken lassen; ein bei aller Einfachheit doch anziehendes Bildchen. Bei reicher Staffage ist für uns noch von besonderem landsmännischen Interesse seine „Einquartierung in der Pfalz", obwohl der Gegenstand der Kosakenwirthschaft und auch die Farbengebung uns nicht recht erwärmen wollte. Von glänzendem Humor aber ist desselben „Heimkehr vom Keller". Die Zeichnung und Farbengebung ist frisch, und die Composition des seitab dem Wege ruhig grasenden Pferdes und des im Bernerwägelchen den Schlaf des Gerechten schlafenden Weinmüden ist humoristisch wie eine Erzählung aus Hebels Schatzkästlein oder rheinländischem Hausfreund.

Bernhard Fries, durch seine Heimath in Heidelberg ebenfalls der Pfalz angehörig, er der Schöpfer landschaftlicher Großthaten in seinen italienischen Bildern, hat hier zwei Landschaften aus der Umgebung seiner Heimath zur Anschauung gebracht. Die eine „Im Heidelberger Stadtwald" trägt den in seinen früheren nördlichen Landschaften oft gewählten Styl der neueren französischen Künstler, die weiche, fast umrißlose Wiedergabe des näheren Baumschlages und der Fernsicht, deren Berechtigung, auch wenn die Bilder den Laien weniger bestechen, auf scharfe Beobachtung der Natur sich gründet und zumal in so meisterlicher Durchführung vollberechtigt scheint. Das zweite Bild aber „Am Felsenmeer bei Heidelberg" ist bei bestimmterer Contourirung durch die reizvolle Aussicht in das Neckarthal besonders anziehend.

Von Karl Fries ist unter dem Namen „Heidenröschen" ein wacker ausgeführtes landschaftliches Genrebild ausgestellt, welches sowohl in der Farbengebung als in der Haltung und Tracht des jungen Mädchens an die südliche Zone Italiens anmuthig erinnert.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die von der astronomischen Gesellschaft auf Grund einer Unterstützung von Seiten der Regierungen des Norddeutschen Bundes auszuführende Expedition zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 18. August d. J. wird in zwei Abtheilungen vor sich gehen. Die erste, bestehend aus drei Astronomen und einem Gehilfen für physikalische Beobachtungen, wird sich über Bombay in das Innere des Plateaus von Dekhan begeben, um dort mit zwei ansehnlichen Fernröhren und zahlreichen kleineren Apparaten Messungen über die Lage der am verfinsterten Sonnenrande auftretenden Lichterscheinungen, sowie Spectral- und Polarisationsanalysen ihres Lichtes und photometrische Messungen auszuführen. Die Expedition besteht aus den Herren Professor Spoerer in Anclam, Dr. Tietjen, erstem Assistenten der Berliner Sternwarte, Dr. Engelmann, erstem Assistenten der Leipziger Sternwarte, C. Koppe, einem Gehilfen der Herren Geheimrath Dove und Professor Erman. Die zweite Expedition wird sich nach Aden begeben und hauptsächlich der photographischen Aufnahme der während der totalen Verfinsterung hervorbrechenden Lichterscheinungen mit Hilfe eines siebenfüßigen Fernrohres sich widmen. Obgleich Aden hierfür, insbesondere wegen des noch tiefen Standes der Sonne, weniger geeignet ist als Indien, wird es doch von der größten Wichtigkeit sein, gerade von dort längere Zeit vor den photographischen Aufnahmen, welche die Engländer in Indien ausführen werden, verbürgte Bilder der Phänomene zu erhalten. Die photographisch-astronomische Expedition besteht aus den Herren Dr. Vogel, Dr. Zenker, Dr. Fritsch in Berlin und Dr. Tiele, erstem Assistenten der Bonner Sternwarte. Die Expedition nach Aden wird in Verbindung treten mit den Wiener Astronomen, welche eben dort ihren Standort gewählt haben, aber keine photographischen Apparate mit sich führen werden. Die erste Expedition wird in den ersten Tagen, die zweite in der Mitte des Juli ihre Reise über Triest und Suez antreten. Beide Expeditionen bieten zugleich eine günstige Gelegenheit zur Anlehnung für solche Forscher, welche sich ihnen aus eigenen Mitteln anschließen und ihre Zwecke während der Sonnenfinsterniß fördern helfen wollen. So hat bereits Dr. Wichelhaus, Docent der Chemie an der Berliner Universität, für die Expedition nach Aden seine Mitwirkung bei den Spectralbeobachtungen angeboten.

— Das Londoner musikalische Journal „Orchestra" lenkt in einem längeren Artikel die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die enormen Gagen und Honorare, welche namentlich in dieser Saison den Sängerinnen an den beiden italienischen Opern in London gezahlt werden, und führt einige Beispiele an. Die Patti erhielt kürzlich für den Vortrag von nur zwei Opern-Arien in dem vorletzten Concerte der Neuen Philharmonischen Gesellschaft ein Honorar von 200 Pfd. St. Die Sängerin Christine Nilssohn, welche Nachmittags in der Generalprobe zum Haendel-Musikfest im Krystallpalast mitwirkte, und Abends in einem aristokratischen Privatzirkel in Belgrave Square einige Arien sang, realisirte für diese beiden künstlerischen Anstrengungen nicht weniger als 300 Pf. St. oder 2000 Thaler preuß. Cour. Ein solcher Tagesverdienst, erzielt durch bloses Singen, ruft die „Orchestra" aus, steht ohne Parallele in der alten und modernen Geschichte!

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 75.

*—r. **Rose Leonhard.**

(Schluß.)

13.

Ich hatte die Freude, Friedrich und Clara v. Wildenbruch ohne mich nach B. abreisen zu sehen. Wahrscheinlich waren beide verstimmt durch das, was meine Launenhaftigkeit genannt werden konnte, und trennten sich daher von mir ohne besonderen Kummer. Ein Tag folgte dem anderen und keine Nachrichten aus dem Pachthause erreichten uns. Ich hatte im Stillen gehofft, Victor würde mich zuerst wieder aufsuchen, allein ich täuschte mich darin. Herr v. Böhm war verreist, so daß keine geschäftliche Veranlassung für seinen Verwalter vorlag, ins Schloß zu kommen, obgleich sich wohl ein Vorwand hätte finden lassen, wenn ihm daran gelegen gewesen wäre. Oft lag ich Nachts traurig wachend da und fragte mich, wie sich mein Leben wohl noch gestalten würde. Und Rose? Gedachte sie des mir in jener Nacht gegebenen Versprechens? Ach nein! sie war ganz in ihren Arthur vertieft; Keines wich je von des Anderen Seite, sie hatten in ihrem Glück die übrige Welt vergessen. Nur der klägliche flehende Blick, den das junge Mädchen mir dann und wann zuwarf, zeigte mir, daß sie, wenigstens wenn sie mich sah, sich an unsere Unterredung erinnerte. Die Hochzeit wurde festgesetzt, und eine wundervolle Aussteuer kam von Paris. Aber Rose, — mit diesem Namen will ich fortfahren sie zu nennen, — achtete wenig auf die reizenden Garderobestücke; es schien, der Kampf in ihrem Innern entbrannte heftiger denn je. Sie wurde blaß und nervös und magerte ab. Manchmal kam sie ganz früh Morgens, wenn es kaum erst tagte, in mein Zimmer, warf sich über mein Bett und weinte an meiner Brust. Aber ich durfte nicht zu ihr sprechen, sie duldete kein Wort. Eines Morgens ging Arthur allein zu einer längeren Streiferei durch die Umgegend aus — ein höchst seltenes Ereigniß. — Bald nachher trat seine Braut eilig und erregt bei mir ein.

„Komm'," sagte sie, „komm' jetzt gleich, ich habe Muth, ich will's nicht länger verschieben. Komm'!"

„Wo willst Du hin?"

„Du weißt es," erwiderte sie ungeduldig, „zu meiner Mutter. Sieh her, ich habe nichts von Werth mit mir genommen."

Sie hatte ein schlichtes Kattunkleid an und einen einfachen Strohhut auf dem Kopfe. Sie war sogar ohne Ohrringe und Ringe. Ich war sogleich bereit. Wir schlugen den Weg nach dem Pachthause ein. Sie hielt beständig meine Hand fest, sprach aber nicht. So schritten wir rasch und schweigend weiter. Auf halbem Wege vernahmen wir einen freudigen Zuruf und gleich darauf stand Arthur Noble vor uns.

„Ei, mein süßes Bräutchen," sagte er, „da sind wir ja wieder beisammen. Du siehst, von Trennungen, die länger als eine Stunde dauern, kann bei uns keine Rede sein. Aber wohin, schöne Damen? Und wollen Sie die Dienste eines unterthänigen Geleitsmannes annehmen?"

Rose's Hand zitterte in der meinen.

„Wir gehen ins Pachthaus," sagte ich entschlossen, „und da Sie die Dame dort nicht kennen, so wäre es wohl besser, Sie amüsirten unterdessen die arme einsame Frau v. Böhm."

„Ah! aber das Arrangement gefällt mir gar nicht," versetzte Arthur. „Warum sollte die Dame im Pachthause mich nicht empfangen? Hat mich Jemand bei ihr in schlechten Ruf gebracht? Sprich, Rose, darf ich nicht mit Dir gehen?"

„Ich möchte lieber umkehren," entgegnete sie, „ich fühle mich nicht wohl." Und wirklich sah sie krank aus.

„Ruhe ein wenig, nach einer Weile wird es Dir besser sein und wir können weiter gehen," sagte ich.

Doch Arthur, der besorgt wurde, blickte mich erstaunt und vorwurfsvoll an, zog den Arm seiner Braut durch den seinen und ging langsam mit ihr dem Schlosse zu. Ich folgte und hatte dabei meine eigenen Gedanken, und so endete der Zwischenfall.

Es war beschlossen, daß die Hochzeit still gefeiert werden sollte. Sir Arthur hatte es abgelehnt, dabei zu erscheinen, deshalb wurden keine anderen Gäste eingeladen. Der alte Baronet, wenn er auch endlich sich seines Sohnes Wünschen gefügt, war doch noch nicht ganz ohne einigen Groll über die Vereitelung seiner langgehegten Pläne. Am Vorabend des großen Tages hatte ich die Schloßcapelle mit Grün und Blumen geschmückt. Früh am Morgen sollten das Brautpaar mit Herrn und Frau v. Böhm und mir sich dorthin begeben und eine Stunde später die Neuvermählten die Hochzeitsreise antreten. Als ich mit dem Ausschmücken der Capelle fertig geworden, kehrte ich ins Schloß zurück und begab mich in den Gartensalon zu den Uebrigen. Es war ungewöhnlich heiß für die Jahreszeit; die Fenster waren geöffnet und das Abendroth strömte durch die sich allmählich belaubenden Bäume voll und glühend zu uns herein. Im oberen Stockwerk wurden die Koffer der Braut gepackt, und das reiche weiße Kleid, das sie bei dem feierlichen Moment tragen würde, lag ausgebreitet da. Herr und Frau v. Böhm waren mit Nichtsthun beschäftigt, Rose und Arthur flüsterten an einem der Fenster mit einander. An einem anderen Fenster stand ich selbst und beobachtete träumerisch das allmähliche Schwinden des letzten Sonnenlichts. Nach den mancherlei Gemüthserschütterungen, die ich erlitten, war eine momentane Ruhe über mich gekommen; ich ließ mein Grübeln und Sorgen und legte mein Schicksal in die Hände dessen, der am besten weiß, was uns frommt. Plötzlich vernahm ich das Geräusch von eiligen Schritten auf dem Kieswege; sie kamen näher und eine schlanke dunkele Gestalt huschte über eine noch lichte Stelle auf das Fenster zu, an dem sich das Brautpaar befand. Ich trat zu diesem, um besser zu sehen, wer die Eilende war. Im nächsten Augenblick erkannte ich sie: Johanna stand vor uns. Sie war ohne Hut und Shawl, ihr schwarzes Kleid fast weiß vom Staub der Landstraße. Athemlos und erhitzt vom Lauf schien sie nicht im Stande, gleich zu sprechen. Sie rang nach Athem. Aber ihr wilder energischer Sinn blitzte ungeschwächt aus den dunkelen Augen, und diese dunkelen Augen hefteten sich scharf und forschend auf Rose's

erbleichendes Gesicht. Es war ein Moment voll ergreifender Spannung; dann sagte Johanna ein paar Worte, die uns alle wie ein Blitzstrahl trafen.

„Marie Grunert, komm' nach Hause. Dein Vater liegt im Sterben und will Dich sehen."

Herr und Frau v. Böhm näherten sich, zu sehen was es gäbe. Der Schrecken hatte uns Alle stumm gemacht. Rose wandte sich zum Gehen.

„Bleib'," sagte Arthur, „das Mädchen scheint wahnsinnig." Und wirklich glich Johanna einer Geisteskranken.

„Komm', komm'!" rief sie, Arthur keineswegs beachtend. Voll Ungeduld stampfte sie den Boden mit dem Fuße. „Komm', es ist keine Secunde zu verlieren. Wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist."

Rose wandte sich flehend zu mir und ich verstand die unausgesprochene Bitte. Ohne ein Wort der Erklärung an die Uebrigen verließen wir Beide rasch das Zimmer und folgten Johanna. Wir hatten Mühe gleichen Schritt mit ihr zu halten, sie rannte auf dem nächsten Wege querfeldein, über Stoppeln und durch Gestrüpp, strauchelnd und doch unaufhaltsam. Stumm liefen wir vorwärts, ich sah nur einmal Rose an, sie glich einer von Sturm und Regen geknickten Lilie. Ihr elegantes Seidenkleid fegte den Staub des Weges zusammen, die kleinen Schuhe hielten ihr noch kaum an den Füßen. Wir erreichten das Pachthaus. Jemand war da, die arme zitternde Rose zu empfangen. Ein leiser Aufschrei erscholl und das junge Mädchen lag an der Brust ihrer Mutter. Ich ließ die Beiden allein. Nur Gottes Engel sahen die Thränen, nur sie hörten die Worte derjenigen, welche bereuend beichtete, und derjenigen, welche liebend verzieh. Ich ging in das erste beste Zimmer, nicht achtend was ich that. Victor kam mir entgegen. Mir fehlten die Worte, ich konnte ihm nur die Hände entgegenstrecken. Er ergriff sie, nahm mich in seine Arme und dies war unsere Versöhnung. Die Nacht fand uns Alle um ein Sterbebett versammelt. Nach und nach hörte ich die Geschichte dessen, der nun aus diesem Leben scheiden mußte. Der arme schuldbeladene Vater, in Noth und Armuth gerathen, war als Bettler verkleidet zu den Seinigen zurückgekehrt, um von den einst von ihm Verlassenen Barmherzigkeit zu erflehen und in ihren Armen den letzten Seufzer auszuhauchen. Und gerade Johanna, die strenge unerbittliche Johanna, die einen so schweren Groll gegen ihn gehegt, war es gewesen, welche einmal Abends während der Abwesenheit ihrer Mutter ihm die Thür geöffnet, ihn in die Arme und an ihr Herz gezogen hatte und die ihn jetzt mit den Anderen sorgsam und zärtlich pflegte. Das war das Ende von der Herzenshärte des armen Mädchens. Die Trauer um den sterbenden Vater und der Anblick von Rose's erschütternder Reue lösten die unnatürliche Rinde für immer von dem edelen echt weiblichen Kern. Die gute brave Familienmutter litt schwer bei diesen Ereignissen, doch nachdem sie den Sturm überwunden, fand sie eine verloren geglaubte Tochter lebend und liebend, und sie war zu gottesfürchtig, um nicht dankbar den Trost anzunehmen, der ihrem Alter damit beschieden wurde. Meine Aufgabe war es, den Schloßbewohnern alles Vorgefallene auseinanderzusetzen. Herr v. Böhm machte anfänglich eine bedenkliche Miene, aber seine Frau wollte keinen Tadel gegen ihren Liebling aufkommen lassen und war mit tausend Entschuldigungen für das begangene Unrecht desselben bei der Hand. Arthur Noble seinerseits sah die Sache nicht anders an, als daß Rose aus Liebe zu ihm so gehandelt, und natürlich war dies mehr als genügend, ihn gut und wohlwollend zu stimmen. Er freute sich, daß seine Braut einer Familie angehörte, die er lieben und achten konnte, denn sein Sinn war großmüthig genug, um die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen büßen zu lassen, und überdies war der Verlust, den sein Vater bei Grunert's Bankerott erlitten, bereits verschmerzt. So wurde denn der theueren Strafbaren die Absolution des Edelmuthes und der Liebe ertheilt, und nach einiger Zeit, als der arme Vater zu seiner letzten Ruhestätte verbracht worden war, kehrte die junge gebeugte Braut in die Arme des künftigen Gatten zurück und wird ihm wohl, wie ich nicht zweifele, ihre Geschichte nochmals in ihrer Weise erzählt haben. Aber Herr v. Böhm that doch meiner Ansicht nach den gescheidtesten Ausspruch, indem er einmal zu seiner Frau sagte: „Du magst denken wie Du willst, Schatz, meiner Ansicht nach ist doch Victor der beste der Grunertschen Nachkommenschaft."

Er bewies uns sein Wohlwollen durch das reiche Vermächtniß, das uns nach seinem Tode, — seine Frau ging ihm voran, — zufiel. Victor und ich erbten nämlich Schloß Neufeld, während Rose, welche meistens mit Arthur in Paris lebte, einen großen Theil des Baarvermögens erhielt. Der Rest kam an entfernte fast unbekannte Verwandte. Johanna wurde die Frau eines berühmten Gelehrten in B.; Louise heirathete einen vermögenden Gutsbesitzer und blieb bei den Rosen und Milchtöpfen. Mein Gatte und ich machten das Pachthaus zu unserer Heimath, bis wir in's Schloß übersiedelten. Unsere gute Mutter folgte uns und starb dort in meinen Armen. So auch später hochbetagt mein geliebter Victor. Mein Sohn und seine Familie sind jetzt die Bewohner von Schloß Neufeld; ich aber bin in's Pachthaus zurückgekehrt, um da zu sterben, wo ich meines Lebens glücklichste Zeiten verbrachte.

Belgrad.

(Schluß.)

Es ist ein sehr merkwürdiger Handel, der längs der österreichischen Südgrenze mit österreichischem Salze getrieben wird, und er beleuchtet die Wirkung des Monopols schlagender als alle theoretischen Gründe. Das Salz ist bei uns sehr theuer, obwohl Oesterreich unendlich viel Salz erzeugt. Für die Nachbarn aber ist das österreichische Salz, das sie beziehen, sehr wohlfeil. Den Serben z. B. verkauft Oesterreich sein Salz um zwei Gulden sechzig Kreuzer den Centner. Nun sind die Enkel des Marco Kraljevich sehr speculative Leute und haben schon seit langer Zeit ausgerechnet, daß es ein sehr einträgliches Unternehmen sei, österreichisches Salz in großen Massen zu kaufen, dann über die Grenze zurückzuschmuggeln und den Oesterreichern mit beinahe hundert Procent zu verkaufen. Die österreichischen Unterthanen sind ihrerseits nicht loyal genug, um den Unterschied zwischen dem von den Serben und dem von der Regierung geforderten Preise zu übersehen, und kaufen ihr Salz größtentheils von den Serben. Der Schmuggel wird daher im größten Maßstabe betrieben, das Geschäft ist sehr einträglich, also nach moderner, nicht blos in Serbien üblicher Moral auch anständig und wird von angesehenen Leuten geleitet. Männer, die mit den Verhältnissen vertraut sind, schätzten auf mein Befragen die Menge des Salzes, das jährlich aus Serbien herüberwandert, im Durchschnitte auf siebenmalhunderttausend Centner und den Gewinn der Schmuggler auf zwölfmalhunderttausend Gulden. Das sind die Blüthen am Baume des Monopols.

Aber die zahlreichen Czerdaken der Grenzbewachung? Die feuchte Luft der Donaumündung muß das Auge schwächen,

denn die Besatzung der Czerdaken ist so merkwürdig kurzsichtig, daß sie die Schmuggler nur in vereinzelten Fällen zu Gesicht bekommt. Auch entwickelt sich bei der Langweile und Einsamkeit, in welcher die Grenzhüter leben, zwischen österreichischen und nicht-österreichischen Serben leicht eine zarte Freundschaft, welche die Letzteren durch kleine Geschenke zu erhalten verstehen. Wie tolerant die Krieger in den Czerdaken gegen kleine nachbarliche Uebergriffe sind, davon erzählt man auf den Schiffen ein anmuthiges Beispiel. Zu einem Hüter am linken Ufer der Save kamen an einem Winterabende über den festgefrorenen Fluß herüber sechs Männer in jenem serbischen Nationalcostüm, das aus lauter Pistolen besteht, und nahmen ihm ein Dutzend seiner geliebten Borstenthiere mit. Der also geschädigte Eumäos war zwar kein göttlicher, aber ein praktischer Sauhirt; er folgte der Spur der Räuber, die ihm der frischgefallene Schnee verrieth, und kam so zur nächsten Czerdake. Die Tritte gingen dicht an dem Wachthause vorüber, demungeachtet läugnete der Soldat, Jemanden gesehen zu haben. Unser Eumäos ließ sich nicht abschrecken, lief zum nächsten Posten und schlug Lärm. Als man die Czerdake dann durchsuchte, fand man tief versteckt ein frisch geschlachtetes Schweinchen, den Naturalzoll der Räuber für freie Passage. Unter solchen unpolitischen Gesprächen, mit denen unser freundlicher Begleiter, ein Schiffsführer der Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft, mir und meinem Reisegefährten die Zeit zu kürzen suchte, kamen wir an die denkwürdigste Ruine Belgrads, das alte Hunyady-Schloß. Ein mächtiges Viereck, dessen Außenmauern noch lange der Zerstörung trotzen werden; ein bescheidener, allzu niedriger Eingang mit beinahe flacher Ziegelwölbung; im Inneren Schmutz, zerbröckelte Steine, halbverkohlte Balken; schwarze Dohlen auf den Zinnen und braune Zigeuner im Hintergrunde, wo ein erhaltener Bogengang Schutz gegen Sonne und Regen giebt: das ist das Bild der Burg, die der tapfere ungarische Heerführer erbaute. Die Serben, deren Türkenhaß sich zuweilen in sehr überflüssiger Weise äußert, haben für dies Denkmal eines christlichen Helden nicht die geringste Sorgfalt, sie lassen es verfallen und zu Grunde gehen. Der verstorbene Fürst, der die schöne Tochter der Hunyadys zu seiner Frau wählte und so eine doppelte Verpflichtung zur Pietät für die ehrwürdige Ruine gehabt hätte, kümmerte sich nicht darum. Er ließ es geschehen, daß man Steine ausbrach, um sie für die Nachbarhäuser zu verwenden.

Als wir den Hof des Hunyady-Schlosses betraten, flogen die Dohlen krächzend auf und schwebten mit lautem Flügelschlag über unseren Häuptern. Die Zigeuner faßten die Störung ruhiger auf, sie machten nur große Augen und ein kleiner fast nackter Junge, wie aus einem Murillo'schen Bilde herausgesprungen, lief neugierig um die fremden Männer, bis ihn seine von einem malerischen Neglige etwas dürftig verhüllte Mutter vorsorglich bei der Hand nahm und den Zappelnden in den dämmerigen Bogengang entführte. Dann wendeten auch wir uns, um von den poetischen Trümmern vergangener Jahrhunderte hinweg über Berg und Thal, vorsichtig die Spitzen des Belgrader Pflasters umgehend, der erquickenden Prosa des deutschen Brauhauses zuzuwandern.

Die Serben trinken, nachdem sie sich einmal daran gewöhnt haben, sehr gerne Bier. Leider zeigt sich jedoch an ihnen dieselbe Erscheinung wie an den Altbayern: das Bier mildert die Sitten nicht. Die Serben sind noch immer ebenso sehr zu Gewaltthaten bereit wie in ihrer Weinzeit, und selbst auf die Ehrlichkeit soll das Bier keinen merklichen Einfluß üben. In dem kühlen, schattigen Garten des Brauhauses, wenn sie nach dem sechsten Glase Bier den Fez rückwärts schieben, sehen die Belgrader Herren sehr gemüthlich aus, aber es ist ihnen nicht ganz zu trauen. Ob die folgende Anekdote wahr, weiß ich freilich nicht — ich habe sie aus guter Quelle.

Zu einem serbischen Kaufmanne kommt eines Tages ein guter Bekannter und fordert ihn auf, die dreihundert Ducaten zu zahlen, die er ihm schulde. Der Kaufmann, wohl wissend, daß das eine unverschämte Lüge sei, weigert sich; der Forderer klagt. Vor Gericht schwört der als Zeuge vorgeladene beste Freund des Kaufmanns, daß dieser in der That die dreihundert Ducaten schuldig sei, und der Geklagte wird in Folge dessen sachfällig. Er zahlt mit schwerem Herzen, geht dann zu seinem guten Freunde und macht ihm Vorstellungen. „Wie konntest Du schwören? Du wußtest ja, daß die Forderung falsch war!" — „Ja wohl, aber der Mann hat Geld nöthig und Du bist reich. Wenn Du Dich entschädigen willst, klage Deinen Concurrenten ***vich auf fünfhundert Ducaten, ich werde mit Vergnügen beschwören, daß er sie Dir schuldet." — Ob der Kaufmann das freundliche Anerbieten angenommen, darüber schwieg mein Gewährsmann, wohl aber gab er mir die bestimmte Versicherung, daß der Betrüger, der Betrogene und der beiderseitige Freund in den besten Beziehungen zu einander blieben und daß die Hochachtung, die sie als serbische Männer und Zukunftsbürger des neuen großserbischen Reiches vor einander empfinden, nicht im mindesten unter dem erwähnten kleinen Zwischenfall litt.

In den Schaufenstern der Photographen, die in Belgrad nicht weniger zahlreich sind als in Wien, sah ich überall das Porträt des Fürsten Michael. Er sei sehr beliebt, erzählte man mir; Niemand ahnte die blutige That von Toptschider. Neben ihm hingen die Bilder der schönen Fürstin Julie und der kaum weniger schönen Kathinka Konstantinovic, die ihm mehr als Cousine war. Sein guter und sein böser Engel! Das Verhältniß mit Kathinka hat man ihm nie verziehen, so wenig wie seine westeuropäische Bildung. Der alte Milosch war doch ganz anders! sagten die Leute mit leuchtenden Augen. Der hörte einmal, daß ein Geistlicher eine arme Frau nicht begraben wollte, weil die Familie ihm die Gebühr nicht zahlen konnte. Fürst Milosch ging hin, überzeugte sich, ließ den Geistlichen holen und begleitete die Leiche. Auf dem Kirchhofe angelangt, befahl er zwei Gräber zu graben, und als der Körper der Frau eingesegnet und versenkt war, warf er den Geistlichen eigenhändig in das zweite Grab, das sofort über dem Lebenden zugeschüttet wurde. So regierte Milosch; er war der rechte Mann für Serbien und das Volk vergöttert sein Andenken.

(N. Fr. Pr.)

Erste Ausstellung des Pfälzischen Kunstvereins.

(Fortsetzung statt Schluß.)

III.

Roux aus München hat die Ausstellung mit einem gut stylisirten, wenn auch etwas hart gehaltenen Landschaftsbild aus der römischen Campagna beschickt. *Meyer* von ebendaher hat zwei bayerische *Gebirgs-Seeen* mit schönem, duftigen Mittel- und Hintergrund bei härterer Behandlung des Vordergrundes, beide recht anziehende Bilder, eingesandt. Ganz originell ist von *Bernatz* in München die Felsengegend von *Petrae* im steinigen Arabien mit ihren Höhlengräbern. Naturgetreue Auffassung dieser auf einander gethürmten Felsen, welche vor Jahrtausenden von den Umwohnern zur letzten Ruhestätte gewählt wurden, machte das Bild der Vervielfältigung durch Kupferstich werth, wie von einem Pendant eine solche sich in der Hüffel'schen Prachtbibel findet.

Von *Correggio* in München finden wir ein in der Weise des Meisters vortrefflich ausgeführtes *Stillleben*, welches an freiem charakteristischem Ausdrucke der gleichfalls sauberen und fleißigen Darstellung eines ähnlichen „Blumen-, Frucht- und Dornenstücks" von Amalie Kärcher in Karlsruhe vorangeht. Von *Stademann*, dem fleißigsten Künstler, sind dann fünf Nummern vorhanden: drei *Winterlandschaften* mit gewohnter Virtuosität ausgeführt; die letztere besonders durch ihre verschwimmenden Conturen naturgetreu, dann eine von ihm ganz ungewohnte *Landschaft im Sonnenschein*, welche den Beweis erbringt, daß auch in diesem Genre der Meister sich Geltung zu verschaffen weiß. Ebenso ist ein „Regentag" von fast altholländischer Realität und Wahrheit. Der Landschaft von *Wagenbein* „*Aus dem baye-*

rischen Hochgebirg" erwähnen wir, um anzugeben, daß sie in löblicher Weise aus Privatbesitz der Ausstellung eingereiht wurde.

In das Ausland werden wir in anerkennenswerther Weise durch Wagner-Deines' aus München Ueberfahrt bei Dordrecht versetzt. Ein Bild von äußerst einfacher Handlung, welches aber durch die reale Behandlung des Landschaftlichen und schöne Lufttöne je länger man es betrachtet, desto mehr an Interesse gewinnt. Ein Gleiches gilt von der Stimmung der Winterlandschaft von Steinbach mit ihrer Waldeinsamkeit und der verschneiten Mühle, bei welcher das Wasser mühsam vom Leerlauf abfällt „am müde Mülirad". Lange's „Hohenschwangau" ist bei etwas stiefmütterlicher Behandlung des Sees reizend durch die Stimmung und Ausführung der Waldpartie. Ebenso fesselt Steffen's Brienzer See durch seinen mit zartem, künstlerischem Gefühl ausgearbeiteten Vordergrund und die ebenso anziehende Fernsicht und läßt uns Freude empfinden, daß der Meister der Waldpartieen und Wasserfälle einen glücklichen Griff auch in das Gebiet der freieren Landschaft gemacht hat.

Landschaft im Verein mit Thierstudien bietet zunächst das vortreffliche Thierstück von Voltz mit dem am Felsen im Hochgebirge Schutz suchenden Mädchen, den weidemüden Kühen und der erquicklichen Waldesdurchsicht. Auch das „Verhoffende Rehweib" und der ruhende Fuchs mit Auerhahn von L. Voltz bietet bei weniger ruhiger Composition und Stimmung doch an Thieren und Wald anziehende Momente. Der „Morgen am Vierwaldstätter See" von Schieß ist mit seinen schönen Thieren und dem Glanze des Wassers ein sehr verdienstliches Bild, bei welchem wir gerne von der minutiösen Ausführung des Blumenwerks im Vordergrunde absehen.

Eine Verbindung von Genre und Landschaft ist Th. Pixis „Auf der Höhe". Dem Künstler mag wohl etwas von Hermann und Dorothea vorgeschwebt haben; bei schöner Stimmung der Landschaft ist daher den Gestalten ein etwas süßlicher Charakter aufgedrückt, der indessen die Gesammtwirkung nicht beeinträchtigt.

Dem specifisch Münchener Genre gehören einige Bilder von Kölbl und Gärtner an; die „Münchener Fastenzeit" des Ersteren mit ihrem „Radiweibel", welche den labenden „Haring" den Gästen vermittelt, hätte unbeschadet der Theilnahme des Beschauers etwas derbere Realität bieten können. Des Letzteren „Münchener Sacristei" mit ihrer sauberen, fast von Weihrauch duftenden Anordnung, dem demüthig stolzen Ministranten und dem Votivmessen eintragenden geistlichen Herrn ist eine für die Zukunft vielversprechende Composition eines uns bisher wenig bekannten Namens. Von weniger Interesse scheint uns des Ersteren „Osterzeit" zu sein, deren Motive an den in dieser Festzeit sich freiwillig darbietenden poetischen Stimmungen denn doch zu arm sind.

Den würdigsten Schluß der bayerischen Bilder macht Pixis „Calvin und Servetus". Schon in der Composition dieser beiden starren Eisenköpfe, dieses gluthersüllten Spaniers, welcher der neugefundenen Lehre lieber sein Leben opfern, als sich dem alten Freunde nachgiebig zeigen will, der harte Schwärmerausdruck des Letzteren, der seinem Fortschrittswerke plötzlich ein „Non plus ultra" steckt, an welchem er den früheren Freund des Beschützers zu Grunde gehen läßt, ist bemerkenswerth charakteristisch und zeigt die Unlöslichkeit des Conflicts ohne allen weiteren Commentar. Die Ausführung ist kräftig, breit, wenn auch vielleicht im Effecte etwas derb und auf die Spitze des zu Erstrebenden gestellt, doch ohne der Carricatur anheimzufallen, welche zunächst jenseits der Grenze der größten Wirksamkeit und derber Realität dem Künstler auflauert.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der „Gartenlaube" entnehmen wir folgende Beurtheilung der condensirten Milch. Nach dem Liebig'schen Fleischextracte ist am meisten empfehlenswerth: die condensirte oder concentrirte Milch, welche vorzugsweise in der Schweiz bereitet wird und zwar, soviel dem Verfasser bekannt ist, an zwei Orten, nämlich in Cham bei Zug (von einer amerikanischen Gesellschaft) und in Vevey (von G. Keppel). Liebig hat die Chamer Milch analysirt und stellt ihr das Zeugniß aus, daß sie aus nichts Anderem als aus Kuhmilch und dem besten Zucker besteht, daß sie alle Eigenschaften einer vollkommen reinen versüßten Milch besitzt und daß deren vorzügliche Eigenschaften sie bald in den großen Städten, wo es täglich schwieriger wird, reine Milch zum Gebrauche in den Haushaltungen zu erhalten, einbürgern werden. Diese concentrirte Milch, die entweder in trockener oder in dickflüssiger Form zu haben ist, vertheilt sich in vier und ein halb bis fünf Theilen Wasser zu einer Flüssigkeit, welche alle Eigenschaften einer vollkommen reinen Milch hat, die mit etwas Zucker versüßt ist. Sie kann im Geschmacke nicht von frischer abgekochter Milch unterschieden werden und enthält: Wasser 22,44 und feste Substanzen 77,56; letztere werden von zugesetztem (feinem Colonial-) Zucker, von Butter, Milchzucker und Käsestoff von der in einem sogenannten Vacuum-Apparate eingedämpften Milch gebildet. — Was nun Herr von Liebig von der Chamer Milch sagt, kann Verfasser mit gutem Gewissen auch von der condensirten Milch des Herrn Keppel in Vevey und Kempten behaupten. Diese Milch, aufgekocht, hat einen äußerst angenehmen Geschmack nach guter, frischer, sahniger Milch, besitzt einen großen Nährwerth und dürfte auch zur Ernährung von Säuglingen sehr passend sein.

— Eine italienische Brigg segelte vor Kurzem von Neapel nach Odessa. Unterwegs gab sich in einer unbeschäftigten Stunde die Mannschaft dem Vergnügen des Angelns hin und der Koch, ein kunstgerechter Angler, war so glücklich, einen großen Schwertfisch zu fangen. Als man denselben schlachtete, fand man in seinem Magen — einen türkischen Briefbeutel mit etwa 30 Briefen. Der Capitän nahm die Briefe an sich, um sie bei seiner Landung an die Adressaten zu befördern.

Sylbenräthsel.

1 und 2.

Wir waren nie; jedoch wir mußten sein:
Ja, weil es Wahn und Aberglaube wollten,
Weil Haß und Grausamkeit der Menschheit grollten,
Und sich an roher Mordlust wollten freu'n.
D'rum mußten wir die Scheiterhaufen schmücken,
Um den entmenschten Pöbel zu entzücken.

3.

Zu Millionen Malen war ich da:
Oft hab' ich keine Spur zurückgelassen,
Oft mußten, leider! Tausende erblassen;
Doch selten sagt Jemand, daß er mich sah'.
Ich bin das Werk von kurzen Augenblicken:
Und zum Befrei'n bin ich und zum Bedrücken.

Das Ganze:

Dem Feinde selbst gönn' ich das Ganze nicht.
Es ist ein böses Uebel; wer's erfahren,
Der betet sicher: Gott mög' ihn bewahren.
Urplötzlich tritt es auf und tobt und sticht;
Es hindert Dich im Gehen und Bewegen,
Ja selbst im Stehen, Sitzen, Niederlegen.

— Δ —

Auflösung des Doppelräthsels in Nro. 70:
Castor und Pollux.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Staz. — Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 76.

† Künstlerisches.

1.

Es ist sicherlich eine schöne Sache für einen Mann, wenn sein geschäftlicher Beruf auch zugleich sein Vergnügen ist; wenn er in dem Erwerbszweige, der seine Existenz begründet, ebensowohl eine Quelle der Freude als der Erholung finden kann. Daß dies nicht immer der Fall ist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. In der Regel möchte es sogar scheinen, als ob die Leute es vorzögen, ihre professionelle Carriere in schärfster Augenfälligkeit von ihrem Privatleben zu trennen und ihre Mußestunden mit dem directen Gegentheil dessen auszufüllen, was ihre Thätigkeit während der Arbeitsstunden ausmacht. Des Lesers eigene Erfahrung wird ihm ohne Zweifel Beispiele liefern etwa von Aerzten, welche, sobald sie den Patientenbesuch hinter sich hatten, eifrig zur Feder griffen, um Verse oder Reiseerinnerungen niederzuschreiben; von Advocaten oder Geistlichen, die in selten erhaschten freien Augenblicken Oelgemälde hinpfuschten oder die Flöte bliesen, von Kaufleuten, deren Erheiterungssteckenpferd es war, die edele Blumenzucht zu pflegen und neue Spielarten von Rosen zu erfinden. Dergleichen zweiseitige Existenzen mögen entschuldbar und nicht ohne Reiz sein, allein im Grunde bedingen sie doch eine Zerstückelung der Kräfte und Zersplitterung des Gedankens. Glücklich preise ich darum den Mann, der einen Lebensweg eingeschlagen, den er niemals auch nur für eine halbe Stunde verlassen möchte, der ihm mit Blumen bestreut erscheint, weil er ihm Befriedigung gewährt; mit einem Wort, dessen Pflicht mit seiner Neigung Hand in Hand geht. Einen solchen Mann sollte man bewundern und könnte man beneiden, und ein solcher Mann war mein alter Freund und Kamerad Friedrich Wehler, oder Fritz Wehler, wie seine intimen Bekannten ihn zu nennen sich erlauben durften. Er war ein Künstler und er würde lieber gestorben sein, als daß er irgend etwas anderes geworden oder gewesen wäre. Nicht als ob der klingende Gewinn, den ihm seine Künstlerschaft einbrachte, je eine bedeutende Höhe erreicht hätte. Die Bilder, die er von Jahr zu Jahr producirte und verkaufte, versahen ihn mit Nahrung, Obdach und Kleidung, doch nicht darüber hinaus. Konnte er auch nichts ersparen, so konnte er doch immer seine Bedürfnisse bezahlen, und wenn sich nur das letztere Lob auf jedes Menschen Grabstein schreiben lassen dürfte, so wäre damit schon mehr gesagt, als mit den überschwenglichen Sentenzen, die man als Mantel christlicher Liebe herkömmlicherweise über die Schwächen und Fehler der Hingeschiedenen zu werfen pflegt.

Wehler war Künstler vom Haarwirbel bis zur Spitze seiner großen Zehe, in seine Kunst eingepanzert wie ein stahlgerüsteter Ritter des Mittelalters. Außer künstlerisch war er absolut nichts. Die Welt war sein Atelier, die Männer und Frauen darin seine Modelle, die er zu Gemälden zusammenknetete. Das Himmelsdach über seinem Kopf gab ihm keinen anderen Gedanken, als daß es sich mit Kobaltblau oder Indigo auf Malerleinwand wiedergeben ließe. Sonne und Mond hatte in seiner Ansicht unser Herrgott nur deshalb erschaffen, damit er — Wehler — Licht- und Schatteneffecte nach der Natur studiren konnte. Die ihm nahekommenden Gegenstände waren blos „Staffage", und entfernte Gegenstände dienten ihm lediglich als Anhaltspunkte, seine Kenntnisse im perspectivischen Zeichnen und im Schattiren des Ferndustes zu vervollständigen. Seine Reden waren immer gespickt mit technischen Ausdrücken. So wie er sprach, fühlte man sich in ein Maleratelier versetzt und roch Leinöl und Terpentinöl. Auch in der Kleidung war er der vollkommene Künstler. Sein breitrandiger Filzhut, sein schnurbesetzter Sammtrock und Winters der faltenreiche, pittoresk drapirte Mantel waren sein Stolz und seine Freude. Er wollte, daß man auf den ersten Blick erkannte, welches Geistes Kind man vor sich hatte; es würde ihn beleidigt haben, wenn Jemand in einen darauf bezüglichen Irrthum verfallen wäre. Das Letztere war denn allerdings auch kaum möglich, denn wer in Wehler nicht sofort den Künstler herauswitterte, würde überhaupt nicht haben sagen können, für was er ihn eigentlich hielt. Einzig und allein von seinen künstlerischen Bestrebungen angetrieben, beging er zuweilen Dinge, welche ohne Berücksichtigung der Umstände als pure Impertinenzen hätten verdammt werden müssen. Es begegnete ihm, daß er an gleichviel welchem Orte eine gleichviel wie fremde Person, die ihm für diesen oder jenen Charakter ein passendes Vorbild schien, anredete und sie bat, ihm als Modell zu sitzen. Einen dicken Bäckermeister, mit dem er einmal auf der Eisenbahn zusammentraf, versetzte er in die ungeheuerste Entrüstung, weil er einen Sir John Fallstaff nach ihm malen wollte; manche blonde Geheimrathstochter glaubte sich zeitlebens beschimpft, weil der gute Wehler ein zweites Gretchen im Faust in ihr erblickt zu haben vermeinte; und was die Brünnetten anbetraf, so ließen sich die beleidigten Schönen, die der unverschämte Mensch zu einer Lady Macbeth, oder Jüdin, oder sonst einem bronzefarbigen Ungethüm hatte mißbrauchen wollen, nach Dutzenden herzählen. Wehler mußte in solchen Fällen manche harte Abfertigung einstecken, doch sah er darin nur ein beklagenswerthes Zeichen der Zeit. Das Jahrhundert war entartet, apathisch gegen die Kunst, und die Jünger der letzteren hatten darum die erhöhte Verpflichtung, der allgemeinen Verflachung und Versumpfung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Wie schon gesagt, erblickte mein Freund von seinem besonderen Standpunkte aus in jedem Individuum einen speciellen für seine Zwecke dienlichen Charakter. Eine Desdemona saß ihm an einer Nähmaschine; Cleopatra kredenzte die vollen Schoppengläser in der Einschenke irgend einer Bierwirthschaft; Don Quixote drehte die Straßenorgel, und König Lear streckte irgendwo an der Straßenecke die Hand für ein Almosen aus. Wehler's unkünstlerische Freunde, meine Wenigkeit mit einbegriffen, erkannten nicht immer die Wahrheit seiner Inspirationen und für uns war und blieb meistens die vermeintliche Cleopatra das „Bäsel" und Don Quixote der schnapsnasige Orgelmann. Darum hegte ich auch meine heidnischen Zweifel, als Wehler eines Morgens freudestrahlend zu mir mit der Mittheilung hereinstürmte, daß er einen Othello, einen echten

Othello, entdeckt hatte. Ich hegte zu diesem Othello so wenig Vertrauen, als ich bei früheren ähnlichen Anlässen an ein Julius Cäsar- oder Columbus-Modell geglaubt, und als ich mich endlich Wehler's Mohrenhelden gegenüber befand (denn ich mußte ihn absolut in Augenschein nehmen), sah ich sogleich, daß ich auch diesmal nicht im Stande sein würde, meines Freundes Begeisterung zu theilen. Es war gerade wie ich es erwartet hatte: Wehler's Othello war nicht mein Othello, und ich will es nur gleich heraussagen, daß Wehler's Othello ein — Droschkenkutscher war.

Wo und wie mein Freund ihn aufgelesen, kann ich nicht sagen. Sein Name war Mathias Knall. Die Droschke, die er fuhr, war sein Eigenthum, und er wohnte mit Frau und Kindern irgendwo in ein paar kleinen Stuben über dem Stalle, ich glaube es war Remisengäßchen Numero dreizehn oder drei. Er hatte sich gegen ein entsprechendes Honorar bewegen lassen, für eine gewisse Zeit zu gewissen Stunden Wehler Modell zu stehen, während ein zu dem Zwecke engagirter Stellvertreter die verwaiste Droschke fuhr. Knall war ein ganz respectabeler, arbeitsamer und manierlicher Mensch, natürlich ohne jede Kenntniß des Charakters, den er auf der ausgespannten Leinwand des Malers vorstellen sollte, und gar nicht abgeneigt, die ganze Sache als einen netten Spaß und Wehler als eine Art von harmlosen Narren anzusehen, auf dessen Schrullen man schon bis zu einem gewissen Punkte eingehen könne, vorausgesetzt er bezahlte diese Nachgiebigkeit; denn Herrn Mathias Knall's Zeit war ihm natürlich Geldeswerth. Vielleicht fand er auch etwas Schmeichelhaftes in dem Gedanken, einem „ordentlichen Künstler", wie er Wehler jederzeit nannte, und nicht blos „Einem von Denen, die blos abphotographiren", für sein Portrait zu sitzen; denn ohne geradezu übertrieben eitel zu sein, schrieb er doch Wehler's Wunsch, seine Züge auf Leinwand zu übertragen, eher dem Umstande zu, daß ihr Schnitt und ihre Regelmäßigkeit sie zu einer solchen Auszeichnung berechtigten, als daß es ihm einfiel, sie könnten um einer besonderen Art von Charakteristik willen für einen Künstler von Werth sein.

Anfänglich war es ihm schwer geworden, zu begreifen, daß irgend ein Fremder vernünftigerweise das Verlangen hegen könne, sein Conterfei zu besitzen; er hatte nicht anders geglaubt, als daß er selbst der Eigenthümer desselben werden solle, und mehr als einmal ließ er Bemerkungen darüber fallen, wie es für seine „Alte Daheim" (womit er seine Frau meinte) eine unmenschliche Freude sein würde, es auf dem Staatsplatz über der großen Commode hängen zu haben. Nachdem ihm klar geworden, daß er sich in dieser Beziehung vergebliche Hoffnung gemacht, äußerte er mit einigermaßen verblüffter Miene, daß er stolz sei zu denken, irgend ein vornehmer Herr wolle dem fraglichen Bilde die Ehre anthun, es in seinem „Saal" als Zierrath zu gebrauchen; und schließlich sprach er die Ueberzeugung aus, daß unter solchen Umständen gewiß sämmtliche Droschkenkutscher der Stadt sich gern würden abmalen lassen. „Denn sehen Sie," setzte Knall hinzu, „es ist Etwas, sagen zu können, daß man für sein Portrait gesessen hat. Da läuft Mancher herum, der es nicht von sich sagen kann. Und noch dazu einem ordentlichen Künstler."

Wehler fand sein Modell über die Maßen amüsant, oft konnte er aus lauter Heiterkeit über Herrn Knall's Bemerkungen den Pinsel nicht fest in der Hand halten. Aber darum war und blieb er ihm doch, was das Aeußere betraf, ein vollkommener Othello, und daß ich nicht zu derselben Ansicht zu bekehren war, verursachte ihm wirklichen Kummer. Mathias Knall hatte lebhafte, schlaue, unruhige, beinahe spitzbübische Augen. Wind und Wetter hatten seiner Haut eine dunkle Lederfarbe gegeben (hierin allein ließ sich vielleicht ein Anflug othelloischer Aehnlichkeit herausfinden), und in der Mitte seines Gesichtes glänzte seine runde Kartoffelnase, als ob sie eben frisch gefirnißt worden wäre. Er pflegte sein Vorderhaar tief auf die Augenbrauen herunterzukämmen, wie wenn die Hauptbestimmung desselben wäre, ihm die Stirn warm zu halten; ebenso war es seine Liebhaberei, sich das Gesicht mit dem Sacktuch abzureiben und gewissermaßen zu poliren, und besagtes Sacktuch trug er rund zusammengerollt wie ein Vogelnest in seinem Hut. Seine Stimme war tief und heiser und eigentlich nicht melodisch, obschon sie im Chor nicht ohne einen gewissen Effect gewesen sein würde. „Es kömmt vom „Nachtfahren," pflegte er zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

* **München**, 22. Juni. Heute begann vor dem oberbayerischen Schwurgerichte die Verhandlung gegen den k. k. Oberlieutenant Gustav Graf von Chorinsky, 36 Jahre alt, wegen Verbrechens der Theilnahme am Verbrechen des Mordes, begangen an seiner Gemahlin Mathilde v. Chorinsky-Ledske durch Julie Ebergenyi von Telekes. Der Beginn der Verhandlung war auf 8 Uhr früh anberaumt; allein schon lange vorher hatte sich das Publicum im Hofe des Bezirksgerichtsgebäudes zahlreich eingefunden, um zunächst den Angeklagten zu sehen. Diese Absicht wurde aber nicht erreicht, da die Gendarmerie den Angeklagten schon um ½7 Uhr von der Frohnfeste abgeholt hatte. Der Angeklagte, welcher, ein Sohn des Statthalters von Niederösterreich, im 17. Jahre in die österreichische Armee eingetreten ist, zum Officier avancirte, am 20. März 1859 quittirte, am 20. April desselben Jahres aber wieder eintrat, im März 1860 abermals quittirte, in die päpstliche Armee eintrat, nach deren Auflösung zum dritten Male in die österreichische Armee eintrat und zum Oberlieutenant avancirte, wurde vom Präsidenten aufgefordert, der Verhandlung mit Aufmerksamkeit zu folgen, und insbesonde darauf aufmerksam gemacht, daß nach bayerischem Gesetz ein aufrichtiges Geständniß bei Ausmessung der Strafe berücksichtigt werden wird. Hieran reihte sich die Verlesung des Verweisungserkenntnisses und der Anklageschrift, die von dem Angeklagten mehrmals, insbesondere, als die den Charakter der Julie Ebergenyi etwas scharf zeichnenden Stellen verlesen wurden, mit dem Ausrufe: „Das ist nicht wahr" unterbrochen wurde, worauf ihm der Präsident bedeutete, daß er noch Gelegenheit genug zur Geltendmachung seiner Einwendungen erhalten werde. Bei Verlesung der Stellen aus seinen eigenen Briefen, so hauptsächlich bei der Stelle, worin er sagt, daß er, wenn er nur frei werde, Geistlicher werden wolle, war auf dem Angesichte des Angeklagten ein Lächeln zu bemerken; auch ließ er seinen Blick nicht selten über das gesammte Auditorium gleiten, bald ernst, bald heiter scheinend. Aus der Anklageschrift Näheres mitzutheilen, unterlassen wir, da dieselbe bereits von einer Reihe von Blättern wörtlich veröffentlicht worden ist. Der die Anklage vertretende Staatsanwalt Hr. Wülfert sah sich veranlaßt, die Geschworenen im jetzigen Stadium der Verhandlung auf den Gegenstand derselben aufmerksam zu machen und nochmals darauf hinzuweisen, daß es sich heute nicht darum handelt, ob der Angeklagte die That begangen hat, sondern darum, ob derselbe sich der Theilnahme daran durch Rathsertheilung u. s. w. schuldig machte. Was bei der Verhandlung in Wien vorgekommen, dürften die Geschworenen hier in keiner Weise in Berücksichtigung ziehen, um selbst den Schein zu vermeiden, als habe eine vorherige

Einwirkung auf die Geschworenen stattgefunden. Vertheidiger Dr. v. Schauß dankte dem Staatsanwalt, daß er schon jetzt den Geschworenen nahe gelegt hat, daß sie durch nichts auf sich einwirken lassen dürfen, als durch das, was sie hier in diesem Saale hören; möge aber auch, fügte Vertheidiger bei, der Hr. Staatsanwalt bei Begründung der Anklage nichts benützen, was außer dem Saale vorgekommen ist. Ferner theilte Vertheidiger mit, daß er sich an eine wissenschaftliche Notabilität in Berlin gewendet und um ein schriftliches Gutachten über den geistigen Zustand des Angeklagten gebeten habe. Gestern sei ihm dieses Gutachten, worauf er beim Plaidoyer zurückkommen werde, durch die Post zugekommen, das Couvert aber mit einem amtlichen Siegel versehen gewesen, weil es erbrochen hier angekommen sei. Es müsse also Jemand das ursprüngliche Siegel mit einem heißen oder scharfen Instrument gelöst haben.

Nachdem der Staatsanwalt bemerkt hatte, daß die Frage, welche Actenstücke verlesen werden sollen, am besten dann entschieden werde, wenn es sich eben um die Verlesung der betreffenden Actenstücke handelt, theilte der Herr Präsident mit, daß der Vertheidiger unmittelbar vor der Verhandlung das Ansuchen gestellt hat, den Landesgerichtsrath Giuliani in Wien, welcher bei dem Proceß gegen Julie Ebergenyi den Vorsitz führte, durch den Telegraphen als Zeugen zu berufen, und daß diesem Ansuchen Statt gegeben worden ist. Zeugen sind 35 erschienen, mehrere andere Zeugen konnten wegen Krankheit nicht erscheinen. Als Sachverständige sind anwesend: 1) Bezirksgerichtsarzt und Professor Dr. Martin von hier; 2) Professor Dr. Buchner von hier; 3) Professor Dr. Solbrig, Director der oberbayerischen Kreisirrenanstalt; 4) Dr. Ludwig Meyer, ordentlicher öffentlicher Professor der Psychiatrie in Göttingen und Director der dortigen Irrenanstalt; 5) Dr. Gutten, Director der Irrenanstalt in Werneck, und Dr. B. Morel, Director der Irrenanstalt Yon (?) bei Rouen in Frankreich; dann als Dolmetsch für Letzteren der Professor Bedat von hier, Lehrer der französischen Sprache. Nun begann die Vernehmung des Angeklagten. Derselbe bemerkte zunächst: was er in seinen früheren Verhören gesagt oder verschwiegen habe, habe er nicht aus Bosheit gesagt oder verschwiegen; heute wolle er nun die Wahrheit sagen. Im Jahre 1858 habe er seine verstorbene Gemahlin als Schauspielerin Mathilde Ruef in Linz kennen gelernt und ein Verhältniß mit ihr abgeknüpft; bei der erstmaligen Zusammenkunft unter vier Augen habe sie ihm ihre Familienverhältnisse mitgetheilt und insbesondere betont, daß sie aus guter Familie sei und Vermögen besitze, worauf er ihr das Heirathen versprochen habe. Nicht auf seinen Wunsch, sondern aus eigenem Antriebe habe sie die Bühne verlassen und sei mit ihm, nachdem er quittirt habe, nach Glussersbach bei Salzburg übergesiedelt. Nach ihrer von seinem Vater veranlaßten Trennung dortselbst habe sie sich nach München und später nach Augsburg begeben; ihm habe sein Vater den Vorschlag gemacht in Olmütz Domherr zu werden, er sei aber hierauf nicht eingegangen, sei vielmehr am 20. April 1859 bei einem in Italien stehenden österreichischen Regimente wieder als Gemeiner eingetreten. In Verona habe er die Mathilde Ruef wieder getroffen, wo sie ihm mittheilte, daß sie eine Fehlgeburt gehabt habe. Noch während des Feldzuges avancirte er zum Oberlieutenant und nach Abschluß des Friedens seien Beide mit einer französischen Familie nach Deutschland abgereist, wo Mathilde in Augsburg blieb, während er nach Graz zu seinem Regimente zurückkehrte. Da er wegen Ueberschreitung des Urlaubs mit 4 Wochen Arrest bestraft wurde, und die Bewilligung zur Verehelichung nicht erhielt, habe er quittirt und sei in die päpstliche Armee eingetreten. Im Juli 1860 habe er sich mit Mathilde Ruef in Foligno trauen lassen; allein schon nach 8 Tagen habe er gemerkt, daß er mit ihr nicht mehr leben könne, „weil sie einen fürchterlichen Geruch hatte." Ueberhaupt sei er insoferne durch Betrug zu dieser Heirath veranlaßt worden, weil die Mathilde ihm (fälschlich) gesagt habe, daß sie Vermögen habe. Nun wurde ein Brief verlesen, worin es unter Anderem heißt, daß Gustav die ganze Familie Ruef verachte und insbesondere ein Geschöpf, die Mathilde, von der Niemand rede, hasse. Weiter heißt es in diesem Briefe: „daß mein Gustav mich heirathet, weiß ich." Dieser Brief ist von der Hand des Angeklagten geschrieben; er behauptet aber, daß der Brief von Julie Ebergenyi herrührt und daß er ihn abgeschrieben habe. Briefe, welche der Angeklagte an seine verewigte Frau unmittelbar vor seiner Verehelichung schrieb, sind voll von Zärtlichkeiten; unter Anderem heißt es: „Du bist mein Alles, mein Schutzgeist, meine Gottheit, mein Weibchen; unzählige der zärtlichsten Küsse sende ich Dir, Du bist ewig nur mein Weibchen wie ich auf ewig nur Dein bleibe." „Laß mich zu Dir hin, sonst sterbe ich; ich bin nur für Dich auf der Welt; Du bist mein Gott, Dir verdanke ich mein Leben. Du bist meine Welt, meine Zukunft ... Du mußt wissen, daß wir für einander geschaffen sind, und daß keine Macht der Erde uns zu trennen vermag ..." Ein Telegramm aus Ancona an Mathilde Ruef in Augsburg vom 16. April 1860 lautet: „Sonntag oder Montag muß unsere Hochzeit sein. Dein seliger Gustav." Der Angeklagte erklärte, daß er solche Briefe nie geschrieben haben würde, wenn er gewußt hätte, was er später in Heidelberg erfuhr: dort habe man ihm mitgetheilt, daß die Mutter der Mathilde im schlechtesten Rufe stehe und daß die Mathilde selbst früher mit mehreren Männern Bekanntschaft gehabt habe. In zwei Briefen an eine Madame Barth in Heidelberg aus dem Jahre 1862 zeigte der Angeklagte an, daß er seine Ehescheidung eingegeben habe, weil die Mathilde verschwenderisch und ihre Mutter eine Kupplerin sei; die Mathilde, seine Frau, nennt er darin „die schlechteste Person". Von 1863 bis 1867 soll der Angeklagte ein Verhältniß mit der Stiftsdame Holovy in Brünn unterhalten haben; allein er läugnet das und behauptet, er habe an diese seine „Freundin" nur so zärtlich geschrieben, weil er ihr 100 fl. schuldete.

Mit Julie Ebergenyi habe er im März 1867 Bekanntschaft angeknüpft; eine Verlobung mit ihr habe nicht stattgefunden, doch habe er bei ihren Eltern um ihre Hand angehalten. Der Julie habe er bald nach der Bekanntschaft gesagt, daß er verheirathet sei, ihren Eltern aber sei dies verheimlicht worden. Seiner verlebten Frau habe er nie einen Antrag gestellt, welcher auf ihre Ehre nachtheilig hätte wirken können. Daß Julie Ebergenyi vom 19. bis 22. November v. J. in München war, hat der Angeklagte bisher stets geläugnet; heute gab er dies zu, fügte aber bei, sie sei gegen seine Einwilligung nach München gegangen. Auf die Frage des Präsidenten, warum er dann die Familie Ebergenyi ersuchte, ihm e i d l i c h zu bestätigen, daß die Julie zu genannter Zeit in Szechsen war, erklärte er: das habe er gethan, weil Julie ihn darum gebeten hatte. Dieselbe sei auf Anstiften der Horwath nach München; warum sie auf fremden Namen gereist sei, wisse er nicht. Das Geld zu der Reise nach München habe er ihr nicht verschafft; sie habe es selbst besessen und in süddeutsche Währung umgewechselt. Auch auf die Erklärung des Präsidenten, daß Julie Ebergenyi selbst angegeben hat, er (der Angeklagte) habe ihr das Geld verschafft, beharrte derselbe darauf, daß die Julie das Geld selbst besessen habe. Den Empfehlungsbrief von A. Meriot habe er schon früher für Jemanden verlangt, der bei Mathilde Chorinsky in München Zutritt haben wollte; an Julie Ebergenyi habe er damals gar nicht gedacht; der Empfehlungsbrief sei auf den Namen Marie Berger ausgestellt. Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß Julie Ebergenyi sich der Gemahlin des Angeklagten als geschiedene Frau vorstellte, und diesen Empfehlungsbrief übergab, erwiderte der Angeklagte: „sie hat den Brief dann eben von der Horwath erhalten". Nach der Rückkehr der Julie von München am 23. November früh habe sie ihn durch einen Packträger rufen lassen, aber nichts mitgetheilt; erst Nachmittag habe sie gesagt, es sei in München der Mathilde ein Unglück passirt; auch habe s i e (nicht er) den Rampacher nach München geschickt, um zu erfahren, was der Mathilde passirte und wie es ihr gehe; „ob sie noch lebe", habe er nie gesagt. Daß er von Rampacher verlangte, er solle ihm einen Deutschmeister verschaffen, der Jemand recht gehörig tractiren könne

Digitized by Google

(wobei er eine Bewegung mit der Hand machte, welche anzeigt, daß der Deutschmeister gehörig prügeln könne), giebt der Angeklagte zu. Davon, daß an Mathilde Chorinsky nach Reichenhall vergiftete verzuckerte Früchte geschickt wurden, daß die Ebergenyi an einen Chemiker um Rattengift schrieb, daß Julie Ebergenyi in den vier Jahreszeiten zwei Fläschchen mit verschiedenen Weinen hatte, daß diese während ihres Besuches bei der Mathilde fehlten und nach der Rückkehr vom Besuche wieder gesehen wurden, will der Angeklagte durchaus nichts wissen. Den Aufenthaltsort seiner Frau habe er durch den Legationsrath Zwierzina in München erfahren. — Da die Zeit bis 1¼ Uhr schon vorgeschritten war, wurde die Verhandlung unterbrochen und die Fortsetzung auf Nachmittag 4 Uhr anberaumt.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Ausstellung des Pfälzischen Kunstvereins.

III.

(Schluß.)

Die Beiträge der Künstler aus dem Nachbarlande Baden sind theilweise Künstlern von großem Rufe, theilweise strebsamen Kräften der Karlsruher Kunstschule zu danken. Zu Ersteren gehören zwei herrliche italienische Studienköpfe von Feuerbach. Wir haben vom ersten Bilde an des talentvollen Künstlers Entwickelung mit großem Interesse verfolgt, von seinem Aretino an bis zu den prächtigen Copieen italienischer Meisterwerke, welche die Gemäldegalerie von Karlsruhe zieren. Und diese Studien reihen sich in ihrer anspruchslosen Einfachheit durch die Kraft und Wärme der Pinselführung und Farbengebung so würdig an die besten Leistungen des Künstlers an, daß sie mit den besten Köpfen der venetianischen Schule wetteifern können.

Von A. v. Bayer sind ein größeres und vier kleinere Bilder zur Ausstellung gekommen. In allen ist die Architektur, das Hauptfach des Künstlers, vor dem Genre jener klösterlichen Art, in welchem er so viel Ausgezeichnetes geleistet hat, in den Hintergrund getreten. Alle sind mehr oder weniger skizzenhaft, und das größte derselben, Tod des Markgrafen Hermann von Baden in der Klosterzelle zu Clugni, erinnert in der Gruppirung stark an den vom Prager Kunstverein zum Vereinsblatt gewählten Tod des hl. Bruno. Die Hauptstärke der letzten Hervorbringungen, mit welcher v. Bayer fast einzig unter den Kunstgenossen dasteht, seine blendende Wirkung verschiedener Lichteffecte ist hier über die sonst einfache Handlung des Bildes, das Bekenntniß des sterbenden Laienbruders, daß er einst ein großer Fürst des deutschen Reiches gewesen sei, in einer an Rembrandt erinnernden Virtuosität ausgebreitet. Die Nonne im Garten nach Uhland, der über sein Einst und Jetzt sinnende Mönch haben bei noch einfacher Anlage ergreifendes romantisches Interesse. Drei Landschaften von Weißer in Karlsruhe verrathen tüchtiges Streben und gefällige Auffassung. Es ist die Ansicht „Vor dem Thor des Klosters Hirsau" auf dem Schwarzwald, die Partie von Oberstein im Nahethal und das freilich etwas flach ausgefallene „Schwäbisch Gemünd". Auch Schmitt's „Viehstück" ist eine tüchtige Arbeit eines seit Kurzem sich hervorthuenden Künstlers der dortigen Schule. Selbstständig ist Horst's aus Heidelberg Italienerin, etwas zu zart in der Färbung und auch durch die fast scrophelhaft anmuthenden Lippen an die Bilder der letzten Zeit der sonst wackeren und verdienstvollen Marie Ellenrieder erinnernd. Aus Preußen sind wenige Namen und diese meist von Künstlern, die den Koryphäen der Düsseldorfer Schule bescheiden sich unterordnen, aber doch mehrentheils Beachtung verdienen. Simmler aus Düsseldorf hat fünf Thier- und Genrebilder, die theilweise durch gute Composition, theilweise durch gute frische Färbung anziehen. So der mit Humor dargestellte schlafende „Jäger auf dem Anstand", dem der Hund aus dem mit Flaschen versehenen Korb, die wahrscheinliche Ursache seiner Jagdsünde, ein leckeres Stück kalter Küche entführt. So der „verirrte Stier mit hübschem Alpenglühen" und der recht frische „Morgen auf der Waide". Zwei zart ausgeführte Landschaften, der Fernstein und der Königssee, hat die Ausstellung Hördt von Frankfurt zu danken, während Blankart von Düsseldorf in einem Bilde in recht frischer und lebendiger Darstellung ins Thierreich gegriffen hat. In den drei Bildern „Partie am Chiemsee", Branneberg im Innthal und Partie aus dem Innthal hat Buhl aus Frankfurt recht Wackeres geleistet, namentlich dürfte das letzte Bild, ohne daß der Künstler sich zu schämen hätte, recht gut neben den besten Landschaften jüngerer Meister stehen.

Cornill aus Frankfurt, von welchem wir in der letzteren Zeit auf den rheinischen Ausstellungen manches Bild aus dem „Kloster-Genre" zu sehen Gelegenheit hatten, gab auch zu dieser ein solches „Capuciner" in offener Halle in den verschiedenen Stellungen des „Dolce far niente". Doch möchte ein des Mönchthums Kundiger die Patres und Fratres schon eher für Franziscaner halten oder für Haug's: „Einzigstes in seiner Art, ein Capuciner ohne Bart." Seine „Mutterliebe erinnert zwar in der Composition gar sehr an eine italienische „Sagra famiglia" aus späterer Zeit, hat aber im Colorit eine Stimmung, welche an italienische Musterbilder erinnert.

So schließen wir denn unseren Bericht mit dem Wunsche, daß die Beschickung der Ausstellung noch im Laufe des Turnus, mehr noch im nächsten Jahre sich mehren möge. Es wird geschehen, wenn der Künstler für seine Werke einen Markt zu finden hoffen darf, und dieses wird der Fall sein, wenn der Verein selbst für bleibenden Besitz und die Verloosung das Seinige thut und namentlich seine Kunstfreunde, deren Mittel den Luxus von Gemäldeankäufen gestatten — und wie Viele giebt es deren in der Pfalz! — zu Ankäufen ermuntert. So viel kann jetzt schon der Ausstellung nachgesagt werden, daß sie, wenn auch nicht durch große Meisterwerke ausgezeichnet, doch weniger Mittelmäßiges und der Zurückweisung Würdiges aufzuweisen hat, als viel größere Ausstellungen bedeutenderer Städte.

Mannichfaltiges.

Zweibrücken. Das in unserem letzten kurzen Berichte über die Vorbereitungen zum Musikfeste mitgetheilte Verzeichniß der mitwirkenden Künstler ist in der Weise einestheils zu berichtigen, daß Herr Keller, Hofopernsänger aus Hannover, einer inzwischen angetretenen größeren Reise wegen, bei dem Feste nicht wirken kann, anderntheils zu ergänzen, daß mittlerweile der Cellist Herr Hofmusiker Kündinger aus Mannheim, dann der Violinist Herr Hofmusiker Freiberg aus Karlsruhe zur Mitwirkung gewonnen wurden. — Mit großem Vergnügen können wir heute weiter mittheilen, daß die Direction der Pfälzischen Eisenbahnen die von ihr gehoffte Mitwirkung zum Gelingen des Musikfestes in dankenswerthester Weise bereits bestätigte, indem dieselbe allen Mitwirkenden einmalige freie Her- und Rückfahrt auf den pfälzischen Bahnen bewilligt hat. — Bezüglich des Festprogramms, das nunmehr zum Drucke bereit ist, bemerken wir für heute nur, daß wegen des in Aussicht stehenden zahlreichen Besuches von Fremden gleichzeitig zwei Festbälle im Casino- und Tivoli-Saale stattfinden werden und daß die Reunion bei günstiger Witterung in dem eine kleine halbe Stunde von hier entfernten prachtvollen, ehemals herzoglichen Parke „Fasanerie", dem geschichtlich bekannten Aufenthaltsorte des Polenkönigs Stanislaus Lescinsky, abgehalten wird.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 77.

† Künstlerisches.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen sprach Mathias Knall in einer ungezwungenen, selbstvertrauenden Weise, wie sie einem Mann geziemt, der seit einer Reihe von Jahren auf die Welt von der Höhe des Kutschenbocks herniedergesehen; nicht arrogant, aber mit Entschiedenheit, wie Einer, für den Schlagfertigkeit in der Rede eine Existenzbedingung ist. Dabei war er immer froh gelaunt und gutmüthig und sichtlich von dem Verlangen beseelt, mit Jedermann auf freundlichem Fuße zu stehen. Alles zusammengenommen war er ein ganz angenehmer Mensch, mit dem sich leben ließ. Mehr noch — er war der selbstständige Besitzer eines Kunstwerkes. Wie wir zu dieser Entdeckung gelangten, kann ich ebenfalls nicht mehr sagen; das Factum kam indeß im Laufe des Gesprächs auf die eine oder andere Art an's Tageslicht. Wirklich schien es, als ob es das Schicksal gewollt, daß die Kunst sich wie ein rother Faden in das Gespinnst von Mathias Knall's Existenz verirren sollte. Das Gemälde selbst hatte, wie die meisten Gemälde, keinen bestimmt zu definirenden Werth, aber Herr Knall war stolz darauf und liebte es, davon zu reden. Der Besitz desselben verlieh ihm in seinen Augen eine gewisse Wichtigkeit, nicht minder in den Augen anderer Leute. Und wenn er auch offen eingestand, daß er selbst nicht die geringste Vorstellung von dem künstlerischen Werth des Bildes hatte und in seiner Unkenntniß so weit ging, daß er nicht einmal sagen konnte, was das Bild eigentlich vorstellte, so war er doch, wie schon bemerkt, stolz und glücklich, es sein Eigenthum nennen zu können. Gerade wie er sich viel darauf einbildete, einem „ordentlichen Künstler" für sein Porträt zu sitzen, so fühlte er, daß es ihm einen Vorzug vor seinen Standesgenossen gab, ein Kunstwerk für eigen zu nennen, von dem die letzteren so wenig wie er etwas verstanden, und das sie alle nur mit staunender Verwunderung betrachten konnten. Und gerade dieser Mangel an Verständniß war es, der, indem er die Glorie des Geheimnißvollen über das Gemälde warf, dessen Bedeutung in der Ansicht Knall's und seiner Freunde um ein Erkleckliches hob.

„Da hängt es, sage ich," bemerkte der ehrliche Mathias, „wenn sie zu mir kommen es zu sehen, und nun macht daraus was Ihr könnt. Das ist es, was ich zu ihnen sage."

Ferner theilte er uns mit, daß von Zeit zu Zeit auch fremde Leute gekommen wären, sein Kunstwerk in Augenschein zu nehmen, „vornehme Leute, meine Herren, und Künstler, welche sich auf Bilder verstehen und Alter und Abkunft zu unterscheiden wissen, wie ich bei einem Pferde. Nun, meine Herren," fuhr er dann fort, „die Einen sagen dies, die Anderen das. Die Künstler hatten ihren Spott darüber, meist, aber es war junges Volk; und junge Leute und Künstler, — nichts für ungut, meine Herren, können nicht anders als spotten. Zudem war es wohl ihr Vortheil, das Bild herabzusetzen, es hätte ihnen sonst vielleicht den eigenen Markt verdorben, und ich an ihrer Stelle hätte es ebenso gemacht. Jeder muß für sich selbst sorgen, Andere thun's nicht. Kurz und gut, es ist viel darüber hin und her gesagt worden und ich bin nachher so klug wie vorher. Was ich wohl für mein Bild bekommen könnte, weiß ich heute noch nicht. Der Eine sagt: „Knall, mein Wort darauf, das Gemälde ist unter Brüdern seine fünfhundert Gulden werth." Ein Anderer: „Knall, wenn Sie zwei Kronenthaler nehmen wollen, will ich's Ihnen ablaufen." Für zwei Kronenthaler geb' ich's aber nicht her, so viel ist gewiß, lieber soll es meine Alte daheim zu Kaffeeholz verhacken. Und wer weiß, ob der, wo mir den Spottpreis bot, nur überhaupt zwei Kronenthaler in der Tasche hat. Kurz und gut, wie die Sache steht, behalte ich das Bild, und ich hänge an dem Bild und wer zu mir kommt es anzusehen, dem sage ich: „Da hängt es, und nun macht daraus was Ihr wollt."

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß mein künstlerischer Freund sofort Feuer fing und das Bild in Augenschein zu nehmen verlangte. Herr Knall schmunzelte vergnügt bei dem Vorschlag, that aber doch ein wenig verlegen.

„Sie sehen, meine Herren," meinte er, „meine Wohnung ist nicht schön und elegant und es schickt sich eigentlich nicht, daß Herren wie Sie —"

Natürlich ließen wir derartige Einwendungen seinerseits nicht aufkommen, besonders da ja schon andere „vornehme Leute" zu demselben Zweck Herrn Knall besucht hatten; und so wurde einer der nächsten Tage für die Besichtigung des Bildes festgesetzt.

Daß es in der Wohnung des Pseudo-Othello bedeutend nach dem Stalle roch, war nicht mehr als wir von vornherein erwartet hatten. „Es ist merkwürdig, wie ein Pferd das Haus warm hält," bemerkte Herr Knall, welcher seinen vierfüßigen Leibeigenen für eine Art Ofen von besonders praktischer Construction anzusehen schien, den in der Wohnung zu haben seinen großen Vortheil hatte. Das „Empfangszimmer", nämlich die „beste Stube", war von einer Treppe aus zugänglich, die leicht mit einer Leiter verwechselt werden konnte, und lag gerade über dem Stalle. Man hörte in der besten Stube ganz deutlich das Knabbern des Pferdes an der Krippe, das Rasseln der Halfter oder das gelegentliche Ausschlagen der Hufe auf dem Steinboden. Herrn Knall's Kinder, von denen eine ganze Menge da waren, hatten ein blühendes gesundes Aussehen, trotz des unzweifelhaften Mangels an frischer Luft in den elterlichen Räumen, woraus abzunehmen ist, daß die Lufttheoretiker auch nicht immer Recht haben. Frau Knall, dick und behäbig, mit einem wohlgenährten Säugling auf den Armen, den sie auch keinen Augenblick niederlegte, so daß er beinahe ein Theil ihres Anzuges zu sein schien, — empfing uns mit verlegener Höflichkeit.

„Bring ein Licht, Gretchen," sagte ihr Mann. „Das Zimmer ist etwas dunkel," setzte er hinzu; „das kömmt von der niedrigen Decke. Aber Sie werden sich allmählich daran gewöhnen. Da ist das Gemälde, und wir stellten uns vor das mehrerwähnte Kunstwerk in Reih und Glied auf.

Ich will einstweilen Wehler's Ansicht unerwähnt lassen,

und nur von dem Eindruck sprechen, den das Bild auf mich machte. Um ehrlich zu sein sollte ich sagen der Rahmen, denn dieser war es, der zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war auch in der That imponirend, massiv, reich verziert und vergoldet, obgleich nicht unbeschädigt durch den Zahn der Zeit und unachtsame Behandlung. Hier und dort waren vorspringende Stückchen der Verzierung abgebrochen, die Spuren fettiger Finger sichtbar und die Uebergoldung geschwärzt. Dennoch mußte man auf den ersten Blick erkennen, daß der Rahmen einst sehr kostbar gewesen war. Ließ sich aus diesem Umstande auf den Werth des Gemäldes schließen? Kaum; denn die ursprünglichen Rahmen bleiben nicht immer bei ihren Bildern, und wechseln dieselben wie ein Haus seine Bewohner. Und gesetzt, ein solcher Wechsel wäre hier nicht vorgegangen, so blieb noch immer anzunehmen, daß der Autor oder der erste Besitzer des Gemäldes eine persönlich hohe Meinung davon hatten und es wie einen Edelstein einer entsprechenden Fassung würdig hielten. Zudem, — traurig aber wahr, — lassen sich oberflächliche Kritiker leicht durch einen schönen Rahmen über das Verdienst des Bildes selbst täuschen, und die Künstler wissen dies recht gut. Nachdem ich stillschweigend diesen flüchtigen Bemerkungen in mir Raum gegeben, wandte ich mich erst in zweiter Reihe zur Betrachtung des Bildes selbst. Es war nicht groß, von sehr glänzender Oberfläche und der ganze Farbenton ein saftiges Syrupbraun, das sich an einzelnen Stellen, die der Künstler wahrscheinlich besonders wirksam hatte machen wollen, in noch tieferes Dunkel abschattirte. Was die Composition betraf, so war nicht das Geringste davon erkennbar. Hier und da zogen sich Streifen von etwas hellerem Braun, etwa Zimmtbraun, in die Länge und Quere, sonst aber war Alles Syrup und nichts als Syrup. War es ein Stillleben oder eine Landschaft, ein historisches Gemälde, Genrebild, Portrait, Studie? Es konnte alles dieses sein, aber es war ganz unmöglich nur mit einiger Bestimmtheit zu sagen, was.

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

* **München**, 23. Juni. Gestern Nachmittag wurde das Verhör des Angeklagten fortgesetzt und beendigt. Die Schachtel, in welcher der Gräfin Mathilde Chorinsky-Ledske verzuckerte Früchte nach Reichenhall von Brünn aus geschickt wurden, enthielt auch einen Zettel, worauf stand, daß ein alter Bekannter ihr diese Kleinigkeit übersende. Der Angeklagte erklärte, daß er hiervon so wenig etwas wisse, als davon, daß diese Schachtel mit einem eigens angefertigten Petschaft gesiegelt wurde, obwohl letzteres die Julie Ebergenyi selbst zugegeben hat. Rampacher, welcher die Schachtel mit den Früchten nach Brünn bringen und dort unter fremdem Namen aufgeben mußte, erhielt hierfür 30 Gulden; der Angeklagte behauptet jedoch, daß Rampacher dieses Geld deshalb erhalten habe, um eine Gasthofrechnung für sich und seine Frau bezahlen zu können. Die Anklage nimmt an, daß diesen Früchten Cyankali beigemischt und eine Vergiftung der Gräfin versucht worden sei, weil der Aufgabeort so vorsichtig gewählt, ein eigenes Siegel benützt und von Julie Ebergenyi über das Schicksal der Schachtel eine so große Aengstlichkeit an den Tag gelegt wurde, und weil Graf Chorinsky zu jener Zeit das Gerücht verbreitete, seine Frau sei in Reichenhall plötzlich an einem furchtbaren Leiden gestorben. Wenn von den Personen, welche die Früchte genossen, keine erkrankte — die Gräfin aß gar nichts davon —, so komme dies daher, daß bei einer Vermischung von Cyankali mit Zucker in kurzer Zeit das Kali mit dem Zucker sich verbinde, die Blausäure aber frei werde und verflüchtige, so daß solchergestalt vergiftete Zuckerstoffe nach wenigen Tagen ohne schädliche Folgen genossen werden können. Aus einer Anzahl von Briefen, welche der Angeklagte an Julie Ebergenyi schrieb und welche verlesen wurden, erwähnen wir, daß er ihr unter Anderem die Firmen mehrerer Hotels in München aufschrieb; München ist aber ausgestrichen und durch ein einfaches „M." ersetzt. Dieser Brief ist vom 18. November datirt und am 19. ist die Ebergenyi in München angekommen. In einem anderen Briefe bemerkt er, er werde beten, „daß es ihr gelingt, daß sie das Ziel erreicht." In einem Briefe vom 19. November Abends sagt er: „Mein Weibi, mein Abgott, mein Alles; in Thränen gebadet liege ich vor Deinem Bilde; möge Dir Alles gelingen und Du recht bald wieder in meinen Armen liegen! O, welche Angst erfaßt mich um Dich! Ich weine, weine, weine um Dich, Du mehr als je einzig angebetete Lizy, mein Abgott, mein Alles!" Wieder in einem anderen Briefe bedauert er, „daß er ihr keine kleinen bayerischen Münzsorten mitgegeben;" dann drückt er seine Angst aus, „daß sie die Pulver verwechseln könne." Gleich darauf heißt es aber wieder: „Du mein Gott, mein Götterweibi, lieber Stern! Gott segne und beschütze Dich, daß es Dir gelingt! Eines ärgert mich, nämlich, daß Dich das Aas so freundlich empfangen hat, am Ende rührt sie Dich noch, dieses Comödiantenaas; wenn Du nur vorsichtig bist, daß es Dir gelingt, sonst müssen Rampacher und Leo Preiss hin, sie sind schon avisirt. Denke an Deinen Eid, denke an Deine Zukunft als meine zukünftige rechtmäßige Gattin; lasse Dich nur nicht zu weit ein!" Wieder in anderen Briefen bezeichnet er seine Gattin als „Luder", „Canaille", als „das durchtriebenste Aas der Welt", als „Bestie"; dann folgt wieder: „Bleibe nur fest und standhaft, klug und überlegt" u. s. w. Der Angeklagte stellt nicht in Abrede, diese Briefe geschrieben zu haben. Unter „Gelingen" sei zu verstehen, daß sie von Mathilde die Papiere erlangt, welche nothwendig sind, um sich mit Julie Ebergenyi verehelichen zu können; die Gefahr, von welcher er in den Briefen spricht, hätte dadurch entstehen können, daß die beiden Frauen bei dem Abverlangen der Papiere handgemein würden. Die Pulver, von denen er spricht, seien ganz unschädlich, denn er habe sie selbst genommen. Angeklagter zog ein angeblich solches Pulver aus der Tasche und übergab es dem Vorsitzenden. Julie hat angegeben, die Ausdrücke „Comödiantenaas", „Canaille" bezögen sich auf ihre Stiefmutter, und der Angeklagte bestätigte, daß sie die Stiefmutter so genannt hätten. Die verschiedenen Briefe des Angeklagten wurden in einem Paket gefunden, welches mit einem Petschaft „J. C." (Julie Chorinsky) gesiegelt war und das auch ein mit Cyankali gefülltes Fläschchen enthielt. Dieses Paket hat die Julie Ebergenyi einem Dienstmädchen mit dem strengsten Auftrage übergeben, es aufzubewahren und es nur ihr selbst wieder zu geben. Woher die Ebergenyi das Gift hatte, ist nicht aufgeklärt, bald wollte sie es einem Photographen entwendet, bald als Geschenk für ihren Bruder oder einen Photographen gekauft haben; der Angeklagte erklärte, er habe nicht gewußt, daß die Julie Cyankali hatte. Auf die Bemerkung des Vorsitzenden, daß die Julie Ebergenyi früher ein Geständniß dahin abgelegt habe, sie hätte der Mathilde Cyankali in den Thee gegossen, und zwar sei ihr von Jemand gesagt worden, sie soll hierzu Cyankali nehmen, daß Julie dieses Geständniß aber wieder zurückgenommen habe, erwiderte der Angeklagte sehr erregt: „Das glaube ich nicht, daß die Julie den Mord begangen hat, denn sie hat ein zu frommes, religiöses Gemüth, als daß man ihr so etwas zutrauen könnte. Ich habe ihr nichts gesagt, ich wußte gar nicht, was sie hatte; die Horwath, welche mir vorgestellt wurde, muß den Mord begangen haben." Diese Horwath beschrieb Angeklagter dahin, daß sie größer war als Julie, während diese in Wien angab, die Horwath sei kleiner als sie gewesen. Auf die Bemerkung des Präsidenten, warum nach Angabe des k. Polizeidirectors der Angeklagte, als er mit seinem Vater nach der Ermordung der Gräfin hierher gekommen war, sich so scheu benahm, entgegnete Graf Chorinsky, er könne sich

nicht erinnern, daß sein Benehmen ein scheues gewesen. Dem weiteren Vorhalt, es bestehe der dringendste Verdacht, der Angeklagte sei der Theilnahme an dem Morde schuldig, begegnete er ganz entschieden mit der Aeußerung: „Das ist nicht wahr!" Den Aufenthaltsort seiner Frau habe er deßhalb nicht bei seinem Vater, der ihn wußte, zu erfahren gesucht, weil er diesem gegenüber seit 1861 den Namen seiner Frau nicht mehr genannt hat; öffentlich, sagt er, habe er sich bei einem Polizeicommissär in Wien und bei der österreichischen Gesandtschaft in München nach der Wohnung seiner Frau erkundigt, weil er nichts Arges gedacht, weil er keinen anderen Zweck gehabt, als die zur Verehelichung mit Julie nothwendigen Papiere zu erlangen, weil er nichts Anderes gewollt, als gerichtlich von Mathilde geschieden sein. Der Geldpunkt habe keinen Einfluß geübt, denn er habe damals gar keine Schulden gehabt; er sei Situationszeichner und sei im Stande, als solcher soviel zu verdienen, um eine Familie ernähren zu können. Schließlich erklärte der Angeklagte auf wiederholtes Befragen, daß er bei allen seinen heutigen Angaben beharre. Auf den Antrag des Vertheidigers constatirte der Vorsitzende, daß in dem Koffer des Angeklagten noch zu einer Zeit compromittirende Briefe gefunden wurden, wo er sie an Julie Ebergenyi gar nicht mehr absenden konnte. Nun begann die *Zeugenvernehmung*. *Elise Hartmann*, Cabinetsdienerswittwe von hier, bei welcher die Mathilde Gräfin v. Chorinsky wohnte, erzählt, daß Letztere am 20. November von einer fremden Dame besucht, daß diese von der Gräfin auf den 21. November Nachmittags zum Thee eingeladen wurde, daß sie Abends zwischen 6 und 7 Uhr auf Geheiß der fremden Dame eine Droschke holen mußte, daß aber bis zu ihrer alsbaldigen Rückkunft im Zimmer der Gräfin Alles ruhig und die Thür verschlossen war. Da die Gräfin weder am 21. noch am 22. Abends nach Hause kam, schöpfte Zeugin Verdacht; sie machte der Polizei Anzeige und drang, da ein Schlosser die Zimmerthür nicht öffnen konnte, durch eine Seitenthür in das Zimmer, wo sie dann die Gräfin als Leiche vor dem Sopha fand. Eine andere fremde Dame als jene, welche am 20. Besuch machte, war am 21. nicht zu der Gräfin gekommen. Die Verstorbene, bemerkt Zeugin, habe ihr einmal erzählt, daß ihr Mann ihr etwas thun wolle, und habe sie gebeten, ja keinen Mann zu ihr zu lassen; wenn ihr Mann ruhig werde, wie dessen Mutter schrieb, dann sei er sehr gefährlich. Der Angeklagte erklärte, daß er gegen diese Angaben nichts zu erinnern habe. Auf Befragen von Seite des Staatsanwaltes antwortete die Zeugin, daß die fremde Dame sie gefragt habe, ob die Stiege *beleuchtet* sei. Da die Ebergenyi behauptete, daß, nachdem die Hartmann um eine Droschke geschickt war, eine zweite fremde Dame, die Horwath, gekommen sei und gesagt habe, „Du Ebergenyi gehe jetzt fort, ich bleibe da"; daß sie dann fort sei, unten etwas gewartet habe und daß bald, als die Horwath nachgekommen sei und gesagt habe, die Gräfin sei umgefallen, stellte der Staatsanwalt die Frage, ob dies in der kurzen Zeit Alles habe geschehen können? Die Zeugin verneinte dies auf das bestimmteste; der Mord müsse geschehen sein kurz bevor sie von der fremden Dame um die Droschke geschickt wurde. Diese Dame habe auch sehr gedrängt und sei sehr unruhig gewesen.

Fanny Hartmann, die Tochter der ersten Zeugin, sah die fremde Dame, welche am 21. November bei der Gräfin Chorinsky zum Thee war, im Zimmer der Letzteren; in Wien wurde ihr Julie Ebergenyi vorgestellt, und diese erkannte sie sofort als jene fremde Dame, welche sich bei der Gräfin als Baronin Vay eingeführt hatte. Auch sagte der Zeugin die Gräfin, daß diese Baronin ihr einen Empfehlungsbrief von sehr lieber Hand überbracht hat! Eine andere fremde Dame war zur kritischen Zeit nicht zu der Gräfin gekommen. Letztere lebte sehr eingezogen: vor ihrem Manne hatte sie Furcht; „von ihm," sagte sie einmal, „könnte ich das Schlimmste erwarten." Eine Kaffeemaschine, welche bei Julie Ebergenyi gefunden wurde, erkennt Zeugin als Eigenthum der ermordeten Gräfin an. J. B. *Hartmann*, welcher zuerst in das Zimmer der Gräfin drang, kann nur angeben, daß am 24. November ein Mann gekommen ist, welcher sich erkundigte, ob die Gräfin noch lebt. (Dieser Mann war Rampacher.)

Anna von Heyn, Rittmeisters-Gattin aus Wien, hat die Julie Ebergenyi durch die Thurneißen kennen gelernt und zweimal zu sich eingeladen; auch hat sie der Ebergenyi insoferne von der Verehelichung mit dem Grafen abgerathen, weil er so heftig und jähzornig sei. Die Ebergenyi habe geantwortet, daß sie ihn heirathen müsse, weil sie sonst vor dem ganzen Comitat compromittirt wäre. Sie werde ihn bald heirathen, wahrscheinlich schon Ende December. Polizeiofficiant *Weißbrod* constatirt, daß der Schlüssel zur Thür des Zimmers, in welchem die Gräfin ermordet wurde, nicht mehr zu finden war. Zeugin *Maria Türk* von hier hatte das Kind der Gräfin Chorinsky, welches sie während der Trennung von ihrem Ehemanne gebar, in Kost. Bei ihr fand sich die Gräfin täglich ein und zwar Vormittags 2 und Nachmittags 3 Stunden, weil sie ihr Kind sehr lieb hatte; von ihrem Manne sagte sie, daß er ihr nach dem Leben strebe. Einzelne Gegenstände von einem Schmuck, welcher der Zeugin vorgezeigt und der im Besitze der Ebergenyi gefunden wurde, erkennt die Zeugin als Eigenthum der Gräfin an. Diese sei stets heiter gewesen. Aus der Aussage der Zeugin *Katharina Lohmann*, welche verlesen wurde, entnehmen wir, daß die Gräfin Chorinsky früher bei ihr wohnte und erzählte, sie habe einmal eine Schachtel mit verzuckerten Früchten in Reichenhall erhalten, von denen die Gräfin aber nichts aß; Letztere erzählte ihr manchmal von ihrem Manne, wünschte aber keine Aussöhnung mit ihm. Frau *Seligmann*, Tochter der Lehmann, bestätigte, daß die Gräfin Chorinsky von October 1866 bis Mai 1867 bei ihr wohnte, sehr einfach lebte, aber immer heiter war; daß sie einmal in Reichenhall von Brünn eine Schachtel mit verzuckerten Früchten erhielt, aber nichts davon genossen hat. *Adalbert Mikulilitsch*, Lehramtscandidat aus Wien, stand anfangs zur Gräfin Chorinsky in einem Freundschafts-, später aber in einem sehr intimen Verhältniß. Er ist der Vater des noch am Leben befindlichen außerehelichen Kindes derselben und giebt an: Nachstellungen von Seite ihres Mannes habe die Gräfin immer gefürchtet; ob gerade Nachstellungen nach ihrem Leben, kann Zeuge nicht angeben. Auf das Bestimmteste behauptet aber Zeuge, daß die Gräfin erzählte, ihr Mann habe ihr mehrmals vorgeschlagen, von Prostitution zu leben, ihre körperlichen Reize zu verwerthen. Im Hause ihrer Schwiegereltern sei die Gräfin geachtet gewesen, doch habe sie das Haus verlassen, weil sie jede Hoffnung auf eine Aussöhnung mit ihrem Manne aufgegeben hatte. Die Gräfin habe auch erzählt, daß ihr Mann manchmal sehr gut, dann wieder ein höchst leidenschaftlicher Mensch sei und daß es ihr vorkomme, als ob es bei ihm manchmal „rappele". Später sagte sie, sie spreche den Ausdruck „rappeln" einem Arzte nach, der behaupte, der Graf Chorinsky sei ihm ein Räthsel, er könne nicht begreifen, wie man eine Frau, die gar nichts verschuldet hat, verstoßen und einen so enormen Haß gegen sie hegen könne. Auf die Frage des Vertheidigers, ob denn die Gräfin wirklich einen so übelen Geruch an sich trug, bemerkte Zeuge: „Es empört mich das zu hören, das ist eine freche Lüge." Auch Frau *Hartmann* bestätigt, daß die Gräfin keinen übelen Geruch hatte. *Heinrich Eisenmann*, Zimmerkellner in den vier Jahreszeiten, giebt an, daß am 19. Mai eine fremde Dame angekommen sei, sich als Baronin Vay ins Fremdenbuch eingetragen, am folgenden Morgen den Besuch eines gleichzeitig mit ihr angekommenen Fremden, Kaufmann Umlauf, angenommen und Abends mit diesem auf ihrem Zimmer soupirt habe. Am folgenden Tage habe sie zwei Flaschen Wein verlangt, eine Flasche mit rothem Wein und eine solche mit Muskatlunell. Zwei kleine Fläschchen, welche sie mit diesen Weinen Vormittags gefüllt hatte, und die während ihrer Abwesenheit nicht zu sehen waren, wurden Abends beim Einpacken wieder bemerkt; jenes mit Muskatlunell war theilweise geleert. *Johann Bauer*, Hausknecht in den „Vier Jahreszeiten", sah die Gräfin, als sie am 21. November Abends ins Hotel zurück-

lehrte; er fand sie sehr aufgeregt und vernahm von ihr, daß sie in Folge einer telegraphischen Depesche von ihrem Manne sofort nach Wien abreisen müsse. Maria Stuhlreiter, Zimmermädchen in den Vier Jahreszeiten, bemerkte, daß die fremde Dame (Baronin Bay) am 21. November Vormittags sehr eilig, ohne sich gewaschen und gefrühstückt zu haben, den Gasthof verlassen hat. Als sie Abends 7 Uhr zurückkam, war sie sehr aufgeregt und beschleunigte sie so sehr als möglich ihre Abreise. — Hier wurde die Sitzung Abends nach 8 Uhr geschlossen und die Fortsetzung der Verhandlung auf Dienstag den 23. früh 8 Uhr anberaumt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lutherdenkmal.

(Aus dem „Staats-Anzeiger".)

Rietschel's Lutherdenkmal, welches am 25. Juni, dem Tage, an welchem die evangelischen Fürsten und Stände dem Kaiser im Jahre 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg die von Melanchthon verfaßte Confession vorlasen, in Worms enthüllt wurde, war in den Tagen vom 15. bis 21. Mai in dem gräflich Einsiedel'schen Eisenwerk Lauchhammer, welchem der Erzguß des Denkmals übertragen war, in derselben Anordnung, in welcher die einzelnen Theile des Werkes in Worms ihren Platz gefunden, ausgestellt.

Der Gedanke, dem Reformator an der Stelle, wo er am 18. April 1521 vor Kaiser und Reich sein Bekenntniß ablegte, ein Denkmal zu errichten, wurde, wie wir der „Spen. Ztg." entnehmen, im Jahre 1856 von angesehenen Männern in Worms, an deren Spitze der Pfarrer Keim und der Gymnasiallehrer Dr. Eich standen, angeregt und fiel auf so günstigen Boden, daß das Comite schon Anfangs 1858 Ernst Rietschel — Rauch war am 3. December 1857 gestorben — mit der Ausführung des Denkmals beauftragen konnte. Rietschel legte dem Comite schon im August 1858 zwei Projecte vor, für welche er auf Verlangen Modelle anfertigte, die er im Frühjahr 1859 vollendete. Das Comite entschied sich für das größere. Es stellt nicht die Person des Reformators allein, sondern die Reformation als das Ergebniß und den Abschluß einer Reihe vorbereitender und mitwirkender Ereignisse dar: eine harmonische Gruppe von Gestalten, welche die Vorläufer und, nach Rietschel's Ausdruck, die „Wächter und Kämpfer der Reformation" repräsentiren, deren hervorragenden Mittelpunkt das Luther-Standbild einnimmt.

Unter den Vorreformatoren hat Rietschel den Franzosen Petrus Waldus († 1197), den Engländer Wiklef († 1387), Johann Huß († 1415), und den Florentiner Dominicanermönch Girolama Savanarola († 1498) ausgewählt, die gleichzeitig die gebildeten Nationen jener Zeit repräsentiren. Die „Wächter und Kämpfer der Reformation" sind durch die Männer der That, die Fürsten Friedrich der Weise von Sachsen und Philipp der Großmüthige von Hessen, und durch die Männer der Wissenschaft Melanchthon und Reuchlin († 1522, der ursprünglich seine Stelle unter den Vorreformatoren finden sollte, später aber statt Ulrich von Hutten seinen Platz unter den Kämpfern der Reformation erhielt) vertreten.

Auch von den Städten, die in der Reformation eine hervorragende Rolle spielten, haben Augsburg, Speyer und Magdeburg in symbolischen weiblichen Figuren im Denkmal eine Stelle erhalten. Diese elf Bildwerke sind um Luther kunstgerecht und mit Berücksichtigung der historischen Momente gruppirt, so daß die Idee des Denkmals dem Beschauer ebenso großartig wie faßlich entgegentritt. Die „Wächter und Kämpfer der Reformation" stehen in weiterer Entfernung vom Reformator, die beiden Männer des Schwertes, gleichsam auch als Wächter der Burg, an der vorderen Seite; die Vorreformatoren dagegen sitzen unmittelbar zu Luthers Füßen, dessen Gestalt die ganze Gruppirung beherrscht und ästhetisch wie geistig die einzelnen Glieder verbindet.

Das Denkmal, bei dessen Beschreibung wir einige Einzelheiten einem Aufsatz von Alfred Wortmann in der „Nationalzeitung" entnehmen, nimmt ein von zwei Stufen getragenes quadratisches Plateau ein, dessen Seiten je 40 Fuß lang sind. Das Plateau ist an drei Seiten durch eine niedrige (Syenit-) Zinnenmauer eingefriedigt, die an die „feste Burg" erinnert; die Vorderseite ist für den Aufgang freigelassen. Die „Wächter und Kämpfer der Reformation" haben auf 8 Fuß hohen Postamenten an den vier Ecken der Mauer ihre Stelle erhalten, vorn am Eingang zur Linken Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, zur Rechten Landgraf Philipp von Hessen. Der Kurfürst von Sachsen trägt das kurfürstliche Ornat, die Rechte hält das Reichsschwert empor, zu seinen Füßen liegt die Kaiserkrone. Philipp von Hessen ist in Rittertracht dargestellt, mit kurzem Mantel und Federhut; seine Hände stützen sich fest auf den Griff des Schwertes und sein Haupt wendet sich kühn empor. Die Eckpostamente der Rückseite tragen Melanchthon und Reuchlin, die beiden größten Gelehrten jener Zeit, die passend nebeneinander gestellt sind, weil Reuchlin, der Verfasser der ersten hebräischen Grammatik, die Uebersetzung des alten Testamentes ebenso ermöglicht hat, wie Melanchthon, der Erforscher der griechischen Sprache, die des neuen, und weil beide Männer die geistigen Hauptrichtungen ihrer Zeit repräsentiren. Melanchthon ist im Doctormantel dargestellt, seine Linke hält die Bibel, während die Rechte lehrend vorgestreckt ist; aus seinen Zügen und seiner Haltung spricht der einfache, milde Denker. Reuchlin dagegen, der Humanist, ist als Weltmann aufgefaßt, er trägt den faltenreichen Talar des Gelehrten und das Barret, sein Gesicht zeigt seine geistvolle Züge; die Rolle in seiner Hand und einige Bücher zur Seite deuten auf tiefe Studien hin. Zwischen je zwei dieser vier Bildwerke trägt die Zinnenmauer auf niedrigen, 6 Fuß hohen Postamenten eine sitzende Figur, links Augsburg, auf der Rückseite Speyer, rechts Magdeburg. Während die erste stolz und ruhig, die Siegespalme in der Hand, auf ihrem Throne ruht, sitzt Magdeburg voll Schmerz in sich versunken, in der Hand das zerbrochene Schwert. Die Zinnen der Mauer zeigen an ihrer Innenseite die Wappen von 24 Städten, welche für die Reformation gelitten und gestritten haben: Braunschweig, Bremen, Constanz, Eisenach, Eisleben, Emden, Erfurt, Frankfurt a. M., Schwäbisch-Hall, Hamburg, Heilbronn, Jena, Königsberg, Leipzig, Lindau, Lübeck, Marburg, Memmingen, Nördlingen, Riga, Schmalkalden, Straßburg, Ulm und Wittenberg.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Im Westen Amerikas scheint man ein neues Kinderspiel erfunden zu haben. Knaben zeigen ihren Muth dadurch, daß sie sich vor einem heranbrausenden Eisenbahnzuge zwischen den Schienen platt auf den Boden legen und diesen über sich herdampfen lassen. In der Nähe von Springfield hat jüngst ein neunjähriger Bube bei der Ausführung dieses Experimentes sein Leben eingebüßt. Als ob auf amerikanischen Eisenbahnen nicht schon ohnehin genug Menschenleben zu Grunde gingen!

— Die Astrachaner Gouvernementszeitung bringt interessante statistische Daten über die Langlebigkeit in diesem Gouvernement. Von 10,138 im Laufe des vorigen Jahres Gestorbenen hatten 83 ein Alter von 95 bis 100 Jahren, zwei ein Alter von 100 bis 105, drei ein solches von 105 bis 110 Jahren und eine Frau 125 Jahre erreicht.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 78.

† Künstlerisches.

(Fortsetzung.)

Herr Knall hielt seine Hand wie einen Reflector gegen das Licht, um so viel als möglich Helle auf das Bild zu bringen. Dabei betrachtete er es mit einer Art von verlegener Scheu.

„Es ist nicht sehr deutlich," sagte er zögernd, wie wenn ihm der Ausspruch, der leicht zum Nachtheil seines Kunstwerkes gedeutet werden konnte, schwer von Herzen ging. „Ich könnte wirklich nicht sagen, daß es sehr deutlich ist. Nicht wahr, meine Herren?"

„Nein — nicht sehr," bemerkten Wehler und ich einstimmig.

„Ich habe ihm auch niemals einen Namen geben können," gestand Herr Knall aufrichtig ein, „keinen Namen, mit dem ich zufrieden gewesen wäre. Ich hab' mir deshalb alle Mühe gegeben. An manchem lieben Abend, wenn die Kinder im Bett waren, hab' ich davor gesessen mit meiner Pfeif' im Mund und ein Licht daneben, und hab' über die Sache nachgedacht. Es ist ein wundervolles Bild, es giebt Einem so viel zu denken. Aber zuletzt war ich doch nachher nicht klüger wie vorher. Manchmal kam mir's vor, als ob ich in der Ecke, — oder in der, ich kann's nicht mehr genau sagen, — einen Pferdskopf sah, ein andermal sah ich ihn aber wieder nicht. Sehen Sie, meine Herren, wie ich sagte, das Bild giebt Einem zu denken. Es muß ein großer Künstler gewesen sein, der es malte. Nicht Jeder kann ein Bild malen, aus dem man so schwer klug wird."

Wehler klopfte mit dem gekrümmten Finger auf das Bild. „Holz," sagte er.

„Ja, es ist Bord," bestätigte Herr Knall, der letzteren Benennung den Vorzug gebend, „eichen, sollte ich meinen." Er machte seine innere Handfläche naß und fuhr damit über die Malerei. „Es dürfte deutlicher sein," versetzte er wieder verlegen, „aber manches andere Gemälde ist gerade so dunkel."

„Ganz gewiß," erwiderte ich und dachte dabei an manches verräucherte Familienstück, das sich wie ein Gegenstand von unschätzbarem Werth vom Vater auf den Sohn vererbte.

„Ich bin einmal in die Kunstausstellung gegangen," fuhr Herr Knall fort, „und dort sah ich Gemälde, die nicht ein Bischen anders waren als das da, was Dunkelheit betrifft. Eins wie das andere, wie ich Ihnen sage, meine Herren. Der Rahmen ist mir immer sehr prächtig vorgekommen." Das Letztere gaben wir bereitwillig zu, und dann befragten wir Herrn Knall, auf welche Weise er in den Besitz des Bildes gelangt war.

„Sehen Sie, meine Herren," sagte er, „ich hab's schon eine gute Zeitlang. Meiner Frau Bruder war ein Möbelschreiner; er ist schon lange todt, und so ist es wohl nicht gar zu unrecht, zu sagen, daß er vom vielen Trinken gestorben ist. Als er starb, beerbte ihn meine Alte, d. h. sie bekam das Wenige, was da war, und wenig genug war's, meine Herren, darauf können Sie sich verlassen. Hätte er noch länger gelebt, wär' gar nichts mehr da gewesen, denn er jagte alles durch die Gurgel. Das Bild da hing in seinem Zimmer an der Wand, und nachdem ich noch die schuldige Miethe bezahlt, nahm ich es und brachte es meiner Alten. Sie wollen wissen, wie der arme Johann, — mein Schwager nämlich, — dazu gekommen? Das will ich Ihnen auch gleich sagen. Johann pflegte, wenn er nüchtern war, für einen Bilderhändler nahe beim Rathhaus zu arbeiten; wissen Sie, der Bilderhändler war ein Jude und kaufte Bilder und sonst altes Möbel um einen Spottpreis, ließ es herrichten und gab es für neu mit großem Profit wieder her. Er war kein unrechter Mann, der Trödler, obschon ein Jude und arg auf's Geld versessen, wie Juden es zu sein pflegen und die meisten Christen auch. Er war auch ganz ordentlich gegen den armen Johann, der ihm den alten Kram zurechtbosseln mußte, nur bezahlte er ihn lieber mit Sachen aus seinem Magazin als mit baarem Geld. Johann hatte eigentlich nichts dagegen, denn er war eine lustige Haut und es machte ihm manchmal Spaß, die Sachen auszuspielen und dann mehr dafür zu bekommen, als ihm der Trödler an Arbeitslohn gegeben haben würde. Nun scheint's, daß mein Schwager besonders Gefallen an dem Bild hatte, das sonst Niemand dem Juden abkaufen wollte, und immer wenn dieser ihm ein anderes Stück als Bezahlung bot, bestand er auf das Bild. Beide waren eigensinnig, was man nur sagen kann. Johann wollte nun einmal das Bild, und der Trödler behauptete, er sollte es nicht haben. Das ging so eine lange Zeit, aber zuletzt behielt Johann Recht. Der Trödler bekam Verdruß, weil er silberne Löffel gekauft hatte, die gestohlen gewesen waren, und mußte sich einstweilen unsichtbar machen. So gab er endlich das Bild her. Mein Schwager, der arme Kerl, Gott hab' ihn selig! that ganz närrisch mit dem Bilde; stundenlang stand er davor und immer sprach er davon. Ich glaub' er verstand so wenig davon als ich, aber doch hatte er sein großes Plaisir dabei. Er wär' im Stand' gewesen, es mit Möbellack zu überziehen, um es noch schöner zu machen."

Herr Knall äußerte dies mit der ernsthaftesten Miene von der Welt. Dem Anschein nach war es gar nicht unmöglich, daß der selige Schwager Schreiner es der genannten Procedur unterworfen hatte. Wehler kam das Lachen an und es schien ihn große Mühe zu kosten, den Ausbruch seiner Heiterkeit zu unterdrücken.

„Und nun," sagte Matthias weiter, „ist die Frage, was ist es werth?"

„Nicht gerade fünfhundert Gulden," erwiderte Wehler ernsthaft.

„Nein, so viel wohl nicht", gab Knall bescheidentlich zu.

„Aber so ungefähr zwischen fünfhundert Gulden und dem anderen Preise, der Ihnen geboten wurde, — zwei Kronenthaler," meinte Wehler.

„Das macht die Sache schon klarer," versetzte Knall mit nachdenklichem Gesicht, „ich glaube Sie haben Recht, Herr Wehler, da sieht man wieder, daß Sie ein ordentlicher Künstler sind. Ich kann gerade nicht ausrechnen, wie viel das macht, aber ein ganz anständiges Stück Geld wird's wohl sein. Jetzt heißt's nur Einen finden, der so viel dafür giebt."

„Das ist's," versicherten wir ihm. Er war übrigens nicht der Einzige, der keinen Käufer für sein Bild finden konnte.

„Einmal hab' ich schon gedacht," sagte Herr Knall, „daß ich es der städtischen Bildergalerie schenken wollte." (Wehler kam schon wieder das Lachen an.) „Wenn man so sieht," fuhr Jener fort, „was Alles für Gemälde auf die Ausstellung kommen, so könnte man wohl gegen die Oeffentlichkeit wohlthätig handeln. Ein gutes Bild, das Einem zu denken giebt, in einem schönen Rahmen, ist ein Zierrath für jede Galerie. Ja, die Stadt soll es haben, dachte ich bei mir. Dann aber fuhr ich an demselben Tage zwei Gemeinderäthe an die Eisenbahn, und wollen Sie's glauben, meine Herren, die wollten mir nicht einmal einen armseligen Sechser Trinkgeld geben, obgleich ich meinen Gaul halb zu Tod' gehetzt, damit sie den Zug nicht verfehlten. Nein, dachte ich, die Stadt ist schäbig und ich behalte mein Bild. Und da hängt es, meine Herren, sehen Sie was Sie d'raus machen können."

„Sind Sie in der Feuerversicherung, Knall?" fragte Wehler plötzlich.

„Nein, daran hab' ich noch nicht gedacht."

„Wenn aber bei Ihnen Feuer ausbräche und das werthvolle Kunstwerk mit verbrennen würde?"

„Sagen Sie so was nicht, lieber Herr Wehler," bat Knall ängstlich. „Es wäre schrecklich, wenn es hier brennen würde; denken Sie nur an meine Alte und die Kinder, was würde aus denen werden!"

„Ich an Ihrer Stelle würde versichern, Knall."

„Ja, ich hab' wirklich Lust dazu; ich glaub' ich hab' schon lang' Lust dazu gehabt; ich will's gleich morgen thun."

Wehler zog zum Schluß ein Päckchen Tabak heraus und schickte den Erstgeborenen Knall's nach einem Kruge Bier; und nachdem wir des ehrlichen Matthias und seines Kunstwerkes Wohl getrunken und noch eine Weile von diesem und jenem geplaudert hatten, entfernten wir uns.

„Nun, was hältst Du von dem Gemälde?" fragte ich unterwegs Wehler.

„Ich denke," antwortete er lachend, „daß es nur ein Stück Bord mit Möbelfirniß überzogen ist." Auch ich war ähnlicher Meinung.

„Drei Kronenthaler soll es werth sein, d. h. der Rahmen," fuhr Wehler fort, „aber ich mochte das dem guten Manne nicht sagen. Er bildet sich ein, noch ein kleines Vermögen dafür zu bekommen, und es wäre mehr als Thierquälerei gewesen, ihm den Glauben zu nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

(Fortsetzung.)

* **München,** 24. Juni. Bei Beginn der gestern stattgefundenen Sitzung gab der Vorsitzende Appellationsgerichtsrath Fruhmann bekannt, daß ein anonymer Brief eingelaufen ist. Der Vertheidiger beantragte, denselben später zu verlesen. Nachdem mehrere Actenstücke, die chemische Untersuchung der Eingeweide der gemordeten Gräfin betr., und das Gutachten der Wiener Experten, wornach „Mathilde, Gräfin von Chorinsky, zweifellos durch Vergiftung mit Blausäure gestorben ist," verlesen waren, sollte auf Antrag des Staatsanwaltes das Schreiben des Kupferbergwerksbesitzers Schäfer aus Böhmischbrod, welches dieser über die Vergiftung der nach Reichenhall gesandten Früchte an den Untersuchungsrichter nach Wien gerichtet hat, verlesen werden. Der Staatsanwalt beharrt auf der Verlesung, da es Pflicht des Schwurgerichtspräsidenten sei, Alles bekannt zu geben, was zur Erforschung der Wahrheit dienlich erscheint, namentlich auch Gutachten. Der Vertheidiger protestirt gegen die Verlesung dieses Schreibens; denn ein Brief von einem Inhalt, den man eine scientivische Aeußerung nennen kann, sei noch kein Gutachten. Der Brief sei lediglich eine einfache Zuschrift an den Untersuchungsrichter, worin er auf einen allerdings belangreichen Umstand aufmerksam gemacht werden sollte. Schäfer selbst lege seinem Schreiben den Charakter eines Gutachtens nicht bei. Um zu vermeiden, daß in einer cause celèbre civilprocessuale Formen eingeführt werden, die den Angeklagten in einem besonderen Fall möglicher Weise nachtheilig sein könnten, und da es sich um eine rein principielle Frage handelt, so beantrage er, daß durch Beschluß des Gerichtshofes entschieden werde, ob das Schreiben Schäfers verlesen werden soll oder nicht. — Der Gerichtshof zog sich zurück und beschloß den Antrag des Staatsanwaltes abzuweisen, weil als wirkliche Gutachten nur solche zu erachten sind, zu deren Abgabe nur Sachverständige von Amtswegen aufgefordert werden, Schäfer aber als ein solcher Sachverständiger nicht zu betrachten ist und nicht die geringste Gewißheit besteht, ob der Brief von dem Kupferbergwerksbesitzer Schäfer herrührt. Universitätsprofessor Dr. L. A. Buchner, welcher die candirten Früchte untersucht hat, erklärte, daß sie kein Gift enthielten und unschädlich für den Genießenden waren; hätten sie Cyankali enthalten, so hätte Kali zurückbleiben müssen, doch habe er die Untersuchung nicht soweit ausgedehnt. Wenn es gewünscht wird, so wolle er die Früchte auch in dieser Richtung untersuchen. Enthalten sie kohlensaures Kali, so besteht Wahrscheinlichkeit, daß sie mit Cyankali vergiftet waren, findet sich kein Kali mehr vor, so waren sie mit Cyankali nicht vermengt. Daß ein Laie die Vergiftung von Früchten mit Cyankali vornimmt, hält Buchner nicht für wahrscheinlich, weil der Laie den ganzen Proceß der Candirung kennen müßte; doch ganz kategorisch könne man nicht verneinen, daß die Früchte nie mit Cyankali bestreut waren; die Möglichkeit, daß sie mit Cyankali bestreut waren, sei nicht aufgegeben, doch würde in einem solchen Falle die Vergiftung sehr schnell erkannt worden sein. Bezirksgerichtsarzt Dr. Martin hat an seinem früheren Gutachten über die Todesursache der Gräfin kein Jota zu ändern, er bleibt dabei, daß die Gräfin mit Blausäure vergiftet worden ist. Eine kleine Quantität Kirschlorbeerwasser, welche Blausäure enthielt und die man unter den Effecten der Gräfin fand, würde im 20fachen Betrag zur Vergiftung nicht hingereicht haben. Was die candirten Früchte betrifft, so könne man mit apodiktischer Gewißheit nicht sagen, daß die Früchte nie mit Cyankali bestreut waren. Die Frage des Vertheidigers, wie lange Zeit nothwendig sei, daß Blausäure verflüchtigt, könne man nicht beantworten, so lange man nicht weiß, welche Quantität Cyankali verwendet wurde. Der Präsident übergab die candirten Früchte dem Professor Dr. Buchner, um sie wiederholt zu untersuchen, ob sie noch Kali enthalten oder nicht. Was den Eingangs erwähnten anonymen Brief betrifft, so bemerkte der Präsident, daß er denselben vermöge seiner discretionären Gewalt nicht vorlesen werde, weil derselbe von Inzichten gegen die österreichischen Gerichte strotzt und nicht den mindesten Aufschluß über den Gegenstand der Verhandlung ertheilt; und wenn er einen solchen Aufschluß enthielte, so verdiente er keine Berücksichtigung, weil er anonym ist. Dr. v. Schauß erklärt sich damit einverstanden, daß der Brief nicht verlesen wird; ihm genüge, daß der vom Herrn Präsidenten erwähnte Inhalt des Briefes in die Oeffentlichkeit gelange. Er habe die Verlesung überhaupt nur deshalb beantragt, weil man sonst in Oesterreich sagen könnte, die Verlesung sei unterlassen worden, weil die Sachverständigen und der Vertheidiger bestochen, weil die Grafen Chorinsky, Vater und Sohn, schlechte Subjecte seien u. s. w. Lohndiener Deininger erkennt in einer vorgelegten Photographie das Portrait der Dame, welche sich als Baronin Vay ausgab und später als Ebergenyi entlarvt wurde. Zeuge hat auch für den 21. November Abends die Theaterbillets besorgt und in die Wohnung der Gräfin

Chorinsky gebracht. Zeuge Karl Struve, Student, hat zur kritischen Zeit bei der Wittwe Hartmann gewohnt und zwar neben der Baronin Ledske; die beiden Zimmer waren durch eine Thür verbunden, die aber abgeschlossen war. Wenn in dem Zimmer der Baronin laut gesprochen wurde, hörte es der Zeuge in seinem Zimmer. Am 21. November Nachmittags, als die fremde Dame zum Thee bei der Baronin war, seien die Damen sehr heiter gewesen. Ein Stöhnen, ein Geräusch oder einen Fall vernahm Zeuge nicht, wohl aber hörte er Abends um 7 Uhr die Thür heftig zuschlagen. Geschäftsreisender Umlauf, welcher mit der Julie Ebergenyi von Salzburg nach München reiste und ebenfalls in den Vier Jahreszeiten abgestiegen ist, erschien nicht. Aus seiner früheren Aussage, welche verlesen wurde, ist hervorzuheben, daß die Ebergenyi ihm als Ziel ihrer Reise München bezeichnet, um dort ihrem Gemahl, der von Paris komme, zu begegnen. Etwas Verdächtiges ist dem Zeugen an der Dame nicht aufgefallen, ihr Benehmen sei frei gewesen. Der kgl. Polizeidirector v. Burchtorff hat den plötzlichen Tod der Gräfin Chorinsky durch ein Telegramm der Polizeidirection in Wien angezeigt mit dem Ersuchen, dem Statthalter Grafen Chorinsky und seinem Sohn hiervon Kenntniß zu geben. Nach zwei Tagen, am 25. November früh, kam der Statthalter hier an, stellte sich dem Zeugen vor und erklärte, daß er aus Anlaß des Telegrammes hierher gereist sei. Auf sein Ansuchen theilte Zeuge dem Grafen Näheres mit über den Tod seiner Schwiegertochter und fügte bei, daß die Gräfin wahrscheinlich vergiftet worden sei. Der Graf entgegnete: „Doch nicht mit Cyankali?“ Zeuge glaubt, daß der Graf von dieser Todesart der Schwiegertochter in der Gesandtschaft Kenntniß erhalten hatte, und fragte, warum sein Sohn, der doch am meisten betheiligt sei, ihn nicht besuche. Der Graf sagte, sein Sohn sei sehr angegriffen und deshalb im Gasthofe zurückgeblieben; auch wollten sie Abends wieder nach Wien zurückreisen. Das war dem Zeugen unangenehm und er führte ihn zum Untersuchungsrichter. Nach einem zweiten Besuch gegen Mittag begleitete der k. Polizeidirector den Statthalter zum „Bayerischen Hof“, wobei ihm auffiel, daß der Graf nicht direct, sondern um den Platz der Einfahrt des Gasthofes zuging. Im Schatten des Thores stießen sie auf einen Herrn in Civilkleidern, welchen der Statthalter als seinen Sohn vorstellte. Dieser war hierbei sehr bestürzt. Zeuge fragte, ob er nicht dem Leichenbegängnisse seiner Frau beiwohnen, ihre Wohnung nicht sehen wolle, worauf der junge Graf mit „Nein“ antwortete. Auf die Frage, warum die beiden Herren schon heute nach Wien zurückkehren wollten, erhielt Zeuge keine Antwort. Als Zeuge die beiden Grafen bei einem Gang zur österreichischen Gesandtschaft begleitete, fiel ihm die Frage des jungen Grafen auf, ob er als Polizeidirector berechtigt sei, irgend Jemanden durch die Gendarmerie verhaften zu lassen? Bei der Gesandtschaft eingetroffen, trat nur der alte Graf ein, während der junge zurückblieb. Zeuge ging mit diesem in der Ludwigsstraße auf und ab und erfuhr bei dieser Gelegenheit von ihm, daß er von seiner Gemahlin längere Zeit schon getrennt lebte, daß er sie haßte, daß sie die Zinsen der Caution bezog und daß er bisher auf seine Gage beschränkt war. Zeuge bestellte die beiden Grafen auf Abends 6 Uhr, war aber wegen dienstlicher Verrichtungen erst um ½7 Uhr in sein Büreau gekommen, wo der alte Graf auf ihn wartete; der junge Graf ging vor dem Polizeigebäude auf und ab und konnte nur durch wiederholte Aufforderungen bestimmt werden, ebenfalls in das Büreau des Hrn. v. Burchtorff einzutreten. Die beiden Herren wollten sich öfters entfernen, doch gelang es dem Zeugen, der bereits vorher seine gemachten Erfahrungen dem Untersuchungsrichter mit dem dringenden Antrag auf Verhaftung des jungen Grafen mitgetheilt hatte, sie so lange aufzuhalten, bis der Verhaftsbefehl vom Untersuchungsrichter eintraf. Zeuge übergab denselben sofort, worüber beide Grafen sehr bestürzt waren. Der alte Graf ging zum Untersuchungsrichter, konnte aber eine Zurücknahme des Verhaftsbefehls nicht erwirken; dann ging er zur Gesandtschaft, traf aber Niemand an und kehrte nach anderthalb Stunden zu ihm ins Büreau zurück. Unterdessen hatte Zeuge sich mit dem jungen Grafen unterhalten und von ihm wiederholt erfahren, daß er seine Frau auf's tiefste hasse. Im Nachlaß der Gräfin fand Herr v. Burchtorff mehrere Briefe und darunter eine letztwillige Verfügung, worin sie ihre Schmuckgegenstände verschiedenen Personen vermachte; auch fand sich darin folgende Stelle: „Meinem Gustav, der mich so ungerecht verstoßen, vermache ich nichts.“ Zu der Annahme, daß der junge Graf zu jener Zeit geistig gestört war, hat Zeuge auch nicht den entferntesten Anlaß, obwohl er nach der Ankündigung der Verhaftung sehr aufgeregt war. Legationsrath v. Zwierzina hatte vorher dem Zeugen die Anzeige gemacht, daß der österreichische Officier, welcher sich vor mehreren Wochen um die Wohnung der Baronin Ledske erkundigt hatte, der junge Graf Chorinsky sei, der nichts tauge und seinem Vater, welcher ein Ehrenmann sei, schon viel Verdruß gemacht habe. Weiters erklärte Zeuge, daß der alte Graf beim Abschiedsbesuch von einer Julie sprach, welche eine entfernte Verwandte von ihm sei, und von der er erst in den jüngsten Tagen erfahren habe, daß zwischen ihr und seinem Sohne Gustav ein Verhältniß bestehe. Auf Befragen des Vertheidigers bestätigte Hr. v. Burchtorff, daß die Kleidung, welche der junge Graf damals trug, nicht für ihn gemacht zu sein schien und daß ein Cavalier in solcher Kleidung keine Aufwartung bei seinem Gesandten machen kann. Der Angeklagte hatte gegen die Aussage des k. Polizeidirectors nichts zu erinnern. Nun wurden die Aussagen mehrerer nicht erschienenen Zeugen verlesen. Nach der Aussage der Frau Gerletz in Wien, bei welcher die Ebergenyi wohnte, war diese anfangs solid, später sehr leichtfertig. Nach der Aussage der Agathe Ebergenyi wollte diese ihrer Schwester Julie, weil von deren Unschuld überzeugt, bestätigen, daß sie zur kritischen Zeit im elterlichen Hause war. In einem aufgefangenen Briefe von Agathe an Julie sagt Erstere: „Sinne etwas Anderes aus, Gott stehe Euch und uns bei! Berufe Dich nicht auf die hiesigen; sage etwas Anderes aus!“ Frauenarzt Dr. Schlesinger in Wien, welchen die Julie Ebergenyi mehrmals consultirte und zwar in Gegenwart des Chorinsky, fand, daß dessen physische und geistige Kräfte sehr in Anspruch genommen waren. Bei der Hebamme Emilie Reiner verlangte die Ebergenyi ein Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht. Jetzt sollte die Aussage des Zeugen Lo Presti, welcher wegen Krankheit nicht erscheinen konnte, verlesen werden. Dr. v. Schauß protestirte gegen die Verlesung dieser Aussage, weil Lo Presti ein sehr verdächtiger Zeuge, ja nur eine Auskunftsperson sei, und weil das Gesetz selbst zwischen Zeugenaussagen und Angaben von Auskunftspersonen einen Unterschied mache. Staatsanwalt Wülfert beharrte auf der Verlesung; der Antrag des Vertheidigers entbehre der gesetzlichen Begründung; wenn ein Zeuge erkrankt, so müsse seine Aussage verlesen werden; ob er ein verdächtiger oder ein unverdächtiger Zeuge ist, sei von keinem Einfluß. Durch Gerichtsbeschluß wurde der Antrag des Vertheidigers in der Erwägung, daß die Verlesung der Zeugenaussagen nach dem Gesetze gestattet ist und das Gesetz einen Unterschied zwischen Auskunftspersonen und Zeugen nicht macht, abgewiesen. Hier wurde die Vormittagssitzung um 1 Uhr geschlossen, Fortsetzung Nachmittags 4 Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lutherdenkmal.

(Schluß.)

In der Mitte des Mauervierecks steht Luther auf einem 16 Fuß hohen Postament. Auf den vier vorspringenden, 8 Fuß hohen Sockelpfeilern des Piedestals sitzen die Gestalten der Vorreformatoren, vorn Huß und Savonarola, an der Rückseite Waldus und Wiklef. In Huß, der in dem Anblick des Crucifixes in seinen Händen versunken ist, drückt sich Innigkeit des Glaubens aus, in Savonarola dagegen leidenschaftliche Begeisterung. Waldus ist als der freiwillig Arme aufgefaßt, er weist

eindringlich auf eine Stelle der auf seinem Schooße ruhenden Bibel hin. Der greise Wiklef, der nachdenklich auf seinem Stabe ruht, ist in dem Studium der Bibel vertieft.

Das Postament besteht aus drei Theilen: dem Sockel von polirtem Syenit und dem unteren und oberen bronzenen Würfel von ungleicher Höhe und Breite. Am Sockel sind die Fürsten und Städte, welche die Augsburger Confession unterschrieben, Brandenburg, Kursachsen, Anhalt, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, Nürnberg und Reutlingen, durch ihre Wappen bezeichnet. Die unteren Würfelflächen des Postaments sind mit Reliefs geschmückt: vorn Luther auf dem Reichstage zu Worms; die Figuren rechts in dieser Gruppe tragen die Portraits Rietschel's und der Vorsitzenden des Denkmal-Comite's, Keim und Dr. Eich; an der Rückseite: Luther, die Thesen anschlagend, links die Austheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und die Vermählung Luthers mit Catharina v. Bora, als Symbol der Priesterehe, rechts: Luther predigend und die Bibel übersetzend. Ueber diesen Reliefs sind auf jeder der oberen Würfelflachen noch je zwei Medaillons mit Portraits von Freunden der Reformation angebracht: die Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen, die deutschen Ritter Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, die Schweizer Reformatoren Johann Calvin und Ulrich Zwingli und die Wittenberger Professoren Justus Jonas und Johann Bugenhagen. Ueber allen Portraits liest man auf Inschrifttafeln Kernworte Luthers, an der Vorderseite: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“

Die Rechte fest geschlossen auf die Bibel in der Linken stützend, in gläubiger Zuversicht nach oben schauend, drücken sich diese Worte in Luther's über das Ganze hoch emporragender Gestalt deutlich aus. Das Motiv, nicht einen Moment der lutherischen Reformation, sondern nach Rietschels Worten, „den ganzen Mann in seiner Durchschnittserscheinung“ aufzufassen, hat Rietschel veranlaßt, den Reformator nicht in dem Augustinergewande, welches er in Worms trug, und nicht in rein historischer Portraitähnlichkeit darzustellen, sondern in dem einer späteren Zeit angehörigen Doctorrock und in den Zügen, die wie diese Kleidung durch das Kranachische Bild Eigenthum der Volksanschauung geworden sind. Rietschel wollte dadurch, daß er Luther in dem Kleide darstellte, welches durch ihn Symbol geworden ist, auch erkennen lassen, daß Luther der Vollender des von den Vorreformatoren begonnenen Werkes ist und daß er als solcher das Recht habe, über ihnen zu stehen. Die künstlerische Ausführung der Statue hat dadurch, daß der Doctorrock an die Stelle des schmiegsamen Mönchsgewandes getreten ist, nicht gelitten, die Gewandung ist dem Meister vorzüglich gelungen.

Das Lutherdenkmal zeigt nicht nur von einer Seite, sondern von verschiedenen Standpunkten aus die volle, gleiche Wirkung, die Einheit aller Theile in der Idee, die in Luther's Statue gipfelt. Rietschel selbst hat den Wiklef modellirt und noch wenige Tage vor seinem Tode (21. Februar 1861) die Hauptgestalt vollendet, das Uebrige ist theils von A. Donndorf (Friedrich der Weise, Reuchlin, Waldus, Savonarola, Magdeburg, vier Portrait-Medaillons und zwei Reliefs), theils von G. Kietz (Pilipp von Hessen, Melanchthon, Huß, Augsburg, vier Portrait-Medaillons und zwei Reliefs), theils von Joh. Schilling (Speyer) modellirt. Die Architektur hat Professor Nicolai in Dresden entworfen. Das Eisenwerk Lauchhammer hat seinen alten Ruf an dem Guß und der von Rudholzner geleiteten Ciselirung dieses Denkmals, des großartigsten, welches bisher aus demselben hervorgegangen ist, bewährt.

Mannichfaltiges.

— Das Frankfurter Domblatt enthält den Bericht der Dombaumeister Dänzinger von Regensburg, F. Schmidt von Wien und Voigtel von Köln. Dieselben heben hervor, daß es sich bei der Herstellung des Domes nicht blos um die Heilung der Brandschäden handele, sondern um die Verbesserung der Fehler, welche in früheren Jahrhunderten aus Mangel genügender physikalischer Kenntnisse begangen worden sind. Die eisernen Verbindungen der Thurmquader haben in denselben viel tiefer reichende Zerstörungen angerichtet als das Feuer vom 15. August. Eine Abtragung der Kuppel und des Achtecks bis zum Ansatze der Fenster und der Neubau derselben scheint erforderlich. Dieser Neubau aber macht die aus ästhetischen Rücksichten und wegen Schutz vor abermaliger Feuersgefahr wünschenswerthe Freilegung des Domes zur Nothwendigkeit, da sonst die erforderlichen Gerüste nicht angebracht werden können. Der freigelegte Dom soll ringsum mit einer Gartenanlage umgeben werden. Im Interesse der Feuersicherheit sollen auch alle Holzbausachen: Schneebretter, Läden, Dachsparren, Glockenstuhl, welche dem Feuer Eingang und Nahrung gewährten, beseitigt und durch Eisen ersetzt werden. Freilich würde die Ausführung der Pläne der Commission, ohne die Ankaufskosten der niederzulegenden Gebäude, einen Aufwand von ½ Million Gulden verursachen, während das Vermögen des Dombauvereins wenig über 100,000 Gulden beträgt.

— Nach dem vom Ausschusse des Hilfsvereins für Ostpreußen in Berlin veröffentlichten 16. Gabenverzeichniß beläuft sich die Gesammteinnahme der Beiträge auf 673,164 Thlr. 16 Sgr. 9 Pf. Außerdem ist noch eine Menge Kleidungsstücke und Lebensmittel eingegangen. Eine große Anzahl westphälischer Zechen hat sich durch freie Spenden von Steinkohlen an dem Werke des Vereins betheiligt. Die durch den Verein vertheilten Saatfrüchte haben sich auf etwa 32,527 Centner Saatkartoffeln, 3643 Centner Saatgetreide und 33 Centner sonstige Sämereien belaufen.

— Dieser Tage wurde in München in einem der ersten Hotels ein Gauner-Trifolium von der Tafel weg arretirt, welches sich mit Verwerthung eines Theiles jener polnischen Pfandbriefe befaßte, welche bekanntlich im Jahre 1863 zu Warschau im Betrage von 3½ Million Rubel gestohlen und längst außer Werth gesetzt worden sind; dieselben hatten zu gedachtem Zweck ganz Europa durchreist, wurden im Besitze namhafter Baarsummen und einiger derartiger Pfandbriefe getroffen und werden muthmaßlich an österreichische Gerichte ausgeliefert werden.

Charade.

Sie sind des Blumenreiches Königin,
Was wir benennen mit den ersten beiden,
In Luxusgärten wie auf dürren Haiden,
Von unsern Alpen bis nach Jer'cho hin,
So weit die Erde grünt, der Thau befeuchtet,
Die liebe Sonne wärmt zugleich und leuchtet.

„Ich möchte drei zu meinen ersten beiden,“
So sprach ein holdes Kind, vom Hause fern.
Ei sage mir, ich führe Dich ja gern,
Wohin soll, liebes Kind, ich Dich geleiten?
„Wenn ich zu Hause wäre, wär' ich drei
„Und von dem argen Weh desselben frei.

„Vom Ganzen fühle ich mich angezogen,
„Führ' mich dahin, wenn Dir der Weg bekannt;
„Ein Städtchen ist's im lieben deutschen Land,
„Bespült von eines flücht'gen Stromes Wogen.
„Wo kommt er her — fragst Du — wo strömt er hin?
„Es ist der Alpen Sohn und König: Inn.

△

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 75: Herzenschuß.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 79.

† Künstlerisches.

(Fortsetzung.)

2.

Während einiger Zeit darauf sah ich Wehler nicht, und als ich ihm wieder begegnete, sagte er nichts über seinen Othello, vielmehr war er ganz erfüllt mit Enthusiasmus über einige neue Entdeckungen von Malermodellen, die, wie er mich versicherte, jedes in seiner Art unübertrefflich wären. Er hielt sich ganz überzeugt, daß ein König David, eine Maria Stuart und ein Robespierre, wie er sie jetzt zu seiner Disposition habe, von keinem anderen Menschen je aufgefunden worden wären. Aber einmal Morgens kam er in großer Aufregung zu mir. Er riß so hastig meine Thür auf, war so blaß und sein Haar so zu Berg stehend, wie es immer der Fall war, wenn ihn etwas ungewöhnlich in Alarm versetzt, daß ich gleich sah, es handle sich um ein merkwürdiges Begebniß.

„Was giebt's?“ fragte ich natürlich.

„Hast Du schon die Morgenzeitung gelesen?“

„Noch nicht; eben wollte ich mich d'ran machen.“

„Du besinnst Dich doch auf den Droschkenkutscher Knall?“

„Gewiß,“ erwiderte ich, erstaunt über die rasch aufeinander folgenden Fragen, „ich habe Deinen Freund Othello nicht vergessen.“

„Nenne ihn nicht meinen Freund! Nenne ihn nicht Othello! Schmähe nicht eine edele Gestaltung des großen englischen Barden! Er ist eher ein Machiavel, oder Jago, oder der Teufel selbst! So viel ich weiß, ist er das, dieser Schurke, dieser Knall!“

„Was in aller Welt hat er denn gethan?“

„Lies die Morgenzeitung, Rubrik Feuer, dann wirst Du gleich sehen, was er gethan hat.“

Ich suchte die betreffende Rubrik und las, daß in der verflossenen Nacht im Remisengäßchen Feuer ausgebrochen und ein Häuschen Numero so und so zerstört worden war. Ich erinnerte mich, daß Knall dort wohnte, und sagte:

„Der arme Kerl! Wir sollten uns gleich nach ihm erkundigen.“

„Bemitleide ihn auch noch! Begreifst Du denn nicht sein infernalisches Manöver?“ schrie Wehler außer sich. „Und wenn ich denke, daß ich es war, der ihm zuerst den Gedanken in den Kopf setzte! Ich mahnte ihn zuerst daran, seine Habe gegen Feuer zu versichern, und namentlich wegen seines werthvollen Bildes! Es war purer Jux von mir, aber er nahm es für Ernst! Begreifst Du jetzt? Er versicherte seinen armseligen Kram und das Bild, das er hoch taxirte, und dann legte er selbst Feuer an, um von der Assecuranz das Geld zu bekommen. Hat es jemals auf Erden einen solchen Spitzbuben gegeben?“

Es schien mir nun auch, als wären die Verdachtsgründe gegen Knall ziemlich augenfällig.

„Und ich konnte ihn der Ehre der Unsterblichkeit für würdig halten!“ jammerte Wehler, der nicht anders glaubte, als daß sein Nachruhm dem eines Raphael gleichkommen würde; „aber es soll nicht sein. Er wird n i c h t auf meinem Bild verewigt werden, lieber heize ich mir damit das Atelier!“

„Was? Dein schönes Bild deshalb zerstören!“

„Nun, das eigentlich nicht, aber ich ändere das Gesicht. Denke nur, neulich als ich beim garstigsten Wetter durch die Langgasse ging, sah ich an der Ecke einen Straßenkehrer, der —“

„Ein besseres Modell für Othello war?“

„In der That ja,“ gestand Wehler naiv ein; „ich habe den Mann gleich um seine Adresse befragt, er soll mir nächstens einmal sitzen.“

Ein paar Tage darauf besuchte ich Wehler. Er war mißlaunig und sagte es selbst. Er war nicht zum Arbeiten aufgelegt. Das große Gemälde des Othello vor dem Dogen stand verkehrt auf der Staffelei und der verdrießliche Autor desselben schien gar keine Lust zu haben, es zur Vollendung zu bringen.

„Ich bin nicht recht mit mir einig,“ sagte er nach einer Weile, „ob ich wegen dem Feuer nicht Einsprache thun soll. Wenn der Kerl hingeht und sich die Versicherungssumme auszahlen läßt, so geschieht mit meinem Wissen ein Betrug. Verdammt! Man sollte sich lieber die Zunge abbeißen, als nur den geringsten Spaß machen. Weißt Du, ich bin sehr gewissenhaft, ich mache mir über Alles gleich die ärgsten Scrupel — Herein!“

Es hatte geklopft. Der Thürgriff wurde langsam aufgedreht, die Thür ging auf und — Herr Mathias Knall erschien auf der Schwelle. Wehler stand da, leichenblaß, versteinert, wie wenn er einen Geist gesehen.

„Ich bitte sehr um Vergebung, meine Herren,“ sagte der Droschkenkutscher mit ungewöhnlich heiserer Stimme, „aber ich dachte, ich dürfte mir wohl die Freiheit herausnehmen. Ich hab' in letzter Zeit ein rechtes Unglück gehabt, es ist mir noch ganz wirr zu Muth. Sie haben doch wohl von dem Feuer bei mir gehört?“

„Ja, Herr Knall,“ äußerte Wehler mit vieler Strenge, „wir wissen, daß es im Remisengäßchen gebrannt hat.“

„Ich war mit der Droschke ausgefahren, als es ausbrach —“

„Natürlich waren Sie ausgefahren,“ fiel Wehler mit bitterer Ironie ein, die jedoch spurlos an Knall vorüberging.

„Und ich würde vielleicht noch stundenlang nichts davon gewußt haben,“ erzählte der Letztere weiter, „wenn mir nicht ein Herr gewinkt hätte und gesagt: „Rasch zum Feuer, Kutscher, für doppeltes Fahrgeld!“ und wie ich ankam, sah ich, daß es bei uns brannte! Natürlich sorgte ich zuerst für meine Alte und die Kinder und ihnen ist Gottlob nichts geschehen. Aber ich dachte auch nachher an mein Bild und dabei ist mir's schlecht gegangen.“

Knall streckte seine rechte Hand vor und da sahen wir erst, daß sie ganz in Bandagen eingewickelt war.

„Es ist so schlimm als möglich,“ fuhr er fort, „der Doctor sagt, es kann lang dauern, bis die Brandwunden geheilt sind. Da hab' ich's schon so viele Tage lang in Baumwolle

eingebunden und stehe arge Schmerzen aus. Aber das Schlimmste ist, daß ich schon so lange nicht mehr die Droschke fahren kann. Ein neugeborenes Kind könnte ebensogut die Peitsche halten als ich."

Wehler betrachtete den Droschkenkutscher mit demselben neugierigen Interesse, mit dem er irgend einen Repräsentanten der abgefeimtesten Schurkerei studirt haben würde.

„Natürlich," versetzte er mit einem unzweideutigen Anflug von Satyre, „ist es Ihnen nicht gelungen, das Bild zu retten?"

„Doch, es ist mir gelungen!" erwiderte Mathias Knall mit dem Pathos eines Generals, der seinem Fürsten eine wichtige Schlacht gewonnen, „all' mein Hab' und Gut ist verbrannt, aber mein Kunstwerk ist gerettet!"

„Waren Sie denn nicht versichert?"

„Ach nein. Ich wollt' ich wär'. Ich wollt' ich hätt' auf Sie gehört. Aber ich schob es immer auf, und das kommt vom Aufschieben. Wie das Feuer entstanden ist, kann ich um's Leben nicht sagen. Ich bin ein unglücklicher Mann, so viel ist gewiß. Ausgenommen meine Alte und die Kinder und das Bild ist beinah' Alles verbrannt. Mein Gaul und die Droschke nicht, natürlich, denn ich war damit aus; aber alle meine Kleider, und die von meiner Alten und von den Kindern; die große Comode, Stühle, Tisch, das zweischläfrige Bett, die Wiege, zwei Pferdsdecken, zwei echt silberne Kaffeelöffel, die Schwarzwälder Uhr, der Küchenschrank und der Vorrath an Heu und Stroh, Alles ist futsch und ich bin ein ruinirter Mann; ganz gewiß, meine Herren, Sie können mir's glauben."

(Schluß folgt.)

Proceß Chorinsky.

(Fortsetzung.)

• **München**, 24. Juni. In der gestrigen Nachmittagssitzung erhielt zunächst Professor Dr. Buchner, welcher die überzuckerten nach Reichenhall geschickten Früchte einer wiederholten Untersuchung unterstellt hat, das Wort. Er bemerkte, daß er nicht nur die Früchte, sondern auch das Papier, womit die Schachtel ausgelegt war, untersucht habe, und mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß in den überzuckerten Früchten nie Cyankali oder Blausäure gewesen ist. Frau Steinlechner aus Wien, bei welcher die Ebergenyi kurze Zeit im Jahre 1867 wohnte und der sie monatlich 24 fl. Miethzins zahlte, giebt an, daß sie der Ebergenyi schon bald wieder gekündigt hat, weil dieselbe ein sehr leichtfertiges Leben führte, Herrenbesuche annahm u. s. w. Angeklagter bemerkte hierauf sehr erregt: „Ich kann das nicht glauben, ich habe die Julie gekannt und unendlich geliebt, denn sie ist eine ganz vortreffliche Person." Die Zeugin beharrt jedoch auf ihrer Angabe. Nun erfolgte die Verlesung der Aussage des Baron Lo Presti von Preßburg, eines Freundes der Agathe Ebergenyi, eines nach den Acten höchst zweideutigen Menschen. Dieser gab bei seiner ersten Vernehmung in Preßburg an: „Ich wurde von der Julie Ebergenyi ersucht, sie recht bald zu besuchen; ich that es; sie stellte mir den Grafen Gustav Chorinsky als ihren Bräutigam vor und verlangte von mir in Betreff ihrer Heirath einen Rath. Der Graf schien bei dieser Gelegenheit verwirrt und sprach schnell, sie aber blieb gleichgiltig. Was ich aus ihren Erzählungen entnehmen konnte, war Folgendes: Der Graf sei mit einer lasterhaften Frau verheirathet; er hätte sie in Rom von einem Kaufmann übernommen, dessen Maitresse sie war und dem er Geld schuldete. Die Heirath sei nie physisch vollzogen worden; alle Versuche, die Ehe zu trennen, scheiterten an ihrem Widerstande; wo die Gräfin gegenwärtig sei, wüßten sie nicht; es sei ihnen nur soviel bekannt, daß sie an einer häßlichen Krankheit leide. Auf dringendes Ansuchen habe ich noch bemerkt: nachdem die Ehe noch nicht consummirt sei, könne sie durch einen Religionswechsel leicht für ungiltig erklärt werden; übrigens solle der Graf seine Frau abholen, bei sich behalten und durch factische Beweise der Untreue zwingen, sich scheiden zu lassen." Was der Graf und die Julie sonst äußerten, hielt Zeuge für die Ausgeburt der erhitzten Phantasie junger mit dem Leben nicht vertrauter Menschen. Einmal sei er auch um Besorgung eines Todtenscheines angegangen worden. Bei einer späteren Vernehmung gab Zeuge an: Der Graf Chorinsky habe stets einen so ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er der Julie in Gegenwart des Grafen in ungarischer Sprache sagte, sie solle sich von diesem Menschen losmachen. Rampacher, früher österreichischer Officier, nun mit 300 fl. pensionirt, hat den jungen Grafen Chorinsky im Juni v. Js. in Wien kennen gelernt; im September erhielt er von ihm den Auftrag, eine Schachtel nach Brünn zu bringen, dort aufzugeben, aber Niemand etwas davon zu sagen. Zeuge vollzog den Auftrag, gab die Schachtel an Mathilde Ledske auf, erklärte bei der Post, daß sie Spielwaaren statt Früchte enthalte, und bekam von Chorinsky für diesen Dienst 30 fl. Rampacher kam mit dem Grafen öfter zusammen; einmal fragte ihn dieser, ob er ihm keinen Deutschmeister, „so einen rechten Lumpen", wobei er eine absonderliche Handbewegung machte, verschaffen könne. Wieder nach einiger Zeit wünschte er einen „ganz ehrlichen, vertrauten Menschen"; Zeuge empfahl ihm den Rittmeister Dirkes. Am 19. November v. Js. wurde Rampacher durch einen Dienstmann zu Gustav Chorinsky geholt; bei diesem Zusammentreffen sagte Letzterer, daß die „Julie" nach München gereist sei und daß sie die Briefe, welche sie von dort aus an ihn (Chorinsky) schreibe, unter der Adresse des Zeugen schicken werde. Am 20. November kam kein Brief, am 21. kamen zwei Briefe. Zeuge brachte sie sofort dem Grafen, er las sie und warf dann etwas in den Ofen. Am 22. November Abends ging Rampacher ohne besonderen Anlaß in die Stadt und als er in der Nähe der Krugerstraße, wo die Ebergenyi wohnte und wo er den Grafen immer traf, kam, wollte er diesem sagen, daß kein Brief gekommen sei. Als er anschellte, stürzte der Graf in der größten Aufregung heraus und schrie, was giebt es denn, was ist denn passirt? Obgleich die Ebergenyi ihm sogleich folgte und sagte: das ist ja unser Rampacher! schob er den Zeugen doch zur Thür hinaus. Dieser ging heim, war von der Scene ganz deprimirt und sagte zu seiner Frau: entweder ist der Graf, oder die Ebergenyi, oder bin ich ein Narr. Bald kam das Zimmermädchen mit dem Auftrag, Zeuge solle zu dem Grafen kommen; obwohl er sagte, das hat morgen auch Zeit, der Graf hat mich erst hinausgeworfen, ging er auf Zureden seiner Frau doch hin und es schien ihm, als ob der Graf heftig geweint hätte. Dieser fragte ihn, ob er nicht am nämlichen Tage Abends nach München abreisen wolle, um sich in der Amalienstraße zu erkundigen, wie es der Baronin Ledske gehe; im Hause Nr. 12 über 4 Stiegen, wo sie wohnte, sollte er sich aber ja nicht erkundigen. Obgleich ihn die Reise wegen der Kälte nicht sehr freute, erklärte Zeuge doch, daß er abreisen wolle, und erhielt von der Ebergenyi 25 fl. in österreichischem und vom Grafen 30 fl. in bayerischem Geld. Er kam anderen Tags Nachts 11 Uhr in München an, ging nächsten Tag früh acht Uhr in die Amalienstraße, fragte in mehreren Häusern, wo die Baronin Ledske wohne, und erkundigte sich endlich, da er keinen Aufschluß erhalten konnte, in Nr. 12 über 4 Stiegen selbst, ob da die Baronin Ledske wohne? Ein Mann sagte ihm, die Baronin ist vor zwei Tagen plötzlich gestorben; die Polizei hat aber die Leiche mit Beschlag belegt; wenn er mehr wissen wolle, so möge er zur Polizei gehen. Zeuge dachte sich: nein, zur Polizei gehst Du unter solchen Umständen nicht; es war ihm gar nicht wohl zu Muth; er weiß heute noch nicht, wie er die vier Stiegen herunterkam, und kehrte Abends

9 Uhr nach Wien zurück. Als er in die Wohnung der Ebergenyi kam, um zu rapportiren, daß die Gräfin gestorben sei, sagte die Ebergenyi: Das wissen wir schon, das hat die Münchener Polizei hierher telegraphirt, Gustav und sein Vater sind zum Leichenbegängniß abgereist." Erst als Zeuge im „Fremdenblatt" las, daß die Gräfin Chorinsky-Ledske in München ermordet worden sei, habe er gewußt, daß der Graf verheirathet und daß die Baronin Ledske seine Gemahlin war. Weiters bemerkte Zeuge unaufgefordert: „Von der ersten Minute an, wo ich den Grafen kennen lernte, dachte ich, daß es ihm fehlt. Er mag die Julie scheinbar zum Morde überredet haben; aber er hat es nie geglaubt, daß sie die That ausführen werde. Die Aufregung des Grafen, als er mich zur Thür hinausschob, scheint daher gekommen zu sein, daß die Julie ihm kurz vorher gesagt hatte, was sie in München gethan hat." Auf die Frage des Präsidenten: Wie kommen Sie dazu, sich heute unaufgefordert über des Grafen geistigen Zustand auszusprechen? erklärte Zeuge: „Ich halte den Grafen für einen vollkommenen Narren." Präsident: Woraus schließen Sie das? Zeuge: „Das Stubenmädchen hat öfters bemerkt, wie er, wenn er fortging und wenn die Julie ihm nicht nachgesehen hat, ganz aufgeregt zurückeilte, vor Julie hinkniete, sie um Verzeihung bat und flehentlich ersuchte, sie möchte ihm nur gut sein und nachsehen. Ein Mann von 36 Jahren, der bei Verstand ist, kann so etwas nicht thun." (Rampacher bat seine Angaben fast sämmtlich aufgeschrieben gehabt und abgelesen.) Angeklagter: „Was Rampacher gesagt hat, ist volle Wahrheit; nur das ist unwahr, daß ich ihm nach Brünn nur 30 fl. gegeben hatte. Als Julie von München zurückkam, sah ich sie Vormittags nur einen Augenblick; erst Abends sagte sie mir, daß in München ein Unglück passirt sei. Darüber habe ich mich geärgert und in der Aufregung habe ich den Rampacher hinausgeworfen, später aber wieder um Verzeihung gebeten." Dann bemerkte der Angeklagte im heftigsten Tone: „Davon, daß ich geistesverwirrt sei, hat Niemand das Recht zu sprechen; ich hatte gerade zu jener Zeit Arbeiten gehabt, welche meine geistigen Kräfte vollkommen in Anspruch nahmen; wenn man von Geistesverwirrtheit spricht, das ist eine Lüge, das ist die größte Beleidigung. Wie ich gesagt habe: Rampacher soll sich in München erkundigen, wie es der Mathilde geht, oder wie ich sonst gesagt habe, das weiß ich nicht mehr." Staatsanwalt Wülfert stellte an Rampacher die Frage: Sie sind ein Mann von sehr gutem Gedächtniß; wie kommt es, daß Sie heute Ihre Aussagen aufgeschrieben und abgelesen haben? Zeuge: Weil ich fürchtete, etwas zu vergessen! Staatsanwalt: Warum haben Sie über den geistigen Zustand des Grafen nichts bei der Verhandlung in Wien gesagt? Zeuge: Weil ich dort nur über die Ebergenyi vernommen wurde und weil ich es dort nicht für nöthig erachtete, mich über den Grafen auszusprechen. Vertheidiger: Wen halten Sie für thatkräftiger, die Julie oder den Grafen? Zeuge: Die Julie, sie war nach ihrer Rückkehr von München ganz gleichgiltig und rauchte; der Graf war ganz aufgeregt.

Aug. Angerer hat der Julie Ebergenyi am 3. September 1867 verschiedene Chemikalien, darunter 4 Loth Cyankali, im Gesammtwerthe von 10—11 fl. geliefert. Wittwe Maria Hotovy, deren Ehemann Beamter beim alten Grafen Chorinsky war und erst im vorigen Jahre gestorben ist, unterhielt seit 1863 mit dem Angeklagten ein Liebesverhältniß, obwohl sie wußte, daß er verheirathet war. Daß der junge Mann ihren Mann aufgefordert habe, sich zu erschießen oder sich scheiden zu lassen, erklärte Zeugin für unwahr, sie selbst habe geschieden sein wollen, weil sie den Gustav so lieb hatte. Das sträfliche Verhältniß dauerte bis Ende November v. J. Als Grund warum er von seiner Frau getrennt lebte, bezeichnete er: „weil er sie nicht liebe." Zeugin machte ihm oft Geldvorschüsse. Präsident: Wie war des Grafen Gemüthsart? Zeugin: Er war leicht erregbar in der Liebe und auch in anderen Dingen, sehr eifersüchtig und oft bemerkte ch an ihm geistige Störungen. Präsident: Diese Angabe steht in directem Widerspruch mit ihren Angaben in der Voruntersuchung; früher haben Sie nur gesagt: „Gustav hat ein sehr gutes Herz, ist aber leicht erregbar, wenn etwas nicht nach seinem Wunsch geht. Er wollte damals Hauptmann werden, und weil sein Vater keine darauf bezüglichen Schritte machte, deshalb war er so aufgeregt, allein von einer Störung seines Geisteszustandes habe ich nichts gemerkt." Zeugin: Ja, damals habe ich mich nicht recht erinnern können. Präsident: Haben Sie sich mit Niemand besprochen darüber, was Sie heute hier gesagt haben? Zeugin: Nein, bei Gott nicht! Präsident: Sie werden aber zugeben, daß man einer Zeugin nicht trauen kann, welche heute ganz anders sagt, als sie früher angab. Zeugin: Bei eifersüchtigen Scenen hat Gustav sich Wunden beigebracht, bald mit den Fingernägeln, bald mit der Scheere; er hat mir dann immer Abschnitte von den Nägeln gebracht (sie übergiebt mehrere). In meinen Kleider hat er oft Blumen gesehen, und konnte nicht entscheiden wo das Muster anfängt und aufhört, er sagte dann: daß das Kleid ihn confus mache. Experte Dr. Maier: War der Angeklagte lange aufgeregt? Zeugin: Oft eine halbe Stunde lang; dann war er erschöpft und klagte über Kopfweh, manchmal war er ohne Veranlassung aufgeregt, oft sehr niedergeschlagen. Vertheidiger: Ich muß den Geschworenen noch mittheilen, daß man sich Anfangs geweigert hat, diese Zeugin auf Staatskosten kommen zu lassen. Präsident verwahrt sich gegen diesen Vorwurf und der Staatsanwalt fügte bei, daß auch von ihm die Zeugin vorgeschlagen war. Angeklagter: Ich habe mit der Zeugin nie Streit gehabt, habe mir nie eine Verwundung beigebracht und war nie närrisch; aufgeregt war ich, aber sonst nichts; ich bin der Zeugin sehr gut, ich danke ihr, daß sie mir so anhing. Heckenberger, Gefängnißwärter am Bezirksgericht München I. J. giebt an, daß der Angeklagte bei seiner Ankunft in der Frohnveste auf Auffordern Alles abgelegt hat, was er bei sich trug, auch Photographieen, einen Rosenkranz, mehrere Gebete und zwei Pulver. Zeuge hat den Angeklagten seit dem 26. November fast immer selbst in den Hof der Frohnveste geführt und bemerkt, daß er ein außerordentlich leicht erregbarer Mensch ist, den jede Kleinigkeit in Affect bringen kann. Selbst wenn die Kost einmal nicht zur rechten Zeit gebracht wurde, war er ganz außer sich. Zeuge beruhigte ihn leicht, worauf er um Verzeihung bat und oft weinte; im Frühjahr wurde er einmal vom Herzkrampf befallen. Einmal, erzählt Zeuge weiter, hat der Graf in seiner Ungeschicklichkeit — und er ist sehr ungeschickt — eine Wasserflasche zerbrochen, sogleich ließ er mich rufen, bat mich um Verzeihung, ersuchte mich, ihm doch nichts zu thun und weinte. Von Julie Ebergenyi erhielt er mit Bewilligung des Untersuchungsrichters mehrere Briefe. Wenn ein solcher Brief kam, war er so fröhlich wie ein Kind fünf Tage lang; am 6. Tag aber zeigte sich die alte Aufregung; in der letzteren Zeit ist er ruhiger geworden, namentlich seit er die Verurtheilung der Julie Ebergenyi erfahren hat. Experte Dr. Solbrig: Hat er auch manchmal Zuckungen bekommen? Zeuge: In der Nacht, in welcher er den Herzkrampf hatte, hat es ihn sehr gestoßen; von Zuckungen, Convulsionen und Schaum am Munde habe ich nie etwas bemerkt. Vertheidiger: War der Angeklagte hochmüthig? Zeuge: Mir gegenüber nicht, er war gutmüthig und furchtsam. Vertheidiger: Schildern Sie den Eindruck, den es auf den Angeklagten machte, als er neue Kleider bekam, um hier anständig erscheinen zu können! Zeuge: Von den neuen Kleidern erhielt er den Hut (Cylinder) zuerst; er setzte ihn auf, stolzirte herum und sagte mir immer, mit diesem Hute sehe ich ja aus wie ein Fiakerknecht; dabei setzte er aber den Hut so auf, daß der vordere Rand auf der Nase ruhte. Prof. Dr. Martin: Halten Sie das für Narrheit? Zeuge: Nein! Vertheidiger: Sie sind schon 25 Jahre Gefängnißwärter und haben schon sehr viele Gefangene beobachtet, halten Sie den Angeklagten für fähig, einen Mord zu begehen? Zeuge: Wenn er in seinem Zorne ist, ja; ob er aber die That mit überlegtem Entschluß

i

Digitized by Google

ausführen würde, das weiß ich nicht. Experte Dr. Morel: Haben Sie schon Gefangene von dem Charakter, wie ihn dieser Graf hat, unter sich gehabt? Zeuge: Von dem Charakter des Grafen habe ich in meiner 25jährigen Praxis als Gefängnißwärter noch keinen Gefangenen gehabt. Präsident: Wie viele Gefangene dieses Standes hatten Sie in dieser Zeit? Zeuge: Diesen einzigen! (Sensation.) Professor Dr. Martin zum Angeklagten: Warum schenkten Sie Ihren Bekannten Nägel und nicht Haare? Angeklagter: Weil die Nägel Glück, die Haare aber Unglück bedeuten.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Lutherfest.

H. B. **Worms**, 27. Juni. Nach der Hauptfeier am 25. war das Volk von den Reden so reichlich genährt worden, daß es bei dem nachfolgenden Bankett keine weitere Labung verlangte. Alle Versuche einiger redseligen Lutherverehrer prallten an dem activen Widerstand der Versammlung ab. Am Abend wurde das Denkmal beleuchtet. Zugleich beleuchteten die Bürger ihre Häuser. Hier zeigte sich wieder der feine Sinn, den wir schon bei der Ausschmückung der Häuser bewundert hatten. Unter den mannichfachen Inschriften, die im Gegensatz zu den „evangelischen“ Reden in der Kirche und auf dem Festplatz die Freiheit des Denkens, die Verbrüderung aller Menschen betonten, waren besonders merkwürdig die einiger Judenfamilien. An einem Haus stand:

„Wir glauben all' an Einen Gott.“

An einem zweiten:

„Vater laß uns Alle einig sein.“

Andere hatten in der sinnigsten Weise Haus und Garten mit Lichtern und bunten Lampen geschmückt. Es war eine stille aber beredte Demonstration, daß sie, obgleich von dem „evangelischen“ Heil ausgeschlossen, den Geist der Humanität begriffen hatten, der seit der Reformation die Völker durchdrang. Vor einem anderen Haus wehte die Fahne des Mainzer Bischofs und eine Lichterreihe bekundete, daß auch in diesem Haus es hell leuchtete.

Am Morgen des 26. war die Schlußfeier auf dem Festplatz. Pastor Baur von Hamburg hielt die Schlußrede. Den Katholiken bieten wir Frieden; zugleich aber legen wir ein freimüthiges Bekenntniß ab. Möge der unselige Ruf: „Hie Welf! Hie Waibling!“ verstummen und die allgemeine Losung lauten: „Hie gut evangelisch! Hie gut deutsch!“ Nach dem Choral „Nun danket alle Gott!“ ward unter den Schulkindern eine Abbildung des Lutherdenkmals vertheilt.

Am Freitag Mittag wurde Mendelssohns „Paulus“ aufgeführt. Gesangvereine von Worms, Alzey, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Speyer, Neustadt, Frankenthal, zusammen über 600 Männer und Frauen, bildeten den Chor. Das Orchester, 100 Spieler, bestand aus der Capelle des Mannheimer Theaters, aus Heidelberger, Wormser und anderen Künstlern. Die Rolle der Evangelisten wurde von zwei Damen, Fräulein Scheuerlein aus Magdeburg (Sopran), Fräulein Hausen aus Mannheim (Alt) und von Hrn. Dr. Gunz (Tenor) aus Hannover gesungen. Die Rolle des Paulus (hoher Baß) sang Hr. Karl Hill, früher in Frankfurt a. M., jetzt Kammersänger in Mecklenburg; die Rolle des Stephanus, Ananias, Barnabas (Tenor) Hr. Dr. Gunz.

Zwei Männer aus dem Volk (tiefer Baß) wurden durch Herrn Ditt aus Mannheim vertreten. Die Leitung hatte Herr Vincenz Lachner, Capellmeister des Mannheimer Theaters, übernommen.

Es war ein bedeutsamer Gedanke, den „Paulus“ zur Lutherfeier zu wählen. Einmal haben Paulus und Luther in ihrem äußeren Leben schon viele Aehnlichkeit; beide wurden von einem mächtigen Natur-Ereigniß aus ihrer Laufbahn gerissen, von der Orthodoxie zum freien Forschen gebracht. Dann sind sie geistig am nächsten verwandt; sie waren es, die zuerst über die engherzige Anschauung der vorausgegangenen Reformatoren hinausgingen: Paulus über die in der mosaischen Anschauung noch wurzelnden Nazarener, Luther über die in der römischen Ansicht noch befangenen Vorgänger Waldus, Wiklef, Huß, Savonarola. Endlich aber war es ein Zeichen kosmopolitischer Auffassung, daß man den Germanen Luther durch ein Werk des Juden Mendelssohn feierte. An den Namen Mendelssohn knüpft sich die ganze Idee der Duldung gegen die Juden. Die Liebenswürdigkeit des Großvaters wie des Enkels hatte bei den Deutschen zuerst bessere Vorstellungen von den Juden erweckt, als sie vorher gehabt. In diesem Sinn wirkte auch das Kunstwerk auf die Zuhörer; es klärte und befestigte die Ideen der Humanität, die an den vorhergehenden Tagen sich allerwärts beim Volke kundgab.

Eine große Anzahl von telegraphischen Nachrichten war gekommen, Grüße auswärtiger Freunde der lutherischen Idee enthaltend. So u. A. vom Oberbürgermeister von Weimar, von Kaulbach, von der Pfarrer- und Lehrer-Conferenz in Hattingen (Westphalen), vom Gustav-Adolph-Verein. Selbst die Königin von England schickte ihren telegraphischen Gruß, ihre und des englischen Volkes Sympathie mit der Feier des protestantischen Deutschland aussprechend. Der Bürgermeister Martin von Eisleben brachte einen frischen Epheukranz vom Lutherhaus in Eisleben, den ihm die Frauen von Eisleben geschickt, in die Versammlung. Von Chicago (Nordamerika) war Pfarrer Hartmann, ein geborener Pfälzer, aus Landau, mit einer Deputation der dortigen Gemeinde erschienen, und hatte einen Beitrag von 500 Gulden zum Denkmal mitgebracht.

Am Abend kamen die Gäste noch zum letzten Mal in der Festhalle zusammen. Die Pastoren waren schon großen Theils heim gereist zum Sonntagswerk; im Gegensatz zu der theologischen Haltung an den vorigen Tagen hatte diese Versammlung einen bürgerlichen Anstrich. Gäste und Gastfreunde saßen im traulichen Gespräch zusammen, ihre Empfindungen und Gedanken mehrmals bekräftigend. Am anderen Morgen schieden sie von einander, mit dem Gefühl der Bereicherung an edelen Ideen.

Mannichfaltiges.

♂ **Mannheim**, 25. Juni. Es ist vor einiger Zeit zu Ernstweiler bei Zweibrücken das Bruchstück einer Brunnenschale von feinkörnigem gelbem Sandstein gefunden und in die Sammlung von Alterthumsgegenständen beim Dom zu Speyer gebracht worden.

Sie hat folgende schwer zu enträthselnde Inschrift:

IN H D D DEAE VERCANV
ISD. COS. IPS. ANT. Q. F. POS. AQ.
V. ID. MAI.

Einer der ersten Inschriftenkenner Deutschlands, ja Europas ist der Ansicht, daß neben derselben noch eine Hauptinschrift, — etwa an dem Brunnenstock — vorhanden gewesen sei und daß die gefundene sich darauf beziehe.

Als Lesung schlägt derselbe vor: IN H(onorem) D(omus) D(ivinae) DEAE VERCANV ISD(em) COnS(ulibus) IPs(a) ANT(onia) Q(uinti) F(ilia) POS(tumia) AQ(uilia) V°. ID(us) MAI. d. h.: Zu Ehren des kaiserlichen Hauses (hat) der Göttin Vercana unter den gleichen Consuln (deren Namen auf der anderen Inschrift standen) die gleiche Antonia Postumia Aquilia des Quinus Tochter den 11. Mai (die Widmung gemacht).

Vercana ist eine gallische Göttin, welche auch bei Brambach (Corp. Inscript. Rhenan. Nro. 709) eine Inschrift hat, ohne daß Näheres über sie bekannt wäre; — vielleicht eine Quell- oder Flußgöttin, welcher am Orte, wo die Schale gefunden wurde, ein Brunnen oder Wasserlauf geweiht wurde.

Es wäre wünschenswerth, daß an der Stelle bei Ernstweiler weitere Nachgrabungen nach einer zweiten Inschrift geschähen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 80.

† Künstlerisches.

(Schluß.)

„Es ist wirklich recht traurig für Sie, lieber Knall," sagte Wehler theilnehmend.

„Das ist es wahrhaftig. Und sogar das Kunstwerk, wegen dem ich beinah' zum Krüppel verbrannt wäre, ist auch gewiß so gut wie ruinirt. Ich möchte es Ihnen gern zeigen und Ihren Rath haben, was ich wohl damit thun soll; ich dachte, ich dürfte schon bei Ihnen anfragen, weil Sie doch alles wissen und mir immer gewogen waren. Ich konnte es nicht tragen mit meiner schlimmen Hand, aber ein guter Freund von mir hat es in seiner Droschke bis an die Ecke gefahren, und wenn Sie, meine Herren, einen Augenblick Zeit übrig hätten, so könnte ich es gleich hier haben, damit Sie es gütigst ansehen."

Natürlich verlangten wir gleich, das Bild zu sehen, und Knall ging, es herbeizuholen.

„Ich habe dem Mann großes Unrecht gethan," sagte Wehler bedauernd, „was habe ich ihm nicht alles Schlimmes nachgesagt!"

„Irren ist menschlich; allerdings sind wir oft zu sehr geneigt, unseren Nächsten Schlechtes zuzutrauen," bemerkte ich salbungsvoll.

„Ich glaube, ich werde doch meinen Othello nach ihm fertig machen," meinte Wehler, dem daran gelegen schien, für seinen ungerechten Verdacht Buße zu thun.

Mittlerweile brachten Knall und sein Freund das Bild herauf. Es hatte wirklich sehr gelitten. Die Feuerprobe war zu viel für dasselbe gewesen. Der Rahmen — immer mußte ich zuerst an den Rahmen denken — war ganz schwarz von Rauch, kaum eine Spur von Vergoldung daran übrig, und die Ecken waren nahezu verkohlt. Das Bild, das schon vorher so dunkel gewesen, war noch dunkeler geworden. Die Oberfläche hatte Sprünge und Risse in die Kreuz und Quer. An einer Stelle war eine große Beule, an der anderen schien es, daß der Firniß sich aufgelöst hatte und verwüstend herunter geflossen war. Wenn das Gemälde je einigen Werth gehabt, so war derselbe jetzt völlig verloren. Es war hoffnungslos ruinirt. Man mußte erstaunen, wie Knall nur eine Secunde die Hitze hatte aushalten können, welcher, den erlittenen Beschädigungen nach zu urtheilen, sein Kunstwerk ausgesetzt gewesen war, und doch hatte er das Unglaubliche gethan, um es zu retten.

„Ich fürchte, es ist alles aus und vorbei," sagte Herr Knall traurig, „es sieht undeutlicher aus wie vorher. Um's Leben kann ich den Pferdskopf nicht mehr herausfinden, den ich doch früher manchmal sah."

So schonend als möglich gaben wir unsere Uebereinstimmung mit dieser hoffnungslosen Ansicht zu erkennen.

„Es ist noch ein Glück, daß es auf Holz gemalt ist," setzte ich hinzu, „sonst würde es zu Asche verbrannt sein."

„Wir wollen es noch einmal recht genau ansehen," versetzte Wehler, der wohl wünschte, seinem Modell doch etwas Tröstliches sagen zu können.

Wir trugen das Bild näher zum Fenster, und dabei ereignete es sich, daß es aus dem Rahmen und auf den Boden fiel.

„Thut nichts," sagte Wehler, denn Knall hatte ein ängstliches Gesicht gemacht, „ein paar Stifte bringen das wieder in Ordnung. Man kann vielleicht auch besser über den Zustand der Malerei urtheilen, nun es aus dem Rahmen ist," und dabei hielt er das Bild gegen das Licht.

Am Ausdruck seines Gesichts erkannte ich, daß er beim besten Willen keine tröstliche Meinung abzugeben vermochte. Er drehte das Bild nach allen Seiten und schüttelte bedenklich den Kopf, je länger er die Prüfung fortsetzte. Zuletzt, wie durch blosen Zufall, sah er sich auch die Rückseite genauer an.

„Sieh' her!" rief er plötzlich, „auf der Rückseite ist ein Gemälde gewesen."

Ich fand daß er Recht hatte. Die Rückseite war vom Feuer unbeschädigt geblieben, aber dick mit Schmutz überzogen. An einzelnen Stellen jedoch zeigten sich ziemlich deutlich Farbenspuren. Mathias Knall war gleich bereit, das Bild zur weiteren Untersuchung in Wehler's Atelier zu lassen.

„Wenn das am Ende ein werthvolles Bild wäre!" sagte ich.

„Das wollte ich dem armen Menschen von Herzen wünschen," erwiderte mein Freund, „wenn nur nicht der Maler blos seinen Pinsel darauf abgewischt hat."

Er machte sich jedoch an's Werk, zuerst mit Wasser und Seife und einem weichen Lappen, um die äußere Schmutzkruste zu entfernen. Dann rieb er die Oberfläche sorgfältig mit trockener Brodkrume ab und allmählich kam ein gutes Bild aus der holländischen Schule zum Vorschein. Das Reinigen hatte jedoch viel Zeit und Mühe gekostet.

„Ich glaube wir dürfen es nicht gerade einen Teniers nennen," sagte Wehler, „aber wir können getrost sagen, es ist aus seiner Schule, und noch dazu ein recht gelungenes Werk. Nach und nach dürften wir uns wohl erlauben, es etwa einen Van Tilburgh zu taufen. In der That sehe ich wirklich gar nicht ein, warum wir es nicht einen Van Tilburgh nennen sollten; und wenn Knall einen Liebhaber findet, der derselben Ansicht ist und fünfundzwanzig Louisd'or übrig hat, so würde ich ihm rathen, es dafür herzugeben. Dann hätte der gute Mann seinen Brandschaden so ziemlich ersetzt."

Wirklich fand Knall einen Käufer für sein Bild, der sogar noch einen höheren Preis als fünfundzwanzig Louisd'or dafür zahlte. Ich habe sogar später gehört, — doch will ich das Gehörte nicht verbürgen, — daß es mit der Zeit seinen Besitzer wechselte, daß es bei jedem Wechsel höher bezahlt wurde und endlich als ein echter David Teniers in der Originalgemäldesammlung eines reichen Kunstkenners seinen bleibenden Platz fand.

„Sehen Sie," sagte Herr Knall, als er sich von seinem Kunstwerk trennte, „es thut mir nicht leid es herzugeben, ich meine dies Bild, das auf der Rückseite. An dem anderen, das was im Feuer zu Grunde ging, hing mein Herz. Das war ein Bild. Man konnte nicht d'raus klug werden. Es gab Einem zu denken. Das da ist viel zu deutlich. Von

dem anderen hätte ich mich doch nicht trennen können, nicht um viel Geld, und meine Alte daheim auch nicht. Es ist verbrannt, leider! und da ist nichts mehr zu machen. Aber das muß ich doch noch sagen, daß ich glaube, es hat niemals ein so wundervolles Kunstwerk gegeben! — Und nochmals schönsten Dank, meine Herren, für alle Mühe, die Sie sich für mich gegeben haben."

Wehler und ich sagten nicht, was schließlich unsere Ansicht von dem dunkelen Bilde auf der sogenannten Vorderseite geworden. Der Glaube macht selig und Knall brauchte nicht enttäuscht zu werden. Was wir glaubten war, daß der Trödler, von dem der lustige durstige Schwager Schreiner das Bild bekommen, den Werth desselben nicht kannte, daß Johann es einmal aus dem Rahmen nahm, um es abzuwaschen, daß er zum Zeitvertreib auf der Rückseite allerlei Experimente mit verschiedenen Möbelpolituren machte und zuletzt im trunkenen Zustande das Bild verkehrt in den Rahmen nagelte. Die Phantasie ist eine große Zauberin und so entdeckte Knall nicht allein auf dem geheimnißvollen Erbstück den Kopf eines Pferdes, sondern wahrscheinlich würde er auch mit der Zeit seine Droschke und sich selbst darauf herausgefunden haben.

Mathias Knall trieb noch lange sein Gewerbe und arbeitete sich wieder zu einigem Wohlstande hinauf. Wehler machte seinen Othello nach ihm fertig und kurz darauf fragte er mich einmal:

„Was meinst Du, könnte ich dem Menschen, der sein Leben im Feuer riskirte, um ein Kunstwerk zu retten, nicht zu einem Mucius Scävola oder Horatius Cocles gebrauchen?"

Proceß Chorinsky.

(Fortsetzung.)

* **München,** 24. Juni. (Schluß der Verhandlung der gestrigen Nachmittagssitzung.) Eva Bogner und noch eine Zeugin, welche bei der Gräfin Mathilde Chorinsky in Reichenhall waren, bestätigen, daß die Gräfin eine sehr gebildete Dame von edelem Charakter und sehr munter war; eine Zeugin hat von den verzuckerten Früchten, von denen mehrere etwas „näßlich" waren, genossen, ohne eine Gesundheitsstörung zu erleiden. Agnes Mariot war im Hause des Statthalters Grafen Chorinsky von 1850—1859 Erzieherin und lernte dort die Mathilde Chorinsky kennen, welche sie als eine liebenswürdige Dame heiteren Gemüthes schilderte. Das Haus der Schwiegereltern hat sie verlassen, weil nach der Schlacht bei Königgrätz der junge Graf als Verwundeter nach Hause kam. Dem Angeklagten übergab auf sein Ansuchen die Zeugin im October v. Js. für eine Marie Berger einen Empfehlungsbrief an die Gräfin Mathilde Chorinsky; sie erhielt aber darauf keine Antwort. Der junge Graf hat sich einmal um die Antwort erkundigt und dabei geäußert, seine Frau sei sehr leidend, doch wisse sie nicht, daß es so arg sei. Der Angeklagte, bemerkte Zeugin weiter, war stets reizbar und heftig und ist sehr leicht wie ein Verrückter von einer Stimmung in die andere umgeschlagen; im Augenblicke der Aufregung weiß er nicht, was er thut. Angeklagter: „Ich war nie verrückt." Elise Kubesch aus Wien war bei der J. Ebergenyi von Ende October v. Js. an im Dienste. Am 19. November unternahm die Julie eine Reise, ohne zu sagen wohin; den Wagen zur Eisenbahn holte der Graf. Nach der Rückkehr der Ebergenyi übergab ihr diese ein Paket, welches sie ihrer (der Zeugin) Schwester unter dem Siegel der Verschwiegenheit übergeben sollte, das die Zeugin aber später der Polizei überbrachte. Die Turmeister und eine große blonde Rittmeisterin sind öfter zu der Julie Ebergenyi gekommen, von einer Horvath oder Bay hat die Zeugin nie etwas gehört. Pauline Wiedemann aus Wien, wegen Betrugs zu zwei Jahren schwerem Kerker verurtheilt, wurde auf Antrag des Staatsanwalts und gegen den Willen des Vertheidigers beeidigt. Zeugin saß mit der Julie Ebergenyi in der Untersuchungshaft; die Julie erzählte, daß sie wegen Verdachtes des Mordes verhaftet sei, daß sie es aber nicht gethan habe, doch wisse sie, wer es gethan hat. Einmal, als die Julie Ebergenyi vom Untersuchungsrichter zurückkam, weinte sie, weil sie erfahren hatte, daß der Graf so schlecht ist und eine Geliebte mit Kindern hat. Ein anderes Mal erzählte sie, sie sei bei der Gräfin gewesen, diese habe Thee getrunken, sei dann aufgefahren und mit einem Fluch auf die Familie Chorinsky zusammengestürzt. Auf die Frage der Zeugin, ob der Graf sie (die Ebergenyi) zur That verleitet habe, erklärte sie: „Nein, er ist ein schlechter Kerl, aber das hat er nicht gethan!" Später sagte die Ebergenyi einmal: „Sie mache sich kein Gewissen daraus, diese Bestie aus der Welt geschafft zu haben, aber ein anderer Mord, der noch nicht aufgekommen, mache ihr Gewissensbisse." Wieder ein andermal sagte sie: „Ich weiß, daß ich eine sehr hohe Strafe erhalte, aber mein Gustav muß gerettet werden." Einen langen Brief, den die Ebergenyi im Gefängniß geschrieben und als Baronin Bay unterschrieben hat, und den die Wiedemann abschreiben, nach Linz oder Preßburg bringen und von dort an die Ebergenyi in Wien schicken lassen und wodurch der Verdacht auf die vielgenannte Unbekannte „Bay" gelenkt werden sollte, übergab Zeugin dem Eisenmeister. Angeklagter: „Ich glaube nie, daß die Julie über mich geschimpft hat, im Uebrigen habe ich nichts zu erinnern." — Schluß Abends halb 9 Uhr. Heute Mittwoch Vormittags 10 Uhr Fortsetzung.

Den 24. Juni. Zur Vernehmung sollte kommen die Zeugin Amalia Drechsler. Das Wiener Landesgericht hat jedoch die Hierherlieferung dieser Zeugin verweigert, weil sie erst vor Kurzem als Hauptangeschuldigte in einer sehr wichtigen Betrugsgeschichte beim Wiener Landesgericht eingeliefert worden ist. Ihre frühere Aussage, welche verlesen wurde, stimmt fast vollständig mit der Aussage der Wiedemann überein; sie saß mit Julie Ebergenyi und Pauline Wiedemann in ein- und demselben Untersuchungsgefängniß. Privatiersgattin Elise Melanotti von Wien hat die Gräfin vor mehreren Jahren schon kennen gelernt, schätzte sie sehr und vernahm von ihr, daß Graf Gustav Chorinsky seiner Frau die Zumuthung machte, sich selbst zu tödten; auch erzählte Mathilde, daß sie von ihrem Manne Alles fürchte. Gefängnißwärtergehilfe Wilhelm von hier, welcher täglich dreimal in das Gefängniß zu dem Angeklagten kam, erhielt einmal von diesem einen Brief zur Besorgung, übergab denselben aber dem Eisenmeister. Ueber den geistigen Zustand des Angeklagten kann Zeuge nur soviel bemerken, daß er schnell von einer Idee zur anderen übersprang. Emma Hoffmann aus Salzburg lernte den Grafen Chorinsky schon vor 1849 kennen, zu welcher Zeit er erst 14 Jahre alt und sein Vater Statthalter in Salzburg war. Später sah und sprach sie ihn nur noch einmal; sie hielt ihn für einen gutmüthigen, weichherzigen, leichtsinnigen Menschen von sehr verliebter Natur und ohne besondere höhere geistige Begabung. Eine Spur von Geistesverwirrung bemerkte Zeugin nie an ihm. Angeklagter hatte nichts zu erinnern. Nun sollten die Aussagen des Obersten Baron Döpfner und des Rittmeisters v. Privitzer verlesen werden. Vertheidiger Dr. v. Schauß machte aufmerksam, daß nach Art. 166 der Proceßnovelle nur solche Zeugenaussagen verlesen werden dürfen, welche im Laufe der Voruntersuchung aufgenommen worden sind. Wann die Voruntersuchung als geschlossen zu betrachten ist, könne zweifelhaft sein; jedenfalls aber sei die Voruntersuchung mit der Zustellung des Verweisungsbeschlusses geschlossen, und Döpfner und Privitzer seien erst nach dieser Zustellung vernommen worden. v. Schauß will über diese Frage keinen Gerichtsbeschluß provociren, behält sich aber die Nichtigkeitsbeschwerde im Falle der Verlesung dieser Zeugenaussagen ausdrücklich vor. Staatsanwalt Wülfert ist der

Ansicht, daß die Auslegung des Art. 166 des Vertheidigers nicht ganz dem Geist und Wortlaut des Gesetzes entspricht. In der Regel sei die Voruntersuchung als geschlossen zu betrachten, wenn der Untersuchungsrichter die Acten dem Staatsanwalt vorlegt; dabei sei aber nicht ausgeschlossen, daß, wenn zur Erforschung der Wahrheit noch weitere Erhebungen für nothwendig befunden werden, diese auch nach jenem Zeitpunkt noch angeordnet und gepflogen werden können. Thatsache sei, daß im Gesetze der Endpunkt der Voruntersuchung nicht genau fixirt ist, und daß die Erforschung der Wahrheit durch das formale Recht nicht vereitelt werden darf, sowie daß der Gesetzgeber kein Mittel, das zur Erforschung der Wahrheit dient, ausgeschlossen wissen will. Lassen wir uns in der Auslegung unserer Gesetze nicht so weit bringen, wie es mitunter in England der Fall ist. Vor einiger Zeit ging ein Fall durch die ganze Presse, daß ein Mann in England ein Pferd widerrechtlich in die Schwemme geritten hat; weil nun alle Zeugen gesehen haben, daß der Mann das Pferd nur herausgeritten hat, weil aber Niemand sah, daß er es hineinritt, wurde der Mann vom Richter freigesprochen. Das mag originell, baroque, echt englisch sein, wir würden ein solches Urtheil für Unsinn halten.

Dr. v. Schauß: Es habe seinen guten Grund, warum der Art. 166 von den Aussagen Ausnahme macht. Wenn solche Aussagen, wie die beantragten, verlesen würden, so werde die ratio legis, die Objectivität, die Oeffentlichkeit, die Autopsie der Geschworenen verletzt. Letztere müsse unter allen Umständen gewahrt werden, sonst bekämen wir nach zwei Jahren für unser mündliches Verfahren einen Actenproceß, so schlecht wie vor dem Jahre 1848. Der Gerichtshof zog sich zurück und faßte den Beschluß, daß der Protest des Vertheidigers zurückzuweisen sei, und zwar in der Erwägung, daß es keinem Zweifel unterliege, daß Zeugen, auch wenn sie in der Voruntersuchung nicht vernommen worden sind, vom Staatsanwalt auf die Zeugenliste gesetzt werden können, daß die fraglichen Zeugen, deren Aussagen verlesen werden sollen, rechtzeitig geladen worden, aber nicht erschienen sind, und als Ausländer nicht gezwungen werden können zu erscheinen; denn in der Erwägung, daß der Verlesung der Angaben solcher Zeugen gesetzlich nichts im Wege steht u. s. w. Aus der Aussage des Obersten Baron Döpfner, die nun verlesen wurde, ist zu entnehmen, daß Gustav Graf Chorinsky vom Jahre 1866 bis zu seiner Verhaftung in einer Generalstabsabtheilung beschäftigt war, daß er der ihm von seinem Vorstande, dem Obersten Dopfner, gestellten Aufgabe mit Fleiß und Pünktlichkeit nachkam. Abgesehen von seinem ganz entsprechenden dienstlichen Benehmen, schien dem Zeugen das Auftreten Chorinsky's etwas unstät; eine Geistesstörung hat Zeuge nie an ihm bemerkt. Rittmeister v. Privitzer war mit Gustav Chorinsky in ein und demselben Bureau beschäftigt, jedoch ohne innigere Annäherung, und hat während seiner Dienstleistung in der Generalstabsabtheilung keine Geistesstörung an ihm wahrgenommen. In seinem Charakter war er aufbrausend, oft ohne besondere Veranlassung, doch ließ er sich schnell beruhigen. Zeuge hielt ihn stets für vollkommen geistig gesund. Auch Graf Witzeck, Herrschaftsbesitzer und entfernt verwandt mit der Familie Chorinsky, hält, wie aus seiner verlesenen Aussage hervorgeht, den Angeklagten nicht für geisteskrank. Gustav Chorinsky hatte stets einen strengen Begriff von militärischer Ehre, wurde deshalb häufig zu Ehrengerichten beigezogen; half seinen Kameraden gerne aus und war als Officier beliebt. Der Angeklagte hatte gegen diese drei Aussagen nichts zu erinnern. Bezirksgerichtsassessor Geiger, welcher die Untersuchung gegen Graf Chorinsky geführt hat, hat denselben während der Untersuchung öfters in der Frohnveste besucht und zwar nicht nur in seiner amtlichen Eigenschaft als Untersuchungsrichter, sondern auch in den Privatangelegenheiten des Angeklagten; insbesondere wohnte er, so oft der Bruder desselben, Karl Graf Chorinsky, hierher kam, den Besprechungen Beider bei. Zeuge hat aus dem Benehmen des Angeklagten, aus seiner Vertheidigungsweise und aus seiner Correspondenz keinen Anhaltspunkt gewonnen, welcher ihn zu der Annahme berechtigte, daß das geistige Vermögen des Angeklagten getrübt sei; deshalb hat er auch in den Acten keine hierauf bezügliche Vormerkung gemacht. Sein Temperament ist sehr unruhig; er hat sich oft sehr reizbar benommen und trägt große Reizbarkeit zur Schau; einer ruhigen Ueberlegung scheint er nicht fähig zu sein. Zeuge hält ihn, obwohl er schon 36 Jahre alt, nicht für einen Mann und glaubt, daß er von seinen Leidenschaften nicht nur beeinflußt, sondern bewältigt und fortgerissen wird. Auch spricht ihm Zeuge den sittlichen Gehalt und die Grundsätze nicht zu, die ihn auf den gesetzlichen Standpunkt zurückführen könnten. Während des Angeklagten Gefangenschaft ist seine Leidenschaft zu Julie Ebergenyi nicht erkaltet, obwohl er an eine baldige Vereinigung mit ihr nicht denken konnte. Er schrieb Briefe von 12 und mehr, ja von 20 eng geschriebenen Folioseiten, deren Inhalt den Ausdruck der Leidenschaftlichkeit an sich tragen; sein Blick ist immer stier. Er verlangte von seinem Vater in einem Briefe, wenn nicht seinen Segen, so doch eine feierliche Erklärung, daß er seiner künftigen Verehelichung mit Julie kein Hinderniß entgegenstelle; mit seiner Familie hat er fast gänzlich gebrochen. Vom Beginne der Untersuchung an ließ er sich den Nagel des kleinen Fingers wachsen; später wollte er den abgeschnittenen Nagel der Ebergenyi schicken und ließ sich davon nur von der Einwendung abhalten, daß er sich lächerlich mache. Zeuge hat keinen Grund, ihn in seinem geistigen Vermögen geschmälert zu erachten, und sucht seine Schwäche nicht in der intellectuellen, sondern in der moralischen Seite: Der Angeklagte hat nicht jene sittliche Grundlage, die der Mann haben muß, wenn er nicht gegen Moral und Gesetz verstoßen soll. Vertheidiger: Halten Sie den Angeklagten für gutmüthig? Zeuge: Wenn ich vom Gegenstand der Untersuchung absehen könnte, würde ich zugeben, daß er gutmüthig ist, wie es sinnliche Naturen sind. Präsident: Hat Ihnen der Angeklagte nicht einmal erklärt, daß er ein reumüthiges Geständniß ablegen wolle? Zeuge: Als ich ihm (nach der Verurtheilung der Ebergenyi) mehrere Briefe vorgelesen und besonderen Vorhalt gemacht hatte, schien er niedergebeugt, unterlag er der Wucht der Anschuldigung. Ich sprach ihm zu, unter den obwaltenden Verhältnissen ein reumüthiges Geständniß abzulegen und er sagte: Ich will Alles thun, ich will ein Geständniß ablegen, lassen Sie mir nur Zeit, wenn Sie es erlauben, will ich es schriftlich thun. Er schrieb auch einen Bogen, setzte aber das Niederschreiben auf meine Veranlassung nicht fort, weil schon der erste Bogen nicht entfernt das enthielt, was er versprochen und ich erwartet hatte. Vertheidiger: Welche Meinung haben Sie von der Sache? trauen Sie dem Angeklagten zu, dieses schwere Verbrechen zu begehen oder halten Sie ihn für eine getriebene Maschine? Ist Ihnen diese Frage unangenehm, so mögen Sie dieselbe unbeantwortet lassen." Zeuge: Diese Frage ist mir nicht unangenehm, aber schwer. Präsident: Diese Frage greift den Geschworenen vor. Nachdem auch der Staatsanwalt bemerkt hatte, daß diese Frage nicht gerechtfertigt erscheine, bestand der Vertheidiger nicht weiter darauf. Vertheidiger zum Zeugen: „Haben Sie die Wahrheit gesagt und werden Sie nicht nöthig haben, ihre Angaben aus mehrfachen Vormerkungen zu ändern oder zu ergänzen?" Zeuge: Ich habe geschworen. Präsident (ins Wort fallend): Diese Frage, Herr Vertheidiger, ist an einen beeidigten Zeugen nicht am Platze. Staatsanwalt zum Zeugen: Können Sie sich erinnern, daß der Angeklagte erklärte, er werde nicht mehr zögern, ein reumüthiges Geständniß abzulegen, seine Schuld zu bekennen? Zeuge: Er hat gesagt, daß er ein Geständniß ablegen wird, ob er das Wort „reumüthig" beigefügt hat, daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern; das aber hat er nie gesagt, daß er das Verbrechen begangen hat. Da der Staatsanwalt von Winkelzügen des Angeklagten sprach, um einem Verhör auszuweichen, stellte Vertheidiger an den Zeugen die Frage, ob er von solchen Winkelzügen etwas bemerkt habe? Zeuge erwiderte, daß der Angeklagte sich öfters unwohl fühlte und dann das Ansuchen stellte, ein Verhör, welches beginnen sollte, zu verschieben. Bezirksgerichtsarzt Dr. Martin erklärte, daß

ihn der Angeklagte, wenn er ein längeres Verhör bestanden hatte, anderen Tages rufen ließ und ersuchte, den Untersuchungsrichter zu bitten, das nächste Verhör nicht so schnell folgen zu lassen, weil er zu sehr angegriffen sei. Zeuge glaubt aber, daß dieses Ansuchen weniger wegen des Angegriffenseins, als vielmehr deswegen gestellt wurde, weil der Angeklagte um die Antwort verlegen war, und Zeit gewinnen wollte zur Ueberlegung. Nach der Verlesung verschiedener Verhöre, deren wesentlicher Inhalt bereits bekannt ist, wurde die Sitzung heute 1½ Uhr geschlossen und die Fortsetzung auf morgen Donnerstag früh 8 Uhr anberaumt. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Zweibrücken, 1. Juli. Die in unserem letzten Berichte angedeutete Mitwirkung des Cellisten Herrn Kündinger aus Mannheim bei dem pfälzischen Musikfest war wegen einer am 5. Juli in Mannheim stattfindenden Opernvorstellung auf Schwierigkeiten gestoßen, weshalb den auf dem veröffentlichten Festprogramm verzeichneten Namen auswärtiger Künstler der des Herrn Kündinger noch nicht beigefügt werden konnte. Durch die freundnachbarliche Gefälligkeit des Hoftheater-Comites und des Hofcapellmeisters Herrn Lachner in Mannheim ist nunmehr auch die Mitwirkung des Herrn Kündinger gesichert. Chor und Orchester unseres Cäcilienvereins hielten seither fleißig Uebungen, und wenn in den anderen betheiligten Städten ein Gleiches geschah, so werden sicher auch die specifisch pfälzischen musikalischen Leistungen bei dem Feste recht befriedigende sein.

Der Festbesuch scheint ein recht zahlreicher werden zu wollen, was aus den jetzt täglich von außen einlaufenden Bestellungen auf Abonnementskarten und reservirte Plätze und aus den Anmeldungen in unseren Gasthöfen auf Logis für die Tage des Festes hervorgeht. Von zu erwartenden hervorragenden Festgästen können wir bis jetzt anführen: den kgl. Regierungs-Präsidenten Herrn v. Pfeufer, welcher durch das Hauptcomite zu dem Feste eingeladen wurde und, wie verlautet, der Einladung Folge geben wird — den kgl. Hofcapellmeister Fischer aus Hannover, ein geborener Kaiserslauterer, der das letzte pfälzische Sängerfest mit der bekannten Meisterschaft dirigirte — Frau Peter aus Metz, eine eminente Clavierspielerin, Schülerin Prudents — und Graf Durutte aus Metz, tüchtiger Contrapunktist und gewesener Freund Mendelssohn's.

Ueberall in unserer Stadt herrscht jetzt ein sehr reges Leben und Treiben; Alles rüstet sich zur Ausschmückung der Häuser, wie zu würdigem Empfang der Festgäste. Besonders bewegt scheint das Leben bei der Reunion in dem herrlichen Park „Fasanerie“ werden zu wollen; das Vergnügungs-Comite läßt dort unausgesetzt Tische aufschlagen, und alle werden sofort belegt. Wenn die Witterung günstig bleibt, so sind alle Anzeichen vorhanden, daß wir hier wieder, wie ehedem, ein echtes pfälzisches Musik- und Familienfest feiern werden, bei der die gemüthlich fröhliche Pfälzer Art und Sitte sich in vollster Blüthe entfalten wird.

— In Würzburg wurde vor kurzem in bedeutender Tiefe unter den Fundamenten von Wohnungen an der Mariencapelle eine torfige Sandlage mit zahlreichen Resten von Säugethieren, Sumpfconchylien und wenigen Producten menschlicher Industrie gefunden. Hr. Professor Sandberger, welcher diese Thierreste untersucht hat, berichtet in der „N. W. Ztg.“: Mit aller Sicherheit lassen sich durch Kieferstücke, Hörner und andere Skelettheile nachweisen: Torfschwein (Sus scrofa palustris), weitaus das häufigste der Thiere, Torfrind (Bos taurus brachyceros), Schaf, Hirsch, Reh, Pferd, Hund. Von letzterem allein liegt ein fast völlig erhaltener Schädel vor, wie er auch in den Pfahlbauten unversehrt getroffen wird, die Mark oder Gehirn enthaltenden Knochen der anderen Thiere sind fast stets zerschlagen und geöffnet, ebenfalls genau wie in den Pfahlbauten. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß man es mit einem Sumpfe zu thun hat, in welchen jene Urbewohner Frankens ihre Küchenabfälle warfen, um sich ihrer zu entledigen. An einer anderen Stelle Frankens im Feuerbacher Moore bei Wiesentheid habe ich bereits früher an Knochen, welche Hofrath Schenk dort gesammelt hatte, die gleiche Fauna constatirt.

— Nicht allein nach Afrika und dem Nordpol sollen neue Entdeckungsexpeditionen abgehen, sondern auch für Australien ist eine solche beabsichtigt, welche sich hauptsächlich mit der Erforschung des jetzt noch gänzlich unbekannten Inneren dieses Continents beschäftigen soll. Bekanntlich glaubte man bisher, das Innere Australiens sei nicht viel besser als die Wüste Sahara, eine Meinung, welche namentlich durch den deutschen Reisenden Leichhardt und die Engländer Sturt und Georgy bestätigt wurde, welche auf verschiedenen Routen nur wüste Gegenden mit fast unübersteiglichen Hindernissen fanden. Neuere Forschungen haben indeß die Unrichtigkeit dieser Annahme dargethan, da manche englische Reisende das bisher von keinem europäischen Fuße betretene Innere mit verhältnißmäßig leichten Hindernissen durchreisten und von weiten Flächen mit gutem Grasboden und üppigem Pflanzenwuchs berichteten. In Folge dieser Berichte hat der in Melbourne wohnende Deutsche, Dr. Neumayer, Director der dortigen Sternwarte, eine Denkschrift an die k. geographische Gesellschaft in London gerichtet, in welcher er den Plan einer desfallsigen Expedition entwickelt, die Kosten derselben bei 3½jähriger Dauer auf 21,500 Pfd. St. veranschlagt, den voraussichtlichen ungeheueren Nutzen darthut und schließlich um Unterstützung seines Projectes bittet. Die geographische Gesellschaft nahm dasselbe mit Dank an und stellte eine pecuniäre Beihilfe in sichere Aussicht.

— Als die chinesische Gesandtschaft die Brady'sche Daguerreotyp-Galerie zu New-York verließ, wurde sie von einem mehr zahlreichen als gewählten, und mehr zudringlichen als anständigen Publicum umdrängt. Eine feingekleidete Dame ließ sich von ihrer Neugierde so weit hinreißen, daß sie den ellenlangen, rabenschwarzen Zopf eines der Gesandtschafts-Attachés in die Hand nahm und mit Blicken der Bewunderung betrachtete. Der chinesische Herr lächelte sie an, warf einen nicht mißzuverstehenden Blick auf den Chignon der Dame und rief: „All mine, all mine!“ (Alles mein eigenes Haar!) Die Dame entwich mit schwerem Seufzer unter dem Gelächter der Umstehenden.

— Die ärztlichen Berichte und die Todtenlisten, die sich seit dem Ausbruch des letzten Bürgerkriegs angehäuft hatten, werden jetzt in einem feuerfesten Gebäude in Washington aufbewahrt. Die alphabetischen Todtenregister enthalten die Namen von 244,747 weißen Soldaten, 29,796 schwarzen oder farbigen Männern, und 30,204 „Rebellen-Gefangenen“. Daß diese Untersuchung gut durchgeführt wurde, zeigt sich dadurch, daß man unter 799 Fällen, in welchen in Folge von Schußwunden eine Excision des Obertheils der Schulter vorgenommen werden mußte, von 757 Nachweisungen erhielt.

— Die Kunst, die ökonomische Verbindung zwischen der Milch und dem Wasser zu bewerkstelligen, ist kein ausschließliches Product des Erfindungsgeistes der neueren Jahrhunderte; sie wurde schon von den Milchfrauen des alten Griechenlands ausgeübt. Dem Professor Felton zufolge bestand das scharfsinnige Mittel, welches man auf den Märkten von Sparta und Athen anwandte, um das Vorhandensein des Wassers in der Milch zu entdecken, darin, daß man einen Tropfen Milch auf den Nagel des Daumens fallen ließ; blieb er an seiner Stelle, ohne sich auf den Nagel auszubreiten, so war die Milch rein; im entgegengesetzten Fall war sie mit Wasser vermischt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 81.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

1. Capitel.

Diese oder Keine.

„Ich bitte um ein Billet nach Derenberg.“

Der Postsecretarius blickte von dem Buche, in welchem er schrieb, nicht auf; er trug die eingelaufenen Werthbriefe und Packete mit einer Ruhe ein, um welche ihn die Zuschauer hätten beneiden können, wenn ihrer Geduld nicht dabei die Daumschrauben angesetzt worden wären.

Diese Zuschauer waren zwei Personen; die junge Dame, welche das Billet gefordert hatte, und ein elegant gekleideter junger Herr, den in dieser angenehmen Gesellschaft das Warten eben nicht sehr zu verdrießen schien. Schön war die junge Dame nicht, aber es lag in ihrem feinen Gesichtchen ein schelmischer Zug, der ihr einen piquanten Reiz verlieh. Und der treuherzige, gemüthreiche Blick der großen blauen Augen erhöhte diesen Reiz insofern, als er für einen kindlich harmlosen Charakter zeugte. Ihre Kleidung war einfach und elegant, aber ein gewisser bäuerischer Schnitt ließ sich für den, der in die Forderungen der Mode eingeweiht war, in ihr nicht verkennen.

Alle diese Beobachtungen hatte der junge Herr fast mit einem einzigen Blick gemacht; er zog seine Schlußfolgerungen. Zu gleicher Zeit holte er auch ein paar olivenfarbige Glacehandschuhe aus der Tasche seines hellgrauen Sommerpaletots. Nach seiner Ansicht mußte diese junge Dame die Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers sein, und je länger er sie betrachtete, desto mehr —

„Mein Fräulein,“ unterbrach er seinen eigenen Ideengang, „wenn Ihnen Ihre Zeit nicht erlaubt, länger zu warten, so werde ich —“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ erwiderte das Mädchen artig, „angenehm ist es freilich nicht, warten zu müssen, indeß — Geduld überwindet alles.“

Der weiche melodische Klang ihrer Stimme und das dankbare freundliche Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, erhöhten den angenehmen Eindruck, den ihre äußere Erscheinung bereits auf den jungen Mann gemacht hatte. Das ging aus der Verbeugung hervor, welche eine bejahende Antwort ersetzen konnte, es ging ferner hervor aus der Sorgfalt, mit der er die Handschuhe zuknöpfte und die dünnen Spitzen seines blonden Schnurrbartes empordrehte. Er schien zu einer Fortsetzung dieser Unterhaltung sehr geneigt zu sein, aber der Postsecretarius, der in diesem Augenblick das Schalterfenster öffnete, schnitt ihm das Wort ab.

„Sie wünschen ein Billet?“ fragte er, und der junge Herr war empört über den Mangel an Höflichkeit in dem Tone, den der Beamte anschlug.

„Nach Derenberg,“ erwiderte das Mädchen.

„Wann wollen Sie fahren? Heute Abend um zehn Uhr“ —

„Fährt die Post nicht früher?“

„Da hätten Sie früher kommen müssen,“ sagte der Secretarius sarkastisch, während er die Feder hinter das Ohr steckte und fast spöttisch die junge Dame anblickte, „heute Morgen um sieben Uhr ist die erste Post abgefahren.“ Dem jungen Manne stieg die Galle in's Blut, er sah die Röthe der Verlegenheit, welche sich über die Wangen des Mädchens ergoß.

„Mein Herr, ich denke die erste Pflicht eines Beamten ist es, sich der Höflichkeit zu befleißigen,“ sagte er mit scharfer Betonung, „nichts berechtigt Sie —“

„So werde ich morgen früh um sieben Uhr fahren,“ sagte das Mädchen, offenbar in der Absicht, den Wortwechsel zu verhindern.

Aber der Secretarius war an seiner Ehre angegriffen, und als königlicher Beamter durfte er den Wischer von einem Civilisten nicht einstecken.

„Was wissen Sie von der Pflicht eines Beamten,“ fuhr er den jungen Mann an. „Ueberhaupt, wer sind Sie und mit welchem Recht dürfen Sie sich unterstehen, mir Vorschriften machen zu wollen?“

Der junge Herr lächelte, es war ein malitiöses Lächeln, welches der Entrüstung des Secretarius neue Nahrung geben mußte.

„Wer ich bin?“ erwiderte er mit einer Würde, als ob er sich der Macht bewußt sei, den Gegner niederschmettern und vernichten zu können. „Clemens Schimmel, Vertreter des Hauses Ernst Butterweck und Sohn.“

„Commisvoyageur!“ spottete der Beamte, während er die Feder eintauchte. „Diese Herren —“

„Ich erlasse Ihnen eine nähere Bezeichnung,“ unterbrach Clemens Schimmel ihn, „schreiben Sie dieser Dame das Billet aus und geben Sie mir eine Freimarke zu vier Pfennigen, so sind wir geschiedene Leute. Sollten Sie aber das Bedürfniß empfinden, sich mit mir über die Rechte und Pflichten eines königlichen Postsecretarius mit zweihundert Thaler Gehalt zu unterhalten, so werden Sie mich Mittags zwischen ein und zwei Uhr in meiner Wohnung zu einer solchen Unterredung bereit finden.“

Der Secretarius biß auf die Lippe, die junge Dame warf ihrem Beschützer einen dankbaren Blick zu.

Im nächsten Augenblick waren die Wünsche Beider befriedigt, das Mädchen faltete langsam das Fahrbillet und schob es in das Täschchen ihres Notizbuches. Dann verbeugte sie sich grüßend vor dem Commisvoyageur, der, den grimmigen Blick des Herrn Secretarius nicht beachtend, ihr rasch folgte.

Die junge Dame schien das erwartet und vielleicht befürchtet zu haben, sie schritt mit befremdender Eile über den Posthof und verschwand gleich darauf in den angrenzenden Straßen.

Aber Clemens Schimmel interessirte sich schon allzusehr für sie, als daß er so rasch darauf verzichten konnte, etwas Näheres über sie zu erfahren, und da er bemerkt hatte, daß ein auf dem Hofe weilender Conducteur grüßte, so näherte er sich diesem, um bei ihm Erkundigungen einzuziehen.

Nun wollte ein glücklicher Zufall, daß er in diesem Conducteur einen Schulkameraden kannte, mit dem er früher sehr

befreundet gewesen war; später, als die Wege Beider sich trennten, hatte er ihn aus den Augen verloren. Dieses unerwartete Wiedersehen gab zu Fragen und Bemerkungen Veranlassung, welche Clemens Schimmel für einen kurzen Augenblick seinen Wunsch vergessen ließen.

Aber Clemens Schimmel sowohl wie der Conducteur verstanden es, mit wenigen markigen Strichen eine genügende Skizze ihrer Erlebnisse zu liefern, die sorgfältige Ausführung dieser Skizze konnte bis zu einer besseren Gelegenheit aufgeschoben werden.

„Du grüßtest vorhin eine junge Dame," nahm Schimmel das Wort, nachdem die zunächst liegenden Fragen beantwortet waren, „ich interessire mich für sie, und da wäre es mir angenehm —"

„Wenn ich Dir ihren Namen nennen und über ihre Eltern, ihre Verhältnisse und so weiter Auskunft geben könnte?" unterbrach der Conducteur ihn.

„So ist es."

„Dann bedauere ich sehr, daß es mir nicht möglich ist, Deinen Wunsch zu erfüllen."

„Aber Du kennst sie doch."

„Von Ansehen — ja. Sie fuhr zwei oder dreimal in meiner Begleitung nach Derenberg; hübsch ist sie gerade nicht, aber interessant. Ein lebhaftes munteres Kind —"

„Lieber Gott, das alles weiß ich," entgegnete Schimmel ungeduldig. „Du hast Dich mit ihr unterhalten?"

„Freilich."

„Nun — und?"

Der Conducteur zuckte die Achseln.

„Ich habe Frau und Kind, lieber Junge," sagte er, „wenn man so weit gekommen ist, interessirt man sich nicht mehr für ein junges Mädchen."

„So denkt ein Philister —"

„Und wohl auch ein Ehrenmann. Ja, ja, ich habe mit ihr und der alten Tante, welche sie begleitete, geplaudert über Dieses und Jenes, über das Wetter, über den Stand der Feldfrüchte —"

„Entsetzlich!" warf der Commis ergänzend mit schneidendem Hohne ein. „Mit einem jungen munteren Mädchen über Feldfrüchte und Wetter zu plaudern! Da lag es doch näher, sie zu fragen, wo sie wohne, wer ihr Vater sei, zu welchem Zwecke sie die Reise mache, — Herrgott von Mannheim. Ihr Beamten habt keine Poesie mehr im Leibe, zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben."

„Danke für das Compliment," entgegnete der Conducteur, einen spöttischen Blick auf die elegante Kleidung seines poetischen Freundes werfend, „ich bin nicht neugierig und liebe es auch nicht, mit der Thür ins Haus hinein zu fallen. Was ich über das Mädchen weiß ist wenig, sie heißt Agnes und wohnt in Derenberg. Nun gehe hin und forsche nach, einen Faden hast Du, der in dem Labyrinthe Dir den Weg zeigen kann."

Clemens Schimmel blickte dem Davonschreitenden betroffen nach.

„Der glaubt sich auch auf den Fuß getreten," brummte er, „diese Herren Beamten wollen mit Glacehandschuhen angefaßt sein und sie selbst tragen doch nur Waschleder. Agnes! Agnes! Ein hübscher Name und — Donner und Doria, was kann mich abhalten, morgen eine kleine Tour nach Derenberg zu machen? Uebermorgen ist Pfingsten, ja, ja, so geht's — es muß gehen."

Es war vielleicht ein sehr kühner Entschluß, aber Clemens Schimmel hatte bisher noch nie Bedenken getragen, kühne Entschlüsse zu fassen und auszuführen. Er war in mancher Beziehung etwas leichtsinnig, er lebte vorzugsweise dem Augenblick, an die Zukunft dachte er noch nicht. Und weßhalb auch? Der junge Herr konnte mit seiner Stellung und seinem Einkommen zufrieden sein und der Dämon der Habgier und des krassen Eigennutzes hatte ihm noch kein verlockendes Bild in nebelgrauer Ferne gezeigt.

Allerdings kamen mitunter Augenblicke, in denen Clemens ein leises Gefühl des Mißbehagens beschlich, wenn er seiner Jugendträume gedachte, deren Gipfel die Stellung eines Commisvoyageurs nicht gewesen war. Er hatte das Gymnasium besucht und sich zum Studium der Medicin vorbereitet, indeß wie es so manchem strebenden Jüngling ergeht, ließ auch ihn das Schicksal nicht verschont. Der Vater starb plötzlich, ein alter Oheim nahm sich des verwaisten Knaben an, und dieser Oheim war ein eifriger Anbeter des Gottes Merkur. Das lag in der Natur der Sache.

Der Oheim war durch einige glückliche Speculationen ein vermögender Mann geworden, da erforderte es die Dankbarkeit, daß er treu zu der Fahne hielt, unter der er sich so wohl befand. Clemens aber besaß nichts als tüchtige Vorkenntnisse und einen Redefluß, um den ihn schon Mancher beneidet hatte. Diese letztere Eigenschaft pries der Oheim als ein vorzügliches Fundament für die Luftschlösser, welche er seinem Neffen zeigte, und Clemens trug seine Bücher zum Antiquar und beugte den Nacken unter das Joch des Gottes der Kaufleute und der Spitzbuben.

Nur behagte es ihm anfangs freilich nicht, die Frohndienste verrichten zu müssen, die ihm übertragen wurden, zumal sein Herr Principal in Fettwaaren „machte" und dieser Artikel nicht genießbar war. Da gab's schmale Kost, saure Arbeit und alle Vierteljahre einmal einen freien Sonntag, und gar oft fühlte Clemens Schimmel sich versucht, den fettgetränkten Magazinsrock an den Nagel zu hängen und — aber leider gab es für ihn keine Fleischtöpfe Aegyptens, zu denen er hätte zurückkehren können.

Der Oheim ließ seine Klagen und Beschwerden nicht gelten, mit einem ganzen Armeecorps zutreffender Sprichwörter und glänzender Beispiele schlug er alle Bedenken, Bitten und Vorstellungen aus dem Felde und Clemens Schimmel besaß nicht den Muth, sich dem Sieger durch die Flucht zu entziehen.

Ein solcher Fall war übrigens schon längst vorgesehen, der Oheim hatte seinem Neffen rund heraus erklärt, daß er ihm keinen rothen Heller anvertrauen werde, wenn er im Laufe der Zeit besondere Ursache zur Unzufriedenheit mit ihm finde.

Also blieb Clemens, heimlich murrend, anscheinend geduldig in dem drückenden Joche, jede Gelegenheit benutzend, die ihm erlaubte, für die unwürdige Behandlung an dem fetten Harpagon Rache zu nehmen. Inzwischen bildete er sich auch in allen anderen Stücken aus. Als der Harpagon die Zügel nicht mehr so straff anzog und schließlich auch seinem Herrn Lehrling erlaubte, kleine Geschäftsreisen zu machen, da richtete Clemens Schimmel sein Augenmerk vorzugsweise auf die Ausbildung seines äußeren Menschen.

Bald verstand unter all' seinen Freunden und Bekannten Niemand so vortrefflich wie er die Kunst, einen Cylinderhut,

Vatermörder und Glacehandschuhe zu tragen, Niemand wußte so elegant aufzutreten, Niemand sich so zuversichtlich in allen Kreisen der Gesellschaft zu bewegen.

Einen solchen Reisenden konnte der Feltwaarenhändler nicht nach seinem vollen Werth beurtheilen und salairiren, Clemens Schimmel machte höhere Ansprüche, deren Befriedigung er bald darauf bei dem Chef des Hauses „Ernst Butterweck und Sohn" fand.

Diese Firma „arbeitete" in Stahlfedern und allen übrigen Schreibmaterialien und hier war Clemens Schimmel auf seinem richtigen Platze.

An Liebe, Heirath und den eigenen Herd hatte der junge Herr noch nicht gedacht, obgleich er sehr deutlich bemerkte, daß Herr Butterweck es außerordentlich gerne sah, wenn sein Reisender der Tochter des Hauses einige Schmeicheleien sagte. Gewiß, er wußte das, er hegte auch nicht den leisesten Zweifel, daß es von seiner Seite nur einiger Worte bedurfte, um Herz und Hand des Fräuleins Amalie im Sturme zu erobern.

Aber Fräulein Amalie hatte im jüngstverflossenen Jahrzehnt so manche unglückliche Liebe gehabt und, wie sie selbst behauptete, so manchen Korb ausgetheilt, daß Herr Clemens Schimmel über die Lenze, die hinter ihr lagen, längst mit sich im Reinen war, wenn auch die verblühte Schöne Jedem, der es hören wollte, erklärte, für sie sei der Lebensfrühling kaum angebrochen. An dies Alles dachte Clemens, während er langsam, in Sinnen versunken, die Straßen durchwanderte, und merkwürdig, gerade heute drängte sich das Bedürfniß, den eigenen Herd zu gründen, ihm auf.

Agnes! Wie oft schon hatten seine Lippen diesen Namen gemurmelt, als er endlich in seinem bescheiden ausgestatteten Wohnstübchen auf dem Sopha saß und gedankenvoll den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre nachschaute. Ja, sie war der Engel, den er würdig hielt, an seinem Herde zu walten, mit reizenden Farben malte er Bilder der Zukunft und in der Mitte eines jeden Bildes stand Agnes, heiter lächelnd.

„Diese oder Keine!" das war das Ende seiner Gedanken und Träume.

Sie war nicht schön, aber sie blühte noch in erster Jugendfrische, sie war vielleicht nicht geistreich und mit der glänzenden Politur einer Pensionsbildung überzogen, aber sie hatte ein munteres Temperament, ein weiches Gemüth und einen edelen Charakter. Und dann — ja das fiel auch in die Waagschale, sie schien einiges Vermögen zu besitzen, und welcher Heirathscandidat sieht es nicht gerne, wenn der Schwiegerpapa ihm am Hochzeitstage ein Päckchen Banknoten oder Actien in die Hand drückt? Clemens Schimmel sprang von seinem Sitze empor, der Weg war ihm vorgezeichnet, er wollte ihn gehen. Er trat vor den Spiegel und nickte wohlgefällig seinem Gegenüber zu. Er war schon jetzt seiner Sache gewiß, ihm konnte ein Mädchenherz ja nicht widerstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

(Fortsetzung.)

* **München,** 25. Juni. In der heutigen Vormittagssitzung gab Präsident bekannt, daß bei ihm seit gestern wieder zwei anonyme Briefe voll von Beleidigungen eingelaufen sind, und Dr. v. Schauß fügte bei, daß auch er zwei sehr grobe anonyme Briefe erhalten hat. Nach einer Aussage des pensionirten Feldmarschalllieutenants Marenzi, welcher den Angeklagten in Laibach öfters sah, als sein Vater dort Statthalter war, machte der Angeklagte in Laibach die Bekanntschaft einer sehr hübschen jungen Dame aus guter Familie, vor deren Fenster er Nachts öfters Stunden lang mit einer Pistole auf und abging und sich zu erschießen drohte, wenn sie nicht erscheine. Angeklagter: Ich habe dagegen nichts zu erinnern, als daß es nicht wahr ist, was der Zeuge behauptete. Lina Barth aus Heidelberg, bei welcher der Angeklagte mit seiner Frau Mathilde auf Besuch war, fand die Frau überspannt in ihrem ganzen Benehmen, den Angeklagten aber nur erregt, wenn man ihm Anlaß dazu gegeben hat. Ritter v. Glanz aus Wien, welcher vom November 1844 auf Mai 1845 Lehrer des Angeklagten in Salzburg war, gab an, daß er es mit einem sehr leicht erregbaren excentrischen Knaben zu thun hatte und daß er sich oft dachte, was wird aus dem Knaben werden, wenn dieser Zustand sich noch weiter ausbildet. Eine Aussage des Grafen Auersperg, welcher mit dem Angeklagten verschwägert ist, wollte der Vertheidiger verlesen haben, da der Zeuge in Krain erklärte, daß er sich der Zeugenschaft nicht entschlage. Würde die Aussage, welche dem Angeklagten günstig sei, nicht verlesen, so würde die Vertheidigung wesentlich beeinträchtigt; allein der Staatsanwalt trat dem Antrage entgegen, da der Zeuge sich hier vor dem Gerichtshof erklären müßte, ob er sich der Zeugschaft entschlagen wolle oder nicht. Würde die Aussage verlesen, so wäre das Recht des Zeugen, sich der Zeugschaft zu entschlagen, verletzt und eine Nichtigkeit begründet. Präsident war derselben Ansicht und unterließ die Verlesung. Gräfin Mathilde Stom aus Brünn beurkundet, daß der Angeklagte ein sehr gutes Herz, aber auch eine große Schwäche hat, welche in einem besonderen Hange zur Liebe besteht. An seine damalige Geliebte (Hotovy), welche zu jener Zeit in Brünn als Stiftsdame war, schrieb er Briefe von 24 Seiten; in ihr Zimmer warf er oft Blumenbouquets. Als sich das Verhältniß löste, war er ganz bestürzt, oft halbe Stunden lang besinnungslos, auch hatte er Convulsionen. Er strebte nach Trennung von seiner Frau und war oft trostlos, daß er die Scheidung nicht durchsetzen konnte; es schmerzte ihn, daß die Mathilde seine Gattin ist; er wünschte ihr ein recht glückliches Loos, wenn er geschieden wäre, denn er sei durch diese Heirath getäuscht worden. Die Hotovy bezeichnete er als eine Millionärin, als einen Engel, den Gott ihm geschickt habe, er schickte ihr Haare von seinem Schnurrbart; wollte ihren Schlafrock, trug, da er diesen nicht erhielt, einen Fleck eines Kleides derselben auf der Brust und bewahrte einen Schuh auf, den sie getragen hatte. Die Gräfin Mathilde, bemerkte Zeugin, benahm sich im Hause ihrer Schwiegereltern zu Wien sehr hochmüthig und wußte, wie die alte Gräfin der Zeugin erzählte, in der letzten Zeit ihres dortigen Aufenthaltes aus guten Gründen ihre Wäsche von der der übrigen Familienangehörigen mit großer Geschicklichkeit zu separiren. Angeklagter auf die Angaben der Zeugin erwidernd: „Ich war nie besinnungslos." Zeugin: „Ja wohl, Sie waren oft ganz besinnungslos." Auf eine Frage des Experten Dr. Meier aus Göttingen an den Zeugen v. Glanz erwiderte dieser, daß der junge Graf Chorinsky aus eigenem Antrieb nichts lernte, sondern nur durch fortwährende Repetitionen soweit gebracht werden konnte, daß er leistete, was verlangt wurde. Buchhalter Mariot, welcher gleichzeitig mit dem Angeklagten in der päpstlichen Armee diente, war in der Kirche zu Ancona, als der Graf Chorinsky mit Mathilde Ruef getraut wurde. Unter den Bewohnern war der Glaube verbreitet, daß diese Hochzeit ein großes Unglück bedeute, weil die Trauringe vergessen waren. Als Officier war der Graf gut gegen seine Untergebenen, doch war er auch manchmal leichtfertig und einmal benahm er sich so, als ob er nicht recht bei Sinnen wäre. In Wien begegnete Zeuge im letzten Winter einem Bekannten des Grafen; sie sprachen von der Chorinsky-Geschichte und der Bekannte des Grafen sagte: „Der Mensch war nie gescheidt." Präsident: Glauben Sie, daß der Angeklagte geisteskrank ist, oder daß der

Bekannte ihn für geisteskrank hielt? Zeuge: Nein! Angeklagter: Der Zeuge kann über mich gar nichts sagen, gerade über meine Dienstleistung bei der päpstlichen Armee habe ich die besten Zeugnisse; ich bin dreimal decorirt worden! Zeuge: Decorirt ist Alles worden. Dr. Morel: Ist es wahr, daß Graf Chorinsky ein Duell hatte, und war er übermäßig im Trinken? Zeuge: Ich habe gehört, daß er ein Duell hatte, ob er verwundet wurde, weiß ich nicht; getrunken hat er wenig. Operateur Bacher giebt an, daß er den Angeklagten, als er an erfrorenen Füßen litt, behandelte. Zeuge traf ihn zu Hause und auf der Straße häufig sehr gedankenvoll und mit sich selbst redend, so daß er sich dachte, der Graf scheint geisteskrank zu sein. Angeklagter: Wahr ist nur, daß ich erfrorene Füße hatte, alles Andere ist unwahr und dumm. Präsident verweist dem Angeklagten ein derartiges Auftreten gegen Zeugen. Staatsanwalt zu dem Zeugen Bacher: Welcher Operateur sind Sie? Zeuge: Ich bin Operateur für Gefröre! Staatsanwalt: Sie wollen sagen: für erfrorene Füße? Zeuge: Ja! — Nun erfolgte die Verlesung sehr umfangreicher Protokolle, welche in Wien beim Landesgerichte über die mit Julie Ebergenyi gepflogenen Verhöre aufgenommen und schon früher durch die Presse bekannt gegeben worden sind. Wir erwähnen daraus nur, daß die Ebergenyi im ersten Verhör eingestanden hatte, die Gräfin Mathilde Chorinsky in München mit Cyankali vergiftet zu haben, daß sie aber dieses Geständniß allmählich zurücknahm, die Verübung des Mordes wie jede Theilnahme daran entschieden in Abrede stellte und den Verdacht auf eine andere Person, auf die Baronin Bay (als welche aber bekanntlich sie sich selbst in den „Vier Jahreszeiten" ins Fremdenbuch einzeichnete) zu lenken suchte. Von Gustav Chorinsky sagte sie mehrmals, „daß er ganz unschuldig in Verdacht kam." Zeuge Mikulitsch ersuchte, nachträglich noch eine Erklärung abgeben zu dürfen, und zwar auf die Angaben der Zeugin Barth: Mathilde Gräfin Chorinsky habe ihm von der Barth erzählt, daß diese sich mit Gustav in ein intimes Verhältniß eingelassen haben müsse; sie habe sich später davon überzeugt. Ferners protestirte Mikulitsch (der bekanntlich zu Mathilde in einem intimen Verhältniß stand) dagegen, daß die Aussage der Gräfin Mathilde Chorinsky über den Charakter ihres Mannes, „daß es bei ihm rapple," in dem Sinne aufgefaßt werde, wie der Vertheidiger sie aufgefaßt hat; an Geistesstörung habe die Gräfin nicht gedacht; hätte sie ihren Mann für geistesgestört gehalten, würde sie dieses ihm (Zeugen) nicht verschwiegen haben. Vertheidiger: Würde die Gräfin Ihnen auch nichts verschwiegen haben bezüglich eines gewissen Hirsch? Zeuge: Nein! Hirsch ist Buchhalter bei einem Banquier und Vormund der Gräfin gewesen. Präsident: Dann wären ja auch die Unterstützungen dieses Mannes an die Gräfin aufgeklärt, von welchen die Zeugin Barth gesprochen hat. Angeklagter hatte nichts zu erinnern. Fortsetzung Nachmittags 4 Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In dem mit dem 30. Juni 1866 endigenden Jahr belief sich das Erträgniß der Vereinigten Staaten an Steinkohlen auf 20,553,550 Tonnen, was eine Vermehrung von 3,447,049 Tonnen im Vergleich zum vorangegangenen Jahr ist. Man hat den Betrag, welchen allein die pennsylvanischen Gruben zu liefern vermögen, auf jährlich 20,000,000 Tonnen geschätzt. In neun Grafschaften des Staates Missouri giebt es ungefähr 3500 engl. Meilen Steinkohlenländereien, welche im Durchschnitt eine mittlere Dicke von 11 Fuß haben. Nach Professor Swalow's Berechnung enthalten diese neun Grafschaften allein 38,000,000,000 Tonnen Steinkohle. In vierzig Grafschaften des nämlichen Staates sollen die vorhandenen Steinkohlen 3000 Jahre lang ausreichen, wenn jedes Jahr 300 Arbeitstage hat und man täglich 100,000 Tonnen ausgräbt. Professor Rogers hält die Illinois'schen Kohlenfelder für sechsmal ausgedehnter als die großbritannischen und behauptet, daß sie erst in 100,000 Jahren zu erschöpfen seien. Auch Südamerika hat Ueberfluß an Steinkohlen.

— Der Moniteur giebt in einem aus Honolulu, 5. Mai, datirten Schreiben eine Schilderung der furchtbaren Naturerscheinungen, die sich auf der großen Hawai-Insel zugetragen haben. Der erste gewaltige Erdstoß ward am 2. April verspürt. Innerhalb 5 Minuten waren 31 Menschen und mehrere Hundert Stück Vieh von einer Erdmasse überschüttet, die eine Dicke von 6 bis zu 30 engl. Fuß hatte. Um 4 Uhr Nachmittags schwoll das Meer plötzlich 25 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand an, brach über das Land hin und spülte 50 Eingeborene mit fort. Der Vulcan Kilanea, der in fortwährender Thätigkeit ist, versiegte, nachdem er am 2., 3. und 4. gewaltige Lavaströme ausgeworfen; am 5. und am 7. brach, 15 Stunden von dem Krater entfernt, an den letzten Abhängen des Mannu-Loa eine mächtige Lavamasse aus dem Boden und durchströmte, Alles vernichtend, innerhalb weniger Stunden ein etwa 9 Meilen langes Thal. Der König Kamehameha V., der sich gerade zur Eröffnung der Kammern der Sandwichinseln in Honolulu befand, bestieg sofort in Begleitung verschiedener Beamten und des katholischen Bischofs einen kleinen Dampfer, um die am meisten beschädigten Küstenpunkte zu besuchen und den Nothleidenden Kleider, Nahrungsmittel und sonstige Unterstützungen zu spenden. Seine Schwägerin, die Königin Emma, hat Sammlungen veranstaltet, die sich bis jetzt auf 15,000 Frs. belaufen. Der König war am 25. April von seiner Rundreise wieder nach der Insel Oahu zurückgekommen.

— Die Brief- und Paketbeförderung vermittelst Luftdrucks in den sogenannten pneumatischen Röhren wird auch in New-York eingeführt werden. Die Beförderung der Gegenstände in den Röhren geschieht in kleinen Wagen. Sehr sinnreich ist die Einrichtung, durch welche es ermöglicht wird, daß ein in einen auf der Straße befindlichen Briefkasten geworfener Brief sofort mit dem nächsten Wagen abgeht. Der Brief fällt nämlich in einen fächerartigen, dem Glücksrad ähnlichen Behälter; fährt der Wagen unten durch, so berührt er einen hervorstehenden Theil des Rades, dasselbe macht eine Viertelumdrehung und die Briefe fallen in den Wagen.

— Leute, die im Rechnen geübt sind, haben bereits herausgebracht, daß das diesjährige Ergebniß an Cerealien in Frankreich sich auf 115 bis 120 Millionen Hectoliter belaufen werde. Im vorigen Jahre betrug dasselbe nur 50 Millionen. Da nun die Normalconsumtion Frankreichs zwischen 92 und 95 Millionen Hectoliter schwankt, so würden im laufenden Jahre 20 bis 25 Millionen für die Ausfuhr übrig bleiben.

Buchstabenräthsel.

Ein Schreiben seh' ich vor mir liegen:
Links oben in latein'schen Zügen,
Da steht ein Wort, bedeutungsvoll;
Wer weiß es, was es heißen soll?
Ich meine nur, es möchte scheinen,
Es bliebe nicht bei diesem Einen.
Das letzte Zeichen stell' voraus:
Ein Kleidungsstück wird schnell daraus.
Die Römer und die Römerinnen
Gefielen sich gar wohl darinnen.
Die Hirten großer Heerden tragen's;
Und dies zu sagen? Nun, wir wagens.

— Δ —

Auflösung der Charade in Nro. 78: Rosenheim.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 82.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Em. Aug. König.

(Fortsetzung.)

2. Capitel.

Was nicht biegen will, muß brechen.

Der Chef des Hauses Ernst Butterweck und Sohn befand sich an diesem Tage bei sehr schlechter Laune.

Er hatte vom frühen Morgen bis zum Mittag im Comptoir gewirthschaftet, in alten Büchern und Papieren herumgestöbert, daß der Staub oft in dichten Wolken aufflog, und dabei Notizen gemacht, die fast nur aus Zahlen bestanden. Der alte Buchhalter hatte dann und wann über seine Brille hinübergeschaut und bedenklich das graue Haupt geschüttelt, wenn seine Fragen unbeantwortet blieben, der Lehrling war so vernünftig gewesen, seinem Herrn Principal aus dem Wege zu gehen, und sogar der große Jagdhund des Schreibmaterialienhändlers, seinem Instinct vertrauend, zog sich schüchtern unter den Packtisch zurück, um seinem Herrn keine Veranlassung zu einem Aergerniß zu geben. Eine drohende Gewitterwolke schwebte über Allen, schon machte die drückende Schwüle sich bemerkbar, es fragte sich jetzt nur noch, wessen Haupt der Blitzstrahl treffen werde.

„Sie haben mir die Rechnung des Herrn Schimmel zur Durchsicht übergeben," brach der Buchhalter noch einmal das peinliche Schweigen, „ich finde sie in Ordnung."

Der kleine wohlbeleibte Chef blickte von seinen Notizen auf, mit einem kurzen Ruck warf er das Haupt zurück, und der Buchhalter erschrack unwillkürlich vor dem stechenden Blick, der in die innersten Tiefen seiner Seele eindringen zu wollen schien.

„Dieser Herr Schimmel ist ein theuerer Kunde," sagte er, und als ob er fürchte, schon zu viel gesagt zu haben, widmete er seine Aufmerksamkeit sofort wieder den Notizen.

Der Buchhalter aber athmete erleichtert auf, jetzt wußte er, wen der Blitz treffen würde.

„Es läßt sich allerdings Manches gegen seine Spesenrechnung einwenden," fuhr er in einiger Zurückhaltung fort, „indeß muß man auch berücksichtigen, daß Herr Schimmel ein tüchtiger Reisender ist, der —"

„Nicht mehr kann, wie jeder Andere auch!" fuhr der kleine Herr auf. „Wer Reisender spielen will, muß reisen können, wer auf einen grünen Zweig kommen will, der darf kein Flausenmacher und Windbeutel sein — basta."

Der Buchhalter schwieg, er empfand keine Lust, sich durch die Vertheidigung seines Collegen der Gefahr auszusetzen, ebenfalls vom Blitzstrahl getroffen zu werden.

„Tüchtiger Reisender!" fuhr Herr Ernst Butterweck nach einer kleinen Pause spottend fort. „Sehen Sie hier die Liste der Verluste, die ich ihm verdanke. Ein Windbeutel ist er, ein Phrasendreher, einer jener angenehmen Schwerenöther, die mit hochtönenden Redensarten arglose Naturen bethören, die mit glatten Worten Versprechen geben, um sie gleich darauf zu vergessen, die jedem Mädchen — zum Kukuk mit diesem Süßholzraspeler, ich kann an jeder Straßenecke zehn Reisende finden, basta!"

Der Buchhalter zog verständnißreich die Augenbrauen empor, ihm war plötzlich ein Licht aufgegangen.

Also das war es? Fräulein Amalie hatte sich über ihn beschwert?

„Armer Junge," dachte er, unwillkürlich den Kopf schüttelnd, „jetzt wird's heißen: Vogel friß oder stirb!"

„Billigen Sie meine Ansicht nicht?" fragte der kleine Herr mit scharfer Betonung.

„O doch, doch — indeß —"

„Ah — ein „Aber"? Heraus damit!"

„Ich meine nur, es sei nicht rathsam, eine Sache über's Knie zu brechen."

Ernst Butterweck machte ein geringschätzende Geberde.

„Sie haben natürlich nie etwas über's Knie gebrochen," erwiderte er sarkastisch, „ausgenommen das Holz, welches Sie in den Ofen werfen wollten; hätten Sie es gethan, es wäre besser für Sie gewesen."

Der Buchhalter zuckte die Achseln.

„Einen Reisenden entläßt man nicht, bevor man nicht einen Ersatz hat," erlaubte er sich einzuschalten.

Der kleine Herr sah ihn so grimmig an, als ob er ihn bei einem Criminalverbrechen ertappt habe, aber er drängte die Worte, die ihm auf der Zunge schwebten, zurück, denn gerade in diesem Augenblick trat derjenige, den der Buchhalter zu vertheidigen wagte, ein.

Clemens Schimmel hatte keine Ahnung von dem Damoklesschwerte, welches über seinem blonden Haupte hing, er schraubte seinen Stuhl um einige Zoll höher und nahm seinen Sitz ein

Der Buchhalter versuchte, ihm einen bedeutsamen Blick zuzuwerfen, der ihn aufmerksam machen und warnen sollte, aber die Augen des Chefs hielten Wache, der alte Mann dachte an seine Familie und überließ es seinem Collegen, allein den Kampf auszufechten.

Clemens Schimmel hatte einige Zeilen geschrieben und dann die Feder wieder hingelegt, er war so sehr in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal den glühenden Blick seines Chefs bemerkte, der unverwandt auf ihm ruhte.

„Was machen Sie?" fragte der kleine Herr barsch.

Clemens fuhr aus seinem Brüten empor.

„Nichts," erwiderte er.

„Das ist eine sehr angenehme Beschäftigung," spottete der Chef, „aber sie bringt mir nicht so viel ein, daß ich das Papier davon bezahlen könnte, welches Sie unnöthigerweise bekritzeln."

Clemens Schimmel blickte erstaunt, fast befremdet den kleinen Herrn an, der ihn so urplötzlich mit Grobheiten überschüttete.

„Sie sind bei schlechter Laune," sagte er, „lassen Sie gütigst Ihren Unmuth nicht an mir aus. Sie sehen, ich habe Besseres zu thun, als mich über Grobheiten zu ärgern."

„Besseres?" fragte Butterweck, den dieses feste, energische Auftreten einigermaßen verwirrte. „Sie thun augenblicklich gar nichts."

„Doch — ich denke nach."

„Ah so — über Ihre Schulden?"

„Mein Herr —"

„Oder über meine Verluste!"

„Was kümmern mich Ihre Verluste? Ich denke über eine Tour nach Derenberg nach, die ich morgen anzutreten beabsichtige."

„Nach Derenberg!" erwiderte der kleine Herr gedehnt. „Ei, ei, welch' kühnes Vorhaben! Was wollen Sie dort?"

„Geschäfte machen."

„Für mich?"

„Natürlich."

„Wissen Sie auch, daß Derenberg ein Bauerndorf ist?"

„Allerdings."

„Und Sie wollen dort Geschäfte machen? Geschäfte für die Firma Ernst Butterweck und Sohn?"

„Weshalb nicht?" erwiderte Clemens gereizt durch den höhnenden Ton, den sein Chef anschlug. „Schreibmaterialien werden in der ganzen Welt gebraucht."

„Versteht sich," spottete Butterweck, „wo man noch keine Stahlfedern kennt, spitzt man ein Zündhölzchen, und ich glaube, man schreibt damit recht leidlich. Also nach Derenberg? Meinetwegen reisen Sie in's Affenland, aber auf Ihre eigenen Kosten!"

Der junge Mann blickte bald den Buchhalter, bald seinen Chef an, er wußte nicht, was er von diesem Benehmen halten sollte. Daß die beabsichtigte Reise auf einige Schwierigkeiten stoßen würde, hatte er erwartet, aber auf diesen verletzenden Hohn war er nicht vorbereitet.

„Mein Herr, fast möchte ich glauben, daß Ihnen Kotzebue's Verzweiflung in die Hände gefallen ist," sagte er; „ich empfehle Ihnen Knigge's Umgang mit Menschen."

„Und ich rathe Ihnen, den Katechismus zu studiren," fuhr Butterweck auf. „Wie kommen Sie eigentlich auf die Idee, in Derenberg Geschäfte machen zu wollen?"

„Sehr einfach, ich habe jene Gegend noch nicht besucht."

„Sie sind ein Narr!"

„Und Sie ein Grobian."

Auch das überging der kleine Herr mit Schweigen, man konnte ihm Manches bieten, wenn man die Fassung nicht verlor und stets schlagfertig war. Prompte Antworten liebte er, trotzdem sie mitunter ihn verwirrten.

„Sie könnten ebenso gut in's Kaffernland reisen," sagte er.

„Wenn ich höre, daß diese Leute schreiben können, werde ich vielleicht die Tour machen," erwiderte Clemens gelassen.

„Und nun gar an einem Samstage!"

„Verbietet das Gesetz, am Samstage zu reisen?"

„Vor Pfingsten! Zwei Feiertage — ah, jetzt finde ich den Schlüssel zu diesem Räthsel."

„So öffnen Sie es."

„Sie wollen sich auf meine Kosten angenehme Feiertage verschaffen!"

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen, aber es ließ sich schwer unterscheiden, ob es die Röthe der Verlegenheit oder des Unmuthes war.

„Sehen Sie, ich hab's getroffen," fuhr Butterweck, dem Buchhalter zunickend fort, „auf meine Kosten! Aber daraus wird nichts — basta!"

„Nur nicht gleich so hitzig," erwiderte Clemens, „weshalb soll nichts daraus werden?"

„Weil ich Ihnen nicht erlaube, die Tour zu machen."

„Der Kosten wegen?"

„Das nicht allein. Sie haben morgen hier andere Beschäftigung, die Muster müssen erneuert und ergänzt werden."

Clemens Schimmel machte eine sehr energische Geberde der Ablehnung dieser Zumuthung.

„Wenn Sie es darauf anlegen wollen, mit mir zu brechen, weshalb sagen Sie es nicht frei heraus?" fragte er, im Stillen offenbar darauf pochend, daß er der Firma Ernst Butterweck und Sohn entbehrlich geworden sei. „Die Muster kann der Lehrling unter Ihrer Leitung nachsehen und ergänzen, die Besorgung solcher Lappalien geziemt sich nicht für den Vertreter unseres Hauses."

Der kleine Herr hielt in dem Spaziergange durch das Zimmer inne, der Blick seiner kleinen Augen ruhte mit dem Ausdruck wachsender Entrüstung auf dem Antlitz des jungen Mannes, der einen unerschütterlichen Gleichmuth bewahrte.

„Das ist meine Ansicht von der Sache," fuhr Clemens fort, während er die Feder wieder aufnahm, „ich werde morgen früh abreisen und zwar auf meine eigenen Kosten, wenn Sie nicht berappen wollen."

„Weder auf Ihre, noch auf meine Kosten!" rief Ernst Butterweck gereizt. „Ich weiß nicht, welche Gründe Sie zu dieser lächerlichen Reise bewegen, aber das weiß ich, daß Sie Ihre Stelle in meinem Hause verlieren werden, wenn Sie trotz meinem Verbot die Reise antreten, basta!"

Clemens Schimmel war sich zu sehr seines Werthes bewußt, als daß er sich durch diese Drohung hätte zurückschrecken lassen. Vor seinem geistigen Auge tauchte das Bild der hübschen Agnes auf, und noch einmal wiederholte er im Stillen die Worte: „Diese oder Keine!"

Der Buchhalter blickte ernst warnend zu ihm hinüber, das steigerte seinen Aerger und befestigte seinen Entschluß, unter keinen Umständen nachzugeben.

Er gedachte auch der Tochter seines Principals, freilich nur flüchtig; indeß genügte es, ihm die Gewißheit zu verschaffen, daß Ernst Butterweck ihn so rasch nicht entlassen werde.

„Sie nennen die Reise lächerlich," sagte er ruhig, „warten Sie mit Ihrem Urtheil gütigst, bis Zweck und Erfolg Ihnen klar werden. Ich gedenke von Derenberg aus verschiedene Seitentouren zu machen —"

„Auf dem Lande hausiren zu gehen mit Stahlfedern und Siegellack!" unterbrach Butterweck ihn mit beißendem Hohne. „Das würde eine schöne Spesenrechnung und eine prachtvolle Verlustliste geben! Nein, mein Herr, ich habe Sie nicht engagirt, um Sie in den Stand zu setzen, die ersten Spargel zu essen und echte Champagnerweine zu trinken, um lackirte Stiefel und farbige Glacéhandschuhe zu tragen —"

„Halt, hier ist meine Achillesferse!" fiel Clemens, dessen Blut jetzt auch zu wallen begann, ihm in's Wort. „Weshalb trage ich lackirte Stiefel und Glacéhandschuhe? Nur, um das Haus Ernst Butterweck und Sohn in einer Weise zu vertreten, die allein ihm Geltung verschaffen kann! Ihre Firma, mein Herr, gilt nichts. Ihren Geschäftsfreunden ist es sehr gleichgiltig, ob sie ihre Einkäufe bei Ihnen oder einem Ihrer Concurrenten machen müssen! O sancta simplicitas, die nicht einsehen will, daß die Schreibmaterialienhändler in unserem papierenen Jahrhundert einem Heuschreckenschwarm gleichen und daß es in diesem Schwarme nur den schönsten Exemplaren gelingen kann, sich einige Geltung zu verschaffen. Mundus vult decipi, mein Herr, aber Sie verstehen kein Latein, sonst würden Sie mit anderen Augen in die Welt hineinblicken! So rei-

sen Sie doch selbst, erlernen Sie die Kunst, jeder Dame du Comptoir, und wäre sie noch so alt und häßlich, die süßesten Schmeicheleien zu sagen, lernen Sie, mit jedem Geschäftsfreunde, gleichviel, welchen Rock er trägt, auf welcher Bildungsstufe er steht, zu zechen, Karten und Billard zu spielen, lernen Sie, die Kinder dieser Geschäftsfreunde zu liebkosen, während Sie den Rangen zehntausendmal lieber aus dem Wege gehen möchten!"

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

(Fortsetzung.)

* **München**, 26. Juni. In der gestrigen Nachmittagsverhandlung wurde zuerst Frau Ottovich vorgerufen und von einem der ärztlichen Sachverständigen gefragt, wie oft sich die von ihr bezeichneten epileptischen Anfälle bei Chorinsky ereigneten. Die Zeugin antwortet: „Zwei- bis dreimal in der Woche, wenn er aufgeregt war." Es wird hierauf in der Verlesung der Voruntersuchungsprotokolle der Ebergenyi fortgefahren. Die Angaben, welche diese Person gemacht hat, sind ein förmliches Gewebe der dreistesten Lügen und Entstellungen, wodurch die Inquisition den Untersuchungsrichter förmlich zu narren suchte, sie äußerte z. B., als ihr angezeigt wurde, daß sie nunmehr der Frau Hartmann und ihrer Tochter vorgeführt werden solle, welche sie sicher erkennen werden, sie freue sich außerordentlich auf diese beiden Personen, ja sie könne es kaum mehr erwarten, diese Beiden zu sehen. Sie giebt darin auch an, daß sie, als sie von München nach Wien zurückkehrte, den Chorinsky ganz „grandig" gefunden hätte, als sie ihm den Tod der Gräfin Mathilde meldete und die Urheberin dieses Todes nicht nennen wollte; um ihn zu beruhigen, habe sie schließlich sich selbst als diese genannt. Diese Urheberin sei aber ein dickes, 27jähriges Frauenzimmer, das ihr sehr ähnlich sehe, nur etwas kleiner sei und kleinere Augen habe als sie; wenn der Polizeicommissär einen Tag später in ihr Haus gekommen wäre, hätte er diese Person noch in ihrem Hause treffen können, sie wisse allerdings nicht, wo sie sich jetzt aufhalte, aber wenn man sie frei ließe, zweifle sie gar nicht, diese Person ausfindig machen zu können. (Heiterkeit.) Sie ließ sich auch dahin aus, daß sie die That dieser Person lebhaft bedauere und ihr überhaupt eine Lection in der Moral gegeben. (Heiterkeit.) Den Vorwurf, daß sie mit mehreren Herren in sehr vertraulicher Beziehung gestanden (darunter auch ein Feldmarschall und ein „Freimaurer", den sie auf einem Balle kennen lernte), stellt sie in Abrede ꝛc. Es werden hierauf Briefe verlesen, welche Chorinsky an seine Julie geschrieben, sie alle sind in demselben überschwänglichen Tone und abgeschmacktem Pathos geschrieben wie die bereits mitgetheilten, in jeder Zeile nennt er die Ebergenyi seinen Engel, seinen Abgott, hinwieder schreibt auch Ebergenyi, daß sie nie aufhören werde, ihn zu lieben, dessen „ritterlichen Charakter" sie nicht hoch genug zu erheben weiß. „Ich muß Dich bald heirathen, im Frühjahr muß ich Dich heirathen, sonst sterbe ich" — so heißt es in einem halben Dutzend dieser Briefe. Ferner wird ein Brief bekannt gegeben, den er von der hiesigen Frohnfeste aus an seinen Bruder in Wien geschrieben hat und worin er denselben versichert, daß er so unschuldig sei wie ein Lamm; der Bruder möge doch zum Vater gehen, damit Schritte geschehen, ja selbst zum Kaiser solle er gehen, damit er bald wieder frei werde, denn in dieser Einsamkeit könne er es nicht länger aushalten. Sodann wird das Tagebuch der Gräfin Chorinsky bekannt gegeben; in einem diesem Tagebuch aufgeklebten Zettel findet sich die Versicherung des Angeklagten, daß er seine Frau nicht mehr kneipen und plagen werde, sollte er sein Versprechen nicht halten, so sei sie berechtigt, ihn gänzlich zu ignoriren! Wir sehen aus diesem Tagebuche, daß die Ehe anfangs eine sehr glückliche war; Mathilde fließt über von Lob ihres Gustav, daß sich aber letzterer alsbald von einer Seite zeigte, welche die Gräfin aus allen ihren Himmeln herabstürzte und sie mit Bangen und Schrecken vor ihrem Manne erfüllte. Chorinsky beleidigte sie auf's tiefste und drohte ihr, kein Mittel zu scheuen, selbst das der Verleumdung nicht, um sie zu bewegen, daß sie sich von ihm scheiden lasse. Es wird ein Brief von Chorinsky producirt, worin er von der Heirath der „Mathilde" spricht. Die Verwandten seien wüthend über sie, weil sie „eine vom Theater" sei, er würde sie aber doch geheirathet haben, selbst wenn er sie nicht geliebt hätte, er halte zu viel auf sein als Officier gegebenes Wort, und würde sie selbst aus dem Schlunde der Hölle geholt haben. In einem weiteren Briefe schreibt er ihr, sie soll ihm verzeihen, daß er sie geheirathet, es wäre am besten, wenn sie beide protestantisch würden, er könnte dann vielleicht eine reiche Heirath machen und ihr dann eine Unterstützung geben, oder sie könnte einen alten reichen Protestanten in Preußen nehmen; die Noth zwinge ihn, eine reiche Partie zu machen, er würde selbst eine alte Jüdin heirathen. Wenn ihm nicht auf diese Weise geholfen würde, so sei er verloren, es bleibe ihm nichts übrig, als daß er als Gemeiner wieder zum Militär gehe . . . „wir müssen geschieden werden, eines von uns Beiden ist überflüssig. Das Elend muß aufhören, nach Amerika kann aber ein Aristokrat nicht gehen (es war die Rede davon gewesen, daß er zur Zeit des Secessionskrieges in die amerikanische Armee eintreten solle), zu dieser Schweinsherde von Lumpen und Gesindel". Er fordert sie wiederholt auf, sich scheiden lassen zu wollen von ihm „aus unüberwindlicher Abneigung", sonst werde er Protestant oder erschieße sich. „Plag mich nicht so viel mit Deinen Briefen," heißt es in einem anderen, „ich hab' kein Geld und kann Dir daher auch keines schicken, daß Du Zahnweh hast, thut mir leid, aber es erschreckt mich nicht, denn ich kenne Deine gesunde Natur." Schließlich schreibt er ihr mit der Anrede „Sie" und sagt ihr auf's Entschiedenste, daß von einer Neigung zu ihr keine Rede mehr sein könne. Es wird auch den Geschworenen ein an die Gräfin Mathilde Chorinsky geschickter Brief gezeigt, auf welchem die eine Seite das Wort „Sau", die andere „Luder", „dummes Schwein" enthält. Angeklagter: „Ich glaub' nicht, daß ich das geschrieben habe, es kann auch jemand Anderes einen dummen Spaß gemacht haben." Endlich wird ein Brief des Angeklagten verlesen, worin er auf Grund seiner magnifique Conduite Amnestie erwartet.

Das Urtheil über die militärische Aufführung des Angeklagten ist sehr verschieden. Im Jahre 1858 heißt es von ihm, daß er zum Lügen geneigt, ein großer Schwätzer sei und wenig Ehrgefühl habe, zum Schuldenmachen neige und daß eine Besserung dieses Officiers nicht zu erwarten sei. Nach dem italienischen Feldzug wird er als gut, ehrliebend, als ein gediegener Charakter und als ein ganz gebildeter Officier bezeichnet. Er wurde in der Schlacht bei Königgrätz, wo er sich hervorragend tapfer bewies, verwundet und erhielt das Militärverdienstkreuz. Als er zuletzt im Kriegsministerium verwendet war, zeigte er sich ernst, aber stets gutmüthig und mittheilsam und erschien täglich, selbst an Sonn- und Feiertagen, in der Kanzlei.

(Fortsetzung folgt.)

Musikfest in Zweibrücken am 4., 5. und 6. Juli 1868.

Die früheren pfälzischen Musikfeste, deren letztes im Jahre 1844 unter der Direction Mendelssohns in Zweibrücken abgehalten wurde, leben noch bei allen Denen, die sich an denselben, sei es als Mitwirkende, sei es als Hörer, betheiligten, in frischem und fröhlichem Andenken. Waren sie doch nicht nur Musikfeste, sondern ebenso pfälzische Volks-, Familien- und Verbrüderungsfeste. Kein Wunder, daß darum in den letzten zehn Jahren wieder und immer wieder die Frage ventilirt wurde,

ob es denn nicht möglich sei, diese schönen Feste wieder ins Leben zu rufen. Noch im vorigen Jahre erging aus Speyer in diesem Sinne eine Aufforderung zur Veranstaltung einer größeren musikalischen Aufführung in letztgenannter Stadt, deren Erfolg jedoch nur in einem unterm 13. October 1867 daselbst stattgehabten größeren Vocal- und Instrumentalconcerte gipfelte, an dem sich einzelne ausübende musikalische Kräfte aus Speyer, Landau, Frankenthal, Zweibrücken ꝛc. betheiligten, und das die öfter gehegten Zweifel an der Möglichkeit einer Wiedervereinigung der in der Pfalz zerstreuten musikalischen Kräfte zu einer künstlerischen Gesammtleistung factisch widerlegte. Ein zweiter Erfolg des genannten Speyerer Concertes war, daß noch an dem Concerttage aus Vertretern der verschiedenen pfälzischen Musikvereine ein Comite zusammengesetzt wurde mit der Aufgabe der Veranstaltung eines allgemeinen pfälzischen Musikfestes für das Jahr 1868. Bis Ende 1867 war aber von Seite dieses Comites kein Schritt zur Lösung des überkommenen Auftrags geschehen, was wohl dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß die einzelnen Mitglieder desselben in den verschiedenen pfälzischen Städten zerstreut wohnen und darum ein einheitliches Zusammenwirken mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Der Cäcilienverein in Zweibrücken faßte daher den Entschluß, für sich allein in dieser Angelegenheit vorzugehen, und erließ im Januar 1868 eine Einladung an die verschiedenen musikalischen Vereine der Pfalz, insoweit diese sich mit Pflege der Orchestermusik und des gemischten Chors befassen, sowie an einzelne ausübende Musikfreunde unserer Provinz zur Betheiligung an einem an den Tagen des 4., 5. und 6. Juli in Zweibrücken abzuhaltenden Musikfeste. Daß diese Einladung allseitig beifällig aufgenommen wurde, beweist die Thatsache, daß die Liste der bei dem heutigen Feste Mitwirkenden die Zahl von 307, nämlich für Orchester 90, für Chor 217, unter letzteren 56 für Sopran, 50 für Alt, 58 für Tenor und 53 für Baß aufweist. Davon treffen auf die musikalischen Vereine in: Frankenthal 25, Kaiserslautern 56, Landau 37, Landstuhl 9, Ludwigshafen 25, Saarbrücken (in dem nahen Rheinpreußen) 22, Speyer 12 und Zweibrücken 72. Die übrigen Mitwirkenden wohnen in einzelnen pfälzischen Orten zerstreut.

Gegenüber solcher Betheiligung wollte denn auch der Zweibrücker Cäcilienverein und die Stadt Zweibrücken nicht zurückbleiben, und es wurden darum, wie schon die hinausgegebenen Festprogramme besagen, alle Vorkehrungen getroffen, dem Fest den Charakter eines allgemeinen pfälzischen Musikfestes, ähnlich den früheren, zu verleihen. Die Anordnung und Ausführung des Festes lag zunächst dem zum Hauptfestcomite verstärkten Ausschuß des Cäcilienvereins und den fünf nach dem Princip der Arbeitstheilung gebildeten Subcomites ob. — Verfolgen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen den Verlauf des Festes und urtheilen wir dann, ob die pfälzischen Musikfeste noch lebensfähig sind oder nicht.

Schon am Nachmittag des 3. Juli begann die Stadt das festliche Gewand anzulegen und am Morgen des 4. Juli, als dem ersten Tage des Festes, prangten alle Straßen und Gassen im reichsten Festschmucke; Laubgewinde wechselten mit Blumenkränzen und langen Reihen von Fahnen und Wimpeln, von denen die bayerischen und altdeutschen am zahlreichsten, aber auch die norddeutschen vertreten waren. Auch an Ehrenpforten fehlte es nicht. Sehr sinnig und geschmackvoll war die Reitschule des kgl. Landgestüts decorirt, welche dem Festcomite in dankenswerthester Weise von der kgl. Gestütsdirection als Local zur Abhaltung der Festconcerte überlassen worden war. Es ist dieses derselbe Raum, in welchem bei dem letzten pfälzischen Musikfeste unter der Direction Mendelssohns dessen Oratorium „Paulus“ aufgeführt wurde. Zu dem des Vormittags um 10 Uhr in der Richtung von Ludwigshafen eintreffenden Bahnzuge versammelten sich die Mitglieder der verschiedenen Comites und die Hauswirthe auf dem Bahnhofe zum Empfange der Mitwirkenden, deren der heranbrausende Zug, welcher mit Böllerschüssen, Klängen der Musik und Hochrufen begrüßt wurde, eine große Anzahl brachte. Der Vorstand des Hauptcomites, Herr Anwalt Loew, hieß dieselben in treffenden Worten willkommen und schloß mit dem Wunsche, daß es den vereinten Bestrebungen gelingen möge, in Zweibrücken ein edles, frisches und fröhliches pfälzisches Musik-, Volks- und Familienfest zu Stande zu bringen.

Um 11 Uhr begann die erste Probe für Orchester und um 1½ Uhr auf dem Bahnhofe festlicher Empfang des Restes der eintreffenden Mitwirkenden; dann Proben für Orchester und Chor bis gegen 8 Uhr. Schon bei diesen ersten Proben machten das präcise Zusammenwirken der von nah und fern zusammen gekommenen Instrumentisten, sowie der frische, in vollen Accorden sich rasch harmonisch einigende Klang der pfälzischen Frauen- und Männerstimmen auf den Festdirigenten, Herrn Musikdirector Maczewski aus Zweibrücken, sichtlich den besten Eindruck. Aber auch der Festdirigent gewann durch sein sicheres, von großem Eifer und gründlicher Sachkenntniß zeugendes Auftreten bald die volle Hingebung aller Mitwirkenden, und so berechtigten schon die Vorproben des ersten Tages zu den schönsten Hoffnungen für das Gelingen des musikalischen Theiles des Festes.

Der Abend vereinigte Mitwirkende, Hauswirthe und bereits zahlreich eingetroffene Festgenossen in dem Garten des Tivoli, wo sich bei Feuerwerk ꝛc. ein fröhliches Wogen und Treiben entfaltete, das trotz der Abendkühle bis nach Mitternacht andauerte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Bern, 4. Juli. Am 30. Juni hat eine Montblancbesteigung neuerdings zu einem Unglücksfalle Anlaß gegeben, welcher ganz Chamounix in Trauer versetzt hat. Eine fremde Familie hatte unter der Leitung des bekannten und allgemein beliebten Führers Eduard Simon einen Ausflug nach den Grands Mulets unternommen. An dem Pierre à l'Echelle angelangt, wurde die Carawane von einer Steinlawine überrascht, welche sich plötzlich von der Aiguille du Midi losgerissen hatte. Die Reisenden schwebten in größter Gefahr und würden sicher auch den Tod gefunden haben, wenn nicht der Führer Simon ein schützendes Asyl für sie unter einem überhangenden Felsen entdeckt hätte. Leider dachte derselbe dabei nicht an seine eigene persönliche Sicherheit. Im Augenblicke, als er die letzten der Personen, die sich seiner Leitung anvertraut, unter den Felsen geborgen hatte, ward er von einem großen Steinblocke zu Boden geworfen und in den Abgrund gestürzt, wo er erst am anderen Morgen todt aufgefunden wurde. Der Unglückliche war die Stütze einer zahlreichen Familie. Am gleichen Tage, als seine Leiche nach Chamounix gebracht wurde, hatte ein junger Amerikaner das Wagniß eines Ausfluges ohne Führer nach dem sogenannten Jardin unternommen, der bald ebenfalls zu einem traurigen Ausgange geführt hätte. Zwischen den Abgründen und Felsblöcken der Eiswand verirrt, fand der junge Mann erst am anderen Morgen den Rückweg nach Chamounix, wo er fast von allen Kleidern entblößt und auf den Tod erschöpft in einem Zustande ankam, der am deutlichsten für die Gefahren sprach, denen er entronnen.

— London, 29. Juni. Die Versuche, dem Arbeiter billiges Fleisch aus Australien, wo an selbigem großer Ueberfluß ist, zu beschaffen, sind in jüngster Zeit mit großem Eifer wieder aufgenommen worden, und diesmal mit Erfolg. Das Fleisch, von den Knochen befreit, wird mit Talg in Fässer gegossen und hält sich sehr gut. Das Pfund dieses Fleisches (Rindfleisch sowohl wie Hammelfleisch) kostet hier 5 Pence, also stark 4 Sgr.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stab. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 83.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

Mit weit geöffneten Augen und offenem Munde stierte der kleine Herr seinen Reisenden an, der jetzt ebenfalls dem Buchhalter zunickte, als ob er ihn fragen wolle, wie ihm diese kategorische Abfertigung gefalle. „Das alles ist überflüssig," sagte er grollend, „die Güte meiner Artikel muß mich empfehlen, und sie thut es hinreichend."

Clemens Schimmel zuckte die Achseln. „Darüber mag ich keine Worte verlieren," entgegnete er, „Ihre Artikel sind nicht besser, wie die Ihrer Concurrenten, und ich möchte sehen, ob Sie die Fassung nicht verlieren würden, wenn Ihnen ein wohlerzogener, hoffnungsvoller Sprößling eines Geschäftsfreundes im Beisein seiner Familie die Bemerkung machte, er habe in einem Groß zwei Dutzend Stahlfedern ohne Spitze entdeckt. Bah — jeder Schuster bleibe bei seinem Leisten, und wenn ich Glacéhandschuhe trage, so weiß ich, weshalb ich es thue."

„Und ich, was sie kosten!" schaltete Butterweck ein. „Sie könnten dritter Klasse reisen und in einem Hotel zweiten Ranges logiren, Sie könnten —"

„O, ich könnte sogar als Standesperson vierter Klasse reisen," unterbrach Clemens ihn empört. „Aber um diesen Punkt handelt es sich augenblicklich nicht, ich werde morgen mit der Post fahren, die nur eine Klasse hat, und damit basta!"

„Sie wollen es unter allen Umständen?"

„Und wenn es Ziegelsteine regnete!"

„Bedenken Sie die Folgen!"

„Das rathe ich Ihnen, ein tüchtiger Reisender findet allerwärts ein Unterkommen."

Der kleine Herr gab seinem Buchhalter einen Wink. „Schließen Sie das Conto dieses Herrn ab," sagte er, „wer nicht hören will, muß fühlen."

Ein bedeutsames Lächeln glitt flüchtig über die Lippen des jungen Mannes, es war ein Lächeln des stolzesten Selbstbewußtseins.

„Achtzehn Thaler elf Silbergroschen," sagte der Buchhalter nach einer kleinen Pause.

„Und vier Pfennige," setzte Clemens hinzu, „hier ist die Freimarke, welche ich für das Geschäft gekauft hatte. Im Grunde ist es mir lieb, daß Sie die Initiative ergriffen haben; die Sache wird dadurch rasch erledigt. Aber es wird Sie gereuen, Herr Butterweck."

Der kleine Herr erwiderte darauf nichts; er zählte das Geld hin und kehrte auf seinen Sitz zurück. Von diesem Augenblick an bemühte er sich, geflissentlich die Anwesenheit des jungen Mannes zu übersehen; er blickte nicht einmal auf, als Clemens Schimmel ihm in sarkastischem Tone Lebewohl sagte. Aber als der junge Mann noch einmal zurückkehrte und den Chef im höflichsten Tone von der Welt bat, Fräulein Amalie in seinem Namen recht herzlich zu grüßen, da fuhr der kleine Herr von seinem Sitze empor, als ob eine Tarantel ihn gestochen habe, und Clemens Schimmel lachte recht herzlich, als er gleich darauf vernahm, daß der Chef der Firma die Thür geräuschvoll in's Schloß warf.

Ueber das, was geschehen war, dachte er jetzt noch nicht nach, die Ueberzeugung von seinem eigenen Werthe war für ihn ein zu solider Anker, als daß er einen Schiffbruch befürchtet hätte, zudem reichte ja die Summe, welche er besaß, für einige Tage aus, und nachher — Kommt Zeit, kommt Rath! Das ist ein vortreffliches Sprichwort für alle diejenigen, welche Sorgen und Grillen nicht lieben und nicht gerne daran erinnert sein mögen, daß Wolken die Sonne verdunkeln können.

Clemens Schimmel war eine gutmüthige, leichtfertige Natur, er rechnete und feilschte nicht gerne; dem Eindruck des Augenblicks sich hingebend, wehrte er allen Gedanken ab, die ihm Sorgen bereiten konnten. Er ging ohne Verzug in seine Wohnung, um die Garderobe und Leibwäsche, deren er für die Feiertage bedurfte, einzupacken, und nachdem dies geschehen war, überließ er sich ganz den heiteren Bildern, welche die Erinnerung an Agnes ihm vorzauberte. Aber wenn er glaubte, nun mit dem Chef der Firma Ernst Butterweck und Sohn völlig im Reinen zu sein, so sollte er sich in dieser Vermuthung getäuscht sehen. In der Abenddämmerung wurde angeklopft, eine elegant gekleidete Dame trat ein, und Clemens Schimmel konnte sein Erstaunen und seine Bestürzung nicht verhehlen, als er Amalie Butterweck erkannte. Sie ließ ihm nicht Zeit, sich von seiner Ueberraschung zu erholen. „Mein Vater sendet mich zu Ihnen," sagte sie, und der Ton ihrer Stimme klang so sanft und weich, fast flehend, daß der junge Mann unwillkürlich eine leise Anwandlung von Reue fühlte, „er läßt Ihnen sagen, daß er nicht die Absicht gehegt habe, mit Ihnen zu brechen, und daß es ihm leid thue, durch Ihren hartnäckigen Eigensinn —"

„Mein Fräulein, ich bedauere sehr, die Schuld ist allein auf seiner Seite," erwiderte Clemens, einigermaßen befangen. „Er hat mir höchst ungerechte Vorwürfe gemacht, Vorwürfe, die mich verletzen und kränken mußten."

„Würden Sie das nicht auch gethan haben?" fragte Amalie mit leisem Vorwurf. „Mein Vater wünscht eine Versöhnung, Sie kennen seine Gesinnungen, seinen Charakter, Sie dürfen alles von ihm fordern, nur der Widerspruch erbittert ihn. Weshalb wollen Sie uns verlassen? Haben Sie in unserem Hause nicht eine freundschaftliche, ja, ich möchte sagen, liebevolle Aufnahme gefunden? Fühlten Sie sich nicht heimisch im Kreise unserer Familie? Und ist Ihnen je irgend etwas in den Weg gelegt worden, wenn —"

„Das Alles gebe ich zu, aber —"

„Aber Sie haben den Bruch gesucht und nun ist es Ihnen unangenehm, an die Vergangenheit erinnert zu werden?"

„Nein, das nicht — weshalb auch?" erwiderte Clemens, der sich verlegen fühlte.

„Weshalb?" fuhr Amalie zürnend fort. „Sie haben ein kurzes Gedächtniß. Es gab eine Zeit, in der meine Bitten und Wünsche Ihnen nicht gleichgiltig waren, muß ich Sie an jene Tage erinnern?"

Clemens erschrack. Das klang ja wie ein Erinnern an ein

bindendes Versprechen, an welches er niemals gedacht hatte! Es war ihm, als ob eine schwere Last sich auf seine Seele niedersenke, und unter diesem Druck vermochte er nicht, Herr über die Situation zu werden. Unhöflich mochte er nicht sein, und doch gab es am Ende nur zwei Wege, die der Unhöflichkeit oder der Zusage, um die Geister wieder los zu werden, die er damals durch Schmeicheleien leichtfertig heraufbeschworen hatte.

„Sie schweigen?“ nahm das Fräulein nach einer Weile wieder das Wort, und der Ton, den sie jetzt anschlug, klang wie der letzte Seufzer eines brechenden Herzens. „Wie soll ich dieses Schweigen deuten? O, mein Herr, reden Sie unverhohlen, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Liegt Ihnen denn so sehr viel daran, daß ich mit Ihrem Vater mich aussöhne?“ fragte Clemens verwirrt.

„Sie können noch fragen?“ erwiderte Amalie vorwurfsvoll. „O Sie Undankbarer!“

Undankbar? Der junge Mann war sich in der That nicht bewußt, daß er ihr oder ihrem Vater für irgend etwas Dank schulde.

„Nun wohl, ich werde nach den Feiertagen kommen“, sagte er nachgebend, „und es soll mich aufrichtig freuen, wenn ich den alten Mann zur Versöhnung geneigt finde.“

„Erst nach den Feiertagen? Weshalb nicht heute? Edele Regungen —“

„Ich bedauere, morgen früh muß ich eine Reise antreten, von der ich erst nach dem Fest zurückkehren werde.“

„Und wir werden in den Feiertagen allein sein! Ich hatte es mir so schön ausgemalt, eine kleine Landpartie, vielleicht eine Wasserfahrt —“

„Zürnen Sie mir nicht, wenn sie zu Wasser geworden ist, wie gesagt, ich muß die Reise antreten.“

„Und doch nur eine Vergnügungsreise!“ schmollte das Fräulein. „Aber wenn es sein muß, und wenn Sie nicht anders wollen, wer kann Sie zwingen, unseretwegen darauf zu verzichten? Mein Vater wird Sie sehr entbehren, Sie würden ihm einen großen Gefallen erzeigen, wenn — — aber ferne sei es von mir, Sie überreden zu wollen, reisen Sie glücklich und vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben.“

Sie verbeugte sich und blickte dem jungen Manne lächelnd ins Auge. Vielleicht erwartete sie, er werde ihr die Hand reichen, denn als Clemens sich damit begnügte, sie zur Thür zu geleiten, rümpfte sie sehr bemerkbar das Näschen, als ob sie ihn fühlen lassen wolle, daß sie über seine Begriffe von Anstand und Höflichkeit sehr geringschätzend denke.

Clemens Schimmel athmete tief auf, als die Hausthür sich hinter dem Friedensengel geschlossen hatte. Er durchschaute die Absicht dieser Friedenspräliminarien, sie verstimmte ihn.

„Damenbesuch, mein Herr?“ fragte eine kreischende Stimme hinter ihm, als er im Begriff stand, die Treppe hinaufzusteigen.

Der junge Mann wandte bestürzt sich um, der grollende Ton dieser Stimme prophezeite ihm den Ausbruch eines neuen Gewitters.

„Fräulein Amalie Butterweck, Madame Müller,“ sagte er entschuldigend.

Die hagere Frau ließ die Arme langsam an den Hüften hinabgleiten, die finsteren Schatten schwanden allmählich von ihrer Stirne.

„Da darf man wohl gratuliren!“ erwiderte sie mit schlauem Lächeln.

„Gratuliren? Wozu?“

„Hm — zur Verlobung! Herr Butterweck ist ein vermögender Mann und Amalie sein einziges Kind. Dürfte ich bitten, einen Augenblick einzutreten? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr diese Nachricht mich überrascht und erfreut, wahrhaftig, es freut mich recht innig für Sie und auch für das Fräulein, zumal Sie beide so sehr zu einander passen. Bitte, nur einen kurzen Augenblick! Ja, ja, ich hab's mir immer gedacht, daß es so kommen müsse — o Sie Schelm, Sie wissen sehr wohl, was Sie thun und —“

„Madame Müller, ich versichere Sie, daß Ihre Vermuthungen völlig aus der Luft gegriffen sind,“ brach Clemens unwirsch den Redestrom seiner alten, neugierigen Hauswirthin ab, „ich habe bisher an eine Verlobung mit Fräulein Butterweck noch nicht gedacht und muß Sie ernstlich bitten, Ihre eigenen irrigen Ansichten und Vermuthungen über diese Angelegenheit für sich zu behalten.“

Er eilte die Treppe hinauf, ohne die bestürzte Frau weiter zu beachten, deren Bestürzung indeß nicht lange anhielt.

Madame Müller war eine zu kluge und erfahrene Frau, als daß sie nicht eingesehen hätte, welche Absichten dieser Antwort zu Grunde lagen, sie knüpfte die Bänder ihrer Haube fester und eilte zur Nachbarin.

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

(Fortsetzung.)

* **München**, 26. Juni. Bei Beginn der heutigen Verhandlung wurde ein Schreiben des österreichischen Landesgerichts in Wien verlesen, in welchem Entrüstung ausgesprochen wird über die Beleidigungen, welche in dem jüngst berührten anonymen Briefe gegen das österreichische Gericht enthalten sind. Hierauf begann die Vernehmung der ärztlichen Sachverständigen. Auf Antrag der Vertheidigung wurde der Angeklagte für die Dauer dieser Vernehmung aus dem Saale geführt. Das erste Gutachten erstattet Gerichtsarzt Dr. Martin. Dieser hat den Angeklagten volle sieben Monate ganz genau beobachtet. Er findet, daß Graf Chorinsky allerdings an angeborener Nervosität leidet, daß aber dieser Zustand nicht geeignet ist, sein geistiges Befinden zu stören. Herr Gerichtsarzt hat den Angeklagten körperlich untersucht und durchaus keine auffallende Difformität in ihm gefunden. Chorinsky war während der sieben Monate Haft allerdings sehr aufgeregt, was auch ein anderer Mensch unter solchen Verhältnissen sein würde; die Aufregung war nur dann eine erhöhte, wenn dem Angeklagten vom Untersuchungsrichter gravirende Vorhalte gemacht wurden. Hr. Gerichtsarzt kann nach Allem, was er durch die Zeugenaussagen erfahren und was er selbst an dem Beschuldigten wahrgenommen hat, an der völligen Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten nicht im mindesten zweifeln. Dr. v. Schauß: Ist es nicht ein Symptom von Geisteskrankheit, daß der Beschuldigte gerade jede Anspielung auf seinen Geisteszustand mit Entrüstung zurückweist? Dr. Martin: An und für sich ist es allerdings ein Symptom, daß wirklich Geisteskranke sich nicht für geisteskrank halten lassen, aber es scheint, daß Graf Chorinsky gegen diese Anspielung immer blos deswegen protestirt, weil er glaubt, daß sie ihm später für die Reactivirung als Officier ein hinderndes Präjudiz sein könnte. Herr Vertheidiger: Ist es nicht aufgefallen, daß der Angeklagte während der ganzen Verhandlung bei den wichtigsten Vorfällen, die sein eigenes Schicksal betrafen, ganz gleichgültig war, während er bei dem Geringsten, was gegen die Ebergenyi gesagt wurde, ganz außer sich kam? Ist ein solches Gebahren, wo es sich um den Kopf handelt, nicht als ein Symptom geistiger Störung aufzufassen? Dr.

Martin: Ich erkläre mir dies eben so, daß der Angeklagte in den Fällen, wo er durch Lügen nichts mehr ausrichten kann, lieber schweigt, im Uebrigen an eine Verurtheilung zur Todesstrafe nicht im Geringsten glaubt, er meint nur, „er käme auf ein paar Jahre nach Passau und dort wär's gar nicht so übel." (Bewegung im Saale.) Der Herr Director der Irrenheilanstalt von Oberbayern, Dr. v. Solbrig, erklärt den Angeklagten ebenfalls für vollkommen zurechnungsfähig. Das ganze Betragen des Angeklagten unterscheide sich nicht viel von dem seiner militärischen Standesgenossen und theile ganz die Originalität seines Standes und Stammes. Ausdrücke, wie: das ist ein Narr, ein Fex, der ist toll ꝛc. sind ganz conventionelle Ausdrücke geworden, Niemand aber denkt, wenn er diese über Jemanden gebraucht, daß dieser wirklich geisteskrank sei. Hierauf lassen sich auch die Aussagen der Zeugen zurückführen, nur ein einziger Zeuge habe den Grafen Chorinsky als einen completen Narren bezeichnet — und dieser Zeuge ist Hr. Rampacher. Graf Chorinsky ist kein großer Geist, aber auch kein Schwachkopf, und namentlich ist bei ihm das in Oesterreich einheimische humoristische Element vorhanden. Wenn gesagt wurde, daß er bei keinem Gegenstande ruhig verweilen, nicht zusammenhangend sprechen konnte, so beweisen gerade die Briefe, die er an seine Frau geschrieben, das Gegentheil davon; in diesen Briefen ist Graf Chorinsky systematisch zu Werke gegangen, indem er anfänglich an ihre Vernunft sich wendete, dann, um das Eingehen auf seinen Scheidungsantrag zu ermöglichen, eine gute finanzielle Zukunft in Aussicht stellte, hierauf, da dies nichts fruchtete, zu Drohungen und Grobheiten und schließlich zu einer ganz rohen Erklärung schritt. Herr Director erklärt, daß er auch nicht die mindeste Wahrnehmung gemacht habe, welche auf eine Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten zu schließen berechtigte, namentlich sei ihm aufgefallen, daß Chorinsky, so leidenschaftlich er auch oft aufspringen wollte, sich augenblicklich von seinem Vertheidiger beruhigen ließ; eine solche Selbstbeherrschung käme bei wirklich Geisteskranken nicht vor. Es wird nun der Hr. Director der Irrenanstalt in Rouen, Dr. Morel, vernommen, welcher (unterstützt von einem Dollmetscher) sich in etwas schwer faßlicher Weise dahin ausspricht, daß, die verschiedenen Symptome zusammengefaßt, der Angeklagte als unzurechnungsfähig zu betrachten sei. Es gebe Menschen, bei denen der Zustand der moralischen Krankheit sich äußere, dann wieder zurücktrete und später wieder mit Nothwendigkeit an die Oberfläche komme. Es gebe Menschen, denen man gewisse Fähigkeiten (Chorinsky redet z. B. drei Sprachen) nicht absprechen könne, aber es fehle ihnen die Besonnenheit, man könne nicht beurtheilen, ob die Handlungen, die solche so zu sagen „angeborene Irren" begehen, nicht unter dem Eindrucke jener gewissermaßen im Kreis sich bewegenden, stets wiederkehrenden moralischen Krankheit begangen werden, Gott allein wisse dies, der Mensch könne nicht darüber urtheilen. In den Augen des Herrn Dr. Morel ist Graf Chorinsky ein Kind, ein großes Kind, und der berühmte Irrenarzt prophezeit, daß der geistige Krankheitszustand des Beschuldigten in drei Jahren sich zu einer völligen „epileptischen Zornwuth" entwickeln werde. Herr Dr. Mayer, Director der Landesirrenanstalt in Göttingen, deducirt in einem längeren wissenschaftlichen Vortrag, daß der Angeklagte ein Mensch sei, den man für seine That gesetzlich nicht verantwortlich machen könne; nach seinen Anschauungen erscheint Graf Chorinsky als ein Individuum, welches eigentlich in einer Irrenanstalt am besten aufbewahrt gewesen wäre. Der Herr Sachverständige bemerkt, daß, wenn ein solcher Mensch in Hannover vor Gericht gestellt und dort freigesprochen wird, er sofort in eine Irrenanstalt kommt und dann nach seiner krankhaften Beschaffenheit auch in seinem ganzen Leben nicht mehr herauskommt. Dr. Gudin, Director der Irrenanstalt zu Werneck, schließt sich dem Gutachten der HH. Martin und Solbrig an, indem er den Angeklagten für die in Frage stehende That vollkommen zurechnungsfähig erklärt, dagegen zugiebt, daß, wenn es sich um ein im Affect begangenes Verbrechen handeln würde, die Frage der Zurechnungsfähigkeit nach der ganzen Disposition des Angeklagten einige Berechtigung hätte. — Der Angeklagte wird nun wieder vorgeführt und ihm der Inhalt des über ihn abgegebenen Parere's in Kürze mitgetheilt. Er hat nichts darauf zu erinnern. Die Sitzung wird um 1 Uhr geschlossen. Nachmittags 4 Uhr beginnt das Plaidoyer.

(Schluß folgt.)

Musikfest in Zweibrücken am 4., 5. und 6. Juli 1868.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Am zweiten Tage des Festes, Sonntag den 5. Juli, riefen des Morgens um 6 Uhr bei der Tagreveille die Klänge eines von A. Schulz eigens componirten Festmarsches die Mitwirkenden zu neuer Arbeit. Und ob auch manche liebliche (und noch mehr schwere) Augenlider sich ungern zu so früher Morgenstunde dem Lichte des Tages erschlossen haben sollen, dennoch siegte der Eifer und kurz nach 7 Uhr konnte die Generalprobe beginnen, bei welcher mit der Sorgfalt des Dirigenten die Aufmerksamkeit und die Hingabe der Mitwirkenden wetteiferten, um die Hauptaufführung des heutigen Tages zu einer möglichst gelungenen zu machen.

Das über Erwarten zahlreiche Publicum, welches sich schon vor und bei Beginn der Generalprobe eingefunden hatte und das Festlocal fast ganz anfüllte, folgte den einzelnen Nummern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und zeigte sich hier schon höchlichst überrascht über die Leistungen von Chor und Orchester. Beim Schluß dieser Probe, welche etwas nach 10 Uhr erfolgen konnte, ergriff ein Mitglied des Chors, Herr Gilardone aus Speyer, das Wort, drückte dem Festdirigenten, dem es in so kurzer Zeit gelungen, die bisher sich fremd gebliebenen Einzelkräfte zu so vortrefflichem Zusammenwirken zu verschmelzen, die Anerkennung und den Dank aller Mitwirkenden aus und schloß mit einem dreifachen Hoch auf denselben, das allseitige freudige Zustimmung fand.

Obwohl der Himmel gar kein festfreundliches Angesicht zeigte, wimmelte es in der Stadt doch jetzt schon von Fremden, denen die Bahnzüge, jedesmal mit zwei Locomotiven bespannt, immer neue Schaaren zufügten. Mit dem um 1 Uhr 25 Minuten in der Richtung von Ludwigshafen eintreffenden Zuge langten auch der k. Justizminister Herr v. Lutz mit Begleitung und unser k. Regierungspräsident Herr v. Pfeufer in der festgebenden Stadt an; letzterer war schriftlich zu dem Feste eingeladen worden, und ersterer wurde sogleich beim Empfange auf dem Bahnhofe von Abgeordneten des Hauptcomités zur Theilnahme an den verschiedenen Festlichkeiten eingeladen, was derselbe dankend annahm.

Der Beginn des ersten Concertes war auf $4^{1}/_{2}$ Uhr festgesetzt; eine Stunde vorher wurde das Festlocal geöffnet, welches in kurzer Zeit so vollständig angefüllt, vielmehr überfüllt war, daß keine Karten mehr ausgegeben werden konnten. Eine sehr bedeutende Anzahl von Fremden und säumigen Einheimischen mußte darum leider auf dieses Concert verzichten oder sich mit dem begnügen, was durch die offenen Fenster der Reitschule in den sehr ausgedehnten Hofraum des Landgestütes herausklang. Zur bestimmten Zeit erinnerten Böllerschüsse an den Anfang des Concertes; hellauf wirbelte die bekannte unvermeidliche türkische Musik des Instrumentenstimmens, hier wirklich unvermeidlich, weil es an einem entsprechenden Stimmzimmer fehlte; die eingeladenen Ehrengäste nahmen die für sie bestimmten Plätze ein und der Dirigent musterte, zum Stabe greifend, nochmals sein Heer von lieblich anzuschauenden holden Streiterinnen und kampfbereiten Streitern.

Eine eingehende Kritik der einzelnen Nummern des Concertprogramms, wie sie den Musikern von Fach erwünscht sein dürfte, den Musikzeitungen überlassend, genügt für vorliegenden allgemeinen Festbericht eine Aufzählung der zur Ausführung ge-

brachten Piecen mit Andeutung des Eindruckes, den dieselben auf die Gesammtheit der Zuhörer machten. Mit der Gluck'schen Ouverture zu „Iphigenie in Aulis“ (mit dem Schluß von R. Wagner) begann das Concert, und fand die Präcision, Klarheit und feine Nuancirung des Vortrags derselben (inbegriffen das trefflich ausgeführte schmelzende Piano des Schlusses) sogleich den ungetheiltesten Beifall. Noch größeren Beifalls erfreute sich die nachfolgende Motette „Herr, der du mir das Leben“ 2c. für Chor und Orchester von Haydn, eine vorzügliche Composition, die bei einzelnen Stellen wahrhaft hinreißend wirkte, indem sie besonders dem Chore Gelegenheit bot, die ganze breite Fülle seiner Kräfte zu entfalten und auch wieder in ein weiches, wie ein Hauch verklingendes Pianissimo sich gleichsam aufzulösen. Den Glanzpunkt des ersten Concertes bildete unstreitig die nun folgende Symphonie Nro. 5 C moll von Beethoven. Das war ein meisterhaft Stück Arbeit mit seinem majestätischen Allegro, seinem lieblichen, an manchen Stellen wie aus Duft gewobenen Andante und mit seinem überwältigenden Schlußsatze, das Kenner wie Laien zu enthusiastischem Beifall hinriß und dem Dirigenten wie den Orchestermitgliedern noch zu größerer Ehre gereicht, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe und die Verschiedenheit der mitwirkenden Kräfte nicht außer Acht läßt. Um jedoch nicht einseitig blos zu loben, sei hier bemerkt, daß einige besonders hell sehende musikalische Augen in einigen wenigen Tacten des Andante einen, wenn auch ganz unbedeutenden Nebelfleck entdeckt, und ferner einen Cellisten auf frischer That ertappt haben wollen, der sich des Verbrechens des Verzählens um ein einziges Viertel schuldig gemacht haben soll. Die Ausführung der Symphonie bleibt aber diesen Hellsehern zum Trotz eine durch und durch meisterhafte. Den Schluß des ersten Concertes bildete die „Ode auf den Cäcilientag für Tenor- und Sopran-Solo, Chor und Orchester“ von Händel. Orchester und Chor lösten ihre Aufgabe glänzend, letzterer unter Entwickelung einer bedeutenden Kraft und Fülle. Fräulein Lüdecke, Hofopernsängerin aus Karlsruhe, welche die Sopranpartie übernommen hatte, erntete reichen Beifall. Dagegen gelang es dem Träger der Tenorpartie, Herrn Concertsänger Ruff aus Mainz, nicht, das Publicum besonders zu erwärmen; doch wurde demselben bei einzelnen Stellen Beifall gezollt. Es scheint, daß derselbe am Tage des Concertes etwas belegter Stimme war.

Um 7½ Uhr war das Concert zu Ende und um 9 Uhr begannen die Festbälle in den Sälen der Casinogesellschaft und des Tivoli, bei welchen bis zum lichten Morgen die ungetrübteste, fröhlichste Stimmung herrschte, obwohl bei dem äußerst zahlreichen Besuche den Schönen nicht vergönnt war, ihre Gewandtheit in der Kunst des Tanzes in demselben Maße zu entfalten, wie sie dieselbe am Nachmittag in der Kunst des Gesanges bethätigt hatten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ueber die Nitroglycerin-Explosion, deren Opfer Quenast, ein belgischer Ort mit ausgedehnten, den Herren Zaman u. Co. gehörigen Steinbrüchen, geworden, entwirft ein an die verwüstete Unglücksstätte entsendeter Berichterstatter der „Independance belge“ folgendes Bild: „Was zunächst die Ursache der unerhörten Detonation betrifft, so genügt es zu wissen, daß Nitroglycerin keiner Berührung mit flammenden Stoffen bedarf, sondern nur eines Stoßes, einer Reibung, um sich zerstörend zu entladen. Demnach, da keinerlei Umstände über die Ursache des Unglücks Aufschluß geben, bleibt nur der Schluß übrig, daß bei dem Ausladen der 1800 Kilogramme Nitroglycerin von Grillet durch irgend eine Unvorsichtigkeit ein Druck auf den gefährlichen Stoff geübt worden sei. Die 1800 Kilogramme entsprechen in ihrer explodirenden Zerstörungskraft 200,000 Kilogrammen Pulver, welche zur Zerstörung Brüssels hinreichen würden. Mehrere Meilen von Quenast war die furchtbare Erschütterung gleich einem Erdbeben fühlbar. In mehreren Orten, in der Entfernung von einigen Meilen, wurden Kinder von der Gewalt des erschütternden Stoßes zu Boden geworfen. Unglaubliche Verwüstung hat die Explosion in Quenast selbst angerichtet. Jene zehn Personen, welche nächst der Ausladung sich befanden — Herr Grillet, drei Staatsaufseher, der Kutscher, der Magazinswächter, zwei Arbeiter und ein neugierig zusehendes kleines Mädchen — sind gänzlich verschwunden; nichts als einige kleine unkenntliche Reste ihrer Gliedmaßen geben entsetzliche Kunde über ihr Loos. Das massive Gebäude, worin Zuman u. Comp. die Sprengmaterialien verwahrten, ist dem Staube gleich gemacht; die Bestandtheile desselben müssen in weite Ferne verschleudert und zerstiebt sein. In Quenast sind die anderen Häuser furchtbar verwüstet, alle Scheiben gebrochen und die Dächer beschädigt, viele der Gehöfte gänzlich vernichtet, drei Felder sind verwüstet, ihrer Fruchthalme beraubt, viele Bäume entwurzelt und gebrochen, auf keinem der verschonten ein grünes Blatt geblieben. Ein beispielloses Bild der Zerstörung bietet nunmehr der Ort. Bei alledem waltete noch eine freundliche Fügung. Eine Viertelstunde später hätten die Arbeiter wie gewöhnlich vom Magazin Vorräthe geholt, und sie sind der unfehlbaren Zerschmetterung entgangen. In Quenast arbeiten 1400 Arbeiter, durch ihre gefährliche stets mit Sprengarbeiten verbundene Beschäftigung etwas für die Furcht abgestumpft, doch jetzt sehr bestürzt. Die Herren Zaman und Comp. haben die Hinterlassenen der verunglückten Arbeiter mit dem Gehalte derselben als lebenslänglichem Gnadenbezug bedacht. Ein Begräbniß der Verunglückten war unmöglich, es hätte ohne deren Leichen stattfinden müssen.“

— Auf dem Erie-See hat sich am 20. Juni wieder eines der auf amerikanischen Gewässern nur allzu häufigen Unglücke ereignet. Der Dampfer Morning Star stieß auf der Fahrt von Cleveland nach Detroit gegen die Barke Cortland an und beide Fahrzeuge verschwanden binnen wenigen Minuten unter dem Wasser. Alle Menschen an Bord, 83 zusammen, wären rettungslos verloren gewesen, hätte sich nicht in der Nähe zufällig ein anderer Dampfer befunden, dessen Mannschaft 63 der Untersinkenden rettete. Die übrigen 20 sind verschwunden und ohne allen Zweifel ertrunken. In Europa erregen solche Ereignisse noch Entsetzen, in Amerika aber nimmt das Publicum, auch sogar das reisende, derartige Berichte mit Gleichgiltigkeit entgegen. Von einem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist dieser Kaltsinn noch ein Glück zu nennen; denn sonst müßte ein Bürger der Vereinigten Staaten fast sein ganzes Leben in nervöser Aufregung dahinzittern.

— Die außerordentliche Entwickelung der Eisenfabriken im Bezirk Cleveland hat zur Erbauung der größten Hochöfen in der Welt geführt. Einer von diesen, und zwar der größte bis jetzt gebaute, befindet sich auf den Norton-Eisenwerken. Er wurde angeblasen, nachdem er zuvor mit mehr als 500 Tonnen Mineral beschickt worden. Der innere Durchmesser beträgt 25 Fuß, die Höhe 85 Fuß, und der Fassungsraum 26,000 Kubikfuß. Man erwartete, er werde ungefähr 450 Tonnen sogenanntes Gans- d. h. Roheisen wöchentlich liefern, und diese Erwartung scheint auch verwirklicht werden zu sollen, da sich der Ofen bisher als vollkommen gelungen erwies, sowohl was die Quantität und die Qualität des erzeugten Eisens, als die Quantität gebrauchter Coaks für die Tonne Roheisen betrifft. In der vierten Woche nach dem Anblasen wurden 365 Tonnen Roheisen, oder 50 Tonnen täglich erzeugt, und während der sechsten Woche stieg die Erzeugung auf mehr als 62 Tonnen in 24 Stunden, oder auf 434 Tonnen in der Woche, und der Ofen ist bis jetzt weder voll „geladen“ noch voll angeblasen gewesen, so daß seine Productionskraft noch nicht vollkommen erprobt ist.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 84.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

3. Capitel.

Der Postwagen.

Der Schwager blies in's Horn, die Pferde zogen an, schwerfällig rollte der Wagen durch das Thor des Posthofes hinaus in den heiteren, sonnigen Frühlingsmorgen. Clemens Schimmel saß dem Mädchen gegenüber und sein Blick ruhte so lange unverwandt auf dem schelmischen Gesichtchen, bis sein Nachbar ihn aus seinen angenehmen Träumen durch die alberne Frage weckte, was er von dem augenblicklichen Stand der Baumwollpreise halte. Der Commisvoyageur fühlte sich versucht, diese Frage ganz zu überhören, aber sie veranlaßte ihn doch, seine Aufmerksamkeit flüchtig den übrigen Reisegefährten zu widmen. Da war vor allen Anderen eine kleine, ziemlich beleibte Dame, welche auffallend viele Ringe an den weißen fleischigen Händen und eine auffallend schwere goldene Uhrkette trug. Sie saß neben Agnes, und eine gewisse Familienähnlichkeit, die sich in den Gesichtszügen Beider nicht verkennen ließ, drängte ihm die Besorgniß auf, daß diese Dame jene Tante sei, die zu begleiten sein Schulfreund der Conducteur schon die Ehre gehabt hatte. Er wünschte sie im Stillen auf den Blocksberg, er haßte die Tanten, die als Ehrenwachen ihre Nichten begleiten. Der zweite Reisegefährte war ein Herr, der eine blaue Brille trug und unablässig durch das Fenster hinausschaute, er schien ein eingefleischter Naturfreund zu sein, denn sein Blick haftete mit demselben Wohlgefallen auf den Rüben- und Kartoffelfeldern wie auf den Gärten und Wiesen. Der dritte war ein junger Mann mit einem blasirten Gesicht und einem Christusscheitel, der sich von der Stirn bis auf den Nacken hinüberzog. Man bedurfte eben keiner physiognomischen Kenntnisse, um in diesem geschniegelten Jüngling einen Collegen Schimmels zu erkennen. Er hatte jene Frage an Clemens gerichtet, er mußte sie wiederholen, ehe er eine Antwort darauf erhielt. „Mich interessirt die Baumwolle nicht," sagte Clemens, und der gemessene Ton, den er anschlug, hätte dem Fragenden beweisen müssen, daß ein tieferes Eingehen auf dieses Thema nicht gewünscht wurde.

„So? Sie machen nicht in Manufacturwaaren?" fuhr der Blasirte fort. „Ich reise für das Haus Gerson in Berlin."

„Das ist eine berühmte Handlung," sagte die Tante.

Der Blasirte verneigte sich. „Und Sie?" fragte er Clemens.

„In Schreibmaterialien," lautete die kurze Antwort.

Ein unbeschreiblicher Zug der Geringschätzung breitete sich über das Antlitz des Blasirten. „Also in Stahlfedern, Siegellack und Papier!" sagte er. „Soll sehr auf den Hund gekommen sein."

Agnes lächelte, die Tante lächelte ebenfalls, Clemens fühlte, wie dieses Lächeln ihm die Galle in's Blut trieb. „Da müßten ja die Preise der baumwollenen Lumpen Ihnen sehr interessant sein," fuhr das Haus Gerson fort, „ich fürchte, sie werden steigen. Wollen Sie in Derenberg Geschäfte machen?"

„Wo das Haus Gerson in Berlin Geschäfte zu machen hofft, werde ich es auch hoffen dürfen," erwiderte Clemens spitz. „Im Uebrigen ist mein Haus so ehrenwerth wie das Ihrige."

„Gewiß, gewiß, wer bezweifelt das! Aber —"

„Aber —"

„Hm, es wäre meine Passion nicht, in Siegellack und Bleistiften zu reisen."

„Jeder nach seinem Geschmack."

„Allerdings, de gustibus non est disputandum, aber es ist ein ganz eigenthümlicher Geschmack, in alten Lumpen zu wühlen."

„Besser in alten Lumpen wühlen, als sich unter Lumpen bewegen müssen!" erwiderte Clemens beißend.

„Wie meinen Sie das?"

„Fühlen Sie sich getroffen?"

„Herr — Sie werden beleidigend!"

„Erinnern Sie sich gütigst, daß Sie zuerst den Versuch gemacht haben, sich an mir zu reiben."

„Ich bitte Sie, meine Herren, beenden Sie diesen Wortwechsel," sagte die Tante entsetzt.

„Mit Vergnügen," erwiderte Clemens artig, „aber ich überlasse es Ihrem Urtheil, zu entscheiden, wer ihn hervorgerufen hat."

Der Vertreter des Hauses Gerson zupfte ungeduldig an seiner Cravatte, und während er dies that, blickte er von oben hinunter mit unsaglicher Verachtung auf das blonde Haupt seines Gegners nieder. „Auch ich appellire an das Urtheil der Damen," sagte er; „Sie haben sich eines Ausdruckes bedient —"

„Für den ich Ihnen Genugthuung geben werde, wenn Sie es verlangen," unterbrach Clemens ihn gelassen. „Es würde mir ein unsterbliches Vergnügen bereiten, Ihren Christusscheitel durch eine kunstgerechte Prime oder Hochquart in Unordnung zu bringen, ich liebe diese Affenscheitel nicht."

Die Tante erhob warnend den Finger, Agnes warf dem jungen Mann einen vorwurfsvollen Blick zu. Neues Oel war in's Feuer gegossen, hoch loderte die Gluth empor.

Aber das Haus Gerson bezwang sich, und der Mann mit der blauen Brille schien auch einigen Einfluß auf dasselbe zu üben, denn die Beiden wechselten verstohlen einen Blick miteinander, den jeder erfahrene Physiognomiker für einen bedeutsamen, verständnißreichen Fingerzeig gehalten hätte.

Clemens wandte sich zu Agnes; er erinnerte sie an die Scene vor dem Schalterfenster und bereute schon im nächsten Augenblick seine Unklugheit, denn die Tante fixirte ihn sehr scharf und das Haus Gerson wechselte abermals mit der blauen Brille einen bedeutungsvollen Blick.

Agnes schien sich ungern jenes Vorfalls zu erinnern, sie ging rasch darüber hinweg und begann mit der Tante ein Gespräch über die Einkäufe, welche sie in der Stadt gemacht hatte.

Und jetzt sollte Clemens Schimmel entdecken, daß es zu Zeiten besser und vortheilhafter ist, der Reisende einer Modehandlung als der eines Schreibmaterialiengeschäfts zu sein.

Der Blasirte fand sofort Gelegenheit, an der Unterhaltung Theil zu nehmen; er prüfte die Stoffe, lobte den ausgezeichneten Geschmack des Fräuleins, weihte die Damen in die Geheimnisse der für den nächsten Winter bestimmten Moden ein, beschrieb ihnen die Morgen-, Nachmittags- und Abend-Anzüge, die Haus-, Ball- und Gesellschaftstoiletten so ausführlich, daß die Damen mit Vergnügen und Interesse ihm zuhörten, während Clemens Schimmel vor Zorn und Ungeduld bebte. Ihretwegen hatte er die Reise gemacht und sogar mit seinem Principal gebrochen, und nun er die Früchte seines heroischen Entschlusses zu pflücken gedachte, nahm ein Anderer sie hohnlächelnd vor seinen Augen fort. Errieth denn Agnes nicht, weshalb er die langweilige Reise gemeinschaftlich mit ihr machte? Besaß sie so wenig Scharfblick, daß sie nicht einmal seine Begleitung mit dem Vorfall am Schalterfenster in Zusammenhang bringen konnte? Sie lauschte den Erklärungen dieses blasirten Einfaltspinsels mit einem Entzücken, als ob es für sie nichts Begehrenswertheres gebe, als eine Ball- oder Gesellschaftsrobe!

Clemens Schimmel grollte mit ihr, mit sich selbst, er nannte sich selbst einen Einfaltspinsel, daß er sich durch ein hübsches Gesicht zu einem unüberlegten Schwabenstreich habe bethören lassen. Er vergaß in diesem Groll seine Umgebung, ihm wäre es gleichgiltig gewesen, wenn Agnes den Wagen verlassen hätte.

War dem in der That so? Wahrlich nein. Wenn Clemens gerecht sein wollte, so mußte er gestehen, daß die unsichtbare Kette, welche ihn an dieses Mädchen fesselte, nur noch fester geworden war, daß er willenlos unter dem Einflusse des Zaubers stand, den Agnes durch ihre Gegenwart auf ihn übte. Er hätte dem Vertreter des Hauses Gerson den Schädel einschlagen mögen, und er wünschte in diesem Augenblick die Zeiten des Faustrechtes zurück, um dies ungestraft thun zu können. Da aber dieser Wunsch durchaus keine Aussicht auf Verwirklichung hatte, so begnügte Clemens sich damit, seine Cigarrentasche hervor zu holen, in der guten Absicht, seinen Groll und Unmuth den Rauchwölkchen anzuvertrauen, wußte er doch aus Erfahrung, daß dies das beste Mittel war, sich von ihnen zu befreien.

„Mein Herr, das Reglement verbietet, im Postwagen zu rauchen," sagte der Blasirte, während er den Hahnenkamm von seinem Christusscheitel emporstrich, „schon die Rücksicht auf die Damen müßte es Ihnen verbieten."

Auch der Herr mit der blauen Brille schien Protest einlegen zu wollen, er nickte zustimmend.

„Bitte, mich genirt's durchaus nicht," sagte Agnes in herzgewinnendem Tone, „und ich glaube, Tante Helene wird auch keinen Protest erheben."

„Aber mich genirt es," versetzte der Herr mit der blauen Brille trocken, „meine Augen sind leidend."

Clemens Schimmel schob die Cigarre in die Tasche zurück. „Ich danke Ihnen, meine Damen," erwiderte er, „es lag nicht in meiner Absicht, das Reglement zu übertreten, die geistreiche Unterhaltung dieses Herrn ließ mich ganz vergessen —"

„Fangen Sie schon wieder an?" unterbrach Tante Helene, scherzhaft drohend. „Man muß vergessen können."

Das Haus Gerson lächelte hämisch, Agnes hingegen nickte dem jungen Manne freundlich zu, als ob sie sich ihrer Macht über ihn bewußt sei und der Warnung ihrer Tante Nachdruck geben wolle. In demselben Augenblick hielt auch der Postwagen. Der Blasirte und der Mann mit der blauen Brille stiegen aus. Clemens Schimmel würde das unter anderen Umständen auch gethan haben, aber er hoffte nun endlich eine Gelegenheit zu finden, mit der jungen Dame ungestört einige Worte plaudern zu können, das bewog ihn, sitzen zu bleiben und auf die freilich sehr wünschenswerthe Erfrischung zu verzichten.

Der Vertreter des Hauses Gerson ging ins Passagierzimmer, um die trockne Kehle anzufeuchten, der Mann mit der blauen Brille hingegen wanderte um das freiliegende Haus des Posthalters herum.

Clemens hatte seit dem Verbot des Rauchens seinen Groll vorzugsweise auf diesen Herrn geworfen, es war natürlich, daß jetzt sein Blick auf ihm ruhte. Er sah, daß derselbe vor der Hofthür stehen blieb, und daß bald darauf der Blasirte zu ihm heraustrat und sich lange eifrig mit ihm unterhielt. Das mußte dem jungen Manne auffallen, ihn befremden, hatten doch die Beiden während der Fahrt kaum einander beachtet. Weshalb, wenn sie miteinander bekannt waren, hatten sie im Postwagen sich den Anschein gegeben, einander fern zu stehen? Weshalb war der Mann mit der blauen Brille so einsylbig gewesen, da er doch, wie aus der gegenwärtigen Unterhaltung hervorging, sehr wohl das Wort zu führen wußte? Erst jetzt erinnerte Clemens sich der Blicke, welche die Beiden mit einander gewechselt hatten, aber es lag nichts destoweniger ein dunkeles Räthsel vor ihm, welches er nicht zu lösen vermochte. Seine ganze, ungetheilte Aufmerksamkeit war den Beiden gewidmet, er sah, wie der Blasirte die Achseln zuckte und der Mann mit der blauen Brille eifrig gesticulirte, er bemerkte, daß der Erstere endlich in's Haus zurücktrat, während der Andere draußen blieb.

„Sie reisen nach Derenberg?" fragte Agnes.

Clemens fuhr aus seinem Sinnen auf, es ärgerte ihn, daß er jenen seine Aufmerksamkeit geschenkt und die Gelegenheit, mit den Damen zu plaudern, unbenützt gelassen hatte. „So ist es, mein Fräulein," erwiderte er, sich ein Herz fassend, „und ich hoffe —"

„Sie wollen dort Geschäfte machen?" unterbrach die Tante ihn.

„Wenn's möglich ist, verehrte Frau, große Hoffnungen hege ich nicht."

„In Schreibmaterialien?"

„Ja."

Agnes lächelte, aber es lag mehr Bedauern als Spott in diesem Lächeln. „Dernberg ist nichts weiter als ein Dorf," sagte sie, „ich glaube kaum, daß Sie dort etwas ausrichten werden."

„So hoffe ich wenigstens, die Feiertage dort angenehm zu verbringen," erwiderte Clemens, „die gute Landluft wird mich erquicken, und ich denke mir, so klein ist Derenberg nicht, daß es nicht an einem dieser Tage seinen Einwohnern einen ländlichen Ball bieten sollte."

„Das hätten Sie in der Stadt besser finden können," meinte die Tante.

(Fortsetzung folgt.)

Proceß Chorinsky.

(Schluß.)

* **München**, 27. Juni. Gestern Nachmittags 4 Uhr begann bei ungeheuerem Andrange des Publicums (auf den reservirten Plätzen war hauptsächlich die Aristokratie und der Officiersstand vertreten) das Plaidoyer. Staatsanwalt Wül-

fert begründete in einem mehr als dreistündigen Vortrage mit hinreißender Beredtsamkeit die Anklage. Er zeigte, wie von niemand Anderem als der Ebergenyi der Mord an der Gräfin Chorinsky verübt wurde und daß Graf Chorinsky es war, welcher hierzu beihalf, ja dieses Verbrechen anstiftete. Er gab eine ergreifende Schilderung von dem Angeklagten, den er als einen Menschen von der rohesten Selbstsucht, als einen Mann nicht von adeliger, sondern von ganz niedriger Gesinnung bezeichnete, welcher in seinem unsäglichen Egoismus der unglücklichen Gräfin, einer Frau von edeler Denkungsart und gebildetem Geiste, die Zumuthung machte, sie solle sich, damit er frei von ihr werde, selbst das Leben nehmen! Hr. Staatsanwalt verlas, um den Charakter des Grafen recht eindringlich zu kennzeichnen, einen bereits gestern verlesenen, unter dem Geläute der Glocken vielleicht von den Geschworenen nicht genau gehörten Brief, welchen Chorinsky an die unglückliche Gattin geschrieben und worin sich der Hochmuth des Hrn. Grafen der verlassenen Frau gegenüber in wahrhaft empörender Weise ausspricht. Es heißt in dem Briefe unter Anderem: „Ich mag Dich nicht, ich habe Dich nie geliebt, Du hast mich unglücklich gemacht, denn ich muß mich Deiner schämen. . . . Ich kenne ein schönes reiches Kind aus einem edelen Haus — aber ich Unglücklicher! wenn ich mich erschieße, so komme mein Fluch über Dich! . . .“ Hr. Staatsanwalt setzte hierauf auseinander, daß der Angeklagte das entsetzliche Verbrechen mit aller Ueberlegung und bei vollkommener Zurechnungsfähigkeit verübt hat. Er führt den Geschworenen das Benehmen Chorinsky's in öffentlicher Sitzung vor, in welcher derselbe ganz kurz über die gravirendsten Momente, die ihm vorgehalten wurden, hinweggegangen sei, während er sich über Anderes mit aller Unbefangenheit und behaglicher Breite ausgesprochen habe, in dem ganzen Gebahren des Angeklagten habe sich das volle Schuldbewußtsein ausgesprochen. Man habe in dem Angeklagten keineswegs einen verrückten Menschen vor sich, sondern einen Mann ganz normalen Geistes, der selbst als Militär, wo es gewiß einer Selbstbeherrschung bedarf wie in keinem anderen Stande mehr, den geistigen Anforderungen, die ihm gestellt waren, vollkommen entspreche; ein Mann, der eine Compagnie im Felde führen, der in der Kriegsschule zur Zufriedenheit Unterricht ertheilen, der im Kriegsministerium mit aller Pünktlichkeit seinen Obliegenheiten nachkommen konnte, ein Officier, der selbst häufig, wie ein Zeuge sich ausdrückte, zur Schlichtung von Ehrenhändeln beigezogen wurde, — ein solcher Mensch könne nicht als unzurechnungsfähig erachtet werden, und wenn ihn auch Seelenärzte als solchen erklären.

Der Angeklagte war während des Vortrages öfters sehr unruhig geworden, das Blut stieg ihm zu Kopf und er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ein paar Mal wollte er schon wieder aufspringen, aber ein Blick des Hrn. Vertheidigers brachte ihn augenblicklich wieder zur Ruhe, wie denn Hr. Dr. Schauß überhaupt auf den Grafen während der ganzen Verhandlung, und wenn er auch noch so aufgeregt war, eine völlig bändigende Macht ausübte.

Nun ergreift Hr. Vertheidiger Dr. v. Schauß das Wort. Mit der bekannten glänzenden Eloquenz sucht er die Anklage zu entkräften, welche er als eine über die Grenzen der Rücksichtslosigkeit hinausgehende bezeichnet. Noch nie sei die öffentliche Meinung so erregt und vor dem Wahrspruch der Geschworenen so voreingenommen worden wie in dem vorliegenden Fall. Hr. Vertheidiger versteht es ausgezeichnet, die wenigen Momente, welche der Vertheidigung in diesem Falle offen stehen, zu Gunsten des Angeklagten auszubeuten. Er stellt zuvörderst in Abrede, daß Graf Chorinsky der „geistige Vater der That“ gewesen, und behauptet sodann, daß der Angeklagte in keinem Falle zurechnungsfähig sei. Für die geistige Krankheit Chorinsky's sprächen die vielen Wahrnehmungen der Zeugen und die Aussprüche der berühmtesten Irrenärzte wie namentlich jener des großen Morel. Es handle sich einzig und allein um die Frage, ob der Angeklagte im Momente der That Herr über sich selbst gewesen sei. Diese Frage müsse verneint werden und dann sei es ganz gleichgiltig, ob diese Willensunfreiheit durch Unmoral oder durch sonstige körperliche Verhältnisse herbeigeführt wurde. Nichts sei schwerer, als den Zustand eines Geisteskranken zu beurtheilen, schwer für die Psychiatren, um so schwieriger noch für die Laien. Hunderte von Menschen, die wirklich geisteskrank seien, lebten, ohne daß man ihren getrübten geistigen Zustand erkenne, unter allen Verhältnissen komme das vor, ja ein Irrer könne selbst, wie dies die Geschichte lehre, auf dem Thron sitzen, ohne daß das Volk dieses wisse. Wenn nun selbst die Aerzte über die vorliegende Frage nicht einig wären, um wie viel mehr müsse bei den Laien ein Zweifel sich ergeben? Der Zweifel aber sei der Feind der Wahrheit, und so lange die Geschworenen zweifeln, können und dürfen sie kein Schuldig aussprechen.

Der Angeklagte war während der Vertheidigung ganz aufgeregt geworden, namentlich wenn die Vertheidigung von geistiger Verrücktheit sprach und der Julie Ebergenyi als einer verführerischen Hetäre gedachte, sein sonst glanzloses Auge wurde starr, seine Hand zitterte, er kratzte mit den Nägeln an der Tischplatte und schien sich wie ein wildes Thier auf den Vertheidiger werfen zu wollen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich auch während der sowohl von Seite des Staatsanwalts als des Vertheidigers mit Anwendung aller geistigen Kraft und rhetorischen Kunst geführten Replik, der Angeklagte fuhr, während der Vertheidiger sprach, auf und konnte nur durch die Worte des Hrn. Redners: „Seien Sie ruhig, was ich spreche, geschieht in Ihrem Interesse,“ wieder besänftigt werden.

Nach Schluß des Plaidoyers stellt Hr. Präsident an den Angeklagten die Frage: ob er dem, was der Hr. Vertheidiger gesagt, noch etwas beizusetzen habe. Der Angeklagte erhebt sich und spricht mit fester Stimme: Nein. Den HH. Geschworenen werden hierauf 3 Fragen vorgelegt: 1) ob sich der Angeklagte der Theilnahme am Morde durch Anstiftung, 2) ob er sich desselben Verbrechens durch Hilfeleistung schuldig gemacht, 3) ob er im Zustande geminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt habe. Mit der äußersten Spannung erwartete das zahlreich versammelte Publicum die HH. Geschworenen, welche endlich nach einer 1½stündigen Berathung (um 1½ Uhr) in den Saal zurückkehrten. Hr. Obmann Kaufmann Barbarino verkündete den Wahrspruch: Auf Ehre und Gewissen, der Wahrspruch der Geschworenen ist folgender: Auf Frage 1: Nein; Frage 2: Ja; Frage 3: Nein. (Bewegung im Publicum. Man hatte im Auditorium diesen milderen Ausspruch nicht erwartet, der größere Theil der Zuhörer hatte sogar der Bejahung der ersten Frage mit Bestimmtheit entgegengesehen.) Der Angeklagte wird vorgeführt. Er hört den Wahrspruch ohne merkliche Erregung an. Herr Schwurgerichtspräsident giebt bekannt, daß der Statthalter Graf Chorinsky, Vater des Angeklagten, in einem Telegramm erklärt, daß er für den Fall der Verurtheilung seines Sohnes für die Kosten des Unterhaltes in einer Festung haften werde. Der Staatsanwalt beantragt nicht auf Todesstrafe, sondern auf lebenslängliches Zuchthaus zu erkennen, wobei er als Strafausmessungsgrund unter Anderem den bezeichnet, daß die physische Urheberin des Verbrechens auch die mildere Strafe erhielt. Hr. Vertheidiger Dr. Schauß beantragte in Berücksichtigung aller vorliegenden mildernden Umstände, auf das geringste Strafmaß, 8 Jahre Zuchthaus, zu erkennen. Während der Gerichtshof sich zurückzieht, unterhält sich der Angeklagte ganz gemüthlich mit den hinter ihm sitzenden Zeitungsberichterstattern, welche er u. A. fragte, ob er wohl bald amnestirt werde. Nach längerer Zeit kehrte der Gerichtshof zurück und der Präsident verkündete das Erkenntniß, wonach Graf Chorinsky zu einer auf einer Festung zu erstehenden Zuchthausstrafe von 20 Jahren und zur Landesverweisung nach erstandener Strafe verurtheilt wurde. Auf Festung wurde in Anbetracht dessen erkannt, weil Chorinsky als tapferer Militär decorirt worden war. Anscheinend gleichgiltig hörte Chorinsky das Erkenntniß an.

Musikfest in Zweibrücken am 4., 5. und 6. Juli 1868.

(Schluß.)

Obwohl am Abende des zweiten Festtages nach Schluß des ersten Concertes viele Gäste heimwärts kehrten, war doch am Montag den 6. Juli, als am dritten Festtage, die Stadt ebenso zahlreich, wenn nicht zahlreicher, von Fremden besucht, als am vorhergehenden Tage; denn von allen Seiten waren wieder neue Schaaren von Festbesuchern herzugeströmt. Die Eintrittskarten zu dem zweiten Concerte, welches nicht, wie beabsichtigt, in dem Fruchthallsaale, sondern des großen Zudrangs wegen ebenfalls in der Reitschule abgehalten wurde, mußten wahrhaft erobert werden. Das Concertlocal schien fast noch überfüllter als am vorhergehenden Tage, und sehr groß war wieder die Zahl derjenigen, welche keinen Einlaß mehr erlangen konnten und wieder im Gestütshofe von den herausklingenden Tönen so viel wie möglich zu erlauschen suchen mußten. Das Concert des heutigen Tages, welches um 10½ Uhr begann, war für Kammermusik und Solovorträge bestimmt und wurde eingeleitet durch ein Quartett für Pianoforte, Violine, Viola und Cello von R. Schumann. Am Pianoforte saß Herr Mertke, am Cello Herr Hofmusiker Kündinger, beide aus Mannheim, die Violinstimme hatte Herr Hofmusiker Freiberg aus Karlsruhe, die Violapartie Herr Musikdirector Maczewski aus Zweibrücken übernommen. Der Vortrag dieser ersten Nummer war ein von vollem Verständniß getragener, äußerst fein nuancirter und höchst gelungener, und wenn die Schumann'sche Musik überhaupt schon einen eigenen Reiz auf den Hörer übt, so konnte bei solcher Ausführung ein außerordentlicher Beifall nicht ausbleiben, welcher denn auch den Vortragenden in lebhaftester Weise gezollt wurde. Nicht minder beifällig wurde die folgende Nummer: Duett für Sopran und Tenor aus der Oper „Jessonda" von L. Spohr, vorgetragen von Fräulein Lübecke und Herrn Ruff, aufgenommen. Herr Ruff zeigte sich in diesem Duett viel bedeutender als in der gestrigen Cäcilien-Ode. Bei dem hierauf folgenden Andante und Scherzo capriccioso von F. David zeigte sich Herr Freiberg als tüchtiger Violinspieler, der lebhaften Beifall erntete. Nach dem Concertprogramm sollte nun als Nro. 4 eine Arie für Tenor aus „Don Juan" folgen; statt derselben wurde die Arie aus der Schöpfung „Mit Würd und Hoheit angethan" angekündigt, durch deren glanzvollen Vortrag sich Herr Ruff heute die Gunst des Publicums und rauschenden Beifall erwarb. Herr Mertke kennzeichnete sich hierauf durch den meisterhaften Vortrag eines „Nocturno" von Fr. Chopin und einer „Etude" von A. Rubinstein als durchgebildeter Pianist, den lang anhaltender Beifall lohnte. Es folgten nun als Nro. 6: Lieder für Sopran, „Das erste Veilchen" von Mendelssohn, „In der Fremde" von W. Taubert und „Frühlingsblick" von Mendelssohn, welche sämmtlich von Fräulein Lübecke vortrefflich gesungen wurden und den allgemeinsten rauschendsten Beifall hervorriefen; das letzte Lied wurde da capo verlangt. Nro. 7 brachte zwei Stücke für Violoncell: „Air" von Pergolese und „Lied ohne Worte" von Mendelssohn, durch deren seelenvollen Vortrag sich Herr Kündinger ebenfalls reichen Beifall erwarb. Den Schluß des Concertes bildete eine wohldurchdachte, geschickt gearbeitete Composition des Festdirigenten (Romanze vom castilischen Ritter, Gedicht von Uhland, für gemischten Chor), welche, von dem Cäcilienvereinschor aus Zweibrücken in recht gelungener Weise zu Gehör gebracht, den lebhaftesten Beifall fand. Die freudigste Zustimmung des zahlreichen Publicums rief es hervor, als nun eine Dame aus dem Chore hervortrat und dem Festdirigenten im Namen der Mitwirkenden dankend für seine gehabten Mühen und ihn beglückwünschend wegen der erzielten Erfolge, einen Lorbeerkranz überreichte. Nach dem allgemeinen Urtheile war das zweite Concert in seiner Art ebenso gelungen wie das erste; die Mitwirkenden leisteten Vorzügliches und das Publicum zeigte sich auch sehr dankbar. Noch dankbarer würde sich dasselbe sicher gezeigt haben, wenn von einzelnen Vortragenden des heutigen Concertes statt der gebotenen, wenn auch sehr schönen und guten, doch mehr für den Salon als für ein Musikfest sich eignenden Piecen größere classische Compositionen zu Gehör gebracht worden wären. Der musikalische Theil des Festes war mit dem zweiten Concert zu Ende und ist der Erfolg desselben ein in jeder Beziehung höchst befriedigender, alle gehegten Erwartungen weit übertreffender.

Leider aber sollte die auf ein großartiges Volksfest berechnete Reunion in der Fasanerie nicht in der gehofften Weise von statten gehen. Schon am Vormittag hatten sich einige Regenschauer eingestellt, welche sich auch am Nachmittage öfter wiederholten, und die in Verbindung mit der feuchtkalten Luft einen Aufenthalt im Freien, namentlich für Damen, nicht rathsam erscheinen ließen. Dessenungeachtet bewegte sich, als des Nachmittags um 2½ Uhr das 34 Mann starke Musikcorps des k. preuß. 69. Infanterieregiments mit klingendem Spiele die Stadt durchzog, eine unabsehbare Menschenmenge den Weg nach der Fasanerie hin. Ueber dreitausend Personen besuchten den herrlichen Park; aber zur Entfaltung eines gemüthlichen, brüderlichen, fröhlichen Lebens und Treibens war das Wetter nicht geeignet; man besah die Anlagen, hörte auch noch einige Musikstücke an und kehrte dann wieder zur Stadt zurück, um den neuen Ankömmlingen, welche das gegen Abend sich günstiger zeigende Wetter herauslockte, Platz zu machen. Auch diesen war es in den grünen Hallen zu kühl; nach 7 Uhr zog man mit der Musik zur Stadt zurück, um im Tivolisaale die Reunion fortzusetzen, wo denn auch bei buntem Gemisch von Damen und Herren bis Mitternacht der Frohsinn seine lauten Schwingen entfaltete.

Hiermit sind wir angelangt am Ende unseres Berichtes über ein Fest, das, wenn auch „Musikfest in Zweibrücken" betitelt, in Wirklichkeit ein allgemeines pfälzisches Musikfest war, und das nur wegen Ungunst der Witterung nicht auch zugleich zu einem pfälzischen Volks- und Familienfest in dem beabsichtigten Sinne werden konnte.

Wir geben darum sicher nur dem allgemeinen Gefühle Ausdruck, wenn wir beim Schlusse unseres Festberichtes noch gebührenden Dank zollen allen denen, welche zur Feier dieses schönen gewiß der Vergessenheit nicht so bald anheim fallenden Festes beigetragen haben, namentlich aber dem Cäcilienvereinsausschuß in Zweibrücken für sein energisches Vorgehen, den Bewohnern Zweibrückens für ihre Opferwilligkeit und Gastfreundlichkeit, den Festcomites, der kgl. Gestütsdirection, der Direction der Pfälzischen Bahnen und besonders dem Festdirigenten, sowie den mitwirkenden Damen und Herren.

Endlich erübrigt uns nur noch die Eingangs angedeutete Erörterung der Frage, ob die pfälzischen Musikfeste noch lebensfähig seien oder nicht. Der Erfolg des Zweibrücker Musikfestes hat alle hierüber aufgetauchten Zweifel beseitigt und es wäre hiernach ein höchst überflüssiges Unterfangen für die Lebensfähigkeit nicht nur, sondern für die Möglichkeit eines viel herrlicheren Wiedererblühens der allgemeinen pfälzischen Musikfeste noch nach weiteren Beweisen umschauen zu wollen. Von dieser Ansicht geleitet, haben bereits während des Festes sowohl Kaiserslauterer als Landauer Musikfreunde erklärt, für die baldige Abhaltung eines Musikfestes, jeder Theil in seiner heimathlichen Stadt, wirken zu wollen. Mögen sie den in Zweibrücken gefaßten Vorsätzen ein treues Gedächtniß und ein festes Wollen bewahren, dann werden ihre Bemühungen sicher nicht erfolglos bleiben.

Und nun Ade, Ihr lieben Festgenossen, namentlich Ihr mitwirkenden Damen und Herren! Auf baldiges fröhliches Wiedersehen beim Musikfeste in Kaiserslautern oder Landau!

Einer, der nicht mitgewirkt, aber zugehört hat.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 85.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

Clemens warf dem Mädchen einen vielsagenden Blick zu, und Agnes mußte die Bedeutung desselben verstanden haben, sie senkte die Wimpern.

„Kennen Sie unsere Reisegefährten?" fuhr die Tante fort. „Der junge Herr ist ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter."

Dem Commisvoyageur gaben diese Worte einen Stich in's Herz; daß der Blasirte mit dem Christusscheitel schon so fest in der Gunst der Tante sitzen könne, hatte er nicht erwartet. „Er ist ein hochmüthiger Einfaltspinsel," erwiderte er, unfähig, seinen Groll zu bemeistern, „ich beurtheile ihn —"

„Still, still," flüsterte Agnes, „dort kommt er."

„Werde ich Sie wiedersehen?" fragte Clemens leise.

Agnes warf rasch einen Blick hinaus, sie schien dem jungen Manne seiner Kühnheit wegen nicht zu zürnen. „Es wird auf Sie ankommen," erwiderte sie.

„Wird es Ihnen angenehm sein —"

„Still, es schickt sich nicht, daß ich Ihnen auf solche Fragen antworte."

Der Mann mit der blauen Brille stieg ein, gleich darauf folgte der Blasirte, der sich sofort der Unterhaltnng wieder bemächtigte.

Clemens Schimmel war ärgerlich über sich selbst, er hatte die Gelegenheit versäumt, sich über die Wohnung und die Eltern seiner Reisegefährtin Gewißheit zu verschaffen, sie kehrte jetzt vielleicht nicht wieder zurück. In seiner Hoffnung, daß der Vertreter des Hauses Gerson einige auf diesen Punkt bezügliche Fragen an Agnes oder die Tante richten werde, sollte er sich auch getäuscht sehen. Dagegen erfuhr er im Laufe des Gesprächs, daß der Blasirte Franz Kugler hieß, sich einer gediegenen Gymnasialbildung rühmte und die kühne Hoffnung hegte, daß das Haus Gerson ihn binnen Kurzem als Associe aufnehmen werde.

Der Mann mit der blauen Brille verhielt sich wieder schweigsam, er blickte auch jetzt wieder unausgesetzt hinaus, nur dann und wann streifte sein Blick den jungen Gefährten, und Clemens erhielt nun die Gewißheit, daß zwischen den Beiden ein geheimes Einverständniß über eine ihm räthselhafte Absicht obwaltete. Es widerstrebte ihm, an der Unterhaltung, die vorzugsweise die Toilette und deren Geschichte seit Ludwig dem Vierzehnten bis zur Gegenwart betraf, Theil zu nehmen; es war ein Feld, auf welchem er sich nicht heimisch fühlte, und auf die Gefahr, seinem Rivalen Stoff zu sarkastischen Bemerkungen zu geben, mochte er es nicht ankommen lassen. So verstrichen die Stunden. Clemens Schimmel fühlte sich gelangweilt, er hatte diese Reise mit ganz anderen Hoffnungen angetreten, und nun, kurz vor ihrem Ziele, sah er noch keine dieser Hoffnungen verwirklicht.

Es war Mittag, als der Wagen in Derenberg hielt. Agnes und die Tante stiegen aus, sie verneigten sich flüchtig vor ihren Reisegefährten und schritten rasch von dannen. Clemens blickte ihnen lange nach, er war jetzt nicht klüger als in dem Augenblick, in welchem der Conducteur ihm sagte, die junge Dame heiße Agnes und wohne in Derenberg. Er sah, daß sie am Ende des Dorfes hinter einer Taxushecke verschwanden, ohne Zweifel wohnten sie in dem hübschen, freundlichen Hause, dessen weiße Wand durch das Grün schimmerte.

Nun wäre es leicht gewesen, zu erforschen, wer jenes Haus bewohnte und an diese erste Frage ließ noch manche andere sich anknüpfen, aber Clemens Schimmel fürchtete, durch solche neugierige Fragen bei den schlichten Landleuten Aufsehen und Verdacht zu erregen, denn Derenberg war in der That ein Bauerndorf, welches sich vor manchem anderen Dorfe nur dadurch auszeichnete, daß seine Bewohner wohlhabend zu sein schienen. Der Posthalter war der alleinige Wirth in diesem Dorfe, man konnte das mit einem einzigen Blick erkennen, da das Dorf nur aus einer doppelten Häuserreihe bestand und sich an keinem anderen Hause das Wahrzeichen einer Herberge befand. Clemens trat hinein und die Galle stieg ihm wieder in's Blut, als er bemerkte, daß der künftige Associe des Hauses Gerson am Fenster stand und ihn beobachtete. Ein glühender Haß gegen diesen Herrn beseelte ihn, er hielt ihn für einen Renommisten, einen eitelen Prahler, und er würde ihn nicht weiter beachtet haben, wenn Jener nicht so anmaßend gewesen wäre, sich zwischen ihn und Agnes zu drängen. Er fühlte, daß es nur einer geringfügigen Anregung bedurfte, um diesen Haß in wilder verzehrender Gluth emporlodern zu lassen — das wollte er vermeiden, zumal er wußte, daß der Mann mit der blauen Brille die Partie seines Gegners nehmen würde. Also bat er den Wirth, ihm ein Zimmer für zwei Tage anzuweisen und dort für ihn zu decken. Dadurch verschaffte er sich einen doppelten Vortheil. Für's erste vermied er eine Begegnung mit seinen Reisegefährten und zum zweiten konnte er mit der Person, die ihn bediente, einige Worte ohne Zeugen über jenes Haus und dessen Bewohner wechseln. Clemens hatte heute einen sehr unglücklichen Tag, es schien fast, als ob sich das Schicksal gegen ihn verschworen habe, um Rache an ihm zu nehmen dafür, daß er so grausam gewesen war, alle Wünsche und Hoffnungen des Fräuleins Amalie Butterweck zu durchkreuzen. Eine alte Frau brachte die Suppe, und bei den ersten Worten, welche Clemens an sie richtete, erhielt er die Gewißheit, daß sie taub war. Auf seine Fragen antwortete sie nur mit Kopfschütteln, nur durch Zeichen vermochte er sich verständlich zu machen. Nun war es ein Ding der Unmöglichkeit, ihr durch Zeichen begreiflich zu machen, was er zu wissen wünschte; er mußte darauf verzichten, durch sie Auskunft zu erhalten. Das Alles war nicht geeignet, ihn heiter zu stimmen und je trüber seine Laune wurde, desto nüchterner schaute er die Dinge an.

War er denn nicht ein einfältiger Narr, daß er so auf's Gerathewohl eine schöne Stellung quittirte und in's Blaue hineinreiste, eines Mädchens wegen, welches er nur einmal gesehen hatte, dessen Namen und Eltern er nicht kannte? Hatte er nicht durch diese Thorheit — aber eine Thorheit konnte er

es doch nicht nennen; er liebte ja Agnes, sie war der Magnet, der ihn anzog, dem er willenlos folgte.

Clemens Schimmel erinnerte sich, während er mit vielem Geschick den zum Dessert aufgetragenen Pfannkuchen zerschnitt, daß er in früheren Zeiten stets über die Behauptung, der Funken der Liebe könne plötzlich durch den Zauber eines einzigen Blicks zur mächtig emporlodernden Flamme angefacht werden, gespottet hatte; jetzt lag ihm nichts ferner als der Spott. Hier mußte Rath geschafft werden, auf halbem Wege blieb Clemens nicht stehen. Aber wie?

Auf einen Ball am zweiten Pfingsttage durfte er kaum rechnen, und ein anderes ländliches Fest wurde in dem kleinen Nest wohl auch nicht gefeiert. Aber sie hatte gesagt, es komme auf ihn an, ob er sie wiedersehen werde, hm — das war eine Aufmunterung, die er beachten mußte.

Clemens zündete eine Cigarre an und sog mit Entzücken das duftige Parfüm ein, welches er Dank den leidenden Augen hinter der blauen Brille so lange entbehren mußte. Dann trat er an's Fenster, um nachdenklich hinauszuschauen und einen Plan zu entwerfen. Das Zimmer lag an der Gartenseite, dem Auge des unbefangenen Beschauers bot sich ein entzückendes Bild. Aber was kümmerten den jungen Mann die herrlichen Obstgärten, die Farbenpracht des üppigen Rosenflors, die wogenden Saatfelder und das dunkele Grün des dichten Waldes, der im Hintergrunde die lachende Landschaft begrenzte? Eine Brummfliege umsummte sein blondes Haupt, wählerisch das Fleckchen suchend, auf welchem sie Rast machen konnte, ihr Summen und Brummen weckte ihn aus seinem Brüten, er öffnete das Fenster, um den unangenehmen Gast hinauszulassen.

Einige Minuten später vernahm er eine wohlbekannte Stimme, er blickte hinunter und bemerkte unter seinem Fenster die beiden Reisegefährten. Er sah den Christusscheitel und die blaue Brille und die Lust wandelte ihn an, den Inhalt seiner Wassercaraffe zu einem Sturzbade für sie zu benutzen.

Aber sie unterhielten sich mit einem Dritten, mit dem Wirth, und es fielen Worte, welche die Aufmerksamkeit des jungen Mannes weckten und fesselten. Wenn er einen Schritt zurücktrat, so konnten die Drei ihn nicht bemerken, während er jedes Wort, welches sie sprachen, deutlich vernahm.

„Auf einige Tausend mehr oder weniger kommt's ja auch nicht an," sagte der Mann mit der blauen Brille bedächtig, „mich wundert nur, daß der Herr Bürgermeister sich nicht pensioniren läßt."

Der Wirth lachte. „Da wäre er ein Narr", erwiderte er.

„Wie so?" fragte das Haus Gerson. „Wenn er so reich ist, wie Ihr behauptet —"

„Ja, ja, aber sein Vermögen steckt in den Ländereien, er kann sie doch nicht aufrollen wie einen Teppich und mitnehmen?"

„So? In den Ländereien?" sagte die blaue Brille gedehnt. „Ich dachte, er speculire in Actien."

Der Wirth mußte wohl ungläubig das Haupt geschüttelt haben, denn die blaue Brille setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Ich hab's aus guter Quelle."

„Ich will's gerade nicht bestreiten," erwiderte der Wirth einlenkend, „vor einigen Wochen hat er ein großes Grundstück gekauft, möglich, daß er's aus dem Gewinn seiner Speculationen bezahlt."

„Wie theuer?" fragte das Haus Gerson.

„Dreitausend fünfhundert Thaler."

„Zahlbar?"

„Am Dienstag nach Pfingsten. Das Geld ist gestern mit der Post gekommen."

„Du lieber Gott, was kümmert uns das Alles," nahm die blaue Brille gleichgiltig wieder das Wort, „meinetwegen mag der Herr Bürgermeister in Häringen und Syrup speculiren, ich gönne es Jedem, wenn er etwas vor sich bringt. Wann fährt die Post nach Baumbach?"

„Um vier Uhr."

„Ich werde sie benutzen. Wie weit ist es?"

„Zu Fuß eine Stunde, mit der Post fahren Sie in einer knappen halben Stunde hin."

Der Wirth trat ins Haus zurück.

Clemens Schimmel legte keinen Werth auf das, was er gehört hatte, aber es war ihm lieb, daß der Mann mit der blauen Brille noch vor Abend Derenberg wieder verlassen wollte.

Aber kaum hatte der Wirth sich entfernt, als das gepflogene Gespräch eine ganz andere und zwar sehr ernste Wendung erhielt durch die Bemerkung der blauen Brille: „Es bleibt bei unserer Absprache, Franz; ich finde an unserem Plane nichts zu ändern."

„So werde ich hingehen," sagte das Haus Gerson.

„Ganz recht, aber nicht vor morgen früh."

„Kurz vor Mittag nach der Kirche?"

„Ja."

„Und morgen Abend —"

„Still, es ist nicht nöthig, die Sache weiter zu erörtern."

Damit endete die Unterhaltung, die Beiden gingen in den Garten und warfen hier wie zufällig einen Blick auf die Fenster des Hauses.

Das hatte Clemens erwartet, er war rasch in's Zimmer zurückgetreten.

Was hatten die Beiden vor? Eine redliche Absicht war es gewiß nicht. Sollte er den Bürgermeister warnen? Den Wirth auf diese Gäste aufmerksam machen? Weshalb? So lange er nicht wußte, welche Absichten sie hegten, so lange er seinen Verdacht nicht auf Beweise stützen konnte, war es eine mißliche Sache, sie zu verdächtigen, die Folgen konnten auf ihn zurückfallen. Was kümmerte ihn auch der Bürgermeister? Clemens Schimmel hatte an andere Dinge zu denken, die ihm wichtiger waren.

Seine gute Freundin, die Cigarre, ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. In den blauen Rauchwölkchen, die sich zu der weißgetünchten Decke emporringelten, fand er den Weg, den er gehen mußte, wenn er sein Ziel erreichen wollte. Er hatte gesehen, daß hinter der Taxushecke ein großer Garten lag, höchst wahrscheinlich befanden sich dort auch schattige Lauben und Clemens Schimmel wußte, daß die jungen Mädchen an solchen Orten gerne ihren Träumen nachhangen. Was war also einfacher, als daß er in der Dämmerung in der Nähe der Hecke ein Versteck suchte, aus welchem er den Garten beobachten konnte?

War das Glück ihm günstig, kam Agnes in den Garten, so — — Clemens Schimmel hatte schon oft Gelegenheit gefunden, über eine Hecke zu voltigiren und es war ihm stets gelungen hinüber zu kommen, ohne Schaden zu nehmen, somit durfte er mit kaltblütiger Ruhe dieser Eventualität entgegensehen.

Aber wenn Agnes nicht kam?

Nun das Haus hatte ja eine Thür und als gebildeter Mann mußte der Vater des Mädchens ihm Einlaß gewähren, wenn er darum bat.

Auf dem geradesten Wege wollte Clemens sein Ziel zu er-

reichen suchen, um die Hand des Mädchens im Sturme werben und — je nun, wenn er befragt wurde, welche Existenz er bieten könne, welches Einkommen er besitze und mit welchen Glücksgütern er gesegnet sei, so konnte er ja seinen kinderlosen Oheim und seinen eigenen redlichen Willen, ein solider Hausvater zu werden, vorschieben. Vorher aber wollte er die Gelegenheit suchen, Agnes ohne Zeugen zu sehen und mit ihr über sein Verhalten zu reden.

Eines vergaß Clemens, daß der heutige Tag bis zu dieser Stunde ein Unglückstag für ihn war.

(Fortsetzung folgt.)

Entomologische Freuden im Süden.

Es hört sich so schön mit an, wenn von dem „sonnigen Süden" erzählt wird, von seinen Früchten und Blumen, seinen Orangen- und Magnolienhainen, seinen balsamischen Lüften und seiner Farbenpracht, in die sich ja selbst die nüchternen, kaltblütigen Fische tauchen. Aber nicht Alles ist Poesie in den Landen der Cypresse und der Myrthe; man denke u. a. blos an die Mosquitos und viele andere geflügelte und ungeflügelte größere und kleinere Plagegeister, und man muß Naturforscher und sehr von zoologischem Bewußtsein erfüllt und durchdrungen sein, wenn man über dem Glanze und der Mannichfaltigkeit neuer Erscheinungen, mit denen die mittägliche Natur überwältigend an den Nordländer herantritt, die zahllosen Geduldsproben übersehen und verschmerzen will, die sie ihm auferlegt.

Denn wer anders als der Entomolog wird in Entzücken gerathen, wenn er in südlichen Breiten zum ersten Male einen Mosquitoschwarm erblickt oder der Wolke weißer Ephemeriden ansichtig wird, welche in der Dämmerung umherwirbeln wie sommerlicher Schneeflockentanz? Wer anders als er wird sich von Wonne durchschauert fühlen bei den eindrücklichen Aufmerksamkeiten, welche Hymenopteren, Neuropteren und die ganze rastlose Sippe, gleich echten Südländern, dem Fremdling zu erweisen eilen? Wer anders als er wird lediglich ein Feld interessanter Studien gewahren, wo jedweder sonstige Sterbliche nichts sieht als unleidliche Plagen?

Denken wir uns einmal einen solchen Glücklichen in einem der sogenannten Golfstaaten Amerikas, etwa in der Nähe von New-Orleans oder Mobile. Es ist erst Anfangs Mai, allein die Fliegenwelt hat bereits hohe Saison.

Die Fliege weiß überall die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich zu lenken, nirgends aber mehr als in Amerika. Dort regiert selbst soweit nördlich wie New-York ein Diener unablässig den Fliegenwedel, ein großes Bündel etwa vier Fuß langer Pfauenfedern, mit dem er den Eßtisch vor den frechen Eindringlingen zu schützen sucht. Und wenn dergleichen nebst verdunkelten Zimmern, undurchdringlichen Schränken, Refrigeratoren und Gazehüllen unter dem vierzigsten Grade noththut, so können wir überzeugt sein, daß dies Bedürfniß nicht abnimmt, je weiter südwärts wir gehen. Multipliciren wir unsere heimischen Fliegenerfahrungen und Fliegenleiden um das Tausend- oder besser Fünftausendfache, so werden wir ungefähr ein Bild der Genüsse erhalten, welche den Entomologen im mittäglichen Amerika erwarten.

Es giebt gewisse Theile Florida's, die sogenannten Everglades und Partieen am Mosquitostrom, nahe der Ostküste, wo die Mosquitos in so dichten Wolken schwärmen, daß sie das größte Feuer auslöschen, welches der Reisende in seinem Bivouac angezündet hat. Von der Helligkeit angezogen, versengen sie sich die Flügel an den Flammen und stürzen dann in so dicken Haufen in diese letzteren herab, daß dieselben ersticken. Ein anderes fliegenartiges Insect der dortigen Gegenden sind die Floridamücken, so kleine und so ätherische Thiere, daß sie selbst den jungen Spechten und Baumläufern nicht zur Speise dienen können. Diese winzigen Mückchen sind geradezu unwiderstehlich, die besten Werkzeuge, den Menschen Gleichmuth in Widerwärtigkeiten zu lehren, denn vom frühesten Morgen bis zur sinkenden Nacht überfallen sie ihn in Schaaren, in Wolken, in Myriaden, unerschöpflich und unermüdlich, und wer einmal in ihren Kreis gerathen, der kann keinen Athemzug mehr thun, ohne gleich ein Schock derselben mit hinabzuschlucken. Da denke Jemand an etwas Anderes, wenn er kann! Keinen Augenblick wird man die anhängliche Gesellschaft los; wie der Liebende der Geliebten, so folgt sie uns auf Schritt und Tritt, und nur wenn man ohne Unterlaß, Morgens, Mittags und Abends, einen mächtigen Fächer schwingt und nichts weiter thut, als eben fächeln, — nur dann ist man vielleicht im Stande, sich zeitweilig ihrer Liebesbeweise zu erwehren.

Unser Entomolog ist in allen sieben Himmeln, denn die Objecte für sein Mikroskop kommen ihm ja selbst in Mund und Hals geflogen, und hier im Nacken sitzt ihm ein anderes interessantes Geschöpf. Zwar sticht es ihn ganz weidlich, allein das Auge leuchtet ihm doch vor Freude, wie er jetzt die große „gelbe Fliege" in der Hand hält, die ihn zum Schauplatze ihrer Thaten erkoren hat. Es ist ein behendes, munteres Insect ungefähr von der Größe einer Wespe, es summt aber so laut und so merkwürdig durchdringend, als sei es mindestens fünf Mal größer, und zeigt in seinen Annäherungen und Liebkosungen eine Beharrlichkeit, von welcher unsere anhänglichsten deutschen Hausfliegen noch lernen könnten. Dabei blitzt und flimmert es wie ein geschliffener Edelstein mit seinen buntschillernden Flügeln, seinem smaragdgrünen Kopfe und seinem hellgelbgestreiften Leibe.

Kaum ist der Juni da mit der Fülle seiner Früchte und Blumen, so erscheinen neue Legionen geflügelter Wesen, während die bereits geschilderten in ihrer Thätigkeit nicht nachlassen. Wespen der verschiedensten Gestalt und Größe, wie wir sie in Deutschland nie zu Gesichte bekommen, schaffen neue entomologische Freuden. Sie sind weniger boshaft und lästig als die gelben Fliegen, denn sie trachten nur der zarten Feige oder der süßen Pfirsiche in unserer Hand, oder dem Safte derselben auf unseren Lippen nach, und wenn man sie nicht stört in diesem civilisirten Genusse, so ziehen sie wieder ab, ohne sich am Blute ihres Wohlthäters zu vergreifen. Dann folgen noch zahllose andere Insecten von allen Farben und Formen, um die Unglücklichen, die nicht Entomologen sind, beständig in Athem und auf der Jagd zu erhalten. Manche, die an Pracht des Colorits mit der „gelben Fliege" wetteifern, sind mit einem giftigen Rüssel bewaffnet und trotzen jedem Fächer. Andere haben es lediglich auf unsere Augen abgesehen und schlüpfen hinein, ehe man im Stande ist, diese zu schließen.

So hat im Süden der Entomolog, ohne nur aus seinem Zimmer zu gehen, tagtäglich nimmer endende Gelegenheit, Dipteren, Hymenopteren und Neuropteren zu studiren. Man denke indeß ja nicht, daß sich hierauf seine Beobachtungen beschränken. Nach und nach kommen vielmehr sämmtliche „Aptera" und „Iptera" und „Optera", ihn zu begrüßen; besonders wird ihm die Aufmerksamkeit einer außerordentlich schönen Species der Coleopteren zu Theil werden, der sogenannten Bitwanze, die käferartige Flügel und eine fast symmetrische Gestalt besitzt. Unter dem Mikroskop ist der Bursche ein wahres kleines Juwel. Leise gleitet er bei Tage über unsere Kleider weg und schlüpft uns in die Aermel, völlig harmlosen Gebahrens, sobald er in seinem Thun nicht gestört wird; verwickelt er sich aber in unseren Anzug oder verliert er seinen Weg, so wird er so ungeduldig und ärgerlich, daß er uns die Schuld seines Mißgeschickes beimißt und uns mit Stichen regalirt, sehr bösen giftigen Stichen dazu.

Alle entomologischen Genüsse aufzuzählen, welche uns der Süden bietet, sei es wenn wir ruhig im Zimmer sitzen oder in der Veranda den Duft üppiger Schlingpflanzen und bunter Blumen einathmen, ist ganz unmöglich. Während das Mikroskop dem entzückten Auge den wunderbaren Apparat enthüllt, mittels dessen die schöne „Gelbjacke" uns die Haut zerfleischt, um-

schwärmen uns andere Freuden, in großer und kleiner Gestalt, oder siedeln sich auf unseren Hemdmanschetten an, namentlich als niedliche kleine edelsteinähnliche Geschöpfchen, die so harmlos und unschuldig sind, wie es die Schönheit nur sein kann. Dieser zierlichen Wesen giebt es Mengen und Mengen; ruhig, anmuthig, durchsichtig erscheinen sie, elegante Thierchen von allen Farben, deren gesammter Organismus durch die transparente Membrane, die wir ihre Haut nennen, in allen seinen Einzelheiten sich deutlich erkennen läßt, das Herz, die Lungen oder die merkwürdige Verdauungsvorrichtung, welche aus zwei sägeförmig gezackten Klappen besteht, die unaufhörlich zittern. Es sind so überaus zarte, so zerbrechliche und doch so vollkommene Wesen, daß nur das Vergrößerungsglas uns das Wunder, den zierlichen Leib, die buntschillernden Flügel, die funkelnden Augen, die wohlgegliederten Füße wahrnehmen läßt.

Die Schwärme von Ephemeriden, die uns unter den Hut fliegen und durch den Mund die Kehle hinabschlüpfen, beachten wir schon nicht mehr; sie sind nur zahlreich, doch so völlig unschädlich wie die hübsche kleine grüne Eidechse, die sich in den Falten unseres Hemdes verirrt hat und nun auf unserem Aermel hinabläuft, froh, endlich den Ausweg aus dem Labyrinthe unserer Kleidung gefunden zu haben. Und wie verhundert-, ja vertausendfacht sich erst all dies überquellende Thierleben, wenn wir in einen der mittäglichen Wälder eindringen! Die ganze Luft ist lebendig! Von jedem Strauche und Zweige erschallt unaufhörlich der summende, zischende, gellende Gesang der Cicaden, jetzt steigend, jetzt fallend, bald als Solo, bald als Chor. Plötzlich erhebt sich ein glänzender Gesell mit Flügeln von brennendem Gold und Scharlach und sinkt ebenso plötzlich auf einem umgestürzten Baumstamme nieder. Umsonst suchen wir nach dem Thiere; es ist nirgends zu sehen, bis es mit einem Male wieder gleich einem Blitze auffliegt und von Neuem blitzgleich verschwindet. Endlich haben wir es erwischt; da sitzt es dicht vor unseren Füßen und erweist sich ebenfalls als eine Cicadenspecies, wenn auch als keine jener lärmenden Arten oben in den Büschen, und wie es sich nun davon macht, sind seine Flügel so fest zusammengeklappt, daß man es von der dunkelen Rinde des Baumstammes nicht zu unterscheiden vermag.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die Pariser haben sich einige Tage lang die glänzende Neuigkeit zugetragen, daß die Kunst des Diamantenmachens nun wirklich erfunden sei, und natürlich in Paris, durch Herrn Gaudin. Das Thatsächliche daran ist, daß zwar bis zur Stunde noch Niemand auch nur den winzigsten Diamanten, d. h. krystallisirten Kohlenstoff, zu Stande gebracht, daß aber der eben genannte tüchtige Chemiker in der künstlichen Erzeugung anderer Schmucksteine, ein von ihm seit dreißig Jahren gepflegtes Fach, soeben einen recht guten Fortschritt gethan hat. Eine Reihe der beliebtesten Edelsteine besteht aus Kiesel und Thonerde oder aus Kiesel in Verbindung mit verschiedenen Salzen. Diese Stoffe in den durch die Analyse gefundenen Quantitäten zu mischen und, wie es in der Natur auch geschehen sein muß, in sehr hohen Temperaturen zu schmelzen und dann der Krystallisation zu überlassen, ist im Allgemeinen der Weg, den Herr Gaudin verfolgt. Er erhielt aber bisher immer nur Krystalle von mikroskopischer Kleinheit, und nur kürzlich erst hat er eine Modification des Verfahrens gefunden, durch welche er im Stande ist, die Krystalle so herzustellen, daß sie zum Schleifen groß genug sind. Diese künstlichen Edelsteine werden als sehr schön gerühmt. Die weißen zeigen das Feuer und Farbenspiel der Diamanten und es gehört eine gute Kennerschaft dazu, um sich nicht zu täuschen. Die künstlichen Smaragde sind von natürlichen nicht zu unterscheiden, sind sogar bei Lampenlicht brillanter als diese. Die Härte dieser Kunststeine ist so groß, daß sie Stahl ritzen. Zu dieser angenehmen Aussicht für Leute, die sich gern in wohlfeilen Glanz werfen, eröffnet sich noch eine anderweite. An der Westküste Australiens sind kürzlich Perlmutterbänke entdeckt worden, die sich über Hunderte von Meilen erstrecken. Seit dem letzten Decembermonat sind dort 60 Tonnen (1200 Centner) Muscheln gesammelt worden, jede Tonne zu einem durchschnittlichen Werthe von 100 Pfund Sterling.

— Das Hinabsteigen der Taucher in die Wassertiefen geschieht bekanntlich nicht mehr in der Taucherglocke, außer etwa wenn es sich um Gründung oder Reparatur von Bauwerken handelt, sondern in einem metallenen Brustharnisch und Helm, in welchen letzteren durch einen Schlauch von oben fortwährend Luft eingepumpt wird, die auf der anderen Seite durch eine Menge feiner Löcher unter Mitwirkung eines durch den Taucher stellbaren Ventils wieder hinaus in's Wasser tritt. Es dürfte nun von Interesse sein, zu wissen, in welche Tiefen ein Mensch mit dieser Zurüstung sich hinabwagen kann. Nach gesammelten Erfahrungen kann ein Taucher ohne große Gefahr sich etwa 160 Fuß tief hinablassen; um so tief zu sinken, muß er sich ein Gewicht von einem Centner anhängen. Die mittlere Tiefe, in welcher sich bequem arbeiten läßt, ist etwa 90 Fuß. Unter 60—70 Fuß Wasser kann der Taucher 12 Stunden lang fortarbeiten, wenn er zwischenzeitig einmal auf zehn Minuten zu seiner Erholung an die Oberfläche kommt. Eine einzelne Fahrt kann sonach 6—7 Stunden dauern. Ein englischer Taucher ist im Mittelländischen Meer in eine Tiefe von 167 Fuß gegangen und hat dort 25 Minuten verweilt. Der amerikanische Taucher Green hat in einem der canadischen Seen ein gesunkenes Schiff in 170 Fuß Tiefe besichtigt, aber gefunden, daß damit schon Lebensgefahr verbunden ist. Der Druck des Wassers auf die freien Hände, wird gesagt — man könnte ebensogut sagen auf alle nur mit Leder oder Gummistoff bedeckten Körpertheile — ist in solcher Tiefe groß genug, um das Blut nach Brust und Kopf zurückzutreiben, also eine Ohnmacht zu veranlassen, wobei der Taucher das Athmen vergißt und erstickt. Noch tiefer in die Geheimnisse des Abgrundes einzudringen, dürfte also dem Menschen versagt sein und zwar für immer, da die Schwäche seiner Organisation und seiner Kräfte etwas Weiteres nicht erlaubt.

Anagramm.

Mit j bin ich ein sonderbarlich Wesen:
Du hast von mir gehört und oft gelesen;
Gesehen hast Du mich im Leben kaum,
Doch öfters in dem enggeschlossenen Raum,
Den mir Verkehr und Handel angewiesen:
Mit and'ren Namen werd' ich da gepriesen,
Was freilich Sache des Geschmacks nur ist;
Denn einer schimpft, von meinen Namen, wißt!

Was er erdacht, der kecke Menschengeist,
Seitdem die Mutter selbst ihn unterweist:
Es ist erstaunlich, die Geschichte zeigt es,
Und selbst der ärgste Gegner nicht verschweigt es.
Ich mit dem t davon erzählen kann;
Denn ich vermittle, was er jüngst ersann,
Und trage es mit mehr als Blitzesschnelle
Durch Meereswogendrang und Sturmeswelle.

— Δ —

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 81: Unicat. Tunica.

Verantwortliche Redaktion: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 86.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

1. Capitel.

Trau, schau, wem!

Mit derselben Post, mit welcher Clemens Schimmel und seine Reisegefährten in Derenberg anlangten, empfing Hugo Herzberg, der Bürgermeister von Derenberg, eines jener großgesiegelten Amtsschreiben, die gar oft eine derbe Nase für den Empfänger enthalten, und alsdann stets Gefahr laufen, sofort vernichtet zu werden, damit nicht der Amtsnachfolger Gelegenheit habe, alle Nasen seines Vorgängers zu summiren und zu einer einzigen zu verschmelzen, um sie als Folie für seine eigene Weisheit zu benutzen.

Als der Bürgermeister von Derenberg die große Papierscheere ergriff, um das Siegel in dem üblichen spitzwinkeligen Dreieck auszuschneiden, machte sich ein leichtes Zittern seiner kleinen fleischigen Hände bemerkbar, und die Schweißtropfen, die trotz der im Zimmer herrschenden Kühle auf seine niedrige Stirn traten, ließen vermuthen, daß der wohlgenährte Herr sein Amtsgewissen nicht so ganz frei von kleinen Vergehen wußte.

Und der alte Veteran, der mit dem eisernen Kreuz auf der Brust in strammer Haltung an der Thür stand, mochte wohl auch sich in diesem Augenblick manches Ereignisses der jüngsten Vergangenheit erinnern, welches nicht zur Beruhigung einer ängstlich besorgten Seele dienen konnte, denn sein Blick hing mit dem unverkennbaren Ausdruck ernster Besorgnisse an der Hand, welche die Papierscheere führte.

Der Bürgermeister öffnete seine runde Tabaksdose und nahm geräuschvoll eine Prise, dann klappte er sie mit einer Energie zu, als ob er seinem Untergebenen andeuten wolle, er sei auf Alles gefaßt, und wenn man ihm an den Kragen wolle, so werde man erfahren, daß Hugo Herzberg nicht der Mann sei, der sich in's Bockhorn jagen lasse. Und der Veteran mußte in der That das Zuklappen der Dose in diesem Sinn deuten, denn er nickte beistimmend und verschränkte dabei die Arme, als ob auch er entschlossen sei, tapfer Stand zu halten gegen jeden Angriff. Und als nun der gestrenge Herr das Schreiben las, da erheiterte sich sein rundes Antlitz zusehends und wie Sonnenschein glitt es auch über das wettergebräunte Gesicht des Veteranen.

„Da giebt's was für Euch zu thun, Jacob," sagte der Bürgermeister, während er sich anschickte, das Schreiben zum zweiten Mal zu lesen, „ein sehr gefährlicher Verbrecher ist aus dem Zuchthaus entsprungen, und das Gericht vermuthet, daß er sich in dieser Gegend aufhält."

„Werde ihn fassen, wenn er mir in den Weg läuft," erwiderte Jacob lakonisch. „Wie heißt der Kerl?"

„Conrad Fuchs," fuhr der gestrenge Herr fort, während er abermals eine Prise nahm und die zerstreuten Tabakskörnchen sorgfältig von dem hochwichtigen Schreiben entfernte. „Er ist blond, Augen blau, Figur schlank und, worauf besonders zu achten ist, hat eine gesellschaftliche Bildung genossen. Der Verbrecher ist vordem Reisender für ein Weingeschäft gewesen und durch mehrfachen groben Betrug zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden."

„Aber ausgekniffen!" schaltete der Veteran ein. „Ist ein ganz besonderer Menschenschlag, Herr Bürgermeister."

„Wer? Die Zuchthäusler?"

„Freilich auch die, aber auch die Weinreisenden. Habe ihrer viele kennen gelernt, sind Windbeutel."

„Da habt Ihr Recht, Jacob," nickte der Gestrenge, „aber wißt Ihr, wer so dumm ist, sich den blauen Dunst vormachen zu lassen, der ist nichts Besseres werth, als daß er an der Nase herumgeführt wird. — Na, bekleidet war der Flüchtling mit einer grauen Jacke, ditto kurzen Beinkleidern, ditto wollenen Strümpfen und ditto Kappe, wobei indeß bemerkt wird, daß hierin Aenderungen eingetreten sein können, da der Betreffende schon vor vier Wochen ausgebrochen ist."

„Und hier soll er sich aufhalten?"

„Hm — davon steht nichts in dem Schreiben, aber wir sollen auf ihn vigiliren und im Betretungsfall ihn verhaften, damit ist deutlich genug ausgesprochen, daß die Gerichtsbehörde ihn in unserer Gegend vermuthet."

„Der Herr Bürgermeister haben einen Scharfblick —"

„Ist auch nöthig, Jacob, sehr nöthig, wenn man so oft in den Fall kommt, mit Vagabunden verkehren zu müssen. Na, gebt gut Acht, Ihr könnt einen vortrefflichen Fang machen, wenn er Euch gelingt, wird eine gute Belohnung Euch sicher sein."

Der Veteran knöpfte den Rock bis unter das Kinn zu und legte die Linke an das Gefäß seines Säbels. „Werde die Augen offen halten," sagte er, „wenn der Schuft früher ein Weinreisender gewesen ist, so weiß ich schon, woran ich mich zu halten habe. Außerdem noch etwas?"

„Nein Jacob. Morgen tragt Ihr natürlich die Paradeuniform, wenn Ihr mich zur Kirche begleitet; sollte inzwischen noch etwas vorkommen, so — — nun Ihr sprecht ja am Abend noch einmal vor."

Der Veteran legte grüßend die Hand an seine Mütze und ging hinaus. Die Notizen, welche der gestrenge Herr ihm gegeben hatte, genügten ihm vollkommen; er wußte, daß er sein Augenmerk weniger auf die graue Jacke, ditto Beinkleider und so weiter, als auf den Anzug eines Gentlemans richten mußte; die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß entsprungene Verbrecher gern den Baron herauskehren, wenn sie sich die Mittel dazu erschaffen können.

Clemens Schimmel verließ am Abend die Herberge und näherte sich auf Umwegen der Taxushecke. Sie war niedrig, man konnte über sie hinweg in den Garten schauen. In seiner Erwartung, hier eine schattige Laube zu finden, sah Clemens sich nicht getäuscht, aber vergeblich erwartete er das junge Mädchen. Der Garten war groß, sorgfältig gepflegt und sehr geschmackvoll angelegt, es gab in ihm Gemüse- und Blumenbeete, schattige Baumgruppen und dichtes Strauchwerk.

Clemens hatte in der Nähe der Hecke unter einem blühen-

den Fliederbusch ein Versteck gefunden, wie er es wünschte; von dem Haus aus konnte er nicht bemerkt werden, während ihn nichts hinderte, den ganzen Garten zu überschauen. Tante Helene wanderte an den Beeten vorbei, hier und da das Unkraut ausjätend, aber Agnes ließ sich nicht blicken.

Schon senkte der Abend seine dunkelen Schatten auf die Fluren, längst hatte das Abendglöcklein ausgeklungen und der hellleuchtende Abendstern den Anbruch der Nacht verkündet, Clemens Schimmel stand noch immer unter den Fliederblüthen, und seine wachsende Ungeduld verleitete ihn zu einem Entschluß, der mit vollem Recht ein tollkühnes Wagniß genannt werden durfte. Aber Liebe kennt kein Bedenken, es ist ja eines der schönsten Attribute des Gottes Amor, daß er eine Binde vor den Augen trägt. Was kümmerten den jungen Mann die Folgen des Schrittes, den er vorhatte! Er konnte im Nothfall ihn rechtfertigen, wer wollte ihm eine andere Absicht zu Grunde legen, als die, welche ihn zu demselben bewog!

Clemens besann sich nicht lange, er konnte jetzt nicht mehr hoffen, daß Agnes in den Garten kommen werde. In einer Hinterstube des Hauses brannte ein Licht, der Schein, welcher durch das Fenster auf den Hof fiel, war der Magnet, welcher ihn anzog. Die Hecke war rasch überstiegen; wenn auch einige Zweige brachen, was that's, sie wuchsen im Laufe des Sommers wieder. Behutsam schlich Clemens durch den Garten, er wollte nur forschen, wer sich in dem Zimmer befand, und wenn er Agnes sah — — ja dann wußte er selbst noch nicht, ob und in welcher Weise er ihr seine Gegenwart kund thun durfte. Schon hatte er den Hof erreicht, schon befand er sich nur noch drei Schritte von dem Fenster entfernt, als eine Hand sich plötzlich schwer auf seine Schulter legte. „Da haben wir ihn!" jubelte eine rauhe Stimme, und ehe Clemens Schimmel sich von seinem Schrecken über diesen unerwarteten Ueberfall erholt hatte, fühlte er schon, daß die Faust sich so fest in den Kragen seines Rockes einhackte, als ob sie ihn nimmer wieder freigeben wolle.

„Hoho, Bursche, uns bist Du nicht schlau genug," fuhr die Stimme fort, „wirst bald wieder in der Zuchthausjacke stecken. Vorwärts, Herr, oder — — Bomben und Granaten, versuche Er keinen Widerstand, ein alter Soldat, der bei Leipzig und Waterloo den Kugeln getrotzt hat, wird sich von solchem windigen Burschen nicht über den Haufen rennen lassen. Herr Bürgermeister, wir haben ihn, der alte Jacob hat den Fang gemacht."

Das helle Fenster wurde geöffnet, Clemens, den der Redefluß seines Gegners wie der eigene Schrecken nicht zu Worte kommen ließen, sah, daß sich ein rundes Haupt durch die Fensteröffnung schob, gleich darauf hörte er, wie dieses Haupt dem alten Veteranen befahl, den Gefangenen in's Haus zu führen.

Indeß, es wurde ihm jetzt doch Manches klar, und er fand keinen Grund, sich Besorgnissen hinzugeben. Er begriff, daß der Bürgermeister von Derenberg dieses Haus bewohnte, daß Agnes die Tochter des Bürgermeisters war und daß die bewaffnete Macht Derenbergs ihn verhaftet hatte in dem Wahne, einen Dieb auf der That ertappt zu haben.

Was wollte das Alles bedeuten, — er konnte sich ja legitimiren! So trat er denn mit einem kecken, zuversichtlichen Lächeln auf den Lippen in das Büreau des gestrengen Herrn, fest überzeugt, daß es nur weniger Worte bedürfen werde, das Mißverständniß aufzuklären.

Der Veteran blieb mit gezogenem Säbel an der Thür stehen, der Bürgermeister schob seinen schweren Stuhl als Interims-Barricade zwischen sich und den Gefangenen.

„Wo fandet Ihr ihn, Jacob?" fragte er.

„In Ihrem Garten, Herr Bürgermeister, dicht vor dem Fenster Ihres Büreau's."

Ein langgedehntes „Ah!" entrang sich den Lippen des gestrengen Herrn, der bedächtig in die Dose griff und eine mächtige Prise nahm, während er den forschenden Blick unverwandt auf dem Antlitz des jungen Mannes ruhen ließ.

Clemens konnte sich nicht enthalten, zu lächeln, für ihn hatte die Situation etwas Komisches.

„Sie werden entschuldigen, Herr Bürgermeister," sagte er, „ich habe mich insofern allerdings eines Vergehens schuldig gemacht, als ich ohne Ihre Erlaubniß —"

„Blondes Haar, blaue Augen, früher Weinreisender, Jacob — es trifft Alles zu," unterbrach der gestrenge Herr, wie mit sich selbst redend, die Entschuldigung des jungen Mannes. „Er heißt Conrad Fuchs!"

„Erlauben Sie, Clemens Schimmel!"

„Holla, das ist der erste Fall in meinem Leben, daß aus einem Fuchs ein Schimmel geworden ist," lachte der Veteran, und der Bürgermeister geruhte, diesen Witz beifällig zu belächeln.

Clemens aber wandte entrüstet sich um. „Wenn ich Ihnen die Beweggründe meines kleinen Vergehens nennen soll, so bitte ich Sie, diesen Mann abtreten zu lassen," sagte er.

„Jacob, Ihr bleibt!" rief der Bürgermeister. „Wenn Er auch Fuchs heißt, ein so schlauer Fuchs ist Er nicht, daß Er mich fangen kann! Er ist aus dem Zuchthause entsprungen, ich werde Ihn morgen dorthin abliefern lassen."

„Das muß ein Irrthum sein," erwiderte Clemens, indem er seine Brieftasche öffnete, „mein Name ist Schimmel, hier sind —"

„He — wo sind, was sind?" fuhr der gestrenge Herr mit schneidendem Hohn auf, als er bemerkte, daß der Gefangene plötzlich bestürzt wurde. „Hat Er Papiere? Eine Paßkarte — He?"

„Ja, ich besitze sie," fuhr Clemens, seine Entrüstung bemeisternd, fort, „leider vergaß ich, sie mitzunehmen; das Einzige, was ich Ihnen als Legitimation vorlegen kann, ist ein Preiscourant des Hauses Ernst Butterweck und Sohn, welches ich vertrete."

„Ein Preiscourant!" lachte der Bürgermeister, und es war ein entsetzliches Lachen, welches den jungen Mann ahnen ließ, daß er die Gefahr zu gering anschlug.

„Den man bei jedem Käsehändler sich verschaffen kann," brummte Jacob. „Der Wisch soll als Legitimation dienen? Ja, ja, die Weinreisenden!"

„Ernst Butterweck und Sohn machen in Schreibmaterialien," sagte Clemens entrüstet.

„Und da wird Er uns glauben machen wollen, daß Er hierher gekommen sei, um Siegellack und Bleistifte zu verkaufen?"

„Das nicht, es wäre eine lächerliche Thorheit, glauben zu wollen, daß die Leute in Derenberg soweit in der Bildung vorangeschritten seien!"

„Grob kann Er also auch werden?"

„Wenn man mich dazu zwingt, ja!"

„Also das war's nicht," spottete der Bürgermeister, während er auf dem Deckel seiner Dose einen Marsch trommelte, „was war's denn?"

„Nur unter vier Augen kann ich es Ihnen sagen."

„Lassen Sie sich nicht von ihm bethören,“ warnte Jacob.

„Fällt mir nicht ein,“ erwiderte der gestrenge Herr. „Ich habe vor diesem alten, treuen Soldaten keine Geheimnisse und ich glaube, die seinigen —“

„In Ihrem Interesse bitte ich Sie —“

„Bah — Flausen! Das Signalement trifft zu, Er ist der entflohene Zuchthäusler Conrad Fuchs und wäre Er's nicht, so berechtigt mich schon Sein ungesetzliches Eindringen in fremdes Eigenthum —“

„Gerade darüber wollte ich Sie aufklären.“

„Na, dann heraus mit der Sprache!“

„Verzeihen Sie die Frage, haben Sie eine Tochter?“

„Ja.“

„Agnes?“

„So heißt sie.“

„Sie kam heute Mittag mit der Post hier an!“

„Allerdings.“

„Dann bitte ich Sie, die junge Dame rufen zu lassen.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte der Bürgermeister.

„Sie wird bezeugen —“

„Daß auch Sie heute Mittag mit der Post gekommen sind?“

„Ja.“

Wieder lachte der gestrenge Herr und Jacob lachte pflichtschuldigst mit.

(Fortsetzung folgt.)

Entomologische Freuden im Süden.

(Schluß.)

Lepidopteren wie Vögel und Colibris, wie Insecten; Geschöpfe mit langnachschleifenden Flügeln oder wunderbar langen Schwänzen; andere mit abgeschmackt dünnen Beinen oder mit ebenso seltsamen Fühlhörnern; sehr entwickelte Kinnladen, an denen als Körper eine unförmliche Kugel sitzt; eigenthümliche Formen mit so langen fadenähnlichen Leibern, daß man nicht begreift, wie darin der Lebensproceß des Thieres vor sich gehen kann; helle und dunkele, laute und stille, harmlose und böse, immer aber schöne Erscheinungen führen dem Auge die überschwängliche Lebensfülle der südlichen Natur vor.

Mit Schätzen beladen kehrt der Entomolog von seinen Wanderungen heim; aber erst jetzt, wenn er seine Büchsen und Taschen öffnet, wird er inne, welchen unendlichen Reichthum er mit nach Hause gebracht hat. Das Thermometer steht auf 37—38 Grad Reaumur, und matt und laß setzt er sich zur wohlgerüsteten Abendmahlzeit nieder. Doch die süßen und würzigen Schüsseln laden nicht ihn allein zum Genusse. Keine einzige der flatternden, hüpfenden, kriechenden Insectenspecies, die ihn den Tag über aufgesucht haben, ist jetzt ohne ihren Repräsentanten; da sind die großen gefiederten Lepidopteren, welche in seine Lampe plumpen und unter seinen Gläsern umherwirthschaften oder hilflos ihm in die Zuckerschale fallen; die dicken, zwei bis drei Zoll langen Coleopteren mit fürchterlichen Kiefern und wundersamen Fühlfäden und zahllose kleinere Käfer, schwarz, braun, grün, Langbeine von fabelhaften Dimensionen, Motten, Schnacken und Mosquitos und natürlich Fliegen aller Kategorieen zu Tausenden. Das schwirrt und surrt und brummt; das löscht unserem Entomologen die Kerzen aus; das attakirt seine Nase; das verstrickt sich in die Wellen seines Backenbartes und in die Locken seines Haares; das stürzt in seinen Milchtopf und in seine Compotschüsseln; das patscht ihm über die Butter; das spinnt und wirbelt um seine Theekanne herum und kriecht ihm über Messer und Gabeln, zur Verzweiflung des aufwartenden Dieners, aber zum Entzücken des Naturforschers, dem es ist, als schwelge er im Paradiese.

Endlich wird es Zeit, sich in die Schlafkammer zurückzuziehen. Erquicklich streicht der Abendwind durch die offenen Fenster, mit ihm aber halten neue Wesen ihren Einzug. In wenigen Augenblicken hat ein Gewirr von Flügeln und Beinen den Docht seines Lichtes umsponnen und das Gemach mit dem Geräusch der an Decke und Wände schlagenden und prallenden Ungeheuer erfüllt. Die Kerzen verlöschen von ihren unablässigen Angriffen, und trotz der unerträglichen Hitze findet sich selbst unser begeisterter Entomolog nachgerade veranlaßt das Fenster zu schließen, um sein Abendbad in Ruhe zu genießen. Er entkleidet sich — doch was muß er entdecken? Sein ganzer Körper ist gesprenkelt von oben bis unten; nicht allein mit rothen Flecken und mit juckenden Hügeln, nein mit Dutzenden von kleinen dunkelbraunen Wesen, die so fest an ihm haften, daß er sie selbst mit der Hautbürste nicht beseitigen kann. Der Zustand ist nichts weniger als erfreulich, dennoch aber bemerkt er mit einer gewissen Genugthuung unter den zähen Schmarotzern mehrere ihm noch neue Gattungen von — Läusen. Freilich muß er sie eine nach der anderen entfernen, wenn er überhaupt auf Nachtruhe rechnen will, desgleichen muß er jedes Kleidungsstück aus dem Zimmer nehmen lassen, denn nur die Wäscherin ist im Stande, ihn erfolgreich von der vielköpfigen Thiercolonie zu befreien, die sich während seiner Waldexcursion bei ihm auf Rock, Hosen und Wäsche angesiedelt hat.

Eine sonderbare Erhöhung auf einer seiner Achseln, ein anderer solcher Auswuchs an seiner Seite, ein dritter zwischen seinen Rippen setzen ihn ein paar Minuten lang freilich in Verlegenheit. Er weiß nicht, was er aus der merkwürdigen Erscheinung machen soll, und erst, wie er dicht an das Licht herantritt, entdeckt er, woher die wunderlichen Hügel an seinem Leibe rühren: es sind die Leiber riesiger Holzböcke, deren andere Hälften, den Kopf voran, sich tief in sein Fleisch eingebohrt haben! Mit der größten Vorsicht, damit er die Thiere ganz und unverletzt in seinen Besitz bringt, zieht er die ungebetenen Blutsauger heraus und sieht nun, daß er drei verschiedenen Gattungen derselben hat zum Wohnsitz dienen müssen. Welchen sonstigen Attentätern alle die vielen anderen rothen Beulen und Schwülsten ihre Entstehung verdanken, ist auch unser Entomolog zu bestimmen außer Stande; er weiß nur, daß Wanzen, Chegoes und Chinches, Nigua und Tingua, bêtes-rouges, Augenbrauenmilben, brulots (Hitzköpfe), und wie alle die Tausende von saugenden, beißenden, stechenden und bohrenden kleinen Wütherichen heißen, sein Fleisch und sein Blut sich zum Labsal erkoren haben.

Ein [illegible] Plaggeist, welchem im „sonnigen Süden“ kein Mensch entgehen kann, der vielmehr Tag und Nacht nicht von ihm abläßt, ist die sogenannte Hühnermilbe, ein vielfüßiges Ungeheuer. Gleich dem Chegoe fällt sie hauptsächlich nur den frischgelandeten Europäer an, woraus hervorgeht, daß dieser kleine Blutsauger unterscheiden kann, was der feinsten chemischen Analyse bis jetzt noch nicht gelungen ist, die Verschiedenheit des menschlichen Blutes nämlich in den verschiedenen Klimaten und Ländern.

Es ist Juli geworden, die Hitze macht am Tage jedweden Ausgang unmöglich. Wir sitzen dann hinter den gazeumhüllten Fenstern ruhig im Zimmer und lesen. Mit Einem Male haben wir die Empfindung, als werde ein einzelnes Haar uns hurtig über die Hand gezogen. Wir sehen von unserem Buche auf, gewahren indeß im ersten Augenblicke nichts, dem wir jenes eigenthümliche Gefühl zuschreiben können, doch ist es uns, als bewegte sich etwas rasch über unser Handgelenk den Knöcheln unserer Finger zu. Wir sehen jetzt schärfer nach und bemerken nun, daß ein winziges Kügelchen mit erstaunlicher Geschwindigkeit über unsere Hand gleitet oder rollt. Das Ding ist so klein, daß wir es unfehlbar zerstören würden, wollten wir hastig darnach greifen, es bedarf vielmehr ungewöhnlicher Vorkehrungen, um es unversehrt und lebendig unter die Gläser unseres Mikroskops zu bringen. Sobald wir es aber hier sicher geborgen haben, erblicken wir das anmuthigst geformte und schmuckste Geschöpfchen, das man sich nur vorstellen kann, so

daß es uns ordentlich sauer ankömmt, es zu tödten. Und doch muß dies geschehen, denn das mikroskopische Wesen ist ein höchst schädliches Insect, welches keine Schonung verdient. Sein Stich verursacht eine sehr schmerzhafte Geschwulst, deren Gift viele Tage lang nachwirkt. Vor diesem Thier muß man eifrigst auf der Hut sein; vor Allem vermeide man, dem Taubenschlage oder dem Hühnerhofe nahe zu kommen, ja man nehme sich in Acht, sein Stubenvögelchen zu liebkosen, denn die Vögel, namentlich aber die Hühner, sind die eigentlichen Wohnplätze dieser bösen Acaren, denen, giebt man nicht sorgsamst Acht, in kurzer Zeit die ganze junge Brut des Geflügelhofes zum Opfer fällt. Auf einer Pflanzung am Golfe von Mexico, wo sich durch Nachlässigkeit des Dienstpersonals die Hühnermilbe in entsetzlicher Weise vermehrt hatte, konnte Jahre lang kein junges Huhn, kein junger Puter, keine junge Perlhenne aufkommen; die armen Hennen kränkelten und magerten auf ihren Nestern ab und sahen aus, als sei ihnen jeder Blutstropfen abgezapft worden; ihre Kämme und Schnabellappen verloren jede Spur von Farbe, und sobald die jungen Küchlein ausgebrütet waren, wurden sie von den Milben erstickt, die sich im Neste buchstäblich zu Haufen aufbauten. Sogar die Vögel draußen in der Freiheit des Waldes leiden an diesen grausamen Acaren; die Hauptbeute der letzteren aber sind die Hausvögel, denen der Mensch nicht die gehörige Pflege angedeihen ließ.

Sich von diesen merkwürdigen und beweglichen kleinen Geschöpfen frei zu erhalten, ist ein Ding reiner Unmöglichkeit. Sie scheinen aus der Luft herabzufallen oder sonst auf geheimnißvolle Art über uns zu kommen; sie sind eben da, man weiß nicht wie, nur ein leises Kitzeln, das uns plötzlich überrieselt, verräth ihre Gegenwart und die Geschwindigkeit ihrer Bewegungen.

Will man die Wohnung zeitweilig von ihnen läutern, so hat man kein anderes Mittel, als Eimer siedenden Wassers über den Fußboden zu gießen, wodurch man sich mindestens für die nächsten Stunden einige Ruhe schafft, um dafür freilich in der Hitze fast zu ersticken. Der Neger scheint von der Milbe weniger belästigt zu werden als der Fremde, dagegen wird er von den Chegoes auf das furchtbarste gequält. Diese letzteren Peiniger suchen die nackten Füße des armen Schwarzen dergestalt heim und graben sich so tief in das Fleisch ein, daß in dessen Folge der Verlust der Zehen nicht zu den Seltenheiten gehört. Das Insect legt nämlich seine Eier in das Fleisch der Negers und kann dann nur mit Hilfe der Chirurgie wieder daraus entfernt werden.

Zu allen diesen entomologischen Leiden oder Freuden, wie man es nennen will, kommen noch eine Schaar anderer, wie sie unzählige Gattungen von Spinnen, oft von märchenhafter Größe, freche Ohrwürmer, gräßliche mehrere Zoll lange Hundertfüße, sammt und sonders mehr oder weniger giftig und schlimmer als alle anderen, der Scorpion dem Menschen bereiten. Von den Ameisen des Südens ließen sich dicke Bücher schreiben, hier sei aber blos erwähnt, daß vor den Verheerungen dieser unermüdlichen Thiere nichts zu schützen im Stande ist als durchaus luftdichte Steinbehältnisse, und daß es innerhalb der Häuser ihrer kaum mindere Massen giebt als außerhalb derselben.

Ein berühmter Naturforscher erklärt, wie das Gebrüll der Löwen dem Walde und seinen Bewohnern nicht so furchtbar sei als das Gesumme der Millionen von Mücken und Fliegen, welche darin hausen. Zum Glücke haben wir mit dem „König der Thiere" noch keine persönliche Begegnung gehabt, wohl aber glauben wir Fliegen und Mücken in nördlichen und südlichen Klimaten gründlich genug zu kennen, und sind darum geneigt, die Wahrheit jenes Ausspruchs nicht in den leisesten Zweifel zu ziehen.

Mannichfaltiges.

— Die „Engl. Corr." schreibt: Die Raubanfälle auf offener Straße haben in den letzten Wochen die Polizeigerichte der englischen Hauptstadt außergewöhnlich stark in Anspruch genommen. Nahezu zwei Dutzend solcher Anfälle wurden seit dem Anfange voriger Woche begangen, und jetzt wird fast täglich von 2—3 Anzeige gemacht, an einem Tage waren ihrer sogar fünf. Diese Verbrechen, die nicht selten am hellen Tage und in belebten Quartieren verübt wurden, sind fast alle von derselben Art. Ein, zwei oder mehr Kerle kommen auf einen arglosen Spaziergänger, eine schwache Frau, auch wohl auf zwei Personen zugleich los, versetzen ihnen einen betäubenden Schlag und machen sich mit Uhr, Geld und Kette davon und zwar in den meisten Fällen gelingt dies, ehe das arme Opfer Hilfe rufen oder den Räubern nacheilen kann.

— Die Insel Corsica und insbesondere ihre Hauptstadt Ajaccio wird in einer bei J. P. F. E. Richter (Hamburg und Leipzig) erschienenen Monographie von Hrn. Dr. A. Biermann in Harburg als klimatischer Curort Brustkranken auf das beste empfohlen. Der Verfasser hat durch einen Winteraufenthalt auf der Insel vollständige Genesung von einem bereits weit vorgeschrittenen Lungenleiden gefunden und möchte nun diese Wohlthat auch Anderen zu Theil werden lassen. Nach seinen Mittheilungen hält Ajaccio's Klima eine günstige Mitte zwischen der trockenen Wärme von Kairo und Algier und dem feuchteren, mehr erschlaffenden Inselklima Madeira's, wonach die Fälle, für welche dasselbe vorzüglich paßt, von den Aerzten zu bestimmen sind.

— Wie der Suezcanal seiner Vollendung entgegenreift, tritt auch gelegentlich wieder das Project der Bahn durch das Thal des Euphrat in den Vordergrund. „Daily News" zieht die Vortheile der letzteren Route in Erwägung und hebt hervor, daß sie kürzer, gesünder und leichter ausführbar sei, als der Weg über Suez und das Rothe Meer. Während gerade letztere Strecke wegen der furchtbar drückenden Sonnenhitze von den Reisenden nicht wenig gefürchtet ist, zieht sich die Euphrat-Route durch die gesündesten Gegenden und würde außerdem die Reise nach Indien um eine volle Woche verkürzen. Das einzige, aber auch größte Hinderniß sieht „Daily News" in dem unbestimmten Zustande der Türkei. Frankreich möge das Unternehmen günstiger ansehen, als England den Suezcanal, die Türkei möge so weit gehen und die Zinsen für das ausgelegte Capital garantiren, aber wer werde dann für die Garantiemacht einstehen? Selbst die Westmächte dürften Anstand nehmen, die bleibende Neutralität einer Linie zu garantiren, die durch entfernte Länderstrecken eines absterbenden Staates und nicht fern von den Meeren und Besitzungen eines gewissenlosen Nachbars sich dahinziehen würde.

— Die Nordpol-Expedition ist im Gang, alles hat sich gut angelassen, wesentlich durch die Energie und das private Vorgehen eines Mannes, des Dr. Petermann. Dr. Otto Ule, der bekannte Naturforscher, giebt jetzt bei Quandt und Händel in Leipzig eine in Heften erscheinende illustrirte Schrift: „Die deutsche Nordpolfahrt", heraus. Er wird der Expedition in ausführlicherer Weise Beschreibung in Wort und Bild zu Theil werden lassen. Das erste Heft ist namentlich wegen der beigefügten vergleichenden Karte der projectirten Expeditionen, die fast gleichzeitig von England, Deutschland und Frankreich von den verschiedensten Punkten auf den Nordpol lossteuern, besonders interessant. Auch enthält es außerdem die Portraits von Dr. Petermann und Capitain Koldewey.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 87.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

Clemens Schimmel fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken, zum erstenmale lernte er die Macht eines Bürgermeisters kennen.

„Ich versichere Sie, daß meine Angaben auf Wahrheit beruhen," sagte er, „ich habe mit dem entsprungenen Verbrecher nichts gemein —"

„Jacob, führt ihn in's Cachot," fiel der gestrenge Herr ihm gemessen in's Wort, „ich werde morgen früh der Gerichtsbehörde Bericht erstatten und die schleunige Abholung des Gefangenen beantragen."

„Herr Bürgermeister, ich —"

„Halte Er den Rand, es ist zur Evidenz bewiesen, daß Er ein gefährliches Subject ist, ohne Legitimationspapiere reist ein ehrlicher Mann nicht, und in Schreibmaterialien kann hier Niemand Geschäfte machen. Außerdem ist Er zur Nachtzeit auf fremdem Grund und Boden betroffen worden — was also ist Er, wenn Er nicht der entsprungene Zuchthäusler sein will? Jedenfalls ist Er ein Vagabund, ein Lump!"

Dem jungen Mann war das Blut in den Kopf gestiegen, unwillkürlich ballten sich seine Hände, — aber er dachte an Agnes.

„Ihre Fräulein Tochter würde Sie sehr rasch über diesen Irrthum aufklären können," sagte er, „und wenn Agnes nicht Ihre Fräulein Tochter wäre, so dürften Sie sich auf einige passende Worte gefaßt machen, ich habe manchen Grobian kennen gelernt, aber —"

„Jacob!"

„Herr Bürgermeister!"

„Hinaus mit ihm!"

„Zu Befehl."

„Ihr werdet gut thun, ihm die Handschellen anzulegen, dieser Bursche scheint mir mit allen Hunden gehetzt zu sein."

„Vorwärts!" befahl der Veteran.

„Herr Bürgermeister, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß diese gesetzwidrige Handlung —"

„Hinaus!" donnerte der Gestrenge.

Clemens Schimmel sah wohl ein, daß alle Vorstellungen, Bitten und Warnungen fruchtlos sein würden, weshalb sollte er noch Worte verschwenden.

„Fragen Sie Ihre Fräulein Tochter und ziehen Sie bei dem Haus Ernst Butterweck und Sohn Erkundigungen ein, ehe Sie weitere Schritte in dieser Angelegenheit thun," sagte er, auf der Schwelle des Zimmers sich noch einmal umwendend, „es würde Sie später bitter gereuen, übereilt gehandelt zu haben."

Der Bürgermeister zeigte schweigend auf die Thür.

„Mit Leuten Eueres Schlages wissen wir schon umzuspringen," sagte Jacob, „auf dem Land ist man auch nicht mehr so dumm wie zu Großvaters Zeiten. Thut mir leid um Euch, Ihr seid ein schmucker Bursche, wäret besser Soldat geworden, aber nein, da hätten sie Euch in die Sträflingsjacke gesteckt, beim Kommiß spaßen Sie auch nicht."

Er war vor einer Thür stehen geblieben.

„Hier sind wir an Ort und Stelle," fuhr er fort, „ein eigenes Gefängniß haben wir noch nicht, da muß es denn ein Zimmer im Hause des Herrn Bürgermeisters thun. Aber glaubt deshalb nicht, daß Ihr uns entwischen könnt, wir haben unsere Maßregeln zu gut getroffen. Wartet einen Augenblick, ich hole die Laterne."

Clemens mußte über diesen Hüter und Wächter lächeln, der sich den Anschein eines Eisenfressers gab und dabei die Arglosigkeit eines Kindes besaß.

Er war allein, nichts hinderte ihn, das Haus zu verlassen. Aber durch die Flucht bekannte er sich schuldig, und dann war Agnes für ihn verloren.

Dadurch, daß das Gefängniß sich im Haus des Bürgermeisters befand, hatte es seine Schrecken für Clemens verloren, und eine Aufklärung des vorliegenden Mißverständnisses mußte ja auch erfolgen. Dann aber war er berechtigt, von dem Bürgermeister Genugthuung zu fordern für das himmelschreiende Unrecht, welches dieser ihm zugefügt hatte. Das also war einstweilen das Ende vom Liede!

Für die Dauer des Pfingstfestes im Gefängniß, wahrhaftig, fast reute es ihn, daß er die Wünsche und Bitten des Fräuleins Amalie Butterweck nicht berücksichtigt hatte.

Der Veteran kehrte jetzt mit der Laterne zurück; er öffnete die Thür und Clemens Schimmel fand unter den obwaltenden Umständen keine Ursache, sich über sein Gefängniß zu beklagen. Es war ein kleines, niedriges Gemach mit einem stark vergitterten Fenster und getünchten Wänden, aber es enthielt doch einen Tisch, eine Bank und eine Bettstelle, in der eine Strohmatratze und einige wollene Decken lagen.

Auch die Handschellen hatte Jacob mitgebracht, er machte Miene, sie dem Gefangenen anzulegen.

„Es ist unnöthig," sagte Clemens, „hätte ich entfliehen wollen, so würde ich es in dem Augenblick gethan haben, in welchem Ihr so unvorsichtig waret, mich unbewacht zu lassen. Und wenn ich wirklich ein so gefährlicher Verbrecher wäre, so könnten diese schwachen Eisen für mich kein Hinderniß sein."

Der letzte Grund mochte dem Veteran einleuchten; er steckte die Handschellen in seine Rocktasche. „Dann wäre es unnütz," sagte er.

„Gewiß," fuhr Clemens fort. „Ihr habt Euere Schuldigkeit gethan, aber der Herr Bürgermeister steht im Begriff, sein Amt zu verscherzen. Wenn Ihr etwas über ihn vermögt, so bewegt ihn, sich in der Stadt nach mir zu erkundigen; es giebt viele Leute mit blonden Haaren und blauen Augen."

„Aber nicht viele Weinreisende, die den Muth und die Gewandtheit besitzen, aus dem Zuchthaus zu entspringen. Was ist's mit Fräulein Agnes?"

Clemens hätte laut auflachen mögen über den schlauen, pfiffigen Ausdruck in dem Gesicht des alten Mannes, aber seine Stimmung war zu ernst dazu. „Nichts," erwiderte er. „Ihr könntet mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Ihr dem Fräulein das Vorgefallene berichten wolltet."

„Geht nicht an!"

„Weshalb nicht? Hier habt Ihr einen Thaler —“

„Schockschwerenoth. Herr — Bestechung,“ fuhr der alte Soldat auf. „Ihn soll der Teufel reiten, wenn —“

„Ereifert Euch doch nicht, trinkt morgen auf das Wohl des alten Marschall Vorwärts, das wird dem alten Haudegen im Grabe wohl thun. Na, seid kein Narr.“

„Bin's nie gewesen,“ sagte Jacob, während er zögernd das Geldstück annahm, „will die milde Gabe im Sinn des Gebers verwenden. Frisches Wasser und Brod bringe ich Euch morgen früh —“

„Ist das Alles, was mir gereicht wird?“

„Mohrenelement, glaubt Ihr, wir fütterten unsere Vagabunden mit Schweinsrippen nnd Eierkuchen?“

„Und Agnes?“

„Will sehen, was ich thun kann. Gute Nacht.“

Das Schloß knarrte, ein schwerer Riegel wurde geräuschvoll vorgeschoben, Clemens Schimmel befand sich allein mit seinen Gedanken.

In dem Haus war er jetzt, wie er es gewünscht hatte; Gott allein wußte, wann und in welcher Stimmung er es wieder verlassen sollte. Sehnsüchtig dachte er zurück an sein trauliches Stübchen, an Amalie Butterweck und ihren Vater; und als seine Seele sich genügsam mit ihnen beschäftigt hatte, holte sie die alten Bilder der Vergangenheit wieder hervor, um mit ihnen die düstere Gegenwart zu vergolden. Horch — draußen im Garten sang eine Nachtigall. Vielleicht lauschte auch Agnes diesen weichen, schmelzenden Klagetönen und — Clemens dachte wirklich ernstlich darüber nach, ob es für ihn vortheilhaft sein könnte, wenn er diesen Fingerzeig befolge und ebenfalls ein Lied anstimme; aber dieses Vorhaben scheiterte leider daran, daß ihm nur Trinklieder aus seiner lustigen Jugendzeit bekannt waren, aus jener Zeit, in welcher der Becher noch überschäumt, und mit solcher Empfehlungskarte legte er schwerlich Ehre ein, abgesehen davon, daß sie ihm vielleicht Grobheiten Seitens des Bürgermeisters eintrug.

5. Capitel.

Der Zauber eines Ordens.

„Ich gebe Dir mein Wort darauf, Papa, er ist so unschuldig wie ein Lamm! Der und ein entsprungener Zuchthäusler, wahrhaftig, es ist —“

„Kind, was weißt Du davon!“ fiel der Bürgermeister einigermaßen unwirsch seiner Tochter in's Wort, während er das Gesangbuch auf den Tisch legte und die seidenen Handschuhe abstreifte. „Gerade diese Verbrecher sind die gefährlichsten —“

„Es ist wirklich nichts weiter als ein Mißverständniß, Hugo,“ sagte die Tante, welche Vater und Tochter zur Kirche begleitet hatte. „Ein entsprungener Zuchthäusler reist wahrhaftig nicht mit der Post.“

„Nicht?“ fuhr der Bürgermeister über den Widerspruch erbost auf. „Gott vergebe mir die Sünde, daß ich am heiligen Pfingsttage mich einiger ihm nicht wohlgefälligen Worte bediene, aber ich kann nicht anders. Da soll ja ein heiliges Gewitter dem alten Jacob in den Magen fahren, hat dieses Plappermaul nichts Besseres zu thun, als sich eines heimathlosen Vagabunden anzunehmen? Was kümmerts ihn und Euch?“

„Der junge Herr hat sich auf mich berufen,“ schaltete Agnes ein.

„Und es kann Dir nicht zur Ehre gereichen, wenn Du ihn vertheidigen willst.“

„Du lieber Himmel, was liegt denn gegen ihn vor?“ fragte die Tante scharf.

„Das Signalement des Entflohenen stimmt mit dem seinigen ganz überein.“

„Als ob's nur eine bunte Kuh in der Welt gäbe!“

„Du wirst schwerlich zwei finden, die ganz egal gezeichnet sind.“

„Nun, und welche Merkmale geben Dir die Gewißheit, daß Clemens Schimmel nicht Clemens Schimmel, sondern Conrad Fuchs ist,“ fuhr die Tante in einem Tone fort, der jedem Widerspruch vorbeugen zu wollen schien. „Blonde Haare, blaue Augen! Das ist die Weisheit eines Dorfbürgermeisters —“

„Helene!“

„Ich nenne das Kind gerne beim richtigen Namen, gieb Acht, Du drechselst Dir selbst eine Nase an, gegen die unser Kirchthum eine Erbse ist.“

„Er hat keinen Paß, keine Papiere —“

„Ach so! Nun wir hatten auch keine Pässe, keine Papiere, ich möchte Dich gesehen haben, wenn wir daraufhin als vagabundirende Weibspersonen eingesteckt worden wären! Hugo, Hugo, sei —“

„Ich weiß, was ich thue,“ fiel der Bürgermeister ihr in's Wort, und Tante Helene konnte, wenn sie wollte, das Zuklappen der Dose als bekräftigendes Ausrufungszeichen hinter diesem Satze betrachten.

Aber dazu schien sie durchaus nicht geneigt zu sein. „Ich möchte Dir rathen, genaue Erkundigungen über den jungen Herrn einzuziehen, bevor Du ihn durch Gendarmen —“

„Was kennst Du von meinen Amtspflichten!“ fuhr der gestrenge Herr gereizt auf. „Er ist zur Nachtzeit in meinem Garten betroffen worden, das allein genügt, ihn zum Verbrecher zu stempeln.“

Tante Helene warf ihrer erröthenden Nichte einen bedeutsamen Blick zu, der dem Bürgermeister entging, weil die Magd ihm unter Ueberreichung einer Karte den Besuch eines fremden Herrn meldete.

„Freiherr Franz von Degenfeld, Geheimsecretär im Ministerium des Innern,“ las der bestürzte Herr und fast wäre die Karte seiner zitternden Hand entfallen.

„Mein Gott, ein Geheimsecretär in meinem Hause,“ sagte er, „was mag er wollen?“ Dann aber sich würdevoll emporrichtend und das Haupt stolz in den Nacken werfend, fuhr er fort: „Seine Excellenz werden auf der Durchreise von meiner Amtsführung Einsicht nehmen wollen, wahrhaftig, sie hätte zu keiner günstigeren Zeit kommen können.“

Stolz, als habe der Monarch selbst sein schlichtes Haus beehrt, schritt er hinaus, aber vor der Thür des Staatszimmers, in welchem der Fremde ihn erwartete, blieb er zögernd stehen und ein Zug der Verlegenheit und ängstlichen Besorgniß glitt über sein Antlitz. Er griff tief in die Dose hinein, nahm, jedes Geräusch vermeidend, verstohlen eine Prise und trat ein.

„Excellenz,“ stotterte er — „die Ehre“ —

„Bitte, geben Sie mir keinen Titel, der mir nicht gebührt,“ erwiderte der junge Mann lächelnd, „ich bin nur ein schlichter Geheimsecretär und befinde mich augenblicklich auf einer Inspectionsreise.“

Das Antlitz des Bürgermeisters erheiterte sich, ein Lächeln stolzer Selbstbefriedigung umspielte seine Lippen. Mit der Höf-

lichkeit eines vollendeten Weltmannes bat er seinen Gast, Platz zu nehmen und ihm die Ehre zu erzeigen, eine Einladung zum Mittagessen anzunehmen.

Der Geheimsecretär verneigte sich dankend, der gestrenge Herr zog die Schelle und gab der Magd die nöthigen Befehle. Er that das mit einer Miene, als ob er die Magd darauf aufmerksam machen wolle, daß es ihre Pflicht sei, sofort für eine Bekränzung des Hauses ja des ganzen Dorfes Sorge zu tragen, der am Abend eine allgemeine Illumination folgen müsse.

„Wie ich Ihnen schon sagte, befinde ich mich auf einer Inspectionsreise," nahm der Geheimsecretär wieder das Wort, „aber diese Reise gilt nur denjenigen Herren Bürgermeistern, die durch ihren Pflichteifer und ihre Amtstreue in den jüngsten Jahren sich ausgezeichnet haben."

Der Bürgermeister von Derenberg bot seinem Gast eine Cigarre an.

„Seine Excellenz der Herr Minister haben mich mit dem Vertrauen beehrt, diese mir sehr angenehme Reise zu unternehmen und später ihm Rapport zu erstatten," fuhr der junge Herr fort, indem er seine umfangreiche Brieftasche öffnete und ein Schreiben herausnahm, welches an seinem unteren Ende ein großes Siegel trug. „Es handelt sich; aber das muß vorläufig ein streng verschwiegenes Geheimniß bleiben, um die Decorirung dieser Herren. Die Motive werden Ihnen einleuchten. Der Staat hat leider nicht die Mittel, Gehaltsaufbesserungen zu bewilligen, er muß also auf anderem Wege die treuen Diener belohnen und da —"

„Ich verstehe, Herr Baron — in der That eine zu große Ehre, die —"

„Bitte, es ist nur ein Act der Gerechtigkeit, der zugleich die Herren Collegen der Decorirten zu eifrigem Nachstreben aufmuntern soll. Sie werden begreifen, daß die Aufstellung der Listen zum nächsten Ordensfest mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, zumal in diesem Jahre die Verleihungen in großem Maßstabe erfolgen sollen. Nun ich hoffe in meinem Ressort der Aufgabe gewachsen zu sein, und es freut mich recht sehr, einem dieser würdigen Staatsdiener die Hand drücken zu dürfen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lebenslauf.

Der König der Pariser Lumpensammler ist nicht mehr. Vor Kurzem hauchte St. Armand in einer elenden breternen Mansarde, in einer dumpfen, feuchten Stube, auf einem Strohlager seine Seele aus. Am nächstfolgenden Tage, an einem Mittwoch, in den ersten Morgenstunden, wurde der Leichnam in aller Stille auf einen Karren geladen, um in einem gemeinsamen Grabe auf dem Friedhofe zu Montmartre die letzte Ruhestätte zu finden. Die Nachricht von dem Tode dieses Lumpensammlers fiel wie ein bitterer Wermuthstropfen in den schäumenden Becher der Lust so manches Roués, von denen das Straßenpflaster des modernen Babylon wimmelt, denn St. Armand's Biographie ist ein memento mori für Jeden, der noch eines Gedankens in seinem blasirten Gehirne fähig ist, St. Armand's Memoiren sind lehrreicher als manche Fastenpredigt. In den ersten Tagen des Julikönigthums, als der Mann, der nach Lafayette's Ausspruch „die beste Republik" repräsentirte, mit dem rothen Parapluie über die macadamisirten Boulevards flanirte, verkündete der Theaterzettel, daß eine Demoiselle Barbarini die „Sylphide" in der großen Oper tanzen werde. Barbarini glich dem Mädchen aus der Fremde, Niemand wußte zu sagen, woher sie kam, und doch erzählte die tausendzüngige Reclame Wunder von ihr, sie war die verkörperte Grazie des Tanzes, sie kam direct aus dem Olymp, „um die Ecke links, da wo die Höckerin sitzt," sagte Heine. Barbarini kam, sah und siegte, die Pariser waren von dem glänzenden Erfolge der Tänzerin wie berauscht. Jules Janin, der Feuilletonist der „Debats", bewies mit der Gründlichkeit eines Heraldikers, daß dieses Mädchen ein Kind der großen Nation sei, das Auftreten der Barbarini auf den Bretern der großen Oper wurde als ein Nationalsieg proclamirt. Die Siege der Barbarini waren so zahlreich, daß man mit ihren Lorbeeren die ganze Armee der großen Nation hätte schmücken können, und dieses Wunderkind liebte, ja noch mehr, es entfloh mit seinem Liebhaber, der Marquis St. Armand hieß. Der Roman der gefeierten Barbarini gab den Feuilletonisten viel zu schaffen, das Glück St. Armand's wurde in allen Zungen der Welt gepriesen; während Barbarini in London am Drurylane-Theater mit der Kunst ihrer Beine die Pfunde aus den vollen Taschen hervorzauberte, spielte St. Armand in den Clubs und nach Jahresfrist kehrten Beide nach Paris zurück — arm wie die Kirchenmäuse von St. Paul und Notredame von Paris. Die „göttliche Fanny" hatte mittlerweile der Barbarini mit Erfolg Concurrenz gemacht; es entstand ein Wettkampf mit den Beinen, der die Pariser Welt außer Athem brachte. St. Armand begann nun einzusehen, daß gewöhnliche Kunstmittel nicht mehr ausreichten, um der Barbarini zum Siege zu verhelfen, außerodentliche Mittel mußten erdacht und herbeigeschafft werden, um den erblassenden Stern am Himmel Terpsichore's im neuen Strahlenglanze erscheinen zu lassen. Das Kleid der Sylphide sollte die gesunkenen Flügel des Seraphs auf's Neue beschwingen. Die Sylphide sollte in einem silberdurchwirkten Kleide den Meeresfluthen entsteigen, das Kleid sollte von echten Perlen strotzen, Smaragden den Fächer schmücken, das Unerhörteste, das für unmöglich Gehaltene sollte sich verwirklichen, durch Glanz und Luxus sollten die Augen der verwöhnten Pariser Kinder geblendet werden, und dazu gehörte viel, sehr viel Geld, über hunderttausend Francs, während er und sie, wie gesagt, arm waren wie die Kirchenmäuse. Die Tänzerin machte ihrem herabgekommenen Galan bittere Vorwürfe, sie weinte Tag und Nacht über ihr Unglück, und man weiß, was Weiberthränen bedeuten, zumal wenn es die schönen Augen einer saloppen Tänzerin sind, können sie Steine erweichen und St. Armand war kein Stein, zumal da er wußte, daß der russische Nabob Graf Schugaloff als Nebenbuhler im Hintergrunde stand. In seiner Verzweiflung rannte St. Armand von Mäller zu Mäller; dieses allerorten poesielose Geschlecht wollte der Zukunft der Beine einer Barbarini nicht vertrauen, und in seiner Verzweiflung blieb der unglückliche Mann an einem Dornstrauche hängen, der in Gestalt einer polnischen Gräfin Wanda auf seinem Lebenswege sich entgegenstellte. Die Gräfin war eine Dame von 40 Jahren, doch stolz und feurig, leidenschaftlich und heiß, sie liebte St. Armand mit der Gluth eines Moskowitischen Brandes und sie wähnte sich von dem jungen St. Armand wiedergeliebt, er schenkte ihr sein Herz, sie ihm ihr Portefeuille mit Bankbillets, die Barbarini hatte ihr Kleid, ihre Perlen, ihren Smaragdfächer mit Moskowitischem Gold erkauft, sie triumphirte über die göttliche Elsler, und der dicke Jules Janin konnte ein ganzes Feuilleton über das Wunderkleid der Tänzerin schreiben, eine ganze Woche hindurch sprach man in den Salons von nichts Anderem als von dem Wunderkleide der Tänzerin, und Heine schrieb an Cotta's „Allgemeine Zeitung": „Es ist ein Glück, daß die Tänzerinnen nur kurze Kleider tragen, sonst müßten sich ihre Galans in Metternich'sche Staatsschulden stürzen, um für ihre Unschuld das Feigenblatt herbeizuschaffen." Die schöne Barbarini war glücklich in ihren Triumphen, St. Armand in den Armen der Gräfin Wanda.

Eines Tages stürzte Czartoryski, der Chef der polnischen Emigration, verzweifelt in das Bureau des Polizeiministers. Ein unerhörtes Attentat war verübt worden, die Cassette der Gräfin Wanda war von einem unbekannten Frevler erbrochen,

die Statuten, Pläne, Namensregister der polnischen Emigration geraubt, das Leben von Tausenden stand auf dem Spiel, ein großer Theil des in Polen lebenden Adels war compromittirt, Nikolaus kannte kein Erbarmen. Die der Gräfin Wanda geraubten Papiere dem unbarmherzigen Czar ausgeliefert, hieß ein Blutbad so groß wie das Weltmeer anrichten. Der Polizeiminister eilte zum König, der König berief Herrn v. Guizot, Guizot conferirte mit den Gesandten der Großmächte, während dessen die Papiere Wanda's nach St. Petersburg wanderten, und die Barbarini konnte sich rühmen, im nächsten neuen Ballet ein Kleid getragen zu haben, das das erstere an Pracht und Eleganz weit verdunkelte, denn St. Armand war nunmehr wieder ihr Liebhaber. Der Czar ist zwar weit, aber seine Rubel flossen in St. Armands Sack, man spricht, daß die Papiere, die er der Gräfin Wanda stahl, ihm eine halbe Million eintrugen. Auf Grund der Papiere Wanda's begann nunmehr in Warschau eine Razzia, gegen welche der Bethlehemitische Kindermord eine Kleinigkeit war. Die Gräfin Wanda vergiftete sich, St. Armand folgte als Leidtragender ihrer Leiche. Bald darauf ging er mit seiner Barbarini nach Amerika, die Yankees überschütteten die Tänzerin in ihrem Kunstparoxismus mit Dollars, die St. Armand stets gewissenhaft wieder verspielte. In St. Francisco nahte sich die Tänzerin unvorsichtig der Rampe, ihr Kleid fing Feuer und ehe Rettung geschafft werden konnte, lag die so gefeierte und bewunderte Tänzerin — ein verkohlter Leichnam auf dem Podium.

Das Publicum war vor Bestürzung außer sich, noch mehr aber St. Armand, denn er war plötzlich ein Bettler geworden. Die Tänzerin war seine einzige Erwerbsquelle gewesen, und diese war nun versiegt. Um sich Reisegeld nach Europa zu verschaffen, das Silberkleid der Tänzerin war längst verspielt, stellte er den Leichnam der Gefeierten in einer Bude zur Schau aus gegen ein Eintrittsgeld von einem Dollar. Siech an Geist und Leib kehrte St. Armand nach Paris in dem Momente zurück, da Louis Philipp unfreiwillig von dort abreiste. Der Pole Czinowski erkannte den Räuber der Papiere Wanda's und schoß ihn im Bois de Boulogne zum Krüppel. Mit einem Bein hinkte der Elende nach langem Siechthum auf dem Pariser Straßenpflaster, von aller Welt verachtet, von seinen Freunden verstoßen und verlassen, ein elender Mensch. Ein Falschspieler von Profession war St. Armand der Verfolgung der Polizei Preis gegeben, die ihn überall suchte und fand. Seine Menschenkenntniß machte sich endlich die Polizei zu Nutzen, er war ein gut bezahlter Polizeispion. Die Wege der Vorsehung und Polizei sind unergründlich. Eines Tages war St. Armand aus dem goldenen Buche der Polizei, in welchem jeder Polizeiagent ein Blatt hat, für immer gestrichen, und er wurde — ein Lumpensammler. Der Roué von ehedem suchte nun im Kehricht sein Brod, wühlte in den Cloaken und suchte Trost im Absynth, der ihm die Champagnernächte von ehedem vergessen machte.

Der Elende war zu tief gesunken, als daß sich noch Jemand um ihn gekümmert hätte, nichts hatte er aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet als die Verachtung aller jener, die ihn einst gekannt. Da erschien er eines Tages bei dem Buchhändler Michel Levy, um ihm seine Memoiren zum Kaufe anzubieten. Der stolze Titel dieses Werkes lautete: „Memoiren eines Lumpensammlers.“ Der Buchhändler nahm das beschmutzte Manuscript aus den noch schmutzigeren Händen des Lumpensammlers und übergab es Herrn Feydeau zur Beurtheilung. Das Urtheil des Romanciers der „Fanni“ lautete durchaus ungünstig, er gab dem Menschen, der ehedem Millionen verschwendete, 100 Frs., die dieser mit Dank annahm. Feydeau hatte nunmehr in den „Memoiren eines Lumpensammlers“ ein reiches Material zu einem vielbändigen Romane gewonnen, welches er in seinem Buche: „Der Mann einer Tänzerin“ sehr reich verwerthete. Wir wollen für das unsaubere Buch Feydeau's keine Reclame machen, ebenso wenig als wir dem Helden seines Buches eine Thräne nachweinen möchten, aber das Leben dieses Pariser Lumpensammlers ist ein lehrreiches Beispiel, darum versehen wir es mit dem Spruche:

„Memento mori!“

Mannichfaltiges.

— Am 20. März wurde die Bank von Lang u. Co. in Russelville (Kentucky) bei hellem Tage von einer Räuberbande geplündert. Den Vorgang theilten dortige Zeitungen wie folgt mit. Etwa zehn Tage vorher stellte sich ein Mann, der sich auf Befragen Thomas Colburn aus Louisville nannte, auf der Bank ein, um eine verdächtige Note zu wechseln. Zurückgewiesen wiederholte er in den folgenden Tagen mehrmals den Versuch, zuletzt mit einem Gefährten und mit ganz offenbar gefälschten Banknoten. Endlich am Freitag den 20., Mittags gegen 2 Uhr, als Herr Long, Mstr. Barclay, ein Schreiber der Bank, und Mstr. Simmons, ein unweit Russelville wohnhafter Landbesitzer, sich gerade im Kassenlocal befanden, sah man Colburn und zwei andere Männer auf das Gebäude zugeritten kommen und ihre Pferde vor der Thür anbinden. An jedem Sattel waren Ranzen befestigt. Die drei traten zusammen ein, Colburn warf eine falsche Fünfzig-Dollars-Note auf den Tisch, und als der Banquier sich weigerte, sie zu nehmen, hielt er diesem plötzlich einen Revolver an den Kopf und rief ihm zu, sich zu ergeben. Long versuchte nach der hinteren Ausgangsthür zu flüchten, ein anderer Räuber packte ihn jedoch und feuerte bei dem Ringen auf seinen Kopf. Die Kugel schrammte jedoch zum Glück nur den Schädel, und nach einem verzweifelten Kampfe gelang es Mr. Long, seinem Bedränger zu entwischen und aus dem Zimmer zu entkommen, dessen Thür er hinter sich zuschlug, worauf er, um Hilfe rufend, nach der Straße eilte. Dort fand er jedoch zwei andere Banditen zu Pferde, die, mit Spencerbüchsen (von hinten zu laden) und Pistolen bewaffnet, auf Alles schossen, was sich auf der Straße zeigte. Während dessen hatten Colburn und der dritte Räuber die beiden anderen im Banklocal anwesenden Personen bei dem geringsten Widerstand mit dem Tode bedroht und sich dann daran gemacht, die Bank zu plündern, von deren Einrichtung sie durch die früheren Besuche die genaueste Kenntniß hatten. In der Tageskasse befanden sich etwa 9000 Dollars in Papiergeld. Außerdem nahmen sie aus dem Kassengewölbe mehrere Säcke mit Gold und Silber und brachen alle Fächer auf, ließen aber Schuldscheine ꝛc., die zur Entdeckung führen konnten, liegen. Die Bürger von Russelville hatten sich unterdeß mit Allem, was zur Hand war, bewaffnet und rückten gegen die ausgestellten Posten; diese hielten aber mit ihren Büchsen die Menge in Schach, bis die Räuber im Innern ihr Werk ganz gethan hatten. Als ein Bewohner des Hauses, Mr. Owns, dasselbe durch die Hinterthür erreicht hatte, und auf sie aus dem Fenster zu schießen begann, feuerten sie gegen ihn und verwundeten ihn, und erst, als die Menge sie zu umringen drohte, riefen sie nach ihren Gefährten. Diese hatten endlich ihr Werk gethan, stürzten mit den gefüllten Satteltaschen heraus, warfen sich auf die Pferde und die ganze Bande sprengte nun unter den schlecht gezielten Salven der Bürger mitten durch diese hindurch, dem Ausgang der Stadt zu und auf und davon. Obwohl verfolgt, verlor man in dem etwa 5 Meilen entfernten Walde alle Spur von ihnen.

— Zur Charakteristik der neuen ägyptischen Repräsentantenkammer erzählt ein Correspondent der „A. Z.“ aus Alexandria Folgendes: „Die gewählten Deputirten Aegyptens hatten gehört, daß in Europa die Anhänger der Regierung sich auf die rechte Seite des Saales zu setzen pflegten. In dem Bestreben, ihrer Ergebenheit einen möglichst energischen Ausdruck zu geben, entstand beim Eintritte in den Saal ein solches Drängen nach der rechten Seite, daß die linke Hälfte desselben ganz unbesetzt blieb. Ob seitdem die Regierung ihre Deputirten unter Anerkennung ihrer Loyalität bewogen hat, in etwas bequemerer Weise Platz zu nehmen, ist uns nicht bekannt.“

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 88.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister von Derenberg saß da gleich einer aus Sandstein gemeißelten Statue. Im Anfang begriff er es nicht, und als er es begriff, da raubte die Freude ihm die Sprache. Er decorirt? Das war sein kühnster Wunsch gewesen, aber er hatte noch nicht gewagt, an eine Erfüllung desselben vor seiner Pensionirung zu denken. Und nun? Wahrhaftig, wenn der Geheimsecretär ihm gesagt hätte, zu dieser Decorirung bedürfe es auch der technischen Fertigkeit eines Seiltänzers, der gestrenge Herr würde augenblicklich den Versuch gemacht haben, ob es ihm gelingen werde, sich binnen Kurzem diese Fertigkeit zu verschaffen. Der Orden und das farbige Band schwebten in strahlender Schönheit vor seinem geistigen Auge, er hätte eine namhafte Summe sofort gezahlt, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, das Knopfloch seines Fracks schon heute zu schmücken.

„In der That, Herr Baron, diese allerhöchste Gunst überrascht mich," sagte er verwirrt, „ich habe nie zu hoffen gewagt, daß man an allerhöchster Stelle —"

„Sich für Sie interessiren könne?" fragte der junge Mann mit wohlwollendem Lächeln. „Ah — wir sind besser unterrichtet, wie Sie und ihre Herren Collegen ahnen."

„Und da freut es mich, daß Sie gerade heute gekommen sind," entgegnete der Bürgermeister, der in diesem Augenblick die wunderbare Entdeckung machte, daß auch die Freude zu den schweißtreibenden Mitteln gezählt werden darf. „Es ist mir gestern Abend gelungen, einen aus dem Zuchthaus entsprungenen Verbrecher wieder einzufangen."

Der Geheimsecretär entfärbte sich, seine Wangen wurden erdfahl, von seinen Lippen verschwand das Lispeln und sein Blick wurde stier und glasig. Aber der Bürgermeister von Derenberg bemerkte das nicht, und selbst wenn er es bemerkt hätte, würde es ihn nicht befremdet haben.

„Einen gewissen Conrad Fuchs," fuhr er fort, natürlich läugnet der Vagabund, er versteckt sich hinter einen falschen Namen und den Preiscourant eines Schreibmaterialienhändlers. Mich überlistet so leicht Niemand, Herr Baron, ich schaue den Menschen in's Herz hinein und weiß, daß ich mich auf meinen Scharfblick verlassen kann. Der Schuft nennt sich Clemens Schimmel, ich frage Sie, muß nicht schon der Name „Schimmel" Verdacht erregen?"

„Sie haben Recht," entgegnete der Secretär, dem eine schwere Last von der Seele zu fallen schien, „der Name muß Verdacht erregen. Ich bewundere Ihren Scharfblick."

Der Bürgermeister lächelte geschmeichelt, der Orden konnte ihm nicht entgehen.

Da die Magd in diesem Augenblick meldete, daß der Tisch gedeckt sei, so erhoben die Beiden sich, um in's Familienzimmer zu gehen, und der gestrenge Herr zeigte in seiner Haltung, seinem Auftreten und seinem ganzen Wesen, wie stolz er auf die Ehre war, einen geheimen Secretär Seiner Excellenz bewirthen zu können.

Agnes und Tante Helene konnten beim Anblick des Herrn Barons ihr Erstaunen nicht verhehlen; auch der Geheimsecretär schien eingermaßen überrascht zu sein. Aber die Fassung verlor er nicht.

„Das ist eine drollige Situation," sagte er lächelnd, „gestern gab ich mich bei Ihnen für den Reisenden des Hauses Gerson in Berlin aus und heute erscheine ich als Geheimsecretär im Ministerium des Innern."

„In der That," stotterte Agnes verwirrt, „Sie werden einsehen, wie unerwartet —"

„Reisender des Hauses Gerson?" fragte der Bürgermeister, der nicht minder erstaunt und zugleich befremdet seine Damen anblickte. „Das muß doch wohl eine Verwechselung sein, ein Irrthum —"

„Durchaus nicht," unterbrach der Geheimsecretär ihn gelassen, „ich selbst sagte gestern den Damen, ich heiße Franz Kugler und reise für das Haus Gerson. Sie werden mir hoffentlich die kleine Nothlüge verzeihen, meine discrete Stellung nöthigt mich dazu —"

„Das glaube ich sehr gern," erwiderte der Bürgermeister zustimmend, „hochgestellte Personen sind sehr oft gezwungen, incognito zu reisen."

Der Geheimsecretär verneigte sich dankend, obschon es eines Dankes von seiner Seite nicht bedurfte; es lag ja im Interesse des gestrengen Herrn, für die Lüge, die unter anderen Umständen ihn mißtrauisch gemacht haben würde, eine Deutung zu suchen, welche Alle befriedigte. Die Suppe wurde aufgetragen und das Haus Gerson vergessen.

Der Bürgermeister bemühte sich, seinem Gast zu beweisen, wie sehr er verdiente, den ihm zugedachten Orden zu tragen; ohne auf die Anwesenheit der Damen Rücksicht zu nehmen, sprach er fast nur über die Pflichten und Obliegenheiten seines Amtes, und der Geheimsecretär wäre der Dummste der Dummen gewesen, wenn er nicht im Laufe des Gesprächs die Ueberzeugung erhalten hätte, daß der Bürgermeister von Derenberg an Einsicht, Verstand, Scharfblick und Amtseifer alle anderen Collegen um Kopfeslänge überrage.

Auch auf den Gefangenen kam die Rede, und Tante Helene benutzte diese Gelegenheit, sich nochmals zu seiner Fürsprecherin aufzuwerfen. Sie appellirte an das Urtheil des Herrn Barons, aber der junge Herr schüttelte zweifelnd das Haupt und äußerte die Ansicht, daß jener Clemens Schimmel ein ebenso schlauer als verwegener Verbrecher sein könne und man sehr wohl thue, sich jedes Urtheils zu enthalten, so lange man nicht den vollgiltigen Beweis habe, daß dieser Herr in der That derjenige sei, für den er sich ausgebe. Damit mußten beide streitende Parteien zufrieden sein; es war eine Antwort, welche keine Opposition hervorrufen konnte.

Der Bürgermeister erklärte, daß er der Firma Ernst Buttenweck und Sohn bereits geschrieben habe und die Antwort wohl schon am nächsten Tage eintreffen werde, bis dahin wolle er die Angelegenheit ruhen lassen. Damit war auch dieses Them-

erschöpft, der Geheimsecretär widmete jetzt seine ganze Aufmerksamkeit der Tante, welche sich durch die liebenswürdigen Schmeicheleien des jungen Herrn sehr geehrt fühlte.

Das Dessert war aufgetragen, der Bürgermeister lud seinen Gast zu einem Spaziergang ein, auf welchem er ihm den Beweis liefern wollte, daß auch die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheit nicht in besseren Händen ruhen konnte. Der Baron warf einen Blick auf die Uhr, er schien zu zögern.

„Sie werden doch nicht schon heute wieder abreisen wollen?" fragte der Bürgermeister betroffen.

„Ich hatte es nicht vor," entgegnete der Geheimsecretär ausweichend, „aber Gründe nöthigen mich dazu."

„Ah — das wäre unangenehm, Herr Baron, ich hatte mich schon der Hoffnung hingegeben, Sie heute Abend —"

„Ja, ja, auch mir ist es unangenehm, aber — ha, ein College, oder wenn Sie wollen Vorgesetzter will heute Abend hier mit mir zusammentreffen, und offen gesagt kann ich dem Herrn Geheimrath nicht zumuthen in der Herberge hier zu übernachten. Der Herr Geheimrath befindet sich ebenfalls auf einer Inspectionsreise, wir beide sind mit einander befreundet, wir gedenken, von hier aus eine Strecke gemeinschaftlich zurückzulegen."

Der Bürgermeister hatte mit Tante Helene inzwischen einen vielsagenden Blick gewechselt. „Wenn ich dem Herrn Geheimrath in meinem schlichten Hause ein Nachtlager anbieten darf, die Annahme desselben würde mich stolz und glücklich machen," sagte er.

„Sie sind außerordentlich zuvorkommend —"

„Nur meine Pflicht —"

„Ich nehme es im Namen des Herrn Geheimraths mit dem verbindlichsten Danke an."

Der Herr Bürgermeister schien schon jetzt stolz und glücklich zu sein — nun war der Orden ihm sicher.

„Ein liebenswürdiger Herr!" sagte die Tante, nachdem die beiden Herren hinausgegangen waren.

Agnes stand am Fenster und blickte gedankenvoll hinaus. „Oder ein großartiger Schwindler!" erwiderte sie.

Bestürzt blickte die Tante das Mädchen an. „Kind, wie kommst Du auf diese Idee?" fragte sie. „Hast Du Gründe, die —"

„Durchaus nicht, aber eine innere Stimme warnt mich vor ihm. Der glänzende Firniß täuscht mich nicht, ich habe in seinen Augen gelesen und — — aber Papa muß das wissen, eine Warnung wird er nicht beachten und ich fühle keine Lust, seinen Spott zu wecken."

Tante Helene schüttelte mißbilligend das Haupt, über ihr freundliches Gesicht glitt flüchtig ein Schatten des Unmuths. „Du denkst zu viel an den Gefangenen," sagte sie mit leisem Vorwurf.

In den Augen des Mädchens blitzte es auf, es war, als ob diese Antwort mit rauher Hand das Heiligthum ihrer Seele angetastet habe. „Kannst Du mir es verdenken?" fragte sie. „Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß der junge Herr unschuldig leidet. Vielleicht meinetwegen!" fügte sie leise hinzu.

„Deinetwegen? Kind, wie verstehe ich das?"

„Es ist nur eine Vermuthung — aber —"

„Vermuthungen sind dem Rauch zu vergleichen, wie nun das Feuer ihn erzeugen kann, so müssen auch Vermuthungen sich auf Gründe stützen."

Agnes schwieg.

„Sollte man nicht glauben, Du hättest dem jungen Herrn schon zu tief in's Auge geschaut?" fuhr die Tante nach einer kurzen Pause fort. „Sei nicht so thöricht, liebes Kind."

„Wäre es eine Thorheit?" fragte Agnes nachdenklich.

„Ja."

„Nun, so möchte ich wünschen, daß — — sage mir aufrichtig Tante, kannst Du glauben, daß er ein Verbrecher ist?"

„Nein."

„Ich danke Dir. Ich weiß nicht, was mich bewegt, so großes Interesse an ihm zu nehmen, vielleicht würde er mir gleichgiltig geblieben sein, wenn nicht sein Geschick mein Mitleid und meine Theilnahme geweckt hätten. Sind wir nicht verpflichtet, ihm das harte Loos zu erleichtern? Papa hat eine Ungerechtigkeit begangen, ich hoffe und vertraue darauf, daß er morgen die Beweise dafür erhalten wird, aber bis dahin — — Tante wir können Vieles thun, weshalb zögern wir noch?"

Tante Helene besaß ein weiches Herz, sie hätte gerne den Bitten ihrer Nichte nachgegeben, aber sie fürchtete die Verantwortung. „Wenn er nun doch ein Verbrecher wäre?" sagte sie.

„Er soll uns sein Ehrenwort geben, daß er nicht entfliehen will," erwiderte Agnes ungeduldig.

„Ein Verbrecher und — Du lieber Gott, ich möchte den Auftritt nicht erleben! Dein Vater seines Amtes entsetzt, ich mit Schimpf und Schande — nein, nein, der Mensch versuche die Götter nicht!"

„So übernehme ich es allein," sagte Agnes entschlossen, „der alte Jacob soll mir beistehen. Das blaue Stübchen oben wird selten benutzt, Papa wird nicht hineingehen, dort mag er übernachten. Eine gute Schüssel und eine Flasche Wein soll er auch haben —"

„Kind, Kind," warnte die Tante.

„Es geschieht hinter Deinem Rücken, sei unbesorgt, wenn's schief geht, so —"

„Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Dich soll kein Vorwurf treffen können."

Eine geraume Weile blickte Tante Helene ihre Nichte schweigend an, ihr Muth und ihre Entschlossenheit erregten ihre Bewunderung, sie fühlte sich beschämt, es ärgerte sie, daß sie sich so engherzig gezeigt hatte.

„Wenn es Dein fester Wille ist, in Gottes Namen," sagte sie; „dann aber will ich Dir treu zur Seite stehen. Es ist besser, wenn Du ganz aus dem Spiele bleibst, überlaß es mir, mit dem Veteran zu reden und alles Nöthige vorzubereiten. Der alte Jacob weiß, daß er sich mit mir nicht überwerfen darf, aber es wird schwer halten, ihn unseren Wünschen geneigt zu machen."

Tante Helene sollte erfahren, daß jeder Mensch Augenblicke hat, in denen er unverantwortlich leichtsinnig sein kann. Der Veteran hatte die größere Hälfte des erhaltenen Geldes im Sinne des Gebers schon verausgabt und so oft auf das Wohl des alten Marschall Vorwärts und aller übrigen Generale aus den Freiheitskriegen getrunken, daß er sich einstweilen unfähig fühlte, in dieser angenehmen Beschäftigung fortzufahren. Da fiel es denn der Tante, die sofort ihren Vortheil begriff, nicht schwer, ihn zu belehren, daß er nichts Besseres thun könne, als sich für die ersten Stunden den Blicken des gestrengen Herrn zu entziehen, zumal ein sehr hochgestellter Beamter augenblicklich als Gast in dem Hause weile und es für ihn sehr unangenehme Folgen haben müsse, wenn er diesen Be-

amte die Executivmacht der Gemeinde Derenberg in unzurechnungsfähigem Zustande finde.

Jacob ließ sich gerne belehren, er fühlte sich der wohlwollenden Dame für ihre Warnung zu großem Dank verpflichtet und beschloß, unverzüglich seine Wohnung aufzusuchen, um in aller Ruhe darüber nachzudenken, wie er am Besten mit einiger Aussicht auf Erfolg den hochgestellten Beamten um eine kleine Erhöhung seines Einkommens bitten könne.

Aber Tante Helene machte ihn darauf aufmerksam, daß seine augenblickliche Verfassung ihm nicht erlaube, am hellen Tage sich vor den Leuten zu zeigen, sie wußte ihn zu überreden, arglos in die Falle zu gehen, welche sie ihm stellte.

Jacob folgte ihr in das Zimmer des Gefangenen, es befremdete ihn freilich, als er bemerkte, daß Tante Helene sich eine geraume Weile mit dem Verbrecher unterhielt, aber es war ja auch möglich, daß er sich täuschte, seinen Sinnen durfte er nicht mehr trauen, und die Schwester des gestrengen Herrn kannte die Gesetze so genau, wie ihr Bruder, ihr durfte er die Sorge um den Gefangenen ruhig überlassen. Die Augen fielen ihm zu, das Knarren der Schlösser und Riegel war der letzte Eindruck, den er von der Außenwelt empfing; er gedachte, einen langen Schlaf zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erfolg des jüngsten pfälzischen Musikfestes in Zweibrücken.

Nicht ungehört, verehrter Leser, verdamme einen Festbericht, der etwas spät post festum kommt. Der ausführliche Bericht, welcher, mit lobenswerther Schnelligkeit dem Feste folgend, die Leser dieser Blätter erst erfreute, entbindet mich der chronikalischen Treue, die dort geboten war, und wenn ich noch bekenne, daß hauptsächlich die Leistungsfähigkeit der musikalischen Kräfte der Pfalz mich interessirte, so wird vielleicht der freundliche Leser aufathmend sich zum Weiterlesen entschließen. Denn dieses Geständniß des Verfassers läßt ihn hoffen, daß hier nur eine Besprechung des ersten oder Hauptconcerts beabsichtigt sein kann.

Dieses Concert erscheint mir nun in mehrfacher Hinsicht als ein denkwürdiges Ereigniß für das musikalische Leben und Streben unserer Pfalz: einmal durch die Wahl der Tonstücke, dann durch die Art der Ausführung selbst und endlich durch die Hoffnungen, welche so viele pfälzische Musikfreunde daran knüpfen.

Das Programm dieses Concerts — wenn ich es richtig deute — bekundet das ernste Streben, die classische Musik, die viel verkannte und wenig gekannte, in weitere Kreise einzuführen. Die tiefsinnigen Meisterwerke der großen deutschen Tondichter erfreuen sich noch nicht jener Popularität, welche unsere dramatischen Dichter längst genießen, und während Schillers Lob von allen Lippen tönt, ist sein großer Geistesverwandter Beethoven in weiten Kreisen noch ein Fremdling. Ich glaube den Grund dieser auffallenden Verschiedenheit nicht etwa in der geringeren Verbreitung musikalischer Begabung als vielmehr in einer fehlerhaften (oder ganz fehlenden) musikalischen Erziehung der Jugend zu finden und in den großen Schwierigkeiten, welche der Aufführung so großer Tongedichte im Allgemeinen sich entgegenstellen. Nur den glücklichen Bewohnern großer Städte, die eines ständigen Theaters sich erfreuen, wird in den größeren Concerten dieser Genuß zu Theil. Vereinzelte kleinere Musikvereine können solche Werke gar nicht oder doch nur so ungenügend geben, daß ein Erfolg nicht möglich ist.

Ich hoffe die Geduld des geneigten Lesers nicht allzuschwer zu prüfen, wenn ich in knappen Umrissen das Concertprogramm skizzire, und ich rechne um so mehr auf seine Nachsicht, als ich voraussetze, daß er activ oder passiv theilgenommen habe und daher eine Erinnerung an so genußreiche Stunden nicht ungern sich gefallen lasse.

Die Eröffnung geschah ernst und würdig durch die Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis", jenen wunderbaren, seelenvollen Ausdruck der Todesklage einer unglücklichen Königstochter, welche durch ihren Opfertod den dräuenden Meeresgott versöhnen soll. Der „Schluß von Richard Wagner" erinnert uns, daß wir in Gluck den Meister sehen, dessen Epoche machende Bedeutung man dem Repräsentanten der „Zukunftsmusik" beilegen möchte. Wie Lessing aus dem Drama, so hat Gluck aus der Oper das geistlose Virtuosenthum und die hohle, seelenlose Declamation verwiesen. Beide haben in großen Zügen mit edeler, maßvoller Behandlung und mit erschütternder Treue wahre Seelengemälde entworfen. Ob dem gefeierten Autor der „Meistersinger" diese großartige Bedeutung zukommt, das wollen wir hier unentschieden lassen. Die Aufführung der Ouvertüre war vollkommen gelungen und gab mir gleich von vornherein die frohe Zuversicht, daß, wie Titus sagt, der Tag nicht verloren sein werde.

Eine Motette für Chor und Orchester von Haydn gab jetzt dem Sängerchor Gelegenheit, in gleicher Weise sich rühmlich einzuführen:

„Herr, der Du mir das Leben
„Bis diesen Tag gegeben,
„Dich bet' ich kindlich an.
„Ich bin viel zu geringe
„Der Treue, die ich singe,
„Und die Du heut' an mir gethan."

Wen rührte nicht die tiefgläubige Stimmung dieser reinen, frommen Kindesseele, dieser tiefsinnige Ausdruck christlicher Demuth im Angesichte Gottes? Unverkennbar war auch der Chor unter dem Eindruck dieser weihevollen Stimmung und riß durch seinen ausdrucksvollen Vortrag das große Auditorium zu stürmischen Beifallsbezeugungen hin.

Den Glanzpunkt des Concerts bildete die C-moll-Sinfonie von Beethoven, eines jener unvergleichlichen Meisterwerke der Instrumentalmusik, worüber schon zuviel geschrieben worden ist und wozu einen neuen Commentar zu liefern der geneigte Leser mir gerne erlassen wird. Ob die Instrumentalmusik, dieser vom Worte befreite, darum reinste und höchste Ausdruck der Tonkunst, welche durch Beethoven ihre höchste Vollendung erreichte, im Stande ist, dem innersten Seelenleben in Schmerz und Wonne bestimmten Ausdruck zu geben — das wird jedes empfängliche Gemüth unter dem Eindrucke der Beethoven'schen Sinfonieen bald tief bewegt bekennen müssen. Selbst Göthe, der bekanntlich für Musik nicht sehr empfänglich war, wurde von dieser Sinfonie so ergriffen, daß er äußerte, er meinte die Wände des Saales müßten aus den Fugen weichen, weil sie diese Wucht des Inhaltes nicht fassen könnten. Die Aufführung muß, wenn man die großen Schwierigkeiten dieses Werkes kennt und die Zusammensetzung des Orchesters meist aus Dilettanten, die nur in wenigen Proben sich „zusammenspielen" konnten, berücksichtigt, gut genannt werden, und war daher der gespendete Beifall wohlverdient. Nur fiel mir bei dieser Sinfonie am meisten auf, wie ungünstig dieses Concertlocal (die Reitschule des k. Landgestütes) für die Entwickelung großer Tonmassen ist.

Zum Schlusse folgte noch die „Ode auf den Cäcilientag" von Händel, eine tiefpoetische Verherrlichung des musikalischen Ausdruckes, der in den hehren Klängen der Orgel das Höchste erreicht und mit der Posaune dröhnendem Schall zuletzt das Ende aller Dinge verkündet. Ergreifend wirkte zumal der imposante Schlußchor:

„Was stirbt, ersteht,
„Was lebt, vergeht,
„Und der Sphärenklang verstummt im All."

Mit solchen Schöpfungen hat der deutsche Meister das spröde Inselvolk erobert, das noch alljährlich in seinen Monstre-Concerten unseren Händel als den seinigen feiert.

Die Leistungsfähigkeit der musikalischen Kräfte der Pfalz ist durch den durchschlagenden Erfolg dieses schönen Concertes

glänzend dargethan. Die Direction zeigte sich ihrer großen Aufgabe vollkommen gewachsen und Chor und Orchester haben unter ihrer einsichtsvollen Leitung Musterhaftes geleistet. Wer könnte jetzt noch an der Lebensfähigkeit der pfälzischen Musikfeste zweifeln? Noch sah ich, um mit jenem weisen Professor zu reden, von wackeren Sängern und Musikern gar Manchen, der nicht da war. Wenn erst Alle sich vereinigen, wenn Alle mit der Hingebung, wie sie die gute Sache erheischt, mit jener willigen Unterordnung unter das Ganze, welche allein den Erfolg verbürgt, zum begeisterten Zusammenwirken sich verbinden, dann wird die Muse der Tonkunst in unserer Pfalz wieder ihre schönsten Feste feiern. In dieser eisernen Zeit des Dampfes und des Kampfes ist es vor Allem die Kunst, welche aus dem mühevollen, prosaischen Alltagsleben das pochende Menschenherz zur Ahnung höheren geistigen Lebens erhebt. Was in dieser Richtung die erst jüngst ins Leben getretenen Wanderausstellungen des pfälzischen Kunstvereins für die bildenden Künste in dankenswerther Weise fördern, das werden vielleicht in höherem Grade anregend die wandernden pfälzischen Musikfeste bewirken. Mit dem jüngsten Feste ist die Brücke geschlagen aus der alten in die neue Periode musikalischen Lebens und Strebens in der Pfalz. Möge damit eine neue Reihe eröffnet sein jener erhebenden, weihevollen Feste, welche die Alten rühmen und deren letztes der hehre Name Mendelssohn's unsterblich macht.

Der Zweck ist allerdings sehr schön, so wirft mir vielleicht hier ein praktisch und nüchtern denkender Leser zweifelnd ein, — aber die Mittel! Auch daran habe ich gedacht und möchte an dieser Stelle unmaßgeblich einen Vorschlag machen, wie man zugleich diese Mittel sich verschaffen und eine systematische einheitliche Organisation in diese Musikfeste der Zukunft bringen könnte. Vereinigte Kräfte vermögen Alles. So lasset uns zu einem allgemeinen pfälzischen Musikvereine zusammentreten, welchem die einzelnen Cäcilien- und Gesangvereine als Zweigvereine sich unterordnen. Lasset uns durch mäßige Beiträge der activen und passiven Mitglieder einen Fonds begründen, der dem ganzen Unternehmen die unvermeidliche reelle Basis giebt. Der Ausschuß dieses pfälzischen Musikvereins möge den Turnus dieser Feste ordnen, sei es aus eigener ihm übertragener Machtvollkommenheit, sei es durch Beantragung vor einer beschlußfähigen Generalversammlung. Die je betheiligten Feststädte werden alle mit Freuden das Ihrige beitragen, um eine würdige Begehung der pfälzischen Musik- und Verbrüderungsfeste zu ermöglichen. Haben wir einmal die Mittel, so wird sich dafür in Zukunft auch sonst noch manche nützliche Verwendung bieten. Man könnte z. B. (wie dies vor Jahren schon im „Pf. Kur." angeregt wurde) unbemittelten, strebsamen musikalischen Talenten Stipendien gewähren zu Förderung ihrer Ausbildung an höheren Musiklehranstalten.

Es würde dies ja indirect doch auch nur unserem Hauptzwecke dienen, da so manches musikalische Täubchen später mit dem Oelzweige höherer Kunstfertigkeit dankbar zu der Arche pfälzischer Musik zurückkehren und ihre Feste verherrlichen helfen würde.

Der Erfolg des jüngsten pfälzischen Musikfestes in Zweibrücken hat über die Leistungsfähigkeit unserer musikalischen Kräfte keinem Zweifel mehr Raum gelassen. Möchten auch die Hoffnungen der pfälzischen Musikfreunde, welche daran sich knüpfen, zur Ehre unserer Pfalz den gewünschten Erfolg haben.

Ein Musikfreund.

Mannichfaltiges.

— Ueber das deutsche Sängerfest in Chicago heben wir aus einer Beschreibung der Feier in der „Nat.-Ztg." Folgendes hervor: „Die bisher vielfach verfeindeten deutschen Gesangvereine Nordamerikas ließen alle Zwistigkeiten fallen und bildeten unter dem Vorsitze von Balatka ein Gesammtcomite, dem sich ein schwedischer Gesangverein anschloß. Von außerhalb kamen 61 Vereine mit fast 2000 Sängern, und zum ersten Male haben sich auch deutsche Sänger zu einer Festreise über den Ocean entschlossen; doch waren ihrer nur 11 Mann, 3 aus Berlin, je 2 aus Hamburg und Köln, je einer aus Dresden, Baden, Mainz und Münster. An Einsendungen aus Deutschland, Tonstücken, Liedern, Briefen und Telegrammen hat es dagegen nicht gefehlt; ein besonderes Verdienst hat sich der Dichter Müller von der Werra durch die Herstellung eines regen Verkehrs zwischen den deutschen Sängerbünden der beiden Welttheile erworben; ein von ihm gedichteter und von dem alten Reichardt, dem Componisten des Arndt'schen Vaterlandsliedes, componirter Festgruß hat wie eine von Rittershaus übersandte poetische Ansprache außerordentliche Freude erregt. Das Fest zeigte in seinen Grundzügen eine ausgesprochene Familienähnlichkeit mit unseren Volksfesten. Dieselben Programme, dieselben Typen, die aus allen Gauen zusammengeströmten Sangesbrüder, die lieblich geschmückten Sangesschwestern, der lachende Himmel, der nie fehlende gelegentliche Regenschauer, Festcomite's voll aufopfernder Thätigkeit, Empfangsfeier, Umzüge, Festredner, Turner in Costüme, Festdirigenten und Festpräsidenten, viel schlechte, aber gutgemeinte Verse, kleinere Feste der einzelnen Vereine, überfüllte Eisenbahnwagen, unerhörter Staub, erstaunlich viele Reden und noch erstaunlich viel mehr Bier. Daneben einige specifisch amerikanische Züge: eine fortgeschwemmte Eisenbahnbrücke, ein vom Regen aufgeweichter Schienenweg, welcher die europäischen und New-Yorker Sänger um den ganzen ersten Festtag gebracht hat, ein Kaufmann aus Chicago, welcher selbst 250 Doll. zum Feste zeichnete, und eine Büste Lincoln's (Preis 50 Doll.) stiftet für denjenigen, welcher den größten Festbeitrag liefert. Die deutsch-amerikanische Lebensanschauung und ihre praktische Erweiterung haben ihre Wirkung auf die eingeborenen Nordamerikaner nicht verfehlt. Das wichtigste war in dieser Beziehung der letzte Tag des Festes, die Ausfahrt in den schönen und schattigen Hain Wright's Grove, wo im Freien gesungen und gezecht wurde. Dieses Fest, von nahezu 20,000 Menschen gefeiert, war für Amerika ein Ereigniß, denn es wurde an einem Sonntage gefeiert! Und doch mußten die Amerikaner eingestehen, daß dieses „Teufelswerk" erhebender und festlicher sei als irgend eine Feier, die sie veranstalten könnten."

— Bei der bevorstehenden, für die Wissenschaft epochemachenden großen Sonnenfinsterniß beschränken sich mehrere Regierungen Europas nicht darauf, in den tropischen Gegenden, wo dieselbe sichtbar sein wird, blos astronomische Beobachtungen anzustellen, sondern sie werden auch photographische Fachmänner absenden, welche diese großartige Naturerscheinung speciell von diesem Standpunkte aus zu beobachten beauftragt sind. So wird sich die norddeutsche Expedition in zwei Abtheilungen scheiden. Die eine geht nach Bombay, die andere, und das ist eben die photographische, geht nach Aden. Letzterer Commission gehört Herr Dr. Vogel in Berlin als Mitglied an, welcher, wie wir vernehmen, für die daselbst im Verlage des Herrn A. Moll erscheinenden „Photographischen Notizen" von Aden aus Originalberichte liefern wird.

— Die beiden bekannten Siamesischen Zwillinge, Chang und Eng, die sich am Ende der zwanziger und Anfangs der dreißiger Jahre in Europa anstaunen ließen, sich aber später von den Geschäften zurückgezogen und in Nordcarolina als Farmer niedergelassen haben, scheinen, nachdem sie 59 Jahre alt geworden, ein längeres Miteinander- oder Aneinanderleben müde zu sein. Sie beabsichtigen nämlich eine Reise nach Paris zu machen und zwar zum Zwecke einer Operation. Die Herren Zwillinge hatten sich vor längerer Zeit unter das eheliche Joch gebeugt, sie heiratheten zwei Schwestern und wurden jeder Vater von neun Kindern.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 89.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

6. Capitel.

Kleine Ursachen, große Wirkungen!

Clemens Schimmel fühlte sich außerordentlich behaglich in der blauen Stube. Er hatte Alles, was sein Herz begehrte, ein vortreffliches Mahl, eine Flasche Wein und eine Cigarre, und mit innigem Vergnügen gedachte er der gefesselten Executivgewalt, die hinter Schloß und Riegel einstweilen gut aufgehoben war. Auf das Anerbieten der Tante war er mit warmen Worten des Dankes eingegangen; er hatte sein Ehrenwort verpfändet, keinen Fluchtversuch machen und sich in seiner Stube ruhig verhalten zu wollen. Auch war er ganz damit einverstanden, daß er bei einbrechender Dunkelheit auf Licht keinen Anspruch machen durfte.

Tante Helene hatte ihm mitgetheilt, daß ihr Bruder an die Firma Ernst Butterweck und Sohn geschrieben habe und schon am nächsten Tage Antwort erwarte, und diese Mittheilung diente dem jungen Mann zu großer Beruhigung. Er saß auf dem Rand seines Bettes, trank und rauchte und erwartete mit zuversichtlicher Ruhe den Augenblick, in welchem der Bürgermeister Abbitte thun und seine Grobheiten entschuldigen werde. Dann kam an ihn die Reihe, einige passende Worte zu sagen, und er wollte diese Gelegenheit wahrnehmen. Er hatte Tante Helene gefragt, ob Fräulein Agnes ihm Gelegenheit geben werde, ihr zu danken für ihre Güte und ihr Vertrauen, aber auf diese Frage eine ausweichende Antwort erhalten. Es ärgerte ihn nachgerade, daß er durch sein Ehrenwort sich hatte binden lassen, er durfte jetzt nicht mehr wagen, eine Entdeckungsreise in dem Hause zu machen.

Unmuthig stieß Clemens die Asche von seiner Cigarre, er durfte ja nicht einmal an's Fenster treten, um sie im Garten zu suchen. Da — was war das?

Eine silberhelle Stimme trällerte ein Frühlingslied, die Stimme kannte er, Clemens erhob sich. Richtig, da war ja die Thür, welche in das Nebenzimmer führte und — nein, die Versuchung war gar zu groß, zumal, als er bemerkte, daß der Schlüssel im Schloß steckte. Es unterlag durchaus keinem Zweifel, daß Fräulein Agnes durch ihren Gesang ihn aufmerksam machen und ermuthigen wollte, — er wäre ein Thor gewesen, wenn er diese Gelegenheit nicht benuzt hätte.

Aber einige Vorsicht war immer rathsam, leise und behutsam öffnete er die Thür, sein erster Blick fiel auf Agnes, welche die beiden Betten mit frischem Linnen versah. War es ein erheucheltes oder natürliches Erschrecken, — den rosigen Lippen entfuhr ein leiser Schrei, aber gleich darauf glitt ein freundliches Lächeln darüber hin.

„Sie haben mich erschreckt," sagte sie, „ich hatte erwartet, Sie würden Ihr Versprechen in Ehren halten."

„Können Sie mich des Wortbruches zeihen?" erwiderte Clemens. „Seien Sie unbesorgt, „ich komme nur, um Ihnen zu danken —"

„Still, still, ich wüßte nicht, wofür Sie mir Dank schuldeten. Aber sagen Sie mir aufrichtig, ist das Alles, was Sie meinem Vater erklärt haben, lautere Wahrheit?"

Die großen, seelenvollen Augen des Mädchens ruhten prüfend auf dem Antlitz des jungen Mannes, der ihrem Blick mit der Ruhe eines guten Gewissens begegnete. „Würden Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt haben, wenn Sie glauben könnten, meine Erklärung sei nichts weiter als eine freche Lüge?" erwiderte er.

„Aber Sie wurden zur Nachtzeit in unserem Garten —"

„Mein Fräulein, Sie hatten mir gesagt, es komme nur auf mich an, ob ich Sie wieder sehen werde!"

„Und daraus glaubten Sie die Berechtigung —"

„Nein, eine Berechtigung konnte ich nicht darin finden, aber eine Hoffnung, auf die ich mich stützen durfte."

Agnes senkte erröthend die Wimpern. „Einstweilen sind Sie hier besser aufgehoben wie unten," sagte sie, „ich hoffe, Sie werden morgen die Rückreise antreten können."

„Wünschen Sie es?" fragte Clemens.

„Weshalb sollte ich es nicht wünschen?" fuhr das Mädchen, ihn treuherzig anschauend, fort. „Kann es mir denn angenehm sein, wenn —"

In diesem Sinn meine ich's nicht, Fräulein Agnes —"

„Halten Sie ein, mein Herr," fiel Agnes ihm rasch in's Wort, „es ist nicht gut, wenn man Alles wissen und erforschen will. — — Ich bitte Sie, verhalten Sie sich nur recht ruhig. Papa hat hohen Besuch erhalten, die beiden Herren werden hier übernachten. Denken Sie nur, der junge Herr, der gestern Morgen neben Ihnen saß und sich für einen Reisenden des Hauses Gerson in Berlin ausgab, ist Geheimsecretär im Ministerium des Innern, ein Baron von Degenfeld; er befindet sich auf einer Inspectionsreise und Papa fühlt sich durch seinen Besuch sehr geehrt. Dann auch ist ein Herr Geheimer Rath angekommen, und da die Beiden hier übernachten werden und der Herr Baron ohnehin Ihnen des Wortwechsels im Postwagen wegen grollen muß, so —"

„Der Geheimsecretär?" lachte Clemens, der sich bald von seiner Ueberraschung erholt hatte. „Ich fürchte, Ihr Herr Vater wird sich gründlich blamiren, wenn er diesem Menschen Glauben schenkt."

„So halten Sie ihn —"

„Mein Fräulein, Scherz bei Seite, ich halte ihn für einen routinirten Schwindler."

„Aber das wäre ja entsetzlich!" sagte Agnes, die allerdings selbst schon Zweifel gehegt hatte, aber dennoch an die Möglichkeit des Betrugs nicht glauben konnte, weil derselbe ihr allzu gewagt schien.

Clemens zuckte die Achseln. „Es ist Ihres Herrn Vaters Sache, das zu ermitteln," erwiderte er, „soweit ich den alten Herrn kenne, glaube ich, daß eine Warnung ihn nur erbittern und zur Opposition reizen würde."

Agnes nickte beistimmend, sie blickte nachdenklich vor sich hin. „Es kann nicht sein," sagte sie nach einer langen Pause,

„es wäre ja ein zu kühnes Wagniß, welches den Betrüger in's Zuchthaus bringen könnte. Schlafen Sie wohl und beherzigen Sie meine Warnung; bedenken Sie, daß des Vaters Zorn auch mich treffen würde, wenn er erführe, was ich hinter seinem Rücken gewagt habe."

Sie eilte hinaus, sie war verschwunden, ehe Clemens Zeit gefunden hatte, sie zu beruhigen. Erst jetzt entsann er sich des Gesprächs, welches der junge Herr mit dem Christusscheitel mit seinem Reisegefährten in der Herberge gepflogen hatte, und diese Erinnerung war nur zu sehr geeignet, sein Mißtrauen zu kräftigen.

Aber es war ein mißliches Ding, dieses Mißtrauen zu äußern, denn es unterlag keinem Zweifel, daß der Ministerialsecretär sich das Vertrauen des Bürgermeisters in so hohem Grad erworben hatte, daß es vollgiltiger, überzeugender Beweise bedurfte, um den Schwindler zu entlarven. Das erfuhr Clemens ja schon aus den Worten des Mädchens; auch auf Agnes hatte der Zauber gewirkt, sie nahm sicherlich den Herrn Baron in Schutz, so lange er seine Rolle behaupten konnte.

Und im Grunde lag wenig daran, ob der Bürgermeister einem Schwindler in die Hände fiel oder nicht, ja Clemens wartete schon mit geheimer Schadenfreude auf den Augenblick, in welchem der gestrenge Herr die Strafe für seine Leichtgläubigkeit erhalten würde. Er hatte es ja durch seine Handlungsweise ihm gegenüber doppelt verdient, und wenn Agnes nicht die Tochter des Bürgermeisters gewesen wäre, so würde Clemens sogar mit Vergnügen das Seinige dazu beigetragen haben, den Betrug zu ermöglichen. Nur Eines war ihm noch unklar, der Zweck, welcher diesem Betruge zu Grunde lag, der Betrug selbst war für ihn eine Thatsache, die nicht mehr bezweifelt werden konnte. Und war der Geheimsecretär ein Schwindler, so war's der Geheime Rath auch!

Vielleicht beabsichtigten sie ein Verbrechen, möglicherweise war's auch nur ein Scherz, den man in übermüthiger Laune beschlossen und ausgeführt hatte. Einerlei — Clemens Schimmel wollte es erforschen, und er glaubte, dazu die beste Gelegenheit zu haben.

Das Haus des Herrn Bürgermeisters hatte dünne Wände, und die Verbindung mit dem Gemach, in welchem die Beiden übernachten sollten, war ihm anheimgegeben. Der junge Mann zündete eine frische Cigarre an und nahm in der Nähe der Thür Platz, um hier geduldig den Augenblick zu erwarten, in welchem die Beiden sich zur Ruhe begeben würden.

Wenn Tante Helene und Agnes während der Fahrt dem Manne mit der blauen Brille einige Aufmerksamkeit geschenkt hätten, so würden sie vielleicht ihn in dem Herrn Geheimrath wieder erkannt haben, trotzdem dieser sehr würdige Herr keine Brille trug.

Das Auftreten und Benehmen dieses Herrn hatte etwas Vornehm-Distinguirtes, etwas, was gewissermaßen zwischen ihm und dem Bürgermeister eine Schranke zog, welche der letztere nicht übersteigen konnte.

Aber trotz dieser mitunter kalten Zurückhaltung gewann er dennoch rasch die volle Gunst des gestrengen Herrn, der an seinem hohen Gaste mit Ehrfurcht und Bewunderung hinaufsah und diesen Tag den glücklichsten seines Lebens nannte.

Freilich, seine Küche und sein Keller mußten das Beste liefern, was sie den hohen Gästen bieten konnten, und Tante Helene sah sich genöthigt, trotz dem hohen Feiertage unter ihren Hühnern und Tauben eine kleine Verwüstung anzurichten, denn die Herren waren gewöhnt, zum Salat Geflügel zu essen.

Unter allen anderen Umständen würde der Bürgermeister ob dieser Ueberschreitung seines Haushaltungsetats ganz gewaltig gefuttert haben, heute lächelte er glückselig, als der Geheimrath ihm versicherte, daß er selten, selbst nicht an der Tafel Seiner Majestät, ein so zartes und so schmackhaft zubereitetes Hühnchen gegessen habe. Und unter allen anderen Umständen würde der Bürgermeister gewiß nicht mehr als eine Flasche Wein geopfert haben, heute zählte er die Flaschen nicht und je dunkeler die Röthe auf den Wangen und Nasen seiner Gäste wurde, desto höher stieg das Entzücken, welches seine Gastfreundschaft an dem heutigen Tage ihm bereitete. Er trank auf das Wohl des Königs und aller Prinzen und Prinzessinen, er stieß mit seinen Gästen an auf das Wohl eines jeden Ministers und aller berühmten Staatsmänner, und zuletzt erging es ihm wie dem alten Jacob, er fühlte sich ganz und gar unfähig, die angenehme Beschäftigung fortzusetzen. Wie konnte es auch anders sein!

Der Geheimsecretär ließ zu verschiedenen Malen Aeußerungen fallen, welche auf den Orden anspielten, und dann nickte der Geheimrath stets beistimmend, woraus der Bürgermeister die erfreuliche Ueberzeugung schöpfen mußte, daß ihm der Orden so sicher war, wie das Amen in der Kirche. Dann auch hatte der Geheimrath ihm mit Worten der Anerkennung und des Lobes Glück gewünscht zu der Einfangung des entsprungenen Verbrechers und zugleich erklärt, daß er an allerhöchster Stelle dessen Erwähnung thun werde. Der Bürgermeister hätte Fischblut in den Adern haben müssen, wenn er nicht durch dieses Lob und die Aussichten, welche dasselbe ihm eröffnete, in den siebenten Himmel versetzt worden wäre, und es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Freude den Spiritusgehalt des Weines verdoppelt. Der Geheimrath brachte auch die Rede auf die Felder, Wiesen und Wälder des gestrengen Herrn und der Letztere benutzte gerne diese Gelegenheit, sich mit seinem Reichthum zu brüsten. Er holte seine Actien, um die Ansichten seiner Gäste über den Werth derselben zu hören und es befremdete ihn durchaus nicht, daß der Geheimrath ihn in's Nebenzimmer begleitete, in welchem sein Schreibsecretair stand, der die Werthpapiere enthielt. Es mußte ihm ja zu besonderer Genugthuung gereichen, daß der hohe Gast sich so sehr für seine Kupferstiche interessirte, die er auf einem Jahrmarkt für wenig Geld von einem Hausirer erhandelt hatte.

Es war nahe an Mitternacht, als die Gäste sich erhoben, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen, und der Bürgermeister ließ es sich nicht nehmen, ihnen das Geleite zu geben, trotzdem er zumeist des Geleites bedurft hätte.

Clemens hörte sie kommen, er rückte der Thür so nahe wie möglich und lauschte.

„Der ist zugedeckt," sagte der junge Herr mit dem Christusscheitel, und es lag ein boshafter Triumph in dem Tone, in welchem er dies sagte, ein Triumph, der den Lauscher stutzig machen und ihm verrathen mußte, daß die Absichten, welche ihm zu Grunde lagen, das Tageslicht nicht ertragen konnten.

„Ich denke, wir haben gewonnen," erwiderte der Andere, und sofort erkannte Clemens in dem Geheimrath den schweigsamen Passagier mit der blauen Brille, „mich hat die Geschichte ergötzt, zumal als der alte Schlaukopf sich mit der Verhaftung des entsprungenen Verbrechers brüstete."

Ein Hohngelächter folgte diesen Worten; Clemens fühlte, wie die Wuth ihn zu übermannen drohte.

„Wenn er wüßte!“ lachte der Blasirte, und der Geheimrath wiederholte mit beißendem Spott diesen Ausruf.

„Aber ich glaube, wir thun gut, nicht lange zu zögern,“ fuhr der Christusscheitel fort, „das Fräulein und die alte Tante sind zur Ruhe gegangen und dem Bürgermeister werden auch die Augen zufallen, sobald er auf dem Rücken liegt.“

Der Andere schien zu überlegen. „Hm, ich weiß nicht, wenn die Tante Vermögen hätte, wir thäten am Ende besser, die Gelegenheit wahrzunehmen,“ sagte er nach einer Weile. „Bei den Damen werden wir nicht auf Schwierigkeiten stoßen und den Bürgermeister wickeln wir um den Finger. Es wäre ein schönes Fest, diese Doppelhochzeit, Du mit dem Fräulein, ich mit der alten Schachtel —“

„Und nachher?“ warf der Blasirte ein.

„Verduften wir!“

„Schön — aber wie nun, wenn der Bürgermeister vor der Hochzeit Erkundigungen einzieht?“

„Pah — wir lassen einen Orden anfertigen und —“

„Ich sehe nicht ein, weshalb wir uns dieser Gefahr aussetzen sollen! Er hat dreitausend Thaler in Banknoten und außerdem einen namhaften Betrag in Actien, ein Spatz in der Hand ist mir lieber, als sechs Tauben auf dem Dache.“

Dem Lauscher ging ein Licht auf, was er bisher nur geahnt hatte, fand er nun bestätigt, über die Zwecke dieser beiden Betrüger konnten für ihn jetzt keine Zweifel mehr obwalten.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Im indischen Archipel.

Weit im fernen Osten, der Region des phantastischen Traumes, trennt den Indischen vom Stillen Ocean eine sich zwischen China und Australien erstreckende Kette vulcanischer Inseln. Es ist der große asiatische Archipel. Europäische Energie und europäischer Unternehmungsgeist haben bereits viel für die Cultur dieser Eilande, namentlich Borneo, Java und Sumatra gethan; doch noch gar manches ist zu vollbringen übrig geblieben. Es fragt sich nur, welche der seefahrenden Nationen den anderen in diesem Bestreben den Rang ablaufen wird. Das vulcanische Terrain, das wie eine zuckende Schlange den Archipel durchzieht, ist, was seine Längenausdehnung betrifft, das bemerkenswertheste der Welt. Es bildet einen Theil von Sumatra, ganz Java und die östlich von Java belegene Inselkette, die meisten der Molukken sowie der Philippinen und einen kleinen Theil von Celebes. Beinahe fünfzig Vulcane sind in Thätigkeit, außer einer Menge solcher, welche für erloschen gelten. Im Jahre 1815 fand ein heftiger Ausbruch des Tomboro auf Sumbava, der fünften der Sundainseln statt, wobei zwölftausend Menschen das Leben eingebüßt haben sollen, aber sämmtliche noch nicht ausgebrannte Vulcane arbeiten unablässig fort und erhalten die Bevölkerung in beständiger Unruhe. Die civilisirten Bewohner von Sumbava sind Muhamedaner, hingegen die geringeren Klassen noch immer, was sie waren, obschon die Anhänger des Propheten sie zum wahren Glauben zu bekehren suchen, indem sie mit Peitschen und Ruthen die Dörfer durchstreifen und ausrufen: „Hunde! wollt Ihr beten oder nicht?“

Diejenigen, welche sich als bekehrt ausgeben, tragen einen Baumwollenfetzen um den Kopf gewickelt, essen Schweinefleisch nur heimlich und bauen ihre Häuser in den Bergen genau nach dem Muster derjenigen der Ebene. Aber nach wie vor setzen sie ihre Zuversicht in ihre steinernen Götzenbilder, und der innere Mensch bleibt unverwandelt, wenn auch die äußere Glaubensform einen Wechsel erlitten.

Um wieder auf die Vulcane zurückzukommen, so hat Grobogan ein höchst seltsames Phänomen in dieser Hinsicht aufzuweisen. Es ist eine völlig ebene, kreisrunde Masse von schwarzem Morast, etwa sechzehn Fuß im Durchmesser und in der Mitte des Kalkdistricts gelegen, welche alle zwei oder drei, manchmal vier oder fünf Minuten bis zur Höhe von zwanzig und sogar dreißig Fuß aufsteigt und dann mit dumpfem Geräusch explodirt, wobei der Schlamm nach allen Richtungen umhergespritzt wird. Die explodirende Masse ist warm, und in der Regenzeit zeigen sich diese Erscheinungen häufiger und stärker als während der übrigen Monate. Diesen Schlammteich umgiebt ein Kreis von Salzquellen, welche sich durch Risse in der Erde Bahn brechen und eine ungeheuere Menge gewöhnlichen Salzes liefern. Das Dorf der Salzmacher und der Morastteich heißen bei den Japanesen „Kuwu“, d. h. der Aufenthaltsort, und eine alte Legende macht die Stelle zum Wohnsitz einer Riesenschlange, von deren Windungen die Eruptionen veranlaßt sein sollen. Die Japanesen excelliren überhaupt in sinnbildlichen Benennungen. Ein District heißt „Wohlstand“, ein anderer „Das Land der Geister“, ein dritter „Der Unglückbringende“, ein vierter „Heroische Schwierigkeit“. Der große Vulcan der Insel, der ungeheuere Ringgit ist „Die Puppe“. „Das Land des Kummers“, „Palmwein-Eiland“, „See-Eiland“, „Die Gefallene“, „Das magische Eiland“ sind Phantasienamen für einzelne Inseln, wie „Der goldene Strom“ und „Der Junggesellenstrom“ solche für Flüsse. Eine Flußmündung ist „Cocuspalmenmund“, eine andere „Der Mund der Seufzer“. Eine Sonnen- oder Mondfinsterniß wird „Krankheit“ des betreffenden Gestirns genannt; die Vornehmen und das Volk sind „ganze und gebrochene Reiskörner“ oder „Kopf und Fuß“; während Geschichte oder Roman „Waldlichtung“ heißt. In der That ist die Geschichte der Japanesen nichts als Roman, eine Sammlung von Legenden, denen jede authentische Begründung mangelt.

In den praktischen Handthierungen ist das Verarbeiten der Metalle ihre Hauptkunstfertigkeit, weshalb auch der Waffen- oder Messerschmied in der Hierarchie der Gewerbe die höchste Stelle einnimmt. Er ist der „Schlaue“ oder der „Künstliche“, und der ihm bezeigte Respect führt uns fast zu den Tagen zurück, da der beste Schmied ein Gott war und ihm Venus in eigener Person zum Ehegespons zugetheilt wurde. Das oberste Kunstproduct des japanesischen Schmiedes ist der Khris oder Dolch, welcher vier verschiedene Namen und hundert verschiedene Formen hat. Jeder Mann und jeder Knabe von vierzehn Jahren trägt wenigstens einen Khris zu seinem gewöhnlichen Anzuge und Männer von Rang tragen deren zwei bis vier. Sogar Damen aus den höheren Ständen fügen einen solchen Dolch ihrer Toilette bei. Von einigen der älteren Waffen wird gesagt, daß sie verzaubert seien, und wenn es sich einmal ereignet, daß sie zum Verkauf kommen, so werden immense Preise dafür bezahlt. Die Japanesen thun sich auch im Verfertigen von musikalischen Instrumenten aus Messing hervor, und ihre feineren Tischlerarbeiten sind außerordentlich schön, aber im Goldarbeiten können sie sich den Sumatresen nicht an die Seite stellen. Die Japanesen und Sumatresen gehören derselben Race, der malayischen, an, weshalb sie einander gleich sein sollten. Dennoch bestehen wunderbare natürliche Unähnlichkeiten zwischen den beiden nur durch einen engen Canal getrennten Inseln und ihren Bewohnern. Von der Thierwelt haben der Elephant und der Tapir von Sumatra keine Existenz in Java; der Orangoutang ist sumatresisch und nicht japanesisch; beim Sundaochsen findet das Umgekehrte statt; der Pfaufasan von Sumatra existirt nicht in Java; dagegen sind das Perlhuhn, das Rhinoceros und das Faulthier von Java Fremdlinge auf Sumatra. Um die Verschiedenheit im Pflanzenthum auch nicht unerwähnt zu lassen, sei bemerkt, daß z. B. der auf Java so üppig wuchernde Tekanbaum auf Sumatra als einheimische Pflanze unbekannt ist, wogegen das Drachenblut-Palmrind (so genannt von der den reifen Früchten einer Palmrindart anklebenden körnigen Farbsubstanz) sich nur auf Sumatra vorfindet. Es ist etwas Seltsames um diese Anomalieen bei so geringer Distanz und unter den gleichen physischen Bedingnissen, aber auch in größerer Nähe ließen sich analoge Beispiele auffinden, und es scheint, daß menschliche Fähigkeiten wie Naturerzeugnisse überall auf dem

Erdball ihr Theil Launenhaftigkeit zur Mitgabe erhalten haben. Ein ganz besonderer Fall von Partialität der menschlichen Charakteristik ist die Seltenheit des Vorkommnisses einer besonderen Art von Geistesstörung auf Java, welche sonst allerorten im indischen Archipel zu Hause ist und vorzugsweise der malayischen Race anhaftet. Mehr oder weniger ist diese Krankheit, eine tiefe Melancholie, mit Störungen in den Functionen der Leber und der Verdauungsorgane in Zusammenhang zu bringen, tritt aber, wie gesagt, in Java nur vereinzelt auf, welche Thatsache schon an sich auf eine große Verschiedenheit der nationalen Dispositionen hinweist.

Sind auch die meisten der Bewohner des Archipel Muhamedaner, so hängt doch noch immer eine Anzahl von Stämmen dem alten Hinduglauben an, wie z. B. die Bewohner von Bali, der östlich zunächst an Java belegenen und nur durch eine enge Wasserstraße davon getrennten Insel. Diese Bewohner von Bali verbrennen ihre Todten, wie es die indische Religion erheischt, wogegen die muhamedanischen Malayen die Leichen ohne Gewänder und ohne Sarg innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Sterben begraben. Das Wort, mit dem sie das Beerdigen bezeichnen, ist dasselbe, welches ihre Sprache für „pflanzen" und „Samen in die Erde" legen hat. Das Grab bleibt ohne Leichenstein, ausgenommen bei Fürsten und Heiligen, und die Kirchhöfe sind gewöhnlich auf Hügelabhängen in der Nähe der Dörfer angelegt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Aus Frankfurt a. O. wird über einen Berliner Bauernsänger Folgendes berichtet: In der Nähe Frankfurts liegt ein ehemaliges Rittergut, dessen Besitzer, ein tüchtiger Landwirth von einigem Vermögen, mit einer großen Anzahl Kinder, namentlich heirathsfähigen Töchtern, gesegnet ist. Ein Berliner Bauernsänger, Ulrich mit Namen, fand sich zu einer Excursion nach dem töchtergesegneten Landsitz veranlaßt, indem er sich für einen Grafen Ulrich von Ulbrichs ausgab. Graf Ulrich war ein unscheinbares Männchen, von nicht gerade feinen Manieren, aber von großer Unverschämtheit; er gab an, aus dem schönen Lande Russisch-Polen zu stammen, er führte mit sich nur zwei unscheinbare Röcke und ein Paar Beinkleider, dagegen aber zwei schöne russische Pelze. Graf Ulrich, Entrepreneur und General-Ingenieur, wie er sich auch nannte, gab vor, Güter in Russisch-Polen besessen zu haben, welche ihm leider von der russischen Regierung confiscirt seien. Doch wären ihm immerhin noch Besitzungen in Preußisch-Schlesien geblieben, die ein standesgemäßes Leben ermöglichten. Vorläufig habe er ein Geschäft mit dem preußischen Kriegsministerium abzumachen, von dem er Briefe aufwies. Die Familie, in welche der Herr Graf Lust zeigte, zu heirathen, begnügte sich mit diesen Auskünften über den Ursprung und das Besitzthum des Grafen völlig und stand nicht an, ihn mit ausgesuchter Liebe und Herzlichkeit zu bewirthen. Der Herr Graf weilte Woche für Woche auf dem Gute bei seiner Braut. Eines Tages proponirte er seinem zukünftigen Schwiegervater den Verkauf des Gutes an seine gräfliche Person. Es wurde sofort von einem Rechtsanwalt in Frankfurt der Kaufcontract aufgenommen, in demselben aber durch des letzteren Umsicht gegen den Willen des Gutsbesitzers die Klausel eingeschaltet, daß das Gut erst nach erfolgter Anzahlung von 20,000 Thlr. in den Besitz des Käufers übergehen solle, ein Umstand, der den Besitzer vor dem Verluste seines Gutes schützte. Endlich sollte der Graf entlarvt werden. Als zur eben vergangenen Margarethenmesse Beamte der Berliner Criminalpolizei nach Frankfurt kamen, nahm der Dirigent der ländlichen Polizei, Stadtrath Vollmann in Frankfurt, Veranlassung, des russischen Grafen zu erwähnen. Der ist uns bekannt, hieß es alsbald. Er ist ein Bauernsänger comme il faut und hat stets Passion gehabt, sich für einen Adeligen auszugeben, wie die betreffenden Criminalacten nachweisen. Damit war die verhängnißvolle Stunde für den Herrn Grafen und seine Liebesabenteuer gekommen. Einige unscheinbare Droschken fuhren in der Mittagsstunde vor wenigen Tagen nach dem Dorfe und hielten im „Kruge", von Niemanden beargwohnt, denn in demselben verkehrten stets Frankfurter. Der erwähnte Stadtrath und ein Executivbeamter schritten dem Gute zu, ließen sich melden und fanden die Familie und den Herrn Grafen beim Mittagsmahl. Der Herr Graf mußte sich nun bequemen, ohne „gesegnete Mahlzeit" gesagt zu haben, in eine inzwischen vorgefahrene Droschke zu steigen und nach dem Polizeigefängniß von Frankfurt zu wandern, woselbst die Herren von der Berliner Polizei „Ulrichen" sofort wieder erkannten. Ulrich sitzt gegenwärtig im Criminalgefängniß.

— Eine sehr ernste Lehre für Italien enthält eine von Professor Boccardo zusammengestellte statistische Arbeit über die Production an Cerealien in Italien. Italien, die „alma parens frugum", hatte noch am Ende des vorigen Jahrhunderts den ersten Rang unter den Ländern Europas; seine Ländereien geben durchschnittlich an Cerealien 10 Hektoliter per Hektare, während Frankreich 8 und das übrige Europa 7 erzeugte. Seitdem aber das übrige Europa angefangen hat, mit Benutzung der Resultate der Wissenschaft die Landwirthschaft rationell zu betreiben, haben sich die Verhältnisse in einer für Italien geradezu beschämenden Weise geändert. In den letzten 10 Jahren ergibt der Durchschnittsertrag für England 32 Hektoliter, für Frankreich 15, für Belgien und Holland 20 bis 22, für Sachsen 26, für die übrigen deutschen Länder zwischen 19 und 20. Italien ist bei 10 Hektolitern stehen geblieben und steht auf der nämlichen Stufe wie Spanien und Griechenland. Frankreich hat nur eine bestimmte Zone für den Weinbau und doch bringt es dreimal mehr Wein auf den Markt als Italien, welches von den Alpen bis an die äußersten Spitzen des Südens zum Weinbau geeignet ist. Das eigentliche England erzeugt auf einem Raum, der viermal kleiner ist als Frankreich, die doppelte Quantität an Cerealien im Vergleich mit diesem Lande, und um wie viel schmählicher ergibt sich noch das Resultat für das gesegnete Italien. Wer aber weiß, daß in England, Sachsen und Belgien die Fortschritte der modernen Naturwissenschaft für die Agricultur am meisten verständige Anwendung gefunden haben, der wird das Zurückbleiben Italiens in der Production aus dessen Zurückbleiben in der Geistesbildung erklären müssen. Die Bevölkerungszunahme steht mit diesen Verhältnissen in einem deutlichen Zusammenhang; während dieselbe z. B. in Belgien 2.49 Procent beträgt, ist sie in Italien seit 1836 von 0.60 auf 0.30 gesunken.

— Darmstadt, 20. Juli. Nach einem gestern einstimmig gefaßten Beschluß der Vertreter der verbündeten Gesangvereine der Städte Darmstadt, Mannheim, Wiesbaden und Mainz findet dieses Jahr das 6. mittelrheinische Musikfest unter der Leitung des Hrn. Musikdirectors C. A. Mangold von hier den 27. und 28. September wirklich statt. Den ersten Tag kommt das Oratorium „Samson" von Händel zur Aufführung, während das Programm für den zweiten Concerttag lautet: Symphonie in A-dur von Beethoven; Solovorträge; „Lob, Dank und Preis", Motette von S. Bach; Ouverture und 2. Theil des „Frithjof" von C. A. Mangold.

— Die Hitze ist in England so groß, daß man alle Tage von neuen Phänomenen zu hören bekommt. Nicht nur, daß sich Seetangen und andere tropische Meeresgewächse an der Meeresoberfläche zeigen und daß Haifische sich bei der Insel Wight bemerklich machen, haben auch die Mosquitos beschlossen, Albion einmal heimzusuchen. In Greenwich und Woolwich sind die Gäste zu Tausenden eingewandert, wie es heißt, als Freipassagiere auf dem Takelwerke der von Bermuda und anderen Militärstationen eingelaufenen Munitionsfahrzeuge. Durch liebenswürdiges Benehmen zeichnen sie sich nicht aus, selbst die Kleider vermögen ihrer Zudringlichkeit kein wirksames Hinderniß in den Weg zu legen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 90.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

Es war für Clemens eine mißliche Sache, Alarm zu schlagen und seine Entdeckungen zu offenbaren, er mußte Beweise haben, und diese konnte er nur dadurch erhalten, daß er die Verbrecher auf frischer That ertappte. Die Beiden mußten sich inzwischen geeinigt haben; er hörte, daß sie behutsam die Thür öffneten und ihr Zimmer verließen. Ohne sich zu besinnen, folgte er ihnen in angemessener Entfernung, nachdem er zuvor seine Schuhe ausgezogen hatte.

Inzwischen hatte der alte Jacob seinen Rausch ausgeschlafen, und als er um Mitternacht erwachte und sich in dem Raume sah, in welchen er so manchen Vagabunden und Verbrecher gebracht hatte, da fiel es ihm heiß auf die Seele, daß der seiner Bewachung anvertraute Gefangene so spurlos verschwunden war. Freilich erinnerte er sich dunkel der vorhergegangenen Ereignisse, aber er sah jetzt die Dinge mit anderen Augen an, die Verantwortlichkeit, welche Tante Helene übernommen hatte, sicherte ihn nicht vor dem Zorn des betrogenen Bürgermeisters, und schon sah er im Geist sich seines Amtes entsetzt, mit Schimpf und Schande entlassen. Unter solchen Umständen war es ihm nicht zu verargen, wenn er das kleinere Uebel dem größeren vorzog. Er hoffte, Verzeihung für seinen Fehltritt zu erhalten, wenn er ihn so früh eingestand, daß die Folgen desselben noch verhütet werden konnten. Und das war vielleicht jetzt noch möglich; muthmaßlich hatte der Gefangene das Haus noch nicht verlassen. Also entschloß der ergrimmte und auf's Aeußerste gereizte Veteran sich, ohne Rücksicht auf den Schlaf des gestrengen Herrn Bürgermeisters, Alarm zu schlagen.

Schon war er im Begriff, diesen löblichen Vorsatz auszuführen, als er sich plötzlich eines Anderen besann. Er hatte triftige Gründe, den leicht aufbrausenden Jähzorn des Bürgermeisters zu fürchten, und es war gewiß besser für ihn, wenn er sein schuldbeladenes Haupt bergen konnte, bevor das Gewitter ausbrach. Wie, wenn es ihm gelang, ohne Lärm das Gefängniß zu verlassen und sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob der Vagabund sich noch im Hause befand? Es war eine Hoffnung, an welche Jacob sich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden klammerte. Konnte er diesen Weg sich öffnen und den Verhafteten ohne Geräusch in das Gefängniß zurückbringen, so fand der Bürgermeister keine Ursache, zu richten und zu strafen.

Und in der That, das Glück war dem alten Mann günstig, der Himmel schien ein Einsehen gehabt und den Betrug der Tante Helene nicht gebilligt zu haben. Denn Jacob fand bei der ersten oberflächlichen Untersuchung die Thür nicht geschlossen. Zwar war der Riegel vorgeschoben, aber diese Sicherheitsmaßregel daran gescheitert, daß die Tante vorher die Thür nicht sorgfältig genug geschlossen hatte. Das war nun freilich in der Eile geschehen, und Tante Helene hatte durchaus nicht beabsichtigt, den Käfig offen zu lassen; indeß der Vogel, den sie gefangen glaubte, trug nicht das leiseste Bedenken, diese Gelegenheit wahrzunehmen. Er schlich sich behutsam hinaus und begann seine Wanderung.

Da — horch — was war das?

„Steht — oder ich schieße!" rief eine donnernde Stimme, daß der alte Veteran entsetzt zusammenfuhr.

Das war ja nebenan im Cabinet des Bürgermeisters; Jacob stürzte sich auf die Thür und sprengte sie durch einen Fußtritt. Aber er hatte die Schwelle noch nicht überschritten, als ein heftiger Anprall ihn niederwarf, ein Mensch eilte über ihn hinweg.

„Canaille!" rief die Stimme wieder. „Du entgehst mir nicht, den Bürgermeister wird's freuen, wenn er in dem Geheimen Rath einen gemeinen Verbrecher entdeckt."

Noch ganz betäubt von dem Fall erhob der Veteran sich, und das Schauspiel, welches sich nun seinem Blick bot, mußte ihn noch mehr verwirren. Da stand sein Gefangener, der Vagabund, der entsprungene Zuchthäusler und ehemalige Weinreisende vor dem geöffneten Schreibsecretär des Bürgermeisters, und seine Faust hielt die Gurgel eines sehr anständig gekleideten Herrn umklammert. Wer war nun der Verbrecher? Er, oder der Andere?

„So steht doch nicht da, wie ein Oelgötze," rief Clemens ihm unwirsch zu, „seht Ihr denn nicht, daß ich meine liebe Noth mit dem Hallunken habe?"

„Im Namen des Königs befehle ich Euch, mich aus den Händen dieses Wahnsinnigen zu befreien!" rief der Andere, und noch stand Jacob unentschlossen, als der Bürgermeister mit einer brennenden Kerze in der einen und einem schartigen Cavaleriesäbel in der anderen Hand eintrat.

Clemens wußte sehr wohl, daß auch jetzt noch für ihn Alles auf dem Spiel stand; es war sehr wahrscheinlich, daß der Bürgermeister die Partei des Geheimerath ergriff, den Lügen desselben Glauben schenkte und den wirklichen Verbrecher frei von dannen ziehen ließ. Deshalb bot er noch einmal seine letzten Kräfte auf, er warf den Verbrecher nieder und setzte das Knie dem Gefangenen so scharf auf die Brust, daß derselbe kaum noch zu athmen vermochte.

„Um Gott, Herr Geheimerath, welcher unglückliche Zufall hat Sie in die Gewalt dieses Vagabunden geführt?" jammerte der Bürgermeister, der seiner Bestürzung so rasch nicht Herr zu werden vermochte.

„Geheimerath?" spottete Clemens, während er mit einem raschen Griff seinem Gegner die Perrücke abriß. Da sehen Sie nur, seit wann ist es Mode, einen von der Natur behaarten Schädel mit falschen Haaren zu bedecken? Gestern noch trug der Mann eine blaue Brille, seiner leidenden Augen wegen; mich wundert nur, daß die Brille inzwischen nicht grün geworden ist."

Der Bürgermeister stierte den stöhnenden Gefangenen an, als ob er noch nie in seinem Leben ein mit einer Perrücke geschmücktes Haupt gesehen hätte. Dann aber stürzte er sich mit der Wuth eines gereizten Tigers auf Clemens, und der alte

Jacob, die Ansicht des gestrengen Herrn errathend, beeilte sich, ihn zu unterstützen.

„Haltet ihn fest!“ befahl der Bürgermeister dem Veteran. „Mir wird jetzt die ganze Geschichte klar. Der Kerl ist ausgebrochen und gedachte, einen Reisepfenning aus meiner Kasse mitzunehmen; darüber hat ihn der Herr Geheimerath erwischt, und nun will er sich den Anschein geben —“

„Ja, ja, so ist es, genau so,“ unterbrach der Geheimerath ihn, „es ist ein verwegener, gefährlicher Bursche.“

Clemens hatte der Gewalt die Gewalt entgegensetzen wollen, aber er ließ dieses Vorhaben fallen, wohl einsehend, daß er durch solchen vergeblichen Versuch die Sachlage nicht besserte. Ein Lächeln des Hohnes zuckte um seine Mundwinkel, als er den Verbrecher frei sah, als er die Entschuldigungen hörte, welche der Bürgermeister verschwendete, um den empörten Geheimerath zu besänftigen.

Nun aber waren auch Agnes und Tante Helene durch den Lärm geweckt worden, und beide konnten ihre Evanatur nicht verläugnen. Sie mußten wissen, was es da unten gab, und zu ihrer Neugierde gesellte sich die ernste Besorgniß, daß dieser Lärm in einigem Zusammenhang mit dem jungen Manne stehen könne, für den sie so viel gewagt hatten. Sie traten in demselben Augenblick in das Zimmer, in welchem der Bürgermeister sich anschickte, Clemens über seine ihm räthselhafte Befreiung in strenges Verhör zu nehmen. Tante Helene ließ nicht ab, bis sie das Vorgefallene erfahren hatte, und als sie nun ihrem Bruder mit ehrlicher Offenheit gestand, daß sie selbst den jungen Herrn befreit habe, um ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern, da sah sie sich den bittersten Vorwürfen sowohl von Seiten des gestrengen Herrn, als auch von der des Herrn Geheimeraths ausgesetzt, Vorwürfe, die allerdings vom gesetzlichen Standpunkte aus gerecht waren, die aber Tante Helene nicht verdient zu haben glaubte. Und diese Vorwürfe bewirkten, daß ihr ganzer Groll sich gegen den Geheimerath richtete, also gewann Clemens eine Verbündete, welche ihm sehr wichtige Dienste leisten konnte.

„Ich werde diesen Vorfall Seiner Excellenz dem Herrn Minister mittheilen, wenn Sie nicht dafür Sorge tragen, daß dieser Vagabund morgen dem Gericht überliefert wird,“ sagte der Geheimerath in einem Tone, der dem Bürgermeister Entsetzen einflößen mußte, „sehen Sie sich vor, es würde die unangenehmsten Folgen für Sie haben.“

Der Bürgermeister nickte und der alte Jacob hielt es für rathsam, den Rockkragen seines Gefangenen noch fester zu umklammern.

„Wer weiß, woran mein Bruder besser thäte,“ warf Tante Helene ein, deren Blick den Geheimerath durchbohren zu wollen schien. „Wo ist denn der Herr Geheimsecretär? Ich meine, der junge Herr —“

„Fragen Sie diesen Veteran,“ unterbrach Clemens sie, „er muß doch wissen, wer ihn zu Boden geworfen hat und über ihn fortgeeilt ist.“

„Ich werde hinausgehen und ihn wecken,“ sagte der Geheimerath ruhig, „erlauben Sie —“

„Nicht von der Stelle!“ rief Clemens, sich durch einen kräftigen Ruck aus den Händen des alten Mannes befreiend. „Herr Bürgermeister, ich verlange, daß Sie untersuchen, wer dieser Mensch ist. Ich habe ihn und seinen Genossen in diesem Zimmer vor dem gewaltsam erbrochenen Secretair gefunden, ich habe Ihnen den Beweis geliefert, daß er unnöthigerweise eine Perrücke trägt, ich habe —“

„Halte Er den Rand!“ fiel der gestrenge Herr ihm in's Wort. „Er ist ein Vagabund, ein Lump, ein Schwindler, das unterliegt nicht dem leisesten Zweifel.“

Agnes war hinausgeeilt, sie hoffte die Lösung dieses Räthsels in dem Zimmer zu finden, welches den hohen Gästen als Schlafgemach eingeräumt worden war. Für sie war es kein Räthsel mehr, das offene, bestimmte Auftreten des jungen Mannes hatte sie längst von seiner Unschuld überzeugt, aber sie mußte auch, daß ihr Vater sich durch solche Beweise niemals überzeugen ließ.

In ihrer Hoffnung sollte sie sich nicht getäuscht sehen. Sie fand auf dem Nachttischchen eine Brieftasche, und die flüchtige Durchsicht ihres Inhaltes überzeugte sie, daß der Eigenthümer derselben ein sehr gefährlicher Verbrecher sein mußte. Das Portefeuille enthielt mehrere Pässe, von denen jeder auf einen anderen Namen lautete, es enthielt ferner einen Brief, in welchem der Plan, den Bürgermeister von Dexenberg zu berauben, sehr ausführlich aufgezeichnet war. Unterzeichnet war dieser Brief nicht, aber das that nichts zur Sache, er zündete trotzdem dem Bürgermeister ein Licht an, welches wohl geeignet war, das Dunkel zu erhellen.

Der Geheimerath hatte rasch gefaßt seine Bestürzung zu verbergen gesucht, als Agnes ihrem Vater die Brieftasche überreichte, aber dem Bürgermeister war diese verrätherische Regung doch nicht entgangen. Und als nun Clemens die Wolken bemerkte, die auf der Stirn des kleinen Herrn sich sammelten und drohend zusammenzogen, da benutzte er den günstigen Augenblick und dem Herrn Geheimerath flog abermals die Perrücke vom blonden Haupte.

Der Bürgermeister öffnete seine Dose und nahm eine Prise, ein solch verwickelter Fall war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Die beiden hohen Gäste, welche ihn dem Könige zur Decorirung vorschlagen wollten, Verbrecher? Das konnte er so rasch nicht begreifen und doch unterlag es kaum einem Zweifel.

„Hol mir einmal aus dem Bureau den Steckbrief,“ befahl er dem Veteran, „in meiner Seele erwacht eine furchtbare Ahnung.“

„Gott sei Dank,“ athmete Agnes auf, und Clemens dankte ihr mit einem beredten Blicke für diesen Beweis ihrer Theilnahme.

Der Geheimerath aber stand mit blitzenden Augen und bebenden Lippen vor dem Bürgermeister und machte in einem Schwall von Grobheiten seinem Zorne über dieses ihn empörende und entehrende Benehmen Luft.

„Geduld,“ sagte der gestrenge Herr, während er die nasse Stirne trocknete, „ich hoffe, die Sache wird sich aufklären.“

Jacob brachte den Steckbrief; der Bürgermeister las ihn zwei, dreimal und legte ihn endlich kopfschüttelnd hin.

„In einer Beziehung stimmt's, in der anderen wieder nicht,“ sagte er, „hier bleibt mir keine Wahl, ich muß beide Herren ersuchen, im Gefängniß die Entscheidung abzuwarten.“

„Na, in Gottes Namen,“ versetzte Jacob, „die Ehre, einen Geheimerath hinter Schloß und Riegel zu bringen, ist mir noch nicht zu Theil geworden.“

Der Geheimerath bebte vor Wuth, er protestirte, drohte und bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um den Bürgermeister zu überzeugen, daß er einen Mißgriff begehe, der von den traurigsten Folgen für ihn sein könne. Aber je länger er sprach,

desto klarer ward es dem gestrengen Herrn, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hatte, und Clemens leistete dem Veteran hilfreiche Hand, als der Geheimerath den Letzteren nöthigte, Gewalt anzuwenden.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Im indischen Archipel.

(Schluß.)

Die Kayan Dyaks von Borneo, die weder Hindus noch Muhamedaner sind, folgen bei der Bestattung der Todten ihren eigenen Gebräuchen. Sie behalten dieselben ungeachtet des heißen die Verwesung beschleunigenden Klimas bis zu acht Tagen über der Erde. Nach Ablauf des ersten Tages legen sie den Leichnam in einen Sarg, welcher aus einem Baumstamm gehöhlt und je nach den Mitteln der betreffenden Familie mehr oder minder reich mit Schnitzereien verziert ist. Tag und Nacht brennen Lichter zu Seiten des Sarges, und wenn eines davon durch Zufall erlischt, so gilt dies als ein böses Zeichen. Ebenso werden noch vier oder fünf Tage lang nach der Entfernung des Sarges an der Stelle, wo er gestanden, Fackeln brennend erhalten. Kurz vor der endlichen Beerdigung findet ein Gastmahl statt, wobei der Leichnam einen Theil der Speisen erhält, während die überlebenden Angehörigen das Uebrige essen. Wenn der Körper in seinem gräßlichen Verwesungszustand weggetragen werden soll, klammern sich die Frauen, rücksichtslos auf den schauerlichen Anblick und die pestilenzialische Ausdünstung, an den Sarg, drücken ihre Gesichter an denselben und hören mit diesen Zeichen ihrer zärtlichen Trauer nicht eher auf, als bis die Begräbnißstelle erreicht ist. Diese ist ein kleines hölzernes Haus oder eigentlich eine offene Bühne, etwa zwölf Fuß hoch vom Boden und von vier hölzernen Pfeilern getragen. Die Gräber der Häuptlinge sind aus hartem Holz errichtet und stützen sich auf neun massive Säulen, welche eine Höhe von zwölf bis vierzehn Fuß haben und mit künstlichem Schnitzwerk bedeckt sind. Blühende Gesträuche und Schlingpflanzen umgeben meistens diese luftigen Grabstätten; sie überwuchern schnell Säulen, Bühne und Sarg, und ihre verschönernde Hülle entzieht das grause Werk des Todes den Blicken der Lebenden.

Die Balinesen, wie gesagt, verbrennen ihre Todten, und die Wittwen haben die Wahl, sich mit ihren hingeschiedenen Gatten den Flammen zu übergeben oder durch den Dolch getödtet zu werden. Die Weiber der Rajahs jedoch müssen den Feuertod erleiden; es wäre gegen fürstliche Würde, wenn nicht wenigstens ein paar Frauen, wenn es auch nur Sclavinnen wären, ihre Asche mit der des vornehmen Verstorbenen vermischten. Die Frauen der Priester dagegen tödten sich nicht. Die Beschreibung dieser Opferungen wäre in ihren Details zu gräßlich, um hier wiedergegeben zu werden. Es liegt etwas unbeschreiblich Erschütterndes in dieser Vermengung von Jugend und Schönheit mit dem Tode; von Blumen, Weihrauch und kostbaren Gewändern mit dem aus tödtlichen Wunden sich ergießenden Blutstrom, und wenn auch das Wehgeheul der Sterbenden im duftenden Rauch des Scheiterhaufens verhallt, so ist es darum nicht weniger herzzerreißend, besonders wenn man bedenkt, daß diesem herkömmlichen Morden jeder edele Zweck, jede erhabene Grundidee mangelt, aus denen sich eine entfernte Entschuldigung ableiten ließe. Dyak — oder correcter Dayak — ist der gewöhnliche Ausdruck, den die Malayen für die wilden Stämme von Sumatra und Celebes, aber vorzugsweise für die von Borneo gebrauchen, wo sie am zahlreichsten vorhanden sind. Das Wort scheint in der That nichts anderes als „wild" zu bedeuten. Die verschiedenen Stämme der Dyaks auf Borneo stehen sich nicht alle gleich in der Civilisation. Einige sind Nomaden und nähren sich von Früchten oder wilden Thieren, welche sie sich erjagen; andere haben feste Wohnstätten, d. h. große scheunenartige Hütten, in denen mehrere Familien bei einander leben, — und diese bauen Getreide und Wurzelgewächse sowie auch Baumwolle, welche sie spinnen und weben, verarbeiten Stahl und Eisen und ziehen Schweine, Geflügel und Hunde, aber keine Lastthiere auf. Von Buchstaben wissen sie gar nichts, denn sie haben weder ihre eigenen erfundenen alphabetischen Zeichen, noch kennen sie diejenigen anderer Volksstämme. Welche Namen sie sich aber auch beilegen und wie sie sich classificiren mögen, sie gehören sämmtlich der echten malayischen Race an, sind dunkelfarbig, klein von Statur und haben glattes glänzendes Haar. Wenn sie zum Kampfe ausziehen, so hüllen sie sich in Thierfelle, gewöhnlich in das Fell des schwarzen Bären; die Rajahs tragen ein Tigerfell, was bei ihnen den fürstlichen Purpur ersetzt. Diese Häute werden über den Kopf gelegt und bedecken Brust und Rücken, während die Arme frei bleiben. Sie sind hiebfest und auch der abgeschossene Pfeil durchdringt sie selten, und im Vereine mit dem aus leichtem Holze geschnitzten und gleichfalls mit einer Thierhaut überzogenen Schilde bilden sie einen leidlich wirksamen Schutz gegen die primitive Kriegführungsart der Eingeborenen. Aber diese Dyaks kämpfen wie Furien. Sie haben keinen Begriff von Furcht und fechten, bis sie zu Stücken gehauen sind. Doch sogar die Tapfersten unter ihnen hegen eine unüberwindliche Scheu vor Feuerwaffen. Beim unerwarteten Knall einer Flinte rennen sie wie besessen in die Dschungeln; sind sie in ihren Böten, so werfen sie sich ins Wasser und stürzen an die Küste. Auch die Kaltblütigsten vermögen nicht die abergläubische Angst vor Schießgewehren zu überwinden. Ein Jeder denkt, die Kugel sei gerade auf ihn gerichtet und treffe ihn in die Brust; sie haben allerdings nicht den geringsten Begriff von Schußweite und glauben sich in directer Gefahr, so lange sie schießen hören. Sind sie endlich so weit aufgeklärt, daß sie Europäer auf die Jagd begleiten ohne zu fürchten, daß man sie statt der Affen erlegen möchte, so fordern sie zuweilen den Jäger auf, nach einem Gott weiß wie weit entfernt fliegenden Vogel zu zielen, und finden es sehr ungefällig, wenn ihnen die Bitte abgeschlagen wird. Schießt der Europäer und der Dyak sieht den Vogel unbeschädigt weiter fliegen, so hält er es durchaus nicht für einen Fehlschuß und ist überzeugt, daß die Kugel den Vogel doch noch einholen und tödten werde.

Die kostbarsten Trophäen dieser Wilden sind ihnen menschliche Köpfe, welche sie durch Räuchern über dem Feuer conserviren und welche alle Arten von wunderbaren Eigenschaften haben sollen. Nicht allein sind sie Zeichen der Tapferkeit und des Sieges, sondern sie sind auch unentbehrliche Requisiten bei Heiraths- und Begräbnißceremonien, bei Geburten und Krankheiten. Nichts kann ohne frische Köpfe zu Stande gebracht werden; sie gelten für die einzigen Mittel gegen körperliche Leiden, namentlich gegen Blattern. Medicin ist Thorheit im Vergleiche zu einem Menschenkopfe, dessen wunderthätige Kraft Ausschlag und Fieber sofort weichen müssen. Der Dyak scheut deshalb auch keine Gefahr, wenn sich ihm die Aussicht auf einen neuen Kopf bietet, d. h. einen männlichen Kopf, denn Frauen und Kinder zählen für nichts. Die Frauen werden von den Siegern als Sclavinnen fortgeschleppt; nach Sclavenart schicken sie sich übrigens leicht in die Umstände und lernen bald ihre neuen Herren lieben. Diese Dyaks sind furchtbare Gesellen bei mitternächtlichen Angriffen. So rasch wie der Fittich eines Vogels die Wasseroberfläche streift, so rasch gleiten sie in ihren langen Piroguen den Fluß abwärts. Fahren sie den Fluß aufwärts, so halten sie sich dicht am Ufer und da sie ihre Ruder mit weicher Baumrinde bekleiden, so wird kein Geräusch verursacht. Wo es ihnen passend scheint, halten sie an und befestigen den Kahn unter überhängenden Bäumen, welche mit ihrem dichten Gezweig das Fahrzeug vollständig einhüllen. Hier schlafen sie und nähren sich von Schlangen, Affen oder irgend anderen Thieren, welche sie mit Spieß und Pfeil erlegen können. Begehrt der Häuptling Fleisch und es ist zufällig keines zu erlangen, so wird einer seiner Untergebenen getödtet und gekocht, wodurch nicht allein des großen Mannes Appetit gestillt, sondern ihm auch noch ein Kopf in den Kauf geliefert wird. Die Dyaks beginnen ihren Angriff auf das auserseheue Dorf, indem sie brennende Feuerkugeln auf die

Strohdächer werfen, wodurch augenblicklich Alles in Brand gesteckt wird. Dann erheben sie das Kriegsgeschrei und das mörderische Werk beginnt. Kein einziger Mann wird verschont, sowie einer derselben auf der Leiter aus seiner Wohnung steigt, um den Flammen zu entgehen, welche gerade Licht genug geben, um einen Mann von einer Frau unterscheiden zu können, wird er gespießt oder niedergemetzelt. Die Frauen und Kinder werden gepackt, sowie sie sich zur Flucht anschicken, denn es ist von Bedeutung, daß keines von ihnen ein anderes Dorf erreicht und die Kunde von dem was vorgeht, zur Warnung oder um Hilfe zu suchen, hinträgt. In dieser Weise wird der Raubzug fortgesetzt und der siegreiche Häuptling kehrt mit seiner Bootsladung von Köpfen und Sclavinnen nach Hause zurück.

Viele köstliche Früchte und schöne Blumen, sowie Waldbäume haben ihre Heimath auf diesen ostindischen Inseln. Der Mangobaum wuchert in allen Abarten, ebenso der Granatapfel, welcher dort mit dem Rabin den Namen gemein hat; aber die Frucht ist so unbedeutend, daß man sie eher unter die Blüthen classificiren könnte. Die Guava ist eine andere Frucht, welche die Europäer am liebsten zu Eingemachtem verwenden, obschon die Eingeborenen sie frisch gepflückt vorziehen. Die Orange oder Apfelsine des Archipel steht hinter der des südlichen Europa und nördlichen Indien zurück, aber es giebt eine Orange mit einer dicken, grünen dem Fleisch dicht anliegenden Schale, welche außerordentlich wohlschmeckend ist. Von Allem ist Ueberfluß vorhanden und die Pflanzenwelt wie das Thier- und Mineralreich in zahllosen Arten ausgiebig vertreten. In der That wäre der ostindische Archipel ein echtes Paradies zu nennen, wenn in seinen Grundgefügen nicht die ewig glühenden Feuer und auf der Oberfläche das Barbarenthum des Wilden ihr zerstörendes Wesen trieben.

Mannichfaltiges.

— Dr. Wallmann's Versicherungs-Zeitschrift bringt folgende interessante Episode aus dem österreichischen Feuerlöschwesen: In der Nähe von Wien kam in einem Dorfe gegen Abend Feuer aus. Die Ortsspritze stand im Gemeindeschuppen unter Verschluß des weiter entfernt wohnenden Nachtwächters; dieser war nicht zu Hause und mußte daher erst in allen Wirthshäusern gesucht werden, bis man ihn nach längerer Zeit entdeckte und nach Hause schleppte, — dort angelangt, konnte er den Schlüssel zum Spritzenhaus nicht finden, auch sich nicht entsinnen, wo er ihn zuletzt aufbewahrt oder wohin er ihn verlegt hatte. Endlich nach langem Hin- und Hersuchen des stark angetrunkenen Nachtwächters unter Beihilfe des Ortsdieners (Gemeindegrundwächters) und des Gemeindehalters (Dorfhirten, der den Zuchtstier hält) wurde der Schlüssel gefunden und das Magazin eröffnet, wo die Spritze stand. Allein Niemand konnte sie von der Stelle bewegen, weil sie von der Frau des Nachtwächters mit einem hoch aufgethürmten Haufen von Erdäpfeln angefüllt und als eine Art Speisekammer benutzt — somit ganz impracticabel war.

— Die „St. Petersburger Börsenzeitung" bringt folgende charakteristische Notiz: Samstag den 29. Juni, Mittags 2 Uhr, bewegte sich auf der großen Morskajastraße eine interessante Procession. Etwa 15 bis 20 Juden, theils jung, theils schon ziemlich alt, wurden durch Polizeisoldaten geführt. Alle waren ziemlich gut gekleidet in langschößige, schwarze Kaftans mit Sammtmützen auf dem Kopfe. Jeder hatte auf dem Rücken ein großes mit Kreide geschriebenes Kreuz. Diese Juden gehörten eben jenen 50 Menschen an, welche an diesem Tage zur orthodoxen Kirche übergetreten waren. Für den nichtrussischen Leser muß hierbei bemerkt werden, daß die zur Deportation nach Sibirien Verurtheilten gewissen Nachlaß der Strafe erlangen, wenn sie rechtgläubig werden. Diese Juden befanden sich offenbar auf dem Wege nach Trans-Uralien als Verbrecher und baten in Petersburg um Aufnahme in den Schooß der orthodoxen Kirche. Wer also zu den ungesunden Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt war, wurde dadurch zur Ansiedelung begnadigt, genug, jedem Neophyten wird die Strafe in einem gewissen Grade gemildert.

— Unterm 21. ds. wird aus London geschrieben: Die Hitze ist noch immer gleich unerträglich; das Thermometer stand gestern nur 4⅓ ° unter dem Maximum vom letzten Donnerstag, und dieser ist in den Aufzeichnungen seit 1824 als der heißeste Tag notirt. Da nimmt es einen denn auch weniger Wunder, wenn das Unerhörte passirt, daß ein ehrwürdiger englischer Richter es wagte, bei den Assisenverhandlungen seine Perrücke abzunehmen und dem Herrn Advocaten rieth, ein Gleiches zu thun. Auch bei dem Preisschießen im Lager von Wimbledon macht sich die Hitze bemerklich; die besten Schützen zeigen eine unsichere Hand. Vor Kurzem war in Folge des entstandenen Rasenbrandes das Rauchen verboten worden, trotzdem fing gestern das dürre Gras abermals Feuer, welches sofort eine hölzerne Absperrungswand ergriff und zerstörte. Glücklicherweise wurde weiterer Schaden verhütet. — Als Curiosität sei erwähnt, daß heute hier die erste Ladung frischen Hopfens zum Verkauf kam. Ein Factum, welches seit Menschengedenken nicht an einem so frühen Tage passirt sein soll.

— Eine interessante Ehrengabe für das dritte deutsche Bundesschießen ist vom Lande Vorarlberg angemeldet. Dieselbe besteht aus einem Riesenadler, der sich mit ausgespreizten Schwingen auf seine Beute stürzt. Der Adler mißt mit ausgespannten Flügeln 6 Schuh, ist 3 Schuh hoch und vom Kopf bis zu den Schwungfedern 4 Schuh lang. Am Kopf trägt er eine Krone und am Halse eine Kette, gebildet von 100 Stück Ducaten.

Logogriph.

Ich bin ein junges frisches Blut,
Was Du mit 1 bis 4 benennest;
Und rathe: wenn Du mich nicht kennest,
So sei — mein Freund — auf Deiner Hut.
Ich habe Lust zu revoltiren,
Ich brause auf und werde warm:
Du glaubst, ich tilge Leid und Harm
Und läßt Dich leicht durch mich verführen;
Doch, wenn ich stark genug geworden
Werf ich Dich in den Graben dorten.

Von 3 bis 7: Weg und Richtung,
Auch Zug und Flug bedeute ich;
Gar manche Vögel kennen mich,
Und ihnen droht durch mich Vernichtung.
Wer will zur höchsten Kunst gelangen,
Wird zweifellos bei mir anfangen.

Das Ganze hast Du hundertmal
Genossen schon in Deinem Leben;
Doch unter diesem Namen eben
Vielleicht in allerkleinster Zahl.
Gleichwohl, auf keiner Tafel fehl' ich
Und zum Pikanten — sagt man — zähl' ich.

— Δ —

Auflösung des Anagramm in Nro. 85:

Kabeljau. Kabeltau. (Laberdan und Stockfisch, letzeres auch als Schimpfnamen.)

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stab.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 91.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

7. Capitel.

Wie man verlobt sein kann, ohne es zu ahnen.

Der Bürgermeister fand in dieser Nacht keine Ruhe, keinen Schlaf. Er mußte immer und immer wieder sich die Frage aufwerfen, welche Folgen die Verhaftung des Geheimeraths für ihn haben könne, und wenn auch die Flucht des Geheimsecretärs ihn einigermaßen darüber beruhigte, der Glaube, daß der Gefangene dennoch ein wirklicher Geheimerath sein könne, hatte in seiner Seele zu fest Wurzel gefaßt. Der Strahlenglanz des Ordens vergoldete diesen Glauben, das war ein Grund mehr, an ihm fest zu halten. Und als der Bürgermeister am nächsten Morgen sich von seinem Lager erhob, da stand es fest bei ihm, er wollte den Geheimerath um Entschuldigung bitten und ihn sofort entlassen, wenn er nicht genügendere Beweise gegen ihn fand, als die, welche schon vorlagen.

Nun traf es sich, daß an diesem Morgen in der Frühe ein Gensdarm das Dorf passirte, und da die Magd des Bürgermeisters bereits dafür gesorgt hatte, daß die Bewohner Derenbergs und unter ihnen vorzugsweise der Wirth über die Ereignisse der verwichenen Nacht gut unterrichtet waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch der Gensdarm Kenntniß von den Thatsachen erhielt. Und ebenso natürlich war es, daß dieser starke Arm der öffentlichen Macht dem gestrengen Herrn die Ehre seines Besuches schenkte, um, natürlich unter dem Vorwande, ihm seine Dienste anzubieten, das Nähere zu erforschen. Dem Bürgermeister aber war es beim Anblick dieses Beamten, als ob eine schwere Last von seiner Seele falle. „Kennen Sie den entsprungenen Zuchthäusler Conrad Fuchs?“ waren die ersten Worte, die er an ihn richtete.

Der Gensdarm warf sich in die Brust und drehte mit einer Miene stolzen Selbstgefühls an seinem Schnurrbart. „Wie sollte ich ihn nicht kennen?“ erwiderte er. „Ich habe ihn damals, als er vor den Assisen stand, aus dem Arresthause geholt und wieder hineingebracht; ich habe ihn später auch in's Zuchthaus transportirt.“

In der Freude seines Herzens befahl der Bürgermeister dem Veteranen, seinem Herrn Collegen einen Cognac einzuschenken aus der Flasche, welche der gestrenge Herr für seinen ausschließ-Privatgebrauch im Schranke seines Schreibpultes aufbewahrte. „Gießen Sie ihn hinter die Binde und dann kommen Sie mit,“ sagte er.

Und als nun der Gensdarm den Geheimerath als den entsprungenen Verbrecher mit einer Sicherheit bezeichnete, die keinen Zweifel zuließ, als er, gewissermaßen zur Bekräftigung dieser Behauptung, sofort die Handschellen hervorzog und sie dem erblassenden, zitternden Gefangenen mit einer bewunderns-werthen Geschicklichkeit anlegte, da stürzten vor dem geistigen Auge des Bürgermeisters viele herrliche Luftschlösser zusammen, und er sah sie stürzen mit innigem Bedauern und zugleich mit einem Grimm, den er gewaltsam bemeistern mußte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, wegen Mißhandlung eines Gefangenen demnächst zur Verantwortung gezogen zu werden.

Der Gensdarm erbot sich, den Verbrecher in's Zuchthaus zurück zu bringen und der Bürgermeister nahm dieses Anerbieten mit herzlichem Dank an.

Die Beiden hatten kaum das Haus verlassen, als der Postbote einen Brief brachte, dessen Inhalt den Bürgermeister bewog, Clemens Schimmel rufen zu lassen. „Ihre Angaben sind richtig,“ sagte er, einen bedeutend höflicheren Ton anschlagend, „Herr Ernst Butterweck schreibt mir, daß Sie sein Reisender seien —“

„Gewesen!“ warf Clemens ein. „Seit vorgestern bin ich's nicht mehr.“

„Ah — also haben Sie mich dennoch belogen!“

„Ja und nein. Es kostet mich nur ein Wort, so bin ich wieder der Vertreter des Hauses Ernst Butterweck und Sohn, aber ich mag dieses Wort nicht sprechen.“

Der Bürgermeister legte den Brief hin und schüttelte das Haupt. „Das verstehe ich nicht,“ sagte er, „indeß denke ich, es ist eine Privatangelegenheit, die mich nicht kümmert. Aber eine Aufklärung sind Sie mir schuldig über den Zweck Ihrer Reise hierher, wie auch darüber, was Sie bewog, die Hecke meines Gartens zu übersteigen.“

„Sie sollen sie haben,“ entgegnete Clemens, während er sich erlaubte, einen kühnen Griff in die Dose des gestrengen Herrn zu thun. „Beides hängt, wie ich Ihnen auch bei meiner Verhaftung bemerkte, mit Ihrer Fräulein Tochter innig zusammen.“

Der Bürgermeister runzelte die Stirn. „Mit meiner Tochter?“ fragte er.

„Ja; ich liebe sie und nur der Vorsatz, um ihre Hand zu werben, bewog mich, die Reise zu machen.“

„Was hat das mit der Uebersteigung der Hecke gemein?“

„Hm — ich hoffte, Fräulein Agnes im Garten zu finden; Sie begreifen, daß man, bevor man in formeller Weise zur Werbung schreitet, gerne mit der Dame seines Herzens im Reinen sein will.“

„Ah so!“ sagte der gestrenge Herr gedehnt, und es lag so wenig Aufmunterndes in dem Tone seiner Stimme, daß Clemens schon jetzt die Nichtigkeit seiner Hoffnungen hätte einsehen müssen.

„So ist es,“ fuhr der junge Mann fort, „Sie zogen mir einen Strich durch die Rechnung, aber ich hoffe, dieses Mißverständniß wird dazu dienen —“

„Erlauben Sie, welche Garantieen können Sie mir und meiner Tochter für die Zukunft bieten? Die Stellung eines Musterreisters —“

„Hat seine Schattenseiten, ich bin entschlossen, sie zu quittiren.“

„Und dann?“

Es lag ein beißender Spott in dieser Frage und dem Lächeln, welches sie begleitete, ein Spott, der den jungen Mann verletzen mußte.

„Dann etablire ich ein eigenes Geschäft," erwiderte Clemens so würdevoll, als ob die Rentabilität dieses noch zu gründenden Geschäfts schon jetzt über jeden Zweifel erhaben sei.

„Haben Sie Ersparnisse?"

„Nein."

„Glaub's gerne, die Herren Commisvoyageurs spielen gerne die Barone, lackirte Stiefel und Glacéhandschuhe verschlingen einen großen Theil der Einnahme."

„Das sind Ansichten," sagte Clemens gelassen.

„Aber gesunde Ansichten, mein Herr. Sie gedenken also mit dem Gelde Ihres Schwiegervaters Ihre Zukunft zu sichern —"

„Das ist eine Voraussetzung, die mich beleidigt."

„Ereifern Sie sich nicht, mein Bester, wir haben auch Erfahrungen gemacht."

„Mein Herr, ich habe einen reichen Oheim, den ich einst beerben werde, er streckt das nöthige Capital mir vor."

Der Bürgermeister lächelte, es war ein malitiöses Lächeln. „Wohnt der Oheim in Californien?" fragte er spottend. „Ich kenne diese Redensarten und gebe keinen rothen Heller dafür. Im Uebrigen muß ich Ihnen sagen, daß Ihr Benehmen mir keine Achtung für Ihren Charakter einflößt, Sie scheinen mir ein gewaltiger Mädchenverführer, ein leichtfertiger Patron zu sein. Herr Ernst Butterweck schreibt mir, er wünsche, daß Ihre Verhaftung geheim bleiben möge, da es ihm nicht gleichgiltig sein könne, welche Gerüchte über den Verlobten seiner Tochter daraus vielleicht entspringen würden, sodann sehe er Ihrer sofortigen Heimkehr mit Verlangen entgegen."

Wie von einer Tarantel gestochen, war Clemens von seinem Sitz emporgefahren. „Ich soll der Verlobte seiner Tochter sein?" fragte er, und der Blick, mit welchem er den Bürgermeister dabei ansah, schien fragen zu wollen, ob er denn recht gehört habe, daß Ernst Butterweck diese kühne Behauptung aufstelle.

Der Bürgermeister nickte bejahend und in seinem Antlitz drückte sich eine boshafte Schadenfreude aus darüber, daß er den jungen Herrn so vollständig geschlagen hatte. „So schreibt er," erwiderte er, „und ich kann mir nicht denken, daß es eine Lüge sein sollte."

„Und eine Lüge ist es dennoch!"

„Ah — Sie wollen mich glauben machen —"

„Herr Bürgermeister, ich versichere Sie, daß ich bisher noch nie daran gedacht habe, um Herz und Hand dieses Fräuleins Butterweck zu werben."

„Nun wohl, und ich versichere Sie, daß ich sehr wohl weiß, weshalb Sie diese faulen Ausreden vorschützen und daß Sie hier Ihren Zweck nicht erreichen werden. Agnes muß sich mit Abscheu und Entrüstung von einem Manne abwenden, der aller Ehre so bar ist, daß er ein Ehegelübde über Nacht vergessen kann. Gehen Sie, mein Herr, Ihre Braut erwartet Sie, Agnes werden Sie mit meinem Wissen und Willen nicht wiedersehen."

Diese Wendung hatte Clemens nicht erwartet, die Antwort des Bürgermeisters empörte ihn. „Sie lieben es, ein rasches Urtheil zu fällen," sagte er, mühsam an sich haltend, „ich dächte, die Ereignisse der jüngsten Stunden müßten Sie in dieser Beziehung vorsichtiger gemacht haben. Die Behauptung, daß ich mit Fräulein Butterweck verlobt sei, ist eine Lüge —"

„Und selbst, wenn sie es wäre, würde ich Ihnen mein Jawort nicht geben. Die Gründe, die ich dafür habe, sind sehr einfach; sie liegen zum Theil darin, daß Sie mir kein Garantieen bieten können, zum Theil auch in dem Umstande, daß ich in diesem Punkte gewissermaßen schon gebunden bin. Ja, mein Herr, meine Tochter ist so zu sagen schon verlobt, Sie werden einsehen, daß unter solchen Verhältnissen für Sie kein Weizen mehr blühen kann."

Bei den letzten Worten klappte der Bürgermeister seine Dose so energisch zu, als ob er andeuten wolle, hiermit müsse die Unterredung beendet sein, und von dem, was er gesagt habe, werde er kein Komma fallen lassen. Clemens Schimmel zog seine Glacéhandschuhe an und der Bürgermeister sah ihm mit der gleichmüthigsten Ruhe zu.

„Es thut mir leid, daß die Pfingstfeiertage für Sie so unangenehm ausgefallen sind," sagte er, während er dem jungen Herrn das Geleite zur Thür gab, „aber daran tragen Sie allein die Schuld. Es ist ein verwegenes Unternehmen, zur Nachtzeit über fremde Hecken zu steigen, und es ist nicht minder verwegen, sich um die Gunst einer achtbaren Dame zu bewerben, wenn man schon verlobt ist."

Schweigend konnte Clemens diesen Hohn nicht einstecken, er hatte ohnedies genug zu tragen. „Das Erstere sehe ich ein, das Letztere weise ich zurück," entgegnete er, „aber ich glaube, auch Sie wird die Erfahrung gelehrt haben, daß die Jagd auf einen Orden der Jagd auf einen Irrwisch gleicht, die Gefahr, in einen Sumpf zu gerathen und sich lächerlich zu machen, liegt bei beiden nahe."

Dem gestrengen Herrn war das Blut in die Wangen geschossen, mit einem für die Heiligkeit des Feiertages sehr unpassenden Fluch warf er hinter dem jungen Mann die Thür in's Schloß.

Clemens Schimmel bedeckte in stummer Resignation sein Haupt und verließ das Haus, mit dem stillen Wunsche, daß er es nie betreten haben möge. Wohl tauchte das Bild des Mädchens vor seinem geistigen Auge wieder auf, aber es hatte seinen Zauber verloren, seitdem er wußte, daß diese Knospe sich einem Anderen erschließen sollte.

Einem Anderen? Wie nun, wenn der Bürgermeister das nur vorgeschützt hätte, um jeder weiteren Erörterung auszuweichen? Hatte denn nicht auch Agnes ihn ermuntert und seine Hoffnungen durch bedeutsame Worte genährt? Er konnte nicht glauben, daß sie eine herzlose Coquette sein solle, und doch hatte der Bürgermeister ihm ihre bevorstehende Verlobung so ruhig und gleichmüthig mitgetheilt, daß er die Wahrheit dieser Behauptung nicht bezweifeln durfte.

Aber Ernst Butterweck sollte bereuen, diese Lüge in die Welt geschickt zu haben. An ihm wollte Clemens Rache nehmen für alle Unbill, die ihm widerfahren war, und Amalie Butterweck sollte dabei auch nicht leer ausgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen zwei Meeren.

Die alte Ueberlandstraße von Nicaragua ist von der Panamabahn doch nicht ganz aus dem Felde geschlagen worden. Viele Leute, die nach Californien gehen oder von dort kommen, benutzen sie noch. Auf dieser Seite hat man von New-York bis Greytown oder San Juan auf der Moskitoküste regelmäßige Dampfschiffverbindung, benutzt für die Weiterfahrt den San Juanfluß und den See von Nicaragua, hat von der Virgin-Bai, um ans Stille Meer zu kommen, blos eine Landreise

von zwölf englischen Meilen zu machen und ist nun in San Juan del Sur auf der großen Seestraße nach San Francisco, wo wieder Seedampfer die Weiterbeförderung besorgen.

Wer kein Californier ist und doch San Juan besucht, muß ein Kaufmann oder ein Gelehrter sein. Ich — sagt ein Tourist — gehörte eigentlich zu keiner von beiden Klassen, obgleich ich Alterthümer suchen wollte. San Juan, wo wir landeten, ist ein kleiner Ort und bald leer, bald überfüllt. Wenn achthundert Reisende in ein Dorf mit siebenhundert Einwohnern einfallen und sich zehn Tage aufhalten, so können die Folgen nur schauderhafte sein. Dabei darf man nicht an achthundert tugendhafte Bürger denken, von denen jeder seine Buttersemmeln und eine Flasche Wein in den Rocktaschen hat, sondern an achthundert wilde Californier, von denen jeder seine drei Mahlzeiten täglich und Branntwein in jedem beliebigen Augenblicke verlangt. „Vor drei Tagen," sagte unsere Wirthin, „hatten wir fünfzig Californier hier im Hause, welche zehn Tage blieben." Fünfzig Kerle im Union-Hotel! Fünfzig Elephanten in einem Gartensaale! Das ganze Gebäude war einschließlich der Veranda und der Küche zwanzig Fuß breit und siebenzig Fuß lang. Wie alle Gebäude der Stadt war es von Holz gebaut und das untere Stockwerk mit Steinen gepflastert. Eine Treppe hoch lagen sechzehn Schlafzimmer, von denen jedes etwas über sechs Fuß im Geviert hatte.

Nach der Wirthin erschien der Wirth und stellte sich als Hauptmann Fratscher vor. Als er fortgegangen war, um unsere Zimmer einzurichten, trat ein Herr mit einem verwitterten Gesicht und einem dicken Schnurrbart auf uns zu und fragte leutselig: „Wie befinden Sie sich, meine Herren?" Nach einem augenblicklichen Nachdenken fügte er triumphirend hinzu: „Sie sind wohl mit dem Dampfer gekommen?" Als ob man im Luftballon nach San Juan reisen könnte! Allerdings seien wir mit dem Dampfer gekommen, antwortete ich und spuckte gegen die Wand, um zu zeigen, daß ich den guten amerikanischen Ton kenne. In der That bekam unser neugieriger Freund die beste Meinung von uns. Aufmerksam betrachtete er drei einsame Palmen vor der Thür, blinzelte uns zu und bemerkte nach einer Pause: „Etwas trocken hier, nicht wahr?" In meiner Unschuld erwiderte ich, daß die Gegend mir eigentlich feucht vorkomme. „Ja," sagte er, „die Natur ist hier immer feucht, aber der Mensch ist immer trocken. Nun, trinken wir nicht einmal?" Um dem Gebrauch des Landes zu folgen, tranken wir einmal und der Wirth und sein Gast halfen uns dabei. Der letztere wurde uns nun als Hauptmann Joe vorgestellt, denn in San Juan ist Jeder Hauptmann und wer dort landet, rückt zu demselben Grade vor, wenn er auch ein Bedienter wäre.

Mit meinen Fragen nach Alterthümern kam ich nirgends an den rechten Mann, aber vom Rio Frio sprachen Alle. Ich faßte den Muth, mich näher zu erkundigen, und erfuhr nun, daß der Frio in den San Juan münde und ein tiefer Strom sei, in dem viel gefallene Bäume lägen, der aber in allen anderen Beziehungen zur Schifffahrt sich eigne. Wo er entspringe und welchen Lauf er nehme, wußte Niemand; aber dann war Jeder bekannt, daß an seiner Quelle die Guatusos wohnten. Von dem Ursprung dieser Indianer erzählt man eine romantische Geschichte. Als Sir Francis Drake nach der Plünderung von Esparsa sich ans Stille Meer zurückzog, meuterten viele seiner Leute in der wahnsinnigen Voraussetzung, daß sie sich gegen die Spanier behaupten und eine friedliche Niederlassung gründen könnten. Drake mußte sie ihrem Schicksale überlassen. Als das spanische Heer erschien und die Meuterer fast umzingelt hatte, zogen sich diese hastig durch die Wälder von Merivalles zurück, um sich einen Weg nach der befreundeten Moskitoküste zu bahnen. Sie mußten das Gebiet der heutigen Guatusos, die damals Prancos hießen, durchschneiden. Zweierlei ist gewiß, daß die Bukanier niemals San Juan erreichten und von den Spaniern nicht eingeholt wurden. Viele glauben nun, daß sie sich an der Quelle des Frio ansiedelten, die männliche Bevölkerung niederhieben und sich mit der weiblichen verheiratheten. Alle umwohnenden Indianer erklären, daß die Guatusos helles Haar und blaue Augen haben. Merkwürdig ist, daß kein Europäer bei den vielen Gefechten mit ihnen jemals einen gesehen hat. Die Pfeile fliegen aus der Hand unsichtbarer Schützen, die Keule trifft lautlos von hinten.

Bei unserer Weiterreise fuhren wir drei Tage lang mit Amerikanern; auserlesene Leute, Söhne der westlichen Staaten und Flibustier bis auf den letzten Mann. Nichts ist gewisser als daß neunzehn dieser zwanzig Kerle einen Menschen ebenso ruhig niedergeschossen haben würden, wie man einen Affen niederschießt. Die meisten hatten in dieser Beziehung ihre Proben abgelegt. Von einem unserer Reisegefährten will ich eine Anekdote erzählen, die ich verbürgen kann. Er lag in seiner Hängematte, als ihn ein californischer Freund drängte, mit ihm ins Schenkzimmer zu gehen. Durst hatte er, aber er war zu faul um aufzustehen. Der Californier wurde wüthend, zog sein Revolver und drohte zu schießen, wenn jener nicht aufstehe. Der Faule wußte, daß das keine leere Drohung sei, aber er bemerkte ruhig: „Meinetwegen schieß! Du hast so schwer geladen, daß Du einen Heuschober fehltest." Im nächsten Augenblicke waren schon zwei Schüsse gefallen und nun erst spannte der in der Hängematte langsam seinen Revolver und sagte: „Nun ist es genug, denk' ich. Nimm den Finger vom Drücker, oder ich schieße."

Unter diesen Leuten, die beständig betrunken und zu jeder Gewaltthat bereit sind, lebt ein Sinn für die Schönheiten der Natur, dem man unter europäischen Säufern und Raufbolden gewiß nicht begegnet. Ein wahrer Riese schilderte mir eine Scene an einem der Flüsse dieses Landes in folgenden Ausdrücken: „Lebendige Juwelen blitzten aus den Gebüschen, reizende kleine Frösche, die aus Siegellack gemacht zu sein schienen, krochen um unsere Füße und blickten uns mit Augen von Smaragden und Topasen an. Große Leguane in glänzend grünen Kleidern schossen durch das Gras und trugen ihre langen Schwänze hoch über dem Rücken. Fliegen von Saphir mit Flügeln von Rubinen schwebten zitternd in den Sonnenstrahlen, die hie und da das Laubwerk durchdrangen. Nicht wahr, so etwas ist hübsch und thut den Augen gut? Wollen Sie mitkommen? Es giebt echten Whisky auf dem Schiff!"

Als wir die Mündung des Frio erreichten, nahm ich ein Boot, um den geheimnißvollen Strom eine Strecke weit hinaufzufahren. Seine Ufer waren zuerst von Mangeln eingefaßt und dann folgte ein wahrer Garten von Schlingpflanzen. Wir sahen nichts, als breite grüne Blätter und Gewinde von weißen, rothen und blauen Blumen. In der Mitte dieses Gartens stand ein Busch, der eine einzige Masse goldener Blüthen war. Weiterhin erhob sich ein hoher Wald. Hier und da lehnte ein gefallener Baum über dem Strom und badete seinen langen Moosbart in dem trägen Wasser. Bei anderen Bäumen sah man vor den rothen und gelben Blüthen der Lianen, welche sie bedeckten, von dem Stamme gar nichts. Auf jedem Zweige saß ein Leguan und wärmte sich in der heißen Sonne, während er mit seinen grünen blitzenden Augen unsere Bewegungen beobachtete. Ueber uns zogen Papageienschwärme, in denen jedes Paar treu zusammenhielt und sich krächzend unterhielt. Große Fischadler hingen so regungslos in der Luft, als ob sie auf ihren ausgebreiteten Schwingen schliefen, plumpe Enten saßen auf allen im Wasser liegenden Baumstämmen und streckten die langen Flügel aus, als wollten sie im nächsten Moment davon fliegen. Mit einem plötzlichen Wirbeln und Plätschern schoß der große Kopf eines Alligators über die Oberfläche und warf einen Fisch hoch in die Luft, um ihn beim Niederfallen mit einem Geräusch aufzufangen, wie es eine ungeheuere Scheere macht, wenn sie sich schließt. Dann sank das Ungeheuer wieder so allmählich, leise und unmerklich nieder, als habe es sich in Wasser aufgelöst.

Welche Menschen leben in diesem üppig ausgestatteten Lande. Wenn man die Gründe aufzählt, weshalb es in Nicaragua so traurig aussieht, so wird der Hauptgrund stets vergessen. Die Hängematte ist das Verderben. Ich glaube im vollen Ernst, daß durch sie der alte spanische Thatendrang in

seine heutige Versumpfung gerathen ist. Eine Hängematte über einem Kirchhofe sollte das Wappen von Nicaragua sein, denn das Volk ist todt und sein Gespenst streckt sich den ganzen Tag in dem mörderischen Netze. Du betrittst ein Haus; der Eigenthümer schaukelt sich ungekleidet, ungekämmt und ungewaschen, ohne zu lesen, zu arbeiten oder zu denken, in seiner Hängematte. Zwischen seinen Lippen steckt die Papiercigarre, im Bereiche seiner Hand steht der Limonadenkrug, aber in seinem Kopf ist keine Vorstellung, sei es von Tugend, sei es von Sünde. Wenn Du in die Thür trittst, so zeigt er auf eine Hängematte neben der seinigen und bietet Dir Feuer für Deine Cigarre an. Nun kannst Du Dich hinlegen und Dich schaukeln, so lange es Dir gefällt. Nicaragua liegt den ganzen Tag in seiner Hängematte und schläft Nachts darin. Wenn der General an der Spitze seiner Truppen stehen soll, so nickt er in einer prachtvollen Hängematte von getrocknetem Grase, soll die Armee dem Ruf des Generals folgen, so schaukelt sie sich sanft in ihrer zerlumpten Hängematte von Zwirn. Der Kaufmann hat in seinem Laden eine Hängematte, und sind keine Kunden da, so schläft er darin. Der Pfarrer besorgt die Schreibereien seines Amtes, gleich Muhamed zwischen Himmel und Erde schwebend. Er sehnt sich nach der Dispensation, die Messe in gleicher Stellung lesen zu dürfen. In der Hängematte empfängt der Arzt seine Kranken, der Anwalt seine Clienten, der Abgeordnete seine Wähler. In der Hängematte werden Wälder gelichtet, Reformen eingeführt, Schulen gegründet, Alles verändert und Nicaragua zum ersten Staat der Welt gemacht. Springt der große Patriot aber heraus, um seine Träume zur Wahrheit zu machen, so krümmt sich sein Rücken, sein Kopf thut ihm weh, und er sinkt wieder in seine Hängematte und träumt weiter.

Ehe die Spanier erschienen, war auf den Savannen des pacifischen Abhanges mehr Leben als heute in ganz Nicaragua. Wie heute standen blaue Berge ringsum, aber die Hügel der Savanne, die jetzt leer sind, trugen Tempel und Bildsäulen der Todten. Erhob sich die Sonne, so fielen ihre Strahlen auf einen Schwarm von Andächtigen. Hunderte von gemalten Bannern flatterten in der Morgenluft und Pfeifen und Cymbeln erklangen. Die Sonne stieg und das Volk reichte sich die Hände zum heiligen Tanze, während der Priester von Teocalli sang und den fünf Göttern opferte. Nun trat der Kazike aus der Tempelthür und stieg in seine mit Gold überzogene Sänfte. Nach dem Gottesdienst kam die Arbeit, aus der eine Cultur hervorging, die wir jetzt erst zu würdigen wissen, nachdem wir an den Denkmalen der Indianer erkannt haben, daß die spanischen Berichte lügen. Nicht die Cultur haben die Conquistadoren dem Lande gebracht, nein, sie haben es in die Barbarei zurückgestoßen, der es sich entwunden hatte.

Mannichfaltiges.

— Ueber das Rechnen mit den Fingern in China bis zu 100,000 enthält das „Athenäum" folgendes Schreiben John Bowrings: Jeder Finger an der linken Hand vertritt neun Zahlen; der kleine Finger die Einheiten, der Ringfinger die Zehner, der Mittelfinger die Hunderte, der Zeigefinger die Tausende, der Daumen die Zehntausende. Die drei inneren Glieder repräsentiren die Zahlen 1 bis 3, die drei äußeren 4 bis 6, die rechte Seite 7 bis 9. Der Zeigefinger der rechten Hand wird angewendet, um auf die Zahl zu deuten, die man nennen will: sonach würde 1234 sogleich dadurch bezeichnet werden, daß man die innere Seite des oberen Gelenks des Zeigefingers berührt, welches 1000 gilt; dann die Innenseite des zweiten oder mittleren Gliedes des Mittelfingers, 200 bedeutend; drittens die Innenseite des unteren Gliedes des Ringfingers, welche für 30 gilt, und endlich das obere Glied des kleinen Fingers, an der Außenseite berührt, ist 4. Oder, wiederum, 99,999 würde dadurch bezeichnet werden, daß man die Seite des unteren Gliedes des Daumens (90,000) und die untere Seite des Gliedes des Zeige-, Mittel-, Ring- und kleinen Fingers berührt, welche beziehentlich 9000, 900, 90 und 9 bedeuten. Die durchgängige Genauigkeit des Rechnungswesens in China, wenn keine Absicht zu Betrug vorhanden ist, und die Raschheit, womit alle Verkehrs- und Handelsangelegenheiten abgemacht werden, sind Thatsachen, welche alle diejenigen kennen, die einige Bekanntschaft mit dem Abschluß von Käufen oder Verkäufen in diesem Lande haben. Abgesehen von dem wohlbekannten mechanischen Instrument (dem Rechentisch, welcher, nebenbei gesagt, in allen Elementarschulen Europa's eingeführt sein sollte, wie es in Rußland der Fall ist, wo man ihn überall in den Kaufläden und auf den Märkten findet), sind die zehn Zahlenvertreter ein allgegenwärtiges Vademecum — ein leichter Entdecker von Schurkerei oder absichtlich falscher Rechnung. Vor der Einführung des Decimalsystems in den spanischen Colonieen wurden die Eingeborenen wegen der Unmöglichkeit, ihre nach den alten, unpassenden und verwirrenden Abtheilungen des Dollars gemachten Rechnungen richtig zu stellen, beständig betrogen. Ich habe einen Indianer gesehen, der, nachdem der Dollar in Cents eingetheilt worden, seine Finger in die Höhe hob und sich rühmte, daß er jetzt nicht mehr betrogen werden könne.

— (Gräßliches Unglück.) Am 21. d. Mts. früh hat sich in der Gießerei des fürstlich Salm'schen Hochofens in Blansko bei Brünn ein gräßliches Unglück ereignet. Es war nämlich, bevor der Guß stattgefunden hatte, durch Zufall oder irgend eine unermittelte Ursache der Kolben, welcher den Verschluß bei dem Hochofen bildete, gewichen; in Folge dessen ein Lavastrom glühenden flüssigen Eisens mit großer Gewalt hervorschoß und in der Gießerei sich ausbreitete. Es waren nahezu an 80 Centner glühendes und flüssiges Metall. Durch das Ausströmen dieser geschmolzenen Masse auf den feuchten Lehmboden entwickelte sich eine große Masse Dampf, welcher den anwesenden Arbeitern jeden Ausgang verdeckte, so daß dieselben in der größten Verwirrung und Angst den Ausweg aus der Gießerei nicht finden konnten, über die herumliegenden Geräthschaften stolperten, in die glühenden Massen fielen und sich an den Gliedmaßen fürchterlich verbrannten. Es sind ca. 16 Personen verunglückt, wovon mehrere bereits den Brandwunden erlegen sind.

— Ein neues Fuhrwerk ist in Frankreich Mode geworden. Sie nennen das Ding Velocipede (Schnellfuß) und es hat die größte Aehnlichkeit mit einer Draisine. Der Fahrende, resp. auf einem Sattel über den zwei, oder — je nachdem — drei Rädern Sitzende tritt mit den Beinen und setzt die Räder in Bewegung, während er mit den Händen lenkt. Das „Journal de Toulouse" erzählt von einer Wette, welche zwei Herren des Cercle von Castres gemacht hatten, um die Schnelligkeit von Pferden gegen die des Velocipede zu vergleichen. Jetzt ist die Wette entschieden und zwar auf folgende Weise: Von Castres Punkt zwölf Uhr abgegangen, kamen die beiden Fuhrwerke in Toulouse an: Herr Carrere mit einem Wagen, vor dem eines seiner Pferde gespannt war, um 6 Uhr Nachmittags, Herr Carcanade auf seinem Velocipede um 6 Uhr 25 Minuten. Die acht und eine halbe deutsche Meile von Castres nach Toulouse sind also mit einer Geschwindigkeit von $1\frac{5}{6}$ Meile per Stunde zurückgelegt, was den beiden Herren alle Ehre macht. Die französischen Diligencen gehen eben so schnell, aber mit dem Unterschiede, daß sie alle zwei Stunden frische Pferde bekommen.

— Madame Ristori hat von ihrer amerikanischen Kunstreise, auf welcher sie 120 Mal in New-York und 360 Mal in Amerika überhaupt auftrat, nicht weniger denn 3,700,000 Frcs. mitgebracht; ungefähr ein Drittel dieser Summe ist — so verlautet — zum Ankaufe einer prachtvollen Besitzung, Villa Ristori, verwandt worden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 92.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

Mit Haß und Groll im Herzen reiste Clemens ab, sein Baarvermögen war durch die Reise bedeutend zusammengeschmolzen und auf eine sichere Einnahme durfte er in den ersten Wochen nicht rechnen.

Wie konnte Ernst Butterweck es wagen, nachdem er ihn genöthigt hatte, seinen Posten zu quittiren, nun auch noch ihm den Weg zu versperren, auf welchem er das Glück seines Lebens zu finden hoffte? Je länger Clemens über diese Frage nachdachte, desto mehr füllte sich die Schale seines Zornes, und es blieb ihm als einziger Trost nur der Gedanke an den Augenblick, in welchem er den Inhalt dieser Schale über das Haupt seines ehemaligen Principals auszugießen gedachte. Aber einige Tropfen aus dieser Schale sollten auf ein anderes Haupt fallen, und zwar auf das Haupt der Madame Müller, welche ihren Miether bei seiner Heimkehr im Hausflur mit einem Glückwunsch empfing. Dieser rief dem jungen Manne die Unterredung in's Gedächtniß zurück, welche er kurz vor seiner Abreise mit ihr gepflogen hatte. „Erinnern Sie sich gütigst an das, was ich Ihnen vor einigen Tagen bemerkte,“ sagte er im Tone der Gereiztheit, „seitdem ist in dieser Angelegenheit keine Aenderung eingetreten.“

Madame Müller begnügte sich statt der Antwort mit einem pfiffigen Lächeln, welches ihrem Miether die Galle in's Blut trieb. „Schämen Sie sich dieser Verlobung?“ fragte sie. „Es ist wahr, das Fräulein zählt einige Sommer mehr, indeß die Mitgift gleicht den Unterschied aus, und ich kenne junge Herren genug, die an Ihrer Stelle auch mit beiden Händen zugegriffen hätten. Madame Brausewetter ist ganz meiner Ansicht, Sie dürfen deshalb dreist jede Gratulation annehmen, und wenn auch hie und da Jemand die Achseln zucken sollte, Neider sind immer besser, wie Mitleider —“

„So weit ist es schon gediehen?“ fuhr Clemens erbost auf. „Sie haben mit Ihren Klatschbasen die Sache bereits verhandelt? Madame, kümmern Sie sich gütigst um Ihre eigenen Angelegenheiten; ich denke, vor Ihrer Thür liegt Staub genug, den Sie fegen können.“

Jetzt gerieth aber auch Madame Müller in Harnisch; das hatte ihr noch Niemand gesagt, daß vor ihrer Thüre Staub liege, sie war ja im ganzen Stadtviertel berühmt wegen ihrer peinlichen Ordnungsliebe und Reinlichkeit. Mit einer donnernden Philippika zog sie gegen den jungen Mann zu Feld, Clemens fühlte keine Lust, sie anzuhören, er eilte die Treppe hinauf und ließ die tiefgekränkte Frau stehen.

Am nächsten Morgen trat Clemens in das Comptoir der Firma Ernst Butterweck und Sohn, fest entschlossen, hier seinem lang und mühsam zurückgehaltenen Ingrimm Luft zu schaffen. Der Chef war ausgegangen, das gesammte Personal beeilte sich, den früheren Collegen zu beglückwünschen. Der Buchhalter sah ihn dabei mit einem so herzinnigen Bedauern an, daß Clemens seinen Groll schwinden fühlte; er mußte recht herzlich über diesen Blick, dessen Bedeutung er begriff, lachen. „Es ist ja kein wahres Wort an der ganzen Sache,“ sagte er, „entweder hat Herr Butterweck diese Verlobung aus seinen eigenen Fingern gesogen, oder er wollte sich nur einen schlechten Scherz erlauben. Der ihm indeß theuer zu stehen kommen dürfte,“ setzte er mit gerechter Entrüstung hinzu.

„Aber die ganze Stadt spricht ja darüber!“ warf der Lehrling ein. „Wir hörten es schon am Tage vor Pfingsten.“

„Wirklich?“ spöttelte Clemens. „Und wer hat dieses Gerücht ausgestreut? Doch wohl nur Herr Ernst Butterweck, der seine süße Donna gerne unter der Haube sehen möchte und der, wie es scheint, in seinen Mitteln eben nicht wählerisch ist, wenn er seinen Zweck erreichen zu können glaubt. Bei Gott, ich werde ihm die Butter auf den Weck streichen, daß er zeitlebens daran denken soll!“

„Wen werden Sie streichen, was wollen Sie streichen?“ fragte der Chef der Firma, der unbemerkt eingetreten war. „Wie kommen Sie dazu, hinter meinem Rücken sich mit meiner Tochter zu verloben? Ein Ehrenmann würde zuvor den Vater gefragt haben, aber Sie —“

„Himmel alle Welt, Herr, wer hat Ihnen gesagt, daß ich dies gethan habe?“ unterbrach Clemens ihn gereizt. „Was berechtigte Sie, dem Bürgermeister von Derenberg mitzutheilen, ich sei der Verlobte Ihrer Tochter? Wie durften Sie es wagen, eine solche aus der Luft gegriffene Lüge in die Welt zu senden, eine Lüge, durch welche Sie mich um mein Lebensglück betrogen?“

Der kleine Herr hielt noch immer Hut und Stock in der Hand, sein Blick ruhte so fest auf dem Antlitz des jungen Mannes, als ob er versuchen wolle, in die tiefsten Tiefen seiner Seele einzudringen. Dann aber zuckte es über sein Gesicht wie fernes Wetterleuchten, und seine Augen schossen einen vernichtenden Blitz auf den Commisvoyageur, der in dieser delicaten Angelegenheit so rücksichtslos ihm entgegentrat. „Eine Lüge?“ erwiderte er entrüstet. „Haben Sie nicht selbst ihrer Hauswirthin, der Madame Müller, gesagt, Fräulein Butterweck sei Ihre Braut?“

„Himmeldonner —“

„Bedenken Sie, wo Sie sind und vor wem Sie stehen! Madame Müller würde nicht gekommen sein, um meiner Tochter zu gratuliren, wenn sie nicht aus zuverlässigster Quelle das fait accompli erfahren hätte!“

„Die alte Klatschbase!“

„Der Titel thut nichts zur Sache; Sie sehen, ich bin gut unterrichtet und ich denke auch berechtigt zu sein, Ihnen Vorwürfe zu machen.“

„Nun und nimmermehr!“ entgegnete Clemens auf's Aeußerste gereizt. „Ich habe jener Frau durchaus nichts gesagt, was auf diese Angelegenheit Bezug haben könnte, wohl aber hat Fräulein Amalie einen faux pas gemacht dadurch, daß sie mich in meiner Wohnung besuchte. Solche Besuche führen zu Vermuthungen, und ich kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn diese Vermuthungen der Ehre der jungen Dame

zu nahe treten. Wie gesagt, ich habe noch nie daran gedacht, daß eine Verlobung mit Fräulein Amalie mir wünschenswerth sein könnte, und wenn Sie an ein leeres Gerücht Hoffnungen geknüpft haben, so bedauere ich sehr, diese Hoffnungen nicht verwirklichen zu können. Unter allen Umständen aber war es eine Thorheit Ihrerseits, zur Verbreitung jenes Gerüchtes beizutragen, vorausgesetzt, daß es nicht darauf berechnet war, mich dadurch moralisch zur Erfüllung einer Verbindlichkeit zu zwingen, von der man wußte, daß ich sie freiwillig niemals eingehen würde."

Mit diesen in heftiger Erregung gesprochenen Worten hatte Clemens Schimmel die letzte Brücke abgebrochen. Purpurgluth übergoß das Antlitz des kleinen Herrn, seine Hand umklammerte die Lehne eines Stuhles. Aber er bezwang sich, ein Blick auf sein Personal belehrte ihn, daß er durch einen Ausbruch seines wild aufflammenden Zornes nur sich selbst dem Hohne und Spott seiner Untergebenen aussetzen werde. „Sie sind entweder ein eingebildeter Hansnarr oder ein Flegel," sagte er, „ein vernünftiger und gebildeter Mann würde einsehen, daß mir eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen, dem Herrn von Habenichts, nicht wünschenswerth sein kann. Nur der Ehre und der Ruhe meiner Tochter wegen fügte ich mich der Thatsache, Ihretwegen wahrhaftig nicht, und ich werde nun auch wissen, was ich zu erwidern habe, wenn man mich dieser Verlobung wegen befragt. Sie aber, mein Herr, dürfen mit der Ueberzeugung von mir scheiden, daß ich nun, nachdem ich Ihren Charakter kennen gelernt habe —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach Clemens ihn, während er sich der Thür näherte, „alles Uebrige erlasse ich Ihnen. Wir haben nun unsere Ansichten ausgetauscht, und ich denke, es ist dadurch Manches zwischen uns klar geworden. Sollten Sie sich genöthigt sehen, mich öffentlich zu schmähen, um Ihrer Fräulein Tochter in den Augen der Welt einen Nimbus zu verleihen, so rathe ich Ihnen, dies in einer Weise zu thun, welche Sie vor einem Injurienprocesse schützt, denn, wie die Sache auch liegen mag, meine Ehre steht rein und fleckenlos da, und die ganze Stadt weiß, welche Mühe Fräulein Amalie in den letzten Jahren sich gegeben hat, das früher oft verschmähte und später heiß ersehnte Ziel zu erreichen. Leben Sie wohl und trösten Sie sich damit, daß auch nach diesem Sturme wieder Sonnenschein folgen wird."

Clemens Schimmel hatte eben die Schwelle überschritten, als der Lehrling ihn zurückrief und ihm einen Brief überreichte, der am Tage vorher für ihn eingelaufen war. Der junge Herr warf einen Blick auf die Adresse, sie trug die kräftigen Schriftzüge seines Oheims. Es kam selten ein Schreiben von dem alten Herrn, und dann enthielt der Brief jedesmal irgend eine wichtige Nachricht; einer Lappalie wegen schrieb der Oheim nie, dazu war ihm die Zeit zu kostbar.

Clemens eilte in seine Wohnung, er hätte am liebsten sofort das Siegel erbrochen, aber auf der Straße mochte er es nicht thun. Seine Spannung und Ungeduld ließen ihn sogar vergessen, daß er sich vorgenommen hatte, der Madame Müller einige passende Worte über ihre Geschwätzigkeit zu bemerken und die Wohnung ihr zu kündigen, und der Inhalt des Briefes war diesmal von so hoher Wichtigkeit, daß er einstweilen keine Zeit fand, die Ereignisse der jüngsten Stunden in sein Gedächtniß zurückzurufen. Der Oheim schrieb ihm in seiner kurz gedrungenen Weise, er habe eine vortreffliche Gelegenheit gefunden, die Zukunft seines Neffen sicher zu stellen und ihm eine angenehme Selbstständigkeit zu verschaffen, es hänge nur von ihm ab, ob er die Bedingungen eingehen wolle, welche er ihm stellen müsse. Er könne ein sehr rentabeles gut renommirtes Geschäft käuflich übernehmen und er sei geneigt, die dazu nöthige Summe seinem Neffen unter günstigen Bedingungen vorzustrecken. Die erste Bedingung laute, daß Clemens heirathen müsse, aus verschiedenen Gründen, die er ihm nebst den anderen Bedingungen nennen wolle, sobald der Neffe ihn besuche. Da der Kauf bald abgeschlossen werden müsse, so möge Clemens in den ersten Tagen kommen, Herr Ernst Butterweck werde ihm hoffentlich Urlaub geben und auch das nöthige Reisegeld vorstrecken, falls Clemens es in seiner Kasse nicht besitze.

Heirathen! Clemens dachte mit schmerzlicher Wehmuth an Agnes. Aber sie war ja für ihn verloren, und wer konnte wissen, ob die Dame, welche der Oheim ihm vorschlug, ihm nicht eben so gut gefiel. „In Gottes Namen denn!" dachte Clemens, während er Anstalten traf, seine Garderobe einzupacken.

Sehr weit entfernt wohnte der Oheim nicht, die Stadt, in der er seinen Wohnsitz hatte, lag einige Stunden hinter Deerenberg, aber die Kasse des jungen Mannes konnte die Kosten der Reise nicht bestreiten. Clemens blickte sich um, er musterte seine Habseligkeiten mit dem Blick eines Trödlers, und er fand, was er suchte. Auf dem Bücherbret lagen die Werke Schillers unter einer Staubdecke, welche Madame Müller in Verzweiflung gebracht haben würde, Clemens packte sie sorgfältig ein und trug sie zum Antiquar, der nach langem Mäkeln und Feilschen ihm zwei Thaler dafür zahlte. Dieser Zuschuß reichte hin, die Reisekosten zu decken, und wenn auch die Bibliothek des jungen Herrn um ein Dutzend Bände ärmer geworden war, so war doch Clemens selbst um eine Hoffnung reicher, die er nicht für die Werke sämmtlicher deutscher Classiker hergegeben hätte. Bei seiner Heimkehr fand er ein Brieschen, zierlich gefaltet, nicht adressirt und nach Patschuli duftend; als Madame Müller mit ihrem gewohnten pfiffigen Lächeln es ihm überreichte, nahm er die Gelegenheit wahr, ihr die Wohnung zu kündigen. Er war dabei nicht einmal so rücksichtsvoll, die bittere Pille zu überzuckern, im Gegentheil, es schien ihm Vergnügen zu bereiten, sie durch einige Aeußerungen noch bitterer zu machen.

Madame Müller erfuhr dabei Manches, was sie bisher noch nicht gewußt hatte, so unter Anderem, daß die Verbreitung falscher Gerüchte den Verbreiter vor die Schranken des Polizeigerichts führen kann, und dergleichen interessante Notizen mehr, durch welche sie ihre Kenntnisse, wenn sie wollte, bereichern konnte.

Clemens fühlte sich keineswegs überrascht, als er entdeckte, daß Amalie Butterweck das Brieschen eigenhändig geschrieben und unterzeichnet hatte. Die heirathslustige Dame hielt ihm darin mit ernsten und eindringlichen Worten vor, daß seine Ehre gebiete, die Angelegenheit in einer Weise zu ordnen, welche von ihrer Ehre jeden Schatten fern halte, daß sie dies um so mehr von ihm erwarte, weil er das Gerücht veranlaßt und zuerst verbreitet habe, und daß sie vertrauensvoll erwarte, was er thun werde.

Clemens erwiderte ihr höflich, aber fest, daß er zwischen den Zeilen zu lesen verstehe und daß er herzlich bedauere, die von ihr gewünschte Ordnung der fatalen Angelegenheit nicht billigen und acceptiren zu können, er machte sie darauf aufmerksam, daß sie selbst durch ihren Besuch zu jenem Gerücht

Veranlassung gegeben habe und im Uebrigen ihr Vater wisse, was er von der ganzen Sache halte.

Diesen Brief übergab er der Hauswirthin mit dem Bemerken, daß er Wichtiges enthalte und es ihm deshalb lieb sei, wenn sie selbst ihn an seine Adresse befördern wolle. Er wußte, daß diese kurze Mittheilung genügte, Madame Müller zur eigenhändigen Uebergabe des Briefes zu veranlassen und der Gedanke an den Botenlohn, den Herr Butterweck und dessen Tochter ihr zu zahlen gewiß nicht unterließen, bereitete ihm eine freudige Genugthuung, die freilich etwas Gehässiges hatte, aber durch die Umstände gerechtfertigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Corps von „Entdeckern“.

Verhältnißmäßig wenige Verbrecher entschlüpfen in London dem Arm der Gerechtigkeit, seit einer eigenen Klasse von Beamten die Verfolgung der Uebelthäter speciell obliegt. Diese Organisation, welche erst wenige Jahre alt ist, hat ihren Mittelpunkt in dem bekannten Scotland Yard, dem Sitze der sogenannten Metropolitan-Polizei, die sich mit Ausnahme der City, welche, wie unsere Leser wissen, ihre eigene Polizei besitzt, über ganz London und dessen Umgebungen in einem Umkreise von fünfzehn englischen Meilen erstreckt und die wichtigste Polizeibehörde des ganzen britischen Staates ist. Ihr Chef führt den Titel „Commissioner“ (Commissär) und muß vorher plaidirender Advocat (barrister) gewesen sein, wie sich auch alle richterlichen und viele Verwaltungsbeamte aus diesem Stande recrutiren. Augenblicklich, und zwar schon seit fast vierzig Jahren, bekleidet diesen einflußreichen Posten Sir Richard Mayne, ein Mann von großer Capacität und Energie, welchem das Institut zum Theil seine jetzige Einrichtung verdankt.

Der Zweig der Metropolitanpolizei, der uns in den nachstehenden Mittheilungen beschäftigen soll, ist jenes oben erwähnte unter einem besonderen Hauptinspector (Chief inspector) stehende Corps der Detectives, deren Name, Entdeckungsbeamte, schon den Kreis ihrer Pflichten bezeichnet. Sie haben die Urheber der begangenen Verbrechen zu entdecken und bilden zu dem Zwecke eine geheime Polizei, die sich der verschiedensten Masken und Verkleidungen bedient, um zu ihrem Ziele zu gelangen, nie aber in der Constableruniform erscheint. Den Reihen der gewöhnlichen Police-men (Polizeidiener) entnommen, sind die Detectives Männer, welche in mehr als gewöhnlichem Grade Intelligenz und Scharfblick und wie besondere Lust und Liebe so auch besonderes Geschick für diese Art des öffentlichen Sicherheitsdienstes, die eine unablässige Wachsamkeit erfordert, an den Tag legen.

Vor einigen Jahren — so erzählt Alphons Esquiros, der bekannte ausgezeichnete Kenner und Schilderer Englands und englischen Lebens, in der neuesten seiner gehaltvollen Skizzen — hatten sich Nachts Diebe in den Hof des Hauses eingeschlichen, welches ich damals im London bewohnte. Ich machte am nächsten Morgen auf dem Polizeibüreau meines Bezirkes Anzeige von dem Vorfall, nicht wegen des Werths der mir gestohlenen Gegenstände, sondern lediglich um kennen zu lernen, wie die englische Polizei bei solchem Anlaß zu Werke geht. Tags darauf erhielt ich den Besuch eines Herrn in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, der sich mir als einen „Verwaltungsbeamten“ vorstellte; es war ein Detective. In kurzen Worten forderte er mich auf, mit ihm zu kommen; man hatte bereits die minutiösesten Nachforschungen angestellt, ganz als ob es sich um ein verlorenes Vermögen handelte, und es war Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Diebe einen Theil ihrer Beute an verschiedene Händler des nahen Deptford verkauft hatten. Dahin, nach diesem schon zu einer östlichen Vorstadt Londons gewordenen Orte, lenkten wir denn auch unsere Schritte. Unterwegs hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, mich von der Intelligenz, der scharfen Beobachtung und dem praktischen Blicke meines Führers zu überzeugen. Er schien durch die Mauern hindurch in das Innere gewisser Häuser von schlechtem Ruf sehen zu können und machte mir von dem Leben in den Logirhäusern niedersten Ranges, welche jenseits des Tower themseabwärts an beiden Ufern des Stromes ihr schmutziges und ruchloses Wesen treiben, Sittenschilderungen, um die ihn gewisse Sensationsnovellisten hätten beneiden können. Alle verdächtigen Personen waren ihm wohlbekannt. „Dieser junge Mann, der eben vorüberging,“ sagte er mir, „ist aus guter Familie, seit einiger Zeit jedoch in die Gesellschaft von schlechten Subjecten gerathen, und ich fürchte, der Tag ist nicht mehr fern, wo er in unsere Hände fällt. Der Andere dort, der sich da um den Uhrenladen herumtreibt, führt nichts Gutes im Schilde; es verlangt ihn, auf Anderer Uhren zu sehen, welche Zeit es ist. Haben sie jenes Weib im verschossenen grünen Hut bemerkt. Das ist eine Hehlerin.“

Auch von verschiedenen seiner Erfolge berichtete mir der Detective; er sprach von den Polizeiabenteuern, bei denen er eine Rolle gespielt, wie der Soldat von seinen Feldzügen spricht. Bei verschiedenen Anlässen mußte er seine Gestalt mehrmals in Einem Tage verwandeln: falsches Haar, falscher Backenbart, etwas Schminke oder Beinschwarz bewerkstelligten diese Metamorphose. Gelegentlich einer neueren Affaire, bei welcher er mit Glück betheiligt gewesen war, theilte er mir mit, daß die Herren, deren Beruf es ist, nach dem Eigenthum Anderer zu jagen, je nach Herkunft und Abstammung ihre verschiedenen, so zu sagen nationalen Arbeitsmethoden haben. „Beim Eintritt in ein Haus, das während der Nacht ausgeplündert worden ist,“ sagte mein Begleiter, „erkennen wir an gewissen Merkmalen auf der Stelle, ob fremde oder englische Diebe die That verübt haben. Die ersteren haben den Grundsatz, möglichst schnell zu Werke zu gehen und sich rasch in Sicherheit zu bringen, die letzteren dagegen verfahren, aus Renommisterei oder aus wirklicher Verachtung der Gefahr, ganz behaglich und benehmen sich in anderer Leute Häusern, als wenn sie innerhalb ihrer eigenen vier Pfähle wären. Nicht selten kommt es vor, daß unsere englischen Hauseinbrecher (burglars), nachdem sie die Thür oder die Läden einer Wohnung gesprengt haben, sich zunächst gemüthlich eine Pfeife anzünden, die Speisekammer heimsuchen, in den Keller hinabsteigen, sich hier niederlassen und auf die Gesundheit der über ihren Häuptern Schlafenden anstoßen.“

Unter solcher Unterhaltung waren wir in Deptford angelangt, wo mich der Polizeimann in verschiedene obscure Spelunken führte. Ueberall wurde er mit einer gezwungenen und verdrießlichen Höflichkeit empfangen wie ein Besuch, den man lieber tausend Meilen fortwünscht, den man aber aus Klugheit nicht vor den Kopf zu stoßen wagt. Die gestohlenen Gegenstände fanden sich nicht vor, oder wenigstens vermochte ich nicht sie zu recognosciren. Um aber ein gerichtliches Verfahren einzuleiten, hätte ich einen Eid leisten müssen. „Can you swear — können Sie schwören — daß diese Sachen Ihnen zugehören?“ So lautet in dergleichen Fällen die erste Frage, welche die englische Polizei an uns richtet. Uebrigens hatte ich, Dank den Mittheilungen meines Geleiters und den einzelnen Sittenbildern, auf die er meine Aufmerksamkeit lenkte, meine Excursion nicht zu bereuen.

Wie gewisse Engländer ihre eigene Polizei für sich besitzen, so kann auch jeder Privatmann auf seine Kosten Leute in Dienst nehmen, die für ihn, in seinem persönlichen Interesse polizeiliche Nachforschungen anstellen. Folglich giebt es zwei Gattungen von Detectives: eine officielle, von der Verwaltung Sir Richard Mayne's ernannte und besoldete, und eine zweite, welche durchaus keinen amtlichen Charakter hat und nur für die operiren, die ihre Dienstleistungen erkaufen. Mit Einem Worte, die Entdeckung von Verbrechen und Verbrechern ist ein Geschäft, wie jedes andere, nur mit dem Unterschiede, daß sowohl der Staat als Privatunternehmungen sich daran betheiligen. In letzterem Falle nennt man die geheimen Polizisten

Privat-Detectives; sie sind meistens Beamte vom sogenannten Private inquiries offices — Privat-Nachforschungsbureaux — an welche Jedermann sich wenden und für Geld bestimmte gewünschte Auskunft erhalten kann. Das Ehescheidungsgericht — the Court of Divorce — hat zur Entwickelung dieser Art von Industrie sehr viel beigetragen; die Frau, die ihren Mann überwachen, der Mann, welcher seine Frau verfolgen lassen will, nehmen in der Regel zu solchen Privatdetectives ihre Zuflucht. Auch manche Anwälte (»solicitors«) unterhalten auf ihre oder vielmehr auf ihrer Clienten Kosten dergleichen geheime Polizeidiener, um hinter dies oder jenes Geheimniß zu kommen, dessen Enthüllung ihnen zur Anstrengung und Fortführung des Processes vielleicht nothwendig ist.

Im Allgemeinen wird der Privatdetective von der officiellen Polizei mit wenig günstigem Auge angesehen; die letztere wirft ihm vor, daß er sich mit „schmutziger Arbeit" — dirty work — befasse, aus pecuniären Gründen nur zu oft sich in Nachforschungen einlasse, mit denen die Regierung nichts zu schaffen haben möchte. Zwar geschieht es wohl zuweilen, daß ein Beamter von Scotland Yard die Dienste eines nicht zur Metropolitanpolizei gehörenden Agenten in Anspruch nimmt, dies aber immer nur auf seine eigene Verantwortlichkeit. Wenn das Verhalten des Privatspions zu Klagen Anlaß geben sollte, so würden dem officiellen Beamten schwere Vorwürfe zu Theil werden. Ganz ähnlich ist es mit den weiblichen Detectives; die Regierung direct stellt sie niemals an, obschon sie keine unwesentliche Rolle bei der Aufspürung von Verbrechen und Verbrechern spielen. Der Subalternbeamte, welcher sie gebraucht, hat sie auch zu bezahlen, und das Gouvernement hat, wenigstens dem Anschein nach, nichts mit ihnen zu schaffen. Bei den Gerichtsverhandlungen pflegen alsdann diese Hilfswerkzeuge des Detectivesystems als Zeugen zu fungiren.

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

G. **Wien,** 27. Juli. Die Fahrt der Pfälzer Schützen ist zu allseitiger Zufriedenheit abgelaufen. In Nürnberg, wo der Zug am Donnerstag Abend anlangte, fand von Seiten der dortigen Schützen festlicher Empfang statt, dem eine Reunion im Schießgarten folgte, der auch eine Menge Schützen beiwohnten, die aus dem Norden gekommen waren, um am anderen Morgen die Fahrt gemeinsam mit den Pfälzern fortzusetzen. Freitag Morgens wurde die Weiterreise nach Passau angetreten. Die oberbayerischen Schützen, dabei hauptsächlich diejenigen aus München, trafen in Geiselhöring mit den von Nürnberg gekommenen Festgästen zusammen, so daß von da ab ein endloser Zug mit zwei Locomotiven nöthig war, um die Schützen nach der Donaustadt zu befördern. Unterwegs wurde in Vilshofen von Seiten der Pfälzer Schützen dem Abgeordneten Föderer, der zur Bewillkommnung derselben am Bahnhofe erschienen war, als echtem deutschem Volksmann ein Vivat gebracht, in welches Alle freudig einstimmten. In Passau nahm der Empfang einen großartigen Maßstab an. Die Schützen waren zu einer großen Reunion im Redoutensaale geladen. In schwungvoller Rede brachte der Bürgermeister der Stadt den deutschen Schützen ein Hoch aus, dem noch weitere Redner folgten. In gehobener Stimmung blieb man bis zum frühen Morgen beisammen, Mancher bis zu der um 5 Uhr erfolgenden Abreise. Die Strecke von Passau nach Wien wurde per Dampfboot auf der Donau zurückgelegt, zu welchem Zwecke drei Extradampfer zur Verfügung gestellt waren. Die Fahrt auf der Donau, obwohl landschaftlich sehr schön, macht auf den an das rege Leben und Treiben am Rhein gewöhnten Rheinländer einen eigenthümlichen Eindruck. Nur hie und da begegnet man einem vereinzelten Dampfschiff. Eisenbahnen an den Ufern, wie am Rhein, findet man da nicht, es ist auch kein sonstiger Verkehr da und die kolossale Wasserkraft der Donau bleibt unbenützt. Das Fehlen jeglicher Industrie hat natürlich auch eine sehr schwache Bevölkerung der Gegend zur Folge. Nur die Gegend von Grein bis Krems kann sich auf der großen Strecke von Passau bis Wien mit den Ufern des Rheins messen, da dieselbe wirklich imposant ist. In Linz, woselbst drei Stunden Aufenthalt waren, wurde diese Zeit zur Besichtigung der Stadt und näheren Umgegend verwendet. Eine Wallfahrtskirche und ein vom Herzog Maximilian erbautes festungähnliches Gebäude, in welchem sich eine Jesuitenlehranstalt befinden soll, krönen die Höhen um die Stadt, die in einer herrlichen Gegend gelegen ist. Die Restauration daselbst war vortrefflich und billig. Auf äußerst comfortabelen Dampfern, welche eigens von der unteren Donau nach Linz dirigirt waren und die in ihrem Inneren großen Gasthöfen gleichsehen und allen Anforderungen entsprechen, wurde Mittags um 12½ Uhr die Weiterreise nach Wien angetreten und nach achtstündiger Fahrt Nußdorf erreicht. Hier wurden die Passagiere auf kleinere Dampfboote „umgepackt", um auf dem Donaucanal nach der Stadt Wien selbst zu fahren. Diese Uebersiedelung auf die kleineren Boote fand jedoch so ordnungs- und planlos statt, daß sie zum größten Leidwesen der Schützen 1½ Stunde erforderte und die Ankunft in Wien erst um 10½ Uhr erfolgen konnte. Die Feststimmung der Schützen wurde durch diesen Umstand ziemlich abgekühlt und der nächtliche Empfang, wenn auch wahrhaft enthusiastisch, ging sozusagen spurlos an den Ankommenden vorüber und fand wenig oder keine Erwiederung.

Am Sonntag fand nun in der Frühe die Aufstellung des Festzuges statt, die um 10 Uhr vollendet war. Derselbe bewegte sich vom Schottenring aus auf einer Strecke von circa zwei Stunden nach dem Festplatz, wozu jedoch beinahe fünf Stunden erforderlich waren. In dieser ganzen Ausdehnung wurde der Zug von einer dicht gedrängten Volksmasse mit endlosem Jubel und lauten Vivats begrüßt. Die auf circa 300,000 Köpfe anzuschlagende Volksmenge war auf der Straße, auf speciell erbauten Tribünen, an Fenstern und auf den Häusern placirt, und viele Zuschauerplätze sind zu fabelhaften Preisen vermiethet worden. Als endlich der circa 14,000 Theilnehmer zählende Festzug in der Festhalle angekommen war, die für 8000 Personen Sitzplätze hat, wurde den Schützen ein vortreffliches Diner, nur aus warmen Speisen bestehend, à fl. 1. 30 kr. per Couvert mit Wein zu Theil, welches bald nebst den würzigen Reden von Minister Giskra, Bürgermeister Zelinka u. s. w. die Schützen die Mühen des Tages vergessen ließ. Um 11 Uhr Abends wurde mit Fackelzug, großem Zapfenstreich der vortrefflichen Militärmusikkapellen und bei bengalischer Beleuchtung der Rückmarsch in die Stadt angetreten.

Heute Morgen begann das Schießen. Der Bürgerstand von Wien ist enthusiasmirt für das Fest, die Aristokratie verhält sich passiv. Der Kaiser ist am Samstag abgereist, soll dem Vernehmen nach aber am Mittwoch kommen wollen, um einen Schuß auf die Industrie-Festscheibe zu thun.

Mannichfaltiges.

— Als Illustration zu den englischen Berichten über den Stand der Temperatur, die beiläufig dort seit einigen 70 Jahren nicht mehr eine Höhe wie die gegenwärtige erreichte, sei erwähnt, daß eine in diesen Tagen aus dem Standlager von Aldershott zu einem Uebungsmarsch entsandte fliegende Colonne nicht weniger als 9 vom Sonnenstich betroffene Leute zurückbrachte. Tags darauf wanderten außerdem von den ausgerückten Mannschaften noch 87 in's Lazareth.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

y Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 93.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Fortsetzung.)

8. Capitel.

Ende gut, Alles gut.

Der alte biedere Oheim lachte recht herzlich, als er von seinem Neffen die Ereignisse im Hause Butterwecks erfuhr. Clemens fürchtete die Mißbilligung des alten Herrn in Bezug auf die Ursache seines Bruches mit dem früheren Principal; um die gute Laune desselben nicht zu trüben, hielt er es für rathsam, ihm diese Ursache zu verschweigen und dafür die Gerüchte über die Verlobung als Grund des Bruches vorzuschieben. Somit verschwieg er ihm auch seinen Besuch in Derenberg und die damit zusammenhängenden Erlebnisse; es war ja nicht nöthig, daß der alte Herr Alles erfuhr, es hätte ihm Kopfweh verursachen können.

„Es ist mir lieb, daß Du noch nicht gebunden bist," sagte der Oheim, nachdem er Alles, was ihm zu wissen nöthig war, erfahren hatte; „ich habe bereits eine Frau für Dich gewählt, und ich zweifele nicht, daß sie in allen Stücken Deinen Wünschen und Anforderungen entsprechen wird."

Clemens blickte erstaunt den alten Herrn an, der mit bedeutsamem Lächeln den Rauchwölkchen seiner Cigarre nachschaute und dabei behaglich seinen Mokka schlürfte.

„Siehst Du, das Junggesellenleben hat manches Angenehme, aber auch seine Schattenseiten," fuhr der Oheim fort, „und ich weiß nicht, ob die letzteren das erstere nicht überwiegen. Ich habe das an mir erfahren und mag Dir nicht wünschen, daß Du dieselben Erfahrungen machen sollst."

Clemens nickte zustimmend, die Gründung eines eigenen Herdes war in der jüngsten Zeit ein Wunsch gewesen, dem er gerne nachdachte.

„Freilich, Dir kommt es zu gut, daß ich mich nicht fesseln ließ, Du bist nun der Universalerbe und —"

„Reden wir davon nicht, Oheim!"

„Pah — weshalb nicht? Jedermann soll mitunter daran denken, was es nach seinem Tod geben wird, und ich versichere Dich, ich habe schon oft sehr ernst darüber nachgedacht, ob mein Vermögen auch in gute Hände fallen wird. Nun, nun, sieh' mich nicht so erstaunt an; wenn ich wüßte, daß Du die Erbschaft verjubeln würdest, dürftest Du nicht auf einen einzigen Pfenning rechnen. Kommen wir zur Hauptsache: Das Geschäft, welches man mir angeboten hat, ist solid und gut renommirt; es hat, wie ich mich aus den Büchern überzeugte, bisher einen bedeutenden jährlichen Reingewinn abgeworfen, und wenn der Besitzer nicht seines Alters und seiner Kränklichkeit wegen es zu verkaufen wünschte, wäre er ein Narr, es abzugeben. Nun wohl, ich will Dir das Geld vorstrecken, welches Du zum Ankauf desselben bedarfst; Du zahlst mir vier Procent Zinsen und wartest in aller Geduld ab, bis ich die Augen schließe —"

„Hoffentlich wird dieser Zeitpunkt noch in blauer Ferne liegen."

„Das hoffe ich auch, mein Junge; ich habe noch keine besondere Lust, dem Leben Valet zu sagen. Als zweite Bedingung fordere ich, daß Du heirathest; ein Haus- und Familienvater ist stets durch Rücksichten gefesselt, er findet nicht so oft Gelegenheit, auszuschweifen, seine eigene Ehre verbietet ihm den unsoliden Lebenswandel."

„Hm — Du warst stets solid —"

„Gewiß, aber in meiner Jugendzeit war auch die Verführung nicht so groß, wie sie es heute ist. Da gab's solidere Vergnügungen, die wenig kosteten und mehr die Seele als den Körper erfrischten, heute geht's nicht mehr ohne Zechgelage, Hazardspiel, kostspielige Reisen und so weiter."

Clemens schüttelte bedenklich das Haupt. „Ich glaube, das war zu allen Zeiten so, wie heute," entgegnete er, „aber es ist ein anderes Ding, ob man in die Vergangenheit zurückblickt, oder —"

„Auch darin gebe ich Dir Recht, vergangene Zeiten umgiebt stets ein Nimbus, der nur die glänzenden Seiten hervortreten läßt und die Flecken verschwinden macht. Indeß, das ändert an meinen Ansichten nichts, und ich meine, Du müssest meinen Wunsch, Dich vermählt zu sehen, begreiflich finden."

Der alte Herr stieß die Asche von seiner Cigarre und blickte fragend seinen Neffen an, der mit gespannter Erwartung den weiteren Enthüllungen entgegensah.

„Ich habe einen Jugendfreund," fuhr der Oheim nach einer Pause fort, „der Zufall führte mich vor einiger Zeit nach jahrelanger Trennung mit ihm zusammen. Er lud mich ein, ihn zu besuchen, ich folgte der Einladung und lernte in der Tochter dieses Mannes ein Mädchen kennen, welches in jeder Beziehung zu Dir passen würde. Ich kann aber nicht behaupten, daß sie eine Schönheit sei, aber sie ist jung, leidlich hübsch und vor allen Dingen eine fleißige, vortreffliche Hausfrau. Sie hat einen edelen Charakter, ein gutes Herz und ein weiches Gemüth, sie hat sodann einiges Vermögen und eine vortreffliche Erziehung."

Ein ironisches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes. „Fast fürchte ich, daß Du sie nur nach den Sammtpfötchen beurtheilst, die sie Dir gezeigt hat," sagte er. „In der Regel sind die Zarten und Sanften die schlimmsten Xantippen, und Dich zu täuschen kann einer Dame nicht schwer fallen, da Du ja —"

„Erlaube, lieber Junge, so rasch und blind urtheile ich nie. Ich habe das Mädchen beobachtet und bin meiner Sache sicher. Aber fern sei es von mir, die Heirath mit ihr als die conditio sine qua non aufstellen zu wollen, ich sage nur, daß ich diese Heirath wünsche. Prüfe Du selbst und dann entscheide."

Der Oheim hatte sich erhoben, er wanderte gedankenvoll auf und ab.

„Und ihre Eltern?" fragte Clemens, dem bei dem Gedanken daran, daß der Wunsch seines reichen Oheims ihm gewissermaßen als Befehl gelten müsse, schwül zu werden begann.

„Ihr Vater ist bereit, seine Einwilligung zu geben, wenn Du ihm nicht mißfällst."

„Soweit wäre also Alles schon in Ordnung!"

„Ja."

„Gut, so werde ich vorurtheilsfrei prüfen und dann meinen Entschluß fassen."

„Thue das. Die junge Dame und ihr Vater werden morgen oder übermorgen hier eintreffen und bei mir zu Tische sein; ich hatte ihnen meine Gastfreundschaft angeboten, aber der alte Herr zieht vor, im Gasthofe zu wohnen."

Damit war die Unterredung beendet, den Oheim rief die Erledigung der Tagespost in's Comptoir, Clemens ging aus, um mit dem Eigenthümer des zu kaufenden Geschäfts Rücksprache zu nehmen. Die Bedingungen und das Geschäft selbst entsprachen seinen Wünschen, in heiterer Laune trat Clemens am Abend den Heimweg an.

Einige Sorgen bereitete ihm freilich der Wunsch des Oheims, aber es war doch nur ein Wunsch, zu dessen Erfüllung er nicht gezwungen werden sollte. Gefiel ihm die junge Dame nicht, so hoffte er, auch den Oheim von der Begründung seiner Abneigung überzeugen zu können, es war also augenblicklich noch keine Ursache vorhanden, die seine Laune trüben konnte.

Da bemerkte Clemens plötzlich in geringer Entfernung vor sich zwei Damen, die ihm bekannt schienen. Ihr Wuchs, ihr Gang, ihre Haltung — gewiß, er mußte sie früher schon gesehen haben, es interessirte ihn, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Mit wenigen raschen Schritten holte er sie ein.

„Ach sieh da, unser junger Freund!" sagte Tante Helene lächelnd, „das ist eine sehr angenehme Ueberraschung."

Mit dem Hut in der Hand stand Clemens vor Agnes, ihr Erröthen mußte ihm beweisen, daß auch ihr diese unerwartete Begegnung angenehm war. Und wenn dies der Fall war, so hatte sie auch seit der ersten Begegnung mit ihm oft an ihn gedacht, so war er ihr auch nicht gleichgültig.

„In der That, sehr angenehm," erwiderte Clemens verwirrt, „ich preise den glücklichen Zufall, der dieses Wiedersehen herbeiführte. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich damals Ihr Haus verließ, ohne Ihnen für Ihre Güte gedankt zu haben —"

„Daran tragen Sie keine Schuld," unterbrach die Tante ihn rasch, „mein Bruder hat Sie ja förmlich hinausgetrieben."

Agnes senkte die Wimpern; es war unzart von der Tante, daß sie den jungen Mann so unverblümt ihre Kenntniß seiner Werbung durchblicken ließ. Aber ihre Verlegenheit währte nicht lange, andere, ernstere Dinge schienen ihre Seele zu beschäftigen. „Papa nannte Ihnen den Grund, der ihn bewog, Ihren so sehr ehrenvollen Antrag zurückzuweisen," sagte sie, „ich bedauere recht sehr, daß Ihre Hoffnungen dadurch vernichtet wurden, aber —"

„So beruhte dieser Grund wirklich auf Wahrheit?" fragte Clemens betroffen.

Tante Helene zuckte die Achseln, als ob sie sagen wolle, das sei noch eine sehr zweifelhafte Sache, Agnes aber nickte bejahend.

„Dann, mein Fräulein, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht glauben kann, Sie seien so ganz mit dieser von Ihrem Herrn Vater projectirten Verbindung einverstanden."

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete die Tante, ohne zu bedenken, in welche Verlegenheit ihre Offenheit das Mädchen bringen mußte, „aber Agnes ist ein gehorsames Kind, und der Herr Bürgermeister liebt es, seinen Willen durchzusetzen. Wir werden sehen, ich hoffe, daß meine Stimme auch noch einigen Einfluß hat, schweigend dulde ich es nicht, daß —"

„Tante!"

„Liebes Kind, ich weiß, was ich zu thun habe, wenn —"

„Herr, welcher Wind hat Sie hierher geweht?" unterbrach sie eine rauhe Stimme.

Clemens wandte bestürzt sich um, vor ihm stand der Bürgermeister von Derenberg, dessen Macht er schon einmal empfunden hatte. „Ich glaube, Ihnen darüber keine Rechenschaft schuldig zu sein," erwiderte er, empört über die barsche Anrede, „haben Sie auch hier das Recht, Legitimationspapiere von mir zu fordern, so stehen sie zu Diensten."

(Schluß folgt.)

Ein Corps von „Entdeckern".

(Fortsetzung.)

Die Entdeckung der Verbrechen ist förmlich zur Wissenschaft geworden, sie hat ihre unumstößlichen Regeln und Principien. Einer ihrer Sätze ist, daß auch das kleinste Indicium nicht unbeachtet bleiben darf, oder vielmehr, daß es „Nebenumstände" überhaupt nicht giebt. Ein Schotte, welcher sich einer bedeutenden Fälschung schuldig gemacht hatte, war seit längerer Zeit allen Nachforschungen der Polizei entgangen. So viel hatte man indeß herausgebracht, daß er in einem Londoner Hotel über Nacht geblieben und von da am anderen Morgen wieder abgereist war, man wußte nicht wohin. Die Kellner, die man vernahm, konnten sich des Gastes nicht entsinnen; dessen nur erinnerte sich einer derselben, daß ein Fremder beim Frühstück den goldenen Bleistifthalter seines Notizbuches zerbrochen hatte und darüber sehr ärgerlich gewesen zu sein schien. Für jeden Anderen als für einen Eingeweihten der geheimen Polizei hätte dieser Umstand wahrscheinlich nicht die mindeste Bedeutung gehabt, in den Augen des Polizeiinspectors und seiner Detectives war es ein heller Lichtstrahl. Unverweilt ging man nun von Juwelierladen zu Juwelierladen, um in Erfahrung zu bringen, ob nicht ein Herr, dessen Signalement die Polizei geben konnte, einen goldenen Bleistifthalter zum Repariren überbracht habe. Nach Verlauf weniger Tage sah man diese Nachforschungen mit Erfolg gekrönt: ein Goldarbeiter der City hatte wirklich einen zerbrochenen goldenen Bleistifthalter zur Ausbesserung erhalten. Das Haus dieses Juweliers wurde nun unter besondere Ueberwachung gestellt, und Sonnabends darauf der Fälscher, welcher sein Eigenthum wieder abholen wollte, festgenommen und der Polizei überliefert.

Es ist jedoch mit dieser Wissenschaft wie mit allen anderen, die Regeln allein reichen nicht aus, man bedarf einer besonderen geistigen Begabung, um in ihr Meister zu werden. Namentlich ist ein gewisses schauspielerisches Talent erforderlich, den Ausdruck des Gesichts und vor Allem den Ton der Stimme zu verstellen. Manche geheime Policisten besitzen dies Talent in der That in so hohem Grade, daß der vollendetste Mime bei ihnen in die Schule gehen könnte; es ist, als wären sie mit einem sechsten Sinne versehen, um alle die verschiedenen feinen Nuancen in der äußeren Erscheinung bewirken zu können, welche ihr Beruf oft genug nöthig macht. Mit welchem sicheren Instincte wissen sie die allerkleinsten Umstände zu benutzen, die zur Entdeckung eines Verbrechens verhelfen können, die schwierigsten Hieroglyphen zu entziffern und Faden an Faden zu einem Netze von Möglichkeiten zusammenzuschürzen, welches jeden Augenblick sich in das Dunkel zu verlieren droht! Welchen Spürsinn entwickeln sie, sobald sie einmal dem Thäter auf der Fährte sind, und wie wissen sie sich an seine Fersen zu heften, ohne daß der Verfolgte es ahnt! Der wahre Detective liebt seinen Beruf über jeden anderen; seine so wenig beneideten und beneidenswerthen Functionen haben für ihn den Reiz des Kampfes. Aus

Passion erspähen sie die Höhlen der wilden Bestien, deren Spur sie verfolgen, und erachten es für einen Ehrenpunkt, gewissen Gefahren zu trotzen und Strapazen aller Art zu erdulden. Gewiß bleibt dabei die Aussicht auf materiellen Gewinn nicht ohne Einfluß, allein der Esprit du Corps thut kaum mindere Wirkung. Wie die Schweißhunde von reiner Race jagen sie aus Begeisterung für die Sache und genießen Momente wahrer innerer Befriedigung, wenn ihnen das Wild zu erhaschen gelungen ist. Welche Listen und Kniffe sie oftmals anwenden, um ihre Leute zu fassen, ist in der That erstaunlich. Während der Londoner Weltausstellung von 1862 waren mehrere Wochen hindurch in der österreichischen Abtheilung nächtliche Diebstähle vorgekommen, ohne daß man der Thäter hätte habhaft werden können. Da kam ein Detective von Scotland Yard auf den Gedanken, sich wie die ausgestellten Statuen, welche Nachts mit grünen Tüchern bedeckt wurden, in eine Decke einhüllen zu lassen und so auf einem Piedestale Wache zu stehen. Es dauerte nicht lange, so erschien der Dieb, ein Blousenmann, ergriff rasch ein paar Stiefeln und wollte sich damit aus dem Staube machen. Mit Einemmale belebt sich die unbewegliche Statue, packt mit Blitzesschnelle den verblüfften Sünder und führt ihn zur Rechenschaft vor das Polizeigericht von Westminster.

Nach einer im Jahre 1859 veröffentlichten sehr genauen statistischen Erhebung Albany Foublanque's betrug damals die Zahl der Verbrecher in Großbritannien über 160,000; davon büßten mehr als 25,000 ihre Schuld im Gefängniß und nahe an 135,000 befanden sich auf freiem Fuße. Natürlich haben sich mit der rapiden Bevölkerungszunahme seitdem auch diese Ziffern ansehnlich vergrößert. Alle diese Uebelthäter sind der Polizei von Person bekannt, und wenn morgen der Staatssecretär des Innern an Sir Richard Mayne und seine Hauptconstabler den Befehl schickte, alle mit Grund verdächtigen Individuen, die sich in den 52 Grafschaften von England und Wales aufhalten, zu verhaften, so würden die Diener der heiligen Polizei keine große Mühe haben, auf alle die Gauner, Spitzbuben, Einbrecher und Mörder in spe ihre Hand zu legen. Ueberdies weiß jeder Police-Man, daß das Gesindel Tag für Tag Diebereien begeht, um das Leben zu fristen, ja ein nur einigermaßen routinirter Detective wird im Stande sein, sämmtliche Hehlerspelunken zu bezeichnen, — schon 1858 belief sich die Zahl derselben auf mehr als 3000 — in welchen die gestohlenen Gegenstände untergebracht werden; nichts scheint also leichter, als mit Einem Schlage der ganzen Armee von Uebelthätern ein Ende zu machen. Trotzdem läßt sich dies nicht thun; nicht etwa, weil sich das Gesetz einer derartigen Aufräumung entgegenstellt, im Gegentheil lautet ein etwa hundert Jahre alter Paragraph im englischen Gesetzbuche ausdrücklich: „Jedwede Person, die, des Diebstahls verdächtig, sich auf Straßen und öffentlichen Plätzen umhertreibt, welche zu Angriffen auf das Eigenthum Anderer besondere Gelegenheit bieten, kann ohne Weiteres vor den Richter geführt, verurtheilt und hingesetzt werden," sondern einfach deshalb, weil ein solches Verfahren mit den Grundsätzen der englischen Justiz vollkommen in Widerspruch stehen und das Gefühl der persönlichen Freiheit tödtlichst verletzen würde, das seit langer Zeit mit den Sitten des Landes auf das innigste verwachsen ist. Einen Menschen nach seinen Intentionen verurtheilen, liefe dem Geist und dem Charakter unserer Stammesgenossen jenseits des Canals zu schnurstracks entgegen, als daß man diese Waffe brauchen könnte. Das übelberufene Subject bewegt sich durchaus frei in den Straßen Londons, der Polizei gewissermaßen zum Hohne; um es fassen zu können, muß man es auf frischer That ertappen. Banden von Dieben und Gaunern reisen selbst von einem Ort zum anderen allemal, wenn Wettrennen, Kunstausstellungen und ähnliche Veranlassungen größere Menschenmengen in einer oder der anderen englischen Stadt zusammenführen. Freilich ist die Polizei stets von dergleichen Ortsveränderungen unterrichtet und folgt der Gesellschaft auf dem Fuße nach. Während die Garotte im Schwange ging, hatte sich eine Anzahl von ruchlosen Männern, welche mit Vorliebe dieses Verbrecherhandwerk betrieben, von London nach Manchester begeben. In der Nacht an ihrem Reiseziele angelangt, stieg die Gesellschaft eben so geräuschlos wie möglich aus einem Waggon dritter Klasse, als sie von dem Polizeiinspector aufgefordert wurde, mit nach einem Saale des Bahnhofes zu kommen. „Meine Herren," sagte man ihnen hier, „erlauben Sie nur, daß wir Sie besichtigen." Sobald ihre Gesichter im hellen Gaslicht recognoscirt waren, ließ man sie ruhig wieder ziehen, jeder von ihnen wußte aber, daß man Lunte gerochen hatte und daß jetzt in der großen Fabrikstadt für sie kein Geschäft mehr zu machen war, und so kehrte die Bande unverrichteter Sache ärgerlich und beschämt nach London heim.

Vor zwanzig Jahren etwa hatte Henry Mayhew — derselbe, der sich nachmals durch sein Skandalbuch über Deutschland bei uns einen so übelen Namen gemacht hat — die Idee, sämmtliche Diebe Londons unter einundzwanzig Jahren zu einem Meeting zusammenzurufen. Hundertundfünfzig derselben stellten sich auch wirklich ein, und die Versammlung ging in einer der Klassen der British Union School vor sich. Die Anwesenden wurden auf Bänken placirt, und die Länge ihres Haares bezeichnete die Zeit, welche seit ihrer letzten Freilassung aus dem Gefängniß verflossen war. Obschon fast Alle mehr oder weniger mit Lumpen bedeckt waren, affectirten die Meisten doch eine laute Lustigkeit; nur die Aeltesten behaupteten ein düsteres Schweigen. Eine halbe Stunde lang gefielen sie sich, die Stimmen aller Hausthiere nachzuahmen, — ein sonderbares Concert, in dem der Hahnschrei der vorherrschende Ton war. Schon fürchtete der Vorsitzende, daß er sich umsonst bemüht habe, allein auf seine wiederholte energische Aufforderung hörte endlich der Höllenlärm auf, um Ruhe und Ordnung Platz zu machen. Einer der Anwesenden war noch nicht neunzehn Jahre alt und bereits neunundzwanzig Mal im Gefängniß gewesen. Diese Mittheilung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und die ganze Versammlung erhob sich, um den jungen Helden besser sehen zu können. Mehrere hatten auf ihrer Kopfbedeckung eine Zahl mit Kreide angemalt, um die Zahl ihrer Feldzüge, das heißt die Zahl der schon erduldeten Kerkerstrafen, zu verkündigen. Beinahe ohne Ausnahme gaben Alle als Ursache ihres jetzigen Zustandes die Vernachlässigung an, welche sie Seitens ihrer Eltern und Angehörigen erfahren hatten, ferner die schlechte Behandlung, die ihnen von Herren und Lehrmeistern zu Theil geworden, und den Einfluß junger Kameraden, welche sie auf den Weg der Sünde verlockt. Dreiundsechzig von ihnen konnten lesen und schreiben; sie hatten ihre besondere Literatur und verschlangen mit Heißhunger alle Diebsgeschichten und alle Biographieen berühmter Räuber und Verbrecher. Zwanzig der jungen Bösewichter waren schon zwei, drei und viermal ausgepeitscht worden. Die Prügelstrafe ist nämlich bis zum heutigen Tage in England noch nicht abgeschafft; in gewissen sehr schweren Fällen steht den englischen Richtern das Recht zu, Peitschenhiebe als Strafe zu dictiren, wie diese auch in den Gefängnissen bei Reglementsübertretungen und namentlich bei Aufständen und Meutereien in Anwendung kommt.

Ein Polizeidiener in bürgerlicher Kleidung befand sich im Saale. Als man aber seine Gegenwart gewahr wurde, entstand ein allgemeines Murren, das schließlich in Pfeifen und Toben überging. „Mit welchem Rechte ist der Mensch hier?" fragte man und forderte den Mann auf, das Local zu verlassen, was er auch, unter höflichen Entschuldigungen, that. Im Laufe des Abends schickte Mayhew ein Mitglied der Versammlung aus, um einen Sovereign zu wechseln, und als der junge Taugenichts mit dem einzelnen Gelde wirklich zurückkam, brach sämmtliches Publicum in ein Jubelgeschrei aus. Seine Kameraden schwuren, daß sie ihn umgebracht haben würden, hätte er sich mit dem Gelde aus dem Staube gemacht. Von großen Folgen scheint übrigens dies wunderliche Meeting nicht gewesen zu sein, immer aber sind dergleichen Naturstudien nicht zu unterschätzen, wo es sich um eine Klasse der menschlichen Gesell-

schaft handelt, welche kennen zu lernen ein so großes Interesse obwaltet.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die Hitze in New-York stellt denn doch unsere europäische Temperatur, die uns im gegenwärtigen Sommer nicht verwöhnt hat, noch gewaltig in Schatten. Der „Courrier des Etats Unis" entwirft folgende Schilderung: „Man muß bis zu dem Feuer- und Schwefelregen, welcher Sodom zerstörte, zurückgehen, um ein Beispiel einer so glühenden Temperatur zu finden, wie die ist, welche die unglücklichen Bewohner von New-York jetzt verkohlt. Es ist sogar gewiß, daß die Hitze stärker ist als sie in Sodom war, denn Lots Frau wurde in Salz verwandelt und zerschmolz nicht; jetzt würde nach Verlauf von zwei Secunden keine Spur von ihr übrig bleiben, die Sonne würde sie sieden. Die Thermometer sind nie einer ähnlichen Probe unterworfen gewesen; auch faßt die Mehrzahl derselben den Entschluß zu zerspringen, und die anderen verirren sich; wir haben daher nicht einmal den Trost, genau zu wissen, bei wie viel Grad wir geröstet werden. An einem einzigen Tage sind mehr als hundert Pferde in den Straßen von New-York todt niedergestürzt. Die Menschen werden ebenso wenig verschont; gegen dreißig wurden an demselben Tage vom Sonnenstich getroffen und davon starben sechs auf dem Platze. Die Temperatur in der Nacht ist fast eben so unerträglich wie am Tage, und man erzählt von zwei Personen, Bernard Coopes und John Murphy, von denen der eine um Mitternacht, der andere eine halbe Stunde später vor Hitze starb. Gestern starben von 1 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 26 Personen vor Hitze. Aus Brooklyn werden für dieselbe Periode nur 4 Todesfälle gemeldet. Wahrscheinlich wurden dabei mehrere vergessen.

— Die neu entdeckten Goldminen in Colorado sind brieflichen Mittheilungen zufolge ungewöhnlich ergiebig. Die Aufregung im südwestlichen Theile Colorados bildet ein Seitenstück zu dem California-Goldfieber; die Kansas Pacific Eisenbahn hat die Zahl ihrer Züge bedeutend vermehrt, um die herbeiströmende Menge befördern zu können. Man schätzt die diesjährige Ausbeute an Gold und Silber in Colorado auf 60 Mill. Doll., also mehr als Californien liefert. Auch in New-Mexico sind sehr reiche Goldfelder in der Nähe der Raton Mountains entdeckt worden. Es sind jetzt ca. 5000 Personen in den Minen. Die Goldausbeute ist 10—50 Doll. der Kopf täglich und hat in einigen Fällen sogar 500 Doll. erreicht. Und ferner schreibt der Consul der Vereinigten Staaten zu Victoria, Vancouvers Island, unterm 6. Juni an den Staatssecretär, daß das von Sitka in jenem Hafen angekommene Vereinigte Staaten-Kriegsschiff „Jamestown" die Nachricht von der durch eine Expedition von Bergleuten am Taquoflusse in Alaska gemachten Entdeckung von reichen Goldfeldern überbrachte."

— Aus Petersburg, 23. Juli, wird berichtet: Das Lager in Krassnoje-Selo wird in Folge der um sich greifenden Moor- und Waldbrände in kurzer Zeit aufgehoben werden. Der Rauch in Folge dieser an den verschiedensten Stellen ausgebrochenen Feuer hat bereits eine solche Dichtigkeit gewonnen, daß die Dampfer zwischen den Inseln und Petersburg am Sonntag den 7. Juli bereits vor 10 Uhr ihre Fahrten einstellen mußten und daß Kronstadt an demselben Sonntag den Bewohnern von Oranienbaum durch dichte Rauchwolken gänzlich aus dem Gesichtskreise gerückt war. Desgleichen gingen die Eisenbahnzüge der Peterhofer und Zarskoje-Selo'schen Bahn in den letzten Tagen beständig an brennenden und qualmenden Strecken vorüber. An einzelnen Stellen hat sich der Torfbrand bereits der Residenz auf einige Werst genähert, so unweit des Bahnhofes der Peterhofer Eisenbahn.

— Riga, 22. Juli. Die mitgetheilten Nachrichten über anscheinend sehr bedeutende Streckenbrände in verschiedenen Theilen Rußlands werden durch eine Nachricht aus den Ostsee-Provinzen bestätigt und ergänzt. Von dort meldet nämlich die „Rig. Ztg.", daß eine Menge Wälder in Livland und Esthland in Flammen ständen, so namentlich in der Fellin'schen Gegend, auf dem Gute Schloß Rodenpois &c. In der Nähe Riga's brennen (nach dem genannten Blatte) ebenfalls an verschiedenen Orten die Wälder, und der Horizont ist seit Tagen von schweren Rauchwolken eingefaßt; am 19. Juli, Abends, sah man sogar den Wiederschein ausgedehnter Flammen am Himmel über dem rechten Dünaufer, oberhalb der Stadt Riga.

— Am 26. Juli wurde in Lüttich das Monument Karl's des Großen enthüllt, welches die Stadt und die Provinz diesem großen Kaiser errichtet haben, den sie zu ihren speciellen Landsleuten zählen, weil die Vorfahren desselben bekanntlich in dortiger Gegend Besitzungen hatten, nach welchen sich einige derselben benannten, wie z. B. die Orte Herstall und Landen. Karl's des Großen Geburtsort ist übrigens nicht mit Sicherheit bekannt. Das Monument ist eine Reiterstatue in Bronze auf einem Postament von weißem französischem Sandstein; an dem Postament befinden sich sechs kleine Bronzestatuen, welche die Vorfahren Karl's des Großen darstellen. Die Reiterstatue mißt 5 Meter in ihrer ganzen Höhe, das Postament ist 7 Meter hoch. Das Denkmal ist das Werk des Bildhauers Jehotte, Professor an der Akademie von Brüssel. Es ist in Brüssel gegossen.

— Ein neuer Industrieartikel, den eine seit kurzem in Philadelphia bestehende Fabrik liefert, ist „heißgegossenes Porzellan". Die Masse wird im geschmolzenen Zustand in die verschiedensten Formen gegossen und auf diese Weise die mannichfachsten Haushaltungsartikel erzeugt. Die Waaren, die französischem Porzellan in der That sehr ähnlich sehen, sind bei großer Wohlfeilheit sehr dauerhaft, dabei äußerst hübsch und elegant. Die Fabrik liefert auch Platten zur Bedachung, Flurtäfelung, matten Fenstern &c. Besonders die Gaskugeln und Lampenschirme finden viel Beifall, da sie ein prachtvoll weißes Licht durchlassen.

Anagramm.

Geschrieben mit dem a bin ich ein Mann,
Deß Fleiß dem Meere Länder abgerungen,
Empörte Wogen still zu steh'n gezwungen,
Und der sich mancher Künste rühmen kann.
Auch gab ich der Maschine meinen Namen,
An die Du denken kannst zu jeder Frist,
Wenn Du mit Buch und Brief beschäftigt bist:
Sie half, daß sie in Deine Hände kamen.
Dies Eine noch merk' Dir, mein lieber Freund:
Die Lumpen fürchten mich als ihren Feind.

'S ist eine Zier, wenn ich mit u erscheine.
Durch üpp'ge Blüthenpracht und süßen Duft
Schmück' ich den Garten, würze ich die Luft;
Des jungen Jahres schönste Zeit ist meine.
Im dunkelsten Gemisch von Roth und Blau
Bis zu dem zarten Weiß, dem reinen, milden:
So blühe ich in mancherlei Gebilden,
Als Strauch und Baum, in Garten, Feld und Au'.
Nur Eines noch hab' ich Dir zu vertrauen:
Im alten Deutschland war ich nicht zu schauen.

— Δ —

Auflösung des Logogriph in Nro. 90: Most. Strich. Mostrich.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 91.

* Agnes.

Humoristische Erzählung von Ew. Aug. König.

(Schluß.)

Der Bürgermeister würdigte Clemens keiner Antwort; ohne Gruß eilte er den Damen nach, die sich rasch entfernt hatten.

In fieberhafter Erregung kehrte Clemens heim. Er durfte und wollte nicht dulden, daß Agnes verschachert wurde, hatte er doch in ihren Augen gelesen, daß sie seine Liebe erwiederte. Der Oheim sollte sein Fürsprecher sein, heute konnte er dem Bürgermeister Garantieen bieten, vielleicht bessere Garantieen, als sein Nebenbuhler sie aufzuweisen vermochte.

Der Oheim hörte ihn ruhig an, aber die Wolken, die seine Stirn umdüsterten und sein mißbilligendes Kopfschütteln stellten dem Wunsch des jungen Mannes kein günstiges Prognostikon. „Du weißt, daß ich durch mein Wort gebunden bin,“ sagte er, „ich kann in dieser Angelegenheit Dein Fürsprecher nicht sein.“

„Dein Wort verpflichtet Dich nicht,“ erwiderte Clemens erregt, „wenn Dein Freund eintrifft, so sagst Du ihm, ich sei bereits verlobt —“

„Gut — aber wenn nun mein Freund erfährt, daß ich kurz vor seiner Ankunft für Dich um die Hand einer anderen Dame geworben habe?“

„Muß er es erfahren?“

„Einerlei, meine Ehre verbietet es mir!“

Clemens wußte dieser Erklärung nichts entgegen zu setzen, er kannte die Charakterfestigkeit seines Oheims, der in allen Dingen fast peinlich gewissenhaft war.

„Versuche Dein Glück,“ fuhr der alte Herr fort, „und wenn es Dir gelingt, die Einwilligung zu erhalten, so will ich in Gottes Namen die Thatsache gutheißen und auf meinen Wunsch verzichten.“

Das Geräusch eines vorfahrenden Wagens brach die Unterredung ab. Der Oheim trat an's Fenster. „Gottlob,“ sagte er, „da sind sie schon.“

„Dann bitte ich Dich, heute Abend mich zu verschonen,“ erwiderte Clemens, und ehe der alte Herr es verhindern konnte, war der Neffe hinausgeeilt.

Clemens war entschlossen, noch einmal bei dem Bürgermeister den Versuch zu machen, selbst auf die Gefahr hin, abermals Spott und Hohn zu ernten; er war ferner entschlossen, die Hand der jungen Dame, welche sein Oheim ihm vorschlug, auszuschlagen, selbst dann, wenn er in ihr einen Engel an Leib und Seele entdeckte. Seitdem er wußte, daß Agnes ihn liebte, daß die projectirte Verlobung nur das Werk ihres Vaters war, hielt er es für seine Pflicht, an der Liebe zu ihr festzuhalten und Alles aufzubieten, um ihren und seinen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Er schlich sich hinaus, sobald er hörte, daß der Wagen wieder abfuhr; als er den Gasthof mit hochklopfendem Herzen erreichte, vernahm er, daß der Bürgermeister mit den beiden Damen ausgegangen sei. Diese Nachricht traf ihn schwer, möglicherweise war in diesem Augenblick die Verlobung schon vollzogen, er hatte zu lange gezögert!

In dem Hause seines Oheims fand er mehrere Fenster hell erleuchtet, fröhliches Lachen und Plaudern schallte im Hausflur ihm entgegen. Er biß sich auf die Lippen, die Gluth des Zornes loderte hell in seiner Seele empor.

Schon hatte er sich an der Thür des Empfangzimmers vorbeigeschlichen, eben wollte er die Treppe hinaufeilen, als eine Hand seinen Rockschoß erfaßte. „Lieber Junge, Du schleichst ja davon, wie ein Dieb, der auf der That ertappt zu werden fürchtet,“ sagte der Oheim in heiterer Weinlaune, „komm' nur, so gefährlich ist es wirklich nicht.“

„Du spottest,“ erwiderte Clemens gereizt, „wenn Du wüßtest, wie tief Dein Spott mich verletzt —“

„Pah — vor einem hübschen Mädchen davon zu laufen ist gar zu lächerlich, bist doch sonst so blöd nicht, also faß' Dir ein Herz!“

„Du kennst meine Ansichten.“

„Sehr genau, und ich hege die Ueberzeugung, Du wirst mir Dank wissen —“

„Daß Du mich verkuppelt hast!“ ergänzte Clemens mit Bitterkeit.

„Verkuppelt zu Deinem eigenen Glück,“ entgegnete der alte Herr gelassen. „Aber wie Du willst, mein Junge, wenn Du nicht einmal mir zu Liebe die junge Dame ansehen, vielmehr mich bei meinem Freunde und seiner Tochter bloßstellen willst, so magst Du auch zusehen, wer Dir unter die Arme greift, ich habe wahrlich keine Lust dazu.“

Das war sehr deutlich gesprochen; Clemens erschrack. Wenn der Oheim seine spendende Hand von ihm abzog, so konnte er noch lange warten, bevor er sein Ziel erreichte. „In Gottes Namen denn,“ sagte er resignirt, „diesen Gefallen will ich Dir erzeigen, aber verlange nicht von mir —“

„Ich verlange nichts, durchaus nichts,“ fuhr der Oheim fort, „folge mir in dieses Zimmer, hier magst Du sie erwarten.“

„Wen?“

„Beim Himmel, hast Du ein so sehr schweres Begriffsvermögen? Deine Braut und zukünftige Gattin!“

„Oheim!“ fuhr Clemens auf. „Ich bin gewiß nicht aufgelegt zum Scherzen —“

„Wirst es binnen einer Viertelstunde sein, mein Junge, Geduld.“

„Ich soll sie allein hier —“

„Ja, sie allein, und ich rathe Dir, fein artig zu sein, denn der Vater Deiner Braut ist ein hochmächtiger Herr, er liebt schlechte Späße nicht.“

Mit den letzten Worten war der alte Herr hinausgeeilt. Clemens wappnete sich mit Geduld und Gleichmuth, höflich aber kalt wollte er die Dame empfangen, mit ihr über die gleichgiltigsten Dinge reden und später seinem Oheim erklären, daß er bedauere, seinen Wunsch nicht erfüllen zu können.

Das wollte er — ach, er nahm sich in dem kurzen Augenblick, der zwischen der Entfernung des alten Herrn und dem Eintritt des Mädchens lag, so unendlich viel vor, daß sein

Gedächtniß wirklich zu eng war, um alle diese Einzelnheiten zu fassen.

Ja, er hatte sie alle vergessen, als die Thür geöffnet wurde und das Mädchen auf der Schwelle erschien, und nicht allein das, er vergaß sogar den festen Entschluß, sie kalt und förmlich zu empfangen, denn mit einem Lächeln des Glückes auf den Lippen eilte er ihr entgegen. Wie kam es doch, daß die Beiden kein Wort miteinander sprachen, daß sie erriethen, was sie einander zu fragen und zu beantworten hatten und daß sie beide fühlten, wie sehr überflüssig diese Fragen und Antworten waren? Arm in Arm hielten sie sich umschlungen und aus ihren Augen strahlte eine Glückseligkeit, die keine Wolke zu trüben vermochte.

„Nun, mein Junge, hatte ich Recht?" fragte der Oheim und seine Stimme schreckte die Beiden aus süßen Träumen empor.

Sie hatten wirklich nicht daran gedacht, daß im Nebenzimmer Personen sich befanden, welche mit wachsender Ungeduld das Brautpaar erwarteten.

Agnes senkte erröthend die Wimpern, Clemens aber reichte mit leuchtenden Augen dem Oheim und darauf dem Bürgermeister die Hand. „Vergessen wir das Vorgefallene," sagte er, „hätte mein Oheim mir früher reinen Wein eingeschenkt und die Namen genannt —"

„Oder hätten Sie mir den Namen Ihres Oheims genannt, als Sie sich auf ihn beriefen —"

„So wäre Dir der Fang des entsprungenen Zuchthäuslers nicht gelungen," lachte der Oheim. „Meinem Neffen aber hat's nichts geschadet, daß er die Lehre bei Dir empfing, im Grunde betrachtet war's doch von seiner Seite ein unverantwortlicher Leichtsinn, so aufs Gerathewohl einer unbekannten Dame nachzulaufen und dafür eine gute Stellung zu opfern. Erst vor einer Stunde, als ich offen mit der Sprache herausrückte, meinem Freunde und den Damen mittheilte, welches Ansinnen Du kurz vorher an mich gestellt hattest, wurde der Schleier gelüpft. Dein photographisches Portrait gab den Ausschlag und ich entdeckte sogleich, daß Fräulein Agnes mit freudigem Herzen zu dieser Verbindung ihr Jawort geben würde. Na, wir sehen nun Alle unseren Wunsch erfüllt, morgen übernimmst Du das Geschäft und im Herbst feiern wir in Derenberg die Hochzeit!"

„So sei es!" sagte der Bürgermeister nickend, indem er sehr energisch seine Dose zuklappte und darauf mit vielem Geräusch eine Prise nahm, „von jenem Tage ab bewillige ich meinem Schwiegersohn das Recht, die Hecke meines Gartens zu Turnübungen zu benutzen, wann und so oft er es will."

Clemens Schimmel hat von dieser Erlaubniß niemals Gebrauch gemacht, aber zehn Jahre später richteten zwei muntere Buben manchen Schaden an jener Hecke an, wenn sie in der Ferienzeit ihren Großvater und Tante Helene in Derenberg besuchten. Und wenn's dem gestrengen Herrn zu toll wurde, da war der alte Jacob stets ihr Beschützer, durch ihn erfuhren sie auch, daß ihr Vater in dem kahlen Zimmer mit dem vergitterten Fenster das erste Erwachen seines Liebesfrühlings gefeiert hatte.

Und Amalie Butterweck?

Geneigter Leser und Du, schöne Leserin, glaubt nicht, daß sie in ein Kloster gegangen sei, um in stiller Zurückgezogenheit ihr verlorenes Lebensglück zu betrauern. Züchtig mit verschämten Wangen stand sie ein Jahr später vor dem Altare, und böse Zungen wollen behaupten, ihr Gatte finde täglich Gelegenheit, die Schwere ihres Pantoffels zu fühlen. Wenn dieses Gerücht sich auf Wahrheit stützt, so trifft die Schuld ihn allein, Clemens Schimmel hatte die Falle gesehen, und der Glanz des Butterweck'schen Vermögens konnte ihn nicht verleiten hineinzugehen.

Ein Corps von „Entdeckern".

(Schluß.)

Ein Detective, dem ich den Wunsch ausgesprochen hatte, einmal einen Blick in die Londoner Verbrecherwelt zu thun, führte mich vorm Jahre in einen Diebsclub. So könnte man in der That die Taverne nennen, in der sich allabendlich eine Anzahl von Menschen verdächtigsten und oft gefährlichsten Schlages versammeln. Meine offene Erklärung, daß ich Schriftsteller und gekommen sei, um Studien zu machen, wurde zwar kalt, doch ohne Verwunderung und ohne jedwedes Zeichen von Uebelwollen aufgenommen. „Sie werden hoffentlich nicht erwarten, daß wir ihnen die Geheimnisse unseres Metiers offenbaren," nahm einer der Anwesenden das Wort; „ist das Ihr Wunsch und Zweck, so wenden Sie sich anderswohin. Gern aber werden wir Ihnen etwaige Fragen nach unseren verschiedenen „Geschäftsbranchen" beantworten." Mehr verlangte ich ja nicht. Darin stimmten Alle überein, daß ihre „Industrie" eine der wenigst einträglichen sei, die ein Mensch in dieser Welt ausüben könne. Der Werth der im Jahre in London begangenen Diebstähle beträgt ungefähr fünfzigtausend Pfund Sterling, was im Durchschnitt für jeden Dieb einen Verdienst von fünfzehnhundert bis zweitausend Franken ausmacht. Nach der Aussage der englischen Beutelschneider fehlt indeß an der Realisirung eines solchen Gewinnes noch viel. Nach ihrer Behauptung ist der Dieb der am meisten bestohlene Mensch auf dieser Erde. Für eine goldene Uhr z. B., die ihre hundert Guineen werth ist, bietet man ihm höchstens zwei bis drei Guineen und dreißig elende Schillinge für eine Fünfpfundbanknote. Je leichter ein gestohlener Gegenstand zu recognosciren ist, je weniger Geld giebt natürlich der Hehler dafür, der für das Risico, welches er läuft, doch eine Gegenchance haben muß. Dazu rechne man noch die Calamität der Geschäftsstockungen, das heißt die Zeit der Hast, die verfehlten Unternehmungen, die Periode der stillen Jahreszeit, die Verluste, welche der geringste Zufall verursacht, und man wird begreifen, daß der Dieb sein Handwerk als einen elenden Broderwerb bezeichnet. Das Gewerbe jedes ehrlichen Menschen, so bekennt er unumwunden, ist tausendmal besser als das seinige; auf einen Spitzbuben, der in momentanem Ueberflusse lebt, kommen hundert, welche sich erbärmlich behelfen müssen, — dazu den Kerker, vielleicht den Galgen in Perspective! Und da die Interessenfrage die einzige ist, für die das Gelichter Verständniß hat, so machen viele der Langfinger gar kein Hehl daraus, wie sehr sie bedauern, einen so traurigen „Beruf" ergriffen zu haben.

Gewiß, es ist ein schlechtes Geschäft, aber die Schwierigkeit bleibt nur, wie sich der Dieb davon losmachen soll. Ein nützliches Handwerk versteht er meistens nicht, oder wenn er ein solches in seiner Jugend erlernt, so hat er es inzwischen doch längst wieder vergessen. Ueberdies bannen ihn die Fesseln der langen Gewohnheit, Müssiggang, Arbeitsscheu und Abenteuerlust an den Lebenskreis, den er sich selbst gezogen hat. Die sogenannten Citymissionäre, die man in fast allen größeren Städten Englands findet, haben mehr als irgendwer Leben und Sitten der Londoner Verbrecherwelt studirt, sie haben monatelang in den verrufensten Quartieren Londons Wohnung genommen, in Bezirken, wohin des Nachts selbst der Polizeimann nur in größeren Trupps zu dringen wagt, und haben sich wirklich eine gewisse Zuneigung Seitens der Diebe und Gauner zu erwerben verstanden, wie sich dies durch mancherlei Vorkommnisse gezeigt. So waren eines Abends dem genauen Freunde eines dieser Missionäre ein Paar Handschuhe aus der Tasche

gestohlen worden. Einige Tage darauf passirte der Herr zufällig dieselbe Straße, wo die Entwendung stattgefunden hatte, da trat plötzlich ein Unbekannter auf ihn zu und redete ihn an. „Ich habe nicht gewußt," sagte er, „daß Sie der Freund des Herrn . . . sind; sonst hätte ich Ihnen Ihre Handschuhe nicht gestohlen. Hier sind sie wieder; verzeihen Sie meinen Irrthum." Bekehrt freilich haben diese Missionäre noch wenige Verbrecher.

Von allen den zahllosen Kategorieen von Dieben und Strolchen, die es in London giebt, sind bei weitem die gefährlichsten, und zugleich wahre Plaggeister für die Polizei, die sogenannten Ticket-of-leave-men, ein Genus, das sonst nirgends existirt. Ungefähr hundertundvierzig Jahre lang hatte man nämlich schwere Verbrecher einfach nach den Colonieen transportirt, als sich 1837 diese letzteren weigerten, länger den ihnen zugeschickten Menschenschund aufzunehmen. Man mußte also auf eine Modification des Strafsystems denken, und 1853 beantragte demnach der Lordkanzler im Parlamente, die Transportation in Zuchthausstrafe zu verwandeln, die in England selbst entweder in den neuerrichteten großen Zuchthäusern oder auf den bekannten Strafschiffen, den Hulks, abzubüßen sei. So lange England das leichte Mittel besaß, die Hefe seiner Bevölkerung außer Landes zu spediren und sich so auf Anderer Kosten davon zu befreien, bekümmerte es sich nicht groß um die Besserung der verurtheilten Verbrecher. Jetzt, wo es gezwungen war, diese zu Hause zu behalten und gewissermaßen tête-à-tête mit ihnen zu leben, lenkte sich im Gegentheil die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Gefängnißwesen, und man suchte durch verschiedene Methoden auf die sittliche Umkehr der Sträflinge hinzuwirken und in ihnen das Verlangen nach einem gesetzmäßigeren Leben zu wecken. Und so wurde beschlossen, daß die Regierung, d. h. in diesem Falle der Staatssecretär des Innern, das Recht erhalten sollte, Sträflingen, deren Strafzeit zwar noch nicht abgelaufen war, die aber durch ihr Verhalten Vertrauen einflößten, Urlaubscheine — tickets-of-leave — zu ertheilen, um sie für den Rest ihrer Strafzeit gewissermaßen zu beurlauben. Dies System hatte auf Bermuda, wo man neben Westaustralien und Gibraltar jetzt noch einzig Strafcolonieen unterhält, seinen Erfolg gehabt; warum sollte das mithin nicht auch in England selbst der Fall sein?

Der Besitzer eines solchen Urlaubscheines, der Ticket-of-leave-man, ist also ungefähr unserem entlassenen Sträfling zu vergleichen, mit dem Unterschied jedoch, daß er nur bedingungsweise frei, blos beurlaubt ist und, sobald es der Staatssecretär für gut befindet, jeden Augenblick in das Zuchthaus zurückgerufen werden kann, um die von den Gerichten über ihn verhängte Strafe vollends zu erstehen. Es bedarf nicht einmal einer neuen Gesetzübertretung, um den Ticket-of-leave-man wieder hinter Schloß und Riegel zu befördern; hierzu genügt, daß er in Gesellschaft zweifelhaften Charakters betroffen wird, daß er ein müßiges und liederliches Leben führt und sich über seine Existenzmittel nicht gehörig ausweisen kann. Gewiß eine höchst precäre Freiheit, und doch ist es gerade das Ungewisse dieser Urlaubscheine, was dem Ticket-of-leave-man eine große Toleranz gewährt. Es erklärt sich dies aus den politischen Anschauungen der Engländer. Der Staatssecretär ist dem in Urlaub entlassenen Sträfling gegenüber mit einer Art von Dictatur bekleidet, und dieser letztere weiß recht wohl, daß gerade das Unbeschränkte jener Befugniß in den meisten Fällen abhalten wird, sich ihrer wirklich zu bedienen, denn alle derartige Willküracte widerstreben dem englischen Charakter, wenn sie auch nur einem zeitweilig entlassenen Sträflinge gelten.

Darum hat denn auch das Urlaubssystem nur wenig den Erwartungen entsprochen, die man von ihm hegte. Einerseits hat es in den Gefängnissen und Strafanstalten die widerlichste Heuchelei erzogen, denn der Sträfling, welcher dem Gefängnißgeistlichen lange Stellen aus der Bibel hersagen kann und sich eine möglichst reuevolle Miene beizulegen versteht, darf mit Sicherheit auf sein Ticket-of-leave rechnen; andererseits macht es den in Urlaub entlassenen Verbrecher zu einem der gefährlichsten Feinde der Gesellschaft, wie dies die Beamten von Skotland Yard einmüthig bestätigen.

Vom 1. October 1853 bis zum 31. März 1861, d. h. während der ersten sieben Jahre, welche das Ticket-of-leave-System in Kraft war, gab man 9180 Urlaubscheine aus. Von diesen wurden 384 wegen schlechten Verhaltens ihrer Inhaber alsbald wieder zurückgezogen und 1030 andere verhinderten nicht, daß ihre Besitzer von Neuem wegen schwerer Verbrechen zu langwierigen Strafen verurtheilt wurden. Freilich darf man bei diesen ungünstigen Ziffern nicht unberücksichtigt lassen, welchen großen Gefahren der aus dem Gefängniß beurlaubte Sträfling ausgesetzt ist. Den „Urlaubschein" in der Tasche, fühlt er sich völlig isolirt in der Stadt, welche er zu seinem Aufenthaltsorte erwählt hat, oder, was noch viel schlimmer für ihn ist, den Einflüsterungen und schlechten Rathschlägen seiner ehemaligen Genossen preisgegeben. Mit dem Widerwillen, welchen er erweckt, und der Schwierigkeit, die er findet, sein tägliches Brod zu verdienen, wachsen die Versuchungen, welche an ihn herantreten. Darf man erwarten, daß er allen diesen Anreizungen zur Sünde widersteht? Gewiß nicht, und so wird es erklärlich, wenn er bald genug in den alten Weg wieder einlenkt und mit den inzwischen gemachten Erfahrungen das vordem exercirte Handwerk nur mit um so größerer Meisterschaft betreibt.

Eine Hauptbedingung des gewährten Ticket-of-leave war ursprünglich die, daß der entlassene Sträfling sich von Zeit zu Zeit den Behörden vorstellen mußte; indeß wurde dieselbe nur in sehr seltenen Fällen wirklich erfüllt. Man sah ein, daß die Lage des beurlaubten Sträflings an sich schon übel genug war, so daß eine besondere polizeiliche Ueberwachung sie nicht noch zu erschweren brauchte. Gelingt es diesem doch nicht leicht, irgendwo wieder Beschäftigung und Unterkommen zu finden; bei den Handwerksmeistern, auf den Werften, bei den öffentlichen Bauten — überall sieht er sich zurückgewiesen, überall will Niemand mit ihm zu schaffen haben. Vor einigen Jahren gaben daher die vier Friedensrichter von Yorkshire den Beschwerden der Ticket-of-leave-men den folgenden Ausdruck: „Wir möchten gern ehrlich sein und leben," sagten die letzteren aus, „aber wir finden Niemanden, der uns in Arbeit nimmt. Die Polizeibeamten sind unsere Hauptfeinde; sie verfolgen uns wie Bluthunde, sagen aller Welt, wer wir sind, und so kehrt uns Jedermann den Rücken. Wollten wir uns selbst noch bei ihnen melden, wie es unser Urlaubschein vorschreibt, so hieße das nur unsere Schande öffentlich machen, und es würde uns dann keine andere Alternative übrig bleiben, als stehlen oder verhungern." So bleibt die geschriebene Bedingung des Urlaubs ein todter Buchstabe, und der Ticket-of-leave-man sieht sich, selbst wenn er vielleicht mit den besten Vorsätzen aus dem Zuchthause zurückkam, schließlich in die Nothwendigkeit versetzt, wieder die früheren Pfade zu wandeln und aus einem bloßen Diebe der gefährlichste Feind des Staates und der Gesellschaft zu werden. Als solchen bezeichnen ihn sämmtliche Inspectoren und Beamten von Scotland Yard. Einer der letzteren erzählte mir von einem vor Ablauf seiner Strafzeit entlassenen Sträfling, der jetzt eine förmliche Diebesschule hält, in welcher er dreißig jungen Männern und Mädchen Unterricht in seiner Kunst ertheilt. Ein anderer Ticket-of-leave-man hatte allen Argwohn, den man gegen ihn hegen konnte, einzuschläfern gewußt und stand eben im Begriff, eine der reichsten jungen Damen Englands zu heirathen, als ihn ein neidischer ehemaliger Spießgesell verrieth und den Behörden denuncirte, die nun eine lange Reihe von Betrügereien und Diebstählen entdeckten, deren er sich von Neuem schuldig gemacht hatte.

Die Ticket-of-leave-Männer sind in der That eine schwere Last für den Staat, der durch sie sein Besserungsprincip sehr in Frage gestellt sieht. Man wird sich daher nicht wundern, wenn in dem hartnäckigen Kampfe gegen das Verbrecherheer die britische Gesellschaft vor der Hand in der Polizei ihre einzige Schutzwehr erblickt. Diese ist auch überhaupt, was sie bei einem freien Volke sein soll; sie belästigt nur diejenigen, welche

ihren guten Grund haben, sie zu fürchten. Für alle Anderen ist sie ein wahrer Schutzgeist; immer bereit, die Rechte des Schwachen dem Starken gegenüber zu wahren, während unsere continentale Polizei mit ihren pedantischen und kleinlichen Quälereien so oft nur zum verhaßten Plagegeist des ruhigen Bürgers wird. Wodurch namentlich aber die englische Polizei die Bewunderung des Fremden erregt, das ist der Umstand, daß sie sich um die politischen Meinungen und Parteistellungen des Publicums nicht im mindesten kümmert, sondern allen solchen Kämpfen in strikter Parteilosigkeit fern bleibt. Eine alte Parlamentsacte autorisirt sie zwar, die zu verhaften, welche sich an öffentlichen Orten zu aufrührerischen Worten hinreißen lassen, im Allgemeinen aber thut der Polizeibeamte, der in Uniform sowohl wie der Detective, als höre er dergleichen Reden nicht, und läßt Jedermann Staat und Regierung nach Wohlgefallen kritisiren.

Wenn es befremdlich erscheinen sollte, wie bei einem solchen Mangel an Beaufsichtigung und Ueberwachung ein Gouvernement sich nicht nur behaupten, sondern zu einem der festesten werden kann, welche die Geschichte aller Zeiten verzeichnet — dem diene zur Erläuterung, daß die britische Regierung sich durch die Freiheit eine Macht zu sichern gewußt hat, die aller Polizei und allen stehenden Heeren überlegen ist — die Sympathie der öffentlichen Meinung, an welcher selbst eine so bedeutende Bewegung, wie es die Fenierbestrebungen unläugbar sind, kläglich zerschellt.

Mannichfaltiges.

— Im „Temps" entwirft Louis Blanc eine Uebersicht der Wählerbestechungen in England — bekanntlich von jeher ein wunder Fleck des sonst so gesunden Staatslebens daselbst. Er zeigt, daß die Verderbniß hierin alt sei. Unter der Regierung Elisabeths 1571 erkaufte Thomas Corp den Vertretersitz von Westbury um 4 Pfd. St. Das war noch sehr billig, indeß ist es ja bekannt, daß gewisse Flecken sogar einst ein Bittgesuch einreichten, sie von der Last des Wahlrechts zu befreien. Aber das ist vorüber, das goldene Zeitalter der Dummheit ist für immer beseitigt. Die Preise für Wahlstellen steigerten sich rasch. 1695 verwendete Sir Walter Charges 2000 Pfd. St., noch dazu vergebens, auf Wahlumtriebe. Noch ein Jahrhundert später sah man 2 bis 4 Millionen Francs für einen Parlamentssitz ausbieten. Es gab damals Orte, wo ein sehr genau bestimmter Marktpreis für einzelne Wähler festgestellt war. In Wollon Basset, erzählt Blanc nach einem Document, erhielt ein Wähler 30 Pfd. als Gewissensentschädigung und 60 Pfd. besondere Vergütung. Treffender hat übrigens das englische Wahlwesen wohl Niemand geschildert und gegeißelt zugleich, als Hogarth in seinen berühmten Bildern. Heutzutage hat die öffentliche Meinung und das Gesetz in England so entschiedene Stellung gegen Wählercorruption genommen, daß auch dieser Auswuchs an der herrlichen Eiche der britischen Verfassung bald getilgt sein wird.

— Ueber die in England große Dimensionen annehmende Tabalbäckerei berichtet die „Illustr. Gewerbeztg." Folgendes: „In England raucht man aus kurzen thönernen Pfeifen ein eigenthümliches Industrie-Product, sogenannte Tabak-Kuchen (Cavendish), die äußerlich mit unseren Chocoladetafeln große Aehnlichkeit haben. Man zerschneidet eine solche Tafel in entsprechend kleine Stückchen, knetet ein solches zwischen den Fingern weich, steckt es dann in die Pfeife und brennt es an; indem es langsam verbrennt, gewährt es dem Raucher einen anhaltenden, sehr angenehmen Genuß. Die Erfindung der Tabakbäckerei ist eine amerikanische, sie wird aber gegenwärtig auch in England, insbesondere in Liverpool, von der Richmond Cavendish Compagny in großartigem Maßstabe ausgeführt. In der Fabrik der genannten Gesellschaft verfährt man bei der Darstellung der Tabak-Kuchen auf folgende Weise: Nachdem die Tabakblätter von den groben Stengeln befreit worden, befeuchtet man sie lagenweise mit einer kochenden Mischung von raffinirtem Zucker und verschiedenen süßen Liqueuren, und ist diese Mischung eingetrocknet, mit einer zweiten von ätherischen Oelen und bestem Jamaica-Rum. Noch ziemlich feucht knetet man nun diese Blätter in einem eisernen Trog zu einem Teig, den in einem anderen Trog ein Rad, gegen welches man den Teig vorschiebt, in Form langer breiter Riemen zusammenpreßt. Diese Riemen werden nun in Stücke geschnitten und diese Kuchen schließlich, nachdem sie zuvor durch eine hydraulische Presse stark zusammengedrückt worden sind, in einer mit warmer Luft geheizten Kammer gebacken. Das ist die große Conditorei für Raucher, deren Zahl täglich wächst; schon jetzt rechnet man in England auf den Kopf 24 Loth solcher Tabak-Kuchen."

— Man liest im „Figaro": „Kürzlich unterhielt man sich Abends im Schlosse von Fontainebleau mit Gesellschaftsspielen. Es wurden Fragen gestellt und beantwortet und eine dieser Fragen war: „Woran kann man die Lüge von der Wahrheit unterscheiden?" Der Kaiser antwortete: „Wenn beide zu gleicher Zeit durch dieselbe Thür eingehen sollen, so behält die Lüge stets den Vortritt." In demselben Augenblicke öffnet ein Huissier die Flügelthüren und man erblickt auf der Schwelle zwei Minister, die sich gegenseitig an Complimenten überbieten, um einer dem anderen den Vortritt zu gönnen. Endlich geht der ältere voran; es war Hr. Rouher, den ein ungemeines Gelächter empfing. Der Hr. Staatsminister lachte pflichtschuldigst mit, hat aber erst später erfahren, warum man so herzlich gelacht hatte."

— Die Erfahrung zeigt, daß Getreidekörner eine große Quantität Kohlensäure entwickeln, weßhalb es gefährlich ist, Räumlichkeiten zu betreten, in welchen das Getreide eingeschlossen ist, ohne die Vorsicht zu gebrauchen, vorher frischen Luftzutritt zu veranlassen. Die „Sentinelle du Jura" erzählt von einem Landmann in Klein-Courtelles, welcher sein Getreide in einer Grube (silo) bewahrte und sich dorthin begab, um eine Quantität desselben zu holen. Da er nicht zurückkehrte, wurde seine Frau unruhig und suchte ihn auf. Sie fand ihn schließlich regungslos und die auf ihren Hilferuf herbeigeeilten Nachbarn vermochten trotz aller Versuche nicht, ihn in's Leben zurückzurufen. Der hinzugerufene Arzt constatirte Tod durch Kohlensäurevergiftung.

— In der Nordsee, in der Nähe der friesischen Küste, ist ein 17 Fuß langer Hai gefangen worden. Kapitän Fock, welcher den „Pilot" zwischen Hamburg und Bremerhafen fährt, erlegte das Meerungeheuer mittelst einer geschickt gehandhabten Harpune, nachdem das Schiff längere Zeit erfolglos auf dasselbe Jagd gemacht hatte. Ein am 30. Juli in Hamburg angekommener Capitain eines englischen Schiffes will auf dem Wege von Liverpool zwei den erlegten Hai an Länge noch überragende Haifische in der Nordsee und zwar auf halbem Wege zwischen der Einfahrt in die Elbe und der Einfahrt in den Canal gesehen haben.

— Petersburg, 29. Juli. Der starke Regen, der am **Freitag gefallen, hat den Torfbrand in der Gegend von Zarskoje-Selo und Kolpino gelöscht und die Luft von dem Rauche gereinigt. Bei Petersburg dauert derselbe jedoch fort. Am Montag wehte der Wind von dem oberen Laufe der Newa her und brachte einen so dichten Rauch über die Stadt, daß um die Mittagszeit die Palaisbrücke nicht von der Nikolaibrücke aus zu sehen war. Die Sonnenstrahlen drangen kaum durch den Rauch hindurch und verbreiteten ein gelb-röthliches Licht. Dieser Rauch rührt von dem bei Pargolovo brennenden Walde her.**

— Die Wasserpest (Elodia caladiensis) greift auch in Norddeutschland immer mehr um sich. Im Dammschen See sind schon große Flächen damit bewachsen. Die Fischer sehen sie augenblicklich noch nicht ungern, da sie glauben, daß die junge Fischbrut darunter Schutz findet.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 95.

† Zwei Striche.

Novelle von Carit Etlar. Frei nach dem Dänischen.

Im Monat Juni 1737 kam eines Tags ein Reiter im schärfsten Galop auf der Engelsholmer Hauptstraße angeritten und hielt sein Pferd vor dem einzigen Gasthof des Orts an. Er klopfte mit dem Schaft seiner Peitsche an's Fenster und rief den Wirth heraus. Ein zahlreiches Publicum schaarte sich um ihn herum, sintemal der Reiter sich einer lauten Sprache bediente und, während er den Knecht anwies, das Pferd mit Wasser und Brod zu versorgen, an den Wirth das Verlangen stellte, ihm flugs einen Führer nach Boarp zu verschaffen, indem er große Eile und eine sehr wichtige Sendung auszuführen habe. Der Führer müsse natürlich beritten sein, doch könne er seine Dienstleistung so hoch anschlagen, wie er wolle. Die Kleidung des Reiters kennzeichnete ihn als Diener eines vornehmen Herrn. Er führte eine silberne Platte am linken Arm, worauf ein verschlossenes Visir mit einer Grafenkrone darunter abgebildet war. Seine bestaubte Kleidung und das abgemattete, keuchende Pferd bekundeten zur Genüge, daß er an diesem Tage eine lange und beschwerliche Reise zurückgelegt hatte. Der neugierige Wirth legte es jetzt darauf an, ihn nach Kräften auszuforschen, worauf der Reiter im nämlichen lauten Tone erzählte, daß er vom Grafen Cronhjelm auf Flodstad gelegentlich einer Botschaft an die Tochter des Grafen, die Baronesse Ankarstjerne, abgesandt sei, daß der alte Herr plötzlich bedenklich erkrankt sei und nun noch die Baronin baldthunlichst zu sehen wünsche. Er ertheilte dem Wirthe die Versicherung, daß er schon seit früher Morgenstunde geritten sei, ohne sich Zeit zu lassen, das Geringste zu genießen und daß er nur dann Rast gemacht, wenn das Pferd es nicht länger habe aushalten können. Solchergestalt würde er fortfahren, zu dursten und zu fasten, bis er die Frau Baronin anträfe und sich seines Anliegens entledigt habe. Dieser feierlichen Versicherung zum Trotz ließ der Wirth einen Tisch vor die Treppe hinaus bringen, schleppte dann selbst eine große Kruke mit Branntwein herbei und forderte den Reiter zur Stärkung auf, wäre es auch nur so lange, bis das Pferd sein Futter verzehrt und wieder neue Kräfte gesammelt hätte. Es bedurfte indeß keiner besonderen Ueberredungsgabe, um den gefälligen Knecht zu bewegen, sich gegen sein Gelübde zu versündigen. Kaum, daß er den Branntwein im großen Glase perlen sah, als er den Kopf schüttelte und hoch und heilig versicherte, daß er ein treuer Diener sei, dem das Wohl seiner Herrschaft über Alles ginge; hierauf lächelte er, nahm das Glas in die Hand und leerte es auf die Gesundheit des Grafen Cronhjelm. Nachdem die erste Versuchung überwunden war, ging es mit dem zweiten Glase leichter von Statten; das dritte schenkte er sich selbst ein und ließ sich dabei vertraulich neben dem gastfreien Wirth auf die vor der Hausthür befindliche hölzerne Ruhebank nieder. Inzwischen gab er eine Menge kleiner unterhaltender Geschichten von dem alten Grafen zum Besten, wie unsäglich reich derselbe wäre, daß er drunten im Kellergewölbe ganze Tonnen voll Gold und Silber hätte, wie sparsam er sich behülfe, daß er stets nur der einen seiner vielen Töchter eine so anständige Kleidung gäbe, daß sie sich damit in der Gesellschaft bewegen könnte, die anderen müßten sich verborgen halten und behelfen, so gut es ginge. Sobald es ihm gelungen wäre, die eine Auserwählte zu verloben, putzte er die nächste heraus, stellte sie der Welt vor und so weiter. „Die jüngste Tochter des Grafen Cronhjelm," erzählte der Diener gesprächig, „hieß Regina Catharina. Jung, hübsch und reich, hatte sie viele Anbeter gehabt, unter denen sie den Baron Claus Ankarstjerne, einen Sohn des Freiherrn zu Runtstorp, erwählte. Der Baron war Rittmeister bei den Dragonern gewesen und lernte die junge Gräfin während eines Besuches, den sie in Stockholm bei ihren Verwandten abstattete, kennen. Der Zweck seiner Reise nach der schwedischen Hauptstadt war, ein ansehnliches Erbtheil für zwei Fräulein Boje, Töchter seiner verstorbenen Schwester, zu heben. Der Baron, ein galanter lebenslustiger Herr, cassirte die beregten Vermächtnißgelder ein und verbrauchte sie selbst. Das Einzige, welches seine Verwandten von ihrem ganzen Erbtheil erhielten, war ein hübsches, großes, mit dem Wappen ihres Vaters prangendes Siegel. Der Baron Ankarstjerne führte also ein munteres Leben in Stockholm; er gab sich für einen reichen Gutsbesitzer von Schoonen aus, bewarb sich um die Gunst des Fräulein Cronhjelm und erhielt ihr Jawort. Als der alte mißtrauische Graf sich nähere Einsicht in seine Verhältnisse ausbat, producirte er ein eben nicht sehr echtes Document seines älteren Halbbruders, worin derselbe als Mitbesitzer des großen Gutscomplexes bezeichnet war. Dadurch fühlte sich der Graf beruhigt. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert. Am folgenden Tag erhielt der Baron das mütterliche Erbtheil seiner jungen Gemahlin mit 60,000 Thalern in Gold baar ausgezahlt und lebte nun eine Zeitlang in Stockholm herrlich und in Freuden. Als er endlich den dringenden Bitten und Vorstellungen seiner Gemahlin nachgab und sich auf seine zahlreichen Güter begeben wollte, wurden ihm von seinen Creditoren, wie man zu sagen pflegt, die Thore verschlossen, so daß er sich gezwungen sah, ihnen ihr ganzes Guthaben auszuzahlen. Dazu verbrauchte er den Rest der 60,000 Thaler, worauf die Herrschaft sich nach Schoonen verfügte. Als sie Engelholm erreicht hatten, verlangte die Baronin, unaufhältlich weiter zu reisen, sie wünschte sehnlichst, seine herrlichen Güter in Augenschein zu nehmen. Da warf der Baron sich vor ihre zarten Füße und bekannte reumüthig, daß er weder Güter noch irgend eine andere Wohnung hätte, wohin er sie führen könnte, als eben dieses kleine Giebelstübchen, das ihr Logis im Gasthof bildete. Dasselbe hätte er indeß schon vor einem Monat gemiethet, so daß vor der Hand keine Gefahr zu befürchten sei, obdachlos zu werden."

Der neugierige Wirth vernahm diese Erzählung mit gesteigerter Aufmerksamkeit. Beim Namen des Gasthofes in Engelholm umspielte ein zufriedenes Lächeln seine scharf geschnittenen Gesichtszüge und er vermochte die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß eben er derjenige gewesen, bei dem die junge Herrschaft vor etwa fünfzehn Jahren gewohnt hatte. Er konnte sich dessen gar deutlich erinnern. Die Baronin war so schön, so

bleich vor Sorge und Gram. Fast den ganzen Tag saß sie mit der Hand unterm Kinn und weinte und starrte trostlos durch das kleine Giebelfenster in den düsteren Hofraum hinab. Der Baron tröstete sie und wenn er des ewigen Jammerns müde wurde, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und pfiff sich ein Stücklein. Wurde die Zeit ihnen gar zu lang, griffen sie zu den Karten. Darin bestand ihre Beschäftigung, bis der Herr zu Runtstorp sich schließlich bewegen ließ, dem Baron soviel Geld vorzuschießen, daß er den kleinen Bauernhof Boarp kaufen konnte. Dahin zogen sie und daselbst verschied der Baron im folgenden Winter. Er hinterließ seiner jungen Frau außer der Trauer über ihre Trennung eine junge Tochter, Maria Cornelia genannt. Die Frau Baronin führte ein stilles, eingezogenes Leben; sie, welche im Anfange ihres Ehestandes von Allem, was Pracht und Ueberfluß hervorbringen konnte, umgeben war, mußte nun, um ihren Unterhalt zu ermöglichen, sich den niedrigsten Verrichtungen auf Boarp unterziehen. Später legte sie eine Branntweinbrennerei an und verrichtete den Dienst mit ihren eigenen Händen.

Unter solchen Erzählungen war der Abend angebrochen. Die Sonne ging zur Rüste, der Diener saß noch immer unter dem kleinen Altan des Wirthshauses auf der hölzernen Bank. Er hatte seinen Rock ausgezogen und denselben über das Stacket gehangen; er trank und stieß mit dem Führer an, der längst eingetroffen war und dessen Pferd, an die Stolpe der Hofthür angebunden, das Gebiß mit Schaum fraß und ungeduldig die Erde mit den Hufen aufwühlte. Der Wirth stand hinter ihnen, die Branntweinflasche in der Hand. Sobald die Gläser geleert waren, füllte er sie von Neuem an und schrieb — der Rechnung wegen — mit Kreide einen Strich an die Hausthür; bisweilen schrieb er indeß zu gleicher Zeit zwei Striche auf das Kerbholz, doch das war ja seine Sache. Der Diener kümmerte sich gar wenig um die Nota, er war seelenvergnügt und sang und jauchzte die lustigsten Weisen, zum größten Vergnügen für die Nachbarn und Gassenbuben, welche sich zahlreich eingefunden hatten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er selbst seinen Gesang, sah zum Wirth empor und sagte, daß es vergebliche Mühe sein werde, ihn auszuforschen, ob sein Herr, der Lehnsgraf, auf eine ehrliche Weise zu seinem großen Reichthume gelangt sei, denn er würde ihm diese Frage nicht beantworten.

Als es schließlich dunkel wurde und der Zeiger der Uhr schon weit vorgerückt war, erinnerte ihn der Wirth daran, daß es nachgerade an der Zeit sein dürfte, seine Thür zu schließen, weshalb er dem lustigen Gaste empfehle, jetzt mit seinem Führer nach Boarp aufzubrechen. Der Diener erhob sich auf diese Vermahnung, half dem Wirthe dabei, die vielen Kreidestriche an der Thür zu zählen und bezahlte ihm dieselben bei Heller und Pfennig. Hierauf versuchte er es, sein Pferd zu besteigen, aber das ließ sich nicht bewerkstelligen, da er stets wieder von demselben herunterpurzelte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen entschloß er sich endlich dazu, einen Wagen anzunehmen; er band sein eigenes Roß und das des Führers an denselben fest und ließ sich von den umherstehenden Gaffern hinauf helfen.

Als der Kutscher just abfahren wollte, wandte der Diener sich noch einmal an die Zuschauer und versicherte dieselben, daß es vergeblich sei, die Frage an ihn zu stellen, ob sein Herr, der Lehnsgraf Cronhjelm, zu seinem vielen Gelde auf eine ehrliche Weise gelangt sei, denn er verrathe nichts. Nach diesen mehr gelallten als gesprochenen Worten schlang er seine Arme um die Schulter des Führers und dann rollten Beide singend und jubelnd zum Dorfe hinaus, um der Baronin zu vermelden, daß ihr Vater auf dem Sterbebette läge.

Beim Anbruch des Tages trafen sie in Boarp ein. Da war der Diener sanft eingeschlummert und lag hinten im Wagen, der Länge nach auf Stroh gebettet. Der Führer hatte eine Pferdedecke über ihn ausgebreitet und weckte ihn, indem er dieselbe wieder von ihm abnahm. Die Sonne war noch nicht am Himmel aufgegangen, als sie durch Boarp fuhren. Alles schlief in ihrer Nähe, drüben an den fernen Waldungen erscholl von Zeit zu Zeit ein langgezogenes klagendes Geheul, das von einem Wolfe herrührte, welcher, von seinem nächtlichen Streifzuge heimkehrend, das Dickicht aufsuchte, um auch zu schlafen. Nur von einem hohen, schwarzen Schornsteine, welcher über die Bäume Boarp's majestätisch hervorragte, stieg ein dunkler Rauch in die Luft und bezeugte, daß man daselbst bereits in voller Thätigkeit war. Als der Wagen in den Hof fuhr, trat eben eine ältliche Frau aus der Thür des Brennereigebäudes. Ein grobes Tuch bedeckte ihren Hals und die aufgestreiften Aermel ließen zwei schneeweiße Arme zum Vorschein gelangen. Das war die Frau Baronin Ankarstjerne, welche ihre täglichen Geschäfte drinnen in der Brennerei verrichtete. Als sie die Kunde von der Erkrankung ihres Vaters vernahm, welche der Diener bis in die kleinsten Details hinein schilderte, bedachte sie sich ein wenig, dann streifte sie ihre Aermel herab, rief das Gesinde des Bauernhofes zusammen, ertheilte ihnen die nothwendigsten Befehle und begab sich demnächst in ihr Wohnzimmer, um ihren Anzug zu vertauschen. Eine halbe Stunde später saß sie auf dem Wagen und fuhr nach Flodstad. Es war eine entschiedene, rasch entschlossene Dame, diese Baronin, welche wußte was sie wollte und den Umständen gemäß handelte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schützenplatzes.

Seit dem 30. Juli ist zwischen den Ständen und den Ladeplätzen an jedem disponibelen Wandfleck ein kleines Placat angeklebt, auf welchem die Herren Schützen „dringend" gebeten werden, die Schießmarken „nur" in den zum Verkaufe bestimmten Bureaux kaufen zu wollen. Aus dieser Aufforderung geht doch klar hervor, daß man dieselben auch anderweitig bekommen müsse. In der That versichert ein leises Gerücht, das so laut auftritt, als es bei einem Geknalle von 160 Ständen nothwendig auftreten muß, es hätten leichtsinnige Schützen die Marke für den abgegebenen Schuß, statt sie in die blecherne Controlbüchse zu werfen, daneben hingelegt und pfiffige „Warner" hätten mit der Schnellfingerigkeit eines Prestidigitateurs besagte Marke in den verschwiegenen Aermeln ihrer Blouse verschwinden lassen, um dann, wenn sie eine genügende Anzahl solcher escamotirter Werthzeichen beisammen hatten, mit irgend einem unternehmungstraurigen Schützen unter der Hand ein kleines Geschäft zu machen, welches für den aus den ärmsten Klassen entnommenen Warner jedenfalls weit weniger entwürdigend ist als für den biederen Schützenbruder, der auf diese Weise die am Deficitkrebse laborirende Centralkasse um ein paar Gulden schädigt, ohne zu denken, daß im Großen und Ganzen, wenn auch Manches und Mancher faul ist, in der Gesammtleitung doch das weitaus Möglichste geleistet wurde.

Minder schädlich, aber weit belustigender ist der Witz, der von einer lustigen Fraction echter „Schwitzer" aufgeführt wird. Jenes erwähnte leise auftretende Gerücht, das sich mitten im Gekrache Gehör zu verschaffen weiß, meldet mit Reserve, die Schweizer seien mit ihrem Erfolge „auf Feld und Stand" nicht zufrieden; um aber wenigstens den „Nimbus" zu retten, wel-

cher die Schweizer Schußwaffe von den Tagen Tell's bis Mentana umgiebt, führen sie ein gar seltsames „Späßli“ aus. Bekanntlich dürfen die Schießhalle nur incorporirte Schützen mit der Festkarte betreten; aber außerhalb derselben, durch einen Plankenzaun getrennt, steht zahlreiches Publicum, welches dem Schießen mit aufgeregter Neugierde folgt und besonders den Herren im Strohhütli mit den Alpenrosen eine besondere Aufmerksamkeit widmet; um nun in den Augen dieser Zuseher ja nicht durch Fehlschüsse mißcreditirt zu werden, treten nach jedem Schusse, sei er auch noch so schlecht ausgefallen, „deutsche Schwitzer“ und Tireurs suisses um den, der geschossen, und geben durch freudiges Kopfnicken, glühende Händedrücke, wohl auch durch brüderliche Umarmung ihr Wohlgefallen zu erkennen. Draußen aber in des Volkes Reihen erklärt irgend ein sachverständiger Laie, daß jetzt eben wieder ein ganz außerordentlicher Schuß abgefeuert worden sei, wie das auch von den Schweizer Schützen nicht anders zu erwarten, und gläubig hören es die Leute und verkünden den Schweizer Schützenruhm in Süd und Nord, in Matzleinsdorf und in der Leopoldstadt, in Ost und West, in Erdberg und am Thury — die billigste Reclame, die je gemacht wurde. Von den Schweizern muß man lernen praktisch sein!

Etwas Aehnliches, wenn auch nicht zur Dupirung der P. T. Festplatzbesucher, sondern in ihrem eigenen Interesse, wenden die Tyroler in einzelnen Fällen nicht ohne Glück an. Es fällt ein Schuß aus dem langen Rohre eines wadenkräftigen Sohnes des X.-Berges oder des Y.-Thales, draußen aber giebt der Zieler jenes melancholische Zeichen, welches an die Pendelschwingung einer auf den Kopf gestellten Uhr mahnt. Großer Zusammenlauf, großes Gemurre seitens der breithütigen Schützen. „Schon wieder a Fehlschuß. Sell ischt nit möglich! Der Zieler hat falsch markirt, Herr Comite! Kommens her! Der Zieler muß b'soffe sein. Der Herr da ischt unser beschter Schütz, der fehlt nit dreimal nacher einander.“ Der „Herr Comite“ wirft sich in die mit dem grünen Abzeichen geschmückte Brust, untersucht den Fall, telegraphirt hinaus, die Rückantwort verkündet, es sei richtig markirt, neues Geschrei der X.-Berger und Y.-Thaler, und es bleibt dem „Herrn Comite“ nichts übrig, als, um den Alpensöhnen Satisfaction zu geben, den Zieler wegen Saumseligkeit und Unaufmerksamkeit im Dienst tüchtig zu „verreißen“, bis der Verrissene, der vielleicht der Pünktlichste und Aufmerksamste seiner ganzen Sippe ist, endlich auf den genialen Gedanken kommt, bei den Herren Tyrolern immer „ein wenig besser“ zu markiren, um den Strafpredigten der gründecorirten Comite-Herren zu entgehen.

Das sind so die kleinen Geheimnisse des Platzes; wir wissen deren noch weit mehr, wollen sie aber vorderhand nicht erzählen, um Niemanden in Verlegenheit zu bringen.

Kleine piquante Schützengeschichten circuliren ebenfalls; diejenigen, welche wir mittheilen, können wir verbürgen. Am Abende vor dem Festzuge langte mit einem jener Trains, welche die Schützen aus Bayern, Württemberg und vom Rhein brachten, auch ein biederer Altbayer aus einem kleinen Städtlein an, ein alter Herr, der seine alte Gattin mitgenommen, um ihr auch einmal die Welt zu zeigen. Sie fanden in einer westlichen Vorstadt freundliches Quartier, und da sie hungrig und durstig waren, erkundigten sie sich bei ihren zuvorkommenden Quartiergebern um ein gutes Gasthaus in der Nähe. Der Hausherr wies sie an das nächste, das zufällig das beste war, und das würdige Ehepaar, welches sich ein Wiener Vorstadtgasthaus wahrscheinlich wie eine bayerische Kneipe dachte, war ganz verblüfft, als es in einen mit blühenden exotischen Pflanzen gezierten, gasbeleuchteten Garten trat, an den sich ein offener Salon mit Tapetwänden, Bronzelustern, riesigen Spiegeln und Bildern in vergoldeten breiten Rahmen anschließt. Und dazu die elegante, lustige Gesellschaft, die dem alten Schützen zunickte von allen Seiten, während dienstbeflissene Kellner herbeiflogen, auf dem weißgedeckten Tische mit Silber und Porzellan zu serviren. „Das ist ein Wiener Vorstadtgasthaus?“ sagte der Alte zu der Alten, „Du, da gehen wir gar nicht in die Stadt hinein. Da bleiben wir.“

Und er hat Wort gehalten, der biedere Bayer. Seit jenem Tage sitzt er zum Frühstück, Mittagmahl, zur Jause und zum Nachtmahl sammt der Gattin an demselben Tische, auf denselben Sesseln, wo sie am ersten Tage gesessen, und Beide lesen die sämmtlichen Wiener Zeitungen vom Datum bis zu den Worten: „Druck von“; diese Lectüre unterbrechen sie nur, wenn der Kellner frisches Bier oder etwas zu essen bringt. Sie haben weder den Festzug noch den Festplatz und von den Merkwürdigkeiten Wiens noch nichts als den Stephansthurm gesehen, auch diesen nur vom Fenster ihrer Wohnung. Auf die Fragen ihrer neuen Freunde, die sie im Gasthause erworben, antwortet der Alte: „Wir werden schon dazu kommen, uns Alles anzusehen; 's ist ä mal hier gar zu gut.“ — Und lächelnd setzt die Alte hinzu: „Zeit haben wir und Geld haben wir auch, wir versäumen's nicht.“

Piquanter als dieses altbayerische Stillleben ist folgendes Nocturno heiterer Art: Im letzten Acte eines Stückes rief eine lebenslustige Schauspielerin ihren Colleginnen zu: „Kinder, ich wäre heute ganz außerordentlich aufgelegt, irgend einen Unsinn, eine Tollheit zu begehen. Ich hab's! Wir gehen zu Fuß in den Prater und sehen uns die heimkehrenden Schützen im Clair-obscur des Mondes an. Inzwischen laß ich daheim ein brillantes Souper herrichten, Champagner habe ich zu Hause. Wer geht mit?“

Sofort finden sich ein paar Resolute, und als das Publicum nach der Vorstellung sich verlaufen, da huschten vier weibliche Gestalten in einen Fiaker, der am Praterstern Halt machte und seinen Inhalt in der Hauptalle verschwinden sah. Selbstverständlich wandelten die vier herrenlosen Damen nicht lange, ohne von begeisterungstrunkenen Schützenbrüdern als geliebte Schützenschwestern angesprochen und von einer Umarmung à la Zelinka bedroht zu werden. Allein unsere Resoluten — die sich noch nie ohne Erlaubniß umarmen ließen — wiesen Bayern und Schwaben, Rheinländer, Sachsen, Preußen und Hamburger mit jener Energie zurück, die General Cambronne bei Waterloo entwickelte. Endlich fand die höfliche, liebenswürdige Ansprache dreier junger Schützen aus der grünen Steyermark Gnade vor den Augen von Thaliens Priesterinnen; man läßt sich mit ihnen in ein Gespräch ein, die jungen Steyerer erzählen, daß sie zum ersten Male in Wien, daß sie von Wien und den Wienerinnen entzückt seien und daß sie überglücklich wären, wenn die vier Damen — mit ihnen zum „Sperl“ gehen und mit ihnen soupiren wollten.

Homerisches Gelächter von Seiten der Damen, Bestürzung bei den Schützen; sie fühlen, daß sie irgend eine Bêtise gemacht. Allein lachend erklärt ihnen die Veranstalterin der nächtlichen Praterpartie, daß sie nicht zu jenen Damen gehören, die beim „Sperl“ soupiren. „Wo denn?“ fragen kleinlaut die Vertreter der Mürz- und Mur-Galanterie. „Bei mir!“ antwortet die Repräsentantin des Wiener Uebermuthes, „viel haben wir nicht, aber 's kommt von Herzen. Sie sind meine Gäste. En avant!“

Ins Schlepptau genommen, wandern die Steyerer mit den Damen gegen Wien zu und sind nicht wenig überrascht, als sie im ersten Stocke eines eleganten Hauses in einer auf's luxuriöseste möblirten Wohnung einen Tisch mit allen Delicatessen und ein Souper finden, wie es selbst eine Pfarrerköchin für vollkommen erklären müßte. Man soupirt, man trinkt Champagner, man raucht, man singt, man tanzt endlich; die Steyerer glauben sich in einem Feenmärchen und genießen die nie gerauchten Havannas, den eisfrischen Champagner mit einer Verve, daß sie endlich um ein Wiedersehen betteln. „Morgen im Theater,“ lautet die Antwort. Pünktlich um 7 Uhr standen die Drei im Parterre, und als sie die Vier, mit denen sie gestern getanzt, gelacht, gesungen, getrunken, oben auf den weltbedeutenden Brettern erscheinen sahen, da ging ihnen einen Licht auf und mit einem Seufzer riefen sie:

„O, daß sie ewig grünen bliebe!“

Wenigstens werden sie eine schöne Erinnerung ins grüne Steyerland mitnehmen!

Ein Gang zur Nachtzeit in den Prater lohnt der Mühe, er bringt neue Geheimnisse vom Schützenplatze. Wenn's still und immer stiller wird in den Hallen, wenn die Lichter erlöschen und nur die Festwachpatrouillen eintönigen Tactes den Platz abschreiten, da regt sich's und flüstert's in den Auen; Kellner und Koch, Köchin und Küchenmädchen, Turner und Festwache wie auch manch ein schwach gewordener Schütze suchen in dem weichen, grünen Rasen ein Asyl, ein Schlummerplätzchen, um bis zum Tagesgrauen jene Ruhe zu genießen, welche sie in den heißen Baraken nur dann finden könnten, wenn im Materialdepot ebenso viel Zacherl- als Schießpulver zu haben wäre. Und da liegen sie friedlich beisammen, Männlein und Weiblein, und immer leiser wird das Flüstern, während ein schlummerloser Gehilfe des Frisirsalons auf einer Handharmonika das Lied der Helena spielt:

Was doch das Herz Aphroditens bewegt,
Daß sie der Tugend — der Tugend so Fallstricke legt.

Drüben aber, im nicht eingezäunten Prater, im Dreieck gegen die Bäder zu, dort wo die Pferdebahn wie der Rhein im Sande verläuft, beginnt um diese Zeit ein wildes, abenteuerliches Leben. Aus den Mulden des Waldes, über die Planken der ehemaligen Jagdmaise, steigen die Bohemes von Wien, die Baschi-Bozuks der Civilisation, die Ritter vom Griff, begleitet von Weibern, die nie jung, nie unschuldig waren. Das kriecht und schleicht heran bis in die Alleen, in welchen abgemattete, vielleicht trunkene Schützen allein oder zu zweien gegen die Stadt ziehen. Laßt euch nicht vom Wege ablocken, Schützenbrüder, durch die Gestalt, die, ihre Häßlichkeit im Dunkelen des Baumganges bergend, Euch heranlockt mit freundlicher Hand, mit dem werbenden Pst! Pst! Knöpft fester den Rock, haltet den Stutzen bereit, denn hinter dem Sündenweib lauern die Gauner, die eine Weltstadt leider nicht los wird. Weist sie zurück mit kräftigem Wort, denn sie sind feige und nur im Waldesdunkel und gegen Betrunkene muthig. Folgt ihnen nicht in den Wald, denn hinter dem Walde ist die Donau und ihre Wellen sind tief und schweigsam — sie verrathen ihre Geheimnisse nicht. (N. Fr. Pr.)

Mannichfaltiges.

— Ueber ein durch falschen Feuerlärm veranlaßtes Unglück in Manchester, bei welchem 26 Menschen elendiglich umgekommen und viele andere gefährlich verletzt worden sind, wird folgendes Nähere berichtet: Der Schauplatz des unglücklichen Ereignisses war eine von den niederen Volksklassen viel besuchte Musikhalle in der Victoriastraße, als Ben Langs Halle bekannt, wo die Benefizvorstellung eines beliebten Künstlerpaares eine Zuhörerschaft von 2000 Menschen, meist Fabrikarbeitern, hingezogen hatte. Es war gegen 10 Uhr, als einige Burschen im Parterre sich besserer Aussicht halber auf die Bänke stellten und, um fester zu stehen, sich an den Armen eines Gaskronleuchters hielten. Letzterer wurde durch die Last aus seiner Lage verschoben, und es entstand eine Oeffnung, durch welche Gas ausströmte. So wie der Geruch sich in dem Zuschauerraume verbreitete, erhob sich plötzlich der Ruf: Feuer! Im Augenblicke gerieth die Menge in eine furchtbare Aufregung und Verwirrung; Frauenzimmer und Knaben schrieen wild auf vor Angst; Alles drängte sich nach Thüren und Treppen. Aus einer Stätte der Sicherheit stürzten sie sich in die Gefahr hinein. Die Ausgänge waren natürlich sofort verstopft; die unter sich kämpfende Menge verschloß sich selbst den Weg. Im wahnsinnigen Schrecken sprangen Viele aus den Fenstern auf die Straße, indeß im Inneren die eisernen Treppengeländer und ein Theil der Brustwehr der Galerieen brachen, so daß die vergebens Fliehenden in Haufen auf die unten sich drängende Menschenwoge hinabstürzten. Es währte lange, ehe es möglich war, Hilfe zu schaffen und die Erstickenden, Verletzten und Todten aus dem wirren Knäuel hervorzuziehen. Nicht weniger als 26, fast Alle junge Männer, wurden leblos, eine viel größere Zahl mit erheblichen Verletzungen von der Unglücksstätte weggetragen; dreizehn schwer Beschädigte brachte man ins Krankenhaus. Es war der kopfloseste, gänzlich unbegründete Schrecken, dem die Armen zum Opfer gefallen sind. Umsonst hatte der Benefiziant von der Bühne her in's Haus hinein geschrieen, daß keine Gefahr vorhanden sei; der eine Ruf Feuer! genügte, um der Menge ihre ganze Besinnung zu rauben.

— Dieser Tage hatte man in der Sorbonne Gelegenheit, über die Intensität des Schlangengiftes einen interessanten Versuch anzustellen. Ein Zeichner ritzte sich an dem Giftzahn einer todten Klapperschlange, die er abzuzeichnen hatte, den Finger blutig. Er nahm sofort die ärztliche Hilfe in Anspruch, und es wurde ihm die Wunde geätzt und dann mit einem durch eine galvanische Batterie glühend gemachten Platinadraht ausgebrannt. Um sich nun die Gewißheit zu verschaffen, ob und wie lange das Gift auch in dem Zahn des todten Reptils wirksam bleibt, brachte man mit demselben Zahne, der bereits den Zeichner verletzt hatte, einem Kaninchen eine kleine Verwundung bei. Nach einer halben Stunde verendete das Thier in den schrecklichsten Zuckungen. In Folge der energischen Behandlungen verspürte der Zeichner nicht das geringste Symptom einer Vergiftung.

— Ischl, 3. Aug. Fürst Gagarin, Adelsmarschall von Moskau, und dessen Sohn sind heute Abends 6 Uhr bei der Redtenbachmühle ertrunken. Der Sohn soll, während er sich mit dem Fischfang beschäftigte, durch Unvorsichtigkeit in den Bach gefallen sein; der Fürst Vater wollte bei dem Versuch, den Sohn zu retten, gleichfalls in das Wasser. Zur Unglücksstätte gerufen, erschienen sofort die Doctoren Hirschfeld und Scheiring und machten in Gegenwart des Bezirksvorstehers und mehrerer anderen Personen Wiederbelebungsversuche beim alten Fürsten, doch leider vergebens. Der Leichnam des jungen Fürsten konnte bis spät Nachts nicht aufgefunden werden. Es herrscht allgemeine Bestürzung über diesen schrecklichen Vorfall.

— Petersburg, 1. August. Ueber die Waldbrände wird der „Mosk. Ztg.“ geschrieben: Man theilt uns mit, daß der Brand der Torfmoore und Wälder in der Richtung von Petersburg nach Süden in derselben Stärke fortdauere. Bis auf eine Entfernung von 200 Werst von Petersburg gehen die Züge der Nikolaibahn durch eine zusammenhängende Rauch- und Feuermasse. Der rechts und links von der Bahn belegene Raum, der vom Feuer beherrscht wird, hat eine Breite, die auch nicht weniger als 200 Werst messen wird. Die Flammen treten oft so nahe an die Bahn heran, daß an vielen Stellen die neben der Bahn aufgeschichteten Reserveschwellen in Brand gerathen sind.

— Vor dem Geschworenengericht Santa-Maria di Capoa in Italien beschäftigt man sich in diesem Augenblick, einem jungen Menschen den Proceß zu machen, der ein wahres Ungethüm eines Mörders ist. Nachdem derselbe mit Hilfe seiner Mutter seinen Vater erschlagen, tödtete er seine Mutter mit Hilfe seiner Schwester und erschlug zuletzt diese auch.

— In dem Städtchen Doneracle (Irland) erschienen vor wenigen Tagen drei Fremde, die sehr geheimnißvoll aussahen. Die in ihrem Besitze befindlichen Bücher, Landkarten und photographischen Apparate weckten vollends den Verdacht, dies müßten Fenier sein. Die Polizei ließ sich diesen Braten auch nicht entgehen und stattete den verkleideten „Hauptcentren“ einen Besuch ab, um zunächst deren Identität festzustellen. Die Fremden waren sehr freundliche Leute und gaben den Hütern des Friedens alle mögliche Aufklärung, woraus sich zu deren großer Verwirrung ergab, daß einer dieser vermeintlichen Fenier kein anderer war, als — Charles Dickens, der berühmte Romanschreiber.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 96.

† Zwei Striche.

Novelle von Carit Etlar. Frei nach dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Während der Reise wurde dem Diener ein Platz beim Kutscher angewiesen. Die Baronin saß hinten im Wagen, ein Bündel Stroh mit einer Decke darüber war ihr Sitz. Der Bauernwagen, mit dem sie fuhren, war sehr dürftig, an den Pferden konnte man jede Rippe zählen. Bei jedem Hügel sprang der Kutscher herab und ging neben seinem Fuhrwerk her, indem er bald mit der Zunge schnalzte, bald einige kräftige Flüche ausstieß, je nachdem er der Ansicht war, die schnaufenden, schindmageren Thiere am besten aufzumuntern. War die Anhöhe sehr steil, stiegen sowohl der Kutscher als auch der Diener ab und bemühten sich aus Leibeskräften, den Wagen von hinten fortzuschieben. Bisweilen ereignete es sich auch, daß etwas an dem Wagen oder der Sattlerarbeit brach, doch daran war man schon gewöhnt und half sich, so gut es ging, entweder mit einem Strick oder einem Stück Bindfaden. So ging es rüstig vorwärts. Von Zeit zu Zeit sah der Diener sich nach der gnädigen Frau um, welche bleich und schweigsam ihren Gedanken nachhing. Er ertheilte ihr die Versicherung, daß er ein treuer, eifriger Diener sei, der Tag und Nacht gereist und den ganzen langen Weg zurückgelegt habe, ohne sich Zeit zu lassen, das Geringste Trockene oder Nasse zu genießen, so dienstbeflissen sei er im Erfüllen der ihm aufgetragenen Verrichtungen. Die Baronin schien seinen Versicherungen große Aufmerksamkeit zuzuwenden, doch mißfiel es ihm, daß sie ihn mit ihren großen düsteren Augen so durchbohrend ansah, und trotz Allem, was er anführte, ein hartnäckiges Schweigen bewahrte. Solchergestalt setzten sie die Reise von Ort zu Ort fort, ohne sich eine andere Rast zu gönnen, als diejenige, welche der bedenkliche Zustand des Bauernwagens beanspruchte. Auf einer der letzten Stationen ließ die Baronin sich endlich in ein Gespräch mit dem Diener ein, der so eben seine ganze Beredtsamkeit erschöpft hatte und nichts mehr wußte, dessen er sie versichern konnte. Die Veranlassung dazu war Folgende:

Der Baron Claus Ankarstjerne hinterließ, wie bereits angeführt, eine Tochter Namens Maria Cornelia. Sechzehn Jahre nach seinem erfolgten Ableben war das Kind zur vollendeten Jungfrau herangereift, frisch, hinreißend lieblich, das ausgeprägte Bild der Mutter, wie sie in ihrer Jugend geprangt. Sie war während der ganzen Zeit in Boarp geblieben und daselbst — insofern es die beschränkten Umstände ihrer Mutter zuließen — erzogen worden. Im verflossenen Herbst hatte der Vater der Baronin eine Einladung an sie ergehen lassen, ihn auf Flodstad zu besuchen. Maria Cornelia erhielt dazu die Erlaubniß ihrer Mutter und reiste im September ab, dürftig ausgestattet mit den umgeänderten Kleidern der Baronin, dem Ueberbleibsel der ehemaligen Herrlichkeit, als sie noch von den Reichthümern und großen Gütern des Barons träumte.

Mit der Briefpost ging es zu jener Zeit wie mit dem Fuhrwerk. Beide ließen vieles zu wünschen übrig. Die Baronin Ankarstjerne hatte seit längerer Zeit von ihrem Kind keine Nachricht erhalten, und eben dieser Umstand bewog sie zu einem Gespräch mit dem Diener.

Er wußte auch über Alles Aufschluß zu ertheilen. Beim altersschwachen Grafen verrichtete er wechselweise Dienste als Schütz, Kurier, Gärtner u. s. w., je nachdem die Umstände es erforderten. Er kannte die junge Baronin so gut, sie war so freundlich, so herablassend gegen Alle, im ganzen Hause ward sie vergöttert, sie ging lächelnd umher, tändelte und trällerte den ganzen Tag, spielte mit dem alten Grafen Karten und ritt bei milder Witterung spazieren. Bisweilen bemühte sie sich auch zum Gesinde in die Burgstube herab, und wenn sie dann fand, daß die Haushälterin, die alte Frau Martha v. Sandvig, die Butter zu dünn auf das Brod gestrichen hatte, bewog sie dieselbe, es ihnen besser zu geben.

Frau Martha stand in dem Wahn, dünne Butter auf dem Brod sei gut genug für die Dienerschaft; aber die Baronesse erwiderte: „Ein wenig Käse oder Fisch dazu kann auch nicht schaden!" — und dann ging es nach ihrem Willen. Diese Frau Martha v. Sandvig war übrigens eine Jesabel, deren Gleichen wahrscheinlich nicht im ganzen Reich zu finden; stets schnüffelte sie, mit ihrem Schlüsselbund rasselnd, im Hause umher und brummte bis in die späte Nacht hinein. Immer sollte da gespart und gekniffen werden, jeden Schilling, den sie ausgab, drehte sie zuvor zweimal in der Hand herum, aber dieses machte sie beim alten Grafen just so angesehen und beliebt, denn das, was sie den Leuten abzwackte, floß ja in seine Tasche. Sie selbst gönnte sich auch nichts, sie konnte beinahe davon leben, zuzusehen, wie die Anderen speisten. Mit der Herrschaft verfuhr sie wie mit dem Gesinde, hatte sie erst ja gesagt, nützte es nichts, daß der Graf nein sagte. Er wagte dieses auch niemals. Nur Einer beugte sich nicht vor ihr, das war Herr Walther Ramel, der junge Lieutenant von der königlichen Leibgarde, der während der letzten Zeit so häufig in Gesellschaft des jüngsten Sohnes des Grafen in Flodstad einkehrte. Er konnte Frau Martha zu Allem bewegen. Sie sei seine Amme gewesen, hee sie die Haushälterin des Grafen wurde, — sagten Einige; — sie hätte in Gothenburg am Markt gesessen und Fische verkauft, — erzählten Andere. So oft sie den jungen Herrn Ramel erblickte, lächelte ihr steinhartes Antlitz, für ihn war nichts zu gut. Es war noch eine Person da, welche lächelte, wenn der Lieutenant angeritten kam, das war die junge Baronesse. Darum war sie auch bei der Frau Martha so hoch angeschrieben und die Drei hielten wie Kletten zusammen.

Anfangs kam Herr Walther Ramel einmal wöchentlich, nämlich vom Sonnabend spät bis zum Montag früh, dann kam er auch am Mittwoch, und zuletzt jeden anderen Tag. Stets führte er etwas in seinem Mantelsacke bei sich, das keinen Druck erleiden konnte, bald eine duftende Blume in steifer Karduse, bald eine Schachtel mit einer zierlichen Garnwinde, bald eine Reitpeitsche von hellgelbem Leder, auf welcher sich ein Lied flöten ließ, wenn man in das dicke Ende blies. All dieses war für die junge Baronin bestimmt. Sie stand dro-

den am Thurmfenster und spähte emsig in die Ferne und klatschte in ihre kleinen, weißen Hände, wenn ein Reiter mit blauem Mantel und silbernen Schnüren drunten auf dem Wege sichtbar wurde.

Dieses erzählte der geschwätzige Diener, als ihm Gelegenheit geboten wurde, sich darüber zu äußern. Es war so äußerst angenehm, sich mit der gnädigen Frau Baronin zu unterhalten, sie unterbrach ihn nicht und schien jedes seiner Worte mit wohlwollendem Lächeln und der tiefsten Aufmerksamkeit anzuhören.

Erst seit dem Augenblicke, wo er über das Verhältniß mit dem jungen Gardelieutenant ausführlich berichtete, veränderten sich ihre Mienen, ihre Augenbrauen runzelten sich, sie wurde ersichtlich blässer und unterbrach ihn plötzlich mit der Frage, was der Graf dazu sage. Der Diener beobachtete sie fest und bedächtig, ehe er antwortete, daß die gnädige Frau ihn von Herzen gern über Alles, was sie zu wissen wünschte, ausforschen möge, aber in Betreff seines Herrn, des Lehnsgrafen, erzähle er nichts. Er sei ein treuer, anständiger Diener, und der Gastwirth in Engelholm habe ihn am verwichenen Abende gequält und gepeinigt, um ihn zu der Aussage zu bewegen, ob Seine Gräfliche Gnaden zu seinem vielen Gelde auf ehrliche Weise gelangt sei, aber er habe die Hand auf seinen Mund gelegt und geantwortet, er wisse es nicht.

„Fahr zu!" herrschte die Baronin den Kutscher an, „so stark, wie Deine Pferde zu laufen vermögen."

Der Bauer meinte, das sei eine gar bedenkliche Sache, auf einem so schlechten Wege rasch zu fahren, sein Wagen sei sehr morsch und die Pferde hätten einen weiten Weg vor sich.

Die Baronin versprach ihm das Doppelte, was er für die Fahrt beanspruchen konnte. Das half; von nun an ging die Reise weit schneller von Statten, aber die gnädige Frau ließ sich jetzt auch seltener mit dem anständigen Diener in ein Gespräch ein.

Es ward Abend, ehe sie Flodstad erreichten. Die Baronin hatte diese Gegend von Kindesbeinen an gekannt und doch erschien ihr Alles so fremd. Die Anhöhen und Thäler waren zwar dieselben, aber ihre Augen späheten vergeblich nach den großen Waldungen, den mächtigen Föhren und Eichenbäumen umher, welche diese Gegend früher geschmückt hatten. Ganze Alleen waren umgehauen und die Stämme am Wege aufgestapelt, Haufen morscher Zweige und Kronen lagen überall umhergestreut, zwischen den nackten Baumstumpfen schoß hier und da ein Wachholderstrauch oder eine dünnstämmige Birke in die Höhe, das war Alles, was von dem früheren Waldreichthum übrig geblieben. Der Diener, welcher ihr Erstaunen über die Verwüstung und Vernichtung, die sie umgab, längst bemerkt hatte, wußte zu berichten, daß die Lieblingsbeschäftigung des gnädigen Herrn in den letzten Jahren darin bestanden hätte, seine sämmtlichen Wälder niederhauen zu lassen und später die Stämme zu verkaufen. Das fand er so überaus vernünftig: während die Bäume wuchsen und Geräusch verursachten, waren sie zu keinem Nutzen, aber sobald sie gefällt waren, gingen große Geldsummen für dieselben auf Auctionen ein und das war dem gnädigen Herrn unsäglich lieb. Zuletzt ging es doch mit dem Abhauen ein wenig arg her, denn als die eigenen Bäume des Grafen sämmtlich gefällt waren, wurden die Bäume der Nachbarschaft umgehauen. Das ging in der ersten und zweiten Woche vortrefflich, es war ein seltenes Vergnügen, zu sehen, wie der eine Baum nach dem anderen umpurzelte, dann aber erschien der Besitzer des Waldes und verlangte Erstattung für den Schaden, der ihm zugefügt worden. Darüber lachte nun freilich der gnädige Herr und behauptete, es sei kein Richter im Stande, anzugeben, wo die Grenzlinie gezogen wäre, zumal dieselbe sich auf keiner Karte bezeichnet fände. Als der Nachbar darauf eine Klage wider den Grafen bei der Obrigkeit anhängig machen wollte, ritt Seine Gnaden persönlich zu ihm hinüber und erklärte ihm kurz und bündig, daß er, dafern er sich unterstände, die Klage weiter zu treiben, dergestalt mit ihm verfahren werde, daß ihm kein Haar auf dem Kopfe belassen bleiben sollte. Darüber erschrack der Nachbar und verhielt sich mäuschenstill.

Die Baronin horchte schweigend; sie musterte mit bedenklichen Mienen die Bauernwohnungen, überall zeigten sich Spuren von Verfall und Armuth; die Felder waren schlecht bebaut, die Einfriedigungen umgestürzt. Die Bewohner selbst sahen mißmuthig und leidend aus. Der Diener berichtete, daß die Bauern auf dem Schlosse strenge Frohndienste verrichten mußten, Seine Gnaden pflegten außerdem in den letzten Jahren bei jedem Termine ihre Abgaben und Steuern zu erhöhen. Sie klagten und jammerten, daß sie sich außer Stande sähen, die großen Steuern zu bezahlen, aber dann wurde ihnen der Vogt auf den Hals geschickt, der sie im Namen des Grafen auspfändete, denn der gnädige Herr wollte sein Geld haben.

Die Baronin trieb den Kutscher zur Eile an, der Wagen fuhr stets eiliger auf dem holperigen Wege. Plötzlich brach das eine Rad des Wagens, allein da nur noch ein kurzer Weg zurückzulegen war, so ließ die Baronin den Diener beim Wagen zurück und begab sich zu Fuß ins Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Zug der Central-Pacificeisenbahn über die Sierra Nevada.

Die Eisenbahn nach dem stillen Ocean ist nicht allein wegen ihrer Länge und civilisatorischen Bedeutung merkwürdig, sondern weil selten Bahnen mit solchen Naturschwierigkeiten zu kämpfen haben und so reich an großartigen Naturschönheiten und Contrasten sind. Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß die Schienen die höchste Spitze der Felsengebirge erreicht haben, jetzt liegt uns die Schilderung der ersten Fahrt eines Eisenbahnzuges über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Sierra Nevada vor, welche Californien von den weiten Ebenen des silberreichen Nevada trennt. Die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, werden aus der Beschreibung der Fahrt selbst am besten erhellen, die wir in der Zeitung Alta California von San Francisco finden.

Die Fahrt begann am Sacramento City am 17. Juni. Duftiger, tropischer Sommer herrschte in der Hauptstadt des Goldstaates. Oleanderbäume mit ihren glänzend rothen Blüthen, Rosen von allen Farben, oft die Wohnungen halb verdeckend, riesenhafte Fuchsien, welche an den Mauern emporrankten, treffen überall das Auge, man glaubt sich nach New-Orleans versetzt mit seinen immergrünen Bäumen und Magnoliablüthen.

Der Eisenbahnzug, Georg Wood ist sein historischer Conducteur, bewegt sich über das Nicholson-Pflaster, vorbei an den noch nicht vollendeten Riesenmaschinenwerkstätten der Central-Pacificbahn das Thal des Sacramento entlang. Am östlichen Horizonte heben sich die Kolosse der Sierra Nevada ab, in blauen Duft gehüllt, gegen welchen die schneebedeckten Koppen prächtig abstechen. Die Strahlen der Sonne werden von ihnen in den mannichfachsten Farben zurückgeworfen, die eine fernere Spitze funkelt wie ein Eisberg in allen Farben des Opals, die andere gleicht einer vom feinsten Roth durchscheinenden Riesen-

muschel, eine dritte scheint glänzend weiß, wie getriebenes Silber. Die Gegend am Fuße der Gebirgskette ist offen, nur wenige Bäume und Hütten sind sichtbar.

Der Zug geht weiter, die Bergspitzen verschwinden, die Hitze wird drückender, die prächtigen Erdbeeren, Birnen, Kirschen und anderen Sommerfrüchte, welche zum Verkauf in den Waggons angeboten, finden zahlreiche Käufer.

Kürzer und schärfer stöhnt das Dampfroß; man fühlt beim Zurücklehnen im Sitz, daß man aufwärts gezogen wird. Es geht steil und immer steiler hinauf, vorbei an kleinen Minendörfern und Händlerposten, immer höher und höher, bis um 9. 50 Vormittags Colfax erreicht ist, das 54 Meilen von Sacramento, 2418 Fuß hoch im Gebirge liegt. Auf hohen Erdwerken bewegt sich der Zug weiter um Cap Horn herum, ängstlich blicken nervenschwache Passagiere ins Thal herab, an dessen abschüssiger Felsenwand die Bahn hinläuft und aus dessen Tiefen der American River nur noch wie ein gelbes Band heraufleuchtet. Acht Meilen von Colfax passiren wir das Goldgräberlager von Secret Town und blicken aus einer Höhe von 2985 Fuß wieder in das Thal zurück. Wieder vorwärts und aufwärts braust die Locomotive, zwischen den Gebirgen hindurch tauchen im Hintergrunde neue Gebirge auf, die heiße Luft des Thales erreicht uns nicht mehr, die Schneefelder senden uns von den höheren Regionen ihren kühl fächelnden Gruß. Die Luft wirkt wunderbar erheiternd, unsere Stimmung steigt höher mit jeder neuen Station der Himmelfahrt.

67 Meilen von Sacramento blicken wir auf die erschöpften Minen von Dutch Flat herunter, das uns flach genug vorkommt. Zwei Meilen weiter berühren wir Alta, dessen Dächer bereits jene steile Form der Alpenwohnungen annehmen, welche die großen Schneemassen des Winters nothwendig machen. Die Seiten des Gebirges zieren stattliche Tannenwälder, deren Stämme immer höher emporsteigen mit der steigenden Bahn. Wir sind 3625 Fuß über dem Meere. Der Strom fern unten im Felsenthal erscheint fast als ein safrangelber Faden, der Zug klammert sich ans Gebirge wie die Schwalbe an die Klippe im Meere. Schnee erscheint nicht weit über uns an den Seiten, und an der Bahn bemerken wir von Zeit zu Zeit mächtige Balkenwehren über dem Geleise zur Abwehr der Schneemassen. Hinter Shady Run Station treffen wir den ersten Tunnel. Er ist 500 Fuß lang und 4500 Fuß über dem Meere. Rauher wird das Gebirge, die Schneefelder nähern sich mehr und mehr dem Geleise.

Höher und höher stürmen wir fort in das Herz der Sierra, kleiner werden die Bäume, Cedern und Kiefern treten an die Stelle der stattlichen Tannen, wir sehen die rothe Erde des Goldgürtels unten nicht mehr. Graue Granitfelsen werden häufiger, die kleinen Gebirgsspitzen auf beiden Seiten der Bahn zeigen kahle Häupter. Oede und einsam ist ringsum die Gegend. Ein neuer Tunnel von 300 Fuß Länge wird durchschossen, Crystal Lake liegt hinter uns, wir halten in Cisco, einem aus Shanties bestehenden Ort, lange Zeit das Ende der Bahn, 5900 Fuß über dem Meere und immer noch steigt die Bahn. Verschwunden sind Fichten und selbst die Kiefern. Der Weg führt durch Granitfelsen, durch welche Pulver die Oeffnung gesprengt hat. Ueberall, soweit das Auge reicht, unermeßliche Schneefelder, durch welche die Schaufel dem Zug vorangegangen. Wir glauben uns in eine Wintergebirgsgegend Neuenglands versetzt. Die steilen Abgründe herab toben Flüsse und Bäche, kalt wie das Wasser des schmelzenden Schnees. Der Bahn entlang zeigen sich Massen chinesischer Arbeiter, welche die Strecke vor uns freigeschaufelt, oder welche sich vorbereiten, in das große Bassin Nordamerikas hinabzusteigen, dort weiter an der Riesenbahn des Continents zu schaffen, dessen westliches Ende sie vollendet. 102 Meilen von Sacramento erreichen wir Summit Valley, das 6800 Fuß über dem Meere sich erhebt. Höher erheben sich an beiden Seiten des Geleises die Schneewälle. Zwei Meilen weiter, und der große Tunnel, 1959 Fuß lang, schaut uns mit seinen Cyklopenaugen an. Wir haben endlich den Gipfel der großen Sierra erstiegen und können das non plus ultra auf die Granitwände des Tunnels schreiben. Wir sind 7043 Fuß über der Meeresfläche, die Luft ist feucht und kalt, jedoch nicht drückend, wie man von der verdünnten Luft in dieser Gebirgshöhe erwarten sollte. An der anderen Seite des Tunnels schaufeln Chinesen den Schnee fort, der in ganzen Schichten, mächtige Granitblöcke darunter, auf das Geleise gestürzt ist. Aus zahllosen Spalten des Tunnels strömt das Wasser, wir waten zu Fuß durch und erkundigen uns sehnsüchtig nach den Ansichten der Weiterfahrt des Zuges. Mehrere Stunden Pause, ehe die brave Locomotive „Antilope", die uns so weit gebracht, zum Einsteigen in die Wagen die schrille Pfeife ertönen läßt.

Ein neuer Schneesturz hält uns von neuem auf, dann wieder vorwärts, um bald wieder zu halten und so fort. Die Schneewälle treten so dicht heran, daß die Wagen sie auf beiden Seiten fegen. Sechs Tunnel, von je 100 bis 863 Fuß Länge sind zu durchfahren. Bläuliche Eismassen hängen an ihren Wänden herab wie die Tropfsteingebilde der Mammuthshöhle Kentucky's. Wir sind bereits 600 Fuß abwärts gelangt, wir tauchen aus dem letzten Tunnel auf, der Conducteur ruft, sich umsehend, aus: „Beim Himmel, wir sind über das Gebirge, wir werden keinen Schneesturz mehr vorfinden." So ist es, das Riesenwerk ist vollendet nach jahrelanger Arbeit und Millionen Aufwand. Worte können das Gefühl nicht beschreiben, das uns beim Rückblicke auf die hinter uns liegende Fahrt erfüllt.

Rascher bewegt sich jetzt der Zug thalabwärts. Der Dampf ist abgeschlossen, die Bremsen sind angelassen, wie der Adler mit gefalteten Flügeln geräuschlos ins Thal fliegt, so bewegte sich der Zug aus dem Reiche der Luft das Gebirge herab in die große Niederung Nevada's. Um Abgründe zieht sich der Weg, unten im Thale erglänzt Donner Lake zwischen den Fichtenhügeln. Nach 7 Meilen Fahrt erreichten wir die Mündung des klaren Sees, ein rasch dahinstürzender Strom bläulichen kalten Wassers. Nach einer Fahrt von 9½ Meilen sind wir 783 Fuß vom Gipfel der Sierra abwärts. Rascher geht es von da in das romantische Thal der Truckee, Bergströme stürzen sich aus den Gebirgen von Süden her, in denen der lieblichste See der Erde verborgen liegt, der See Tahoe. Die Waldungen sind hier von ungeheuerem Umfange, sie liefern das Holz für die Bahn ostwärts. Massen von Sägemühlen treibt der schäumende Fluß, die Hügel sind von Arbeitern aller Nationen und Racen erfüllt (die Chinesen herrschen vor), sie fällen die Bäume und richten sie zu Eisenbahnzwecken her.

Der Chinese sieht den ersten Zug von der Sierra Nevada herabbrausen; er begreift die ungeheuere Wichtigkeit des Ereignisses, sein unerschütterlicher Gesichtsausdruck weicht und er begrüßt mit schwingendem Hut und lautem Rufen das Dampfroß und seine Passagiere. Für ihn ist das Ereigniß von besonderer Bedeutung: es öffnet ihm den Continent.

Schrill tönt die Pfeife, Trukee Station ist erreicht, 119 Meilen von Sacramento, 5850 Fuß über der See. Freudig sehen den Zug die Postpferde, die bis dahin den Verkehr zwischen diesem Punkt und dem Gipfel des Gebirges besorgt; ihre Arbeit ist vorüber, eine höhere Kraft ruft ihnen für immer „Abgelöst!" zu.

Ihre Treiber werden ihre Zelte zusammenlegen wie der Araber und in der Ferne verschwinden. Breiter und breiter wird bei der Hinabfahrt das Thal des Truckee, das Gehölz wird spärlicher, Salbeibüsche treten auf, hie und da ein Stück bebautes Ackerland. Das Getreide sieht hier kaum aus dem Boden heraus, während es auf dem westlichen Abhange der Sierra bereits reif und meistens schon eingebracht ist, auf jener Seite warmer, üppiger Mittsommer, auf dem Gipfel eisiger Winter, auf dem östlichen Abhange Frühlingsanfang. Noch zwei Tunnel nehmen uns auf, wir setzen wiederholt über den Fluß und treten zuletzt in die offene baumlose Fläche von Nevada, am Horizont die schneebedeckten Höhen der Washoegebirge und das wunderbare Land des Silbers vor uns. In dem Augenblicke, da der letzte Schimmer des Tages den Gipfel der Sierra verließ, verkündigte das fröh-

liche Pfeifen der Locomotive das Ende der Reise, wir sind in Reno, einer Stadt von Kaufläden, Hotels, Salons, Spielhöllen und Leihställen, die innerhalb eines Monats wie durch Zauber aus dem Boden hervorgesprungen. Die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, stürzt heraus, uns zu bewillkommnen. So endigte die Fahrt des ersten Passagierzuges über die Sierra Nevada.

Mannichfaltiges.

— Die Journale von Pondichery erzählen den Fall eines „suttee“ (Wittwen-Verbrennung) von wahrhaft entsetzlichem Ausgange. Eine Frau, welche ihren Mann verloren hatte, verkündigte, dem Herkommen gemäß, daß sie sich lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrennen werde. Alles wurde für die Ceremonie vorbereitet, welcher, da sie sich in einem District vollziehen sollte, der der englischen Ueberwachung allzu fern lag, von Seiten der Europäer keine Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Als die Stunde des Todes geschlagen hatte, bestieg das unglückliche Opfer muthig den von den Verwandten und Freunden der Wittwe umgebenen Scheiterhaufen. Eine große Menge von Hindus drängte sich in begieriger Erwartung des schauerlichen Schauspiels hinzu. Zunächst verlief alles in gewöhnlicher Weise; das Feuer wurde durch einen der jüngsten Anwesenden an den Scheiterhaufen gelegt, und stieg knisternd zu seinem Opfer empor. Als indessen die Flammen die dem Tode geweihte Wittwe berührten, überwand der Schmerz die Willensstärke des Opfers, und sie sprang instinctmäßig unter die Menge, um dem Feuer zu entgehen. Die Hindus, welche laut diese Unterbrechung des Opferfestes verwünschten, die ihrer abergläubischen Ueberzeugung nach großes Unglück über ihre Häupter bringen müßte, bildeten einen Kreis um die Unglückliche, und vermochten dieselbe durch Vorstellungen und Drohungen den Scheiterhaufen von neuem zu besteigen. Diesmal erduldete sie standhaft die gräßliche Pein; allein während sie sich im schrecklichsten Todeskampfe wand, rollte sie vom Scheiterhaufen zur Erde nieder. Die Hindus wichen erschreckt zurück. Keiner von ihnen wagte es, das Opfer zu berühren, sei es um ihm zu helfen oder in die Flammen zurückzustoßen. Sie flüchteten sich bestürzt vor Furcht über die unausbleiblichen schlimmen Folgen dieser unterbrochenen Opferweihe, welche der Himmel über sie verhängen würde. Diese Hindu waren „Zemindars“, d. h. Männer von hohem Range. Als die englische Polizei von dem Vorfall unterrichtet wurde, war ihre Intervention zu spät, als daß sie noch etwas hätte nützen können. Aber der Gouverneur forderte die englisch-indische Association auf, sofort ein großes Meeting zu berufen, das sich mit aller Energie gegen die Sitte des „suttee“ aussprechen sollte. Die Mitglieder der Association ertheilten den bei dem schrecklichen Drama betheiligten Hindus einen scharfen Tadel und zeichneten bedeutende Summen, um eine thätige Propaganda gegen das „suttee“ ins Werk zu setzen. Der Rajah von Radjpoutanas in Ulwer, ein junger, sehr intelligenter Mann und eifriger Anhänger europäischer Civilisation, hat sofort die Degradation über den District ausgesprochen, wo die That stattfand, außerdem wurden die Hauptmitschuldigen zu 10jähriger Einkerkerung verurtheilt.

— In der Commune Lafare (Aix) hat man dem „Semaphore von Marseille“ zufolge, eine schreckliche Entdeckung gemacht. In alten Kalköfen fand man vier neben einander liegende Leichen, welche unzweifelhafte Spuren gewaltsamer Tödtung an sich trugen. Die Justizbehörde begab sich an Ort und Stelle und nahm den Thatbestand auf. Es ist bis jetzt zwar noch nicht gelungen, die Persönlichkeit der Ermordeten festzustellen, aber der vierfache Mörder ist bereits ergriffen. Er ist ein Wahnsinniger. Dieser Unglückliche war eine Zeitlang Insasse der Irrenanstalt zu Aix, von wo man ihn nach langer Behandlung entlassen hatte, da er sich stets friedlich und ungefährlich gezeigt hatte. In Wirklichkeit stand er indessen unter dem Einflusse von Hallucinationen und man war entsetzt über seine Beantwortung der Fragen, welche man ihm betreffs der Veranlassung zum Morde vorlegte. Er erklärte ohne irgend welche Erregung, daß er die Personen nicht kenne, welche er ermordet habe. Allein man habe ihm seit zwanzig Jahren fortwährend versichert, daß er von einem Vagabunden getödtet werden würde, welche in den Kalköfen ihr Nachtlager aufzusuchen pflegten. Um sich diesem Verhängniß zu entziehen, habe er die Unglücklichen, welche sich an jenen Ort zu begeben pflegten, jede Nacht aufgesucht und im Schlafe ermordet, ihre Leichen aber dann mit eigenen Händen vergraben.

— Rhodos gehört zu den festen Plätzen der Türkei, und dieses festen Platzes haben sich acht Sträflinge, mit Ketten an den Beinen, wie man der „A. Z.“ aus Rhodos vom 16. Juli schreibt, im Augenblick ihres Ausbrechens vollkommen bemeistert, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Sie entwaffneten die Schildwachen, bemächtigten sich ihrer Waffen und besiegten 30 Mann Soldaten, die gegen sie ausgesandt worden, tödteten einen Mann und zwangen sie in größter Unordnung in die Festung zurückzukehren. Diese Sträflinge haben einen Rhodioten, mit Namen Sulli, zu ihrem Oberhaupt gewählt und sind jetzt thatsächlich die Herren der Insel.

— Der „Calcutta Englishman“ liefert einen interessanten Bericht über das Leichenbegängniß der jüngst verstorbenen Königin von Madagascar. Das Begräbniß fand in der Nacht bei grandioser Fackelbeleuchtung statt. Die Leiche wurde in etwa 500 Seidenroben eingewickelt, in deren Falten 20 goldene Uhren, 100 Stück goldene Ketten, Ringe, Brochen, Armbänder und andere Schmucksachen und etwa 500 Goldstücke eingerollt waren. Officiere in voller Uniform trugen den aus massivem Silber gearbeiteten Sarg, der auf einer mit einem prächtigen scharlachrothen, mit Kronen verzierten Baldachin versehenen Bahre stand. Als die Leiche zur Erde bestattet wurde, begannen die Officiere, wie auf Commando, laut zu weinen.

— Rozsa Sandor, Csongrader Sicherheitscommissär — in diesem trockenen Amtstone spricht Budapesti Közlöny von dem einst gefürchteten Sohne der Puszta — hat dieser Tage beim Kis-Szallasser Wald drei bewaffnete Räuber gefangen genommen. Dieselben gehören zu einer jener kleineren Banden, die auf Kosten und unter dem Namen der berüchtigten Babel'schen Bande rauben.

— Der große, von Herrn Michel Chevalier redigirte und mit einer Einleitung versehene Bericht der internationalen Jury über die Weltausstellung vom Jahre 1867 ist soeben erschienen. Er bildet 13 Octavbände und ist von 250 Mitarbeitern hergestellt. Die Einleitung des Herrn Chevalier bildet einen Band für sich.

Palindrom.

Ein Wort bin ich von zweierlei Bedeutung:
Bald steh' ich vor, bald für das andre hin;
Gar oft bin ich in lieblicher Begleitung,
Weil ich dem Weiblichen ein Führer bin.
Auch vor die große Mehrheit aller Dinge
Ich mit dem Recht des Sprachgebrauches dringe.
Es tritt die Wichtigkeit und Ernst entgegen,
Betrachtest Du mich in verkehrter Front;
Bei Namen, die das Innerste bewegen,
Wird hier die Wahrheit feierlich betont.
Das Manneswort allein, das sollte gelten,
Auch ohne Hinweis auf den Herrn der Welten!

— Δ —

Auflösung des Anagramm in Nro. 93: Holländer. Hollunder.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 97.

† Zwei Striche.

Novelle von Carit Etlar. Frei nach dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Droben saßen zu gleicher Zeit drei Personen in einer der großen Fenstervertiefungen des Wohnzimmers. Die Eine, ein junges Mädchen in einem schwarzen ein wenig verblichenen seidenen Kleid, war die Baronesse Maria Cornelia, die Andere, eine alte Frau, hoch, mager, mit einer gebogenen Nase, einer eng um den Kopf schließenden Kappe, aus welcher zwei lange Flechten von dichtem hellgrauen Haar über die Stirn herab glitten, war diejenige Person, deren der Diener als die Frau Martha von Sandvig so ehrenrührig erwähnt hatte. Neben ihr stand Herr Walther Ramel, Lieutenant der Leibgarde, ein junger Mann mit einem milden, gutmüthigen Antlitz, einem dünnen Schnurrbart und mit dunkelbraunem, lockigen Haupthaar. Cornelia hatte ihr Haupt auf Frau Martha's Schulter gelehnt, ihre Rechte ruhte in der der alten Haushälterin, die Linke drückte Walther zwischen seinen Händen, während er sich zugleich angelegentlich mit ihr unterhielt. Ihr Gespräch wurde in einem gedämpften Ton geführt, denn die Thür zum nächsten Zimmer stand offen; drinnen lag der alte Graf Cronhjelm — eine leichenblasse, abgezehrte Gestalt — krank und stöhnend in einem hohen Bett, das mit großen rothen Gardinen behangen war. Sein jüngster Sohn saß wachend neben seinem Kopfkissen. Die Abendsonne schien durch das Fenster, ihr Schimmer glitt über die weichen, reizenden Züge der jungen Baronesse und verlieh ihren dunkelen Augen vermehrten Glanz, indeß sie ihre Blicke unverwandt auf Walther richtete und zu dem, was er sagte, lieblich lächelte. Es lag so viel Glück und Vertrauen und tiefe innige Hingebung in ihren großen, sprechenden Augen! Er erwähnte der Zukunft — es waren Bilder voll Schönheit und Frieden, die er vor den beiden Lauschenden entrollte, und die Sanftmuth seiner Stimme, sowie seine treuherzigen Augen verhießen noch weit mehr, als seine Lippen. Frau Martha schüttelte bedenklich das graue Haupt, es war dies ihre Gewohnheit. Das Alter hatte ihre Züge noch nicht mit dem Gepräge der Hinfälligkeit gekennzeichnet, es war ein entschiedenes, willenstarkes Antlitz. Die beiden Furchen über den Augen, der zusammengekniffene Mund ließen dasselbe indeß ein wenig abstoßend und barsch erscheinen, es zeugte von Prüfungen, Täuschungen, vor Allem aber von Kraft, die Widerwärtigkeiten des Lebens standhaft zu ertragen. Sie lächelte allerdings auch zu dem, was Walther erzählte, aber es schien sie Mühe und Ueberwindung zu kosten: es war das Lächeln der Aelteren, weniger vertrauend, mehr zweifelhaft.

„Was meine Mutter wohl dazu sagen wird?“ brach endlich Maria Cornelia aus, „sie, die nichts ahnt, die so streng ist und mich schwerlich verstehen kann?“

„Sie wird ebenso sprechen, wie Frau Martha,“ antwortete Ramel voll innerer Ueberzeugung; „die Frau Baronin wird uns zu unserem Bündniß wohlwollend Glück wünschen.“

„Nein, das wird sie niemals!“ antwortete eine kalte und entschiedene Stimme aus der entgegengesetzten Seite des Zimmers, und man erblickte eine Dame in der offenen Thür, von wo aus sie Zeuge des ganzen Gesprächs geworden war.

„Wer nennt hier meinen Namen?“ fuhr sie fort, indem sie mit aufgerichtetem Haupt streng und majestätisch in's Zimmer trat, „redet, ich befehle es! Ich bin die Baronin Ankarsterne. Was ist das für eine Sprache, welche man gegen meine Tochter zu führen sich erdreistet?“

Maria Cornelia stieß einen dumpfen Schrei aus und warf sich vor die Füße ihrer Mutter nieder. Der Lieutenant Ramel erhob sich mit einer tiefen, ehrerbietigen Verneigung und stammelte einige Worte hervor, welche Niemand verstehen konnte, da die Stimme ihm versagte. Frau Martha v. Sandvig hatte sich gleichfalls erhoben, sie stand der Baronin gegenüber und sagte, indem sie dieselbe entschieden und durchdringend betrachtete:

„Gnädige Frau! drinnen im Zimmer liegt Ihr Vater im Sterben. Er hat während des ganzen Nachmittags nach Ihnen gefragt. Hinsichtlich des Uebrigen dürften wir morgen passender reden.“

„Ich habe morgen weder mit Euch noch mit dem Herrn dort etwas zu schaffen,“ versetzte die Baronin herrisch. „Komm' mein Kind, führe mich zu meinem Vater!“

Und ohne die ehrwürdige Haushälterin oder den Lieutenant Ramel noch eines Blickes zu würdigen, nahm sie die Hand ihrer Tochter und trat in's Krankenzimmer.

Man hatte einen dritten Arzt rufen lassen. Derselbe erschien, untersuchte den Kranken und zuckte die Achseln. Dann ließ er sich schweigend neben die beiden anderen Collegen nieder. Ihre Kunst bewährte sich nicht gegen die Macht, welche drohend an die Thür pochte, — es war der Tod mit seiner Vorladung. Die Nacht brach herein, der Graf Cronhjelm zog das Betttuch mit den Zähnen an sich heran und legte seine abgemagerten Hände krampfhaft übereinander. Als die Baronin zu ihm hereintrat, hatte er sie auf der Stelle erkannt. Er erhob sich von seinem Lager, reichte ihr die Hand und sagte abgespannt und gleichgiltig: „Na, bist Du endlich da!?“ worauf er in die Kissen zurücksank, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Die Kerzen brannten hinter zwei großen Lichtschirmen. Die Baronin saß vor dem Bette, ihr Blick glitt in dem Zimmer umher, das sie seit ihrer Kindheit nicht wieder gesehen hatte. Alles ließ Unordnung und Verfall erkennen. Alte lederne Tapeten, welche einst mit Blumen und vergoldeten Schnörkeln bemalt waren, hingen zerrissen an den Wänden herab, die Fensterscheiben waren gesprungen und mit Papierstreifen verklebt. Kleidungsstücke, bestäubte Jagdgeräthe und getrocknete Bündel Saatstengel hingen unordentlich an den Wänden umher. Es war so düster und öde, dieses Zimmer, und das alte Himmelbett mit den rothen verblichenen Gardinen, den zahlreichen Spinngeweben, sowie den hin und wieder zerfetzt herabhängenden Franzen machten das Bild keineswegs gemüthlicher. In einer Ecke stand eine große Stubenuhr in einem düster angestrichenen, hölzernen Gehäuse und darüber eine ausgestopfte Eule. Das eintönige Tiktak des Pendels war der einzige Laut, der die unheimliche Stille unterbrach.

Kurz nach Mitternacht ward der alte Graf schwächer, eine auffällige Unruhe schien sich plötzlich seiner zu bemächtigen, er erhob sich, blickte mit wilden Augen umher, flüsterte einige Worte und sank wieder zurück. Dieses wiederholte er mehrere Male, dann murmelte er, halb verständlich: „Gustav und Regina! wo seid Ihr? Ich will mit Euch sprechen — man lasse uns allein!"

Die drei Aerzte verließen das Sterbezimmer. Die Augen des Grafen folgten ihnen starr, bis sie die Thür hinter sich geschlossen hatten. Dann lag er still und schien sich zu bedenken. Eine fürchterliche Blässe ergoß sich über sein Antlitz, aber dieses Antlitz lächelte doch, als er flüsterte: „Neigt Euch zu mir herab, — näher — näher! Es wird so dunkel im Zimmer. Ich bin ein reicher Mann, Kinder! Ich habe viel Geld zusammen gespart, — mehr, als Ihr glaubt. Du sollst hinfort nicht mehr arm sein, Regina. Ich habe meine Gelder gar wohl verwahrt — auch meine Obligationen — Keinem ist es bekannt, wo — kommt näher, so werde ich Euch das Versteck nennen. Das Geld liegt unter — — Gott sei mir armem Sünder gnädig!"

Der Graf hatte diese Worte mit schwacher, fast unverständlicher Stimme gesprochen; in dem Moment, wo der Sohn und die Tochter sich über ihn beugten, stieß er einen tiefen Seufzer aus und haschte mit beiden Händen in die Luft. Seine Lippen bewegten sich unaufhörlich, aber kein Wort gelangte über dieselben, eine glasartige Haut schien seine Augen zu überziehen, er sank kraftlos zurück und hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Nach drei Tagen klopfte Frau Martha eines Morgens an die Thür der Baronin und trat zu ihr in's Zimmer. Sie hatte anläßlich dieses Besuchs ein schwarzes Band um ihre weiße leinene Kappe genäht und trug einen Flor um ihren Arm. Frau Martha verneigte sich tief, als sie die Baronin grüßte, und begann also: „Ich habe etwas mit der gnädigen Frau Baronin zu berathschlagen, und bitte Sie, meinen frühen Besuch zu entschuldigen." Mit diesen Worten ließ sie sich auf den Lehnstuhl vor dem Tische nieder.

Die Baronin Ankarstjerne saß im Sopha; als sie die Haushälterin Platz nehmen sah, erhob sie sich und schritt im Zimmer auf und ab. Die alte Frau mißdeutete diese Bewegung und wollte auch aufstehen, aber die Baronin machte ein Zeichen mit der Hand und äußerte: „Bleibt nur sitzen, wenn Ihr dies vorzieht. Ich bot Euch keinen Stuhl, weil ich eben gewohnt bin, daß meine Dienerschaft stehend mit mir spricht."

„Ich habe im Dienste Eueres Vaters so lange stehen und gehen müssen, daß ich schließlich müde geworden bin," antwortete Frau Martha.

„Ich hoffe, daß der Graf Cronhjelm Euch dafür anständig bezahlt haben wird," sagte die Baronin.

„Am nächsten Termine sind just vierzehn Jahre verflossen, seit der Graf mir zuletzt meinen Gehalt ausbezahlt hat," versetzte Frau Martha, „aber ich habe auch keinen Schilling von ihm gefordert und bin ebensowenig jetzt gekommen, um es von Ihnen zu beanspruchen."

„Sprecht, was habt Ihr mir zu eröffnen?"

„Es ist die Angelegenheit betreffs der jungen Baronesse und des Lieutenants Ramel, weswegen ich erschienen bin. Ja freilich! die beiden Verliebten haben sich nicht benommen, wie es sich gehört, und ich habe sie auch auf ihr Versehen aufmerksam gemacht. Nehmt Euch bei der Hand, bat ich sie, — erzählt, daß Ihr in Zucht und Ehren einander liebt und fleht um den Segen der Baronin zu Euerem Vorhaben, — so hätte es sein müssen! Aber wo ist die Leidenschaft, gnädige Frau, welche bei der Klugheit zur Schule ginge, oder die Jugend, welche sich nicht irrte? Laßt uns gegen die jungen Leute schonend verfahren. Lieutenant Ramel ist jetzt abgereist. Er wagte es nicht, in diesen trüben Tagen die Bitten seines Herzens laut werden zu lassen, da er den Zeitpunkt für unangemessen erachte. Ich bin an seiner Statt erschienen, um Ihre Verzeihung für das junge Paar zu erflehen und Ihnen Alles zu erzählen."

„Ich weiß bereits Alles, ja mehr, als mir zu wissen erwünscht ist," antwortete die Baronin, „und ich werde dafür sorgen, daß meine Tochter in diesem Punkte nicht häufiger meiner Vergebung bedarf."

„Ihre Gnaden beabsichtigen also, sie zu trennen?" äußerte Frau Martha ängstlich.

Die Baronin schwieg einen Augenblick, sie lächelte und maß die schlichte Haushälterin vom Kopfe bis zu den Füßen mit unbeschreiblichem Hohne. „Wer ist dieser Herr Lieutenant Ramel?" fragte sie.

„Der Sohn eines ehrenhaften Kriegers. Sein Vater folgte dem seligen Könige auf allen seinen Zügen und schlug sich für ihn und sein Land, bis sie ihn auf der Wahlstatt begruben. Hinsichtlich seiner Mutter — weiß ich nichts."

„Seine Mutter war wahrscheinlich eine höchst achtbare Bürgersfrau, welche gesalzene Fische oder ähnliche seltene Artikel auf den Straßen in Gothenburg feil bot, antwortete die Baronin. „Ich hege über den ehrenhaften Stand dieses Herrn nicht den geringsten Zweifel, nur ist er nicht derjenige, den ich zum Gemahl für meine Tochter vorziehen würde."

„Er liebt sie doch so innig."

„Das glaube ich schon, da Ihr es sagt, ich finde es sogar selbst, daß die Baronesse einige einnehmende Eigenschaften hat. Sie ist hübsch, sie stammt aus guter Familie und wird nun nach dem Tode des Grafen zu den reichsten Partieen in Schweden gezählt. Nicht wahr! dieser letzte Umstand hat vielleicht auch einiges Gewicht in den Augen eines Bewerbers?"

„Das weiß ich nicht," versetzte die alte Frau, „aber Ihre Gnaden sprechen vielleicht aus Erfahrung?"

„Es hieße die Zeit verschwenden, wenn ich mich über diesen Punkt mit Euch in ein näheres Gespräch einließe. Frau Martha kann indeß darauf bauen, daß ich es verstehe, die Frucht meiner Erfahrungen auszubeuten. Damit sei das Gespräch beendet. Soviel mir bekannt, ist Euer Platz in der Küche, im Keller, in der Gesindestube, nicht hier. Ich setze nicht geringen Werth auf Euere Tüchtigkeit als Haushälterin, hege dagegen mehrere Bedenken, Euch als Vertraute, als Rathgeberin zu erwählen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schneesturm auf einer Reise in Rußland.

Wie bekannt, gehört es zu den ersten Erfordernissen, um eine größere Reise durch Rußland zu unternehmen, daß man sich mit einer warmen und eisenfesten Equipage versieht, wenn man mit einiger Beruhigung über den Ausgang derselben den Weg antreten will. Ich hatte seit bereits vier Wochen alles gethan, um möglichst allen Anforderungen zu entsprechen; bei alledem aber überlief mich am 4. Januar 1863, als dem Tag meiner Abreise aus dem östlichen Uralgebirge nach der mehrere Jahre nicht wieder gesehenen deutschen Heimath, ein unerklär-

liches trübes Gefühl, wo nur Freude am rechten Platze gewesen wäre, und trotzdem ich nicht abergläubisch bin, setzte ich mich gegen 5 Uhr Nachmittags mit einer Unruhe und nicht zu bewältigenden bösen Ahnung in meinen Reiseschlitten, in welchem bereits eine russische Dame Platz genommen hatte, die bis St. Petersburg meinem Schutz anvertraut war.

„Paschol!“ rief ich dem Kutscher zu, sobald ich nur Platz genommen hatte, und im Galopp wurde der Schlitten fortgerissen.

Kaum waren wir 300 Schritte hingeschleudert, während dessen ich mißvergnügt das tolle Beginnen zugesehen hatte, als mir auch die hin- und herschwankende Haltung des Jemtschik auf dem Bocke sowie die unsichere Führung der kreuz- und quergehenden Pferde auffiel, und zwar doppelt auffiel, da mir der Mensch als ein besonders zuverlässiger vom Generalgouverneur empfohlen worden war.

„Warum hältst Du nicht gerade aus, Jemtschik?“ fragte ich.

„Herr, der Weg ist krumm und die Pferde gehen krumm,“ war die Antwort.

Ich dachte an das Liedchen vom schiefen Mond aus der Heimath und suchte mich zu beruhigen; doch nahm diese Unsicherheit von Augenblick zu Augenblick zu, so daß ich annehmen mußte, der Mensch sei nicht zurechnungsfähig. Diese Vermuthung unterlag bald keinem Zweifel mehr, als derselbe nach ungefähr einer Meile Fahrt vom Bock stürzte und eine Strecke durch die an beiden Händen festgeschürzte Leine fortgeschleift wurde, bis wir, von der Bahn abgekommen, im lockeren Schnee festgerannt waren. Die erste unheilvolle Scene hatte sich vor unseren Augen zu entwickeln begonnen. Die Pferde liefen durcheinander und verwickelten sich derart, daß sie einander würgten und in Folge dessen in die Höhe stiegen und dann hinstürzten, während die übrigen noch stehenden das Geschirr und die Equipage nach Möglichkeit zu zertrümmern bemüht waren, und die Gefahr von Minute zu Minute für Menschen und Thiere erhöhten. In diesem gefahrvollen Moment passirte denselben Weg unsere eigene von Orenburg kommende Post, und nur dem thätigen Eingreifen des Postillons allein war es zuzuschreiben, daß wir, ohne ein schweres Opfer beklagen zu müssen, davon kamen. Zwei Stunden später hielten wir wieder am Palais des General T., von wo wir abgefahren waren, um zu veranlassen, daß der Kutscher, den wir hatten zurücklassen müssen, gesucht wurde, und schnell einen anderen Jemtschik zu requiriren, die Reise von Neuem antreten zu können. Abends 10 Uhr fuhren wir zum zweiten Mal vom Platz und um 12 Uhr Nachts war die erste nahe gelegene Station erreicht, wo nach dem Rathe des Kutschers meine bereits seit 4 Uhr Nachmittags angespannten Pferde eine Ration Futter erhalten sollten.

Um 2 Uhr Nachts sollte die Weiterreise vor sich gehen: jedoch war inzwischen ein fürchterlicher Buran (Schneesturm) eingetreten. Wir schauderten zusammen; allein es half nichts! Ich hatte über 600 Meilen zurückzulegen und konnte nicht vor jedem Sturm zurückschrecken, wenn ich vor Beginn des Frühlings wieder zurück sein wollte. Ich erkundigte mich deshalb, ob der Kutscher sich getraue, die Weiterreise zu wagen?

„Ja, Herr!“ erwiderte derselbe, „ich will und werde selbst mit verbundenen Augen den Weg treffen.“

„Nun, vorwärts dann!“ sagte ich beruhigt und entschlossen, und bald darauf schleuderten wir abermals dahin.

Allein kaum fünf Minuten waren seit der Abfahrt verflossen und wir zum Orte heraus, als ich auch wahrzunehmen glaubte, daß wir uns nicht mehr auf der Bahn befänden, und die Pferde nur mit Mühe und größter Anstrengung den Schlitten im weichen Schnee fortzogen. Ich theilte aus der verschlossenen Equipage dem Kutscher zurufend meine Besorgniß mit, der jedoch hoch betheuerte, auf der richtigen Bahn zu sein. Dessenungeachtet konnte ich keinen Augenblick die Ueberzeugung gewinnen, daß ich mich geirrt haben sollte, vielmehr glaubte ich von diesem Augenblick an, noch deutlicher zu bemerken, daß die Equipage hin und her lavirte. Ich rief dem Kutscher zum weiten und dritten Mal zu, jedoch desto schlimmer und auffallender wurden die Bewegungen. Ich hörte mit Unruhe das gewaltige Antreiben der sonst so muthigen Thiere und ordnete an, daß angehalten und die Equipage geöffnet würde.

„Herr, es geht nicht, liege still, es ist ein schauderhaftes Wetter!“ antwortete der Kutscher, etwas abwehrend mit schlecht unterdrückter Unruhe und mit doppelten Kräften die Knute schwingend, die ermattenden Thiere anzutreiben, bis gleich darauf die vorderen Pferde zusammenbrachen und das Gefährt von selbst stand, ohne es nochmals anordnen zu müssen.

Ich stieg nun abermals aus.

„Wo sind wir denn, wo ist der Weg?“ richtete ich mich fragend an den Kutscher.

„Herr, das weiß Gott!“ entgegnete der Gefragte.

„Aber das eben verlassene Dorf, das doch ganz in der Nähe sein muß, wo ist es? Das mußt Du jedenfalls doch wissen!“

„Herr, Du kannst machen, was Du willst, ich weiß es nicht! Ich will sterben, wenn ich weiß, wo wir hergekommen sind, noch wo wir uns hinwenden sollen,“ lautete die tröstliche Antwort.

Wie ich bemerkt hatte, war gleich beim Verlassen des Dorfes die Bahn verloren gegangen. Meine Vermuthung aber, die ich dem Kutscher sofort wissen ließ, hatte denselben nur noch ängstlicher gemacht, und dazu beigetragen, daß durch das Hin- und Herlaviren, um die Bahn wieder aufzufinden, derselbe in solchem Maß verwirrt wurde, daß er auch nicht annähernd die Richtung angeben konnte wo das unlängst verlassene Dorf liegen möge.

Es war die zweite unglückliche Affaire beim Beginn der Reise, nach welcher zu schließen dieselbe wenig Glück verheißend schien. Die Situation, in der wir uns befanden, war keineswegs eine sehr beneidenswerthe. Denn so nahe wir auch dem Dorf sein mochten, so nützte uns dies doch nichts, sofern wir nicht im Stande waren es aufzufinden, was bei dem mindestens 6—8 Fuß tiefen Schnee und bei dem entsetzlichen Schneesturm welcher letztere nicht erlaubte, daß man fünf Schritte weit sehen, oder auch nur die Augen öffnen konnte, nicht leicht war. Ebenso sehr mußten wir auf einen Besuch von Wölfen gefaßt sein, die in der Nachbarschaft in so überaus reicher Anzahl vertreten waren, und die namentlich zur Nachtzeit in der Nähe der Ortschaften sich anzusammeln pflegen. Bei alledem war wenig Aussicht vorhanden, die Sache ändern zu können und daher der Entschluß gefaßt worden die Pferde auszuspannen und an Ort und Stelle bis zum anbrechenden Morgen zu übernachten.

Während hierzu Vorbereitungen getroffen wurden, verfiel ich noch auf einen anderen Gedanken, wie die Auffindung des Dorfes und dadurch möglicherweise unsere Befreiung glücken könnte. Der Versuch wurde gewagt.

Ich sowohl wie der Kutscher bestiegen jeder ein Pferd, und nachdem ich die in der Equipage sitzende Dame instruirt hatte, durch ein zeitweises Aufjodeln sich und die Equipage bemerkbar zu machen, ritten wir soweit von derselben hinweg, als man deutlich die Stimme der Dame hören konnte. Alsdann machte ich Halt und ließ den Kutscher in gleicher Richtung so weit gehen, als er meinen Zuruf hören konnte, worauf wir in dieser Weise einen Kreis ritten.

Das Manöver gelang; denn kaum hatten wir eine halbe Stunde unsere Bewegungen ausgeführt, als der Jemtschick einen Freudenschrei ausstieß und mir die Worte zurief: „Derewno jest!“ (Das Dorf ist gefunden.) Ich sandte ihn sofort hinein, um die nöthigen Pferde und Mannschaften zu requiriren, während ich selbst die Richtung nach der Equipage durch Hin- und Herreiten beizubehalten suchte, bis die ersehnte Hilfe erschien und wir wieder flott geworden waren, so daß wir mit einem Mann Begleitung die Reise fortsetzen konnten und die nächste Station erreichten.

In Folge der ungeheueren Anstrengungen, welche die Pferde gehabt hatten, mußte ihnen abermals eine kurze Erholung eingeräumt werden, so daß der Abend schon wieder hereindunkelte ohne die Station und frische Pferde erreicht zu haben. Der

Kutscher tröstete mich damit, daß ein dritter Vorfall nicht vorkommen würde, da er jetzt vollständig orientirt sei, und hielt es trotz meiner Mahnung nicht für nöthig die Pferde übermäßig anzutreiben.

Jedoch mit der hereinbrechenden Nacht stellte sich auch der heftigste Sturm wieder ein, und um dieselbe Zeit, wo wir nach unserer Berechnung die Station erreicht haben mußten, fuhren wir eine nicht enden wollende Straße dahin und ohne auch nur ein leises Merkzeichen dafür zu haben, daß wir uns in der glücklichen Nähe von menschlichen Wohnungen befänden; vielmehr befanden wir uns mitten in einer schneebedeckten, menschenleeren Steppe, bis auch der Weg schließlich ein Ende nahm.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Nach einer Mittheilung in der „Anthropological Review“ vom Januar 1868 ist in Californien ein Menschenschädel in einer Tiefe von 130 Fuß aufgefunden worden, der nach seiner Lagerung viel weiter in die Vergangenheit zurückreicht, als die Verfertiger der Steininstrumente der ältesten bisher aufgefundenen Periode bei Abbeville. Herr Waison hat diesen Fund in einem Bergwerksschacht gemacht, bei Altaville in der Nähe von Angelo, Calvarus County, California. Die Schichten, welche über dem Schädel lagen, sind von oben nach unten folgende: schwarze Lava 40 Fuß, Kies 3 Fuß, helle Lava 30 Fuß, Kies 5 Fuß, helle Lava 15 Fuß, Kies 25 Fuß, dunkelbraune Lava 9 Fuß und endlich Kies von 5 Fuß Dicke, welcher den Schädel umschloß. Die hier erwähnten Lavaschichten bestehen aus einer festgewordenen vulcanischen Aschenmasse. Der Schädel selbst war bedeckt und incrustirt mit Steinmasse. Erhalten waren: das Stirnbein, die Nasenbeine, der Oberkiefer der rechten Seite, ein Theil des linken Schläfenbeins, das Jochbein und beide Augenhöhlen. Auffallend ist die Dicke der Schädelknochen, sonst aber zeigen sie einen ganz normalen Typus. Die Thatsachen in Betreff der Entdeckung dieses Schädels wurden durch Prof. Whitny der Akademie der Wissenschaften in Californien mitgetheilt.

— Längst suchte man in New-York nach einem System, wornach die Eisenbahn ohne Gefahr vor Unglücksfällen mitten durch die Straßen der volkreichen Stadt geführt werden könne. Am 3. Juli letzthin hat nun eine Probefahrt auf der in Greenwich Street erbauten sogenannten erhöhten Eisenbahn stattgefunden, welche ein günstiges Resultat hatte. Zwanzig bis dreißig Fuß hoch über dem Niveau der Straße führt dicht an den Häusern eine auf eisernen Pfeilern ruhende, einer unendlich langen Brücke ähnliche Structur, auf welcher die Schienen gelegt sind. Ueber diese hin braust der Zug, während unten ganz friedlich, unbelästigt und unbedroht die elegante und nicht elegante Welt ihren Geschäften nachgeht, geschützt vor Sonne und Regen.

— Bern, 2. August. Vor einigen Tagen hat ein Engländer, Namens Brown, den Montblanc von dem Col du Miage aus bestiegen, welcher Weg bis jetzt als unpracticabel galt. Eine andere interessante Gletscherfahrt fand von Zermatt aus statt. Dort wurde am 25. v. M. von einem anderen Engländer, Namens Elliot, in Begleitung der Führer Knubel und Lochmatt, ebenfalls auf einem neuen Wege, die Besteigung des Matterhorns ausgeführt. Und eben so wurde in den letzten Tagen von den Brüdern Vuignier und Peter Betrison von Evolens die Aiguille de la Za erstiegen, welche bis jetzt noch kein menschlicher Fuß betreten hatte. Das Capitel der Bergbesteigung verspricht überhaupt in diesem Jahre sehr reichhaltig und interessant zu werden.

— Am 28. Juli wurden in Rom 180 Tauben, die aus verschiedenen Provinzen Belgiens, aus Frankreich und einigen deutschen Rheinprovinzen dorthin gebracht worden waren, losgelassen. Zwei davon, der Provinz Lüttich angehörend, sind am 4. d. M., eine dritte, ebenfalls aus Lüttich, am 5. zurückgekehrt. Die concurrirenden Gesellschaften hatten 18 Preise ausgesetzt; 15 davon sind also bis jetzt noch nicht erflogen.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilh. Müller, Professor zu Tübingen. I. Das Jahr 1867. 8. 194. S. Berlin, Verlag von Jul. Springer.

Der Verfasser, bekannt durch mehrere andere Geschichtswerke, hat es in dem vorliegenden Werkchen unternommen, die wichtigen Ereignisse des Jahres 1867 in und außer Deutschland, über welche die periodische Presse nach und nach berichtet hat, in ein Gesammtbild zusammenzufassen und in ihrem Zusammenhang darzustellen. Es liegt auf der Hand, wie interessant und lehrreich eine solche Arbeit ist, wenn sie auch nur als politische Revue auftritt, zum Verständniß einer Zeit, „welche mit allem Scharfsinn und aller Energie an die Lösung der schwierigsten europäischen Fragen geht und mit einer gewissen Ungeduld und Hast in kaum einem Jahrzehnt vollenden möchte, was sonst die Arbeit von Jahrhunderten war.“

Je mehr wirkliches Interesse unser Volk an seinem eigenen Geschick und seines Vaterlandes Geschichte nimmt, in demselben Maße wird es seinen culturgeschichtlichen Beruf erfüllen und für sich selbst das ersehnte Ziel im Inneren und nach Außen erreichen. Wir erfüllen darum nur eine patriotische Pflicht, wenn wir in möglichst weiten Kreisen ein Werkchen zur Anzeige und Empfehlung bringen, das dem neu aufgewachten politischen Interesse das Verständniß der Gegenwart, besonders des unendlich wichtigen Jahres 1867, im Zusammenhang ermöglichen und erleichtern will. Das Jahr 1867 ist es ja, das die gewaltigen Fundamente der norddeutschen Bundesverfassung und damit den unverrückbaren Unterbau der zukünftigen, mächtigen Entwickelung unseres Gesammtvaterlandes aufgeführt hat. Aber auch für andere Staaten hat es fundamentale Bedeutung; wir erinnern nur an Oesterreich. Es bietet, wie wenig Jahre, „vieles, was auch in einer allgemeinen Geschichte seinen Platz behaupten wird. Die Gründung des Norddeutschen Bundes, die Katastrophe von Mexico, die Gefahr des Papstthums vor dem Tage von Mentana sind Ereignisse von bleibender Bedeutung. An diese reihen sich andere an, welche unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben und dieselbe in kommenden Jahren vielleicht in noch erhöhtem Grade fordern: der Luxemburger Handel, die Aufstände in Candia und an der unteren Donau, die österreichischen Verfassungs- und Concordatskämpfe, und was für uns bei weitem das Wichtigste ist, die immer enger werdenden Beziehungen Süddeutschlands zum Norddeutschen Bund.“

Niemand, der das Buch gelesen, das seinen reichen Stoff in gedrängter Kürze frisch und körnig und nicht selten mit Humor behandelt, wird es ohne reiche Belehrung und Anregung aus der Hand legen. Die wichtigsten Reden, besonders die Bismarck'schen, theilt es, soweit nöthig, wörtlich mit.

Wir empfehlen das Werkchen Allen, denen es um das Verständniß der Gegenwart zu thun ist; ganz besonders aber schlagen wir es den öffentlichen Bibliotheken in Stadt und Land zur Anschaffung vor, wo es, Vielen zugänglich, reiche Frucht schaffen wird.

Nach dem Titel zu schließen, gedenkt der Verfasser von nun an jedes Jahr eine solche politische Revue erscheinen zu lassen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 98.

† Zwei Striche.

Novelle von Carit Etlar. Frei nach dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Frau Martha war während dieser peinlichen Unterredung vor dem Tisch sitzen geblieben. Ihre Stirnadern schwollen an, ihre Lippen zitterten und zuckten wie in Krämpfen ob dieser ungeheueren Demüthigungen, aber sie bezwang sich und schwieg. Sie griff nach einer kleinen Scheere, welche vor ihr lag und drehte dieselbe in der Hand herum, während sie vor dem scharfen und schonungslosen Blick, der auf ihr ruhte, ihr Haupt zu Boden senkte. Als die Baronin sich über die Mutter des Kindes in beleidigenden Ausdrücken erging, ritzte sie mit der Spitze der Scheere einen tiefen Strich in die Tischplatte, als sie von der Begierde des Freiers nach der reichen Erbschaft sprach, ritzte sie abermals einen Strich.

„Was macht Ihr da?" fragte die Baronin.

„Das werde ich Euch bedeuten," antwortete die Haushälterin; „Ihre Gnaden haben mir heute alles Bittere und Kränkende gesagt, das Ihr wußtet. Ich habe es aufgeschrieben, damit wir beide dessen gedenken können. Nun gehe ich meiner Wege, wie Ihr es verlangt; merkt Euch indeß diese zwei Striche, Frau Baronin, es wird ein Tag anbrechen, wo alle Euere Thränen nicht im Stand sein werden, dieselben auszumerzen, wie gern Ihr es auch möchtet."

„Dafern Ihr es wünscht, daß ich Euere Gesinnungen begreifen soll, müßt Ihr Euch deutlicher erklären," sagte Frau Ankarstjerne.

„Ich meine, daß Ihr den Tag erleben werdet, wo die Leute die reiche Erbin gegen einen Brautwerber wie Lieutenant Ramel arm finden werden, und wiederum einen Tag, wo Ihr den Rath jener achtbaren Bürgersfrau, welche gesalzene Fische und was dergleichen mehr in den Straßen Gothenburgs verkaufte, bedürft; — erinnert Euch an diese beiden Striche!" Mit diesen Worten warf Frau Martha v. Sandvig die Scheere auf den Tisch, verneigte sich tief vor der Baronin und verließ das Zimmer.

Einige Tage später wurde Graf Cronhjelm mit dem ganzen Pomp und der überladenen Pracht, welche einem vornehmen Edelmann, einem ehemaligen Reichsrath, mit wenigen Worten einem reichen Mann gebührte, zur Erde bestattet. Der Sarg war mit schwarzem Sammet überzogen mit silbernen Verzierungen versehen und mit Kränzen fast bedeckt. Ein unzähliges Gefolge begleitete den Grafen vom Schloß nach der Kirche. Es ging hier zu wie bei der Bestattung so vieler irdischen Größen: Ueberfluß in allen Dingen, nur Mangel an Thränen. Der Graf hatte es niemals verstanden, irgend ein Herz zu gewinnen, nicht einmal unter seinen eigenen Kindern. Keiner trauerte, Keiner vermißte ihn. Am folgenden Tag war die ganze Familie in Flodstad versammelt. Die geheimen Schubfächer des Grafen wurden geöffnet, seine Schätze sollten vertheilt werden. Da ereignete sich der merkwürdige Fall, daß die Kisten und Schränke leer waren, — man fand nichts. Unter dem Kopfkissen des Verstorbenen hatte ein großer, verrosteter Schlüssel gelegen, Niemand wußte es, wozu derselbe gehörte. In den Schiebladen lagen einige alte Spangen und Knöpfe und in einer mit Eisen beschlagenen Kiste, zwischen einem Stoß bezahlter Rechnungen, ein großer kalbsledener Beutel, der mit Kupfermünzen aus der Zeit Karl XII. angefüllt war. Das war Alles. Anfangs lachten die Erben darüber, man nahm das Ganze als einen Scherz auf, war es doch der ganzen Welt bekannt, daß der jetzt verstorbene Graf unsäglich reich gewesen war; aber während des rastlosen Suchens verflossen Tage, Wochen, und der Scherz verkehrte sich schließlich in bitteren Ernst. Das Hofgesinde erzählte, daß ein verborgener Gang aus dem Zimmer des Grafen in den Keller hinab führte — dort habe er sein Geld verwahrt. Der Gang wurde aufgefunden, auch der Keller, aber derselbe war leer. Man sah sich zuletzt genöthigt, das Gesinde auszuforschen. Jeder wußte etwas zu erzählen, der Eine berichtete, daß der selige Graf stets gewohnt gewesen, seine Gelder in Goldmünzen umzuwechseln, ein Anderer fügte hinzu, daß der Herr streng darauf gehalten, daß die Dienerschaft frühzeitig sich zur Ruhe begäbe, daß er gescholten, wenn Jemand Abends zu lang Licht gebrannt hatte. Solches sei geschehen, weil er am liebsten allein gewesen wäre. Wenn sich dann Jemand zum Saal hinauf geschlichen hätte, so hätte man deutlich hören können, wie er drinnen saß und zählte und zählte, und wie die Gelder geklirrt hätten. Diese seine Beschäftigung sollte sich bisweilen bis an den lichten Morgen verzogen haben.

Frau Martha wurde auch vernommen, sie erschien im schwarzen Trauerkleid, mit einer dicht anschließenden Kappe um das graue Haar und mit einem rasselnden Schlüsselbund an der Seite. Ihr ernstes und strenges Antlitz war noch barscher als gewöhnlich, indem sie sich in diesem vornehmen Kreise von Herren und Damen, welche ihr sämmtlich ein Lächeln und die freundlichsten Blicke zollten, umsah. Die Baronin Ankarstjerne erhob sich von ihrem Sessel und wollte ihr den eigenen Platz einräumen, aber Frau Martha machte eine abwehrende Bewegung und sagte: „Laßt das gefälligst bleiben; Ihre Dienerschaft ist es ja gewohnt, Sie stehend anzureden, war es nicht so, gnädige Frau?"

Die anwesende obrigkeitliche Person entwickelte nun mit dem ganzen Ernst, den die Sache erforderte, warum man Frau Martha berufen hätte, — das wußte sie übrigens schon recht wohl im Voraus — er fragte sie um die Aufklärungen, die sie zu ertheilen sich im Stand sähe. Frau Martha ließ ihn ohne die geringste Unterbrechung ausreden, ihre ernsten und strengen Augen ruhten inzwischen unverweilt auf der Baronin. Als der Mann des Gesetzes schwieg und auf allen Mienen die größte Erwartung ausgeprägt lag, glitt ein eigenthümliches spöttisches Lächeln über das Antlitz der Matrone; sie schüttelte das Haupt und sagte: „Mein Platz ist drunten in der Küche, im Keller, in der Gesindestube, nicht im Saal. Ich bin die Haushälterin des Herrn Grafen gewesen, nicht sein Rathgeber — mir ist nichts bekannt —!"

Nach diesen Worten verneigte sich die Frau auf's tiefste und verließ die Gesellschaft.

„Habt Ihr uns auch alles gesagt, was Ihr wißt?" — fragte die Baronin am Abend, als die Haushälterin in einer Angelegenheit zu ihr hinauf kam.

„Ja, gnädige Frau," versetzte Martha, „den Anderen habe ich Alles berichtet, für Sie jedoch habe ich in Betreff Ihrer eigenen Person allerdings noch etwas hinzuzufügen."

„Und das wäre?" fragte die Baronin eifrig.

„Ihre Gnaden können von heute an den einen der beiden Striche dort drüben verwischen; jetzt ist nur noch einer mehr zu erinnern übrig!"

Es ward nun nachgeforscht und gesucht, jedoch ohne den geringsten Erfolg zu erzielen, das Geld war und blieb verschwunden. Es war auch kein Schloß im ganzen Herrensitze aufzufinden, wozu der alte verrostete Schlüssel paßte.

Eines Tages fanden die Erben in dem Schubfache eines Schreibtisches ein Notizbuch, welches Andeutungen enthielt, daß der Graf zu verschiedenen Zeiten große Capitalien in der schwedischen Bank belegt hatte, und daß er, um selbst unbekannt zu bleiben, dieselben unter dem fingirten Namen Lars Lunta in die Bank hatte einschreiben lassen. Das war endlich eine Spur, die man verfolgte, indem man sich bei dem Director der Bank näheren Aufschluß erbat. Die Sache verhielt sich richtig, das Geld war eingezahlt, es konnte auch erhoben werden, sobald man — das „Depositions-Document", wie es die Handelssprache bezeichnet, herbeischaffte. Nun legte man sich abermals aufs Suchen, es war kein Raum so klein, kein Versteck so gering, in welchem man nicht die wichtigen Papiere vermuthete. Allein es ging mit dem Documente wie mit der klingenden Münze, es blieb ein Geheimniß! Ein Monat war verflossen. Die Mobilien des Grafen sollten jetzt versteigert werden. Alles war aufgeschrieben, von Neuem durchsucht, jedoch nur dasselbe hoffnungslose Resultat erzielt worden. Zwei Tage vor der Versteigerung sah man einen Reiter in einem blauen Mantel mit silbernen Schnüren in den Schloßhof traben. Maria Cornelia stand am Fenster, ihr Haupt auf das Fenstergesimse stützend. Ihre Augen waren von Thränen befeuchtet, während sie einen Namen in eine überhauchte Fensterscheibe schrieb und ihre geheimsten Gedanken über Berg und Thal nach demjenigen sandte, der diesen Namen führte. Die Baronin saß am Tische, sie starrte die beiden Striche an und schien in tiefes Nachdenken versunken. Kaum, daß Maria Cornelia den Reiter gewahrte, als ein strahlendes Lächeln ihr Antlitz verklärte, und sie, Alles um sich her vergessend, ausrief: „Da ist er! Da ist er!"

„Wer?" fragte die Baronin verwundert.

Maria Cornelia suchte ihren Fehler zu verbessern. „Es kommt ein Herr geritten," sagte sie.

Die Baronin trat an's Fenster. Der Reiter stieg vom Pferde herab, und als sein Blick dem blassen reizenden Antlitze Maria Cornelia's begegnete, lächelte er und grüßte hinauf.

„Der Fremde wünscht wahrscheinlich mit mir zu reden," äußerte die Baronin kalt, „begieb Dich auf Dein Zimmer."

„O! Mutter, Mutter!" sagte, indem sie ihre weichen, vollen Arme um den Hals der Baronin schlang, das junge Mädchen, „sei mild, sei schonend, erwäge, daß es das höchste Glück meines Lebens ist, worüber Du jetzt ein Urtheil fällen willst."

„Glaubst Du, daß es einen so hohen Preis gilt?" sagte die Baronin mit der früheren Kälte, und sie küßte ihr weinendes Kind auf die Stirn, es bittend, sie zu verlassen.

Die junge Baronin gehorchte dem Befehle, aber sie begab sich nicht auf ihr Zimmer. Draußen vor der Thür blieb sie stehen, kniete nieder und breitete ihre Arme aus, während sie leise und innig einige Worte flüsterte, Worte, welche nur Gott und sie selbst verstand. Dann richtete sie sich wieder empor, neigte ihr Ohr zur Thürklinke und lauschte mit hochklopfendem Busen und gespannter Erwartung dem gedämpften Gespräche, das aus dem Zimmer ihrer Mutter zu ihr drang.

Der Reiter war Walther Ramel. Als er zu der Baronin hereintrat, blieb er einen Augenblick unschlüssig an der Schwelle stehen und schöpfte mit Mühe Athem. Sie entdeckte auf den ersten Blick seine Unsicherheit und Verwirrung. Es lag in seinen Augen ein so wehmüthiger, flehender Ausdruck und seine weiche, fast bebende Stimme schien sie gleichsam aufzufordern, ihm hülfreich entgegen zu kommen.

„Ich bin Walther Ramel," begann er, „und war so unglücklich, Sie bei unserer ersten Begegnung zu erzürnen. Ich komme, um Sie zu fragen, ob es für mich keine Gnade giebt? O, beurtheilen Sie mich nicht nach meinen Worten, in diesem Moment sehe ich mich kaum im Stande, dieselben hervorzubringen, und ich vermag meine Gedanken nur ungenügend und schlecht auszudrücken. Vor einem Monate flüchtete ich mich vor Ihnen, das war feige, in der That, aber Ihr Vater lag auf dem Sterbebette, und damals war Ihre Tochter überdies die reichste Erbin in ganz Schweden. Jetzt wurde mir indeß die Kunde zu Theil, daß sie wieder arm geworden sein soll, und dieser Umstand verlieh mir Muth zu denken, jetzt sei die Kluft zwischen uns minder tief, jetzt grüne vielleicht meine Hoffnung. O, gnädige Frau," fuhr er fort, indem er mit gefa.teten Händen an sie herantrat, „wenn Sie es nur wüßten, wie innig ich sie liebe, und wie glücklich und seelenvergnügt ich geworden bin, seitdem jenes Gefühl mich durchdrungen hat. Ja, Sie runzeln Ihre Brauen, ich sehe es gar wohl, aber Sie messen meinen Worten nichts desto weniger Glauben bei, denn die Beichte, die ich vor Ihnen ablege, muß in jeder meiner Mienen deutlich zu lesen sein, — es ist nicht anders denkbar. Darf ich keine Hoffnung hegen? O, sagen Sie nicht Nein, wenden Sie Ihr Antlitz nicht von mir ab; vom Hörensagen sollen Sie selbst einst innig geliebt und diese Liebe frisch und getreu trotz Entbehrung und Entsagung im Herzen bewahrt und genährt haben; Sie wissen es deshalb, was es bedeutet, sich einer Person mit Herz und Sinn hinzugeben. Gestatten Sie mir, Ihre Tochter zu lieben, — glauben Sie es mir, daß ich Ihnen ein guter und liebevoller Sohn sein werde, Maria Cornelia und ich wollen Sie auf den Händen tragen."

Als er so gesprochen, schwieg er, seine Augen glänzten mit einem Ausdrucke von Ehrlichkeit und Wahrheit, der unmöglich mißverstanden werden konnte. Thränen rollten ihm über seine Wangen herab.

(Schluß folgt.)

Ein Schneesturm auf einer Reise in Rußland.

(Schluß.)

Schon trieben wir wieder verzweifelnd mehrere Stunden umher, die abgetriebenen Thiere bis zum Zusammenbrechen erschöpft, ohne eine Aussicht zu haben, das Ziel unserer Wünsche

zu erreichen. Die trübe Situation, der wir schon zweimal so glücklich entkommen waren, stand jetzt um so schreckenvoller vor uns, da wir aller Wahrscheinlichkeit nach von irgend einer menschlichen Wohnung ziemlich entfernt waren. Gegen Mitternacht waren die Pferde dermaßen ermüdet und schwach, daß alles Antreiben vergeblich war. Wir schritten abermals zum Ausspannen; doch waren wir damit noch nicht zu Ende gekommen, als ich aus der Ferne etwas undeutlich das Gebell eines Hundes zu hören glaubte. Freudig erregt, rief ich dem Jemtschik zu, ebenfalls darauf zu achten, welcher schließlich derselben Ansicht war.

„Es ist wahr, das ist die Stimme eines Hundes, dort müssen auch Menschen wohnen!" rief er ebenso freudig bewegt aus, als hätte er eine Nachtigall schlagen hören.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir natürlich noch eine letzte Anstrengung versuchten. Die halbgelösten Thiere wurden von neuem wieder angestrengt und der Richtung zugetrieben, von wo das Gebell erscholl und sich dann und wann wiederholte, während wir selbst der Equipage zu Fuß nachliefen, um dieselbe zu erleichtern.

Allein wieder war eine Zeit verflossen, ohne den vermeintlichen Ort zu entdecken; das Gebell schien zwar näher, aber aus einer anderen Richtung zu kommen, so daß auch wir unseren Cours ändern mußten. Dasselbe Manöver wiederholte sich mehreremal, jedoch ohne Resultat. Das Gebell wiederholte sich und zwar aus mehreren Richtungen zugleich, bis wir schließlich aus dem großen Umkreise um uns herum ein verstärktes und allmählich näher kommendes Geheul wahrnahmen. Wir konnten uns durchaus keinen Täuschungen mehr hingeben und erkannten, daß wir von Wölfen eingeschlossen waren, die von uns Witterung bekamen und immer näher rückten.

Noch einmal rief der Jemtschik freudig bewegt aus: „Herr, Herr! danke Gott! ich sehe Licht!" Wir hielten darauf zu, doch nicht lange, so hielt der Mann erschrocken an.

„Hui Barin, eto nie bil Ogon! dawei tappor, dawei tappor! Ja wischu Walk" (Hu, Herr, das war kein Licht! gieb das Beil, gieb das Beil, ich sehe Wölfe), rief er mir zu.

Ich beeilte mich ihm das verlangte Beil zu reichen, und sah ebenfalls bei dem nun hellen Mondenschein in nicht zu großer Entfernung die grauen Gestalten über den Schnee hinschleichen und wie sie mit ihren hellgrün leuchtenden Augen von der Seite schielend nach uns auslugten.

Unser Umhertreiben in der Steppe konnte keinen anderen Zweck mehr haben, sobald uns ein Ziel fehlte; wir ermüdeten nur unnütz die ohnehin erschöpften Pferde noch mehr. Es wurde daher beschlossen an Ort und Stelle zu bleiben. Die Thiere wurden ausgespannt, am Schlitten angebunden und erhielten ein kleines Bündel Heu, das wir noch erübrigt hatten; allein auch sie waren unruhig und witterten sehr wohl die herannahenden Bestien und schnauften ohne zu fressen.

Da es kalt war, so war das Arrangement derart getroffen worden, daß ich abwechselnd mit dem Jemtschik die Wache übernahm, damit der eine oder andere während der Ablösungszeit sich im warmen Schlitten wieder erwärmen konnte, was für die Dauer außerordentlich nothwendig war. Nur im Nothfall, wenn die Hilfe des Anderen nothwendig werden würde, sollte die Ablösung wieder eintreten. Ich lieferte aus diesem Grunde meinem Kutscher, der die erste Nummer nahm, einen Revolver aus und ebenso ein Päckchen Zündhölzchen, um dann und wann die heranziehenden Bestien durch Anzünden kleiner Strohwische zurückzuscheuchen. Allein die große Anzahl derselben machte sie auch bald dreister, so daß ich sehr bald wieder aufgefordert wurde, den Schlitten zu verlassen, um von meinem Revolver Gebrauch zu machen. Doch immer von neuem rückten sie wieder vor, so daß ein zweiter und dritter Schuß nöthig wurde. Unser Stroh nahm mit Macht ab und ging zu Ende, so daß ich Papierstreifen hervorsuchen mußte, um sie anzünden zu können. Auch war bereits ein vierter Schuß abgefeuert worden und nur noch zwei vorhanden, ohne daß Patronen oder Pulver vorhanden gewesen wären, um wiederholt laden zu können.

Gleichwohl war der Tag noch sehr fern und nicht abzusehen, wie wir uns bis dahin würden halten können. Wieder funkelten die grünen Lichterpaare der Wolfsaugen von neuem dicht vor uns, und es kostete einen fünften Schuß, um sie immer in einiger Entfernung zu halten, während das widerliche Geheul aus allen Richtungen her zu uns drang und die bedeutende Anzahl der Bestien verrieth, die uns umringten.

Der Kutscher kam auf den Gedanken umherzuspähen, ob er nicht ein Holzbüschchen oder etwas Gras finden könnte, um das Feuer unterhalten zu können und entfernte sich etwas mit dem Beile in der Hand, kehrte aber bald mit einem Bündel starkstieliger Blattpflanzen, die abgestorben und verdorrt waren, und mit einem freudestrahlenden Gesicht zurück.

„Horch! Horch!" rief er mir schon von weitem zu. Ich horchte und lauschte nach Möglichkeit, aber hörte nichts.

„Still, Bst, hörst Du nichts, Herr? Jetzt, jetzt," sagte er wieder gesticulirend. Ich hörte mit dem besten Willen, um etwas zu erlauschen, hörte aber weiter nichts als nur das Geheul der Wölfe.

Indeß ich strengte mich an und lauschte wiederholt, aufmerksam gemacht von neuem, und wirklich gelang es mir endlich auch einen Laut zu hören, der einem schwachen Hundegebell glich und von dem Geheul der Wölfe sich unterschied.

Es war ein kleiner Hoffnungsstrahl! Wir lauschten nochmals — es war derselbe Ton — und immer mehr gewannen wir die Ueberzeugung, daß dieses Gebell von einem Hunde ausgehen müsse, der aber aller Vermuthung nach noch ziemlich entfernt war. Das Gebell war nur sehr schwach, obgleich bei Abend in der stillen, schneebedeckten Steppe sich der Schall weit fortrollt und näher seines Ursprungs sehr gut hörbar ist; aber gleichviel, es galt das Alleräußerste! Unter dem Schutze einer Fidibusflamme wurden die Pferde wiederholt vorgezogen und angespannt, und mit dem glimmenden Stengel der verdorrten Blattpflanzen den Pferden zur Seite gehend, steuerten wir mit neubelebtem Muthe der vermeintlichten Richtung entgegen; jedoch nicht ohne daß die Wölfe uns nochmals den Weg gekreuzt hätten, so daß ich mich mit schwerem Herzen entschließen mußte, meinen letzten Schuß daran zu setzen.

Ich zögerte noch und überlegte was zu thun war.

„Schad's nichts Herr! thu' es!" rief der Jemtschik mit Zuversicht, „wir werden hoffentlich keinen mehr brauchen!"

Gesagt, gethan! der letzte Schuß donnerte in die Steppe hinein, langsam in der Ferne verhallend, und mit angehaltenem Athem lugten wir um uns, ob wir nicht irgendwo das ersehnte Ziel entdecken würden. Noch einmal stieg unsere Sorge aufs höchste, denn wir waren bereits nahe eine Stunde gefahren und sahen immer noch nichts.

Ueberall weiße Tritte und von gefrorenem Schnee funkelnde Steppe. Nirgends fand das suchende und forschende Auge einen Anhalt, den es hätte festhalten können. Auch das Gebell schwieg und jener für uns so melodische Ton war verstummt; aber desto deutlicher vernehmbar war das Geheul der Bestien, während mein Revolver keine Patrone mehr enthielt. Wir glaubten uns abermals doppelt und schrecklich getäuscht. Schon waren wir wieder im Begriff zu halten, da erschien dicht vor uns wieder — so schien es — der freundliche Laut, der so lange geschwiegen. Ja es war so! Man konnte es wieder hören, diesmal konnten wir uns nicht mehr täuschen, es war zu deutlich, das Gebell wiederholte sich — wir bebten und zitterten vor Jubel — denn allem Anscheine nach mußte dieser Ton dicht vor uns und ganz in unmittelbarer Nähe erschallen.

„Lauf, mein Rappen," ermunterte der Jemtschik das todtmüde ihm zur Seite gehende Pferd, „bald sollst du ruhen."

Und wirklich schien nach wenigen Augenblicken auch ein Licht aufzublitzen.

„Hah! sieh da, Herr! hast Du gesehen," wurde ich gefragt.

Ich hatte es ebenfalls gesehen, da war es wieder, und nochmals und immer wieder, bis es endlich ganz stehen blieb und sich nicht mehr versteckte.

Das war auch nicht das grünliche Licht der Wolfsaugen,

sondern ein röthliches aufflackerndes freundliches Flämmchen eines Talglichtes oder eines Kienspans, das durch das Fenster einer menschlichen Wohnung zu uns drang. Bald traten auch die dunkleren Umrisse derselben aus dem täuschenden Mondlichte immer deutlicher und deutlicher hervor, bis wir sie vollkommen klar vor uns sahen.

Jetzt hatten wir die Zäumung erreicht, die beständig die Dörfer einschließt. Uns zur Linken erhoben sich aus dem Schnee die grauen Kuppen der Heu- und Getreideschober des Ortes. Wir athmeten zum ersten Mal wieder frei auf und waren geborgen!

„Hol' der Teufel diese verdammten Canaillen!“ jubelte der Jemtschik.

„Gott sei Dank! für diesmal hätten sie uns nicht gekriegt!“ sagte ich zustimmend, als wir durch die Zäunung fuhren und dieselbe hinter uns hatten.

Wir hatten nicht nur einen Ort, sondern sogar die Station aufgefunden! Mit welchem Gefühl wir die freundliche warme Wohnung betraten, läßt sich denken! (Ausland.)

Mannichfaltiges.

— New-York. Vor wenigen Tagen bemächtigte sich in Indiana eine Räuberbande einer Locomotive nebst Waggon und dampfte davon. Als sie jedoch später den Waggon öffnen wollte, fanden sich mehrere Eisenbahnbeamte in demselben vor, welche auf die Räuber feuerten und sie in die Flucht trieben; drei von ihnen wurden jedoch wieder eingefangen. Nachdem dies bekannt geworden war, hielt ein großer Volkshaufe den Zug auf, nahm den Eisenbahnbeamten die drei Räuber weg und hängte sie an einem Baum auf. In Folge dessen hat jetzt das „Vigilanscomite“, das sich in Seymour gegen die überhand nehmenden Räubereien gebildet, folgende charakteristische Proclamation erlassen: „Aufmerksamkeit Ihr Diebe! Die Aufmerksamkeit aller Diebe, Räuber, Mörder und Landstreicher, sowie deren Helfershelfer, Hehler und Freunde wird hiermit auf die gestrigen Maßregeln des Vigilanzcomites gerichtet. Wir sind fest entschlossen, dieselben so lange fortzusetzen, bis alle die oben genannten Klassen aus unserer Gemeinschaft verschwunden sind. Drohungen sind ausgestoßen worden, daß, falls wir die Todesstrafe in Anwendung bringen, Wiedervergeltung geübt werden würde. Als Antwort darauf diene, daß wir, sollte einem unserer Comitemitglieder nur ein Haar gekrümmt, oder von unbekannten Individuen das Eigenthum eines rechtschaffenen Bürgers nur um eines Dollars Werth beschädigt werden, jeden Dieb, dessen wir habhaft werden können, ohne Rücksicht darauf, ob er das betreffende Verbrechen verübt hat oder nicht, ohne Weiteres hängen werden. Gesetz und Ordnung müssen vorherrschen.“

— London, 10. August. Das in letzter Zeit mehrfach erwähnte Project einer Tunnelirung des Canals ist um ein Stadium weiter gediehen. Der Ingenieur Herr Remington hat einen längeren Prospect über die Ausführbarkeit und die wahrscheinlichen Kosten des Unternehmens ausgegeben, welchem zufolge dasselbe vor der Ueberbrückung des Canals wegen der Billigkeit der Herstellung und der Betriebskraft, sowie wegen der Dauerhaftigkeit den Vorzug zu verdienen scheint. In 5½ Jahren längstens soll die Tunnelirung beendigt sein. Die Baukosten sind auf nicht ganz 7 Mill. Pf. St. veranschlagt (während der Brückenbau zwischen Dover und Calais 20 Mill. Pf. St. kosten soll), die wahrscheinlichen Einnahmen auf 1,625,900 Pf. St., die wahrscheinlichen Betriebskosten auf 650,360 Pf. St. angesetzt, so daß sich ein jährlicher Reingewinn von 975,540 Pf. St. ergäbe.

— Bei Straubing machte kürzlich in einem Dorfe ein Bursche einen Kammerfensterbesuch. Als er den Kopf durch das Fenstergitter gesteckt, um mit der Heißgeliebten zu sprechen, rief der wachehaltende Kamerad: „Hanns, a Gendarm!“ Der Hanns brachte im Schrecken den Kopf nicht mehr aus dem Gitter, ein kräftiger Ruck und der Fensterstock hing an seinem Halse, womit er auch davon lief. Anderen Tages brachte er den Fensterstock dem Bauer und sagte: „Sad's nöt bös.“

— Aus Mexico vom 9. Juli wird geschrieben, daß Wilhelm Schenk, Deutscher und in Jacualpan Director der Mine Guadelupe, die den Gebrüdern Stein gehört, von der Bande Garcias aus Estradas ins Gebirge entführt wurde, wo er mit der Schonung behandelt wurde, „die man einem Manne erweist, von dem man mehrere Tausend Piaster Lösegeld zu gewinnen hofft.“ Aber ehe die Banditen „die Sache ausgleichen“ und ihr Geld einstecken konnten, wurden sie vom Oberstlieutenant Bernald angegriffen. Die Elenden stellten Schenk voran, um Bernal zu bewegen, daß er nicht feuern lasse. Schenk fiel bei der ersten Salve. Der Unglückliche stand im Begriffe, sich mit einer Landsmännin zu verheirathen, die aus Deutschland erwartet wurde.

— Die Wald- und Moorbrände, welche in der Umgegend von Zarskoje-Selo und Colpino durch den eingetretenen Regen gelöscht schienen, haben um die Mitte der vergangenen Woche wieder begonnen. Besonders heftig wüthet der Brand in der Gegend der halben Entfernung zwischen Zarskoje-Selo und Petersburg. Schwere Rauchwolken erheben sich schon ungefähr 20 Faden von der Fahrstraße und verhüllen die Umgegend weit und breit.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Soeben hat ein Schriftchen die Presse verlassen, welches gerade in unseren Tagen die allgemeinste Aufmerksamkeit finden dürfte, weil es eine Erscheinung zum Gegenstand der Behandlung macht, über welche Viele nur oberflächlich unterrichtet, wenn nicht in völliger Täuschung befangen sind, welche aber heutzutage eben so tief in das Leben der Völker eingreift, als in das innerste Heiligthum der Familien eindringt und dort ihren unseligen Einfluß äußert; welche den Samen des Unfriedens in Kreise trägt, die vorher eines schönen glücklichen Friedens sich erfreuten; welche überall das geistige Leben und Streben niederzuhalten, zu beherrschen und für die eigenen herrschsüchtigen Zwecke auszubeuten sucht. Es darf nur erinnert werden an die jüngsten confessionellen Zerwürfnisse in Landau, an das Regiment des Bischofs Ketteler und dessen Früchte im Großherzogthum Hessen, an die Zustände in Frankreich, an die Katastrophe in Mexico &c., um überall die Wirkungen derselben Ursache wahrzunehmen. „Neuer Jesuitenspiegel von Karl Conr. Ludw. Maurer, protest. Pfarrer in Bergzabern. Mannheim. Commissionsverlag von Tob. Löffler. 1868. Das ist der Titel des Schriftchens, auf welches wir vorläufig die öffentliche Aufmerksamkeit hinlenken möchten. Dasselbe giebt 1. Allgemeines über den heutigen Jesuitismus; 2. den Nachweis, daß die Jesuiten, insbesondere Busenbaum, den Satz lehren, daß der Zweck die Mittel heilige; 3. einen Brief aus Pascals Provinzialbriefen, welche schon vor 200 Jahren die schändliche Moral der Jesuiten aus ihren Schriften beleuchteten; 4. einige Proben aus der Sittenlehre des Jesuiten Gury, dessen Lehrbuch der Moraltheologie gegenwärtig im bischöflichen Seminar zu Mainz, Speyer, Regensburg &c. eingeführt ist; 5. Kundgebungen confessionellen Fanatismus, wie er im Jahre 1866 an den verschiedensten Orten zu Tage trat; und 6. ein Nachwort, welches die letztere Erscheinung auf ihre wahre Ursache zurückführt und auf die Gefahren hinweist, gegen welche heutzutage kein Protestant und Keiner, der sein Vaterland lieb hat und die Cultur nicht mit der Barbarei vertauscht wissen möchte, sein Auge verschließen sollte. Das Schriftchen dürfte dadurch ein besonderes Interesse erhalten, daß es überall Beispiele und Thatsache reden läßt, und dieselbe ebensowohl aus der Vergangenheit als mitten aus der lebendigen Gegenwart heraus holt. Dasselbe wird diese Woche noch im Buchhandel ausgegeben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stab. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 99.

† Zwei Striche.

Novelle von Carit Etlar. Frei nach dem Dänischen.

(Schluß.)

„Wer sind Sie und was sind Sie?" forschte die Baronin.

„Ich bin eigentlich nichts, gar nichts," erwiderte Ramel und begleitete seine Worte mit einem wehmüthigen Lächeln; „ohne sie würde ich indeß noch geringer dastehen, ja zu Grunde gerichtet werden; aber mit ihr werde ich, will's Gott, etwas Gutes und Großes erstreben, ich werde schaffen und ein Ziel erreichen — Sie werden es erleben!"

„Wäre es nicht noch früh genug, mit dieser seltsamen Bitte hervorzutreten, wenn Sie dies Ziel erreicht haben?" fragte die Baronin.

„Warum sollen wir Beide uns härmen; wozu dieser Aufschub? Sie wissen es nicht, daß Maria Cornelia mich eben so heiß liebt, wie ich sie. Wenn Sie mir zürnend Ihre Erlaubniß verweigern, dann müssen wir Beide vor Schmerz vergehen. Daß ich arm bin, kann ja nicht die Ursache sein, weshalb meine Hoffnung vernichtet wird, denn, wie Ihr Bruder mir berichtet, sind Sie auch nicht reich; noch weniger kann meine Geburt ein Hinderniß in den Weg legen, weil mein Stammbaum ebenso ehrenwerth ist, als der Ihrige."

„In der That?" fragte die Baronin spöttisch.

„Meine Mutter war eine Nichte Ihres Mannes."

„Was will das sagen?"

„Meine Mutter ist eine geborene Baronin v. Boje; sie war gleichfalls arm, verlor durch ein unglückliches Ereigniß Alles, was sie besaß, und hat sich Tag und Nacht den niedrigsten Verrichtungen unterzogen, blos um mir eine Stellung in der Welt zu verschaffen."

„Eine Baronin Boje!" erwiderte die stolze Dame erstaunt und versank dann in ein düsteres Nachsinnen; die Nennung dieses Namens rief eine Fluth von düsteren Erinnerungen in ihr hervor. Um das Erbtheil zweier Fräulein Boje zu erheben, war ihr Gemahl dereinst nach Stockholm gereist und schickte ihnen anstatt des erwarteten Capitals das große Familienwappen, abgedrückt in ein hübsches Siegel von rothem Lack.

„Fräulein Boje!" begann die Baronin von Neuem.

„Sie werden dieselben wahrscheinlich nicht gekannt haben," erwiderte Ramel, „da sie einsam und unbeachtet in einem verborgenen Winkel des Landes sich aufhielten und ihre vernichtete Hoffnung und Armuth verhehlten. Sie pflogen mit Niemand Umgang, belästigten Niemand mit Klagen, ja sie verliehen ihrem Unglück nicht einmal Worte."

„O doch, doch, ich habe sie gekannt," versetzte die Baronin. „Mein Gemahl war ihr Vormund, trug auch vielleicht einige Schuld an ihrem Unglück."

„Das weiß ich nicht," antwortete Ramel und senkte sein Haupt.

„Ja freilich, Sie wissen es," äußerte Frau Ankarstjerne aufwallend. „Sie sprechen nicht aufrichtig."

„Meine Mutter hat dieses Umstandes wenigstens niemals erwähnt," sagte er, „und dieses ist ja nun auch so lange her, daß es in Vergessenheit gerathen ist."

„Warum senken Sie Ihre Augen zu Boden, Herr Walther Ramel? Sehen Sie mich an und beantworten Sie mir meine Frage: Ist Frau Martha v. Sandvig ein Fräulein Boje?"

Walther Ramel sah nicht empor, er nickte blos mit dem Haupt und entgegnete fast flüsternd: „Ja, Frau Martha ist ein Fräulein Boje."

Ein peinliches Schweigen entstand. Nach einer längeren Pause erhob sich die Baronin und sagte kurz und heftig: „Sie haben einen höchst ungünstigen Moment zu Ihrer Bitte gewählt. Sehen Sie das nicht ein?"

„Ich habe jeden Abend draußen vor dem Schloß geharrt," antwortete er, „aber ich wagte es nicht, herein zu gehen. Ich bitte Sie indeß, gnädige Frau, zu beherzigen, daß ich seit dem Abend Ihrer Ankunft bis zu dieser Stunde Ihre Tochter weder gesehen noch gesprochen habe, — jetzt konnte ich es aber nicht länger ertragen."

„Sie sind ein großes Kind!" versetzte die Baronin; „schon dieser Umstand wäre hinreichend, hinsichtlich der Zukunft meiner Tochter Befürchtungen zu hegen. Ich werde jedoch Ihre Worte in Erwägung ziehen und Ihnen vor meiner Abreise eine Antwort ertheilen."

„Sagen Sie ein Wort," bat er knieend; „ach, nur ein einziges Wort, das mich bis dahin mit Hoffnung erfüllen kann."

„Verlaßt mich," herrschte sie, „es bleibt bei meinem Entschluß."

Der nächste Tag verfloß in emsiger Thätigkeit. Die Baronin hielt sich verborgen; sie saß, mit der Hand unterm Kinn, in ihrem Zimmer, und wenn Maria Cornelia furchtsam ein Gespräch anzuknüpfen versuchte, in der Hoffnung, etwas von dem, was ihrem Herzen am nächsten lag, zu erfahren, so sagte ihre Mutter: „Laß mich in Ruhe, mein Kind, es lastet mir etwas schwer auf der Seele."

Inzwischen rückten die Arbeiter im Schloß die alten Mobilien geräuschvoll von ihrer Stelle, um sie in den großen Rittersaal hinunter zu transportiren. Daselbst war der Auctionator, ein alter Mann mit grüner Brille, eifrigst beschäftigt, sämmtliche Gegenstände, welche morgen verkauft werden sollten, mit Nummern zu bezeichnen. So endete dieser Tag. Abends, als die Leute ihre Arbeit eingestellt hatten, betrat die Baronin den Rittersaal. Sie durchsuchte noch einmal jeden Gegenstand, Versteck auf Versteck, um Lars Lunta's Document aufzustöbern, aber vergebens. Da sank sie kraftlos auf einen Stuhl, vergrub ihr Antlitz in beide Hände und schluchzte laut. Ihre ganze Hoffnung war vernichtet, sämmtliche goldene und verlockende Gaukelbilder, die sie sich von der Zukunft versprochen hatte, waren wie Spreu in alle Winde geweht. Sie war wieder die arme Mutter, für welche die Zukunft kein anderes Licht hatte, als das, welches aus der Brennerei zu Boarp hervorschien. Aus diesen ihren wehmüthigen Gedanken wurde sie plötzlich aufgescheucht, indem eine Hand sich auf ihre Schulter legte. Als sie empor blickte, begegneten ihre Augen dem Antlitz der Frau Martha, welches noch düsterer, rauher erschien, als je zuvor.

„Haben Ihre Gnaden endlich den Schein gefunden?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete die Baronin.

„Was soll dann aus der großen Erbschaft und den unschätzbaren Reichthümern werden, welche der hochselige Reichsrath seinen lachenden Erben hinterlassen hat?“

„Es erübrigt mir nur, daß ich, die sich zwanzig Jahre ohne dieselben hat behelfen müssen, auch fürder auf diese Weise mein Leben zubringen muß. Es verlohnt sich nicht der Mühe, nunmehr über diesen Gegenstand noch ein Wort zu verlieren.“

Frau Martha schwieg, ihr Antlitz erlitt in diesem Augenblicke eine seltsame Veränderung, es verrieth die Spuren eines heftigen Seelenkampfes.

„Ja, wartet doch ein wenig!“ sagte sie, „es bleibt noch etwas zu erörtern übrig.“ Mit diesen Worten rückte sie einen alten, gepolsterten Lehnstuhl in die Mitte des Saales. „Als wir kürzlich miteinander sprachen, wolltet Ihr mir keinen Stuhl zum Sitzen anbieten, weil es gegen den erforderlichen Respect verstieß. Ich biete Euch heute einen solchen an!“

„Was wollt Ihr damit sagen!“

„Es ist der alte Schlafstuhl Ihres Vaters, steckt die Hand unter den Ueberzug und seht, was Ihr dort findet.“

Die Baronin gehorchte. Sie fand ein vollbeschriebenes Notizbuch und darin ein zusammengelegtes Papier. Mechanisch entfaltete sie dasselbe und stieß einen Ausruf, einen lauten, jubelnden Freudenschrei aus. Es waren sämmtliche Documente Lars Lunta's.

„Seht,“ sagte Frau Martha mit derselben Ruhe und den nämlichen kalten Mienen wie früher. „Jetzt haben wir nichts mehr miteinander zu schaffen. Morgen werdet Ihr Eueres Weges ziehen, ich des meinigen. Ein Unterschied besteht jedoch zwischen uns: Ich g e b e, Andere n e h m e n. So ist es stets der Fall gewesen.“

Sie wollte sich entfernen, aber die Baronin vertrat ihr den Weg. „Herr Walther Ramel ist gestern hier gewesen,“ begann sie, „wißt Ihr das, Frau Martha?“

„Ja, und Ihre Gnaden haben ihn fortgejagt, wie Ihr mich kürzlich fortjagtet. Ja, ja, ich entsinne mich dessen gar wohl!“

„Herr Ramel hat erwähnt wer er ist, was er wünscht und hofft. Im Laufe des Gespräches kam er auch auf seine Mutter zu sprechen.“

„Das hätte er hübsch unterlassen sollen!“

„Warum? er sprach, wie es einem guten und liebevollen Sohne geziemt — Ihr kennt ihn ja; Leute wie er pflegen das Herz auf den Lippen zu tragen. Er machte mich mit dem Geheimniß vertraut, daß sie um seinetwillen gekämpft, gelitten und entbehrt hätte, diese Mutter —“

„So handelt wohl eine jede rechtschaffene Mutter,“ antwortete die alte Frau.

„Ja, Ihr habt Recht, ich habe auch für mein Kind kämpfen und arbeiten müssen, diese beiden Hände haben ihm Nahrung verschafft, weil unsere Verhältnisse solches geboten; könnt Ihr es mir denn verargen, daß ich unablässig das Wohl meines Kindes im Auge habe und mich weigere, sie einem unsicheren und zweifelhaften Schicksale anzuvertrauen?“

„Was wünschen Sie eigentlich von mir?“

„Während Herr Walther von seiner Mutter sprach, erwähnte er zugleich der Baroninnen Boje. Er sagte, daß sie viel entbehrt und sich in Vieles hätten schicken müssen, da ihr Onkel sie ihres ganzen Reichthums beraubt hätte. Ihr Onkel war mein Mann, das wißt Ihr wohl auch?“

„Walther hätte besser gethan, dieses zu verschweigen,“ beeilte Frau Martha sich zu erwidern. „Ich habe niemals über diesen Gegenstand mit ihm gesprochen. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Das weiß ich,“ antwortete die Baronin, „aber seine Worte ergriffen mich um dessentwillen nicht minder tief, und ich rief mir's in's Gedächtniß zurück, daß Ihr lediglich durch unser Verschulden eine so traurige Existenz, ein Dasein voller Noth und Sorgen eine halbe Lebenszeit hindurch habet führen müssen.“

Frau Martha verharrte schweigend, sie beugte ihr ehrwürdiges Haupt auf ihre Hände herab, welche auf dem Tische ruhten. Die Baronin legte sanft ihre Hand auf die Schulter der treuen Haushälterin: „Das werdet Ihr doch nicht läugnen können,“ fügte sie hinzu.

„Laßt uns davon abbrechen,“ entgegnete Frau Martha mit zitternder, kaum hörbarer Stimme, und als sie ihr Haupt erhob, sah die Baronin, daß ihre Augen feucht waren. „Was der Onkel gegen meine Schwester und mich versehen hat, das haben wir ihm von ganzem Herzen verziehen. Er war derzeit so jung und unerfahren.“

Da schlang die Baronin beide Arme um ihren Hals und flüsterte: „Arme Martha Boje! welch unsägliches Leid haben Sie ertragen müssen!“

„Traun, es ist mir nicht so schwer gefallen,“ versetzte die alte Frau, „als Sie es anzunehmen scheinen, denn ich hatte einen getreuen, liebevollen Mann, und als Gott mich dieser Stütze beraubte, verblieb mir mein Knabe. Für ihn habe ich geduldet und gelitten. Ja, ich habe Fische auf den Straßen Gothenburgs feil geboten, gleichwie Sie, Frau Baronin, in einer Branntweinbrennerei in Boarp haben arbeiten müssen; es kommt lediglich darauf an, daß die Sache, für welche man schafft, etwas taugt. Was beabsichtigen Sie indeß damit, daß Sie den Schleier, den die Alles heilende Zeit längst über diese Begebenheiten ausgebreitet, ohne jegliche Ursache lüften?“

„Ich will nicht, daß die Missethat der Väter soll heimgesucht werden an den Kindern,“ antwortete mit mildem Lächeln die Baronin Ankarstjerne, „deshalb reiche ich Dir meine Hand, Frau Martha Ramel, und deshalb gebe ich mein Kind Deinem edlen Sohne, der um sie angehalten hat.“

„Wie, wäre es möglich?“ stammelte die Haushälterin.

„Ja, jetzt wirst Du auch den zweiten Strich, den Du vor einiger Zeit in den Tisch geritzt, tilgen können, Martha, es ist nichts mehr zu erinnern übrig: Die reiche Erbin ist ja später arm geworden!“

„Derselbe ist bereits getilgt,“ versetzte die Angeredete, indem sie den Händedruck der Baronin innig erwiederte, „als ich vor wenigen Minuten des armen Fräuleins Boje erwähnen hörte, träufelten meine Thränen darauf nieder: Ich sehe ihn nicht mehr!“

An demselben Abende saß Walther Ramel neben Maria Cornelia im Zimmer. Sie sprachen nicht viel miteinander, desto beredter war indeß ihr Lächeln, desto strahlender waren ihre Blicke. Frau Martha stand am Fenster und sah sie forschend an. Nun war sie wieder die Alte, anscheinend ruhig, kalt, Herrin über jede ihrer Mienen. Endlich unterbrach die Baronin Ankarstjerne mit diesen Worten eine längere Pause: „Weißt Du es, mein Kind, wer Dein Glück geschaffen, wem

Du Alles zu verdanken hast? Es ist Jene dort, welche sich während ihres ganzen Lebens für Andere müde gearbeitet, ihren Namen und Stand verheimlicht, sowie das ihr zugefügte Unrecht geduldig ertragen hat."

„Laß die Todten ruhen!" sagte die alte Frau, deren ernste Mienen sich zu einem erhabenen, glückseligen Lächeln verklärten, während ihre bebenden Lippen hinzufügten: „Ich bin nur Frau Martha von Sandvig."

Die Stadt der Sandhügel. *)

Gleich dem Kirschvogel, der sich auf dem Rande seines beutelförmigen Nestes wiegt, hängt San Francis oder „Friscoe", wie die Californier sagen, über der Bai an der Mündung des von Norden kommenden Sacramento, in den sich oberhalb der Stadt von Süden her der San Joaquin ergießt. Diese Lage, welche auf der einen Seite nach dem Ocean, auf der anderen Seite frei und weit nach Norden, Süden und Osten in das Innere des Landes ausschaut, ist es, welcher die Stadt ihre Schönheit, ihren Handel und ihren Reichthum verdankt. Bei der Anlage von San Francisco hat man, wie sehr begreiflich, das Hauptgewicht auf das Wasser gelegt. Die Beschaffenheit des Landes war reine Nebensache, und so steht denn die Stadt auf und zwischen den reinsten Sandhügeln, welche die Winde des Stillen Oceans aufgethürmt haben und noch fortwährend zwischen der Stadt und dem Hafen aufthürmen. Die Hauptstraßen liegen zwischen diesen Hügeln; allein sobald man die Straßen, es sei in welcher Richtung es wolle, verläßt, stößt man auf steile Sandberge. Einige von diesen sind durchstochen, andere abgeplattet, um Raum für die Ausbreitung der Stadt zu gewinnen. So laufen die Straßen bergauf, bergab, und die Stadt schweift nach allen Richtungen meilenweit über diese Sandhügel hin. Einige von den höchsten unter diesen sind jetzt abgetragen, so daß die früher gebauten Häuser hundert und noch mehr Fuß hoch in der Luft schweben.

Wo die Abhänge und Gipfel der Hügel durch Häuser oder Pflaster, oder tägliche Bewässerung zusammengehalten werden, da hat der Boden eine verhältnißmäßige Festigkeit und dessen Besitzer oder Käufer einige Sicherheit. Sonst aber sind die offenen Baustellen und ungepflasterten Straßen allerwärts einem fortwährenden Umwandelungsproceß unterworfen. Die täglich wiederkehrenden Winde fegen den sandigen Boden an einer Stelle fort und häufen ihn an einer anderen in großen Massen auf, gleich Schneewehen. Es ist nicht selten, daß man eine Straße plötzlich von frischem Sande verbarricadirt findet, und die Eigenthümer von Baustellen sind gezwungen, diese täglich in Augenschein zu nehmen, um sich zu vergewissern, ob sie überhaupt noch und in welcher Gestalt sie vorhanden sind; denn es ist möglich, daß eine Baustelle, die früher ein Berg war, innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden in ein Thal und das frühere Thal in einen Berg sich verwandelt hat. Hand in Hand mit diesen Umwandelungen gehen natürlich große Wolken von Sand und Staub durch die ganze Stadt. Sie machen Seife, Kleiderbürsten und Staublappen zu den gesuchtesten Artikeln und setzen reinliche Hausfrauen in Verzweiflung. Daher ist es auch kein Wunder, wenn die Begriffe von Sauberkeit am Stillen Weltmeer ein wenig von denen einer Holländerin abweichen.

Als Entschädigung dafür geben die Winde Gesundheit, halten die Luft in der Stadt frisch und rein, und von den Hügeln genießt man einen weiten Blick auf den Sacramento und den Hafen, auf Inseln und Höhen voll betriebsamen Lebens, und über alle dem breitet sich ein azurblauer Himmel aus.

Wie vortrefflich nun auch das Klima der Stadt zur Erhaltung der Gesundheit sich eignet, so nachtheilig ist es, die verlorene wieder zu erlangen. Die Doctoren schicken daher ihre Kranken auf das Land. Die Sache ist die, daß San Francisco einen verhältnißmäßig rauhen Sommer hat. Während anderwärts nämlich längs der Küste die geschlossenen Ketten der Uferhöhen den stetigen Nordwind brechen, der von der See her weht, öffnen sie sich bei der Stadt eben weit genug, um die Wasser des Sacramento und des Hafens durch das Goldene Thor hinaus und die Brise des Oceans sammt dessen Nebeln hereinzulassen. Im Winter dagegen springt der Wind nach Südost um. Die Jahreszeit ist daher milder und der Himmel, einzelne Regenschauer abgerechnet, klarer, die Luft balsamischer als im Sommer. Die Einwohner von San Francisco rühmen daher ihren milden Winter und suchen ihren rauhen Sommer zu entschuldigen, der die Damen nöthigt, in Pelzen zur Kirche und Oper zu gehen. Ueberröcke sind für Jedermann eine unerläßliche Nothwendigkeit.

Einen lieblichen Reiz gewähren der Stadt die Gärten an den Häusern. Zartes Immergrün, Rosen jeder Art und Farbe, mächtige Fuchsias und indische Kresse, welche Zäune und Mauern mit ihren breiten Blättern überkleidet, rankende Weine, welche im Osten unbekannt sind, Geranien, Stiefmütterchen, Veilchen, Maßliebchen wachsen und blühen und duften unter diesem Himmel das ganze Jahr hindurch, sowohl im December und Januar, als im Juni und August mit außerordentlicher Ueppigkeit. Die öffentlichen Wasserleitungen liefern, obgleich zu beträchtlich hohen Preisen, das nöthige Wasser und sprühen es in feinen Strahlen über Gärten und Höfe. In Folge dessen grünt es vor Jedermanns Thür und lachen mitten in dieser Stadt der Sandhügel die Gärten in den heitersten Farben. Eine Blumenaristokratie giebt es nicht. Dieselben Blumen grüßen überall das Auge ....

Die „Gesellschaft" von San Francisco ist nicht leicht zu charakterisiren. Sie ist ein Durcheinander aller gesellschaftlichen Elemente, der besten wie der schlechtesten. Die weite Entfernung von den Mittelpunkten nordamerikanischer Civilisation, das Vorherrschen des Materialismus und des männlichen Wesens, der verhältnißmäßige Mangel an Familienleben und dessen Einfluß haben manches Eigenthümliche geschaffen. San Francisco ist reicher an Hagestolzen und lustigen Burschen, die in Hotels und Pensionen leben, als irgend eine andere große Stadt der Welt. Dem herrschenden Tone fehlt das Weibliche, das Geistige; es fehlt die Ehrfurcht vor den Frauen, denn es mangelt an Frauen, denen man Achtung zollen möchte. Man hört mehr als zu viel von Privatskandalen, von der Eitelkeit, Schwäche und Untreue der Weiber. „Francisco ist der verdammteste Ort für die Frauen", sagte ein Yankee, der bereits zwei Jahre dort ansässig war und Mutter, Schwester und Basen daheim nicht vergessen hatte.

Die Damen kleiden sich im Allgemeinen geschmackvoll. Paris ist San Francisco ebenso nahe wie New-York, und es leben dort viel fremde Familien. In der Toilette wiegen reiche, gesättigte Farbe und grelle Gegensätze vor. Die bedenklichen Effecte, nach welchen die Pariser Halbwelt hascht, sie herrschen am stillen Weltmeer vor. Ebenso waltet unter den Damen von San Francisco ein offenbarer Wettstreit in Bezug auf die Kostbarkeit der Trachten, die allgemeine Schwäche unter ihnen ist Verschwendung, die oft zu einem schlimmen Ende führt. Kaum in irgend einer anderen amerikanischen Stadt tragen die Damen ein solches Vermögen auf dem Leibe, wenn sie in die Oper, auf Bälle und in Gesellschaften gehen. Ihre Spitzen sind feiner, ihre Seidenkleider schwerer, ihre Schleppen länger, ihre Diamanten zahlreicher und kostbarer als sonst in der Welt.

Die gewöhnliche Speisezeit ist zwischen fünf und sechs Uhr. Ein charakteristischer Zug des weiblichen Gesellschaftslebens ist die Frühstückspartie; sie fällt in die Zeit von zwölf bis zwei Uhr, wo die Männer bei ihren Geschäften sind, so daß die Damen diese Stunden ganz für sich und ihr Geplauder haben. Diese Frühstücke sind reicher als die Thee's Neuenglands, deren Stelle sie vertreten, und ebenso vollständig und mannichfaltig wie ein Mittagsmahl. Nicht selten ziehen sie sich bis zu einer

*) Vergleiche auch: San Francisco gestern und heute. S. 214 ff.

späteren Stunde hin, und es ist dann kein Wunder, daß die Damen sich nachher ohne Appetit an den Mittagstisch setzen. Dafür hat sie aber auch das Frühstück aufs reichste mit Stadtneuigkeiten versorgt, um damit die Unterhaltung am häuslichen Tische zu würzen.

Ehrgeiz und Stolz sind zwei hervorragende Eigenschaften des Charakters in San Francisco, und Männer, deren Leben wenig von dem Einfluß der Schule und Kirche erkennen läßt, tragen verschwenderisch zu dem Bau von Schulhäusern und der Unterhaltung von Kirchen bei. Die Schulen gehören zu den geschmackvollsten Gebäuden der Stadt und sind mit allen modernen Einrichtungen und Unterrichtsmitteln ausgestattet.

Genau anzugeben, was das Leben in San Francisco kostet, ist fast unmöglich; denn die Preise schwanken fortwährend. Dazu gesellt sich der Mangel übereinstimmender Gewohnheiten und einer gleichmäßigen, geordneten Lebensweise. Heute im Glück, trinken die Leute Champagner und prunken mit ihren Juwelen, während sie morgen auf das Schmarotzen bei ihren Freunden angewiesen sind. Die Händler nehmen in der Regel großen Profit. Unter einem Viertel Dollar ist nichts zu haben; ein halber Dollar ist das geringste Trinkgeld, das man geben kann. In den besten Hotels kostet der Tag drei Dollars in Gold. Alle Zahlungen werden nur in Gold oder Silber angenommen, Papiergeld ist durchaus ausgeschlossen. Californien hat überhaupt noch nie Papiergeld, selbst nicht eigenes, gehabt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ueber die Persönlichkeit und den Lebensgang des eben vielgenannten Henri Rochefort schreibt ein Pariser Correspondent der „Köln. Ztg.“: Rochefort, 1830 geboren und Sohn des Marquis de Rochefort-Lucay, ist ein großer, schlanker Mann mit hoher, vorspringender Stirn, kleinem schwarzem Schnurrbart und für den ersten Moment hartem Blick. Er ist einfach, liebenswürdig gegenüber seinen Genossen, ohne jede Anmaßung, muthig bis zur Tollkühnheit, aber leider ein Spieler. Rochefort war seltsamer Weise 1851 einer der Angestellten des Seinepräfecten Haußmann. Im Jahr 1863 war er sogar Inspector der schönen Künste, ein Posten, welchen er nur verließ, um bei dem „Charivari“, später bei dem „Nain Jaune“ mitzuarbeiten. Bei Letzterem verblieb er bis 1865, zu welcher Zeit er beim „Figaro“ eintrat, wo er durch einen Bericht über ein kleines, am Hof von Fontainebleau aufgeführtes Lustspiel Aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach einer kurzen Thätigkeit bei der Redaction des „Soleil“ kehrte er wieder zum „Figaro“ mit einem Gehalt von 2000 Franken monatlich zurück und verließ diesen erst, um seine „Lanterne“ zu gründen, nachdem ihn Villemessant in Folge einer Verwarnung des Ministers des Innern entlassen mußte. Auch seine Duelle — er hatte deren drei — haben seinem Namen eine gewisse Verbreitung verschafft, insbesondere jene, die er mit dem Prinzen Murat und Granier aus Cassagnac dem Jüngeren hatte.

— Die neuliche unerwartete Steigerung der Thätigkeit des Vesuvs hat an mehreren Abenden ein sehr hübsches Schauspiel geboten. Wer nämlich die nicht ganz gefahrlose Besteigung des neuen Kegels wagte, sah gerade hinein in den glühenden und dampfenden Schlund, der von Zeit zu Zeit aufwallte, um eine Rauchsäule auszustoßen und Lava zu ergießen. „Das Dröhnen war stark und rasch hintereinander, und die Stöße, wie der „N. A. Z.“ geschrieben wird, konnte man deutlich bis Neapel verspüren.

— Aus Candahar in Afghanistan wird den „H. N.“ unterm 12. Juni geschrieben, daß am genannten Tage daselbst zwei Männer ergriffen wurden, welche in dem Verdacht standen, Zeitungsschreiber zu sein. Vor den Emir geführt, verurtheilte sie dieser ohne weiteres zum Tode und ließ sie in seiner Gegenwart enthaupten. Ihre Köpfe wurden auf Stangen gesteckt und zur Warnung für Andere öffentlich auf den Thoren der Stadt zur Schau ausgestellt.

— Der Baron James Rothschild ist es, welcher kürzlich Chateau Laffite in öffentlicher Versteigerung für 4,150,000 Frcs. erstanden hat. Sein Schwiegersohn, Baron Nathanael, ist bereits der Besitzer der Weinberge von Bran-Mouton im Bordelais.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Von der Hempel'schen „Nationalbibliothek der Deutschen Classiker“ liegen wiederum eine Anzahl Werke vollendet vor: Schillers Gedichte nebst Biographie, Lessing's Gedichte und Dramen nebst Biographie, Heinr. v. Kleist's Werke, Theodor Körner's Werke, die Hauptwerke Wieland's, Seume's Werke, sämmtlich mit Biographieen ausgestattet, Jean Paul's Hesperus 2c. 2c. Dieselben bekunden aufs Neue die große Sorgfalt, welche dem Unternehmen sowohl von den Herausgebern als auch dem Verleger gewidmet wird. Wir begegnen unter den Herausgebern den geachtetsten Namen. An Wendelin von Maltzahn, das non plus ultra von Sammelfleiß und Literaturkenntniß reihen sich als Herausgeber der verschiedenen Classiker: Friedrich Förster, der Freund und Biograph Theodor Körners, v. Löper und Strehlke, zwei ausgezeichnete Arbeiter auf dem Gebiete der Götheliteratur, Sandvoß, der treffliche Kritiker, George Hesekiel, der, selbst ein sinniger, gemüthvoller Dichter, die Herausgabe Chamisso's übernommen, Adolph Wilbrandt, der verdienstvolle Biograph Heinrich v. Kleist's, Hermann Kletke, dessen Schriften und Poesieen sich überall zahlreiche Freunde erworben, und noch so manche andere hervorragende Kraft. Neben der Correctheit ist es vornämlich die Bereicherung des bisherigen Textes, was die Hempelichen Classiker auszeichnet. Von Körner werden ungefähr hundert, von Schiller mehrere hundert, von Goethe etwa fünfzig Gedichte, welche in den sonstigen Ausgaben fehlen, von Kleist dessen politische Schriften, von Wieland ein ganzes Bändchen kleinere Dichtungen mitgetheilt, die ebenfalls in den anderen Gesammtausgaben nicht zu finden sind. Mit besonderer Spannung aber müssen wir der Hempel'schen Ausgabe von Schillers Räubern entgegensehen, da dieselbe zum ersten Male eine von Schiller während des Druckes unterdrückte, bisher völlig unbekannte Scene publiciren wird.

Anagramm.

Höchste Freude, innigstes Vergnügen
Will ich Dir bezeichnen mit dem W.
Sorgliches Bemühen und Verfügen
Findest Du bei mir mit weichem B.
Mit dem S. des Lichtes höchste Pracht
Gieße liebevoll ich auf die Erden.
Mit dem T. — geschlossen — ew'ge Nacht
Dürfte ihm, der drinnen sein muß, werden.
Ach, ich war mit N. ganz ähnlich d'ran,
Als sich hinter mir die Pforten schlossen.
Mit dem D. und hängst ein r Du an,
Hat sich Segen auf die Flur ergossen.
Mit dem H. und einem ur als Fuß
Ist's: was Ehre bietet, Ehre hat.
Mit dem R. und einer Burg zum Schluß:
Ist's in Mitteldeutschland eine Stadt.

— Δ —

Auflösung des Palindrom in Nro. 96: Die. Eid.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 100.

†* Eine junge Frau.

Weihnachtserinnerung von Louis Heiland.

Es war am 21. December des Jahres 186., etwa 3 Uhr Nachmittags, als eine junge Frau auf der einsamen, von sonst keinem Wanderer belebten Straße vom Städtchen G. nach dem Dorfe Regensbüttel rüstig dahinschritt. Sie bildete die einzige Staffage der weiten winterlichen Landschaft, und da sie nun auch zugleich die Hauptperson unserer kleinen Erzählung ist, so dürften wir wohl mit ihr zunächst uns beschäftigen und darnach erst die Scenerie näher ins Auge fassen.

Wir haben die Wanderin eine „junge Frau" genannt und wollten damit eine verheirathete Frau, ein „Weib", wie der Engländer sagt, bezeichnen. Daß sie aber ein solches ist, beweist der vom aufmerksamen Beobachter nicht zu verkennende Ausdruck des Gesichts und besonders des Auges, der die junge Frau von der jungfräulichen Braut sicher unterscheiden läßt.

Sie ist aber auch eine hübsche Frau; freilich keine Gestalt der Juno oder Diana; von einer Göttin hat sie nichts, und selbst ein Vergleich mit der Hebe, der noch am ersten zutreffen möchte, fällt uns nicht ein. Sie ist eben nichts mehr und nichts weniger, als ein niedliches Weib, aber auch ein so niedliches Weibchen, wie Papageno es sich nur immer wünschen kann. Niedlich ist der schmale Fuß, niedlich das wohlgeformte, von einem weißen Wollstrumpf umschlossene Bein, dessen unteren Theil bis eben über die kaum bemerkbaren Knöchel der aufgeschürzte Rock erblicken läßt. Niedlich ist die ganze zarte Körpergestalt, deren Ebenmaß und elastische Beweglichkeit der sie umhüllende braune Tuchmantel nicht verbergen kann. Lieblich ist sicher aber das Gesichtchen, das, von der frischen Winterluft angehaucht, so rosig hervorblickt aus dem Rahmen von weißem Schwan, der das blaue Fanchon einfaßt, und dies dunkelblaue Auge, das uns an einen stillen, tiefen Bergsee unter dem reinen Nachthimmel erinnert. Inhaltsvoll, wie ein verschlossenes Buch, erscheint die hohe weiße Stirn, an der sich das glatt gescheitelte reiche braune Haar herunterlegt.

Damit haben wir in wenigen Zügen ein Bild der jungen Frau gegeben, und während dieselbe trotz des augenscheinlich schweren Korbes, der an ihrem Arme hängt, rasch auf ihrem einsamen Weg dahin wandert, wollen wir mit eben so wenigen Worten dem Leser ihre einfache Lebensgeschichte erzählen.

Ihr verstorbener Vater war Lehrer und Küster im Kirchdorf Regensbüttel gewesen und hatte daselbst allgemeine Liebe und Achtung genossen. Seine wissenschaftliche Bildung und Anschauungsweise übertraf an Tiefe, Klarheit und Umfang weit diejenige seiner meisten Collegen. Da ihm aber in seiner Jugend Armuth die Vollendung seiner begonnenen theologischen Studien unmöglich gemacht hatte, so mußte er sich später mit seiner bescheidenen Lebensstellung begnügen. Und er ließ sich daran genügen und wußte in ihr mehr Nutzen und Segen zu schaffen, als mancher Andere im hoch angesehenen und einträglichen Amt, der dasselbe nur als persönliche Sinecure betrachtet.

Sein größter Erdenschatz war sein einziges Kind, seine Tochter Mathilde. Ihr widmete er all die Zeit, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, und für sie schlossen sich die reichen Schreine seines Wissens und seiner Erfahrungen auf; auch fand er an ihr eine ebenso begabte wie begierige Schülerin, und so erhielt seine Tochter eine so gediegene wissenschaftliche und dabei durchaus gesunde geistige Ausbildung, wie sie wohl selten den Töchtern der höchsten Stände zu Theil wird.

Als Mathilde ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, brachte der Vater sie in eine befreundete Familie des benachbarten Städtchens G., damit sie hier die feineren weiblichen Handarbeiten erlerne, wozu das Heimathsdorf die Gelegenheit nicht bot.

Hier in G. wurde das Kind zur Jungfrau, die Jungfrau zur Braut; zur Braut eines Mannes, der, um zehn Jahre älter als sie, ihren hohen geistigen Werth zu würdigen verstand, weil er selbst ein edeler, gehaltvoller Charakter war. Karl Hartwig, so hieß ihr Geliebter, war der Sohn eines reichen Handelsherrn in Braunschweig und arbeitete im Städtchen G. als Comptoirist auf der bedeutenden Spinnerei- und Leinwandfabrik der „Gebrüder Wüstenfeld", mit denen sein Vater in reger geschäftlicher Verbindung stand.

Karl Hartwig warb bei dem Vater seiner Geliebten um deren Hand; wenige Tage darnach aber schon wurde der Letztere von einem bösartigen Nervenfieber befallen und starb, ohne daß es ihm möglich gemacht worden war, die Zukunft seiner hinterlassenen Gattin und Tochter sicher zu stellen.

Kurze Zeit nachher reiste Hartwig in seine Heimathsstadt, um hier persönlich vom Vater dessen Einwilligung zu seiner Verheirathung mit der Schullehrerstochter zu erwirken. Widerspruch desselben dagegen hatte er allerdings gefürchtet, indeß keineswegs die Hoffnung aufgegeben, daß es ihm gelingen werde, denselben zu besiegen. In dieser Hoffnung sah er sich nun aber gänzlich getäuscht.

Der Alte hatte sich mit anderen Plänen und glänzenderen Aussichten für seinen Sohn getragen, und in der festen Erwartung, dieselben realisirt zu sehen, hatte er darnach schon jahrelang seine Maßregeln getroffen und seine Geschäftsoperationen eingerichtet.

In seinem Hause lebte die verwaiste einzige Tochter eines früheren langjährigen Geschäftsfreundes, deren bedeutendes Vermögen er als Vormund verwaltete und zum größten Theil in seinen Handelsspeculationen stecken hatte. Dieses allerdings schon über die erste Blüthenzeit des Lebens hinausgekommene Mädchen war von ihm seinem Sohn zur Gattin bestimmt, und jetzt eben hatte er diesen seinen Plan zu verwirklichen gedacht und war keineswegs gesonnen, sich denselben durch die Dazwischenkunft der Tochter eines armen Dorfschulmeisters vernichten zu lassen.

So waren denn alle Bemühungen des Sohnes, den Vater für seine Wünsche günstig zu stimmen, durchaus vergeblich. Vielleicht möchte es dennoch gelungen sein, hätte ihm eine liebende Mutter mit ihrem Einflusse zur Seite gestanden; diese aber hatte er schon vor vielen Jahren durch den Tod verloren.

Beharrte indeß der Vater fest auf seinen Plänen und seinem gefaßten und ausgesprochenen Willen, so war sein Sohn

eben so unerschütterlich und standhaft in der Ausführung desjenigen, was er mit Recht für seine Pflicht, sowie für die allereigenste innerste Angelegenheit eines Mannes hielt, in der jede fremde Autorität, auch die des Vaters aufhört, und so kam es zwischen beiden zum vollständigen Bruch. Karl Hartwig führte seine Braut zum Altar ohne seines Vaters Einwilligung, und dieser sagte sich gänzlich von ihm los und setzte seine Enterbung fest.

Das junge Ehepaar, vereinigt mit der Mutter Mathildens, nahm seinen Wohnsitz in der Stadt G., woselbst Karl Hartwig seine Comptoirstelle im Geschäfte der Gebrüder Wüstenfeld behalten hatte, und ein Jahr verstrich ihnen in Ruhe und Glückseligkeit, die dann noch erhöht wurde durch die Geburt eines lieblichen Knaben.

Hartwig theilte dieses frohe Ereigniß seinem Vater mit und bat ihn, Pathenstelle bei seinem Enkel zu übernehmen. Um Verzeihung für seine Verheirathung aber bat er nicht, da er auch jetzt noch kein Unrecht von seiner Seite darin zu sehen vermochte, und eben so wenig erwähnte er seiner materiellen Verhältnisse.

Wenn er gehofft, durch diesen Schritt den einzigen Schatten zu entfernen, der ihm und mehr noch seiner jungen Frau den heiteren Himmel ihres ehelichen Glückes zu Zeiten getrübt hatte, so sah er sich in dieser Hoffnung bitter getäuscht.

Von seinem Vater erhielt er keine Antwort, dagegen wurde ihm bald darnach seine Stelle auf dem Wüstenfeld'schen Comptoire ganz unerwartet gekündigt, und als er bei dem alten, ihm bisher immer gewogenen Chef des Hauses auf eine Erklärung des Grundes dieser plötzlichen Entlassung drang, mußte er erfahren, wie dieselbe auf ausdrückliches Verlangen seines Vaters, gegen den das Geschäft große Rücksicht zu nehmen habe, erfolgt sei.

Er ging nun mit seiner Familie nach Hannover, woselbst er eine Anstellung als Buchhalter in einem Bankgeschäfte gefunden hatte, aber auch hier wurde er nach einem Jahre wieder entlassen und glaubte darin abermals die Machinationen seines Vaters zu sehen.

Jetzt versuchte er, durch Führung und Ordnung der Geschäftsbücher kleinerer Kaufleute und durch Unterrichtertheilung in Handelswissenschaften seine Existenzmittel zu erwerben; fand aber diese Versuche und Bemühungen so wenig lohnend, daß gar bald schwere Nahrungssorgen bei ihm einzogen.

Seine Frau hätte ihn gern in Erwerbung des täglichen Brodes unterstützt, doch wurde ihre Zeit durch häusliche Beschäftigungen fast gänzlich in Anspruch genommen. Sie hatte ein zweites Kind, eine Tochter, geboren, und dazu kam nun noch, daß ihre Mutter seit einiger Zeit beständig kränkelte und ihrer Pflege und Wartung bedurfte.

Karl Hartwig war indeß nicht der Mann, der durch äußere Calamitäten sich so leicht niederdrücken und durch den Strom des Mißgeschickes sich willen- und widerstandslos zum Untergange fortreißen ließ. Als er einsah, daß alle Anstrengungen und Mühen, seine gegenwärtige Lage zu verbessern, ohne Erfolg waren und seine gemachten Ersparnisse täglich mehr schwanden, faßte er den Entschluß — gleich tausend Anderen — hinüber zu gehen nach Amerika und dort das Glück aufs neue zu versuchen.

Als er zuerst mit seiner jungen Gattin über diesen Plan sprach, wäre ihr Herz fast erstarrt vor unnennbarem Wehe, und doch wußte sie mit gewaltiger Anstrengung sich zu fassen und ihrem geliebten Manne ein ruhiges Antlitz zu zeigen, um ihm das Bittere seines Entschlusses, den ihr Verstand billigen mußte, nicht noch zu erhöhen. Nur darum bat sie ihn, daß er sie mit hinüber nehmen möge, damit sie ihm auch drüben helfend und tröstend zur Seite stehen könne. Und doch mußte auch hierin sie bei ruhiger Ueberlegung seinen Gründen beipflichten und mit Mutter und Kindern zurückbleiben, bis ihr Gatte in der neuen Welt ihnen eine einigermaßen gesicherte Existenz errungen haben würde. Wie viele bittere Thränen sie aber in stiller Nacht vergossen, hatte nur Gott gesehen und gezählt.

Vor seiner Abreise nach Amerika hatte Karl Hartwig Gattin, Schwiegermutter und Kinder nach dem Dorfe Regensbüttel gebracht, ihnen hier eine kleine aber behäbige Wohnung verschafft und ihnen an Geldmittel zurückgelassen, soviel er nur irgend entbehren konnte.

Seitdem waren zwei Jahre verstrichen; Mathilde hatte mehrere Briefe von ihrem Manne aus verschiedenen Plätzen Nordamerikas erhalten; ihr Inhalt aber war kein erfreulicher gewesen. Er hatte schwer gekämpft und hart gearbeitet, hatte oft zu den niedrigsten Beschäftigungen greifen müssen, nur um das nackte Leben zu fristen, und hatte er auch noch immer die feste Hoffnung auf bessere Zeiten und auf eine baldige Wiedervereinigung mit denen, die ihm die Theuersten auf der Welt waren, ausgesprochen, so war doch auch nach seinem letzten Briefe der Zeitpunkt dieses Glückes noch durchaus nicht abzusehen.

Diesen letzten Brief hatte Mathilde nun schon vor drei Monaten empfangen, und seitdem war ihr keine Nachricht von dem geliebten Manne zugekommen, und so wußte sie nicht einmal, ob er noch am Leben war. Inzwischen war auch vor schon länger als einem Jahre ihre Mutter gestorben, und so stand sie mit ihren beiden Kindern allein, wenn auch Nachbarn und Freunde ihrer seligen Eltern ihr mit Rath und That zur Hand gingen, soviel sie nur vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Sandhügel.

(Schluß.)

Die berühmte Zufluchtsstätte der Minengräber und Handarbeiter ist das „What-Cheerhaus“. Eine Mahlzeit kostet hier 50 Cents (einen halben Dollar) und ein Bett ebenso viel. Mit dem Hause ist eine Anstalt zum Waschen und Ausbessern der Kleidungsstücke verbunden, ferner eine Volksbibliothek, welche fünftausend Bände sowie eine Menge von Zeitungen und anderen Journalen enthält, eine umfassende, kostbare Mineraliensammlung, ein schönes Cabinet ausgestopfter Vögel — alles das zur Bequemlichkeit und Unterhaltung der Gäste. Das Lesezimmer ist gewöhnlich voll schlichter, derber Leute mit Büchern und Zeitungen in den Händen.

Zu den Lieblingsvergnügungen gehört der Besuch des Cliffhauses, um dort zu frühstücken und dem Spiel der Seelöwen zuzusehen. Das „Cliffhaus“ liegt etwa sechs Meilen von der Stadt auf einer Klippe, welche in die See vorspringt. Das Goldene Thor hat man droben zur Rechten und unter sich etwa ein Dutzend rings umbrandete Felsen, auf denen es von Seelöwen und Pelikanen wimmelt. Ungeschickt und unbehilflich wie Säuglinge kriechen die Seelöwen aus dem Wasser auf die Felsen, die etwa 20 bis 30 Fuß hoch sind, und lassen es sich wohl sein in der Sonne. Von Zeit zu Zeit heben sie den Kopf, blicken um sich und stoßen ein rauhes, weithin tönendes Bellen aus. Zuweilen gerathen sie unter sich in Streit, schlagen und beißen einander und bellen wie Hunde; dann wieder springen sie, ermüdet vom Kampfe, oder weil der blaue Himmel

sie langweilt, in die See. Es sind Thiere von 50 bis 200 und 300 Pfund Gewicht. Seemöven und Pelikane, die letzteren im Fluge schwerfällig wie Enten, ruhen in großen Schaaren auf den Felsen oder kreisen, nach Fischen spähend, mit lautem Flügelschlage über dem Wasser.

Ein Fremder wird selten eine Woche in San Francisco verweilen, ohne von den Städtern zu einer Partie nach dem Klippenhotel eingeladen zu werden. Ebenso wenig wird er einen nächtlichen Streifzug durch das Viertel der Chinesen unterlassen. Ueber diese in San Francisco lebenden Söhne des Reiches der Mitte fanden wir eine äußerst interessante Detailschilderung in dem Werke: „Von Ocean zu Ocean. Nach den Reisebriefen von Samuel Bowles frei bearbeitet von Robert Schweichel“ (Leipzig, B. Schlicke), dem wir hier folgen. Eine kurze Bemerkung dürfte dabei nicht überflüssig sein. Es war in der Mitte des Monats Mai 1865, als Samuel Bowles, der Herausgeber des Journals The Springfield Republican“, mit einer Gesellschaft von fünf Personen, unter denen sich Mr. Colfax, der Sprecher, d. h. der Vorsitzende des Repräsentantenhauses, befand, von Springfield im Staate Illinois aufbrach, um quer über das Festland der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Küste des stillen Oceans zu erreichen. Diese Reise hatte keinen anderen Zweck als Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und Bowles schilderte sie in Reisebriefen, die er veröffentlichte und denen die deutsche Uebersetzung von Schweichel gefolgt ist. Doch nun zurück zu unseren emigrirten Söhnen des Reiches der Mitte.

Die Chinesen sind eine charakteristische Staffage von San Francisco, sowie der Küstenstaaten des stillen Weltmeers überhaupt. Sie machen etwa den siebenten Theil der Bevölkerung aus. Ihre Gesammtzahl beläuft sich auf etwa 60,000 bis 80,000. Man findet sie überall, auf dem Lande, in den Städten, den Wäldern, den Minen — überall, wo es Arbeit giebt und durch ausdauernden Fleiß Geld erworben werden kann. Ihre Einwanderung begann im Jahre 1852, wo ihrer 20,000 über den stillen Ocean kamen. Keiner kam, um für immer seinen Wohnsitz in Amerika aufzuschlagen. Sie bleiben Fremde im Lande, suchen Arbeit, um Geld zu machen, und kehren dann wieder in ihre Heimath zurück. Ihre Weiber bringen sie nur selten mit: die Chinesinnen, welche man in San Francisco trifft, gehören jener Klasse an, welche ihre Reize feilbietet.

Es giebt kaum irgend eine Thätigkeit, sowohl weibliche Arbeit als männliche, zu der sich die Chinesen nicht geschickt erwiesen. Sie waschen und bügeln für die Einwohnerschaft, wobei sie den zu plättenden Gegenstand mit dem Wasser anfeuchten, das sie im Munde halten und kunstvoll wie einen feinen Sprühregen auszuspucken wissen. Ueberall in den Dörfern sieht man rohe Schilder, welche anzeigen, daß See Hoh oder Ah Thing, oder Siam Sing, oder Wee Lung, oder Chum Sing wäscht und bügelt, daß Tie ein Doctor ist und Hop Chang und Chi Lung einen Kramladen hält. Sie sind gute Dienstboten, Köche, Aufwärter und Kinderwärter, besser meistens als die irländischen Mädchen und ebenso billig. Als Köche zeichnen sie sich meist durch ihr Genie der Nachahmung aus. Man braucht ihnen eine Sache nur einmal zu zeigen, und ihre Ausbildung ist vollendet. Viele von ihnen sind Gemüsegärtner, und sie verstehen es, vom Klima begünstigt, von ihrem Gemüse drei, vier, selbst fünf Ernten im Jahre zu gewinnen. Vortrefflich sind sie als Eisenbahnarbeiter; denn bei ihrem ausdauernden Fleiße sind sie im Stande, fast ebensoviel in einem Tage zu schaffen als die Weißen, und dabei kosten sie nur halb so viel. Die Chinesen sind bewunderungswürdig anstellig; sie lernen schnell, sind ruhig, fleißig, ehrlich. Fische, Gemüse, Reis und Schweinefleisch sind ihre Hauptnahrungsmittel, und dabei essen sie so wenig, daß sie mit dem dritten Theile von demjenigen auskommen, was ein amerikanischer Arbeiter bedarf. Tausende von Chinesen sind Aehrenleser auf den Goldfeldern. Sie folgen in Haufen hinter den weißen Goldgräbern, waschen noch einmal den Sand, den diese verlassen haben, und begnügen sich mit einem Ertrage, den ihr Vorgänger verachten würde. Ein chinesischer Goldwäscher ist mit einem oder zwei Dollars täglich zufrieden, während der Weiße bei einem doppelten Gewinne Hungers stirbt oder enttäuscht weiter zieht.

Trotz dieser Tugenden sind die Chinesen die Opfer aller Arten von Vorurtheil und Ungerechtigkeit. Sie verlangen weder noch wünschen sie das amerikanische Bürgerrecht, und das Gesetz verweigert ihnen trotzdem den Schutz der Person und des Eigenthums. Ihr Zeugniß gegen den Weißen ist vor Gericht unzulässig. Als Goldgräber sind sie einer monatlichen Abgabe von 4 Dollars unterworfen. Auf diese Weise vom Staate belastet und geächtet, was Wunder, wenn sie oft zum Opfer der Gemeinheit und Grausamkeit von Privatpersonen ausersehen werden. Einen Chinesen zu mißbrauchen und zu betrügen, ihn zu berauben, zu schlagen, selbst zu tödten, das sind Dinge, die von rohen Menschen nicht nur ungestraft ausgeübt werden, sondern deren sie sich auch noch rühmen. Aus den Minenbezirken werden schauderhafte Fälle von Räubereien und muthwilliger Verstümmelung an Chinesen berichtet. Besaß John (der Spitzname, mit dem man die Chinesen belegt) ein Recht auf ein Stück goldverheißenden Bodens, so heißt man ihn sich forttrollen, es gehöre bereits einem Anderen. Hat er einen Schatz gesammelt, so muß er ihn herausgeben oder er wird getödtet. Muthwillig greift man sie an und schießt und sticht sie nieder wie wilde Thiere. Wenn John die Mißhandlung überlebt und klagbar wird, so hört ihn kein Richter, noch findet er vor dem Gesetz Glauben.

Die einwandernden Chinesen gehören zu den besten Landbauern aus der Umgegend von Kanton und Hongkong. Sie verbinden sich zu Genossenschaften, je nach den Dörfern oder der Nachbarschaft in der Heimath. Diese Verbindungen haben ihre Hauptquartiere in San Francisco. Ihre Präsidenten sind Männer von Charakter und hoher Intelligenz. Ihr Amt besteht darin, Allen, die zu ihrer Körperschaft gehören, ein zeitweiliges Unterkommen anzuweisen, ihnen Arbeit zu verschaffen, sie gegen Unrecht zu schützen und ihre Leichen zu ihren Angehörigen in der Heimath zu schicken. Neben dieser Organisation giebt es unter den Chinesen Gilden und Handelsgenossenschaften.

Eine ganze Zahl der bedeutendsten Handelshäuser von San Francisco befindet sich in den Händen von Chinesen. Die Männer an ihrer Spitze sind intelligent und bedeutend. Gegenstand ihres Handels sind die Bedürfnisse ihres Landes, Thee und Seide, sowie für die Amerikaner Curiositäten. Ihr jährlicher Import beläuft sich auf Hunderttausende, ja Millionen, und sie stehen wegen ihrer Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in einem weit besseren Rufe als die amerikanischen Kaufleute.

Der chinesische Speisezettel ist bekannt; doch dürfte das Menu eines Diners interessiren, dem unser amerikanischer Gewährsmann beiwohnte. Das Diner wurde von einigen chinesischen Handelsherren und den Vorständen der sechs chinesischen Genossenschaften gegeben und fand in dem zweiten Stockwerk eines chinesischen Restaurant statt. Die Hauptgerichte des ersten Ganges bestanden aus den unvermeidlichen gebackenen Haifischflossen und geschabtem Hammelfleisch, gedämpften Tauben mit Bambosuppe, gedämpften Hühnern mit Wasserkresse, Seetang, gedämpften Enten mit Bambosuppe, Napf-, Eier- und anderen Kuchen, Bananen, Vogelnestersuppe, Thee. Den zweiten Gang eröffnete kalter Thee und ein sehr starker, weißer, nach Rosen duftender Liqueur in kleinen Bechern. Es folgten Flechten und schwammartige Moose, abermals Haifischflossen, gekochte Kastanien mit Hühnern, chinesische, aus ihrem getrockneten Zustande auferstandene Austern, gekochte Pilze, Nüsse, gedämpftes Hammelfleisch, gebratene Enten, Reissuppe, Reis mit Enteneiern und Pfeffergurken, Hammel- und Hühnersuppe. Der dritte und letzte Gang bestand aus einer großen Mannichfaltigkeit frischer Früchte. Das Diner dauerte fünf Stunden. Die amerikanischen Gäste hatten dazu Champagner und Claret geliefert. Es war nach chinesischen Begriffen unstreitig ein äußerst glänzendes, auch war Alles mit Geschmack und Eleganz servirt; aber einen

wirklich gastronomischen Genuß hatten die Gäste nicht, und Bowles war froh, als ihn ein Freund von der Tafel abrufen ließ, um sich mit ihm bei einem amerikanischen Restaurant in gewohnter Weise zu stärken. (Europa.)

Mannichfaltiges.

— Ueber die von dem Bezirksgericht zu Traunstein am 12. d. gegen den Beneficiaten Forstmayr von Rosenheim und zwei Mitangeklagte stattgefundene Verhandlung wegen Aufforderung zum Ungehorsam gegen das Wehrgesetz (Art. 135 des St.-G.-B.) wird den „N. Nachr.“ folgendes Nähere berichtet: Dem Herrn Beneficiaten war zur Last gelegt, am 3. April d. J. gelegentlich der damaligen Controlversammlung in Rosenheim auf dem öffentlichen Versammlungsplatz vor einer Menschenmenge mehreren Wehrpflichtigen, welche die Ableistung des gesetzlich gebotenen Eides verweigerten, laut zugerufen zu haben: „Recht habt Ihr; Ihr müßt auch wissen, warum Ihr schwört.“ Auf dieses hin fingen zwei Bursche, nämlich Georg Gabelsberger von Nordorf und Florian Hausstetter von Eich, an, ihrerseits Controlpflichtige zum Ungehorsam aufzufordern, indem sie denselben zuschrieen: „Buben, geschworen wird nicht, und die Hüte kommen auch nicht herunter,“ wobei einer derselben beisetzte: „Dort der Hr. Pfarrer, welcher früher bei uns in Nordorf war, hat's auch gesagt, daß wir Recht haben.“ Beneficiat Forstmayr, der persönlich erschienen war, läugnete, die Burschen irgendwie zum Ungehorsam aufgehetzt zu haben, und gab nur so viel zu, daß er lediglich als Geistlicher habe darüber belehren wollen, daß man im Zweifel nicht schwören dürfe, und daß es nach seiner Ansicht (als Seelsorger und Katechet) allerdings Recht sei, dann nicht zu schwören, wenn man über das zu Beschwörende Zweifel hege, und solche Zweifel seien von einem Wehrpflichtigen vor seiner Belehrung wirklich geäußert worden. Dem gegenüber wurde durch bestimmte eidliche Zeugenaussagen erwiesen, daß der Herr Beneficiat die ihm zur Last gelegten Aeußerungen wirklich gemacht habe, und selbst einer der Mitbeschuldigten bestätigte, daß er selbst gehört, wie Forstmayr gerufen: „Recht habt Ihr, wenn Ihr nicht schwört.“ Auch Gabelsberger und Hausstetter läugneten; aber auch ihnen wurde durch Zeugen die Richtigkeit der Anklage nachgewiesen. Der zweite Staatsanwalt Wetzel beantragte mit Rücksicht darauf, daß jüngster Zeit nach den Mittheilungen öffentlicher Blätter in gleichen oder ähnlichen Fällen gegen Geistliche von den Gerichten fast immer auf Geldstrafe erkannt und die einzige ausgesprochene Freiheitsstrafe vom Obergericht ebenfalls in eine Geldbuße umgewandelt worden sei, sämmtliche Beschuldigte in eine Geldstrafe zu verfällen, und zwar den Hrn. Beneficiaten in eine solche von 50 fl., die beiden verleiteten Bursche in eine solche von je 36 fl. Sämmtliche drei Angeschuldigte waren ohne Vertheidiger erschienen; Herr Beneficiat Forstmayr versuchte es selbst, sich nach Kräften zu vertheidigen, zeigte aber hierbei so wenig Geschick und eine so große Verwirrung und Armuth in Worten, daß es fast ans Lächerliche grenzte. Der Gerichtshof war strengerer Ansicht als der Staatsanwalt, indem er gegen jeden der drei Beschuldigten eine Gefängnißstrafe von zwei Monaten aussprach, die vom Beneficiaten Forstmayr auf einer Festung erstanden werden darf. Sämmtliche Verurtheilte meldeten sofort die Berufung an.

— Schaumburg a. d. O., bei Cüstrin. Am 2. August hatte der Ort ein Naturschauspiel, wie es sich wohl selten in hiesiger Gegend ereignete. Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr entstand durch Zusammenstoß zweier Gewitter, das eine zog aus der Gegend von Zorndorf mit großen Hagelmassen heran, das andere folgte dem Laufe des Oderstromes — eine Windhose, die arge Verwüstungen anrichtete. Gerade über der Mitte des Dorfes gebildet, während zu beiden Seiten sich kein Lüftchen regte, entwurzelte sie in ihrer Gewalt Bäume und Sträucher, riß Zäune um, deckte Gebäude radical ab und nahm ihr in den Weg kommende leichtere Wesen, wie Geflügel, hoch in die mit Heu, Stroh und Baumzweigen angefüllte Luft, während eine Frau aus den Pantoffeln gehoben und mit Blitzesschnelle herumgedreht wurde. Auf ihrem Wege nach der Oder nahm die Stärke der Windhose zu und über dem Fluß selbst gewährte sie einen Augenblick den Genuß einer Trombe (Wasserhose). Es schien auf der Oder ein umgekehrter Wolkenkegel zu ruhen, der das Wasser 40 Fuß hoch kegelförmig emporwühlte und dieses nebst Fischen u. s. w. eine Strecke auf dem Lande mit sich fortführte. Eine am Oderdeich weidende Viehherde wurde um und um gedreht und ein Theil zu Boden geschleudert. Die Viehjungen büßten auf Nimmerwiedersehen ihre Säcke ein, in die sie sich zum Schutze gegen den Regen gehüllt, es quoll ihnen das Blut aus Mund und Nase, und einer derselben, Namens Bäch, hoch mit emporgehoben, brach, zur Erde gefallen, einen Arm. In der Richtung nach Dorgast im Ober-Oderbruch entzog sich das Phänomen der ferneren Beobachtung.

— Die „St. Petersb. Ztg.“ schreibt: „Der in Ischl mit seinem Sohne auf so traurige Weise um das Leben gekommene Fürst Gagarin war verheirathet mit dem einstigen Liebling des Moskauer Publicums, der bekannten Ballerina A. W. Prichunowa. Aus dieser Ehe stammte der einzige 17 Jahre alte Sohn, welcher in dem letzten Semester sein Examen an der Moskauer Universität bestanden hatte und für die Ferienzeit mit den Eltern in das Ausland gereist war. Mit den übrigen Gliedern der Familie stand der Fürst in keinem freundschaftlichen Verhältniß, da diese ihm niemals seine sogenannte Mesalliance vergeben hatten. Da er kein Testament hinterlassen hat, so geht das ganze Vermögen wieder an die Familie zurück, und die verwittwete Fürstin ist voraussichtlich wohl nur auf ihren gesetzlichen Wittwenantheil angewiesen.

— Eine neue Art Straßenlocomotive wird gegenwärtig in Edinburgh mit Erfolg verwandt. Dieselbe (nach R. W. Thompsons Patent gebaut) vermeidet die beiden Haupthindernisse, welche sich bisher der Einführung der Straßenlocomotive entgegenstellten: die gegenseitige Abnutzung von Weg und Maschine. Dies wird dadurch erreicht, daß der Spurkranz mit einer vulcanisirten Gummimasse umgeben ist, welche, ohne der Geschwindigkeit und Zugkraft Eintrag zu thun, alles Stoßen und Rütteln vermeidet, als gingen die Wagen auf Gummimaschinen. Das Gewicht einer solchen Locomotive beträgt 8 Tonnen; sie ist bequem im Stande, 3 Waggons mit Ladung in einem Gesammtgewichte von über 32 Tonnen zu ziehen.

— In dem Garten eines Herrn Grimstone in Highgate ist in diesem Sommer eine Erbsenstaude zu voller Frucht gekommen, deren Samen-Erbse in einer Vase vorgefunden wurde, die man bei einem ägyptischen Grabmal ausgegraben hatte. Diese Erbse war also, nach einer oberflächlichen Berechnung, 2800 Jahre vergraben gewesen, ohne die keimende Kraft zu verlieren.

— Vor einem Londoner Polizeigerichte ist ein interessanter Schwindlerproceß zur Verhandlung gekommen. Nachdem vor einiger Zeit vielfach darüber geklagt worden war, daß junge Mädchen aus dem Auslande zu unmoralischen Zwecken nach London gebracht würden, gründete ein gewisser Bedwell eine „Gesellschaft zum Schutze fremder Mädchen“, zu deren Secretär und Rendanten er sich machen ließ. Das Geschäft ging gut, ziemlich bedeutende Beiträge gingen ein, von denen er Ankäufe zu „Gesellschaftszwecken“ machte und unter Anderem ein Pferd und einen Brougham für 200 Pfd. St. erwarb. Das Schlimmste indessen war, daß dieses neue Gesellschaftseigenthum unter der Obhut des Herrn Bedwell alsbald den Weg zum Pfandleiher kennen lernte. Wegen dieser Achtlosigkeit wurde der gewissenhafte Secretär denn auch vor die Assisen verwiesen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 101.

†* Eine junge Frau.

Weihnachtserinnerung von Louis Heiland.

(Fortsetzung.)

Heute, am Tage vor Weihnachten, kehrte Mathilde von G. zurück, wohin sie die von ihr gefertigte Wäsche und Stickereien getragen hatte, mit deren Herstellung sie seit längerer Zeit den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder erwarb.

Wenn der Leser nun aber glaubt, unsere Wanderin sei heute gar trübe und schweren Herzens ihren Weg gegangen, wie es die mitgetheilten Verhältnisse ihrer Lage allerdings vermuthen lassen, so irrt er dennoch. Sie wußte freilich selbst nicht, wie es kam; aber heute konnte sie nicht traurig sein.

War es eine beseligende, geheimnißvolle Einwirkung der heiligen Festzeit? — war es die Erinnerung an die wonnigen Schauer, welche in glücklichen Kinderjahren an diesem Tage ihre Seele erfüllten, und jetzt wieder die Weihnachtslieder aus jener Zeit auf ihre Lippen brachte? — waren es die freundlichen und fast prophetisch klingenden Worte des Trostes und der Hoffnung auf eine baldige glückliche Rückkehr ihres Gatten, die heute der alte Herr Wüstenfeld ihr in's Herz gesprochen hatte? — war es der Gedanke an die Geschenke für ihre Kinder, mit denen die stets gütige und theilnehmende Gattin des alten Herrn ihren Korb gefüllt, und an die Bescheerung, die sie am heutigen Tage ihren Kleinen zu bereiten gedachte? — oder war es endlich die sie umgebende herrliche Gotteswelt, die eben in dieser Zeit so wunderbar traut zum Herzen redet und dasselbe, mehr als in den übrigen lebensvolleren Zeiten des Jahres, in eine stille friedliche Kammer verwandelt, ausgestattet mit süßen und ernsten Erinnerungen und Gefühlen, in die wir uns eben jetzt so gern zurückziehen? — Vielleicht war es die Gesammteinwirkung aller dieser Ursachen, die heute den schweren Bann der Leiden und Sorgen brach, der so lange die Elasticität ihres Gemüthes gefesselt hielt. Sie fragte, sie analysirte nicht, aber sie fühlte sich heute einmal wieder so froh und leicht, wie in den glücklichsten Tagen ihres Lebens. „Ihr Herz ging in Sprüngen und konnt' nicht traurig sein."

So schritt sie eiligen Fußes und hellen Auges dahin. Um sie her breitete sich die weite stille Winterlandschaft, eingehüllt wie ein bräutliches Bett in eine glänzend weiße Schneedecke. Die alten Linden am Weg schüttelten mitunter leise ihre breiten Aeste, und ein feiner Schneestaub wallte herab und erglänzte in den blassen Strahlen der winterlichen Nachmittagssonne, wie tausend schimmernde Krystalle. Durchbebte vielleicht auch sie die Regung eines neuerwachenden Lebens, das nach dem Volksglauben an diesem Tag zum ersten Mal wieder ihre Adern durchdringt?

Auf dem Weg hüpften zwei Elstern und becomplimentirten einander, wie zwei alte, steife Jungfern, die in enganliegender Staatsrobe mit langer Schleppe sich gegenseitig beknixen und sich ihren Klatsch erzählen. In der Ferne tauchten hier und da aus beschneitem Gebüsch die Schornsteine einzelner, zerstreut liegender Häuser hervor und sandten in gerader Linie einen bläulichen Rauch zum reinen Himmelsdome auf.

Sonst war es still, feierlich still rings umher und nur als unsere Wanderin in den dunkelen Tannenwald trat, durch welchen ihr Weg sie führte, umfing sie ein leises Flüstern dürrer Blätter der den Weg säumenden Zwergeichen, durch die verstohlen der Zaunkönig und die Meise schlüpften und sich Waldmärchen zuzwitscherten.

Bald war der Wald durchschritten, und nun erblickte sie, erglänzend in den letzten Strahlen der scheidenden Abendsonne, die Spitze des Kirchthurms ihres heimathlichen Dorfes.

Sie schlug einen kürzeren Seitenweg ein, der sie an einigen tiefen Gruben vorüberführte, aus denen man früher einmal Mergelerde gegraben und dieselbe zur Verbesserung des Bodens auf Ackerland gebracht hatte. Später hatten dann sich diese Gruben mit trübem lehmigem Wasser gefüllt, das jetzt aber unter einer beschneiten Eisdecke verborgen war. Hier stand sie eine Weile sinnend still, da diese Stelle sie lebhaft an eine Scene erinnerte, in der vor nicht langer Zeit sie selbst eine Rolle gespielt, die für sie gar ernste Folgen hätte haben können.

Im Anfang des letztvergangenen Monats war sie an einem mondhellen Abend auch dieses Weges von G. heimgegangen, als sie plötzlich durch das Geräusch eines rollenden Wagens und durch angstvolle Hilferufe erschreckt wurde; und als sie darauf herbei eilte, sah sie ein Pferd mit einem leichten Jagdwagen hinter sich in wildem Galop auf die gefährlichen Mergelgruben zustürzen, auf dem schwankenden Gefährte aber einen anscheinend schon bejahrten Mann stehen, der die Leitung seines Thieres verloren hatte und nun vergebens versuchte, vom Wagen herabzuspringen.

Da war kein Augenblick Zeit zu verlieren; denn wenige Schritte noch, und Roß, Wagen und Mann stürzten in die dunkele Tiefe und waren unrettbar verloren. Sie dachte bei diesem Anblick nicht an ihre geringen Körperkräfte, nicht an die eigene Gefahr, sondern warf sich muthig dem wilden Thiere entgegen, ergriff glücklich die Zügel und mit einer verzweifelten Anstrengung gelang es ihr, dasselbe herum zu reißen und zum Stehen zu bringen. Der Wagen schlug dabei allerdings um und der alte Herr fiel heraus auf die weiche Erde, ohne jedoch Schaden zu nehmen.

Sobald die Gefahr vorüber war, schwanden unserer Heldin auch ihre gewaltsam aufgeregten Kräfte, und ermattet sank sie zur Seite des Weges nieder, raffte sich aber schon nach einigen Augenblicken wieder auf, um den alten Herrn bei seinen Bemühungen, den umgeschlagenen Wagen wieder aufzurichten, zu unterstützen. Hierbei fühlte sie einen heftigen Schmerz in ihrem linken Fuß und merkte jetzt erst, daß das Pferd wahrscheinlich auf denselben getreten und ihn verletzt hatte.

Erst nachdem das Fuhrwerk wieder vollständig geordnet war, sagte der Besitzer desselben der jungen Frau, die ihm wie ein rettender Engel im Augenblick der höchsten Gefahr erschienen, seinen Dank und erkundigte sich zugleich nach Namen und Herkunft derselben. Kaum indeß hatte sie ihn damit bekannt gemacht, als er — ohne weiter ein Wort zu äußern — auf den Wagen stieg, davonfuhr und es seiner Lebensretterin überließ, ihren Heimweg zu machen, so gut sie mochte und konnte

Mathilde, über diese brutale Rücksichtslosigkeit empört, brach in ein heftiges Schluchzen aus, wozu indeß wohl ebensoviel wie die erfahrene unwürdige Behandlung der empfindliche Schmerz in dem verletzten Fuß, sowie die eintretende Reaction der vorhin plötzlich mächtig aufgeregten Gefühle ihren Theil beitragen mochten. Sie war indeß nichts weniger als zimperlich oder übermäßig sentimental, daher wußte sie auch jetzt Gedanken und Empfindungen bald wieder in das gewöhnliche Gleis zu bringen und setzte ruhig ihren Heimweg fort, wobei allerdings der verwundete Fuß ihr heftige Schmerzen verursachte, so daß sie nur mit großer Mühe ihre Wohnung zu erreichen vermochte.

Von dem alten Herrn hatte sie denn doch noch einmal wieder gehört. Die bei seiner Rettung empfangene Quetschung ihres Fußes erwies sich nämlich bedeutender und von übeleren Folgen, als sie anfangs gefürchtet hatte, und zwang sie, für Wochen das Haus und selbst das Lager zu hüten. Zu dieser Zeit besuchte sie der Fabrikherr Wüstenfeld mit seiner Frau und sagte ihr, als im besonderen Auftrage des von ihr Geretteten, der ein langjähriger Bekannter von ihm sei, dessen Dank, sowie eine Entschuldigung für seinen rücksichtslosen eiligen Abschied dort an den Mergelgruben, bat auch zugleich um die Annahme eines Geschenkes desselben von zehn Louisd'or, als einen schuldigen Beitrag zu den in seinem Interesse ihr erwachsenen Curkosten.

Die Entschuldigung ließ Mathilde sich gefallen, das Geschenk aber wies sie anfangs entschieden zurück, und nur die eindringlichsten Zureden und die Vorstellung der bedrängten Lage, worin sie und ihre Kinder sich augenblicklich befanden und worin sie eben durch ihre längere Unfähigkeit, zu arbeiten, versetzt worden war, konnte sie endlich zur Annahme desselben bewegen.

Heute hatte sie nun nach jenem Vorfalle zum ersten Male wieder den Weg nach G. gemacht, und es war daher nur natürlich, daß an der Stelle des Ereignisses dasselbe lebhaft in ihre Erinnerung trat. Es war jedoch nur reine Freude über ihre That und Dankbarkeit gegen Gott für das glückliche Gelingen derselben, die heute bei dem Gedanken daran ihr Herz bewegten.

Sie ging weiter, und da begannen die Glocken von den benachbarten Kirchthürmen ihr feierliches und erhebendes Geläut zu Ehren des größten Festtages der Christenheit. Die reine feine Winterluft trug die Töne weiter und mischte sie zu einer Harmonie, welche die sensitiven Saiten des Herzens wiederklingen ließ. Am Himmel erschien der Abendstern, Glück und Seligkeit verheißend, wie einst jener Stern den Weisen im fernen Morgenlande den Anfang einer neuen heilbringenden Aera verkündete. Als dann noch Stern auf Stern aufglühete und der Himmel davon erglänzte so tief und feierlich, „so ganz, als wollt' er öffnen sich", da traten unserer einsamen Wanderin die Worte aus einem Gedichte Kinkels auf die Lippen:

„Nun steh'n im Himmelskreise
Die Stern in Majestät;
Im gleichen, festen Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er Deinen Weg durch Nacht.
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!"

Sie kam ins Dorf. Sauber in weißer Schneedecke lagen die Straßen; ruhig und still die Häuser; und selbst das kurze Hundegebell, was sich hier und dort hören ließ, klang heute freundlich und bewillkommend. Traulich schimmerten die erleuchteten Fenster und heimisch leuchtete das Feuer auf dem Herde, wo eine Thür geöffnet wurde, und eine verhüllte Gestalt daraus hervor und über die Straße schlüpfte, um etwa noch eine geheimnißvolle Besorgung für das Fest auszurichten.

Vor einem kleinen Hause stand die junge Frau still und blickte durch die mit feinen Eisblumen angehauchten Fensterscheiben in die niedrige, von einer Oellampe erhellte Wohnstube.

Da saßen am Tische auf hohen Holzschemeln ihre beiden lieblichen Kinder — ein Knabe von vier und ein Mädchen von zwei Jahren — mit ihren blühenden Gesichtern und fröhlich leuchtenden Augen und spielten mit den Blumen und anderen Figuren, die ihnen ein neben ihnen sitzender alter Mann aus rothen und weißen Rüben schnitzte, und horchten zugleich auf seine Märchen, die er ihnen erzählte.

Sie öffnete dann die Thür der Hütte und fand vor dem Feuer des offenen Herdes eine Frau mit freundlichem rundem Gesichte und mit greisem Haar, das theilweise von einer kleinen schwarzen Mütze bedeckt ward, beschäftigt, in einer Pfanne braunen Festkuchen zu backen.

(Schluß folgt.)

---

*† Ein Diner mit einem alten Römer.

Wenn je ein Volk sich auf die Kunst des Kochens verstand und dadurch die Nothwendigkeit des Essens in den verfeinerten Luxus eines entbehrlichen Vergnügens umzuwandeln und zu veredeln wußte, so waren es die Römer unter ihren ersten Kaisern. Sie hatten die ganze poetische Manier der Griechen inne und vereinigten sie mit Roms soliderer Gelehrsamkeit im Reiche culinarischen Wissens. Diese alten Römer waren echte Lebemänner, gewaltige Esser und große Verschwender. Vitellius veranstaltete keine Mahlzeit ohne die Ausgabe von zehntausend Kronen, und bei einem ganz besonders celebren Diner kamen zweitausend Fische und siebentausend Stück gemästetes Geflügel auf seinen Tisch. Was das Monstrum eines Bonvivant, Heliogabalus, betrifft, so erhielt von ihm einstmals jeder Gast den goldenen Becher, aus dem er getrunken, und die Sänfte, in der er nach Hause getragen worden, zum Geschenke. Albanus, ein gallischer Consul, soll, falls er nicht verleumdet wurde, bei einem einzigen Abendessen hundert Pfirsiche, zehn Melonen, fünfzig große grüne Feigen und dreihundert Austern vertilgt haben. Und sogar geht das Gerücht, daß der Tyrann Maximus vierzig Pfund Fleisch per Tag zu sich zu nehmen pflegte.

Die Römer hatten ihr Jentaculum oder Frühstück bald nach dem Aufstehen, und dies Frühmahl bestand aus Brod, Trauben, Oliven, Eiern und Käse. Ihr Getränke bei dieser Mahlzeit war Milch oder Wein, mit Honig versüßt. Das „Prandium" war eine Art zweites Frühstück, etwa um zwölf Uhr; aber die eigentliche substanzielle Fütterung, die Coena, unserem Mittagessen entsprechend, fand um die neunte Abendstunde statt. Fashionabele Engländer können es ad libitum ein zeitiges Nachtessen oder ein spätes Diner nennen, da in ihren vornehmen Kreisen sich dieselben zweifelhaften Benennungen mit gleicher Berechtigung anwenden lassen.

Der Baustyl der römischen Häuser jener Zeit ist ziemlich allgemein bekannt. Auf die Centrumhalle mit ihrem kleinen Garten und ihrer kühlen plätschernden Fontaine öffneten sich die lichtbeschützten Miniaturräume, welche zu Schlafzimmern dienten und deren Eingang nur durch Portieren geschlossen war. Von dem dunkelen Hintergrund der Wände hoben sich die gemalten Gruppen der Meernymphen, Amoretten und Bachan-

innen effectvoll ab. Die Böden waren Mosaik. Dem italienischen Klima war in allen Stücken Rechnung getragen und von dicken Teppichen und Mattengeflechten, welche Staub und Hitze festgehalten hätten, nirgends eine Spur.

Stellen wir uns vor, die neunte Stunde wäre nahe und die Sclaven in der Küche beeilten sich, die verschiedenen Gänge des Mahles der Vollendung zuzuführen. Die Büsten der Familienvorfahren in der Halle sind abgestäubt und abgerieben, die Polsterdivans im „Triclinium", dem Speisezimmer, kunstgerecht rangirt, die Becher aus edlen Metallen auf dem Büffet in Reih und Glied geordnet — kurz Alles ist bereit, sogar die Rosenguirlanden, welche den Gästen am Schlusse des Festes gereicht werden sollen. Die Divans bildeten drei Seiten eines Vierecks und in der Mitte standen die Ceder- oder Elfenbein-, Schildpatt- oder Bronzetische, auf denen die Speisen aufgetragen wurden. Die Gäste lagen sehr unbequem nach orientalischer Weise je drei und drei auf den Polstern, von Kissen unterstützt; sie lehnten sich auf den linken Arm, während der rechte frei blieb, beim Essen zu dienen. Jedem der Tischgenossen wurde von dem Hausherrn sein Platz angewiesen, gerade wie es noch heutzutage bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Sobald die Gäste ihre Sitze eingenommen hatten, kamen Sclaven, ihnen die Sandalen zu lösen und mit Wasser gefüllte Schalen zu reichen, in welche sie, der Sitte entsprechend, die Finger tauchten. Auf einen Wink des Hausherrn wurde der erste Gang servirt; gewöhnlich bestand er aus Fischen, Eiern und Gemüse. Dabei erhielt Jeder eine Speisekarte zur Richtschnur für seinen Appetit. Die Reichen hatten ihre eigenen Sclaven hinter sich stehen und ließen sich von diesen bedienen. Der Eingang des Mahles hieß das „Gustatorium"; nach diesem begann das eigentliche Diner. In der Mitte eines großen Präsentirbretes, das mit Schildpatt eingelegt war, stand ein Esel aus Bronze, in dessen silbernen Tragkörben sich schwarze und grüne Oliven häuften. Auf dem Rücken dieses Esels ritt ein wohlgenährter Silen gleichfalls aus Bronze, und aus seinen Händen ergoß sich eine Sauce von Austern und Fischleber auf eine in der Untersatzschüssel schwimmende Schweinsbrust. Daneben Würste auf silbernen Rosten, die glühenden Kohlen dargestellt durch Granatäpfel und syrische Pflaumen; Fische mit gehackten Eiern, Krausemünze und Raute zubereitet; Schnecken und Austern mit Spargeln, Lattich und Radieschen garnirt. Den Gästen wurde dazu beständig weißer Wein, mit Honig versüßt, credenzt. Der zweite Gang war häufig eine Ueberraschung, einer jener sorgfältig vorbereiteten praktischen Scherze, an denen die römischen Epicuräer so viel Vergnügen fanden. Z. B. wurde eine kunstvoll aus Holz geschnitzte Henne mit ausgebreiteten Flügeln, in einem Korbe mit Häcksel auf ihren Eiern sitzend, herbeigetragen; die letzteren wurden herumgereicht, und Jeder fand zu seinem Entzücken, daß das Ei aus einer Schale von gebackenem Teig bestand und eine stark gewürzte Feigenschnepfe enthielt. Das Zeichen zum Abtragen wurde von Musikern gegeben, welche an einem Ende des Atriums placirt waren. Eine Ueberraschung dieser Art wurde einmal vor Nikomedes, König von Bithynien, in Scene gesetzt. Dieser Monarch war ein leidenschaftlicher Liebhaber von frischen Häringen. Er wohnte aber so weit weg von der Meeresküste und in einer so wilden Region, daß nicht für eine ganze Wagenladung Gold ein frischer Fisch zu haben gewesen wäre. Sein Koch kam demnach auf den Einfall, Fleisch in eine künstliche Fischform einzuschließen, nachdem er ihm vorher durch eine eigenthümliche Zubereitung den genauen Geschmack von Häringen gegeben. Bei römischen Gastmählern kamen auch zuweilen Gänse und wildes Geflügel auf den Tisch, welche aus Schweinefleisch geschnitten und künstlich zu ihrem rechten Geschmack gebracht worden waren. Aber alle diese Spielereien, welche dem schon halb gesättigten Appetit neue Schärfe geben sollten, können sich nicht dem Kunststückchen eines gewissen französischen Kochs an die Seite stellen, welches in folgender Procedur bestand. Er nahm lebendige Krebse und strich ihre Schalen feuerroth an. Darauf legte er sie zu unterst in eine Schüssel, bedeckte sie mit anderen bereits gesottenen Krebsen, schloß die Schüssel mit einem festen Deckel und eilte dann damit in den Speisesaal, wo besonders die Damen in gewaltigen Alarm versetzt wurden, als die lebendigen Krebse unter ihren todten Kameraden in derselben Uniform hervorkrochen. Der Zwischenfall erhöhte die Lustigkeit und gab Anlaß zu vielem fröhlichem Geplauder.

Beim Abtragen des zweiten Ganges erschienen schwarze Sclaven, welche den Tisch säuberten und den Gästen Wasser reichten, damit diese sich die Hände wuschen, was dann schon sehr nöthig geworden war. Knaben, um deren Köpfe sich grüne Guirlanden schlangen, trugen auf Stöcken jene großen ovalen Amphoren herbei, welche nicht allein stehen konnten, sondern mit dem unteren Theile in Erde oder Sand eingedrückt werden mußten. Die Etiquetten an den Hälsen dieser Behälter zeigten die Namen der Consuln, während deren Amtszeit der Wein in die Amphoren gefüllt worden war. Die Römer hatten übrigens die abscheuliche Gewohnheit, Meerwasser unter den Wein zu mischen, oder ihm kostbare Oele, Aloe, Myrrhen und sonstige mehr oder minder aromatische Zuthaten beizugeben. Im Winter tranken sie heißen gewürzten Wein, im Sommer ließen sie zuweilen Eisstückchen darin zerschmelzen, und die dadurch erzeugte Verwässerung scheint ihnen von keinem Belang gewesen zu sein. Für jedes Gewächs war ein gewisses Alter bestimmt, unter oder über welchem dasselbe als nicht mehr preiswürdig angesehen wurde. Der Falerner brauchte zwanzig Jahre, der Albaneser fünfzehn, der Sorentiner fünfundzwanzig, andere nur sechs Jahre oder weniger.

Wir kommen jetzt zu einer dritten Speise und diese pflegte das berühmte „Rosengericht" zu sein, die Quintessenz des Luxus, bei dem Nase, Augen und Gaumen zugleich erfreut wurden und auch die Phantasie nicht leer ausging. Wenn die auf uns überkommenen Beschreibungen correct sind, so war die Zubereitung desselben folgende:

„Nimm ein mittelgroßes Faß voll Rosenblätter, zerstampfe sie in einem Mörser; thue das Hirn von zwei Schweinen und ein Dutzend Drosseln hinzu, welche mit gehacktem Eigelb, Oel, Essig, Pfeffer und Wein gekocht und vermengt sind, rühre alle diese Ingredienzien gut durcheinander und lasse sie bei gelinder gleichmäßiger Hitze so lange sieden, bis das rechte Aroma sich vollständig entwickelt hat."

Dieses Rosengericht wurde oftmals auch in Gestalt einer Ueberraschung aufgetragen. Die Sclaven brachten eine Tragbahre herein, welche mit natürlichen Rosen bedeckt war. Erst beim Entfernen des rosenbekleideten Deckels kamen die darunter befindlichen Speisen zum Vorschein, nämlich in der Mitte das Rosengericht, umgeben von Schüsseln mit Tauben, Hühnern, Enten und verschiedenen Fischsorten. Dann und wann ersetzte das Rosengericht ein fetter, mit künstlichen Flügeln versehener und darum von dem Oberkoche mit dem Namen Pegasus getaufter Hase. Die Gäste applaudirten bei dem Erscheinen der neuen Delicatessen und die Tranchirer eilten im Tanzschritt herbei, um nach dem Tacte der Musik die Gerichte zu zerlegen. Der nächste unter den zwanzig Gängen, welche nicht selten auf den Tisch eines reichen, wohllebigen Römers kamen, soll, wie wir diesmal annehmen wollen, ein ganzer gebratener Eber sein. Von seinen Hauern hängen aus Palmzweigen geflochtene Körbe mit syrischen oder egyptischen Datteln gefüllt. Das saftige Ungethüm ist von kleinen, aus süßem Backwerk geformten Milchschweinchen umgeben, von denen jeder Gast eines zum Geschenke erhält. Der diesmalige Vorschneider trägt das Costüme eines Jägers und der Eber kann als die pièce de résistance betrachtet werden. Auch ein Fasan, mit lebenden (?) Drosseln gefüllt, welche davon flogen, sowie ihr Gefängniß geöffnet wurde, fand nicht selten seinen Weg in das Speisezimmer des üppigen Römers. Epicuräer mit überreiztem Appetit ließen sich neue Gerichte von Singvögeln oder dem Hirn von Straußen und Nachtigallen bereiten, aber dies ist unter die Ausnahmsfälle zu zählen, so wie nur vereinzelte Beispiele dafür bestehen, daß die Fußböden mit Goldstaub bestreut wurden; gewöhnlich erhielt

der Mosaikboden nur eine leichte Decke von gefärbtem, parfümirtem Sägmehl und Safran.

Am Schlusse eines römischen Diners war es nicht ungewöhnlich, daß sich der Plafond öffnete und Geschenke, an silberne Reife befestigt, für die Gäste niedergesenkt wurden. Meistens waren es Salbenfläschchen von Krystall oder Silber, oder silberne zum Kopfschmuck dienende Guirlanden. Beim Dessert gaben die Sclaven Zahnstocher von Mastix herum. Das Präsentirbret, auf dem der Nachtisch arrangirt war, hatte meistens eine mit Früchten beladene Statue der Flora oder des Vertumnus in der Mitte; ringsum gruppirten sich Fische und Vögel aus süßem Gebäck geformt und mit Rosinen und Mandeln gefüllt; Melonen gleichfalls in künstliche Formen geschnitten; endlich mit Mandeln gespickte Quitten. Wenigstens waren dies die Lieblingsdessertsdelicatessen. Mancher Gastgeber stellte gern seinen Reichthum zur Schau, indem er Seiltänzer während den Pausen ihre Kunstfertigkeit produciren ließ. So wurden auch lebende Gruppen dargestellt, oder von spanischen, eigens zu dem Zwecke von Cadix verschriebenen Mädchen ihre halborientalischen Tänze aufgeführt. Wünschte der Hausherr die Coena in eine Nachtschwelgerei auszudehnen, so nahmen die Gäste ein Bad und schlenderten dann unter den Colonnaden herum, während ein neues Gemach für sie hergerichtet wurde. Römische Möbel waren leichter zu transportiren als die unserigen und ein solcher Umzug machte den zahlreichen Dienern eines reichen Mannes nur wenig Mühe. Wir müssen uns das neue Zimmer mit Marmor bekleidet, den Plafond mit Gold und Elfenbein eingelegt vorstellen; die Stühle, Tische und Ruhesitze im reinsten griechischen Styl, einfach und voll Schönheit der Form. Die Lampen, denen Pompeji's gleich, hingen an Metallketten von der Decke oder von den Kreuzpfeilern der Bronzesäulen. Griechischer Geschmack war im größten bis zum kleinsten Geräth vorherrschend. Trinkbecher von allen Größen bedeckten die silbernen oder marmornen Büffettische. Die Sclaven bereiteten den gewürzten je nach der Jahreszeit heißen oder gekühlten Wein. Darauf wurde der Vorsitzende oder König des Festes gewählt, vorher jedoch die Rosen- und Epheuguirlanden, Parfüms und Salben vertheilt. Die Wahl wurde durch Würfel entschieden. Wer die Venus oder alle Sechs warf, war König, der niedrigste Wurf hieß der Hund. Der Werfende rief beim Würfeln den Namen der Dame an, die er liebte. Der König bestimmte zuerst, wie viel Wasser mit dem Weine gemischt werden sollte, da nur entschiedene Trinker ihn rein genossen; ebenfalls ordnete er an, wie viele Löffel voll Jeder auf einmal in seinen Becher geschüttet bekommen sollte. Wenn ein Gast einen Toast vorschlug, so nannte er seine Angebetete und trank so viele Löffel voll, als der Namen der Dame Buchstaben enthielt.

Bei all' diesem Raffinement waren die Römer doch in mancher Beziehung Barbaren in ihrem Geschmack. Es gelüstete sie mehr nach unnatürlichen Dingen als nach wirklichen Delicatessen. Das Parfümiren ihrer Weine zerstörte das reine Bouquet desselben; die verschiedenen Speisen spotteten in ihrer Zusammensetzung jeder Regel des gewöhnlichen Menschenverstandes und jeder Gesundheitsrücksicht; die zur Unterhaltung dienen sollenden Taschenspielerstückchen und Theatercoups waren auch eben nicht passende Genüsse für civilisirte Geister. Und vor Allem begingen sie dadurch einen wahren Hochverrath gegen gute und feine Sitte, daß sie Damen von ihren Banquetten ausschlossen. Kein Wunder, wenn Unmäßigkeit, Trunksucht und andere verwerfliche Laster sich den Weg in die Festgemächer der alten Römer erzwangen und die anfänglich harmlose Heiterkeit eine Grenze überschritt, bei welcher wir unsererseits in diesem Artikel lieber Halt machen wollen.

Mannichfaltiges.

— Im Atelier Halbigs zu München ist vor einigen Tagen eine Gruppe vollendet worden, welche für New-York bestimmt ist. Es ist die sogenannte Emancipationsgruppe, welche sich auf den jüngsten mörderischen Kampf zu Gunsten der Rechte der Humanität bezieht. Sie besteht nur aus zwei Figuren, aber von der packendsten Wirkung. Die Personification der Union, eine majestätische Frauengestalt, das schöne Haupt mit dem Sternendiadem geschmückt, die Rechte feierlich zum Schwur erhoben, daß die persönliche Freiheit fortan nicht mehr angetastet werden dürfe, während sich die Linke im Bewußtsein der Macht, jeden Frevel energisch zu züchtigen, kraftvoll auf den Schild stützt, ist von hinreißender Schönheit. Vor ihr auf einen Fuß hingesunken liegt eine Sclavin, dankbar das freudeverklärte Antlitz zu der erhabenen Frauengestalt erhebend und in dieser freudeerregten Haltung die Hände ausstreckend. Von der rechten Hand hängt die zerbrochene Kette herab.

— Die letzten Wochen mit ihrer bedeutenden Hitze waren für die kleinen Geschäftsleute, namentlich für solche, die mit Fleisch und anderen leicht verderblichen Victualien handeln, eine schlimme Zeit. Viele Lebensmittel wurden von der Sanitätspolizei confiscirt und die Verkäufer bestraft. Ein Käsehändler in Leeds jedoch, dem 400 Pfund Käse weggenommen und der selber vor Gericht citirt worden war, zog sich in schlauer Weise aus der Schlinge. Er nahm sich einen Advocaten, welcher dem Ankläger vor Gericht die Beweisführung zuschob, daß der Käse schlecht sei. Als letzterer in Folge dessen ein Stück Käse producirte, welches sich eben nicht durch das feinste Parfüm auszeichnete, riß der schlaue Advocat es ihm aus der Hand, verschluckte es und sagte, er habe in seinem Leben keinen besseren Käs gegessen. Der Angeklagte wurde auch wirklich zur Erheiterung aller Anwesenden freigesprochen.

— Die Alpen genügen den englischen Kletterern aus Passion nicht mehr. Eine Anzahl englischer Touristen hat sich vor kurzem nach dem Kaukasus begeben und unter anderen Höhen auch den 16,500' über dem Meeresspiegel liegenden Kasbeck erklommen. Die Nacht zuvor hatten sie in einer Höhe von 11,200 Fuß im Bivouac zugebracht. Sie waren von Süden gekommen und stiegen an der Nordseite herab, ohne daß ihnen einen Unfall zugestoßen wäre. Dies gilt als der erste, wenigstens ausgeführte Versuch zur Ersteigung jenes Bergriesen, welcher die Könige unter den Schweizer Bergen weit überragt.

— In Paris eingetroffene Privatnachrichten aus Brüssel melden der „Französischen Correspondenz", daß der Zustand der Kaiserin Charlotte sich neuerdings verschlimmert hat, und sie fügen hinzu, daß eine nahe Auflösung zu befürchten sei. Die Anfälle von Tobsucht mehren sich, und es wird das Detail hinzugefügt, daß die Kaiserin sich häufig des Nachts erhebe, ihre Betten aufwühle und sie dann, dem Widerstande ihrer Umgebung mit übermenschlicher Energie Trotz bietend, zum Fenster hinauswerfe. In der letzten Woche hat sie das Schloß Laeken nicht mehr verlassen.

— Ein englisches Blatt zählt die reichsten Leute der Erde auf. An der Spitze steht weder ein König, noch ein Kaiser, auch Niemand aus Europa, sondern ein Bürger der neuen Welt, ein Gewerbsmann in Nordamerika, dessen jährliche Renten 49 Millionen Francs betragen; dann folgt ein russischer Bojar. Der Dritte ist ein Engländer, der in Ostindien begütert ist. Rothschild, den man gewöhnlich für den Krösus den Menschheit hält, kommt erst in der elften Reihe.

— Der Prachtbau der polytechnischen Schule in München, zu welchem vor einigen Jahren der Landtag eine Million bewilligt hatte, naht seiner Vollendung und bildet in der That ein würdiges Gegenüber zu den beiden Pinakotheken. Er soll am 15. October, an welchem das Polytechnikum in seiner neuen Gestaltung eröffnet wird, bezogen werden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 102.

†* Eine junge Frau.

Weihnachtserinnerung von Louis Heiland.

(Schluß.)

„Guten Abend, Brammers-Mutter!“ sagte Mathilde, leise näher tretend, und legte ihre Hand der geschäftigen Alten auf die Schulter.

„Sieh', Tilde,“ sprach diese, indem sie sich umwandte, „bist Du wieder da! Ich habe schon ordentlich Sorge um Dich gehabt wegen Deines Fußes. Deine Kleinen sind drinnen in der Stube mit unserem Vater und sind ganz vergnügt. Sie haben wohl schon nach Dir gefragt; ich habe ihnen aber erzählt, Du seiest aus und holest das Christkind heim.“

„Das habe ich auch gethan. Aber pst! daß sie mich noch nicht hören. Auch für Euch hat mir das Christkind etwas mitgegeben; seht nur meinen großen Korb! Aber schwer ist er mir gar nicht geworden, und auch mein Fuß schmerzt fast gar nicht mehr.“

Damit setzte sie ihren Korb nieder und holte aus demselben verschiedene große Düten mit Kaffee, Zucker und Reis, und auch eine hübsche kurze, mit Perlmutter ausgelegte Pfeife nebst einem Paket Tabak hervor:

„Seht, diese Düten sind für Euch und die Pfeife und der Tabak für den Vater. Diesen Reiter aber und diese Puppe von Kuchenteig mit dem Goldschaum und den Rosinenaugen gebt den Kleinen und sagt ihnen, das Christkind habe sie ins Haus gebracht, unterdeß ich hinüber gehe und ihnen die Bescheerung anrichte. Und wenn ich dann mit der Glocke hinter'm Fenster klingele, so bringt sie herüber.

Die Alte streichelte mit ihren runzelichen Händen der jungen Frau die blühenden Wangen:

„Sieh', sieh', Tilde, Gott segne Dich, daß Du auch an uns gedacht hast, und gebe Dir ein fröhliches Fest! — In Deinem Stübchen wird's warm sein, denn vor einer halben Stunde bin ich dort gewesen und habe das Feuer im Ofen angemacht. Hier ist der Hausschlüssel.“

Mathilde nahm den Schlüssel aus der Hand der alten Frau und ging. Die Alte hatte schon bei den Eltern ihrer seligen Mutter als Mädchen gedient und später mit ihrem Mann bei ihren Eltern im Tagelohn gearbeitet, sie selbst als Kind gewartet und ihr stets eine treue Liebe und Anhänglichkeit bewiesen. Die beiden alten Leute, Namens Brammer, hatten selbst zwei erwachsene Kinder, die fern von ihnen verheirathet waren, in guten Vermögensumständen lebten und ihre Eltern unterstützten, daß dieselben in dem ihnen eigen gehörigen kleinen Hause ein ruhiges und sorgloses Alter verleben konnten. Hierher brachte Mathilde nun jedesmal, wenn sie gezwungen war, auszugehen, ihre Kleinen und wußte sie daselbst sicher und gut aufgehoben.

Als sie jetzt eilig über die Straße schritt nach ihrem Häuschen, das ganz in der Nähe in einem kleinen, nun von Schnee bedeckten Garten lag, schlugen an ihr Ohr die Töne eines in der Ferne erklingenden Posthorns. Das hatte an sich nichts Auffallendes, und mehr als hundertmal hatte sie dieselben Klänge vernommen, da die Poststraße nach G. durch's Dorf führte. Heute aber übten dieselben auf sie eine niederschlagende, ihre eben noch so freudig gehobene Stimmung gänzlich deprimirende Einwirkung. Sie erinnerten sie an ihren fernen geliebten Gatten und an sein langes Schweigen.

„O brächte mir doch diese Post endlich von meinem Karl einen Brief mit guten Nachrichten, wie glücklich und dankbar wollte ich sein!“ flüsterte sie, und mit Thränen in den Augen öffnete sie die Thür ihres Hauses. Drinnen verdrängte denn doch die Bereitung der Christbescheerung für ihre Kinder die trüben Gedanken in den Hintergrund.

Im Stübchen war es warm und angenehm. Das Feuer im Ofen knisterte und warf einen flackernden Lichtschein auf den Fußboden und die nahen Gegenstände. Auf den Fensterbänken standen wohlgepflegte Topfgewächse und durch dieselben her blickten die Sterne des Himmels in's trauliche Zimmer.

Mathilde legte Fanchon und Mantel ab, zündete die Lampe an, nahm die Blumen vom Fenster zurück, um sie gegen den Frost zu sichern, und zog dann die Vorhänge dicht zu. Darauf vertauschte sie ihre Fußbekleidung mit bequemen Hausschuhen, und ging nun und holte einen kleinen symetrisch geästeten Tannenbaum ins Zimmer, den ihr schon vor ein paar Tagen der alte Brammer gebracht und den sie in einen mit Moos und Epheu umwundenen Blumentopf gepflanzt hatte.

Nachdem sie darauf frisches Holz auf das Feuer im Ofen gelegt, ging sie in die Kammer, holte einen dort versteckt gehaltenen Korb voll vergoldeter Aepfel und Nüsse, Düten von Goldpapier, mit Rosinen und Mandeln gefüllt, Zuckerwerk und Netze aus buntem Papier, an deren Zubereitung sie schon mehrere Abende nach dem Schlafengehen ihrer Kinder gearbeitet hatte, und nun begann sie, den Baum zu schmücken.

An seiner Spitze erglänzte bald ein blinkender Stern und seine zarten Aeste bogen sich unter der Last der goldenen und silbernen Aepfel und Nüsse, und all der kleinen, einfachen Sachen, die dennoch das Kindesauge so entzücken und zum bewundernden Staunen reizen.

Wer die junge Mutter so gesehen hätte, wie ihr Gesicht in fast kindlicher Glückseligkeit strahlte, während ihre Hände beschäftigt waren und sie zugleich den würzigen Duft der grünen Nadeln des Tannenbaumes einsog, der hätte gestehen müssen, daß das Menschenherz und namentlich das Herz einer Mutter auch unter dem Druck der widerwärtigen äußeren Verhältnisse noch Raum für stille Freude und inneres Glück behält.

Als die Ausschmückung des Baumes vollendet und auch die kleinen weißen, rothen und grünen Wachsstöcke auf die Spitzen der Zweige befestigt waren, breitete sie ein blendend weißes Tuch über einen in die Mitte der Stube gerückten Tisch und setzte den Baum darauf. Dann holte sie den aus der Stadt mitgebrachten Korb herbei, und aus seinem Inhalt und ihren sonstigen kleinen Schätzen in einem Auszug der Commode ordnete sie unter dem Weihnachtsbaum die besonderen Geschenke für jedes ihrer beiden Kinder.

Da war ein Steckenpferd, ein Säbel und eine Trompete von Blech, ein bunter Ball und ein Bilderbuch für den Knaben;

Google

eine kleine Wiege, in der eine Puppe schlief, eine Küche mit blankem Zinn und ein Rollwagen für das Mädchen, und dann — dann legte sie auch etwas für sich hin und — eine Thräne fiel darauf. Von der Wand nahm sie das eingerahmte Bildniß ihres Mannes, umwand es mit einem frischen Kranz von Immergrün und darauf legte sie die „Stunden der Andacht", das erste Weihnachtsgeschenk ihres Mannes, als er noch ihr Verlobter war.

Schon vorher hatte sie einen Kessel mit Wasser auf die glühenden Kohlen des Ofens gesetzt. Das kochte jetzt, und nun bereitete sie Kaffee, stellte die gefüllte Kanne in's Ofenrohr, auf den runden Sophatisch aber eine Kanne mit Milch, eine Zuckerdose und eine mit frischen Kuchenschnitten gehäufte Schüssel.

Nun sah sie im Zimmer umher, ordnete hier und dort noch Dieses und Jenes, und dann zündete sie die Lichter des Christbaumes an.

Da stand sie denn und blickte auf den in all seiner Pracht und Herrlichkeit strahlenden Baum. Und wenn Du nun gelernt hast, verehrte Leserin, in einem Menschenauge und Menschenantlitz die wechselnden Schriftzeichen und Bilder zu entziffern und zu verstehen, so hättest Du hier in wenigen Augenblicken den ganzen Lebenslauf der Einsamen ablesen mögen, als sie so auf den Weihnachtsbaum hinsah. Da waren die Bilder der heiligen Abende aus ihrer glücklichen Kindheit, ihrem Braut- und ihrem Ehestande, da war auch der tiefe Schmerz ihres gegenwärtigen Leides und wiederum war da die Seligkeit des Mutterherzens.

Nur wenige Augenblicke hatte sie, so in sich selbst versunken, dagestanden. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust; sie wandte sich ab und ging in die Kammer, deren Thür sie hinter sich verschloß. Hier sank sie vor dem Bette ihres fernen Gatten auf die Kniee; was sie da aber mit diesem und mit ihrem Gott geredet, das — weiß ich nicht zu erzählen.

Nach wenigen Augenblicken trat sie wieder heraus, und ihr Gesicht zeigte eine fast verklärte Ruhe, obgleich die Spuren der Thränen noch darauf lagen. Schnell ergriff sie eine kleine Glocke und eilte damit aus dem Hause, kam aber schon nach einigen Augenblicken zurück und verbarg sich in eine Ecke des Zimmers. Nicht lange so öffnete sich die Thür abermals, und herein trat das Brammer'sche Ehepaar und trug auf den Armen die Kinder, die sie im Zimmer niedersetzten.

Da standen nun die beiden kleinen reizenden Geschöpfe und starrten in das ihnen entgegenstrahlende Lichtmeer. Aber schreckhaftes Staunen drückte ihre Gesichtchen aus; ängstlich ergriff das Mädchen die Hand des Bruders, und fast schien es, als würden beide in krampfhaftes Weinen ausbrechen. Als sie aber die Stimme der Mutter vernahmen und ihre hervortretende Gestalt erblickten, da war der Bann gebrochen und laut jubelnd sprangen sie zu dem mit Schätzen beladenen Tische.

Sie waren glücklich die Kleinen, glücklich, wie allein ein Kinderherz es zu sein vermag; denn wenn auch immerhin in späteren Lebensjahren hier und da die Sonne des Glückes uns leuchtet, ihr Schein wird immer und bei Jedem verdunkelt und ihr Glanz abgeschwächt durch die schwarzen Schleier, welche trübe Erinnerungen, widrige Verhältnisse und bange Sorgen der unbekannten Zukunft vor ihre Strahlen breiten. Wohl aber dem, auf den aus glücklich leuchtenden Kindesaugen der Wiederschein des eigenen vergangenen Kindesglückes fällt!

Diesen Wiederschein des Glückes genoß die Mutter jetzt, als sie auf ihre jubelnden Kinder blickte, und mit ihr genossen es — wenn auch nicht in demselben Grade — die beiden alten treuen Nachbarn.

Nachdem die Lichter des Tannenbaumes ausgelöscht waren, setzte man sich, um das aus Kaffee, Milch und Kuchen bestehende Abendbrod zu genießen, wozu die Kleinen heute aber kaum Zeit fanden, denn immer wieder und wieder sprangen sie fort, um noch einmal die Gaben des Christkindes zu bewundern und neue Entdeckungen in den Zweigen des Tannenbaumes zu machen.

Dann setzte die Mutter sich an das von ihrem seligen Vater ererbte Clavier, und während die Kinder ruhig zu beiden Seiten auf niedrigen Stühlen saßen, sang sie zur Begleitung mit ihrer vollen Sopranstimme das geistliche Lied: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!"

Da, als sie geendigt hatte und eben aufstehen wollte, um ihre Kleinen zu Bette zu bringen, da — was war das? — erklang dicht hinter ihrem Fenster ein anderer Gesang. „Stille Nacht, heil'ge Nacht!" wurde im mehrstimmigen Kinderchore gesungen und zwischendurch erhob sich, Mathilde erkannte sie deutlich — die Stimme des jetzigen Küsters im Orte. Wie aber kam der dazu, mit seinen Schülern am heutigen Abend ihr und gerade ihr einen solchen Festgruß zu bringen, da dergleichen hier weder üblich, noch sonst je vorgekommen war?

Der Gedanke ging ihr wohl durch den Kopf, doch saß sie — gleich den Kindern und den beiden alten Leuten im Sopha — still und lauschend den feierlich und erhebend tönenden Worten. Plötzlich aber wurde sie blaß, leichenblaß; ein convulsivisches Beben schüttelte ihren ganzen Körper; die Pupille des Auges erweiterte sich und starrte gegen das Fenster. Denn im Gesange hatte sie noch eine andere männliche Stimme als die des Küsters vernommen, und die war es, welche die elektrische Wirkung auf sie ausgeübt hatte. Mit einem lauten Schrei schnellte sie vom Stuhle auf und streckte beide Arme empor.

Die Kinder schracken zusammen, und die alte Brammer sprang vom Sopha, um ihr zu Hülfe zu eilen.

Ehe sie aber zu ihr hingelangen konnte, war die Stubenthür geöffnet und zwei in Pelze verhüllte Personen, ein alter und ein junger Mann, waren hereingetreten; der jüngere hatte seinen Mantel von sich geworfen und die ohnmächtig zusammensinkende Frau in seine Arme aufgefangen. Er legte sie auf's Sopha nieder und rieb ihr Stirn und Schläfe mit dem Schnee, den die alte Brammer eilig von draußen hereingeholt hatte. Es währte auch nicht lange, so schlug sie die Augen wieder auf, und ein Lächeln strahlte auf ihrem Gesichte, als habe sie mehr als irdisches Glück gefunden.

Da beugte sich der alte Herr zu ihr nieder, küßte sie auf die Stirn, ergriff ihre Hand und sprach: „Siehe, mein theures Kind, diesen da habe ich aus Amerika kommen lassen, daß er meiner Lebensretterin meinen Dank ausspreche und sie bitte, mir zu verzeihen und zu erlauben, daß ich sie meine geliebte Tochter nennen darf." — —

Wir lassen den Vorhang vor dem Bilde drinnen fallen: draußen, aus klarem Sternendom aber erklang es: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Das Idarthal.

Unmittelbar hinter Oberstein, in nordwestlicher Richtung, führt die breite wohlerhaltene Chaussee in sanfter Steigung an einem freundlichen Thale vorüber, durch welches ein ziemlich breiter Bach lustig rauscht. An seinen Ufern links von der Chaussee erblickt der Wanderer freundliche Häuser, Scheunen, wohlgepflegte umzäunte Gärtchen, mitunter ein kleines Kornfeld; fast bei jedem Hause dreht sich auch ein Mühlrad: der Bach ist eine Quelle der Industrie. Wo immer die rechts an der Chaussee sich hinziehenden Felsen menschlichem Fleiße ein Plätzchen offen gelassen haben, ist es auch benutzt worden; ein nettes Häuschen scheint fast in einen Felsen hineingebaut zu sein; der vorüberziehende Fuhrmann erzählt, es habe einem Musikus gehört, der einst „der beliebteste und bestbezahlte in der Gegend" gewesen sei, dann habe ihn bei dem vielen Verdienste „der Hafer gestochen", er wäre herabgekommen und zuletzt ausgewandert.

Die Leute, die dem Wanderer begegnen, sind alle reinlich gekleidet, und wenn er gerade aus den reichen Klostergegenden des Rheines kommt, fühlt er sich besonders überrascht, daß er auf dem ganzen Wege keinen Bettler erblickt, und daß von allen den Kindern, die ihm guten Tag wünschen, kein einziges — selbst am Wochentage — barfuß einhergeht. Nach einem bequemen Marsche von etwa dreiviertel Stunden gelangt er in ein Städtchen mit fast durchwegs wohlgebauten Häusern, zu deren unteren Halbgeschossen (Entresol) gewöhnlich hübsche Doppeltreppen führen, deren Thore meistens mit einfachem, aber geschmackvollem Schnitzwerke verziert sind, und deren ganz spiegelhelle, größtentheils mit niedlichen Tüllgardinen verhängte Fenster den freundlichsten Eindruck machen, und freudig überrascht ihn die Kunde, daß diese Häuser in großer Mehrzahl nur von Arbeitern bewohnt sind.

Es ist das Städtchen Idar im Fürstenthum Birkenfeld, von dem wir hier sprechen, der Mittelpunkt der großartigen Industrie, welche den Markt der ganzen Welt mit den Phantasie-Schmuckgegenständen aus geschliffenen und gefärbten Achatsteinen: Cameen, Brochen, Nadeln, Westenknöpfen, Ohrgehängen, Armbändern, Siegelringen, Schmuckkästchen, Schalen, Kreuzen, Medaillons, Dosen, Feuerzeugen, Petschaften, Uhrgehängen &c. versorgt, jener Industrie, die auch in ihrer Organisation vielleicht einzig dasteht. Ganz Idar und die umliegenden Ortschaften bilden — so zu sagen — eine einzige Fabrik, aber ohne Fabrikherrn; jeder Arbeiter ist sein eigener Herr. Der Erläuterung dieses eigenthümlichen Verhältnisses mögen einige Betrachtungen über das Fabrikat selbst und dessen Entstehung vorangehen.

Die Metaphyr- (schwarzer Porphyr) Felsen, welche bei Oberstein das ganze Idarthal hinabziehen, waren die eigentlichen Urproducenten dieser Achatindustrie, deren Spuren sich bis in das vierzehnte Jahrhundert verfolgen lassen; sie lieferten bis vor etwa fünfunddreißig Jahren das Material, die verschiedenartigsten Achate. Seither wurden jedoch in Südamerika, in Brasilien, Montevideo und Uruguay kolossale Achatschichten (Mandeln) entdeckt, die ganz lose auf der Oberfläche der Erde liegen; in den Flüssen dieser Länder wurden Carneolsteine gefunden. Diese mineralischen Erzeugnisse waren nicht blos in der Qualität besser, sondern auch trotz der immensen Entfernung, aus der sie geholt wurden, billiger als das einheimische Material und haben es ganz verdrängt. Sie werden jetzt alljährlich von Leuten aus Idar aufgesucht, nach dem freundlichen Heimaththale gesendet und größtentheils öffentlich versteigert. Es mögen wohl 15—20,000 Centner Achatsteine jährlich in Idar zum Verkaufe kommen, deren Preise selbstverständlich nach den verschiedensten Abstufungen bestimmt werden. Während die gewöhnliche Gattung Achat mit 2—3 Thlr. pro Centner bezahlt wird, hat der brasilianische Onyx schon manchmal den Preis von 500 Thlr. per Centner erreicht. Die Licitationen ergaben im Jahre 1857 79,128 Thlr., in den folgenden Jahren 1858 bis 1862 geringere Summen, im Jahre 1863 über 87,000 Thlr., in den Jahren 1864—65 über 82,000 Thlr. Es kommen bei diesen Versteigerungen auch viele Steine von anderen Plätzen zum Verkauf: Amethyste, Topase, Bergkrystall, Lapis Lazuli; der dafür erstandene Betrag beläuft sich durchschnittlich auf 20,000 bis 25,000 Thlr. Die Steine werden großentheils von den Schleifern Idars und der umliegenden Ortschaften für eigene Rechnung erstanden, auf der Schleifmühle in eine gewisse Form gebracht, dann von Bohrern und Goldschmieden weiter zum Schmucke verarbeitet und endlich von den Handelsleuten gekauft und nach allen Weltgegenden versendet. Diese letzteren, welche eigentlich den ganzen Vertrieb der Waare, den Verkehr mit dem Auslande vermitteln, kaufen auch manchmal ganz besonders werthvolles Rohmaterial und übergeben es den einzelnen Arbeitern gegen vorausbestimmten Lohn, doch im Allgemeinen ist der zuerst angeführte Modus gebräuchlich. Es befanden sich in Idar, bei einer Bevölkerung von 2700 Seelen in 330 Häusern 128 Achatschleifer, 128 Achatbohrer, 233 Goldschmiede, 69 Graveure, also im Ganzen mit Einschluß der 48 Handelsleute 606 Gewerbetreibende, die nur mit der Achatindustrie beschäftigt sind. Außerdem betheiligen sich noch etwa zwanzig Ortschaften der Umgegend für Rechnung der Idarer Handelsleute an dieser Industrie. Unter den Arbeitern im Idarthale stehen die Schleifer und Bohrer insofern in erster Reihe, als sie in ihrer Kunst in der ganzen Welt keine Concurrenz zu fürchten haben. Die Schleiferei, wie sie in Idar betrieben wird, existirt nirgends, denn sie ist mit dem Färben der Steine verbunden, das theilweise noch ein Geheimniß ist, jedenfalls aber eine besondere Geschicklichkeit und Uebung verlangt, die nur in der alten Idarer Schule erlangt werden kann. Fast alle Achat-Schmuckwaaren, die zum Verkauf kommen, besonders aber die schönen, schwarzen Onyxe, die man in den Läden der Goldarbeiter und Juweliere großer Städte bewundert, sind Erzeugnisse der Idarer Kunstschleifer und Färber. Denn im Naturzustande sind die Achate (Chalcedon, Jaspis, Carneole) fast immer vielfarbig, gelblich-grün, schmutzig-braun und roth, höchst selten einfärbig, niemals blau oder ganz schwarz; die beiden letzten Farben sind aber bekanntlich die beliebtesten; viele Damen und Herren tragen (besonders in England und Rußland) Kleider- und Westenknöpfe, auch Brochen und Nadeln aus blauem, den Lapis Lazuli nachahmenden Achat und den „Onyx" stellt man sich gar nicht anders vor, als schwarz, während er in der Natur gar nicht existirt. Diese Farbe wird künstlich erzeugt durch Beizen in Honig oder Zuckerwasser und durch Kochen in Schwefelsäure, wie anderseits Roth durch Beizen in salpetersaurem Eisen und Brennen, Gelb durch Beizen in Salzsäure und Brennen, Blau durch Beizen in Blutsalz und Kochen in Eisenvitriol und Grün durch eine bisher noch geheim gehaltene Anwendung von Kohlensäure. Alle diese künstlichen Farben sind, mit Ausnahme der schwarzen, Erfindung von Idarern, seit 20—25 Jahren in Gebrauch, und werden durch die Fortschritte der Chemie immer mehr vervollkommnet. Das Schwarzfärben des Achats ist eine uralte Kunst aus vorchristlicher Zeit. Es ist festgestellt, daß die prachtvollen kohlschwarzen griechischen und römischen Onyx-Cameen, die mit den höchsten Preisen bezahlt wurden (und um ihrer kunstvollen Arbeit willen noch bezahlt werden), gefärbt sind, da man sie jetzt noch durch chemische Processe entfärben, d. h. ihnen die natürliche, halb durchsichtige Achatfarbe wiedergeben kann.

Zum richtigen Färben der Steine gehört eine sehr genaue Kenntniß derselben, da sie je nach ihrer Porosität verschiedenartig behandelt werden müssen, dann auch große praktische Uebung und Aufmerksamkeit; daher ist auch der Idarer Schleifer der erste seines Faches, weil seine Kenntniß und Uebung nur in seiner Heimath, der Hochschule in der Achatindustrie, erlangt werden kann.

Der Schleiferkunst steht an Bedeutung für die Idarer Industrie die Bohrarbeit am nächsten. Die Thätigkeit des Bohrers ist zwar eine mehr mechanische, er bereitet aber den geschliffenen Stein für den Goldschmied vor; in die kleinen Löchelchen und Höhlungen, die jener mit großer Genauigkeit und Umsicht bohren muß, bringt dieser die Fassung, durch welche

zuletzt die Formen des Schmuckes entstehen, die zierlichen Ohrgehänge, Bracelets, Brochen, Knöpfe und dergleichen.

Die Goldschmiede und Graveure von Idar suchen wohl von vornherein keinen Wettstreit mit denen von Paris und London in Bezug auf Zierlichkeit der Arbeit; was aber Billigkeit und Solidität betrifft, haben sie keine Concurrenz zu fürchten. Wie schon aus der Beschreibung der Fabrikation selbst hervorgegangen ist, schafft jeder einzelne Arbeiter in Idar für sich als sein freier Herr, und seine Stellung ist mit der keines anderen Fabrikarbeiters zu vergleichen. Die meisten Schleifer sind Eigenthümer ihrer Mühle, nur die weniger Bemittelten sind Pächter; ihre Arbeit ist die bestbezahlte, ein tüchtiger Schleifer kann des Tages 1½ bis 2 Thlr. verdienen. Wie sehr eine solche Organisation der Arbeit auf das Selbstgefühl, auf die Haltung des Einzelnen, auf den Sinn der Gesammtheit wirkt, ist ohne besondere Darlegung wohl von selbst einleuchtend, ein Beispiel wird genügen: Es gab noch vor einigen Jahren Arbeiter, die dem Trunk ergeben waren; seither haben sich Vereine gebildet, die jeden „Säufer" ausschlossen, und was die Furcht vor Verarmung nicht vermochte, das bewirkte der Ehrgeiz, die Furcht vor der gesellschaftlichen Vehme; das Laster des Trunkes ist in Idar fast ganz verschwunden. Es besteht in Idar ein Gewerbeverein, der die Interessen der Gesammtheit wahrnimmt; er unterhält aus der Vereinskasse eine Gewerbehalle, in welcher sich eine permanente Ausstellung der Fabrikate befindet. Die schönsten Erzeugnisse sind natürlich nicht dort zu haben, da sie meistens ins Ausland und in die Bäder gesendet werden. Ferner unterhält der Verein eine Zeichnenschule, in welcher die Gesellen und Lehrlinge unentgeltlich unterrichtet werden. Der Vorstand dieses Gewerbevereins verfügt auch über die Unterstützungen der bedürftigen Arbeiter, der Wittwen und Waisen. Seine Einkünfte sind auf die Abgaben von den jährlichen Rohmaterialversteigerungen (ein Procent der Verkaufssumme), auf die Lehrlingsgelder (zehn Thaler) und auf einige andere Gefälle gegründet.

Und so schließen wir diese Skizze mit einem Rathe an die freundlichen Leser, die uns bis hierher begleitet haben. Möge keiner, der die Rheinthäler besucht, den Ausflug nach Idar versäumen! Er wird ein reizendes Thal, eine höchst interessante Industrie und tüchtige Menschen finden. (Südd. Pr.)

Mannichfaltiges.

— Der „Scientific American" giebt folgende Schilderung der deutschen Winzerstadt Los Angelos in Californien: Der Stadtbezirk Los Angelos, Californien, behauptet die größte weinbauende Gegend in Nordamerika zu sein. Das County gleichen Namens ist sicherlich das blühendste sowohl, als volkreichste des Goldstaates, die reichen Felder desselben lieferten letztes Jahr von 14 Millionen Reben eine Million 500,000 Gallonen Wein und 100,000 Gallonen Brandy. 25 Meilen von Los Angelos ist Annaheim, ein 11 Jahre altes Dorf, in der Mitte eines wichtigen Weinbaudistrictes gelegen. Die Geschichte dieser Ansiedelung zeigt, was die wohlgeleiteten Bestrebungen armer Männer zu erzielen vermögen. Der Platz, wo das Städtchen steht, war 1861 eine dürre unfruchtbare Ebene — wie sie sich noch jetzt im Umkreise meilenweit erstreckt. Im Sommer jenes Jahres kaufte eine Gesellschaft Deutscher, die dem Weinbau im alten Vaterlande obgelegen, hier 1625 Acker der Ebene für 2 Doll. per Acker, um die Capacität derselben für den Weinbau zu erproben. Das Land ward in 50 rechtwinkeligen 20 Ackerstücken ausgelegt. Im Centrum wurde eine Stadt mit 60 Bauplätzen ausgelegt — einer für jeden Actieninhaber und zehn für öffentliche Zwecke. Die 20 Ackerstücke wurden mit Weiden- und Sycamorehecken eingehegt und 10 Acker mit Weinreben bepflanzt. Ein 7 Meilen langer Graben wurde gemacht, um Wasser vom Santa Anna Fluß hinzuleiten. Das Land wurde 2 Jahre auf gemeinschaftliche Kosten bearbeitet. Dann wurden die Parcellen unter die Actionäre vertheilt. Die Arbeiten und Auslagen für Reben ꝛc. rechnend, betrugen die Kosten jedes Actionärs 1400 Doll. Dies begriff eines der Ackerstücke nebst Bauplatz, 100 bis 200 in der Stadt, in sich. Jedes der Grundstücke ist jetzt ein kleines Vermögen für den Eigenthümer und wird in wenigen Jahren weit werthvoller sein. In diesem Städtchen sind bis jetzt 1,200,000 Reben angepflanzt, von denen 800,000 tragen. Ebenso sind 100,000 Obstbäume verschiedener Sorten angepflanzt und das Ganze sieht einem herrlichen Wäldchen und Blumengarten ähnlich, die, in Vierecke getheilt, von Weiden- und Sycamorehecken eingerahmt sind. Fast jeder Bauplatz enthält eine comfortabele Heimstätte und das Städtchen zählt 460 Einwohner. Es befinden sich dort: eine gute öffentliche Schule, 4 Läden, ein Postbureau, aber weder Advocaten, Aerzte noch Prediger. Es giebt Hunderte solcher Plätze in den südlichen Counties, wo sich solche Ortschaften mit gleichem oder selbst größerem Vortheile gründen ließen.

— Von der Murmanenküste am Weißen Meere meldet die „Arch. Gouv.-Ztg.", daß am Abend des 23. Mai aus einer von Nordost nach Südwest ziehenden Wolke Schnee gefallen sei, sodann sich ein Wind erhoben habe, der bald zum Orcan angewachsen sei. Von den norwegischen Fahrzeugen, die sich an der Küste und bei den Subow-Inseln befanden, 200 Jollen und 100 Yachten, Schooner und Schaluppen, sind ungefähr 50 Jollen und 25 Yachten verunglückt, und hierbei haben gegen 50 Menschen ihren Untergang gefunden. Genaue Nachrichten sind über dieses Unglück nicht herbeizuschaffen gewesen, da die Norweger, nachdem sie die Ertrunkenen aufgefischt und von den zertrümmerten Fahrzeugen alles, was zu retten gewesen, gesammelt hatten, nach ihrer Heimath zurückgekehrt sind.

— Die Fell'sche Eisenbahn über den Mont Cenis ist am 16. d. durch ein furchtbares, mit Wolkenbruch verbundenes Gewitter auf einer Länge von 1200 Meter zerstört und unbrauchbar gemacht worden. Nach einem Bericht aus Novalesa, nördlich von Susa, hat das gleiche Schicksal die neue große Straße über diesen Berg betroffen. Der Regen fiel so dicht, daß man auf einige Schritte Entfernung keine Gegenstände mehr unterscheiden konnte. Am Tage nach dem Gewitter fand man zahlreiche Leichen von Maulthieren, Kühen und selbst Gemsen. Mehrere Häuser waren von den angeschwollenen Gewässern fortgerissen worden, ohne daß jedoch der Verlust von Menschenleben zu beklagen wäre. Die ältesten Leute können sich eines so heftigen Gewitters nicht erinnern; dasselbe wird Jahre lang furchtbare Spuren hinterlassen.

Anagramm.

Da kann man sich so gehen lassen
— Mit e — wie man zu sagen pflegt;
Wie schwer die Last, die man sonst trägt,
Jetzt läßt sich d'rüber scherzen, spassen.
Mein Freund! Vom Schul- und Actenstaube
Bist Du nicht mehr beschwert: das glaube.
Das Gegentheil von dem da oben
Sind wir — mit n — zu Deiner Qual;
Wir peinigen Dich überall,
Selbst Dein Gewissen wir durchtoben.
Einst Göttinnen mit Scheusalsleibern:
Jetzt Namen noch boshaften Weibern.

— △

Auflösung des Anagramm in Nro. 99: Wonne. Bonne. Sonne. Tonne. Nonne. Donner. Honneur. Ronneburg.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 103.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

1.

Für Leute, denen außergewöhnliche Ereignisse, Aufregungen und Abwechselung Lebensbedürfnisse sind, wäre es ein harter Entschluß gewesen, sich in Numero 9, Lindenplatz, häuslich niederzulassen. Lindenplatz oder eigentlich „Linden-place“, lag so sehr am äußersten Eckchen eines Endes der großen Weltstadt London, daß nicht einmal eine Omnibusstation in der Nähe war und vor allen Thüren der umgebenden Gebäude Bäume — Lindenbäume — standen, welch' Letztere der kleinen stillen deutschen Ansiedelung den Namen gegeben hatten. Der erste Besitzer, resp. Erbauer, der netten einzelnstehenden Häuschen war ein unternehmender Deutscher Namens Lindenlaub gewesen, und die Aehnlichkeit dieses Namens mit demjenigen, welchen die Botanik in der englischen wie deutschen Sprache den erwähnten Bäumen verliehen, mag den übrigens höchst praktischen, nur für reelle Facta zugänglichen Mann zuerst auf den Einfall gebracht haben, das Stückchen Grund und Boden zum Gegenstand einer wohldurchdachten Speculation zu machen. Denn auch der nüchternste Prosaiker hat im Grund seines Inneren ein kleines lockeres Plätzchen, in welchem die zarten Fasern einer Blume Wurzel fassen können, wenn auch ringsum Alles auf den Kartoffelbau berechnet ist. Herr Lindenlaub hatte die abgelegenen Baustellen billig erworben und Mittel und Wege gefunden, die Häuser, deren Einrichtung vorzugsweise für kleine Haushaltungen die erforderlichen Bequemlichkeiten bot, billig aufzuführen. Nach und nach bevölkerten sich die verschiedenen Wohnungen mit Wirthsleuten, zumeist Deutschen, welche keine Ansprüche an elegante, desto mehr aber an trauliche Räume machten und denen schon der landsmännische Hausherr eine unwiderstehliche Anziehung bildete, abgesehen von dem Reiz mäßiger Miethpreise und dem der freundlichen Gärtchen, die zwischen die Cottages eingestreut waren und mit ihren rothblumigen Geranien und duftenden Resedarabatten lebhaft an die gemüthliche Heimath erinnerten. Seit dem Entstehen von Linden-place war zur Zeit, da sich die zu erzählenden Vorfälle zutrugen, mehr als ein Menschenalter verflossen. Lindenlaub senior schlief seit Jahren unter grüner Rasendecke und sein einziger Sohn und Erbe Gottfried nahm als Hausherr einer nachfolgenden Generation deutscher Wirthsleute seine Stelle ein. Gottfried besaß nicht seines Vaters Unternehmungsgeist, was auch eigentlich nicht nöthig war, da er ja nur das bereits Erworbene zu erhalten brauchte. Und auf's Erhalten verstand er sich aus dem Fundament. Er war sehr wählerisch in Betreff der Miether seiner Wohnungen, sorgte durch rechtzeitige kleine Reparaturen der Gebäulichkeiten, daß keine größeren nöthig wurden, und führte ein mäßiges, aller kostspieligen Angewöhnungen bares Leben. Das kleine, schmächtige, immer sehr sauber gekleidete unbeweibte Männchen hatte eigentlich nur e i n e Leidenschaft und zwar für eine neuerfundene patentirte Gießkanne, mit der es bei trockenem Wetter den Blumen seines Gärtchens die nöthige Feuchtigkeit spendete, obschon besagte Gießkanne das ihr beigelegte Prädicat der Vollkommenheit insofern nicht bewahrheitete, als sich zuweilen ihr Inhalt halb über die Einfassung auf die Wege, halb in Herrn Gottfried Lindenlaub's Gartenschuhe ergoß. Wir Bewohner des Lindenplatzes betrachteten uns fast wie eine Familie und Herr Lindenlaub (ich spreche jetzt nur noch von Lindenlaub junior) war uns, abgesehen von seinen übrigen guten Eigenschaften, darum besonders lieb, daß er bei irgend einem Wechsel unter den Wirthsleuten den Neigungen und Wünschen der Bleibenden Rechnung trug. So würde es unter uns großes Aergerniß gegeben haben, wenn sich ein andersgläubiges Mitglied unserem kleinen Kreise eingereiht hätte. Wir waren nämlich sämmtlich streng protestantisch, und wenn auch nur Fräulein Ardel, welche in Numero 7 wohnte, so weit ging zu behaupten, daß es außer Protestanten blos noch Heiden auf der Welt gäbe, so ist doch nicht abzuläugnen, daß, nicht allein ich, sondern sogar meine gute Mutter sich für ein klein wenig besser hielten, als die Bekenner anderer christlichen Religionsformen. Meine Mutter war nach dem Tod meines Vaters, der ein beliebter Musiklehrer in London gewesen war, in das Häuschen Numero 9 gezogen; eine kleine Erbschaft, die uns schon früher zugefallen, bildete die Grundlage unserer bescheidenen Existenz, und zwei Mal wöchentlich fuhr ich nach London, um in guten Häusern Zeichenstunden zu geben, wodurch sich unsere Einkünfte nicht unbeträchtlich vermehrten. So waren die alten Tage meiner Mutter vor Sorgen beschützt, und was sie allein beunruhigte, war die Befürchtung, erstens, daß die Häuser am Lindenplatz eingerissen werden würden, um einer neuen Eisenbahn Raum zu machen, und zweitens, daß ich mich verheirathen und dadurch von ihr getrennt werden möchte. Daß es in und um Linden-place sehr still herging, habe ich bereits in den ersten Zeilen angedeutet, und wenn ich noch hinzufüge, daß wir Alle streng auf Respectabilität und Anstand hielten, wie sich von selbst versteht, fleißige Kirchenbesucher waren, einander gewissenhaft in die Kochtöpfe guckten und neue Kleidermoden als sündhaft ansahen, so wird der geneigte Leser sich ein ungefähres Bild des Ortes und der betreffenden Situationen machen können. Ich beginne daher bei dem eigentlichen Zeitpunkt des Anfangs meiner Erzählung, welcher durch den Umstand markirt wurde, daß das Cottage Nro. 8 durch Wegzug der seitherigen Miether leer geworden war und neuer Insassen harrte. Wer diese wohl sein würden, gab uns viel zu denken und Stoff zu allen möglichen Muthmaßungen. Gerade als die Spannung den höchsten Grad erreicht hatte, ging ich zufällig an Herrn Lindenlaubs Gärtchen vorüber. Er wohnte in Numero 6 und begoß eben seine Blumen. Es wäre in der That schwer gewesen, sich unseren freundlichen Hausherrn o h n e Gießkanne zu denken, sie war zugleich sein Attribut und sein Wappenschild. Ich machte meine schuldige Verbeugung, welche höflich erwiedert wurde, und dann trat er an die Umzäunung und sagte:

„Denken Sie sich, Fräulein Müller, ich habe Numero 8 vermiethet.“

Ich will gar nicht versuchen, die Aengstlichkeit des Aus-

druckes zu beschreiben, mit welcher er mir die wichtige Mittheilung machte.

„Wirklich, Herr Lindenlaub?“ entgegnete ich theilnehmend, „nun das freut mich sehr. Ich hoffe Sie haben eine nette Familie bekommen, Leute, die Ihnen wie uns gefallen werden, denn wirklich Linden-place ist ein so gemüthlicher Aufenthalt und jeder neue Ankömmling ist uns wie ein lieber Angehöriger.“

„Sie sind sehr gütig, Fräulein Müller,“ versetzte das Männchen verbindlich, „und es liegt mir sehr daran, vorzugsweise mit Ihnen und der Frau Mama über die Sache zu sprechen. Finde ich Sie vielleicht heute zu Hause?“

„Gewiß, Herr Lindenlaub,“ erwiderte ich bereitwillig. Er hatte noch nicht meine Frage nach den neuen Miethsleuten beantwortet und es lag mir sehr daran, Näheres über dieselben, die unsere nächsten Nachbarn werden sollten, zu erfahren. Numero 7 hatte zwar das gleiche Interesse an Numero 8 wie Numero 9, aber daran dachte ich nicht.

„Bitte, trinken Sie heute Abend den Thee mit uns,“ sagte ich, „meine Mutter wird sich freuen wie ich, besonders wenn Sie Ihre Flöte mitbringen.“

Ich habe vergessen zu sagen, daß Herr Lindenlaub neben seiner Leidenschaft für die Gießkanne noch eine kleine Vorliebe für die Flöte hegte, und ich glaube, Jeder, der ihn sah, mußte auf den Einfall kommen, daß er die Flöte blies. Die Klagetöne dieses melodischen Instruments schienen allein geeignet, den Empfindungen einer so milden schüchternen Natur Ausdruck zu verleihen.

Herr Lindenlaub blickte auf seine durchnäßten Schuhe und zögerte mit der Antwort. „Ich fürchte, Sie werden mit dem Thee auf mich zu warten haben,“ sagte er endlich, „ich muß mich doch erst umkleiden. Aber ich komme sehr gern.“

„Und wir warten gern,“ entgegnete ich zum Abschiede grüßend, während Herr Lindenlaub eilig in's Haus ging.

Ich brachte meiner Mutter die aufregende Nachricht über die Vermiethung von Numero 8 und versetzte sie damit in einen wahren Paroxismus von Neugierde. Kaum aber hatte auch Hanna, unser altes Dienstmädchen, den Thee aufgetragen, als auch schon Herr Lindenlaub in sauberer Toilette und mit verbindlichem Lächeln in unserem kleinen Besuchszimmer erschien, wobei sich mir indeß die Bemerkung aufdrängte, daß er nicht so zufrieden wie sonst aussah. Wir machten kein Hehl daraus, daß wir um Alles in der Welt wissen wollten, wer unsere künftigen Nachbarn wären, und Herr Lindenlaub war eben so begierig, uns die gewünschte Auskunft zu geben, so daß wir sehr bald von Allem unterrichtet waren. Im Ganzen war es nicht viel, was wir hörten, und dieses wenige dennoch nicht völlig befriedigend. Es war eine Dame, welche Numero 8 gemiethet hatte, was uns schon recht sein konnte. Denn wir in Linden-place hatten eine Vorliebe für Wittwen, besonders wenn sie ältlich und folglich ihre etwaigen Besucher gesetzte respectabele Leute waren. Junge Wittwen aus der modernen Gesellschaft, gegen die etwas einzuwenden gewesen wäre, logirten sich ohnedies nicht in unserem stillen Stadttheil ein. Die Miethenin also war eine Wittwe und hatte einen Sohn, aber der junge Mann wohnte nicht bei seiner Mutter, „sonst“, ermuthigte sich unser Hausherr, in dem Bestreben witzig zu sein, hinzuzusetzen, „möchte er an Ihnen, Fräulein Müller, eine gefährliche Nachbarschaft haben und umgekehrt.“

„Das hätte gute Wege,“ erwiderte ich lachend, „aber sagen Sie uns auch, wie die Dame heißt und wo sie her ist.“

„Sie hat nur einen weiblichen Dienstboten bei sich,“ lautete die ausweichende Antwort, „und ich habe die beste Auskunft über sie erhalten; sie ist sehr achtbar und aus guter Familie.“

„Doch ohne Zweifel protestantisch?“ fiel meine Mutter ein.

„Gewiß ließ ich es mir zu allererst angelegen sein, dies zu erfahren,“ antwortete Herr Lindenlaub, „und ich schätze mich glücklich versichern zu können, daß Madame Bonhard nicht dem katholischen Glauben angehört, obgleich sie (dies wurde mit gesenktem Blick und großer Verlegenheit gesagt) eine Französin ist.“

„Meine Mutter war so verblüfft, daß sie nicht sprechen konnte, darum that ich es an ihrer Stelle und sagte: „So, sie heißt Madame Bonhard und ist eine Französin? Wie sonderbar, daß sie am Lindenplatz wohnen will.“

„Nicht wahr, sehr sonderbar,“ stimmte Herr Lindenlaub zutraulich bei, „aber sie sagte mir, daß sie längere Zeit in oder bei Chelsea gelebt hätte und daß sie eine Vorliebe für stille Gegenden hege. Es ist eine sehr nette Frau, Fräulein Müller, davon dürfen Sie überzeugt sein; sie erkundigte sich ganz genau nach der Wasserleitung, der Gaseinrichtung, den Senkgruben und nach den übrigen Einwohnern, woraus ich schloß, daß sie sehr eigen und ordnungsliebend sein müsse. Und was die Dienerin, die „Bonne“ betrifft, so glaube ich gewiß, sie ist treu und zuverlässig, denn Alles, was ich ihrer Gebieterin und diese mir sagte, übersetzte Madame Bonhard ihr in's Französische, was sie nicht gethan haben würde, wenn die Person ein solches Vertrauen nicht verdiente. Madame äußerte auch, sie bespräche und sähe sich deshalb Alles so genau an, weil sie sich vor häufigem Umzug fürchte und gern lange bei uns wohnen möchte, wenn sie es nur bequem und angenehm fände.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikanlagen des Gußstahl-Krösus.

In der alten, ehemals freien Reichs- und Abteistadt Essen waren die Kohlen der „Magnetstein, der die Eisen- und Stahl-Industrie zog in das Land hinein“. Die dortigen Kohlenquellen sind nach Qualität und Quantität des daraus gewonnenen Brennstoffes ausgezeichnet. Im Kreise Essen liefern etwa 13,000 Bergarbeiter 15 Millionen Tonnen Kohlen jährlich.

Das größte Fabriketablissement, welches im Vergleich mit allen anderen die meisten Essener Kohlen (angeblich 22,500 Schäffel täglich) verspeist, ist bekanntlich dasjenige des Gußstahl-Krösus, Geheimen Commercienrathes Alfred Krupp (Firma: Friedr. Krupp). In keinem Lande der Erde — England nicht ausgenommen — giebt es ein Fabrikgeschäft, welches nach Größe, Arbeiterzahl, Geschäftsumsatz u. s. w. dem seinigen an die Seite gestellt werden könnte.

Bei dem Tode seines Vaters (1827) kam der damals vierzehnjährige Krupp in den Besitz einer kleinen Werkstätte für Messerschmiedwaaren und erbte gleichzeitig das von jenem schon mit vielen Mühen und Kosten ausgebildete besondere Verfahren zur Herstellung eines vortrefflichen Gußstahles. Durch seine Talente und jahrzehntelangen emsigsten Fleiß gelang es dem von Natur schwächlichen, oft mit Kränklichkeit kämpfenden jungen Krupp, sein Etablissement auf eine immer mannichfaltigere Reihe von Gußstahlfabrikaten auszudehnen. Sensen, Achsen, Schienen, Räder u. s. w. wurden aus Gußstahl angefertigt. 1849 machte Herr Krupp die ersten Gußstahlgeschütze. Wegen ihrer Kostspieligkeit fanden sie lange Zeit keine Abnehmer in Deutschland. Der Vicekönig von Aegypten war der erste, welcher den Ankauf solcher Geschütze bewerkstelligte. Dann folgten

Rußland, Preußen (welches bekanntlich nach und nach seine sämmtliche Artillerie mit Gußstahlkanonen ausrüstete) und andere Staaten. Oesterreich und Holland haben ihre Kriegsmarine theilweise, Belgien und Bayern ihre Landarmee mit Krupp'schen Hinterladern bewaffnet; sogar Japan bestellte Geschütze in Essen. Krupp führte Gußstahlkanonen in immer größeren Dimensionen aus und setzte allem bisher Dagewesenen die Krone auf durch das von ihm in Paris ausgestellte Riesengeschütz (Tausendpfünder), welches 100,000 Pfund wog. Wer die Ausstellung besuchte, wird sich der theils ernsten, theils neidischen Mienen erinnern, mit welchen die Herren Franzosen das „Canon prussien" betrachteten. Mit dieser Kanone, welche eine Spitzkugel von Stahl im Gewichte von 1000 Pfund schleudert und mit 150 Pfund Pulver geladen wird, finden eben in Essen Schießproben statt. Wie ich höre, ist Herr Krupp übrigens jetzt beauftragt, eine Kanone zu fertigen, welche noch größere Dimensionen haben und noch schwerere Geschosse schleudern wird wie die oben erwähnte. Daß zur Zeit auf dem Schießplatze bei Tegel ein englisches Vorderladungsgeschütz (Armstrong) und zwei Krupp'sche Hinterlader mit einander wetteifern, ist bekannt. Vielleicht dürften eben deshalb einige nähere Angaben über die mächtigen Fabrikanlagen des Gußstahl-Krösus gerade jetzt willkommen sein.

Ueber die Ausdehnung und das rasche Wachsen der Fabrik giebt der Bericht der Essener Handelskammer einige genaue Daten. Wir entnehmen denselben folgende Vergleichsziffern aus den Jahren 1852 und 1866:

	1852	1866
Schmelz-, Glüh- und Cementöfen	70	412
Dampfmaschinen	4	195
Dampfhämmer	4	49
Schmiede-Essen	20	110
Arbeitsmaschinen	40	675
Arbeiter	400	7625
Production, Pfund Gußstahl	1,450,000	125,000,000.

Seit dem Jahre 1866 ist übrigens das Etablissement schon wieder bedeutend erweitert worden.

Die 195 Dampfmaschinen des Geschäfts hatten im Jahre 1866 zusammen im Ganzen 6835 Pferdekraft. Es waren darunter eine zu 1000, zwei zu 800, eine zu 500, zwei zu 200, drei zu 150, eine zu 120, drei zu 100 Pferdekraft und 182 von geringerer Stärke.

Die 49 Dampfhämmer des Geschäfts besaßen im Jahre 1866 ein Gesammtgewicht von 2770 Centnern. Es waren darunter je einer zu 600, zu 400, zu 150, zu 140, zwei zu 110, drei zu 100 Centnern und 40 von geringerem Gewichte.

Man hört in Essen und las auch schon in verschiedenen Zeitungen, daß der schwerste Hammer ein Gewicht von 1000 Centnern habe; aber der Handelskammerbericht bestätigt dies nicht. Von den Beamten und Arbeitern kann man keine genaue Auskunft erhalten, denn dieselben befleißigen sich einer ans Wunderbare grenzenden Schweigsamkeit. In dieser Hinsicht, sowie in Bezug auf den hermetischen Verschluß des ganzen Fabrikcomplexes gegen jeden Fremden wird wirklich Staunenswerthes geleistet. Die Arbeiter werden auf das sorgfältigste beaufsichtigt und bekommen selbst nie einen anderen Raum zu sehen, als denjenigen, in welchem sie gerade beschäftigt sind. Viele verrichten Arbeiten, über deren Zusammenhang mit dem Productionsproceß des Gußstahles oder mit der Herstellung einer eigenthümlichen technischen Vorrichtung sie selbst ganz ununterrichtet sind. Außerdem wird die Pflichttreue der höheren, außergewöhnlicheren Arbeiter von Seiten der Direction in sehr geschickter Weise durch besondere Belohnungen wach erhalten. Alle Fabrikräume sind eingefriedigt. Die große chinesische Mauer, welche sie umgiebt, ist nur selten von Stein, meist aus einfachen Brettern und Latten errichtet. An allen Eingängen (deren es meines Wissens fünf oder sechs giebt) halten Portiers in besonderen Häuschen Tag und Nacht Wache. Nachts revidirt die wachhabende Mannschaft der Fabrikfeuerwehr noch außerdem die Einzäunungen sowie die Fabrikgebäude. Die Feuerwehr ist ein militärisch organisirtes Corps von großer Zuverlässigkeit; trotzdem ist die Fabrik bei verschiedenen Assecuranzen für 4,291,240 Thaler versichert.

Ein günstiger Zufall verschaffte mir Gelegenheit, mich wenigstens über die Lage der einzelnen Fabrikräume, ihren Zweck rc. inmitten derselben aus der Vogelperspective zu orientiren und so einen allgemeinen Ueberblick über die ausgedehnten, industriellen Anlagen zu gewinnen. Wenn man von dem Mittelpunkte der Stadt Essen aus sich westlich wendet und die Limbecker Straße entlang geht, so kommt man bald auf eine die Fortsetzung dieser Straße bildende Chaussee, welche das Krupp'sche Etablissement in eine (größere) nördliche und in eine (kleinere) südliche Hälfte theilt. Rechts und links am Wege sind Eingänge. Wir treten durch den Eingang links in die Krupp'schen Südstaaten. Auf großen schwarzen Wandtafeln befinden sich hier viele schwarze Häkchen. An dieser Stelle finden die Arbeiter des Morgens beim Eintritt in die Fabrikräumlichkeiten reihenweise geordnet ihre „Nummern" (Blechmarken mit einer bestimmten Zahl), nehmen dieselben mit sich und geben sie in dem resp. Arbeitsraume an ihren Werkmeister ab. Dieser verschließt die „Nummern" in einen besonderen Schrank und notirt die Fehlenden. Abends erhalten die Arbeiter ihre „Nummern" zurück, werfen sie am Thore in einen großen briefkastenähnlichen Schalter und finden sie am anderen Morgen wohlgeordnet wieder an jenen Tafeln. Die gleiche Einrichtung ist bei jedem Eingange getroffen und es wird auf diese Weise eine außerordentlich genaue Controle über die Arbeiter, ihr pünktliches oder unpünktliches Kommen, entschuldigtes oder unentschuldigtes Ausbleiben möglich. Indem wir weitergehen, kommen wir an einem mächtigen Centraldampfkesselhause und an der Fabrik-Gasanstalt vorüber, welche letztere für 9000 Flammen Gas zu produciren hat. Wir erreichen in der Nähe eines dickleibigen Gasometers einen eleganten einzeln stehenden Thurm und erklettern ihn. Es ist ein Wasserthurm. Die Grubenwasser aus sechs benachbarten Kohlenzechen werden hier nach vorhergegangener Reinigung etwa 150 Fuß hoch vermittelst Dampfkraft in ein Bassin emporgepumpt um dann durch das so erlangte Gefälle mit Leichtigkeit nach allen Theilen der Fabrik hingeleitet werden zu können. Nach einer Zeitungsnotiz, die ich im vorigen Winter las, braucht die Fabrik täglich die Kleinigkeit von 200,000 Kubikfuß Wasser. Es ist eine hübsche, freie Aussicht, welche man von der Höhe dieses Thurmes aus genießt. Hunderte von Essen erheben sich gleich Obelisken über den vielgestaltigen Gruppen von geschwärzten Fabrikgebäuden. Einer dieser modernen Kolosse hat am Boden einen Durchmesser von 30 Fuß, und eine zierliche eiserne Treppe führt bis hinauf an die Mündung des rauchenden Schlotes.

(Schluß folgt.)

Zur Statistik der pfälzischen Gymnasien und Lateinschulen 1867/68.

Der „Kurier" brachte im vorigen Jahre eine Uebersicht der Verhältnisse der pfälzischen Studienanstalten; die Gestaltung derselben im eben abgelaufenen Schuljahre dürfte für die Leser ebenfalls nicht ohne Interesse sein.

Die Zahl der bezeichneten Anstalten hat im verflossenen Jahre keine Veränderung erfahren; wir haben 2 vollständige „Studienanstalten" (Gymnasium mit Lateinschule) und 13 „isolirte" Lateinschulen. Die Gesammtzahl der an ihnen wirkenden Hauptlehrer beträgt 78 (dazu 3 Assistenten und zahlreiche Hilfslehrer). Unter ihnen sind 16 Gymnasialprofessoren und 62 Studienlehrer. Von letzteren kommen auf die 13 einzelstehenden Lateinschulen 52 (also im Durchschnitt 4), einer mehr als im vorigen Jahre, nämlich der Realienlehrer zu Kaiserslautern. 5 Lehrer haben Grünstadt, Frankenthal, Kaiserslautern, Landau, Neustadt; 4 Dürkheim, Germersheim, Kusel, Pirmasens; 3 Edenkoben, Kirchheimbolanden, Annweiler; 2 Bergzabern.

Die **Schülerzahl** aller Anstalten belief sich auf 1508, wovon im Laufe des Jahres 108 ausgetreten, so daß am Schluß noch 1400 vorhanden (53 mehr als 1867); und zwar treffen auf die beiden vollständigen Anstalten Speyer und Zweibrücken 550 (16 mehr), davon auf die eigentlichen Gymnasien 289 (1 weniger); auf die 13 Lateinschulen 850 (37 mehr), so daß also eine erfreuliche Steigerung der Schülerzahl zu bemerken ist. Eine noch weitere Steigerung wäre besonders in den Oberklassen der Lateinschulen wünschenswerth, damit nicht, wie jetzt so vielfach, der begonnene Bildungsgang schon in der 2. und 3. Klasse abgebrochen würde. In dieser Beziehung könnte das neue Schulgesetz auch für die höheren Bildungsanstalten außerordentlich heilsam wirken, wenn es das Ende der Schulpflicht auf das vollendete 14. Lebensjahr festsetzte, wie dies auch vom Landrathe der Pfalz gewünscht worden ist. Dieses einzige Mittel würde in Volks- und höheren Schulen viel mehr Nutzen stiften als zahlreiche, noch so subtil ausgedachte Paragraphen. Der berührte Uebelstand zeigt sich am deutlichsten in der 4. Klasse der Lateinschulen, wo im Durchschnitt 8 Schüler sind, offenbar zu wenig, obgleich etwas mehr als bisher.

Unter den einzelnen Anstalten haben natürlich Speyer und Zweibrücken die größte Schülerzahl, ersteres 331 (28 mehr), darunter 240 Auswärtige, letzteres 219 (12 weniger), darunter 150 Auswärtige. Unter den Lateinschulen ist Landau mit 118 Schülern auch in diesem Jahre die besuchteste gewesen; dann folgen Dürkheim (90), Frankenthal (81), Grünstadt (77), Kaiserslautern (74), Germersheim (71), Annweiler (59), Neustadt, Pirmasens, Edenkoben (je 58), Kirchheimbolanden (40), Kusel (39), Bergzabern (30).

Was die Gesellschaftsklassen betrifft, die ihre Kinder diesen Bildungsanstalten anvertrauten, so treffen wir unter den Eltern der sämmtlichen Schüler nur etwa ein Fünftel Studirte (Beamte, Pfarrer, Aerzte); über die Hälfte (57 pCt.) sind Kaufleute und Fabrikanten (12½ pCt.), Gewerbetreibende (25 pCt.) und Landleute (20 pCt.) Selbst in den eigentlichen Gymnasien, deren Zöglinge doch meist zu Universitätsstudien übergehen, bilden von den zukünftigen Beamten, Pfarrern, Aerzten die Söhne Studirter noch nicht ein Drittel, woraus also erhellt, daß die Klasse der Studirten in unserer Provinz überwiegend aus dem Bürger- und Bauernstand hervorgeht. Letztere beiden sind in den isolirten Lateinschulen natürlich noch stärker vertreten, von deren Schülern 64 pCt. ihnen angehören. Was insbesondere die Umwohnerschaft der mit Lateinschulen versehenen Städte angeht, so liefert sie ein fast ebenso starkes Contingent zur Schülerzahl als die Städte selbst, in Grünstadt wiederum das doppelte. Rühmlich zu erwähnen ist auch in diesem Jahre der Stand der Volksschullehrer, dessen Söhne an den lateinischen Schulen mit 10 pCt., an den Gymnasien sogar mit 16 pCt. vertreten sind, und gewiß nicht ohne große Opfer und Entbehrungen von Seiten der Eltern. Söhne von Militärs waren im Ganzen nur 12, von Taglöhnern 24 vorhanden.

In Bezug auf die **Confessionen** endlich, denen die Schüler angehörten, ist auch in diesem Jahre wieder der auffallende Umstand zu constatiren, daß, trotzdem sich die protestantische und die katholische Kirche an Zahl ihrer Bekenner in unserem Kreise völlig gleichstehen, dennoch die Zahl der protestantischen Schüler weit überwiegt, nämlich mit 827 gegen 518, also wie 3 zu 2, ja an den Lateinschulen wie 2 zu 1. Dies ist gewiß sehr merkwürdig. Im Verhältniß zur Kopfzahl waren indeß die Israeliten mit 3¼ pCt. vielleicht am allerstärksten vertreten, wenn man bedenkt, daß, falls sie weiter studiren wollen, ihre Aussichten, höchstens etwa das ärztliche Fach ausgenommen, fast gleich Null sind.

Mannichfaltiges.

— Keine Alpen mehr, keine Tunnel mehr! ist jetzt die Losung der schweizerischen Bautechniker. Der Eisenbahningenieur Wetli ist nämlich soeben mit dem Plan einer neuen **Kletterlocomotive** aufgetreten, welche so viel verspricht und im Modell so schön arbeiten soll, wie es nach der Beschreibung kaum zu erwarten wäre. Sachverständige haben die Erfindung als das Ei des Columbus bezeichnet, und man hält nun Gebirgsbahnen für sehr gut ausführbar, welche bisher als technisch oder finanziell ganz unmöglich gelten mußten. Kann man aber sämmtliche Alpenpässe und andere Steilheiten mit Dampf direct überwinden, so braucht man allerdings auch keine Tunnel mehr. Die Fell'sche Eisenbahn über den Mont Cenis bildet zwar bereits eine solche Negation des unten durchzuführenden Tunnels und ist im täglichen Betriebe, aber doch nur für kleine leichte Züge, während der Wetli'sche Plan anscheinend auf Züge jeder Größe angelegt ist. Die neue Locomotive hat die gewöhnlichen Treibräder und kann auf jeder Bahn laufen. Bei Steigungen aber tritt ein anderweiter Apparat mit in Wirkung, der das Zurückrutschen unmöglich macht und die Zugkraft der Treibräder nach Bedürfniß ergänzt. Er arbeitet in der Mitte zwischen den gewöhnlichen Schienen an einer zweiten Schienendoppellage, die aber keine fortlaufenden Stränge, sondern spitze Winkel bildet. Der mittlere Treibapparat ist eine eigenthümliche Anwendung des Princips der Schraube. Ein breites Rad oder eher eine Walze, von der Maschinenkraft in der Richtung eines gewöhnlichen Rades gedreht, hat auf ihrem Umfang zwei spiralig aufgewundene vorspringende Kanten oder Schienen nebeneinander, deren eine in dieser, die andere in entgegengesetzter Richtung gewunden ist. Der Abstand der einzelnen Windungen von einander bestimmt den Grad der Schräglage der Winkelschienen, und die Länge dieser letzteren ist derjenigen gleich, welche ein einzelner Spiralgang hat, wenn er abgewickelt und gerade gestreckt gedacht wird. Die schrägen Extraschienen liegen nur auf den ungewöhnlichen Steigungen und Senkungen der Bahn; die Winkelspitzen sehen immer die Anhöhe aufwärts. Kommt nun die Locomotive zu unterst einer Steigung an, so übergreift das rollende Mittelrad mit den beiden Außenenden der Spiralen den ersten Winkel am breitesten Theile, und jede der beiden Schienen hat nun neben sich eine Spirale, die außerhalb immer dicht anschließend sich neben ihr hinwälzt, bis der Winkel durchlaufen ist, die beiden **inneren** Spiralenden ihn an dessen schmaler Seite verlassen, während zugleich die äußeren den folgenden Winkel erfassen. Es **reiten** also gleichsam zwei verbundene Schrauben an den Seiten eines Keiles empor, und da sie in jedem Moment anschließen, so ist ein Zurückrutschen nicht möglich, denn die direct hinter den Angriffspuncten liegende Partie des Keiles ist dazu schon zu breit. Derselbe Erfolg würde stattfinden, wenn man umgekehrt den Spitzen der Keile entgegenführe, wie es beim Abwärtsfahren wirklich der Fall ist; es müßten dann nur die Windungen **innerhalb** der Schienen laufen, also mit ihren inneren Endungen zu wirken anfangen. Dann ist das Zurückgeben dadurch verhütet, daß dazu die hinter dem Angriffspunkte liegende Partie des Keils immer zu **schmal** ist. Diesen inneren Gang sollen die Spiralen nun beim Abwärtsfahren wirklich machen; es giebt aber da nichts zu ziehen, sondern im Gegentheil zu hemmen; wie indeß die Hemmung bewirkt wird, geht aus den bisherigen kurzen Nachrichten nicht hervor.

— In **Appenzell** hat die Polizei einen guten Fang gemacht an einem sog. Obelinski, der sich auch Rosnow und Palmer nannte. Man fand in seinem Koffer mehrere in Ragaz und Bregenz abhanden gekommene Gegenstände, ferner 5690 Fr. in Gold, 700 fl. in süddeutschem Papiergeld und 2 russische Bankbillete. Im Freihof hatte er noch eben einer Engländerin 2000 Fr. entwendet.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 104.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr Lindenlaub die gefürchtete Mittheilung bezüglich der Nationalität seiner neuen Mietherin glücklich überstanden hatte, wurde er ganz heiter und außergewöhnlich gesprächig. Er drückte die Hoffnung aus, daß wir mit der französischen Dame gute Nachbarschaft halten würden, und bemerkte, daß er hauptsächlich deshalb zuerst mit uns über den Fall gesprochen, weil er wüßte, daß wir vorurtheilsfreier wären, als seine übrigen Miether, und es ihm am ehesten verzeihen würden, eine Nichtdeutsche und sogar eine Französin in eines seiner Häuser aufgenommen zu haben. Zudem wäre es ihm ja bekannt, daß wir Freunde in Frankreich hätten und daß ich — Susanna Müller — geläufig französisch spräche. „Geläufig" sprach ich das Französische gerade nicht, konnte mich aber leidlich darin ausdrücken, und Freunde in Frankreich hatten wir allerdings. Mein Vater war in seiner Jugend viel gereist und hatte bis an sein Ende mit französischen Freunden correspondirt. Ein paar dieser Verbindungen waren auf mich übergegangen, und besonders war es ein Monsieur de Beaucour, welcher der Wittwe und Tochter seines verstorbenen Freundes ein warmes Interesse bewahrte. Seinen Empfehlungen verdankte ich es, daß ich mehrere Schülerinnen für den Zeichenunterricht in vornehmen französischen Familien gewonnen hatte, welche in London ansäßig waren. Er schrieb mir von Zeit zu Zeit, und sein letzter Brief hatte mir die Nachricht von seiner Beförderung zu einer höheren Stelle unter der neu-eingesetzten Kaiserregierung gebracht; er war nämlich Präfect eines Departements geworden und sein officieller Wohnort war die Seehafenstadt C.

So wie wir Alles über Madame Bonhard gehört hatten, was Herr Lindenlaub erzählen konnte, kam die Flöte an die Reihe, und unser Hausherr spielte seine sämmtlichen bekannten Melodieen. Punkt zehn verließ er uns, wie es von jeher Gebrauch gewesen; dann erst besprachen wir nochmals die Angelegenheit von Numero 8, wobei meine Mutter und ich zu dem Schluß gelangten, daß die althergebrachte Respectabilität von Linden-place durch das Eindringen des französischen Elements bedenklich erschüttert werden möchte.

Ein paar Tage später wurde das Haus von den neuen Miethern bezogen. Die Aufregung am Lindenplatz war groß, aber dies war natürlich; sie war indeß auch nicht augenfällig, denn anders wäre es nicht anständig gewesen. Wie sich von selbst versteht, waren die Möbel, welche in einem ungeheueren Möbelwagen ankamen, der Gegenstand lebhaftester Neugierde. Sie zeichneten sich jedoch nur durch große Sauberkeit aus, elegant oder kostbar war nichts dabei. „Sah man je eine solche Menge französisches Gerümpel beieinander?" fragte verächtlich Fräulein Ardel, als zwei unverkennbar englische Armsessel hineingetragen wurden. Doch sie war verbittert durch ihr einsames Loos und konnte das Raisonniren nicht lassen. Wir hatten Madame Bonhard noch nicht gesehen, aber die Bonne beaufsichtigte das Abladen der Mobilien, und wir konnten sie ganz mit Muße in Augenschein nehmen. Sie schien in der That eine treue Dienerin. Wenn alle die Sachen ihr Eigenthum gewesen wären, so hätte sie dieselben nicht ängstlicher vor Beschädigung zu schützen suchen können, als es jetzt geschah; und die Dienstfrau, welche zur Aushülfe gemiethet worden, konnte nicht genug davon erzählen, wie eigen und aufmerksam sie sich bei der Aufstellung der einzelnen Gegenstände gezeigt hätte. Diese Dienstfrau war der Meinung, daß die Bonne das Regiment in der Haushaltung führte. Drei Tage nach dem Eintreffen der Möbel langte Madame Bonhard selbst an. Sie kam in einer Droschke mit einer Unmasse von Koffern, Kisten, Schachteln und Paketen. Ich ging gerade mit meiner Mutter am Arm in unserem Gärtchen auf und ab, als die Droschke an der Nachbarthür hielt, und so hatte ich die ungehinderte Aussicht auf die Berge von Gepäck, die sich oben auf dem Wagen und auf dem Vordersitz desselben in die Höhe thürmten. Auf dem Letzteren hatte auch eine große glänzende schwarze Katze Platz genommen, die sich, so wie sie herabgesprungen war, zu waschen anfing, gleichsam um es sich im neuen Hause heimisch zu machen. Den schmalen Gartenweg entlang schritt die Bonne zur Begrüßung herbei, und aus der Droschke stieg ihre Herrin. Es war ungemein interessant. Die Französin, von der wir nichts Geringeres als eine sociale Umwälzung des Lindenplatzes befürchteten, war nunmehr da. Um's Leben gern wären wir Beide stillgestanden, um uns die Neuangekommenen gründlich zu betrachten, aber dies wäre gegen den Anstand gewesen, und ich hoffe, Niemand von den Bewohnern der Lindenlaub'schen Häuser würde im gleichen Falle gezögert haben, die Neugierde dem Anstand zu opfern. Wir setzten demnach unseren Spaziergang langsam fort, wobei wir uns den Anschein gaben, die Droschke gar nicht zu bemerken, während wir jedoch eifrig verstohlene Blicke nach der fremden Dame hinübersandten. Madame Bonhard war eine sehr große Frau und würde noch größer geschienen haben, wenn sie sich nicht so sonderbar vorgebeugt hätte. Sie war mager und schien schwach oder krank, denn sie stützte sich schwer auf den Arm der Bonne und mußte auf dem kurzen Weg von der grünen Gartenthür bis zur grünen Hausthür zwei Mal stehen bleiben. Sie trug ein schlichtes schwarzes Seidenkleid und einen schönen großen schwarzen Shawl, der nachläßig um sie herumhing; der sehr große Schirm ihres Hutes beschattete ein blasses, kummervolles, nachdenkliches Gesicht. Nach ein paar Minuten, während welchen das Gepäck von dem Droschkenkutscher und einem herbeigesprungenen Knaben hineingetragen worden war, verschwand sie im Hause und die Thür schloß sich hinter der neuen Mietherin von Numero 8. Während mehrerer Tage öffnete sich diese Thür nur selten. Herr Lindenlaub wollte der Dame seine Aufwartung machen, allein die Bonne sagte, ihre Herrin sei leidend und könne Niemanden empfangen. Als er uns am Abende des nämlichen Tages besuchte, fragten wir ihn, ob er Madame Bonhard's Sohn gesehen. Die Frage war eigentlich überflüssig, denn die Neugierde in Betreff der Bewohner von Numero 8 hatte sich noch lange nicht gelegt, und es wäre für den jungen

Mann ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, ungesehen das Haus zu betreten oder zu verlassen. Ich glaube bestimmt, daß Fräulein Ardel, die ohnedies nichts zu thun hatte, sogar ihre Nachtruhe kürzte aus Furcht, Monsieur Bonhard könnte zu einer Stunde zu seiner Mutter kommen, wenn sie — Griselda Ardel — sich nicht auf ihrem Beobachtungsposten befand. Auch Herr Lindenlaub hatte den jungen Mann nicht zu Gesicht bekommen, und als er nach einigen weiteren Tagen seine neue Mietherin endlich gesprochen und er gleich darauf zu uns kam, sagte er, daß sie eine außerordentlich angenehme Dame wäre und so gut englisch spräche, daß er ohne alle Mühe mit ihr habe conversiren können, und im Laufe der Unterredung habe sie ihm mitgetheilt, ihr Sohn, ihr „Adolphe", wäre in Frankreich, würde aber bald zu ihr kommen, da er in allen seinen Briefen seines nahe bevorstehenden Besuches bei ihr erwähnte. Bei dieser Gelegenheit hatte Herr Lindenlaub von meiner Absicht, Madame Bonhard zu besuchen, ein Wörtchen fallen lassen, was die Dame sehr freundlich aufgenommen und nur das Bedauern beigefügt habe, daß ihre schwache Gesundheit sie häufig der Freuden der Geselligkeit beraube.

Als Herr Lindenlaub sich entfernt hatte, nahm unser Mädchen Hanna, welche ab und zu gegangen war und nicht unterlassen hatte die Ohren zu spitzen, den Redefaden mit jener dreisten Vertraulichkeit auf, die mich immer ärgerte, ohne daß ich den Muth fand, sie deshalb zurechtzuweisen.

„So, also die Madame bekommt häufig Briefe von ihrem Sohn?" sagte Hanna, ungläubig den Kopf schüttelnd, „dann möchte ich doch wissen, wie sie sie bekommt, denn so lange sie hier ist, ist noch kein Briefträger bei ihr über die Schwelle gegangen, und die Longsmith, die Dienstfrau, die alle Commissionen außer dem Hause besorgt, hat auch noch keinen Brief hin und hergetragen."

„Das ist allerdings etwas sonderbar," meinte meine Mutter, „aber vielleicht läßt Madame Bonhard ihre Briefe einem Commissionär in der Nähe zugehen, bis alle ihre Freunde ihre jetzige Adresse wissen."

„O nein, sie thut nichts derart," antwortete Hanna beinahe beleidigt, daß man vermuthen könnte, sie habe nicht selbst daran gedacht; „natürlich fiel mir das auch gleich ein und ich erkundigte mich ganz genau. Es sind keine Briefe für sie abgegeben worden, auch nicht für Bonne." Hanna gebrauchte diese Bezeichnung einer französischen Dienerin immer wie einen Eigennamen und nicht wie ein Hauptwort.

„Nun, wir werden den Sohn sehen, wenn er kommt," sagte ich etwas ungeduldig und verdrießlich. „Uebrigens, Mama, weißt Du, daß Herr Lindenlaub erwähnte, er würde nicht bei seiner Mutter wohnen."

„Und meine Meinung ist, daß das auch nicht wahr ist," fiel Hanna schon wieder ein, „denn wenn er nicht bei seiner Mutter wohnen soll, warum macht denn Bonne so viel Umstände wegen seinem Zimmer?"

„Seinem Zimmer?" fragte ich erstaunt.

„Ja, Fräulein Susanne, seinem Zimmer. Die Longsmith sagt, es sei ein wirkliches Herrenzimmer mit einem Stiefelzieher und alle Schränke und Commoden seien voll Herrenkleider. Bonne hat den Schlüssel, aber die Dienstfrau hat doch Alles gesehen. Wie sie's gemacht hat weiß ich nicht und geht mich auch nichts an. Aber ich hätte ihr's vorher sagen können, daß sie nichts Vernünftiges 'rausfinden würde, denn solch' hergelaufenes Franzosenvolk ist zu Allem fähig. Und das sage ich," schloß Hanna, die sich immer mehr ereiferte, „Herr Lindenlaub kann sich vorsehen, ob er auch seine Miethe richtig bekommt. Die Madame kriegt keine Briefe, Niemand besucht sie und Alles in Allem ist meine Meinung, daß der Hausherr curiose Leute in Numero 8 wohnen hat."

Ich überlegte mir dies Alles, während ich eine Wasserfarbenskizze beendete. Ich beabsichtigte noch immer, Madame Bonhard zu besuchen, denn auch Griselda Ardel wollte es thun, und es lag mir daran, daß die französische Dame kein einseitiges Urtheil über Linden-place hörte. Dennoch, obschon ich noch kein Wort mit ihr gewechselt, fing ich mit Hanna zu muthmaßen an, daß unser Hausherr curiose Leute in Numer 8 wohnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Karl Friedrich v. Heintz.

Nekrolog aus der „Allg. Ztg."

Vor wenigen Tagen hat die Erde sich über einem Manne geschlossen, der nicht nur wegen seiner hohen Stellung, sondern auch wegen seiner bewährten Gesinnung in schweren Zeiten, und wegen seiner wahren Verdienste um Bayern, der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Wir meinen den am 16. d. M. verstorbenen Präsidenten des obersten Gerichtshofes, Reichs- und Staatsrath Dr. Karl Friedrich v. Heintz. Derselbe war am 4. April 1802 zu Kleeburg, einer vormals herzoglich zweibrückischen Gemeinde im unteren Elsaß, geboren, wo sein Vater als reformirter Pfarrer wohnte. Er vollendete seine Gymnasialstudien theils in Zweibrücken, theils in München, wohin sein Vater im Jahre 1819 als Oberconsistorialrath berufen worden war, besuchte sodann 1820—1823 die Universitäten Heidelberg und Erlangen und trat in die juristische Praxis bei dem kgl. Landgericht der Vorstadt Au bei München über. Die Gesetzgebung im diesseitigen Bayern sagte ihm jedoch nicht zu; er kehrte in seine Heimath in der Pfalz zurück, und wurde, nachdem er dort im December 1825 seine Concursprüfung mit Auszeichnung bestanden und zur weiteren Ausbildung einige Zeit in Frankreich verweilt hatte, als 24jähriger Mann zum Anwalt an den kgl. Gerichten zu Zweibrücken ernannt. Er hatte diesen Stand weniger aus persönlicher Neigung gewählt, als weil derselbe nach seiner Meinung am meisten Gelegenheit zur gründlichen juristischen Ausbildung bot, und ihm die beste Vorschule für den Richterstand zu bilden schien, der ihm als das Ziel seiner Wünsche vorschwebte. Nach der damaligen Praxis mußte man jedoch, um zu dem unabhängigen Richteramte gelangen zu können, die Schule der Staatsanwaltschaft durchmachen, und darin auch seine politische Befähigung erproben. Er genügte dieser Bedingung theils als zweiter Staatsanwalt am Bezirksgericht, theils als zweiter Staatsanwalt am Appellationsgericht zu Zweibrücken, worauf er zu Anfang des Jahres 1839 als Rath an diesen Gerichtshof berufen wurde. Im Jahre 1845 verweilte er als Mitglied einer zur Revision der Hypothekengesetzgebung berufenen Commission längere Zeit in München, und die Art seines Auftretens in derselben mag Veranlassung gegeben haben, daß er noch in demselben Jahre zum Oberappellationsgerichtsrath ernannt wurde. Er fühlte sich jedoch in Zweibrücken so völlig an seinem Platze, daß er, was wohl selten vorkommt, diese höhere Stelle ausschlug. Das Vertrauen seiner Mitbürger in seine Kenntnisse, Unabhängigkeit und Rechtlichkeit hatte ihn inzwischen in die Kammer der Abgeordneten berufen, wo er sich zugleich derartige Anerkennung erwarb, daß er in den beiden Wahlen, welche während der Landtage von 1845/46 bis 1848 stattfanden, unter die sechs Candidaten für die Stelle des zweiten Präsidenten aufgenommen und zuletzt auch von der Staatsregierung bestätigt wurde. Als nun unmittelbar darauf auch für Bayern die Morgenröthe

einer freieren, volksthümlicheren Richtung anbrach, wurde er von allen Seiten als der Mann erkannt, der die Eigenschaften besaß, um in der Gesetzgebung Bayerns die längst als dringend erkannten Reformen vorzunehmen. Er wurde von Sr. Maj. dem König Maximilian II. bei seinem Regierungsantritt an die Spitze des Staatsministeriums der Justiz berufen, und kurz darauf auch zum lebenslänglichen Reichsrath ernannt. Wie er in dieser hohen Stellung rastlos zum Besten des Landes wirkte, wie durch sein energisches Vorwärtsgehen Bayern das erste deutsche Land wurde, welches die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren mit dem Institut des Schwurgerichts praktisch und erfolgreich ins Leben einführte, wie er zu diesem Zwecke in wenigen Monaten ein Gesetz schuf, das noch jetzt wegen seiner Klarheit und consequenten Durchführung als mustergiltig dasteht, wie er vor Allem durch das sogenannte Grundlagengesetz vom 4. Juni 1848 das Fundament zu allen nachfolgenden Reformen in der Justizpflege legte, die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Einheit der Gesetzgebung in den diesseitigen und jenseitigen Landestheilen zum Princip erhob — das alles lebt noch zu frisch in Aller Gedächtniß, als daß es weiter auszuführen nöthig wäre. Das Ministerium, zu welchem er gehörte, theilte das Loos aller sogenannten Märzministerien; es verlor seinen Halt, weil es den Einen in den Reformen nicht weit genug ging, den Anderen schon zu weit gegangen war. Nachdem Heintz noch auf Neujahr 1849 durch das Comthurkreuz des St. Michael-Ordens ausgezeichnet worden war, fühlte er schon im Februar seine Stellung unhaltbar und bat um seine Enthebung, die ihm nach mehrfachen Versuchen, ihn zum Verbleiben zu vermögen, am 5. März 1849 gewährt wurde. Wenige Wochen darauf erhielt er die Stelle eines zweiten Präsidenten des obersten Gerichtshofes. Die Reaction, welche darauf über Bayern hereinbrach, verschonte auch ihn nicht. Durch eine Reihe kleinlicher Kränkungen suchte man es ihn fühlen zu lassen, daß er in seinen Gesetzen sogenannte Kronrechte geschmälert oder preisgegeben habe. Seinen rechtmäßigen Gehalt mußte er erst durch einen Proceß in allen Instanzen erkämpfen, bei den Erledigungen der ersten Präsidentenstelle am obersten Gerichtshof in den Jahren 1855, 1858 und 1866 wurde er übergangen, das letzte Mal sogar zu Gunsten eines Mannes, den er selbst in sein Ministerium berufen hatte. Selbst in der Kammer der Reichsräthe war seine Stellung eine andere geworden; bei den Wahlen für die Ausschüsse wurde er umgangen, seine Stimme hatte ihr früheres Gewicht verloren. Der Verstorbene fühlte diese Zurücksetzungen tief; er ließ sich nicht nur seltener, als es seine Freunde wünschten, in den Kammersitzungen vernehmen, sondern äußerte auch oft in engeren Kreisen seine Absicht, aus der Kammer der Reichsräthe ganz auszuscheiden. Nur die Erwägung hielt ihn davon ab, daß das wahre Wohl des Landes sein Ausharren auch unter den unangenehmsten Verhältnissen gebiete. Erst dem Ministerium Mulzer war es vorbehalten, zu vermitteln, daß ihm am 3. Januar 1860 das Comthurkreuz des Kronordens verliehen wurde. Zu diesem Behuf wurde Heintz zu einer längeren Audienz zu Sr. Majestät dem König Maximilian II. beschieden, in deren Verlauf es ihm unschwer gelang, den Monarchen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er in ihm, wie im Jahre 1848, so auch jetzt noch den wahrhaft treuen Freund des Thrones und des Vaterlandes sah. Als im Jahre 1866 die erste Präsidentenstelle am obersten Gerichtshof neuerdings erledigt wurde, erhob sich die öffentliche Meinung mit einer seltenen Einhelligkeit und Entschiedenheit dafür, daß ihm endlich Gerechtigkeit widerfahre. Nur ihr allein hatte er es zu danken, daß er selbst unter dem Ministerium Bomhard am 17. October 1866 zum ersten Präsidenten ernannt, oder vielmehr, daß unter seiner Belassung im Präsidium die zweite Präsidentenstelle aufgehoben wurde. Seine letzte Lebenszeit war der Bearbeitung des Entwurfs einer Civilproceßordnung für den Gesetzgebungsausschuß der Kammer der Reichsräthe gewidmet. Obgleich der Ausschuß der Kammer der Abgeordneten zur Prüfung des von der Staatsregierung vorgelegten ursprünglichen Entwurfs mehrere Jahre gebraucht und den von ihm selbst angefertigten neuen Entwurf in zweiter Lesung erst vor wenigen Monaten vollendet hatte, so widerstrebte es doch dem Gefühle des Verstorbenen, daß dieses Gesetzgebungswerk, der Schlußstein des Gebäudes, zu dem er das Fundament gelegt, durch ihn könnte verzögert werden. Seine in den letzten Jahren durch schwere Krankheiten untergrabene Gesundheit, zu deren Stärkung er vor kurzem, anscheinend mit bestem Erfolge, die Badecur in Wildbad gebrauchte, hätte längere Ruhe und Vermeidung jeder geistigen Anstrengung erfordert. Hierzu konnte er sich jedoch nicht entschließen, so sehr auch die Aerzte darauf drangen, und so oft ihn auch seine Familie darum bat. Kaum von Wildbad zurückgekehrt, beschäftigte er sich schon wieder in der anstrengendsten Weise mit Vollendung seines Referats. Um durch nichts darin gestört zu sein, wünschte er selbst, daß ihn seine Familie für die wenigen Tage, die er noch daran zu arbeiten hatte, hier allein lasse und einstweilen auf seinem Landsitze zu Tutzing bleibe, wohin er noch im Laufe der Woche nachfolgen zu können hoffte. Am 16. August arbeitete er noch des Morgens an seinem Referat, das sich seinem Ende näherte. Während er damit beschäftigt war, traf ihn, vielleicht auch in Folge der damals herrschenden außergewöhnlichen Hitze, ein Schlaganfall. Die Dienerin, die ihn um 9 Uhr gesund und heiter verlassen hatte, fand ihn einige Stunden später bewußtlos auf dem Boden liegen. Zwar wurden sogleich alle Mittel angewendet, um ihn zur Besinnung zurückzurufen, sie waren jedoch vergebens. Abends 10 Uhr schloß er in den Armen seiner herbeigeeilten Familie sein edeles Leben. Mit ausgebreiteten juristischen Kenntnissen und einer raschen und richtigen Beurtheilung der Verhältnisse verband Heintz jenen praktischen Sinn, der es ihm möglich machte, ein völlig neues Strafverfahren schneller ins Leben einzuführen, als man es für möglich gehalten hätte. Dabei besaß er aber auch vielfache allgemeine Kenntnisse, fühlte sich namentlich in den mathematischen Wissenschaften zu Hause und versuchte sich selbst in der Mechanik mit Glück. Eine von ihm nach ganz neuen Principien construirte Maschine zum gleichzeitigen Setzen und Drucken von Schriften erwarb ihm, wegen der genialen Idee, auf der Londoner Industrieausstellung vom Jahre 1862 eine ruhmende Anerkennung. Wie schon sein Aeußeres verrieth, war der Grundton seines Charakters Güte, Milde und Theilnahme; seine Mitarbeiter im obersten Gerichtshofe verehrten in ihm einen humanen, wohlwollenden Vorstand, der jedoch darum nicht minder auf gewissenhafte Pflichterfüllung sah. In seiner Lebensweise herrschte die größte Mäßigkeit und Einfachheit; sein höchstes Glück fand er, wenn er, umgeben von seiner Gattin, seinen Kindern und Enkeln, auf seinem Landhause zu Tutzing am Starnberger See verweilte, und hier die Fortschritte beobachtete, welche die von ihm selbst gepflanzten und gepflegten Anlagen gemacht hatten. Von seiner Gattin, welche ihm 40 Jahre lang treu zur Seite gestanden, hinterläßt er vier Kinder, zwei Söhne, von denen der eine bereits ein ehrenvolles Amt verwaltet, der andere erst jüngst mit Erfolg das Gymnasium absolvirte, und zwei glücklich verheirathete Töchter. Möge sein Andenken in Ehren gehalten werden! Er hat es um seine Familie, seine Freunde und das Vaterland reichlich verdient.

Die Fabrikanlagen des Gußstahl-Krösus.

(Schluß.)

Beginnen wir unsere Rundschau über die etwa 1000 Morgen Land bedeckende Riesenfabrik. Ihre Gebäude repräsentiren allein schon 240 Morgen Grundfläche. Dort jenseits der Limbecker Chaussee breitet sich die stattliche nördliche Reichshälfte aus und zeigt uns in der Richtung von Westen nach Osten (also nach der Stadt zu): 1) eine Reihe von Kanonenwerkstätten in der unmittelbaren Nähe der Chaussee; 2) weiter im Hintergrunde: eine große mechanische Werkstätte mit vier kleinen Eckthürmen und Vorrichtungen, um schwere Gegenstände mit Leichtigkeit aus einer Etage in die andere zu schaffen; 3) etwa im

Herzen des Bundes: einen mannichfaltig gruppirten mächtigen Schmelzbau. Ein Engländer, dem es vergönnt gewesen war, sich die Krupp'sche Fabrik auch im Inneren genau anzusehen, gab vor etwa Jahresfrist in der „Times“ von dem Schmelz- und Gießverfahren folgende Beschreibung: „Gepuddeltes Eisen und ein Zusatz von Cementstahl, in kleine Barren geformt und zu 6" Länge zerschnitten, wird in Schmelztiegel aus Plumbagin gefüllt, welche dreißig bis sechzig Pfund Metall fassen können. Sollen die größten Stücke gegossen werden, so müssen 1200 Schmelztiegel zu gleicher Zeit angesetzt werden, und zwar kommen je 8 bis 10 in einen Ofen zu stehen. Die Schmelztiegel ruhen in der Kohlengluth auf einem eisernen Rost, dessen Querstangen nach Belieben entfernt werden können. Die Hitze in diesen Oefen ist so gewaltig, daß selbst schottische feuerbeständige Ziegel, mit denen die Wände gefüttert sind, ebenso wie die Schmelztiegel selbst bisweilen in Fluß gerathen, wie denn jeder Tiegel nur einmal gebraucht werden kann. Bei einem größeren Guß, z. B. von 320 Centner, wie einem solchen der Berichterstatter beiwohnte, sind 400 Arbeiter, brigadenweise abgetheilt, in der Gießerei beschäftigt, die auf Commandowort ihre Arbeit verrichten. Zuerst zieht man die Eisenstäbe der Roste in dem Ofen, auf welchem die Brennstoffe liegen, hinweg bis auf zwei, welche den Tiegel tragen. Zwei Arbeiter, die sich gegenseitig unterstützen, erfassen den Tiegel mit ihren Haken und tragen ihn an die nächste Rinne, in welche sie ihn ausschütten und dann das leere Gefäß in einen Kellerraum unter der Gießerei hinabwerfen. Beim Ausgießen des Metalls wird der Deckel nicht von dem Tiegel gehoben, sondern der Inhalt fließt durch eine Oeffnung am Rande ab. Die Tiegel werden bisweilen von der Hitze so stark angegriffen, daß sie zerbrechen, während man sie vom Roste hinweghebt. Der Aufseher der Arbeiterbrigade sorgt dafür, daß beständig der Ausguß eines Tiegels dem anderen folge, denn das Metall muß beständig sich von den Rinnen in ein Becken und vom Becken in die Form ergießen, da jede Unterbrechung das Mißlingen des Gusses nach sich ziehen würde. Sind alle Tiegel ausgeleert, so läßt man das Gußstück soweit abkühlen, daß es aus der Form entfernt werden kann. Es kommt dann zwischen glühende Kohlen zu liegen, die von der Feuerung der Schmelzöfen abgegeben werden, und man hält es in Rothglühhitze bis zur Zeit, wo es geschmiedet wird“. Soweit der Engländer. Wenden wir den Blick etwas weiter östlich, so erblicken wir 4) einen zweiten Wasserthurm, anders gebaut, aber demselben Zwecke dienend wie derjenige, auf welchem wir uns befinden. 5) Ein Logirhaus für die Krupp besuchenden hohen Fremden und ein Gartenhäuschen, welches seiner Zeit der König Wilhelm von Preußen bewohnte. 6) Weiter im Vordergrunde: Fabrikgebäude, in welchen Puddelöfen und die beiden größten Hämmer „Fritz“ und „Albert“ ihr Wesen treiben. 7) Ganz rechter Hand am östlichen, der Stadt zunächst gelegenen Ende eine große Blechschmiede.

Diesseits der Chaussee fallen uns (wenn wir von Osten nach Westen blicken) ganz in der Nähe das schon erwähnte Kesselhaus, die Gasfabrik und ein Puddelwerk in die Augen, welches letztere zwar schon jetzt große Dimensionen hat, aber noch sehr erweitert werden soll und bereits größer wäre, wenn nicht der Krieg von 1866 auch unseren Krupp in seinen Bauunternehmungen ein wenig aufgehalten hätte. Jetzt kehren wir uns um und blicken an der Südseite des Thurmes hinab. Dort rechter Hand liegt zu unseren Füßen die Zeche „Sälzer und Neuack“ mit ihren stattlichen Gebäuden und schwarzen Diamantenhaufen. Hinter ihr führt ein Strang der Krupp'schen Eisenbahn vorbei, hinüber in die nördliche Fabrikhälfte. Die Fabrikeisenbahn hat im Ganzen 2¾ Meilen Länge. 6 Locomotiven und 150 Waggons vermitteln darauf den Verkehr und den Anschluß an die Bergisch-Märkische Eisenbahn. Noch weiter im Westen tauchen die Krupp'schen Arbeiterwohnungen, genannt „Westen“, auf. Mehr in der Nähe der Stadt klappert eine alternde Windmühle zwischen Krupp'schen Fabrikgebäuden mit ihren dürren Flügeln.

Krupp's Fabrik ist ein ewig wachsendes Ungeheuer. Es verschlingt ein Stück seiner Umgebung nach dem anderen, die Annexionen nehmen kein Ende. (Nat.-Ztg.)

Mannichfaltiges.

— Ueber die Wirkung dieses Sommers in den Alpen schreibt die „A. A. Z.“ aus dem Pinzgau: Seit langen Jahren kam über die Berge kein Sommer wie der gegenwärtige. Die Salzach geht fortwährend, obwohl fast nie Regen fällt, braun gefärbt von dem Schlamm, der aus den schmelzenden Gletschern in sie geflößt wird. Neben dem Knappenhause auf dem Rauriser Goldberg kommen die Trümmer der längst vom Gletscher begrabenen Gewerkhäuser aus dem Eis wieder zum Vorschein. Von dem nämlichen Knappenhause kann man jetzt, ohne die Gletscher zu berühren, auf festem Boden — auf dem „Aperen“ — nach Kärnthen gehen, was fast unerhört ist. Mit der Besteigung von Gletschern ist es heuer in sofern gut bestellt, als aller Schnee vom Eis weggeschmolzen ist und die Klüfte offen sind. Dagegen erweisen sich die bekannten Schneebrücken, welche oft Gletscherrand und Fels mit einander verbinden, als bedenklich. Der Großglockner wurde mehrmals bestiegen; an der berühmten Pfandelscharte dagegen nagt die Temperatur dieses Sommers mit großem Erfolg.

— Eine originelle Resolution haben die unbeschäftigten Arbeiter Londons, oder vielmehr eine kleine Zahl derselben, in einer am 21. d. stattgefundenen Versammlung gefaßt, nämlich das nächste reformirte Parlament darum anzugehen, daß es ein Vermögensmaximum festsetze, welches nicht zu überschreiten sei, sowie auch den schmählichen Uebelstand abschaffe, daß etwa 10,000 sich in Reichthümern wälzten, während 10 Millionen von der Hand zum Mund lebten oder zum Hungertod, Wahnsinn, Selbstmord oder einer Verbrecherlaufbahn getrieben würden.

— Zu dem Eisenbahnunglück bei Abergele erfahren wir, daß jetzt festgestellt, daß die Aschenreste in Abergele 33 Leichen angehören, darunter 10 männlichen, 11 weiblichen Geschlechts; die übrigen sind durchaus unerkennbar. Die Bestattung der Verunglückten ist bereits erfolgt.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

B. Der Leseunterricht in der Volksschule, von Christian Fröhlich in Haßloch. In diesem Schriftchen wird auf 112 Seiten nachgewiesen, wie der Leseunterricht, diese Seele des erziehenden Unterrichts, in der Volksschule zu betreiben und allseitig zweckmäßig zu verwerthen sei. Theorie und Praxis ergänzen sich gegenseitig zu einer harmonischen Vollständigkeit. Das Verhältniß des Leseunterrichts zum Sach- und Sprachunterricht ist mit einer Klarheit entwickelt, daß man auf den ersten Blick wahrnehmen muß, das Büchlein ist nicht in der dumpfen Luft der Studirstube, sondern in der Schule erzeugt worden. „Lesen, Schreiben und Sprache sollen auf der Elementarstufe nicht getrennt, sondern als Anschauungs-, Denk-, Sprach-, Schreib-, Leseunterricht behandelt werden.“ Aeußerst instructiv ist, wie Herr Fr. den rhetorischen Theil des Leseunterrichts behandelt wissen will. Mit einer Fülle von Sachkenntniß sucht er an gut gewählten Beispielen nachzuweisen, wie jener abstoßende Schulton fernzuhalten und hierfür die rechte Art und Weise des Vortrags einzusetzen sei. Diese Brochüre erhält ihren höheren Werth aber erst dadurch, daß sie den Mechanismus aus der Volksschule zu verbannen sucht und hierfür wahre geistige Thätigkeit einzusetzen gedenkt. Dem Herrn Verfasser gebührt Dank und Aufmunterung zur weiteren Thätigkeit auf diesem Gebiet.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 105.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

2.

Als ich Madame Bonhard meinen Besuch abstattete, wurde ich von der Bonne in einen hübschen kleinen Salon geführt, mit dessen Dimensionen ich schon vertraut war, denn erstens war ich bereits früher darin gewesen und zweitens waren die Lindenlaub'schen Häuser sämmtlich nach einem Plane aufgeführt. Die einzelnen Mobiliarstücke waren geordnet, aber von weiblicher Beschäftigung oder überhaupt einer Beschäftigung war keine Spur sichtbar. Ein paar Bücher in dunkelem Einband lagen auf einem runden Tisch, der genau in der Mitte des Zimmers stand, und wiederum genau in der Mitte dieses Tisches stand eine kleine Porzellanschale, welche einige Visitenkarten, die Preisliste eines Materialwaarenetablissements und die Abbildung eines Monstrehotels enthielt. Ich hatte ein paar Minuten im Anschauen dieser Gegenstände zugebracht, als die Thür aufging und Madame Bonhard, wie gewöhnlich auf den Arm ihrer Dienerin gestützt, hereintrat. Sie mußte sich schwer auf den Arm stützen; die Bonne war blaß und athmete rasch, wie wenn sie übermüdet wäre. Madame Bonhard mochte es bemerken, denn nachdem sie mich begrüßt und zum Niedersitzen genöthigt hatte, sagte sie, wenn auch in etwas gebieterischem Tone: „Ich brauche Dich jetzt nicht, Marie, Du kannst gehen." So wie ich diese Worte hörte, wurde mir schon Eins klar, nämlich daß Madame Bonhard's Stimme mir nicht gefiel. Die Stimme klang heiser und war leise und gemessen. Es war eine kalte Stimme, geeignet harte, aber niemals gewinnende, herzliche Worte hervorzubringen. Die Manieren der Dame waren übrigens untadelhaft. Es ist stets eine schwierige Sache für zwei einander fremde durch kein gemeinsames Interesse verbundene Personen, bei der ersten Unterredung den richtigen Ton zu treffen, aber Madame Bonhard entledigte sich ihrer Aufgabe in einer so vollendeten Weise, daß ich wünsche, ich hätte es nur halb so gut gethan. Sie sprach sehr gut Englisch und versuchte sich sogar aus Artigkeit gegen mich im Deutschen; Alles zusammengenommen machte sie mir, ungeachtet ihrer abstoßenden Stimme, den Eindruck einer gebildeten an Umgang mit den höheren Ständen gewöhnten Frau. Ihre gesellschaftliche Gewandtheit konnte keinem Zweifel unterliegen. Als ich nach Hause gekommen war und meiner Mutter über den gemachten Besuch Bericht erstattete, wurde es mir klar, daß Madame Bonhard, obgleich sie eigentlich keine directe Frage gestellt, doch Alles von mir erfahren hatte, was über unsere Verhältnisse, sowie über diejenigen der anderen Bewohner von Linden-place nur irgend gesagt werden konnte, während sie selbst sich ganz in den Grenzen jener Mittheilungen über sich selbst gehalten, die Herr Lindenlaub uns bereits gemacht hatte. Ich war ordentlich beschämt über diese Entdeckung und nahm mir vor, für die Zukunft eine Lehre daraus zu ziehen. Fort und fort mußte ich an Madame Bonhard denken, wobei mir durchaus nicht wohl zu Muth war. Wie man sein Herz erleichtert, indem man quälenden Gedanken Ausdruck durch Niederschrift oder Worte leiht, so hoffte ich auch, den empfangenen Eindruck zu mildern, indem ich aus der Erinnerung das Portrait der französischen Dame skizzirte. Wenn ich jetzt diese Skizze anblicke, so sehe ich eine große Frau, deren gebückte Gestalt, wie sie sich, die Hände halb durch die überfallenden Spitzenmanschetten verborgen, in dem Lehnstuhl vorneigt, doch, ungeachtet der schwanken Haltung, eine gewisse Kraft verräth. Die langen mageren Glieder zeichnen sich leicht unter den Falten des glanzlosen schwarzen Seidenkleides ab, das ihr gewöhnliches Costüm bildet. Um die gekrümmten Schultern schmiegt sich ein Shawl von feinem Wollengewebe und eine dichtfaltige Spitzenkrause umgiebt den langen dünnen Hals. Ich sehe ein stark-markirtes, nachdenkliches, strenges Gesicht, in dem kein Zug auf Schwäche deutet, wenn auch die auffallende Blässe von schlechter Gesundheit zu zeugen scheint. Es ist kein hübsches, doch ein entschieden ausgezeichnetes Gesicht, mit dichten Augenbrauen, gerader scharf-geschnittener Nase und großen blaugrauen klugen Augen. Die Augen gefielen mir nicht, als ich sie zu zeichnen versuchte, so wenig, als sie mir gefielen, als ich sie zuerst sah, weil sie mit ihrem Blick nie direct dem meinen begegneten, obschon ich dabei fühlte, daß sie mich fast durchbohrten, wenn sich Madame Bonhard von mir unbemerkt glaubte. Auf meiner Zeichnung gab ich ihnen daher den gesenkten Blick; die von zahllosen Aederchen durchzogenen Lider bedecken sie fast ganz. Die Lippen sind schmal und gepreßt, das Kinn ist breit und massiv. Ein besonderes Kennzeichen im Gesicht der Madame Bonhard hat meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Meinem durch Uebung geschärften Auge entging so leicht keine Eigenthümlichkeit. Das erwähnte Kennzeichen war ein dunkeles Mal auf der linken Wange, so groß etwa wie ein deutscher Silberkreuzer, kein häßliches, entstellendes Mal, wenn auch Madame Bonhard das Dasein desselben nicht gern zu haben schien, denn sie berührte es oft gleichsam ärgerlich und ungeduldig mit einem der langen Finger ihrer linken Hand, während sie die Unterredung mit mir fortsetzte. Gerade deshalb fiel es mir noch mehr auf und ich zeichnete und schattirte es sorgfältig auf meiner Skizze. Dem Alter und allgemeinen Aussehen der Dame nach zu schließen, mußte ihr Haar grau sein, aber ich konnte es nicht deutlich sehen. Sie trug eine jener wunderbaren französischen Hauben, die nur von einer französischen Putzmacherin verfertigt werden können und welche unbeschadet ihrer fast coquetten Arrangirung doch immer genau den Jahren und dem Gesicht der Personen angepaßt sind, welche sie tragen. Ein grader Streifen feiner Spitze bedeckte den oberen Theil der Stirn, lange Barben desselben Materials kreuzten sich unter dem Kinn und vermischten sich so sehr mit dem Gefältel der Halskrause, daß es unmöglich war, nur den Schatten eines Härchens zu entdecken. Madame Bonhard war brünett von Hautfarbe, aber von jener klaren dunkelen Schattirung, die dem französischen Teint eigen und die wenigstens so lange schön ist, als der rasche Kreislauf des Blutes ihr die lebenswarme Färbung läßt. Ich habe hiermit so viel als möglich das Aussehen der Fremden beschrieben, obgleich ich von dem Versuch abstehen muß, dem

Leser eine ausreichende Idee des vollen Eindrucks zu geben, den ich bei meinem Besuch bei ihr empfangen. Dieses Antlitz trug das Gepräge einer ganz wunderbaren Charakteristik. Unerschütterliche Willensstärke stand vor Allem in diesen blutlosen Zügen, in den scharfen Linien um den Mund geschrieben, sowie die musculöse Kraft der Glieder die müde Haltung Lügen zu strafen schien, welche sie sich zu geben suchten. Der Ausdruck der ganzen Persönlichkeit, so weit er beschrieben werden kann, war streng, lauernd, kaltherzig, grausam; und wie unrecht es auch im Grunde sein mag, schon bei der ersten Begegnung einem vorurtheilsvollen Gefühl Raum zu gestatten, so hatte ich es doch nicht hindern können, daß meine Abneigung gegen die Fremde mit jeder Minute zunahm und an Stärke gewann, während ich ihr Portrait zeichnete.

So stand es mit meiner Meinung über die Französin, aber was mochte sie wohl von mir gedacht haben? Oder ließ sie sich überhaupt herab, mich zum Ziel ihrer Gedanken zu machen? Sie war jedenfalls sehr höflich, und als ich mich entfernen wollte, erhob sie sich aus ihrem Lehnstuhl und ging mit mir bis an die Thür. Marie war im Hausgang; sie erhielt von ihrer Herrin einen scharfen zornigen Blick, und ich gewahrte an ihren Wimpern und auf den Wangen deutliche Spuren von Thränen. Zu meiner Mutter sagte ich gar nichts von der Dienerin, ich dachte in der That kaum an sie, denn ich hatte nur ihre Gebieterin im Sinn und ließ meine Phantasie sich in den wildesten Conjecturen über die Motive ergehen, welche eine Frau wie Madame Bonhard veranlaßt haben konnten, einen Ort wie Linden-place zu ihrem Wohnsitz zu wählen.

Nach und nach beruhigten sich die Gemüther über die Fremden und ihr Thun und Treiben. Nichts Bemerkenswerthes von ihnen gelangte zu irgend Jemandes Kenntniß. Man hegte anfänglich große Wißbegierde hinsichtlich der religiösen Richtung der Madame Bonhard, aber diese wie die Bonne verließen jeden Sonntag Punkt halb Elf das Cottage Numero 8, um sich in einer Droschke nach der französisch-reformirten Kirche zu begeben. Fräulein Ardel hatte ganz deutlich gehört, daß diese Weisung dem Droschkenkutscher am ersten Sonntage gegeben worden war. So war denn in dieser Beziehung Alles in der Ordnung, und wenn wir es auch lieber gesehen hätten, daß Madame Bonhard zu Fuß zum Gottesdienst gegangen wäre, wie es einer demüthigen Christin geziemt, so mußten wir doch zu ihrer Entschuldigung den Umstand gelten lassen, daß sie ihrer Kränklichkeit halber sich schon eine Droschke erlauben durfte. Die nachbarliche Intimität zwischen ihr und uns machte übrigens nur sehr langsame Fortschritte. Wir behagten einander nicht und machten aus der Thatsache gegenseitig kein Hehl. Was die anderen Lindenlaub'schen Miether betraf, so bekümmerten sie sich im Laufe der Zeit nicht mehr um die Französin. Der erste Besuch hatte sie zu der Ueberzeugung der unläugbaren Respectabilität und sogar Vornehmheit der Fremden gebracht, ferner aber stellte es sich bald heraus, daß sie keine Lust hatte, Theegesellschaften zu geben. Nun waren jedoch Theegesellschaften sehr beliebt unter uns, und die kleine Mrs. Fryer, die Conditorsfrau in High Street, war ausdrücklich zur Lieferantin der für solche Gelegenheiten erforderlichen Torten und sonstigen Bäckereien erkoren worden. Aber keine Bestellung kam je aus Numero 8 in ihre runden, sauberen, geschickten Hände, wie sehr Herr Lindenlaub es sich auch hatte angelegen sein lassen, ihre Empfehlungskarte der neuen Miethenin mit anderen derartigen Recommandationen zuzustellen und sein eigenes Lob von Mrs. Fryer's Süßigkeiten hinzuzufügen. Madame war nicht zur Geselligkeit geneigt, das war klar, und auch die Dienstboten profitirten nichts bei der neuen Vermiethung von Numero 8, denn wie Hanna uns versicherte, sprach Bonne kein Wort außer Französisch, empfing die Dienstfrau alle Befehle von Madame selbst, und schöpfte Bonne niemals frische Luft im Garten oder vor der Hausthür. Bonne war verschlossen wie das Grab, und was die alte Hanna am meisten skandalisirte, war der Umstand, daß, wie die Longsmith versicherte, Bonne bei ihrer Herrin im Wohnzimmer saß, sobald die Hausarbeit gethan war. Hanna selbst war ganz abscheulich familiär und kannte unsere Angelegenheiten so gut wie wir, doch äußerte sich ihre Familiarität in einer anderen Form, und unsere Begriffe von dem was sich schickte, hätten es nicht gestattet, daß sie sich zu uns in's Zimmer setzte. Ich suchte ihr indeß den Unterschied zwischen französischen und einheimischen Sitten begreiflich zu machen und sie zu der Einsicht zu bringen, daß unter den obwaltenden Umständen die Bonne sich weder eine zu große Freiheit herausnahm, noch Madame Bonhard sich in ihrer Würde etwas vergab. Aber Hanna nahm meine Erklärung mit einem verächtlichen Nasenrümpfen auf und beharrte bei ihrer schlechten Meinung von „hergelaufenem Franzosenvolk".

Meine Mutter und unser Hausherr fuhren fort von der Französin zu sprechen, lange nachdem das Interesse der übrigen Nachbarn für sie erloschen war. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn die beiden Frauen sich besucht hatten, war meiner Mutter kein anderes Gesprächsthema in den Sinn gekommen, als die Befürchtung, daß die Häuser am Lindenplatz einer neuen Eisenbahn wegen eingerissen werden würden, und die Hoffnung, daß es vielleicht doch nicht geschehen möchte. Madame Bonhard hatte erwidert, daß sie die Befürchtung nicht gerechtfertigt, die Hoffnung dagegen begründet fände. Mit diesen Bemerkungen hatte sich der Unterhaltungsstoff als erschöpft erwiesen, und die neue Bekanntschaft war in eine Sackgasse gerathen. Aber meine Mutter liebte es dennoch, von der Französin zu reden, und sie erzählte auch Herrn Lindenlaub, daß der Briefträger jetzt regelmäßig nach Numero 8 käme, daß aber die Longsmith unserer Hanna gesagt habe, er brächte keine ausländischen Briefe.

„Das ist doch einigermaßen auffallend, nicht wahr, Herr Lindenlaub," sagte meine Mutter, „denn da die arme Frau eine Französin ist, so kann sie doch eigentlich nur französische Freunde haben, die in Frankreich leben. Aber Hanna sagt, die Longsmith sage, sie bekomme sehr dicke Briefe, manchmal mit vierfachem Porto, und so dachte ich mir schon, ihre Briefe kämen durch Gefälligkeit nach England und Jemand in London schicke sie ihr dann zu, damit es sie nicht so viel kostet."

Herr Lindenlaub fand dies sehr wahrscheinlich, und Beide besprachen den Umstand als eine glückliche Idee für Leute mit geringen Mitteln oder solche, die überhaupt gern sparten. Unser Hausherr selbst war noch immer knauserig, wie ein echter Deutscher, obgleich er seit seiner Kindheit in England gelebt hatte, und auch meiner Mutter waren die ökonomischen Angewöhnungen ihrer Jugend nicht verloren gegangen. Darum sahen Beide nichts Indiscretes darin, über den Zustand der Finanzen dritter Personen ihre wohlgemeinten Schlüsse zu ziehen. Herr Lindenlaub seinerseits hatte nicht viel Neues über die Insassin von Numero 8 zu berichten. Sie kam ihm etwas apart vor; sie interessirte sich nicht für den Garten, und er hatte ihr doch einen vorzüglichen Gärtner empfohlen und die Benutzung seiner eigenen patentirten Gießkanne angeboten. Das war Alles.

„Das Unkraut wuchert ganz entsetzlich, Fräulein Müller," sagte er, „und in den Buchseinfassungen wimmelt es von so vielen Schnecken, daß ich gewiß bin, eine ganze Menge französischer Gerichte könnte daraus bereitet werden."

Griselda Ardel war sehr zurückhaltend in ihren Mittheilungen über Madame Bonhard. Ich wußte, daß sie ihr einen Besuch abgestattet, denn ich hatte sie selbst in Numero 8 eintreten sehen. Sie trug dabei ihr ewiges pfirsichblüthfarbenes Seidenkleid und den vergilbten Spitzenshawl, und in der Hand hielt sie ein sauber eingewickeltes Paket, das ohne Zweifel aus geistlichen Tractätchen zusammengesetzt war. Aber in den nächstfolgenden Tagen wich sie mir aus, und als wir uns endlich wieder trafen und ich mich nach Madame Bonhard erkundigte, bemerkte sie etwas gereizt, daß ihr an neuen Bekanntschaften nicht viel gelegen wäre und daß es sie ermüdete, „längere Zeit französisch zu sprechen", was sie aus Artigkeit doch thun müsse. Nun war ich aber überzeugt, daß Fräulein Ardel überhaupt keine drei Sätze französisch nach einander zu sprechen im Stande war, und wenn sie sich damit vom sicheren Tode oder dem Schicksal, eine alte Jungfer zu bleiben, hätte erretten können, ich argwöhnte demnach wohl mit Recht, daß Madame Bonhard, welche ganz gut Englisch sprach, Mittel und Wege gefunden hatte, eine Bekanntschaft los zu werden, die ihr in keiner Art gelegen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die künstlichen Mineralwasser.

Struve war der Erste, dem das Unmöglichscheinende, die künstliche Darstellung der Mineralquellwasser, gelang. Merkwürdig ist, daß bei seinen, ganz in der modernen Wissenschaft stehenden Versuchen der Ausspruch des alten Römers Plinius: „So sind die Gewässer, wie das Land, durch das sie fließen", den richtigen Weg wies. Er untersuchte die Gesteinmassen von Teplitz, Marienbad, Eger und anderen Mineralbädern und überzeugte sich, daß ihre Bestandtheile auch in den benachbarten Quellen vorkommen. Indem er die Steine pulverisirte und unter dem Druck einer Luftpumpe mit Kohlensäure und Wasser in Berührung brachte, erhielt er Wasser, das dem den Quellen entsprudelnden sehr ähnlich war. Durch fortgesetzte Studien und Versuche brachte er es endlich dahin, daß seine künstlichen Mineralwasser den natürlichen in nichts nachstanden. Es war das Mittel gefunden, auch denen die Wohlthat der Brunnen zu Theil werden zu lassen, denen es an Geld und Gelegenheit fehlt, sich nach den Quellorten selbst zu begeben. Kein Zweifel herrscht mehr, weder in chemischer noch in physikalischer Hinsicht, über die Identität zwischen den natürlichen Brunnen und ihrer Imitation, und die große Verbreitung, welche die Anwendung der künstlichen gefunden, beweist, daß auch von Seiten der Aerzte in den medicinischen Wirkungen kein Unterschied gefunden wird. Denn an Erhebungen oft höchst lächerlicher Art hat es im Anfang der Erfindungen dagegen natürlich nicht gefehlt. Eines hat man aber doch, wie Dove treffend bemerkt, aus den Augen gelassen: die Badereise selbst. Das plötzliche Heraustreten aus gewohnten Verhältnissen, der Eintritt in ganz neue, ungewohnte, die aufs strengste gehandhabte Diät, die Gesellschaft, welche, nur der Geselligkeit lebend, verlangt, daß der alte Adam ausgezogen werde, üben nicht zu unterschätzende Wirkungen auf die Cur. Und nun gar der Reiz der landschaftlichen Umgebung, wo Natur und Cultur, Einfachheit und exquisiter Luxus so einzig sich berühren! Die Pariserin weiß was sie will, wenn sie auf dem Paragraphen in ihrem Heirathscontract „et la saison à Bade" besteht.

Den Bädern that der sich steigernde Verbrauch der künstlichen Mineralwasser keinen Abbruch. Im Gegentheil trug er nur dazu bei, immer weitere Kreise mit der heilsamen Wirkung derselben bekannt zu machen. Es entwickelte sich aber daraus noch eine andere Wasserindustrie, die nicht-medicinischen Zwecken diente. Manche Säuerlinge waren so wohlschmeckend befunden worden, daß sie auch als reines Erfrischungsgetränk ausgedehnte Anwendung fanden. Da sie der in ihnen in großer Menge enthaltenen Kohlensäure ihren erfrischenden, kühlenden Geschmack verdanken, derselben Kohlensäure, die bekanntlich auch unser Brunnen- und Quellwasser vor Regen und Flußwasser so wohlschmeckend macht, so begnügte man sich, zu diesem Zwecke nur mit Kohlensäure stark imprägnirtes Wasser ohne die sonstigen Bestandtheile des Selterser und anderer zu fabriciren. So entstanden die Luxuswasser. Heute ist der Verbrauch derselben, die nichts weiter als ein angenehmes Erfrischungsmittel sein wollen, ein ungemein ausgedehnter, und zahlreiche Fabriken in den Städten beschäftigen sich ausschließlich mit ihrer Bereitung. Ein Blick in die Geheimnisse derselben wird darum nicht ganz ohne Interesse sein.

Die Räumlichkeiten einer solchen Fabrik sind in der Regel bescheiden und schmucklos. Was uns darin in die Augen fällt, sind die zahllosen Flaschen in Traufen, Kasten und Wannen, auf der Erde, auf Handwagen und Regalen. In ihnen steckt nicht der geringste Theil vom Capital des Fabrikanten; er sieht es übrigens gern, wenn sie von seinen Kunden wieder zurückgeliefert werden, trotz der Arbeit, welche ihre Reinigung zum Zwecke der Wiederbenutzung verursacht. Sie gehen dabei durch viele Hände. Von Arbeitern mit Biegezangen von den lose herumhangenden Drähten befreit, werden sie einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, ob sie in einem ungehörigen Gebrauch gestanden oder Ueberreste von Pfropfen u. dgl. m. im Bauch derselben zurückgeblieben. Solche kommen bei Seite, um einer gründlicheren Reinigung unterzogen zu werden; die übrigen werden gewaschen, gespült und getrocknet. Nun sind sie bereit in den Fabrikraum gebracht zu werden, wo sie dem ferneren Proceß des Füllens und Korkens entgegengehen. Da die Kraft und der Wohlgeschmack der kohlensäurehaltigen Wasser in hohem Grade von der Beschaffenheit und dem Aufsitzen des Korks abhängt, so wird darauf eine große Sorgfalt verwendet. Ein Paar emsige Hände sind damit beschäftigt nur ganz fehlerfreie, luftdichte Korke auszulesen und sie den Flaschenöffnungen anzupassen; selten kommen bereits gebrauchte zur Verwendung. Sie bilden darum für den Fabrikanten die empfindlichste Ausgabe, zumal nur solche von vorzüglichster Qualität, meistens aus catalonischen oder algerischen Hölzern, benutzt werden können. In Fabriken von nur mittlerer Ausdehnung belaufen sich die jährlichen Kosten dafür schon auf mehrere Tausend Gulden, und es giebt Anstalten, wo sie mehr als das Zehnfache dieser Summe betragen.

Die Flaschen, in der Regel mit kohlensaurem Gas statt der atmosphärischen Luft gefüllt und mit lose aufsitzendem Kork, gelangen nun zu dem Arbeiter, der mit dem Abziehen des Wassers beschäftigt ist, einer Arbeit, die einen gewissen Grad von Geschicklichkeit erfordert. Die Bereitung des Wassers, bis es zum Abziehen fertig ist, ist ziemlich einfach. Die erforderliche Kohlensäure gewinnt man in großen bleiernen Cylindern durch Uebergießen von Marmor oder Magnesit mit Schwefelsäure derart, daß die stärkere Schwefelsäure die schwächere Kohlensäure aus ihrer Verbindung mit der Kalkerde oder Magnesia heraustreibt und selbst ihre Stelle einnimmt, wodurch jene frei wird. Das so gewonnene Gas wird von hier in einen Behälter, den sogenannten Waschapparat, geleitet, wo es von dem ihm anhaftenden übelen Geruch und sonstigen fremden Beimengungen befreit und darauf in ein anderes Gefäß übergeführt wird, welches das damit zu sättigende Wasser enthält, ein Wasser, das aber gleichfalls durch Filtration vollkommen gereinigt sein muß. Wasser hat die Fähigkeit, Luftarten in sich aufzunehmen und festzuhalten. Durch die atmosphärische Luft, die darin enthalten ist, unterhalten z. B. die Fische, die im Wasser leben, die Athmung, deren sie eben so nothwendig

bedürfen wie die Säugethiere. Mehr als atmosphärische Luft vermag es manche andere Gasarten einzusaugen, namentlich von der Kohlensäure ist es im Stande, eine große Menge zu verschlucken, und zwar, wie die Erfahrung gelehrt hat, eine um so größere, je größer der Druck ist, der auf ihm lastet. Auf das in dem Behälter befindliche Wasser wird also durch eine Dampfmaschine ein sehr starker Druck ausgeübt, unter welchem es sich mit dem durch viele kleine Rohren und Oeffnungen dringenden Gase sättigt. Diese mit Kohlensäure gesättigte Flüssigkeit ist es, mit welcher die Flaschen gefüllt werden. Der Arbeiter drückt mit einem Schwengel die Flasche fest gegen die mit Kautschuk gefütterte Ausflußröhre. Damit die in der Flasche enthaltene Luft entweiche, muß er beim Aufdrehen des Hahns, der so construirt ist, daß beim Oeffnen nichts von dem Druck und der Kohlensäure verloren gehe, geschickt die Flasche auf einen Moment zu lüften verstehen. Ist sie gefüllt, so treibt er mit einem Hammer den Kork schnell und sicher hinein; ein mit einem Drahtbündel in der einen Hand bereit stehender Arbeiter wirft mit einem Ruck die Schlinge darum, um damit den Kork zu befestigen, und das Fabrikat ist zum Versenden fertig.

Die Flaschen sind alle sehr sorgfältig geblasen und von dicker, gleichmäßiger Wandung; denn sie müssen jenen oben erwähnten Druck, ungefähr 4 bis 5 Atmosphären, den das Wasser in dem Behälter erhält und den es mit in die Flasche nimmt, aushalten. Oft genug kommt es vor, daß eine oder die andere Flasche unter der Hand des Arbeiters beim Füllen zerspringt. Das fordert zur Vorsicht auf. Die mit dieser Arbeit Betrauten sind entweder durch Drahtmasken und Handschuhe vor den Splittern geschützt, oder breiten vor dem Füllen einen Drahtkorb über das Gefäß, der die Scherben hindert, im Auseinanderfliegen sie zu beschädigen. Für die Trinkbuden, die, von Struve zuerst eingeführt, in den Städten zahllos sind wie der Sand am Meer, werden große, luftdicht schließende Kupfer-Cylinder mit dem Wasser gefüllt, in denen es bis auf den letzten Becher das Mousseux und die kühle Frische bewahrt.

Die Zahl der von einzelnen Fabriken producirten Flaschen ist sehr bedeutend. Selbst in den kleinsten beläuft sie sich auf mehrere Tausend täglich, während von dem Tageserzeugniß einzelner der Durst ganzer Städte gestillt werden könnte.

In den letzten Jahren hat sich in diesem Industriezweig eine wahrhaft erdrückende Concurrenz und mit dieser leider auch ihr unvermeidlicher Schatten, der Schwindel, eingestellt. Das Publicum greift gern nach dem Billigsten. Daß dieses nicht immer das Beste, ist natürlich, und in diesem Fall um so weniger anzunehmen, als der Fabrikant sehr leicht bedeutende Ersparungen durch Unterlassung kostspieliger Manipulationen, wie das Filtriren des Wassers und das Reinigen der Kohlensäure, zu erzielen vermag, über die von Seiten des Publicums eine Controle unmöglich ist, und für deren gewissenhafte Ausführung nichts als die Reellität des Fabrikanten bürgt. So kann es kommen, daß man, um einem schlechten Trinkwasser zu entgehen, zum Selterswasser greift und aus dem Regen in die Traufe kommt, da das Wasser dieser Selters vielleicht aus einer viel schmutzigeren Quelle als jene geschöpft und mit schädlichen Miasmen gesundheitsgefährlich getränkt sein kann. Man meint, die Güte des kohlensauren Wassers aus der mehr oder minder großen Heftigkeit erkennen zu können, mit welcher der Pfropfen beim Entkorken aus der Flasche fliegt, und hält dasjenige Wasser für das beste, bei welchem der Knall der stärkste ist. Diese Meinung ist eine irrige, darum, weil die Stärke des Knalls nicht nur von dem auf dem Wasser lastenden Druck abhängt, der allerdings die Menge der darin enthaltenen Kohlensäure bedingt, sondern auch von einem Gehalt von atmosphärischer Luft in der Kohlensäure. Je weniger rein also die Kohlensäure bei gleichbleibendem Druck, um so stärker das Geräusch, unter welchem der Pfropfen herausgetrieben wird. Ein untrügliches äußerliches Zeichen für die Güte des Wassers ist nur die Zeit, während welcher dasselbe nach dem Entkorken noch perlende Bläschen an die Oberfläche treibt. Ein gutes wird noch minutenlang weiter moussiren.

Mannichfaltiges.

— Der „Weser-Ztg." entnehmen wir Folgendes: Capitain Libbers, Commandeur des norddeutschen Grönlandsfahrers „Hannover", am 20. d. M. auf der Weser angekommen, berichtet: Sonntag, 28. Juni, Abends, bei aufklärender Luft, sahen wir auf 75° 20' nördlich und 12° westlich ein Fahrzeug, welches aus einer Eisbucht auf uns zuhielt. Als es langseit war, hörten wir, daß es die auf einer Entdeckungsfahrt nach dem Norden begriffene norddeutsche Yacht „Grönland" von Bremen war („Grönland" ist der eigentliche Name des Schiffes; dem Wunsch des Dr. Petermann, es „Germania" zu nennen, konnte, weil er zu spät geäußert wurde, nicht mehr willfahren werden), und Capitain Koldewey kam im Boot zu uns. Wir beschlossen, die Nacht über einander nahe zu bleiben, und er ging an Bord zurück, um Briefe zu schreiben. Morgens konnten wir zuerst wegen dichten Nebels nichts mehr von der „Grönland" gewahr werden; aber nachdem wir mehrfach durch Kanonenschüsse signalisirt hatten, kamen wir einander wieder in Sicht. Leider war inzwischen eine so frische Brise mit starkem Seegang aufgekommen, daß es unmöglich war, ein Boot auszusetzen, und wir mußten, ohne die Briefe erhalten zu können, Abschied nehmen. Auf der „Grönland" war Alles im besten Wohlsein. Koldewey wollte, nachdem sein erster Versuch, die grönländische Küste auf 75° nördlich zu erreichen, mißlungen war, bis auf 80° nördlich und auf dieser Breite noch einmal nach Westen vordringen, um so mehr, da Commandeur Libbers ihm mittheilte, daß er im Nordwesten von Spitzbergen die See in diesem Jahr fast ganz eisfrei gefunden hatte. Im Uebrigen glaubt der Letztere, daß die Lage des Eises an der Ostküste von Grönland zur Zeit eine höchst ungünstige sei und Koldewey deshalb schwerlich seinen Zweck erreichen werde. Im Frühjahr habe sich zwar durch die vorherrschenden starken westlichen Winde das Eis an der Küste gelöst und weit nach Osten vorgeschoben; in der letzteren Zeit dagegen sei es durch den fortwährenden Ostwind so eng und fest und massenhaft auf die Küste gedrängt, daß es Koldewey schwerlich gelingen werde, durchzukommen.

— Die New-Yorker Zeitungen melden, daß kürzlich eine einfache, aber scharfsinnige Maschine construirt worden sei, durch welche man die Gaslampen in dieser Stadt anzünden wolle. Man verwendet hiezu die Elektricität und kann hierdurch augenblicklich die ganze Stadt beleuchten. Die Kosten des Apparates für New York werden auf 38,000 Dollars geschätzt, die, wie man behauptet, an Arbeit und Gas in einem Jahre mehr als erspart sein werden.

Homonyme.

Wohl über Tausend zählen sie,
Die mich als ihren Namen tragen
Und groß und klein dem Meer entragen.
In solcher Vielheit siehst Du nie
Die Andern, die sich so benennen:
Doch manche wirst Du dennoch kennen.
Die Einen: feuriger Natur,
Vulcanischen Ursprungs, rauh und wild.
Die Andern engelsanft und mild
Und reine Liebeswärme nur
Entströmet ihren keuschen Herzen,
Und Huld und Anmuth sie umscherzen.

— Δ —

Auflösung des Anagramm in Nro. 102: Ferien. Furien.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 106.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

Bald darauf traf es sich, daß ich mit Stundengeben und auch sonst mehr als je beschäftigt war und wenig von Madame Bonhard sah und hörte. Eine meine Schülerinnen, ein hübsches liebenswürdiges Mädchen, die ich sehr gern hatte, stand im Begriff, einen Franzosen zu heirathen und mit ihm England zu verlassen. Fanny Robertson schenkte mir ihr ganzes Vertrauen, denn sie war mutterlos und ihres Vaters einzige Tochter; auch hatte sie wunderbarerweise sonst keine intime Freundin, die ihr bei den wichtigen Geschäften, die der Brautstand mit sich bringt, hätte rathen und helfen können. Oftmals blieb ich den ganzen Tag bei ihr, so schwer es mir fiel, meine gute Mutter so lange allein zu lassen. Fräulein Ardel und diejenigen vom Lindenplatz, welche sich für Fanny's Heirath interessirten, sahen diese Heirath wie ein ganz tragisches Ereigniß an, „denn," meinte die ehrbare Griselda, „wie kann man nur einen Franzosen zum Mann nehmen, der wahrscheinlich niemals in eine protestantische Kirche kommt und auf dessen Tisch keine einzige verdauliche Speise aufgetragen wird. Ich kann so etwas nicht begreifen, wie ich noch vieles andere nicht begreifen kann; wahrscheinlich bin ich zu alt dazu;" und Fräulein Ardel strich mit der knochigen Hand über ihre steifaufgesteckten Locken in sichtlicher Erwartung eines energischen Widerspruchs bezüglich der herausfordernden Bemerkung, mit welcher sie ihre Rede geschlossen. Fräulein Robertson wohnte in einem schönen Hause an einem schönen Londoner Square und häufig während des Sommers begleiteten mich Fanny und ihr Bräutigam, Monsieur Camille d'Herlan, auf meinem Heimwege eine Strecke Wegs zu Fuß und halfen mir dann in eine Droschke, mit der ich oft erst um halb zehn Abends nach Hause kam. Wir machten einen solchen ganz besonders angenehmen Spaziergang an einem schönen Juliabend, bei welcher Gelegenheit wir alle Vorbereitungen zu der nahen Hochzeit und die von dem jungen Paar gemachten Pläne eines Austausches von Besuchen zwischen der jungen Haushaltung und Fanny's Vater nochmals gründlich besprachen. Mir gefiel besonders die Offenheit, mit welcher Monsieur Camille seine Glückseligkeit darüber an den Tag legte, vom Geschick so sehr begünstigt zu sein, eine Verbindung schließen zu können, bei welcher aufrichtige Liebe und äußerliche Verhältnisse in gleicher Weise ihre Rechte geltend machen durften. Ich war auch diesmal mehr als je erfreut durch Fanny's liebenswürdiges Bestreben, sich französische Manier und französischen Geschmack zu eigen zu machen, und nicht wenig gerührt über ihr echt weibliches Verlangen, sich mit ihrem Verlobten in völlige Uebereinstimmung zu setzen. Sein Land sollte ihr Land, seine Nation die ihrige sein. Ich mußte lächeln, als sie sogar über französische Politik zu conversiren anfing und ihre Wangen sich höher rötheten und die blauen Augen heller blitzten, indem sie auf den Enthusiasmus einging, mit dem Monsieur Camille sich über die Ereignisse von 1848, die kurzlebige Republik und das zweifelhaft begründete aber dem Anschein nach sich befestigende Kaiserreich ausließ. Monsieur Camille war ein eifriger Bonapartist und hatte Freunde, sowie persönliche Aussichten in den betreffenden diplomatischen Kreisen. Er war auch mit Monsieur de Beaucour, dem schon erwähnten Freunde unserer Familie, gut bekannt. Der Letztere erwähnte des jungen Mannes zuweilen in seinen Briefen an mich mit dem Zusatz, daß „er es noch zu Etwas bringen würde."

Jene Zeit war ergiebig an kleinen Verschwörungen, deren Ziel es war, die eine große Verschwörung zu vernichten, welche mit solch erstaunlichem Erfolg gekrönt worden war. Sie wurden meistens entdeckt und im Keim erstickt, ohne daß nur immer die Details in's Publicum drangen. Aber Camille wußte im Allgemeinen mehr als das oft gleichgiltige Publicum, und er pflegte sich gelegentlich über das Verhalten Englands zu ereifern, das allen Wühlern und Verschwörern, Leuten, welche die Ruhe anderer Länder bedrohten, ein freies Asyl gewährte und somit Straflosigkeit sicherte. Er entschuldigte sich zwar gleich nachher gegen Fanny, aber dies war durchaus überflüssig. Sie tadelte Alles was er tadelte mit der größten Strenge; sie hatte seine Nationalität adoptirt, sie war französischer und kümmerte sich mehr um französische Politik als irgend eine Französin, die ich je gekannt. Ihr Bräutigam war ein unterhaltender angenehmer Gesellschafter, sogar für mich, obgleich er nicht in mich verliebt und mit einem anderen Mädchen verlobt war. Er hatte mit Männern, welche in aufgeregten Zeiten Geschichte machen, persönlich verkehrt; er war Augenzeuge von und zuweilen ein jugendlich-enthusiastischer Theilnehmer an Begebenheiten gewesen, welche wir nur nach Daten und Namen kannten, so daß Alles, was er besprach, das warme Colorit der Wirklichkeit durch seine Schilderung empfing. Er hielt das Spiel der Feinde Napoleons des Dritten für völlig verloren, hegte aber auch die Ansicht, daß es keineswegs aufgegeben sei. Er kannte eine Menge Geschichten von geheimen Gesellschaften und der geheimen Polizei, und da sie nicht blose Erfindungen der Phantasie waren, so hatten sie ein großes Interesse für mich. Immer mehr vertieften wir uns in diesen Gegenstand, während wir weiter gingen, und Camille drückte dabei wiederholt den festen Glauben aus, daß es für die in England weilenden Verschworenen nahezu eine Unmöglichkeit sein würde, einen der Ihrigen zum Zweck eines Gewaltstreichs gegen den Kaiser mit Erfolg über den Canal zu schicken; die Vorsichtsmaßregeln wären so gut getroffen, daß Keinem ein Ueberlisten der Polizei gelingen dürfte. „Sie machen sehr geschickte Combinationen und sie haben auch zu jedem Verbrechen den nöthigen Muth und die nöthige Gewissenlosigkeit," sagte er, „aber man läßt ihnen keine zum Handeln günstige Chance. Alle ihre Verbindungen sind bekannt; ihre Geheimschriften entziffert, alle Communicationsmittel mit Beschlag belegt. Unsere jetzige Polizei ist so gewandt und so loyal, daß sogar d'Aulnoy selbst, der Proteus der Revolution, dessen kühne Handstreiche Macaire beschämen und den Grafen von St. Helène außer Fassung bringen würden, keine Aussichten mehr hat. Er hat es zahllose Mal versucht, nie ist es ihm geglückt, und endlich wird er es wohl aufgegeben haben. Ich glaube nicht, daß

er jetzt noch so scharf bewacht wird, denn man kennt seine Helfer ganz genau, und er selbst kann gar nicht daran denken, nach Frankreich zurückzukehren."

Ich hatte bereits solche Wunderdinge von diesem Gaston d'Aulnoy gehört, diesem verzweifelten, eingefleischten Revolutionär und Republikaner, diesem Apostel des Dolches, dessen Name einen so aristokratischen Klang hatte, daß ich Monsieur Camille näher über ihn befragte. Er lachte über die Idee, daß d'Aulnoy jetzt noch wirklich eine unheilvolle That würde vollführen können, gab aber zu, daß ein solcher Mann, wenn er seine ganze Energie zusammenraffte und die Umstände nicht total gegen ihn verbunden wären, ganz allein im Stande sein könnte, eine noch nicht consolidirte neue Regierung beständig auf dem qui vive zu erhalten. „D'Aulnoy kann von dem Glauben nicht lassen, daß die französische Nation durchaus republikanisch gesinnt und das Kaiserreich nur eine Unterbrechung sei, ein durch den starken Willen eines herrschsüchtigen Mannes aufgezwunger Zustand; mit einem Wort: daß die Dauer dieses Kaiserreiches auf zwei Augen beruhe, die sich nur zu schließen brauchen, um der kurzen Herrlichkeit ein Ende zu machen. Das Schließen dieser zwei Augen herbeizuführen, ist sein einziges Ziel und Streben. Gleichviel was aus ihm oder seinen Helfern wird, — wenn er es nur erreichen kann. Sie würden erstaunt sein, wenn Sie von allen seinen Intriguen hörten, von der Sorgfalt, mit der er sie einleitete, und von der Mühe, welche sich die Polizei gab, ihr Gelingen im letzten Moment zu vereiteln. Irgend Jemand muß über den Canal gehen, ehe irgend etwas geschehen oder nur discutirt werden kann, denn brieflicher Verkehr ist längst aufgegeben. Unsere Sicherheit beruht darauf, daß, so wie ein verdächtiger Mensch über den Canal geht, er verfolgt und beobachtet wird, bei Tag und Nacht; und wenn er wirklich für d'Aulnoy Geschäfte besorgen will, so bemerkt er bald, daß er bewacht wird, und kehrt wieder um; oder die Polizei verleitet ihn zu einem kleinen Mißverständniß mit dem Gesetz und sperrt ihn ein, und das Publicum ahnt nicht im entferntesten, daß die Politik dabei im Spiel war. Ist der Verdacht ungegründet, so bemerkt der Betreffende gar nicht, daß er beobachtet wird, und geht unbehelligt und arglos seines Weges. Stellen Sie sich die Keckheit und Hartnäckigkeit d'Aulnoy's oder die Leichtgläubigkeit des Publicums vor, — ich weiß diesmal nicht wofür ich mich entscheiden soll, — aber Monsieur de Beaucour sagte mir, man erzähle sich in Paris, daß d'Aulnoy einen Knaben von der Straße genommen, der ein unübertrefflicher Schütze sei, und daß er ihn irgendwo eingesperrt habe und sich im Schießen üben ließe. Er muß auf kurze und lange Distanzen nach Büsten und Bildern des Kaisers schießen, sogar nach Knöpfen und kleinen Bandendchen zielen lernen, und wenn seine Erziehung beendet ist, soll er nach Paris gehen, um seine Mission zu erfüllen. Hörten Sie je Etwas der Art? Man sollte doch meinen, die Welt wäre zu alt, um an einen zweiten Fellon oder Jacques Clement zu glauben, aber die Sucht des Wunderbaren muß etwas haben, um sie zu stillen, und da d'Aulnoy sich plötzlich unsichtbar gemacht hat, — man weiß wirklich nicht wo er ist, — so werden die abenteuerlichsten Geschichten über ihn laut. Nein, nein, der alte Fuchs hat sich von der Hetze zurückgezogen, er wird uns mit seinen Complotten nicht mehr belästigen."

„Wie kannst Du das wissen?" fragte Fanny mit der Miene nachdenklicher Weisheit, was ihr entzückend stand, „gieb Acht, Camille, er verhält sich vielleicht nur ruhig, um allen Verdacht einzuschläfern, und eines schönen Tages landet er in Frankreich."

Camille lachte.

„Das würde in der That ein schöner Tag sein", meinte er, „d'Aulnoy ist der letzte Mann in der Welt, der es jetzt versuchen würde, ma belle; er hat alle seine Künste in Verkleidungen erschöpft, und gewisse physische Kennzeichen, welche sich nicht verbergen lassen, sind überall so sorgfältig signalisirt worden, daß er nicht mehr hoffen kann, unerkannt durchzukommen."

„Wie sehr wünsche ich, daß wir Beide ein gottloses Complott gegen den lieben, himmlischen Kaiser entdecken möchten, Camille!" rief Fanny voll Begeisterung, doch fügte sie sogleich mit lobenswerther Vorsicht hinzu: „vorausgesetzt, daß es Dich nicht irgend einer schrecklichen Rache aussetze. Ach, Camille, Du würdest den Orden der Ehrenlegion bekommen und zu irgend einem großen Manne gemacht werden, und ich könnte zu Hof gehen und die schöne Kaiserin ganz in der Nähe bewundern."

Die Discussion über dies entzückende Project brachte uns zu einem Droschkenstande und Monsieur Camille d'Herlan half mir in eines der Fuhrwerke einsteigen. Wir trennten uns mit einem fröhlichen „Gute Nacht", worauf das junge Brautpaar heimkehrte, wogegen Fanny's Vater nichts einzuwenden hatte. Eine französische mère de famille hätte es allerdings „horrible" gefunden, daß ein junges Mädchen mit ihrem Bräutigam und noch dazu Abends durch die Straßen wandelte, und sich von ihm nach Hause führen ließ, ohne einen chaperon in der Nähe zu haben. Doch anderes Land, andere Sitte.

Ich hatte mich bei dem gehabten Spaziergange so gut unterhalten, daß ich nicht auf die Stöße der besonders unbequemen Droschke achtete, die mich bald nach Numero 9 am Lindenplatz brachte. Als ich ausgestiegen war und eine Weile auf dem Trottoir stillstand, um den Kutscher zu bezahlen, fuhr eine zweite Droschke rasch an mir vorbei und hielt vor Numero 8. Ein junger Mann sprang heraus, gab dem Kutscher seine Bezahlung, (die, wie ich überzeugt war, die Taxe weit überstieg, denn Droschkenkutscher sind selten ohne Trinkgeld zufrieden, und dieser griff sogar dankend an den Hut,) und versuchte dann das Gartenthor an Numero 8 zu öffnen. Es war geschlossen, doch war dies dem jungen Manne kein Hinderniß. Er legte die Hand auf die obere Eisenstange und schwang sich leicht hinüber. Während ich auf unsere und er auf Madame Bonhard's Thür zuging, waren wir einander nahe genug, daß ich sein Gesicht deutlich sehen konnte. Es war ein heller Sommerabend und der Mond schon aufgegangen. Das Gesicht war eines der schönsten, das ich je gesehen, und obgleich des jungen Mannes Gestalt klein und schmächtig war, so paßte sie doch durch Grazie und Eleganz der Bewegungen ganz gut zu den schönen Zügen. Als ich meinen Hausschlüssel aus der Tasche zog, stand er vor der Thür von Numero 8, und als diese Thür sich dem späten Besucher öffnete, hörte ich im Inneren eine Stimme, die ich jedoch nicht erkannte, sagen: „C'est lui!"

Am folgenden Morgen erzählte ich wie gewöhnlich meiner Mutter alle meine kleinen Erlebnisse, und sie versicherte mich, daß sie sich ganz gut unterhalten hätte, denn Herr Lindenlaub hätte den Thee bei ihr getrunken.

„Hat er Dir etwas Neues erzählt, Mama?" fragte ich.

„Nein, Suschen; weißt Du sonst nichts Neues?"

„Doch, ich weiß Etwas; gehört habe ich es nicht, aber gesehen. Ich bin in diesem Augenblick klüger als alle übrigen Bewohner von Linden-place. Was sagst Du dazu, daß

Madame Bonhard's Sohn angekommen ist und daß ich ihn gesehen habe?"

„Wirklich Kind? Bist Du dessen gewiß?"

Dann stattete ich meiner Mutter genauen Bericht über den Besucher von Numero 8 ab und sie war mit mir einer Meinung, daß es Niemand Anderes als Madame Bonhard's Sohn sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Australien.

Von einem Missionär.

Die Deutschen in der Provinz Victoria.

Schon sechs Jahre vor Entdeckung der Goldlager auf dem australischen Continent hatten sich unter Ansiedlern aus aller Herren Ländern auch Deutsche zweiundvierzig Meilen von der Hauptstadt Melbourne und drei Meilen von der zweiten großen Stadt der Provinz, Geelong, angesiedelt.

Es war ein ganzes Völkchen aus der preußischen Lausitz und Schlesien, welches ohne seinen Willen in Melbourne landete. Dieselben hatten sich wegen ihrer Ueberfahrt an einen Agenten nach Hamburg brieflich gewandt und von demselben auch die Nachricht bekommen, daß ein Schiff in den nächsten Tagen nach Australien abgehe. Sie beeilten sich darauf, ihre Habseligkeiten zu verkaufen, um ja die Zeit nicht zu versäumen; aber als sie in Hamburg ankamen, erfuhren sie, daß das Schiff wohl nach Australien, aber nicht nach Südaustralien, Adelaide, sondern nach der Provinz Victoria, Melbourne, segle.

Um nun diesen rathlosen Leuten diese plausibel zu machen, fabelte ihnen der Agent vor, daß die beiden Städte nur eine Tagereise von einander entfernt seien und der Transport ebenfalls nur einige Schillinge koste, wobei er ihnen die ziemlich werthlosen Hamburger Schillinge zeigte, wenngleich er wußte, daß in Australien nur englische Münze cursirt. Sie ließen sich überreden, bestiegen das Schiff und kamen auch glücklich an; aber erst in Melbourne erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß die Entfernung nicht eine, sondern drei Tagereisen sei und die wohlfeilste Reise mit einem Communicationsdampfer bis Adelaide pro Mann 3 Pfd. Sterl. koste.

Die, welche das nöthige Reisegeld hatten, wollten ihre unbemittelten Landsleute jedoch nicht verlassen; deshalb schlugen sie gemeinschaftlich vor der Stadt Zelte zu ihren Wohnungen auf und wollten dann in der Stadt und deren Umgebung Arbeit suchen.

In mehreren überseeischen Ländern, namentlich in Australien, ist es aber üblich, daß die Namen aller Einwanderer durch die Zeitungen zur Kenntniß der Colonisten gebracht werden, damit diese auf eine leichte Weise erfahren können, ob ein Verwandter oder Bekannter die Reise glücklich überstanden hat. Diesmal aber hatte die Zeitung gleichzeitig die trübe Lage der armen Lausitzer und Schlesier erwähnt, in welche sie durch die gewissenlose Handlungsweise des Hamburger Kaufmanns und Agenten gekommen waren.

Die Kunde davon kam durch die öffentlichen Organe auch zu den Ohren des bei Geelong wohnenden Gutsbesitzers Tönnies, der schon früher auf eine gleiche Weise von der Colonisation der Deutschen in Südaustralien auf Angas'schen Ländereien Kenntniß bekommen hatte. Von mehreren Landbesitzern der Colonie wurde Angas wegen dieser Acquisition geradezu beneidet, um so mehr, da der Gouverneur selbst in seinem Bericht, welcher zwei Jahre nach der Niederlassung der Deutschen an das Ministerium für die Colonieen nach London abgegangen war, diese als fleißige, friedfertige und religiöse Ansiedler bezeichnet hatte. Deshalb entschloß sich Tönnies auch sofort nach Melbourne zu reisen und den Deutschen den Vorschlag zu machen, daß er ihnen Ländereien unter denselben Bedingungen übergeben wolle wie Angas in Süd-Australien. Der directe Verkehr mit ihnen bei seiner Ankunft in Melbourne wurde dadurch erleichtert, daß er während seiner Ausbildung in Tübingen die deutsche Sprache erlernt hatte und diese noch verständlich sprach. Ohne viele Bedenken nahmen die deutschen Landleute die Anerbietungen an, und schon am nächsten Tage fuhren sie mit einem Dampfer nach Geelong, wo sie Tönnies empfing. Am anderen Tage wurden einem Jeden dreißig Acker Land zugemessen, jedoch so, daß diese von zwei Straßen durchschnitten waren, damit die Colonie bei einer zunehmenden Bevölkerung auf den Namen einer Stadt Anspruch machen könnte.

Zuerst wurden allerdings nur Hütten gebaut und etwas Ackerland urbar gemacht, wozu ihnen Tönnies das Saatgetreide und ebenso das nöthige Zugvieh gegen mäßige jährliche Abschlagszahlungen überließ; aber schon im zweiten Jahre gingen die Colonisten an die Errichtung von Fachwerk- und Steinhäusern, welche fast alle fünfzig Schritte von der Straße entfernt stehen. Auf diesem Theile von der Straße bis zum Gehöft hatte man die alten Waldbäume stehen lassen und mit einem Zaun umgeben, worin jetzt das Vieh weidet.

Nichts war natürlicher, als daß auch diese Colonisten ihre zufriedene Lage nach ihrer alten Heimath berichteten und dadurch sowohl als durch Geldsendungen Deutsche zur Niederlassung in ihrer Nähe anregten. Inzwischen waren auch Einwanderer aus England angekommen, welche sich ebenfalls in der Nähe ansiedelten, und mit diesen lebten sie in bester Freundschaft; deshalb erhoben letztere auch keinen Einwand, als die Colonie den Namen Germantown erhielt.

Bei meiner letzten Anwesenheit in dieser Colonie glichen die Straßen allerdings mehr einer Viehtrift; aber überall herrschte ein reges Leben, und aus jeder Haushaltung leuchtete eine gewisse Zufriedenheit hervor.

Für die geistige Cultur und die Ausbildung der Jugend sorgt ein deutscher evangelischer Geistlicher und Lehrer; denn so wie die Colonisten sich etwas gekräftigt hatten, errichteten sie eine Kirche, Schul- und Pfarrhaus. Ihr erster Geistlicher, dessen Sohn zugleich Lehrer war, war der Missionsgehülfe Hausmann — aus der Gegend von Luckau im Königreich Preußen; allein dieser verstand es nicht, sich das Vertrauen des größeren Theils der Gemeinde zu erwerben; deshalb gab er seine Stelle auf und nahm die Pfarrstelle bei einer deutschen Gemeinde in Brisbane, der Hauptstadt der Provinz Queensland, an. Sein Nachfolger ist aus dem Baseler Missionsinstitut. — Das Ministerium hat zum Bau von Kirche und Schulhaus einen einmaligen Zuschuß und zur besseren Besoldung des Geistlichen und des Lehrers eine jährliche Beihilfe bewilligt.

Für die materiellen Bedürfnisse sorgt der Kaufmann Bonari aus Meiningen und bei ihm versammeln sich des Sonntags Nachmittags die Deutschen, um ein Glas Wein zu trinken und gemüthlich von der neuen und alten Heimath zu plaudern.

Die Entdeckung der bedeutenden Goldlager in dieser Provinz brachte jetzt deutsche Einwanderer massenhaft nach Melbourne, welche Alle ihr Glück in der australischen Lotterie, den Goldfeldern, versuchen wollten. Mehrere von diesen hatten sich ganz sanguinischen Hoffnungen hingegeben, so z. B. hatte sich ein ganzer Troß in den Beinkleidern lederne Taschen machen lassen, um das Gold nicht zu verlieren; denn sie glaubten, daß das Gold in Australien so beim Spazierengehen aufgelesen werde, wie man etwa Kieselsteine findet; sie hatten keine Ahnung von der harten und lebensgefährlichen Arbeit. Der größte Theil der Einwanderer war aber in der Regel so mittellos, daß das kostspielige Reisen nach einem Goldfelde zunächst unterbleiben mußte; deshalb waren diese gezwungen, in oder bei Melbourne Arbeit zu suchen, um die Mittel zur Weiterreise erst zu erwerben. Zum Glück fand damals Jeder, der nur zwei gesunde Arme und Hände hatte, sofort Arbeit; denn die Bauwuth in der Stadt war grenzenlos, trotz der enorm hohen Preise des Baumaterials und des hohen Arbeitslohnes. Um den Lesern einen Beweis davon zu geben, will ich das Leben eines deutschen Ziegelarbeiters schildern.

Der Ziegelarbeiter Böhm aus der Nähe von Magdeburg

Digitized by Google

war einige Jahre vor Entdeckung der Goldfelder nach Australien gekommen und hatte auch sogleich auf einer Ziegelei in der Nähe von Melbourne, am Senipsonsfluß, Arbeit gefunden. Von Hause aus an Sparsamkeit und ein ordentliches Leben gewöhnt, brachte er es bald mit seiner braven Hausfrau dahin, daß er sich in der Nähe ein Stück Acker zum Betrieb der Ziegelei pachten konnte. Kurz vor Entdeckung der Goldlager war aber eine Krisis eingetreten, wodurch alle Arbeit stockte, also auch die Bauten unterblieben. Böhm, welcher mit seiner Frau und einem Arbeiter wacker Steine geformt und gebrannt, hatte einen bedeutenden Vorrath davon; aber er fand keinen Absatz oder nur zu so niedrigem Preise, daß kaum der Arbeitslohn bezahlt wurde. Er hielt es also für rathsam, nach den Golfeldern zu wandern, um dort auch sein Glück zu versuchen. Frau und Kinder und seinen Steinvorrath ließ er zurück. Drei Monate hatte er bereits in den Goldfeldern zugebracht und in dieser kurzen Zeit zwanzig Pfund Gewicht an Gold gefunden, als ihm ein Brief seiner Frau die Nachricht brachte, daß sie jetzt den sechsfachen Betrag gegen früher für die Ziegelsteine erhalten könne. Sofort gab er das Goldgraben auf, nahm seine Decke und seine sonstigen Habseligkeiten auf den Rücken und wanderte wieder nach Melbourne. Einige Tage nach seiner Ankunft hatte er auch seinen Vorrath an Steinen verkauft und mit Hinzurechnung seines Erwerbes in den Goldfeldern ein Capital von 1500 Pfd. Sterling beisammen. Ein Capital, welches er bis dahin nur dem Namen nach gekannt hatte, war jetzt sein Eigenthum. Sofort kaufte er den gepachteten Acker und arbeitete wieder von Neuem als Ziegler. Seine Frau legte ebenfalls wie früher mit Hand ans Werk und mit Hilfe zweier Arbeiter aus Deutschland, denen er 1 Pfd. 10 Sh., also zehn preußische Thaler Arbeitslohn zahlen mußte, beutete er noch diese Zeit aus. Später hat er seine Ziegelei gegen einen Antheil an einen Deutschen verpachtet und noch eine Seifen- und Lichtfabrik angelegt. Jetzt ist er der erste Fabrikant in diesen Artikeln und der bedeutendste Exporthändler in Talg.

Dieser Mann gehört zu den Deutschen, welche ihren schlichten deutschen Sinn beibehalten haben, und mit Recht kann ich von ihm sagen, daß er nicht allein der beste Rathgeber, sondern auch ein Mann der That für seine Landsleute ist.

Die Deutschen, welche nun in Melbourne so viel erworben hatten, daß sie die Reise nach einem ergiebigen Goldfelde machen konnten, blieben auch gewöhnlich nicht zurück; zu der kleinen Zahl der Zurückgebliebenen gesellten sich alsbald noch die, welche in den Goldfeldern etwas erworben hatten und zurückgekehrt waren, um ein Geschäft anzulegen oder ihre erlernte Profession zu betreiben. Zuerst vereinigten sich diese zur geselligen Unterhaltung in einem deutschen Gasthof, bis daraus ein deutscher Verein entstand, welcher jetzt ein eigenes Haus in einer der besten Straßen der Stadt, der Collnigstraße, besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Berichte aus Konstantinopel erzählen von einer Soiree, welche der Vicekönig von Aegypten in seinem Yalli am Bosporus veranstaltet hat und die als epochemachend für die türkische Gesellschaft bezeichnet wird. „Es war ein Bankett," schreibt ein Correspondent, „im Palaste und Fest im Harem. Auf der einen Seite saßen die Männer, die Minister und Würdenträger des Reichs, auf der anderen Seite die Frauen dieser Herren. Es wurde exquisite französische Küche aufgetragen und trotz Koran ganz etwas Anderes getrunken als klares Quellwasser. Die feinsten Bordeaux- und Champagner-Weine machten die Runde. Nach dem Souper erhoben sich Damen und Herren und versammelten sich in einem Salon, und die Damen waren nicht etwa vermummt, sondern sie trugen die neuesten Pariser Toiletten. Die Soiree des Vicekönigs von Aegypten erregt fast ebensoviel Aufsehen, wie seinerzeit die Niedermetzelung der Janitscharen. In den Annalen der muselmanischen Gesellschaft ist dieses Fest etwas Unerhörtes, eine sociale Revolution. Mit dem alten Orient geht es definitiv auf die Neige."

— Als Beweis, wie bedeutend das Vermögen der Familie Adelsvärd in Schweden sein muß, führt die „Steninge Tidn." an, daß die Abgabe für cartae sigillatae bei Regulirung der Nachlassenschaft des Fideicommißbesitzers Jean Karl Adelsvärd sich auf 240,000 Rdl. schw. belief, und daß sämmtliche, durch den Tod des Genannten veranlaßten Abgaben die Summe von 870,000 Rdl. erreichten. Unter dem letzt verstorbenen Adelsvärd hat das Besitzthum bedeutend an Werth gewonnen und man sagt, daß demselben von englischen Capitalisten 70 Millionen für die Kupferminen bei Atrudaberg geboten worden sind, welches Anerbieten er aber dennoch nicht annehmen wollte.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Geographie von der Pfalz und Bayern, bearbeitet von Philipp Röhm, Lehrer in Kaiserslautern.

Auf dem Gebiete der neuen Methodik muß diese Schrift als eine sehr erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Charakteristische derselben liegt in den drei Momenten:

1) Die geographischen Grundbegriffe, welche in allen §§ die primäre Stelle einnehmen und im weiteren Unterrichte zur steten Anwendung kommen, deshalb in ihrer Bedeutung den Schülern bekannt und klar sein müssen, sind auf das rechte Maß reducirt und nach Form und Inhalt der Fassungskraft des Schülers angemessen.

2) Die unmittelbare Anwendung dieser Begriffe auf die geographischen Verhältnisse und Gegenstände, auf Natur und Mensch orientirt das Kind in der Wirklichkeit, zuerst auf der Stelle, wo es leibt und lebt, später in der Ferne, und neben dem Zwecke der realen Belehrung tritt auch die formale Seite der wahrhaften Geistesbildung in den Vordergrund.

3) Die allen §§ beigefügten Wiederholungsfragen schärfen die Denkkraft des Schülers, dienen zur Befestigung des Lehrstoffes und gewähren der Selbstthätigkeit eine heuristische Beschäftigung.

Der leitende Grundgedanke, wie der wohldurchdachte Plan und gesammte Stoff, sowie die sachgemäße Ausführung der Details bekunden den erfahrenen Praktiker, der mit Umsicht und Fleiß arbeitet und nur verlässiges Material bietet. Die statistischen Mittheilungen beruhen auf den neuesten Erhebungen. Wir stellen der Schrift ein günstiges Prognostikon.

Voigtländers Rheinbuch. Handbuch und Führer für Rheinreisende. Mit Karten und Stadtplänen. 3. verbesserte Auflage. Kreuznach 1868. (28 Sgr.)

Die Brauchbarkeit dieses Reisehandbuches ist durch rasche Aufeinanderfolge neuer Auflagen hinreichend constatirt. In der vorliegenden 3. Auflage ist das Reisegebiet, das sich früher nur auf den eigentlichen Mittelrhein, die Gegend von Mannheim bis Düsseldorf, beschränkte, bedeutend vergrößert; dasselbe beginnt jetzt mit Straßburg und dehnt sich seitlich viel weiter aus. Namentlich finden die romantischen Nebenthäler, die bayerische Pfalz, die Bergstraße und der Taunus eingehendere Berücksichtigung, auch sind einige Stadtpläne und Uebersichtskarten neu hinzugekommen. Dieses Rheinbuch empfiehlt sich neben seinem billigen Preise bei hübscher Ausstattung hauptsächlich durch eine vollständige und klare, alles Ueberflüssige meidende Darstellung der wirklichen Sehenswürdigkeiten in dem oben bezeichneten Gebiete und wird jedem intelligenten Touristen gute Dienste leisten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 107.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

3.

Meine Vermuthung war richtig. Der junge Mann, von dessen Ankunft ich Zeuge gewesen, war Madame Bonhard's Sohn, der „Adolphe", dessen sie gegen Herrn Lindenlaub Erwähnung gethan. Hanna erfuhr die Thatsache durch die Longsmith, welche dabei bemerkt hatte, daß „ein hübscherer junger Mann schwerlich gefunden werden könne, obgleich er den rechten Arm gebrochen habe und in der Binde trage und obgleich er ein Franzose sei". Nun, das war doch seltsam; ich hatte freilich nicht viel Gelegenheit gehabt, ihn genau zu beobachten, aber ich glaubte gewiß zu sein, daß der geschmeidige, behende junge Mann, den ich am verflossenen Abend gesehen, das Schloß des Gartenthors mit der r e c h t e n Hand probirt und daß dieselbe Hand sich auf die obere Stange gestützt hatte, als er hinübersprang. Auch erinnerte ich mich deutlich, daß er den rechten Arm ungenirt an seiner Seite hin und her bewegte, während er rasch auf die Hausthür zuging.

„Der Arm wird wohl nur verrenkt, nicht gebrochen sein, Hanna," sagte ich.

„O nein, Fräulein, auf keinen Fall," betheuerte Hanna, „nicht verrenkt, sondern gebrochen, vollständig gebrochen, und deshalb hat er den ganzen letzten Monat von seiner Mutter wegbleiben müssen."

Mein Erstaunen wuchs, aber ich sagte nichts mehr. Als ich Nachmittags von einem Ausgang nach Hause kam, saß Monsieur Adolphe Bonhard auf einem Feldstuhl nahe bei der Hausthür seiner Mutter. Er las in einer Zeitung und rauchte eine Cigarre. Die letztere nahm er, wie er mich gewahrte mit der linken Hand aus dem Munde und machte mir zu gleicher Zeit eine sehr höfliche Verbeugung. Ich blickte auf seinen rechten Arm; wirklich war derselbe vom Ellbogen bis an die Fingerspitzen in eine jener modernen Maschinen zur Stütze gebrochener Gliedmaßen eingeschlossen, so daß es mit der von Hanna erwähnten Verletzung wohl seine Richtigkeit haben mochte. Der Träger der häßlichen Maschine benahm sich übrigens so graziös, daß sie an ihm eher den Eindruck einer Zierrath als einer durch Krankheit nothwendig gewordenen Vorrichtung machte. Ich sah ihm voll in's Gesicht, als ich seinen Gruß erwiederte, und auch jetzt im hellen Sonnenschein fand ich bestätigt, was ich im Mondschein des vergangenen Abends gewahrt, nämlich daß ich kaum je ein schöneres Antlitz erblickt hatte. Die Züge waren regelmäßig und mit feiner Schärfe geschnitten; die erste Blüthe der Jugend lag auf der zarten Haut, der erste Glanz derselben blitzte aus den strahlend-blauen Augen. Etwas war im Ausdruck, das mein rasches Auffassungsvermögen sogleich gewahrte und was mich überraschte, da es so ganz im Gegensatz zu dem Ausdruck von Adolphe's Mutter stand. Etwas Wildes und Schwärmerisches und doch Schmächtiges, das einem Knaben angehören konnte, der im Herzen Dichter ist, dem aber die Gabe des echten Genius, die Gewalt, Form und Sprache für seine Gedanken zu finden, versagt blieb, doch schon während der paar Secunden, in denen ich diese Beobachtung machte, verwandelte sich der beschriebene Ausdruck der Züge in den der Härte und des Argwohns. Erkannte er in mir die Dame, welche am vorigen Abend bei seiner Ankunft in der Nähe war und gesehen haben mochte, daß er ungehindert den nun in Bandagen eingezwängten Arm gebrauchte? Es konnte sein; sicherlich erröthete er und blickte auf den verbundenen Arm nieder, während ich an ihm vorüberging.

„Ich glaube keine Sylbe von Ihrem Armbruch, Monsieur Adolphe," sagte ich zu mir, als ich in mein Zimmer hinaufging, „ich glaube eher, Sie haben irgendwo geschwärmt in der Zeit, da Sie bei Ihrer Mutter hätten sein sollen, und Sie und die Bonne sind miteinander übereingekommen, Ihre Mutter mit dem Märchen von dem gebrochenen Arm zu täuschen. Sie waren gewiß vor Tagesanbruch auf und hatten den Verband angelegt, ehe die Frau Mama nur aufwachte. Sie sind ein französischer Leichtfuß, dem es auf eine Unwahrheit mehr oder weniger nicht ankommt, wenn sie nur mit Grazie durchgeführt wird; das ist meine Meinung von Ihnen, Monsieur Adolphe."

Der junge Mann blieb zwei Tage in Numero 8, während welcher Zeit er häufig in dem kleinen Garten umherschlenderte und den Bewohnern des Lindenplatzes, denen daran gelegen war, sich an seinem Anblick zu weiden, volle Gelegenheit zur Erreichung ihres Wunsches gab. Unser Hausherr versäumte nicht, ihm einen Besuch abzustatten und war voll des Lobes über den jungen Mann. Monsieur Adolphe wäre entzückend, und die zärtliche Ergebenheit, die er seiner Mutter widmete, wirklich rührend, und als er sogar Herrn Lindenlaub's Visite erwiederte, dessen Garten bewunderte und die patentirte Gießkanne für eine der größten Erfindungen der Neuzeit erklärte, steigerte sich des guten Mannes Begeisterung zu einer ganz gefährlichen Höhe.

„Nein, Fräulein Müller," sagte er, „Sie können sich keinen Begriff von Monsieur Adolphe's Liebenswürdigkeit machen. Madame Bonhard muß sehr glücklich sein, einen solchen Sohn zu besitzen."

„Und welchem Stand gehört er eigentlich an?" fragte meine Mutter. „Denn da er nicht bei Madame Bonhard wohnt, so wird er wohl irgend ein einträgliches Geschäft betreiben. Er ist sehr gut gekleidet und hat ein distinguirtes Aeußere. Ich glaube am ganzen Lindenplatz giebt es keinen Mann in seinem Alter, der ihm an die Seite zu stellen wäre."

„Er ist auf einem Comptoir der City beschäftigt," erwiderte Herr Lindenlaub, „ich glaube, er hat die ausländische Correspondenz zu besorgen. Er war lange in einem großen Kaufmannshause in Paris. Jetzt hat er seines gebrochenen Armes wegen eine Zeitlang Ferien."

Ich hatte, wie der Leser weiß, meine eigene Ansicht von dem gebrochenen Arm, gab sie indeß nicht zum Besten. Monsieur Adolphe Bonhard war ein höflicher junger Mann, und um die Streiche, die er seiner Mutter spielen mochte, hatte ich mich nicht zu kümmern. Wie gesagt blieb er nicht lange in Numero 8, aber zwischen der Zeit seiner ersten Ankunft und

der Mitte des August sah ich ihn mehrere Mal, wenn er in den Abendfeierstunden seine Mutter besuchte. Die Vorstellung, die ich mir gleich anfangs von seiner Individualität gemacht, änderte sich nicht im Laufe der Wochen und mußte daher wohl ihre eigenthümliche Begründung haben. Ich sprach zuweilen zu Fanny Robertson über Monsieur Adolphe, ein Beweis, wie sehr mich der junge Mann interessirte. Fanny's Hochzeit war verschoben worden, weil sie an einer leichten Unpäßlichkeit gelitten, über welche indeß ihr Bräutigam mit aller Vehemenz eines Franzosen in Verzweiflung war.

„Ich weiß nicht was dieser junge Mann gesagt oder gethan hat, Susanne," bemerkte Fanny, „um Dich dahin zu bringen, daß Du eine so sonderbare Idee von ihm hast. Benimmt er sich irgendwie excentrisch?"

„Nein, das eigentlich nicht," erwiderte ich, „aber ich kann mich doch nicht von dem Verdacht losmachen, daß es in seinem Kopfe nicht ganz richtig ist. Ich schließe es nicht aus seinen Worten oder Manieren, sondern aus seinen Zügen. Ein wildes Licht flackert zuweilen in seinen Augen auf und er starrt oft so seltsam lächelnd in's Leere, als ob schimmernde Gebilde seiner Phantasie sich vor seinem inneren Blick entfalteten."

„Vielleicht ist er verliebt," rieth Fanny, „Du solltest sehen, wie Camille mich anlächelt."

„Ja, liebste Fanny, das glaube ich schon," entgegnete ich, „aber gesetzt Monsieur Adolphe wäre verliebt, so hat er doch nicht seine Angebetete vor sich, um sie anlächeln zu können. Des jungen Mannes Einbildungskraft muß ganz auf irgend einen unsichtbaren Gegenstand concentrirt sein, und das ist es, was ihm den eigenthümlichen Ausdruck giebt."

„Dann raucht er vielleicht Opium," war Fanny's nächster Einfall, „ich habe schon die sonderbarsten Geschichten von Opiumrauchern gelesen."

Ich fing von etwas anderem, nämlich von Fanny's Hochzeitskleid zu sprechen an, aber ich erinnerte mich dieser Unterredung später, als ich mehr von Adolphe und seiner Mutter wußte. Der Monat August war fast zu Ende und die Londoner Welt zerstreute sich nach allen Richtungen der Windrose. Wir am Lindenplatz jedoch blieben wo wir waren. Keines von uns war reich genug, um sich den Aufwand der herkömmlichen Lustreisen erlauben zu können, und so setzten wir unsere stille anspruchslose, sich aber dennoch streng in den Grenzen des Ceremoniels und des Anstandes bewegende Lebensweise ununterbrochen fort. Kleine eintägige Ausflüge auf's Land waren Alles, was bei uns die Reisesaison bezeichnete, während die brennende Augustsonne unsere Rasenplätze ausdörrte und Herrn Lindenlaub's grünen Epheu braun färbte.

Fanny Robertson war hergestellt und Monsieur Camille im siebenten Himmel; und ganz besonders angenehm machte er sich am Abende des 29. August, als Fanny wieder zum ersten Mal im Salon erschien und wir viel plauderten und ein wenig Musik machten. An diesem Abende wollte ich den ganzen Weg von Fanny's Hause nach dem unseren fahren, und ich hatte meiner Mutter schon gesagt, daß ich wohl später als gewöhnlich nach Hause kommen würde. Als ich bei unserem Garteneingange ausstieg, bemerkte ich mit Erstaunen, daß im Wohnzimmer ebener Erde noch Licht war. Der untere Theil des Fensters war halb aufgeschoben und das Rouleau nicht ganz heruntergelassen. Warum war meine Mutter so spät ausgeblieben? Was war vorgefallen? War Jemand bei ihr? Ich stellte mir diese Fragen, während ich eilig den kleinen Gartenweg entlang auf's Haus zuging, aber anstatt die Thür aufzuschließen, lugte ich durch die Spalte, welche das Rouleau freiließ, in's Zimmer. Im Augenblick gewahrte ich, daß ich einen Irrthum begangen, und durch Zufall gelangte ich zu einer merkwürdigen Entdeckung. Es war nicht unser Wohnzimmer, das ich vor Augen hatte, meine Mutter war nicht darin. Die Droschke hatte vor Nummer 8 gehalten und ich befand mich vor Madame Bonhard's Haus, statt vor dem unserigen. Ich habe schon gesagt, daß alle Häuser am Lindenplatz einander gleich gebaut waren. Mein erstes Gefühl der Ueberraschung und des momentanen Verdrusses über mein Versehen machte sogleich dem Erstaunen, der Unruhe und einer starken Befürchtung von persönlicher Gefahr Platz, falls meine Anwesenheit entdeckt würde. Ich wagte nicht mich zu regen, und auf der Erde des schlechtgepflanzten Blumenbeetes knieend und sorgfältig vermeidend, daß mein Kopf einen Schatten auf das Rouleau warf, war ich mit angehaltenem Athem Zeugin der Scene, die mich die Spalte zwischen Vorhang und Fenstersims sehen ließ. Am entgegengesetzten Ende des kleinen Zimmers saß in einem Lehnstuhl ein großer, ältlicher, starkgebauter Mann, dessen eisengraues Haar dicht am Kopf verschnitten war. Das Licht der Lampe beschien nur die eine Seite des strengen Gesichtes, das zu einer neben dem Kamin und an die Wand gelehnt stehenden Person gewendet war. In dieser Person erkannte ich Marie, die Bonne, obgleich ganz anders gekleidet, als ich sie sonst gesehen, und obgleich jede Spur der Dienstbarkeit aus ihrer Haltung verschwunden war. Es war sicher keine Dienerin, diese aufgeregte Frau, welche mit gerungenen Händen und flehendem Blick in raschem Sprechen begriffen war, deren Gesicht die Blässe heftiger Gemüthsbewegung zeigte, und deren reiches schwarzes Haar sich in üppigen Flechten um den Kopf schlang, welchem man es nicht anmerkte, daß er jemals das nette, schlichte weiße Häubchen mit der dichtgefältelten Krause getragen. Der gewöhnliche Anzug der Bonne war immer tadellos sauber und gut gewählt, aber er bezeichnete die Dienerin mit aller in Frankreich dafür eingeführter Eigenthümlichkeit; während Marie, wie ich sie jetzt vor mir sah, unzweifelhaft eine Dame war, wenn sie sich auch einfach und in dunkele Farben gekleidet hatte. Die Umwandelung ihrer Gestalt war vollständig, aber ihr Gesicht sogleich erkennbar. Es trug denselben Zug der Furcht, den ich damals bemerkt hatte, als ihre Herrin sie aus dem Zimmer gehen hieß, und ihre Augen waren voll Thränen, so wie es damals auch der Fall gewesen. Alles was ich sah, bewältigte mich fast, aber ich nahm meine ganze Kraft zusammen, klammerte mich außen an den Fensterrand und ließ meine Blicke weiter im Zimmer herumschweifen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Australien.

Von einem Missionär.

Die Deutschen in der Provinz Victoria.

(Fortsetzung.)

Die Achtung, wie sie die Deutschen in Südaustralien sich bei der dortigen englischen Bevölkerung erworben hatten, konnten ihre Brüder in der Provinz Victoria nicht so bald erreichen. Aber als Männer, wie der Professor Damm aus Tauberbischofsheim, Professor Neumayer aus Frankenthal, Dr. Müller aus Preußen, Director des botanischen Gartens in Melbourne, der Advocat Brahe aus der preußischen Provinz West-

phalen u. A. m. als Präsidenten und Vicepräsidenten die Leitung des Vereins in ihre Hand nahmen und diesem durch wissenschaftliche und populäre Vorträge neues Leben gaben, da ließen die Engländer den Deutschen die ihnen gebührende Achtung angedeihen.

Der „Argus", eine englische Zeitung, gab in seinen Spalten im Jahr 1859 folgendes Bild von den Deutschen in Australien:

„Obgleich die Deutschen, welche sich in Australien angesiedelt haben, fast Alle ohne Ausnahme nur mit ganz geringen Mitteln angekommen sind, haben es die Meisten dennoch durch Thätigkeit und Fleiß bald zu einem behaglichen, sorgenfreien Leben gebracht. Wir haben zunächst den Deutschen den Weinbau in der Colonie zu danken, welcher jetzt bald so weit vorgeschritten ist, daß er wenigstens für die colonellen Bedürfnisse ausreicht. Sie sind zum größten Theil daran gewöhnt, ein leichtes und gesundes Getränk zu genießen, und lieben die starken, leicht berauschenden Spirituosen nicht, welche leider den gewöhnlichen Arbeitern unseres Landes noch so sehr zusagen. Werfen wir ferner einen Blick auf die Kunst, so sind es wiederum Deutsche, welche darin den ersten Rang in der Colonie einnehmen. Wer hat z. B. unser Ausstellungsgebäude mit so schönen Oelgemälden ausgestattet? Ein Deutscher war es. Wer wird von uns in den Concerten bewundert und von der Menge beklatscht? Wiederum das deutsche Talent. Wer hat unseren botanischen Garten zu einer Zierde Melbourne's geschaffen? Ein Deutscher. Wem übergeben jetzt die wohlhabenden englischen Colonisten ihre Töchter zur Erziehung und wissenschaftlichen Ausbildung? Einem deutschen Lehrer und Seelsorger. (Hiermit ist jedenfalls das Institut des Professors Tamm und seiner Frau gemeint.) Der Handel, welchen die Deutschen betreiben, ist zwar nicht bedeutend, jedoch genießen mehrere deutsche Handelsfirmen, z. B. Otto Neuhauß, Gebrüder Frank, Amsberg und noch einige Andere, das Vertrauen der englischen Banken in eben solchem Maße, wie die ersten Handelshäuser Englands. Deutsche waren ferner die Ersten in unserer Provinz, welche die freiwillige Aufstellung einer Landmacht anregten und mit den militärischen Kenntnissen, welche die Meisten besaßen, auch dieser Sache einen baldigen Aufschwung gaben. Kann man es den gebildeten englischen Colonisten verdenken, wenn sie ihre freie Zeit in dem Kreise der Männer zubringen, welche den deutschen Verein bilden, respective repräsentiren? Vorherrschend ist in demselben eine geistreiche Unterhaltung in deutscher und englischer Sprache, welche durch die Vorträge wissenschaftlich gebildeter Mitglieder gewürzt wird. Wir dürfen es den Deutschen zugestehen, und der gebildete Engländer erkennt es auch an, daß die Deutschen zum Aufblühen der Colonie in allen Zweigen nicht allein thätig mitgeholfen haben, sondern uns häufig mit guten Beispielen zur Nacheiferung vorangegangen sind. Daß uns Deutschland auch Colonisten geliefert hat, welche gegen die bestehenden Gesetze gefehlt und deshalb Strafen zu verbüßen haben, ist nicht zu läugnen. Wir müssen aber dabei die Vortheile nicht aus den Augen lassen, welche uns diese Nation gebracht hat. Allein werfen wir nur einen Blick auf die statistischen Tabellen der Strafanstalten, so sehen wir leider, daß im Verhältniß zu der Volkszahl unseres Contingents die Zahl unserer Verbrecher die der Deutschen um das sechsfache übersteigt."

Die Deutschen in ihrem Vaterlande können in Wahrheit stolz sein auf ihre Landsleute jenseits des stillen Meeres, um so mehr, wenn sie bedenken, daß diese Anerkennung von einem Engländer ausgeht, also von einer Nation, welche bekanntlich sonst alles Gute für sich allein in Anspruch nimmt.

Mehrere von den Mitgliedern des Vereins haben aber, ehe sie zu der Stufe gelangten, das colonielle Leben mit all' seinen trüben Erfahrungen bis auf die Hefe kennen gelernt, und Keiner gründlicher als der geachtete Professor und frühere katholische Geistliche Tamm aus Baden. Derselbe gehörte zu den Flüchtlingen, welche Baden der Revolution halber verlassen mußten. Von der Schweiz ging er zuerst durch Frankreich nach England, da es ihm aber dort nicht gelingen wollte, des bedeutenden Andranges von politischen Flüchtlingen halber, eine dauernde passende Stellung zu erhalten, so schiffte er sich mit seinen wenigen Mitteln nach Australien ein. Aber zu jener Zeit konnten daselbst nur physische Kräfte verwerthet werden; deshalb blieb diesem Gelehrten nichts weiter übrig, nachdem seine Mittel verzehrt waren, als die lohnendste Arbeit, Steine klopfen am Wege, zu betreiben. Jedoch nur so lange setzte er die Arbeit fort, bis er mit seinen kleinen Ersparnissen die Wanderung nach den Goldfeldern antreten konnte, erhielt aber unterwegs das Anerbieten, als Koch auf einer bedeutenden Schafstation placirt zu werden. Die Arbeit war allerdings bequem, aber nicht so lohnend; er hatte die Küche für vier Schäfer zu besorgen und gegen Abend mußte er die Hürden für die Schafe aufschlagen. Er nahm aber dennoch die Stelle an und avancirte sogar zum wirklichen Schäfer. Nach Jahr und Tag gab er dieselbe auf und versuchte sein Glück in den Goldfeldern, aber ohne Erfolg; deshalb kehrte er nach Melbourne zurück und wurde darauf Kellner in einem Gasthof und dann endlich — welcher Sprung! — Lehrer an einem weiblichen Erziehungsinstitut und Pensionat. Jetzt stand er endlich auf einem Platz, wo er wenigstens einen Theil seiner Kenntnisse verwerthen konnte.

Das Institut, welches eine deutsche Dame, die vorher Erzieherin in England gewesen war, inne hatte, errang sich durch die geistige Capacität dieses Gelehrten einen bedeutenden Ruf; er selbst heirathete ein Jahr später die Vorsteherin desselben. Bald darauf erwarb er noch ein Grundstück in der Nähe der Stadt, das er jetzt verpachtet hat. Vor zwei Jahren ist derselbe mit seiner Frau und seinen Ersparnissen nach Deutschland zurückgekehrt, und der Großherzog von Baden hat ihn rehabilitirt und ihm eine Professur am Gymnasium in Pforzheim übertragen.

Einen ziemlich harten Kampf hatte auch der erwähnte Professor Neumayer bei seiner Rückkehr nach Australien, wo er behufs astronomischer Beobachtung eine Sternwarte bei Melbourne in der Nähe der Universität anlegen wollte. Der verstorbene König von Bayern hatte denselben allerdings mit einem Jahrgehalt von 600 Gulden ausgestattet; aber was will das sagen in einem Lande, wo nach Sterlingen und Shillingen gerechnet wird? In seinen Hoffnungen, Unterstützung von Seiten der Universität oder des Parlaments zu finden, sah er sich leider bald getäuscht; aber sein rastloser Eifer brachte ihn doch endlich zum Ziel. Bereits vor seiner ersten Anwesenheit in Australien war er mit einem deutschen Kaufmann, Otto Neuhauß in Melbourne, bekannt geworden, welcher sich jetzt von seinen australischen Geschäften zurückgezogen hat und in Berlin lebt; dieser biedere Deutsche setzte eine Subscription ins Werk, welche er selbst mit einem namhaften Capital eröffnete. In einigen Wochen waren die nöthigen Gelder beisammen, so daß mit dem Bau einer Sternwarte begonnen werden konnte. Da schon seit Jahr und Tag die Professoren der Universität sich von der Nützlichkeit derselben überzeugt hatten, so machten sie jetzt selbst eine Petition an das Parlament um Erwerbung der Sternwarte, als eines nothwendigen Instituts der Colonie. Dieselbe wurde auch wirklich gekauft, so daß diejenigen, welche Beiträge unterzeichnet hatten, diese zurückerhielten. Der Professor Neumayer wurde gleichzeitig Professor an der Universität mit 800 Pfd. Sterl. jährlichem Gehalt; aber auch dieser Gelehrte hat seine Stelle aufgegeben und ist vor etwa einem Jahr mit seinen Ersparnissen in seine Heimath zurückgekehrt.

Bereits bei der Gründung des deutschen Vereins war unter den Mitgliedern der Wunsch nach einer deutschen Schule und Kirche rege geworden. Dieser schon wieder eingeschlummerte Wunsch wurde von einem Deutschen — Göthe aus der preußischen Rheinprovinz — wachgerufen. Derselbe war längere Zeit bei dem katholischen Predigerseminar in Sidney Lehrer gewesen und hatte Zwistigkeiten halber seine Stelle aufgegeben. Die massenhafte Einwanderung der Deutschen nach Melbourne veranlaßte ihn, seine geistigen Kräfte an die Gründung einer deutschen evangelischen Gemeinde und Schule zu wagen. Es gelang ihm auch, aber erst nach unsäglichen Mühen hatte er

die Zahl Unterschriften von Deutschen in Melbourne zusammengebracht, welche das Gesetz vorschreibt, wenn die Gemeinde auf eine Unterstützung des Gouvernements Anspruch machen will. Schwer hielt es ferner noch, die Mittel zum Bau von Schule, Kirche und Pfarrhaus zu beschaffen. Sobald aber der bereits oben gedachte Neuhaus für diesen Zweck gewonnen war, machte dieser die ersten Vorschüsse, und bald standen die zierlich aus Stein aufgeführte deutsche Kirche und das Pfarrhaus hinter dem Parlamentsgebäude in der Vorstadt Collingwood. Göthe ist Pastor der deutschen Gemeinde, und die deutsche Schule leitet ein gewisser Heßler aus Kreuznach.

Gefreut hat es mich, wenn ich bei meinen Besuchen in dem Vereinshause an Abenden, wo von den Mitgliedern der deutsche Gesang geübt wurde, eine Menge von Engländern und anderen Einwanderern vor dem Vereinshause stehen sah, welche dem Gesang deutscher kräftiger Männerstimmen zuhörten, und kein Ende wollte die Freude und der Applaus dieser Zuhörer nehmen, wenn gar die Sänger, was stets geschah, ein englisches beliebtes Volkslied einschalteten. Wie aus anderen Berichten in Deutschland schon bekannt ist, gehörten auch die deutschen Turnvereine zu den geselligen Vergnügen der Deutschen. Auch daran haben sich englische Colonisten mit Freuden betheiligt und sich den Uebungen angeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ueber die französischen Jagden bringt die „Europa" einen längeren Artikel, dem hier nachstehende Notizen entnommen sein mögen. Zu dem Wild der Wälder, den Hirschen, Rehen, Wildschweinen und Hasen, kommt in Frankreich noch der Wolf. Wer eine gute Jagdeinrichtung haben und erhalten will, muß ihr jährlich 30,000 bis 40,000 Francs widmen. Das Pachtgeld für die Jagd selbst und die Entschädigungen für Wildschäden sind dabei nicht mitgerechnet. Einem Einzelnen sind diese Kosten gewöhnlich zu hoch und es bilden sich daher Jagdgesellschaften, deren Mitglieder Morgens von Paris abreisen und Abends wieder zurück sein können, nachdem sie im Walde von Chantilly eine Hetzjagd mitgemacht haben. Der Kaiser hat die verschiedenen Forsten der Krondotation zu seiner Verfügung. Seine Pferde und Hunde sind die besten in Frankreich, seine Jagden im großen Styl gehalten. Kostspielig ist das Jagen für ihn sehr, denn man übertreibt nicht, wenn man die Ausgaben, die er für diese Leidenschaft macht, auf jährlich 900,000 Frcs. veranschlagt. Der echte französische Jäger zieht die Moorjagd jeder anderen vor. Wie schädlich sie für die Gesundheit ist, erkennen die Jäger gewöhnlich zu spät, wenn sie sich Gicht und Rheumatismus zugezogen haben. Einige große Jagdbesitzer unterhalten Fasanerieen, in denen nicht blos Fasanen, sondern auch Rebhühner gezogen werden. Man sammelt die Fasaneneier und läßt sie von gewöhnlichen Hühnern ausbrüten. Die jungen Thiere werden mit Ameiseneiern oder mit einem Gemengsel von gekochtem Rindfleisch, harten Eiern, Brod und wilder Cichorie gefüttert. Die Kosten der Errichtung einer Fasanerie giebt man auf etwa 23,000 Frcs., die der jährlichen Unterhaltung auf 7000 Frcs. an und den jährlichen Ertrag schätzt man auf 8700 Frcs. Für Wildschaden hat der französische Jagdliebhaber viel zu bezahlen. In den Forsten des Staates werden die Jagdreviere auf neun Jahre für 830,000 Francs verpachtet. Auch die Gemeinden und die meisten Grundeigenthümer verpachten die Jagd auf ihrem Grund und Boden. Die Zahl Derjenigen, welche jährlich Jagdkarten lösen, beträgt 300,000, die Zahl Derer, welche dies unterlassen, 500,000. Es giebt mithin in Frankreich 800,000 Jäger. Schätzt man den Werth des Wildes, das jeder Jäger erlegt, auf 50 Frcs., so gelangt man zu einer Gesammtsumme von 40 Millionen. Seit der Revolution hat man mit den Grundsätzen, von denen man das Jagdrecht regeln läßt, zweimal gewechselt. Die Jäger klagen nach wie vor über die Abnahme des Wildes, daneben nehmen allen Verordnungen zum Trotz die Jagdfrevel zu. 1845 kamen 14,000 vor und 1864 über 20,000.

K — Wien, 31. Aug. Im großen Redoutensaale fand heute die Eröffnung der 26. Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirthe statt. Die Versammlung ist ziemlich zahlreich besucht. Es mögen an 200 Delegirte verschiedener landwirthschaftlicher Vereine und Anstalten Deutschlands anwesend sein. Auf der mit Teppichen belegten Estrade, die im Hintergrunde von einer „lebenden Wand" exotischer Gewächse abgegrenzt ist, hat das Bureau der Versammlung, bestehend aus dem Präsidenten Franz Ritter v. Hopfen, dem Vicepräsidenten Maximilian Baron Washington und den beiden Geschäftsführern Wilhelm Baron Wangenheim und Dr. Karl Willfort, Platz genommen. Als Vertreter der Regierung waren der Ackerbauminister Graf Potocki und Statthaltereileiter R. v. Weber erschienen. Auch der ungarische Minister am königlichen Hoflager, Graf Festetics, war anwesend. Nach 10 Uhr eröffnete der Präsident R. v. Hopfen die Versammlung mit einer Ansprache. Ackerbauminister Graf Potocki begrüßte die versammelten Land- und Forstwirthe Namens der Regierung. Professor Fuchs sprach dann als Referent zum ersten Berathungsgegenstand: „Wie sind landwirthschaftliche Fortbildungsschulen ins Leben zu rufen und am besten einzurichten? In wie fern erscheint es zu dem Ende und überhaupt, damit die Volksschule auf dem Lande die fachliche Bildung der Dorfjugend begründen helfe, erforderlich, hierauf bei der Ausbildung der Elementarlehrer Bedacht zu nehmen?"

— Es scheint auf der Universität zu Oxford gegen die Studienregeln zu verstoßen, daß Studenten geistige Getränke auf ihren Zimmern bewahren. Ein Student, der unter dieser Anklage vor den Rector citirt und befragt wurde, ob es wahr sei, daß er ein Fäßchen Ale in seiner Wohnung habe, bejahte dies einfach. „Welche Entschuldigung," fragt der strenge Pädagog, „können Sie dafür angeben?" „Magnificenz," entgegnet der Student, „der Arzt hat mir verordnet, jeden Tag ein paar Glas zur Stärkung meiner Gesundheit zu trinken, die nicht sehr kräftig ist. Um nicht genöthigt zu sein, öffentliche Restaurationen zu besuchen, kam ich auf die Idee, mir ein Fäßchen Ale nach Hause bringen zu lassen." „Und haben Sie," lautete das Examen weiter, „wirklich einen Nutzen davon verspürt?" „Gewiß, einen sehr bedeutenden," versicherte der Gefragte. „Den ersten Tag, als das Fäßchen zu mir gebracht wurde, konnte ich es kaum bewegen, heute hebe ich es mit ausgestrecktem Arm."

— Der „Etendard" bringt Folgendes: „Am Donnerstag, 27. August wurde auf der Linie Chalons-Mourmelon ein interessanter Versuch gemacht. Man setzte nämlich einen Zug durch eine mit Petroleum geheizte Locomotive in Bewegung. Das Resultat war äußerst befriedigend: Alle Steigungen der Linie wurden mit der größten Leichtigkeit überwunden. Der Erfinder dieses neuen Verfahrens ist Dieudonné, Lehrer der Obernormalschule.

— Während des heftigen an den englischen Küsten wüthenden Sturmes in den letzten Tagen scheiterten nicht weniger als 12 Fahrzeuge im Mersey, und etwa 100 Menschen ertranken.

— Das Testament des Thaddeus Stevens setzt nach Abzug mehrerer Legate den Neffen des Verstorbenen, Thaddeus Stevens, zum Universalerben ein, mit der Bedingung jedoch, daß derselbe, wenn er sich 5 Jahre hindurch aller geistigen Getränke enthalten hat, ein Viertel, nach einem weiterem Lustrum der Abstinenz das zweite Viertel und erst nach einem dritten gleichlangen Zeitraum (also im Ganzen nach 15 Jahren) das ganze Vermögen erhalten soll.

Verantwortliche Redaction: Ph. Webhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 108.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

Weiter gewahrte ich eine dritte Person. Diese dritte Person saß nicht, sondern stand, mit dem Rücken gegen mich gewendet, an einem Tisch rechter Hand, so daß sie dem Mann im Lehnstuhl in's Gesicht sah. Es war eine Frau. Ich unterschied die schlanke Gestalt, den leicht gesenkten Kopf und den schmalen Streifen goldig-braunen Haares, der unter dem Rande einer Wittwenhaube sichtbar wurde. Denn die Dame, welche ich dem Fremden im Lehnstuhl gegenüber gewahrte, trug die traurigste aller menschlichen Gewandungen, die englische Wittwentracht, welche zu der Zeit, von der ich spreche, noch durch keine geschichtlichen oder lächerlichen Coquetterieen ihres düsteren Ernstes entkleidet war. Schwere Falten von Merino und Krapp hüllten sie völlig ein, und ein Wittwenhut, aus dem undurchsichtigsten, unheimlichsten Trauermaterial gefertigt, lag nebst einem Paar schwarzen Seidenhandschuhen und einem schwarzen Sonnenschirm neben ihr auf dem Tisch. Die Haltung der jungen Dame war ruhig und bescheiden und contrastirte auffallend mit dem tragischen Geberdenspiel der metamorphosirten Marie. Ich blickte auf das unerklärliche Schauspiel mit den verworrensten Gefühlen. Was bedeutete dies Alles? War Marie maskirt, als sie die Bonne der Madame Bonhard vorstellte? Oder war sie jetzt maskirt und spielte die Dame, was mit Erfolg zu thun einer Französin ein Leichtes sein mußte? Warum war Marie so aufgeregt und wer war die ruhige, bescheidene junge Wittwe? Wo war denn Madame Bonhard, die kränkliche Gebieterin des Hauses, während solch räthselhafte Dinge bei ihr sich zutrugen? Und wer endlich war der ernste strenge Mann, der in ihrem Lehnstuhl saß? Alle diese Fragen drängten sich mir rascher auf, als sie gesprochen werden könnten. Sie fuhren mir durch's Gehirn wie Blitzstrahlen und doch verharrte ich regungs- und athemlos auf meinem Beobachtungsposten. Vor Allem heftete sich mein Blick hartnäckig auf den fremden Mann im Armsessel; der ergraute Kopf, die festen massiven Züge, die schmale knochige Hand, welche schwer vor ihm auf dem Tisch lag, Alles übte eine unheimliche Anziehungskraft auf mich aus, und als der erste Schatten eines Argwohns, der den Pulsschlag meines Herzens hemmte, meinen Sinn durchzog, wendete er sich hastig von Marie weg und fuhr mit dem langen Zeigefinger seiner linken Hand ungeduldig nach seiner linken Wange. Diese Geberde war mir so sonderbar bekannt, und auf der Wange war ein großes Mal. Es würde schwer zu erklären sein, warum die Entdeckung, daß der grimme athletische Mann, den ich vor Augen hatte, und die artige, feingebildete französische Dame, die ich als Nachbarin begrüßt, ein und dieselbe Person waren, mich mit solch lähmendem Schrecken erfüllte. Es war aber doch so, obgleich ich mir sagen mußte, daß, vorausgesetzt ich könnte mich nur ungesehen entfernen, keinerlei übele Consequenzen für mich zu befürchten waren. Aber ich war wie im Fieber und die abenteuerlichsten Gedanken stürmten auf meine Vernunft ein, noch ehe die Hand der vorgeblichen Madame Bonhard wieder auf dem Tisch ruhte. Das Motiv einer solchen Comödie, einer solchen Travestie, konnte nur ein ernstes und keineswegs strafloses sein, aber welcher Art war es? Hatte dieser Mann die arme Marie ihrer Heimath und ihrem Gatten entführt und sie in geschickter Verkleidung verborgen gehalten? Dies war die erste Erklärung des Räthsels, die sich mir aufdrängte, und trotz meiner Aufregung dachte ich doch an den Stoß, den die Respectabilität von Linden-place bei der möglichen Enthüllung einer solchen skandalösen Affaire zu erleiden haben würde. Ob nun diese Erklärung die richtige war oder nicht, mir schwindelte der Kopf in Folge der gemachten Entdeckung und die nächsten Worte Mariens gingen mir deshalb verloren. Als aber der Mann, zu dem sie geredet, ihr antwortete, wobei er sich leicht umwandte und seinen langen Gliedern die Stellung gab, die ich schon an Madame Bonhard in ihrem schwarzen Seidenkleid bemerkt hatte, hörte ich, wie er sagte:

„Setze Dich, Héligonde!“

Er deutete mit der nervigen Hand auf einen Stuhl. Wie stark und eisenfest sah jetzt diese Hand aus, nun da sie von keiner Spitzenmanchette beschattet war, welche die Knöchel weniger derb und die Finger hatte spitzer erscheinen lassen.

„Setze Dich, und sei vernünftig,“ fuhr der harte Mann fort, und zwar mit unverstellter Stimme, in welcher ich diejenige wiedererkannte, welche am Abend der Ankunft Adolphe's „C'est lui“ gerufen; „es hat Dir doch sonst nicht an Vernunft oder Muth gefehlt, selbst wenn wir mehr in die Enge getrieben waren und größere Gefahren liefen als jetzt. Warum bist Du nun auf einmal so schwachherzig? Setze Dich, sage ich, und wenn Du nicht vernünftig sein kannst, so schweige wenigstens. Deine Klagen belästigen uns und wir haben nicht viel Zeit.“

Marie gehorchte der gebieterischen Weisung. Sie setzte sich nieder, wobei sie ihren Stuhl dicht zu dem des Sprechenden zog, und indem sie leicht seine Schulter berührte, versetzte sie:

„Ich bin nicht unvernünftig, und wenn ich Angst empfinde, so ist es nicht für Dich, viel weniger für mich. Bisher war die Gefahr nur unsere eigene, jetzt ist es nicht mehr so. Wir schicken ihr einen Anderen entgegen — einen Anderen; und oh, wie unschuldig ist er und wie ungeeignet für die Aufgabe!“

Der Mann runzelte erst die Stirn, dann lachte er höhnisch.

„Als ob Du das erst jetzt herausgefunden hättest, als ob es Dir nicht immer bekannt gewesen wäre, daß der erste Platz in der Geschichte einer gerechten Sache ihren Märtyrern gehört. Ich erkenne Dich kaum wieder, Héligonde; Du hast uns so lange in großartiger Weise Deinen Beistand geleistet und nun willst Du uns hemmen und hindern.“

Die Hand der Frau fiel von seiner Schulter und sie wischte rasch die Thränen aus den Augen.

„Ich bin schwach,“ sagte sie, „und furchtsam, unerklärlich furchtsam. Ach, und es ist Grund zur Furcht vorhanden, vielfacher Grund!“

„Das stelle ich nicht in Abrede,“ erwiderte er, während ein seltsamer Blick seiner schwerbeschatteten Augen durch das Zimmer zu der schweigsam zuhörenden jungen Wittwe hinüber-

schweifte. „Die Gefahr ist groß, mehr als je steht Alles auf dem Spiel," setzte er mit verstärktem Nachdruck hinzu, „es ist eine Gefahr, die nur er bestehen kann, für die nur er den nöthigen Muth, die nöthige Geistesgegenwart besitzt. Und willst Du ihn jetzt zurückhalten, nachdem Du so lange Zeit Hand in Hand mit uns gegangen bist? Das darf nicht sein, Hesligonde, das soll nicht sein!"

Der strenge Mann erhob sich und stand vor der bebenden, keiner Entgegnung fähigen Frau. Die schwarze Gestalt auf der anderen Seite regte sich nicht.

„Es ist nur ein vorübergehender Anfall von Niedergeschlagenheit," sagte der Mann, Mariens Hand fassend, „der morgende Tag wird Dich so muthig und entschlossen wie immer finden, sogar wie Adolphe selbst."

Diese Worte warfen einen neuen erhellenden Funken in meine Seele und es begann das Räthsel sich mehr und mehr zu gleicher Zeit zu entwickeln und zu verwirren. In der nächsten Secunde bewegte sich die schwarze Gestalt und die gesenkten Augen blickten in die Höhe. Die junge Wittwe schritt rasch auf die weinende Frau zu, kniete an ihrem Stuhl nieder und führte die Hand derselben zärtlich an die Lippen. Dann sah ich ihr voll in's Gesicht und — erkannte die glänzenden blauen Augen, die feinen und doch kühnen Züge, den enthusiastisch-wilden Ausdruck des jungen Mannes, der für Madame Bonhard's Sohn gegolten! Also noch eine Täuschung, noch ein fabelhaftes Maskeradenspiel! War dieses Wesen ein Jüngling oder eine Frau? Träumte ich oder erlebte ich eine unerhörte Wirklichkeit? Es war unmöglich, in diesem Moment zu einem giltigen Schluß zu kommen. Niemals war eine Verkleidung vollständiger gelungen, als die des jungen Mannes in die junge Wittwe, wenn nicht, was auch möglich war, der umgekehrte Fall stattgefunden. Die Gestalt, das Gesicht, die Bewegungen, Alles war in Harmonie; die Grazie, welche bei dem lebenden Räthsel vorherrschte, erschien eben so vollkommen, als sie den jungen Mann ausgezeichnet hatte, den ich zuerst an jenem mondhellen Augustabende gesehen.

„Nein, nein, Sie dürfen mich nicht entmuthigen, verehrte Frau," sagte die melodische Stimme, welche mich gerade so anzog, als Madame Bonhard's Stimme mich abgestoßen, „Sie dürfen mich nicht gehen lassen ohne Ihre Einwilligung und Ihren Zuspruch. Wer liebt Frankreich mehr und wer würde freudiger für dasselbe sterben wollen, als Sie?"

Ein schmerzliches Lächeln, trauriger als Thränen, überflog das Gesicht der Frau, indem sie sich niederbeugte und die Hand auf das vor ihr gesenkte, mit der Wittwenhaube bedeckte Haupt legte.

„Knabe," sprach sie — und nun schwand mein letzter Zweifel, — „solcher Patriotismus, solche Begeisterung ist für Männer. Täusche Dich nicht selbst, ich will Dich nicht mehr täuschen — wenigstens jetzt nicht mehr. Nicht Frankreich liebe ich; — ich liebe ihn."

Dann stand sie auf, machte sich von dem Jünglinge los und einen Augenblick lang sich an des großen strengen Mannes Seite stellend, ließ sie ihre Hand zögernd und zärtlich auf seinem Arm ruhen. In der nächsten Secunde verließ sie das Zimmer und die beiden Zurückbleibenden blickten sich eine Weile wie in schmerzlicher Verlegenheit an. Der ältere Mann faßte sich jedoch gleich, zuckte die Achseln und setzte sich, seine frühere Stellung wieder annehmend, von Neuem nieder. Ich aber strengte mich mit aller Kraft an, noch das zu hören, was zwischen den beiden gesprochen werden würde, wobei ich in wachsender Furcht schwebte, daß die Bonne oder wer sie war, aus dem Hause kommen könnte, um das Gartenthor zu schließen, und mich entdecken möchte. Aber noch ehe viele Worte gesprochen worden waren, zerstreute der Lichtschimmer, der an einem Fenster des oberen Stockwerkes sichtbar wurde, meine Besorgniß.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Australien.

Von einem Missionär.

(Fortsetzung.)

Die Deutschen in der Provinz New-Süd-Wales.

Die australischen Frühlingsmonate October, November und der Anfang des Monats December sind dort die angenehmste Reisezeit. Ich wählte zu meiner Reise nach Sidney die letzten Tage des Monats October und ließ schon vor Tagesanbruch meine Reiseeffecten nach dem Hafen von Melbourne bringen, um den abgehenden Dampfer nicht zu versäumen.

Der Gastwirth Wedell, ein Preuße, damals Besitzer des Criterionhotel in Melbourne, gab mir das Geleit nach dem Hafen. Bereits vom Ufer aus sah ich das Dampfroß liegen, welches mich und meine Hoffnungen tragen sollte. Auf dem Deck herrschte schon ein lebhaftes Treiben, theils von Passagieren in bunter Tracht, theils von den Matrosen, welche mit der Zurichtung zur Reise an Deck und in dem Takelwerk beschäftigt waren. Ein kleiner Kahn brachte mich und meine Effecten näher; ich bestieg sodann vermittelst der Strickleiter das Schiff, und nachdem auch meine Effecten an Bord gebracht waren, wurde mir von dem Steward (Oberkellner) meine Schlafkoje angewiesen. In dieser machte ich es mir zuerst bequem und ging sodann an Deck, um jetzt mich dem Geschäft der anderen Passagiere, welches darin bestand, die ankommenden Reisegefährten zu mustern &c., anzuschließen; aber kaum an Deck, bewillkommnete mich auf das herzlichste der leutselige und bekannte Reisende, Herzog Paul von Württemberg. Der Herr hat es verstanden, die Abneigung der Deutschen zu besiegen. Ich erinnere mich noch ganz gut, mit welchem Widerwillen ihm der Zutritt zu den Versammlungen des deutschen Vereins gestattet wurde; aber er kam — sah — und siegte. Die Liebe aller Mitglieder hatte er in kurzer Zeit gewonnen.

Eine Stunde später wurden schon die Anker aufgewunden, und aus den Nüstern des Dampfrosses, dem Schornstein, sprühten Rauch und Feuerfunken — ein sprechender Beweis für die Thätigkeit der Maschine. Gemeinschaftlich musterten wir die Kajütenpassagiere, deren Zahl allerdings nicht bedeutend, aber höchst interessant war; denn einige von den Damen gehörten der italienischen Oper an, welche in Melbourne und in den Goldfeldern Bendigo und Ballarat Vorstellungen gegeben hatten.

Wie ich nun meinen Blick nach dem Zwischendeck wandte, sah ich, daß der größte Theil der Männer sogenannte amerikanische Hüte trug, und auf meine Frage an den mir bekannten Capitain Scotland hörte ich, daß es Amerikaner, also meine Landsleute waren, welche den gewöhnlichen Weg über England nach Australien gemacht hatten. Nichts konnte mich jetzt zurückhalten, meine Landsleute zu begrüßen, und da es keinem Zwischendeckpassagier erlaubt ist, die Promenade der Kajütenpassagiere zu betreten, so ging ich zu ihnen. Mit welcher herzlichen Freude begrüßten mich gleich Alle, und wie ein Lauffeuer ging die Kunde in das Zwischendeck, ein Südstaatenlandsmann, ein Prediger, ist bei uns, der schon lange in Australien lebt; kommt an Deck. Jeder reichte mir dann seine Hand, und einen nochmaligen herzlichen Händedruck erhielt ich von einem jungen Mann, als er hörte, daß ich der Sohn eines Plantagenbesitzers sei, bei dessen Eltern er mit seinem Vater alle drei Monate

acht Tage lang als Sattler gearbeitet habe. Auch er war von deutschen Eltern, aber sein etwas ängstliches und beklommenes Wesen war so auffallend, daß ich förmlich darnach trachtete, ihn allein zu sprechen. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, nahm ich den jungen Mann allein und erfuhr nun, daß er gegen den Willen seiner Eltern von Amerika gegangen, und daß der Grund die Liebe zu einem deutschen Mädchen gewesen sei, die mit Bewilligung ihrer Eltern ihm auch gefolgt sei. Ohne einen vernünftigen Grund, wie er meinte, wären seine Eltern gegen diese Verbindung gewesen. Seine Bitten hätten nichts geholfen; deshalb habe er mit den Eltern seiner Braut gesprochen, und diese hätten ihre Zustimmung, aber nur dann gegeben, wenn er auswandern, d. h. nach Australien gehen wolle, wo die Mutter einen Bruder zu wohnen habe. Seine Ersparnisse, 600 Dollars, habe er mitgenommen, und von seinen Schwiegereltern habe seine Braut ebenfalls 600 Dollars erhalten; damit denke er sich als Sattler in Sidney, wo der Bruder seiner Schwiegermutter lebe, selbstständig zu machen. Civilactlich war das Pärchen in New-York kurz vor der Abreise nach Liverpool getraut. Er bat mich, als Landsmann, wenn es ginge, den priesterlichen oder kirchlichen Act der Trauung gleich vorzunehmen. Hatte ich auch die polizeiliche Erlaubniß, Trauungen zu vollziehen, so mußte ich doch augenblicklich Anstand nehmen. Einen Tag nach unserer Landung in Sidney habe ich aber in einer Kirche daselbst die Trauung in Gegenwart des Capitains Scotland und des Herzogs Paul von Württemberg vollzogen.

Bei meiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten habe ich den Vater mit seinem flüchtigen Sohn versöhnt, und dieser kehrte mit seinem Weibchen und zwei niedlichen Buben, die ihm sein Weibchen in Australien geboren, nach Richmond zurück. Was mag aus ihm und seiner Familie bei dem Bruderkrieg, der Land und Leute verwüstet hat, geworden sein?

Bei dem schönen und ruhigen Wetter, welches uns begleitete, wurden nur wenige Kajütenpassagiere von der Seekrankheit heimgesucht, und die meisten von diesen konnten während der Reise an Deck verweilen.

Die Einrichtung und Ausstattung der Communicationsdampfer ist in Wahrheit pompös. Mit dem Deck in gleicher Höhe war der Speisesalon. In der Mitte desselben stand die stets mit dem feinsten Tischzeug bedeckte Tafel und auf dieser vergoldete Gefäße. Die Sitze der gepolsterten und mit Sammet überzogenen Stühle drehten sich um einen starken Fuß als Achse, worauf sie befestigt waren. Die Sophas an den Seitenwänden waren ebenfalls mit blauem Sammet überzogen und der obere Theil der Seitenwand sowie der Eingang mit Spiegelglas ausgelegt, welches wieder mit stark vergoldeten Leisten eingefaßt war. In diesem Salon wurde nicht allein gegessen, sondern es diente derselbe auch zugleich als Versammlungszimmer; geraucht durfte aber nur an Deck werden. Unter diesem Salon, also mit dem sogenannten Zwischendeck gleich, aber von diesem durch des Capitains und der Steuerleute Schlafkojen getrennt, befanden sich die Schlafkojen der Kajütenpassagiere, welche zu zwei Seiten des Ganges lagen, die eine für die Herren, die andere für das Damenpersonal. Jede Schlafkoje konnte von innen verschlossen werden. Auch in diesem Raum war der Fußboden mit schönen Teppichen belegt und die Matratzen mit schneeweißen Bezügen versehen. Alle Bequemlichkeit eines luxuriösen Lebens fand sich in diesem Raum. Eine halbe Stunde vor dem Frühstück gab die Glocke das Zeichen zum Aufstehen und eine Viertelstunde später kamen die Kellner mit dem Ruf: „Meine Herren, das Frühstück ist fertig." Eben so gab uns die Glocke das Zeichen zum Mittag- und Abendtisch. Die Mahlzeiten waren in Wahrheit denen des Lucullus zu vergleichen; so z. B. war die Tafel des Morgens mit Kaffee, Thee, Milch, Honig, Brod, Butter, gekochten und frisch gebratenen Schinken, Steaks, Cotelettes &c. stets besetzt. Zu jeder Tasse Kaffee oder Thee brachten die Kellner sogleich zwei weich gekochte Eier als ein nothwendiges Zubehör. Zum zweiten Frühstück (lunch) wurden geröstete Brödchen mit Caviar, Portwein, Sherry, Porterbier und Ale, feiner Branntwein mit heißem Wasser, wie die Engländer und Amerikaner ihn lieben, Zucker, Brod, Butter, Sardellen, Sardinen und der bei keiner Mahlzeit fehlende Chesterkäse auf den Tisch gestellt, wovon ein Jeder sich reichen lassen konnte, was und wieviel ihm beliebte. Kellner standen in gehöriger Entfernung von der Tafel und waren des Winkes der Passagiere gewärtig, um den Wunsch nach diesem oder jenem zu befriedigen. Des Mittags machte eine Suppe, aber in der Regel eine herzlich schlechte, den Anfang, dann gab es Gemüse verschiedener Art, vielerlei Braten und eben so viel Compot; Fische fehlten ebenfalls nicht. Eine Anzahl Puddings in mannichfacher Form, Mandeln, Nüsse, Rosinen, Brod, Butter, Wein, Bier und Branntwein machten den Beschluß. Der Herzog und noch einige andere Herren ließen sich regelmäßig gleich nach Tisch eine Tasse schwarzen Kaffee bringen, welchen wir gemeinschaftlich an Deck tranken und dazu eine theuere, aber spottschlechte Cigarre für neun preußische Groschen rauchten. Der Thee des Abends wurde mit geröstetem Brod, das auch des Morgens nicht fehlte, verabreicht, und dazu stand auf der Tafel Brod, Butter, eine Quantität Braten aufgeschnitten, daß sich eine Compagnie hungriger Soldaten hätte sättigen können.

In England und Amerika, also auch in den englischen Colonieen, herrscht die Sitte, daß kein Herr, namentlich bei der Mittags- und Abendtafel, früher einen Stuhl am Tisch einnimmt, bevor alle Damen Platz genommen haben. Die verheiratheten Frauen werden von ihren Männern, wenn diese die Reise mitmachen, zu Tisch geführt, und die jungen Damen von Herren, welche sie augenblicklich auf dem Schiff kennen gelernt haben. Keine Dame erblickt darin eine Unbescheidenheit oder Zudringlichkeit, wenn ihr deshalb von einem Herrn die Hand oder der Arm gereicht wird.

Weder dem Herzog noch mir hatte unsere interessante Unterhaltung so viel Zeit gelassen, um Damenbekanntschaften zu machen. Wir stellten vielmehr Vergleiche an zwischen Deutschland, England, Amerika und einigen anderen englischen Colonieen, welche wir Beide gesehen hatten, und deren Zustände uns vollkommen bekannt waren. Eine derartige Unterhaltung hatte uns auch an einem Morgen dergestalt gefesselt, daß wir das Zeichen der Glocke zum Mittagessen ganz überhört hatten: mich interessirte namentlich die Mittheilung des Herzogs über seinen früheren Secretär B. Möllhausen, die derselbe ja auch in aller Form in seinen Tagebüchern niedergeschrieben hat. Im Lauf der Unterhaltung hatte sich der Herzog auf einen Stuhl gesetzt, welcher in der Nähe des Tisches befestigt war, und sich mit demselben zu mir herumgedreht, der ich auf dem Sopha an der Seitenwand meinen Platz genommen hatte. Ganz und gar hatten wir das Eintreten der Tischgesellschaft überhört, als mit einem Mal der Capitain Scotland vor dem Herzog stand und ihm in wirklich ungebührlichen Worten darüber Vorwürfe machte, daß er bei dem Eintritt der Damen nicht aufgestanden sei. Ganz sprachlos machte denselben diese Unart des Capitains. Ich suchte später die Sache auszugleichen, was mir auch so ziemlich gelang.

Kurz vor dem Hafen hatten wir noch ein unangenehmes Schauspiel. An Deck des Dampfers standen auf der einen Seite Ochsen, auf der anderen etwas unruhige Pferde. Der Strick des einen Thieres mußte sich wohl etwas gelöst haben, was dem Wärter jedenfalls entgangen war, kurz, mit einem Mal war das Thier mit den Vorderfüßen auf der Bewahrung des Decks, und in den nächsten Minuten gab es sich mit den Hinterfüßen einen Schwung, daß es Kopf über in das Meer schoß. Alle Mittel, welche angewandt wurden, das Thier zu retten, waren vergeblich, bald hatten wir es aus unseren Augen verloren.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der preußische „Staatsanzeiger" bringt folgende von der Commission der astronomischen Gesellschaft zu Berlin und Leipzig veröffentlichte „Dritte Mittheilung über die zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 18. August dieses Jahres entsandten norddeutschen Expeditionen": Die Nachrichten, welche bis jetzt über die norddeutschen Expeditionen eingegangen sind, reichen für Aden bis zum 14., für Bombay bis zum 2. August. Für Aden existirt gegenwärtig keine elektrische Verbindung. Weshalb von Indien aus noch keine directe telegraphische Mittheilung Seitens der Unserigen erfolgt ist, kann zur Zeit nur dadurch erklärt werden, daß entweder die Mittheilungen der tief im Inneren des Landes befindlichen Beobachter durch irgend welchen Zufall nicht nach Bombay gelangt sind, oder daß das Wetter jede Beobachtung vereitelt hat und für die näheren Umstände briefliche Mittheilung vorgezogen wird. Die letzten Berichte von Aden und Bombay sind voll Befriedigung über den bisherigen Verlauf der Vorbereitungen, insbesondere ist in Aden, wo bereits die Instrumente aufgestellt und einzelne Photographieen der Sonne erhalten waren, Alles im besten Stande. Indessen klagen beide Berichte über den Zustand des Wetters, welches in diesem Jahre sogar ungewöhnlich ungünstig gewesen zu sein scheint. Sobald weitere Nachrichten einlaufen, werden dieselben unverzüglich zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

— In Paris ist vor Kurzem eine nationale Portrait-Ausstellung eröffnet worden, welche merkwürdigerweise sich nur auf Berühmtheiten aus den Zeiten der französischen Revolution beschränkt. Das erste Portrait, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist das der Marie Antoinette. Es stellt die unglückliche Königin mit einem festen, ruhigen, etwas stolzen Gesichtsausdruck dar, wie sie denselben etwa vor dem Ausbruch der französischen Revolution während ihrer Zurückgezogenheit in Trianon zur Schau getragen hat. Dann kommt Robespierre im Profil, mit einem kalten, stechenden Blick, St. Just, ein schöner, lächelnder, geputzter Jüngling von 20 Jahren. Sein Portrait ist kurz vor seinem Tode von seinem Freunde David gemalt worden; Couthon, Danton und Camille Desmoulins sehen ruhig und sorglos aus, als habe die Guillotine keine Schrecken für sie. Zunächst sieht man ein Portrait von André Chenier, dem classischen Poeten, und von Rouget de Lisle, dem Verfasser der „Marseillaise". Das letztere Gemälde ist an verschiedenen Stellen von Bayonnetstichen durchbohrt; ferner Madame Roland, mit unregelmäßigen, aber anziehenden Gesichtszügen, und Herbert, Redacteur des infamen „Père Duchesne", Charlotte Corday, die Prinzessin Lamballe, Teroigne de Mericourt, die ursprüngliche „Göttin der Vernunft", welche ihre Tage in einem Irrenhaus beendete; Madame Tallien, als Amazone gekleidet, Talleyrand und Louis Bonaparte, Vater des jetzigen Kaisers.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav **Freytag**. 5. Auflage. 5 Bände. 1867.

S. „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt," das ist ein Sprichwort, dessen wahrer, wenn auch ernüchternder Werth heutzutage leicht ein Jeder zu erfahren hat. Es gilt nicht blos dem täglichen Leben, auch auf unsere literarische Erscheinungen findet es nur zu oft Anwendung. Um so lieber begegnet man deshalb dem Gold im einfachen Kleide. So empfiehlt sich uns die neue, fünfte Auflage von Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 5 Bände, 1867, anhebend im deutschen Mittelalter und abschließend mit unserer. der „neuen" Zeit. Darin reden in einfacher, oft schlichter Weise, aber in geschmackvoller Ordnung, deutsche Männer und Frauen der vergangenen Jahrhunderte; directe Berichterstattungen von solchen und Auszüge daraus bilden jene „Geschichte". Mit dem Sieg des Unmittelbaren, oft Naiven verbindet sich darin ein Miniaturabbild von der wechselweise gehobenen und dann wieder am Boden liegenden Persönlichkeit unseres Volkes, es ist Leben, warmes, wenn auch nicht immer volles Leben, was uns G. Freytag mit seinem Dichtersinn für das Individuelle und Charakteristische, mit feiner Kunst der Zeichnung und des Colorits, hier bietet. Und über Allem diesem stehen dem Autor zwei Ideen, sie leuchten ihm vor bei seiner gewiß oft mühevollen Arbeit: Er sucht und ringt überall nach dem **Göttlichen**, nach dem Ewigen in der Geschichte, wie es zumeist sich zeigt in dem Rein-Menschlichen und zweitens hält er hoch die **nationale Idee** und verfolgt sie mit Liebe in allen ihren Erscheinungen, vermißt sie trauernd, wo sie den Zeiten und den Geistern abgeht, verloren gegangen zu sein scheint. Vor Allem packt den Darsteller deshalb die große Zeit des 16. Jahrhunderts, die bildend und schöpferisch auf unser Volk einwirkte, und sich so kraftvoll ausgeprägt zeigt in Luthers Geist und ganzer Individualität. Und wieder ist es die „neue Zeit", die menschlich freie, mit Lessing in literarischer und mit Friedrich dem Großen in politischer Beziehung beginnend, welche G. Freytag und mit ihm alle Leser seiner „Bilder" erhebt, labt und stärkt. Es steigern sich die Forderungen des Lebens mit jeder idealen Erweiterung der Seele, und der letzteren, folgert der Autor gewiß richtig, hat eine entsprechende Fortbildung der irdischen Verhältnisse zu folgen; die größere Selbstständigkeit im Denken und im Glauben fordert gebieterisch auch eine stärkere „politische Kraftentwickelung". Und im Anblick solcher meint er: „Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein. Nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten."

Allen gewissenhaften und allen fleißigen Vaterlandsfreunden seien darum G. Freytags reiche „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zur erfrischenden und sichtenden Lectüre hiermit warm empfohlen.

Räthsel.

Ein Mann bin ich, zieh' meine Straße
Freiwillig und nach eig'ner Wahl,
Zieh' lustig über Berg und Thal;
Mich kümmert's nicht, ob's And'ren passe.
Und fragst Du nach dem Reiseziel
Und nach dem Zweck, den ich verfolge,
Hörst Du vermuthlich gar nicht viel,
Denn hierin gleiche ich dem Strolche.
Ich fahre aus, weiß nicht wohin,
Doch wahr' ich ritterlichen Sinn,
Dem Liebesglücke jag' ich nach
Selbst mit Gefahr des eig'nen Lebens,
Und das hoffst Du fürwahr vergebens,
Daß Winter, Sommer, Nacht und Tag
Dem Wagniß ich den Rücken kehre,
Daß ich entfliehe, mich nicht wehre:
Im Gegentheil, selbst mit dem Flügel
Der Mühle kämpf' ich auf dem Hügel.
Ich ziehe oftmals kreuz und quer,
Ich ziehe über Land und Meer,
Nach China und nach Japan,
Bald bin ich Held, bald Schnapphahn,
Doch nicht in einem schlimmen Sinne:
Ich kämpfe, wo ich Ruhm gewinne.
Und habe Lorbeer ich errungen
Durch wunderbare Heldenthat,
Bin bis zum Throne ich gedrungen
Als Weiser oder lust'ger Rath:
Mein Glück erreicht den höchsten Grad;
Denn hoffentlich werd' ich besungen!

— Λ —

Auflösung der Homonyme in Nro. 105: Philippinen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stip. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 109.

-ub- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

4.

Ich könnte sogar jetzt noch, nach Jahren, mit völliger Genauigkeit jedes Wort der Unterredung wiedergeben, die zu belauschen ich in der wachsenden Stille jener Nacht bemüht war. Ein paar Mal war ich genöthigt, mich aus meiner knieenden Stellung aufzurichten und mich tiefer in den Schatten der Mauer zu flüchten, wenn der Ton langsamer abgemessener Schritte mich warnte, daß der Polizeimann, dessen Vigilanz die Sicherheit von Linden-place anvertraut war, auf seinem einförmigen Gang mir wieder näher kam. Ich war ebenfalls durch die Furcht beunruhigt, daß meine Mutter meine verlängerte Abwesenheit von Hause bemerken und in Angst versetzt werden möchte. Ich erinnere mich noch deutlich jeder Empfindung, welche ich in der außerordentlichen Lage, in welche mich der Zufall gebracht, zu erleiden hatte, und ich glaube nicht, daß mein Gedächtniß in dieser Beziehung jemals schwächer werden dürfte. Ich könnte auch, wie schon gesagt, jedes bei dem denkwürdigen Anlaß vernommene Wort wiederholen, allein es ist unnöthig, und nur die Schritte, welche ich in Folge der unerwarteten Enthüllung that, bleiben mir zu berichten übrig, um die Erzählung des Geheimnisses vom Lindenplatz zu vervollständigen. Ich verharrte auf meinem Beobachtungsposten, bis der ältere und der junge Mann das Zimmer zusammen verlassen hatten. Ich drückte mich hinter die Mauerecke, als Einer von ihnen sich dem Fenster näherte, es zuschob, das Rouleau aufzog und den Laden zumachte. Mit dem Erlöschen des Lichtes kam ein seltsames Gefühl von Verlassenheit über mich; die Stille, die zunehmende Kühle der Nacht, das erstorbene Aussehen des verschlossenen Hauses, die plötzliche Reaction meiner so gewaltig gespannt gewesenen Nerven, Alles vereinigte sich, die eben erlebte Scene wie etwas Phantastisches, Unwirkliches erscheinen zu lassen. Ich machte die ersten Schritte zum Fortgehen wahrscheinlich erst eine geraume Weile, nachdem ich mit Sicherheit meinen Rückzug bewerkstelligen konnte, und dann fiel es mir ein, daß an dem Abend der Ankunft Adolphe's das Gartenthor verschlossen gewesen, und daß es jetzt offen war. Die Unterlassung dieser einfachen Vorsichtsmaßregel konnte nur zu jenen eigenthümlichen Zufälligkeiten gezählt werden, welche schon mehr als ein lichtscheues Unternehmen an den Tag gebracht haben, zu einer jener Vergeßlichkeiten, welche die Vorsehung zum Schutz des Rechtes geschehen zu lassen pflegt. Vielleicht war das Schließen der Thüren das Amt von Marie-Heligonde, und im leidenschaftlichen Affect dieses Abends hatte sie es vernachlässigt. Wie dem auch sein mochte, ich konnte ungehindert das fremde Terrain verlassen und Numero 9 und mein Zimmer unbemerkt erreichen. Alles am Lindenplatz war um diese Stunde still und todt wie das Grab. Nach dem schlaflos verbrachten Rest der Nacht erhob ich mich zur gewöhnlichen Zeit und beobachtete meiner Mutter gegenüber eine ruhige Fassung; ich bezeigte sogar eine rege Theilnahme an allen den kleinen Berichten über den verflossenen Tag, die sie mir wie gebräuchlich zum Besten gab, aber weder Fassung noch Theilnahme gingen mir von Herzen. Beim Frühstück sagte meine Mutter:

„In Numero 8 wird ein Gast erwartet, Madame Bonhard's Nichte, eigentlich ihres Neffen Wittwe, sie ist keine Französin. Die Longsmith erzählte es Hanna; die arme junge Frau kommt, um sich zu erholen und zu zerstreuen. Und denke nur, Susanne, Hanna sagt, Madame will, daß ihr Sohn sich fern hält, die junge Dame ist nur seine angeheirathete Cousine, und junge Wittwen sind den Männern besonders gefährlich."

„Aber wie kann denn Hanna so genau wissen, Mama, was Madame denkt und vorhat?" bemerkte ich in der Absicht, so viel Einzelheiten als möglich über die Bewohner von Numero 8 zu erfahren.

„Das kann ich eigentlich nicht sagen, Susanne; aber sie bildet sich ein, das Alles ganz genau zu wissen und im Allgemeinen glaube ich, daß Dienstboten scharfe Beobachter sind und meistens Recht haben. Es amüsirt sie, überall die Nase hineinzustecken, und sie besitzen nicht unseren Stolz in solchen Dingen."

Ich war nicht ganz sicher über die Begründung der letzteren Bemerkung, aber ich sagte nichts und meine Mutter fuhr fort:

„Hanna ist überzeugt davon, weil die Madame ihren Sohn wegschickt, ehe die junge Frau kommt. Sie meint deshalb, sie müsse hübsch sein. Ich habe sie noch nicht gesehen, natürlich, aber sie dauert mich schon in der Seele. Wenn ihr Mann auch ein Katholik und ein Franzose war, so wird sein Tod sie doch recht unglücklich gemacht haben, besonders da sie noch jung ist; habe ich mich doch niemals über Deines Vaters Tod trösten können, und wenn Du einmal heirathest und die Häuser am Lindenplatz eingerissen werden, so weiß ich nicht, wie ich das Alles überleben werde."

„Beste Mama, laß jetzt diese unnöthigen Sorgen und erzähle mir noch mehr Neues. Wird Madame Bonhard's Nichte längere Zeit in Numero 8 bleiben?"

„Die Longsmith weiß das eigentlich nicht genau, aber sie hält es für wahrscheinlich, denn warum wird sonst der Sohn weggeschickt?"

Ich erkannte jetzt schon, daß nichts Bestimmtes zu Hanna's Kenntniß gelangt war, sondern daß sie nur ihre eigenen Schlüsse über Madame Bonhard's Pläne gefolgert hatte und sie als Thatsachen ausgab. Ich ließ den Gegenstand ruhen, machte meine Vorbereitungen für den Tag und verabschiedete mich früher als gewöhnlich unter dem Vorgeben, bei Fanny Robertson vorsprechen zu müssen, ehe ich nach dem Fräuleininstitut fuhr, bei welchem ich in neuerer Zeit als Zeichenlehrerin engagirt worden war. Meine Mappe enthielt an diesem Morgen außer dem für mein Tagwerk nöthigen Material das früher von mir entworfene Portrait der Madame Bonhard und eine Skizze von Adolphe. Ich hatte bei meinem Weggehen noch Gelegenheit, mich von der Aehnlichkeit der letzteren zu überzeugen, die ich in aller Eile aber mit lebhafter Erinnerung des schönen interessanten Originals mit flüchtigen Strichen gezeichnet. Monsieur Adolphe saß wie üblich auf einem Feld,

stuhl vor der Hausthür und rauchte seine Cigarre. Statt in einer Zeitung las er diesmal in einer gelbgehefteten Brochüre und den Arm trug er in einer leichten Schlinge. Seine glänzenden blauen Augen und die zarten mädchenhaften Züge flößten mir fast Entsetzen ein. Marie, die Bonne, besorgte in ihrem gewöhnlichen Dienstbotenanzuge die Hausarbeit und legte eben die Strohmatte vor der Thür zurecht; und durch das offene Fenster konnte ich gerade den Umriß der hohen Gestalt der Hausherrin gewahren, die in schwarze Seide gekleidet im Lehnstuhl saß.

Monsieur Camille d'Herlan hatte ein hübsches Junggesellenlogis in Piccadilly inne. Mit einigem Herzklopfen und dem vollen Bewußtsein, daß ich einen Schritt that, mit dem ich schwer gegen die Anstandsgesetze von Linden-place sündigte, fuhr ich bei ihm vor, und schickte die beunruhigendste Botschaft, die ich ersinnen konnte, zu ihm hinauf, damit er nur so eilig als möglich zu mir an die Droschke kommen möchte. Sobald er in Verwirrung und Hast wie ein echter Franzose erschien, sagte ich ihm sogleich, daß es sich gar nicht um Fanny handele, sondern daß ich ihm eine anderweitige höchst wichtige Mittheilung zu machen hätte und ihn bitten müsse, mich zu dem Zweck auf meinem Wege nach dem Fräuleininstitut zu begleiten. Er sah mir wohl an, wie sehr es mir Ernst war, denn er holte sogleich seinen Hut und setzte sich ohne weitere Frage zu mir in den Wagen.

„Monsieur d'Herlan," begann ich, so wie der Kutscher zufuhr, „meine Angelegenheit bezieht sich auf ein Gespräch politischer Natur, das wir vor einigen Wochen hatten. Erinnern Sie sich daran und wissen Sie noch, was Sie mir über Gaston d'Aulnoy sagten?"

„Ich erinnere mich dessen, und zwar ganz genau; aber was können S i e von ihm wissen?"

„Möglicherweise nichts, indeß bin ich geneigt, viel zu vermuthen und zu glauben, das Sie in Erstaunen setzen wird und dessen Kenntniß Ihnen leicht von Nutzen sein dürfte."

Während ich dies sagte, band ich meine Mappe auf und zog ein Blatt Zeichenpapier hervor.

„Haben Sie d'Aulnoy je gesehen?"

„Gewiß," erwiderte Camille, „ich sah ihn mehrere Mal, aber wie ich Ihnen schon mittheilte, versteht er es meisterhaft, sich zu verkleiden und ich kann daher auch nicht behaupten, daß ich ihn überhaupt einmal u n verkleidet zu Gesicht bekommen habe."

„Sahen Sie ihn jemals diesem Portrait gleich?" fragte ich, indem ich Monsieur d'Herlan das Portrait der Madame Bonhard zeigte.

Er betrachtete die Skizze lang und aufmerksam, endlich sagte er mit Bestimmtheit: „Nein; ich habe ihn niemals dieser Frau ähnlich gesehen."

„Hat er ein Maal auf der linken Wange?"

„Ja, ein Maal, ein erhöhtes Maal auf der Mitte der Wange, das er durch Schminke und andere künstliche Mittel zu verbergen weiß, das aber die genaue Untersuchung der Polizei doch identificirt hat."

„Ist es von der Größe, die Sie hier sehen?"

Monsieur d'Herlan sah die Skizze nochmals prüfend an und antwortete: „Es ist möglich, aber ich hörte nur davon und kenne es nicht durch eigene Anschauung. Das Maal war auf die eine oder andere Art immer unsichtbar gemacht, wenn ich d'Aulnoy zu Gesicht bekam. Doch was soll das Alles, Fräulein Müller? Glauben Sie, daß dies ein Portrait des Mannes ist? Glauben Sie, er ist hier als Frau verkleidet?"

„Ja, Monsieur d'Herlan. Ich glaube, daß dies ein sehr ähnliches Portrait von Gaston d'Aulnoy ist, so wie er jetzt umhergeht; ferner daß er im Begriff steht, einen neuen und erfolgreicheren Plan, als alle seine übrigen waren, zur Reife zu bringen; endlich daß ich im Stande wäre, Sie mit keiner größeren Mühe in seine Nähe zu versetzen als es Sie kosten würde, sich nach unserem Hause zu begeben."

„Um Gotteswillen!" rief Camille erschreckt aus, „sagen Sie mir Alles. Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Fräulein Müller, ich bitte Sie inständigst."

„Nur noch einen Augenblick," erwiderte ich. „Betrachten Sie sich noch dieses Blatt; haben Sie Gaston d'Aulnoy irgend ein Mal so erblickt?"

Dann reichte ich ihm eine andere kleine Zeichnung, einen Kopf, den ich am frühen Morgen, gleich nach dem Aufstehen, nebst Adolphe's Portrait entworfen. Das Gesicht war das Gesicht der Madame Bonhard, aber die unnachahmliche französische Haube, welche demselben ein solches Ansehen von matronenhafter Würde verliehen, fehlte, so wie die langen Barben und die Spitzenkrause um den Hals, welche das Bild des Frauenhaften vervollständigt hatten. Das kurz geschnittene graue Haar war sichtbar und der Kopf hatte seinen wahren Charakter männlicher Kraft und Strenge. Die Skizze war im Profil genommen und zeigte die rechte Seite, so daß das Maal sich nicht darauf befand.

„Ja," sagte Monsieur d'Herlan, „so habe ich Gaston d'Aulnoy gesehen, dies ist sicherlich sein Portrait."

„Dann haben Sie ihn gesehen wie er ist," entgegnete ich, die beiden Zeichnungen in die Mappe steckend, „Sie und ich haben den rechten d'Aulnoy gesehen. Ich hörte ihn niemals bei diesem Namen nennen, aber ich kenne ihn jetzt. Hören Sie mir nun aufmerksam zu, Monsieur d'Herlan, und ich will Ihnen erzählen, wie ich dazu kam, die Portraits zu zeichnen."

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Australien.

Von einem Missionär.

D i e D e u t s c h e n i n d e r P r o v i n z N e w - S ü d - W a l e s.

(Fortsetzung.)

Der Hafen vor der Stadt Sidney macht in Folge der vielen Kalksteinberge so viele Biegungen, daß die Segelschiffe bei widrigem Wind oft Tage lang laviren müssen, ehe sie am Pier (Hafendamm) landen können.

Die Felsengerippe machen auf den Reisenden in den australischen Herbst-, Winter- und Frühlingsmonaten, vom April bis November, wo sie mit grünen Moosen bewachsen sind, einen freundlichen Eindruck, welcher mehrfach von Künstlern in der Neuzeit, die diesen Welttheil gesehen haben, mit Geschick und sicherer Hand in duftigem Farbenspiel und correcter Zeichnung wieder gegeben ist.

In den Sommermonaten hingegen, wo die kahlen Felsen aller Vegetation entbehren, macht diese Landschaft einen mehr ernsten, elegischen Eindruck, da das wilde empörte Meer mit schäumender Brandung zackige Klippen und starre Felsblöcke peitscht.

Kaum hatten wir die erste Biegung des Hafens hinter uns, so sahen wir eine Anzahl kleiner Kähne mit Männern besetzt, welche mit ihren Ruderstangen bald hier bald dort einen

Gegenstand aus dem Wasser herauszogen und in ihr Boot warfen. Als wir näher kamen, erkundigte sich der Capitain nach der Ursache, und wir erfuhren, daß am Abend vorher ein englisches Schiff, welches schon öfter Regierungspassagiere befördert habe, mit Mann und Maus untergegangen sei. Unter Regierungspassagieren sind nämlich solche Einwanderer zu verstehen, welche in der Regel, ohne die volle Passage bezahlt zu haben, auf Kosten der britischen Regierung nach Australien befördert werden. Größtentheils sind es Irländer. Sobald diese nun in einem australischen Hafen landen, werden sie namentlich verzeichnet und sodann einem Comite überwiesen, welches ihnen Stellen und Plätze verschafft, wo sie mehr als ihr tägliches Brod verdienen können. Von dem Verdienst wird ihnen aber gleich ein mäßiger Theil innebehalten, und so tragen sie in Raten die ausgelegte Ueberfahrt wieder ab.

Von dem Leuchtthurm in Sidney hatte man das Schiff gesehen und sogleich einen Lootsen angewiesen, dasselbe in den Hafen zu lootsen, aber der Capitain des Regierungsschiffs hatte die Dienste desselben abgelehnt und bei heller Nacht seinen Weg ruhig fortgesetzt. Leider gerieth er aber außerhalb der bezeichneten Fahrstraße und gleichzeitig auf einen hervorspringenden Felsen, an welchem das Schiff sogleich zerschellte.

Alle Passagiere und die ganze Besatzung hatten diese Unvorsichtigkeit des Capitains mit dem Leben bezahlen müssen bis auf einen Passagier, welcher sich auf eigenthümliche Weise gerettet hatte. Jetzt versuchten die Leute in den Kähnen, welche Verwandte oder Bekannte mit dem Schiff erwartet hatten, ihr Möglichstes, ob vielleicht noch irgend ein Unglücklicher zu retten oder ein Andenken von einem auf dem Meergrund ruhenden Freunde zu erhaschen sei.

Wie ich später in Sidney erfuhr, hat es sich mit der Rettung des einzigen Passagiers, welcher die Kunde von dem gräßlichen Unglück seiner Reisegefährten hatte geben können, folgendermaßen verhalten.

In der verhängnißvollen Nacht war derselbe aus physischer Nothwendigkeit gezwungen worden, an Deck des Schiffes zu gehen. Indem er im Begriff stand, wieder seinem Schlafraum zuzueilen, erhält das Schiff einen solchen Stoß, daß er zu Boden fällt. In dem Augenblick, als er sich wieder aufrafft, bemerkt er auch schon das Sinken desselben und sieht, wie Capitain, Steuerleute und Matrosen über Bord springen. Er folgt diesem Beispiel, hört noch das Klagen und Schreien der Männer, Frauen und Kinder und wird von einer Brandung erfaßt und von dieser unwillkürlich fortgerissen, aber in ein sicheres Asyl getragen. Als er nun unter seinen Füßen festen Boden fühlt, sieht er sich, so gut es geht, um und wird zu seiner Freude gewahr, daß er in einer Nische steht, welche die Wasserfluthen in dem Felsen ausgehöhlt hatten. Gingen die Wellen hoch, so schlugen sie zuweilen über seinem Kopf zusammen.

Die ersten Boote, welche etwa eine Viertelstunde weit von seinem unfreiwilligen Gefängniß vorüber fuhren, hatten seinen Ruf nicht gehört, bis endlich das Boot mit den Hafenbeamten in seine Nähe kam, welche sein jämmerliches Rufen nach Hilfe vernahmen und den Halberstarrten in ihr Boot aufnahmen. Hier erquickten sie ihn mit Speise und Trank und einige zogen selbst ihre Kleider aus, damit er sich bedecken konnte.

Ehe wir an den Hafendamm kamen, passirten wir zur Rechten unseres Schiffes das erst seit kurzer Zeit vollendete kleine Fort, wo die Kinder frisch und munter am Rande der Bewehrung spielten, die Väter, kräftige, wettergebräunte Soldaten, mit dem Putzen verschiedener Armaturstücke sich die Zeit vertrieben, während die Frauen in den kleinen Häusern mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren.

Als wir uns dem Hafendamm näherten, erklang die Stimme unseres Capitäns, und das so oft gehörte „Stop" gab der Maschine die Weisung, mit der Dampfkraft inne zu halten. Gleichzeitig warfen die Matrosen lange Stricke über Bord, welche von den Hafenarbeitern, die auf dem Hafendamm standen, aufgefangen wurden, und jetzt wurde das Schiff nach und nach herangezogen. Noch waren die kleinen Verbindungsbrücken nicht ausgelegt, da sprangen schon eine Anzahl dienstbarer Geister auf unser Schiff und bemächtigten sich der Bagage, ohne weiter zu fragen. Diebstahl an großen Stücken und Paketen kann aus dem Grunde nicht verübt werden, weil eine fortwährende Controle von der Polizei geübt wird, denn da, wo der Hafendamm in die Stadt einmündet, ist der Ausgang so eng, daß nur zwei Personen neben einander gehen können. Hier stehen aber in Nischen, welche zur rechten und linken Seite angebracht sind, zwei Polizisten, welche keinen Träger mit Gepäck durchlassen, wenn nicht der Reisende und Eigenthümer dabei ist. Das Stehlen liegt auch nicht in der Absicht dieser Leute, wohl aber das Uebervortheilen der Reisenden für Beförderung des Gepäcks nach der Stadt oder nach einer in der Nähe stehenden Droschke. Diese Prellerei von dergleichen Leuten wird so Mancher schon auf einer Reise nach England erfahren haben, besonders in London. Wer mit diesen Leuten nicht vorher über den Preis einig wird für die Dienste, welche sie leisten sollen, der muß später oft mehr als das Doppelte zahlen.

Ich gehörte nun nicht zu den „Grünen" (so nennt man nämlich in den überseeischen Ländern die Ankömmlinge ohne Erfahrung und Lebensklugheit), deshalb accordirte ich vorher, und da der Herzog mich gebeten hatte, mit nach dem deutschen Gasthof zu kommen, welcher ihm in Melbourne empfohlen war, so ließen wir gemeinschaftlich unsere Sachen dorthin bringen. Der Gastwirth Engel, ein Preuße, nahm uns sehr freundlich auf, und gleich nach dem Mittagessen machten wir eine Promenade durch die Stadt.

Den Grundstein zur Stadt hatte der Major Philipps 1788 gelegt. Gegenwärtig hat dieselbe gegen 80,000 Einwohner, unter denen vielleicht 3000 Deutsche sein mögen, welche verschiedene und theils ansehnliche Geschäfte betreiben; nur Wenige leben als Ackerbauer in der Nähe der Stadt.

Nur zwei Straßen sind regelrecht und ziemlich breit, alle übrigen winkelig und schlecht gebaut. Was aber den Luxus anbelangt, so ist derselbe hier, ich möchte behaupten, noch größer als in Melbourne und Adelaide.

Unsere Wanderung führte uns an einem Laden vorüber, in welchem die letzte Nummer der eingegangenen deutschen Zeitung der Provinz New-Süd-Wales auslag. Dem Eigenthümer, Buchhändler und Buchdrucker Tegolareli, einem Oesterreicher, welcher seinen Landsleuten von der „Novara" einen so würdigen Empfang bereitet hatte, stellten wir uns vor, um über das deutsche Element in der Stadt und in der Provinz Aufschluß zu erhalten. Leider konnte uns dieser die deutsche Einigkeit nicht lobend bezeichnen, wenigstens stand sie zu der Zeit in keinem Vergleich zu der in der Provinz Victoria und Südaustralien. Es herrschte hier Zerrissenheit, Neid und Unfriede, da die Katholiken unter sich einen Verein geschlossen hatten, in den sie keine Protestanten aufnahmen; die Letzteren dagegen nahmen wieder in ihre Gesellschaft keinen Katholiken auf. Nicht genug; ebenso wie die verschiedenen Confessionen sich getrennt hatten, so machte auch der Geburtsort einen Unterschied, denn die Norddeutschen hatten sich von den Süddeutschen abgesondert, so daß auf diese Weise vier deutsche Vereine bestanden.

Der einzige deutsche Arzt in Sidney, Dr. Eichler, war aber in allen vier Vereinen Vereinsarzt, und seinen unausgesetzten Bemühungen ist es auch später gelungen, die Scrupel seiner Patienten (denn das waren sie wirklich in geistiger Beziehung) zu überwinden und so die Vereine in einen zu verschmelzen.

Während unserer Unterhaltung kam auch noch der frühere Redacteur Dr. Jung aus Hamburg dazu, welcher diese Angaben bestätigte. Wir machten in dem Geschäft noch einige Einkäufe und setzten dann unsere Wanderungen fort, fanden auch bei dieser Gelegenheit einen deutschen Gasthof von Fischer in der Nähe des Domes.

(Schluß folgt.)

Die Königin von Spanien.

Maria Isabella Luise, in den Tagen des Bürgerkriegs die unschuldige Isabella genannt, ist die älteste Tochter Ferdinands VII. und seiner Gemahlin Marie Christine. Im Herbst des Jahres 1830 geboren, wurde sie als dreijähriges Kind durch den Tod ihres Vaters zur regierenden Königin. Als Kind empfing sie die Eindrücke, die nur in Spanien vorkommen können. Bei einem der Aufstände feuerten die Insurgenten auf das königliche Schloß und Isabella und ihre Schwester mußten unter Matratzen gelegt werden, um sie gegen die herumfliegenden Kugeln zu schützen. Sie war dreizehn Jahre alt, als sie für volljährig erklärt wurde. Diese verhängnißvolle Maßregel war ein bloses Parteimanöver. Sie richtete sich gegen Espartero, den damaligen Regenten, der, mit dem Charakter der jungen Dame wohl bekannt, sie erst erziehen lassen wollte, ehe er ihr irgend welchen Einfluß auf die Regierung einräumte. Eine Junta der Moderados, die im Aufstand gegen Espartero waren, erklärte die unschuldige Isabella für volljährig und die nach dem Siege über den Regenten zusammentretenden Cortes genehmigten den Schritt. Nicht drei Jahre verflossen und man hatte ihn bitter zu bereuen. Schwach und zugleich eigenwillig, ließ die junge Königin sich bestimmen, ihrem Vetter Franz de Assissi die Hand zu reichen. Ihre einzige Schwester Luisa verheirathete sich an demselben Tage (10. October 1846) mit dem Herzog von Montpensier. Der kluge Ludwig Philipp hatte diese spanischen Heirathen in der sicheren Erwartung gestiftet, daß die Ehe der Königin mit dem Infanten kinderlos bleiben werde, so daß der Thron dereinst den Nachkommen seines Sohnes Montpensier zufallen müsse. Die Rechnung hat sich als falsch erwiesen, es sind Kinder der Königin da, und die spanischen Heirathen haben sowohl den Orleans in Frankreich als den Bourbons in Spanien außerordentlich geschadet. Daß die Ehe Isabellens eine durchaus unglückliche sei, wurde bald genug bemerkt, und nichts hat Ludwig Philipp in der Meinung der Franzosen tiefer herabgesetzt, als daß er das Wohl und den Ruf einer Königin seinem kaltherzigen Egoismus opferte. Wenige Monate vor der Katastrophe der Julidynastie beging Graf Bresson, der als französischer Gesandter in Madrid die Heirathen vermittelt hatte, in Neapel einen Selbstmord, wie aus Gewissensbissen über seine Theilnahme daran. Die entsetzlichen Erzählungen, die englischer Seits, um nicht zu sagen aus Bulwer's Gesandtschaftshotel, über die Mittel verbreitet worden, durch die man sich die Einwilligung Isabellens verschafft habe, fanden nun allgemeinen Glauben. Wie die Heirathen auf die Spanier eingewirkt haben, ergiebt sich aus der Thatsache, daß in diesem monarchischen Lande die Idee der Vertreibung der Bourbons viele Anhänger findet.

Als regierende Königin hat Isabella stets eine Günstlingswirthschaft geführt. General Serrano war der erste der Männer, denen sie eine Herrschaft über sich zu gestatten pflegt. Serrano war Progressist, später hat man dafür gesorgt, ihre Wahl auf Männer der extremsten Richtung der Rechten zu lenken. Längere Zeit war sie mit ihrem Gemahl zerfallen und Drohungen desselben, sie zu verlassen, gehörten nicht zu den Seltenheiten. Einmal war der König so fest zu diesem Schritt entschlossen, daß Narvaez das große Mittel in Anwendung brachte, ihm Hellebardiere vor die Thür zu stellen, die ihm den Ausgang verwehrten. Mit der Zeit hat sich das eheliche Verhältniß durch geistlichen Einfluß gebessert. Schwester Patrocinio, die Rathgeberin des Königs und Pater Claret, der Beichtvater der Königin, sind mit einander im Einverständniß. Sind nun die königlichen Gatten einmal uneinig, so läßt man sie eine Wallfahrt zu einem der nahen Nonnenklöster machen und versöhnt kehren sie zurück. Je mehr sich die Königin der bigotten Gesinnung ihres Gemahls genähert hat, um so weiter hat sie sich von ihrer Schwester und dem Herzog von Montpensier entfernt. Augenblicklich sind Beide aus Spanien verbannt, wie um den Spaniern die Persönlichkeit zu zeigen, welche sie bei der nächsten Revolution auf den Thron heben müssen, wenn sie besser regiert werden wollen. Daß diese Revolution nicht ausbleiben kann, ist in Spanien allgemeine Ueberzeugung. Narvaez, der kluge Kopf und die eiserne Hand, ist todt. Man kann ihn durch Niemand ersetzen und vertraut nun auf die Wunderkraft des Glaubens. Königin Isabella hat keinen anderen politischen Gedanken als den, ihren Titel der katholischen Königin zu verdienen. Seit Jahren ist es ihr Lieblingswunsch, daß man ihren Truppen ausschließlich die Beschützung des Papstes und der Reste des Kirchenstaates übertrage. Sie wird ausschließlich von der Camarilla geleitet, welche sie jeden Abend in ihrem Cabinet um sich versammelt. Mit diesem geheimen Rath und mit einigen anderen Vertrauten, die sich ihr durch die Gabe, über nichts angenehm zu plaudern, empfehlen, führt sie ein halb abgeschlossenes Leben. Die Madrider sehen sie selten und verlieren in ästhetischer Beziehung nichts dabei, denn Königin Isabella ist keine Schönheit.

Mannichfaltiges.

— Auf dem Braunen Berg an dem Kieler Kriegshafen ist ein Strandfort angelegt, welches mit 12 gezogenen 72-Pfündern, deren Geschoß 210 Pfund wiegt, bewehrt ist. Diesen Geschützen wird nun die Riesenkanone Krupp's (370-Pfünder) hinzugefügt, welche laut der „Allg. Militär-Zeitung“ für die Küstenvertheidigung einzig in ihrer Art ist. Das innere Rohr besteht nämlich aus einem Stück von geschmiedetem Gußstahl und wiegt 400 Centner; das Gewicht des ursprünglichen massiven Gußstücks hat 840 Centner betragen. Dieses Rohr wird durch drei über einander getriebene Stahlringe verstärkt, welche in der Länge, nach der Mündung hin, abnehmen und dadurch den hintersten Theil des Geschützrohres, wo die Ladung und der Verschluß sich befinden, am meisten verstärken. Die Ringe sind ebenfalls aus massiven Stücken bearbeitet, und der äußere Ring ist mit Schildzapfen versehen. Sie wiegen 600 Centner, also hat das ganze Rohr das Gewicht von 1000 Centnern, während das schwerste englische Geschützrohr, der schmiedeeiserne 200-Pfünder Armstrong's, 450 Centner wiegt. Die Laffette, ebenfalls von Stahl, wiegt 30 Centner, und die stählerne Drehscheibe, der Rahmen für die Laffette, 500 Centner. Das Vollgeschoß ist von Stahl und wiegt 1100 Pfund, das Hohlgeschoß 1181 Pfund, wovon 200 Pfund auf den Bleimantel kommen. Die Bedienung erfordert wenig Mannschaft, kann aber nur langsam geschehen, weshalb ein rasch vorbeisegelndes Panzerschiff nicht sicher zu treffen ist. Bei der Vertheidigung des Hafeneinganges, wenn ein Feind ihn zu forciren versuchte, ist dem Panzerschiff auch nicht zielend zu folgen, sondern das Geschütz auf die geeignete Stelle zu richten, welche das Schiff passiren muß und deren Entfernung genau bekannt ist.

— Der am 29. August auf der Villa Burkard bei Karlsruhe verstorbene Dr. Christian Friedrich Schönbein war einer der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands; er wurde am 18. October 1799 zu Metzingen bei Urach in Württemberg geboren und widmete sich von früher Jugendzeit an physikalisch-chemischen Studien. 1828 erhielt er in England, wo er sich zur weiteren Ausbildung aufhielt, einen Ruf an die Hochschule von Basel, wo er als Lehrer und Mitglied des Großen Rathes eine sehr geachtete Stellung einnahm. 1839 entdeckte er das Ozon, 1845 das Nitrosacharin, das Nitroamylin und die Schießbaumwolle und stellte aus letzterer das Collodium dar. Später führten seine Studien ihn gemeinsam mit Bunsen in Heidelberg zur Entdeckung der Spectral-Analyse.

† † Der „Great Eastern“, welcher lange gefeiert hat, macht sich bereit, in wenigen Wochen von Liverpool aus mit dem neuen atlantischen Kabel in See zu gehen. Das Commando wird, wie früher, Sir James Anderson übernehmen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

igitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 110.

-nb- **Das Geheimniß des Lindenplatzes.**

(Fortsetzung.)

Der Eindruck, den mein Bericht auf den jungen Franzosen hervorbrachte, war bewältigend. Kaum jedoch hatte ich ihm das Hauptsächlichste mitgetheilt, als ich das Ziel meiner Fahrt erreichte und meine Zeichenstunde geben mußte, was mir diesmal eben so lästig war, als es ihm ungelegen kam. Dem war aber nicht abzuhelfen, weshalb ich ihn bat, nach Kensington Gardens zu gehen und dort auf mich zu warten.

„Ueberlegen Sie sich inzwischen die Umstände und sinnen Sie irgend einen Plan zu raschem sicherem Handeln aus," sagte ich, „aber bedenken Sie dabei, daß ich zu nichts die Hand biete, was die Sicherheit des unglücklichen Knaben gefährden könnte. Er ist d'Aulnoy's Opfer, ein Schwärmer, der gewaltsam in eine wahnsinnige Manie hineingetrieben wird, und welcher vor Gefahr und Strafe in Frankreich und vor Rache hier geschützt werden muß."

Die folgende Stunde war eine der längsten meines Lebens. Wenn ich selbst mit allem Feuer und aller Ueberschwänglichkeit Fanny's in den artigen Franzosen verliebt gewesen wäre, so hätte meine Ungeduld, ihn wieder zu sehen, nicht größer sein können; und ich möchte es fast bezweifeln, daß er sich jemals nach der überirdischen Erscheinung seiner reizenden Braut glühender gesehnt hat, als nach dem Augenblick unseres verabredeten Zusammentreffens in Kensington Gardens. Ich konnte mich nicht enthalten, ein paar Mal still vor mich hin zu lächeln, wenn ich bedachte, daß ich, Susanne Müller, die bescheidene, ruhige, anspruchslose Bewohnerin von Linden-place, thatsächlich in ein politisches Complott verwickelt war, und meine jungen Zöglinge mögen sich an diesem Morgen gewaltig gewundert haben, weil ich die windschiefen Mauern und seltsamen Bäume, welche unter ihren Crayonstrichen das Licht des Schulzimmers erblickten, großmüthig am Leben ließ. Die Zeichenstunde ging denn doch endlich vorüber und ich gesellte mich zu Monsieur Camille unter den grünen Parkbäumen. Die nächste Stunde hatte ich frei und während derselben kamen wir zu einem Entschluß bezüglich unserer Handlungsweise. Ueber einen höchst wichtigen Punkt war ich im Unklaren geblieben, nämlich über den Zeitpunkt des beabsichtigten Attentats. Ich hatte gehört, wie über den Ort und die Art discutirt wurde, ich hatte ferner einige Personen erwähnen hören, welche nun das Vorhaben wußten und in verstärktem Grad Verräther waren, als sie in nahen dienstlichen Verhältnissen zu dem ausersehenen kaiserlichen Opfer standen; aber ich hatte keine Namen vernommen und ich wußte nicht, in wie kurzer oder ferner Zeit Europa durch einen Fürstenmord von Neuem erschüttert werden sollte. Ich wußte nur, daß das Project unglaublich kühn und fein ausgesonnen und sein Gelingen so sicher gestellt war, als kaltblütiger Muth und politischer Fanatismus es nur ermöglichen konnten. Die Scene, welche ich belauscht hatte, war ohne Zweifel eine letzte Probe in vollem Costüm der vorgeblichen jungen Wittwe gewesen. Nichts konnte geschickter berechnet sein, als diese Verkleidung, in welcher der beklagenswerthe Jüngling nach Frankreich hinüberschiffen sollte. Eine junge Frau in anderer Kleidung, die allein reiste und diese auffallende durch nichts zu verheimlichende Schönheit besaß, würde auf alle Fälle der Gegenstand gefährlicher Neugierde geworden sein, während das Trauergewand einer Wittwe der Trägerin Achtung und Mitleid sicherte und ihr gestattete, sich schweigend in sich selbst zurückzuziehen. Die schüchterne junge Wittwe hatte alle Aussicht, frei von jeder Belästigung ihres Weges gehen und ihr Ziel erreichen zu können. Auch ihr Gepäck würde nicht zu scrupulös untersucht werden, denn was anders konnte es enthalten, als Duplicate der düsteren Toilette, welche zu tragen ein trauriges Ereigniß ihr zur Pflicht machte? Die zerdrückten schwarzgeränderten Briefe, in zierlicher Frauenhand an sie gerichtet, welche ich gesehen und deren Inhalt in meinem unvermutheten Beisein mit solch empörend kaltem Cynismus besprochen worden war, würden sicherlich ebenso unbehelligt von schärferer Visitation die Grenze passiren, als die alten Liebesepistel, vertrockneten Blumen und sonstigen sentimentalen Reminiscenzen eines glücklichen Braut- und Ehestandes, welche ich mit künstlerischer Ordnungslosigkeit in die höchst elegante Reisetasche hatte packen sehen, welche das betrogene Opfer eines raffinirten Verschwörers in ostensibeler Weise mit sich über den Canal nehmen sollte.

Bei allem Abscheu vor der beabsichtigten verbrecherischen Handlung war es kaum möglich, der genialen Feinheit, mit der das Project angelegt war, eine gewisse Bewunderung zu versagen.

„Sahen Sie die Waffe?" fragte mich Monsieur Camille.

Ich bejahte, ich hatte sie gesehen. Ein zierlich gearbeitetes kleines Ding, ein wahres Cabinetsstück von Revolver, welches Adolphe in seiner schlanken, weiblich-zarten Hand hin und her gewiegt, während seine Augen blitzten und die rothen Lippen sich in einem wildfanatischen Lächeln öffneten, das auf diesen Lippen doch beinahe süß erschien. Ich beichtete meinem Zuhörer nicht, welch eisiger Schauer mich gepackt hatte, indem ich bedachte, wie leicht ein leiser Druck dieser zarten Finger mich den Todten beigesellen konnte, falls ich als nächtliche Lauscherin vor dem Fenster von Numero 8 entdeckt worden wäre.

Die obschon an sich unzuverlässige Mittheilung, welche die Longsmith unserer Hanna gemacht, schien doch anzudeuten, daß die Ausführung des mörderischen Vorhabens gerade nicht in der allernächsten Zeit bevorstand. Madame Bonhard's Sohn, der junge Mann, um dessen Armbruch die ganze Nachbarschaft wußte, sollte vorerst die Wohnung seiner Mutter verlassen, und vor der Ankunft seiner Cousine, der Wittwe von Madame Bonhard's Neffen, ohne Zweifel seine Entfernung allgemein besprochen werden. Die Wittwe mußte eintreffen, den Bewohnern des Lindenplatzes bekannt werden und sie selbst aufhören, ein Gegenstand der Neugierde zu sein, ehe Tag und Stunde ihrer Abreise und die Richtung ihres Weges endgiltig bestimmt wurde. Etwas Genaues konnten wir nur durch Abwarten und geduldiges Beobachten erfahren. Das Letztere zu übernehmen, willigte ich ein. Wir kamen ferner überein, daß Monsieur Camille noch am nämlichen Tage seine Braut auf seine mögliche Abreise nach Frankreich in der nächsten Zeit vorbereiten

sollte. Sie würde es um so leichter geschehen lassen, wenn er seine Wiederkehr in höchstens zwei Tagen zusicherte und sich speciell darnach erkundigte, was sie wohl am liebsten von Paris mitgebracht wünsche. Ich rieth Monsieur Camille auf's Strengste an, die eigentliche Ursache seines Abstechers nach Frankreich vor Fanny geheim zu halten. Ich erinnerte ihn an das, was sie gesagt hatte, als von der Möglichkeit eines Ereignisses, wie es jetzt bevorstand, die Rede gewesen, und an die Nothwendigkeit der Vorsicht und Verschwiegenheit, welche ihre Erregung und Begeisterung so leicht zu nichte machen konnte.

„Ich will mir kein Urtheil anmaßen," sagte ich, „denn ich weiß sehr wenig von der Welt und ihren Zuständen, aber ich fühle instinctmäßig, daß, wenn man irgend ein Unternehmen sicher zum gewünschten Ende bringen will, man am Besten thut, absolutes Stillschweigen darüber zu beobachten. Den besten Lohn für geleistete Dienste findet man in sich selbst.

Es war ein hausbackener Rathschlag, aber er leuchtete Monsieur Camille ein. Als wir schieden, waren wir über den Vollzug unserer Handlungsweise einig. Ich meinerseits sollte zuerst einen ausführlichen Brief an Monsieur de Beaucour schreiben. Ich that es sogleich, nachdem ich zu Hause angelangt war, und eigenhändig besorgte ich den Brief zur Post. Als ich von diesem Gange heimkehrte, begegnete mir eine mit Gepäck beladene Droschke und zum letzten Mal wurde ich von Monsieur Adolphe Bonhard gegrüßt, welcher darin saß und augenscheinlich seine officielle Abreise bewerkstelligte.

„Denke nur, Susanne," sagte meine Mutter, welche vor der Thür stand, „er ist abgereist, ganz plötzlich und viel früher, als man es erwartete. Du hättest nur sehen sollen, wie Bonne sich dabei anstellte. Sie ging bis an's Thor und weinte zum Herzbrechen. Meiner Lebtag habe ich so etwas nicht gesehen. Ich glaube Madame Bonhard war nicht halb so traurig. Man sollte gar nicht meinen, daß französische Dienstboten so viel Gefühl hätten."

„Aber wohin geht er denn und auf wie lange, weil so viel Aufhebens davon gemacht wird," fragte ich.

„Ja, das weiß ich nicht, mein Kind," entgegnete meine Mutter, „Hanna kann Bonne nicht fragen, weil das arme Geschöpf nichts als Französisch spricht, aber Herr Lindenlaub wird Dir ohne Zweifel genaue Auskunft geben können, denn er war bei Madame heute früh, nachdem Du fortgegangen. Ich glaube es ging ihm recht zu Herzen, den vernachlässigten Garten von Numero 8 zu sehen; er konnte sich sogar nicht enthalten, die dürren Blätter, die im Wege lagen, aufzuheben und über den Zaun zu werfen."

Ich hielt es für sehr wahrscheinlich, daß unser Hausherr uns noch am nämlichen Abende besuchen würde, aber er erschien nicht, und in Numero 8 blieb ebenfalls Alles ruhig. Die Thür öffnete sich nicht, die Vorhänge waren zugezogen und die Begebenheiten der letzten Nacht konnten, was die zurückgelassene Spur derselben anbetraf, füglich in's Reich der völlig ephemeren Träume verwiesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Australien.

Von einem Missionär.

Die Deutschen in der Provinz New-Süd-Wales.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen suchte ich sodann das Handelshaus Kirchner u. Co. auf, wo ich eine Zahlung zu empfangen hatte. Zu jener Zeit zählte die Handelsfirma zu den ersten in der Stadt. Kirchner, der Sohn eines Consistorialrathes in Frankfurt a. M., mochte wohl sein Geschäft zu kaufmännisch und egoistisch, namentlich das der Einwanderung von Colonisten aus dem Süden Deutschlands, betrieben haben. Er beförderte nämlich Jahre lang von dort her arme Leute, welche durch Agenten angeworben wurden. Diese mußten Verträge unterzeichnen, wornach sie bei ihrer Ankunft in ein Dienstverhältniß traten. Zu läugnen ist nicht, daß der ausgesetzte Lohn den in Süddeutschland üblichen um das Doppelte überstieg; aber nach der Taxe der Arbeitskräfte in Australien erreichte derselbe nicht den niedrigsten Satz. Kirchner besaß selbst zwei Schiffe, von denen das eine den Vornamen seiner Frau (Mistreß Mary) führte, und beide unterhielten die Communication mit England und Deutschland. Hatten die Agenten in Frankfurt a. M. eine Anzahl Personen contractlich angeworben, so bekam Kirchner mit dem Postdampfer über Liverpool davon Kenntniß. Den Berichten der Agenten waren zugleich die Contracte in Abschrift beigefügt, aus denen Kirchner die Leistungen der angeworbenen Leute beurtheilen konnte. Gleich nach Eingang dieser Nachricht ließ derselbe durch die Zeitungen die Ankunft deutscher Arbeiter bekannt machen und es währte auch nicht lange, so waren die zu erwartenden Arbeitskräfte verdungen; denn auch in dieser Provinz genießt der Deutsche den Ruf eines fleißigen und ausdauernden Arbeiters.

Nach dem mit den Arbeitgebern abgeschlossenen Vertrag wurden die zu erwartenden Einwanderer gewöhnlich auf acht Jahre verdungen; auf so lange lauteten auch die in Frankfurt abgeschlossenen Verträge. Bei dem Eintritt des Arbeiters mußte sodann der Arbeitgeber sofort die Passage mit 15 Pfd. Sterl. an Kirchner bezahlen, durfte diese aber dem Arbeiter nur in regelmäßigen Raten von dem jährlichen Arbeitslohn kürzen.

Kirchner erhielt, wie jedes Handelshaus, das Einwanderer nach Australien befördert, von dem Gouvernement noch 1 Pfd. Sterl. pro Kopf „Kopfgeld".

Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere dieser Arbeiter kennen zu lernen, welche es nach dieser Contractszeit zu einer Selbstständigkeit gebracht hatten, und ich habe mehr Zufriedenheit mit der Kirchner'schen Handlungsweise als Tadel gehört. Einige Deutsche wollten nun allerdings wissen, daß er von dem Arbeitgeber noch eine Bonification bis zu 5 Pfd. Sterl. pro Kopf erhalten habe, aber Beweise hatte Keiner dafür.

Billigen konnte man diese Handlungsweise des Kirchner nicht; selbst sein Bruder, der noch lebende Consistorialrath Kirchner in Frankfurt a. M., ist sehr dagegen gewesen! indessen hat er doch so Manchen in Deutschland aus seiner dürftigen Lage befreit, der jetzt in Australien als bemittelter Mann dasteht. Aber die Geschäfte haben dem Handlungshause kein Glück gebracht; denn alle seine Unternehmungen sind mißglückt, und das Haus hat fallirt. Der rechtliche Charakter des Kirchner hat es nicht zugegeben, daß er, wie so mancher Kaufmann, aus seinem Bankerott Vortheil gezogen; er hat vielmehr Alles hingegeben und arbeitet als Buchhalter in einem Handlungshause.

Der Herzog Paul von Würtemberg hatte Creditbriefe an das Handelshaus Gebrüder Frank aus Berlin, wo der Vater Wechselmakler war. Das Geschäft war nicht so ausgedehnt wie bei Kirchner, welcher gegen zwanzig Buchhalter beschäftigte; aber beide Brüder waren fleißig, und der Eine hat auch nach Kirchners Fallissement das preußische Consulat erhalten.

Durch diese Creditbriefe wurden wir den Kaufleuten be-

kannt; ich führte sogleich den Herzog bei Kirchner ein und dieser mich wieder bei Gebrüder Frank. In dieser Zeit feierte Kirchner den Geburtstag seiner Frau, wo er den Glanz seines Hauses entfaltete. Der Herzog raunte mir ins Ohr: „Ist wohl Alles Gold, was hier glänzt?“ Die Notabilitäten Sidney's hatten sich dazu eingefunden, unter diesen obenan der Gouverneur. Solider lebten nun wohl die Gebrüder Frank.

Nach diesen Festivitäten besuchten wir auch noch den botanischen Garten, bei welcher Gelegenheit wir bei dem Rathhaus vorüber kamen, vor welchem sich ungewöhnlich viel Menschen versammelt hatten. Wir erkundigten uns nach der Ursache und erfuhren, daß es der Tag sei, wo die begnadigten Verbrecher welche in der Stadt und zwei Meilen von der Stadt entfernt wohnen, sich in ihrer doppelfarbigen Kleidung zeigen müssen. Kaum war uns die Mittheilung gemacht, so kam eine Equipage angefahren, welche aber durch die Gasse, die von Menschen gebildet war, abgehalten wurde, bis vor der Thür des Stadthauses vorzufahren. Der Insasse, der wohlhabende Kaufmann Benjamin, mußte aussteigen und in seiner doppelfarbigen Kleidung, welche bekundete, daß er zu den Deportirten gehöre, die vom Volke gebildete Gasse passiren. Gefaßt, aber nicht frech, und rechts und links Halbpfund-Sterlingstücke austheilend, passirte er die Gasse. Diese häßliche Sitte, ein Ueberrest barbarischer Zeiten, ist jedoch jetzt endlich abgeschafft. Dagegen ist es noch Gesetz, daß die begnadigten Verbrecher sich jährlich einmal bei der Polizei vorstellen müssen; den Tag können sie sich selbst wählen.

Wir wandten uns hierauf von diesem Volksschauspiel fort und schritten dem Ziel unserer Wanderung, dem botanischen Garten, zu. Der Director selbst hatte die Güte, uns durch denselben zu führen, bei welcher Gelegenheit er uns zwei deutsche Eichen zeigte, von denen die älteste schon vor fünfundzwanzig Jahren gepflanzt war; sie war aber noch nicht stärker als in Deutschland eine Eiche im zehnten Jahre des Wachsthums. Eben so kümmerlich stand die andere Eiche.

Vor dem botanischen Garten liegt ein schöner freier Platz, welcher den Kindern zum Tummelplatz und den Kindermädchen zur Promenade wenigstens dann dient, wenn bei gutem Wetter an den bestimmten Nachmittagen keine Regimentsmusik das promenirende Publicum unterhält.

Als wir den botanischen Garten verließen, kamen wir bei den Bädern vorüber, welche in der Bay angelegt sind, und lasen an dem Eingang zu den Damenbädern folgendes Curiosum:

„Den Herren ist der Eintritt ein- für allemal untersagt. Das Trinken von Wein und Spirituosen in den Bädern wird mit 5 Pfd. Sterl. bestraft.“

Nach meinen Erfahrungen war der Stadtschreiber leider im Recht, wenngleich in der Verordnung wenig Zartsinn für das schöne Geschlecht lag. Auf meinen Promenaden, namentlich in Melbourne, war es gar nicht selten, daß ich Frauenzimmer, welche nach der äußeren Tracht (Hut, Schleier, seidenes Kleid, goldene Uhr und Kette) den sogenannten besseren Ständen angehörten, in einem Rinnstein oder auf dem Trottoir in trunkenem Zustand liegen oder taumelnd von einer Seite zur anderen fallen sah. Ein mitleidiger Constabler oder sonst ein anderer Herr führte sie, wenn es irgend möglich war und ihr Aufenthalt ausgemittelt werden konnte, nach Hause. Einen interessanten Fall will ich zum weiteren Beweis noch anreihen:

Ein anständiger und auch ziemlich bemittelter Kaufmann, der in einer Hauptstadt Australiens ein bedeutendes Engrosgeschäft heute noch betreibt, hatte mich kennen gelernt. Er stellte mich seiner Braut, beiläufig gesagt einer großen Schönheit, und deren Eltern vor, welche ebenfalls ein bedeutendes Handelsgeschäft betrieben. Als die Zeit der Trauung herankam, bat er mich die Ehe einzusegnen, was ich auch mit Freuden that. An der Mahlzeit, welche er, wie es dort üblich ist, erst acht Tage später in seinem Hause gab, konnte ich, durch Amtshandlungen abgehalten, nicht Theil nehmen; aber ich nahm eine Einladung einige Tage später an. Der junge Mann der bildschönen Frau holte mich mit seinem Geschirr ab, und eine Viertelstunde später gelangten wir bei seinem Hause in der Vorstadt an. Der Groom (Bursche) nahm das Geschirr ab, und mich führte der Herr in den Parlor, worauf er mich verließ, nachdem er mit dem Mädchen noch einige Worte, die ich nicht verstand, gewechselt hatte. Mich wunderte das lange Ausbleiben desselben, und ich hatte schon alle Bücher auf dem Tisch durchblättert, als endlich mein Wirth mit niedergeschlagenen Mienen zu mir kam, seine Frau mit Krankheit entschuldigte und mich zum Abendessen nach einem anderen Zimmer bat. Nachdem wir gespeist hatten, erkundigte ich mich nach dem Unwohlsein seiner Frau, was, wie ich nicht anders glaubte, ihn so mißgestimmt mache, und bat ihn, mich nach dem Krankenzimmer zu führen, da der Seelenarzt am Bett manches Kranken besser ist als ein Mediciner. Jetzt nun öffneten sich die Schleußen seines gequälten Herzens, und er entdeckte mir, daß auch seine Frau dem Laster des Trunkes ergeben sei. In dieser kurzen Zeit seiner Ehe sei sie heute zum dritten Mal so betrunken, daß sie ohne Bewußtsein auf einem Teppich im Zimmer gelegen habe. Ich habe die Frau später besucht; ihre guten Vorsätze vergaß sie sehr bald, und der arme junge Mann hat sie sechs Monate später den Eltern wieder zurückgeschickt.

Keinem Deutschen verdenke ich es, wenn es sein Wunsch und sein Bestreben ist, ein deutsches Mädchen als Frau heimzuführen, welche wie er in der strengen moralischen Zucht des gemeinsamen Vaterlandes aufgewachsen ist. Ich will durchaus nicht den Stab brechen über die englischen Damen; es giebt auch unter ihnen solide und tüchtige Hausfrauen; aber diese sind dort so selten wie in Deutschland etwa eine dem Trunk ergebene Frau.

Mannichfaltiges.

— Einem Privatbrief des Dr. Hermann Vogel (Lehrer der Photographie an der Gewerbe-Akademie zu Berlin und Mitglied der norddeutschen Sonnenfinsterniß-Expedition) geschrieben an Bord des Dampfers, welcher die Expedition nach Suez zurückführt d. d. 23. August, entnimmt die „Vls. Z.“ Folgendes: „Am 18. August verließen wir früh um 4 Uhr unser Lager (in Aden, wo die Expedition ihre Beobachtungen anstellte). Etwa neun Zehntheile des Himmels waren bewölkt. Resignirt machten wir uns an die Arbeit . . . Unsere Aufgabe war es, innerhalb der drei Minuten eine möglichst große Zahl von Bildern des Phänomens zu erhalten. Für diesen Zweck hatten wir uns förmlich an dem photographischen Fernrohr einexercirt, gerade wie Artilleristen an ihren Kanonen. Dr. Fritsche machte die Platte in dem ersten Zelt, Dr. Zenker schob die Cassette in das Fernrohr, Dr. Thiele exponirte und ich entwickelte in dem zweiten Zelt. Wir hatten festgestellt, daß es in dieser Weise möglich sei, in 3 Minuten 6 Bilder zu machen. Der entscheidende Moment kam immer näher, der mit banger Sorge von uns betrachtete Wolkenhimmel zeigte zu unserer Freude jetzt einige Lücken, durch welche die breite theilweise vom Monde bedeckt als Sichel erscheinende Sonnenscheibe sichtbar wurde. Die Landschaft erschien in dem seltsamsten Licht, beinahe ein Mittelding zwischen Sonnen- und Mondlicht. Die chemische Lichtstärke erwies sich auffallend schwach. Eine Probeplatte gab mit einer Steinheil'schen Aplanatlinse, Mittelblende, erst in 15 Secunden ein auserponirtes Bild der Wolken. Immer kleiner wurde die Sonnensichel, und die Wolkenlücke schien sich mehr zu öffnen — wir schöpften Hoffnung! Die letzte Minute vor der Totalität der Sonnenfinsterniß (völlige Verfinsterung), welche um 6 Uhr 20 Minuten eintrat, verging im Flug. Dr. Fritsche und ich krochen eiligst in unser Zelt und blieben daselbst; von der Totalität haben wir leider unter diesen Umständen nichts gesehen. Unsere Arbeit begann. Die erste Platte wurde probeweise 5 und 10 Secunden belichtet, um zu sehen, welche Zeit ungefähr die richtige sei. Muhamed, unser schwarzer Diener brachte nur die erste Cassette ins Zelt. Ich goß den Eisenentwickler klar über die

Platte, gespannt der Dinge harrend, die da kommen sollten. Da erlosch meine Lampe. Licht! Licht! rief ich — Licht! Aber Niemand hörte; Alle hatten vollauf zu thun. Da griff ich selbst zum Zelt mit der Hand hinaus — in der linken die Platte haltend — fand glücklich eine kleine Oellampe, die ich mir für alle Fälle brennend bereit gestellt hatte, und jetzt sah ich das Sonnenbildchen auf meiner Platte erscheinen: die dunkele Sonnenwand war umgeben mit einer Reihe eigenthümlicher Erhebungen auf der einen Seite, auf der anderen zeigte sich ein seltsames Horn. Beide Erscheinungen vollkommen analog in beiden Bildern. Meine Freude war nicht gering. Doch es war keine Zeit zum Freuen. Bald war die zweite und eine Minute später auch die dritte Platte in meinem Zelt. „Die Sonne kommt," rief Zenker; die Totalität war vorüber. Alles erschien aber als das Werk eines Augenblicks, so rasch war uns die Zeit verflossen. Die zweite Platte zeigte bei der Entwickelung sonderbarer Weise nur ganz schwache Spuren eines Bildes. Vorüberziehende Wolkenschleier hatten im Augenblicke der Exposition die photographische Wirkung fast gänzlich verhindert. Die dritte Platte zeigte wieder zwei gelungene Bilder mit Protuberanzen am unteren Rande. Froh des Erreichten, wurden die Platten gewaschen, fixirt, lakirt und sofort — freilich mit sehr unvollkommenen Hilfsmitteln — einige Copieen auf Glas genommen, die, um Verlusten zu begegnen, separat nach Europa geschickt werden sollen." Der Inhalt des vorstehenden, uns freundlich zur Benutzung mitgetheilten Schreibens wird bestätigt durch die nachstehende officielle Mittheilung der Commission der astronomischen Gesellschaft vom 7. September: „Wir sind nunmehr im Besitz eines ausführlichen Berichtes über die von unserer Expedition in Aden erlangten Resultate. Im Allgemeinen sind dieselben durchaus erfreulich. Es ist gelungen, durch einen Wolkenriß, welcher sich gerade während der drei Minuten dauernden Totalität geöffnet hatte, sechs Photographieen der Protuberanzen aufzunehmen, von denen nur zwei durch Wolkenstreifen gestört sind. Man kann erwarten, daß diese Bilder durch Vergleichung mit den von Engländern und Franzosen aufgenommenen eine hohe Wichtigkeit erlangen und zur Erkenntniß der Natur der Protuberanzen höchst Wesentliches beitragen werden. Insbesondere enthalten die ersten beiden Platten das Bild einer Protuberanz von beträchtlichen Dimensionen und auffallender Form, deren Gestalt- und Ortsveränderung sich nun aus den etwa 40 Minuten später in Indien aufgenommenen Photographieen mit bisher unerreichter Sicherheit ermitteln lassen wird. Unsere Beobachter sind erfüllt von dem Eindruck der merkwürdigen Beleuchtungen und der tiefen Dunkelheit während der Totalität. Der Anblick der glänzenden Corona wurde leider durch die Wolken beeinträchtigt. Von Indien sind noch keine näheren Nachrichten angelangt. Die letzten Briefe enthalten wiederum die wärmsten Schilderungen der Aufnahme, welche unsere Astronomen gefunden haben. Wir behalten uns vor, darüber im Zusammenhange zu berichten."

— Wien, 3. Sept. Die Juhaß-Druzsin'sche Räuberbande in Ungarn macht, wie der „Pester Lloyd" berichtet, wieder viel von sich reden. Diesmal treibt sie ihr Handwerk in der unteren Somogy und an der Drau. Vor einigen Tagen wurde der Lackosaer Pfarrer ausgeraubt und am 27. Aug. ein Kaufmann in Mike ausgeplündert. Durch einen glücklichen Zufall wurde derselbe im Nachbarorte für die Nacht zurückgehalten, und so entging den Räubern eine große Summe Geldes, die der Kaufmann als Erlös für Wolle und andere Producte auf dem Pester Markte mit sich führte. Die Strolche zechten ungenirt nach dem Raube in der Dorfschenke mit den anwesenden Bauern und forderten sogar die junge Wirthin zum Tanzen auf. — Auch im Arader Comitate scheinen die Räuberbanden zahlreich genug zu hausen. Nachdem die Räuberverfolgung in der Eleker Gegend kaum noch vorbei, wird bereits nach der Zarander Gegend Militär geschickt, um dort eine förmliche Treibjagd zu veranstalten, und jetzt berichtet man wieder von einer aus 13 Köpfen bestehenden Räuberbande, welche in der Csermöer Gegend, und von einer zweiten, aus vier Mitgliedern bestehenden, welche in der Miskeer Gegend ihr Unwesen treibt. — Aus Kaposvar wird dem „Ung. Lloyd" über die verwegenen Streiche des Räubers Juhaß gemeldet: Thatsache ist, daß Juhaß vor Kurzem die Eisenbahnbeamten und einen Holzhändler in Vizvar, vor einigen Tagen aber in Mike und Kutas zwei israel. Kaufleute beraubt und geplündert hat. Ein hervorstechender Zug dieses Räubers ist es, daß er unter das Landvolk seidene Tücher und Ducaten vertheilt; er findet deshalb überall freundliche Aufnahme, und wenn er irgendwo Abschied nimmt, rufen ihm die Leute nach: „Gott segne Euch, Vetter Juhaß, bei Euerem Kommen und bei Euerem Gehen."

— Man schreibt dem „Fr. J." aus Baden-Baden: „Die Menge der Fürsten und sonstiger Angehörigen der auf der Menschheit Höhen Befindlichen, zu denen sich in den letzten Tagen Fürst Karl von Liechtenstein, Prinz Heinrich von Reuß, Prinz Nikolaus von Hohenlohe, Fürst Labanoff, Aristarchi Bey rc. gesellten, kann nicht verhindern, daß die abendlichen Skandale nach Schluß des Spieles wieder beginnen. So erregte am 5. Sept., Abends ein stark betrunkener Engländer, der sich gegen einen Landsmann, den Träger einer englischen Herzogskrone, unziemlich benahm, einen furchtbaren Tumult, der so ziemlich die Färbung eines Nationalitätenzwistes annahm, indem die anwesenden Deutschen, empört über das Benehmen des Ruhestörers, dessen Verhaftung laut gut hießen und indirect beförderten, während die Franzosen, unterstützt von den Damen ihrer „halben Welt" sich energisch gegen die Verhaftung aussprachen. Der Lärm und das Hin- und Herwogen des Streites wurde so stark, daß nach und nach bei 20 Gendarmen aufgeboten werden mußten und ein Gebrauch von der blanken Waffe nur durch das maßvolle Auftreten der öffentlichen Sicherheitsbeamten vermieden werden konnte."

— Bern, 5. Sept. Vom 22. bis 26. September nächsthin wird hier der zweite Friedens- und Freiheitscongreß stattfinden. Ein Admissionsbureau in Bern wird den Ankömmlingen Auskunft geben, in welchem Locale sich die Nation, welcher sie angehören, am Vorabende des Congresses zusammen findet, um sich für denselben zu constituiren und ihre Stimmenzähler zu ernennen.

— Die Bildung der franco-amerikanischen Kabelgesellschaft hat dem Generalconsul Sturz in Berlin die Anregung gegeben, auch seinerseits zur Gründung einer Gesellschaft zur Legung noch eines Kabels zwischen Europa und Amerika zu wirken. Der Prospect dieses Unternehmens, welches die Firma „Neutrales Atlantisches Völker-Kabel" (International-Peoples-Cable) an der Spitze trägt, ist dieser Tage ausgegeben worden. Nach Inhalt desselben läuft die Idee des Hrn. Sturz darauf hinaus, alle Jene zu vereinen, welche, weil sie die Kabel benutzen, ein Interesse zur Sache haben, und durch sie das Geld zur Legung des neuen Kabels aufzubringen, so zwar, daß sie Geldeinlagen machen und dagegen Marken erhalten, die später als Zahlung für Depeschen angenommen werden.

— Zu den Riesenarbeiten, welche der Bau der Pacific-Eisenbahn nöthig macht, gehört die Ueberdachung einer Bahnstrecke von etwa 40 Meilen in den Sierra-Nevada-Bergen zu dem Zweck, die Verschüttung der Einschnitte durch Schnee zu verhüten. Diese Ueberdachung muß vom stärksten Balkenwerk getragen sein, um gegen die Eindrückung durch die ungeheuere Schneelast Sicherheit zu gewähren. Zur Lieferung des nöthigen Holzes sind gegen 30 Dampfsägemühlen Tag und Nacht in Thätigkeit und bei der Verarbeitung 2000 Mann beschäftigt. An beiden Seiten der Bahn verschwinden alle Wälder, um als Ueberdachung, 800,000 Fuß per Meile, wieder zu erscheinen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stap.   Buchdruckerei von J. Taur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 111.

-nb- Das Geheimniß des Lindenplatzes.

(Fortsetzung.)

5.

Das erste Vorkommniß, auf das ich Acht zu geben hatte, war das Eintreffen von Madame Bonhard's Nichte, das zweite die Ankunft von Monsieur de Beaucour's Brief, welcher poste restante in's nächste Postbureau an mich adressirt werden sollte. Diese Vorsichtsmaßregel verhinderte, daß ich zu Hause über den Inhalt des Briefes befragt wurde, und auf der Post selbst konnte es nicht auffallen, da ich öfters Geschäftsbriefe in dieser Weise erhielt. Das letztere Ereigniß trug sich zuerst zu; am dritten Tag schon empfing ich die Antwort meines Freundes. Er schrieb vorsichtig, sorgte aber, daß, wenn ich mit meinen Vermuthungen Recht hätte und den ihm vorgelegten Plan zur Ausführung zu bringen vermöchte, ich mich auf die höchste Dankbarkeit der erhabenen Persönlichkeit, der ich einen so außerordentlichen Dienst geleistet, sowie auf die Annahme der von mir gestellten Bedingung in Bezug auf Adolphe's Sicherheit rechnen könne. „Wenn es Ihnen gelingt," schrieb er, „uns die Vereitelung des Verbrechens zu ermöglichen, so wird dasselbe keine Strafe nach sich ziehen und das Ganze in tiefstes Geheimniß gehüllt bleiben." Monsieur de Beaucour fügte einige schmeichelhafte Bemerkungen über das bei, was er meine Uneigennützigkeit nannte, und zwar weil ich für mich selbst keinen Lohn begehrt, sondern nur die Erwartung geäußert hatte, daß Monsieur d'Herlan's diplomatische Carriere gefördert werden möchte. Der gute Monsieur de Beaucour! Ich glaube wie die meisten Männer war er nicht im Stand, sich einen Gemüthszustand zu denken, in dem der Ehrgeiz keine Stelle hatte und in welchem Genügsamkeit herrschte. Ich brauchte nichts für meine Mutter und mich, außerdem hatte ich für Niemanden zu sorgen. Unser Einkommen genügte uns und ich war mit unseren wenn auch bescheidenen, so doch ganz unabhängigen Verhältnissen durchaus zufrieden. Das Eine, was ich verlangt hatte und worin er mir behilflich sein konnte, hatte er versprochen zu thun, und wenn er mich vielleicht auch nicht begriff, so begriff ich mich desto besser, und das war die Hauptsache. Nachdem ich Monsieur de Beaucours Brief gelesen, wurde ich einigermaßen ungeduldig in Bezug auf die weitere Entwickelung der Angelegenheiten in Numero 8. Ich war mit Monsieur d'Herlan übereingekommen, daß er sich nicht am Lindenplatz blicken lassen sollte. Er hätte wahrscheinlich Gaston d'Aulnoy gar nicht in seiner Verkleidung als Madame Bonhard erkannt, aber des abgefeimten und listigen Verschwörers Argwohn wäre möglicherweise durch die Entdeckung erregt worden, daß eine Communication zwischen mir und Jemand bestand, der der französischen Nation angehörte und leicht ein politischer Gegner sein konnte. Der leiseste Verdacht konnte ihn für immer aus unserer Beobachtungssphäre treiben und uns die Möglichkeit wirksamen Handelns verschließen. Monsieur d'Herlan war noch ungeduldiger als ich, obschon er nichts von der Uebereinkunft wußte, welche ich Monsieur de Beaucour gegenüber gemacht. Bei alledem begann ich einzusehen, daß Camille sich wirklich zum Diplomaten eignete; die Diplomatie setzt die unerschütterlichste Verschwiegenheit voraus und mit keiner Sylbe hatte der liebestrunkene Bräutigam seiner Auserkorenen verrathen, daß etwas Ungewöhnliches im Werk war. Fanny erfreute sich, von jeder Sorge unbelästigt, ihrer völligen Wiedergenesung und hatte das Köpfchen voll Schleppkleidern und Spitzengarnituren, die ihr allerdings ganz besonders reizend standen. O glückliche Zeit der jungen Liebe und — des Pariser Trousseaus!

Noch zwei Tage vergingen ohne andere Begebenheiten als einen Besuch von Griselda Ardel, welche höchst entrüstet war über die Verlobung unseres protestantischen Pfarrers mit der Wittwe eines reichen Citykaufmannes. Sie betrachtete diese Verbindung als ganz sündlich und unschicklich, sie bezichtigte den geistlichen Herrn der gottlosen Liebe zum Mammon. Meine Mutter, obschon nicht von Natur satyrisch, verstand es doch zuweilen, den Nagel auf den Kopf zu treffen, und sie gab diesmal der bösen alten Jungfer ihre Ansicht zum Besten, indem sie sagte:

„Ich glaube, Beste, diesmal sind Sie im Unrecht. Mrs. Winning ist jung und hübsch und es ist sehr wahrscheinlich, daß unser lieber Pfarrer sie aus Neigung heirathet; daß sie Geld hat, schadet nichts, die Liebe dauert deshalb um so länger."

Am folgenden Morgen tischte uns Hanna die Neuigkeit von der Ankunft der jungen Wittwe, Madame Bonhard's Nichte, zum Frühstück auf. Sie war früh am Morgen eingetroffen, während es unbarmherzig regnete, wie es im September häufig der Fall zu sein pflegt.

„Ich sah sie ganz deutlich," bemerkte Hanna. „Ich nahm gerade die Milch; ihr Koffer war nicht groß und auch nicht schwer, der Mann hob ihn ganz leicht von der Droschke herunter."

„Wie sieht die Dame aus? Ist sie jung und hübsch?" fragte ich, denn ich hatte meine besonderen dem Leser bekannten Gründe, gut unterrichtet zu sein und deshalb ermuthigte ich diesmal Hanna's mir sonst widerwärtige Familiarität.

„Ja, das kann ich eigentlich nicht sagen," erwiderte Hanna, „der Geschmack ist verschieden. Im Ganzen ist sie mir hübsch vorgekommen, aber eigentlich war sie mir zu schwarz. Solch schwarzes Haar und Augenbrauen."

Also die junge Wittwe war eine Brünette, ihrer Verkleidung war noch eine Vervollständigung beigefügt worden, seit die letzte Costümprobe stattgefunden. Ich mußte Monsieur d'Herlan davon in Kenntniß setzen. Mein von dem blonden Adolphe entworfenes Portrait war bereits in seinen Händen. Ich fuhr sogleich zu Fanny, denn ich wußte, daß ich Camille bei ihr treffen würde. Ich theilte ihm das, was ich erfahren, im Geheimen mit und nahm das Portrait mit mir nach Hause, um ihm in Wasserfarben die nöthige Abänderung zu geben. Ich setzte mich dann vor unsere Thür, nahm eine Nadelarbeit vor und beobachtete in unauffälliger Weise, was in Numero 8 vorging. Nach einiger Zeit erschien Madame Bonhard in ihrem schwarzen Seidenkleide und großen schwarzen Shawl, der ihre männliche Gestalt genügend verbarg; auch der große Hut fehlte

nicht, der bestimmt war, das ernste scharf markirte Gesicht in mildernden Schatten zu stellen. Sie stützte sich auf den Arm ihrer vorgeblichen Nichte, wobei es mir däuchte, als gelänge es ihr nicht mehr so gut wie früher, sich den Anschein der Schwäche und Kränklichkeit zu geben, allein dies mochte davon herrühren, daß ich seitdem hinter ihr Geheimniß gekommen war. Monsieur Adolphe Bonhard war wirklich brünett geworden, doch meinem scharfen Auge keineswegs bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das Portrait war mit geringer Mühe der jungen Wittwe ähnlich zu machen. Ich war neugierig darauf, ob Madame Bonhard ihre Schritte nach der Seite des kleinen Gartens richten würde, welche an den unserigen stieß, wobei sie es kaum würde vermeiden können, mich zu grüßen. Eine Viertelstunde vielleicht gingen die beiden vermeintlichen Frauen an der entgegengesetzten Seite auf und ab, während die glänzende schwarze Katze, die ein rothes Halsband mit Silberglöckchen trug, gravitätisch hinter ihnen herwandelte. Adolphe's Verkleidung war bewunderungswürdig, die Haltung, der Gang, das graziöse Aufraffen des schleppenden schwarzen Kleides, Alles war so weiblich und elegant, wie man es bei einer reizenden jungen Dame, die den höheren Ständen angehörte, nur irgend erwarten konnte. Eine Weile hatte ich unverwandt auf meine Arbeit geblickt, als ich, plötzlich aufsehend, die beiden Gestalten auf mich zukommend gewahrte. In der nächsten Secunde redete mich Madame Bonhard höflich an. Sie stand dicht vor mir an der anderen Seite des Zaunes, der die beiden Gärten trennte, und stützte sich noch hinfälliger als sonst auf den Arm ihrer Nichte. Ich suchte meine äußere Fassung zu bewahren und erhob mich grüßend.

„Ich habe lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Fräulein Müller," sagte Madame Bonhard, „ich bin so viel kränklich; ich hoffe, die Frau Mama ist wohl?"

„Ganz wohl, ich danke Ihnen," entgegnete ich, „es freut mich zu sehen, daß es Ihnen ebenfalls gut geht."

„Ja," sagte sie, „ich fühle mich viel besser, die Freude, meine Nichte bei mir zu haben, hat mich beinahe gesund gemacht. Madame Lefèvre — Fräulein Müller."

Wir tauschten Verbeugungen aus; Madame Lefèvre war ausnehmend graziös.

„Wie gut gehalten Ihr Garten ist," bemerkte Madame Bonhard, „er ist nächst dem des Herrn Lindenlaub der schönste am ganzen Lindenplatz. Ich hoffe Sie bald bei uns zu sehen, Fräulein Müller."

„Ich danke für Ihre Güte. Ich werde mit Vergnügen sobald bei Ihnen vorsprechen, als es meine Zeit erlaubt. Madame Lefèvre wird hoffentlich den Aufenthalt bei uns angenehm finden."

Wir verabschiedeten uns in den hergebrachten Formen, und die beiden Verschwörer gingen in's Haus zurück. Ich hatte die Genugthuung zu bemerken, daß, falls Monsieur Adolphe in einige Unruhe wegen meines Scharfsinnes, was seinen gebrochenen Arm betraf, versetzt worden war, Madame Bonhard nicht den geringsten Argwohn verspürt hatte und sich und ihre Pläne völlig sicher glaubte. Der Rest des Tages brachte uns keine weiteren Neuigkeiten. Ich hatte Adolphe's Portrait umgeändert und das Wittwenkleid hinzugefügt. Es war nun wirklich sehr ähnlich. Ein so intelligenter Mann als Monsieur d'Herlan würde sicherlich nach diesem Portrait das Orginal herausfinden, selbst inmitten des Wirrwarrs, der bei ankommenden und abfahrenden Zügen in Bahnhöfen zu herrschen pflegt. Ich schickte die Zeichnung ohne Verzug per Stadtpost an meinen Verbündeten und hatte dann nichts mehr zu thun, als von neuem zu beobachten. Dies dauerte indeß nicht lange. Als wir am nächsten Morgen beim Frühstück waren, berichtete Hanna, welche gewöhnlich diese Zeit zur Mittheilung ihrer Neuigkeiten wählte, daß die Madame nebenan wirklich „Pech" habe; sie hätte nämlich am Morgen Briefe erhalten, welche durch ihren Inhalt Madame Lefèvre nöthigten, ihre arme Tante sogleich zu verlassen und nach Paris zurückzukehren.

„Ihre Schwiegermutter ist schwer krank geworden, sie lebt in Paris," erklärte Hanna, „und die Longsmith sagt, die junge Madame müsse noch heute Abend fort, nämlich von der London Bridge-Station, von dort ginge es am schnellsten. Ich verstehe nichts davon, aber so hab' ich's gehört. Die alte Madame wird jetzt recht allein sein, denn Bonne ist doch keine Gesellschaft für sie und der junge Herr, heißt es, wird nicht sobald wiederkommen."

Für Unparteiische und Uneingeweihte mußte es wirklich scheinen, als ob Madame Bonhard Unglück hätte und bestimmt wäre, immer verlassen und einsam zu leben. Ich aber wußte besser, was von Madame Lefèvre's schleuniger Abreise zu halten war. Zur gewohnten Stunde machte ich mich wieder nach London auf den Weg und bot nochmals der öffentlichen Meinung Trotz, indem ich wiederum bei Monsieur d'Herlan vorsprach. Die Nachricht, die ich ihm überbrachte, exaltirte ihn im höchsten Grade, und mit der Nähe der Entscheidung drängte sich ihm die Befürchtung auf, daß durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall unser Vorhaben in der elften Stunde vereitelt werden könnte. Ungeachtet er mit dem sehr ähnlichen Portrait von Madame Bonhard's verwittweter Nichte versehen war, glaubte er doch, es wäre sicherer, wenn ich mich zur Abfahrtsstunde ebenfalls nach der London Bridge-Station begäbe und ihm auf dem Perron die betreffende Person zeigte. Allein ich redete ihm diese Idee aus. Madame Bonhard war viel zu schlau und zu vorsichtig und hatte Monsieur Adolphe gewiß zu gut instruirt, als daß ihn mein Erscheinen im Bahnhofe gerade zu dieser Zeit nicht stutzig gemacht hätte.

„Aber was kann er von Ihren Gewohnheiten wissen?" bemerkte Camille, „wie kann er davon unterrichtet sein, daß Sie nicht häufig nach London Bridge gehen?"

„Und wie bin ich zu aller Kenntniß, die ich besitze, gelangt," fragte ich dagegen, „wie anders als durch das Geschwätz der Dienstleute? Denken Sie nicht, diese Schwätzereien geschehen gegenseitig? Seien Sie überzeugt, Madame Bonhard weiß Alles über mich und mein Thun und Treiben, was Dienstboten nur immer erzählen können."

„Ja, aber Sie hatten einen Zweck, möglichst viel zu erfahren."

„In letzterer Zeit ja, indeß noch ehe ich den Schatten eines Argwohnes gefaßt hatte, war mir schon sehr viel zu Ohren gekommen. Nein, nein, Monsieur d'Herlan, ich muß ruhig zu Hause bleiben, wenn die junge Wittwe ihre Reise antritt."

„Und ich reise mit ihr, natürlich," sagte Camille; „Monsieur de Beaucour wird auf der anderen Seite des Canals mit uns zusammentreffen und meinen Reisegefährten in Obhut nehmen."

„Ganz recht," erwiderte ich, „Sie müssen sich auf das Portrait verlassen. Halt! eben fällt mir noch etwas ein. Wie wär's, wenn wir Beide ein Bouquet kauften, dessen Aussehen Sie sich genau merkten, und wenn ich kurz vor der Abreise es

der Madame Lefèvre als ein Zeichen meines Wunsches, ihr eine Artigkeit zu erweisen, zustellte? Die Idee entspricht ganz dem französischen Geschmack und wird der Maskerade des Monsieur Adolphe einen neuen Anstrich der Wahrscheinlichkeit geben. Eine Engländerin würde sich schwerlich beim Reisen mit einem Bouquet beladen, denn bei ihr geht praktische Bequemlichkeit vor Schönheit, aber eine sogenannte Französin schlägt keine Blumen aus und läßt sie auch nicht zurück. Wenn es mir gelingt, sie ihr einzuhändigen, so wird es Ihnen doppelt leicht werden, sie zu erkennen.

Monsieur Camille stimmte mir bei, worauf wir nach Covent Garden gingen und einen sehr schönen Strauß Herbstblumen kauften mit einer brennend rothen Blüthe in der Mitte.

„Sehen Sie sich das Bouquet genau an," sagte ich zu meinem Begleiter, „damit Sie es auch gewiß wieder erkennen."

(Fortsetzung folgt.)

28ste Jahresversammlung der Pollichia am 9. September 1868.

Wenn unsere früheren Referate über die Sitzungen unseres naturforschenden Vereins der Pfalz sich fast ausschließlich auf die Berichterstattung und Analysirung der darin zum Vortrage gelangenden wissenschaftlichen Arbeiten beschränkten, so haben wir uns dagegen heute vorzugsweise mit der Pollichia selbst und den für ihr ferneres Schicksal so wichtigen inneren Fragen zu beschäftigen, welche, wie man sich aus dem vorher veröffentlichten Programme erinnert, unter ungewöhnlich starker Betheiligung der Mitglieder in der gestern stattgehabten Generalversammlung zur Verhandlung und Beschlußfassung gelangten und deren befriedigende und zweckentsprechende Lösung im Hinblicke auf die universelle Bedeutung der Naturwissenschaften eine nicht zu unterschätzende Tragweite für die gesammte Pfalz besaß.

Mit dem im Laufe dieses Jahres erfolgten Hinscheiden zweier der hervorragendsten Glieder und Stützen des Vereins, seines unvergeßlichen Directors Dr. Schultz Bipontinus und seines langjährigen Vorstandes Dr. Friedrich Pauli, war zugleich ein entscheidender Wendepunkt im Leben der Pollichia eingetreten, und wenn man auch hoffen durfte, diese schmerzlichen Lücken durch die Uebernahme der Vorstandschaft Seitens unseres bekannten Naturforschers, des Hrn. Dr. G. Neumayer von Frankenthal, in einer Weise ausgefüllt zu sehen, welche dem Vereine die nöthigen Garantieen eines unveränderten Fortbestehens gewährte, so fühlten doch Alle, mit den näheren Verhältnissen der Gesellschaft vertraute Mitglieder, daß, wenn die Pollichia nicht für immer zu einer vegetirenden Existenz verurtheilt sein und für immer auf eine allgemeinere Wirksamkeit verzichten sollte, irgend etwas geschehen müsse, um derselben neues, frisches Leben einzuhauchen, dieselbe vor allem der Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe, der allgemeineren Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, entgegenzuführen und sie so im Gegensatz zu ihrem bisherigen, zu localen (Dürkheimer) Charakter, im wirklichen Sinn des Wortes zu einem naturwissenschaftlichen Verein der Pfalz zu machen. Von der nämlichen Ueberzeugung geleitet, berief daher der ständige Ausschuß der Pollichia zum Zweck desfallsiger Berathungen schon einige Wochen vor der Generalversammlung eine Anzahl der bewährtesten und eifrigsten Anhänger des Vereins zu einer Vorbesprechung, in welcher Ihr Referent in einem längeren Memorandum den Entwurf einer geeigneten theilweisen Umgestaltung des Vereins vorlegte und insbesondere die Einführung von öfter wiederkehrenden, in den verschiedenen Städten der Pfalz abzuhaltenden Wanderversammlungen beantragte. Man ging sofort allseitig auf diesen Vorschlag ein und erwählte aus dem Schooß der Vorversammlung eine aus drei Mitgliedern, den Herrn Subrector Spannagel, Dr. Neumayer und Dr. Mühlhäuser, bestehende Commission, welche beauftragt wurde, eine hierauf bezügliche Vorlage auszuarbeiten, um dieselbe der Generalversammlung zur Berathung und Genehmigung zu unterbreiten, und so war es wohl natürlich, wenn man wenigstens von Seiten der näheren Freunde der Pollichia nicht ohne Spannung dem gestrigen Tage entgegensah.

Dem Ruf des Ausschusses folgend hatten sich denn auch von nah und fern zahlreiche Mitglieder und Verehrer der Pollichia, worunter auch eine Anzahl Damen, eingefunden, so daß der weite Rathhaussaal der Stadt Dürkheim bis in die hintersten Räume mit Zuhörern angefüllt war.

Wie üblich, so eröffnete der Vorsitzende, dessen Platz in diesem Jahre Herr Subrector Spannagel von Dürkheim als ältestes Ausschußmitglied statutenmäßig einzunehmen berufen war, die Versammlung durch einen längeren, gediegenen Jahres- und Rechenschaftsbericht, aus welchem wir besonders hervorheben, daß sämmtliche Sammlungen fortwährend in dem erfreulichsten Wachsthum begriffen und, was wenigstens die Fauna der Pfalz anbetrifft, fast vollständig zu nennen sind. Mit warmen Worten der Anerkennung und Verehrung gedachte Redner der heimgegangenen, der Pollichia zu früh entrissenen hochverdienten Vorstände, der schon erwähnten Herren Dr. Schultz und Pauli, und schlug zum Schlusse der Versammlung als künftigen Vorstand den zugleich anwesenden Herrn Dr. G. Neumayer vor, der denn auch sofort einstimmig durch Erheben von den Sitzen als solcher gewählt wurde, worauf derselbe nach einigen kurzen Worten des Dankes und einigen einleitenden Betrachtungen über das Wesen und die Ziele derartiger Körperschaften das Präsidium der Versammlung übernahm. Bei der hierauf folgenden Wahl des Ausschusses wurde letzterer wie gewöhnlich für ein weiteres Jahr wieder bestätigt, zugleich aber auf den Antrag Ihres Referenten in der Art erweitert, daß derselbe im Hinblicke auf die bevorstehende vermehrte, über die ganze Pfalz sich erstreckende Thätigkeit des Vereins ermächtigt wurde, seinen Kreis auf dem Wege der Cooptation durch Beiziehung von Mitgliedern aus anderen Städten der Pfalz je nach Bedürfniß zu erweitern.

Nachdem sodann noch Herr Spannagel, dessen seltenen Eifer für die Wissenschaften und langjährige Thätigkeit für die Pollichia wir hier öffentlich anzuerkennen für unsere Pflicht halten, für den Verhinderungsfall des Vorstandes als dessen Stellvertreter bestimmt worden war, ging die Versammlung zur Discussion und Abstimmung der oben erwähnten von einer Commission ausgearbeiteten Vorlage über und nahm nach kurzen Debatten folgende wichtige, in der Entwickelung der Pollichia jedenfalls Epoche machende und ebenso für die gesammte Bevölkerung der Pfalz bedeutungsvolle Beschlüsse an:

1) Außer der gewöhnlichen Versammlung, welche in Dürkheim, das nach wie vor der Vorort der Pollichia bleibt, abgehalten wird, sollen noch drei weitere Versammlungen im Laufe eines Jahres stattfinden, bei welchen wissenschaftliche Vorträge und Abhandlungen aus den verschiedenen Zweigen der Naturforschung und der Technik dem pfälzischen Publicum geboten werden.

2) Diese neu einzulegenden Versammlungen sollen der Reihe nach in anderen Städten der Pfalz, je nach Anordnung des Ausschusses, und in solcher Weise gehalten werden, daß auf je ein Vierteljahr, die Dürkheimer Hauptversammlung eingeschlossen, eine Versammlung trifft.

3) Da es nicht wahrscheinlich ist, daß die wissenschaftlichen Kräfte innerhalb der Pollichia selbst ausreichen, einen solchen Cyclus von Vorträgen zu unterhalten, so wird der Ausschuß ermächtigt, auch wissenschaftliche Männer, die Nichtmitglieder sind, wenn gefordert gegen Honorar für den obigen Zweck zu gewinnen.

4) In der Feststellung der Tagesordnung für die Versammlungen ist Sorge zu tragen, daß solche Vorträge gehalten werden, welche sich über leitende Fragen in der Wissenschaft verbreiten, oder Gegenstände behandeln, die von großer technischer (landwirthschaftlicher) Bedeutung sind.

5) Bei der Wahl der Städte, in welchen solche wissenschaft-

liche Versammlungen abgehalten werden, ist **zunächst** die Anzahl der in einer Stadt lebenden Mitglieder der Pollichia maßgebend.

6) Anstatt des bisher im Jahresberichte gegebenen Berichtes über die gehaltenen Vorträge und Abhandlungen sollen von nun an, wenn immer Material genug vorhanden, lose Blätter gedruckt werden, welche das Wesentliche aus den Verhandlungen der Pollichia enthalten. Die Form dieser Blätter ist so einzurichten, daß sie später zu einem Bande zusammengebunden werden können.

In Bezug auf letzteren Punkt sprach Ihr Berichterstatter im Interesse des Vereins den Wunsch aus, daß die sog. losen Blätter nicht blos die in den Versammlungen gehaltenen gedruckten Vorträge, sondern außerdem auch ausgewählte belehrende Aufsätze aus anderen populär-naturwissenschaftlichen Zeitschriften enthalten sollten, so daß diese Pollichiamittheilungen gleichsam eine kleine naturwissenschaftliche Vierteljahrschrift darstellen würden, durch welche die Mitglieder des Vereins stets von den bedeutendsten und interessantesten neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften unterrichtet werden würden. Man erkannte zwar den Nutzen einer derartigen Einrichtung an, glaubte aber dennoch wegen der Beschränktheit der vorhandenen finanziellen Hilfsmittel vor der Hand noch Umgang davon nehmen zu sollen.

(Schluß folgt.)

Christian Friedrich Schönbein.

(Aus dem „Schweiz. Volksfreund".)

Christian Friedrich Schönbein war den 18. October 1799 zu Metzingen bei Reutlingen geboren. Aus seiner Jugendzeit lassen wir uns von einem seiner Genossen Folgendes erzählen: „Sein Vater war Färber. Nach den vollendeten Schuljahren kam Schönbein als Lehrling in das chemische Laboratorium der HH. Metzger und Hayser in Böblingen, welche Firma später an die HH. Bonz und Haiber überging. Seine Fassungsgabe wurde bald bemerkt, und da er zu Allem, was ihm anvertraut wurde, sofort das Richtige zu treffen wußte, wurde er nicht selten bei wichtigen Operationen zu Rathe gezogen. Da zugleich eine Materialhandlung mit dem Geschäfte in Verbindung stand, hatte er Gelegenheit, sich mit diesem Zweig bekannt zu machen und besorgte in den letzten Jahren als Gehilfe die Versendungen. Nach Verlauf von 7 Jahren wünschte er zur weiteren Ausbildung eine andere Stelle, welche ihm durch Empfehlung seiner Principäle beim Dr. Dingler in Augsburg eröffnet wurde. Nach kurzem Aufenthalte daselbst wurde er im Auftrage Dingler's in einer chemischen Fabrik als Director angestellt. Um diese Zeit wurde er zur Conscription aufgeboten, zog eine fatale Nummer, wurde Soldat und stellte sich mit Anderen in Reih und Glied. Als der Fahneneid abgelegt werden sollte, trat Schönbein hervor und erklärte, er schwöre nicht; es sei geschrieben: „Eure Rede sei ja oder nein, was darüber ist, ist vom Uebel," er verlasse die Fahne dennoch nicht. Natürlich wurde die Sache dem König gemeldet. Dieser wollte den sonderbaren Mann sehen. Nachdem er durch Fragen und Antworten sich überzeugt, daß Schönbein kein gewöhnlicher Mensch sei, half er ihm zur Universität."

Nachdem die Studien in Tübingen und Erlangen beendigt waren, eine Reise nach Frankreich und England die erworbenen Kenntnisse vervollständigt hatte, gelang es Hrn. Prof. Peter Merian, den jungen strebsamen Mann zuerst als Assistenten und später als Lehrer für die Universität Basel zu gewinnen. Es war im Jahre 1828.

Von da an lebte der nun Verewigte ganz und gar, mit Leib und Seele der Stadt, welche ihn aufgenommen, wie er dies auch sofort in den bald darauf ausbrechenden Wirren zwischen Stadt und Landschaft zu bewähren Anlaß fand und nahm. Die Stadt hat es ihm auch nie vergessen; sie ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger, wählte ihn in den großen Rath, in den Stadtrath, zu anderen Aemtern; sie war stolz auf ihn. Sie durfte es mit jedem Jahr mehr werden. „Volle Freiheit auf geistigem Gebiete", war sein Losungswort, dessen glänzendste Rechtfertigung in der ausgezeichneten Rede enthalten ist, die der Verewigte in der verhängnißvollsten Zeit der vierziger Jahre im Großen Rathe für Einführung der Glaubensfreiheit gehalten hat. So offen und ungescheut, wie er seine Meinung auf diesem Gebiete auszusprechen und zu vertheidigen pflegte, so bestimmt und entschieden that er es auch in politischen Dingen, in denen er conservativen Grundsätzen huldigte. Das Alte war ihm ehrwürdig; er wollte es ohne Noth nicht ändern und dann nur sachte und schrittweise. Ob es wohl eine leise Ahnung des Kommenden war, welche den Heimgegangenen bewog, beim letzten festlichen Anlasse der naturforschenden Gesellschaft, die ihm wie ein eigen Kind ans Herz gewachsen war und der er sein Wissen und Forschen vor allen Anderen mit vollster Hingabe bot, ein feierliches Glaubensbekenntniß abzulegen und nach einem Rückblick auf sein wissenschaftliches Leben zu erklären: daß sein Erkennen ihn nur gelehrt habe, das Bestehen eines allweisen ewigen Schöpfers immer fester zu glauben?

Die wissenschaftliche Wirksamkeit Schönbein's war schon in den 30er Jahren auf hochwichtigem Gebiete der Forschung eine hervorragende. Der interessanten Thatsache, daß mehrere Metalle unter gewissen Umständen ganz veränderte Eigenschaften annehmen können, wendete er Mitte der 30er Jahre zuerst seine Aufmerksamkeit zu. Seine Untersuchungen über die Umstände und Bedingungen, unter welchen diese Veränderungen — Passivität, wie er sie nannte — stattfinden bei Eisen, Zinn, Wismuth, bleiben Capitalversuche in dieser Reihe von Forschungen, an denen sich die bedeutendsten Männer der Wissenschaft betheiligten, und machten ihn schnell bekannt. Es waren bis in die Mitte der 40er Jahre besonders die elektrischen Erscheinungen, die er, auf der Seite der sog. chemischen Theorie stehend, mit interessanten Entdeckungen bereicherte, die Ursache z. B. der elektrischen Entwickelung in der Grove'schen Gasbatterie. Im Jahre 1839 und 1840 untersuchte er die Ursache des Geruchs, der bei Versuchen mit starker Reibungselektricität auftritt, und erkannte als solche einen eigenthümlichen Körper, den er Ozon nannte; 1844 entdeckte er die Bildung des Ozon's auf chemischem Wege durch Phosphor und bei der Verbrennung im Allgemeinen. Nachdem er früher schon die Zustände des Sauerstoffs in Superoxyden, dann in Säuren, besonders Schwefelsäure, Salpetersäure, studirt hatte und mit eigenthümlichen Ansichten darüber Ende 1845 bis Anfangs 1846 auch das Verhalten dieser beiden Säuren gegen einige organische Stoffe untersuchte, entdeckte er das sogenannte Pergamentpapier und bald darauf die Schießbaumwolle. Anfangs hielt er die Bereitungsmethode geheim; nicht lange nachher fand sie aber auch Böttger in Frankfurt a. M. und verband sich mit Schönbein. Da die Entdeckung aber sehr großes Aufsehen machte, so konnte es nicht fehlen, daß die Methode auch bald von Anderen gesucht und gefunden und im October 1846 von Otto veröffentlicht wurde. Mit der Schießbaumwolle in Verbindung steht Schönbein's Entdeckung des medicinisch und technisch so wichtig gewordenen Collodiums. Professor Jung sel. berichtete am 24. März 1847 in der Basler naturforschenden Gesellschaft über diesen Klebäther, Liquor aetherius constringens, Schönbein's und die gemachten Erfahrungen bei dessen medicinischer Anwendung; der Name Collodium kam aus Amerika. Der Entdeckung des Ozons und seiner Bildungsweisen fügte nun Schönbein noch die der mannichfachsten Entstehungsarten durch Licht, Wärme u. s. w. bei, und diese Untersuchungen über den Sauerstoff warfen ein neues Licht über viele Vorgänge in der unorganischen und organischen Natur, der Vegetation und im animalischen Leben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glaß.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 113.

*† Der alte Professor.

Novelle von F. Henschel.

Geliebter Leser, hast Du schon ein Kind beobachtet, wie es in dem Bilderbuch herumblättert, das ihm der heilige Christ bescheert, und wie es nur Vergnügen findet und vor Freude in die Hände klatscht beim Anblick eines großen, recht bunten Bildes, während es die kleinen, oft so niedlichen, einfachen Bildchen mit Hast überschlägt? Und gerade wie es das kleine Kind macht, machen es auch die großen Leute beim Anblick des großen Bilderbuchs, das uns der liebe Herrgott bescheert, beim Anblick der Welt. Denn wenn der Reisende, der in der bequemen Ecke des Wagens recht leicht und angenehm eingenickt ist, plötzlich durch den gellen Pfiff der Locomotive erweckt wird, so steckt er unmuthig seinen Kopf zum Fenster hinaus, fragt ärgerlich nach dem Namen des Städtchens und legt sich dann, innerlich den ganzen Ort verwünschend an seinen alten Ruhepunkt zurück. Freilich ist es ja auch kein Ort, der werth wäre, einen solchen Reisenden aus süßen Träumen zu erwecken, denn hier ist keine Schlacht geschlagen, kein berühmter Mensch geboren, nein, nichts von alledem. Und auch der Zugführer hat bei dem Pfiff der Locomotive brummend seinen Platz verlassen, schreitet einige Mal auf dem Perron auf und ab, um zu sehen, ob Fremde durch Zufall hier ein- oder aussteigen, dann kneipt er der Kellnerin, die auch erwartungsvoll dasteht, in die Backen, pfeift sein „fertig“, die Locomotive wiederholt frohlockend den Pfiff, und fort eilt der Zug, und das Stampfen und Hämmern bildet nun wieder das angenehmste Wiegenlied für die sanft einschlummernden Passagiere. Und keiner von den Reisenden, der auf diese Weise aus seinem Schlummer gestört ist, denkt daran, daß auch in einem so kleinen Städtchen so viel Haß und so viel Liebe, so viel Freundschaft und so viel Neid herrscht, und daß auch dort so manches Auge voller Thränen und manches Herzchen mehr wie gerade durchaus nothwendig pocht und klopft.

Und in ein so kleines Städtchen, das Dich, geliebter Leser, vielleicht auch schon wider Willen geärgert hat, will ich Dich heute führen.

Vor allen anderen Häusern des Ortes fiel eins, ziemlich in der Mitte des Städtchens gelegen, einem jeden Fremden am meisten auf. Der Epheu, der sich bis zum Dach hinaufrankte, der Lindenbaum vor der Thür, alles machte einen Eindruck des tiefsten Friedens und einer rechten Gemüthlichkeit. Fragte man dann einen Vorübergehenden, wer dort wohne, so hieß es der alte Professor, der schon so lange im Ort sei, daß Niemand mehr sagen könne, wo er hergekommen. Doch das wußte ein Jeder, daß der alte Professor noch Niemanden in der Noth verlassen, und daß er den Armen ein tröstender Engel sei. In sein Haus durfte aber Niemand, das hielt er wie eine Festung verschlossen, und nur ein junger Bursche aus einem benachbarten Ort, den er wie einen Sohn liebte, hatte vollen Zutritt. Trotz dieser sonderbaren Eigenthümlichkeit war er allgemein beliebt, und wenn er, der sehr regelmäßig in seinen Beschäftigungen war, irgend etwas bei der einen oder der anderen versäumte, so hieß es gleich, unser alter Professor muß krank sein. So war es regelmäßig bei ihm, daß er des Morgens, wenn die Stadtuhr im Winter sieben und im Sommer sechs schlug, das Fenster öffnete und den Tauben und Spatzen Futter gab. Dann war er bis zehn nicht zu sehen, wo er mit einer langen Pfeife im Mund aus dem Fenster sah, und dann trat nach dem Rauchen wieder eine Pause ein, bis er um 1 Uhr in einem langen, braunen Rock mit goldenen Knöpfen, den Spazierstock in der Hand, einen Ausgang machte.

Eines Morgens nun im Sommer, als die Stadtuhr sechs geschlagen, hatten sich die Tauben zur Zeit eingefunden; doch drin im Zimmer blieb es still, da öffnete sich kein Fenster, da streute keine Hand ihnen das Futter hin. Und die Tauben schüttelten mit dem Köpfchen, flogen von Zeit zu Zeit in die Höhe, klopften gegen die Scheiben, doch es blieb still. Und es wurde zehn, doch der Professor schaute nicht mit der Pfeife zum Fenster hinaus, es wurde ein Uhr, ohne daß sich die Hausthür öffnete und der Alte im braunen Rock hinausschritt. Die Nachbarn traten zusammen nach all diesen außergewöhnlichen Umständen und stimmten darin überein, daß der Herr Professor krank sein müsse. Man holte also einen Schlosser, suchte die Wirthschafterin, die immer des Abends Alles besorgt hatte, auf, und dann gingen Einige leise in sein Zimmer. Dort lag er auf dem Sopha ausgestreckt, mit einem heiteren, vergnügten Gesicht, die Augen geschlossen. Anfangs dachten die Leute er schliefe, und zogen sich deshalb so leise wie sie gekommen, wieder zurück; als es aber Abend wurde und der Alte noch immer nicht aufstand, da traten sie an ihn heran und rüttelten ihn. Doch der Alte ließ sich ruhig schütteln, der blieb ruhig, wie er war, mit geschlossenen Augen liegen, denn der war todt.

Auf dem Tisch lag ein kleines Paketchen an den jungen Burschen adressirt, der ihn von Zeit zu Zeit besucht hatte. Das Paket wurde mit der Trauerbotschaft demselben übersandt, und als er es öffnete, war er nicht wenig erstaunt, ein altes, verschossenes, blaues Band darin zu finden, auf dem die Göthe'schen Worte standen:

„Kleine Blumen, kleine Blätter.“

Außerdem war ein Heft darin, betitelt: „Aus meinem Leben“, mit dem Motto: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu; und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei.“ Hier ist der Inhalt des Heftes:

Aus meinem Leben.

Erstes Capitel.

Draußen auf der Straße toben und lärmen die Kleinen, ich schaue ihrem Treiben gerne zu und denke zurück an meine Kindheit. Der alte Lindenbaum schüttelt sein Haupt und leise säuselt es in den Aesten, wie wenn sie sagen wollten: „O! könnten wir nur sprechen, wir haben so viel zu erzählen.“ Und die Sonne guckt mich so munter, so theilnehmend an, ich weiß nicht, mir wird so sonderbar zu Muth, ich fühle mich seltsam bewegt, und doch glücklich. Und im Lindenbaum raschelt und flüstert es immer fort und fort, könnte ich nur erzählen. Da

fällt mir plötzlich ein, wie so dumm ich bin, die Hände müssig in den Schoß zu legen und nicht zu sprechen, da ich doch genug zu erzählen habe; und wie mir der Gedanke so plötzlich kommt, da treibt es mich, niederzuschreiben, was ich erlebt, und in der Erinnerung lebe ich noch einmal auf:

Es war an einem noch schönen Herbsttage, als ich Abschied vom elterlichen Haus nahm, um eine Stelle als Lehrer in einem kleinen Ort anzunehmen. Von Eisenbahnen hatte man damals noch keine Vorstellung, und wenn man nicht einen eigenen Wagen nahm, so mußte man mit der Post fahren. Gerade zu der Jahreszeit war wenig Verkehr nach dem Ort, wohin ich wollte, und so kam es, daß ich der einzige Passagier war. Ich hatte mich, um einen rechten Genuß an der Aussicht zu haben, oben zu dem Postillon gesetzt und empfand bald beim Anschauen der Landschaft ein ähnliches Gefühl, wie man empfindet, wenn man in eine Kirche, oder an die Grabstätte eines Bekannten tritt. Mein Nachbar, der Postillon, schien aber eher zu denken, daß mein Schweigen daher rühre, daß ich von meinem Liebchen getrennt sei, und fing daher, wie ich ihn aufforderte, ein lustiges Lied zu blasen, nach einem prüfenden Seitenblick, das Lied an:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden —"

Ich unterbrach ihn und forderte ein anderes Lied, und nach einer abermaligen Musterung begann er:

„Es steht ein Baum im Odenwald"

und begnügte sich diesmal nicht mit dem Blasen, sondern er citirte sogar:

„Mein Liebchen bin ich bei Dir gewest,
Oder ist es nur ein Traum."

Dies war zu viel für mich, der ich, im Anblick der Natur versunken, nicht geneigt war, triviale Aeußerungen mit anzuhören, und ich donnerte daher plötzlich zum zweiten Mal ein „Halt" dazwischen. Ich hatte dieses Mal so energisch geschrieen, daß die Pferde sofort Halt machten und der Conducteur aus dem Innern des Wagens seinen Kopf hervorstreckte.

„Was giebt's," fragte er; „ist ein Unglück geschehen?"

„Nein," antwortete ich, „aber dort drüben ist der braune Hirsch; wie wär's, wenn wir nachsehen würden, ob der braune Hirsch guten Wein hat?"

„Hm! Hm! brummte der Alte. Nun, Joseph, gieb nachher der Liese die Peitsche, daß wir nicht zu spät ankommen. So, meine Herren, prüfen wir!"

Während nun die Beiden wacker darauf loszechten, hatte ich, der ich selbst fast noch ein Knabe war, mit den Kindern der Wirthschaft Freundschaft geschlossen und dieselben hingen sich, wie der Conducteur endlich zum Ausbruch mahnte, weinend an mich und wollten den neuen Onkel nicht fortlassen.

Jetzt ging es fort in bedeutender Eile. Der Postillon wußte jetzt besser zu blasen und klatschte dabei tüchtig auf die Liese los, so daß diese mit dem Kopf trotzig schüttelte, was, in unsere Sprache übersetzt, ungefähr so viel heißt wie: Was kann ich dafür, daß der Joseph im braunen Hirsch zu viel Wein getrunken hat.

Wie es dunkel wurde, setzte ich mich zu dem Conducteur in den Wagen und war bald in ein eifriges Gespräch mit demselben über das Leben in meinem Bestimmungsort vertieft. Freilich war es nicht gerade ermuthigend für mich, wie er auf meine Frage, ob die Bürger gemüthlich und zuvorkommend seien, antwortete:

„Schauen Sie, Sie dürfen es einem alten Mann wie ich bin, nicht übel nehmen, wenn er offen und ehrlich seine Meinung sagt, aber ich für mein Theil könnte dort nicht leben, aber so ein junger Bursch wie Sie, der findet sich überall bald heimisch. Wir haben da ein altes Sprichwort: „Wenn man halt in die Schul' geht, geht man in die Schul und wir meinen damit, daß die Lehrjahre doch immerhin keine Herrenjahre sein können."

Ich lehnte mich in die Ecke des Wagens zurück, und der Conducteur, der wohl bemerkte, daß ich nicht geneigt sei weiter zu plaudern, überließ mich meinen Gedanken. Manches ging mir in jenem Augenblick durch den Kopf, es war ja das erstemal, daß ich das elterliche Haus verlassen. Der Postillon, der nach einer längeren Pause wieder zu blasen anfing, unterbrach mich in meinem Sinnen durch das Lied:

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wann i wiederkomm,"

und hin verschwanden die Traumgebilde, die mir erschienen, ich wollte männlich sein und arbeiten.

In der Dunkelheit kamen wir in dem Städtchen an, in dem ich als Lehrer angestellt war, und trotz meiner Bemühungen, bei dem trüben Laternenlicht einzelne Gebäude zu erkennen, mußte ich mich am Abend in mein Bett mit dem Bewußtsein legen, vorläufig über den Ort vollkommen im Unklaren zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Peru und Ecuador.

„Eine merkwürdige Erscheinung wurde am 15. August bei San Pedro im südlichen Californien beobachtet. Eine Reihe von Fluthwellen begann die Küste ungefähr 63 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand zu überschwemmen und trat dann um eben so viele Fuß unter den gewöhnlichen Wasserstand zurück. Das Steigen und Fallen wechselte alle halbe Stunden ab und dauerte mehrere Stunden."

Diese kurze Mittheilung, welche vor einigen Tagen erschien, mag wohl, zusammenhangslos wie sie da stand, manchem Leser schon aus dem Gedächtniß entschwunden sein. Dennoch ließ sie auf ein elementares Ereigniß von auffallender Stärke schließen. Von einem die Tiefen des Stillen Weltmeeres aufwühlenden Sturme verlautete nichts, und es lag mithin die Vermuthung zunächst, daß eine unterseeische Gewalt die Wogen in so ungemeine Wallung versetzt habe.

Das atlantische Kabel hat für diese Annahme eine Bestätigung der furchtbarsten Art gebracht. Dieselbe Erschütterung, welche das Meer 63 Fuß hoch an das Gestade Californiens hinanklettern ließ, wälzte auch fern im Süden die Wellen über die Küste von Ecuador und Peru hin. Und leider mehr als das. In der Gestalt eines gewaltigen Erdbebens hat sie in wiederholten Stößen, welche sich über den Zeitraum vom 13. bis zum 16. August erstreckten, die beiden südamerikanischen Freistaaten mit entsetzlichem Unheile heimgesucht. Von vielen Städten, welche dieser unerbittliche Feind, der schrecklichere Angriffswaffen führt als Riesenkanonen und Zündbomben, jenen Berichten zufolge in Trümmerhaufen verwandelt hat, werden vorerst nur wenige mit Namen aufgeführt. Von Süden her gezählt, ist die erste Iquique, deren günstige Küstenbeschaffenheit im Vereine mit den im Inlande entdeckten reichen Fundstätten von Salpeter und Borax sie aus einem winzigen Fischerdorfe zur belebten Hafenstadt erhoben hat. Nordwestlich von ihr ragt der 17,000 Fuß hohe Vulcan Isluga empor, aus dessen oft erschütterten Wänden unterirdisches Getöse hervordröhnt. Der

zweite Schauplatz der Zerstörung ist die freundliche Seestadt Arica mit 4000 Einwohnern, welche, vor 35 Jahren durch ein Erdbeben vernichtet, erst wieder aus den Ruinen entstanden ist und sich eines sehr lebhaften Verkehrs erfreut. In's Land hinein auf schöner Ebene liegt das den Handel mit Bolivien vermittelnde, rasch aufblühende Tacna, mit 12,000 Seelen; nördlich von ihm am Fuße der Anden das ungefähr die Hälfte der Einwohner zählende Moquegua, eine schön gebaute und besonders durch ihre geschmackvollen Kirchen ausgezeichnete Stadt. Islay ist der fünfte Ort in der unglücklichen Liste, der Hafenplatz des sechsten, der 40,000 Seelen zählenden, in fruchtbarster Umgebung gelegenen, aber noch in diesem Jahrhundert durch mehrere Erdbeben zertrümmerten Stadt Arequipa, über welche der Vulcan gleichen Namens sein schneebedecktes Haupt erhebt. Sie gilt für den schönsten und lieblichsten Aufenthaltsort des ganzen Staates. Weiter nördlich im Innern thront auf stürmisch-kalter Gebirgsebene Huancavelica mit seinen ehemals weit berühmten, jetzt aber fast verödeten Quecksilberbergwerken; es zählt 5000 Einwohner. In noch höherer Lage auf der östlichen Cordillere — und höher ragt wohl keine Stadt der ganzen Erde in den Luftkreis hinein — windet sich das schlecht und weitläufig über seinen unerschöpflich reichen Silberminen erbaute Cerro de Pasco, dessen auf 14,000 Köpfe geschätzte Bürgerschaft, californischen Ansiedelungen ähnlich, ein buntfarbiges Gemisch von Nationalitäten darbietet, Creolen, Nordamerikaner, Europäer aller Länder, dazu die eingeborenen Indianer und Mischlinge; die große Mehrzahl der Bevölkerung rohes, sittenloses Gesindel, welches sich in das rauhe und gefährliche Klima hineinwagt, um schnelle Reichthümer zusammenzuscharren. Diese acht Orte gehören sämmtlich zu Peru, und es folgt nun in der nördlichen Richtung eine große Lücke, innerhalb welcher, zum mindesten in jener Kabelnachricht, keine Stätte des Unheils namhaft gemacht wird. Erst im Norden von Ecuador gelangen wir zu Tacunga, nicht gar weit vom Fuße des Chimborasso entfernt, welches eine der besseren höheren Lehranstalten Südamerikas besitzt und 16,000 Einwohner zählt, die sich meist mit der Salpetergewinnung und der Pulverfabrikation beschäftigen. Nennen wir noch Ibarra, dessen Bewohner, 13,000, sich durch Gewerbefleiß vor ihren Landsleuten auszeichnen, so haben wir die beiden einzigen aus Ecuador erwähnten Ortschaften aufgeführt.

In Callao, der Hafenstadt Lima's, wüthete, wie es in der Unglücksbotschaft weiter berichtet wird, am zweiten Tage des Erdbebens eine heftige Feuersbrunst. Man könnte glauben, daß hier die unterirdische Umwälzung auch unmittelbar die Brandstifterin gewesen sei; denn es schlagen manchmal aus dem gewaltsam bewegten Boden Flammensäulen empor. Ihr Feuer aber, gleich den Irrlichtern der Sümpfe, zündet nicht, und der Brand wird also auf andere naheliegende Ursachen zurückzuführen sein. Von Bedeutsamkeit jedoch ist die Art und Weise, wie Callao hier erwähnt wird; denn es geht daraus fast mit Sicherheit hervor, daß diese Stadt, wenn auch vielleicht erschüttert, doch der zerstörenden Kraft des furchtbaren Naturereignisses entgangen ist. Dasselbe wird von Lima und Quito, den Hauptstädten Peru's und Ecuadors, sowie von den allbekannten Hafenplätzen Trujillo, Pisco und Guayaquil gelten. Jedenfalls wäre es unverzeihlich von den Berichterstattern, Orte von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung aufzuzählen und so wichtige Städte keiner Beachtung zu würdigen, wenn die letzteren das Schicksal der ersteren in der That getheilt hätten. Von den an der See gelegenen Orten, die als zerstört bezeichnet werden, ist Islay das nördlichste; der größere Theil des Küstenstriches von Peru und Ecuador scheint also nicht der Schauplatz der stärksten Erschütterung gewesen zu sein, und dadurch unterscheidet sich dieses Erdbeben, daß sich den namhaft gemachten Punkten zufolge mit seiner vollsten Gewalt über die lange Doppelgebirgskette der Anden Peru's und Ecuadors fortpflanzte, von den meisten anderen, deren Verheerungen sich gerade über das Küstenland hin erstreckten.

Wie furchtbar es aber unter der Erdrinde gährte und wie gewaltig die zurückgehaltene Kraft war, welche durch ihre gewöhnlichen Sicherheitsventile, die Vulcane von Peru und die noch zahlreicheren von Ecuador, keinen gefahrlosen Ausweg mehr fand, beweisen die Fluthwellen, welche an die Chincha-Inseln und muthmaßlich an die ganze Länge des nördlichen Gestades von Südamerika anprallten, der Schifffahrt Vernichtung bringend und große Dampfer weit ins Land hinein schleudernd. Ja, die im Eingange erwähnte Thatsache läßt sich, da die Gleichzeitigkeit hier fast mit Nothwendigkeit auf eine gemeinsame Ursache zurückweist, nicht anders erklären, als daß der Meeresboden noch weit nach Norden oder Nordwesten hin erschüttert worden ist; denn eine bloße Fortpflanzung der Fluthwellen von Ecuador bis nach Californien in solcher Stärke und in so kurzer Zeit ist schwerlich anzunehmen. (Köln. Ztg.)

Die Rheinische Kunstausstellung in Mannheim.

♂ Die diesjährige periodische Kunstausstellung ist statt der letztjährigen permanenten den 6. September eröffnet worden. Die Zahl der Nummern hat sich auf ungefähr 150 gesteigert und übertrifft allerdings diejenige eines Jahrganges der früheren permanenten Ausstellungen, bleibt aber hinter der Zahl einer Septemberausstellung der alten Zeit zurück. Der bisherige Besuch war mit Ausnahme des 13. ein verhältnißmäßig geringer, woran zum Theil allerdings die ungünstige Zeit der Eröffnung gerade mitten in der Woche, zum Theil aber auch die Unbekanntschaft des Publicums mit dem, was sie bietet, die Schuld tragen dürfte. Wir wollen deshalb dem Urtheile, daß Manches in der Ausstellung bedeutend, Vieles schön und gefällig und nur Weniges mittelmäßig sei, die Erwähnung einiger bedeutender Stücke anschließen. Im Vorzimmer der Handzeichnungen und Photographieen verdienen (Nro. 119) eilf Photographieen von Baumeister in München „Aus dem Leben des hl. Wallbert und seiner Familie" eingehende Betrachtung; Nro. 120 u. 121, Aquarellen von Göbel, sind frisch, markig, besonders seine „Spielenden Zigeuner". Die Kohlenzeichnung von Riedmüller, eine Waldlandschaft, zeugt von gesunder Anschauung und bedeutendem Gruppirungstalent, wie auch desselben Künstlers Oelgemälde „Sommerlandschaft" (Nro. 142) sich vortheilhaft vor anderen conventionellen Vedutten auszeichnet.

Die folgenden 4 Säle bis zur ständigen Sammlung haben nur Oelgemälde und fast ausschließlich Landschaften, wie wir diese seit Jahren zu sehen gewöhnt sind.

Unter den historischen Bildern ist Nro. 126 „Tod des Prinzen Ludwig von Baden in der Schlacht von Belgrad" von Lasinsky besonders hervorzuheben. Voll Interesse und Leben, fesselt es durch glückliche Bewältigung des Stoffes den Beschauer. Es hat auch ungeachtet des hohen Preises schon seinen Käufer gefunden. Von Heiligenbildern ist eine Madonna von Hermann und eine St. Cäcilie (102) von Marianne Wagener durch ernstes Streben erwähnenswerth; im historischen Genre erwähnen wir, obwohl es uns nur skizzenhaft anmuthet und die über einander geschlagenen Beine des steinernen Ritterbildes jedenfalls befremdlich sind, v. Bayers „Ritter Toggenburgs Grab im Kloster Fischingen".

Im heiteren Genre ist der Violinspieler von W. Rögge in München (146) sehr wacker und hat auch seinen Käufer gefunden. „Eingeschlafen" von Egg in München (144) muthet ebenfalls sehr freundlich an, ohne gerade besonders tiefe Empfindung zu verrathen. Voll Humor dagegen und auch in der Ausführung gelungen ist Nro. 113 „Der Fechtmeister" von L. Vollmar in München. Auch dieses Bild hat schon vor Schluß der Ausstellung seinen Käufer gefunden. Die „Familienscene aus Istrien" von dem verstorbenen M. Kaltenmoser in München (108), ein kleines Bildchen, ist ein werthes Andenken an den hingegangenen, talentvollen Meister. Die „Blumenmalerin" von Peters (130), wahrscheinlich das Portrait seiner Tochter, der bekannten Künstlerin, ist sehr beachtens-

werth, wie 128 „Das Familienconcert" von E. Seydel, dem wir nur in dem Contraste der schreienden Kinder und des musicirenden Vaters mehr Humor gewünscht hätten.

Andere Bildchen wie „Gleich fertig" von Henley in London, der „Verräther im Spiel" von Naumann in München und das „Perlengeschenk" von Axmann haben einige schöne technische Momente, ohne gerade im Großen und Ganzen anzusprechen. Rechnen wir aus dem Gebiete der Studien und Portraits die brav ausgeführte „Wiener Wäscherin" von Gaul, die kräftigere als bestechende „Italienerin" von Noak, das treffliche Portrait Löwe's als Karl XII. von George (103), — jeder Zoll ein Schauspieler, und Bismarcks von Hieronymi in Zürich, scharf und bezeichnend, wenn gleich eher an ein Lichtbild als an Zeichnung des pulsirenden Lebens erinnernd, so dürfen wir befriedigt zur Abtheilung der Landschaft übergehen.

In dieser ragt durch reale Wirkung Reinhardt's sonnenbestrahlte Wald- und Gebirgslandschaft (144) hervor. Höchst originell in der Behandlung und von großer Wirkung ist J. Keller's Landschaft mit Jagdpartie mit ihrem alt und fremdartig anmuthenden Hintergrund. Dasselbe hat an dem Kunstverein von Karlsruhe seinen Käufer gefunden, ebenso ein Mondaufgang von Heller (48) und eine sehr massig gemalte Schneelandschaft von Thoma, eine vortreffliche finnländische Frühlingslandschaft von Munsterhjelm und ein „Steinbruch" von Emele in Wien, der mit Glück von den Schlachtbildern, in denen er Meister ist, zu diesem Genre überging. Der Kunstverein von Stuttgart hat eine meisterhafte Landschaft von J. Zimmermann in Genf „Am Vierwaldstädter See" (100) — Anderes wohl aus seiner perennirenden Ausstellung — Mainz außer dem schon erwähnten Schlachtbilde eine landschaftliche Architektur „Partie bei Feldkirch" von Petzl, ein Bild anmuthigster Wirkung, und eine Landschaft von Fr. Mayer „Am Faltschauer Bach", endlich eine Architektur mit Landschaft „Partie an Maulbronn" von Adam Beermann erworben, die des Beschauens vollkommen würdig sind. Freiburg hat Brückner's Landschaft aus dem Durthal und Halanska's Partie aus dem Innthal erworben; Darmstadt endlich Seidel's interessante Münchener Hochebene, und — Architektur mit Landschaft — Partie bei Wimpfen von K. Weysser, die Kapelle auf dem alten Kirchhof von Worms von H. Hoffmann und Webers „Schloß Elz an der Mosel" (88), im Genre „die Erwartung" von Betle (61), „der Liebesbrief" von L. Mayer; eine schöne Landschaft von Spitzweg ist hier angekauft worden (65). An Stillleben ist zu Mainz in Privatbesitz übergegangen „Blumen und Früchte" von A. Kärcher; Früchte von Friederike Frei an den Kunstverein in Freiburg; auch von Correggio sind schön gemalte Früchte vorhanden, und „Frühlingsblumen" von Anna Peters — schade nur, daß unvortheilhaft aufgespannt — und ein größeres Stillleben von E. Grünler.

Doch bleibt für unseren Verein immerhin noch eine schöne Auswahl von Bildern, die zu erwähnen nach der Wahl der Platz sein wird, und außerdem noch manches kostbare Bild, welches unter die Cabinetsstücke zu rechnen wäre.

Mannichfaltiges.

— Ueber ein Gewitter auf dem Faulhorn berichtet ein deutscher Tourist aus Meiringen, 13. Sept.: Am 11. d. hatte ich mit mehreren anderen Reisenden das furchtbar großartige Schauspiel eines Gewitters auf dem Faulhorn, wie man uns sagte, seit 40 Jahren das erste Ereigniß dieser Art. Etwa von 5 Uhr 45 Minuten bis gegen 6 Uhr stand das Gewitter über dem Brienzersee, tiefer als die Faulhornspitze. Das von der Sonne hell beleuchtete Ufer des Brienzersees, die dunkelen, Blitz und Donner bergenden Wolken zu unseren Füßen gewährten einen Anblick von wunderbarer Erhabenheit. Gegen 6 Uhr war die elektrische Spannung so stark, daß die Haare auf den Köpfen knisterten; ja es schien uns, als ob die Köpfe der letzten, auf der Spitze stehenden 4 Herren sogar elektrisch leuchteten. Das erregte selbst in den Herzen der muthigsten Zuschauer ein gewisses Grauen und Alles zog sich eiligst ins Gasthaus zurück. Gleich darauf fing es an zu hageln, Blitz auf Blitz zuckte rings um uns auf und Schlag auf Schlag erdröhnten die furchtbaren Donnerschläge und das Echo gab jeden derselben von den Alpen her doppelt und dreifach zurück. Gerade um 7 Uhr traf ein kalter Blitzschlag den nächst dem Nebengebäude der Faulhornwirthschaft befindlichen Schweinestall und erfüllte die im anstoßenden Gebäude befindliche Küche und das Gastzimmer der Führer mit Schwefelgeruch. Fensterscheiben waren entzwei gedrückt, eine Bank zersplittert, die Mauern durchbrochen, in der Küche alles Geschirr zertrümmert, die Köchin und fünf Führer wurden besinnungslos ins Haupthaus getragen. Unter den Reisenden — es waren 4 deutsche Damen und 7 deutsche Herren, 4 Engländerinnen und 2 Engländer oben — herrschte natürlich großer Schreck und Verwirrung und Jeder bangte um das Leben des Anderen. Gott sei Dank, es fanden sich Alle wieder, wenn auch einer von den Reisenden, ein Rheinländer, der sich zufällig noch im Freien befand, leichte Contusionen erhalten hatte. Am anderen Morgen war Alles wieder reisefähig — nur die Köchin mußte noch das Bett hüten. Mehreren Führern waren die Schuhe vollständig zerrissen, einem das Beinkleid von der Hüfte an verbrannt und zerrissen, gleichzeitig hatten sie leichte Brandwunden und noch etwas Kopfschmerzen. Im Stalle, welchen der Blitz getroffen, fand man 2 Schweine getödtet.

— Der französische Gelehrte Flammarion theilt einige Beobachtungen mit, die er auf mehreren zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Luftreisen gemacht. Daß Laute und Geräusche sich von unten nach oben auffallend gut und stark fortpflanzen, während dies in umgekehrter Richtung weit weniger der Fall ist, haben die Luftschiffer immer bemerkt. Der genannte Herr giebt uns hierfür einige Bezifferungen. Er hörte z. B. den Pfiff von Locomotiven noch gut in einer Höhe von 3000 Meter, den Lärm von Bahnzügen in 2500, Hundegebell, Gewehrknallen 1800, Hähnekrähen, Schreien einer Menschenmenge, Glockenläuten 1600, Musikchöre, Trommeln 1400, Wagenrasseln auf Straßenpflaster 1200, einzelne Menschenstimmen 1000, selbst das Zirpen einer Grille noch bei 800 Meter Höhe. Wie schwierig dagegen die Tonübertragung von oben nach unten erfolgt, beweist der Umstand, daß der Luftschiffer schon aus 100 Meter Höhe sich nicht mehr klar verständlich machen kann. Wolken hindern das Aufsteigen der Schallwellen nicht; der ruhige Spiegel eines Sees bildet für sie den besten Reflector. Wenn der Ballon in einer Luftströmung dahin schwimmt und sein Schatten bald über die Erde, bald über Wolken hinstreicht, erscheint der letztere gewöhnlich schwarz; zuweilen aber, wenn er auf eine dunklere Stelle fällt als er selbst ist, zeigt er vielmehr eine Art Leuchten, und untersucht man mit dem Fernrohr näher, so zeigt sich ein schwarzer Kernschatten, von einem lichten Halbschatten umgeben. Auf dem grünen Teppich eines Waldes erscheint der Schatten gelb. Auf den weißen Wolken und Säumen erzeugt der Ballon ein Schattenbild in graulichem Ton, welches das kleinste Detail treu und scharf wiedergiebt. In dem Maße, wie die Höhe zu- und damit der Wasserdunstgehalt der Luft abnimmt, wird die Farbe des Himmels immer tiefer und erscheint in der Höhe von 3000 Meter fast schwarz und gleich einem festen Körper undurchdringlich. Das Licht der aufgehenden Sonne scheint alle irdischen Gegenstände förmlich zu durchdringen, während das Mondlicht, das allezeit roth ist, gleichsam nur darüber hingleitet.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 114.

*† Der alte Professor.

Novelle von F. Henschel.

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Sonderbar war mir am anderen Morgen zu Muth, als ich am Fenster stand und auf das Treiben in der Gasse blickte. Ich fühlte mich fremd, und ein bitteres Gefühl überschlich mich, ich glaubte Niemand auf der weiten Erde liebe mich. Es wird oft gelacht über den Narren, der nach Frankreich kam und erstaunt war, daß dort die kleinsten Kinder gut französisch sprechen; doch auch mir war an jenem Tag so zu Muth, ich wunderte mich in meiner Trübsal darüber, daß alle Leute, die bei mir vorüberzogen, sich so gut kannten und sich so freundlich grüßten, während ich wie ein Verbrecher langsam einherschritt, von Niemand gekannt und doch von Allen beobachtet.

Mein erster Gang war in das Pfarrhaus. Als ich den ziemlich großen, sauber gepflegten Garten des Pfarrhauses betrat, kam mir ein junges, hübsches Mädchen entgegen, reichte mir freimüthig die Hand und sagte:

„Gelt, Sie sind der neue Lehrer?"

„Der bin ich," antwortete ich; „und Sie sind wahrscheinlich das Fräulein Tochter des Herrn Pfarrers?"

„O! Pfui, wie gespäßig Sie sind," erwiderte sie, indem sie sich bemühte, ein Lachen zu unterdrücken; „das Fräulein Tochter des Herrn Pfarrers, o! das sind lauter närrische Worte. Machen Sie mich nur nicht eitel. Doch, was schwätze ich wieder, anstatt Ihnen zu antworten. Ja, ich bin die Tochter, man nennt mich nur Gretchen, und wenn wir Freunde werden wollen, müssen Sie es machen wie die Anderen und Gretchen und Du zu mir sagen. Gelt, das thun Sie?"

„Aber Fräulein, das geht doch nicht, wie kann —"

„Wie garstig Sie doch sind, warten Sie, jetzt gehe ich von Haus zu Haus und sage, der neue Lehrer ist ein recht schlechter, griesgrämiger Schulmeister, den man gar nicht lieb haben kann."

Hier wurden wir im Gespräch unterbrochen, dennn der alte Pfarrer war bei unserem ziemlich lautgeführten Disput leise herangetreten.

„Gretchen," sagte er, „Gretchen, schäme Dich, Du böses Mädchen, so gegen den Herrn Lehrer zu sprechen, anstatt ihn aufzufordern, bei uns einzutreten. Nehmen Sie es dem Kind nur nicht übel," meinte er dann, sich zu mir wendend; „sie meint es nicht so bös. Doch damit Sie auch meine Frau kennen lernen, will ich sie gleich holen, und während der Zeit mag der Wildfang Ihnen abbitten."

Hiermit schritt der Alte langsam wieder dem Hause zu, während das junge Gretchen zu mir trat, mir die Hand reichte und anfing:

„Böse sind Sie mir nicht, gelt, Sie zürnen mir nicht, und nun sagen Sie auch Du zu mir. Ich bin ja noch nicht einmal confirmirt."

Ich schlug in die mir hingereichte Hand kräftig ein; die trüben Gedanken des Morgens waren vergessen, ich war nicht mehr fremd.

„Und sind — und bist Du," verbesserte ich mich, „das einzige Kind hier im Haus?"

„Ja," sagte sie, „und da ist es so einsam für mich, ich habe ja Niemand, der mit mir schwätzt, der mir einen Gefallen thut, denn mein Bruder —"

„Dein Bruder," unterbrach ich sie, „Dein Bruder; ich denke Du bist das einzige Kind?"

„Nun sind Sie wieder gespäßig, mein Bruder ist doch ein Bub und doch kein Kind."

Damals hatte sie allerdings Recht, wenn sie über meine Frage lachte, denn dort war es allerdings Sitte, wenn man von Kindern sprach, die Töchter zu meinen, während man die Söhne mit dem Ausdruck Buben bezeichnet.

Jetzt kam der Pfarrer mit seiner Frau an, die mich so herzlich empfing, wie eine Mutter nur einen Sohn empfangen kann, der nach einer langen Trennung in die Heimath zurückkehrt, und wie ich Abschied nahm, mußte ich versprechen, immer meine freie Zeit dort im Hause zuzubringen, und so die Stelle des Sohnes, der in einer anderen Stadt das Gymnasium besuchte, zu vertreten.

Wie ich den Garten verließ, kam das Gretchen wieder zu mir und brachte mir einen Strauß, den sie mir gepflückt, dann bat sie mich, ich möchte immer recht freundlich zu ihr sein, und nicht zürnen, wenn sie unartig sei.

So schied ich von dem Haus, in das ich mit bitteren Gedanken getreten, mit einem voll Dank erfüllten Herzen, denn nun war ich nicht mehr der Verbannte, der Ausgestoßene.

Drittes Capitel.

Ich sitze wieder an meinem Fenster und blicke auf die Straße hinab. Die Glocken hallen dumpf zusammen, ein einfacher Sarg wird, von keinem Trauernden begleitet, zur Gruft geführt. Ich frage einen Vorübergehenden, wer dort so allein zur ewigen Ruhe geführt wird, und er antwortet: „Es ist die Nähterin, die schlechte Person", und geht dann grüßend weiter. Der Lindenbaum schüttelt sein Haupt, und wieder flüstert und rasselt es in den Zweigen, ich will mich niedersetzen, um die Geschichte meines Lebens weiter zu schreiben, doch ich kann nicht, immer und immer tönt es mir in den Ohren: „Es ist die Nähterin, die schlechte Person," und ich fühle mich gezwungen, meine Geschichte zu unterbrechen und ein Blatt der armen Nähterin zu weihen, für die auch das Motto gilt, das ich oben angeführt:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Die Geschichte der armen Nähterin.

In einem der ärmlichsten Häuser des Städtchens lebte bei armen Leuten eine Waise. Es war ein niedliches, kleines Mädchen, das einem Jeden recht treuherzig in die Augen

schaute, und nicht wußte, wie schwer das Leben ist. Alle Leute hatten das Kind gern, überall wurde es geliebkost und verzogen. Doch nicht immer sollte es so bleiben, aus dem Kinde wurde ein großes Mädchen, das nun nicht mehr der allgemeine Liebling war. Fleißig war sie, unermüdlich von Morgens bis Abends, doch sie war, wie sie als Kind schon hübsch war, nun wo sie zur Jungfrau herangewachsen, noch schöner geworden. Die Rosenknospe hatte sich entfaltet, die Rose hatte sich in voller Pracht entwickelt. Einfach, aber sauber und ordentlich war sie stets gekleidet, ich selbst habe gehört, wie sie sagte: Auf das Kleid, ob es zerrissen ist oder nicht, kann man sehen, doch in den Magen kann man nicht sehen. Lieber hungerig in's Bett gehen, wie lüderlich vor den Leuten erscheinen. Niemand konnte eigentlich etwas Böses von ihr sagen, und doch sagten die alten Klatschbasen und Gevattern, sie sei schlecht. So kam es, daß sie weniger zu arbeiten bekam, denn die Leute sagten, sie sei schlecht, und eine schlechte Person darf Niemand unterstützen. Und doch verzweifelte sie nicht, und doch arbeitete sie unermüdlich fort und härmte sich ab.

Ein junger Handwerker wurde bekannt mit ihr; es war eine Freude, die Beiden zusammengehen zu sehen, das Schicksal schien Mitleid mit ihr zu haben und sich ihrer anzunehmen. Der Tag der Hochzeit war festgesetzt, die Arme lebte wieder auf, da traten die bösen Mächte dazwischen, denn sie sollte und sie mußte schlecht sein. Von allen Seiten wurde der Bräutigam gewarnt, von allen Seiten nahten sich ihm Freunde, die er nie zuvor gesehen, und Freundinnen, die er nie gekannt; die arme Nähterin hatte das Kainszeichen an sich, sie war ausgestoßen aus der Gesellschaft, denn sie war eine schlechte Person. Der junge Handwerker, der das Mädchen genug geprüft hatte, und am besten wußte, daß an ihr nichts Böses, nichts Falsches sei, hatte sie anfangs vertheidigt, zuletzt trat er aber doch zurück von der schlechten Person und wurde dadurch selbst zum Buben.

Nach einigen Monaten hatte die Nähterin nicht nur für sich zu sorgen, sondern auch für ein armes, kleines Würmchen, das wie sie, mit einem Fluche belastet, geboren. Doch nicht lange hatte sie das Kind, für das sie gern alles ertrug, für das sie gern Tag und Nacht schaffte. Es starb, sie war dem Verzweifeln nah; ihr Liebstes war todt, sie war verachtet, und doch that sie sich kein Leid an.

Die Sonne blickte bei ihrem großen Kreislauf immer recht freundlich in das Stübchen der Armen, die hatte nicht gesehen, daß sie schlecht war, die hatte sich nicht verhüllt, wenn sie bei dem elenden Häuschen vorüberzog. Immer kränker wurde die Arme, was nützte es, wenn Einige Geld hinschickten; Niemand wollte sie pflegen, denn sie war schlecht, wie die Leute gesagt hatten. Jetzt hat sie es überstanden, doch noch nach dem Tode heißt es, die schlechte Person ist gestorben, gut für die Welt, daß ein solches Unkraut vertilgt ist. Die Sonne guckt aber immer noch freundlich auf die Erde hernieder, dorthin, wo das Grab ist der armen Nähterin, der schlechten Person.

Im Lindenbaum aber flüstert es noch immer, mir ist's wie wenn ich leise Töne hörte:

„Du Heilige rufe Dein Kind zurück,
Sie hat, ja, genossen das irdische Glück,
Sie hat, ja, gelebt und geliebet.“

(Schluß folgt.)

Charaktere aus den Alpen.*)

1. Der Krehbader.

„Dem Krehbader von seinen Freunden“ lautet die Inschrift einer Gedenktafel, die in der Alpenwirthschaft der Kreh und unsern von Ebensee hängt und an den Doctor Genczik erinnert. Der Mann war ein Original. Um ihn mit Einem Zuge zu zeichnen, genügt zu erwähnen, daß er sich als starker Vierziger erinnerte, noch nicht gefirmelt zu sein, und den Krehmaier allen Ernstes anging, ihn als „Göd“ nach Traunkirchen zur Firmung zu führen, wo damals der Fürsterzbischof Schwarzenberg in dieser Kirchenhandlung functionirte. Man kann sich das Aufsehen der Leute im ganzen Kammergute denken, als davon verlautete, und das massenhafte Gedränge in der Kirche, wo der „Krehbader“, der in Afrika mit Löwen wie mit Schooßhündchen gespielt hatte, mit den anderen Jungens gefirmelt wurde.

Von seiner zweiten Reise nach Afrika, auf der er nach Chartum und noch weiter hinab in das Gebiet der terra incognita kam, hatte er, darüber sind seine Bekannten einig, den zerstörenden Keim seiner Todeskrankheit heimgebracht. Früher ein rüstiger Mann, der es mit den Stärksten aufgenommen hätte, wenn er „rauferisch“ aufgelegt gewesen wäre, und der mit den Gemsen um die Wette die schwindelndsten Klippen abstieg, mußte er sich nachgerade fein in der Ebene halten, weil er, wie er sich selber ausdrückte, als ein „Dämpfiger“ nur mehr mit Einem Lungenflügel arbeitete, und konnte nur mehr dem Sport der edelen Fischerei nachgehen. Im Vollgenusse seiner Kraft war er, um nur ein Beispiel aufzuführen, durch das Klauswasser, das unter wildtobendem Geräusche aus dem Gmundnersee in das Flußbett der Traun fällt, geschwommen, was ihm kaum der beste Schwimmer waghalsig nachahmen dürfte.

Doch ist es in erster Linie Dr. Genczik zu danken, wenn die Seen, Flüsse und Bäche Oberösterreichs, die theils stark ausgeplündert und theils gänzlich ruinirt sind, wieder mit edelen Fischen reich bevölkert werden. Auf seine Anregung und unter seiner thätigen Mitwirkung wurde die künstliche Fischzucht, für welche er die glücklichste Hand hatte, in Angriff genommen und eifrig betrieben. Hoffen wir, daß seine Schüler, die er in dieser Richtung gebildet, in seinem Sinne fortarbeiten und sich nicht durch die Indolenz von Seite der einschlägigen Verwaltungsbehörden abschrecken lassen, das begonnene Werk fortzuführen und eine ergiebige Productionsquelle der Gebirgsländer zweckdienlich auszubeuten.

Bis zum Abend waren wir auf dem ersten See geblieben; nicht mit einem schweren Fange, um den es uns nur nebenbei zu thun war, aber mit Erinnerungen beladen, kehrten wir in die „Kreh“ heim, wohin mir liebe Bekannte aus Ebensee nachgefolgt waren. Eine lange selige Weile saßen wir noch vor dem Alpenhause in Bewunderung über die wahrhaft magische und wechselnde Beleuchtung, in der jetzt die Conturen der riesigen Felsenkuppen hervortraten, und dann ging es durch die Thalschlucht nach Ebensee zurück.

Am Thalausgange knallten rechts und links, oben und unten, laute Gewehrschüsse und tönte heftiges Kuh-Schellengeläute dazwischen. Damit wurde gegen das Wildpret „ausgehütet“, das bei Nacht über die Zäune und Hecken der Bauerngehöfte einbricht und bedeutenden Schaden in den Triften anrichtet. Das Forstamt des „Kammergutes“ hat seine schwere Noth, um alle Beschädigten zu vergüten; wie überall giebt es auch hier einen Kreislauf, und die Entschädigungsgelder fließen schließlich doch wieder in den Steuersäckel. Ich will nicht mit einer Dissonanz, in die ich jedenfalls bei der Ausführung dieses Themas geriethe, den Frieden meines Sonntags stören; neben meiner Herberge kreischte nicht wie an Werktagen die Bretersäge, und ich schlief ruhig in den Pfingstmontag hinüber.

Ich lasse hier Einiges folgen, was ich bei einer früheren

---

*) „Meine Sonntage. Wanderbuch aus den Bergen des österreichischen Hochlandes, von Johannes Nordmann (Wien, Tendler u. Co.)“

Gelegenheit, als ich nämlich im Juli 1860 die erste Bekanntschaft mit diesem Original machte, geschrieben hatte." Es ist unläugbar, daß uns der Verkehr mit lieben Menschen die schönste Landschaft noch verschönert; jene Begegnung war auch für mich eine Hauptursache, daß es mich immer, sobald mich meine Wanderlust in das Kammergut führte, zu den Langbathseen einlenkte.

Der „Krehbader" hat das tüchtige Zeug und die richtige Rhapsodenweise des Vortrages und seine Reisen in Afrika würden den hinreichenden Stoff zu „Hundert und einer Nacht" bieten. Doch er sitzt, wie seine Freunde behaupten, „mit den Hühnern auf" und offenbart dann seinen gesunden Schlaf mit dem Geräusche einer Bretersäge; darum bricht er, wenn ihm die Augendeckel sinken, bei den interessantesten Stellen und vielleicht inmitten einer Löwenjagd ab, deren drastische Schilderung uns schon den Angstschweiß auf die Stirne trieb.

Diesmal blieben wir im Lande und nährten uns redlich an den Erzählungen aus seiner engeren Heimath. Wir schütterten uns vor Lachen, als er uns seine Noth schilderte, die er bei den obligaten Visiten in der Residenz zu bestehen hatte. Wie mußte ihm, der sich nur im Lodenrocke behaglich befindet, peinlich fallen, als man von ihm eines Tages als conditio sine qua non verlangte, er möchte bei einem für ihn sonst wichtigen und unvermeidlichen Besuche im Fracke erscheinen. Und er erschien, trug aber den Frack gleich einem Damenumhängtuche über dem Arme. Damit hatte er nach seiner Meinung den verlangten Beweis der Besitzfähigkeit geführt und sich doch keines schmählichen Undankes gegen seine Bergtracht schuldig gemacht.

Viele Touristen sind gewiß mit dem originellen Doctor im Salzkammergute zusammengetroffen und haben ihn wahrscheinlich nach der äußeren Epidermis seiner Bergtracht für einen Alpenjäger oder Holzknecht gehalten. Wie mußten sie jedoch verwundert sein, wenn sie dieser schlichte Mann, welcher das armselige Sprichwort, daß nur „Kleider Leute ausmachen", Lügen strafte, geläufig in etlichen „lebenden Sprachen" anredete.

Ergötzlich war sein Bericht von einer Begegnung, die er mit einer english-lady sammt ihrer ätherischen Tochter an dem hinteren Langbathsee hatte. Sie zogen dort, da sie sich einsam und unbelauscht glaubten, alle Register ihres Enthusiasmus vor diesem zauberhaften See, und Dr. Genczik, der in der nahen Hütte bivouakirte und Fische briet, fürchtete ganz ernstlich, die Jüngere müsse „jetzt und jetzt" vor Entzücken verdusten. Diese Befürchtung war insoferne grundlos, da sie bald darauf äußerte, daß sie einen ganz mörderischen Hunger verspürte. Er trat also gentlemanlike aus seinem Verstecke mit einer gebratenen Forelle am Holzspieße auf sie zu; anfänglich stießen sie einen gellenden Schrei aus, aus dem sich der eben nicht schmeichelhafte Name „Caliban" losrang, und wollten die Flucht ergreifen; als er sie aber in dem besten Englisch ansprach, wurden sie kirre wie Täubchen und ließen sich gerne die Begleitung des Sonderlings auf eine lange Wegstrecke gefallen.

Ein ähnliches Rencontre hatte er mit zwei anderen Damen aus Ischl, die in der „Kreh" einsprachen. In dieser weltvergessenen Bergschlucht, meinten sie, würde ihr schlechtes Französisch als gut gelten, und legten auf eine jegliche Grammatik und selbst den alten Meidinger empörende Weise damit los. Die Haare sträubten sich auf dem Kopfe des Doctors, der mit der Wirthin plauderte, zu Berge. Sein Aufzug und das Du, das die Wirthin mit ihm wechselte, mußte sie verleiten, anzunehmen, daß sie es mit einem Hausknechte zu thun hätten. Auf ihren Wunsch, daß sie gerne vor der Hütte auf dem etwas thauigen Rasen lagern möchten, forderte die Wirthin ihn auf, für die Fremden doch etwas herunterzuholen. Zuvorkommend gegen Damen überhaupt und schon den Umstand vergessend, daß ihn diese durch ihre entsetzliche Bavardage verletzt hatten, ging er und kam bald mit einer Hängematte, die er an zwei Bäumen befestigte, und mit Kissen zurück. Die bei uns nicht allzu gebräuchliche Matte mußte sie mit Recht überraschen und zu der Frage verleiten: woher diese sei? noch mehr aber die Antwort, daß er sie aus Afrika mitgebracht habe. Nun regten sich in ihnen bedenkliche Zweifel, daß ihr cavaliere servente eigentlich doch nur ein verkappter Hausknecht sein könne, und sie gaben diese in einem so fürchterlichen französischen Dialoge von sich, daß Genczik nicht mehr an sich halten konnte und sie mit dem elegantesten Französisch corrigirte. Jetzt errötheten sie bis an die Stirn, dann baten sie um Pardon für ihre Sprachfrevel und schließlich bezeugten sie ihre Freude über das unerwartete Abenteuer ganz unumwunden.

Nicht so glimpflich kam ein deutscher Gelehrter weg, mit dem er einmal auf demselben Dampfer thalabwärts die Donau hinabfuhr. Er hatte damals einen seiner brummigen Tage, kauerte, weil ihm die Gesellschaft der ersten Verdecksklasse nicht zu Gesichte stand, zwischen den Schiffsknechten und unterhielt sie mit seinen Schnurren und Geschichten. Der Gelehrte „aus dem Reiche", der das ganze Verdeck ablief, um sich die Ufergegend von allen Gesichtspunkten zu betrachten, mußte oft an ihm vorüber und aufmerksam werden, da ihm sein Vortrag ganz „kathedermäßig" erschien. Die neugierige Erkundigung, die er von dem Capitain einholte, machte ihm die Bekanntschaft eines Mannes wünschenswerth, der solche Weltfahrten unternommen hatte. Es ließ sich nicht durch kurz angebundene Antworten abschrecken, brachte durch Kreuz- und Querfragen heraus, daß dieser in nächster Zeit auf einer neuen wissenschaftlichen Reise begriffen sei, und mußte, da er zu hartnäckig nach dem Zwecke dieser Mission forschte, sich zum allgemeinen Gelächter mit den Worten abspeisen lassen: „daß er unten in Neapel ein neues Bohrsystem der Maccaroni einzuführen habe."

Von Dr. Genczik stammt auch die genaue Specificirung der Touristen, die er nämlich in „Steinfexe" oder Mineralogen, in „Gras- und Heufexe" oder Botaniker, welche beiden er als sehr gefährlich bezeichnete, weil sie die Felsen zum Absturz bringen und die Alpenwiesen zertreten, und in die ungefährlichen „Aussichtsfexe" eintheilte, in welche letztere er etwas unberechtigt auch die Landschaftsmaler und Schwärmer für Sennerinnen subsumirte.

(Schluß folgt.)

Der nächste Krieg.

Aus Berlin wird der „Elberf. Ztg." geschrieben: Nach den Berichten über die diesjährigen Truppenübungen beinahe aller Armeen dürfte der nächste größere Krieg höchst wahrscheinlich einen von den früheren europäischen Kämpfen ganz verschiedenen Charakter darbieten. Beinahe auf allen Uebungsplätzen ist der raschen Aufwerfung von Feldbefestigungen eine bisher denselben nicht entfernt eingeräumte Wichtigkeit beigelegt worden. Auch mit den hier stattgefundenen Manövern sind derartige Uebungen verbunden gewesen, wie nicht minder die Anwendung des Feldtelegraphen, neue Experimente auf dem Gebiete des Signalwesens &c. Die Muster für den nächsten Krieg werden voraussichtlich die vielen Eigenerscheinungen des letzten amerikanischen Bürgerkrieges bieten, bei dem bekanntlich ja auch das schnelle Aufwerfen von Verschanzungen und der Kampf vorzugsweise in verschanzten Stellungen eine so große Rolle gespielt haben. Namentlich scheinen aber die Franzosen die damalige amerikanische Fechtweise und die Eigenheiten der dortigen Kriegführung auf ihre Armee und Taktik unmittelbar übertragen zu wollen. Die Anfänge dazu reichen schon bis zu Anfang des vorigen Jahres zurück, wo bekanntlich die Bestellung der zwölf transportabelen und ganz unzweifelhaft für den Rhein bestimmten Panzerkanonenboote erfolgte, deren einige mittlerweile in Cherbourg erprobt worden sind, für welche bisher nur die geeignete Transportform noch nicht hat gefunden werden können. Seitdem ist die Anwendung der Feldbefestigungen dem noch hinzugetreten, welche im Laufe dieses Sommers in den verschiedenen französischen Uebungslagern bis zum Uebermaß geübt worden ist, und wozu nach allen Anzeichen für den nächsten Krieg auch noch die amerikanische Verwendung der leichten

Digitized by Google

Cavalerie zu weiten Streif- und Verheerungszügen im Rücken der feindlichen Armee behufs Zerstörung der Eisenbahnen, Magazine u. s. w. hinzuzutreten bestimmt ist. Auch sonst aber dürften für den bezeichneten Fall Ueberraschungen die Fülle von französischer Seite nicht ausbleiben, und wird sicher namentlich die Anwendung von allerhand technischen Hilfsmitteln ins Große getrieben werden. Hier wird den Erfahrungen des letzten amerikanischen Krieges zwar keineswegs die gleiche ungemessene Wichtigkeit beigelegt, aber nichts desto weniger doch ein ernstes Studium zugewendet, wie es ja denn auch die preußische Armee gewesen ist, welche 1866 in ihren Eisenbahncompagnieen xc. zuerst die in jenem Kriege hervorgetretenen technischen Erscheinungen praktisch zu verwerthen gewußt hat. Dagegen dürfte für den nächsten Krieg die preußische Cavalerie bestimmt sein, eine noch weit entschiedenere Rolle als in dem letzten österreichischen Kriege zu übernehmen. Die Bildung von großen geschlossenen Cavaleriecorps wird dabei fortan aller Wahrscheinlichkeit nach entweder ganz fortfallen oder doch höchstens auf die schwere Reiterei beschränkt werden, wogegen der leichten und Liniencavalerie bei einer durchaus veränderten Form der Zutheilung zur Infanterie ein Eingreifen in das Gefecht nach Art der Vorgänge des zweiten schlesischen Krieges vorbehalten zu sein scheint. Ob damit auf deutscher oder französischer Seite die rechte Zukunftsverwendung der Reiterei in Aussicht genommen worden ist, vermögen allerdings erst die Erfolge des nächsten Krieges zu lehren.

Mannichfaltiges.

— Ein jüngst erschienenes Büchlein: „Der Frühling von Meran", von Heinrich Noë, erzählt bei Gelegenheit eines Streifzuges in das Thal von Ulten eine Liebesgeschichte, deren Held vor nahezu 30 Jahren niemand Anderer war, als Graf Bismarck. Nach Aussage vieler Zeitgenossen in Ulten ist der Sachverhalt kurz folgender: Zu Anfang der vierziger Jahre hatte der damalige Besitzer des „Mitterbades", Holzner, eine Tochter, Josepha, die schönste und sittsamste Jungfrau des Ortes. Mehrere Jahre hindurch fand sich unter den Badegästen auch ein norddeutscher Edelmann ein, der seine Wohnung in Obermais nahm und dem Mitterbade regelmäßige Besuche abstattete. Er nannte sich Otto v. Bismarck-Schönhausen und war bei seinen kaum dreißig Jahren ein schöner ritterlicher Mann. Allmählich entspann sich zwischen ihm und Josepha ein herzliches Verhältniß und ein sehr lebhafter, durch den (heute noch lebenden) „Badhiesl" vermittelter Briefwechsel. Endlich kam es zu einem förmlichen Heirathsantrage; der märkische „Junker" warb, allen Standesvorurtheilen zum Trotz, um die Hand Josephas. Aber Holzner lehnte den Schwiegersohn ab, weil derselbe nicht katholisch war. Josepha wurde bald darnach von Aloys Schmidt, einem Beamten der landesfürstlichen Stiftung in Salzburg, heimgeführt; jetzt ist sie schon seit vielen Jahren todt.

— Ueber die Wunder der Meerestiefen hat der berühmteste Unterwasserreisende, der amerikanische Taucher Green, eine Schilderung gegeben, die dem Phantasiestück in Schillers Taucher in keinem Zuge gleicht. Die Scene bilden die in der Nähe von Haiti gelegenen und die Silberbänke genannten Korallenriffe, die einen Raum von etwa 40 englischen Meilen Länge und 10 bis 20 Meilen Breite einnehmen. Diese Bänke, sagt Green, gewähren dem Taucher eines der schönsten und erhabensten Schauspiele, die des Menschen Auge sehen kann. Die Wassertiefe variirt zwischen 10 und 100 Fuß, und das Wasser ist so klar, daß der Taucher auf dem Grunde in eine Entfernung von 2—300 Fuß weit sehen kann, mit einer nur ganz schwachen Gesichtstrübung. Der Grund ist an manchen Stellen so eben wie ein Marmortafel; anderwärts ist er übersäet mit Korallsäulen von 10—100 Fuß Höhe und 1—80 Fuß Stärke. Die Scheitel der höchsten Säulen tragen Tausende von Gehänge bildenden Auswüchsen und jedes derselben ist wieder mit Tausenden anderer geziert; das Ganze stellt die märchenhafte Wohnung irgend einer mächtigen Wasserfee leibhaftig vor Augen. An anderen Stellen wölben sich zwischen den Säulen Bogen über Bogen, und wenn der Taucher vom Meeresgrunde aus in diese gewundenen Labyrinthe hineinblickt, so überkommt ihn ein Gefühl wie Ehrfurcht, als beträte er einen alten Dombau, der vor Zeiten in die Tiefe des Meeres gesunken. Hier und da erhebt sich eine Korallsäule bis an den Wasserspiegel, als wenn diese majestätischen Tempelruinen auch ihre Thürme haben sollten. Zahllose Arten von Bäumchen, Büschen und Pflanzen, dabei ein fächerförmiges Gewächs von kolossalen Dimensionen, wachsen aus jeder Spalte des Korallgesteins hervor. Sie sind in Folge des bleichen Lichtes, in welchem sie leben, alle matt gefärbt, aber in unzähligen und den schönsten Nüancen, sind überhaupt gänzlich verschieden von allen Gewächsen des trockenen Landes. Die Fischbevölkerung dieser Felsenstadt ist nicht minder reich an Arten als die Flora; man sieht sie in allen möglichen Gestalten, Größen und Farben, von der zierlichen Meergrundel bis zum plumpen Klumpfisch, von der trübsten Färbung bis zum Farbenspiel des Delphins.

— Ein bekannter deutscher Sänger theilt der „N. Fr. Pr." das folgende ergötzliche Geschichtchen als Illustration zum Treiben der französischen Halbwelt in den deutschen Bädern mit: Derselbe traf während seiner Anwesenheit in Baden-Baden die berühmte Coloratursängerin Fräulein Desiré Artôt, welche in den dortigen Concerten mitwirkte. Unser Freund erschien mehrmals auf der Morgenpromenade an der Seite der ihm vom Wiener Operntheater her bekannten Sängerin und hatte wiederholt die Ehre, diese Dame bei den Reunionsbällen als cavaliere servente zu begleiten. Dies war genug, um ihn bei den zu Hunderten anwesenden Damen der Pariser Demi-monde in den Verdacht kolossalen Reichthums zu setzen; man hielt ihn für einen russischen Fürsten oder einen indischen Nabob, und die Loretten drängten sich, wo er ging und stand, mit liebenswürdiger Unverschämtheit an seine Seite. Unser Held fand es vorläufig, des Spaßes halber, für angezeigt, die gastreisenden Damen des Quartiers Breda in ihrem süßen Wahn zu belassen, doch er sollte bald gezwungen werden, Farbe zu bekennen. Eines Abends, zu ziemlich später Stunde, unternahm er einen Spaziergang durch den prächtigen Park und machte bald die Bemerkung, daß eine sehr luxuriös gekleidete Dame ihn auf Schritt und Tritt verfolgte. In einen unbelebten Baumgang einbiegend, rauschte die Schöne plötzlich vor und sank, als sie an seiner Seite angelangt war, mit einem schwachen, künstlichen Schrei zu Boden. Erschrocken sprang der Sänger hinzu, um der Gestürzten beizustehen; doch kaum hatte er die Hand derselben erfaßt, als die Lorette mit erstaunlicher Naivetät sagte: „Endlich bemerken Sie mich, mein Herr!.... Ich habe soeben mein Geld am Spieltisch verloren, leihen Sie mir gefälligst zwanzig Napoleonsdor!" Der Ritter stammelte bestürzt: „Mademoiselle, ich besitze für den Moment keine solche Summe." Kaum war dieses aufrichtige Geständniß ausgesprochen, als die Geldbedürftige auf beide Füße sprang und davonlief.

— Der Leibkutscher des Kaisers Nikolaus von Rußland, Namens v. Bebutoff, ist am 8. d. M. in Petersburg gestorben. Er ist berühmt geworden dadurch, daß er den Czar das letztemal in dessen Leben, als ihm die drohenden Donnerwetter in der Krim klar wurden, auf einem Schlitten von dem Winterpalaste nach dem Kriegsrathe fuhr. Unterwegs erkältete sich der furchtbar aufgeregte stolze Czar, wie man sagt, absichtlich durch Aufschlagen der Kleider, worüber Bebutoff weiter keine Auskunft geben durfte, und verfiel darauf in eine schwere Krankheit, welche nach kurzer Dauer seinen Tod zur Folge hatte. Bebutoff starb als kaiserlich russischer Staatsrath, die höchste Stufe, die ein russischer Kutscher erreichen kann. Der russische Staatsrath steht im Range eines Brigadegenerals.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 115.

*† Der alte Professor.

Novelle von F. Henschel.

(Schluß.)

Viertes Capitel.

So habe ich alter Schwätzer meine Geschichte unterbrochen, gerade nachdem ich im Pfarrhause näher bekannt war.

Ich ging oft in das Pfarrhaus, meine Wohnung war dicht daneben, und wenn ich heim kam, dann stand ein frischer Strauß auf dem Tisch, von meinem Gretchen gepflückt. Wir waren wie die Kinder zusammen, stets glücklich und stets ausgelassen; ich schüttelte den Schulstaub ab, wenn ich mit ihr zusammen war.

Eines Tages besuchten wir gemeinschaftlich den Jahrmarkt; ein blauseidenes Band erregte ihre Aufmerksamkeit; ich kaufte es, schrieb die Göthe'schen Worte:

„Kleine Blumen, kleine Blätter"

darauf und brachte es ihr.

„Pfui, wie garstig, rief Sie aus, wie sie das Lied las; muß denn der Schulmeister überall Schreibvorschriften ausgeben."

Und stets wenn sie das Band trug, schmollte sie, daß ich den Vers auf die Rückseite des Bandes geschrieben. So war sie aber immer voller Poesie auf der einen Seite und auf der anderen Seite ein prosaisches, kindisches Mädchen. Beständig mußte ich ihr Geschichten erzählen, dann folgte sie wie ein Kind, sah mir dabei in die Augen, daß ich oft verlegen wurde, und ich konnte gar nicht genug neue Geschichten erdenken. Eine ist mir noch im Gedächtniß, die hier ihren Platz finden möge; es ist:

Das Märchen von dem Hälmchen, das bis in den Himmel wachsen wollte.

Die Säeleute gingen auf den Feldern umher und streuten die Samenkörner bald hierhin bald dorthin mit dem frommen Wunsch, daß sie im kommenden Jahr aufgehen und gute Früchte tragen mögen. Und der Winter kam herangezogen und bedeckte die Erde mit seinem weißen Leichentuch, während unten in der Erde die Samenkörner ihren Winterschlaf hielten. Doch nicht ewig sollte das Regiment des Winters dauern, denn nach dem ewigen Kreislauf der Jahreszeiten, nach dem ewigen Verstecken und Suchen derselben machte der Frühling sein Recht geltend, und die warme Sonne, mit ihren hellen Strahlen zerstörte das Leichenkleid. Und der Frühling klopfte überall an, an Busch und Strauch, auf Feld und Flur, und überall regte es sich. Auch unsere Samenkörner erwachten, drehten sich um und um, und bald war bei dem Drängen und Stoßen die feste Hülle gesprengt und die kleinen Hälmchen guckten hervor. Die Sonne aber fing bereits an böse zu werden und rief immer lauter und lauter, während unten in der Erde Kriegsrath gehalten wurde, ob man hinausziehen soll oder nicht. Endlich wagte es ein kleines Hälmchen gar vorsichtig den Kopf etwas aus der Erde emporzustrecken, und wie es oben den blauen Himmel und rings herum alles so hell und klar fand, da holte es auch die Geschwister und bald war alles grün.

Nun kam aber auch Besuch, da waren die kleinen Feldmäuschen, die viel in der Welt umhergekommen waren und gar schöne Geschichten wußten; dann kamen die Spatzen, die von dem Leben in der Luft Wunderdinge erzählten. So eifrig nun alle zuhörten, wenn erzählt wurde, so war es doch hauptsächlich ein kleines Hälmchen, das gern vom blauen Himmel, in dem der liebe Herrgott und die kleinen Engel wohnen, erzählen hörte, und sich fest vornahm bis in den Himmel zu wachsen. Wie die Spatzen bemerkten, daß das dumme Hälmchen alles glaubte, da erzählten sie immer mehr, flogen dann auf, und das Hälmchen meinte dann, nun mußten sie sich den Kopf am Himmel gestoßen haben, so hoch wären sie geflogen.

So war mit Scherzen und Erzählen ein Theil des Sommers vergangen, das Korn stand hoch, die vollen Köpfchen neigten sich etwas zur Seite, als eines Tags der Besitzer des Feldes mit einigen Knechten kam und sagte: Morgen schneiden wir! Morgen schneiden wir, tönte es von Halm zu Halm, was machte das bedeuten? Die Feldmäuschen wurden gefragt, doch die schüttelten bedenklich mit den Köpfen und meinten, das thue einmal weh, das Schlimmste käme aber, wenn erst die Menschen mit großen Prügeln auf sie losschlügen. Alles jammerte, nur nicht das Hälmchen, das bis in den Himmel wachsen wollte, und wie es am andern Morgen: „Klipp klapp" Schlag auf Schlag ging, da blieb es doch fest und klagte nicht, nein, es hoffte sogar auf baldige Ankunft im Himmel. Wie die Feldmäuse vorhergesagt, wurde dann das Korn gedroschen, doch auch hier blieb es fest, während die anderen klagten und ächzten. Nun wurde das Stroh in Bündel gebunden, auf einen Wagen geladen und fortgeführt. „Hott, hott," riefen die Knechte und schlugen dabei auf die Pferde ein, doch die trabten schon von selbst gar wacker darauf los und wieherten vor Freude über die Schätze, die sie zu fahren hatten. Nun kamen einige Gassenbuben gelaufen, die zerrten an dem Stroh, um sich einige Halmen aus den Bündeln herauszuziehen, und da unser Halm sich besonders hervorthat, so hatten sie ihn bald erwischt und liefen mit der Beute auf und davon. Nun kann ich doch noch bis in den Himmel kommen, jubelte unser Halm, wie ihn die Burschen hoch empor in die Luft hielten; doch nach kurzer Zeit machte denselben das Spielzeug keine Freude mehr, und unser Himmelstürmer lag unbeachtet in einer schmutzigen Gosse. Aber auch hier sollte er noch nicht Frieden haben, denn plötzlich kam eine Schwalbe geflogen, nahm den Halm in den Schnabel und hoch ging es in die Luft. Da jauchzte aber das Hälmchen, jetzt komme ich in den Himmel, jetzt komme ich in den Himmel. Aber bis zum Himmel flog die Schwalbe nicht, die machte bald Halt, gerade dort drüben unter dem Dach, dort wo sie ihr Nest hatte, und das Hälmchen mußte dazu dienen, dem rauhen Wind den Eintritt zu verwehren. Und oben in dem Nest da ist noch heute der Strohhalm, und das ist das Märchen von dem Hälmchen, das bis in den Himmel wachsen wollte."

„Gelt, da sieht man wieder den Schulmeister," meinte das Gretchen, wie ich schwieg; „das Märchen soll nur zeigen, daß es gut ist zu streben und den Muth nicht sinken zu lassen, wenn auch das Ziel unerreichbar ist. Ich habe aber auch ein Stre-

ben, ich will eine Schriftstellerin, eine Künstlerin werden, die von Allen gelobt wird."

„Du hast ein schöneres Ziel von der Natur vorgeschrieben erhalten, jetzt bist Du noch zu jung um mich zu verstehen, einst aber wirst Du auch sehen, daß der schönste Beruf des Weibes ist, an der Spitze eines guten Haushalts zu regieren. Dorthin gehört das Weib und nicht an den Schreibtisch. An dem Herd, für den sich der Mann im Feld schlägt, ist das Weib die Königin, dort allein kann sie groß sein."

„Das verstehe ich nicht," antwortete sie, „doch eines möchte ich wissen, warum streben Sie nicht, warum wollen Sie, der Sie ein Mann sind, nicht den Himmel erobern?"

„Ich will's, Gretchen, ich will's," erwiderte ich; „schon längst war es mein Plan, jetzt werde ich es ausführen; ich werde studiren, und vielleicht wird dann dereinst auch mein Name genannt."

Was ich gesagt hatte, führte ich, oder setzte ich vielmehr in's Werk. Der alte Pfarrer billigte meinen Wunsch, bald war ein Anderer für meine Stelle gefunden, und bald war mein Bündelchen gepackt. Der Abschied von den beiden Alten rührte mich tief, beide gaben mir ihren Segen mit auf den Weg, mit in's Leben. Gretchen schluchzte wie ein Kind, ich wollte ein Andenken, und da sie das blaue Band umhatte, bat ich um dieses, und wie sie es mir gab, las ich ihr den Vers davon vor:

„Da Du weißt, was ich empfinde,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbinde,
Sei kein zartes Rosenband."

Sie hörte nicht darauf hin, sondern weinte fort; plötzlich legte sie ihren Arm um meinen Hals, küßte mich und sagte:

„Gelt, Sie behalten das dumme Gretchen lieb, und vergessen es nicht in der Fremde? Gelt, Das thun Sie nicht, Sie, der Sie mein einziger Freund waren!"

Ich versprach's und habe es gehalten. Der Postillon blies zum Abschied und fort trug mich der Wagen, wie er mich vor einem Jahre hergebracht, nur schied ich mit schwererem Herzen. Der Postillon, der mich damals fuhr, hatte richtig prophezeit, wie er blies:

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wann i wiederkomm,"

denn ich fuhr zurück nach der Heimath.

Fünftes Capitel.

Auf der Universität hatte ich bald einige Freunde gefunden. Der Bruder Gretchens, der Theologie studirte, und ein junger Mediciner waren mein täglicher Umgang. War ich auch im Ganzen ein heiterer, lebenslustiger Bursch, so hielt ich mich doch von dem echten Studentenleben fern. Mit dem Pfarrer stand ich in lebhafter Correspondenz, ebenso mit dem Gretchen. Ihre Briefe habe ich noch, und werde sie wie ein Heiligthum hüten, sie zeigen so viel, trotzdem sie so einfach, so natürlich sind, denn sie zeigen den ganzen Entwickelungsgang vom jungen Mädchen zur Jungfrau. Nach anderthalb Jahren hörte die Correspondenz auf, die Jungfrau war zum vollen Verständniß gekommen, sie durfte keine Briefe mehr mit einem jungen Mann wechseln.

Nach zwei Jahren verließ ich die Universität, um auf einer anderen fernere zwei Jahre zu studiren und dann das Examen zu machen. Eines Tages erhielt ich von dem Mediciner einen Brief, er schrieb, ich sollte mit ihm und dem nunmehrigen Pfarrer, dem Bruder Gretchens, eine Reise machen, und dabei auch den Ort berühren, wo ich vor vier Jahren Schullehrer war. Er stände im Begriff sich zu verloben, und da er meine Ansichten von der Ehe kenne, so sollte ich zuvor urtheilen, ob seine Wahl eine gute sei oder nicht. Deshalb würde er mir den Namen nicht nennen, mein Herz sollte entscheiden und die Richtige erkennen.

Ich war mit der Reise einverstanden, und so zogen wir Drei von Ort zu Ort, die Kreuz und Quer, wurden überall gut aufgenommen, und die Aufgabe, die Auserwählte herauszufinden, ward mir immer schwieriger, da mein Freund überall bei den Damen liebevolles Entgegenkommen fand. Auch den Ort besuchten wir, der mir nach meinem Heimathsort der liebste war, und dort mußten wir längere Zeit verweilen. Der alte Pfarrer freute sich mich wieder zu sehen, Gretchen kam mir entgegen, gab mir die Hand und redete mich, trotz meines Sträubens, immer nur mit Herr Professor an. Wie ich darüber schalt, meinte sie: „Wir sind älter geworden, es ist besser so."

An einem Abend, als wir traulich zusammen plauderten, kam das Gespräch von ungefähr auf den Aberglauben. Jeder wußte Beispiele von abergläubischen Leuten anzuführen, plötzlich meinte der Mediciner, auch ich sei nicht frei davon. So habe er bei unserer Studienzeit gesehen, daß ich ein blauseidenes Band, mit sonderbaren Schriftzügen darauf, wie einen Talisman verehrt, und daß er fest überzeugt sei, daß ich nur durch die Macht eben dieses Talismans so solide und so zurückgezogen hätte leben können. Ich sah Gretchen an, wie mein Freund so aus der Schule schwatzte, sie hatte die Augen gesenkt und bald unterbrach sie den Sprecher und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Als ich sie aber am anderen Tage allein traf, fragte sie mich:

„Und ist es wirklich wahr, Herr Professor, daß mein Band einen solchen Einfluß ausgeübt hat auf Ihr Thun und Treiben?"

„Gewiß," erwiederte ich, „und weit mehr wie dies. Du — Sie verzeihen! Sie waren stets mein Ideal, für das ich lebte, mein Schutzengel in jeglicher Gefahr. O! Gretchen, könnte ich Ihnen dienen, um Ihnen zu zeigen, wie gut ich Ihnen bin. O! könnte doch das in Erfüllung gehen, was auf dem Band steht und was ich Ihnen zum Abschied sagte:

„Da Du weißt, was ich empfinde,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbinde,
Sei kein zartes Rosenband."

Sie saß stumm da, in ihrem Inneren schien sie mit sich zu kämpfen, dann sagte sie leise: „Es kann nicht sein, nein, es kann nicht sein, bleiben Sie mein Freund, wie Sie es waren, es kann nicht sein." —

In meinem Innern tobte es wild, es kann nicht sein, hatte sie gesagt, und warum? O! Ich Narr, war ich doch mit meinem Freund auf die Brautwahl gefahren, und waren wir doch gerade hier länger wie sonst irgendwo geblieben. Nur eines war mir unklar, seit wann mochten sie sich kennen? Doch auch hierüber erhielt ich Aufschluß, denn zur Zeit wie er nach unserer Trennung nach einer anderen Universität ging, war sie dort längere Zeit zum Besuch bei Verwandten, wo sie sich oft getroffen.

Ganz zerfallen mit mir und der Welt war ich am anderen Tage, nachdem ich die unglückselige Entdeckung gemacht hatte. Allen fiel mein verändertes Benehmen auf, ich entschuldigte mich mit einem schlechten Brief, den ich von Hause be-

kommen, und der mich unverzüglich zurückrief. Ich packte schnell zusammen, nahm in aller Eile Abschied, um meine mühsam errungene Fassung nicht zu verlieren und reiste ab.

Erst nach einigen Tagen wurde ich wieder ruhiger; ich schrieb an Gretchen:

„Geliebtes Gretchen!

„Seitdem ich Sie kannte waren Sie mein Ideal, für das ich kämpfte, für das ich strebte. Nur für Sie war es, daß ich mein ruhiges Plätzchen aufgab und empor zum Himmel fliegen wollte. Ich Thor! Ich wollte zum Himmel steigen und konnte die Sonnenstrahlen nicht ertragen und stürzte auf die Erde herab.

„Ich habe Sie geliebt, wie man nicht heiliger lieben kann, doch Sie waren mir nicht bestimmt. Es ist ein seliger Gedanke, den ein Weiser des Alterthums erdacht, daß die Seelen der Menschen getrennt im Weltall wären und nur, wenn sich zwei zu einander gehörende Theile getroffen, zwei Menschen, die für einander bestimmt, zusammen gekommen wären. Ich glaubte in Ihnen den zu mir gehörenden Theil der Seele gefunden, doch ich habe mich getäuscht.

„Sie werden glücklich werden an der Seite meines Freundes, und wenn Sie es sind, und daß, was ich Ihnen als das höchste bezeichnet, das eine Frau werden kann, wenn Sie als Königin an Ihrem Herd in Ihrem Hause herrschen, dann denken Sie auch zuweilen an Ihren Freund in der Ferne!"

Sechstes Capitel.

Ich ging einige Jahre auf Reisen. Das Streben nach etwas Höherem hatte ich verloren. Ich zog hier in dieses Städtchen, und da ich von den Menschen getrennt sein wollte, so gab ich mich meinen einzigen Freunden, den Büchern, hin.

Gretchen, die jetzt schon einige Jahre neben ihrem Gatten in der stillen Erde ruht, hat mir gezeigt, daß ich Recht hatte, wie ich sagte, das Reich der Frau ist ihr Herd. Kinder und Enkel hüpften freudig dort umher, dort, wo die Mutterliebe waltete, dort wo das Mutterauge wachte.

Nicht ohne Grund bin ich in dieses Städtchen gezogen; hier war ich noch bei denen, die ich liebte.

Und Du, mein Sohn, für den ich diese Zeilen schrieb, und der Du so oft erstaunt auf mich blicktest, wenn ich Dich liebkoste, wisse, daß wenn Du am Grabe Deiner Großmutter betest, Du am Grabe derjenigen bist, die ich einst und die ich immer geliebt.

Der Lindenbaum hält seinen Kopf gerade in die Höhe, es flüstert nicht mehr in den Zweigen, Alles ist still. — Auch ich schweige — meine Geschichte ist zu Ende.

Charaktere aus den Alpen.

(Schluß.)

2. Almerin und Holzknecht.

Unter hundert und mehr Almerinnen, die ich gewiß auf meinen vielen Wanderungen durch das Alpengebiet getroffen, entsprachen nur sehr wenige, die ich an den Fingern herzählen könnte, annähernd dem Begriffe von Schönheit, welchen der Köhlerglaube der civilisirten Leute gewöhnlich mit diesen Geschöpfen verbindet. Der Bauer, bei dem sie „eingestanden", und der sein Melkvieh ihrer Hut und Wartung auf den Alpenmatten anvertraut, verlangt von ihnen nicht diese ästhetische Eigenschaft, und vielmehr, daß sie handfeste und verläßliche Dirnen seien. Der „Austrieb geschieht, „wenn der Schnee von der Alpe weggeht," und hat einen festlichen Anstrich; die „Leitkuh", mit der großen Schelle am Halse und sonst noch stattlich herausgeputzt, schreitet der Heerde voran; die Kameradinnen geben der Almerin ein gutes anzügiges Stück Weges das Geleite, und steigt die eine oder andere mit ihr bis zur Alpenhütte hinauf, um ihr bei der Einrichtung behilflich zu sein. „Kurze Haare sind bald gekämmt" und eine solche Einrichtung nimmt nicht zu viel Zeit in Anspruch. Erst muß das Vieh gehörig untergebracht sein, dann denkt die Almerin, deren Appartement im comfortabelsten Falle durch eine Bretterwand von dem Stalle getrennt ist, an sich selber. Vom nächsten Morgen beginnt die Arbeit, die sich durch drei Monate und darüber mit kleinen Abwechslungen gleich bleibt.

Der Tag hat kaum gegraut, so geht die Almerin die ihr anvertraute Heerde mit dem Melksechter ab, um sie dann Stück für Stück auf die um die Hütte liegenden Triftplätze hinauszulassen, wo der frische Thau als funkelnde Perle in den Achemillenbechern zittert. Während das Vieh weidet, bleibt die Almerin nicht etwa unthätig; sie sucht überall und selbst auf abhängigen Wänden würzige Kräuter zusammen und klettert auf Erlen- und Ahornbäume, um deren Blätter unter das Futter zu mengen, das sie im Grastuche heimschleppt. Das Melken zu Mittag geschieht im Freien und sie ruft zu diesem Zwecke die Kühe bei ihren Namen auf, die auch willig auf diesen Ruf heranhumpeln. Zuerst stellen sich ihre Lieblinge ein, für die sie auch ganz besondere Namen, als: Gamsl, Hirschl, Dockerl, Binkal, Galantl u. s. w. hat. Es giebt darunter einige Trutzige, die sich abseit versteigen und ihrem Lockrufe nicht sofort folgen. Stundenlang muß sie die Verirrten aufsuchen, die sie mit nicht allzu ernst gemeinten Vorwürfen auszankt und zum Melkplatze zurückweist. Nachdem sämmtliche Kühe gemolken, bereitet die Almerin ihr eigenes Mittagessen, das im leckersten Falle aus einem Schmalzkoche besteht. Ihre Schützlinge bleiben auf der Weide und sie hat den Nachmittag Kübel und Sechter blank zu scheuern und im Stalle zu fegen, daß ihr kaum so viel Zeit bleibt, für eine Spannlang auf einem Vorsprung auszulugen und herzhaft hinauszujauchzen. Vielleicht verhallt, das ist ihr geheimes Sehnen, dieser Jubelschrei nicht ungehört, und findet sich ein lustiger „Bua", den der Weg nicht verdrießt, am Abend zur Kurzweil ein. Liegt ihr auch nichts daran, wenn er nicht kommt, und sie hat keine Zeit zum müssigen „Hangen und Bangen"; es kehren die Kühe zur Nachtruhe heim, und mit Salz gemengtes Mehl im Vortuche haltend, reicht sie jeder, die begehrlich an ihr vorüber muß, ein Maulvoll von dieser Delicatesse.

Wie hart sie auch und immer das Nämliche zu schaffen hat, sie ist frohgemuth dabei; doch manchmal wird sie „völlig verzagt", wenn der Nebel Tage lang schwer auf der Alpe lagert und nur allmählich in einem kalten Regen niedergeht. Leichter erträgt sie es noch, wenn über oder unter ihr ein rollendes Gewitter sich austobt. Eigentlich bange Tage für sie brechen herein, sobald ein Stück Vieh aus ihrer Heerde krank wird; ist eine Kuh „brennt", „gstroaft" oder „verneidt", hat sie „Mauka" oder „Gliedwalna", dann muß die Almerin eifrigst „doktern", um sie wieder „auf gleich" zu bringen: ihre Apotheke ist die Alpe, hier sucht sie für die Kur die heilkräftigen Pflanzen: Rausch- und Neidkraut, Storchenschnabel, Hahnakamp u. a. zusammen und mengt sie unter das Futter und ein centnerschwerer Stein fällt ihr vom Herzen, wenn ihre Patientin frisch und gesund wird.

Die Tage werden kürzer und die Almerin muß an das „Abfödeln" denken. Wie der Austrieb, ist auch der Abtrieb von der Alpe festlich, wenn anders kein Unglück oben geschehen und kein Stück abgängig ist. Der Bauer vergilt der Almerin die Mühe des Sommers mit einem bunten Tüchlein, und sie erzählt an den langen Winterabenden von ihrem lustigen Leben auf der Alpe. — —

„Ein richtiger Holzknecht ist mir lieber, als ein ganzes Dutzend meiner Standesgenossen," äußerte einer meiner Freunde; ich verrathe aber nicht, welchem Stande er angehört, doch be-

greife und billige ich seine Sympathie für diese Gattung biederer und kräftiger Menschen. Man muß einen solchen Menschen arbeiten gesehen haben, um ihn zu achten. Mit Anbruch der milden Jahreszeit zieht er in den „Schlag", der ihm vom Forstamte zugewiesen, und schafft dort unter Leitung des „Paßknechtes" vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Der als schlagbar angekerbte Baum fällt sicher auf die Stelle, die er ihm mit dem ersten Axthiebe vorgezeichnet hat; die zu Boden liegende Leiche wird mit erstaunlicher Schnelligkeit abgewipfelt und abgeästet, und ebenso schnell geht das Klieben der Scheiter mit dem Mösel vor sich, nachdem früher die Stämme in „Brocken" oder „Blöche" gebracht worden sind. Ist das Holz in „Zaine" oder Stöße geschlichtet, dann ist mit der ersten Arbeit auch der Sommer vorüber, und es geht jetzt an das „Ausbringen" des Holzes aus dem Schlage. Die Steigeisen und Schneereifen an den Füßen, fährt er mit dem schwerbeladenen Schlitten von den höchsten Wänden und Felsmauern zu den „Rießen" und Wasserklausen ab, und solche Fahrten wiederholen sich oftmals an einem Wintertage. Damit ist die Arbeit noch nicht aus und vorüber, es muß noch das von den Höhen gebrachte Holz aus den „Rießen" und „Klauswassern" in die Flüsse und Seen getriftet und geflößt und aus letzteren wieder in „Bogen" zum ferneren Ausladungsplatze verführt werden. Jede dieser Arbeiten ist mit den drohendsten Gefahren verbunden und mit einem unrichtigen Schritte gleichsam das Leben in die Schanze geschlagen. An jedem Samstag nach Mittag verläßt der Holzknecht den Schlag oder die Triftung und kehrt zu Weib und Kind in die „Kaische" oder Hütte heim, wo er über den Sonntag zum Gottesdienste und zu seiner Aufheiterung bleibt.

Er ist aber auch da nicht müssig, sondern schleift, feilt und bessert sich sein Werkzeug für die Arbeit der nächsten Woche. Am Montag, im Sonnenbrande des Mittags und bei dem gröbsten Wetter, sieht man ihn wieder, ausgerüstet mit Zugsäge, Hacke, Mösel, Schaden, Bohrer und Sappel, den Mundvorrath von Mehl, Schmalz, Gries, Salz und, wenn es gut geht, ein Stück Speck oder Pökelfleisch im Buckelsacke, zum Schlage, zur Klause und zum Aufzug wandern. Dies ewige Einerlei der gefahrvollsten Arbeit macht den wettergebräunten Mann nicht mürrisch und verdrossen; ernst, aber nicht verzagt, ist sein Aussehen, und er hat immer ein lustiges Wort für die „Almerin", die ihm begegnet, in Bereitschaft. Der Lohn, den er sich verdient, reicht kaum für die bescheidensten Bedürfnisse hin. Er ist zwar verschrieen, daß er durch ein gelegentliches „Wildern" diesen Lohn etwas aufbessere; doch hat er in dieser Beziehung einen schlechteren als verdienten Ruf, mag ihn gleich zuweilen die Lust anwandeln, zur „Büchse" zu greifen, wenn das Wildpret neben ihm streicht und flüchtig wird; die Zeit ist längst vorbei, da er noch im Busch oder Felsloch einen „Schießprügel" versteckt hielt, jetzt darf er nur mehr mit der Axt und Säge handthiren.

Falls er wirklich noch etwas über seinen geringen Lohn verdienen will, muß er dies durch Wurzelgraben, oder, soferne er eine kunstfertige Hand hat, durch Holzschnitzereien und mit anderer Boselei.

Mannichfaltiges.

— Der „Globus" schreibt über einen an der Küste von Neuseeland gefangenen den Zoologen bisher völlig unbekannten Marsupialfisch: Eine den Zoologen bisher unbekannte Species aus der amphibischen Thierwelt wurde im December vorigen Jahres von Neuseeland nach Melbourne (Australien) gebracht und erregt dort in öffentlichen Ausstellungen die allgemeinste Aufmerksamkeit und Bewunderung. Das Thier hat eine merkwürdige Structur, und die Besonderheiten haben eben den Besitzer veranlaßt, demselben den, wie es scheint, sehr passenden Namen Sea-Kangaroo, See-Känguruh, zu geben. Der Fischer Hansen befand sich im Juli vorigen Jahres mit seinem Boote nahe am Meeresufer zwischen Donohoes und Makanni an der Westküste von Neuseeland, als er ein am Strande stehendes wunderbares Geschöpf bemerkte. Er machte einen herzhaften Angriff auf den Fremdling. Er schlug mit dem Ruder seines Bootes das Thier nieder und ergriff es dann beim Schwanze — denn es hatte einen Schwanz ähnlich dem des Känguruh, nur nicht ganz so dick. Aber der Schlag hatte nicht kräftig genug gewirkt. Das Thier machte eine rasche Wendung und packte mit seinem furchtbaren Gebisse, welches dem der Haie sehr gleicht und aus mehreren dichten Reihen äußerst scharfer, sägenartiger Zähne besteht, seinen Angreifer beim Beine und verursachte ihm drei sehr garstige Wunden. Dieser gab indeß nicht nach, sondern wiederholte seine wuchtigen Schläge so lange, bis er sich der Beute vergewissert hatte. Das Thier hat einen weiten runden Bauch; an jeder Seite große dicke Floßfedern; ein dem Haie gleichkommendes Maul mit oben erwähntem Gebisse; eine lang vorgestreckte knorpelige Schnauze und einen ausgeprägt fischartigen Geruch — also soweit entschieden Fisch. Dann aber hat es wieder Beine ganz wie ein Känguruh, nämlich hinten ein größeres und in der Front blos ein rudimentäres Paar. Und diese Aehnlichkeit wird noch durch die ihm eigene hüpfende Bewegung erhöht, sowie durch den langen Schwanz, welcher dem Thiere im Wasser höchst wahrscheinlich als Ruder und zum Balanciren dient, und endlich noch durch den Umstand, daß es zu der Familie der Marsupialia gehört. Es besitzt sowohl Kiemen zum Gebrauche im Wasser als auch andere Athmungswerkzeuge, welche seinem Aufenthalte in der freien Luft dienen — und in dieser Beziehung ist es wieder Amphibie, mit förmlich entschiedener Hinneigung zu den Karnivoren. Wenn aufrecht stehend, beträgt seine Höhe 2½ Fuß, seine Länge dagegegen, vom Ende der Schnauze bis zur Schwanzspitze, mißt 5 Fuß. Der Besitzer hat das Fell dieses See-Känguruhs präpariren und gut ausstopfen lassen und macht damit jetzt eine Rundreise in den australischen Colonieen, beabsichtigt aber auch England zu besuchen und dann seinen Fang bei den dortigen Museen bestens zu verwerthen. Den Professoren der Zoologie an der Universität Melbourne hat dieses sonderbare Thier viel zu schaffen gemacht; sie wissen es nicht recht unterzubringen.

— Halle a. S., 15. Sept. Während des heutigen Viehmarktes ereignete sich ein entsetzliches Unglück. Ein zu einer Menagerie gehöriger Wagen fuhr quer über den Marktplatz und einer der die Thüre verschließenden Bolzen war locker geworden, so daß sich dieselbe plötzlich öffnete und zwei Bären unter fürchterlichem Brüllen aus dem Wagen heraussprangen und mehrere Menschen anfielen. Zwei Personen, ein junger Oekonom und ein Pferdeknecht, wurden sofort von ihnen zerfleischt und getödtet, während einer dritten der Unterkiefer zermalmt wurde, so daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich sämmtlicher Marktbesucher und ein wahres Glück war es, daß eine Abtheilung des 86. Infanterieregimentes gerade vom Exercirplatze heimkehrte und die beiden wüthenden Thiere mit dem Bayonnette niederstach.

— Nikolaus P. war ein Stammgast in der Schenke der Frau B. auf der Versailler Straße in Paris. Dieser Tage kam er wieder, seiner Gewohnheit gemäß, in das Local und befahl ein Glas Wein. Die Wirthin trat mit der Frage an ihn: „Womit kann ich noch dienen?" — „Mit nichts weiter," antwortete der Gast. „Ich habe blos vierzig Sous, und um diese muß ich Kohlen kaufen, um mich zu ersticken." — „Sie speculiren schlecht, mein Herr," erwiderte die Wirthin, „zwei Sous genügen gerade für einen Strick. Vertrinken Sie das Uebrige!" — „Sie haben Recht," sprach Nikolaus und trank weiter. Anderen Tages fand man ihn an einem Baume erhenkt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 116.

*† Im alten Hause.

Novelle von Hermann Uhde.

In der —straße zu Nürnberg konnte man gegen das Ende der dreißiger Jahre noch ein baufälliges, großes Haus wahrnehmen, dessen dunkele, verwitterte Wände, spitze Giebel und kleine Fenster mit runden, von Blei eingefaßten Scheiben auf ein hohes Alter schließen ließen. Es war im Styl des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt. An den dicken Balken, welche das Fachwerk bildeten, waren groteske Charaktere eingegraben: Figuren oder Scenen aus der Biblischen Geschichte wechselten mit Fratzen heidnischer Gottheiten auf's Bizarrste ab; oft kamen auch Gestalten aus späterer Zeit dazwischen, die meist in seltsamen, fast unglaublichen Stellungen und Situationen dargestellt waren. Drachen- und Dämonengestalten bildeten die Regentraufen; oben auf dem Dache kreischte auf verrosteter Wetterstange eine halb zerbrochene Fahne; und um den Eindruck eines Patricierhauses aus der Vorzeit zu vervollständigen, sah man in der Mitte der Firste ein spitzes Thürmchen sich erheben, welches, mit den Resten einer rings umlaufenden Galerie versehen, augenscheinlich dazu gedient hatte, längst vermoderten Geschlechtern die gefällige Kurzweil einer Rundschau über die Stadt und ihre Umgebungen zu gewähren.

Vor dreißig Jahren freilich war von der Pracht und Herrlichkeit dieser vergangenen Zeiten nichts mehr wahrzunehmen. Das alte Gebäude sah recht herzlich verwittert und lebensmüde aus, aber da es voraussichtlich doch binnen kurzer Frist den sich immer dringender als nöthig erweisenden Erweiterungen der engen Straße zum Opfer fallen mußte, so hatte sein Besitzer es für unnütz gehalten, noch irgend welche kostspielige Reparatur daran vornehmen zu lassen, und langsam ging das alte Haus seinem Verfall entgegen.

So wurde es denn in seinem ersten und zweiten Stockwerk von Niemand bewohnt. — Nur in dem Erdgeschoß hauste ein greiser Miether, dessen Erscheinung fast so seltsam und absonderlich war, wie das graue Gebäude selber.

Ueber seine Gewohnheiten und Lebensweise wußte Niemand auch nur das geringste Nähere. Das Einzige, was verlautete, war, daß der Alte nur einen ganz geringen Miethzins zahle; daß er der Bruder eines reichen Juweliers sei und einst selber das gleiche Gewerbe betrieben habe. Da die Stubenfenster sehr hoch lagen und früh am Abend überdies durch vorgesetzte Laden gegen jeden neugierigen Blick geschützt wurden, so konnten die geschwätzigen Zungen der Nachbarschaft zu ihrem größten Leidwesen auch nicht die leiseste Gewißheit über die Bewohner des dunkelen Hauses, sowie über deren Thun und Treiben erfahren. Selbst die oben angedeuteten Gerüchte über Herrn Groning — so sollte der alte Mann sich nennen — blieben eben nichts, als Gerüchte.

So oft der Greis sein Haus verließ, gab sein schäbiger schwarzer Anzug, den er Winters und Sommers trug, seine hagere, gebeugte Figur, sein faltenreiches Gesicht, das spärliche weiße Haar, welches unter einer von Motten zerfressenen Pelzmütze wirr hervorschaute, und seine weiten Taschen, in denen sich allemal seltsam geformte, räthselhafte Gegenstände verbargen, Anlaß zu einer Menge der gewagtesten Vermuthungen, welchen ein um so freierer Spielraum blieb, als sich eine feststehende Thatsache, welche der Neugierde und Klatschsucht der Nachbarn den genügenden Stoff dargeboten hätte, auf keine Weise ermitteln ließ.

Groning hatte ein einziges Kind, eine bildschöne Tochter Namens Ernestine, welche etwa zwanzig Jahre zählen mochte und deren bescheidene und sittsame Erscheinung Jedermann unwillkürlich für sie einnehmen mußte.

Das junge Mädchen arbeitete den ganzen Tag lang für eines der ersten Modewaarenmagazine Berlin's, und von ihrem Geschick, ihrer Gewandtheit verlautete viel Günstiges. Sie verließ das alte Haus nur, wenn sie fertige Stickereien fortzutragen oder kleine Einkäufe für ihren einfachen Haushalt zu besorgen hatte, dem sie ganz allein vorstand. Ihr sanftes, freundliches Wesen, ihre Bescheidenheit, ein Zug liebenswürdiger Schelmerei, den man bisweilen bei ihr wahrnahm, hatte sie zum Liebling Aller gemacht, die mit ihr in Berührung kamen.

Sobald jedoch eine dreiste Gemüsehändlerin oder ein plauderhafter Gewürzkrämer sie voll Neugier über die Beschäftigung ihres Vaters, über ihre Familie, über ihre näheren Verhältnisse ausforschen wollte, antwortete sie nur mit einem Seufzer, schlug die Augen nieder und entfernte sich mit einer höflichen, aber nichtssagenden Erwiederung, durch welche jene nicht mehr erfuhren, als sie zuvor schon wußten.

Auf diesen einfachen Grundlagen hatte die geschwätzige Fama ein ganzes Gebäude der abenteuerlichsten Muthmaßungen aufgeführt. So war der alte Groning, oder „der Mann mit dem schäbigen Rock“, wie man ihn nannte, nach Einigen ein schmutziger Geizhals, der sich in das Finstere, unheimliche Gebäude zurückgezogen, um so wenig als möglich auszugeben und seine ungeheueren Schätze nicht anzugreifen. Man sprach von fabelhaften Summen; von Milliarden, welche er einst seiner Tochter hinterlassen würde.

Andere hatten beobachtet, wie die ganze Nacht hindurch in dem Erdgeschoß des alten Hauses die Lampe schimmerte, Hammerklang und zwischendurch das Geräusch einer Feile sich hören ließ: ganz in'sgeheim raunte man sich etwas von „Falschmünzerei“ in die Ohren.

Wieder Andere zogen minder kühne Schlüsse und behaupteten nur, der Alte, früher ein ausgezeichneter Goldschmied, jetzt aber verarmt, liefere für seine Collegen schwierige und kunstvolle Arbeiten, welche einen Meister ersten Ranges erforderten.

Die letztere Vermuthung hatte um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als man ihn mehrmals in einige der ersten Juwelierläden der Stadt hatte eintreten sehen.

Man hätte meinen sollen, daß wenigstens Ernestine, bei ihrer Bescheidenheit und Sittsamkeit, nicht zum Gegenstand müssiger Klatschereien geworden wäre. Ihr Kleid war stets vom einfachsten und billigsten Stoff und nach dem züchtigsten Schnitt; in Sprache und Manieren gab sich eine wahrhaft edele Herzensbildung kund.

Allein da man oftmals einen schlanken, vornehm gekleideten jungen Mann, auf dessen schönem Gesicht die ersten Spuren eines schwarzen Schnurrbartes sichtbar wurden, in der Nähe des dunklen Hauses bemerkt hatte, so knüpfte man an diesen geringfügigen Umstand die lieblosesten Betrachtungen, welche das Herz des jungen Mädchens sicherlich mit der tiefsten Trauer erfüllt haben würden, wenn sie dieselben nur im Entferntesten geahnt hätte.

Der Klatschsucht und Gemeinheit genügt eben der unscheinbarste Vorwand, ihr Gift zu verspritzen; und der gute Ruf eines Menschen ist doch so leicht, so leicht vernichtet!

An einem kalten Winterabende des Jahres 183* saßen Herr Groning und seine Tochter in dem Hauptzimmer ihrer ärmlichen Wohnung beisammen. Aermlich war diese Wohnung, doch nicht kahl; denn an den Wänden umher stand auf breiten Borden eine große Anzahl von Flaschen in den verschiedensten Formen und mit den mannichfachsten Bezeichnungen, Phiolen, Retorten, Gläser, Töpfe, Kannen, Tiegel und Destillirkolben in buntester Unordnung durcheinander. Auf einem großen Eichentische erblickte man Bruchstücke aller möglichen Metalle, Mineralien und Verglasungen jeder Art. In einem Winkel des Zimmers war ein kleiner steinerner Herd erbaut, auf welchem in diesem Augenblick ein helles Feuer, angefacht durch einen Blasebalg, emporloderte. Die dunkele Röthe desselben machte den fahlen Schein einer qualmenden Talgkerze, welche in dem Halse einer zerbrochenen Flasche steckte, die als Leuchter dienen mußte, fast ganz erbleichen.

In dieser Verwirrung und Unordnung konnte man indessen die Werkzeuge eines Goldschmiedes nicht entdecken. Wenn man den alten Groning ansah, wie er in seinem verschlissenen Rocke blaß, tiefgefurchten Antlitzes, und keuchend mit nimmermüder Hand den Blasebalg zog und von Zeit zu Zeit mit forschendem Blick in den Schmelztiegel stierte, so hätte man eher auf den Gedanken kommen sollen, man habe einen jener Alchymisten des sechzehnten Jahrhunderts vor sich, die ihr Leben an die Entdeckung des Steines der Weisen setzten, als einen Goldschmied der Neuzeit, unter dessen kunstfertiger Hand ein Schmuck entstehen sollte, dessen Bestimmung es war, eine Schöne des neunzehnten Jahrhunderts zu zieren.

Am anderen Ende des Laboratoriums — denn so kann man den vorbeschriebenen Raum nennen — saß auf wurmstichigem Stuhle Ernestine vor einem kleinen Tische, welcher ausschließlich für ihren Gebrauch reservirt und mit Stickereien und weiblicher Handarbeit bedeckt war. Sie nähte emsig beim Scheine jener schlechten Kerze, nur bisweilen innehaltend, um ihre vom Frost erstarrten Finger am Feuer des Herdes wieder zu erwärmen.

Plötzlich unterbrach die hohle Stimme des Greises die in dem Gemache herrschende Stille. „Ganz gewiß," rief er, „jetzt ist es mir außer Zweifel, während meiner Abwesenheit war Jemand hier!" Zugleich nahm er aus dem auf dem großen Tische herrschenden Gewirr einen Tiegel hervor, dessen Inhalt er genau betrachtete.

„Aber lieber Vater," sagte das junge Mädchen, leicht erröthend, „wie kommst Du auf diese Muthmaßung?"

„Es ist Jemand hier gewesen!" wiederholte der Alte mit Bestimmtheit. „Ich weiß, Du würdest um Alles in der Welt meine Schmelztiegel nicht anrühren; aber dieser hier ist offen gewesen. Antworte, Kind! Wer hat mein Laboratorium besucht?"

Ernestine erröthete tiefer. „Ich versichere Dich, lieber Vater."

„Keine Lüge!" unterbrach sie ernst der Greis. Dann blickte er argwöhnisch umher, — als er plötzlich einen gelben Handschuh gewahrte, welcher vergessen auf einem Tische lag.

„Wem gehört dieser Handschuh?" fragte er nachdrucksvoll.

„Ohne Zweifel — mir . . . .!" lautete die leise Antwort.

„Keine Lüge, sage ich. Laß mich Alles wissen!"

„O mein Vater . . . ich flehe Dich inständig — zürne mir nicht!"

„Nun? Nun?" drängte angstvoll der Greis.

„Mein Vetter Julius ist hier gewesen!"

„Er, und wieder Er!" rief der Laborant, indem er den Handschuh mit dem Ausdruck des heftigsten Verdrusses zu Boden schleuderte. „Warum empfingst Du ihn während meiner Abwesenheit — trotz meiner gemessensten Befehle?"

„Er ist der Freund meiner Kinderjahre! Erinnerst Du Dich nicht mehr jener Zeit, wo Du mit meinem Oheim associrt warst? O, Ihr waret Beide so reich, so glücklich! Julius hängt noch immer mit alter treuer Liebe an Dir; und hättest Du ihm nicht wiederholt die Thür gewiesen . . ."

„Ich hatte meine guten Gründe dazu!" unterbrach sie hier hitzig der Greis. „Ist er nicht der Sohn jenes Mannes, der mich für geisteskrank erklären und unter eine Vormundschaft stellen lassen wollte? der Sohn jenes Verblendeten, der mich unter Hohngelächter aus dem Hause stieß, als ich kam, ihm für einige Bagatellen Millionen in Aussicht zu stellen? Ist das noch nicht genug, um mit dem entarteten Bruder und seiner ganzen Sippe zu brechen für immer? Soll ich es ertragen, wie sie mit der ganzen Aufgeblasenheit des Geldstolzes auf mein jetziges Elend herabsehen? Nein, nein; nur eine kleine Geduld, — der Tag wird kommen, wo meine Versuche glücklich gelungen sind; und dann . . . ."

„O liebster Vater!" fiel ihm Ernestine in die Rede, „Julius ist nicht so schroffen Charakters, als sein Vater. Wenn Du wüßtest, wie sehr ihm unsere Armuth zu Herzen geht! Vor wenig Tagen noch, als er unsere kärgliche Einrichtung sah, traten ihm die Thränen in die Augen. Er fragte dringend, ob unsere Hilfsmittel denn ganz erschöpft seien? und bot mir auf das Schonendste an . . . ."

„ . . . was Du hoffentlich mit Entrüstung von Dir gewiesen hast!" rief der alte Mann in großer Aufregung.

„Ich habe nichts angenommen, lieber Vater!" versetzte Ernestine langsam und gesenkten Hauptes. „Ich weiß, Du würdest eher Hungers sterben, als von Deiner Familie ein Almosen empfangen; — und ich, — ich sterbe mit Dir!"

„Nein mein Kind — wir werden nicht sterben!" sagte Groning weich. „Wir werden leben, und eines Tages reicher und begüterter sein, als die mächtigsten Könige der Erde."

Das junge Mädchen antwortete nur mit einem Seufzer und nahm dann schweigend die Arbeit wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstliche Gunstdamen der Rococcozeit.

Die deutschen Fürsten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts unternahmen nicht umsonst die große Tour; heimkehrend wollte jeder, der die französischen Herrlichkeiten geschaut, sein Versailles besitzen und die Parforcejagd nach Ludwigs XIV. Beispiel abhalten.

Von Gunzenhausen bis Ansbach erstreckte sich das markgräfliche Jagdgebiet der Brandenburger. Wenn in der guten alten Zeit eine Postchaise langsam von der Seite her der Hauptstadt zurollte, so konnte der Reisende grünes, parkartiges Revier erblicken. Hinter der Umfassungsmauer tauchten zahlreiche niedrige Gebäude auf. Das eigentliche Schloß, der alte Edelsitz der Seckendorfe, von denen die Landesfürsten den Besitz im Jahre 1600 erwarben, daneben noch eigene kleine rothe Wohnhäuser für besondere Günstlinge und was außerdem zur Bequemlichkeit eines glänzenden Hofstaates diente, Gärten und Felder, Höfe, aber besonders Wald lagen dazwischen, den stattlichen Complex von Trießdorf bildend.

Die Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts konnten noch ihrer Umgebung den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrücken. Der regierende Herr war ein gewaltiger Jäger, deshalb mahnte in Trießdorf auch mehr oder minder Alles an die Jagd. Seit die Ansbacher Markgrafen das Gut besaßen, hielten sie es hoch, oft bekam es die Gemahlin zum Leibgeding. Es war ihnen der Landsitz wie eine Geliebte und das Residenzschloß gleich der angetrauten Gattin. Zu der einen rief die kalte Pflicht, freie Neigung lockte zur anderen. Die Vormünderin Christiane Charlotte von Württemberg, die so gerne baute, hat Trießdorf ihrem Sohne Karl Friedrich Wilhelm schon als prächtiges fürstliches Lustschloß hinterlassen — mit Liebe fuhr er fort, es zu schmücken. In Trießdorf wurde dem jungen Markgrafen denn auch wohl — da streifte er alle Fesseln ab — daheim blieb die Regierungssorge und häufig auch die Markgräfin.

Zwei Reiter sprengten aus dem Park auf die Straße, an der stattlichen Haltung und reichen Tracht konnte sie Jeder leicht als Edelleute erkennen, aber die ihnen folgenden Diener in Hoflivre ließen auf den Fürsten selbst schließen.

Ein blonder junger Mann mit lebhaft gefärbtem, rundem Gesichte, aus dem ein Paar freundliche blaue Augen schauen — das ist der Landesherr, und ihm zur Seite hält sich sein treuer Geselle, der Freiherr Wolf Eberhard von Reitzenstein. Noch Einer vom alten Schrot und Korn, der seinen Fürsten liebt und ihm entgegentritt, wo Ehre und Gewissen es gebieten — kein feiler Hofschranze.

Waidwerk und Pferde liefern Stoff genug zur Unterhaltung, die edelen Renner traben aus und drei Meilen sind rasch zurückgelegt. Natürlich erscheinen Köpfe an den Fenstern, während Karl Friedrich mit seinem Reise-Oberstallmeister über die Straßen sprengt.

An der Hofapotheke schaut der Markgraf empor, als ob er etwas suche, und lächelt freundlich, da er es findet. Auch der Begleiter folgt mit dem Blicke der Richtung und sieht ein liebliches, blondes Mädchen mit treuinnigen blauen Augen, das sittig erröthet und sich tief neigt.

Seit Wochen blicken der Fürst und sein Lieblingsgefährte täglich der schönen Elisabeth ins Gesicht. Sie ist eine niedere Magd, doch hindert das den Brandenburger Markgrafen nicht, sie zu lieben, was ihm nie mit Louise Friederike von Preußen begegnet.

Als Kinder wurden sie vermählt. Karl Friedrich war unter eiserner Strenge im einsamen Jagdschlosse roh und wild aufgewachsen, die überfeinerte Königstochter paßte nicht zu ihm. Launen der jungen Frau stießen den Gatten zurück, und der allmächtige Günstling, Hofmarschall Freiherr Franz Bernhard v. Seckendorf schürte die Zwietracht. So fand die holde Elisabeth das Herz des Fürsten frei.

Schon arbeitet der starke, leidenschaftliche Wille des Markgrafen daran, die Schranken zu durchbrechen, die ihn von dem demüthigen Mädchen trennen. Sinnend lenkt er das Pferd zum Heimritte, und auch der Begleiter schweigt, während sein Fürst goldenem Liebestraume nachhängt. Plötzlich hemmt ein Schafpferch das wild aufbäumende Roß Karl Friedrichs, der feldeinwärts gejagt. Die zitternden Hände versagen dem Schäfer den Dienst — allzu lange für den rasenden Zorn des Markgrafen.

„Deine Pistolen!“ schnaubt Karl Friedrich den Gefährten an.

„Serenissimus, sie sind abgeschossen,“ giebt der Oberstallmeister zur Antwort, kalt und fest, wie er allein den Wuthanfällen des Fürsten entgegenzutreten pflegte.

Verstimmt und schweigend erreichen sie das Thor von Trießdorf. Plötzlich fährt Reitzenstein in die Halfter, reißt seine Reiterpistolen heraus und feuert sie in die Luft.

„Was war das?“ fragte der Fürst zornig.

„Sie würden heute weniger ruhig schlafen, wenn es eine halbe Stunde früher geknallt hätte,“ erwidert der unerschrockene Mann.

Es war nicht das erste Mal, daß der Oberstallmeister zwischen den hitzigen Gebieter und ein bedrohtes Menschenleben trat. Solche Züge knüpften das Band fester. Der Herr mußte seinen Diener achten.

Die blonde Liese kam ins Fürstenschloß und erhielt das bescheidene Amt, die Betten zu bereiten. Lange füllte sie es nicht aus. In einer versteckten Stelle des Trießdorfer Parkes baute sich der Markgraf ein Falkenhaus und wies es seiner Taube als Nest an. Dort pflogen sie stiller Liebe, der jähzornige, wilde Fürst und das schüchterne, sanfte Weib.

Karl Friedrich war kein Wüstling, der Befriedigung der Sinnlichkeit suchte und durch raschen Wechsel die Lust steigerte. „Die Bettliesel“, wie sie der scharfe Spott der Hofleute taufte, wurde ihm die Hausfrau. Bei ihr fand er ein Heimwesen, von anstrengender Jagd heimkehrend. Sie verstand weiblich die allzu schroffen Seiten des rauhen Herrn zu mildern.

Der Hof von Ansbach bot ein eigenthümliches Bild; er theilte sich in scharf abgesonderte Gruppen. Um Karl Friedrich schaarten sich die Genossen seiner Jagd- und Tafelfreuden; in der Mitte der etwas wüsten Gesellen tauchte die blonde Elisabeth auf. Die Markgräfin hatte, nachdem der Erbprinz geboren, ihren Wohnsitz nach dem Schlosse Schwaningen verlegt. Die durch fremden Einfluß herbeigeführten Versöhnungen wollten niemals dauern, so trennte sich das fürstliche Paar freiwillig.

Der eigentliche Regent war der Freiherr Ludwig Christoph v. Seckendorf. Sein reichsritterschaftliches Geschlecht besaß politischen Einfluß gleichsam erblich und hatte weitverzweigt bei den meisten deutschen Händeln die Hände im Spiele. Die beiden Linien von Ober- und Unterzenn unterstützten sich freundvetterlichst. So empfing auch der einflußreiche Minister fremde Gesandte in Trießdorf, ertheilte Audienzen und herrschte. Den Einfluß der Markgräfin hatte er im Keime zerstört; „die Bettliesel“ wagte sich nie aus ihrer sehr bescheidenen Sphäre. Lange mag der mächtige, stolze Mann eine neue Persönlichkeit übersehen haben, die in den Kreis des Falkenhauses trat — und als erst Seckendorf den emporsteigenden Mann bemerkte, da war des Letzteren Urtheil gesprochen.

Nikolaus Schaudy, ein wohlhabender Wirthssohn, hatte studirt und war in den Staatsdienst getreten; körperlich wohl ausgestattet, kam er in Gunst bei dem Markgrafen. Ihn wählte Karl Friedrich zur Besorgung einer Angelegenheit, die Gewandtheit erforderte. Hausväterlich wünschte der Fürst den Kindern seiner Elisabeth eine glänzende Zukunft zu sichern. Mehrere heimfallende Ritterlehen nebst erkauften Gütern wurden zur Ausstattung verwendet; der bewährte Schaudy erhielt die Verwaltung. Auch mußte er öfter nach Wien, Standeserhöhung für die illegitimen Fürstensprößlinge zu erwerben. Wirklich brachte der Unterhändler den Namen Freiherrn v. Falkenhausen für die Jungen der Bettliesel mit; er selbst kehrte von der letzten Wiener Reise als Freiherr v. Schauenfels heim.

Jetzt stand der schöne, stattliche Mann im Zenith seines Glückes, und wahrscheinlich war ihm Eleonore v. Falkenhausen mit ansehnlichem Capitale zur Gattin bestimmt; nun war Nikolaus Schaudy zu seinem Verderben so hoch gewachsen, daß ihn Seckendorf maß als Gegner und möglichen Nebenbuhler. Das Feldgeschrei, welches unsere Tage erschüttert: „Hie Hohen-

zollern! Hie Habsburg!" es begann damals eben laut zu werden, denn auch die Brandenburger waren gewaltig gewachsen und warfen dem mächtigsten der deutschen Fürstenhäuser den Fehdehandschuh hin.

Lange hörte Karl Friedrich mehr auf die Spässe seines lustigen Rathes, des ehemaligen Feuchtwanger Bürgermeisters Wünschenmeier, als auf das Grollen des sich im Reiche zusammenbrauenden Sturmes, und doch wurde er eben als Reichsstand mehrfach davon berührt.

Schon zum Jahre 1732 erwähnen die Annalen dunkel einer conspiratio contra Serenissimum; später mußte ein Graf Schaumburg den Kopf hergeben. Dies konnte Alles noch der Minister besorgen; schließlich that noth, daß der Landesherr bestimmt auf eine Seite trete. In reiferen Jahren wurde Karl Friedrich von den Blattern ergriffen und das ganze Land schickte Deputationen, zur Genesung zu gratuliren. Sobald sein Vater hergestellt war, trat der Erbprinz Karl Alexander mit stattlichem Geleite seine zweite Bildungsreise an. Die Parteien begannen nun, sich scharf abzuzeichnen; Seckendorf bereitete seine Schachzüge vor. Der Reichsfreiherr v. Seckendorf-Aberdar, Oberzenner Linie, war gut österreichisch — Karl Friedrich mußte es, trotz Brandenburger Stammeseinheit, ebenfalls sein. Das lockere Reiseleben hatte die Gesundheit des jungen Alexander zerrüttet. Darüber brach Karl Friedrichs wilder, verheerender Zorn aus. Ein vielgewandter Abenteurer, der als Hofmeister des Prinzen fungirte, verschwand auf ewig im Zuchthause. Seckendorf spielte nun seine Karten aus; auf Einen Schlag, gleich der gefällten Eiche, stürzte der „neue Mann". Zwar fand die angestellte Untersuchung Nikolaus Schaudy der ihm zugemutheten Verbrechen unschuldig, aber das Herz des vom Glücke Verwöhnten brach, ungeachtet der Freisprechung.

Der Erbprinz mußte, sobald er wieder hergestellt war, ins kaiserliche Lager nach Kolin — damit antwortete Ludwig Christoph v. Seckendorf auf die von Friedrich dem Großen befohlene Confiscation seines Cleve'schen Rittergutes Empel.

Die Gesandten verbrannten jetzt die Ansbacher Straßen. Ein nomineller Minister Seckendorf war mit zur Regierung gekommen; in seinem Namen herrschte der frühere fort, und die Coalition verstärkend trat der Gutender Vetter, Graf Friedrich Heinrich, kaiserlicher Marschall, hinzu.

Karl Friedrich beschließt den Krieg gegen Preußen. Die Tage fröhlichen, leichten Lebensgenusses sind nun in Triesdorf abgelaufen. Die blonde Elisabeth hat die schwere Zeit nicht erlebt, sondern ist jung, bis an ihr Ende geliebt, einer schmerzhaften Krankheit erlegen. Aus dem Fischhause zu Ansbach gab ihr der Markgraf eine ebenso wenig hochgeborene Nachfolgerin. Doch hat diese, mit Namen Dietlein, wohl nie den nämlichen Grad von Gunst errungen, als die Jugendgeliebte — die stattliche Versorgung der Kinder der Ersteren beweist den Vorzug.

Die Macht entsprach dem Willen nicht. Als im Mai 1757 ein kleines preußisches Freicorps das Ansbacher Land berührte, floh Alles, erst der allmächtige Seckendorf, dann der Markgraf, auch das Silberservice wurde in Sicherheit gebracht, und seltsamerweise die Garden — sie waren zu schön und zu theuer, um sie der Kriegsgefahr auszusetzen.

Der zornmüthige Herr ertrug die Schmach nicht, er erlag einem Schlagflusse in den Armen seiner Dietlein, noch in dem besten Mannesalter, im August des nämlichen Jahres.

Langsam bewegte sich der Zug der Fürstenleiche auf der Triesdorfer Straße, mit dumpfem Grollen schaute das Volk zu, das so oft unter Karl Friedrich's Wuthanfällen gebebt. Mehr als Eine grausame Execution war in Triesdorf vollzogen worden. Und doch hatte der nämliche Markgraf, der trunken und in rascher Zorneshitze so fürchterlich strafte, einen großen Widerwillen davor, ein gerichtliches Todesurtheil zu bestätigen. Gute Nachrichten ließ er sich niemals nehmen, selbst seiner Umgebung mitzutheilen, mit offener Hand liebte er es, Gaben zu spenden.

In derselben fast feindlichen Weise empfing die Geistlichkeit den Körper! „David ist entschlafen — David war nicht ohne Fehler!" begann der General-Superintendent Esenbeck seine Trauerrede. „Ich bin nicht besser als meine Väter," bildete den Eingang zur Predigt des Stadtpfarrers Knebel.

Während indessen die Trauerfeierlichkeiten vor sich gehen, theilt plötzlich ein hochgewachsener Mann den gaffenden Haufen. Ein herzlicher Kuß schallt auf den Mund des Todten und eine laute Stimme ruft: „Lebe wohl, du lieber Fürst, du hast mich glücklich gemacht!" Das war der treue Wolf Eberhard v. Reitzenstein, der Abschied nahm vom — „bösen Markgrafen".

Der König ist todt! es lebe der König! so rief der Reichsherold in Frankreich und so riefen auch die Hofleute in Triesdorf. Der neue Markgraf war ein Philanthrop nach modernem Zuschnitte, er stellte sich zwar auf die Mainschiffe, welche seine Menschenwaare nach England führten, und schoß eigenhändig nach den Flüchtlingen, aber er errichtete Freischulen — die Niemand besuchen wollte.

War schon bei Karl Friedrich's Zeiten die Hofsprache französisch, so wurde das Deutsch völlig verpönt unter dem Nachfolger, und eine der vielen Klagen Alexanders gegen seine Coburgerin, die er auf des strengen Vaters Machtgebot geheirathet, bestand darin, daß die Markgräfin nur ihrer Muttersprache kundig war.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Unter Begünstigung mehrerer fremdländischer Consulate tritt in Paris demnächst unter der Bezeichnung: „Museum der Erfinder", ein neues Unternehmen ins Leben. In diesem Museum sollen, wie die „B. Z." sagt, die Erfinder aller Nationen zur Ausstellung ihrer Pläne, Projecte und Modelle zugelassen werden, um so in einem solchen Centralpunkte wie Paris ein neutrales Terrain zu schaffen, auf welchem Publicum, d. i. Capitalisten und Erfinder, sich begegnen und Gelegenheit erhalten können, Verbindungen für die Ausbeutung der Ausstellungsobjecte ins Leben zu rufen.

— Der „Figaro" bringt einige neue Einzelheiten über die Explosion im Arsenale zu Metz. Unter den Verwundeten hat eine Frau mehr als zehn Wunden erhalten, zwei am Kopfe, zwei in den Lenden, welche von Kugeln durchbohrt wurden, einen Schenkelbruch; sie hatte dennoch nicht die Besinnung verloren. Eine andere ohne Kleider, ganz schwarz, das Gesicht ganz verbrannt, ein Auge fast aus seiner Höhlung gerissen, kam ebenfalls aus dem Rauche hervor. Andere Verstümmelte folgten, von denen man nicht begriff, wie sie noch gehen konnten. Man fand getrennte Arme, Beine, Köpfe, es war ein grauenhafter Anblick. Ein Officier zog an dem Arme eines Soldaten, der aus den Trümmern hervorragte, und der Arm blieb ihm in der Hand. Eine Mutter, deren drei Töchter in der Werkstatt gearbeitet hatten, machte sich mit Gewalt Platz durch die Soldaten, welche den Eingang absperrten, und stürzte sich in die Trümmer; ihre drei Töchter waren todt. Bis jetzt zählt man 40 Todte, darunter 31 Civilisten und 9 Militärs. Im Augenblicke der Explosion waren in der Werkstatt 22 Artilleristen und 68 Arbeiterinnen, alle diese sind beschädigt worden; 15 Todte wurden ganz verkohlt aus den Trümmern hervorgezogen, 53 verwundete Frauen wurden sogleich ins Civilhospital gebracht, 14 Artilleristen kamen ins Militärhospital. Von den 53 Frauen sind 12 sogleich gestorben, die übrigen haben wenig Aussicht auf Rettung; wenn 8 oder 10 mit dem Leben davon kommen, wird es viel sein. Die Brandwunden sind schrecklich und häufig über den ganzen Körper verbreitet; bei allen sind die Gesichter und Hände verbrannt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 118.

*† Im alten Hause.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Sobald der Tag graute, rüstete sich der Greis zum Fortgehen, um den ersten Juwelieren der Stadt die wichtigen Resultate seines jahrelangen Forschens zu unterbreiten.

„Ha, mein Kind!" rief er Ernestinen in großer Aufregung zu, „ich sehe im Geiste schon meine Collegen — diese unverschämten Krämerseelen, welche mich so tief verachtet haben, — vor meiner Thür im Elend um ein Almosen flehen; meine Entdeckung von dieser Nacht muß sie Alle an den Bettelstab bringen. Und ich, der Arme, der Mißhandelte, Geschmähte... werde reich, groß, mächtig, angesehen und mit Ehren überhäuft . . . o, mein Name gehört der Weltgeschichte an: nie wird er sich aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischen!"

„Liebster Vater!" sagte das junge Mädchen leise aber eindringlich, „denke daran, daß wir unser tägliches Brod noch nicht im Hause haben!"

Der alte Groning hörte sie nicht mehr. Er nahm seine Diamanten, welche er sorgfältig einwickelte und krampfhaft umklammerte. Dann küßte er seine Tochter und stürzte aus dem Hause in raschem Laufe die enge Straße hinuntereilend.

Als er in eine belebtere Gegend kam, wurden seine Schritte langsamer und würdevoller; stolz hob er das Haupt empor, und fast majestätisch richtete er seinen gebeugten Körper auf. Seine Augen schossen Blitze; mit halblauter Stimme murmelte er pomphafte Tiraden vor sich hin, so daß mancher Vorübergehende erstaunt stehen blieb und dem wunderlichen Alten kopfschüttelnd nachschaute. Sein feierlicher Schritt, der gehobene Ausdruck seines Gesichtes standen in seltsamem Widerspruch mit seinem fadenscheinigen Rocke und seinem verkommenen Aussehen. Der Greis aber merkte das nicht; heftig hob und senkte sich seine von Freude geschwellte Brust unter der abgetragenen Weste, und ein scharfer Beobachter mußte entdecken, daß er einen armen Teufel vor sich habe, der nach seinem strahlenden Antlitze zu schließen auf dem Punkte stand, sich bedeutend höher zu poussiren.

Er hatte den Marktplatz erreicht und trat in den nächsten Juwelierladen. In dem glänzend decorirten Raume befand sich eine elegant gekleidete Dame, die Herrin des Hauses, rings umgeben von edelen Steinen, Gold und köstlichem Geschmeide. Die Erscheinung eines bleichen, athemlosen Menschen, der unter heftigen Geberden, fast ohne zu grüßen, in den Laden stürzte, verursachte ihr keinen geringen Schrecken.

„Ist der Herr vom Hause zu sprechen?" rief Groning hastig.

Die Dame konnte eine Bewegung des Aergers nicht unterdrücken. „Sind Sie schon wieder hier?" fragte sie rauh. „Man sollte sich vor Ihnen zum Tode erschrecken!"

„Wo ist Ihr Gemahl?" erwiderte der Alte, ohne auf die Sprecherin zu hören. „Ich muß ihn sprechen — ich habe ihm wichtige Dinge zu melden!"

„Was soll mein Gemahl?" lautete die Gegenrede. „Glauben Sie, er habe immer Zeit, Ihr Geschwätz zu hören? Gehen Sie, gehen Sie! Wir haben Anderes zu thun, als Ihre Stückchen Glas zu betrachten, die Sie manchmal zu bringen belieben."

Groning warf ihr einen Blick unsäglichster Verachtung zu. „Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß ich ihren Herrn Gemahl um jeden Preis noch diesen Augenblick sprechen muß. Es handelt sich um sein ganzes Vermögen, um sein Lebensglück! Es handelt sich um die Existenz aller Juweliere!"

Die Dame lächelte spöttisch und zuckte die Achseln. Der alte Mann, welcher ungeduldig zu werden begann, hätte ihr vielleicht sehr unhöflich geantwortet, wäre nicht in diesem Augenblick der Juwelier, der in einem Nebenzimmer den Wortwechsel vernommen, in den Laden getreten.

Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit wohlwollenden, sanften Gesichtszügen.

„Was geht denn hier vor, liebe Ida?" fragte er seine Frau. „Was plagst Du diesen würdigen Mann?"

Bei diesen Worten warf er seiner Gemahlin einen bezeichnenden Blick zu, gleichsam um ihr verständlich zu machen, man müsse auf die bekannte fixe Idee des Alten eingehen.

„Liebster College!" rief der Laborant mit lauter Stimme, im Geiste nur mit seiner wichtigen Entdeckung beschäftigt; „ich muß Sie unter vier Augen sprechen; ich habe Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen von der unberechenbarsten Tragweite!"

„Reden Sie, lieber Groning; meine Frau darf Alles wissen; Sie können ihr volles Zutrauen schenken!" erwiderte der Juwelier, dessen Lippen ein kaum bemerkbares Lächeln umspielte.

„Ha — wenn Sie ahnten!"

„Ich wette, daß ich Ihr Geheimniß bereits kenne, mein Alter: Sie haben die Kunst erfunden, Diamanten zu verfertigen; nicht wahr?"

Wieder begleitete der Juwelier diese Worte mit jenem Blicke auf seine Frau, der gleichsam einen Tadel in sich barg, daß sie den armen Irrsinnigen so hart angelassen.

„Ganz recht, — ganz recht!" rief Groning eifrig. „Dieses Mal bringe ich echte, wirkliche Juwelen, nicht wie ehedem Straß oder metallische Verglasungen. Ich habe hier Diamanten vom reinsten Wasser — Steine, wie sie in Indien oder Brasilien nicht schöner gefunden werden."

„Es ist gut," versetzte der Juwelier ruhig, indem er sich anschickte, den Laden zu verlassen. „Aber ich habe es ein wenig eilig, mein wackerer Alter; wir wollen die interessanten Resultate Ihres Forschens ein andermal untersuchen — liebe Ida, sei so freundlich, dem Vater Groning eine Kleinigkeit zu geben; er muß doch die zu seinen Experimenten nöthigen Einkäufe besorgen... und außerdem für seine arme Tochter Brod haben!" setzte er leise für sich hinzu.

Jetzt gerieth die elegant gekleidete Dame in Zorn. — „Schon wieder Almosen?" rief sie laut in bitterem Tone. „In Deiner gutmüthigen Einfalt verschenkst Du den letzten Kreuzer! Nein; dieser alte Hans Narr, dieser Tagdieb hat bereits . . ."

„Halten Sie ein, Madame!“ fiel ihr Groning mit Entrüstung in die Rede. „Ich bin weder ein Tollhäusler, noch ein Bettler, und wenn hier Jemand Almosen zu vertheilen hat, so bin ich es, nicht Ihr Gemahl! Sehen Sie her!“ fuhr er fort, indem er seine beiden Diamanten auf den Ladentisch legte; „braucht Jemand, der solche Dinge herzustellen weiß, um eine Gabe zu flehen?“

Der Juwelier ließ einen zerstreuten und gleichgiltigen Blick über die Kleinodien gleiten. „Nun, nun, werden Sie nicht böse, Vater Groning! Meine Frau hat eine rasche Zunge, aber das Herz auf dem rechten Flecke. Kommen Sie in einigen Tagen wieder zu mir; wenn ich mehr Muße habe, wollen wir Ihre Erzeugnisse einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Seien Sie nicht am unrechten Orte stolz; Ida soll Ihnen einen Gulden geben, und dann ....“

Er trat zur Thür, um in das Nebengemach zurückzukehren, indem er den Greis mit einer grüßenden Handbewegung verabschiedete.

„Aber das sind ja Diamanten, wahre und wahrhaftige Diamanten!“ rief dieser wiederum mit lauter und heftiger Stimme, indem er auf die Steine wies. „Ich selbst habe sie angefertigt, betrachten Sie sie doch nun! Sie sehen unscheinbar aus, weil sie noch so sind, wie sie aus dem Feuer kamen; allein trotz dieser wenig glanzreichen Oberfläche erblickte man nie schönere! Ich verstehe mich darauf; war ich doch zwanzig Jahre lang selbst Juwelier! Jeder dieser Steine ist unter Brüdern fünfhundert Gulden werth, aber ich gebe sie Ihnen für hundert, denn ich kann mir andere herstellen — o, ich werde Diamanten verfertigen, die alles gemünzte Gold der Erde zu bezahlen nicht im Stande ist!“

Durch die sehr laut gesprochene Rede des Alten angelockt, blieben einige Vorübergehende neugierig vor dem Laden stehen; der Haufen derselben mehrte sich, wie das bei jedem Auflauf zu geschehen pflegt, von Minute zu Minute.

Der Juwelier verlor endlich die Geduld. „Sie werden lästig, Vater Groning!“ sagte er stirnrunzelnd. „Nehmen Sie den Gulden von meiner Frau und gehen Sie; ich wiederhole Ihnen, daß ich für Sie jetzt keine Zeit habe.“

„Wahnsinniger!“ schrie der Greis in heftigster Erregung. „Ich komme, Ihnen ein Vermögen anzubieten, und Sie zeigen mir die Thür ... ich will Sie des Segens meiner herrlichen Entdeckung theilhaftig werden lassen, und Sie beleidigen mich durch Ihre alberne Mildthätigkeit!“

„Genug!“ rief jetzt der Besitzer des Ladens mit größter Bestimmtheit, indem er auf die Menge wies, welche sich vor der Thür gesammelt; „ich habe keine Lust, dem Straßenpöbel einen Ohrenschmaus zu geben und mich mit Ihnen zu zanken. Verlassen Sie mein Haus!“

„Ja, verlassen Sie dies Haus!“ wiederholte die Frau nachdrücklich, „— oder wir werden andere Maßregeln ergreifen.“

Auf diese Drohung nahm der Greis seine schäbige Pelzmütze, schob die Diamanten in seine Tasche und sagte ernst: „Ich meinte es gut mit Ihnen, denn Sie sind immer freundlich gegen mich gewesen. Ihr Starrsinn auf Ihr Haupt; der Tag wird kommen, wo Sie blutige Thränen darüber vergießen werden!

Damit ging er hinaus und schritt langsam durch die neugierige Menge. Die beiden Gatten unterhielten sich noch geraume Zeit über das „Gefasel eines kindisch gewordenen Alten“, wie die Frau vom Hause sich ausdrückte; indessen Groning seine Schritte weiter in die Straßen der alten Stadt lenkte.

„Die armen Leute!“ murmelte er vor sich hin. „Welche Glossen sie jetzt über mich machen — wie sie sich freuen werden, daß ich ihnen nicht länger „lästig“ falle! Wie sich diese Thoren in's Auge geschlagen haben! Ich will sie reich und angesehen machen und sie lohnen mir mit Undank ....! Doch gleichviel!“

Unter diesen Gedanken war er an einen anderen Juwelierladen gekommen, dessen Inhaber ihm unbekannt war. Er trat ein.

Der Goldschmied musterte die bettelhafte Erscheinung Groning's mit einem Blicke des Erbarmens und hielt es wie sein Vorgänger anfangs nicht einmal der Mühe werth, die kostbaren Steine, welche der Alte ihm zum Kauf anbot, zu betrachten. Als er sie endlich in die Hand nahm, sah er sie nur ganz oberflächlich an und sagte darauf, von Mitleiden bewegt: „Mein Freund, ich will Ihnen diese Dinger da wohl abkaufen, aber mehr als einen Gulden kann ich dafür nicht geben: es ist böhmisches Glas.“

„Nein, nein; es sind ja echte Diamanten, welche ich, ich selber, künstlich hergestellt habe!“ rief der Greis verzweifelnd.

Der Juwelier lächelte. „Lassen wir solche Scherze! Sie sind in Noth, aus diesem Grunde soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen diese Steine abzukaufen; allein ich kann sie in der That kaum jemals gebrauchen.“

„Zum Teufel!“ schrie jetzt Groning, mit dem Fuße stampfend; „ein Kind, das sich auf Juwelen gar nicht versteht, könnte Ihnen ja sagen, daß dies Diamanten sind. Betrachten Sie sie doch nur genau!“

Der Goldschmied nahm es sehr übel, daß der Alte seine Kenntniß der Edelsteine in Zweifel ziehen wollte, und versetzte ärgerlich: „Böhmisches Glas ist und bleibt böhmisches Glas. Wollen Sie einen Gulden dafür annehmen?“

Ohne zu antworten, griff Groning nach seiner Mütze, wickelte seine Steine wieder ein und eilte zornsprühend von dannen.

„Der aufgeblasene Tropf!“ murmelte er, als die Ladenthür sich hinter ihm geschlossen hatte. „Er stößt sein Glück aus Hochnasigkeit von sich, wie jener Andere aus Vorurtheil. Großer Gott, ist es denn so schwer, den Menschen einen Reichthum, ein Glück aufzuzwingen, nach dem sie Alle jagen?“

Noch nicht muthlos, bog er in die nächste Querstraße ein und trat in den Laden eines dritten Goldschmiedes.

Dieser betrachtete die ihm dargebotenen Steine mit der schärfsten Aufmerksamkeit. Er war von ihrer Echtheit und ihrem hohen Werthe offenbar überzeugt; allein in Betreff der Rechtlichkeit des Besitzes solcher Kleinodien schienen Zweifel in ihm aufzusteigen. Mißtrauisch fragte er: „Woher haben Sie diese Diamanten, mein Herr?“

(Schluß folgt.)

Eine neue Krankheit des Weinstockes.

Von Emil Sommer.

Unlängst wurde bereits in diesem Blatte kurz auf eine neue Krankheit aufmerksam gemacht, welche in diesem Sommer plötzlich in ungemein verheerender Weise in den reichen Rebengefilden mehrerer südfranzösischer Departements, namentlich desjenigen des Gard, erschienen ist und daher mit Recht im gegen-

wärtigen Augenblicke das allgemeine Interesse der Weinproducenten in Anspruch nimmt und dies um so mehr, da die neue Rebenseuche durch ihre außerordentliche Contagiosität und reißend schnelle Verbreitung auch die entferntest liegenden Weingegenden mit ihren traurigen Verwüstungen bedroht.

Aus wissenschaftlichen Quellen theilen wir daher Folgendes über die Natur und Bekämpfung des neuen Feindes mit.

Im Gegensatze zu der eigentlichen Traubenkrankheit, welche bekanntlich vorzugsweise blos die Früchte des Weinstockes zerstört und daher nur die Ernte eines Jahres gefährdet, besteht dagegen die neue Krankheitsform in einem mehr inneren Leiden, welches zunächst das Mark und Holz der ganzen Rebe bis in die Wurzeln hinab befällt und somit das Leben der Pflanze selbst vernichtet, weshalb man dasselbe gegenüber der Traubenkrankheit im eigentlichen Sinne des Wortes als Rebenkrankheit bezeichnen könnte.

Die äußeren Erscheinungen, durch welche sich diese Krankheit manifestirt, bestehen im Allgemeinen darin, daß die davon ergriffenen Weinstöcke in der Vegetation zurückbleiben, im Frühjahr schlecht oder gar nicht treiben, gelbe, halbverdorrte Blätter tragen und überhaupt ein mehr oder minder ausgeprägtes Bild der Kränklichkeit oder Abgestorbenheit gewähren. Schneidet man einen so erkrankten Weinstock in der Quere durch, so zeigt sich das Uebel jedoch erst in seinem vollen Umfange. In ihrem ganzen Inneren erscheint alsdann die Rebe wie durch den Brand zerstört, gebräunt oder geschwärzt und statt mit Mark und Holz mit einer weichen, schwammigen Masse ausgefüllt, welche nur noch von einer dünnen, durch die Rinde und die äußersten Holzschichten gebildeten Wand, gleichsam wie von einer dünnen Röhre umgeben ist, so daß man den Stock mit der größten Leichtigkeit zerbrechen kann.

Ist die Krankheit erst in der Entstehung begriffen, so erscheint nur das Mark der Rebe brandig geschwärzt und erst im weiteren Verlaufe theilt sich sodann der Brand von innen nach außen und von Schichte zu Schichte fortschreitend dem umgebenden Holze mit. Im Allgemeinen lassen sich hiernach drei Abstufungen oder Stadien der Krankheit unterscheiden:

1) Schwärzung des Markes, wobei der Weinstock aber immer noch eine fast ungeschwächte Vegetationskraft bewahrt und daher äußerlich kaum schon eine Spur der beginnenden Erkrankung erkennen läßt.

2) Brandigwerden und in Folge dessen Bräunung und Schwärzung des Holzes, wobei der Weinstock bereits ein sehr kränkliches und hinfälliges Aussehen annimmt und die Ernährung und Lebensthätigkeit desselben schon in so enge Grenzen eingeschlossen ist, daß er nur noch verkümmerte und vergilbte Blätter und Ranken zu treiben vermag, indem der Saft der Pflanze jetzt nur mehr in der noch übrig gebliebenen, immer dünner werdenden äußeren Holzschichte, also in sehr beschränktem Maße circuliren kann.

3) Vollständiger Brand und Erweichung des Holzes, das nun in seiner ganzen Masse die oben beschriebene schwammige Beschaffenheit annimmt, wobei natürlich alles Wachsthum und Leben aufhört und der Stock abgestorben und verdorrt dasteht.

Hinsichtlich der Intensität, mit welcher die Krankheit verschiedene Rebenpflanzungen befällt, läßt sich im Allgemeinen aufstellen, daß ältere Weinberge leichter und stärker davon ergriffen werden als jüngere, welch' letztere, wie es scheint, durch ihre jugendliche Lebenskraft dem Uebel mehr Widerstand zu leisten vermögen und daher gewöhnlich nur leicht, nämlich im ersten Grade davon befallen werden. Doch gewährt dieser Umstand nur eine sehr geringe und kurze Hoffnung, indem die Krankheit schon in einem Sommer sich rasch vom ersten bis zum dritten Stadium entwickelt, und außerdem auch diejenigen Weinstöcke, welche blos im zweiten Grade erkrankt sind, ihre Früchte nicht mehr zur Reife bringen.

Den Nachforschungen zufolge, welche der französische Gelehrte Herr Joulie, dem wir die ersten näheren Mittheilungen über diesen Gegenstand verdanken, angestellt hat, wurde die Krankheit zum ersten Mal im vorigen Jahr im Departement des Gard, namentlich auf den Rebhügeln von Pujo beobachtet, ohne jedoch damals sich weiter auszubreiten. Heute hat dagegen die Seuche bereits eine solche Ausdehnung gewonnen, daß das ganze Departement Vaucluse (Hauptstadt Avignon) und ein großer Theil der Departements des Gard und der Drôme (Gegend um Nimes und Valence) von derselben ergriffen ist, und die Weinberge ganzer Districte heute, mitten im Sommer, dasselbe traurige und abgestorbene Aussehen wie im Winter darbieten. Unter solchen Umständen läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß, wenn es nicht gelingt, dem rasend schnellen Umsichgreifen des Uebels rasch und energisch einen Damm entgegenzusetzen, in wenigen Jahren der gesammte Reichthum Frankreichs an Weinbergen ein Opfer der Zerstörung werden wird.

Daß aber einem derartigen, mit so erschreckender Schnelligkeit um sich greifenden Rebenwürger gegenüber auch das Ausland allen Grund hat, für die Gesundheit seiner Weinberge ernstlich besorgt und auf der Hut zu sein, bedarf nach dem Vorgang der Oidiumtraubenkrankheit, welche, gleichfalls von Süden nach Norden vordringend, ihre Schreckensherrschaft bis zu uns ausgebreitet hat, keiner weiteren Ausführung, und es erscheint daher bei der Bedeutung der Sache jedenfalls geboten, unsere Weinproducenten schon frühzeitig mit dem Wesen des Uebels bekannt zu machen, um sie wenigstens in den Stand zu setzen, sich so viel als möglich gegen die Einschleppung und die Angriffe des drohenden Feindes zu vertheidigen. Nach den bisherigen, namentlich von Herrn Joulie angestellten Untersuchungen, läßt sich vorläufig Folgendes hierüber mittheilen, woraus zugleich hervorgeht, daß, wie man übrigens schon a priori aus dem contagiösen Charakter des Uebels schließen konnte, die neue Rebenkrankheit, ebenso wie die eigentliche Traubenkrankheit zur Klasse der kryptogamisch-parasitischen, d. h. der durch schmarotzende Pilzvegetationen verursachten Krankheitsformen gehört.

Schneidet man nämlich einen erkrankten Stock quer durch und betrachtet hierauf die im Innern enthaltene, oben beschriebene, schwammige Masse unter dem Mikroskop, so constatirt man, daß dieselbe lediglich aus dem weichen Fasergewebe eines zarten Myceliums's sowie aus den massenhaften Sporen oder Samenstäubchen dieser Pilzwucherung besteht, welche letztere sich bei der leisesten Erschütterung zerstreuen und in der Luft verbreiten. Werden daher kranke Reben, wie dies im Frühjahr stets geschieht, geschnitten oder sonst wie zerbrochen, so findet immer eine solche Aussaat dieses Samenstaubes statt, welcher alsdann von dem Wind weiter getragen und, auf den frischen Wundflächen anderer geschnittener Reben sich ablagernd, auch hier diese Myceliumvegetation und damit zugleich die Krankheit erzeugt, indem der Pilz, wie oben beschrieben, sich zuerst in dem weichen Mark entwickelt, um nachher, unaufhaltsam weiter wuchernd, bis in das äußere Holz einzudringen. Was von anderer Seite bereits über die Ursache der Krankheit mitgetheilt wurde, daß dieselbe nämlich von Massen, an den Rebwurzeln nagender Blattläuse herrühre, entbehrt allen Grundes und erscheint überdies schon vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unzulässig.

Vor Allem entsteht hiernach die wichtige Frage, ob es möglich ist, dieses furchtbare Uebel zu bekämpfen und bereits davon ergriffene Reben wieder zu heilen und zu erhalten? Nach dem, was Herr Joulie darüber beobachtete, ist diese Frage wohl entschieden mit Nein zu beantworten. Von der Ansicht ausgehend, daß der Schwefel vermöge seiner pilzfeindlichen Wirkung ebenso wie das Oidium, so auch das Mycelium der Rebenkrankheit zerstören könne, ließ derselbe eine Anzahl Weinstöcke im ersten Stadium der Krankheit gründlich mit Schwefel behandeln; doch läßt sich zur Zeit noch nichts Bestimmtes über den Erfolg melden.

Das Hauptstreben muß indessen bei der Bekämpfung einer derartigen Seuche jedenfalls darauf gerichtet sein, das Uebel an seiner Weiterverbreitung zu hindern, und zwar giebt Herr Joulie, gestützt auf seine Beobachtungen und Erfahrungen, besonders zwei Wege an, auf welchen man dieses Ziel am wirk-

samsten erreichen könne und deren Befolgung namentlich in solchen Gegenden geboten erscheine, welche zwar noch nicht selbst von dem Contagium berührt sind, aber an ein von demselben inficirtes Gebiet grenzen:

1) Nehme man das Schneiden der Weinberge sehr frühe, d. h. zu einer Zeit vor, wo der Saft in den Stöcken noch nicht zu steigen beginnt und also die Reben, wie man zu sagen pflegt, noch nicht thränen, so daß demnach die Schnittflächen hierbei trocken bleiben und die in der Luft sich zerstreuenden Myceliumsporen sich in Folge dessen nicht so leicht, wie an einer klebrigen Fläche, festsetzen und entwickeln können.

2) Versehe man die frischen Schnittflächen der Reben mit irgend einem Ueberzuge, etwa aus Firniß, den man ja leicht und schnell mit einem Pinsel auftragen könnte, wodurch die Pilzsporen gleichfalls an ihrer Entwickelung auf dem durch den Schnitt bloß gelegten Marke und folglich auch an ihrem allmählichen Eindringen in das Innere der Reben gehindert werden.

In wie weit die diesen Vorschlägen zu Grunde liegende Ansicht des Herrn Joulie, daß nämlich die Krankheit sich von außen nur durch das Mark einer Bruch- oder Schnittfläche gesunden Reben mittheilen könne, richtig ist, und in wie weit demnach die vorstehenden Schutzmittel sich in der Praxis als ausführbar und wirksam erweisen werden, wollen wir hier nicht näher untersuchen, sind aber überzeugt, daß bei der in Rede stehenden Rebenkrankheit, ebenso wie bei unheilbaren Viehseuchen, z. B. der Rinderpest, wo bekanntlich gleichfalls jedes curative Eingreifen nicht nur erfolglos, sondern sogar auch unklug wäre, das beste Mittel darin besteht, die von der Krankheit befallenen Individuen zu opfern, d. h. in dem vorliegenden Falle die verdächtigen Rebstöcke und sogar ganze erkrankte Weinberge sofort ohne Verzug auszureißen und deren Holz und Wurzeln an Ort und Stelle zu verbrennen, um so den Ansteckungsherd selbst zu vernichten und jede Weiterverschleppung zu verhüten. Aus dem gleichen Grunde ist es außerdem überhaupt dringend anzurathen, das Rebholz, das man beim Schneiden der Weinberge, sowie beim Ausreißen alter Stöcke erhält, niemals aus inficirten Gegenden an andere Orte hin zu verkaufen und zu versenden, sondern gleichfalls am Productionsorte zu verbrennen, indem hierdurch eine ganze bisher gesunde Weingegend durch die von dem Holze aus in der Luft sich zerstreuenden Pilzsporen der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt würde.

Wenn nun auch glücklicher Weise bis jetzt noch von keiner Seite das Auftreten der besprochenen Rebenkrankheit bei uns signalisirt wurde, so möchten wir dennoch, im Hinblicke auf die ansteckende Natur und rasend schnelle Verbreitung des Uebels, unsere Weinproducenten ernstlich mahnen, von nun an kränklich aussehenden Weinstöcken jedenfalls eine sorgsame Aufmerksamkeit zu widmen und insbesondere bei solchen Stöcken, deren äußerer Habitus mit dem oben geschilderten Krankheitsbilde übereinstimmt, sich sofort durch Querschnitte an dem Holze von der gesunden oder kranken Beschaffenheit des Inneren zu überzeugen, und so dürfte es, wie wir hoffen, durch verständige Vorsicht und thätige Aufmerksamkeit vielleicht gelingen, den im Süden drohenden Feind von unseren heimathlichen Fluren ferne zu halten.

Mannichfaltiges.

— Folgender Vergiftungsfall durch Nachlässigkeit eines Apothekers erregt die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Apotheker Jakobson in Murom, einer Stadt des russischen Gouvernements Wladimir, erhielt ein Recept auf milchsaures Zink lautend für zwei Kinder von 5 und 6 Jahren zur Bereitung zugestellt. Wenige Minuten nach dem Genusse der Pulver starben die beiden Kinder unter furchtbaren Schmerzen und unter den Symptomen der Strychninvergiftung. In der That ergab es sich, daß der Apotheker statt milchsaurem Zink — Strychnin zu den Pulvern genommen hatte. Da eine absichtliche Vergiftung ausgeschlossen erscheint, so war die Fahrlässigkeit des Apothekers als die Ursache dieses Unglücksfalles zu betrachten. Jakobson suchte die auf ihm lastende Verantwortlichkeit durch die Behauptung zu erleichtern, er habe das Pulver aus einem Gefäße bereitet, welches die Etiquette der Firma Merck in Darmstadt und die Aufschrift milchsaures Zink getragen hätte. Dagegen konnte nun Merck sich darauf berufen, wie er niemals an Jakobson oder einen anderen Apotheker in Murom Waaren irgend einer Art verkauft habe, wie, abgesehen davon, daß seine Etiquetten in Rußland nachgemacht würden, er nicht dafür verantwortlich sein könne, was mit den hunderttausenden von etiquettirten Gefäßen, die er versende, nach der Hand vorgenommen werde. Jakobson mußte sich auch in der That auf die Behauptung beschränken, er habe das betreffende Gefäß im Jahre 1861 bei seiner Uebernahme der Apotheke unter einem Haufen anderer Gefäße vorgefunden und hätte er es bei Bereitung der Pulver dort herausgesucht. Zur Beruhigung des Publicums kann daran erinnert werden, daß jeder Apotheker ordnungsmäßig die Medicamente aus der Standbüchse zu bereiten hat, daß, ehe sie in diese Standbüchse geschüttet werden, sie untersucht werden müssen und die Verschiedenheit in der Krystallisation zwischen milchsaurem Zink und Strychnin schon so groß ist, daß es bei einfacher Aufmerksamkeit leicht zu unterscheiden ist. Merck seinerseits versichert in einer veröffentlichten Erklärung, in seiner Fabrik seien alle denkbaren Maßregeln gegen eine Verwechselung getroffen und ihm niemals eine Reclamation wegen solcher von einem Kunden zugegangen. Namentlich werde Strychnin und zincum lacticum in eigenen und ganz getrennten Räumen bearbeitet und expedirt und stehe der Expedition ein geprüfter Chemiker vor, der seit 15 Jahren ausschließlich hierbei beschäftigt sei. Eine im Jahr 1865 gleichfalls in Rußland erhobene Beschuldigung, daß in von Merck bezogenem Murphium Strychnin sich befunden hätte, endete damit, daß nachgewiesen wurde, wie der Käufer im Fragefall gar nicht direct von Merck, sondern von einem Moskauer Droguisten ein angebrochenes Gefäß gekauft hatte. Die Verwechselung wurde beinahe zweifellos als durch den Gehilfen des Letzteren veranlaßt nachgewiesen. Diese Vorfälle werfen ein eigenthümliches Licht auf die Ordnung in russischen Apotheken und Droguenhandlungen.

— In Norditalien haben die Stürme und Regengüsse große Verheerungen angerichtet. Die Poststraße zwischen Paretta und Pistoie ist durch den Einsturz mehrerer Brücken unpraktikabel geworden. Es sind behufs der Reparatur sofort Ingenieurs abgesandt worden. An mehreren Punkten ist der Telegraphendienst unterbrochen. In Parma ist durch die Regengüsse der Bach Parma aus seinen Ufern getreten und hat die Brücken von Capazucca, Mezzo und Verole bedeutend beschädigt. Fünf Häuser wurden von den Fluthen zerstört und die Einwohner wurden unter ihren Trümmern begraben, unter denen man zwölf Leichen hervorgezogen hat. Der Orcan hat, wie die „Opinione" meldet, den Postdienst auf der Linie Pistoja-Bologna unterbrochen. Die Postverwaltung hat zur Anzeige gebracht, daß die Correspondenzen für Bologna und weiter hinaus über Foligne-Ancona gehen müssen.

— Nach dem, was früher über den König von Siam bekannt geworden ist, hätte man denselben für alles eher, denn einen leidenschaftlichen Astronomen halten sollen. Wie neueste Nachrichten melden, besitzt er eine Sammlung mathematischer und astronomischer Instrumente, welche einem europäischen Observatorium Ehre machen würde, giebt selbst einen in Bangkok erscheinenden bezüglichen Almanach heraus und hat sich mit den gelehrtesten Leuten seines Hofes zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß in Wai-Wan am Meerbusen von Siam aufgemacht. Es wäre interessant, die Ergebnisse seiner Beobachtungen einmal mit denen unserer Astronomen zu vergleichen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 118.

*† Im alten Hause.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Der Vater setzte den vom Tisch genommenen Tiegel auf das Feuer und begann wieder emsig den Blasebalg zu ziehen. Bald flackerte die Flamme wieder hoch empor, und man hörte in dem dunkelen Gemach nichts weiter, als das Lodern des Feuers und das Knistern der Kohlen.

Endlich brach der Greis das Schweigen. „Ernestine! versprich mir, Deinen Vetter niemals wieder zu empfangen,“ sagte er dringend.

„Lieber Vater . . . .!“

„Du willst Dir also Deine Freunde unter meinen erbittertsten Gegnern suchen?“ fragte schneidend der Laborant.

„O Vater — wenn Du wüßtest . . . .“ Sie stockte.

„Was denn? Was?“ forschte hastig der Alte.

„. . . Wie sehr ich ihn liebe!“ vollendete leise das junge Mädchen, indem sie dem Greis schluchzend an die Brust sank.

„Du liebst ihn?!“ murmelte Groning nachdenklich, und trat von dem Feuer zurück, indem er den Strang fahren ließ, durch den er den Blasebalg in Bewegung setzte. „Du liebst ihn? — Armes Kind! — Und er —?“

„Er liebt mich ebenfalls,“ lautete die rasche Antwort. „Denkst Du denn nicht daran, daß wir vor dem Ausbruch Deines unheilvollen Zwistes mit seinem Vater einander zu Gatten bestimmt waren? Julius erinnert sich dessen sehr wohl, und wenn Du einwilligen möchtest, ihm meine Hand zu reichen, so würde unsere gegenwärtige Armuth ihn gewiß nicht abhalten . . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach sie hastig der Laborant. „Julius ist reich, und ich will nicht, daß er es als einen Act der Herablassung und Gnade ansieht, wenn er Dich zu seiner Gattin wählt. Nur wenn einst,“ fuhr er nachdenklich fort, indem er jedes Wort abwog — „wenn einst . . . . — hm; — wir werden sehen. Es ist ja alsdann noch Zeit genug, darüber zu sprechen.“

„Wie, mein Herzensväterchen . . . Du wolltest — Du könntest diese Heirath eines Tages zugeben?“ rief Ernestine jauchzend, indem sie ihre schönen Arme um den Hals ihres Vaters schlang. „Ich werde einst die Frau meines heiß geliebten Vetters sein? Aber wann, bester Papa? Wie lange noch spannst Du mich auf die Folter bangen Harrens, ungestillter Sehnsucht?“

„Du mußt warten, Kind,“ entgegnete der Greis leise und geheimnißvoll, „bis Du Deinem Vetter einst eine reiche und Deiner würdige Mitgift zuführen kannst: — eine Mitgift, deren Größe seine elenden Hunderttausende beschämt; — du mußt warten, bis ich jenes Geheimniß entdeckt habe, nach welchem ich so lange suche; — vor dessen Lösung ich zu stehen glaube, und das ich ausfindig machen m u ß . . . .; — mit einem Wort, Du mußt warten, bis ich die Kunst erfunden habe: **D i a m a n t e n h e r z u s t e l l e n.**

Diese Kunst war es, an deren Erforschung der alte Groning sein Hab und Gut, sein ganzes Leben gesetzt. Er wähnte sich seinem Ziele nahe, sehr nahe: allein der armen Ernestine erschien dasselbe so fern, daß in ihren Augen die Worte ihres Vaters einer völligen Verweigerung ihrer Bitte gleichkamen. Sie trat von dem Greis zurück, beugte schmerzlich das Haupt zur Erde und nahm mit kummervoller Miene ihre unterbrochene Arbeit wieder auf . . . . eine Thräne perlte in ihrem schönen Auge und schlich langsam die Wange hinab.

Der Laborant schritt zum Herd und setzte den Blasbalg wieder in Bewegung. Das Feuer, einen Augenblick eingeschläfert, loderte wieder hoch empor.

„Warum willst Du an dem glücklichen Gelingen meiner Versuche zweifeln, Ernestine?“ sagte er dann. „Ich bin meiner Sache ganz gewiß, denn die Gelehrten aller Zeiten sind darüber einig, daß das Problem, Diamanten zu bereiten, gelöst werden könne.“

„Lieber Vater!“ entgegnete das Mädchen mit einem Seufzer; „Julius theilt diese Ansicht nicht. Er sagt, Du glichest jenen Leuten aus vergangenen Jahrhunderten, welche man . . . .“

„. . . Adepten oder Alchymisten nannte!“ vollendete der Greis in verächtlichem Tone. „Julius ist ein eben so alberner Narr, als jene waren. Diese Alchymisten, Kind, wollten aus einer Menge von Stoffen, welche sie aus allen Himmelsgegenden zusammenholten, Gold machen. Das war ein Unsinn, denn das Gold ist ein einfacher Körper, ein Urstoff, — folglich entzieht es sich der Analysis und Synthese. Die Alten waren eben unwissende Tröpfe. Aber mit dem Diamanten verhält es sich ganz anders. Das ist kein einfacher Körper. Wir wissen ganz genau, daß sein Hauptbestandtheil Kohlenstoff ist, — krystallisirte Kohle, wenn Du es lieber willst. Das ganze Kunststück ist nur, diese Krystallisation auf künstlichem Weg herzustellen: zu entdecken, welches Stoffes sich die Natur als Agens bedient hat. Ich habe den Kohlenstoff bereits mit nahe an achthundert der verschiedensten Körper combinirt: der einfachsten, wie der complicirtesten; und ich muß gestehen, daß mir nur noch sehr wenige von denen übrig bleiben, welche die Natur muthmaßlich bei Bildung der Edelsteine im Spiel gehabt hat. Um so näher aber stehe ich meinem Ziel, denn unter diesen wenigen muß ja der gesuchte sich endlich finden. Heimtückisch hat er sich nur bis zuletzt verborgen, und um so größer wird daher unsere Freude sein, wenn wir ihn endlich entdecken.“

„Und wie lange beschäftigst Du Dich jetzt mit der Lösung dieses Problems, mein Vater?“ fragte Ernestine, indem sie einen schwermüthigen Blick auf den alten Mann heftete.

„Zwanzig Jahre, mein Herzenskind; zwanzig Jahre! Du weißt, daß es eine Zeit der Kämpfe und Entbehrungen gewesen ist!“ entgegnete Groning unter dem Ausbruch eines heftigen Hustenanfalls, der zur Genüge darthat, wie sehr seine Gesundheit durch die langen Anstrengungen untergraben war.

„Und andere zwanzig Jahre wirst Du noch operiren, ehe Du an die Erfolglosigkeit Deiner Bemühungen glaubst,“ sagte das junge Mädchen traurig.

„Nicht doch, Tinchen! nicht doch!“ rief der Greis eifrig aus. „Wie kannst Du so sprechen? Morgen, ... diese Nacht vielleicht finde ich beim Zerschlagen meines Tiegels jenes mit so vieler Angst erharrte Kleinod. Sieh dort!“ — fügte er lebhaft hinzu, indem er mit dem Finger auf die in einer Kolbenflasche brodelnde Masse wies, — „dort kocht vielleicht unser Glück; und morgen finde ich auf dem Boden jener Retorte einen Edelstein, den alle Monarchen der Welt nicht im Stande sind, seinem Werthe entsprechend zu bezahlen. Dann, mein Kind,“ fuhr er verzückt fort, während seine Augen einen erhöhten Glanz annahmen, „dann kannst Du einen Fürsten heirathen, wenn Du willst; wir werden in prächtigen Gallawagen fahren, und die Räder unserer Carosse werden alle jene Elenden mit Koth bespritzen, welche mich jetzt verspotten und verachten.“

Er hatte mit einer Art von Verzückung gesprochen; plötzlich aber hielt er in seinen Phantasieen inne, und schaute beunruhigt nach dem Herde.

„Ernestine!“ hub er dann wieder an, „die Kohlen beginnen mir auszugehen; eile, liebes Kind, und kaufe mir einen neuen Vorrath ein!“

„Recht gern, liebster Vater,“ entgegnete das junge Mädchen zögernd; „aber ...“

„Nun?“

„Ach Papa, die Inhaberin des Magazins, für welches ich arbeite, wollte mir keinen neuen Vorschuß mehr geben, und ich habe nur noch sehr, sehr wenig Geld!

„Wie viel denn etwa?“ fragte eifrig der Greis.

„Es sind höchstens noch achtzehn Kreuzer!“

„Das reicht ja hin für einen Scheffel Kohlen!“

„Aber wovon sollen wir morgen und die ganze Woche leben, bester Vater?“ wandte Ernestine ein.

„Morgen, mein Kind,“ entgegnete der Laborant pathetisch, „morgen werden wir vielleicht alle Schätze der Erde kaufen können!“

Das Mädchen ergriff, ohne weiter ein Wort zu erwiedern, nach einem einfachen Hütchen und einem dünnen Mantel, welcher gegen die Winterkälte unmöglich hinreichenden Schutz gewähren konnte. Sie verließ das Haus, um bald darauf mit einem kleinen Vorrath von Holzkohlen zurückzukehren, welche ihr Vater schon mit Begierde erwartet hatte.

„Nun, mein Kind,“ sagte er, indem er seiner Tochter zärtlich die Stirn küßte, „lege Dich schlafen! Du hast heute genug gearbeitet und bedarfst der Ruhe. Ich kann, wie Du weißt, meine Retorten und Schmelztiegel nicht verlassen, da sie einer fortwährenden, genauen Aufsicht bedürfen. Du aber gehe zu Bett und bitte in Deinem Abendgebete den lieben Gott, daß er mir diese Nacht Gelingen schenkt!“

Schweigend gehorchte Ernestine; nachdem sie ihren Vater umarmt hatte, schlüpfte sie in das neben dem Laboratorium belegene Kämmerchen, in welchem ihre Bettstatt aufgeschlagen war.

Dieses kleine Gemach war nur mit den nothdürftigsten Mobilien versehen; die Wände waren jedes Schmuckes bar; kahl und ärmlich sein ganzes Aussehen. Rasch kleidete sich das junge Mädchen aus, murmelte ihren Abendsegen und streckte sich dann auf die harte Lagerstätte. Aber sie genoß das Vorrecht der Jugend; trotz des Kummers, der auf ihrem Herzen lastete, senkte sich bald ein tiefer Schlaf auf sie herab und jeder Sorge war sie quitt, jeder Noth überhoben.

So ruhte sie einige Stunden hindurch. Es war gegen Morgen. Ernestine schlummerte noch immer sanft: liebliche Traumbilder umgaukelten sie und zeigten ihr in rosigem Lichte ferne, glückliche Tage; linder Balsam träufelte in ihre Seele, und die tiefen, regelmäßigen Athemzüge gaben Kunde von dem heiteren Gleichmaß des reinen Gemüthes der schlafenden Jungfrau.

Da auf einmal wurde sie durch ein lautes Gekrach und Gepolter erschreckt. Jäh fuhr sie in die Höhe, als plötzlich schwere Schläge gegen die Thür ihrer Kammer erdröhnten. Mit lauter Stimme rief ihr Vater ihren Namen. Rasch warf sie ihr Gewand über und eilte in das Laboratorium.

Die chaotische Verwirrung und Unordnung, welche hier gewöhnlich herrschte, war noch bedeutend gesteigert: Scherben von Retorten, zerbrochene Flaschen und zerschlagene Tiegel lagen in buntester Regellosigkeit umher. Dazwischen gewahrte man Klumpen geschmolzener Metalle, Kohlen und Mineralien — man hätte glauben sollen, in Sodom und Gomorrha zu sein.

Der alte Goldschmied schien Tollkraut gegessen zu haben. Jauchzend, schreiend, weinend und lachend sprang er in dem heillosen Wust umher, mit jeder Bewegung durch das Herabwerfen eines Tiegels oder das Umstoßen einer Flasche die umherliegenden Trümmer noch vermehrend. Mit den seltsamsten Grimassen und Geberden deutete er auf den noch rauchenden Feuerherd.

„Was giebt es denn? Was ist geschehen?“ konnte Ernestine vor Erstaunen kaum hervorbringen.

„Kind ...!“ schrie Groning mit lauter Stimme. „Kind ... Hahaha! Die Lösung meines Problemes ist mir endlich gelungen ... ich habe Diamanten künstlich hergestellt!“

„Ist es möglich, lieber Vater!“ entgegnete das Mädchen weit ruhiger, als man bei einer solchen Botschaft hätte erwarten sollen. „Aber — bist Du auch sicher, daß Du Dich dieses Mal nicht wieder täuschest, wie bislang immer?“

„Nein, nein!“ jauchzte der Greis. „Sieh doch nur her“ (und damit nahm er aus den Scherben des zerbrochenen Schmelztiegels zwei kleine schwarze Steine hervor,) „dies sind echte, wirkliche Diamanten, Tinchen ... baue auf meine langjährige Praxis; ich verstehe mich auf Juwelen. Ihre Oberfläche ist ein wenig geschwärzt, allein es thut nichts zur Sache; es sind doch Diamanten ... Diamanten vom reinsten Wasser! — Hahaha ... nun sind wir reich ... unermeßlich reich ... o Tina! Wie überglücklich bin ich ...!“

Das junge Mädchen vermochte in die Freude ihres Vaters nicht von Herzen einzustimmen. Zu oft schon hatte sich seine Hoffnung als trügerisch erwiesen; sie wagte nicht mehr, an ein so großes Glück zu glauben. Groning dagegen schien über die Echtheit seiner Entdeckung nicht die geringsten Zweifel mehr zu hegen; und die nöthigen Proben, welche er anstellte, um die Identität der von ihm aus dem Schmelztiegel hervorgeholten Steine mit Diamanten zu constatiren und denen er den ganzen Ueberrest der Nacht widmete, bestätigten seine Ansicht.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstliche Gunstdamen der Rococozeit.

(Schluß.)

Eine seltsame Scene spielte sich ab im Salon der Fürstin zu Trießdorf. Auf dem Sopha sitzt ein krankes, gelblichbleiches Weib, gereizt in gerechtem Zorne, daß man ihr die

schuldige Ehre versagt. Sie hat einen Besuch, welcher der Fürstin und der Gattin unwürdig. Doch sprudeln der Zweiten die Worte geläufig vom Munde, ihr geziertes Wesen drückt tragischen Zorn aus — das war die Prinzeß vom Theater.

Hippolyte Clairon beweist der Coburgerin, was für ein Glück es für die Markgräfin sei, die Pariser Schauspielerin im Ansbacher Lande zu besitzen. Alexander's „Maman", wie er die alte, verbuhlte Französin nennt, giebt der Verlassenen den Gemahl zurück — hält ihn zu Hause fest. Natürlich behält die Zungengewandte Recht gegen die arme, geistig und körperlich schwache Fürstin. Die merkwürdige Erklärung zwischen der fremden Abenteurerin und der Herrin des Landes endet damit, daß Letztere den Nacken noch tiefer beugt. An der Tafel sitzt die ausländische Straßendirne mit den Ersten des Hofes, in der damaligen, die Stände schroff sondernden Zeit ein Gräuel.

Indessen ruht die Clairon nicht auf Rosen — Mancher hat hinreichend Charakter, ihr offen Verachtung zu bezeigen. Wenn des Markgrafen Nichte, die geschiedene Herzogin von Württemberg, von Bayreuth herüberkommt, dann muß die Schauspielerin weichen. Hippolyte Clairon trägt den Kopf sehr hoch, sie hat so oft Heldinnen hinter den Lampen vorgestellt, daß selbst bis auf ihre Nachthaube sich das Heroische erstreckt, wie Lady Craven boshaft-witzig behauptet. Von ihren Liebhabern verlassen, am Ende ihrer Künstlerlaufbahn, gelingt es ihr, Alexander bei einer von dessen Pariser Reisen zu fesseln. Sie sieht sich in Fülle und Glanz versetzt aus ihrer unreellen Flitterwelt und entblödet sich nicht der frechen Lüge, „sie bringe ein Opfer," den Freudenhimmel Paris mit der kleinen Stadt im barbarischen Norden zu vertauschen.

Das Geheimniß der seltsamen Verbindung des Markgrafen mit „seiner Maman" lag darin, daß die Clairon verstand, den Fürsten zu unterhalten. Man spielte französische Comödie und Tragödie in Trießdorf. Der Markgraf legt prächtige Stutereien an, Trießdorf nimmt fünfhundert Pferde auf; Alles in den Stallungen ist von Eisen, was anderwärts von Holz. Dieselbe Reinlichkeit herrscht in den wohlgepflegten Maiereien, in welchen das heute noch berühmte schöne Ansbacher Vieh gezogen wird.

Abwechselung ist das große Gesetz des Genußlebens. Wieder führt Alexander nach einer Pariser Reise einen Gast in Trießdorf ein. Nun „eine Schwester". Die sitzt beim Mahle zu Karl Alexanders Rechten, sie hat den Rang, an der Tafel Platz zu nehmen, wenn es auch ein Unfug ist, ihr den Vorzug vor der Markgräfin zu geben.

Abermals findet die Auseinandersetzung mit der in ihren Rechten gekränkten Gattin statt und endet wie früher, nur tritt die englische Pairstochter und Pairsfrau kühner auf, als es die Schauspielerin wagte. Elisabeth Berkley, Lady Craven, setzt sich behaglich fest bei den Ansbacher Fleischtöpfen. Auch sie, obwohl eine hochgeborene Dame, ist zu Hause im Theaterspielen, auch sie versteht die Kunst der Buhlerin, einen müßigen Fürsten zu beschäftigen und zu unterhalten — aber die alte Geliebte ist auch noch da — sie muß entfernt werden.

Der Kampf à outrance beginnt. Hippolyte Clairon ist alt, der Markgraf war ihr letzter großer Wurf, kein Wunder, wenn sie sich festklammert. Sie gebietet der feierlichen Geberde, der Thräne, und Alexander läßt sich leicht rühren, überdies ist er an seine Maman gewöhnt. Lady Craven bewahrt einen Rest von Jugend; von hohem Stande, hat sie seit der Trennung von ihrem Gemahl ein munteres Reiseleben an verschiedenen Höfen geführt. Allerdings mag auch ihrer etwas abenteuernden Existenz eine glänzende Versorgung in Ansbach zu willkommenem Abschlusse dienen, doch ist es keine Frage von Sein oder Nichtsein wie bei der Clairon. Sentimentalität gedeiht nicht auf den Höhen der Gesellschaft, da blüht das Lachen und der Witz ist eine stets bereite Waffe. Elisabeth Berkley hatte ihrem Gatten sieben Kinder geboren, und da sie in großem Unfrieden auseinander gekommen, pflegte Lord Craven von ihr zu sagen: She is not worth half a penny!

Das waren die zwei Frauen, die um den Markgrafen stritten. Wäre die Coburgerin nicht so stumpfsinnig gewesen, sie hätte mit Freude dem Duell zuschauen müssen, das wenigstens Einer ihrer Freundinnen Niederlage und Demüthigung bereitete. Lange wogte der Kampf, er gelangte zu keiner Entscheidung nur fühlte die Clairon den Boden unter ihren Füßen weichen. Sie greift zur hohen Tragik und droht sich das Leben zu nehmen. Der Markgraf ist ergriffen, aber die kluge Lady hat ihm rasch ins Ohr geflüstert: Die Dolche der Schauspielerinnen treffen blos die Aermel!

Nun verlegt die Clairon die Scene auf ihr eigenthümliches Feld; die Bühne, oft Zeugin ihrer Erfolge, soll ihr auch jetzt die wankende Gunst befestigen helfen. Der Hof ist im Theater versammelt. Die Maman des Markgrafen spielt die Ariadne. Sie ruft: „Marina, er verläßt mich!" Der Ton vibrirt durch den Saal, er wirkt auf Alexander. Schlau bricht die Clairon zusammen und stöhnt: „Ich leide zu sehr, ich kann nicht weggehen!" Das war der Meisterstreich. Die Schauspielerin wird nach Hause getragen und der gerührte Fürst folgt ihr auf dem Fuße, aber ihm eilt die Lady nach.

Auf ihrem Lager liegt die Clairon in Krämpfen, überwältigt von solcher Liebe neigt sich Alexander auf sie herab. Es ist ihm so weich zu Muthe! Die Maman hat gewonnenes Spiel!

„Ihr seid ein Fürst und weint?" declamirt die Schwester rasch entschlossen.

Hierauf ist, wie es Jean Paul ausdrückt, das Erhabene durch die vernichtende Idee ins Lächerliche übergegangen. Die Lachende hat die Weinende aus dem Felde geschlagen.

Siebzehn Jahre währte die sonderbare Verbindung der Clairon und des Markgrafen, drei brauchte die Craven zur Alleinherrschaft zu gelangen. Nun zog sie als erklärte Gunstdame ins Falkenhaus, der blonden Elisabeth ebenso unähnlich, als Karl Alexander dem bösen Markgrafen, seinem Vater.

Lady Craven betrachtete ihre Stelle durchaus nicht als Sinecure. Sie umspann den Fürsten mit tausend Fäden. Selbst auf die Parforcejagd folgte sie ihm, obgleich durchaus keine Amazone. Unermüdlich, den schwachen Alexander zu umgarnen, ersann die Engländerin literarische Spielereien; in Trießdorf wurde von ihr eine Akademie gestiftet. Sie legte dort einen englischen Garten an, welchen ein See mit dem früheren Parke verband. In den Maiereien ließ sie nach englischen Recepten Kaffee bereiten. Pisang- und Kaffeebäume blühten da in den Treibhäusern. Mit vollen Segeln steuerte die Lady ihrem Ziele entgegen. Sie wich selten von des Markgrafen Seite. Morgens fuhr man zusammen nach Ansbach, wo schnell ein wenig regiert wurde. Zur Tafel kehrte man nach Trießdorf zurück. Um drei Uhr versammelte sich der Hof in den Gemächern der Markgräfin. Die arme Puppe ließ sich alle Tage aufputzen, war aber häufig so schwach, die Repräsentation nicht ertragen zu können. Dann nahm Elisabeth Berkley, einstweilen provisorisch, den Platz ein, welchen sie fest entschlossen war, dereinst zu füllen. Drei Stunden währte das Mahl. Um acht Uhr begann der Abend-Cercle; Conversation und Karten unterhielten die Herrschaften bis zum Souper. Die Favorite hatte zuweilen die Gnade mit der unglücklichen Coburgerin Grabuge zu spielen, was die Fürstin außerordentlich liebte.

Während Alexanders Regierung lebten zwei Dichter in Ansbach. Baron v. Cronegk pflegte, wenn ihn der süße Wahnsinn ergriff, südlich nach dem Walde von Feuchtlacht zu wandern bis zur einsamen Silbermühle. Den Bäumen und dem rauschenden Bache trug er dann seine Verse vor, die Haare entfesselt im Winde flatternd. Wenn zufällig ein Hörer in den Bereich des Poeten kam, ist er entschuldigt, jenen für verrückt zu halten. Indessen wurde von allerhöchster Seite Befehl erlassen an Bettelvögte und Waldwächter, den aristokratischen Dichter vor übeler Begegnung zu bewahren. Den bürgerlichen

Uz hätte der Hof nicht beachtet, bis Papst Ganganelli den Markgrafen auf den „Horaz" in dessen Staaten aufmerksam machte. Lady Craven ertheilte hierauf dem zurückgezogenen, einfachen Manne die Bestellung zu einem Liede.

Bei einer Hasenjagd in Trießdorf wurden die zahmen Verse des Assessors Uz gesungen:

Unser Landesvater jagt,
Wie die Edlen pflegen;
Doch des Volkes Seele zagt
Seines Fürsten wegen.
Helfen will er Jedem gern,
Keinen gern betrügen;
Diesen guten, lieben Herrn,
Wer sollt' ihn nicht lieben?

Natürlich bildete Weihrauch einen wichtigen Bestandtheil des von Lady Craven mit viel Schlauheit entworfenen und meisterhaft ausgeführten Programms.

„Die Deutschen sind immer über oder unter der Menschennatur," lautete eine Bemerkung der fürstlichen Maitresse; auf welcher Seite sich Karl Alexander befand, ist unschwer zu errathen.

Uebrigens gab es mehr als Einen Stein auf Elisabeth Berkley's Siegespfad. „Die Ultramontane," wie man die Ausländerin nannte, war — mit Recht — verhaßt. Weitläufige Intriguen zu ihrem Sturze wurden angezettelt, doch hatte sie Mittel genug, sich Freunde zu erkaufen. Von seiner ersten italienischen Reise mit der Craven kehrte der Markgraf unerwartet nach Trießdorf zurück; spornstreichs ritt er in die Stadt und entriß seinem Secretär Schmidt, die Reitpeitsche in der Hand, geheime Briefschaften — wieder hatte die Lady gesiegt!

Doch besaß sie mehr als Einen gefährlichen Feind. In stillem Unmuthe brütete der einst allmächtige Seckendorf auf seinem Gute. Alexander hatte ihn in Ungnaden entlassen — vergessen waren die Tage, als der junge reisende Prinz in Oberzenn weilte und von der als Kalypso gekleideten Hausfrau glänzend bewirthet wurde. In höfischer Feinheit war hierauf Freifrau v. Seckendorf „dem Telemach" vorausgeeilt ins Cleve'sche, um ihn wieder mit köstlichen Festen zu ehren, auf ihrem Gronsfeld'schen Erbe. Der Dank des Fürsten ist ein kurzlebiger. Aber noch leuchtete die Sonne des Hofes, er war noch das Land der Verheißung. Auch hat, wer einmal die Macht gekostet, immer wieder Verlangen darnach — selbst in unseren Tagen der Ministerverantwortlichkeit!

Wichtige Interessen kamen in Frage, Karl Alexander war ohne Nachkommen; das durch den Heimfall von Bayreuth stattlich erweiterte Land bildete einen fetten Bissen. Die kränkliche Markgräfin wurde von keiner der Parteien als ernsthaftes Hinderniß der Pläne angesehen. Ludwig Christoph v. Seckendorf bot daher die Hand seines Fürsten der Königin von England für eine ihrer Prinzessinnen an, der Briefwechsel ging durch eine Vertraute, Frau v. Schwellenburg. Die erste Bedingung des Erfolges war der Sturz der Craven.

Diese Intrigue führte zu nichts weiter, als später der Lady in ihrem Heimathlande eine geringschätzende Behandlung von Seiten der Königin zuzuziehen. Seckendorf starb in seiner Verbannung, geisteskrank und hochbejahrt. Man zeigt in Oberzenn eine Kammer, in welcher er seine Tage, von irdenem Geschirre essend, beschloß — grausam behandelt durch seine Umgebung.

Fortwährend triumphirend, gab sich „die Fremde" alle Mühe, Karl Alexander sein Land zu verleiden. Sie hatte einen Verbündeten an Preußen. So wurde denn auch in Berlin Ansbach-Bayreuth verhandelt. Im Jahre 1791 starb die Coburgerin in Schwaningen, dem Schmollwinkel der Markgräfinnen, wo auch Friederike Louise von Preußen ihre trüben Tage abgesponnen, in schwermüthiger Verrücktheit, durch Visionen von der Verdammniß ihres Gemahls, des bösen Markgrafen, gequält.

Nun war die Straße offen. Eine Stimme erhob sich doch noch. Hippolyte Clairon bot alle ihre Tragik auf, von Paris aus ihren Ungetreuen an Fürstenpflicht und Ehre zu mahnen. Sie hat, wenn auch zumeist aus Haß gegen ihre glückliche Nebenbuhlerin, manch wahres und manch gutes Wort geredet — vergebens. Das Netz der schlauen Spinne ist unzerreißbar; die Fliege zappelt rettungslos. Lady Craven ließ sich heirathen und schleppte ihren Markgrafen nach England.

Daß sie Karl Alexander zum Verzicht auf sein schönes Erbland bewegen konnte, beweist am besten die dämonische Gewalt dieses Weibes. Was seine Väter vor ihm besessen, was er selbst geschaffen, es mußte ihm theuer sein. Mit feuchtem Auge blickte er wohl zum letzten Male auf sein schönes Trießdorf, aber die falsche Sirene lockte hinweg. Karl Alexander soll durch die Clairon den französischen Charakter verachten gelernt haben und durch die Craven den englischen lieben. Die Pariserin kostete ihm Summen, die er leicht verschmerzen konnte, die Britin das Land!

Durch den grünen Park von Trießdorf führt jetzt der Schienenweg, die letzten Thiere sind längst in den Nymphenburger Garten versetzt worden. Der König von Bayern ist Landesherr. Die Zeit der Lustschlösser ist abgelaufen, Fürsten bauen jetzt ebenso geschmacklose Landhäuser, als es ein Bürger thut, der glücklich gewesen im Handel. (N. Fr. Pr.)

Mannichfaltiges.

— Neue Eisenbahnsignale. Gemäß Parlamentsacte müssen die englischen Eisenbahngesellschaften, wie man sich erinnern wird, vom kommenden April ab eine directe Verbindung zwischen den einzelnen Personencoupés und der Locomotive herstellen, und die Bahnverwaltungen sind gegenwärtig mit der Prüfung der besten zu diesem Behufe einzurichtenden Signalvorrichtung beschäftigt. Eine solche von den patentirten Erfindern, Kearsley und Holt in Manchester, „des Passagiers eigenes Signal" genannt, hat bei den bezüglichen Probefahrten günstige Resultate geliefert. Der Apparat besteht einfach in Folgendem: Auf dem Dache eines der Waggons befindet sich eine Art Windmühle, die sich bei einer Fahrgeschwindigkeit von einigen 30—40 Meilen per Stunde mit großer Schnelligkeit dreht, eine mit ihr in Verbindung stehende Glocke läutet und, wenn einmal in Bewegung gesetzt, nicht eher zum Stillstehen gebracht werden kann, bis der Zug anhält. Jeder Passagier vermag von seinem Sitze aus vermittelst einer von der Decke herabhängenden Klingelschnur die Windmühle und mit ihr das Schellengeläute in Bewegung zu setzen, welch letzteres an den äußersten Enden des Zuges und selbst durch das Geräusch eines engen Tunnels gehört werden kann. Zur größeren Sicherheit wird mit dem Ohr gleichzeitig das Auge auf den Alarm aufmerksam gemacht. Mit der Windmühle stehen nämlich zwei der gebräuchlichen Stangentelegraphen in Verbindung, welche in ihrer gewöhnlichen Stellung das Signal: „Alles in Ordnung", geben, sich nach Anziehen der Klingelschnur indessen erheben und dem Locomotivführer „Stopp" zurufen. Außerdem ist an der Windmühle ein weißes Licht angebracht, welches nach erfolgtem Alarmsignal sich augenblicklich in ein rothes (das auf den Eisenbahnen übliche Zeichen für „Gefahr") verwandelt und so namentlich bei Nacht und in Tunnels etwa herankommende Züge von dem Unfalle in Kenntniß setzt. Die ganze Vorrichtung nimmt für das An- und Loskuppeln der Wagen keine längere Zeit, als wie dies sonst der Fall ist, in Anspruch.

Auflösung des Anagramms in Nro. 112:
Pochen. Pocken. Polen. Popen. Posen. Possen. Poren. Posten

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glaß. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 119.

*† Im alten Hause.

Novelle von Hermann Uhde.

(Schluß.)

Ueber die bleichen Züge Gronings flog ein Blitz innigster Freude. „Nicht wahr: — es *sind* Diamanten!" rief er jauchzend aus; „Sie erkennen sie dafür an! — Nun wohl denn; erfahren Sie, daß ich diese Steine auf künstlichem Wege hergestellt habe. Zwanzig Jahre lang habe ich vergebens daran gearbeitet, dieses Problem zu lösen, — mein Vermögen, meine Gesundheit — Alles habe ich daran gesetzt, mein großes Ziel zu erreichen; und jetzt endlich — in vergangener Nacht ist es mir gelungen! Die Diamanten, welche Sie in Ihrer Hand halten, fand ich in meinem Schmelztiegel!"

Der Juwelier versank einen Augenblick in Nachdenken. Endlich sagte er ernst: „Mein Herr: rund herausgesagt: entweder sind Sie — wahnwitzig, oder .... ein Spitzbube. Ihr Märchen von der Selbsterzeugung der Diamanten ist zu unwahrscheinlich, als daß man ihm Glauben beimessen könnte. Sie mögen sich selber einreden, Sie haben diese Steine künstlich fabricirt; — nur verlangen Sie nicht, daß ich mit Jemand, der sich solche Hirngespinnste in den Kopf setzt, einen Handel mache; dazu bin ich zu gewissenhaft. — Wenn Sie Ihre Juwelen aber — *gestohlen* haben, wie ich sehr geneigt bin zu glauben, (verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unrecht thue!) so nehmen Sie dieselben, und fliehen Sie, bevor man Sie entdeckt. Ich mag Niemand dem Verderben überliefern und lasse Sie frei von hinnen ziehen; aber ich will auch weder mittelbar, noch unmittelbar in Conflicte mit der Criminalgerichtsbarkeit gerathen. Eilen Sie, mein Herr, ... und lassen Sie sich henken, wo Sie Lust haben!" fügte er in Gedanken hinzu.

In Gronings Auge schimmerte eine Thräne. — Er nahm seine Steine und entfernte sich. „Leben Sie wohl!" sagte er mit brechender Stimme.

Sein Kopf war eingenommen; das Blut drang ihm gewaltig zum Herzen. — Erst die kalte Winterluft, welche ihn draußen anwehte, brachte ihn wieder zu sich. Er lenkte seinen Schritt wieder nach seiner Wohnung zurück — nach jenem finsteren, hohen Hause in der abgelegenen Straße. — „Da sieht man, welchen Widerwärtigkeiten ein Erfinder ausgesetzt ist!" sagte er leise vor sich hin, als er, gebeugten Hauptes, langsam die Gassen der alten Stadt entlang wandelte. — „Der Eine erklärt mich für wahnsinnig, der Andere für einen blöden Thoren, der Dritte sogar für einen Dieb. — — — Aber gleichviel!" fuhr er zufriedener nach kleiner Pause zu sich selber fort: „Die Hauptsache ist, daß meine Erfindung mir endlich, endlich geglückt ist!"

Mit dieser Wendung seiner Gedanken verfiel er wieder in seine gespreizte Gangart; und mit verächtlichen Blicken schaute er auf die ihm begegnenden Menschen. — „Ja ja! — Früher oder später *muß* man mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn ich direct zum König gehen sollte, um ihm meine wichtige Entdeckung mitzutheilen. — O doch; das Verdienst wird auf Erden noch anerkannt, und einst wird *mein* Name als der eines Sternes erster Größe am Himmel der Wissenschaft glänzen, und Ruhm, Reichthum und hohe Ehrenstellen werden mich die Entbehrungen eines langen elenden Lebens vergessen machen!"

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen hatte der alte Mann sein Haus erreicht, welches um nichts minder düster und grämlich dreinschaute, als zuvor. Er trat hinein, immer noch mit seinen Träumen von großen Glücksgütern beschäftigt, als ihm seine Tochter bleich und matt entgegentrat.

„Nun, mein Vater?" rief sie angstvoll aus, „was für Nachrichten bringst Du?"

„Mein liebes Kind ...." entgegnete Groning in großer Verlegenheit; „es ist mir nicht gelungen, meine Diamanten zu verkaufen, allein heute Abend noch .... morgen ganz gewiß, werde ich mehr Glück haben!"

Das junge Mädchen warf einige Späne auf das schwache Feuer, welches in dem Kamin glomm, damit es wieder aufflackern und die erstarrten Glieder ihres alten Vaters erwärmen möchte. Inzwischen tröstete sie den Greis mit den liebevollsten Worten und verwies ihn auf eine bessere, sorgenfreiere Zukunft, in der sie der traurigen Gegenwart mit Thränen der Freude in den Augen gedenken wollten.

Als Groning sich ein wenig erholt hatte, sagte er zu seiner Tochter: „Mittag ist schon vorüber, und noch habe ich keinen Bissen genossen. Ich bin dem Tode nahe vor Erschöpfung und Hunger; gieb mir ein wenig zu essen!"

Dem armen Kind traten die Thränen in die Augen. „Ach, Vater!" entgegnete sie schluchzend; „gestern Abend habe ich unsere letzten Kreuzer für die Kohlen ausgegeben, deren Du zu Deinen Experimenten bedurftest ... Die Inhaberin des Modewaarenmagazins, für welches ich arbeite, hat mir schon mehr Vorschuß gegeben, als ich in vierzehn Tagen und Nächten verdienen kann, und als ich heute Morgen Dein einfaches Frühmahl zubereiten wollte, verweigerte mir der Bäcker wie der Fleischer den Credit."

„So hast auch Du, meine Herzenstine, heute noch nichts genossen ...?" unterbrach sie Groning leidenschaftlich. „Jetzt sehe ich erst, wie blaß Du bist .... Kind, o Kind! Der Hunger tödtet Dich!"

„O nein, lieber Vater, nicht doch!" entgegnete Ernestine, indem sie zu lächeln versuchte.

Allein ihre Kräfte schwanden; trotz ihrer angestrengtesten Willensstärke konnte sie sich nicht länger aufrecht erhalten — einer Ohnmacht nahe, taumelte sie in die Arme des Greises.

„Großer Gott ... was soll ich thun!" rief der Laborant verzweifelt. „Ich halte ein unermeßliches Vermögen in meiner Hand, — aber trotzdem ich reicher bin als ein König, stirbt mein einziges Kind Hungers in meinen Armen!"

Er trug sie auf ihr Bett; ein Restchen Wein, welchen das gute Mädchen nicht hatte anrühren wollen, wurde schnell herbeigeholt, mit Wasser gemischt, und Ernestine mußte dies Getränk trotz ihres Sträubens einschlürfen. Als Groning sah, daß sie sich ein wenig erholte, sprach er ihr noch flüchtig Trost

zu, und eilte dann aus dem Hause, um Hilfe und Rettung zu suchen.

Schon war der Abend dämmernd niedergesunken; ein grauer Nebel lagerte mit dichtem Schleier über den Straßen der ehrwürdigen Stadt Nürnberg; wenige Geschäftige eilten auf den mit Schnee bedeckten Gassen dahin und beflügelten den Schritt, um bald ihr Ziel zu erreichen.

Groning hatte sich einer der Hauptverkehrsadern der Stadt zugewendet; matt, der Verzweiflung nahe, und das Herz von bangen Sorgen über sein und seiner geliebten Tochter Loos zerrissen, wußte er nicht, was er beginnen sollte. In seinem angegriffenen Kopfe kreuzten sich die widersprechendsten Ideen, tauchten die verschiedensten Pläne auf, um wieder zu verschwinden und neuen Plänen Platz zu machen, über die sich der Alte jedoch ebensowenig klar wurde, als über die ersten.

Er dachte daran, den Juwelier am Marktplatze aufzusuchen und denselben um das ihm heute Morgen angebotene Almosen zu bitten. Allein daran verhinderte ihn eine zu große Scham. Dann wollte er wieder zu jenem Juwelier eilen, welcher ihm für seine Diamanten einen Gulden geboten hatte. Aber es war ein weiter Weg bis dahin — und was wurde unterdessen aus seiner Tochter? Hatte er außerdem die Kraft, sich bis dahin zu schleppen?

Eine Hilfe bot sich noch seinen bedrängten Blicken dar, nämlich die, seine Diamanten an den Ersten Besten um einen Schleuderpreis loszuschlagen .... was lag daran! Morgen konnte er ja neue, kostbarere anfertigen!

Kaum blitzte dieser Gedanke in seinem fiebernden Hirn auf, als er auch beschloß, ihn auszuführen. In seiner gänzlichen Kopflosigkeit, von Frost und Hunger geschüttelt und verwirrt von den mannichfachen Bildern, welche in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt waren, griff er zu dem bizarrsten und unsinnigsten Auswege: er ging von Haus zu Haus, um seine Diamanten feil zu bieten.

Was kommen mußte, kam. Einige trieben ihre Kurzweil mit ihm; Andere ließen ihn hart an; wieder Andere wandten ihm den Rücken, ohne den alten Mann auch nur anzuhören.

Gronings Verzweiflung stieg von Minute zu Minute. Als er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen sah, beschloß er, das Letzte, Aeußerste zu versuchen. Er sprach die Vorübergehenden an, um diese zu dem Ankaufe seiner Juwelen zu bewegen.

„Sehen Sie her, mein Herr!“ rief er einem feingekleideten jungen Manne zu, „hier habe ich echte Diamanten, ... ich schwöre es Ihnen bei den sieben Wunden unseres Herrn und Heilandes! Sie sind noch ganz roh, aber sobald sie geschliffen sind, werden sie in tausend Farben spielen. Sie sind mit fünfhundert Gulden spottwohlfeil bezahlt ... geben Sie mir zehn Gulden, und sie sind Ihr Eigenthum! Staunen Sie nicht über den geringen Preis; wenn ich nicht schleunigst, schleunigst Geld löse, so stirbt mir mein Kind vor Kälte und Hunger, und ich ... ich folge ihr morgen nach in's kühle Grab; unser Leichentuch der Schnee!“

Helle Thränen liefen die eingesunkenen Wangen des Greises hinab, als er so flehte ... vergebens. Niemand hörte auf ihn. Nur fester wickelten sich die Passanten in ihre Wintermäntel, ohne auch nur still zu stehen, ja, ohne selbst einen Blick auf den unglücklichen Bettler zu werfen.

So kam er bis zur nächsten Querstraße. Das Seltsame seines Gebahrens hatte bald eine große Menschenmenge um ihn versammelt, welcher er fortwährend seine Diamanten zeigte, indem er mehr und mehr von der anfänglich geforderten Summe abließ, um etwaige Käufer zu ermuthigen.

Umsonst. Die Bitten, die Thränen des armen Alten forderten nur den Spott, das Gelächter, den Volkswitz der Umstehenden heraus.

„Der Kerl ist toll!“ rief ein Arbeitsmann.

„Das sage ich auch!“ stimmte eine Höckerin bei, deren gemeines Gesicht von einem große Hute mit breiter Krämpe überschattet war.

„Ich vermuthe, dahinter steckt eine Wette!“ bemerkte weise ein aus der Nachbarschaft herzugeeilter Krämer.

„Gut denn!“ sagte endlich der bis zum Aeußersten getriebene Groning, dem Zusammenbrechen nahe. „Wenn Ihr meine Diamanten nicht kaufen wollt, so reicht mir wenigstens eine milde Gabe, sei sie noch so klein ... damit ich mein Kind vom Hungertode errette! O, habt doch Mitleid!“

Da theilte sich die Menge.

Zwei Polizeibeamte wurden sichtbar. Der eine von ihnen ergriff den sich vergebens sträubenden Alten barsch beim Kragen, und nahm ihn, im Namen des Königs, als Bettler, Vagabunden und muthmaßlichen Dieb in festen Gewahrsam.

Groning heulte einen schrecklichen Fluch gegen die ganze Menschheit, und ließ sich dann willenlos von den Wächtern des Gesetzes fortschleppen.

Er wurde in das Polizeigerichtsgebäude geführt. Hier brachte er die Nacht in einem weiten Raume zu, welcher Strolche und obdachloses Gesindel, oder Solche beherbergte, die auf frischer That des Diebstahls ertappt waren.

Der alte Mann sank ächzend auf das feuchte Stroh nieder; ein ruhiger Schlaf kam nicht in seine Augen. Jede Viertelstunde schreckte er in die Höhe, und vor seiner zerstörten Einbildungskraft stiegen seltsam wirre Bilder auf.

Als kaum der Morgen dämmerte, wurde die Thür des Gefängnisses geöffnet, und mehrere Personen traten herein. Groning hörte eine wohlbekannte Stimme wiederholt seinen Namen rufen. Mühsam richtete er sich empor von seiner Lagerstätte und sagte mit schwacher Stimme: „... Bist Du es, Ernestine? O, welchen Engel hat ein gütiger Gott Dir gesendet, um Dich zu erretten?“

„Mein theuerer Vater — o, warum hast Du mich gestern so ganz verlassen! Als Du kaum hinausgegangen warst, kam unser Vetter Julius; er brachte Hilfe! Die ganze Nacht lang haben wir Dich gesucht!“

„Nun bist Du frei, mein lieber Oheim!“ sagte jetzt im herzlichsten Tone ein junger Mann, welchen der Greis noch nicht gewahrt, da der Schatten eines Pfeilers denselben bisher verborgen hatte. „Du darfst mit uns gehen, und ein neues Leben — schöner, glanzvoller — wird uns nun erblühen!“

„Noch nicht, mein Herr!“ sprach ein herzugetretener Polizeibeamter ernst. „Man hat bei diesem Manne zwei echte, obschon ungeschliffene Diamanten gefunden; Steine von hohem Werth. Er muß sich zuvor über den Besitz dieser Kleinodien genügend ausweisen, ehe daran gedacht werden kann ...“

„Mit zwei Worten vermag ich Ihnen eine befriedigende Aufklärung zu geben,“ erwiderte Julius lächelnd. „Mein Oheim ist arm, aber er war zu stolz, von seiner Familie eine Unterstützung anzunehmen. Seine chemischen Versuche haben nach und nach seine gesammte Habe aufgezehrt, — da wußte ich eines Tages in seiner Abwesenheit in sein Laboratorium zu gelangen und in einem seiner Schmelztiegel die beiden bei ihm

gefundenen Diamanten zu verbergen. Er sollte glauben, sie seien ein Ergebniß seiner Experimente, und so wollte ich ihm das drückende Gefühl ersparen ....“

Er vollendete nicht. Der alte Groning, welcher sich krampfhaft empor gerichtet und dem Erzähler gierig jedes Wort vom Munde gesogen hatte, stieß plötzlich einen erschütternden Schrei aus.

„O ... Julius — das ist .. mein Todesstoß!“ ächzte er mühsam. „Im Tode noch dachte ich mich an diesem Gezücht zu rächen, indem ich jenes wichtige Geheimniß mit mir in's Grab nahm .... warum zerstörst Du mir so grausam meine letzte Illusion?“

Noch einmal zuckte er zusammen, ein Schauer durchzitterte seinen Körper — ein dumpfes Gurgeln dröhnte aus seinem Halse hervor — dann war Alles still.

Regungslos sank er auf sein Lager. — Er war todt. —

Einige Monate später wurde Ernestine und Julius ein glückliches Ehepaar. Das alte Haus wurde abgerissen, und an seiner Stelle erheben heute neue, schönere Bauten ihre stolzen Giebel in die Lüfte.

Das Geheimniß aber, Diamanten künstlich herzustellen, harrt noch immer der Entdeckung.

Das Erdbeben in Südamerika.

Ein mit Trauerrand eingefaßtes Blatt des „Nacional“ aus Lima, 20. August, bringt ausführlichere Nachrichten vom Süden Perus, wo das Erdbeben vom 13. August und den folgenden Tagen bekanntlich am zerstörendsten gewirkt hat. In Arica herrschte auf Meer und Land am verhängnißvollen 13. August tiefe Ruhe. Kein Lüftchen regte sich, da trat plötzlich ein leichter Südwind ein und wenige Minuten darauf (5 Uhr 15 Min. Nachmittags) kündete ein dem Sturme ähnliches Getöse das furchtbare Ereigniß an. Die Erde fing an von Süd nach Nord hin- und herzuschwanken, mit einer Heftigkeit, daß die Häuser sofort ihre Verzierungen verloren und dann selbst einstürzten; nur die hölzernen hielten sich einige Augenblicke länger. Im Moment der höchsten Bestürzung hörte man plötzlich den Ruf: „Das Meer! Das Meer!“ und Alles stürzte auf die Höhen. Das Meer zog sich mit großer Gewalt zurück. Es war klar, daß es bald zurückkehren und über seine Grenze hinaussteigen würde. Mit Angst hingen die Blicke an der Fluth, die nun in der That bis zu fürchterlicher Höhe anschwoll und sich auf die bebende Erde stürzte. Fünf schmucke Schiffe hatten sich soeben noch auf der See gezeigt, jetzt verlieren sie vor dem Andrange der Wogen ihre Anker, werden nord- und südwärts geschleudert, drehen sich um sich selbst und werden von 30 Fuß hohen Wellen überschüttet. Die „Amerika“ sucht Dampf zu machen, aber ehe sie so weit kommt, verliert sie einen Mast und wird an den Strand geworfen. Ihr Commandant, mehrere Officiere und 30 Matrosen fanden ihr Grab in den Fluthen. Der „Waterer“ scheitert, ohne einen Mann zu verlieren. Der „Ponton Fredonia“ kentert und fast seine ganze Mannschaft kommt um; die „Rosa Rivera“ sinkt, ohne auch nur Spuren zurückzulassen; zwei andere Schiffe werden auch auf den Strand gesetzt. Fünfmal zog sich das Meer zurück und fünfmal wälzte es sich gegen das Land; die erste Fluthwelle war aber die höchste, man schätzt sie auf 40 Fuß. Die Erdbeben dauerten fort; anfänglich ungefähr jede Viertelstunde ein Stoß, später etwa jede Stunde. Es mögen etwa 100 Menschen in Arica umgekommen sein. — Ein Bericht des interimistischen Commandanten der gescheiterten peruanischen Corvette „Amerika“ an den Commandantgeneral der Marine meldet, daß sie am 13. Aug., 5 Uhr 15 Min. Nachmittags, die Häuser Aricas von einem starken Erdstoß, der 4 Minuten dauerte, einstürzen sahen. Der Commandant befahl, sogleich zu heizen und setzte Boote aus, die am Ufer Hilfe leisten sollten. Plötzlich kam von Süden eine so heftige Strömung, daß die Boote fortgerissen wurden; diese Strömung dauerte 5 Minuten und lief 5½ Millas, sie überschwemmte die Stadt, gleich darauf kam eine zweite von entgegengesetzter Richtung, welche die Bai fast trocken ließ, wodurch die englische Bark „Cannorcillo“, die „Amerika“, die „Rosa Rivera“ und andere kleinere Fahrzeuge auf ihren Ankerplätzen zum Stranden kamen. Die Strömungen von Nord nach Süd und umgekehrt folgten sich nun in so raschem Wechsel, daß es unmöglich war, Boote auszusetzen, um die vielen Menschen, die auf dem Wasser auf Holzstücken trieben, zu retten. Die „Amerika“ hielt indessen vor ihren Ankern aus, sie verlor aber nach und nach alle Boote, die sie nicht aufhissen konnte. So dauerte es bis 6¾ Uhr Abends, als die Strömungen immer heftiger wurden, bis zu 9¼ Millas und von 5 bis 10 Minuten Dauer. Um 7 Uhr 5 Minuten kam wieder eine Strömung aus Süden mit einer Schnelligkeit von 10½ Millas. Dieser widerstanden die Taue nicht und im Augenblicke saß die „Amerika“ auf dem Strande. Der Moment war schrecklich. Der Capitain befahl, als die Taue rissen, unter Dampf zu gehen, doch es war nicht genug da, und so trieb das Schiff, ohne daß man im Dunkelen erkennen konnte, wohin. Nach fünf Minuten saß die „Amerika“ fest und eine der vielen Wellen, die über das Schiff wegschlugen, riß den Capitain und einen Seefähnrich von Bord. Das Schiff riß bald auseinander, dazu brach Feuer aus. In diesem kritischen Augenblicke wälzte sich eine mächtige Welle wider das Schiff hin, die zwar das Feuer löschte, aber auch das Schiff ganz mit Wasser füllte. Die Mannschaft sprang in ihrer Verzweiflung vom Bord, und es gelang den meisten, sich an den Strand zu retten, ehe eine andere Fluthwelle hereinbrach. — Die Katastrophe in Iquique hat viel Aehnlichkeit mit der von Arica, doch erreichte das Unglück dort nicht den Umfang wie hier. Das Erdbeben trat in Iquique im selbigen Augenblick wie in Arica ein und mit derselben Gewalt, aber die hölzernen Häuser widerstanden besser, doch das Meer brach ein und riß zwei Drittheile der Stadt, gerade die besten Gebäude und Läden fort, so daß man ihre Stätte kaum noch kennt. Von sechs Schiffen in der Bucht ging übrigens nur eins zu Grunde. Es sollen an 200 Menschen umgekommen sein. In Mejillones ist kaum ein Haus stehen geblieben. Pisagua dagegen hat weniger gelitten. Etwa 14 oder 15 Menschen sind umgekommen.

Furchtbar war das Erdbeben in Islay, wo alle Häuser von Stein sogleich beim ersten Erdstoß einstürzten; im Laufe der Nacht zählte man 400 Erschütterungen. Fünfmal sank und stieg das Meer, wohl bis zu 35 Fuß Höhe über sein Niveau, da aber Islay auf einem etwa 100 Fuß hohen Hügel liegt, so richtete dieses Steigen kein so großes Unheil an.

Arequipa ist dermaßen mitgenommen, daß keine Kirche und kein Haus mehr brauchbar ist. Eine Minute hielten sie sich aufrecht, so daß die Menschen entfliehen konnten. Die Zahl der Opfer ist daher verhältnißmäßig gering. Wäre die Erschütterung Nachts gekommen, so würde auch nicht Einer am Leben geblieben sein. Die Gefangenen und die Kranken im Hospital wurden erschlagen. In Tambo sollen 500 Menschen umgekommen sein; dieser Ort sowie die Orte Tiabaya, Vitor, Mallenda, Mejia, kurz alle Ortschaften im Umkreise von 150 Millos sind zerstört.

Aus Tacna wird dem Blatte berichtet: „Heute (13. Aug.) 5 Uhr 2 Minuten brach ein furchtbares Erdbeben los, welches 9 Minuten gedauert hat. Während dieser Zeit war die Erde der Spielball einer beständigen Erschütterung von Ost nach West die etwa 20 Häuser umwarf, sämmtliche übrigen zerriß und unbewohnbar machte. Die Häuser schwankten furchtbar hin und her, und daß sie nicht alle umgestürzt sind, mag Folge davon gewesen sein, daß die Bewegung gleichmäßig blieb. Die Einwohner stürzten aus ihren Häusern auf die Plätze, warfen sich auf die Kniee und beteten. Später richtete man sich, so gut man konnte, im Freien ein. Die Erdstöße dauerten die ganze

Nacht fort, mehr als 10 wurden gezählt; um 8 Uhr des Abends erregte eine helle Lichterscheinung, die plötzlich verschwand und dann weniger intensiv wiederkehrte, neue Angst. Auch am folgenden Tage blieb die Erde in fortwährender Unruhe."

Aus Quito, 15. Aug., ist dem Consul der Republik Ecuador in Paris von dem Ministerium des Auswärtigen seines Landes folgendes Schreiben zugegangen: „Ich bedauere, Ihnen anzeigen zu müssen, daß am 10. d. um 1 1/4 Uhr des Morgens in dieser Stadt ein heftiges Erdbeben stattgefunden hat, durch welches die Kirchen und öffentlichen Gebäude der Stadt fast gänzlich zerstört worden sind. Die Mehrzahl der Privathäuser ist arg zugerichtet und der durch diese Katastrophe herbeigeführte Schaden ist unberechenbar. Dreißig Jahre dürften nicht genügen, ihn wieder gut zu machen. Durch eine besondere Gunst der Vorsehung ist die Zahl der Opfer in der Hauptstadt nur unbedeutend, sie übersteigt nicht elf Personen. Der Gouverneur der Provinz Imbaburu meldet uns durch einen gestern Abends angekommenen Kurier, daß die Stadt Ibarra vollständig zerstört und kaum der sechste Theil der Bevölkerung gerettet worden ist. Alle Ortschaften besagter Provinz haben dasselbe Schicksal erfahren, aber das Unglück ist noch viel schrecklicher in Otavalo gewesen; einige Personen, die von dieser Stadt kommen, versichern, daß dort kein einziger Mensch am Leben geblieben sei. Die Stöße folgten schnell auf einander und vermehrten die Bestürzung derjenigen, die dieser schrecklichen Katastrophe entgangen waren."

Aus Callao, 21. Aug. veröffentlicht die „Köln. Ztg." einen Privatbrief, der diese Schilderungen bestätigt. Ueber das Erdbeben in Callao selbst besagt derselbe: „Am 13. d., 5 Uhr Nachmittags, sitze ich im Comptoir und schreibe, als mein Schreibtisch, die Stühle u. s. w., Alles zu tanzen beginnt. Wir stürzen sofort auf die Straße, die Erde bewegte sich unter unseren Füßen wie ein Schiff, und zwar 4 1/2 bis 5 Minuten lang. Glücklicherweise war die Bewegung eine regelmäßige, keine Stöße, sonst stände Callao nicht mehr. Um 6 Uhr wiederum dieselbe Erschütterung, circa 4 Minuten lang; alle Welt auf der Straße, betend, schreiend und klagend. Gegen 9 Uhr Abends hieß es: „Das Meer tritt aus!" und alle Welt floh zur Stadt hinaus, nach der nächsten Umgebung, nach Lima hin. Und kaum gesagt, so kamen furchtbare Wellen heran und überschwemmten die Brücke und Playa (das Gestade), die darauf liegenden Güter mit sich reißend und den Rest beschädigend. Fünfmal wiederholte sich dieses furchtbare Schauspiel. Stöße empfanden wir die ganze Nacht hindurch, doch glücklicher Weise thaten sie keinen Schaden; auch das Meer wurde ruhiger und trat zurück. Am 14. fortwährend Stöße und ab und zu eine große Welle. Gegen Abend wurde es ruhiger; wir tranken Thee und dankten Gott so davon gekommen zu sein, als der Ruf: „Feuer!" erscholl. Ein furchtbares Feuer war ausgebrochen, 30 Häuser zerstörend und 27 beschädigend. Verlust: zwei Menschenleben und 1 Million Dollars. Recht unglücklich glaubten wir uns hier in Callao, doch die schrecklichen Nachrichten empfingen wir erst vorgestern, als der Dampfer von Süden ankam. Die Nachrichten sind so furchtbar, daß ich noch jetzt kaum daran glauben kann." Des Weiteren erzählt der Brief: „Das Erdbeben scheint in Cobija seinen Anfang genommen zu haben, hat dort wenig oder gar keinen Schaden gethan, von dort aus die Küste entlang immer schrecklicher bis nach hier, wo es seine Kraft verloren. Von Arica aus über Tacna nach Moquegua und Arequipa, alles Dazwischenliegende zerstörend. Es ist, als wenn die Welt hätte untergehen sollen. Und Alles dies in 2—3 Minuten! Ich sprach zwei Herren, die von Iquique kamen, die eben das Leben gerettet; die Erzählungen sind haarsträubend. Wenn ich an alle bekannten Familien in Arica, Iquique ꝛc. denke, wird mir ganz eigen zu Muthe; Alles, Alles verloren — Leute, die Jahre lang in diesem unseligen Lande gearbeitet, endlich es zu etwas gebracht und in zwei Minuten Alles zu verlieren! Was nun aus all' diesen gewesenen Städten werden soll, mag Gott wissen; theilweise steht das Meer dort. Und doch müssen Sie wieder aufgebaut werden, Arica als der Hafen Tacna's und der Ausschiffungsort der Waaren nach Bolivien, und so viele andere. Iquique mit seinen großen und reichen Salpeterlagern und Minen, Millionen sind verloren. Der Verlust ist unabsehbar; auch hier die Häuser aus Lima und ebenso die Häuser aus Valparaiso werden furchtbar verlieren. Es wird jetzt Alles gethan, den Nothleidenden zu Hilfe zu kommen, und es sind in einer halben Stunde 900,000 Dollars gezeichnet worden. Doch das ist ein Tropfen im Meere. An Geschäft ist gar nicht zu denken, Jeder hat Bekannte, Freunde und Familienglieder verloren; dazu fahren die Stöße noch immer fort, wenn auch gelinder. Wir schlafen kaum, gestern zählte ich acht und fünf während der Nacht. Bis jetzt (es ist 10 Uhr Abends) nichts. Halb Callao ist in Lima, die Leute fürchten das Wasser mehr als das Erdbeben. Ich habe viele Erdbeben gespürt, seit ich hier an der Westküste, doch keines so anhaltend, wie dieses. Es scheint der Fluch auf Peru zu liegen; was wir hier in den letzten Jahren erlebt, ist unglaublich: Bombardements, Revolutionen, gelbe Fieber, Erdbeben, Feuer, Ueberschwemmungen — und trotzdem glaubt man drüben, daß wir hier leben wie im Himmel. Euch die einzelnen Scenen zu beschreiben, ist unmöglich, sie sind so furchtbarer Art, daß sie unglaublich erscheinen. Dazu sind alle Ernten verloren; die Erde hat sich geöffnet und ganze Plätze verschlungen, reiche Minen zerstört."

Mannichfaltiges.

— Der nichts weniger als feine Ton, dessen sich amerikanische Politiker gegen ihre Widersacher zu befleißigen pflegen, ist aus vielen Beispielen bekannt. Kaum aber wird sich Derbheit, vereint mit Witz, in so schlagender Weise bewährt finden, wie in einer Rede, die ein Congreßmitglied aus Minnesota kürzlich gegen einen Collegen aus Illinois hielt. Ersterer, der sich des Namens Ignatius Loyola Donnelly erfreut, beschuldigte letzteren, Elihu Burrit Washburne, der Bestechlichkeit und anderer Untugenden, wobei er sich zu folgendem Ausspruch verstieg: „Ich glaube, Gott hat nie einen niederträchtigeren Menschen erschaffen; ja, es scheint mir, Gott hat ihn gar nicht erschaffen, sondern die Erschaffung im Contract dem Mindestfordernden verdungen, und der Mindestfordernde war der Teufel."

— Berlin. Der herannahende Winter, der uns jetzt schon ziemlich frische Nächte bringt, nöthigt auch die Berliner Lazzaronis, sich allmählich nach wärmeren Schlafstellen umzusehen, als sie die „Mutter Grün" liefert. In der Nacht zum Samstage wurden nicht weniger denn acht Personen unter der Schillingsbrücke hervorgezogen. Außerdem wurden zwei Exemplare eines modernen Diogenes in leeren Tonnen, welche hinter der Busse'schen Brauerei auf der Schönhauser Allee liegen, entdeckt. Drei Burschen suchten sich gegen die Nachtluft dadurch zu schützen, daß sie vor dem Prenzlauer Thore bis an den Hals in einen Misthaufen krochen.

— Dieser Tage wurde das 12,418 Fuß hohe Großhorn im Berner Oberlande zum ersten Male erstiegen. Die kühnen Bergsteiger Stud. med. Emil Ober und Stud. phil. Heinrich Dübi machten sich in Begleitung der gewandten Gletscherführer Johann Bischoff von Lauterbrunnen und Joseph Singer aus dem Wallis von Löschthal aus auf den Weg und erreichten die Spitze unter mannichfachen Gefahren. Die höchst anstrengende Expedition erforderte volle 22 Stunden.

— Ein Braten, der im Mittelalter der Stolz fürstlicher Tafeln war, dann aber gänzlich in Vergessenheit gerieth, hat wieder (zuerst in Schlesien) seinen Einzug in die Küche gehalten; wir meinen den gebratenen Schwan. „Nicht gemeine Kenner finden den jungen Schwan sehr delicat.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 120.

*) Die Landpartie nach Schönau.

Novelle von F. Henschel.

I.

Es war im Monat Mai. Die Wolken eilten schnell am Himmel entlang, so daß man hätte glauben sollen, sie hätten irgend etwas Wichtiges vor und müßten zu einer bestimmten Stunde an ihrem Ziele sein. Deshalb konnten sie auch nicht bemerken, wie ein Paar blaue Augen erwartungsvoll ihrem Treiben zusahen, wie sich zwei zarte Hände in einander legten und wie ein niedliches Mündchen sich öffnete und leise betete: „Du lieber Gott, laß es nur heute nicht regnen."

Da schlug die Uhr des nahen Kirchthurms.

Das Mädchen mit den blauen Augen horchte auf und zählte: „Eins, zwei, drei, vier — also erst vier Uhr, ach, da muß ich noch ruhig zu Bett bleiben, denn sonst würde die Mama gut schelten," seufzte sie.

Und sie legte das kleine Köpfchen wieder auf das Kissen, drückte die Augen ganz fest zu und glaubte nun wieder einschlafen zu können. Der Schlaf kam aber nicht zu ihrem Lager, und wie endlich die Uhr einmal wieder schlug, wie endlich eine Viertelstunde vergangen war, da dachte sie schon eine Ewigkeit wach zu liegen. Und doch fiel es dem alten knöchernen Gesellen, dem Zeitgott, gar nicht ein, sich, um einem hübschen Mädchen zu gefallen, eine Unpünktlichkeit zu Schulden kommen zu lassen und das Stundenglas zu früh oder zu spät umzudrehen.

Da mußte das feine Jüngferchen sich freilich ruhig gedulden und hübsch die Zeit abwarten; — Allerhand ging nun im Köpfchen herum. Sie dachte an den ersten und einzigen Ball, auf dem sie gewesen, und an die Tänzer, mit denen sie getanzt hatte. Da war erstens der Herr Lieutenant, der nur von Hunden und Pferden zu reden wußte, da war zweitens der junge Mediciner, der sich in jeder Nacht von seinem Diener aus dem Schlaf klingeln ließ, um in der Nachbarschaft in den Ruf einer großen Kundschaft zu kommen, da war drittens der Herr Jurist mit dem hübschen braunen Backenbart, der so freundlich zu ihr war und ihr ein niedliches Sträußchen beim Cotillon gebracht hatte. Und wie sie an den Herrn Juristen mit dem hübschen braunen Backenbart dachte, da kam der langersehnte Schlaf mit seinen lieben Gefährten, den Träumen, zu ihr.

Lustig umgaukelten diese die schöne Schläferin und recht heitere Bilder schienen sie ihr vorzuführen, denn ein frohes Lächeln hatte sich über das ganze Gesichtchen verbreitet. Vielleicht träumte sie gar von ihrem Schätzchen, — ja, den Weibern ist nicht zu trauen; wenn so ein junges Mädchen erst einmal von der Schürze der Mutter losgelassen hat, so hat sie auch gleich einen Geliebten. Und dabei thun sie so ehrbar und züchtig, als ob sie noch nie mehr wie drei Worte mit einer Mannsperson gewechselt hätten. Unser hübsches Evastöchterchen wird wohl auch keine Ausnahme von der Regel gewesen sein und dem Vorbild ihrer Schwestern getreu nachgeahmt haben.

Endlich schlug es sieben. Die Schläferin erwachte, rieb sich die blauen Augen und lachte sich dann selbst tüchtig aus, daß sie so närrisch geträumt habe. Und weißt Du, was ihr so sehr närrisch vorkam? Sie träumte, daß sie mit dem jungen Herrn Juristen, der den großen schönen Backenbart hatte, ganz allein weiter getanzt habe, daß er sie recht feurig an sein Herz gedrückt und recht innig gek — — —

II.

Bald war die ganze Familie um den Kaffeetisch versammelt, und da sie Alle so ruhig dasitzen, habe ich gute Gelegenheit, sie dem lieben Leser vorzustellen.

Da war also erstens der liebe Papa, der alte Canzleirath Neubert, der sich auch schon seit längerer Zeit in seiner Canzlei mit Angelegenheiten beschäftigte, die eigentlich wohl nicht gerade dahin gehörten, denn er bemühte sich — sein Töchterchen unter die Haube zu bringen. Gerade all zu leicht war dies freilich nicht, denn wenn auch das Gretchen — nach Aussage des Spiegels, der in dieser Beziehung immerhin ein competenter Richter ist — ganz hübsch war, so konnte der Vater ihr doch nur wenig mitgeben, und ein Pärchen, das nur von Liebe leben wollte, würde recht bald den Hungertod sterben müssen. Seine wackere Ehehälfte stand ihm bei seinen Bemühungen treulich zur Seite, wie es ja auch, nach den Worten der heiligen Schrift, die Pflicht der guten Hausfrau ist. Sie hatte auch bald mit dem weiblichen Scharfblick eine gute Partie herausgefunden, und heute, am heiligen Pfingstfest, sollte dem Ganzen durch eine Verlobung die Krone aufgesetzt werden.

Leider sind nun schon längst die schönen Zeiten dahin, wo die Verlobung bei dem Grabe der Mutter, auf dem stillen, öden Friedhof geschlossen wurde, wo der Mond als einziger Zeuge die Schwüre der Liebenden mit anhören mußte. In der jetzigen nackten prosaischen Welt wird das Programm bereits wochen-, oft sogar monatelang vorher entworfen und den Mitspielenden zum Memoriren übergeben. Bei Canzleiraths war es auch nicht anders, da hatte der Herr Papa schon seit recht langer Zeit Karten fein-säuberlich präparirt, auf denen deutlich zu lesen stand: Als Verlobte empfehlen sich .... u. s. w. u. s. w.

Gretchen, die dem Leser bereits bekannt ist, war freilich, wie es schien, mit dem Herrn Bräutigam nicht recht einverstanden, denn der Kaufmann Schütze, der nur Interesse für Kaffee, Thee, Syrup und andere schöne Sachen hatte, konnte nicht gerade der Mann ihres Herzens genannt werden. Die Frau Mama ahnte freilich zum Theil, was ihr Töchterchen für rebellische Gedanken hatte, doch wenn sie nun gar noch von den Träumen des Morgens, von dem —•—

Doch aus der Schule plaudern ist nicht artig und paßt sich gar nicht.

Eine vierte Person war noch am Kaffeetisch, die Tante Amanda. In den Classikern wohl belesen, wußte sie recht viele schöne Citate auswendig, und konnte überhaupt für ein recht belesenes Fräulein gelten, bei der das alte Soldatenliedchen: „Schier dreißig Jahre" in Betreff der Jahre nicht mehr recht stimmen wollte.

III.

Heute sollte also Verlobung sein, und deshalb war eine Partie nach Schönau verabredet worden.

Schönau? Wo mag das liegen, denkt nun der liebe Leser, kramt schnell ein längstvergessenes, altes Geographiebuch vor, schlägt dort nach und findet — nichts. Denn die Herren Geographen können sich für den Ort nicht interessiren, hat er doch weder bedeutende Ein- noch Ausfuhr, und doch ist er von bedeutender Heilkraft.

Heilkraft? Also muß es ein Badeort sein; der Name steht aber auch in keinem Badealmanach, und ich muß wohl selbst nähere Angaben machen. Im Dorfe Schönau treibt, wie Frau Fama wissen will, der Gott Amor sein Wesen, und wenn ein Jüngferchen oder ein junger Mann müde ist allein zu leben, so zieht er hinaus nach Schönau und von dort mit einem lieben Schätzchen zurück. Freilich behauptet der böse Leumund, allzu sicher sei es noch nicht, und Mancher kehre traurig allein zurück; doch solchen Gerüchten darf man nicht trauen, denn die sind von alten Jungfern, die jährlich mehrmals vergeblich hinwallfahrten, ausgestreut.

Kurz vor dem großen Treffen hielt die Frau Mama noch Examen ab. Hatte sie doch nicht umsonst die vielen dickleibigen Romane durchgelesen, um nun nicht dem Töchterchen mit Rath und That an die Hand gehen zu können.

„Also," fing sie ihre Instructionen an, „wenn der Herr Schütze Dir den Antrag gemacht hat, mußt Du recht erstaunt und verschämt thun und die Augen niederschlagen. Dann wird er die Hände ringen und seufzen, er sei der elendeste Mensch in der Welt, und Du mußt schüchtern antworten: „Lieber Herr Schütze, daß Sie mir stets ein lieber Freund waren, brauche ich Ihnen nicht in die Erinnerung zurückzurufen." Er wird freudig überrascht aufhorchen, wird um Erlaubniß bitten, mit den Eltern Rücksprache zu nehmen, Du giebst zögernd Deine Einwilligung zu verstehen und endigst mit den Worten: „Und wenn die lieben Eltern damit einverstanden sind, so werde ich als gute Tochter auch wissen, was ich zu thun habe." So, und nicht anders mußt Du sprechen, nun wiederhole hintereinander, was ich Dir gesagt habe."

Das erste Stillschweigen und Augensenken machte das Gretchen zur vollkommenen Zufriedenheit der Frau Mama, doch wie der zweite Theil anfing, da stotterte sie mühsam hervor: „Daß Sie — — mir — nie ein guter Freund — —"

„Aber Kind, wie zerstreut Du bist: Daß Sie mir stets — stets —"

„Waren," fuhr die geplagte Kleine fort, „wird — — Ihnen — so — wenig bekannt — —"

„Wenig bekannt! Nein, so etwas hätte ich meiner Mutter bieten sollen. Es ist wirklich unerhört. Wenn man bedenkt, was Du für ein Glück machen sollst, alle Deine Freundinnen werden vor Neid vergehen. Ruhe Dich noch ein wenig aus und sage es Dir dann laut einige Mal her, damit Du nicht stecken bleibst."

Und das Gretchen ging in ihr Stübchen, trocknete sich die Thränen ab, die aus den blauen Augen hervorperlten, stellte sich vor den Spiegel und trat plötzlich wüthend mit dem Füßchen auf, ballte die Hand, murmelte leise vor sich: „Wenn mir der dumme Peter den Antrag macht, dann werde ich — —"

Dann ging sie lustig im Zimmer auf und ab und trällerte vor sich hin:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Wie heimliche Liebe,
Von der Niemand weiß."

Und dabei preßte sie die eine Hand auf das klopfende Herzchen, das zu zerspringen drohte.

Wenn da die Frau Mama zugesehen hätte!

(Fortsetzung folgt.)

El Padre Claret,

der Beichtvater der Königin von Spanien*)

Man mag mehr Unwissenheit in der Türkei, mehr Selbstherrschaft in Rußland, mehr Fanatismus in Rom, mehr Despotismus ich weiß nicht wo vorfinden, aber gewiß nirgends als in Spanien wird man so viel Willkür unter der heuchlerischen Maske des Verfassungsmäßigen finden; nirgends wie in Spanien eine solche religiöse Gleichgiltigkeit im Volke, den Voltaireanismus in der Bourgeoisie, die sich in die Brust klopft und mea culpa ruft, um gewissen Ueberlieferungen treu zu sein oder um nicht gegen den Aberglauben des Hofes zu verstoßen. Nirgends wie in Spanien findet man einen so mächtigen Militarismus, der doch demüthig genug ist, bei den Processionen die Kerze zu tragen; den Jesuitismus als höchsten Schiedsrichter, und Mandatars des Papstes, ergebene Diener des Günstlings, als Regierende. Nirgends wie in Spanien wird man eine Königin finden, vom Papste beschenkt mit der goldenen Rose, jene der tugendhaftesten Fürstin bestimmte Belohnung, und einen Marfori, der ihr zuerst Glück zu dieser Auszeichnung wünschen darf.

Die Figur, die uns beschäftigt, paßt ganz und gar in diese Widersprüche, zu diesen Gegenständen. Zu Anfang des Bürgerkrieges im Jahre 1834 gab es unter dem Volke von Catalonien einen Mann von niedriger Abkunft, von kleiner und gedrungener Gestalt, von brauner Gesichtsfarbe und ganz gewöhnlichen Zügen. Er liebte die Arbeit blutwenig, und so konnte ihm auch sein Handwerk eines Webers nicht zusagen, und er wendete sich dem Zigeunerleben zu. Eines Tages stahl er ein Maulthier, warf sich auf dessen Rücken und begab sich zur Armee von Cabrera. Das Leben eines Guerilleros war jedenfalls angenehmer für ihn als die Aussicht auf eine Verurtheilung zur Zuchthausstrafe, die seiner wartete wegen irgend einer Begriffsverwirrung zwischen Mein und Dein. Damals würde sich allerdings der vor einer Verurtheilung durch die Strafgerichte sich flüchtende Maulthierdieb, der Aufrührer, der Wegelagerer, nicht eingebildet haben, daß wir einst in ihm uns vor dem Erzbischof von Trajanopolis und dem Beichtiger der Königin zu beugen haben würden. Claret, so heißt unser Held, war unter die Aufständischen gegangen, weil ihm die Arbeit nicht mundete, aber noch weniger waren die Gefahren des Kampfes nach seinem Geschmack und er fand Mittel, in eine Compagnie von Zollbeamten zu treten, die es sich zur Aufgabe gestellt, Allen, welchen sie auf der Straße begegneten, Geld abzufordern. Der Krieg endete mit der Niederlage des Don Carlos. Claret war mit vielen Anderen gezwungen, auszuwandern, und da er keine Neigung hatte für die Mühseligkeiten und Entbehrungen der Verbannung, ging er nach Rom, wo er nach fünf Monaten zum Priester geweiht wurde.

Man wird fragen, ob er Vorbereitungsstudien gemacht, ob er Latein in seiner Jugend, ob er Philosophie getrieben, ob er überhaupt etwas gewußt? Nein! Claret wurde, wie so viele Soldaten des Absolutismus, in denen der Drang zum geistlichen Stande plötzlich erwachte, ohneweiters zum Priester geweiht. Man fragte einen dieser improvisirten Geistlichen:

„Wie haben Sie die Weihe bekommen?"

„Nach einer Prüfung."

„Eine Prüfung? Konnten Sie Lateinisch?"

„Nein."

„Italienisch?"

„Auch nicht."

*) Aus der „N. Freien Presse". Der Aufsatz ist am 26. September geschrieben.

„Verstanden Ihre Examinatoren Spanisch?"

„Kein Wort."

„In welcher Sprache wurden Sie denn geprüft?"

„Man fragte mich italienisch und ich antwortete in der spanischen Sprache. Nachdem die Prüfung vorüber war, sahen die Examinatoren sich an und ich hörte sie sagen: Wir verstehen kein Wort von dem, was er sagt, aber man sieht, daß er viel weiß."

Das Schönste an der Sache war, daß Claret damals nicht einmal eigentlich spanisch verstand noch sprach, da er aus einer Provinz kam, wo das niedrige Volk, dem er entstammte, blos den catalonischen Dialekt spricht. Pater Claret fand Beschützer im Vatican, und einige Jahre später sehen wir ihn als Bischof auf dem Wege nach Spanien mit der Sendung, die Rolle eines Beichtigers der Königin zu übernehmen.

In Madrid angelangt, war er gar bald im besten Einverständnisse mit der Schwester Patrocinio, und diese beiden klerikalen Einflüsse vereinigt arbeiteten so gut, daß schon kurze Zeit nach der Rückkehr des Padre Claret in sein Vaterland ein absolutistischer Staatsstreich vorbereitet war. Leider gelang derselbe nicht. Die Königin und ihr Gemahl, die sich leicht fanatisiren ließen, zauderten im kritischen Moment und der Padre Claret verlor den Posten eines Beichtigers, aber er vertauschte ihn gegen jenen eines Erzbischofs von San Jago di Cuba, wohin er seine Schritte wendete. Hier zeichnete sich Padre Claret durch seinen Fanatismus aus, und man erzählt gar vielerlei über seine dortige Wirksamkeit. So wollte er alle Neger verheirathen, die irgendwie im Verdachte standen, ein näheres Verhältniß mit einer der schwarzen Damen zu haben. Einer dieser Neger, der durchaus keinen Beruf für den Ehestand fühlte und den Claret mit seinen Anträgen arg quälte, paßte dem frommen Priester auf und versetzte ihm mit einem Rasirmesser einen Schnitt ins Gesicht, dessen Narbe der Erzbischof von Trajanopolis noch heute trägt. Der Padre Claret wurde auch bald nach Madrid zurückberufen, und einmal wieder im königlichen Beichtstuhl, war sein alter Einfluß rasch wieder gewonnen. Daß Padre Claret kein Gelehrter ist, haben wir gesehen; daß er eine große Geschicklichkeit besitze, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß er eine Rolle spielen kann wie die seinige. Allerdings besteht seine größte Geschicklichkeit darin, daß er blindlings allen Weisungen der Jesuiten gehorcht.

Der Padre Claret steht an der Spitze der jesuitischen Propaganda in Spanien und er begünstigt die Veröffentlichung jener Tausende von Büchern, mit welchen die religiöse Buchhandlung von Barcelona jedes Jahr das Land überschwemmt und die so viel zur Verdummung des Volkes beitragen. Auch er selber ist Verfasser ähnlicher Schriften. In einem seiner Werke, das den Titel führt: „Die neue Eisenbahn," lesen wir folgenden Satz: „Wenn ein Mann von niedrigem Stande seinesgleichen beleidigt, ist die Beleidigung eine kleine, wenn aber dieselbe Person einen General beleidigt, dann ist sie sehr ernst." Doch das ist noch nicht das Schlimmste, was der Padre Claret geschrieben. In seinem Hauptwerke: „Der goldene Schlüssel," entfaltet er sein ganzes Genie. Doch kann leider in einem Blatte, das einen Zugang in die Familie findet, keine Probe aus diesem Buche gegeben werden. Unter dem Vorwande, die Sitten zu schildern und vor dem Wege der Sünde zu warnen, beschreibt er mit einer in unglaubliche Einzelheiten eingehenden Sorgfalt die Laster, vor welchen seine Schrift bewahren soll, und diese enthält Dinge, die Wenige ohne Erröthen zu lesen im Stande wären.

Der Redner in Padre Claret macht dem Schriftsteller keine Schande, und man kann sich nicht leicht etwas Unzusammenhängenderes, Brutaleres denken als die Predigten des Beichtigers der Königin Isabel. Der Padre Claret ist der Meinung von Dupanloup und glaubt wie dieser, daß die Frauen nur auf den Knieen der Kirche erzogen werden müssen. So hat er denn auch eine besondere Gattung von Predigten erfunden, welche blos für die Frauen bestimmt sind. Während dieser Conferenzen sind die Thüren der Kirche dem männlichen Geschlechte verschlossen, und Padre Claret sagt dieser aus allen Klassen der Gesellschaft, aber insbesondere aus der weiblichen Aristokratie gebildeten Zuhörerschaft die drolligsten Dinge, die wohl jemals in einer Kirche gesprochen worden.

Es giebt in Spanien eine Art von Mittelding zwischen komischer Oper und Vaudeville, welches Zarzuela heißt. Eines dieser Stücke, welches „Die Alte" betitelt war, hatte einen großen Erfolg; besonders gefiel ein Lied, worin ein junges Mädchen ihrer Mutter Geständnisse macht.

„Ach Mutter, welche Nacht war das,
Wo der Undankbare mir sagte:
Mein Leben, in Deiner Schönheit
Wird ewig mein Stern leuchten."

Der gefälligen Musik wegen war dieses Liedchen bald in Aller Munde.

Eines Tages, als Padre Claret gerade in einer sehr langen Predigt begriffen, suchte eine seiner Zuhörerinnen, die es nicht mehr aushalten konnte, sich zu entfernen. Leise schlich sie davon, allein dem Spüherauge des frommen Redners entging der Fluchtversuch nicht und er rief der Fliehenden zu: „Man muß mit Gott oder mit dem Teufel sein, in der Kirche oder in dem Theater; man muß die Freuden der heiligen Jungfrau singen oder das Lied: „Ach Mutter, welche Nacht war das!" Und Padre Claret begnügte sich nicht damit, die Verse herzusagen; er sang sie nach der volksthümlichen Weise, und es hätte wenig gefehlt, daß all' die anwesenden Damen mit in den von der Kanzel herabtönenden Gesang einstimmten.

Der Padre Claret ist eine räthselhafte Erscheinung. Er ist jedenfalls nicht der erste Beste. Soviel man von ihm weiß, zeichnet er sich durch ein Leben ohne Tadel aus; er ist nüchtern bei Tische; er kennt die Bedürfnisse des Luxus nicht; er verachtet Alles, was Ostentation ist, und dem Scheine nach kann er wohl für einen Asceten gelten. Er benützt seinen Einfluß mit großem Tacte und verwendet ihn niemals zu geringfügigen Dingen. Man wüßte nicht, daß er jemals ein Amt oder eine Gunst für irgend Jemanden verlangt hätte. Seine Gedanken sind immer in Rom, und er macht aus dem Beichtstuhle einen Zahltisch für den Peterspfennig. Der Thron und dessen Günstlinge sind in seinen Händen willige Werkzeuge der Gesellschaft Jesu. Und Alles ist ihm unterthan, von den obersten Schichten der Gesellschaft angefangen bis zu den Niedrigsten herab. Er ist sehr leutselig gegen seine Beichtkinder und seine Lehre läßt sich in folgende Worte zusammenfassen: Sündige, aber zahle! Verfüge über deinen Leib, wenn wir nur über das Land verfügen können. Armes Spanien! Nach drei Jahrhunderten Inquisition, nach einem sechzigjährigen Kampfe mit den Bourbonen und du lebst noch! Beeilen wir uns, das Bild deiner Unterdrücker und deiner Comödianten festzuhalten! Denn schon naht der Sturm, und bald wird der Boden der Halbinsel reingefegt sein von heuchlerischen und lasterhaften Weibern, von Verbrechern, die sich den Anschein von Heiligen geben, von Emporkömmlingen, die beinahe Könige sind, von Granden, die zu Bedienten herabgesunken.

Ein Blick in die neueste theologische Literatur der Pfalz.

Die Pflicht der Presse ist es nicht vorzugsweise, das Publicum mit Neuigkeiten zu füttern, sondern vielmehr, neben der Verbreitung der Tagesneuigkeiten die materielle und geistige Wohlfahrt der Menschen zu fördern, die rechten Mittel dazu anzugeben, die Hindernisse zu bekämpfen, theils die allgemein menschlichen, theils die speciell vaterländischen Interessen auf allen Gebieten des Lebens zu vertreten. So betrachtet, ist in der That die Aufgabe der Presse eine edele und großartige, ist die Presse, wie man ganz richtig sagt, in Wahrheit eine — Großmacht, mit der die übrigen Großmächte zu rechnen haben. Aber eben wegen dieser ihrer Wichtigkeit fehlt es ihr auch nicht an Feindschaft von Seiten derer, welche die entgegengesetzten Zwecke verfolgen, welche die Menschen nicht zur Menschenwürde,

nicht zur Freiheit und Mündigkeit, sondern unter das Joch ihrer Herrschsucht und ihres Eigennutzes zu beugen suchen. Daß unter diese Feinde die Ultramontanen und Jesuiten gehören, ist eine allbekannte, des Beweises nicht bedürftige Sache.

Von dieser Seite trat denn diese Feindschaft neuerdings wieder recht deutlich hervor in der Schrift eines kath. Geistlichen der Pfalz: „Die Presse — eine Großmacht oder ein Stück moderner Versimpelung? von Dr. Ph. Hammer, kath. Pfarrer in Wolfstein.“ Wenn wir auch keineswegs die Haltung und Leistungen aller liberalen Blätter ohne weiteres loben und vertheidigen wollen, so müssen wir doch um so entschiedener unsere Mißbilligung, ja unseren Ekel darüber aussprechen, wie dieser — Geistliche über die gesammte liberale Presse aburtheilt. Daß sie eine „Läusekrankheit“, daß ihm ein Jesuit lieber sei als zehn liberale Blätter, das sind nur geringe Andeutungen. Man sollte nicht meinen, daß ein Mann, der humanistische Studien gemacht und classische Bildung auf sich einwirken ließ, diese so sehr verläugnen, eine Erscheinung wie die Presse so wenig verstehen, auch entgegengesetzte Meinungen so wenig zu würdigen und so verrannt einseitig werden kann, als dieser — Geistliche. Wir wollen auf seine von Gift und Galle eingegebenen Herzensergießungen gegen die liberale Presse nicht näher eingehen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß er die einzige Rettung der Menschheit und des gefährdeten kath. Glaubens gegenüber der vermaledeiten Presse nur sieht in den — Jesuiten! Hier also steckt des Pudels Kern! Die Jesuiten, diese Todtengräber der Menschheit, die an dem Unglück aller romanischen Staaten schuld sind, die seit 300 Jahren unsägliches Unheil überall gestiftet, denen im Grund nichts heilig ist als ihre unersättliche Herrsch- und Habsucht, die stets die Menschen um den gesunden Verstand bringen (wie auch bei Dr. Hammer in Innsbruck geschehen zu sein scheint), vor denen Niemand Gnade findet, der nicht in ihr Horn bläst, — sie also finden in Dr. H. einen recht warmen beredten Freund!

Nun trifft es sich gerade recht schön, daß uns ein protest. Geistlicher der Pfalz, Pf. Maurer in Bergzabern, über diese sauberen Herren in seinem „Neuen Jesuitenspiegel“ ein ganz anderes Bild zeichnet, als es Herrn Dr. H. vorschwebt, daß er uns hinter die Coulissen ihres geheimsten Denkens und Treibens schauen läßt und jeden Leser mit Entrüstung, mit Abscheu und heiligem Zorn erfüllt. Wer zuerst in Hammers Schrift das Lob der Jesuiten gelesen und sie dann in Maurer's Schrift in ihrer Nacktheit und Schlechtigkeit erblickt, dem mag's sein, wie einem Fieberkranken, der plötzlich mit eiskaltem Wasser abgekühlt wird. Ja, eiskalt überläuft's den Menschenfreund, wenn er diese Menschen loben und empfehlen hört, nachdem er in einer solchen Schrift, wie der „Neue Jesuitenspiegel“ ist, ihnen die Maske vom Gesicht gezogen sieht. Hoffentlich wird auch diese Schrift in Verbindung mit der nachhaltigen Wirksamkeit der Presse mit der Zeit es dahin bringen, daß die Regierungen immer mehr einsehen werden, von wo ihnen das schlimmste Unheil droht, ob von der „versimpelten“ Presse oder von den versimpelnden, volksverdummenden Jesuiten; daß die Regierungen solche Lehrbücher wie das Schandbuch der Moraltheologie von Gury, nach dem auch die jungen kath. Geistlichen in Speyer unterrichtet werden (die Früchte davon zeigten sich schon und werden noch mehr zu Tage kommen!), — in keiner öffentlichen Anstalt mehr dulden werden.

Hoffentlich wird die gesammte liberale Presse ihre Pflicht auch ferner thun, immer energischer thun, damit die Menschen von priesterlicher Bevormundung, sowohl auf katholischer wie auf protestantischer Seite, immer mehr befreit und zum Bewußtsein ihres eigenen Rechtes, nämlich sich selbst Priester zu sein und keiner anderen Priesterschaft zu bedürfen, gebracht werden. In dieser Beziehung ist es ferner Pflicht unserer pfälzischen Presse, nochmals hinzuweisen auf die Jubiläumsschrift von Pf. Laurier in Asselheim, die schon früher im „Kurier“ besprochen wurde und uns in klaren, lebendigen Bildern und Umrissen die Umtriebe und Erfolge der protestantischen und katholischen Hierarchie — letztere wieder mit Hilfe der famosen Jesuiten — gegen die religiöse Freiheit und Wahrheit der Pfälzer Protestanten vorführt, die uns auf die heute noch vorhandenen Gefahren aufmerksam macht und zugleich die richtigen Wege für die Zukunft andeutet. Zeigt uns Dr. Hammers Schrift, wie die Menschen wieder in die dunkele Höhle des lichtscheuen Römerthums hineingeführt werden sollen, so zeigt uns dagegen Pf. Lauriers Schrift, wie sie aus derselben wieder heraus und zur selbstbewußten religiösen Freiheit kommen können. Spricht in Dr. Hammers Schrift ein verbissener, pfäffischer, fanatischer, völlig unpraktischer, das Leben verkennender, verdummender Geist, so finden wir dagegen in Lauriers Schrift ein für Wahrheit, Freiheit und Menschenglück warm schlagendes Herz, eine scharf und gerecht zeichnende, die Blößen der Gegner nach oben und unten schonungslos aufdeckende Feder, das Streben, an die Stelle der Jesuiten- und Pastorenbeglückung das Recht der mündig gewordenen, sich in religiöser Beziehung selbst regierenden Gemeinde zu sehen und so dem innersten Freiheitsgefühl, dem unveräußerlichen Gewissensrecht des Menschen in Bezug auf kirchliche Lehre und Verfassung gerecht zu werden. In Dr. Hammers Schrift als dem Ausdruck seines Herzens finden wir die Gluth, welche Scheiterhaufen für Ketzer wieder anzünden würde, wenn sie könnte, gewahren wir den Eifer an — Unvernunft! In Pf. Lauriers Schrift dagegen gewahren wir jene Gluth, welche, wie einst Luther that, alle Pastoren- und Jesuiten-Bannbullen und Canones ins Feuer wirft, um einen Phönix, etwas Neues und Besseres daraus erstehen zu sehen, gewahren wir die heilige Flamme der Wahrheit und gesunden Vernunft. Treffliche Worte enthält besonders der vierte Theil seiner Schrift, der die Aufgabe und Zukunft der Kirche bespricht. Ernste Kämpfe stehen ihr noch bevor: möchte deshalb diese Schrift von recht Vielen gelesen und beherzigt werden. Möchte sich das Publicum nicht umsonst auf diese interessanten Erscheinungen von Pfälzer Theologen hinweisen lassen und aus ihrem Inhalt Gewinn für den politischen und religiösen Bau der Zukunft schöpfen!

Mannichfaltiges.

— Die Female Medical Society in London, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, Frauen bei dem Studium der Medicin an die Hand zu gehen und nach dessen Beendigung geeignete Stellen zu verschaffen, hat ihre jährliche Session durch eine Festrede des Dr. Roß eröffnet, in welcher ein befriedigender Rückblick auf die Thätigkeit des Vereins geworfen und die Nothwendigkeit hervorgehoben wird, daß Frauen sich speciell mit dem Studium der Frauen- und Kinderkrankheiten beschäftigen. Den Aerzten, welche sich bisher gegen das Streben des Vereins ausgesprochen haben, sagte der Redner, sie möchten sich ihrer Eifersucht schämen, denn diese Bewegung könnte ihren Interessen nicht den geringsten Schaden anthun.

— Die Aequinoctialstürme toben schon seit mehreren Tagen mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit über England, und der Schaden, welchen sie zu Land und zu Wasser anrichten, ist — schon soweit er sich bis jetzt übersehen läßt — ein gar bedeutender. Nicht weniger als 50 Wracks wurden während vergangener Woche gemeldet.

— Herr Vester, der Erfinder des Patentsarges, hat den Schauplatz seiner Experimente nach New-York verlegt, woselbst ein Jeder, nach Hinterlegung eines Tributs von etwa 1 s. 6 d. sehen kann, wie dieser Herr sich lebendig begraben läßt. — An Neugierigen fehlt es nicht, und Herr Vester kann von den Erträgnissen seines Todtensarges ganz anständig leben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 121.

*† Die Landpartie nach Schönau.

Novelle von F. Henschel.

(Fortsetzung.)

IV.

Draußen auf der Straße ging es lustig her. War doch heute das heilige Pfingstfest und alles so schön mit grünen Zweigen geschmückt. Geputzte Herrchen und Dämchen mit neuen Kittelchen und Kleidchen jagten sich wild umher. Ach, „wie bald schwindet Schönheit und Gestalt" konnte man da mit dem Dichter ausrufen, wenn man die sauber gewaschenen, am frühen Morgen noch reinlichen Habitchen betrachtete, die bald der lieben Mutter in anderem Zustand gezeigt wurden.

Zwischen Weinen und Lachen hörte man dann die hellen Kinderstimmen singen:

„Maikäfer flieg',
Dein Vater ist im Krieg',
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,"

wenn ein fast zu Tode gequälter Käfer aus dem engen Gefängniß unter Stoßen und Drängen zum Fortfliegen ermuntert wurde.

Oben bei Canzleiraths ging es aber auch scharf her; da wurde gepackt, eingewickelt und zurecht gemacht, daß man fast hätte glauben sollen, die Lebensmittel sollten für eine ganze Armee dienen. Gretchen mußte auch fleißig aber vorsichtig an ihrem Ehrentage, wie es die Frau Mama nannte, mitanfassen, um das neue Kleid, das extra zum Freudenfest für sie gemacht war, nicht zu drücken.

Bald hielt der Wagen, der sie am Abend als glückliches Bräutchen zurückführen sollte; man stieg ein, der Herr Kaufmann, der auch inzwischen gekommen war, half dem Gretchen beim Einsteigen, und fort ging es im Galopp.

Tiefe Stille herrschte im Wagen; der Engel, der, wie das Sprichwort sagt, durch sein Durchfliegen das andächtige Schweigen herbeiführt, mußte lange nicht die Flügel geübt haben, denn die Pause währte gar zu lang. Endlich fing die Canzleiräthin an: „Ich glaube, wir werden heute schönes Wetter zu unserer Partie haben."

„Ganz meine Ansicht, gnädige Frau; es ist aber auch eigentlich kein Wunder zu nennen, denn schöne Leute müssen schönes Wetter haben," bemerkte der Kaufmann Schütze, mit einer Verbeugung zum kleinen Lockenkopf mit dem neuen Kleid.

„So, meinen Sie wirklich," antwortete diese schnippisch, „das ist ja reizend. Die Wolken scheinen sich aber zusammenzuziehen."

„Eilende Wolken,
Segler der Lüfte,
Wer mit euch wallte,
Wer mit euch schiffte,"

citirte Tante Amanda, zum größten Aerger des Canzleiraths, der die Unterhaltung so schön im Gang fand.

„O! ich hoffe doch nicht, daß es heute noch regnet," fuhr der Bräutigam der Zukunft süß lächelnd fort.

„Aus der Wolke
Quillt der Segen
Strömt der Regen,"

lautete die kurze Antwort der geweihten Priesterin des delphischen Orakels.

Das Gespräch war hiermit zu Ende. Der Herr Canzleirath schmauchte vergnügt sein Pfeifchen, die Frau Mama lächelte zufrieden über ihre gute Idee in Betreff des Schwiegersohns, Tante Amanda dichtete, der Kaufmann Schütze dachte über die Preise des Kaffees, über Steigen und Fallen des Zuckers nach, und Gretchen — — nun die — schien ihre Rolle auswendig zu lernen.

Den Pferden kam die schweigsame Gesellschaft ganz unheimlich vor; sonst hatten sie Singen und Lärmen gehört, wenn sie lustige Passagiere fuhren, — und heute — kein Sterbenswort. Darum waren sie zufrieden, wie ein Schwarm von Fliegen sie umschwirrte, und waren nicht bemüht, die sonst so unwillkommenen Gäste zu verjagen. Sie trabten so schnell sie laufen konnten, und bald hatten sie das Ziel der Fahrt, Schönau, erreicht.

V.

Wie die stille, friedliche Natur im warmen Sommer durch einen plötzlichen Donnerschlag aus ihren Träumen geweckt wird, so wurde der gute Canzleirath, mitten in seinen schönsten Ideen, durch die Nachricht, daß kein Platz mehr im ganzen Kaffeehaus zu haben sei, erschreckt. Freilich man konnte dies wohl einen harten Schlag nennen! Nachdem Alles so fein durchdacht, so wohl überlegt war, mußte ein solches nie geahntes Hinderniß auftauchen. Tante Amanda, die heitere Schwärmerin, wußte wohl gleich Rath; schnell war sie bei der Hand mit ihrem Vorschlag:

In dem kühlen Schatten,
Auf den grünen Matten,
Lasset uns nun weilen
Und nicht weiter eilen.

Doch der alte Herr Canzleirath wollte davon nichts wissen und brummte etwas leise vor sich hin, das fast wie: Alte Schachtel klang. Was blieb da zu thun? Gretchen hatte die jüngsten Augen, die mußte recognosciren. Und wie sie nun bald rechts, bald links hinguckte, da wurde sie plötzlich ganz feuerroth, drehte das Köpfchen schnell nach der anderen Seite und suchte eifrig weiter. Doch ein Viertelseitenblickchen mußte noch einmal gewagt werden; sie drehte sich etwas, erröthete wieder, gewöhnte sich aber bald an den Anblick und konnte nun ganz gleichgiltig nach der Richtung hinsehen.

Da saß nämlich Niemand Anderes als eine ehrwürdige Gerichtsperson, mit einem hübschen braunen Bart, ganz wie der, den sie im Traum gesehen hatte. Das Sonderbarste war aber, daß der Herr ganz allein an einem großen Tisch saß und neben sich fünf leere Stühle hatte. Darauf mußte der Herr Papa aufmerksam gemacht werden, und der hatte kaum den Herrn näher angesehen, als er gleich anfing:

„Da sitzt nun dieser Hungerleider, dieser Assessor, hat noch leere Stühle und wir müssen hier stehen wie — wie —

Doch es half nichts, man mußte den Versuch wagen, die Festung zu erobern, und zog daher mit Sack und Pack hin. Der Herr Jurist mit dem hübschen braunen Bart war gern bereit, seinen Platz zu theilen, hatte er ihn ohnedies doch nur für seine Freunde reservirt.

Herr Schütze schien mit dem lieben, zukünftigen Schwiegervater gleicher Meinung zu sein, denn der Platz schien ihm nicht recht zu behagen. Man stellte die Herren einander vor.

„Herr Assessor Stein."

„Herr Kaufmann Schütze."

„Sehr angenehm."

„Aeußerst erfreut."

„Ich glaube, ich hatte vor Kurzem schon einmal das Vergnügen mit Ihnen zusammen zu sein", bemerkte der Assessor mit einem sonderbaren Lächeln.

„Ganz recht, ganz recht. Ich erinnere mich, doch — Sie entschuldigen — ich sehe da soeben — einen alten lieben Bekannten, mit dem — ich — seit Jahren — nicht zusammen war, — der würde es mir nie verzeihen, wenn ich ihn hier nicht ansprechen würde. Bitte also um kurze Zeit um Urlaub."

Und fort eilte der Kaufmann. Doch der alte liebe Bekannte schien ihn nun aber auch nach jahrelanger Trennung nicht gleich wieder fortlassen zu wollen, denn es verging eine Stunde nach der anderen, ohne daß der Herr Schwiegersohn zurückkehrte.

Der alte Canzleirath saß, ärgerlich und verstimmt über die verunglückte Partie, da, die Frau Mama strickte eifrig weiter, ganz in Gedanken versunken, und bemerkte gar nicht, daß sie den Ferse des Strumpfes um zwei Touren zu groß gemacht hatte. Tante Amanda streifte im Walde umher, machte Gedicht über Gedicht, und war namentlich mit dem einen sehr zufrieden, wo es hieß:

„Auf wonniglichen Auen,
Wo Lieb und Lust zu schauen,
Wo Männer, Jünglinge und Frauen,
Dem leichten Wetter blind vertrauen" u. s. w.

Der Herr Assessor schien auch Bekannte gefunden zu haben, denn er war seit einiger Zeit verschwunden. Und was das kleine Gretchen anbetrifft, so war sie auch recht lange fort gewesen und saß nun da mit so rothen Backen, daß man fast hätte glauben können, sie wäre gar gel—

Doch nein, von einem reputirlichen, feinen Jüngferchen darf man so etwas nicht sagen. Sie war gewiß nur warm vom Laufen, denn der lustige Springinsfeld war an Stillsitzen nicht gewöhnt. Freilich das Sträußchen, das sie so in der Hand hatte, schien auch gerade nicht von ungefähr angeflogen gekommen zu sein, und vielleicht wußte der Wald zu erzählen, wie sie es eingelöst hatte. Doch der Wald ist verschwiegen und weiß ein Geheimniß zu bewahren, namentlich wenn er einem hübschen Lockenköpfchen einen Gefallen thun kann.

Doch wie sie es auch erobert haben mag, auf jeden Fall saß sie jetzt still und ehrbar da, und nur manchmal führte sie das Sträußchen ganz verstohlen an die Lippen, küßte es recht innig und man sah es ihr an, wie freudig ihr Herzchen pochte, denn:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Wie heimliche Liebe,
Von der Niemand weiß."

VI.

Es war Zeit zum Nachhausefahren. Der Herr Kaufmann Schütze war noch immer nicht zurückgekehrt. Der Wagen fuhr vor, der Herr Assessor half den Damen beim Einsteigen und drückte dabei der jungen Schönen so feurig die Hand, daß es, wenn der Herr Bräutigam zugegen gewesen wäre, gewiß zu einem Duell geführt hätte. Da sieht man wieder, daß das, was die Menschen oft als Unglück betrachten, nur zu ihrem Glück geschehen ist, denn ohne den lieben alten Bekannten wäre vielleicht Blut geflossen.

Der Assessor ging dann nach dem Garten zurück, ließ sich ein frisches Glas kommen, hob es empor und sagte dann ganz, ganz leise den Trinkspruch: „Auf das Wohl meines Feinsliebchens;" dann trank er es mit einem Zuge aus und zeigte, daß er es ehrlich meine.

Das Feinsliebchen fuhr aber inzwischen nach Hause, umgeben von mürrischen Gesichtern; und doch kicherte sie still vor sich hin und zupfte an dem Sträußchen. Zu Hause angekommen küßte sie es unzählige Mal und legte es sich vorsichtig in ein Buch, um es zu trocknen. Dann legte sie das heiße Köpfchen an die kalten Fensterscheiben, sah hinauf zum stillen Mond und rief ihm recht freundlich zu: „Du lieber Mond, geh hin zu meinem Liebsten, grüße und — —

Doch nein — das Andere kann ich selbst besser allein bestellen, grüße ihn nur recht herzlich von mir." Und sie wurde wieder ganz roth und mußte die Blicke zu Boden richten, wenn sie daran dachte, daß sie sich verplaudert hätte. In der Nacht träumte sie aber fortwährend von einem Juristen, von Processen, von Klägern und Gott weiß was für tolles Zeug, an das sie sonst nie gedacht hätte.

Das Dorf Schönau hatte seinen guten Ruf zum großen Theil eingebüßt, wenigstens fand das der verstimmte Canzleirath, wie er über den verlorenen Tag nachdachte, und wie nun gar am folgenden Tage eine große Rechnung für einen Wagen kam, da ärgerte er sich noch weit mehr. Gretchen dagegen hielt den Tag nicht für verloren, bereute es nicht, am Morgen schon so früh aufgewacht zu sein, und bedankte sich bei dem lieben Gott, der es nicht hatte regnen lassen.

(Schluß folgt.)

Gefiederte Sänger in Gefangenschaft.

Der Sommer ist vorüber, die Tage werden fühlbar kürzer schon weht der Windzug durch die abgeernteten Felder; aber rein und erquickend ist dieser Zug von dem tiefblauen Himmel. Leise unter seinem Hauche lösen sich die Sommerfäden von den zarten silberglänzenden Erdspinnengeweben der Stoppelfelder ab und ziehen sacht an uns vorüber wie ein lichter Traum der hingeschwundenen Sommerzeit. Sieh, die Blätter färben sich schon roth und falb an Bäumen und Sträuchen, die das Gold der Herbstsonne wunderbar farbig verklärt. Wohl fühlen wir des Spätjahrs hohen Reiz; es durchzieht unsere Brust ein halb süßes, halb wehmüthiges Gefühl, eine geheimnißvoll tiefe Regung. In dieser Stille, in dieser Verklärung der Natur — wie schwillt unser Herz so eigenthümlich. Heimlich weckt leiser Vogelgesang aus Bäumen und Sträuchern gleichsam ein stilles Echo in unserer Brust. Und wie steigert sich unser Gefühl, hören wir den süßwehmüthigen Ruf der Kraniche hoch in der Luft, „die fernhin nach des Südens Wärme in traulichem Geschwader ziehn."

Es ist, als zöge unser Herz mit den befiederten Wesen in weite Ferne. Ein Sehnen kommt über uns, halb ähnlich dem Heimweh und halb wieder getragen von der Lust zum

Wandern. Ja, es ist der allgemeine Zug der Natur, der mit der Thierwelt auch das Menschenherz mächtig ergreift. Diesem Drange entquillt das Gezwitscher und der leise Sang in Busch und Baum — diesem Zuge folgen die Kranichschwärme mit Millionen ihrer befiederten Brüder. Jene heimlichen Stimmen, dieser Zug in der Luft — wir ahnen ihre Sprache, wir fühlen seine Deutung; jene sprechen aus, was dieser bekundet: Lebe wohl, wir ziehen in die Ferne zur wärmenden Sonne und kommen mit ihren belebenden Strahlen wieder zur Heimath!

Betrachten wir einige von den befiederten Wanderern, die von uns Abschied nehmen. Da stoßen wir zuvörderst auf die schwarzen Gesellen, die Staare. Die Zeit der Minne, der Erziehung der jungen Brut ist vorüber. Das ganze Heer der ersten und zweiten Brut der Umgegend sammelt sich; im ewigen Umherziehen begriffen, weiß es den Nahrungsegen der Wiesen und Anger, der gepflügten Aecker und Viehtriften auszubeuten. Sie halten sich gern in der Gesellschaft von Raben und Krähen, theils vielleicht deshalb, weil diese die ihnen gefährlichen Raubvögel öfters in die Flucht schlagen, theils hauptsächlich aus dem einfachen Grunde, weil sie ihnen manche Fundgrube öffnen. Sie fallen in die Heerden der Schafe ein und picken auf dem Rücken der geschorenen das Ungeziefer mit Eifer und Geschicklichkeit auf. An den Landstraßen trifft man sie häufig auf den Vogelbeerbäumen an. Je leerer die Felder werden, desto hastiger ist ihr Flug, ihr Laufen über die Felder hin, ihr Suchen nach Nahrung. Plötzlich stößt ein Falke oder Sperber unter sie und jagt einen einzelnen Vogel abseits. Der Verfolgte wird nach oben getrieben, immer höher und höher, bis sich endlich der Räuber über das ermattete Opfer, das sich in den höheren Luftschichten betäubt fühlt, erhebt und es mit scharfen Krallen packt. Viele Staare kehren im October nochmals zur Brutstätte zurück, gleichsam um Abschied zu nehmen. Sie untersuchen die Kasten, singen, schwatzen, fliegen hin und her und steigen zuweilen dabei senkrecht in die Höhe — ein Spiel, das oft eine Viertelstunde währt. Mit einem Male aber sind sie verschwunden, um ihren Zug in die Ferne zu unternehmen.

Die Nachtigall, das befiederte Lied, verläßt uns schon Anfangs September, um in südlichere Länder zu ziehen. Junge Nachtigallen nehmen oft schon bald nach ihrem Selbstständigwerden von ihrem Heimathsort Abschied. Im Juli trifft man bereits hier und da umherziehende, von der Familie getrennte Gelbschnabel an. An schönen Tagen übt sich das junge Männchen im Singen, aber es ergeht sich nur in wirrem Gezwitscher und rohen Andeutungen von Strophen. In der Gefangenschaft bringt es ein solcher Vogel nie zu dem Schmelz und der Zartheit des Gesanges der alten Nachtigallen. Die Ursache liegt nicht in dem Umstande, daß der junge Vogel den Gesang des Vaters nicht hört, nein, denn auch in der Freiheit hört manche junge Nachtigall denselben nicht, und doch kehrt sie im nächsten Frühjahr als fertige Meisterin zurück.

Auch das alte und junge Volk der Schwalben sammelt sich bereits zu Anfang des September auf Dächern, Thürmen und den Telegraphendrähten, um gemeinsame Flugübungen anzustellen und dann ihre Wanderung zu beginnen. Sie halten ihre Herbstmanöver, putzen geschäftig ihre Waffen, die langen spitzen Schwingen, blank, und ohne besonderes Commandowort eilt die Schaar hinaus und kehrt nach wenigen Minuten aufgelöst wieder zurück. Unter diesen wiederholten Proben wächst manchem kaum ausgeflogenen Schwälbchen der Muth. Ob diese Ausflüge wirklich geordnete Uebungen oder ob sie nicht vielmehr die unwillkürliche Folge einer mächtig wirkenden Vorempfindung sind, die sie in Schaaren zusammenführt und zu gemeinsamen Zügen antreibt? Gewiß ist es die Wanderlust, die sich schon in ihnen regt und allmählich dem Zeitpunkt entgegenreift, wo keine noch so zärtlich an sie gerichtete Bitte sie zurückhalten würde. Die Rauchschwalben sammeln sich, wenn die Zeit des Abschiedes gekommen ist, in Schaaren im Rohr an Strömen und Teichen, auf Dächern und Thürmen und ziehen plötzlich des Nachts von uns weg. Einzelne Nachzügler sieht man wohl hier und da noch hin- und herjagen; doch ihre Unruhe verräth den unwiderstehlichen Trieb, den vorangegangenen Brüdern und Schwestern zu folgen.

Während der Wald das herbstliche Kleid anzuziehen beginnt, beleben sich die Hecken und Raine mit dem traulichen Rothkehlchen, und es ertönt aus ihnen sein leises Abschiedslied. In dieses Gezwitscher des Rothkehlchens stimmen mehr oder weniger alle unsere Sänger vor dem Zuge. Lieblich wehmüthig klingt die Weise des Fitis in den Vorhölzern und Gärten; die Haidelerche steigt noch einmal in mäßiger Höhe in die Luft, der heimathlichen Halde ihren schallenden Waldgesang noch einmal darbringend, und ihre Schwester Feldlerche ruft nur manchmal noch in einzelnen Trillern der Flur ihre Scheidegrüße zu. Alle mehr und minder bis zum rührigen Hausröthling auf dem Dachgiebel lassen das gemischte Gefühl der Wanderlust und des Abschiedes in gedämpften Tönen durch ihre Kehlen ziehen. Aber auch hoch oben in den Lüften gewahren wir Anzeichen der großen Abschiedsreise. Der Storch hat sich eine Weile schon mit vielen seiner Genossen auf Wiesen und Triften zur ernsten Herbstversammlung eingefunden, in der er Berathung pflegt über den Zug und von welcher er allabendlich zum Neste zurückkehrt; aber bald siehst Du ihn truppweise hoch oben im Aether jene schönen, majestätischen Kreisbogen ziehen, unter denen er allmählich den Zug in die Ferne beginnt. An den Abenden lassen sich Schwärme von Dohlen und Saatkrähen in der Luft unter lautem Geschrei hören und schweifen dem Gehölze zu. Das sind dieser schwarzen Gesellen Versammlungsorte vor dem Wegzuge. In ähnlicher Weise ziehen sich auch vor der Abreise unsere Wildtauben zu Trupps zusammen, Abends in die Fichten- und Tannenwälder einfallend.

Das sind die Vorbereitungen, welchen immer bald darauf der Zug selbst folgt. Dieser aber beginnt bei den einzelnen Vogelarten zur verschiedenen Zeit. Am frühesten, mit den ersten Tagen des August, verläßt uns der Mauersegler; dann nehmen Abschied der Uferschilfsänger, die Kukuke, die Mandelkrähe, der Pirol; hierauf ziehen die Bastardnachtigall, die Blaukehlchen, der Würger, Silber-, Rallen- und Purpurreiher, die kleine Rohrdommel, Wachtel, die großen Sumpfschnepfen und andere. In der ersten Hälfte des Septembers ziehen die Nachtigallen, Grasmücken, Fliegenfänger, Gartenrothschwanz, die Laubvögel, Turteltauben, viele schnepfenartige Vögel, die Seeschwalben, Möven und Enten. Nach ihnen machen sich in der letzten Hälfte dieses Monats viele Raubvögel, die Schwalben, Plattmönche und Müllerchen, die Schafstelzen, die Baumpieper, die große Rohrdommel, die Regenpfeifer, sowie die Steißfüße auf. Im October verschwinden aus Deutschland Bussarde, Sperber, Wiesenpieper, Bachstelze, Rothkehlchen, Hausrothschwänzchen, die Lerchen, Sing- und Rothdrosseln, Amseln, Fink- und Blaumeisen, die Weibchen der Edelfinken, die Goldhähnchen, die Ringel- und Hohltauben, Kibitze, Schnepfen, Rallen, Wasserhühner und Gänse. Im November verlassen uns dann vollends alle diejenigen Vögel, welche überhaupt von uns wegziehen.

Aber nicht alle gefiederten Wesen, welche die Natur auf diesen Zug verwiesen, können an demselben Theil nehmen. Der grausame Mensch hat sie ihrer Freiheit beraubt und hält sie bald in harter, bald in milder Haft, bald aus Liebhaberei, bald aus Eigennutz, um die gefangenen Sänger gewerblich zu verwerthen. Der Mensch triebe, vermöchte er es, noch mit dem Morgenroth Schacher!

(Schluß folgt.)

Die Wasserverheerungen in der Schweiz.

Im Folgenden theilen wir in Kürze mit, was der in Bern erscheinende „Bund“ an Trauerbotschaften bringt. In den letzten Tagen — sagt das genannte Blatt — drängen sich die Hiobsposten über die Verheerungen der jüngsten Tage in Tessin, in Graubünden und im St. Gallischen Ober-

land. Nach einer telegraphischen Depesche der Regierung von Tessin, die am Samstag in Bern eintraf, betrug bis dahin die Zahl der allein im Kanton Tessin vermißten Personen 50—60. Das Hochwasser gesellte sich in diesem Kanton einen furchtbaren Bundesgenossen zu — den Berg- oder Erdschlipf. Die Wassermassen raubten ganzen Erdmassen ihren Halt, und diese stürzten in die Thäler, in ihrem Sturze Alles im Schutt begrabend, was ihnen im Weg lag. So wurden im oberen Tessin an der Route über den Gotthard ganze Dorfschaften sozusagen vom Erdboden vertilgt. In Folge der Bergschlipfe allein sollen einige 20 Menschen das Leben eingebüßt haben. Im Kanton Graubünden und im oberen St. Gallen ist es besonders der Rhein, der, durch die vielen Zuflüsse aus den bündnerischen Hochalpen übermäßig geschwellt, aus den Ufern trat und schrecklich hauste. Der Größe des Unglücks gegenüber hat der schweizerische Bundesrath sofort die Nothwendigkeit eidgenössischer Hilfe für die betroffenen Kantone in Erwägung gezogen und seinen Präsidenten, Hrn. Dubs, abgeordnet, um an Ort und Stelle genaue Auskunft zu erheben und die unverweilte Wiederherstellung der gestörten Communicationen zu veranlassen. Auch die Redaction des „Bund“ hat einen eigenen Berichterstatter abgesandt.

Bis jetzt liegen natürlich nur Einzelbilder aus dem grauenvollen Drama vor. Lange war man ungewiß über das Schicksal des Dorfes Vals in Graubünden, bis am 1. October Abends ein Vorsteher desselben auf großen Umwegen über das Gebirg nach Oberkastels im Lugnez und von da nach Ilanz und Chur gelangte, um der Regierung Bericht zu erstatten. Darnach hatte man am Sonntag, 27. Septbr., Abends noch keine Ahnung von dem fürchterlichen Ereigniß, das so bald über die schöne Alpenlandschaft hereinbrechen sollte. Um 9 Uhr kam die Gefahr. In Folge von Wolkenbrüchen und Hagel, der im Gebirg fiel, ganze Strecken weiß färbend, und dann vom glühenden Fohn angehaucht rasch schmolz, stiegen die beiden Flüsse, der Glenner und der Peiler, außerordentlich an. Hätten dieselben ungestört ihren Abfluß gefunden, so würde großes Unglück nicht erfolgt sein; aber Bäche und Rüfe fielen ihnen in die Flanken und stauten sie zu Seen auf, die dann losbrachen und die ganze Gegend unter Wasser setzten, verwüsteten und mit Steinen und Sand bedeckten. Die Nacht war finster, aber der Blitz diente von Zeit zu Zeit den armen Einwohnern als Leuchte, um die ganze überfluthete Gegend und ihren Ruin zu überblicken. Zuerst mußte man in vielen Häusern daran denken, das Leben zu retten, denn rasch waren eine Partie Häuser vom Wasser umströmt. Mit Noth rettete man sich in verschiedenen Häusern aus der Gefahr. Als der genannte Vorsteher seine Familie eines nach dem anderen durch das Wasser getragen hatte und noch einmal zurückkehren wollte, um das festgemauerte Haus zu schließen, war ihm bereits der Weg unmöglich. Mehrere Häuser stürzten ein und wurden weggerissen, andere mehr oder weniger zerstört. Das Pfarrhaus steht noch, droht aber den Einsturz. Die Kirche blieb stehen. Ein Theil des Kirchhofes ist weggespült. Die Ställe, die im Thal herum zerstört wurden, sind noch nicht gezählt. Am Montag währte der hohe Wasserstand an. Aus einem im Strom stehenden Hause konnte man am Montag Morgen die Bewohner, darunter eine Wöchnerin, nur mit Mühe herausholen. Menschenleben sind keine verloren gegangen. Die Zerstörung der Güter aber ist groß, sehr groß. Die ganze cultivirte Landschaft vom Hofe Zevreila heraus bis unterhalb Plaz nach Campo ist in ihrer Länge von drei Stunden und in ihrer ganzen Breite überfluthet und großentheils zerstört worden. Welche trostlose Aussicht für das von der Welt ringsum abgeschlossene Valz: alle Brücken fortgeschwemmt und die Verbindung mit dem Lugnetz abgebrochen! Am Mittwoch trat der erwähnte Vorsteher die lebensgefährliche Reise an. . . .

Aehnlich lauten Berichte aus vielen anderen Orten. Aus Misox z. B. lauten die ersten Nachrichten sehr beunruhigend. Auf der Bernardino-Route hat das Wetter arg gehaust. Von Chur aus konnte man am Sonntag Nachmittag beobachten, daß der Süd- und Westhimmel mit dichten Wolken behangen war. In Chur selbst regnete es nur mit kurzen Zwischenräumen, aber dann kurz und stark. Der Föhnsturm vom Sonntag auf den Montag war ungemein heftig. Der Wasserschaden im Kanton Graubünden wird vorläufig auf 1 Million Franken berechnet.

Aus dem St. Gallischen Rheinthal, in dem nach den neuesten Telegrammen die Ueberschwemmung immer höher steigt, bringen wir später Bericht. Für heute nur soviel über die ersten beiden Tage: Bei der Rheinbrücke in Ragatz stieg das Wasser bis an die Verschaalung. Von dem Rheindamm wurden 400—500' weggerissen. Am 29. September Mittags 12 Uhr konnte glücklicherweise der Haupteinbruch geschlossen werden, so daß die Rheinbrücke gesichert ist. Von Ragatz bis Sargans Alles wie ein See. Bei Trübbach drohte der Eisenbahnbrücke Gefahr. Sevelen wurde hart mitgenommen; in Burgerau stieg das Wasser bei einzelnen Häusern bis an die Giebel hinauf. Bei Oberriet fand der erste Einbruch oberhalb der Rheinfälle statt. In Montlingen stehen alle Häuser unterhalb der Kirche unter Wasser. In Au brach der Rhein oberhalb beim Bahnhof ein. Die Rheinbrücken von Ragatz, Buchs und Sevelen haben sich gut gehalten.

Eine Correspondenz aus Bellinzona vom 30. Sept. versichert, daß laut Aussage der ältesten Männer eine so schreckliche Verheerung durch die Gebirgswasser in Tessin noch nicht erlebt worden sei. Der aus derselben dem Land erwachsende Schaden sei auch nicht annähernd zu bestimmen und übersteige weit alle anfänglich gehegten Befürchtungen. Felder und Wiesen sind mit der noch nicht eingeheimsten Ernte in den Bezirken Livinen, Blegno, Riviera, Bellinzona, Locarno und Vallemaggia auf ungeheuere Strecken vollständig verwüstet, die großen Verkehrsstraßen ruinirt, die Brücken fortgerissen. Tessin ist diesen Umständen allein nicht gewachsen, es hofft auf die Mithilfe, auf den so oft erprobten brüderlichen Sinn seiner Mitleidgenossen. Im Blegnothale sollen fünf steinerne Brücken fortgerissen sein; in der Gemeinde Corzoneso haben, wie bereits gemeldet, 23 Menschen das Leben eingebüßt, und ein Theil des zuhinterst im Thale gelegenen Dorfes Chinascia ist mit 18 Personen vollständig zerstört worden. In Vallemaggia sind die Brücke von Gordevio nebst zwei anderen Brücken der Kantonalstraße verschwunden, und im Bezirk Locarno hat die Maggia zwei Bogen der zum Theil schon 1839 weggerissenen Ascona-Brücke verschlungen. Ein noch traurigeres Loos traf die Gemeinden Giornico und Bodio im Livinenbezirk; diese hatten gegen zwei Ströme zu kämpfen, welche, durch die Regengüsse angeschwollen, mit einer solchen Gewalt von den Bergen niederstürmten, daß sie Alles mit sich fortrissen, was ihnen im Wege lag. In Giornico kostete es keine Menschenopfer, wohl aber in Bodio, wo man gestern 17 Leichen unter den Trümmern eingestürzter Häuser hervorzog. Die Postverbindung über den Gotthard dürfte vor acht Tagen nicht wieder herzustellen sein.

Und am 5. Oct. schreibt der „Bund“: Die Schleußen des Himmels scheinen sich noch nicht schließen zu wollen. Neuerdings hat man erfahren, daß auch die Rhone im Wallis und ebenso die Reuß im Kanton Uri über die Ufer getreten sind. Und immer noch hängen die finsteren, verderbendrohenden Wolken über dem Hochgebirg. Wo soll der Jammer enden? In der Nacht vom Donnerstag auf Freitag stieg der Rhein bei Ragatz wieder um 4 Fuß, fiel am Tage etwas, um in der Nacht zum Samstag abermals zu steigen. Die Dammbrüche konnten leider nicht rechtzeitig geschlossen werden. Die gleiche Noth herrscht rheinabwärts; und es ist gar kein Absehen, daß es in den nächsten Tagen anders werde.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glas.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 122.

*† Die Landpartie nach Schönau.

Novelle von F. Henschel.

(Schluß.)

VII.

Einige Tage waren vergangen, ohne daß man von dem verschollenen Bräutigam Nachricht erhalten hätte. Zuletzt wurde es unserem guten Canzleirath zu viel.

„Sollte er," so calculirte der Getäuschte, „mich nur benützt haben, um auf bequeme und billige Weise nach Schönau zu kommen." Nein, er mußte sich Licht in dieser Sache verschaffen. Schnell wurde Hut und Stock genommen und nach der Wohnung des sauberen Herrn Schütze geeilt.

Doch wie er an das Geschäft desselben kam, riß er die Augen ganz weit auf, und wie ihm die Nachbarn rechts und links etwas zuflüsterten, da fuhr er plötzlich mit einem lauten Fluch in ein Heer von tausend und abertausend Mücken, die lustig in der Luft auf und nieder schwebten, so daß sie vermeinten, der böse Feind sei in ihrer Mitte. Dann war er spornstreichs nach Hause gelaufen, ohne sich einmal umzudrehen, und hatte dabei vor sich hingebrummt: Esel, alter Narr, und jedes dieser Worte mit einem Aufstampfen des Stockes begleitet.

Und was vertraute er seiner Frau nach vielem Zureden endlich an?

Erstlich, daß der Laden des Herrn Schütze geschlossen und ein großer Zettel mit den Worten: „Concurseröffnung" daran gewesen sei, und das war der Grund, daß er die Augen so weit aufriß. Zweitens hatten ihm die Nachbarn in das Ohr geflüstert, daß ihnen der Herr Schütze in einer lustigen Stunde, wo der Mund gern ein Geheimniß ausplaudert, anvertraut hätte, daß er im Begriff sei, die Tochter eines alten Esels (!!) zu heirathen und daß er dem Narren (!!!) von Schwiegerpapa nach der Verlobung eine tüchtige Nase drehen würde. — Und das war der Grund, daß er so wüthend um sich geschlagen hatte. Drittens war er aber so schnell nach Hause gelaufen, nicht etwa, weil er fürchtete, ein gleiches Schicksal zu haben, wie weiland die Frau unseres Ururahnen Lot betroffen hatte, sondern aus Angst, daß sich der Herr Schwiegersohn wie ein Vampyr an ihn hängen würde, um ihm sein Geld auszusaugen.

Und wer war nach der Meinung des Canzleiraths Urheber der ganzen vermaledeiten Geschichte? Die gute Frau Mama, die mit dem weiblichen Scharfsinn die ganze Sache eingeleitet hatte.

VIII.

So standen die Sachen am Abend des ersten Juni, als großer Familienrath in der Familie gehalten wurde. Etwas Genaueres wollte ein Jeder über die Lage der Dinge wissen, und nun wurde hin und her überlegt, wer wohl den gewünschten Aufschluß geben könne. Da wurde bald dieser und jener genannt, bald dieser und jener verworfen. Am unermüdlichsten war das kleine Gretchen. Die stützte ihr Lockenköpfchen in die Hand und nahm dabei eine so ehrfurchtgebietende Respectmiene an, daß man ihr gar nicht anmerkte, wie schwer es ihr wurde, einen gewissen Namen zu verschweigen, der ihr fortwährend auf der Zunge lag.

Und wie sie zuletzt ganz kleinlaut und schüchtern den Assessor Stein vorschlug, da fiel es weder Papachen noch Mamachen ein, daß dies der Name ihres Gel—

Doch nein, davon darf man nicht so laut sprechen, sondern muß sich den Wald zum Muster nehmen, der sein Geheimniß für sich behielt.

Der Herr Canzleirath überlegte also hin und her, und wie er sich das Für und Wider richtig überlegte, kam er zuletzt zu dem Entschluß, ganz zu verwerfen sei der Einfall nicht, und wenn er auch dem Hungerleider nicht allzusehr zugethan war, so konnte man doch in dieser Sache mit ihm verhandeln.

Doch wie sollten die Verbindungen wieder angeknüpft werden, die durch das sonderbare Benehmen des alten Herrn locker geworden waren? Da blieb nichts Anderes zu thun übrig, als dem Herrn Assessor einen Brief zu schreiben. Der Canzleirath ging deshalb in sein Comptoir, nahm Dinte, Feder und Papier vor, legte Alles säuberlich vor sich hin, und — — besann sich auf den Anfang. Inzwischen ging es auch lustig im Comptoir des kleinen Gretchens her, die schon längst einen rosafarbenen Briefbogen vorgenommen und, während der liebe Papa sich den Angstschweiß abtrocknete, lustig darauf losgeschrieben hatte.

Endlich war oben die Ueberschrift fertig, und ganz deutlich und leserlich stand da:

„Hochgeehrter Herr Assessor,"

zur Freude des Canzleiraths; unten war während der Zeit der ganze Brief fertig geschrieben und brauchte nur noch einmal durchgelesen zu werden, um an seine Adresse gehen zu können. Hier war der Anfang anders: „Innigstgeliebter Fritz," las das Gretchen, und lachte dann ganz laut über den närrischen, possirlichen Anfang.

Nach einer stundenlangen Arbeit hatte der liebe Papa seinen Brief als Muster feiner, höflicher Formen vor sich liegen, und schon fing er an, die letzte Feile an den Brief zu legen, als an der Thür geklopft wurde. Mürrisch brummte er: Herein, versteckte das Meisterwerk aller Briefe, und herein trat — — — der Assessor.

IX.

Das war ein sonderbarer Zufall; gerade in dem Augenblick, wo er an den Assessor gedacht hatte, mußte derselbe wie aus den Wolken geflogen zu ihm kommen. Doch der Mensch fragt bei einem glücklichen Zufall nie erst lange nach einem wie so? und warum? sondern nützt ihn so viel es geht.

Der Herr Canzleirath zerbrach sich nicht lange den Kopf, sondern begrüßte den Assessor freundlich und zuvorkommend und plauderte nun Dies und Jenes mit ihm. Wie aber die Rede auf den Kaufmann Schütze kam, da wußte er noch manch Wörtchen zu erzählen, so daß dem alten Papa die Augen ordentlich aufgingen und er seinem Schöpfer dankte, so davon gekommen zu sein.

Ueberhaupt schien er nach dem Gespräch ein anderer Mensch geworden zu sein, denn wie der Herr Assessor seinen Hut nahm, reichte er ihm freundlich die Hand und sprach ganz leutselig zu ihm: „Bitte, beehren Sie uns bald wieder mit Ihrem Besuch."

Und der Herr Assessor hatte sich darauf verbeugt und geantwortet: „Wenn Sie erlauben, werde ich so frei sein."

Dann war die Frau Canzleiräthin auch noch hinzugekommen, hatte einen Knix nach dem anderen gemacht, ganz wie sie es einst vor vielen, vielen Jahren bei dem französischen Tanzmeister gelernt hatte, und dabei gesagt: „Werden uns zu jeder Zeit willkommen sein."

Und so machte der Assessor einen gefährlichen Rückzug unter Händedrücken, Verbeugen und Knixen, bis er endlich die Thür erreichte.

Von nun an war er häufig bei Canzleiraths zu finden. Da rauchte er mit dem Papachen eine Cigarre zusammen, und wenn sie auch manchmal gerade nicht Primaqualität war, so lobte er sie doch zur großen Freude des Alten. Dann schwatzte er ehrsam Politik mit ihm, so daß das Gretchen, die manchmal mit im Zimmer war, fest überzeugt war, der liebe Fritz könnte so gut wie mancher Andere Premierminister sein und die ganze Brust voller Orden haben. Die Frau Canzleiräthin war ihm auch recht zugethan, der wußte er so geschickt die Wolle zu halten, als hätte er in seinem Leben weiter nichts zu thun gehabt und nie von Acten sprechen hören. Mit Tante Amanda wetteiferte er im Citiren schöner Stellen, und wenn sie ihn besiegt glaubte, fing er gar an lateinisch und griechisch zu sprechen, so daß sie schnell das Feld räumen mußte.

So stand er also mit der ganzen Familie auf gutem Fuß, höchstens war da noch das kleine Gretchen, die recht oft unzufrieden zu sein schien. Freilich mit dem niedlichen Lockenkopf war es schwer auszukommen, und der Herr Assessor hatte oft genug Mühe seinen Zorn zu unterdrücken, wenn sie ihm einen recht tollen Streich gespielt hatte. Dafür rächte er sich aber auch, denn wenn die lieben Eltern Mittagsruhe hielten, dann neckte er sie recht tüchtig und aus Bosheit schien es nicht zu geschehen; sagt doch schon ein altes Sprichwort: „Was sich neckt, das liebt sich."

X.

Der Sommer war vergangen. Die Bäume hatten ihre grünen Blätter verloren und während sie noch betrübt über den Verlust derselben die Köpfe senkten, da kam der böse Spötter — der Wind — wirbelte die Blätter in die Höhe und führte sie dann im schnellen Fluge davon.

Während es draußen immer einförmiger und trauriger herging, wurde es bei Canzleiraths lustiger und heiterer. Der Herr Assessor war ein täglich wiederkehrender Gast, und wenn er einmal ausblieb, so war der ganzen Familie nicht wohl zu Muth.

Eines Abends, es war Mitte October, kam er mit einem strahlenden Gesicht, nahm den Herrn Canzleirath bei Seite, bat um einige Augenblicke Gehör und ging mit ihm ins Nebenzimmer. Feierliche Stille herrschte bei den Wartenden und Gretchens Herz pochte ganz hörbar, denn Etwas mußte dem lieben Fritz begegnet sein. Bald sollte sie es erfahren; der Herr Canzleirath kam schmunzelnd und sich die Hände reibend zurück und rief die Frau Mama ab. Und wie die wiederkam, da zupfte sie sich so lange an die glattsitzende Haube, daß sie zuletzt ganz schief saß, und dann behauptete sie, es sei ihr Etwas in die Augen gefallen, und daher thräne es. Nun wurde Gretchen gerufen; da hörte man ein leises Flüstern und zuletzt ganz laut einen Kuß.

Der Canzleirath eilte aber schnell in sein Comptoir, nahm Dinte, Feder und Papier und schrieb darauf. Dann eilte er wieder zur Gesellschaft zurück, und wie er vorlas:

„Als Verlobte empfehlen sich:

Kreisrichter Fritz Stein

Margarethe Neubert,"

da faßte das kleine Bräutchen den Herrn Kreisrichter und tanzte mit ihm so lange im Zimmer herum, bis er um Gnade flehen mußte.

Nun herrschte Glück und Frieden in der ganzen Familie, der Canzleirath brauchte nicht mehr ängstlich an die Zukunft zu denken, war doch sein liebes Kleinod in guten Händen. Und wie nach Jahr und Tag der alte Papa zum Großpapa avancirte, wie die Frau Großmama im Hause des Schwiegersohnes umherwirthschaften konnte, da glaubte die ganze Familie, der liebe Gott könne nicht glücklicher im Himmel leben und freudig dachten sie an die Partie nach Schönau. Denn wenn die Partie nicht gewesen wäre, so hätten sie sich — —

— — Vielleicht doch bekommen, wird der superkluge Leser wissen wollen, doch das ist noch gar nicht so ausgemacht.

Wenn aber der liebe Leser oder die schöne Leserin gar zu große Zweifel hat, so mag er selbst einmal den Versuch wagen, und wenn er dann an der Hand eines treuen Schätzchens zurückkehrt, so wird er gewiß mit in das Lob einstimmen.

Gefiederte Sänger in Gefangenschaft.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Ein vielgesuchter Sänger zur Kurzweil im langen Winter ist die Schwarzamsel. Du kennst ihn, den mohrenschwarzen Vogel mit dem goldgelben Schnabel und den gleichfarbigen Augenrändern. Oft an sonnigen Februartagen schon dringt zu des Wanderers Ohr ein tiefer, sanftflötender Gesang in feierlichem Andante vom Walde her. Mancher mag die ansprechende Weise mit dem wehmüthigen Anhauche wohl öfters hören, ohne die Urheberin desselben je zu sehen oder zu kennen; denn heimlich versteckt im Halbdunkel eines fernen Fichten- oder Buchendickichts, sitzt die scheue, vorsichtige Waldeinsiedlerin, die Schwarzamsel. Wer sollte es glauben, daß gerade sie der populärste, zutraulichste Stubenvogel werden könnte? Vermöge seiner Klugheit und Vielseitigkeit hat er sich jedoch jenes Bürgerrecht des Hauses erworben. Aber nicht im Palast, sondern in der niederen Hütte finden wir ihn eingebürgert: er ist im wahren Sinn ein Vogel des Volkes. Um einen guten Sänger zu ziehen, wird ein Männchen schon im März aus dem Nest genommen, zu einer Zeit, wo die Fähnchen aus den Kielen stoßen. Der Vogel wird anfangs an der Ofenwärme gehalten und mit der einfachsten Kost emporgebracht; es genügt dazu in Wasser oder Milch eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel, sogar Brod, obgleich ihn frische oder alte eingequollene Ameiseneier, zuweilen gekochtes Ei und gekochtes Rinderherz zu einem viel kräftigeren und schöneren Thiere heranbilden. Ist der Pflegling flügge geworden und schickt er sich an, allein zu fressen, so beginnt seine Lehrzeit. In stiller Kammer und an einem Orte, der keinen Blick ins belebte Freie gestattet, hängt der Lehrmeister nun das Gebauer mit dem Lehrling auf und pfeift ihm die Weise, am besten eine faßliche Volksmelodie, vor, anfangs nur in der Dämmerung, wenn der Vogel ruhig auf der Stange sitzt. Nach und nach wählt man die Morgen- und Mittagsstunden zur Lehrzeit und wahrt im Vorpfeifen überhaupt eine gewisse Ordnung und die Regel, den Vogel nie zu ermüden. Ein einmaliger deutlicher Vortrag, der mit musikalischem Verständniß den Charakter des Liedes

wiedergiebt, genügt für jede Lection, welcher eine kleine Vorbereitung und Ermunterung mittelst freundlicher Ansprache an den Lehrling vorausgeht. Bei der Wahl der Melodie braucht auf den Umfang und die Lage derselben nicht so ängstlich geachtet zu werden, wie z. B. bei dem Blutfinken, weil die Schwarzamsel ein viel umfassenderes Stimmorgan besitzt als der Dompfaffe. Triller und Läufer giebt die Amsel viel deutlicher, runder und gewandter wieder, als sie ihr von dem menschlichen Munde oder der Spieldose vorgetragen werden. Es liegt eine erquickende Frische und Tiefe in allen Tönen, die an die Wiege des Vogels, die Waldnatur, lebhaft gemahnen und die mit ihrer Urkraft sich durch alle Stubenpflege hindurch wunderbar erhalten. Strenge beachten muß man hingegen bei dem Vorpfeifen, daß man das Lied stets aus derselben Tonart — nöthigenfalls unter Controle der Stimmgabel — und regelmäßig von Anfang bis zu Ende vorträgt, auch während des Vortrags nicht die geringste körperliche Bewegung macht. Des Zöglings Aufmerksamkeit soll sich einzig und allein in dem musikalischen Gehör vereinigen. Von vortrefflicher Wirkung ist deshalb ein öfteres Vorpfeifen von einer dem Auge des Vogels verborgenen Stelle, etwa von einer benachbarten Kammer aus oder von dem Vorplatz zur Thür her. So eine Zeit lang geschult, übt sich der Vogel in der Stille anfangs ganz leise, allmählich lauter und bestimmter, bis eines Tages sich einzelne Partieen und endlich das ganze Lied aus dem Chaos von Gezwitscher und Tönen heraushebt. Nun muß nur noch in den Morgen- und Abendstunden täglich nachgeholfen werden, bis die Melodie dem Vogel ganz geläufig geworden. Von jetzt ab ist keine Schule mehr nöthig, verderblich aber jedes Nachhelfen etwa da, wo der Vogel in der Weise aus irgend einem Grunde aufhören sollte. Ist er gelehrig, talentvoll, so wird das Erlernte fest in seinem Gedächtniß haften. Ist er ein Stümper, so bringt ihn der beste Lehrmeister zu keinem deutlichen, ununterbrochenen Vortrage. — Eine zweite Lehrweise ist die, die junge Amsel zu einer schlagenden Nachtigall zu hängen. Hier lernt sie oft überraschend ganze Strophen der Meistersängerin wiedergeben. Diese Lehrmethode ist bei manchen Vogelhändlern sehr in Schwang.

Das Gegenstück ihrer schwarzen Schwester als Stubenvogel ist die liederreiche Singdrossel, die Königin des Waldgesanges. Die „Zippe" ist die musikalische Seele des deutschen Waldes. In sprechender, recitativischer Weise hallt er im Gebirge wieder und mischt sich in das Frühlingswehen und das Rauschen der Quellen wunderbar erfrischend für das Ohr. Erstaunen wecken die vielfach wechselnden Strophen des Schlags; ja die Sängerin ringt oft im Sprudel ihrer Touren wie nach neuen Formen. Gleich der Nachtigall wird die Singdrossel in solchen Augenblicken zu neuer musikalischer Erfindung fähig gehalten. Für die Stube wird dieser Schlag viel zu stark und mächtig gehalten; doch besitzt die Singdrossel außer dem lauten Gesange noch ein angenehmes Gezwitscher, das im Winter dem Besitzer des Vogels manche Stunde verkürzt.

Ein äußerst interessanter Stubenvogel und Hausgenoß des Landmanns ist das Rothkehlchen, bei welchem wir deshalb ausführlicher verweilen.

Schon im August ziehen einzelne Rothkehlchen, namentlich junge, unruhig umher, kommen in die Hausgärten und verkündigen durch Locken ihre Anwesenheit. An heimlichen Plätzen warten sie ihre Mauser ab. Die Alten folgen später nach und sammeln sich mit den Jungen in Waldhegen, Feldhölzern, Gärten und Feldhecken, schnappen im Scheine der Herbstsonne nach Mücken und Nachtschmetterlingen, stürzen sich von freien Zweigen auf den Boden, um Würmer oder Käfer aufzunehmen, und nähren sich vielfach auch von den Beeren des Hollunderstrauches und von Pfaffenhütchenfrüchten.

Der Herbst ist die eigentliche Fangzeit. Mancher Taugenichts schneidet sich da Dutzende von Haselgerten, um Sprenkel zu stellen; aber auch mancher Schuster und Schneider, mancher Maurer und Leinweber von gutem Ruf schleicht sich aus seinem den Athem beengenden Stübchen hinaus in die reine Herbstluft mit einem Büchschen Mehlwürmer versehen.

Rasch gewöhnt sich das Rothkehlchen an die Gefangenschaft. Bald hat es sich ein Lieblingsplätzchen erwählt, vorzüglich dunkele, heimliche Stellen, von denen aus es seine Angriffe auf Fliegen unternimmt, oder auf hingestreute Mehlwürmer, Ameiseneier, Brotkrümchen zuhüpft, und zu denen es eilig wieder zurückhuscht. Sein Besitzer bringt Zweige des Pfaffenhütchenstrauchs in den Ecken und an den Wänden des Zimmers an, um ihm den Verlust der Freiheit weniger fühlbar zu machen. Und man muß nur sehen, wie das Vögelchen durch den Anblick der Pfaffenhütchen belebt wird, das Schwänzchen hebt und unter freudigem Lockton das theuere Erinnerungszeichen aus der Freiheit mit Bücklingen begrüßt. Mit den Menschen wird es bald vertraut, doch weiß es den Fremdling gar wohl von der täglichen Umgebung zu unterscheiden, und während es sich nach geschickt unternommenen Zähmungsversuchen seines Pflegers auf dessen Schultern und Kopf niedersetzt, betrachtet es jenen mit fragenden, aber bei aller Zurückhaltung doch freundlich heiteren Blicken und einnehmendem Wesen. Selbst mit den Hunden wird es allmählich vertraut, und diese dulden es großmüthig, daß das harmlose Thierchen auf ihnen herumhüpft und auf das ihnen lästige Ungeziefer Jagd macht. Es ist ein Beispiel bekannt, daß ein an diesen Liebesdienst des kleinen befiederten Freundes gewöhnter Hund sich verlangend nach ihm umsah und ihn aus seinem Schlupfwinkel aufzustöbern suchte, um seinen Zweck zu erreichen. Man hat sogar eine Katze beobachtet, welche einem mit ihr aus Einem Napfe fressenden Rothkehlchen niemals etwas zu Leide that und sich lieber mit bewunderswürdiger Selbstüberwindung von dem ihr nach der Schnauze pickenden Vögelchen abwandte, ja halbsatt davonschlich, als daß sie ihm mit der Pfote zu drohen auch nur einmal gewagt hätte.

Auch zeigt das Rothkehlchen viel Besonnenheit in seinem Wandel durch das ihm heimisch gewordene Zimmer. Den heißen Ofen meiden seine Füße, das Fenster bleibt von ihm unberührt, es sei denn, daß es mit gestrecktem Halse und schief gehaltenem Köpfchen sich die Welt draußen durch die Scheiben betrachten möchte. Bei solcher Unterhaltung gewahrt es wohl auch einmal einen Sperber, der in seiner Kühnheit und Mordgier bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen vordringt, um ein Opfer aus einem Flug Tauben oder Sperlinge sich zu greifen. Plötzlich blickt es nach oben, duckt das Köpfchen zur Seite nieder und stößt ängstlich den langgezogenen Ton „Sieh" aus, indem es starr und unbeweglich sitzen bleibt und erst nach einiger Zeit allmählich seine frühere Sicherheit und Arglosigkeit zeigt.

(Schluß folgt.)

Zur Literatur der Heimath.

Es ist erfreulich für den Vaterlandsfreund, daß Alles, was auf Volksbildung Bezug hat, immer allgemeinere Theilnahme und, sofern derselben würdig, auch die gehörige Unterstützung findet. Von dieser Ueberzeugung geleitet, dürfen wir im Voraus ein Schriftchen empfehlen, das einen ausgezeichneten pfälzischen Schulmann zum Gegenstand und einen der tüchtigsten seiner Schüler zum Verfasser haben wird. Lehrer H. Krebs in Weidenthal nämlich hat sich auf vielseitiges Verlangen entschlossen, das Wirken des vor einigen Jahren verstorbenen Seminarpräfecten Grünewald in einer zusammenhängenden Darstellung zu beschreiben und die erziehliche Thätigkeit des ausgezeichneten Lehrers als nachahmungswürdiges Beispiel in methodischer Hinsicht zum Gemeingute Aller und dadurch fort und fort fruchtbar zu machen. Wer es weiß, wie meisterhaft Krebs die Feder zu führen und wie er namentlich volksthümlich zu schreiben versteht, der wird das dem Vernehmen nach bald erscheinende Werkchen mit Freuden begrüßen und nach Kräften zu verbreiten suchen. Insbesondere darf man von sämmtlichen Lehrern er-

warten, daß sie einem sie so nahe berührenden Gegenstande die gehörige Aufmerksamkeit zuwenden werden. Selbstverständlich werden wir, wenn das Buch erschienen sein wird, nochmals auf dasselbe zurückkommen.

Einer anderen Erscheinung auf dem Gebiete des Unterrichtes müssen wir gleichfalls Erwähnung thun. Herr Dr. L. *Gümbel*, pens. Rentmeister in Kaiserslautern, als warmer Freund der Lehrer, sowie als Techniker längst vortheilhaft bekannt, zeigte bei der Lehrerversammlung am 23. d. zwei von ihm entworfene und mit großem Fleiße ausgeführte *Karten von der Pfalz* vor, eine *geognostische*, d. h. die Bodenverhältnisse genau verzeichnende, und eine *Höhenkarte*. Abgesehen davon, daß beide an sich schon für jeden Gebildeten von hohem Interesse sein müssen, ist es unverkennbar, daß eine genaue Kenntniß der Boden- und Höhenverhältnisse für Industrie und Landwirthschaft von gleich großer Wichtigkeit und ganz geeignet erscheint, bestimmend, berichtigend und anregend in die landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit einzugreifen. Für die eine der beiden Karten, die geognostische, hat Hr. Dr. Gümbel, um dieselbe möglichst vollständig und genau auszuarbeiten, die Mitwirkung des Lehrerstandes in Anspruch genommen und zugesichert erhalten, indem eine große Anzahl Lehrer sich anheischig machte, die 250 Quadrate, in welche zu dem Behufe die Pfalz eingetheilt ist, einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und das Ergebniß in die Karte einzuzeichnen. Es wird dadurch möglich werden, die genauesten Einzelheiten aufzufassen und zu benützen. Es liegt auf der Hand, daß das Unternehmen ein in verschiedener Beziehung verdienstliches, für Schule und Leben wichtiges ist. Sind einmal die nöthigen Erhebungen gemacht, so ist es an den Pfälzern, das Unternehmen durch ihre Theilnahme zu unterstützen und die beiden Karten für sämmtliche Volks- und höhere Schulen anzuschaffen. Wie Hr. Dr. Gümbel versichert, so wird jede dieser Karten bei einer hinlänglichen Zahl von Abnehmern zu 36 kr. geliefert werden können. Beide, das Leben Grünewalds und die Gümbel'schen Karten, seien hiermit im Voraus auf's wärmste empfohlen!

Mannichfaltiges.

— Das neueste Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin" bringt eine überaus interessante, von H. W. Dove mit isothermischen Linien ausgestattete, panoramatische Karte der Nordpolarländer, entworfen und bearbeitet von Heinrich Kiepert, der zugleich im Texte der Zeitschrift eine vergleichende Darstellung der vier Nordpolexpeditionen der Gegenwart: der deutschen, der schwedischen, der französischen und der projectirten englischen, liefert. Die große Eisveste des Nordpols soll gewissermaßen von allen vier Weltgegenden aus erstürmt werden, und jede dieser Weltgegenden hat sich eine andere europäische Nation als Weg zum Ziele ausersehen. Die verschiedenen Pläne dieser Expeditionen basiren alle auf derselben, zuerst von Aug. Petermann angeregten Idee: daß nämlich die von den tropischen Ländern ausgehenden, erwärmenden Meeresströmungen, von denen die des Golfstromes sich bis an die Küste von Norwegen nachweisen läßt, bis in die Gegend des Nordpols sich fortsetzen, wo in Folge derselben ein eisfreies offenes Seebecken sich finden soll, dem man den Namen Polynia gegeben hat. Die französische Expedition Lamberts will jedoch nicht, wie die von Petermann veranlaßte deutsche, die Atlantische Strömung zwischen Ostgrönland und Spitzbergen, sondern den längs der Küste von Kamtschatka durch die Behringsstraße gehenden japanesischen Strom benutzen, während die von Capitän Sherard Osborne angeregte englische, zu deren Ausrüstung die britische Admiralität Anordnungen treffen soll, den von Kane (1853) und Hayes (1861) verfolgten Weg durch die Davisstraße und den Smithsund im Auge hat. Die schwedische, von Professor Nordenskiöld geleitete Expedition, hat sich weniger die Aufsuchung einer neuen Polardurchfahrt, als geologische, erdmagnetische und meteorologische Forschungen als Aufgabe gestellt. Unsere besten Wünsche sind natürlich bei der deutschen Expedition, deren fernere Unterstützung durch Regierungs- und Privatmittel dringend wünschenswerth erscheint. Den Berichten über dieselbe wird man gewiß am Besten mit Hilfe der Kiepert'schen Karte folgen können."

— Eine von Mr. Webber in London zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gebrachte Anwesenheit von Giftstoffen in gefärbten Socken wird von mehreren Seiten bestätigt, indem ähnliche Fälle aufgeführt werden, wo hellrothe und gelbe Socken einen heftigen Ausschlag zur Folge hatten. Daß in diesen Fällen die Schuld wirklich an der Farbe lag, ist durch mehrere Fälle erwiesen, deren einer sich schon im letzten Jahre ereignete. Eine Tänzerin des Drury Lane Theaters nämlich, welche bei einer Aufführung des „Dogen von Venedig" ein doppelfarbenes Tricot trug, zog sich an dem rechten Fuß, welcher in einem hellrothen Strumpfe gesteckt hatte, einen gefährlichen Ausschlag zu, während der andere Fuß vollkommen gesund blieb. Ein anderer Fall wird gemeldet, bei welchem der Ausschlag genau Form und Richtung der hellen Streifen in den Socken hatte. Die Frage ist ernst genug, die „Times" widmet ihr sogar einen Leitartikel. Dieser ist allerdings humoristisch geschrieben, doch ist der Humor gelungen und zuweilen recht bitter. Unsere junge Generation — so schreibt sie — klagt zuweilen über die Prosa der Zeit, daß man unbewaffnet reisen und zu Bett gehen könne, daß Abenteuer auf der Landstraße zu den äußersten Seltenheiten gehören, und in England selbst das Duell aus der Mode gekommen sei, wodurch romantische junge Leute genöthigt seien, sich ihre Abenteuer außer Landes, auf den Gletschern der Schweiz, oder in den Wildnissen der Colonieen aufzusuchen. Das sei nun allerdings wahr. Aber dafür biete unsere moderne Civilisation reichliche Ersatzmittel. Man könne jetzt mit größter Leichtigkeit auf einem Dampfboot in die Luft fliegen, mit einem Bahnzug in eine tiefe Schlucht hinabfahren, könne jeden Augenblick Kämpfe mit Giftmischern bestehen, die unter der Maske harmloser Specereihändler auftreten, kurz es gebe der Abenteuer noch genug im Leben, so daß man gar nicht Noth habe, zum allerletzten, zum Selbstmord zu greifen. Und dies um so weniger, seit die harmlosesten Begleiter unseres Lebens, die Socken nämlich, sich in schleichende Feinde verwandelt haben.

— Während der Brüsseler Septemberfeste gelangte unter Anderem im Théâtre de la Monnaie die „Favoritin" von Donizetti zur Darstellung, in welcher der Baritonist Dumestre die Partie des Königs Alphons zu singen hat. Ein Bekannter trifft den Künstler an der Thür der Garderobe und glaubt an ihm ein weniger joviales Aussehen als sonst zu bemerken. „Was haben Sie denn, lieber Dumestre? Sie sehen ja ganz trübe aus," fragt besorgt der Freund. „Ah!" antwortete Dumestre in einem wahren Grabestone, „das habe ich erwartet. Glauben Sie, daß es in dem gegenwärtigen Augenblicke eine heitere Aufgabe ist, den König von Spanien zu spielen?"

— Eine Papierkragenfabrik in Newyork mit einem Capital von 500,000 Dollars beschäftigt 450 Personen, welche 350 verschiedene Sorten Papierkragen liefern und deren alle in 24 Stunden nicht weniger denn 5,000,000 Stück fertig stellen.

— Die Londoner Brauer haben in den Wienern gefährliche Rivalen erhalten, da das Wiener Bier dort nicht nur den Deutschen ein lange empfundenes Bedürfniß befriedigt, sondern auch den Engländer dem heimischen Ale und Porter abspenstig zu machen droht. Bereits sind fünf Localitäten für den Ausschank von Wiener Bier in London eingerichtet, in denselben liegen außerdem vollständige Wiener Speisekarten mit Würsteln, Rostbraten, Bäuschl, Lungenbraten mit Nockerl u. s. w. auf.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 123.

*—r **Im „Hôtel zum Honigmond".**

Wenn man in Jahren vorgerückt ist und ernstlich an den Flug der Zeit erinnert werden will, so kann man zu diesem Zweck nichts Geeigneteres thun, als auf einige Wochen im „Hotel zum Honigmond" einzukehren. Es ist eines der hübschesten Gebäude in einem kleinen Seebadeorte, und ich bin gern bereit, Reflectirenden auf frankirte Anfrage die genaue Adresse zu verrathen. Die Lage des Hauses, — am Fuß eines steilen Felsens und vom eigentlichen Strande durch sanft absteigende Gartenanlagen getrennt, — ist äußerst gesund und unbestritten romantisch. Und sogar den schroffen Felsen hat man gezwungen, der Cultur sein hartes Herz zu öffnen. Bequeme Fußpfade schlängeln sich in malerischen Windungen nach rechts und links und endigen in kleinen aus Schlingpflanzen gebildeten Lauben, in denen gerade je zwei Personen Platz finden können. Dort entdeckt der Tourist auch meistens die Gäste des Honigmondhotels; Hand in Hand sitzen die zärtlichen Paare in den grünen Verstecken im ertatischen Gefühl ihrer Seligkeit und hingerissen in Bewunderung des sich vor ihnen ausbreitenden Meeres, dessen Unendlichkeit beinahe so unendlich ist, wie ihre Seligkeit. Diese Paare sind sämmtlich jung, viele schön, wohl alle gebildet und elegant. Sie sind egoistisch, d. h. egoistisch im Dualismus. Die zwei Wesen, aus denen jedes Paar zusammengesetzt ist, leben einzig nur für und durch einander; Himmel, Erde und Meer sind blos ihretwegen erschaffen; und wozu wäre z. B. der Mond eigentlich da, wenn nicht um sich zum Vertrauten ihrer überströmenden Empfindungen machen zu lassen? Doch ich will nicht vorgreifen. Hätte ich indeß eine ernstliche Vorstellung davon gehabt, wie viele Gegenstände des Neides sich meinen Blicken darbieten würden, ich wäre lieber zu Hause geblieben, als mich in Begleitung meiner mittelalterchen Gattin in ein Paradies einzudrängen, in dem jede Eva an Jugend dem neugeborenen Tag gleichkam. Ein deutlicher Wink, wie die Sachen standen, war uns übrigens schon von dem Lenker des Omnibus gegeben worden, in dem wir vom Bahnhof nach dem besagten Gasthof fuhren, doch war es dann bereits zu spät, unseren Plan zu ändern.

„In's Hotel zum Honigmond, mein Herr?" sagte der Conducteur; „ein sehr angenehmes Haus für junge Eheleute, und," setzte er gewissermaßen als Entschuldigung hinzu, „auch ältere Ehepaare kehren zuweilen gern dort ein."

Die Bemerkung des Mannes machte uns etwas stutzig, aber wie gesagt konnten wir doch nicht geradezu wieder umkehren. Das Aussehen des Hotels nahm uns jedoch rasch zu seinen Gunsten ein. Die Sonne blitzte in den hellen Spiegelscheiben, die zahlreichen kleinen Balcons jeder Etage waren mit Blumen besetzt und am Erdgeschoß rankten sich Schlingrosen und Geisblatt üppig wuchernd empor. Die geflügelten Bewohner eines lustigen Taubenschlags girrten und schnäbelten nach Herzenslust, gleichsam um den Fremden auf das Thun und Treiben der menschlichen Turteltauben, mit denen er bald in Berührung kommen sollte, vorzubereiten. Die innere Einrichtung der Zimmer zeigte Geschmack und Eleganz, namentlich war auf Verzierung durch Blumen große Sorgfalt verwendet. Bücher in hübschen Einbänden lagen auf den Tischen; es waren meistens Liebesgedichte, oder doch nur solche Prosa, in der die zärtliche Leidenschaft eine Hauptrolle spielte. Manche besonders überschwänglich gehaltene Zeile war mit Bleistift unterstrichen, und sogar fand ich neben einer Stelle, welche die unübertroffenen Vorzüge des Liebeshelden pries, von weiblicher Hand die Worte: „Ganz wie mein Eduard!"

Nun waren zwar weder meine Frau noch ich besonders erpicht auf eine derartige Lectüre, diese Zeit lag schon bedeutend hinter uns; allein es ärgerte uns doch, daß am zweiten Tage unseres Aufenthalts die besagten Bücher aus unserem Zimmer entfernt und durch andere mehr nüchternen Inhalts ersetzt wurden. Auch war dies nicht die erste und einzige Zurücksetzung, durch welche wir an unser vorgerücktes Lebensalter erinnert werden sollten. Ich bemerkte u. A., daß der Kellner in kein anderes Zimmer außer dem unserigen einzutreten wagte, ohne anzuklopfen, um die Bewohner auf sein Kommen vorzubereiten. Wie gesagt, an unsere Thür klopfte er nie. Allerdings lag kein Grund vor, warum er hätte anklopfen sollen, aber ich meinte, und meine Frau meinte es auch, daß die Unterlassung einigermaßen undelicat wäre. Die Fenster der Wohnzimmer gingen sämmtlich auf einen hübschen Rasenplatz mit zierlichen Gartenbänken, wiederum jede nur für zwei Personen berechnet, falls diese zwei Personen recht nahe zusammen rückten. Auch eine Veranda war da, mit den gleichen Accommodationen ausgestattet. Im Allgemeinen vermieden es die verschiedenen Paare des Hotels, miteinander bekannt zu werden, und suchten sich so viel als möglich jeder fremden Beobachtung zu entziehen, aber die Veranda war doch der Ort, welcher dem unbetheiligten Beobachter genugsame Anhaltspunkte zu naturhistorischen Studien bot. Ich theile hier einige meiner Beobachtungen über den Charakter und das Benehmen neuvermählter Paare mit, wie ich sie von meinem Fenster aus im Schatten einer halb zugezogenen Gardine Gelegenheit hatte.

Der junge Gatte wird zuerst sichtbar. Er setzt sich auf eine Bank und wirft in kurzen Intervallen sehnsüchtige Blicke hinter sich, um zu sehen, ob der Abgott seines Herzens nicht bald erscheine, ihm den Kaffee einzuschenken. Er ist in elegantester, sorgfältigster Morgentoilette. Die Zeitung liegt, noch unter Kreuzband, vor ihm auf dem Tisch. Was kümmern Eduard die Politik, die Neuigkeiten aus Stadt und Land, wenn er auf seine Kunigunde wartet! Endlich ertönt ein leises Rauschen wie von frisch gestärktem Shirting und Moll, und sie erscheint, strahlend wie die Morgensonne. Sie bückt sich und drückt die Corallenlippen auf seine sublime Stirn, dann legt sie ihm die Hand auf die Schulter, läßt die schönen Augen über das blaue Meer schweifen und sagt Etwas zum Lobe der wundervollen Scenerie. Ihre Stimme hat einen leisen bezaubernden Ton. Er antwortet ihr mit irgend einer hübschen Schmeichelei über sie selbst. Sie giebt ihm schelmisch verweisend einen leichten Klapps auf die männliche Wange und trippelt zum nächsten Blumenbeet, ihm eine

Rose für das Knopfloch zu pflücken. Bei dieser Gelegenheit gewahrt sie den Schreiber dieser Zeilen, wie er sie beobachtet, und erröthend wie die Blume, die sie in der Hand hält, eilt sie mit der fürchterlichen Nachricht zu ihm zurück, daß sie (nämlich Er und Sie) nicht allein seien! Es ist eine der reizendsten Pantomimen der Welt. In manchen Fällen wiederholt sich das Schauspiel jeden Morgen, aber öfters erleidet es eine abgekühlte Variation schon nach den ersten paar Tagen. Eduard erwacht allmählich aus seinem Seligkeitsrausch, die Zeitung fängt wieder an, ihn zu interessiren. O Ihr jungen, zärtlichkeitsdurstigen Gattinnen, habt Acht auf den Moment, wann die Zeitung, die eintagslebige aber sich immer verjüngende Tyrannin, Euere Rivalin wird; der Wendepunkt in Euerem Leben ist eingetreten und Ihr seid an dem Punkte angekommen, wo der Liebhaber aufhört und der eigentliche Ehemann anfängt. Ja, Eduard greift wieder nach der Zeitung, und um das Maß voll zu machen, erkundigt er sich bei dem Kellner, ob es Spargel zu Mittag geben wird. War er von Natur ein Langschläfer, so gewinnt die alte Gewohnheit bald die Oberhand und Kunigunde erscheint zuerst Morgens auf der Veranda. Sie schneidet für ihren Herrn und Gebieter die Zeitung auf, liest sie aber nicht; hält sie sie wirklich in der Hand, so kann man sicher sein, daß es verkehrt geschieht. Schwebt ein Lächeln über ihr hübsches Gesicht, so ist Er es, an den sie denkt. Endlich kommt der Faullenzer, um seinen Tribut eines Morgenkusses zu empfangen, (ich höre den Kuß durch die Spalten der Sommerläden) und dann beginnt ein sanftes Gellimper mit Kaffeelöffeln und ein sanftes Geplauder von zwei Stimmen. Noch einen oder zwei Morgen später raucht Eduard auf der Veranda und hat die Glanzlederschuhe mit gewöhnlichen Strohminpantoffeln vertauscht; nicht lange nachher zieht er häufig die Uhr hervor, gerade als ob er der Meinung wäre, die Zeit verginge etwas langsam im Hotel zum Honigmond; am Ende von kaum zwei Wochen — gähnt der Elende. Kunigunde thut mir leid, für mich persönlich jedoch ist mir die Veränderung lieb. Der Anblick dieser ungetrübten Anfangsseligkeit war zu viel für meine Gefühle. Ueberdies komme ich mir diesem jungen achtlosen Ehemann gegenüber so erhaben vor; ich würde seine Frau, wäre sie meine Frau, ganz anders anbeten; ich würde ihres Liebreizes nie müde werden.

Wenn ich sagte, daß diese glücklichen Paare mit einander keine Bekanntschaft machten, so wollte ich damit nicht zu verstehen geben, daß sie von einander keine Notiz nahmen; ganz das Gegentheil. Die diversen Kunigunden beäugelten sich von der Seite, so wie sie glaubten es unbemerkt thun zu können, mit dem kritischen Blick eines beeidigten Taxators; die eine machte so zu sagen einen Ueberschlag von der anderen von Kopf zu Fuß; sie schätzte sie ab und summirte den Werth der Waare, welche der andere Eduard sich ausgewählt. Ich hege starken Verdacht, daß jede der Kunigunden jeden anderen Eduard außer dem ihrigen als über den Löffel barbirt bedauerte. Diese anderen Eduards würdigte jedoch Keine irgend einer Beachtung. Für jede Einzelne gab es nur einen Mann auf der Welt, doch war sie wohl nicht ganz so sicher, daß es für diesen einen Mann nur eine Frau auf der Welt gab, obschon er ganz gewiß ein Engel war. Wenigstens könnte ich mir nur dadurch die gegenseitig feindselige Haltung dieser an Lieblichkeit und Unschuld sich so gleichstehenden Wesen erklären. Was die resp. Eduards anbetraf, so hatte keiner von des anderen Existenz eine Ahnung.

Die Stellung, welche meine Frau und ich in diesem Turteltaubennest einnahmen, war entschieden schief und voller Verlegenheiten, indessen wurden wir doch wenigstens darin geduldet. Aber die Götter mögen's wissen, wie es einem Ehepaar mit Kindern ergangen wäre, wenn es sich hätte einfallen lassen, im Honigmondhotel abzusteigen. Der diplomatische Kellner würde in den Fall gerathen sein, den neuen Ankömmlingen zu erklären, daß sie sich in dem Charakter des Etablissements total geirrt hätten. Es wäre keine Vorsorge zur Aufnahme von Kindern getroffen, keine Möglichkeit da, Familien zu beherbergen, welche aus mehr als zwei Personen beständen. Die Wägen in den Remisen hätten nur Platz für Zwei, ebenso wie die bereits beschriebenen Bänke und Lauben. Ich glaube in der That, daß seit der Erbauung der Arche, Noah'schen Andenkens, kein Obdach so ausschließlich für die Aufnahme von gepaarten Wesen construirt war, als das Hotel, dem ich diese Zeilen gewidmet. Es paßt nicht für die ruhigeren Freuden des Ehestandes, sondern ist ein für junge Personen, welche an geistigen Störungen und Delirium leiden, eigens bestimmtes Asyl. Um klar und deutsch zu sprechen, ist es eine milde Form von Irrenhaus. Keine sichtbaren Zwangsmittel werden bei den Patienten angewendet und die Zimmer sind nur in soweit mit Polsterungen versehen, als es ein hoher Grad von Bequemlichkeit erheischt; dennoch erweist sich die Behandlung der Kranken als äußerst zweckmäßig. In zwei, höchstens drei Wochen tritt in fast allen Fällen eine merkliche Besserung ein. Zuerst zeigen sich zwar nur lichte Augenblicke, aber allmählich siegt die Vernunft und thront, wo sie für eine kurze Zeit verbannt war.

Der intelligente Eigenthümer des Hauses erzählte mir verschiedene amüsante Anekdoten in Betreff der leidenden Individuen, welche unter sein Dach kamen, aber ich halte mich nicht für berechtigt, sie hier zu wiederholen. Genüge es zu sagen, daß die Patienten alle curirt wurden und daß es ihnen peinlich sein würde, die Beschreibung ihres kurzen Irrsinnes gedruckt zu lesen. Im Ganzen kann ich wohl versichern, daß keine Strafanstalt oder sonstige zur Besserung meiner Mitmenschen gebildete Institution, die ich je als Amateur besuchte, mir ein solch großes Interesse abgewann, wie das Hotel zum Honigmond. Allen, die im Begriff stehen sich zu verheirathen, kann ich dasselbe als Heilanstalt bestens empfehlen; und auch ältere Eheleute (ledige Personen werden eben so wenig wie Kinder aufgenommen,) wird ein zeitweiliger Aufenthalt darin wohlthätig beeinflussen. Es wird sie erstens von der Absurdität jener Periode ihres Lebens überzeugen, welche sie als die schönste zwischen Wiege und Grab anzusehen gewohnt sind und welche die schönste hätte sein können, wäre sie nicht gerade in herkömmlicher nichtsthuerischer Flitterwochenmanier zugebracht worden; und zweitens wird es sie daran erinnern, falls sie es vergessen haben, was Einem so leicht passiren kann, daß die Jugend hinter ihnen liegt und sie nur noch nach den Freuden ausschauen sollen, welche auch das reifere wie jedes Alter mit sich bringt. Ich darf nicht unterlassen zu erwähnen, daß die Preise des Hotels einigermaßen hoch gegriffen und für Gäste berechnet sind, welche in ihrer Paradiesesseligkeit Geld für eine Chimäre halten, doch soll dies Niemanden vom Besuch des Hauses abschrecken. Es läßt sich dort eine moralische Lection holen und nicht von jeder Gasthofrechnung läßt sich rühmen, daß man zugleich eine solche Lection damit bezahlt hat. Im Ganzen genommen verbrachten meine Frau und ich ungeachtet unserer nüchternen, altehepaarlichen Sinnes- und Lebensweise

recht angenehme Tage im Honigmondhotel, wenn wir auch unbestreitbar für die übrigen Insassen ein Gegenstand des Mitleides waren. Als wir unsere Abreise ankündigten, wurde unser hübsches Zimmer mit Alkov sogleich von einem jungen Paare mit Beschlag belegt, das sich augenscheinlich im schlimmsten Stadium des Wahnsinnes befand, und welches zusammen wohl kaum vierzig Jahre alt war. Ich hörte die Patientin, als ich ihr in der Vorhalle begegnete, eine Bemerkung machen, die mich zu betreffen und schmeichelhafter Natur zu sein schien, da ich indeß etwas harthörig bin, so fing ich die Worte nicht deutlich auf.

„Was sagte die hübsche junge Frau über mich?" fragte ich meine bessere Hälfte, als wir wegfuhren.

„Ich habe sie nicht im mindesten hübsch gefunden," entgegnete diese mit einiger Schärfe, „aber was sie sagte war: „Wie ähnlich sieht der alte Herr dem lieben Papa zu Hause!"

„Der Omnibusconducteur," versetzte ich, „hatte recht, als er uns zu verstehen gab, wir paßten nicht in's Honigmondhotel."

„Doch sagte er auch," erwiderte meine Frau mit rührender Zärtlichkeit, „daß wir es trotzdem angenehm darin finden könnten, und ich denke es war so."

„Meine liebe Frau, Du bist ein Engel," gab ich zur Antwort; und wenn auch ohne Zweifel diese Bemerkung oft genug in der Nähe des Hotels zum Honigmond laut geworden sein mag, so ist es doch fraglich, ob sie jemals so sehr auf Wahrheit begründet gewesen.

Gefiederte Sänger in Gefangenschaft.

(Schluß.)

So sanft das Rothkehlchen im Allgemeinen erscheint, so neckisch und zanksüchtig beträgt es sich gegen andere Vögel, welche in demselben Zimmer in Käfigen sich befinden; namentlich aber haben neue Ankömmlinge manchen böswilligen Angriff von ihm zu erwarten. Seine guten Eigenschaften überwiegen indessen diese kleinen Unarten im hohen Grade. Gegen kranke Gefährten zeigt es milde Schonung, und die Beispiele sind nicht selten, wo es lahmen Standesgenossen behilflich ist durch Zutragen von Nahrung. Auch beim Anblick und Anhören nach Futter schreiender junger Vögel benimmt sich das eine oder andere gefangene Rothkehlchen theilnehmend. Die Gebrüder Müller erzählen in ihrem Werke „Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der höheren Thierwelt", dem wir auch in der gegenwärtigen Skizze im Ganzen folgen, ein rührendes, hierher gehöriges Beispiel. Im Jahre 1850 brachte ihnen ein Vogelhändler ein Nest mit fünf halbflüggen jungen Bastardnachtigallen, welches sie auf einem Tische vor dem Käfige eines schon mehrere Jahre in ihrem Besitz gewesenen Rothkehlchens niedersetzten. Während sie die kleinen Schreier mit frischen Ameisenpuppen fütterten, bemerkten sie, daß das Rothkehlchen im Käfig unruhig auf und ab sprang, bald den Kopf neugierig zwischen den Drähten durchsteckte und herablugte, bald nach dem Freßnapf eilte, eine Ameisenpuppe mit dem Schnabel aufnahm und wieder dem Gitter sich näherte, wo es gluckfend sich hin und her wiegte und mehrmals die Puppe fallen ließ und wieder aufhob. Die Gebrüder Müller machten, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden, das Thürchen des Käfigs auf, welches dem äußerst zahmen Vögelchen ohnehin täglich geöffnet wurde, und siehe da! sein erster Flug war auf den Tisch nach dem Nest gerichtet. Hoch aufgerichtet es umkreisend, zögerte es eine Weile, sich auf das Nest zu begeben. Mit einem Male aber sprang es auf den Rand desselben, erschrack anfänglich ein wenig über die sich aufrichtenden langen Hälse und geöffneten Schnäbel der Kleinen, nahm dann eine an dem Nest hängengebliebene Puppe und gab sie einem der Vögelchen in den Schnabel. Dann hüpfte es noch ein wenig suchend auf dem Tisch umher und, als es hier kein Futter mehr fand, kehrte es zum Käfig zurück und begann von dorther den Pflegebedürftigen Nahrung zuzutragen. Doch konnte ihm die Pflege der Jungen nicht ganz überlassen werden, und schon am nächsten Tage bekümmerte es sich nur noch wenig um sie.

Das Concert zu verstärken, gesellt sich zu den genannten der Blutfink, auch Dompfaff oder Gimpel genannt. Die Gimpel zu gelehrten Sängern zu machen, ist nicht so ganz leicht. Sie müssen jung aus dem Nest genommen und sorgfältig gefüttert werden, bis sie selbst zu fressen vermögen. Sobald sie dies können, werden sie in Unterricht genommen. Der Lehrmeister pfeift ihnen das Liedchen, das sie lernen sollen, vor. Jetzt dürfen sie noch in einer Stube vereinigt sein. Sobald sie aber anfangen, die Melodie nachzupfeifen, müssen sie einzeln verhängt werden und zwar so, daß jeder Vogel auf sich und seinen Lehrer beschränkt ist und keine auffallenden Stimmen anderer Vögel hört. Es ist nicht nöthig, daß zum Vorpfeifen ganz bestimmte Zeitpunkte eingehalten werden: aber hüten muß man sich, den Lehrling zu ermüden, sonst wird er unaufmerksam und empfängt den Lehrer nicht mit der gehörigen Liebe und dem gespannten Aufhorchen. Ein zu heller Platz oder ein Stand, von wo aus dem Vogel ein weiter Blick ins Freie gestattet wird, taugt nicht. Ein stilles, düsteres Eckchen ist immer am förderlichsten für seine jugendlichen Studien, die er mit leiser Stimme beginnt; denn es ist nicht nur die Melodie, welche ihm Schwierigkeit verursacht, sondern es bildet sich auch nach und nach erst der Ton an sich aus. Anfänglich entbehrt dieser der Sicherheit und des Klanges; der Vortrag gleicht einem schwankenden Umhertasten ... das natürliche Gezwitscher ist noch wirr verflochten in die für das Ohr des feinen Hörers schon sich theilweise hervorhebende Melodie. Immer mehr rundet sich diese aus dem Gestaltlosen ab. Eines Tages ertönt die erste Strophe deutlich, aber immer noch etwas ängstlich und verzagt; aber gleichsam als ob sich der Vogel über seine Fortschritte freue, wird er jetzt zuversichtlicher und lauter. Ein Zeitpunkt ist hiermit eingetreten, wo der junge Student nicht pedantisch corrigirt werden darf, weil man ihn sonst dadurch verdirbt. Nie darf die Melodie unterbrochen oder in der Mitte begonnen werden, sondern man muß sie von Anfang bis zu Ende durchpfeifen. Die einzelnen Schwierigkeiten überwindet der Vogel von selbst. Man muß ihn aber auch während seiner Uebungen vor jeder Störung behüten. Eine auffällige Erscheinung läßt ihn plötzlich stutzen, inne halten, und sobald sich dies öfter wiederholt, gewöhnt er sich die Untugend des Absetzens an, wird kirre, sucht sich selbst zu verbessern und wird ein Stümper. Daß genau die Tonart beobachtet werden muß, versteht sich von selbst; auch darf die zu lehrende Melodie keine allzugroßen Schwierigkeiten bieten. Ein einfaches, kurzes, in mittleren Tönen sich bewegendes Lied ist stets vorzuziehen. Ein angebrachter Triller schadet nicht, talentvolle Exemplare tragen ihn gar schön vor. Talentvolle Exemplare! Ja, es giebt deren unter den Gimpeln wie unter den Menschen. Während an gar manchem Lehrling Zeit und Athem nutzlos verschwendet wird, fliegt es anderen eben nur so an. Kleine, kränklich aussehende Vögel, welche an einen verlorenen Posten gehängt und ohne Erziehung gelassen wurden, leisten dennoch eines Tages zum Erstaunen ihres Meisters Vortreffliches. Aus der fernen Stube klang das den bevorzugten Brüdern vorgepfiffene Liedchen ihnen zu Ohr ... heimlich und unbeachtet studirten sie es in ihrem verborgenen Winkel ein, und siehe! eines Tages treten die Verwaisten mit dem Resultat ihres Strebens hervor. Wer erinnerte sich hierbei nicht an das oft citirte: „Es bildet ein Talent sich in der Stille." Ebenso, wie die schnelle Aneignung der Melodie und deren fehlerloser Vortrag, überrascht zuweilen der eigenthümliche Charakter des Tones des einen oder anderen

Lehrlings; es giebt Stimmen von melancholischem Klang, von einem Ausdruck, der rührt, und wenn hiermit die Wahl des Liedes übereinstimmt, so ist die Wirkung eine große. Dagegen prägt sich in dem Ton anderer Exemplare nichts Anderes aus, als das Alltägliche, und der Vortrag trägt den Charakter des puren Mechanismus. Ungemein viel hängt von dem Vortrag des Lehrmeisters ab, denn der Blutfink nimmt jede Tugend oder Untugend desselben ohne weiteres an, und im Allgemeinen kann man allerdings nur sagen, daß das Werk des Vogels auf genauer Nachahmung beruhe. Aber wie ein Lied nach denselben Regeln der Kunst, von zwei ebenbürtigen Concertsängern vorgetragen, doch verschiedene Wirkung hervorbringt, weil der Charakter der Stimmen verschieden ist, so findet etwas Verwandtes, wenn auch in weit geringerem Grade, bei den befiederten Sängern statt. Unter den besonders begabten Blutfinken giebt es auch solche, welche zwei Lieder vollständig pfeifen lernen. Das Gedächtniß dieser gelehrten Vögel muß jedoch, wie das der gelehrten Blutfinken überhaupt, von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Die Mauser ist immer eine für die Reinheit ihres Vortrags gefährliche Erscheinung. Sie schweigen während derselben und vergessen in Folge dessen leicht einzelne Partieen der erlernten Weisen. Man pfeift ihnen deshalb täglich wieder vor. Dies darf aber nur in der einmal gelehrten ursprünglichen Art geschehen, da selbst ältere Vögel, wiewohl niemals zu verbessern, wohl aber noch gründlich zu verderben sind. Bei guter Wartung und Pflege dauert der Blutfink viele Jahre in der Gefangenschaft aus.

Außer dem genannten ist der Zeisig ein beliebter Stubenvogel. Das Vögelchen ist stets heiter und lustig, daher auch das Sprichwort: Lustiger Zeisig. Leicht gewöhnt es sich an die Gefangenschaft, ist im Bauer mit anderen Vögeln verträglich, stets vergnügt und lernt allerlei Kunststückchen, z. B. sein Futter in einem Wägelchen, das außerhalb des Gebauers angebracht ist, mittels einer kleinen Kette zu sich heranziehen. Zutraulich fliegt es den Bekannten auf die Hand. Mit Mohnsamen gefüttert, soll es bis zwölf Jahre ausdauern; wird es aber mit Hanfsamen gefüttert, stirbt es meist schon im ersten Jahre an Krämpfen. Sein Gesang ist wenig geschätzt; der eigenthümliche, mit dem langgedehnten „Zschäh“ endigende Mischmasch wird vom Volk mit „Ziegen-, Ziegenblüth ist jäh“ übersetzt.

Verdientermaßen wäre nun noch der Edelfink zu nennen; doch hatten wir hier, anknüpfend an die große Wanderung der Zugvögel im Herbst, vorzugsweise diejenigen Sänger im Auge, welche den Zugvögeln angehören. Der Edelfink ist ein sogenannter Standvogel, wohlverstanden: das Männchen, denn die Weibchen wandern stets. Schon der Gimpel, dessen wir mitgedachten, nimmt an dem großen Zuge nicht Theil, sondern wandert, einem Zigeunerleben ergeben, nur auf kleinere Strecken, je nach Laune oder Bedürfniß; denn geht ihm die Nahrung an einem Orte aus, so begiebt sich unser befiederter rothbusiger Zigeuner nach einem anderen, wo er seine Tafel leichter besetzen kann.

Die Wasserverheerungen in der Schweiz.

Heute bringen wir Bericht aus dem St. Gallischen Rheinthal und zwar nach den Schreiben und Telegrammen, welche in einer Sitzung des kantonalen Baudepartements in St. Gallen am 5. Oct. vorlagen. Aus denselben geht nach dem dortigen „Tagbl.“ hervor, daß in Montlingen neue Dammbrüche entstanden sind, und daß den Rheineinbrüchen bei Montlingen und Ragatz kein Widerstand hat geleistet werden können; daß die Ortschaft Burgerau von den Bewohnern ganz verlassen worden ist; daß auch die Tamina ausgetreten und ihr linkes Ufer hat aufgegeben werden müssen; es waltete sogar Besorgniß von einer Rheindurchbrechung gegen Wallenstadt. Im Bezirke Sargans sei von allen Gemeinden Hilfsmannschaft aufgeboten und herbeigeeilt, und suche man zu halten, was möglich sei. In Au sei der Wasserstand größer als je zuvor, so daß die Leute mittelst von Rorschach requirirten Schiffen von den oberen Stockwerken haben gerettet werden müssen; das Wirthshaus zum Schiff sei bis fast zur Höhe des Hausganges unter Wasser; ein neues Haus gegenüber der Cichorienfabrik stehe in Gefahr einzustürzen. Aus dem Sarganserland wird dem gleichen Blatt unterm 4. geschrieben: Heute war unsere Wassersnoth größer als je. Die weite Ebene zwischen dem Schollberg, Sargans und Ragatz bietet einen furchtbaren Anblick dar; sie ist zum größten Theil mit einer grauschmutzigen Wassermasse bedeckt, aus der die mannshohen Maisstengel nur mehr mit der Spitze hervorragen. Straßen und Eisenbahndämme gegen den Schollberg und gegen Ragatz hin sind allenthalben überfluthet, so daß der Verkehr nur mehr über die Bergabhänge unterhalten werden kann. Die Eisenbahn ist nur noch in der Richtung gegen Wallenstadt fahrbar; die Bahnmaterialien und Locomotiven mußten aus dem Bahnhofe Sargans geflüchtet werden.

Wie ist das gekommen? Leider hat man in Ragatz, nachdem die erste Gefahr vorüber und schöne Witterung eingetreten war, mehr daran gedacht, die Trauben und Feldfrüchte einzusammeln, als die frühere Bruchstelle am Rhein nächst der dortigen Station so zu verbauen, daß diese Bauten bei allfällig abermaligem Anschwellen des Rheines und der Tamina Widerstand zu leisten im Stande waren. Ohnehin sollen zwischen der Ortsverwaltung und der Eisenbahnverwaltung über die Baupflichtigkeit an dieser Stelle Anstände walten. So geschah es denn, daß am 1. October Abends die genannten in Folge inzwischen eingetretenen Regenwetters stark angeschwollenen Flüsse neuerdings einbrachen, ohne daß es seither trotz vielfachen Anstrengungen gelungen wäre, dem Eindringen des Wassers Einhalt zu thun. Abends und während der Nacht wogten dann Rhein und Tamina wieder entsetzlich daher und es drohte letztere beständig gegen das Dorf auszubrechen, so daß alle verfügbare Mannschaft dazu verwendet werden mußte, solches zu verhindern.

Aus dem graubündischen Oberlande berichtet das „Bündener Tagbl.“, daß der 2. October neue schwere Gefahren gebracht habe. Das Blatt schreibt: „Die Sonntagsnacht vom 27./28. September ist im Oberland vom Freitag, 2. October, bald noch übertroffen worden. In Disentis ist es in der That der Fall gewesen, und auch in Ilanz brachte der Rhein größere Gefahr als zuvor. Nur mit den größten Anstrengungen gelang es, das Wuhr oberhalb der Stadt zu erhalten. Der Rhein floß wenigstens 2 Schuh höher als in der Sonntagsnacht und bildete von der Brücke aufwärts und zwischen dem Hause der Gebrüder Pajarola am Platz und jenen in St. Nikolaus nur einen See. Mehrere Einwohner am Platz begannen zu flöchnen. Ungefähr um 10 Uhr Nachts sank das Wasser wieder. Darauf wurde wieder der Glenner gefährlicher, doch konnte man auch hier weiterem Schaden zuvorkommen.“ Dasselbe Blatt bringt folgende Episode: „Freud' und Leid sind oft nahe beisammen. Es war an jenem Sonntag in einem Dorfe am Hinterrhein eine Hochzeit verkündet worden und üblicher Weise tranken am Abend die Jünglinge den sogenannten Stützwein und sangen im Hausgang der Braut einige Lieder. Nach beendigtem Gesang trat die Braut heraus, um zu danken. Die Jünglinge wollten sich entfernen, wurden aber bereits vom Wasser aufgehalten. Die Gesellschaft konnte die Bewohner des Dorfes noch rechtzeitig aus dem ersten Schlummer wecken, um zu flüchten und dem tobenden Näpierbache zu wehren, daß er nicht in's Dorf floß.“

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 124.

*† Die Simsonsbrüder.

Novelle von Hermann Uhde.

Vor einem der Thore der reichen und prächtigen Handelsstadt B. erblickte man ein elegantes Landhaus im modernsten Styl inmitten eines schönen, mit einheimischen und exotischen Gewächsen reich bepflanzten Ziergartens. Dichtbelaubte Bäume spendeten Schatten; sprudelnde Fontainen verbreiteten die angenehmste Kühlung; schwellende Rasenbänke luden zum Sitzen ein; kurz Alles deutete auf Wohlstand, gepaart mit Comfort.

Die heiße Sonne hatte den ganzen Tag lang ihre glühenden Strahlen herabgesandt; müde und matt senkten die Blumen ihre Köpfchen, und wohl war es nöthig, daß der alte Gärtner, welcher die sauber gerechten Pfade, sein Geräthe in der Hand, entlang wandelte, hier und da stehen blieb, um das eine oder das andere der Pflänzchen mit einem erfrischenden Gusse aus der Brause seiner Gießkanne zu erquicken.

So war er allmählich an die Südseite des Gartens gelangt, wo er vor einem großen, mit Bretern eingefriedigten und mit einem Glasdach versehenen Beet stehen blieb, um dasselbe von Unkraut zu reinigen. Auf diesem Beet wurden Melonen gezogen, und dasselbe erfreute sich der ganz besonderen Liebe der Herrin des Gartens, Frau Caroline Holzberg, welche mit ihrem Gemahl, dem Generalagenten Theobald Holzberg, seit etwa einem Jahre die reizende Besitzung bewohnte.

Klug, schön und gut, dabei Herrin eines bedeutenden Vermögens war Caroline Wellheim vordem viel umworben gewesen, und in dem großen Kreise ihrer Verehrer hatte der junge Kaufmann Holzberg keineswegs eine hervorragende Stelle eingenommen. Sie aber hatte an dem zwar mittellosen, doch intelligenten und witzigen Mann Gefallen gefunden, und ihn anfangs kaum merklich, später immer bedeutender ausgezeichnet. Zwar war ihr nicht unbekannt geblieben, daß Theobald seither manchen tollen Streich, manchen burlesken Schwank ausgeübt; daß er manchen schönen Mund geküßt und mancher Flasche den Hals gebrochen; allein sie sah durch die Oberfläche dieses leichten Sinnes hindurch ein gutes, wackeres Herz und durfte von dem Achtundzwanzigjährigen, der sich die tollen Hörner abgelaufen, wohl nicht mit Unrecht hoffen, daß er an der Seite eines jungen und liebenswürdigen Weibes, dem er sein ganzes Glück verdankte, alle jene häuslich bürgerlichen Tugenden entwickeln werde, deren Gedeihen bei ihm sein bisheriges Junggesellenleben noch hinderlich gewesen.

Sie hatte ihm in Folge dessen ihre Hand gereicht, indem sie ihn veranlaßte, sein Geschäft aufzugeben und nur die Generalagentur einer bedeutenden Berliner Feuerversicherungsgesellschaft noch beizubehalten, um nicht gerade müssig zu gehen. Freiwillig und gern hatte er ihr sein Wort verpfändet, den Umgang mit seinen alten Freunden zu lockern und endlich ganz zu lösen, und beim Beginn unserer kleinen Erzählung war bereits eine geraume Zeit verstrichen, seit Theobald zuletzt einen der Genossen seiner ehemaligen tollen Fahrten zu sehen bekommen hatte. Nur während der Bureaustunden verweilte er in der Stadt, in seinem Geschäftslocal; alle übrige Zeit verbrachte er an der Seite seines geliebten Weibchens auf seinem Landhause, so daß den heiteren Himmel des jungen Eheglückes kein Wölkchen trübte. In der That waren die genannten beiden Factoren ganz dazu angethan, Theobald über die verlorene Freiheit seines Junggesellenlebens zu trösten: um den einen, wie um den anderen wurde der vom Glück Begünstigte viel beneidet. Die jungen Gatten lachten dazu und zogen sich mehr und mehr in die Einsamkeit ihrer prächtigen Besitzung zurück, in der poetischen stillen Natur Ersatz für das rauschende Leben der Gesellschaft findend, in welchem ja nur zu oft nichtiger, gleißender Schimmer die innere Hohlheit und den Mangel an echter Herzensbildung übertünchen muß.

Mit nur wenig Dienerschaft hatten sie sich umgeben: für den Haushalt ein tüchtiges, braves Mädchen, Louise; und für die Instandhaltung des Gartens ein erfahrener Gärtner; derselbe, den wir vorhin bei der Pflege der Blumen beschäftigt sahen.

Noch immer machte sich der alte Mann bei dem Melonenbeete zu schaffen, als das Hausmädchen, welches die Vorbereitungen zum Abendbrod beendet hatte, mit freundlichem Gruße zu ihm trat. „Nun, Oswald? Bald fertig?“ fragte sie.

„Alles in Ordnung,“ lautete die Antwort des Alten, der eben seine Arbeit beendete.

„O das ist schön; Frau Holzberg hat immer so viel Freude an den hübschen Blumen; sie sind ihr einziges Steckenpferd. Und der Herr theilt diese Neigung: seine größte Freude ist seine Frau und sein Landhaus.“

„Da sieht man's“, entgegnete der Gärtner bedächtig: „Eine gute Frau ist für den Mann, was guter Boden für die Pflanze. Früher soll unser Herr ein lockerer Zeisig gewesen sein; ich habe das von meinem Vetter, der vor zwei Jahren Kellner in der „Goldenen Sonne“ war, wo der Herr Vorstand des Junggesellenclubs „Die Simsonsbrüder“ gewesen ist, der jede Nacht bis fünf Uhr Sitzung hielt.“

Louise wollte Etwas erwidern, allein es erschallten Schritte, und als sie sich umwandte, erblickte sie ihren Herrn, der aus dem Comptoir nach Hause gekommen war und nach seinen Blumen sehen wollte. Er fragte den Gärtner, ob die Reben beschnitten, die Wege gerecht, gewisse Rosen oculirt seien; und da er auf Alles eine befriedigende Antwort erhalten, entließ er Oswald für heute und wandte sich zu Louise: „Wo ist meine Frau?“

„Sie ist zur Putzmacherin gegangen. Vor einer Stunde wurde von unserem Nachbar, dem Herrn Advocaten Schlummerkopf, dieser Brief an sie abgegeben.“

Theobald nahm ihn entgegen, um ihn seiner Gemahlin nach deren Zurückkunft zu überreichen. Das dienstfertige Mädchen fuhr indessen fort: „Aber sehen Sie nur, wie sich der Himmel umdüstert! Ich fürchte, wir bekommen ein Gewitter!“

Der junge Ehemann blickte prüfend empor, allein er war offenbar zu tief in seine Gedanken versunken: er erwiderte nichts.

„Soll ich Frau Holzberg vielleicht abholen — sie hat keinen Schirm!“ fiel die Geschwätzige wieder ein. „Ach — aber

da besinne ich mich; die gnädige Frau hat ihren Regenschirm gestern zerbrochen: haben Sie den Ihrigen noch nicht wiedergefunden?

„Meinen Schirm?“ fragte Theobald zerstreut. „Nein.“

„O wie schade! Sie vermissen ihn also immer noch? Er war so stark, so neu; — und den schönen Griff, den er hatte!“

„Verloren auf immer, fürchte ich!“ flüsterte der junge Gatte trübe vor sich hin.

„So bleibt uns nichts übrig als Madame hier ruhig zu erwarten!“ rief Louise traurig und ging in das Haus zurück, indem sie bei sich dachte: „Es wäre eine so schöne Gelegenheit gewesen, in die Stadt zu kommen und meinem Grenadier die Schweinsrippen mitzunehmen, welche ich ihm aufbewahrt!“

Theobald war allein. Er seufzte. „Verloren!“ wiederholte er bei sich. „Allerdings sehr schade! Nicht um den Schirm — was liegt daran; aber die Dame, der ich ihn geborgt, war so reizend! Ich wäre ein Kabyle gewesen, hätte ich sie bei dem entsetzlichen Platzregen schutz- und schirmlos gehen lassen. Sie hätte mir mein Eigenthum längst zurücksenden können; ich gab ihr die Adresse meines Comptoirs. Meine ehemaligen Collegen, die Simsonsbrüder, wären gewiß minder resignirt verfahren als ich, der die junge Dame nur eine kleine Strecke begleitete und dann verschwand. Wüßte ich nur, wo ich sie fände — nicht ihrethalben — was liegt an ihr! Aber mein Schirm ....!“

So philosophirte der glückliche Besitzer des reizenden Landhauses — in düsteres Sinnen versenkt, und beachtete es nicht, wie in seinem Rücken über der Gartenmauer erst ein eleganter, grauer Cylinderhut, dann ein fein à la Titus frisirter Kopf eines jungen Herrn erschien, auf dessen Oberlippe sich ein kleines schwarzes Bärtchen gar anmuthig kräuselte.

Vorsichtig schaute der Kopf rechts und links umher. Als er sich vergewissert, daß dies Haus das letzte an der Landstraße und der Garten — mit Ausnahme Theobalds, den er für einen dienstbaren Geist halten mochte, — leer sei, rückte er höher, ein Paar Arme griffen über die Mauer, und mit einem Ruck schwang sich ein feingekleideter junger Mann rittlings auf dieselbe. Alles an ihm wies auf den Elegant: die tadellos gebundene Schleife der gestickten Cravatte, die weiße Weste, das graue Beinkleid nach dem neuesten Schnitt, die lackirten Stiefeln und die strohgelben Glacees. Daß unser Dandy noch Garçon war, hätte außerdem ein scharfer Blick wohl daran halb errathen, daß an dem Regenschirm von bester Seide, welchen er unter dem Arme hielt, der Handgriff fehlte. Im Uebrigen sah der kühne Eindringling bei Weitem zu harmlos aus, als daß ihn die Phantasie mit Nachschlüsseln, Dietrichen, Brechstangen und ähnlichen interessanten Dingen hätte in Verbindung bringen können: ganz abgesehen davon, daß zu einem Einbruche die Zeit denn doch ein wenig auffallend ungeschickt gewählt gewesen wäre.

„Diese Simsonsbrüder!“ so knüpfte Theobald seinen Gedankengang wieder an. „Wie muthig wir gegen die Philister zu Felde zogen! Wir haben sie wacker geärgert, die braven alten Herren! Aber ich bin doch recht froh, daß meine ehemaligen Collegen sich um mich so gar nicht kümmern. Besonders dieser Gustav Schlehmüller war ein wüster Gesell; und wenn es ihm gelänge, sich hier bei uns einzunisten, ich fände keine ruhige Stunde mehr!“

„He — Herr Schulze! Pst! Pst!“ unterbrach jetzt der Elegant auf der Mauer die Betrachtungen Theobalds.

Dieser blickte sich um. „Was ist das?“ rief er, sprachlos vor Schreck und Entrüstung. „Was wollen Sie?“

„Ich hätte gern .... einen bequemeren Sitz!“ lautete die Antwort.

„Unverschämter! Herunter von meiner Mauer!“ donnerte Theobald.

„Ist das Ihre Mauer, Herr Müller?“ fragte der Eindringling gelassen.

„Ich heiße weder Müller noch Schulze; gehen Sie, oder ...“

Das Wort erstarrte dem Sprecher im Munde, denn er erkannte Den, bei dem soeben noch seine Gedanken — wenn auch nicht in Liebe, — geweilt hatten: den ehemaligen Simsonsbruder Gustav Schlehmüller. Seine Ueberraschung war grenzenlos.

Dem Mauerreiter ging es indessen ganz ähnlich: auch er war voller Staunen, in dem vermeintlichen Gärtner seinen einstigen Kumpan zu erblicken, der ihm seit seinem Uebertritt von der Simsonsbruderschaft in das Philisterthum ganz aus dem Blick entschwunden war.

Mit raschem Sprunge war er von der Mauer herunter und lag in Theobalds Armen. „Alter Junge — endlich, endlich findet man Dich! Hahahaha, einem schönen Weibe laufe ich nach, sie verschwindet in ein Haus, das ich nicht genau ermitteln kann; ich durchforsche alle Gärten und treffe nun auf Dich, auf meinen alten, lieben Simsonsbruder!“

„Ich bin allerdings betroffen!“ murmelte der unglückliche Theobald, indem er sich die Stirn trocknete.

„Aber Du machst ja ein Gesicht wie die Katze, wenn es donnert!“ fuhr Gustav fort. „Was fehlt Dir? Bist Du nicht reizend eingerichtet? Hast Du nicht eine allerliebste Frau? Ich habe zwar Caroline Wellheim nie gekannt, allein der Ruf ihrer Schönheit ist so allgemein ...“

„Allerdings! Ganz recht!“ fiel Theobald stotternd ein. „Ich bin ja auch sehr glücklich! Sehr erfreut, Dich wieder zu sehen ...“ Er sagte dies mit einer Leichenbittermiene, welche seinen Worten direct widersprach, indem er für sich hinzusetzte: „Daß Du auf dem Blocksberg wärest!“

(Fortsetzung folgt.)

Ergebnisse der Sonnenfinsterniß am 18. April 1868.

(Aus der Wiener „Presse“.)

Da wir über die Ergebnisse der Beobachtungen der letzten Sonnenfinsterniß aus den verschiedenen Beobachtungsstationen etwas wesentlich Neues kaum noch erwarten dürfen, so dürfte es wohl von Interesse sein, ein Gesammtbild aller Erscheinungen dabei in wenigen Worten vorzuführen. Man hatte sich von fünf Seiten zu Beobachtungen gerüstet: die Franzosen in Kambodscha und Malakka; die Engländer in Ostindien von Bombay aus zu Sholapore, in der Nähe von Masulipatam; die Preußen (die Astronomen) im Inneren Vorderindiens zu Bidschapur und (die Photographen) zu Marshag-Hill, zwei englische Meilen von Aden entfernt; die Oesterreicher auch daselbst und von Rom aus der Pater Secchi. In Marshag-Hill zeigte sich wenige Augenblicke vor und nach der Totalität um den dunkelen Mondrand ein schmaler hellrother Saum mit auffallender Farbenpracht in weit ausgedehnter Umgrenzung des Sonnenkörpers, von ihm getrennt durch eine helle schmale Schicht. Bei dem wirklichen Eintritte der Bedeckung des ganzen Sonnenkörpers verschwanden plötzlich alle dunkelen Linien in dem siebenfarbigen Farbenbilde, und dasselbe ging in ein blasses,

continuirliches über, welches von den Protuberanzen und der Krone herrührte, aber keine besonders hervortretenden hellen Linien erkennen ließ. Die Protuberanzen sind die nach völliger Bedeckung des Sonnenkörpers rings um den verfinsterten Mond auf jenem wie hervortretende Berge, aber in unruhiger Bewegung, bisweilen zackenförmig und mit röthlich violettem Lichte bald mehr, bald weniger aufleuchtenden Erscheinungen. Man nennt sie auch Sonnenfackeln. Die Krone (Corona) ist ein den Sonnenkörper bis zu einer Höhe von $1/3$ ihres Durchmessers, also auf etwa 38,000 Meilen umgebender prachtvoller Strahlenkranz, gebildet durch die Sonnenatmosphäre, in welcher die Sonnenstrahlen zurückgeworfen und gebeugt werden. Ohne Verfinsterung des Sonnenkörpers ist dieser helle und weiße Schein mit einzelnen, weithin fortlaufenden Strahlen nicht sichtbar, weil das Sonnenlicht gegen ihn zu stark ist; aber es wird doch das von dem Sonnenkörper ausgehende Licht durch diese Atmosphäre um so mehr geschwächt, einen je längeren Weg es durch sie zu gehen hat, also gegen den Sonnenrand hin. Von den drei größeren, nach Lage, Höhe und scheinbarer Größe gemessenen Protuberanzen während der letzten Verfinsterung zeichnete sich die eine durch ihre lebhaft glänzende carminrothe Farbe, durch ihre scharfe Begrenzung, durch ihre finger- oder hornförmige, oben rückwärts gebogene Gestalt, vorzüglich aber durch ihre wunderbar weite Erstreckung in die matter leuchtende Krone hinein aus; denn die österreichischen Astronomen nahmen ihre Höhe zu zwei Winkelminuten oder $1/8$ des Sonnenradius (über 11,700 Meilen), die preußischen Photographen zu $1/14$ des Sonnendurchmessers (über 13,400 Meilen) an, also mit Sicherheit über 12,000 Meilen. Sie war die ganze Totalität über und selbst dann noch einige Minuten lang sichtbar, bis sie durch Gewölk verdeckt wurde. Auch die Krone wurde gegen das Ende der Totalität durch einen dünnen Wolkenschleier überzogen, während die Protuberanzen noch durchleuchteten. Kurz vor dem Ende der Totalität, und als der rothe Saum erschien, verschwanden im Spektroskope die Farben der größten Brechbarkeit fast vollständig, indem die hochrothe, rothe und orange noch ganz scharf, die gelbe schon etwas verschwommen, die grüne noch kaum bemerkbar, die blaue und violette aber völlig verschwunden waren; zuletzt blieb nur eine Reihe rother, durch breite und dunkle Zwischenräume von einander getrennter Bänder zurück. Obwohl den preußischen Beobachtern in Ostindien die vorüberziehenden Wolken nur drei Secunden gestatteten, die volle Verfinsterung wahrzunehmen, so sahen sie doch jenes merkwürdige Protuberanzgebilde 32 Minuten später noch fast von derselben Gestalt und an derselben Stelle. Es ist eine Erscheinung, welche bis jetzt noch bei keiner früheren Sonnenfinsterniß wahrgenommen worden ist. Ein Versuch, sie zu erklären, bedarf wohl kaum der Entschuldigung. Wir dürfen nach den uns bis jetzt bekannten Thatsachen annehmen, daß die Oberfläche des Sonnenkörpers anfängt, aus dem flüssigen Zustande in einen mehr zähen, wenn auch noch nicht festen, überzugehen. Die Sonnenflecke sind schlackenartige Gebilde, über welchen die Sonnenatmosphäre etwas abgekühlt wird, weil die oft weit ausgedehnten Schlacken die von unten kommende Gluth etwas abhalten. Die Folge davon ist, daß die gasigen Stoffe in der Atmosphäre darüber sich theilweise zu Dünsten verdichten, nach und nach herabsinken und einem Verbrennungsprocesse ausgesetzt werden, welcher sich uns als Protuberanz darstellt. Die Richtigkeit dieser Ansicht möchte schon daraus sich ergeben, daß Protuberanzen an solchen Stellen hervortreten, an welchen vorher Sonnenflecke beobachtet wurden. Die an sich ziemlich dunkelen Sonnenflecke zeigen auch bei gewöhnlichen Sonnenbeobachtungen eine mattere Einfassung, den sogenannten Halbschatten, welche von diesen Dünsten herrührt. Diese Erklärung für die gewöhnlichen Protuberanzen kann aber nicht angewendet werden auf die 12,000 Meilen in die Sonnenatmosphäre hineinreichende und scharf begrenzte Protuberanz. Es läßt sich bei dem Zustande der Sonnenoberfläche leicht denken, daß die innere furchtbare Gluth des Sonnenkörpers, auf welchen die mindestens 38,000 Meilen hohe Sonnenatmosphäre einen ungeheueren Druck ausübt, sich durch die schon im Festwerden begriffene Kruste einen kraterförmigen verhältnißmäßig engen Ausweg gebahnt hat, und daß durch diesen von dem Inneren des hohlen Sonnenkörpers aus Stoffe im gasigen Zustande mit enormer Gewalt hinausgetrieben worden und dabei theilweise verbrannt sind. Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt wohl darin, daß das Horn in seinem oberen Theile nach Westen zurückgebogen erschien, wie es bei der Axendrehung der Sonne von Westen nach Osten nothwendig ist, weil die von unten nach oben getriebenen Stoffe aus ihrem Ursprungsorte eine geringere nach Osten gerichtete Geschwindigkeit mit sich bringen, als die höheren Orte der Sonnenatmosphäre, in welche sie gelangen, besitzen; sie müssen also oben nach Westen zurückbleiben. Die Beobachtung dieser Sonnenfinsterniß hat also glänzend bestätigt, was die Wissenschaft, auf irdische Beobachtungen gestützt, als nothwendig angegeben hatte. Der Sonnenkörper ist in einem glühenden Zustande und umgeben von einer Atmosphäre, in welcher eine Menge von Stoffen verbrennen oder in einem glühend gasigen Zustande vorhanden sind. Es verbrennen in der Sonnenatmosphäre unter Anderem Baryum, Zink, Kupfer, Kobalt, Nickel, Eisen, Mangan, Chrom, Magnesium, Calcium, Natrium, Sauerstoff, Wasserstoff. Es ist bemerkenswerth, daß man alle diese Stoffe mit Ausnahme von Baryum auch in den Meteorsteinen wiedergefunden hat. Letztere enthalten freilich außerdem noch Arsen, Kali, Aluminium, Titan, Phosphor, Schwefel, Olivin, Chrysolith. Bei der Sonne hat man bis jetzt noch nicht entdeckt Gold, Silber, Zinn, Blei, Arsen, Antimon, Strontium und Anderes; aber wir können die Spectralanalyse derselben noch nicht für abgeschlossen ansehen und somit dürfen wir immerhin die Behauptung aufrecht erhalten, daß alle Weltkörper aus denselben Stoffen zusammengesetzt sind, worauf übrigens noch die Entstehung der Weltkörpersysteme und die Spectraluntersuchungen bei anderen Himmelskörpern hinweisen.

Die Wasserverheerungen in der Schweiz.

Aus Locarno, 7. Oct., wird dem Berner „Bund" geschrieben: Schon Anfangs der letzten Woche haben Regengüsse die Flüsse Maggia, Verzasca, Ticino anzuschwellen begonnen, und eine Erhöhung des Lago Maggiore in mehr als gewöhnlichem Maße veranlaßt. Vor der Hand glaubte man übrigens nach dem 27. das Uebel überstanden zu haben, zumal wenigstens aus den näheren Thalschaften größeres Unglück nicht gemeldet wurde. Als aber vom 29. September bis 1. October ein rasches Zurücktreten des Sees erfolgte, da sprach schon mancher erfahrene Mann die Ansicht aus, es dürften noch schwerere Tage folgen. Wirklich brachen die Elemente am Abend des 1. October entsetzlich über unsere Gegend los: ein furchtbarer Sturm von Nordost-Südost zog daher und ein schreckliches Hagelwetter entleerte sich über unsere Stadt; darauf folgten sich hier und besonders in den Thälern Maggia und Verzasca 3 Tage hindurch ohne Unterlaß strömende Regengüsse. Die entsetzlichen Verheerungen im Liviner- und Blegnothal längs der Gotthardsstraße sollten leider auch in unserer Gegend ein Seitenstück finden. In furchtbarer Macht und Größe wälzte sich der Verzascafluß, zum Strome angewachsen, durch das Thal gleichen Namens hinunter nach dem See, Alles, was ihm im Wege stand, mit sich fortreißend; die Ortschaften füllte er mit Geschiebe aller Art; einzelne Häuser wurden von ihm verschlungen. Was von Frasco, Lavertezzo, Brione-Verzasca, den Hauptorten des ohnedies armen Thales noch steht, blickt wie ein elender Trümmerhaufen auf die schönen, nun mit Schutt und Schlamm bedeckten Güter herab. Man kennt noch nicht die ganze Größe des Unglücks und der Verheerung, da die meisten Straßen ruinirt sind, der Fußpfad aber äußerst schwierig passirbar und stellenweise gänzlich unterbrochen ist; deshalb behalte ich mir vor, Ihnen nähere Details über den Verlust von Häusern, Vieh und Menschen später mitzutheilen. Wenden wir uns von der Unglücksstätte des Ver-

zasca-Thales nach dem Thale Maggia, so richtete der wilde Strom gleichen Namens der Verheerungen an Straßen, Brücken, Gütern und Häusern so viele an, daß auch hier eine genaue Unglücksstatistik heute noch nicht gegeben werden kann; auch von hier werde ich Ihnen mehr Details binnen einigen Tagen mittheilen können. Kommen wir nach Locarno zurück, so zeigt sich uns in allernächster Nähe die stündlich hoher anschwellende Maggia, wie sie sich wild in ihrem ungezogenen Bette zum See hinwälzt und leider eben einen Theil der unteren Stadt selbst wegzureißen droht. Dies wäre auch nach Aussage Sachverständiger eingetreten, wäre nicht der schon stark angeschwollene See dem Ungestüm der Maggia einigermaßen entgegengetreten; so aber wurde die Richtung des Flusses gegen die Stadt zu abgeschwächt. Was von der alten Brücke bisher noch stehen geblieben war und seit Jahren der Zerstörung Trotz geboten hatte, ist diesmal von den sich hoch aufbäumenden Fluthen weggerissen worden, und der seit Jahren, freilich in einem erbärmlichen Zustand erhaltene Uebergang über den Fluß existirt nun nicht mehr; er ist wahrscheinlich seiner eigenen Schande und des lange gegebenen Aergernisses selbst einmal überdrüssig geworden. Die furchtbare Anschwellung der Flüsse Tessin, Verzasca und Maggia hat eine solche Erhohung des See's zur Folge gehabt, daß die ganze Stadt unten am Platze bis zum ersten Stock unter Wasser steht und die Bewohner sich flüchten mußten. Der Schaden in den sämmtlichen Kaufladen an den bei Wind und Regen geflüchteten Waaren und mehr noch an denjenigen, die zurückgelassen werden mußten, ist enorm. Zu Hunderten Eimer Wein sind zu Grunde gegangen, in viele Tausende belauft sich der Schaden an Waaren und Mobiliar. Von der Höhe des See's können sich Ihre verehrten Leser eine Vorstellung machen, wenn ich ihnen sage, daß derselbe am Hydrometer 7,70 Meter über Null ergab. Nur im Jahr 1177 soll der See einmal nach heutiger Berechnung 10,80 Meter über Null erreicht haben; bei der Ueberschwemmung von 1705 reichte er nur bis zu 6,30 Metern. Die jetzige Hohe übersteigt die von 1840, welche bisher als die größte des Jahrhunderts bekannt war, noch um 2,70 Meter.

Aus der abgeschlossenen Thalschaft Vals, die in Graubünden am meisten gelitten, liegt ein officieller Bericht des von der Regierung abgesandten Hrn. Großrath Fossa vor. Dort sind 17 Familien obdachlos geworden. 11 Brücken sind weggerissen. Weit größer ist der Schaden an Wiesen und Aeckern. Die schönsten Wiesen des ganzen Thales sind für Jahre lang kaum zu cultiviren; die Aecker mit den Kartoffeln weggeschwemmt. Viel Wald ist in den Glenner gestürzt; dazu viele Breter verloren und keine Sägen da, um neue zu schneiden. Die Anträge des Hrn. Fossa gehen im Wesentlichen auf Absendung eines Ingenieurs zur Leitung der Arbeiten an Wuhren, Nothbrücken rc., auf Beschaffung von Salz und Mehl und auf ein Comite und eine Sammlung, endlich auf Anhaltung der Lungnezer Gemeinden Peiden und Tersnaus, den Uebergang über den Glenner und Verbindung mit Vals herzustellen.

Der Berner „Bund“ bemerkt unterm 8. October: Die Wuth der empörten Elemente scheint sich allmählich zu erschöpfen. Von allen Seiten laufen beruhigendere Nachrichten ein; die Regengüsse verlieren an Heftigkeit, die Wasser fließen allmählich ab. Es ist aber auch wahrlich Zeit. Zwölf lange Tage und Nächte hat an vielen Orten der sündfluthliche Regen gedauert; mit solcher Intensivität ist seit Menschengedenken in den Alpen keine Regenzeit aufgetreten. Im Jahre 1831, dem letzten großen Ueberschwemmungsjahr, dauerten die Regengüsse nirgends länger als acht Tage. Nach dem „Freien Rhätier“ berechnete sich damals der Schaden für die ganze Schweiz auf 6¾ Millionen Franken alte Währung (d. h. den Frank zu 40 kr.), für Graubünden allein auf 2⁵⁄₆ Mill. Nach dem allgemeinen Urtheil läßt die diesjährige Noth die von 1834 weit hinter sich. Am Maßstab des Schadens von 1834 kann man sich daher kaum einen Begriff machen von der Größe des diesjährigen Unglücks, wenn auch die Schätzung eines Blattes auf 100 Mill. Frs. (à 28 kr.) übertrieben sein mag. Die genaue Größe der Verluste wird sich erst nach dem definitiven Ende der Ueberschwemmung auf allen Punkten feststellen lassen. Wenn die auf den Gebirgen eingetretene Kälte fortdauert, so wird hoffentlich dieses Ende nicht lange mehr auf sich warten lassen. Am wenigsten befriedigen bis jetzt die Berichte aus dem Tessin.

Mannichfaltiges.

— Aus Helgoland sind erschütternde Schilderungen über Explosion einer Naphtaladung des englischen Schiffes „Tom Volkes“ eingegangen. Das Schiff war auf der Fahrt nach St. Petersburg begriffen und führte nicht weniger als 770 Fässer jenes so leicht entzündlichen Materials an Bord. Ungefähr 48 Meilen N.-W. von Helgoland erfolgte die Explosion, welche zunächst der Schiffsmannschaft das Bewußtsein raubte. Man sah sofort, daß an eine Löschung der in Brand gerathenen inneren Räume nicht gedacht werden könne, hieb den Mast um und richtete in fliegender Eile eine Art Gerüst her, das ins Wasser geworfen, mehreren von der Schiffsmannschaft als Halt während des Schwimmens zu dienen hatte. Andere hielten sich eine Zeit lang an schwimmenden Verdeckstrümmern über Wasser, als die Flammen wohl gegen 300 Fuß hoch in die Luft prasselten und die ganze flammende Ladung des Schiffes in festem Zustande oder als schwimmendes Oel sich über die Wogen auszubreiten begann. „Mancher arme Schwimmer“, heißt es in dem Bericht, „wurde von dem schwimmenden Feuer ereilt und doppeltem Tode überliefert.“ Abend und Nacht hindurch riefen die drei Ueberlebenden um Hilfe, bis endlich ein Schiff in Sicht kam und Boote zur Rettung aussetzte.

— Eine Localität, an welche sich eine schaurige Tradition aus der anglo-indischen Geschichte knüpft, soll vor kurzem in Calcutta durch Dr. Norman Chevers recht eigentlich wieder an das Tageslicht gezogen sein. Bisher wußte Niemand recht, wo das schwarze Loch von Calcutta zu finden sei. Das wußte man, daß es ein Gemach gewesen, von weniger als 20 Fuß im Quadrat, und daß dort während einer Nacht vom 21. bis 22. Juni 1756 146 Engländer eingepfercht wurden, von denen nur 23 am nächsten Morgen noch am Leben waren. Das grausige Ereigniß gehört der Geschichte der Kämpfe mit den Eingeborenen um die Gangesstadt an. In neuester Zeit hat man damit begonnen, ein altes Fort niederzureißen, und ist dort auf ein Steingemach gestoßen, welches der Beschreibung des schwarzen Lochs genau entspricht. Auch in England ist die fürchterliche Tradition noch so lebendig geblieben, daß man bei Vergleichen von Orten der Qual und Dunkelheit zu sagen pflegt: „Das erinnert an das schwarze Loch von Calcutta.“ Ein Jahrhundert hat die Erinnerung beim englischen Volke verwischt, das auch bis in die späteste Zeit die Frauen-Massacre von Cownpore im Gedächtniß behalten wird.

— Die meisten Pariser Blätter haben gesagt, daß Walewski als armer Minister gestorben sei. Es ist daher nicht uninteressant, zu erfahren, daß der Mann, den man einen „armen Minister“ nennt, Folgendes besaß: 1) drei Häuser in Paris, von denen er das eine, welches ihm der Kaiser geschenkt, bewohnte; 2) ein Landhaus in St. Germain, das Thiers für diesen Sommer gemiethet hat; 3) das Landgut Amphion am Genfer-See in Ober-Savoyen; 4) eine Domaine im Landesdepartement, welche ihm der Kaiser geschenkt und die einen Werth von 2 Millionen hat; 5) Orden im Werth von 200,000 Fr. Die Minister, welche man in Frankreich nicht arm nennt, müssen wenigstens 20 Millionen besitzen, und man begreift daher, daß die Wittwe des Grafen aus der Staatskasse einen Zuschuß von 20,000 Fr. per Jahr und aus der Privatkasse des Kaisers ein jährliches Gnadengehalt von 30,000 Fr. erhalten wird.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 125.

*† Die Simsonsbrüder.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Gustav beachtete die Verlegenheit Theobalds nicht; er schaute sich den Garten und das Landhaus an und rief ein- über das andere Mal verwundert: „Herrlich! Prachtvoll! Holzbergsruhe — famos! Wo ist denn Deine Frau? Stelle mich ihr doch vor!“

Theobald räusperte sich und warf sich in die Brust. „Gustav . . . oder vielmehr: Herr Schlehmüller! Aus Rücksicht für meine Gemahlin habe ich meine früheren Verbindungen aufgegeben und mich hierher zurückgezogen . . . .“

„Damit sie nicht erfahren soll, daß Du der loderste Zeisig von uns Allen, der grimmigste Feind aller Philister warst: ich begreife das. Kein hübsches Gesicht war vor Dir sicher; in Alle warst Du verliebt . . . .“

„Platonisch, ja! Platonisch!“ fiel Theobald ein, der wie auf Kohlen stand und sich fortwährend ängstlich umblickte, ob der laute unvorsichtige Sprecher auch keinen Horcher fände. „Eine Folge meines lebhaften Schönheitssinnes, meines stark entwickelten ästhetischen Gefühls! Mein Herz war dabei nie betheiligt.“

„Das sollten Ernestine, Josephine, Adolphine, Julchen, Lina, Mariechen, Fanny, Helene . . . Gott weiß sie Alle noch zu nennen! Das sollten diese, sage ich, wissen! Ach, es war doch eine köstliche Zeit, mein Junge, als die Simsonsbrüderschaft noch so recht in Flor stand! Seit Deinem Austritt ist Alles fauler Zauber; kläglich, sage ich Dir! Du hieltest die ganze Geschichte noch zusammen; aber die Anderen? — Kerls, wie die Nachtmützen! keine Courage, kein Unternehmungsgeist. Ach, ich bin — ich fühle es! — der letzte meines Namens. „Fallen sah ich Zweig auf Zweig“. Wenn auch ich mich in's Privatleben zurückziehe und auf meinen Lorbeeren, respective in einem Ehebette ruhe, dann ist es mit dem Junggesellenclub ganz aus.“

Theobald war der Verzweiflung nahe. „Was sollen diese Reminiscenzen!“ rief er jammernd. „Ich habe mit der Vergangenheit abgeschlossen, habe abgeschnitten; also was sollen die Gespenster verflossener Tage? Mein Herz gehört einzig meiner Caroline, — nur sie allein . . .“

„Ganz recht!“ fiel Gustav ein. „Man konnte es deutlich beobachten, als Du sie neulich führtest; es war, glaube ich, vorgestern. Es regnete fürchterlich — zärtlich drücktest Du ihren Arm, den sie vertrauensvoll in den deinen gelegt; liebevoll warst Du bemüht, sie wacker zu beschirmen, damit den neuen Hut, den eleganten Shawl kein vorwitziges Regentröpfchen bespritze ... es war eine Arm-Seligkeit, ein sich tief in die Augen Schauen, daß es eine Lust war! Ich ging dicht an Euch vorüber, Du aber sahest nur sie. Ich dachte mir gleich: der gute Theobald steht ein wenig unter dem Pantoffel.“

Theobald war dem Tode nahe. „Einzigster, Liebster!“ stammelte er. „Thu' mir den Gefallen . . .“

„Deiner Frau nicht die Cour zu machen? Soll geschehen, obschon es mir schwer werden wird. Aber ich bin Dir das schuldig. Nur eine Frage noch, und ich entferne mich.“

„Frage — frage!“

„Sag' mir doch, was für eine reizende Dame entweder hier oder gleich nebenan beim Rechtsanwalt Schlummerkopf wohnt. Ich bin dem göttlichen Weibe eine halbe Stunde lang durch alle Straßen kreuz und quer nachgelaufen, bis sie hier ganz in der Nähe verschwand. Ich muß Dir bekennen, dieser Engel hat in mir das lebhafteste Verlangen erweckt, Deinem Beispiel zu folgen und „abzuschneiden“. Mit den Simsonsbrüdern ist's ohnedies vorbei: ich, der letzte der Mohikaner, krieche in die Philisterjacke, ziehe die Schlafmütze über die Ohren und stürze mich köpflings in das wilde, wogende Meer des Ehestandes.“

„Komm' doch zur Sache; wozu diese Bilder?“ unterbrach ihn Theobald.

„Ich bin ja bei der Sache! Ach, das ist eine lange Geschichte; ich muß sie Dir mit Muße erzählen; komm'!“

Theobald's Sträuben half nicht; Gustav warf seinen Regenschirm — eben jenen, an dem der Griff fehlte, — sans façon in's Gras und zog den Unglücklichen zu sich auf die nächste Gartenbank. „Die Sache liegt so,“ fuhr er dann fort. „Du weißt doch, daß nebenan der Rechtsanwalt Schlummerkopf wohnt?“

„Schlummerkopf?“ fragte Theobald zerstreut.

„Nun ja! Schlummerkopf Du selbst; kennst Du Deine Nachbarn nicht! Bei besagtem Dr. juris Schlummerkopf nun hatte ich in letzterer Zeit manchmal Geschäfte, und so oft ich in diese Straße kam, begegnete mir ein Mädchen — schön und wunderbar! Sie war nicht in dem Thal geboren, man wußte nicht, woher sie kam; und stets war ihre Spur verloren: auch heute, mein Junge — es war, als ob die Erde sie verschluckt. Der Engel trug einen blauen Cashmirshawl . . .“

„Ha —“

„Was erschreckt Dich? — Und ein schwarzes Seidenkleid mit bunten Tippelchen . . .“

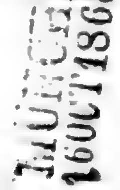
„Mensch — Du beschreibst . . .“

„Daß man sie photographiren könnte, nicht wahr? — Ich redete sie an, trug ihr meine Begleitung an, sie wies mich ab, was mich natürlich nur noch dreister machte, da . . . . doch — was sehe ich? Dort — dort —“

„Wer? Wo? Was?“

„Dort — meine Angebetete! Sie ist es! Diesmal soll sie mir nicht entkommen!“

Wie ein angeschossener Eber stürzte der junge Mann davon, den armen Theobald, dem der Kopf wirbelte, allein lassend. Wühend blickte dieser sich um — ja, das Fürchterliche war Warheit: das von Schlehmüller verfolgte vermeintliche Fräulein war **Theobalds Gattin**: Caroline, geborene Wellheim. Kaum hatte sich der ehemalige Simsonsbruder davon übezeugt, als er zornentbrannt ins Haus stürzte, um seinen Hut zu holen und den Beiden nachzusetzen: eine fürchterliche Katastrophe bereitete sich vor.


MÜNCHEN 16 OCT 1868

Der Garten, der Schauplatz der erzählten Begebenheiten, blieb eine kurze Minute leer. Doch plötzlich wurde er sehr belebt, denn aufgeregt stürzte durch eine Seitenpforte Caroline Holzberg herein, welche von dem zudringlichen Simsonsbruder noch immer verfolgt wurde. Athemlos wandte sie sich, um dem ihr Nachdringenden die Thür vor der Nase zuzuschlagen: sie achtete es nicht, daß sie ihm dabei den ganz neuen Cylinderhut nach der letzten Façon, plattdrückte wie eine Eierkuchenschale. „Entfernen Sie sich!" rief sie heftig, „oder Sie zwingen mich um Hilfe zu schreien."

Die im Entstehen begriffene Debatte erhielt durch das plötzliche Dazwischentreten Theobalds, der auf ein Mal wieder aus dem Hause trat, eine andere, als die anfangs beabsichtigte Wendung. „Dies ist meine Frau, Herr Schlehmüller!" schnaubte er seinen ehemaligen Collegen an.

Dieser, der inzwischen eingetreten war, nahm zwar eine verwunderte Miene an, blieb indessen übrigens ganz gelassen. „Diese Dame?" fragte er nur. „Mein Gott, ich dachte, Jene wäre Deine Frau gew...."

Er vollendete nicht; hastig fiel ihm Theobald in's Wort. „Dies ist meine Frau!" wiederholte der Erschrockene, der sich beinahe ertappt sah. „Sie haben die Dame über eine Woche lang verfolgt, belästigt . . ."

„Aber woher weißt Du . . ." unterbrach ihn Caroline erstaunt.

Neue Verlegenheit, neue Fassungslosigkeit von Seiten Theobalds.

„Ich habe es ihm vor fünf Minuten selbst gesagt!" klärte Gustav die Zweifel der schönen Frau auf, indem er trocken, mit der grausamen Kaltblütigkeit eines raffinirten Bösewichtes, hinzusetzte: „Wir sind alte Freunde — Beide Simsonsbrüder. Theobald allerdings jetzt „außer Dienst." Ach, hätte ich gewußt, daß ich nur einem Phantom nachjagte —" (hier seufzte der Schelm ganz hohl und verdrehte heuchlerisch die Augen) „ich hätte mich gehütet, meinen neuen, noch nicht einmal bezahlten Cylinder so preiszugeben. Quel horreur! Ich sehe aus wie ein Vagabund! Ich kann in dieser Verfassung unmöglich meine Geschäftswege abmachen! Du erlaubst mir wohl, Theobald, mich in Deinem Zimmer ein wenig wieder zu civilisiren!"

„Keinesfalls!" brauste der ehemalige Simsonsbruder mit aller Entschiedenheit auf.

„Nun," entgegnete Gustav trocken und mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der sich bewußt ist, seinen letzten Trumpf noch nicht ausgespielt zu haben; „so werde ich in jene Straße gehen, wo ich Dich neuerlich mit der D...."

„Wenn Du allerdings Geschäftswege hast," unterbrach Theobald diese gefährliche Aeußerung mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt, „dann ändert das die Sache. Hier ist der Schlüssel zu meinem Zimmer; Louise wird Dich hinführen."

„Ich danke Dir mein theuerer Freund!" versetzte Gustav nicht ohne einen Anflug von Ironie. „Ich sehe, Du liebst mich; — nun wohl, ich will Alles thun, um mich dieser schönen und edelen Regung würdig zu beweisen!"

Er ging. Gemischte Gefühle im Herzen blieben die Gatten allein. Eine peinliche Pause entstand. Endlich begann Caroline in strengem Ton: „So also hältst Du Dein Wort! Als ich Dich zu meinem Gemahl erkor, war meine erste Bedingung, keiner Deiner früheren lockeren Gefährten dürfe jemals unsere Schwelle überschreiten! Und nun?"

„Gustav kam über die Mauer, liebes Linchen!" entgegnete Theobald kleinlaut. Er stand doch ein wenig unter dem Pantoffel, der Arme!

„Allein Du erlaubtest ihm, hierzubleiben! Du kamst ihm sogar entgegen!" fuhr die erzürnte Gattin fort.

„Es ist die Frage, ob Du ihm nicht mehr entgegengemen bist als ich!" meinte der schüchterne Ehemann. „Hätte er Dich können sonst so consequent und hartnäckig verfolgen?"

„Das ist ja die bekannte Taktik der Simsonsbrüder!" fiel die Beleidigte ein. „Wenn ich Dir die Verfolgungen verheimlichte, so geschah es, um Dich nicht unnützer Weise aufzuregen!"

„Ein andermal sei minder rücksichtsvoll, mein liebes Linchen! Das dürfte heilsamer sein!"

„Sei kein Thor! Hätte ich sollen eine Scene herbeiführen — ein Duell? — Schon die Möglichkeit macht mich erbeben!"

„Wer wird denn gleich von Blut und Eisen sprechen! Versuchen wir es, sanftere Mittel bei dem hoffentlich noch nicht ganz Verstockten anzuwenden!"

„Ich fürchte, er ist ein unverbesserlicher Taugenichts. Denn höre: ich habe da meine Gedanken! Wenn er es gewesen wäre, der neulich gegen meine Freundin Helene auf so unverschämte Weise den Galanten gespielt hat!"

„Wie so? Was meinst Du?"

„Helene Mühlmann, meine Jugendfreundin, die Du noch nicht kennst, und die seit etwa vier Tagen hier in der Stadt weilt, um mit ihrem Rechtsanwalt wichtige Angelegenheiten persönlich zu erledigen, wird vorgestern von einem ihr wildfremden Manne plötzlich angehalten. Er besteht darauf, sie zu begleiten, dringt ihr, da es angefangen hat, ein wenig zu regnen, nahezu mit Gewalt seinen Regenschirm auf und preßt der tödtlich Verlegenen das Wort ab, ihm diesen Schirm gelegentlich persönlich wieder zuzustellen. Die Aermste hat, in ihrem Schrecken, die ihr angegebene Adresse vergessen und befindet sich in der unangenehmen Lage.... Aber was hast Du? — Du bist ja plötzlich ganz blaß?"

„Nichts!" stammelte der Ertappte, denn er ahnte sofort die Wahrheit: die von ihm begleitete Dame war niemand Anderes gewesen, als die Busenfreundin seiner Frau, Fräulein Helene Mühlmann!

(Fortsetzung folgt.)

General Prim.

Don Juan Prim, Marquis de Los Castillejos, Graf von Reus, ist ein Mann, der, gleich seinem Patron Don Juan, allen Parteien den Hof gemacht und mit allen verbunden war. Derlei rasche Uebergänge sind indessen in Spanien ebenso wenig selten als entehrend; sie zeigen im Gegentheile, so glaubt man in Spanien, daß der Mann Thatkraft besitze und zu raschen Entschlüssen fähig sei. Erfolgt ein Pronunciamiento, so denkt man des Mannes; Aller Blicke kehren sich nach ihm, und er folgt der Bewegung, um wo möglich an ihre Spitze zu gelangen. Jung, ehrgeizig und prahlerisch, wie es jeder gute Spanier sein muß, diente Prim allen Parteien, die ihm dazu dienen konnten, daß er sein Glück als Soldat mache. Ueber seine Laufbahn schreibt das „Journ. des Debats":

Prim begann als Freiwilliger in dem catalonischen Freicorps, schlug sich brav und diente treu der Königin während des Bürgerkrieges von 1833 bis 1840. Seine glänzenden Eigenschaften trugen ihm im Frieden eine höhere Stelle in der regulären Armee ein. Seine Heimath, stolz auf ihren berühm-

ten Sohn, sendete ihn als Deputirten in die Cortes. Er schloß sich in den Kammern den Progressisten an. Aber der Stern Esparteros begann mehr und mehr zu sinken und der Soldat-Deputirte schickte sich an, der aufgehenden Sonne der Moderados eine artige Verbeugung zu machen. Er hatte in Catalonien auf Rechnung des Herzogs von Vittoria Revolution gemacht; als sich aber das Wetter änderte, hing er sogleich einen anderen Mantel um und machte Contrerevolution. Ob er sich für oder gegen Espartero schlug, war ihm gleich, sich überhaupt schlagen, kriegen, das war ihm Alles. Seinem Genie, seinem Drange nach Lorbeeren Geltung zu verschaffen, das war es, wonach er strebte.

Diese rasche Bewegung trug ihm die Generalswürde ein. Sogleich eilte er an der Spitze seiner zerlumpten Catalonier nach Madrid, um seine Verdienste nicht erkalten zu lassen und von sich fortwährend sprechen zu machen. Eine zweite Campagne gegen die Progressisten, die er an der Spitze eines catalonischen Freiheitscorps unternahm, brachte dem General den Marschallsrang, den Titel eines Grafen von Reus und eine Menge von Großkreuzen.

Prim glaubte sich von den Moderados nicht hinreichend belohnt. Er hatte gesiegt, für sie gesiegt und war von ihnen ebenso rasch fallen gelassen als aufgenommen worden. Er hielt sich für compromittirt und geopfert. Wenn man in Spanien ehrgeizig und unzufrieden ist, gelangt man bald von der Aufregung zur Verschwörung. Prim wurde festgenommen aus Anlaß eines Complotts, das den Zweck hatte, den Marschall Narvaez zu stürzen, ja zu tödten. Die Verleumdung bezeichnete den Grafen von Reus als einverstanden mit dem Mordprojecte. Prim rechtfertigte sich zwar vor den Gerichten seines Landes von der Anschuldigung, auf Mord hingearbeitet zu haben, aber verschworen hatte er sich wirklich gegen die Regierung und er wurde zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt.

Narvaez, der mit Noth der Mörderhand entgangen war, zeigte sich bei dieser einen Gelegenheit großherzig, wenn es nicht Berechnung war, was ihn leitete. Die Mutter Prims hatte sich Narvaez zu Füßen geworfen und diesem zugerufen: „Geben Sie mir meinen Sohn wieder!" Narvaez rettete Prim; er legte zu seinen Gunsten Zeugniß ab. Dieses Benehmen gewann Prim. Er schrieb an seinen Gegner, der sein Retter geworden, einen „schönen" Brief, in welchem er sich ihm für die Gegenwart und Zukunft zu Diensten stellte.

Narvaez nahm ihn einige Jahre später beim Wort, indem er ihn zum Generalcapitain von Puerto-Rico ernannte. Dieser Posten ist einer derjenigen, die ihren Besitzer reich machen. Hat er Prim reich gemacht? Man zweifelt daran; aber ein ebenso guter General als schlechter Administrator, führte Prim ebenso schlecht die Geschäfte des Staates als seine eigenen. Narvaez schloß die Augen zu dieser schlechten Wirthschaft.

Prim, von den Moderados begnadigt und mit Gnaden überschüttet, schien nun dieser Partei für immer anzugehören. Aber sein Trieb zu handeln, von sich reden zu machen, war stärker als seine Dankbarkeit und Festigkeit, er hielt es nicht einmal auf seinem goldenen Posten aus. Nach der Revolution von 1854 wurde er zum Deputirten ernannt und machte nun auffallende Schritte, um sich den Progressisten zu nähern, welche sich um den alten Herzog von Vittoria geschaart hatten. Aber diese Bemühungen wurden kalt aufgenommen, und rasch sprang Prim zurück. Espartero wurde in jenem Momente stark von O'Donnell gedrückt. Espartero dachte nur an seinen Rückzug; O'Donnell bemühte sich emporzukommen. Graf von Reus trat an die Seite des Siegers O'Donnell.

O'Donnell war dankbar und verstand es, Prim zu belohnen. Dieser wurde zum General-Lieutenant, Marquis von Castillejos, zum Granden von Spanien und zuletzt zum Chef der mexicanischen Expedition ernannt. Den Grand von Spanien hatte der General im Kriege mit Marocco verdient; alle Welt in Spanien erkannte dies an; überdies sagte man, der General, der sich mit einem Schritte über Espartero und die Progressisten, seine früheren Freunde, hinwegzusetzen verstand, führe mit Recht den Titel eines der Großen von Spanien.

Man hat Prim nachgesagt, er habe, als er nach Mexico zog, dort, wenn nicht ein Königreich, so doch mindestens eine Dictatur zu finden geglaubt. Man hat hinzugefügt, daß der ehrgeizige Marquis de Castillejos vor seiner Abreise nach Frankreich gegangen sei, eine Reise, deren eigentlicher Grund verborgen geblieben sei, die jedoch den Zweck gehabt haben soll, den Kaiser von Frankreich für Prims eigene Pläne zu gewinnen. Der Plan Prims zerschlug sich; sein ungemessener Ehrgeiz aber blieb. An der Spitze der spanischen Armee, die er befehligte, spielte Prim in Mexico die Rolle eines Eroberers und Begründers des neuen Kaiserreiches.

Als er aus Mexico nach Europa zurückkehrte, wurde er in Spanien am Hofe trotz der Schwierigkeiten, welche er seiner Regierung bereitet, glänzend empfangen. Prim gab diese glänzende Stellung jedoch auf und nahm Theil an einer Verschwörung, die von Haus aus wenig Erfolg versprach. So gelangte er in das Exil. Prim, der nun wieder in Spanien eine so große Rolle spielt und sie wohl noch fortspielen wird, ist das verzogene Kind aller Parteien.

Zur deutschen Nordpolexpedition.

Die „Germania" (oder „Grönland") ist von ihrer Nordpolfahrt zurück bereits in die Weser eingelaufen. Den Heimkehrenden wurde in Bremerhaven ein festlicher Empfang bereitet. Ihr Ziel hat die diesmalige Expedition nicht erreicht. Der ungünstigste Eisstand verhinderte sie, an den Nordpol zu gelangen. Ist die „Germania" aber auch nicht so weit nach Norden gekommen wie der Engländer Parry 1827, die Mannschaft hat sich so tüchtig und leistungsfähig bewiesen, daß die Engländer selbst zugestehen, die deutsche Expedition, welche heuer schon die schwedische überholt hat, werde im nächsten Jahre an's Ziel gelangen. Doch dürfte ein neuer Versuch nicht mehr mit einem Segelschiff angestellt werden müssen, sondern mit einem Dampfer, zu dessen Beschaffung und Ausrüstung es allerdings der Mitwirkung des Norddeutschen Bundes oder einer großen Nationalsammlung bedürfen wird. Es liegen Berichte über das Schicksal der Expedition vor, welche die Zeit vom 20. Juni bis 19. Juli umfassen, und kurze Mittheilungen bis zum 26. August. Am 19. Juli war die „Germania" bis zu 80 Gr. 30' nördl. Breite und 5 Gr. 34' östl. Länge von Greenwich gekommen. Aber das Eis lag so dicht und weit vor der Küste, daß Capitain Koldewey das nördliche Spitzbergen nicht erreichen konnte. So schreibt der Capitain vom 22. Juni: Um 4 Uhr Morgens war das Eis so lose, daß ich den Versuch machen konnte hindurch zu dringen. Die Schollen lagen zwar noch ziemlich dicht zusammen und es stand etwas Dünung von der See herein, doch waren verschiedene kleine Wasserbehälter im Eise und ich hatte nicht über eine Seemeile durch das Eis; auch verließ ich mich auf die Stärke des Schiffes und die Kraft der Mannschaft. Nach 8stündiger schwerer Arbeit gelang es uns endlich, das offene Wasser zu erreichen, was allerdings nicht ohne einige harte Stöße abging. Das Schiff hatte im Ganzen im Eise nicht sehr viel gelitten, obgleich mehrere Eisenplatten losgegangen und der untere Theil des Stevens etwas zersplittert war. Wir befanden uns jetzt im offenen Meere in 73 Gr. 35 Fuß n. Br., 16 Gr. 9 Fuß w. L. Aus der Lage ersehen Sie, wie westlich das Eis stand, und ich bin überzeugt, daß von dort bis zur Küste Alles eine feste Eismasse war. Der Eisblink, den wir während unserer Besetzung mehreremale sehr deutlich sahen, ließ auch nicht den geringsten Wasserstreifen im Westen erkennen. Wir arbeiteten jetzt nordwärts am Eise entlang, hatten wie gewöhnlich viel vom Nebel zu leiden und meistens östlichen Wind. Am 25. Juni Morgens in 74 Gr. 12' n. Br., 14 Gr. 0' w. L., sprachen wir das Schiff „Alexander" von Dundee. Der Capitain, ein sehr gebildeter Mann, zweifelte sehr an unserem Durchkommen in diesem Jahre, es möchten denn anhaltend westliche Winde kommen; er klagte

darüber, daß in diesem Jahre gar keine Buchten und Straßen im Eise wären, wo sie hineingehen und fischen könnten, sie müßten sich meistens auf offener See halten und fingen deshalb nichts. Mehrmals mußte das Schiff schwere Oststürme bestehen, welche dasselbe in dem Treibeis derart herumwarfen, daß die Ausdauer und der Muth der Mannschaft und die Festigkeit des Schiffes selbst auf eine harte Probe gestellt wurden. Durch Verbrauch von Steinkohlen hatte das Schiff an Ballast verloren und sein Wasser war schlecht geworden, so daß es am 9. Juli südlich steuern und in einem der Spitzbergener Häfen Wasser und Steine als Ballast einnehmen mußte. Der erneuerte Versuch nach Nordosten vorzudringen, scheiterte wieder an den massigen Eislagern, welche weit die Küste gegen das offene Meer und das weitere Vordringen sperrten. Der erste Offizier der „Germania", Hildebrandt, schließt einen Brief vom 26. August, welcher die erneuerten gefährlichen Versuche, gegen die Elemente anzukämpfen, schildert, mit den Worten: „Wir sind auf dieser Reise an Erfahrungen reich geworden, und wie sehr Koldewey, Sengstake und ich uns auch danach sehnen, an einer neuen Expedition Theil zu nehmen, mit einem Segelschiffe werden wir uns alle drei wohl bedanken. — Für's Museum haben wir auch schon viel geschossen, unter anderem ein wunderschönes Walroß, welches Sengstake und ich im Wasser erlegten, ein gefährlich Ding für den, der es nicht versteht. Der Kerl mußte erst 6 Kugeln in den Leib haben, ehe wir ihm eins mit der Lanze anwischen konnten. Die Bärenfälle schickt Ihnen Capitain Koldewey mit einem englischen Schiffe" u. s. w.

Mannichfaltiges.

— Der merkwürdigste Scheidungsproceß, den es je gegeben, bei welchem aber nicht der Spruch des Gesetzes, sondern das Messer scheiden soll, dürfte bevorstehen. Die siamesischen Zwillinge, dieses einzige und unvergeßliche Naturspiel, sind wieder nach Europa gekommen, nicht um sich aufs Neue für Geld bewundern, sondern um sich trennen zu lassen und gewöhnliche Menschen zu werden, unbekümmert darum, daß es dann mit ihrer ganzen Berühmtheit auf einmal vorbei ist. Sie suchen jetzt unter den Pariser Aerzten den Mann, der sich mit ihnen dem Wagstück der Operation unterziehen will. Seit dem ersten Auftreten des merkwürdigen Paares sind schon ziemlich 40 Jahre verflossen. Sie wurden durch ihre Schaustellung in der alten und neuen Welt bald reich, kauften sich in Nordcarolina mit bedeutenden Ländereien an, und zwei Schwestern fanden sich bereit, ihre Lebensgefährtinnen zu werden. Achtzehn Kinder, zu 9 und 9 brüderlich getheilt, entsprangen dieser einzig dastehenden Doppelehe. Die Brüder sind nunmehr 59 Jahre alt und in dieser langen Zeit im eigentlichsten Wortsinne Arm in Arm durchs Leben gegangen; wer wollte es ihnen verübeln, wenn endlich auch Jeder gern seinen eigenen Weg gehen möchte. Ueber die Möglichkeit einer gefahrlosen Trennung sind die Aerzte immer getheilter Meinung gewesen; die meisten erklärten wohl das Unternehmen für unbedingt lebensgefährlich. Gegenwärtig scheinen sich die Ansichten von der Sache gemildert zu haben; seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß der Eine krank und wieder gesund werden kann ohne Mitleidenheit des Anderen, vermuthet man eine so gar enge Verflechtung der Lebensorgane nicht mehr. Thatsache ist, daß beide jetzt die Trennung wollen, die sie früher wohl gar nicht so ernstlich wünschten. Die alte rührende Brüderlichkeit besteht zwischen ihnen nicht mehr; sie sollen seit fünf Jahren aufgehört haben mit einander zu sprechen, und in diesem Falle wäre ihre Situation allerdings fürchterlich. Wenn es nicht ein bloser ausgesprengter Scherz ist, so wäre ihr Zwist ein politischer und Eng ein eingefleischter Unionsmann, Kang ein heftiger Separatist geworden. Somit wären sie also nur in dem Punkte noch einig, wo sie alle beide Separatisten sind.

— Das Studium der kleinsten Pilzgewächse und anderer mikroskopischer Wesen, ihre Verbreitung durch Keime, mit denen sie die Luft erfüllen, die merkwürdig verschiedenen Formen, zu welchen diese Keime sich entwickeln können, je nachdem sie sich auf die eine oder eine anders geartete nährende Substanz niederschlagen, und besonders die Frage, ob und in wie weit in solchen geheimen Verbreitern organischen Lebens die Ursache epidemischer Krankheiten bei Menschen, Vieh und Pflanzen zu finden sein möchte — dieses wichtige Thema steht bekanntlich auf der gegenwärtigen Tagesordnung der Naturforscher mit obenan und wird bei seiner großen Schwierigkeit voraussichtlich noch lange da bleiben. Inzwischen haben sich zwei gelehrte Engländer bemüht, einige statistische Beiträge zur Sache zu liefern. Sie haben die Luft von Manchester auf ihren Gehalt an organischen Keimsporen untersucht in der Weise, daß man ein gewisses Quantum Luft mit destillirtem Wasser schüttelte, in welchem somit die sämmtlichen Luftobjecte eingefangen wurden. Die mikroskopische Prüfung des Wassers und die darauf gegründete Berechnung ergab dann in einem einzigen Tropfen Wasser einen Gehalt von nicht weniger als 250,000 Keimkörperchen. Da möchte man sich fast wundern, daß man die Luft immer noch athmen kann und nicht gar essen muß. Aber das Athmen erscheint nach den von jenen Herren gegebenen Aufklärungen auch nicht unbedenklich, denn sie haben berechnet, wie viel Luft ein Mensch in 10 Lebensstunden einathmet und wie viele jener fremden Körperchen er dabei mit einzieht — es sind ihrer 37½ Millionen.

Ein anderer englischer Doctor hat sich aus demselben Fache eine Specialität gewählt und glaubt nicht nur die Ursache des Wechselfiebers entdeckt, sondern auch gefunden zu haben, daß sich diese Krankheit in Kästen versenden läßt. Von der Voraussetzung ausgehend, daß das Fieber verursacht werde von den Keimkörpern auf Sumpfboden wachsender Kryptogamen, welche in die Luft übergehen, wenn der betreffende Boden abtrocknet, ließ er auf einer nassen Wiese, einem anerkannten Fieberboden, Rasenstücke sorglich ausschneiden und in zinnerne Kästen einsetzen. Diese wurden nach einer anderen, hoch und frei gelegenen Gegend gebracht, wo sich niemals Fieberfälle gezeigt hatten. Man stellte sie auf die äußere Brüstung eines Schlafkammerfensters in zweiter Etage und ließ zwei junge Leute bei offenen Fenstern hier schlafen. Das Pflänzchen, welches den Sumpfboden völlig überwuchert hatte, war eine Palmella, eine punktförmige, aus einer einzigen Zelle bestehende Alge. Nach wenigen Tagen schon fand man die über den Kästen und im Zimmer aufgehangenen mit Chlorcalcium gefeuchteten Glasstreifen mit Palmellasporen überdeckt; am 12. Tage erkrankte der Eine, am 14. der Andere der beiden Leute, beide am unverkennbaren dreitägigen Fieber, das übrigens durch die gewöhnlichen Mittel rasch beseitigt wurde. Vier andere Hausgenossen, die im Erdgeschoß schliefen, blieben durchaus gesund. Eine Wiederholung des Experiments in einem anderen Hause und mit drei anderen Personen gelang in so weit, daß zwei davon am 10. und 13. Tage ergriffen wurden, während der Dritte frei ausging.

— Capitain Semmes, dessen man sich aus der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges als des verwegensten Feindes der amerikanischen Kaufmannsmarine erinnern wird, veröffentlicht demnächst eine Erzählung seiner Fahrten auf der „Alabama" und dem „Sumter". Es wird ein starker Band von ungefähr 750 Seiten, sammt Illustrationen der von ihm zerstörten amerikanischen Schiffe.

— Die sogenannte Wasserpestpflanze, wegen ihrer überaus schnellen Wucherung der Schifffahrt und Fischerei besonders gefährlich, erweist sich nach ihrem Ausreißen als gutes Düngungsmittel in sandigen Gegenden und auch vortheilhaft zu raschem Austrocknen von Wasserflächen. Es werden jetzt Versuche gemacht, dieses Unkraut auch zur Papierfabrikation zu benutzen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 126.

*† Die Simsonsbrüder.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Theobald saß bis über beide Ohren in der Tinte, der arme Pechvogel! Wie sich da herausreißen —?!

„Es ist empörend!" begann er pathetisch zu seiner Frau. „Eine solche Zudringlichkeit —!"

„Nicht wahr? — O, wie freut es mich, bei Dir so solide Grundsätze zu entdecken! — Sicherlich war es die Absicht des schnöden Buben, da er sich das hübsche junge Mädchen verpflichtet glaubte, ihre Dankesbezeugungen persönlich entgegen zu nehmen . . . ."

„Nein, erlaube!" fiel Theobald lebhaft ein. „Du gehst zu weit! Das heißt: verstehe mich recht — ich meine, der Mann kann ebensowohl aus — hm — aus reinem Menschlichkeitsgefühl so gegen die junge Dame gehandelt haben . . ."

„Das kann ich mir denken!" lachte Caroline höhnisch.

„Aber versetze Dich nur einmal in die Situation, mein liebes Kind! Ein zartes junges Mädchen wandelt im fürchterlichsten Platzregen einsam die Straße entlang; weit und breit ist keine Droschke zu sehen. Da naht des Freundes zärtliche Gestalt . . ."

„Schon gut; aber ihr unter dem gemeinschaftlichen Regenschirm gleich feurig die Hand zu drücken, sie „Engel" und „mein Schätzchen" zu nennen . . . ."

„Pfui!" fiel hier Theobald mit allem Aufwand moralischer Entrüstung ein, der ihm zu Gebote stand. „Höchst unpassend, in der That!"

„Dies sagte ihr Vormund, unser Nachbar Schlummerkopf, auch."

Theobald war froh, eine Gelegenheit zu haben, das Gespräch, welches ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieb, hier abbrechen zu können; schnell zog er den ihm vorhin von Louise eingehändigten Brief hervor und sagte: „Apropos Schlummerkopf; hier ist von unserem werthen Nachbar ein Brief an Dich abgegeben."

Caroline erbrach und las ihn, während ihr Gatte die eingetretene Pause benutzte, tief Athem zu schöpfen. Plötzlich glitt ein Freudenruf über die Lippen der jungen Frau. „Theobald!" jubelte sie im höchsten Glück, „denke nur, diese Zeilen sind von der Freundin, von welcher wir soeben sprachen! Sie benachrichtigt mich in diesem Billet, daß sie, sobald sie nebenan bei Schlummerkopfs ihre Geschäfte beendet hat, endlich meiner Einladung folgen und mir ihren Besuch schenken wird! Nein, wie mich das erfreut! — Du freust Dich doch auch?"

„Außerordentlich!" stöhnte Theobald mit Mühe.

„Nur Deinen Freund, den Sonnenbruder, oder Simsonsbruder, müssen wir vorher entfernen! Er würde uns, mit seinem neugierig-geschwätzigen Wesen, den ganzen Abend verderben. Ich gehe jede Wette ein, daß mein Verdacht zutrifft, und er der Unverschämte war, der Helene belästigt hat. Was ist Deine Ansicht?"

„Ganz die Deine — ganz die Deine!" murmelte der gehorsame Ehemann, während ihm zu Muthe war wie einem bei gelindem Feuer Gebratenen.

„Ich bin ganz glücklich, das liebe Mädchen bei uns zu sehen!" fuhr Caroline fort. „Sie ist sehr gespannt, Dich kennen zu lernen!" (Der Gebratene verbeugte sich.) „Auch auf unsere Einrichtung ist sie sehr neugierig; besonders interessirt sie sich für mein Melonenbeet. Um sieben Uhr dürfen wir sie erwarten — sie kann jeden Augenblick eintreffen . . . ach, mein Gott! Und da fällt mir ein, daß ich noch gar nicht an das Abendbrod gedacht habe! Nein, wie vergeßlich ich bin! Ich muß das Versäumte nachholen: das geht Allem vor! — Louise! Louise!"

Unter lautem Rufe nach der getreuen Zofe stürmte Caroline, ganz Hausfrau, von dannen, über der wichtigen culinarischen Frage — der wichtigsten für jede Vorsteherin eines Haushalts, ausgenommen sie sei Mutter — alles Andere total vergessend.

Theobald war allein. Vernichtet sank er auf die nächste Gartenbank, wo er einige Secunden lang in tragischer Verzweiflung dumpf brütend vor sich hinstarrte. Er achtete es nicht, daß sein Freund und ehemaliger Bruder im Zeichen des Simson leise hinter ihm erschien, bis dieser begann: „Ich habe einen Theil Euerer Unterredung in Deinem Zimmer vernommen. Wenn mir recht ist, so wird Deine Schöne kommen, Dich zu besuchen? Hahaha! Die Sache ist lustig! Nun, ich will nicht stören."

Er machte Miene, sich zu entfernen. Doch Theobald sprang auf und hielt ihn am Rock: „Du willst mich verlassen — jetzt — in dieser schrecklichen Lage — einen ehemaligen Simsonsbruder?"

„Du bist unter die Philister gegangen, ich kann Dir nicht helfen!"

„Gustav — ich beschwöre Dich — räche Dich edel . . ."

„Nein, ich muß fort. Meine Toilette ist jetzt wieder in Ordnung; ich habe noch ein wichtiges Geschäft mit einer Dame abzuwickeln . . ."

„Laß mich an Deiner Stelle wickeln . . . laß uns die Rollen tauschen! Da kann ich mich mit guter Manier entfernen; willst Du?"

„Das geht nicht an; ich muß Fräulein Mühlmann selbst sprechen, und . . ."

Er vollendete nicht. „Mühlmann, sagst Du?" fiel ihm Theobald mit unterdrücktem Freudenrufe ins Wort. „Aber das ist ja die nämliche junge Dame, welche meine Frau erwartet! Vortrefflich! So kannst Du hierbleiben um Dein Geschäft mit ihr hier zu arrangiren, indeß ich mich aus dem Staube mache. Leb' wohl, mein Junge; auf Wiedersehen in einer besseren Welt; kurz sei der Abschied . . ."

Heftiges Klingeln an der Gartenthür machte ihm das Citat im Munde erstarren. Er stierte seinen Freund an. „Allmächtiger Gott — sie ist es! Ich bin verloren!"

Gustav schritt ein wenig vor, zu einer Stelle, wo er den Eingang des Gartens wahrnehmen konnte. „Eine Dame steht

allerdings hinter dem Gitter" sagte er dann, zu Theobald zurückkehrend.

„Was thun? Was thun?" jammerte der Angstbedrängte, und schaute vergebens nach einem Schlupfwinkel umher.

„Verstecke Dich! Schnell!" drängte Gustav.

„Aber wo? Ich kann nicht in die Baumwipfel klettern. Wenn ich herabfiele und mir das Genick bräche . . ."

„Hier!" rief jetzt plötzlich der praktische Gustav. Er hatte das Melonenbeet entdeckt; geräumig und tief wie es war, konnte sich ein Mensch zur Noth darin verbergen. Wenn man das Fenster schloß, so war so leicht keine Spur von ihm zu entdecken.

Trotzdem der Moment zur höchsten Eile mahnte, schlich Theobald doch zaghaft und langsam näher. „Dahinein sollte ich — ach! Die Melonen sind meiner Frau höchstes Glück!" wimmerte er. Er war selbst jetzt noch der zahme, gut geschulte Mustergatte!

„Thorheit!" entgegnete Gustav barsch. „Ein viel größeres Glück steht auf dem Spiele. Allons! Allons!"

Aechzend stieg Theobald in den Kasten; und kaum hatte sich das Fenster über ihm geschlossen, ihn in dem offenen Grabe bergend, so erschien Caroline in der Hausthür. Mit einer raschen Bewegung warf sie die Küchenschürze von sich, welche sie in der Hast noch nicht losgebunden hatte, und eilte durch den Garten zum Pförtchen, um zu öffnen. Die Erwartete trat ein; mit herzlichem Kuß umarmten sich die beiden Freundinnen.

Nachdem die ersten Begrüßungen in der herkömmlichen Weise, jede die Andere „preisend mit viel schönen Reden", abgewickelt waren, sah sich Helene flüchtig in dem wirklich schönen Garten um. Noch war dieser nicht zur Genüge bewundert, als sie schon nach „Herrn Holzberg" fragte, voll Neugierde, den Mann der Wahl ihrer Freundin kennen zu lernen.

Caroline durchstreifte rasch einige Gänge des Parkes, ihn zu finden; allein vergeblich. Statt dessen traf sie auf den von ihr längst nicht mehr erwarteten Gustav, der sich ganz gemüthlich, mit untergeschlagenen Beinen, auf den Holzrand des Melonenkastens gesetzt hatte.

„Wie, mein Herr!" rief sie unwillkürlich im ersten Schrecken. „Sie noch hier?"

Gustav war aufgesprungen und hatte sich aufs verbindlichste gegen die Damen verneigt. Geschickt manövrirte er sie dann ein wenig zur Seite, auf die im Mittelpunkt des Gartens stehende dicke Eiche zu, welche unter ihrem dichten Blätterdache den Gartentisch und die Gartenbank, den gewöhnlichen abendlichen Aufenthaltsort der beiden Gatten, barg. Hier setzte er, unter lebhaften Gesticulationen, den Damen auseinander, wie er sich des Vergnügens nicht habe berauben wollen, Fräulein Mühlmann kennen zu lernen; er habe nämlich noch einen wichtigen Brief persönlich an sie abzugeben, und zwar von seinem Chef, dem Banquier Feibeles.

Fräulein Mühlmann äußerte in der graziösesten Weise ihre Dankesbezeugungen für diesen, von ihr schon mit Sehnsucht erwarteten Brief. Die Sonne der Freude über die frohe Botschaft verfehlte nicht, einen Abglanz ihrer Strahlen auch auf den Ueberbringer der letzteren zu werfen; eine im Leben vorkommende Thatsache.

Helene entschuldigte sich einstweilen, um abzulegen und im Zimmer der Freundin das Schreiben mit Muße zu lesen. „Im Namen meiner lieben Caroline," so schloß sie mit einem bittenden Blick auf diese, „darf ich Sie wohl ersuchen, zu bleiben, bis ich den Inhalt des Briefes kenne. Vielleicht dürften Sie mir noch diese oder jene Auskunft gewähren können!"

Sie verbeugte sich und eilte mit leichten Schritten voran, indeß Caroline hastig fragte, ob ihr Mann vielleicht abgerufen oder wo er sonst sei?

„Der Lord läßt sich entschuldigen; er ist zu Schiff nach Frankreich!" citirte der joviale Gustav in Ermangelung einer passenden Antwort.

Es bedurfte des ganzen Aufwandes innerer Stärke, die Caroline besaß, um die Höflichkeit zu wahren, und stumm, nur mit einem Zornesblitze der schönen Augen, der Freundin in das Haus nachzueilen.

Vor allen Dingen suchte sie bei Helenen die Gewißheit darüber zu erlangen, ob jener Unverschämte, der, wie ihr das junge Mädchen berichtet, neulich so dreist auf sie eingedrungen, und Gustav Schlehmüller, ein und der Nämliche sei, was sich Frau Holzberg — sie hatte so ihre Grillen! — nun einmal fest in den Kopf gesetzt. Allein Helene versicherte sie hoch und theuer, dies sei nur eine leere Einbildung von ihr, worein sich denn die junge Gattin, wenngleich achselzuckend, finden mußte.

Der Gegenstand dieses Gespräches, Gustav Schlehmüller selbst, war indessen auf der Gartenbank in ein tiefes Sinnen versunken. Die reizende Erscheinung der holden Helene hatte seinen ganzen Sinn derart umfangen, daß er des wiederholten Rufes des geängstigten Theobald, ihn, da die Luft jetzt rein sei, aus seinem Gefängnisse zu befreien und schnell entschlüpfen zu lassen, nicht achtete. Lauter und lauter rief der Eingesperrte, der, weil er der Erstickung nahe war, einen breiten Backstein zwischen das Fenster geklemmt hatte, aber nicht die Macht besaß, sich gänzlich zu befreien, da er befürchten mußte, die Scheiben des schweren und großen Fensters zu zerbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaal.

K. Am 9. October abhin fand vor dem Kriegsgerichte in Zweibrücken die Verhandlung gegen den beurlaubten Soldaten Christian Walter, Glaser von Pirmasens, statt. Die Anklage lautet auf Mord und wird vertreten von dem k. Bataillonsauditor Hrn. Fenk aus Würzburg. Vertheidiger: Herr Rechtscandidat Lang. — Der Angeklagte, welchem der beste Ruf zur Seite steht, knüpfte vor zwei Jahren mit Friederike Gundelwein von Pirmasens ein Verhältniß an, welches für beide Theile ein verhängnißvolles Ende nehmen sollte. Die Geliebte des W. hatte nämlich früher mit einem gewissen Jahler Bekanntschaft gehabt, welche bei dessen Abreise nach Amerika wieder aufgelöst worden war. Jahler kehrte im Mai l. Js. aus Amerika zurück und kam am 13. Mai nach Pirmasens; an demselben Tage noch fand er Gelegenheit, mit seiner früheren Geliebten zusammenzukommen und überredete sie, mit ihm nach Amerika auszuwandern. Der Angeklagte, welcher von dem Vorhaben seiner Geliebten Kenntniß erlangte, stellte sie zur Rede und suchte ihr den gefaßten Plan auszureden, was ihm anscheinend auch gelang, denn dieselbe versicherte ihm am Abend des 13. Mai, daß sie ihn nicht verlassen werde; sie blieb bis tief in die Nacht hinein bei dem Angeklagten und besuchte ihn am 14. Mai Morgens schon um 6 Uhr wieder in seiner Wohnung. Der Angeklagte versichert, in jener Nacht hätten sie sich entschlossen mit einander zu sterben, ein Entschluß, der durch die Weigerung der Eltern seiner Geliebten, in ihre Verbindung zu willigen, hervorgerufen worden sei; ihr Plan sei gewesen, daß er zuerst seine Geliebte und dann sich selbst erschießen solle. Die Versicherung des Ange-

klagten scheint dadurch bestätigt zu sein, daß man in seiner Werkstätte ein Zettelchen mit den Worten: „Dies geschah aus Liebe“ fand, welches so gestellt war, daß man es von der Straße aus lesen konnte. Friederike G. änderte im Laufe des 14. Mai den in der Nacht vom 13. auf den 14. kundgegebenen Willen und entschloß sich, am nächsten Tage mit ihrem früheren Geliebten Jahler nach Amerika zu gehen; sie suchte diesen Entschluß dem Angeklagten zu verbergen und vermied es, an dem genannten Tage mit ihm zusammenzukommen. Der Angeklagte, welchem eine Freundin der Friederike Gundelwein den Plan derselben hinterbrachte, kam über die Treulosigkeit seiner Geliebten, die ihm noch kurz vorher hoch und theuer versprochen hatte, ihn nicht zu verlassen, außer sich; er ging in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai nach Zweibrücken, sah im Bahnhof die Fr. G. mit Jahler einsteigen und fuhr nun, um wie er angiebt, Abschied von seiner Geliebten zu nehmen, mit demselben Zuge nach Homburg; im Wartsaale III. Classe ging er auf dieselbe zu, reichte ihr die Hand, die von ihr nur mit Widerstreben angenommen wurde. Unmittelbar darauf fiel ein Schuß, welchen der Angeklagte in nächster Nähe auf Friederike Gundelwein abgefeuert hatte; diese brach sofort zusammen und starb noch am nämlichen Tage in Folge der erhaltenen Verletzung. Der Angeklagte feuerte den anderen Lauf der Pistole auf sich selbst ab; die Kugel prallte jedoch ab, ohne die geringste Verletzung zu bewirken. Der k. Bataillonsauditor Zenk hielt die Anklage auf Mord in allen ihren Theilen aufrecht, während die Vertheidigung in erster Linie den überlegten Entschluß bestritt, da W. erst im letzten Momente, durch das Benehmen der Friederike G. im Wartsaale zu Homburg veranlaßt worden sei, die Pistole auf dieselbe abzufeuern, die er nur mitgenommen habe, um sich selbst ums Leben zu bringen; weiter machte die Vertheidigung geltend, der Angeklagte habe in Folge der Treulosigkeit seiner Geliebten, die um so unverantwortlicher gewesen sei, als dieselbe von ihm geschwängert gewesen, in einem solchen Zustande sich befunden, daß er unmöglich in der Lage gewesen sei, ruhig und klar zu überlegen; sein Zustand habe, wenn nicht die Zurechnung ganz ausgeschlossen, doch jedenfalls dieselbe erheblich gemindert. In diesem Sinne erkannte auch der Gerichtshof und wurde Walter, wie bereits gemeldet, zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

„Die Jahreszeiten“ von K. J. Schuler. Verbesserte Gesammtausgabe. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung.

†* Die jüngste Vergangenheit hat uns mit so vielen Erzeugnissen geistiger Thätigkeit aus der engeren Heimath beschenkt, daß wir Pfälzer, was die Anzahl der kürzlich erschienenen Schriften anbelangt, kühn den Vergleich mit jeder anderen gleichgroßen Provinz des deutschen Vaterlandes antreten dürfen. Ob dies auch in Hinsicht des inneren Gehaltes behauptet werden könne, ist freilich eine andere Frage, die nicht so unbedingt mit Ja beantwortet werden kann. Desto freudiger müssen wir daher eine Erscheinung begrüßen, die vollkommen geeignet ist, uns mit gerechtem Stolze zu erfüllen, indem sie einen der Unseren in die erste Reihe derer stellt, die da geistig an dem Aufbau und der Erhebung des Vaterlandes, ja der Menschheit arbeiten. Es ist das vor uns liegende Werk unseres allzu bescheidenen und deshalb unter uns noch nicht nach Verdienst gekannten und gewürdigten Dichters K. J. Schuler. In diesem Werke tritt uns eine so großartige Schöpfung entgegen, daß wir nicht zu viel zu sagen glauben, wenn wir solche dem Besten an die Seite stellen, was auf dem Gebiete der Idylle unsere Literatur hervorgebracht hat. Da wir es als eine Pflicht erkennen, hervorragende Leistungen in das rechte Licht zu stellen und zur gebührenden Anerkennung zu bringen, vorab dann, wenn es uns Nahestehende betrifft, so waren wir bestrebt, die über Schulers „Jahreszeiten“ bis jetzt kund gewordenen Urtheile competenter Richter kennen zu lernen, und geben daraufhin Auszüge aus denselben, überzeugt, daß wir uns den Dank des Publicums erwerben, das nicht immer in der Lage ist, die nicht pfälzischen Beurtheilungen zu erfahren. Schuler, dessen Seelenverwandtschaft mit Kleist und dessen gleiche Begabung für malende und beschreibende Poesie von den ersten Kritikern rühmend anerkannt ist, wählte zur Bearbeitung seines Stoffes größtentheils die Jahreszeit selbst, die er schildern wollte, malte einzelne Gruppen nach der Natur aus und goß sie dann in ein Ganzes zusammen, nicht ohne die Regeln der Proportion und ästhetischen Verwandtschaft streng zu beobachten. Trotz einer Menge anziehender Bilder und Schilderungen, sowohl der Größe der Natur als ihrer schmelzenden Schönheit, des Donnersturms wie des Lenzwehens, des eichenwälzenden Kataraktes wie des Veilchenbachs, trotz des oft feinsten Details in Darstellung der verlorensten Abstufungen in den Erscheinungen der Natur, für deren Kleinleben besonders ihm ein inniges und unmittelbares Verständniß eignet, verliert dennoch der Leser die Einheit des Ganzen nicht aus dem Auge. Ueberdies weiß der Dichter seine Gemälde durch gefühlvolle Reflexionen nicht nur, sondern auch durch große Ideen über Gott, die Natur, den Werth und die Bestimmung des Menschen, über Welt- und Menschengeschichte etc. fester an unser Herz zu knüpfen. Seine Ideen sind Resultate eines tiefen Studiums und verlieren das Gepräge philosophischer Wahrheit auch da nicht, wo er sie mit den Blumen der Dichtkunst schmückt. Nachdem der Verfasser früher, in den dreißiger Jahren schon, „den Sommer, Herbst und Winter“ gedichtet, reihte sich diesen zuletzt — auf Justinus Kerners Veranlassung — auch noch „der Frühling“ an.

„Schuler ist einer unserer besten Landschaftsmaler — schreibt das „Literaturblatt“ zum Stuttgarter „Morgenblatt“ —, deren wir ohnehin verhältnißmäßig so wenige haben. Man muß über die Seelenverwandtschaft der beiden so zartfühlenden Dichter, Schuler's und Kleist's, erstaunen. Die beschreibende Poesie, zumal wenn sie nur Natur- und Genrebilder malt, steht heutzutage bescheiden zurück hinter der großen Historienmalerei und hinter den Callots und Höllenbreugheln der Romantik, die auf die stumpfen Augennerven des Publicums mit grellen Blutfarben wirken. Allein wir zweifeln nicht, daß Schuler einen unvergänglichen Namen unter den lyrischen Dichtern behalten wird, während gar manche Modeerscheinung, die mehr Aufsehen erregt als seine sanften Gesänge, vergessen sein wird. Er verschmilzt auf eine ganz eigene kunstreiche und doch natürliche Weise den Ausdruck der Empfindung mit der Beschreibung, ohne daß sein Gedicht je in das Extrem der Tiedge-Matthisson'schen Weinerlichkeit, noch in das andere der Brockes'schen trockenen Miniaturmalerei fällt. Eine der lieblichsten Schilderungen ist der Kirchgang im „Winter“:

„Tempel der Städter sind leer; nur wenig getreuliche Seelen
Senken sich noch in der Andacht Tief', in des Sohnes Geheimniß,
Folgen der treibenden Jagd nicht auf Wild und spotten nicht kläglich.
Freudig, o Dörferin, folg' ich Dir; festlich wallt Dir vom Scheitel
Nachtschwarz Band an den Zöpfen und flattert ums helleste Antlitz,
Welches die Kälte gebleicht und mit röthlichem Näschen verschönet,
Gleich als fühlte der grausame Frost die Schöne der Unschuld.
Braun auf der Haube, der schwarzen, gemalt ist ein Körbchen mit Rosen
Und mit Vergißmeinnicht; unter dem Arm glänzt Gold vom Gesangbuch.
Schnee knarrt unter dem Tritt ihr, wie Mißklang, daß um so schöner,
Wie Melodie harmonisch, der Körper ihr walle zur Stirn' an.
Neben dem schiefernen spitzigen Kirchthurm tritt sie zum Thor ein,
Und rauscht heilig die Orgel und voll, als empfände sie innig
Nähe der kommenden Andacht, welche das Mädchen erwärmet.
Da rauscht, tönt's aus der Kirch' und erblühet der Schnee auf Gefilden,
Gleich als summten die Bienen im Lenz und sögen aus Blüthen.“

„Schulers Dichtungen haben mit Recht Aufsehen erregt. Zur Landschaftsmalerei und zum ländlichen Genrebild ist dieser Dichter eigentlich geboren. Hierin bewährt er eine seltene Feinheit und Treue der Hand und drückt auf's lieblichste jene Klar-

heit und Bescheidenheit der Seele aus, die der ländlichen Poesie niemals fehlen sollte, die einst Hölty so liebenswürdig auszeichnete, und die wir in der Schäferpoesie des 17. Jahrhunderts und nicht weniger in den pretiösen Elegieen Matthissons so sehr vermissen. Schuler bewegt sich in dieser Dichtungsart frei und mit Meisterschaft. Seine Jahreszeiten stehen den Gedichten von Thomson und Kleist würdig zur Seite. Manche seiner Dichtungen erinnert in ihrem innigen Ton an die zartesten Weisen der altschwäbischen Minnesänger.

„Schulers Naturgemälde sind ausgezeichnet. Ueberall malt er die Reize des ländlichen Lebens mit außerordentlicher Wärme und Naturtreue. Dabei wirft er zuweilen Blicke aus der Idylle heraus in die städtische Welt voll Luxus, Mode, Unnatur, und aus dem Frieden der Natur in das Kampfgewühl der Geister. Aber mit feinem Geschmack weiß er Betrachtungen dieser Art an irgend ein nahe liegendes Naturbild zu knüpfen, so daß es nie gesucht erscheint, z. B.

„Käfer, die Schienen gezahnt und die obere Lippe gewimpert,
Mühst Du Dich ab mit Tastern und Schild im Geleise des Fuhrwegs?
Flügel bedecken Dich stark; doch stürzest Du um auf den Rücken,
Kämpfst mit den Füßen und zeigst mir den Leib rothblauenden Schillerns;
Hebe Dich weg aus dem Staub, daß ein Wagen Dich nicht überfahre.
Aber Du kannst nicht; ich helfe Dir, lege Dich neben die Straße,
Wo Du Dich bettest ins Gras und mit Sicherheit kostest vom Dufte!
Aber Du schreitest zurück und Dein Gang langt an in dem Fuhrweg,
Klettert in's Wagengeleis', als behagt es darin Dir am besten.
— Also strebet die Welt auf die Heerstraß' aus den Idyllen,
Läßt sich nicht betten im Wald und nicht rathen vom Winke der Wahrheit."

„Das ist so wahr und von so classisch edeler Einfachheit, daß es Virgil im Gedicht vom Landbau nicht schöner hätte sagen können."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die „Weserztg." enthält einen Bericht über die Festlichkeiten, welche am 11. October der Mannschaft der nach Bremen zurückgekehrten „Germania" veranstaltet worden waren. Außerdem enthält dieser Bericht Folgendes: Die „Germania" liegt im neuen Hafen, nahe dem Eisenbahnschoppen. Es ist ein kleines, aber schmuckes Fahrzeug, ein Schiff, nicht größer als ein großer Weserkahn, das doch, geführt von tüchtigen Seeleuten, auf der höchsten überhaupt erreichten nördlichen Breite von (81° 5' nördl. Br. und circa 16° östl. Länge) war. Rundum und besonders am Steven ist es vom Eise hart mitgenommen, aber im Ganzen hat sich das kleine Schiff in der Eisfahrt recht gut bewährt. Für die Fahrt an den Küsten und zum Eindringen in Fjorde und Buchten sind diese Fahrzeuge sehr brauchbar. Sie können sich denken, daß Capitän und Officiere, die alle, wie die Mannschaft, wohlauf sind, zahlreichen Fragen Rede stehen mußten. Fassen wir Alles zusammen, was wir gehört und gesehen, so können wir den unbefangenen Eindruck wiedergeben, daß Alles gethan ist, keine Mühe gescheut wurde, um die Ziele der Expedition ganz oder mindestens theilweise zu erreichen. Nebel und Sturm, Windstille und unabsehbar in festem Zusammenhang sich erstreckende Eisfelder waren die Gegner auch dieser, wie so mancher anderen, großartiger ausgerüsteten Expedition. Ein vorläufiger kurzer Bericht über den weiteren Verlauf der Expedition wird am Besten davon Zeugniß ablegen, was von den Mitgliedern der Expedition geleistet, was zu leisten mit allen Kräften, soweit es nur möglich, erstrebt wurde. Die letzten Nachrichten vom Capitän Koldewey brachte bekanntlich der schottische Whaler „Jan Mayen". Koldewey war damals, 19. Juli, auf 80 Gr. 30 Min. nördl. Br., 5 Gr. 34 Min. östl. L. In der Zeit vom 24. Juli bis 10. Aug. wurden drei energische Versuche des Vordringens zur Ostküste von Grönland gemacht: 1) auf 75½ Gr. nördl. Br., wobei das Schiff bis circa 12 Gr. westl. L. gelangte; 2) auf 74½ Gr. nördl. Br. unter Vordringen bis zum 14. Gr. westl. L., endlich 3) auf 73 Gr. 23 Min. nördl. Br. und 17½ Gr. westl. L. Sie sehen, daß man bei jedem folgenden Versuche zwar südlicher, aber der Küste näher kam. Weiteres Vordringen nach dem Lande, das sie vom Schiff mit den einzelnen Gletschern, Schneefeldern, Fjällen und Bergkämmen deutlich vor sich sahen, war nicht möglich, denn eine feste, mindestens 40 Fuß dicke Eismasse lagerte zwischen dem mühsam durch das Eis fortgezogenen und gearbeiteten Schiffe und der Küste (bei Pendulum-Insel). Nach der ertheilten Instruction wurde sodann der Versuch gemacht, nach Gillis-Land, jenem von der schwedischen Expedition 1861 nur gesehenen Lande, östlich von Spitzbergen, auf 79 Gr. nördl. Br. und 28 Gr. 29 Min. östl. L. gelegen, vorzudringen. Zu dem Ende mußte man durch die zwischen der Hauptinsel Spitzbergens und dem Nordostland sich erstreckende Hilopenstraße und dann südlich vom Nordostland vorwärts zu kommen suchen. Nachdem man bis Cap Torell gekommen, und zwar noch viel östlicher als die Schweden 1864, stieß man auf festes Eis im Osten. Von Thumb Point sahen sie Gillis-Land, aber zu erreichen war es nicht, denn überall starrten feste Eismassen. Zwei Norweger folgten der „Germania", getrauten sich jedoch nicht so weit südlich und östlich. Küste und Inseln wurden festgelegt, eine auf den schwedischen Karten verzeichnete Bai durch Umfahren der Landspitze als Straße erkannt; Excursionen in's Innere unternommen. Bis zum 10. Sept. harrte man vergeblich darauf, daß eine Oeffnung im Eis ostwärts käme. Dann fuhren sie wieder aus der Hinlopenstraße heraus und erreichten im Norden von Spitzbergen die höchste Breite am 14. Sept. Aber hier überall rundum Eisblöcke, dazu trat Nebel ein und die Nächte wurden dunkeler. Nun beschloß Capitain Koldewey seinen Curs nach Bergen zu nehmen, wo die „Germania" am 30. Sept. anlangte.

— Nachträgliche Berichte aus den Centralpunkten des Erdbebens in Südamerika enthalten noch immer grauenhafte Schilderungen. Quito war durch den Gestank der unbeerdigten Leichen eine wahre Hölle. In Arica und Arequipa plünderten raubsüchtige Banden, unter denen sich sogar Soldaten der Garnison befunden haben sollen, worüber große Feindschaft zwischen der Besatzung und den Stadtbewohnern entstand. In Arica, woselbst noch am 29. August Erdstöße verspürt wurden, zog man angeblich noch immer lebende Menschen aus den Ruinen. Dort wie in allen anderen heimgesuchten Plätzen fürchtete man, daß die Ausdünstung der Leichen eine Pest erzeugen würde. Ecuador allein — so versichern diese Berichte — hat 40,000 Todte zu beklagen.

— Aus dem Kaukasus. Spuren einer alten Stadt sind eine Werst unterhalb des Einflusses der Aragwa in die Kura gefunden worden. Die Häuser liegen unter einer zwei Faden dicken Erdschicht, was nach der bei ähnlichen Fällen üblichen Berechnung auf ein Alter von 2000 Jahren schließen lassen würde. Es ist daselbst auch ein unterirdischer Gang nach der Kura entdeckt worden. Man sagt, daß die Arbeiter viele Münzen gefunden haben, die aber verzettelt worden sind. Thonurnen, theils mit Asche gefüllt, theils leer, werden in Menge gefunden.

— Praktische Versuche, die Steinkohle bei Heizung von Dampfkesseln durch Kreosotöl zu ersetzen (Dorsett's Patent) sollen ganz erstaunlich gute Resultate geliefert haben. Die Vorzüge dieser Methode bestehen darin, daß dieses neue flüssige Heizmaterial um zwei Drittel wohlfeiler ist als Kohle, den vierten Theil Raum einnimmt und einen großen Theil der Arbeit erspart.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stad. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 127.

*† Die Simsonsbrüder.

Novelle von Hermann Uhde.

(Fortsetzung.)

Einen erneuerten Versuch wollte Theobald soeben wagen, sich dem Zerstreuten, der ihn offenbar ganz vergessen, in's Gedächtniß zurückzurufen; doch in diesem Augenblick erschien Louise auf der Schwelle des Hauses. Theobald war gezwungen, den Fensterrahmen wieder niederzulassen. Das Mädchen ging auf Gustav zu und lud ihn im Namen ihrer Herrin zum Abendessen ein: „Da es so schönes Wetter ist, so wollen die Herrschaften den Thee im Garten unter der Eiche trinken."

Theobald war der Verzweiflung nahe. Damit war es ausgesprochen, daß er aus seiner tragikomischen Lage nicht erlöst sein würde, bevor nicht die letzte Streife Kuchen gegessen und der letzte Tropfen Thee getrunken war. Noch einen Versuch wollte er wagen — auf's Aeußerste hin; allein da erschienen schon die Damen in der Thür des Hauses. Der Eingesperrte murmelte einen Fluch und zog sich mit einem Seufzer in seine inneren Gemächer zurück, bei deren notorischer Unbehaglichkeit er sich so bequem als möglich einrichtete.

Louise brachte den Thee und arrangirte in geschmackvollster Weise den Tisch; die Damen und der „letzte Simsonsbruder" setzten sich und bald hatte sich ein lebhaftes Gespräch entsponnen. Mit den feinsten Manieren machte Caroline die Wirthin; Weltdame genug, den Aerger, den ihr Gustav's Anwesenheit verursachte, in sich selbst zurück zu schlucken, war sie ganz nur Heiterkeit und Aufmerksamkeit gegen ihre Gäste: ein Doppelspiel, welches in der eleganten Welt ja an der Tagesordnung ist.

Wiederholt fragte Caroline nach ihrem Manne; vergebens. „Es ist mir unerklärlich!" versicherte die an selbstständiges Handeln von Seiten ihres Mannes kaum mehr gewöhnte Frau. „Ohne Zweifel hat er ein dringendes Geschäft. Was mag er nur zu thun haben?"

„Ich schwitze!" beantwortete sich Theobald unwillkürlich leise diese Frage.

Inzwischen unterhielt Gustav, der, wenn er wollte, ganz geistreich schwatzen konnte, Helene Mühlmann auf's angenehmste. Die gewöhnliche Gesellschaftsconversation war bald im Gang: man berührte tausend Dinge, ohne sie zu erschöpfen; man sprach über Tagesfragen, Literatur, Theater u. s. w.

„Wie gefällt Ihnen die „Afrikanerin", Meyerbeer's nachgelassenes Kind?" fragte Gustav. „Nicht wahr, es ist köstlich, wenn der braune Bursche, der Nelusco, schmachtend singt: „O, meine junge Herrin —!"

Caroline, welche im Fortgang des Gesprächs dem steten Wachsen des Wohlgefallens, das augenscheinlich Helene an demselben wie an dem amüsanten Sprecher fand, längst mit stillem Aerger zugesehen hatte, schien den Moment für geeignet zu halten, hier aufzubrechen. „Der unverschämte Mensch ist im Stande, ihr in meinem Beisein eine Liebeserklärung zu machen!" Dieser Gedanke etwa mochte sie durchzucken, als sie, nachdem ihre Augen vergeblich einen Blitz des Zornes auf den sehr heiteren Gustav geschleudert, Helene jetzt an ihren Wunsch, sich das Melonenbeet zu betrachten, erinnerte.

„Die Melonen sind wohl bald reif?" fragte das junge Mädchen, indem es sich anschickte, das Beet in Augenschein zu nehmen.

„Sie sind in der letzten Zeit recht groß geworden," lautete die Antwort.

Gustav stand auf Kohlen. Daß er diese Besichtigung hindern mußte — um jeden Preis — war ihm klar. Er wußte nur nicht, wie? In seiner Verlegenheit ergriff er das allerschlechteste Mittel. Er stellte sich Caroline in den Weg und rief, beide Arme ausbreitend: „Erlauben Sie, gnädige Frau: es ist sehr schädlich, die Melonen der Abendluft auszusetzen ... Sie werden die Früchte in ihrer Entwickelung stören!"

Trotzig warf Caroline den Kopf in die Höhe. „Ich bin gewohnt, zu handeln, wie es mir beliebt, mein Herr!" sagte die Dame, indem sie rasch zu dem unfernen Beete schritt und das Fenster emporhob.

Wortlos entstieg Theobald seinem offenem Grabe, wie die Nonnen im dritten Acte des „Robert".

In den allgemeinen Schrei der Ueberraschung mischte sich der Ton der Gartenglocke, an welcher heftig geschellt wurde. Louise ging, um zu öffnen.

Caroline war die erste, welche wieder Worte fand. „Was sehe ich?" rief sie im höchsten Staunen.

„Ihre Melonen werden groß. Eine nette Pflanze, nicht wahr?" replicirte Gustav, der selbst in dieser kritischen Situation den Humor nicht verlor.

„Du, — hier, — Theobald?" fragte die zürnende Gattin wieder.

„Das ist Dein Mann?" rief Helene, tödtlich verlegen.

„Ich habe die Ehre!" stotterte der Ertappte bebend.

Ehe es zu weiteren Auseinandersetzungen kam, wurde hier die höchst drollige Scene unterbrochen. Alle athmeten auf, als Louise plötzlich zwischen sie trat und die Meldung hinterbrachte, Frau Dr. Schlummerkopf habe soeben dem gnädigen Fräulein ihren Regenschirm, den sie bei ihrem Besuche vorhin habe stehen lassen, gesendet, da es düster am Himmel aussehe und man leicht noch ein Gewitter erwarten könne. — Sie legte das genannte Instrument auf die Gartenbank.

Helene athmete auf; sie hatte ihre Fassung wieder. „Fatal!" rief sie kurz entschlossen, einen raschen Blick zum Himmel sendend. „Da muß ich wohl eilen! Du entschuldigst mich, Herzens-Caroline; wir sehen uns morgen wieder."

Froh, die für alle Theile höchst peinliche Scene auf diese Weise abgebrochen zu sehen, schlüpfte sie hurtig in das Haus, sich anzukleiden.

Inzwischen war Theobald aus dem Fensterrahmen hervorgestiegen, und wieder auf solchen Grund und Boden getreten, der ursprünglich zum Gehen dienen sollte: auf den Kiesweg. Durch einige verstohlene Püffe des entschlossenen Freundes regalirt, hatte er auch so ziemlich seine Haltung wiedergefunden; es war, als ob etwas vom Geiste der alten Simsonsbrüderschaft in ihm aufs Neue lebendig würde.

Dabei indessen wollte es Gustav, der alte treue Cumpan, nicht bewenden lassen. „Ich werde dem gnädigen Fräulein meine Begleitung anbieten!“ rief er schnell, und wollte, wie der Wind, ihr nach in das Haus, ihr schleunigst Alles aufklären und um Gnade für den reuigen Sünder bitten. Konnte er zugleich doch so eine Minute lang mit dem schönen Mädchen allein sein! Theilte sie doch dann ein Geheimniß mit ihm; und sind es doch die stärksten und süßesten Bande, welche durch die Mitwissenschaft eines petit secret — sei es noch so unschuldig — um Menschen gewoben werden!

Man sieht, Gustav war nicht ganz frei von Eigennutz. Aber welche Gutthat im Leben ist davon frei? Wenn man nur immer auf den Grund schauen, nur immer den letzten Beweggrund jeder Handlung klar erkennen könnte; wie viele Thaten aus reiner Liebe, nur um der Sache selbst, nur um des edelen Zweckes willen, würden wir da wohl haben?!

Allein Gustav's edele Handlung sollte nicht zur Perfection kommen. Dem Enteilenden trat raschen Fußes Caroline in den Weg. „Sie sollen die junge Dame nicht begleiten, mein Herr, so lange ich es verhindern kann.“

„Aber gnädigste Frau . . .“

„Sie haben Sich gegen mich so unwürdig benommen, mein Herr, daß ich meine Freundin vor Ihnen schützen muß. Theobald, eile Du auf Dein Zimmer, kleide Dich an: Du sollst Helenen nach Hause begleiten.“

Die beiden Männer sahen sich gegenseitig an: ein Blitz der Ueberraschung des jovialsten Humors durchzuckte ihre Züge. Schnell aber waren sie gefaßt, und Theobald erwiderte: „Wenn Du es so willst, liebes Linchen, so gehorche ich gern!“

Rasch flog er in das Haus, um Aufklärung zu geben, zu versprechen, zu bitten.

Gustav hielt es für gerathen, seine Laune, welche auszubrechen drohte, durch eine angenommene Hitze niederzuhalten, und rief, indem er sich mächtig in die Brust warf: „Aber erlauben Sie, Frau Holzberg, die junge Dame bedarf keines Schutzes vor mir! Erfahren Sie, daß ich sie liebe, daß ich entschlossen bin, sie zu heirathen!“

Caroline Holzberg erbleichte: Gustav hatte sie gedankenlos da verwundet, wo alle Frauen (und vier Viertel der Männer) am empfindlichsten sind: an ihrer Eitelkeit. „Wie!“ rief sie entrüstet, „das wagen Sie mir zu sagen — mir, der Sie vor zwei Stunden noch ewige Liebe geschworen haben?“

Der junge Mann zuckte bedauernd die Achseln. „Ja — sehen Sie, gnädige Frau,“ sagte er sehr gelassen, „es ist ein eigen Ding um das menschliche Herz. Hörten Sie niemals von der Liebe heil'gem Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet? Da ist kein Widerstand und keine Wahl, wo sich Verwandtes zum Verwandten findet!“

„Hören Sie auf mit Ihren Versen, mein Herr!“ fiel die beleidigte Frau ein. „Dies ist mein letztes Wort zu Ihnen: Entweder Sie verlassen mein Haus noch in dieser Minute, oder ich lasse jede Rücksicht fallen, und meine Freundin erfährt Ihre Aufdringlichkeit gegen mich. Sie wird sich dann wohl selbst vor Ihnen zu hüten wissen.“

Gustav erschrack. Einen Augenblick schwankte er; dann sagte er mit raschem Entschluß: „Sie sind grausam, gnädige Frau. Aber ich trotze allen Hemmnissen, die Sie wie Berge zwischen mich und meine Liebe thürmen wollen.“

„Nach Ihrem Belieben mein Herr!“ lautete die spöttische Gegenrede. Dann eilte die entschlossene Dame zu der Bank, auf welche vorhin das Mädchen den Schirm gelegt. Sie ergriff denselben und sagte beißend: „Vergessen Sie aber nicht, daß ich auch weiß, was zwischen Ihnen und — meiner Freundin vorgefallen. Mir ist nur zu gut bekannt, wie Sie gewagt haben, ihr Ihre Begleitung bei Regenwetter aufzudringen. Noch mehr: Sie ließen ihr diesen Schirm, um neue Anknüpfungspunkte zu finden . . .“

Plötzlich stutzte die Sprecherin. Aufmerksam betrachtete sie den Regenschirm.

„Jetzt bricht ein Donnerwetter los!“ sagte Gustav zu sich.

Caroline hatte inzwischen die Farbe gewechselt und einen Wuthschrei ausgestoßen. „Ha!“ rief sie aus. „Der Schirm meines Mannes! Also darum vermißte er ihn seit wenig Tagen und wurde so verlegen, als ich darnach fragte! O, nun ist mir Alles klar . . . ich bin unerhört betrogen!“

Ehe Gustav etwas erwidern konnte, erschien Helene Mühlmann auf der Schwelle des Hauses. Heiter lächelnd rief sie: „Ich bin bereit und fertig, liebe Caroline — Dein Männchen . . .“

Die Angeredete hörte sie nicht. In dumpfem Zorne starrte sie auf den Schirm. „Also darum im Melonenbeete versteckt!“ rief sie wieder. „O, der Schändliche!“

Erschüttert, wie sie war, ließ sie es ruhig geschehen, daß ihr Gustav mit einigen tröstenden Worten das corpus delicti sanft entwand. Schluchzend warf sich die Erregte, die ihren Mann wirklich geliebt und ihm volles Vertrauen geschenkt hatte, an Helenens treue Brust. „O komm! komm!“ rief sie dieser, die sich den Vorgang nicht zu erklären wußte, zu; „Du sollst Alles wissen: ich muß Licht von Dir haben!“

Sie zog die Freundin fort, in eine schattige Allee des Gartens.

(Schluß folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

„Die Jahreszeiten“ von K. J. Schuler. Verbesserte Gesammtausgabe. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung.

(Schluß.)

†* Aus vollstem Herzen stimmen wir ein, wenn Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Literatur“ (Bd. IV. Stuttgart 1836) Sch.'s treue Schilderungen, aus dessen Heimathsleben (Rheinpfalz) rühmt, wo ein ganzes Land, eine ganze Nationalität sich spiegeln, worin die Natur in ihren schönsten Momenten und ebenso das Volk in seiner fröhlichen Thätigkeit und in seinem Costüme aufgefaßt werden. In der That ist Sch.'s Dichtung eine meisterhafte Schilderung des pfälzischen Volkslebens in seinem eigenthümlichsten Wesen und zugleich das treueste auf der schärfsten Beobachtung fußende Gemälde unseres schönen Landes.

In gleicher Weise wie Menzel urtheilt Karl Gödeke in Celle in seinem Werke: „Deutschlands Dichter von 1813 an“: „Schuler hat sich durch seine Jahreszeiten in Süddeutschland sehr vortheilhaft bekannt gemacht ꝛc.,“ und Puttkammer in Berlin im „Volksfreund“: „Ernste Frömmigkeit und tiefe Liebe für die Natur, für Alles, was da lebt und ist, beseligen das Herz des sinnigen Sängers. Schulers Dichtungen thun wohl in einer Zeit, wo Selbstsucht Alles beherrscht und die heilige Liebe immer mehr aus der Welt verschwindet und sich in die einsame Zelle des Armen zurückzieht. Vorzüglich gelungen sind seine Naturschilderungen, und selbst da, wo der Gegenstand seiner Herzensergießung ein anderer ist, als die Natur, fehlt selten ein Hintergrund, der nicht ein landschaftliches Bild oder eine Naturscene giebt.“

Das Frankfurter Conversationsblatt urtheilt über den „Sommer“: „Der Dichter besitzt blühenden Ausdruck, fließendes Versmaß, ein ungewöhnliches Talent für Landschaftsmalerei, für Schilderung der Reize der schönen Natur und des Landlebens; sein „Sommer“ ist ein schöner Gesang.“ Aus den Blättern für literarische Unterhaltung, Leipzig, führen wir an: „Schuler ist ein Sänger zarter, tiefempfundener Lieder. Sie sind lebenswarme, des Dichters Persönlichkeit gar anmuthig charakterisirende Ergüsse, deren mancher in jedem anthologischen Gedenkbuche eine Stelle einnehmen kann. Es sind einige gelungene Nänien auf den frühen Tod einer geliebten Schwester schon deshalb ansprechend, weil der Troß der Poeten gewöhnlich den Tod der Geliebten beklagt. Wir können auf höchst Gelungenes aufmerksam machen, mit fliegenden Rhythmen und Silberblicken. Die Lieder kommen von Herzen und gehen zu Herzen und werden somit ihre Wirkung nicht verfehlen. Pectus est, quod disertum facit. In Schulers Dichtungen entfaltet eine zarte Psyche die glänzenden Schwingen, die von Blumendüften und Himmelsthau lebt. Wünschen können wir nur, daß diese Dichtungen das gewöhnliche Leben einer Psyche weit überdauern. „Poeta natura ipsa valet, et quasi divino quodam spiritu inflatur.“ (Cicero pro Arch. poeta VIII. fin.)“

Wir wüßten kaum, ob zum Lobe eines Werkes mehr gesagt werden könnte. Sehr eingehend bespricht Jg. Hub in Würzburg, Herausgeber von „Deutschlands Dichtern von Bürger bis auf die neueste Zeit“ das Werk. „Schulers „Jahreszeiten“ ist eine so feierliche Dichtung voll Bildkraft, Gottfreudigkeit, Naturandacht und Vaterlandsbegeisterung, zugleich Ehrfurcht gebietend mit flammendem Cherubschwerte den Heuchlern und Pharisäern, den Modesüchtigen und hauptsächlich den Satanen des Materialismus unserer Tage; dieses Werk imponirt auch durch eine gediegene Form.“ „Ich muß über die malerische Kraft und Fülle sowie den Ideenreichthum in Schulers „Jahreszeiten“ meine Bewunderung aussprechen. Ein solches Werk zu schaffen, konnte nur einem natur- und gottandächtigen kindlichen Gemüthe, einem sinnigen Geiste gelingen, wie dem Schulers.“ „Die „Jahreszeiten“ Schulers sind eine von den Musen geweihte Schöpfung, eine Zierde unserer Literatur. Der Verfasser erwirbt sich durch diese Dichtung großes Verdienst; sie ist ein durchaus gesundes Werk, welches den wohlthuendsten, herzstärkendsten, erhebendsten Einfluß auf empfängliche Gemüther nicht verfehlen kann und darum ganz besonders zur Lecture für die Jugend und Familienkreise empfohlen zu werden verdient. Die Sorgfalt, welche auf die Form verwendet wurde, die auch dem Besten und Edelsten erst Gleichgewicht und Dauer zu ertheilen vermag, erhöht dieses Verdienst nicht wenig.“ „Wer, der Naturwahrheit liebt, sollte sich nicht an Schulers landschaftlichen Gemälden freuen, diesen malerisch-plastischen, der künstlerischen Abrundung nicht entbehrenden Darstellungen, welche zugleich wie bei Kleist seine Persönlichkeit, seinen mit freundlicher Milde gepaarten edelen Ernst, seine reine Seelenstimmung in Freude und Schmerz zum Ausdrucke bringen? In dieser Zeit der Negation, wo metaphysische Paradora, elendes Gereimsel und politische Pamphlete oft Tausende von Abnehmern finden, während poetische Werke, die sich an's Ewige und Göttliche in der Menschennatur wenden, fast verachtet werden, zweifle ich gleichwohl nicht an Schulers Anerkennung; denn wenn auch die niedrigen Leidenschaften, welche aufwühlen, dieser Zeit willkommener sind als das, was besänftigt, läutert und sie mit Gott und der Welt in Harmonie bringt, so giebt es doch noch der geharnischten Kämpen, der Ritter vom Geiste Viele, welche die Lanze gegen den Materialismus ins Feld tragen. Seine „Jahreszeiten“ müssen namentlich Pädagogen à la Pestalozzi und Diesterweg und nicht minder aufgeklärten und humanen Theologen à la Schleiermacher hochwillkommen sein. Eine so gesunde, herzstärkende poetische Kost wird auch in Familienkreisen sicher gern genossen und viel Gutes stiften.“

Der edele Jg. H. v. Wessenberg sieht des „Schönen und Lieblichen gar Vieles vereinigt in Schulers Gesängen und findet ungemein zu loben, daß aus allen seinen Naturgemälden sittliche Ideen hervortreten, denen die Anmuth der sinnlichen Darstellung zur Folie dient.“

Was sollten wir, von einem beschränkteren Standpunkte aus, solchen Urtheilen noch hinzufügen? Wir wüßten kaum etwas Neues zu sagen, können uns aber nicht enthalten, auf ein Ereigniß hinzuweisen, das vielleicht geeignet wäre, einen Rückschlag zu bewirken und manche echt fromme, treue und gottesfürchtige Seelen nach dem Himmel greifen zu machen, von dem aus der Abgrund sittlicher Verkommenheit nicht erblickt wird: wir meinen den Proceß Ebergenyi, diesen dunkelsten Schatten in der Jetztzeit. Ja, echte Religiosität, wie sie aus jeder Zeile dieses Werkes hervorleuchtet, ist es, die uns heute noth thut und die das Mittel werden muß, die gelockerten Bande in den verschiedenen Lebensverhältnissen wieder zu knüpfen. Nicht jene süßelnde Frömmigkeit und jenes widerwärtige Pharisäerthum, in dem sich Manche zur Schau stellen, nein, ein lebendiger Christensinn, eine heitere Lebensanschauung heimeln uns in dem Buche an. Auch kein Lamentiren über den Zeitgeist und sein Gefolge stößt uns ab: im Gegentheil, der Dichter geht mit der Zeit und ihm stehen die großartigen und wundervollen Entdeckungen und Erfindungen unserer Tage im Dienste eines liebevollen Vaters aller Menschen und aller Wesen. Wer vermöchte folgende Stelle ohne Rührung zu lesen:

„Schreite nur fort, Welt, ruft er (der Weise nämlich), und eil' auf den Bahnen von Eisen;
Dann eilt schneller das Licht des Erlösers, in Nächten zu leuchten,
Frieden zu bringen und Lieb' in den Donner und Dampf der Geschütze,
Daß sich die Feinde verzeih'n und das Schlachtfeld pflüget der Landmann.“

Doch wir können dem so einstimmig anerkennenden Urtheile der Kritiker von uns aus etwas hinzufügen: Das Werk ist vollkommen geeignet, — wir nehmen keinen Anstand, es auszusprechen — ein Andachts- und Erbauungsbuch für Gebildete zu werden, denen es in seiner plastisch vollendeten Form, in seiner erhabenen, manchmal nicht allzu faßlichen Sprache eine eben so ausgesuchte geistige Beschäftigung, als ein Stab und eine Stütze in den oft so verwickelten Pfaden des Lebens sein wird. Daß Lehranstalten und gebildeten Familienkreisen Schulers „Jahreszeiten“ willkommen und lieb sein müssen, daß aber auch jeder Pfälzer und jede Pfälzerin, die auf Bildung Anspruch machen, mit Freuden nach dem Buche greifen werden, wer dürfte dieß bezweifeln? Wahrlich, wir wüßten uns kein schöneres Christgeschenk zu denken. An die Pfälzer tritt aber die Pflicht heran, dem Verleger, der hinsichtlich der Ausstattung keine Kosten gescheut hat, durch entsprechenden Absatz wenigstens einen guten Theil Kosten decken zu helfen. Oder sollte auch hier der Satz sich bewähren, daß der Prophet im Vaterlande nichts gilt? Hier aber ist ein rechter Prophet, der — wir sind dessen gewiß — keinen tauben Ohren predigen wird.

Mannichfaltiges.

— Ueber den Verfasser des vom Preisgericht des Wiener Burgtheaters preisgekrönten Lustspiels „Schach dem König!“, den nunmehrigen Landgerichtsassessor Schaufert in Germersheim, erzählt die „N. Fr. Pr.“: Während der Jahre 1852 bis 1855 war er als Studiosus der Rechte an der Universität München, und dort war es auch, wo er seinen ersten dramatischen Versuch mit einem zweiactigen Lustspiel machte. Obwohl das Stück von mehreren Bühnen, an welche er es versendet hatte, zurückgewiesen wurde, ließ sich der junge Autor in seinem Streben nicht beirren. Er schrieb während der nächsten Jahre mehrere größere Lustspiele und versuchte damit sein Heil bei den verschiedensten Theatern Deutschlands. Die Stücke wanderten sämmtlich wieder in sein Pult zurück. Vergebens hatte er sich an die eine oder andere Bühne gewendet und dem

Digitized by Google

Director oder Regisseur lange Briefe geschrieben — man anerkannte immer das dichterische Talent des Verfassers, aber nach einem halben Jahre, ja oft erst nach Jahr und Tag erhielt er seine Arbeiten zurück unter dem Vorwande „mangelnder Bühnentechnik". Es war das eine harte, bittere Zeit für den Dichter. Er hielt den Mangel jedweder einflußreichen Connexion für die Hauptursache seines Mißgeschickes, und mehr als einmal wollte er die Feder für immer aus der Hand legen, schließlich siegten aber doch immer wieder die Hoffnung auf bessere Zeiten und sein Selbstvertrauen. Im November 1866 reichte Schaufert bei der Münchener Hofbühne ein zweiactiges Lustspiel: „Paganini's Brautwerbung" ein. Das sind nun fast zwei Jahre — heute noch wartet er auf Antwort und Entscheidung. Nicht viel besser erging es ihm bei dem dortigen Actien-Volkstheater. Bekanntlich wurden zur Eröffnung dieser Bühne mehrere Preise für Schauspiel, Lustspiel und Posse ausgeschrieben. Unter den Preisbewerbern fand sich auch unser Autor, und zwei seiner Stücke waren unter den wenigen, welche von dem Prüfungscomite der artistischen Direction zur Aufführung empfohlen wurden. Ueber eines derselben hatte damals ein Münchener Blatt berichtet, daß sein sprudelnder Humor und seine drastischen Partieen die Aufmerksamkeit der Preisrichter in ganz besonderem Grade erregt hätten, ein Preis wurde jedoch nicht zugesprochen, weil die besten im Gebiete des Lustspieles eingelaufenen Arbeiten formelle Bewerbungsbedingungen nicht erfüllt hatten, was eben auch bei den Schaufert'schen Stücken der Fall war. Trotz allen Lobes, und obwohl der Verfasser eine Reise nach München unternahm — November 1866 — um die Aufführung zu betreiben, blieben die Stücke liegen. In der Zeit, in welcher das Münchener Actienvolkstheater die darstellenden Kräfte und ein Publicum für derartige Arbeiten besaß, hatte eine Aufführung nicht stattgefunden; später, als das Institut, durch finanzielle Nöthen gezwungen, in das Fahrwasser der Operetten und Possen steuern mußte, war dort natürlich kein Interesse mehr dafür zu erwarten. Schaufert forderte seine Stücke endlich im November 1867 zurück. Tiefe Niedergeschlagenheit über das anhaltende Mißgeschick hatte sich seiner bemächtigt, aber gar bald raffte er sich zu einem neuen Versuche auf. Er nahm „Schach dem König" in Angriff. Diesmal hatte er denn auch bekanntlich nicht vergebens gearbeitet. Das Wiener Preisgericht hat seinem Werke als dem relativ besten unter 197 Arbeiten deutscher Autoren einstimmig den ersten Preis zuerkannt. Dermals arbeitet Schaufert an einem einactigen Stückchen, betitelt: „Das Mußestündchen des Ministers", und gedenkt ein zur Hälfte vollendetes Trauerspiel: „Kaiser Otto III.", nächstens wieder in Angriff zu nehmen. Nun, Glück auf!

— Der „Scientific American" giebt folgende Schilderung der deutschen Winzerstadt Los Angelos in Californien. Der Stadtbezirk Los Angelos, Californien, behauptet, die größte weinbauende Gegend in Nordamerika zu sein. Die County gleichen Namens ist sicherlich die blühendste sowohl als volksreichste des Goldstaates, die reichen Felder derselben lieferten letztes Jahr von 14,000,000 Reben 1,500,000 Gallonen Wein und 100,000 Gallonen Brandy. Fünfundzwanzig Meilen von Los Angelos ist Anuaheim, ein elf Jahre altes Dorf, in der Mitte eines wichtigen Weinbaubezirkes gelegen. Die Geschichte dieser Ansiedelung zeigt, was die wohlgeleiteten Bestrebungen armer Männer zu erzielen vermögen. Der Platz, wo das Städtchen steht, war 1861 eine dürre, unfruchtbare Ebene — wie sie sich noch jetzt im Umkreise meilenweit erstreckt. Im Sommer jenes Jahres kaufte eine Gesellschaft Deutscher, die dem Weinbaue im alten Vaterlande obgelegen, hier 1625 Acker der Ebene für zwei Dollar den Acker, um die Befähigung derselben für den Weinbau zu erproben. Das Land war in 50 rechtwinkeligen 20-Ackerstücken ausgelegt. Im Centrum wurde eine Stadt mit 60 Bauplätzen hergerichtet — einen für jeden Actieninhaber und zehn für öffentliche Zwecke. Die 20-Ackerstücke wurden mit Weiden und Sykomore-Hecken eingehegt, und 10 Acker mit Weinreben bepflanzt. Ein sieben Meilen langer Graben wurde gemacht, um Wasser vom Santa-Anna-Flusse hinzuleiten. Das Land wurde zwei Jahre auf gemeinschaftliche Kosten bearbeitet. Dann wurden die Parcellen unter die Actionäre vertheilt. Die Arbeiten und Auslagen für Reben ꝛc. gerechnet, betrugen die Kosten jedes Actionärs 1400 Dollars. Diese Summe begriff eines der Ackerstücke nebst einem Bauplatze in der Stadt in sich. Jedes der Grundstücke ist jetzt ein kleines Vermögen für den Eigenthümer und wird in wenigen Jahren weit werthvoller sein. In diesem Städtchen sind bis jetzt 1,200,000 Reben angepflanzt, von denen 800,000 tragen. Ebenso sind 100,000 Obstbäume verschiedener Sorten angepflanzt, und das Ganze sieht einem herrlichen Wäldchen und Blumengarten ähnlich, die, in Vierecke getheilt, von Weiden und Sykomore-Hecken eingerahmt sind. Fast jeder Bauplatz enthält eine behäbige Heimstätte und das Städtchen zählt 460 Einwohner. Es befinden sich dort eine gute öffentliche Schule, vier Läden, ein Postbureau, aber weder Advocaten, Aerzte noch Prediger. Es giebt Hunderte solcher Plätze in den südlichen Counties, wo sich solche Ortschaften mit gleichem oder selbst größerem Vortheile gründen ließen.

— In Shoeburyneß werden gegenwärtig Versuche mit dem Moncrieff'schen Apparat für Positionsgeschütze gemacht, welchem viele fremde, u. a. österreichische und preußische Officiere, anwohnen. Es ist schwer, von dieser neuen und wichtigen Erfindung eine klare Vorstellung zu geben. Die Hauptbestandtheile des Apparats lassen sich mit einem gewöhnlichen Kinderschaukelpferd vergleichen. Das Geschütz, welches an dessen hinterem Ende angebracht ist, wird durch ein am Kopfe angebrachtes schweres Gewicht in die Höhe gehalten und ragt so aus der Grube hervor, in der der ganze Apparat steht. Ist nun der Schuß abgefeuert, so drückt der Rückschlag das Geschütz — trotz des am Kopfe des Schaukelpferdes angebrachten Gewichtes — in die Grube zurück, wo es durch einen Eisenschnapphaken festgehalten und unter dem Boden verborgen wird, bis es auf's neue geladen ist und nach Zurückziehen des Hakens durch das Gewicht am Kopfe wieder in die Höhe gehoben wird. Die Bedienungsmannschaft ist demnach gar nicht und das Geschütz nur im Augenblick des Feuers einem horizontalen Feuer ausgesetzt, daher würde blos ein verticales Feuer von Wirkung sein, doch ist die Grube aus der Entfernung so wenig sichtbar, daß ein so genaues Zielen fast unmöglich wird.

— Ueber den Fang des Haifisches, welcher in dem Triester Golf einen Badenden so gräßlich verstümmelt hat, entnimmt die „Bohemia" einem Privatschreiben Folgendes: „Die Fischer des Küstenortes Lucovo hatten große Netze im Meere ausgespannt. Am 16. September kam nun der Hai auf seiner Wanderung in die Bucht von Lucovo und ging ins Netz. Alles, was Hände und Füße hatte, betheiligte sich an der Zusammenziehung des schweren Netzes! der Haifisch wurde darin complet eingewickelt und konnte glücklicher Weise das Netz nicht zerreißen. Als man ihn mit Mühe ans Land zog, standen zwei Fischer mit scharfen Hacken bereit, die sogleich auf den Kopf wie Holzhauer loshieben. Er wurde unter den stärksten Anstrengungen stückweise zerhackt und herausgezogen. Der Kopf war über drei Schuh lang, in dem geöffneten Rachen hatte ein Mensch vollkommen Platz. Das ganze Thier war drei Klafter lang, 18 Centner schwer; die Leber allein wog zwei Centner. In seinem Magen fand man drei Thunfische von circa je 30 Pfund."

— Ein unangenehmer Strike ist in Philadelphia vorgekommen, wo die Arbeiter in den Gaswerken die Arbeit niederlegten, um höhere Löhne zu erlangen. Die Stadt war in Folge dessen in Dunkel gehüllt, die Theater waren geschlossen und in den Häusern wurden Oel und Lichte gebrannt. Natürlich war der Verkehr vollständig gehemmt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 128.

*† Die Simsonsbrüder.

Novelle von Hermann Uhde.

(Schluß.)

Rathlos blickte Gustav vor sich nieder; fragend betrachtete er den Schirm, denn kein Ausweg wollte ihm beifallen. Plötzlich wurde er in seinem Sinnen unterbrochen durch die Freudenrufe Theobald's, welcher ganz glücklich, zum Ausgehen fertig gerüstet, aus dem Hause trat und, Gustav beim Arm nehmend, ihm leise sagte: „Gustav — alter Junge — umarme mich! Alles ist gut; ich habe ihr gebeichtet; — die große Seele verzeiht!! — Sie will schweigen, meine Frau erfährt nichts...."

„Was sie nicht schon weiß!" fiel Gustav dem Jubelnden in die Rede, indem er ihm den Schirm vor die Augen hielt.

Der jähe Uebergang Theobald's von Freude zum größten Schrecken ist nicht zu beschreiben. Rathlos stierte er bald den Schirm, bald Gustav an, der endlich fortfuhr: „Dein Schirm, wie Du siehst. Fräulein Mühlmann hat ihn zu Schlummerkopf's mitgenommen, und diese haben das unglückliche Instrument in einem verhängnißvollen Augenblick gesendet! Deine Frau, welche sich dem Wahn hingab, ich sei der rechtmäßige Besitzer dieses Parapluie, (welche Geschmacklosigkeit! Einen so verschnörkelten Griff wie dieser wirst Du nur an dem Schirm eines Philisters, niemals an dem eines Simsonsbruders erblicken!) wollte denselben mir wieder zurückgeben und wurde in diesem Augenblick ihres Irrthums inne. Zugleich aber ging ihr ein Licht über den wahren Zusammenhang der Sache auf, und wenn Du mit ihr unter vier Augen bist, so wird sie Dir sicher den Standpunkt klar machen. Soeben ist sie mit ihrer Freundin jene Allee hinabgegangen; vermuthlich läßt sie sich Alles noch einmal ganz genau auseinandersetzen!"

„Nein — nein!" jammerte der ehemalige Simsonsbruder. „Helene hat mir versprochen, mich unter keinen Umständen zu verrathen."

„Thorheit!" versetzte Gustav. „Sie müßte kein Weib sein, in ihrem Namen nicht schon das Wort „Mühle" führen, um nicht, gleich dem munteren Räderwerk, das Mündchen immerfort zu bewegen. Ich überlasse Dich Deinem Schicksal: Diese Intrigue ist der Stein des Sisyphus. Kaum hat man sie beinahe zu einem glücklichen Ende geführt, so entschlüpft einem der Faden des Ganzen wieder unter den Händen. Leb' wohl: ich entferne mich; zwischen Eheleute muß man sich nicht mischen. Sei guten Muthes, und — wenn Du Deine kleinen Aventuren nicht geschickter in Scene zu setzen verstehst, so bleibe künftig lieber ganz davon! Adieu; bessere Dich!"

Er wollte sich entfernen. Leidenschaftlich aber trat ihm Theobald in den Weg. „Du willst mich verlassen?" rief er dringend. „Nein, das darf nicht sein! Du mußt — Du mußt mich retten!"

„Bedauere!" sagte der Andere achselzuckend. „Sehe keinen Ausweg. Ich spiele nicht, mit der Gewißheit, zu verlieren!" Dann trat er ruhig auf den Rasenplatz, wo er vorhin seinen eigenen, wie erwähnt, grifflosen Regenschirm auf's Gerathewohl in den Schatten eines Rosenstrauches geworfen. Als er den Schirm gefunden, wandte er sich zum Gehen.

Aber wieder umklammerte ihn Theobald, verzweiflungsvoll mit Bitten in ihn dringend. Gustav wehrte ab: da durchzuckte plötzlich ein Blitz der Hoffnung das Gesicht des bangen Ehegatten. „Ich habe einen Gedanken!" rief er. „Der Griff meines Schirmes läßt sich abschrauben . . . wie, wenn man versuchte, ihn auf den Stiel des Deinigen zu stecken . . . .!"

„Theobald . . . der Gedanke ist genial . . . ist eines Simsonsbruders würdig! Er söhnt mich wieder mit Dir aus!" rief Gustav.

Im Nu war der verhängnißvolle Griff abgedreht und auf dem Schirm Schlehmüller's befestigt. Er paßte. Er entschied hier Alles, da die Schirme sich übrigens an Farbe wie Gestalt vollkommen glichen. — Jubelnd umarmten sich die Freunde.

„Sie kommen!" rief Gustav. Indem er dann mit kräftiger Faust den nunmehr grifflosen Regenschirm Theobald's in das nächste Dickicht schleuderte und so unschädlich machte, setzte er hinzu: „Wir wollen sie erwarten!"

Die Frauen nahten.

„Aber wird Helene nicht Alles verrathen haben?" flüsterte Theobald bebend.

„Wir müssen sehen," lautete die Antwort. „Wohl uns, wenn sie geschwiegen!"

Die Frage, ob die junge Dame zur Verrätherin geworden oder nicht? sollte vorerst noch unentschieden und die Männer darüber in banger Erwartung bleiben. Sie verneigte sich zum Abschied vor Theobald, eine gleichgiltige Phrase murmelnd; mit einem Ton, der ihre innere Gereiztheit nur zu deutlich bekundete, illustrirte Caroline dies Vorgehen dahin: daß „Herr Schlehmüller die Güte haben würde, Helenen zu begleiten".

Zögernd reichte dieser dem jungen Mädchen den Arm. Wenngleich ihm persönlich der erhaltene Auftrag überaus willkommen war, so überließ er doch den Freund nur ungern seinem Schicksal. Allein er mußte der Nothwendigkeit weichen und Carolinens Weisung gehorchen. Nach einer kurzen Verbeugung schickte er sich an, mit seiner Gefährtin den Garten zu verlassen, den verhängnißvollen Regenschirm in der Hand.

Schon war das Paar dem Pförtchen nahe, als plötzlich Caroline des corpus delicti in Gustav's Gewalt erblickte. Voller Zorn stürzte sie auf ihn zu und entriß ihm dasselbe, indem sie hinter dessen Entführung ein Complott witterte, geschmiedet, dem Schuldigen durch Lug und Trug aus der Schlinge zu helfen. Mit bebender Stimme rief sie: „Vergebung, mein Herr, — allein dies ist, wie ich glaube, unser Schirm?!"

Ueber Gustav's Gesicht glitt ein Strahl der Freude. Wenn nur Helene nicht geplaudert, so lag es jetzt in seiner Hand, das unheilvolle, schon so nahe Gewitter unschädlich abzuleiten. — Es mußte gewagt werden!

Mit geschickt gespielter Verwunderung fragte er: „Sie halten diesen Schirm für den Ihrigen?"

„Ja wohl, mein Herr!" lautete die rasche Antwort. Zugleich ergriff die aufgeregte Frau ihren Gatten beim Arm, den

sie krampfhaft drückte, und flüsterte ihm zu: „Ich durchschaue Alles — Verräther!“

Theobald stand, keines Wortes mächtig.

Desto sicherer trat Gustav auf, dem ein hastig mit Helene gewechselter Blick gesagt, daß sie unverbrüchliches Schweigen bewahrt. Er wußte seinen Freund gerettet, und kühn durch diese Gewißheit begann er pathetisch: „Des Wortstreits braucht's nicht, gnädige Frau: Thatsachen beweisen! Es ist bekanntlich recht unangenehm, einen Regenschirm einzubüßen, indem man ihn irgendwo, oder an einem anderen Orte, in Gedanken stehen läßt. Dieses nun zu verhüten, ließ ich meinen höchsteigenen Namen hier an diesem Schieber inwendig eingraviren, woselbst er für männiglich — und weibiglich! — zu lesen ist. — Bitte, überzeugen Sie sich!“

Mit der wegwerfenden Geberde eines Mannes, der seiner Sache sicher, dem es schon zu viel ist, noch eine Sylbe darüber zu wechseln, reichte er Caroline den aufgespannten Schirm.

Hastig ergriff sie das verhängnißvolle Object — wirklich da stand es: „Gustav Adolph Schlehmüller!“

Theobald warf sich in die Brust und wiederholte mit der Miene der beleidigten Unschuld: „Gustav Adolph Schlehmüller: es scheint, Du mußt es sehen, um es zu glauben!“

Mit großer Kaltblütigkeit nahm Gustav seinen Schirm der wie stumm dastehenden Caroline aus der Hand, schlug ihn zu und rief: „Meine Vorsichtsmaßregel war gut: entrinnet dieser kraftlos meinen Händen, so hab' ich keinen zweiten zu versenden! Leben Sie wohl, Madame; — je vous salue! — Ich scheide jetzt von hier im Hochgefühle, daß Eure Liebe meinen Namen nennt! Mich — ruft die ernste Pflicht zum höhern Ziele...! Mein werthes Fräulein, darf ich bitten?“

Mit vielsagendem Lächeln reichte er Helene Mühlmann den Arm. Die beiden jungen Leute entfernten sich. Kaum waren sie allein, so preßte Gustav die Hand des schönen Mädchens glühend an seine Lippen. „Zum Dank, daß Sie geschwiegen! Sie haben ein edeles Werk gethan!“

Lächelnd ließ ihn Helene gewähren. „Wer wird es mir lohnen?“ fragte sie nur mit schelmischem Seitenblick, den sie meisterhaft inne hatte ....

Die Gatten waren allein geblieben: beschämt blickte Caroline zu Boden. Mit stolz empor geworfenem Kopfe, die Arme über die Brust gekreuzt, erwartete der „beleidigte“ Theobald von seiner Frau das erste Wort.

„Wie man sich irren kann!“ tönte es endlich von den Lippen Carolinens.

„Da siehst Du's nun!“ fiel Theobald mit dumpfer Stimme und höchst tragisch ein. „O! — mußt' es dahin kommen! Ha! — mir so Unrecht thun! — der Gatte wurde beleidigt!“

„Liebster Theobald ...“ flötete die kleine Frau.

„Und darum beugte ich mich unter das Joch des Ehestandes?“

„Verzeihe ... o, verzeihe!“ bat sie wieder.

„Dir Deine Eifersucht verzeihen? Welche Garantie habe ich, daß diese Anfälle morgen nicht mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehren?“

„Niemals! niemals!“ versicherte Caroline unter Thränen; „ich gelobe es in Deine Hand!“

Einen Augenblick noch zu schwanken, hielt Theobald für gut; dann aber wandte er sich rasch zu dem wirklich geliebten Weibe um und zog sie an seine Brust.

Ein inniger Kuß besiegelte den neugeschlossenen Bund. Mit ihm durchbrach die Sonne der Zufriedenheit die dunkelen Wolken, hell und klar wie zuvor strahlte der Ehestandshimmel des trauten Paares, durch keinen Schatten mehr getrübt. Theobald war gebessert: zu bitter war die Lehre, die er erhalten, zu groß seine Angst vor Ertappung gewesen. Und Caroline? Auch auf sie wirkte der Gedanke, ihren Gemahl fälschlich in einem so schnöden Verdachte gehabt zu haben, heilsam ein: sorgfältig vermied sie von jetzt ab jede Härte, jede Schroffheit; den Pantoffel, den sie früher bisweilen geschwungen, ganz bei Seite werfend, nahm sie fortan nur die jeder Ehefrau zukommende Stellung ein: die einer treuen herzlichen Berathrin und Gefährtin des geliebten Mannes.

Zweier Leute Glück war also durch das kleine Intermezzo dauernd neu begründet: aber damit sind wir noch nicht zu Ende.

Ein Vierteljahr ist verflossen; da bringt das in B. erscheinende „Tageblatt“ — welches Organ der öffentlichen Meinung Spottvögel auch den „Moniteur von B.“ nannten, folgende „Verlobungsanzeige.“ „Helene Mühlmann, Gustav Schlehmüller empfehlen sich als Verlobte.“

„Der letzte Simsonsbruder!“ rief Theobald fast gerührt, als er diese inhaltschweren Worte las. „Der Junggesellenclub ist todt — sanft ruhe seine Asche!“

Am Nachmittage kamen die jungen Brautleute, ihre „Visite“ bei Holzbergs zu machen. Thränen in den Augen empfing sie Caroline, (Frauen haben bekanntlich sehr leicht Thränen bei der Hand!) und indem sie die Freundin mit Feuer an ihren Busen drückte, rief sie schluchzend: „Welche Freude für mich, daß ich diesen schönen Tag erlebt habe! Nimm meinen herzlichsten Glückwunsch, beste Helene: der Himmel erhalte Deinen zukünftigen Mann Dir so treu, wie mir der meine immer gewesen!“

Theobald benutzte diesen erhabenen Augenblick, um seinen Freund in eine Fensternische zu ziehen. Hier flüsterte er ihm zu: „Einen guten Rath darf Dir ein praktischer Ehemann wohl ertheilen: Nie borge unbekannten Damen Deinen Regenschirm; — und wenn Dich jemals ein junges Mädchen interessirt, so sei das Motto: „Nur platonisch!“

Der Freund drückte dem Freunde die Hand: sie hatten sich verstanden!

Sor Maria Raphaele del Patrocinio.

(Aus der „Neuen Fr. Presse“.)

I.

Die sonderbare Gestalt, die eine so große und eigenthümliche Rolle in der neuesten Geschichte Spaniens spielt, knüpft sich mit ihrem Einflusse an ein finsteres Zeitalter, dem ihr Wirken ja entsprossen scheint, und so wird man uns vergönnen, ein wenig zurückzugreifen und unsere Erzählung, unsere Schilderung mit einer Zeit zu beginnen, welche zu den Erscheinungen dieser Art besser paßt, als unser Jahr des Heils 1868. Auch wird man den Abstand der von uns zu berührenden Verhältnisse von den Ideen der Gegenwart besser begreifen, die Kluft zwischen dem Gestern Spaniens, das bis zu Philipp II. zurückreicht, und dem Heute, welches eine Zukunft in sich faßt.

Während Philipp's II. Herrschaft hatte ein Nuntius des Papstes Hadrian IV. einen Edelmann, Namens Jacob Gratis, in seinem Gefolge, der sich durch seinen Reichthum, aber noch mehr durch seinen skandalösen Lebenswandel hervorthat,

welcher ihn als ein würdiges Seitenstück zu Don Juan Tenario erscheinen ließ.

Die Chroniken wissen schaudererregende Geschichten von ihm zu erzählen, und sie melden auch von seinem Freunde Johann Simon de Rojas, der zugleich sein Beichtiger war und der, in der Hoffnung ihn zu bekehren, ihn, gleich Leporello den Don Juan, überallhin begleitete, nicht blos auf sittige Spaziergänge, sondern auch in den Stadttheil, wo die Frauen hausten, deren Gewerbe das Tageslicht scheuen muß. Die folgende Geschichte mag zeigen, welch ein hartgesottener Sünder unser Jacob Grattis gewesen. Nicht weit von dem oben bezeichneten Stadttheil befand sich ein Pachthof mit einer kleinen Capelle, in der ein Crucifix aufgestellt war, das sich besonderer Verehrung erfreute und vor dem eine ewige Lampe brannte. Eines finsteren Abends kam Grattis zu Pferde dahergesprengt, eine Dirne vor sich auf dem Schooße führend, und stieg in diesem Pachthof ab, seine Beute mit sich nach der Capelle schleppend. Vergebens wehrte sich die sonst eben nicht scheue Dame gegen die Begegnung in diesem geweihten Orte, aber Grattis bezwang sie und bemächtigte sich ihrer. Da fiel die Dornenkrone vom Kreuze auf das Paar herab. Die Frau stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und das Pferd, so erzählt die Sage, zerriß den Zaum, an dem es festgebunden, trat in die Capelle, hob mit seinen Zähnen die Dornenkrone auf und rannte damit nach dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit, klopfte mit seinen Hufen an die Thür desselben, und das Knie in den Staub beugend, legte der Gaul den Dornenkranz in die Hände des frommen Simon de Rojas nieder, der wie immer die Nacht im Gebete für seinen Freund verbrachte und sich für die Sünde desselben geißelte. Das Wunder erregte großes Aufsehen, die Straße, in der jener Pachthof lag, erhielt den Namen Ave Maria, die fleischlichen Sünderinnen wurden aus jenem Stadtviertel verjagt, Rojas aber wurde immer andächtiger, während Grattis mit alter Zügellosigkeit neuen Abenteuern nachjagte.

Es gab damals in Madrid zwei junge Mädchen, vielberühmt durch ihre Schönheit, welche den Namen Las Victorias führten, weil sie die Nichten eines Mannes Namens Juan de Victoria waren. Grattis verfolgte die schönere der beiden Schwestern mit seinen Liebesanträgen, und da es ihm nicht gelang, sie zu verführen, schlich er sich eine Nacht an das Haus seiner Schönen mit dem Vorsatze, mit Gewalt in ihren Besitz zu gelangen. Da stürzten plötzlich zwei in Mäntel gehüllte Gestalten, das Gesicht unter den breiten Krämpen ihrer Hüte versteckt, auf ihn ein. Als er die Beiden auf sich zutreten sah, zog er sein Schwert und Jene thaten ein Gleiches. Grattis fiel verwundet auf den Boden und einer der Angreifenden setzte ihm den Fuß auf die Brust und sagte ihm: „Erröthe vor Schande, Grattis, du bist von Mädchen besiegt worden." Sie zeigten ihm ihre Züge, und er erkannte die beiden Victorias, welche davon eilten, das Schwert unseres Helden mit sich nehmend. Kurze Zeit darauf erschienen zwei in weite Mäntel gehüllte Frauen, die, ohne ein Wort zu sprechen, den zu Boden Liegenden aufrichteten, seine Wunden verbanden und ihm dann zuriefen: „Fliehe, wenn Du nicht den Tod erleiden willst."

Tief verletzt durch dieses beschämende Abenteuer, schleppte Jacob sich mühsam nach Hause, und seine Schmach brannte noch feuriger auf seiner Seele, daß Cervantes die Geschichte des Edelmannes aus Modena und der zwei Donzellen in einem Gedichte der Nachwelt aufbewahrte. Aber weder diese noch andere Begebenheiten vermochten den Sünder zu bessern, und dieser fuhr fort, sein Leben zwischen Wollust und Raufereien zu theilen. Junge Mädchen, verheirathete Frauen, Nonnen, nichts war sicher vor seinen Begierden und kein Opfer war ihm zu groß, diese zu befriedigen. Da erschien am Hofe von Madrid ein aragonesischer Edelmann, der eine diplomatische Sendung für den König hatte, mit seiner Frau, die ebenso ausgezeichnet durch ihre Schönheit als durch die Reinheit ihrer Sitten war. Sie konnte den Blicken und den Bewerbungen Jacob's nicht entgehen, aber all sein Bemühen war verloren, die tugendhafte Frau würdigte ihn keiner Aufmerksamkeit. Er erkaufte ihre Kammerzofe, welche ihrer Herrin einen von Grattis bereiteten betäubenden Trank eingab und dem Verführer die Thür des Schlafgemaches öffnete. Die Chronik meldet, daß der Modenese, eben im Begriff seine Schandthat zu verüben, eine geheimnißvolle Stimme vernahm, die ihn zurückscheuchte. Nun ging er in sich, bereute sein vergangenes Leben und faßte den Entschluß, sich dem Herrn zu weihen. Sein Beichtiger, Simon de Rojas, bestärkte ihn in diesem Vorhaben, und durch seine Vermittelung sendete ihn Philipp II. mit einer wichtigen Mission nach Rom. Dort trat er in den geistlichen Stand, gelangte bald zu Ansehen und kehrte als Ueberbringer einer päpstlichen Bulle nach Madrid zurück. Hier kaufte er das Haus, in dem die Frau des aragonesischen Edelmannes, die er im Schlafe zu verunehren gesucht hatte, gewohnt, und brachte auch noch ein anderes Haus an sich, in welchem englische Emigranten den Gesandten Cromwell's, Arsham, ermordet hatten, und noch viele andere Räumlichkeiten, unter anderen mehrere Gebäude, zu welchen die prachtvollen italienischen Gärten gehörten, die einst der Gesandte Venetiens und später der französische Gesandte Josqueban inne hatte. Die beiden ersten Häuser ließ er niederreißen und ein Oratorium an deren Stelle errichten, das noch heute den Namen des Oratorio del Caballero de Gracia führt, das Oratorium des Gnadenritters. Einmal von seinem Sündenleben bekehrt, wollte Grattis auch Andere bekehren, und er erinnerte sich eines Freudenhauses, in dem er früher häufig einkehrte. Vor einem der Fenster jenes Hauses befand sich die Statue einer Madonna, die mit einem Frauenanzuge nach der damaligen Mode gekleidet war. Um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken, troch ein Mann von kleiner Gestalt unter jene Kleider und machte mit dem Arme der Madonna eine Bewegung, die Vorübergehenden zum Eintritte einladend.*) Jacob, auch einst in dieser lästerlichen Weise in jenes Haus gelockt, gab den Frevel jetzt der heiligen Inquisition an; diese ließ das Haus dem Boden gleich machen und sämmtliche Bewohnerinnen desselben verbrennen. Auf dem so frei gewordenen Platze führte Jacob Grattis in einer Nacht ein Kloster aus Holz auf, das später in Stein umgebaut wurde. Es erhielt den Namen Carmen und besteht noch heute. Um jene Zeit lenkte in Madrid eine junge Schönheit von zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit und die Bewerbungen aller Cavaliere des Hofes auf sich. Kaum wagte es Amalia, aus dem Hause zu gehen, und selten gestattete sie einen Besuch. Sie entschloß sich endlich in einem Kloster Zuflucht vor allen Nachstellungen und ihrem eigenen Hange zu suchen. Sie war auf dem Sprunge ihr Gelübde zu thun, als ein Page des mächtigen Grafen Lerma mit bewaffneter Hand der Vollziehung ihres Gelübdes sich widersetzte. Man suchte die Braut des Herrn in einem anderen Kloster nicht weit von Madrid in Sicherheit zu bringen. Der Page kletterte über die Mauer dieses Klosters und drang in einer Nacht zur Schwester Amalia. Sie wurde nach Barcellona gesendet. Nach vielen Abenteuern wurde sie in das Kloster der Franciscanerinnen del Correal de Almajuer gebracht, wo sie die Reformen anbahnte, die von einer anderen Nonne vollbracht werden sollten. Es war die Schwester Maria de San Pablo, die, von der Mutter Gottes geleitet, sich von Jacob Grattis ein Grundstück erbat, und am 5. Januar 1603 wurde im Beisein des Erzbischofs von Toledo das Nonnenkloster gegründet, welches den Namen des Caballero de Gracia führte und das unter vielen anderen Mirakeln auch das der berühmten Wunden der Sor Patrocinio sehen sollte. Sor Maria de San Pablo begann die Reihe der wunderthätigen Bewohnerinnen jenes Klosters, sie hatte die Gnade, die Töne einer Laute zu hören, die ein Engel spielte. Die Damen des Hofes strömten

*) Historia del monastero del Caballero de Gracia Antonio Capmani y de Jusutpalan.

herbei, weideten sich an ihren musikalischen Verzückungen und priesen ihre seltenen Tugenden. Der Ruf dieser Nonne wuchs bald so sehr, daß König Philipp III. und seine Gemahlin Margarethe von Oesterreich sie mit ihrem Besuche beehrten, die anliegenden Grundstücke ankauften und dem Kloster zu dessen Vergrößerung ein Geschenk damit machten. Das Beispiel der königlichen Gunst bestimmte andere Große des Hofes, in dem Kloster reichgeschmückte Altäre zu errichten und es sonst durch fürstliche Geschenke zu bereichern.

Cervantes spielte auf die nicht immer heiligen Huldigungen der Höflinge in seinem „Nelkenstrauße" an, worin er sagte, daß im Garten jenes Klosters die fünf schönsten Nelken blühen, wodurch er fünf durch ihre Schönheit berühmte Nonnen bezeichnet. Don Rodriguez Calderon, der Günstling des Königs, huldigte der berühmten Sor Maria Pablo, die seine Neigung dazu benützte, ihn zur Stiftung eines Nonnenklosters zu bestimmen.

Da auch Philipp III. fortfuhr, das Kloster mit seinem Besuche zu ehren, gelangte die wunderthätige Nonne bald zu großem Einflusse bei Hofe. Die Höflinge buhlten um einen Blick bei ihr und mit Recht, denn ihr verdankte mancher Staatsrath seine Stelle und der Erzbischof Primas von Indien seine Würde. Sor Maria schien es denn doch zu arg getrieben zu haben, denn sie mußte nach Alcala de Henares verbannt werden, und da sie auch von dort aus ihre Intriguen an dem Hofe fortsetzte, sendete man sie nach Rom unter dem Vorwande, daselbst Klöster zu gründen. Sie starb in der Ewigen Stadt, und einige Jahre später wurden ihre sterblichen Reste nach Spanien zurückgebracht, weil das Kloster die Hülle dieser Heiligen besitzen wollte.

Ein Soldat der spanischen Garde verliebte sich in ein junges Mädchen, Namens Maria della Alumdena, das in dem Kloster, von dem wir erzählen, den Schleier zu nehmen im Begriffe war. Er erklärte ihr seine Flamme, wurde jedoch zurückgewiesen. Er lauerte ihr, als sie eines Tages vom Besuche eines anderen Klosters heimkehrte, längs der Mauer des Klostergartens auf, versetzte ihr einen Stich mit einem Degen, schnitt ihr den Kopf ab, steckte diesen in einen Sack und brachte ihn vor die Drehscheibe des Klosters, indem er sagte, es sei ein Geschenk des jungen Mädchens, das eben im Begriffe sei, sein Gelübde zu machen. Die Nonnen behaupteten, daß, indem sie den Kopf aus dem Sacke hoben, die Augen desselben sich öffneten und der Mund die Worte ausrief: „Ach, Mutter!" Der Soldat wurde auf dem großen Platze ohne Beichte gehenkt und das junge Mädchen im Kloster beerdigt. Die Nonnen erzählten, daß der Schatten der Geköpften von Zeit zu Zeit in der Umgebung des Klosters auf einem Wolkenthrone, umgeben von einem Heiligenscheine, sich blicken lasse. Die Chroniken sind voll von Wundern ähnlicher Art, welche dem Kloster, das einst auch die Sor Patrocinio beherbergen sollte, eine ausnahmsweise Stellung verschafften; es sind aber auch andere Geschichten davon zu erzählen, die besser mit Stillschweigen übergangen werden.

Ein Jesuit, deutschen Ursprungs, der Nithard hieß und ein Günstling der Regentin Anna von Oesterreich war und der sich die Ungunst des Volkes durch verschiedene Handlungen, die ihm vorgeworfen wurden, zuzog, predigte eines Abends in diesem Kloster aus Anlaß der Einkleidung einer Nonne, welche die Taufpathin der Königin war, als ein Haufen Leute in die Capelle drang und den Prediger auspfiff. Einige der anwesenden Cavaliere zogen vom Leder, um den Jesuiten zu vertheidigen, und inmitten eines wüthenden Geschreies und Gefluches kam es zu einem blutigen Kampfe, bei dem auch mancher Hofdame arg mitgespielt wurde. Diese und andere Scenen schadeten dem Kloster in der Gunst des Hofes nicht und es wurde fortwährend von Nonnen geleitet, welche im Leben Wunder verrichteten und nach ihrem Tode als Heilige verehrt wurden. Philipp III., Philipp IV., Karl II., Philipp V., Ferdinand VI. und selbst Karl III. besuchten diese fromme Gemeinschaft häufig. Dieses Beispiel wurde auch von Ferdinand VII. befolgt, als er aus Valencay zurückkehrte. Dieses ist das Kloster des Caballero de Gracia, in welches Fräulein Quiroga als Novize eintrat. Von ihren Eltern weiß man blos, daß sie ein ganz mäßiges Vermögen besaßen, aber sonst ein dunkeles Leben führten. Es ist unbekannt, welcher Umstand sie ins Kloster führte; sie mag wohl von ihren Eltern dahin gebracht worden sein, da sie in ihrer zartesten Jugend Aufnahme daselbst gefunden. Ehe wir uns mit der so berühmt gewordenen Sor Patrocinio näher befassen, sei nur noch bemerkt, daß das Kloster im Jahre 1855 von Grund auf zerstört wurde, daß die Gräber geöffnet wurden, die Leichname ihren Stätten entrissen und die Nonnen in ein anderes Kloster gebracht wurden, was zu inneren Zwistigkeiten zwischen den beiden in dieser Weise zusammengebrachten Gemeinschaften führte.

Mannichfaltiges.

— Ueber das Studium der deutschen Sprache unter den Anglo-Amerikanern bemerkt ein amerikanisches Blatt, der „Westbote": „Früher fand nur die französische Sprache vor den Augen der Amerikanerinnen Gnade. Es gehörte eben zur Mode, zum guten Ton, ein paar französische Brocken parliren zu können, deshalb lernte man ein Bischen Französisch. Die französische Sprache galt als die „elegante Weltsprache". Die deutsche Sprache war noch vor 20 Jahren geradezu verpönt. Sie galt als eine grobe, eine barbarische Sprache — es war ja die Sprache der Einwanderer, die der Druck und die Noth über das Meer gejagt hatten, die arm und freundlos an unseren Ufern landeten, und die folglich nicht „elegant" und nicht fashionable sein konnten, durch ihre starken Arme und ihre fleißigen Hände sich aber als ein desto größerer Segen für Amerika erwiesen. Heute ist es anders geworden, und wer weiß, ob wir uns nicht der Zeit nahen, wo es Mode sein und zum guten Ton gehören wird, etwas Deutsch sprechen oder wenigstens die Werke Schillers und Goethes in der Ursprache lesen zu können." Hierzu bemerkt die „Ill. Staatsztg.: „Die Thatsache ist richtig; — von dem Verdienste davon gebührt aber, wie wir glauben, den Hunderttausenden von Deutschen, welche sich hier zu Lande so schleunig wie möglich ihrer guten deutschen Sprache zu entäußern suchen, bei Weitem kein so großer Antheil, als — Herrn v. Bismarck. Die Geltung der Sprachen steht (abgesehen von dem Italienischen, das für Opernzwecke als eine Art musikalischen Instrumentes dient und auch nur in diesem Sinne im Auslande cultivirt wird) in genauem Verhältnisse zu der Geltung, welche sich die Nation verschafft, die sie spricht. Bismarck hat es zur Mode gemacht, sich um Deutschland zu bekümmern und damit auch dem Studium der deutschen Sprache Bahn gebrochen." — Sollten nicht auch Geschäftsrücksichten viele Amerikaner bestimmt haben, der deutschen Sprache ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden?

— Neapel, 13. Oct. Das letzte Bulletin des Professors Palmieri über den Vesuv lautet: „Die dynamische Thätigkeit des Kegels dauert fast unverändert fort, nur das Dröhnen ist seltener. Die Laven ergießen sich fortwährend in der nämlichen Richtung, und verhärten sich, ehe sie am Fuße des Kegels anlangen; sie kommen aus dem Eruptionskegel mit geringer Schnelligkeit, und sind denjenigen ähnlich, welche im vorigen Winter viele Monate hindurch hervorgedrungen sind. Die Instrumente sind fortwährend in Erregung, mit einigen Besonderheiten, welche der Aufmerksamkeit der Pfleger der Wissenschaft werth sind. Das Schauspiel, welches die Eruption vom Observatorium und vom „Atrio del cavallo" aus darbot, war prächtig; die ausströmende Lava war von einer sehr lebhaften Flamme, welche ein magisches Licht verbreitete."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 129.

* Das Verbrechen.

Novelle von Th. Diß.

In Schottlands herrlicher Gebirgsgegend, an der südöstlichen Küste des Meeres, liegt ein altes ziemlich verfallenes Schloß auf hohem Felsen, umgeben von fruchtbaren Thälern und Ebenen, steilen Felsen und engen Schluchten, in denen sich rauschende Wasserfälle ergießen und Berg und Thal erfrischend beleben.

Doch nicht immer mag diese Gegend einen so erquickenden behäbigen Eindruck gewährt haben, viele Jahre der Mühe und des Fleißes mögen darauf gegangen sein, um ein undurchdringliches Dickicht und unwegsame Pfade zu ebnen, um unfruchtbares Land zur ergiebigen Ernte urbar zu machen.

Die Grafen oder Barone, die früher im Schloß gehaust, waren längst verstorben oder verschollen; so stand denn dasselbe viele Jahre unbewohnt. Lange wollten sich Kauflustige dazu nicht einstellen, denn die Besitzung war Eigenthum des Staates geworden, der — getreu seinem modernen speculativen Charakter — einen überaus hohen Preis dafür forderte. Endlich fand sich ein Käufer in der Person eines reichen Fabrikanten. Er übergab seinen erwachsenen Söhnen seine Fabriken und zog sich hierher zurück, um fortan ganz der Natur und der Erziehung seiner einzigen Tochter zu leben. Er ließ den besten Theil des Schlosses bewohnbar machen, und indem er eine große Anzahl Arbeiter anstellte, gewann die Umgebung bald das entzückende, lachende Ansehen, welches sie beim Beginn unserer Erzählung darbot. Mr. Morton, so hieß der Fabrikant, war Wittwer; da er nun der Erziehung seiner Tochter Constanze nicht allein vorstehen konnte, ließ er sich eine Gouvernante aus England kommen, die ihm als mittellose Waise, aber mit vielen Kenntnissen ausgestattet, warm empfohlen war. Nach Verlauf zweier Jahre wurde es Mr. Morton klar, daß ohne den Besitz Alice's, so nannte sich die Erzieherin, das Leben ihm hinfort unerträglich sein würde, und da er befürchten mußte, daß sie ihm auf die eine oder andere Weise würde bald entzogen werden, trug er ihr sein Herz und seine Hand an — was auch von Alicen freudig angenommen wurde, denn Mr. Morton war nicht allein ein reicher, sondern auch ein liebenswürdiger und edeler Mann.

Nur Constanze, das an Jahren noch so kindliche, doch an Verstand, Ernst und verschlossenem Wesen weit voraus geeilte Mädchen konnte sich nicht darein finden, nun die Liebe ihres Vaters mit einer Anderen theilen zu müssen. So gern sie auch ihre Gouvernante gemocht hatte, und so sehr sie auch von ihr geliebt worden war, zog doch ein erkaltendes Gefühl gegen sie in das junge Herz ein — und noch lange Zeit nach der Vermählung konnte die kleine Constanze in ihrem Zimmer sitzen und trostlos weinen. Alice sah dies mit tiefer Bekümmerniß, doch hoffte sie mit verdoppelter Liebe und Nachsicht dies kleine Herz bald wieder gewinnen und die Eifersucht auf sie daraus verbannen zu können.

Der Vater aber dachte anders; er war so erzürnt darüber, daß Constanze seine Gattin, die doch so liebenswerth war, nicht freudig Mutter nannte, daß er sie von jetzt an mit großer Strenge und Kälte behandelte, und was der Sanftmuth Alice's vielleicht gelungen wäre zu mildern und zu versöhnen, vernichtete auf immer die rauhe Hand des Vaters.

Ein Zeitraum von fünf Jahren war verflossen; an einem heiteren Tage im Monat October, wo die Sonne ihre letzten Strahlen über die Gipfel der noch grünenden Bäume sandte und sie mit den herrlichsten Tinten färbte und die Wogen des Meeres, auf welches das Schloß einen entzückenden Anblick gewährte, wie mit goldenem Schaum überzog, saßen in einem hochgewölbten Zimmer, bei offenen Flügelthüren, die auf einen Balcon hinausführten, Mr. Morton im sammtenen Lehnsessel, das noch immer so geistvolle Auge liebevoll auf seine Gattin gerichtet, die an seiner Seite saß, und welche die blonden Locken eines etwa 4jährigen Knaben liebkosend durch ihre weißen Finger gleiten ließ. Die junge Frau war sehr hübsch, groß, von schlanker Gestalt und eleganten Formen, reiches blondes Haar umgab ihren zierlichen Kopf, die tiefblauen Augen blickten schelmisch und heiter, was ihr ein kindliches Ansehen verlieh, das noch durch ein zartes Colorit ihres Antlitzes erhöht wurde. Der kleine Knabe, das Ebenbild seiner Eltern, war ein liebliches reizendes Kind, das von ihnen auf's zärtlichste geliebt wurde, so daß sie fast nur für dies zu leben schienen.

Fern von ihnen im tiefen Bogenfenster lehnte ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren; es war eine kleine zarte Gestalt, doch so wohl proportionirt und von solchem Ebenmaß der Glieder, daß sie weder schwächlich noch kränklich aussah. Der bleiche etwas gelbliche Teint hätte vielleicht eher auf diesen Gedanken führen können, doch in belebteren freudigen Momenten überzog ein so frisches Colorit die sammtartige Haut, daß man wohl sah, es ströme ein gesundes kräftiges Blut durch die feinen Adern. In diesem Augenblicke waren ihre dunkelen Augensterne mit etwas düsterem unheimlichem Ausdrucke auf ihre Stiefmutter und deren Söhnchen gerichtet, und das Beben der schmalen Lippen zeigte, daß ihr Herz schmerzlich erregt und sie dem Weinen nahe sei.

Fast eine Stunde dauerte die leise tändelnde Unterhaltung der Gattin mit dem Knaben; Willi, mit einem Spielwerk beschäftigt, wurde endlich ungeduldig und verlangte ins Freie, da erinnerte Mr. Morton sich Constanzens Gegenwart, und sie herbeirufend gab er ihr den Auftrag, wärmere Ueberkleider für Willi zu holen, was sie sehr unwillig und verdrossen vollzog. Ihr Vater sagte ihr deshalb: „Constanze, Constanze, hüte Dich, daß ich Dich nicht aus meinem Hause verbanne und Dich irgendwo hinschicke, wo man strengere Maßregeln ergreifen wird, Deinen Starrsinn zu beugen."

Das junge Mädchen zuckte schmerzlich zusammen und erbleichte noch mehr, kein Wort kam über ihre Lippen, als sie eilig das Zimmer verließ, einen runden Hut auf die dunkelen Locken drückte und hinaus stürmte.

Durch den Garten führte ein Feldweg zur Wohnung des Gärtners; hierher flüchtete Constanze oft, wenn ihr Herz zu voll war oder ein frohes Ereigniß sie erregt hatte. Der Gärtner ihres Vaters, Mr. Wise, ein noch rüstiger Mann, war

nicht ganz ungebildet, er hatte gute Schulen besucht und besonders fleißig Botanik betrieben, wozu er eine besondere Vorliebe besaß. Er war verheirathet, hatte nur einen Sohn, der, wenn auch nicht gänzlich blödsinnig, doch sehr beschränkten Verstandes war und vom Vater nur zu mechanischen Arbeiten gebraucht werden konnte, die er dann pünktlich vollzog. Sein einziges Talent bestand in Holzschnitzerei; er verfertigte oft sehr kunstvolle Gegenstände, wovon er die niedlichsten Constanzen schenkte. Für Letztere zeigte er überhaupt viel Anhänglichkeit; wenn sie erschien, verklärte sich sein ganzes Gesicht zum freundlichen Grinsen. Er war sehr häßlich, Alice fürchtete ihn fast; so konnte sie sich denn auch nie entschließen, ein Wort mit ihm zu sprechen, was er ihr sehr übel nahm und oft gegen sie selbst äußerte.

Als Constanze vorhin so stürmisch das Haus ihrer Eltern verließ, und nun in Mr. Wise's Garten eilte, trat ihr der Gärtner freundlich lächelnd entgegen, blieb aber erschrocken stehen, als er ihr ernstes Antlitz und ihre Thränen gewahrte.

„Mr. Wise," redete Constanze ihn an, „nun wird meine Stiefmutter mich wohl bald aus dem Hause vertreiben, mein Vater liebt mich nicht mehr und bekümmert sich gar nicht um mich; stundenlang kann er mit Willi kosen und tändeln, ich bin vergessen und vernachlässigt, mich beachtet Niemand mehr."

„Miß Constanze," erwiderte der Gärtner, „Ihre Mama ist doch sehr gut und liebt Sie auch, vielleicht wäre es auch richtiger, Sie gingen einmal fort, damit das Verhältniß wieder ein anderes würde, Sie sollen sehen, es wird noch Alles gut werden."

„Nein, nie, niemals wird das geschehen; ja wenn der Knabe nicht wäre, dann könnte ich vielleicht noch glücklich werden, doch so" — sagte das junge Mädchen trostlos.

Mr. Wise bat sie nun, mit ihm ins Haus zu kommen, und so, von ihm und John gefolgt, der unbemerkt Zeuge der Unterredung gewesen war, öffnete Constanze die Thür zum Wohnzimmer, blieb aber betroffen auf der Schwelle stehen, als sie einen jungen Mann erblickte, der sich bei ihrem Eintritt rasch erhob und sie freudig begrüßte. Constanze erröthete lebhaft, denn es war ja nicht das erste Mal, daß sie ihn hier traf. Doch heute hatte sie keine Ahnung seines Hierseins; sie schämte sich ihrer verweinten Augen und verließ auch, starkes Kopfweh vorschützend, so bald als thunlich die Gärtnerwohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Sor Maria Raphaele del Patrocinio.

(Aus der „Neuen Fr. Presse".)

II.

Im Laufe des Monats November 1835 übersandte der spanische Justizminister einem Richter erster Instanz einen königlichen Befehl, in dem es hieß, es sei eine Untersuchung einzuleiten gegen Sor Patrocinio wegen eines Betruges, den diese in der Form eines angeblichen Wunders verübt habe. Es wurde ihr in dem königlichen Befehle Arglist und Fanatismus gegen den Staat zur Last gelegt, „zum Behufe der Begünstigung des Rebellenprinzen, welcher der Anstifter und die Stütze des Bürgerkrieges ist, unter dem Spanien zu leiden hat." Aus der sofort eingeleiteten Untersuchung erhellte, daß von allen Wundern, welche die Priorin und ihre Mitschuldigen als das Werk der Schwester Patrocinio bezeichnet haben, das befremdlichste gewesen, daß eines Nachts der Teufel sie aus ihrer Zelle holte, sie auf den Weg von Aranjuez führte und ihr zeigte, daß Marie Christine in jeder Beziehung ein schlechtes Weib sei und daß ihre Tochter nicht über Spanien herrschen dürfe; daß derselbe Teufel ihr in der Richtung von Guadarama eine Reihe von ähnlichen Erscheinungen zeigte; daß er nach dieser sonderbaren Wanderung sie in ihr Kloster zurückbrachte, sie aber auf dem Dache ließ, von wo die jungen Nonnen sie durch eine Luke zurückbringen mußten, ein Umstand, den Gott vorbereitet hat, auf daß dieses Mirakel bezeugt werden könnte — woraus erhellt, daß das Hauptwunder der Schwester Patrocinio darin besteht: 1) daß sie aus ihrer Zelle herausgegangen, um auf das Dach zu steigen; 2) daß sie ohne Unfall wieder in ihre Zelle zurückgelangte, und 3) daß sie im Namen Gottes behauptet, Isabella werde niemals in Spanien herrschen." Die Unter-Priorin ihrerseits sagt aus, „daß die Schwester Patrocinio noch als Novize auf der linken Seite eine Wunde bekam, daß die Betende in diesem Augenblicke einen Schmerzensschrei ausstieß, welcher die Aufmerksamkeit des Zeugen auf sie lenkte, doch habe sie erst nach einigen Tagen die Wunde gezeigt, welche ihr jenen Schmerzensschrei entlockte, und daß nach mehreren Monaten, während sie sich im Gebete befand, andere vier Wunden hinzukamen &c."

Die Behörden bezeichneten zwei angesehene Aerzte, Argumosa und Seoana, welche beauftragt wurden, die miraculösen Wunden der Nonne zu untersuchen. Sie fanden, daß diese das Ergebniß künstlicher Mittel seien, und daß es hinreichte, diese zu beseitigen, um sofort Heilung herbeizuführen. Am anderen Morgen, die Nonne wieder untersuchend, fanden die Aerzte wider Erwarten, daß die von ihnen getroffene Anordnung ohne Wirkung geblieben, und daß die Wunden noch immer in ihrem früheren Zustande sich befanden. Sie beschlossen, die Schwester Patrocinio selber zu pflegen und zu verbinden, statt diese Sorge ihren Gefährtinnen zu überlassen. In der That zeigte sich am folgenden Tage schon eine Besserung, und sie befolgten diese Methode fort, den Verband mit einem Siegel versehend, um zu verhindern, daß unberufene Hände an dem Verbande ändern.

Kurze Zeit nachher erklärte Sor Patrocinio im Beisein des Unterstaatssecretärs der Justiz, des Civil- und des Militärgouverneurs, des Unterstatthalters, des Almoseniers, des Syndicus vom Ayuntamiento und der Aerzte Folgendes:

„Es sei bestimmt, genau und der Wahrheit gemäß, daß der Zustand, in dem die beiden Aerzte am 9. November sie vorgefunden, sowie jener, der am 17. December in Folge des von ihr beobachteten Heilverfahrens eingetreten war, getreu beschrieben worden sei und daß sie seit jener Zeit nichts mehr gefühlt habe an jenen Theilen ihres Leibes, wo sie ihre Wunden erhalten, und daß sie sich zu ihrer großen Befriedigung als vollkommen geheilt erkenne."

Das Ergebniß dieses Processes war das folgende richterliche Urtheil vom 25. December 1836:

„In Erwägung des gesetzlichen Nachweises, daß Sor Maria Raphaele Patrocinio sich hat einen Betrug und eine Arglist zu Schulden kommen lassen, bestehend in verschiedenen Wunden, deren natürliche Entstehung fälschlich einem Wunder des Allerhöchsten zugeschrieben wurde; in Erwägung, daß die Verführung und die moralische Gewalt, welche Sor Patrocinio als an sich ausgeübt angiebt, keine Entschuldigung für diesen Betrug sind und daß sie der competenten Behörde Rechenschaft davon hätte ablegen müssen; in Erwägung der Reue, welche die Angeklagte an den Tag gelegt, und der Aufrichtigkeit, mit welcher sie zur Aufhellung der Wahrheit beigetragen, erachten wir, daß sie zu verurtheilen ist, und verurtheilen sie, daß sie mit aller ihrem Stande schuldigen Sorgfalt und Rücksicht in ein anderes Kloster gebracht werde, das wenigstens 40 Meilen von dieser Residenz entfernt ist, und wir beauftragen die Aebtissin und Oberin dieses Klosters, strenge Aufsicht über sie zu üben, zur Verhinderung der Wiederkehr ähnlicher Thatsachen wie die, welche den Gegenstand dieses Urtheils ausmachen."

Der Oberste Gerichtshof änderte dieses Urtheil in folgender Weise ab:

„Wir erachten, daß die Schwestern Raphaele, Maria Benito und Maria Josepha (die Mitschuldigen der Sor Patro-

cinio) zu verurtheilen sind, und verurtheilen sie, in verschiedene, wenigstens 15 Meilen von Madrid entfernte Klöster gebracht zu werden, wo sie als Nonnen leben können, ohne die geringste Autorität oder Oberleitung erhalten zu dürfen. Zu diesem Zwecke sollen sie zur Verfügung des Erzbischofs von Toledo gestellt werden, dessen Eifer und Patriotismus wir die Sorge übertragen, die nöthigen Verfügungen zu treffen, damit diese Nonnen unter der besonderen Ueberwachung ihrer Prälaten bleiben, und daß sie durch tugendhafte, weise und der gerechten nationalen Sache anhängliche Priester geleitet werden, welche ihnen in den wahren Grundsätzen der Tugend und der Religion Unterweisung geben und die Irrthümer bekämpfen, in welchen sie bis zu diesem Tage lebten, und sie namentlich von dem Bestreben abwenden, sich mit weltlichen und politischen Dingen zu befassen, widrigenfalls sie mit größerer Strenge bestraft werden sollen, ohne Rücksicht auf die Schwäche ihres Geschlechtes und die unheilvollen Einflüsse, welchen sie unterlegen mögen."

Dieses ist der kurze Verlauf des Processes, welcher durch die Gerichte von Madrid im November 1835 gegen Sor Patrocinio anhängig gemacht wurde. In der Nacht vom 7. auf den 8. December desselben Jahres machte Sor Patrocinio einen Fluchtversuch, der jedoch durch die von den Gerichten getroffenen Maßregeln vereitelt wurde, und Sor Patrocinio wurde nach Talavera della Reyna gebracht, wo sie den Händen der Aebtissin des Klosters der Mutter Gottes unter ihrem Familiennamen Quiroga anvertraut wurde.

Aus Madrid verbannt, weihte sich Sor Patrocinio ganz der Sache von Don Carlos und trieb ihr Gaukelwesen fort. Unverständig und fanatisch wie so mancher Bourbone legte Don Carlos größeres Gewicht auf die Briefe, welche ihm die Nonne schrieb, und auf die Rathschläge, die sie ihm ertheilte, als auf die strategischen Pläne seines Oberfeldherrn Zumala-Carreguy.

Als jedoch die Sache der carlistischen Bewegung bei Vergara unterlag, wendete Sor Patrocinio mit ihren Mirakeln sich der theokratischen Partei am Hofe Isabellens zu.

Kaum war der Krieg beendigt, als auch die politische Reaction begann, und kaum war diese im Zuge, als Schwester Patrocinio sich trotz des Verbannungsbefehles wieder nach Madrid begab. Damals war die Frage der Verheirathung der Königin Isabella an der Tagesordnung. Don Francisco, derselbe, welcher jetzt mit Marfori der Königin in Pau Gesellschaft leistet, befand sich unter den Bewerbern. Er war damals in Pampeluna und stand unter dem Einflusse des Bischofs jenes Sprengels, der sich seiner als Werkzeug bediente und der ihm vor seiner Abreise nach Madrid die wunderwirkende Nonne angelegentlichst empfahl. Diese bemächtigte sich bald dieses schwachen Geistes und fand in ihm einen gläubigen Bewunderer ihrer Mirakel.

Zuweilen bei hereinbrechender Nacht sah man einen Schatten an den Wänden der Säle seines Palastes. Dieser Schatten hatte die Gestalt einer Frau und glich der Mutter von Don Francisco, die eigens aus der anderen Welt wiederkehrte, um dem Könige zu melden, daß Isabella eine Usurpatorin und daß er, ihr Sohn, zu den Flammen der Hölle verurtheilt sei, wenn er nicht auf Mittel sinne, die Krone der Familie des Don Carlos wiederzuerstatten. Zuweilen war es Sor Patrocinio, die selber die Reise nach dem Purgatorio machte und Nachrichten der Mutter von dort mitbrachte und auch Weisungen für das Verhalten des Sohnes.

Don Francisco faßte endlich einen äußersten Entschluß. Narvaez war damals Ministerpräsident, und der König wußte zu bewerkstelligen, daß die Königin ihn verabschiedete und ein lächerliches, aus reinen Absolutisten bestehendes Ministerium einsetzte. Es erhielt den Spitznamen des Blitz-Ministeriums, es fiel innerhalb vierundzwanzig Stunden unter dem allgemeinen Gelächter. Narvaez gelangte wieder zur Gewalt, der König und die Nonne wurden verbannt, aber nach kurzer Zeit kehrten sie wieder zurück, einflußreicher als jemals.

Bis dahin war Sor Patrocinio blos bemüht, den König zu beherrschen, von nun ab versuchte sie ihren Einfluß auch auf die Königin. Bis dahin waren ihre miraculösen Intriguen blos abgeschmackt, von nun ab wird ihre Einwirkung die Grenze des Wahrscheinlichen überschreiten, und doch wird Alles, was über sie gesagt ist, aus unzweifelhaften Quellen geschöpft.

Man begreift z. B., daß die Nonne dem Christus der Kirche des heiligen Franciscus blutigen Schweiß zu entlocken weiß, als Beweis seiner Mißbilligung der in Spanien befolgten Politik. Aehnliches ist schon oft dagewesen. Schwerer zu begreifen ist, daß die Königen ihr Vertrauen in die übernatürliche Gewalt der Sor Patrocinio so weit trieb, daß sie sich von dieser bereden ließ, nur solche Hemden zu tragen, welche die Nonne wenigstens vierundzwanzig Stunden auf dem Leibe gehabt. Die Erklärung einer solchen Verirrung ist schwer zu finden, und so ist es begreiflich, daß man in Spanien alles Mögliche ersann, um das Unerklärliche aufzuhellen. So sagte man, daß Don Francisco im Besitze einer reichen Sammlung von Briefschaften seiner Frau sich befand, Briefe, von denen man in Rom einige Kenntniß haben mag und deren Besitz dem Könige dazu diente, die Königin zu bestimmen, in Allem der Sor Patrocinio zu folgen. Seinerseits wiederholte der Padre Claret, der Beichtiger der Königin, sie möge sich um diese Correspondenz durchaus nicht kümmern, wenn sie nur fortführe, die frommen Wege zu wandeln, die sie stets betreten. Die Sor Patrocinio gehört einem Kloster-Orden an, und doch nahm sie in keinem Kloster ihren festen Wohnsitz; sie kam und ging, wie eine weltliche Dame, von Spanien nach Rom, von Rom nach Spanien; sie zog von Kloster zu Kloster. Die Schwester Patrocinio, von den Gerichten verurtheilt, spottet derselben und Niemand wagt es, sich ihr zu widersetzen. Sie fährt durch Madrid in einem von vier Maulthieren gezogenen königlichen Wagen; zwei andere folgen diesem; eine Ehrenwache begleitet sie. An jedem Montag konnte man vor der Thür des Klosters des heiligen Pascal ein halbes Dutzend Karren, versehen mit dem königlichen Wappen, die kostbarsten Eßwaaren Spaniens und des Auslandes abladen sehen. Es ist die wöchentliche Lieferung des Hofes an die Gemeinschaft der Sor Patrocinio.

Das Kloster des heiligen Pascal ist in Aranjuez gelegen und wurde von Karl III. erbaut. Es ist groß, entbehrt aber jeder künstlerischen Bedeutung. Ursprünglich für den Gebrauch von Mönchen bestimmt, besteht es aus einer großen Menge von Zellen, die nach den Statuten des Ordens blos einen Tisch von Tannenholz und eine Holzpritsche, einen Strohsack, zwei Betttücher aus Sackleinwand, eine Decke und eine kleine Sitzbank, ein Kreuz aus weißem Holze, einen hölzernen Suppennapf, einen irdenen Topf und einen Teller enthalten durften. So wollen es die Statuten, allein heute sind diese Zellen in elegante Boudoirs umgewandelt. Dieses Kloster diente allen jenen zum Muster, welche Sor Patrocinio, Millionen verausgabend, in Madrid, in Ildefonso, in Pardo, San Lorenzo und in Loroya gegründet hat.

Die Stifterin hat als erste Bedingung des Eintrittes in ihre Gemeinschaft festgesetzt, daß die Novizen nicht älter als sechzehn Jahre sein dürfen, und sie sah darauf, daß die meisten auch hübsch seien.

Das Costüm dieser Nonnen besteht aus einer weißen Tunica, mit einer Capuze versehen und um den Gürtel mit der seraphischen Schnur festgehalten, an welcher ein Rosenkranz hängt. Ein anderer Rosenkranz ziert die Brust und trägt eine Medaille aus vergoldetem Metall. Der Mantel ist blau, kurz und mit einem zweiten Schilde geziert, das, mit Seide eingesäumt, auf weißem Grunde und auf der Schulter getragen wird. Die Kopfbedeckung ist breit und trägt einen langen Schleier. Die Leibwäsche ist aus Etamine, die Nonnen gehen barfuß und haben blos hänfene Sandalen. Dies ist auch das Costüm der Sor Patrocinio. Diese ist von gewöhnlicher Gestalt, doch sind ihre Züge nicht uninteressant. Sie hat einen großen aber ausdrucksvollen Mund, eine mächtige Nase, tiefliegende aber geistvolle Augen. Sie gleicht einer Erscheinung

aus allen Zeiten und in ihrem Gesichte spiegeln sich Energie und Fanatismus wieder.

Isabella und Don Francisco ließen eines Tages einen Photographen kommen, der folgende Gruppe aufzunehmen hatte: die Königin, den König und die Kinder der Königin, auf den Knieen liegend, während hinter ihnen Sor Patrocinio steht, die Arme segnend über die königliche Familie ausbreitend. Die Schwester Patrocinio hat einen Bruder, der, wie man das nicht anders erwarten kann, sich sehr wohl steht, aber zu seinem Glücke sonst weiter nicht von sich reden macht.

Die Nonnen und die Mönche haben viel Unheil über Spanien gebracht — Unheil, das erst jetzt in seinem ganzen Umfange wird erkannt und beurtheilt werden können. Nun sind es kaum Wochen her, daß der Baum der Freiheit über Cadix weht, und noch kürzer her, daß die Bourbonen aus dem Lande vertrieben sind, aber das Volk hat nur ausnahmsweise an die Mönchs- und Nonnenklöster gerührt. Die Aufgabe der Beseitigung dieser schlimmsten aller gesellschaftlichen Wunden ist der gesetzgebenden Wirksamkeit der constituirenden Versammlung anheimgestellt. Die Mäßigung, mit welcher die spanische Nation zu Werke geht, ihre ganze Haltung während dieser großen Tage beweisen, daß sie reif ist für die Freiheit, die sie erkämpft, und daß diesmal, so steht zu hoffen, für immer eine Wahrheit geworden ist der Ruf, der in Spanien überall und überall, aus dem Munde der Kleinen und der Großen erschallte: Nieder mit den Bourbonen!

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

S. **Worms**, 24. Oct. Die durch die Presse bereits angezeigten „Gedenkblätter zur Erinnerung an die Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals in Worms," im Auftrage des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins herausgegeben von Dr. Eich, Vicepräsident des Vereins, sind jetzt erschienen und um 1 fl. 30 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Diese „Gedenkblätter" sind in Anlage und Ausführung ein wahrer Markstein in der Geschichte des Protestantismus unseres Jahrhunderts. Denn sie documentiren, daß an dem von Rietschel modellirten Denkmale der Reformation, welches gleich groß ist an Reichthum der Gedanken wie Schönheit der Ausführung, die ganze protestantische Christenheit der Erde und erfreulicherweise auch manche Katholiken, die da wissen und denen es gegenwärtig ist, daß Luther für alle Deutschen gelebt und gewirkt hat, sich mit Beiträgen betheiligt haben. Das schön ausgestattete Buch, eine wahre Weihnachtsfreude, predigt die Einheit und Freiheit im Geiste auf allen seinen Blättern. Bekanntlich war die Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals im Juni d. J. ein großartiges Fest von wirklichem und gesundem national-kirchlichem Gepräge, das, wie die Königin von England in ihrem Beglückwünschungstelegramm für jene Festtage ganz richtig sagte, „die protestantischen Fürsten und Völker Deutschlands zu Worms in Eintracht zusammenführte." Deshalb bildete die Enthüllungsfeier mit ihren Begrüßungsreden, Predigten, Reden, Adressen, Ansprachen, Toasten, Begrüßungen und Festgedichten einen beträchtlichen Theil des Buches (200 Seiten davon), der um so interessanter und wissenswerther ist, je größer und bedeutender die Schaar der Männer und Corporationen war, welche bei jenem Feste ihr mündliches oder schriftliches Wort hören ließen. „Die Geschichte des Denkmals," von dem Herausgeber geschrieben, ein durchaus lesenswerther Theil der „Gedenkblätter", giebt ebensowohl Zeugniß von der langjährigen und umfassenden Thätigkeit des Vereinsausschusses, wie von dem religiösen Ernst und der deutschen Gewissenhaftigkeit, womit dieses nationale Denkmal geplant, entworfen und zur Ausführung gebracht wurde. Ueberall treten Einem dabei Lichtseiten des deutschen Geistes entgegen. Mögen darum jene „Gedenkblätter", in denen das enge Lutherthum eine beneidenswerthe Rolle gerade nicht spielt, recht viel gelesen werden und Licht verbreiten unter uns, an dem wir noch lange nicht genug haben; denn nur im Fortschreiten liegt die Entwickelung des menschlichen und damit auch die des religiösen Geistes.

Mannichfaltiges.

— Als die Germania ihre Fahrt nach dem Nordpol antrat, sprachen zwar mehrere englische Blätter offen ihr Bedauern aus, daß der Ruhm, bis zum Nordpol vorgedrungen zu sein, vielleicht der deutschen Nation vorbehalten sei, im Uebrigen aber hörte man nur gute Wünsche für das Gelingen des Unternehmens. Auch bei ihrer Heimkehr wurde die Germania in der englischen Presse mit freundlich aufmunternden Worten begrüßt, den Anspruch aber, daß sie am allerweitesten gen Norden vorgedrungen, werden ihr die Engländer ewig streitig machen. Schon hebt ein Eingesandt in der „Times" hervor, daß Capitain Scoresby auf einer seiner Walfischfahrten bis zu 81 Gr. 30 Min., Capitain Parry im Jahre 1827 bis 82 Gr. 45 Min. und holländische Walfischfänger verschiedene Male bis zum 82. Grad nördl. Br. vorgedrungen seien. Der anonyme Einsender wiederholt, was von englischer Seite oft behauptet worden ist, daß man, um den Pol zu erreichen, hoch im Norden überwintern müsse, um im Frühjahr über das Eis weiter gegen den Pol vorzudringen.

— Eine sinnreiche und höchst einfache Dampfmaschine, in welcher Rollen, Krummzapfen ꝛc. wegfallen, ist von Mr. Benjamin Franklin in Westmoreland, Pennsylvanien, erfunden worden. Sie beruht ganz auf Anwendung der Centrifugalkraft. Die Reibung soll beinahe ganz überwunden sein, und sie erzeugt angeblich 1500 Umdrehungen in der Minute mit dem vierten Theil der bisher nothwendigen Dampfmasse, ungeachtet dasselbe Quantum Kraft entwickelt wird. Diese neue Maschine condensirt beinahe all ihren Dampf, ihre Herstellung kostet nur den vierten Theil der bisherigen Dampfmaschine und bedarf fast gar keiner Reparatur.

Anagramm.

An vielen Orten siehst Du sie,
Die sich und wir mit a benennen;
Doch nach dem Aeußern wirst Du nie
In ihrem Trachten sie erkennen:
Sie wirken stille spät und früh
Für die gefall'ne Dynastie.

Bei jedem Luftzug wird gehofft,
Daß sich für sie der Sturm erhebe,
Daß Freiheit, Fortschritt, Licht erbebe:
Dies wiederholte sich schon oft.
Und eben wieder sind sie da
In neuer Auflag' mit dem a.

An vielen Orten siehst Du sie
Mit u, bedeckt von tausend Namen:
Gedruckt, geschrieben oder wie,
Zuweilen auch in Heft und Rahmen.
Sie nennen hunderte, doch nie,
Warum hierher sie eben kamen.

Oft ist's die Luft, das Wasser oft
Und was sie besser hier gehofft;
Und darum keine Kosten scheuen,
Verdorb'ne Säfte zu erneuen.
Die alle nennen sie mit u,
Nun Räthsellöser rathe Du.

— Δ —

Verantwortliche Redaction: Ph. Gerhard Glas. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 130.

* Das Verbrechen.

Novelle von Th. Duß.

(Fortsetzung.)

Alfred Bridge, so nannte sich der junge Mann, hatte kürzlich sein juristisches Examen glänzend bestanden und beabsichtigte sich nun als Advocat in Edinburgh niederzulassen, wo seine Eltern wohnten, und sein Vater schon eine bedeutende Praxis besaß. Alfred war ein liebenswürdiger, mit reichen Kenntnissen ausgestatteter junger Mann, von einnehmenden Gesichtszügen und eleganter Tournüre. Er pflegte zur Jagdzeit, die er auf benachbarten Gütern verbrachte, bei Mr. Wise vorzusprechen; derselbe war früher einige Zeit Gärtner bei seinem Vater gewesen, und er hegte noch viel Anhänglichkeit für ihn. So hatte er Gelegenheit, Constanze kennen zu lernen, die zwar, als er sie zuerst sah, noch zu sehr Kind, aber ein vielversprechendes interessantes Kind war, mit dem er sich gern und vielfältig beschäftigte und unterhielt.

Nun als halberwachsene Jungfrau, wo ihr Aeußeres sich bedeutend verändert und sich immer schöner zu entwickeln versprach, da war es vielleicht noch ein anderes Gefühl, was, ihm unbewußt, ihn länger und öfter bei Mr. Wise verweilen ließ. Zu seinem Leidwesen hatte er schon lange bemerkt, daß des jungen Mädchens Dasein von einem tiefen Kummer bedrückt, daß im Hause ihrer Eltern wohl nicht Alles so war, wie es sein sollte, und er bemühte sich, so viel in seinen Kräften stand, sie zu erheitern und zu zerstreuen, was ihm auch fast immer gelang, denn in seiner Gegenwart war sie viel fröhlicher und unbefangener und oft ertönte von ihren sonst so fest geschlossenen Lippen ein helles, kindliches Lachen.

Constanze war kein böser Charakter, bei richtiger Leitung hätte sie mit ihren herrlichen Anlagen ein bedeutendes Geschöpf werden können, doch so in frühester Jugend verzogen und verhätschelt, von etwas heftiger Gemüthsart, zur Eifersucht geneigt, mit ihrer wenigen Erfahrung, glaubte sie immer, die Stiefmutter schwärze sie bei ihrem Vater an, und alle Versuche derselben, sie für sich zu gewinnen, scheiterten an diesem Glauben. So blickte sie trostlos in die Zukunft, und selbst das wärmere Gefühl, welches sie im Grund ihres Herzens für den kleinen Bruder hegte, wagte nicht an's Licht zu treten.

Mr. Morton und seine Gattin waren auf einige Tage in die nahegelegene Stadt gereist und hatten Willi der Obhut der Bonne übergeben. Constanze schlief im selben Stockwerk, zu ebener Erde, konnte also sehr leicht in das Zimmer der Bonne gelangen, die den kleinen Knaben mit fast mütterlicher Zärtlichkeit hütete und bewachte.

Am Abend vor der Abreise war zwischen Constanze und ihrem Vater noch eine heftige Scene vorgefallen; er hatte nämlich einen Brief von seinem Sohn aus Edinburgh erhalten, worin dieser ihn um eine ziemlich bedeutende Summe Geldes bat — da er Unglück im Spiel gehabt und auch einige Schulden zu tilgen hätte. Nun waren aber die jungen Leute so gut gestellt, daß sie nicht allein sehr gut leben, sondern noch zurücklegen konnten, wenn sie wollten. Mr. Morton war höchst aufgebracht über seinen Sohn, der schon mehrere Mal die Güte und Nachsicht seines Vaters in Anspruch genommen hatte. Er war der Lieblingsbruder Constanzens, daher legte sie ein gutes Wort für ihn ein, was aber vom Vater hart zurückgewiesen wurde. Das junge Mädchen sah hierin wieder eine Zurücksetzung, und in der Ueberzeugung, beleidigt zu sein, äußerte sie unwillig, daß der Vater wohl Alles für Willi sparen wolle, damit derselbe allein künftig nicht zu arbeiten brauche. Mr. Morton, sonst sehr besonnen, war, wenn er gereizt wurde, ein überaus heftiger Mann und, nach Constanzens Worten, seiner selbst nicht mächtig, erhob er seine Hand zum Schlage; doch Alice, als milder Engel, trat zwischen ihn und seine Tochter und sprach begütigende Worte. Constanze stand bleich wie der Tod. Sie blickte ihren Vater wehmüthig vorwurfsvoll an und flüsterte fast tonlos: „Das vergesse ich nie!" — Langsam verließ sie das Gemach. Mr. Morton bereute bald, was er hatte thun wollen, doch äußerte er gegen seine Gattin, Constanze hätte lange eine Züchtigung verdient, jetzt wolle er sie bestimmt fortschicken.

Alicen's Thränen flossen. „Nun wird die Welt glauben, ich schicke sie von hinnen!" erwiderte sie schmerzlich bewegt.

„Mag sie es thun," sagte ihr Gatte; „ich weiß, daß Du die beste der Mütter bist."

So erfolgte den nächsten Tag die Abreise, ohne daß eine Versöhnung stattgefunden.

Constanze, die ihren Vater nicht wieder gesehen hatte, war tief bekümmert und verbrachte die beiden Nächte fast schlaflos; den nächstfolgenden Tag erhob sie sich sehr frühzeitig von ihrem Lager, und da sie bemerkt hatte, daß die Kinderfrau in's Souterrain hinabgegangen war, um mit den anderen Domestiquen das Frühstück einzunehmen, was immer eine geraume Zeit in Anspruch nahm, eilte sie bald darauf leisen und vorsichtigen Schrittes in die Kinderstube, um nach dem kleinen Willi zu sehen. Nach einer Weile kehrte sie todtenbleich, verwirrt und außer sich, daraus zurück und sank halb ohnmächtig auf ihr Lager.

Verlassen wir sie jetzt, um unsererseits auch einen Blick in das Zimmer des kleinen Willi zu werfen.

Versetzen wir uns einige Stunden zurück. Da stand das kleine Bettchen des Knaben in einer Ecke des Gemaches; auf seinen weißen Spitzenkissen ruhte sein liebliches Haupt, umflossen von blonden Locken, die kleinen Hände lagen noch gefaltet vom Abendgebete auf der Decke, nichts schien seinen ruhigen gesunden Schlummer gestört zu haben, die Thür zum Gartenzimmer war angelehnt, um frische Luft einzulassen. Die Sonnenstrahlen, die sich durch die Lücken der Vorhänge stahlen, warfen hin und wieder dunkele Schatten auf die weiße Bettdecke und umspielten den Knaben heute nicht wie friedliche Engel und lustige Elfen, nein! wie böse Geister und finstere Dämonen. Konnte das Gebet einer liebenden Mutter, die ihren Liebling noch nie so lange verließ, Dich nicht schützen, armer Knabe? Konnten die Gedanken des Vaters, welche Dich stets umschwebten, Dein junges Leben nicht vor dem tödt-

lichen Stoße bewahren? Konnte die Liebe, welche Alle zu Dir hegten, Dich nicht in dieser geheimnißvollen Stunde rettend umfassen?

Die Stille in dieser Stunde war eine scheinbar friedliche; es war aber die Stille des Grabes, die Ruhe des Todes, welche im Zimmer herrschte.

Minute auf Minute verrann.

Die Sonne schien voll auf die blassen Wangen des Kindes — alle Schatten waren verschwunden, sie beleuchtete grell das weiße Gewand, an dem einige Blutstropfen wie Perlen niederrieselten, da öffnete sich die Thür und die Bonne trat fröhlich vor sich hinsingend ein. Ein Blick auf das Kind genügte, sie zu Eis erstarren zu machen, dann stürzte sie mit lautem Wehgeschrei auf sein Bett zu, ergriff die kleinen noch nicht erkalteten Hände, sah die tödtliche Wunde an seinem Halse und flog wieder hinaus in Constanzens Gemach. Diese, durch das Jammergeschrei etwas aus ihrer Lethargie gerissen, richtete sich in die Höhe, als Martha mit dem Rufe: „O Miß, kommen Sie schnell," bei ihr eindrang, und sagte: „Ach ich weiß, ich weiß, Martha, ich bin schuld an seinem Tode."

„Sie!" rief die Bonne entsetzt. „Ja ich sehe Blut an Ihrem Kleide — da — da —" und sie floh von Schrecken ergriffen aus dem Zimmer, die schreckliche Kunde den anderen Dienern zu melden und wo möglich nach Hilfe zu suchen. Staffetten wurden fortgesandt zum Arzte, und auch den unglücklichen Eltern entgegen, die am Abend eintreffen wollten, man sollte sie vorbereiten, damit nicht der Schlag sie tödtete.

Stunde auf Stunde ging vorüber; Constanze wagte sich nicht hinaus unter die fremden neugierigen Menschen; Keiner kam zu ihr, Niemand bekümmerte sich um sie. Da endlich in später Nachmittagsstunde trat der alte Gärtner bei ihr ein; als er sie aber in dieser verzweifelten Stellung sah, mit dem blutigen Morgenkleide, da ergriff den starken Mann ein Zittern, daß seine Kniee zu knicken drohten. „O Miß Constanze, sagen Sie, was ist hier geschehen, was wissen Sie von dem Morde, was bedeutet dies Blut?"

„Es ist das meines Bruders," antwortete das junge Mädchen fast tonlos, „das nun gegen mich zeugen wird — wie ich es verdient habe."

„Um Gotteswillen, Miß, fassen Sie sich, Sie sind nicht Herrin ihrer Gedanken, sonst könnten Sie solche Worte nicht sprechen, raffen Sie alle Kräfte zusammen, um klar und deutlich Rechenschaft von dem Vorgefallenen ablegen zu können, damit man Sie nicht für schuldig halte," versetzte der Gärtner.

„O, mein Vater wird mich schon vertheidigen; was auch immerhin zwischen uns vorgefallen sein mag, so wird er doch sein Kind nicht eines Mordes fähig halten," sagte Constanze, indem ihre ganze Gestalt erbebte.

Lautes Peitschengeknall unterbrach sie. „Meine armen, armen Eltern," rief sie, „sie kommen, ich muß zu ihnen."

Doch Dr. Wise hielt Constanze zurück. „Bleiben Sie hier, so können Sie sich nicht zeigen, Miß, wechseln Sie die Kleider, und wo möglich fassen Sie sich, seien Sie besonnen, ich gehe, die Unglücklichen zu empfangen!" Und somit eilte er hinaus. Das junge Mädchen aber brach in Thränen aus und fiel kraftlos auf den Divan.

Schon hatte sich mit Windeseile die Kunde von dem Morde in der Gegend verbreitet, war auch ins benachbarte Städtchen gedrungen und hatte schnell einige Gerichtspersonen in Bewegung gesetzt, die nun mit den Eltern zugleich eintrafen.

Nachdem man die kleine Leiche besichtigt und auch nach Spuren eines etwa eingedrungenen Mörders vergeblich geforscht, wendeten sich Alle Constanzens Zimmern zu, und sie, der es eben gelungen war, eine andere Toilette zu machen, hörte die laute, jetzt so heisere Stimme ihres Vaters, indem er die Thür öffnete: „Hier ist die Mörderin, thut Euere Schuldigkeit, ich erkenne sie nicht mehr als Tochter!"

Da fiel Constanze wie vom Blitze getroffen zu Boden, und man wußte im ersten Augenblicke nicht, ob man eine Leiche oder eine Ohnmächtige in den bereit stehenden Wagen trug; doch das Gericht kannte keine Schonung.

Alice, die zwar keinen Augenblick der allgemeinen Ansicht beistimmte, und ihren Gatten wiederholt beschwor, Constanze zu schützen, war durch die Aufregung in einen Zustand versetzt, der sie aller Thatkraft beraubte und sie bald auf's Krankenlager warf, von dem sie erst nach längerer Zeit wieder erstand.

Als Constanze zum qualvollen Leben erwachte, fand sie sich in düsteren engen Kerkermauern; an ihrem harten Lager saß eine ältere Frau mit strengen kalten Zügen, die ihre Schläfe rieb und ihr von Zeit zu Zeit stärkende Tropfen reichte. Nachdem der Schließer ihr ihre frugale Mahlzeit gebracht, verließ die Wärterin sie, da die Nacht schon weit vorgerückt war und ihr Zustand zu keiner Besorgniß mehr Anlaß gab. So war Constanze allein, allein mit ihren peinlichen Gedanken, in dunkeler schrecklicher Umgebung, doch fühlte sie dies alles nicht, ihr tönten nur immer und immer wieder die Worte in den Ohren: „Ich erkenne sie nicht mehr als Tochter!"

(Fortsetzung folgt.)

---

† In Sevilla.

Vor kurzem erst, als Isabella II. noch Königin von Spanien hieß, war ich in Sevilla. Der erste Eindruck, den der fremde Reisende dort empfängt, ist der, daß er beständig angestarrt wird. Auf den Straßen, im Theater, in den Kirchen, an der „Mesa redonda" (table d'hôte), überall ist es dasselbe. Dies verträgt sich wenig mit sprichwörtlich gewordener spanischer Höflichkeit, aber in Spanien ist im Laufe der Zeit gar Manches in die Brüche gegangen. Ein Ausländer mit einem guten vollwüchsigen Barte z. B. erregt so viel Aufmerksamkeit, als — wir wollen sagen — etwa ein Rhinozeros sich solcher zu erfreuen haben würde, wenn es sich einfallen ließe, in einer belebten Straße spazieren zu gehen. Ein Deutscher, der einen langen weißen Bart trug, wurde vor nicht lange von der Sevillaner Straßenjugend mit Steinen geworfen. Jeder gilt für einen Antichrist, der nicht die Wangen glatt rasirt und den Kinnbart in einer schönen Vandyke-Spitze zugestutzt hat. Ebenso empfindlich ist Sevilla im Punkte der Damenhüte. Der runde Hut sowohl als der Capothut sind ebenso verrufen wie der maurische Turban. Es ist dies eine der nationalen „mantilla" dargebrachte Huldigung, und die den Hut tragende Dame muß es sich gefallen lassen, auf offener Straße von jungen Stutzern ausgelacht zu werden. Die Mantille um die Schultern und über den Kopf — so verlangt es in Sevilla die Sitte. — Die Nachtruhe des ermüdeten Ankömmlings ist eine Sache so zweifelhaft wie Rosen um Weihnachten. Sind seine Gehörnerven durch eine kürzlich erlebte Straßenrebellion, ein großes Feldmanöver, oder den wiederholten Genuß einer Wagnerschen Oper abgehärtet, so mag er schon durch das ununterbrochene Geläute der Maulthierschellen, das einen Ton hat, wie wenn man Steine in einer Blechbüchse schüttelt, zur Ruhe gebimmelt werden. In einiger Entfernung, oder in Verbindung mit der Scenerie eines Romans, ist der Klang nicht ohne Reiz; allein bei Nacht dicht unter dem Schlafzimmerfenster des besagten müden Ankömm-

lings gemahnt er zu sehr an eine lästige Realität, die mit dem romantischen idealen Begriff in grausamer Fehde liegt. Auch die Nachtwächter lassen es nicht an Thätigkeit fehlen. Sie streifen herum mit Hellebarden und Laternen und versäumen ums Leben nicht, alle dreißig Minuten die halbe Stunde auszurufen, welchen Ruf sie mit einem langen Geheul begleiten, das ein „Ave Maria purissima“ oder Derartiges auszudrücken bestimmt sein soll. Um drei Uhr Morgens beginnen die Kirchenglocken ihr Tagewerk. Diese Glocken sind an einem Balken befestigt, der sich um eine Schraube dreht; die Glocke wird von einem Manne in kreisende Bewegung gesetzt und macht im Umschwingen einen Lärm, der die Todten erwecken könnte. Dem Reisenden ist es anheimgestellt zu unterscheiden, was sich am besten zum Schlummerlied eignet: das Maulthierschellengeklingel und der Nachtwächtergesang auf der Erde oder das Glockengeläute über derselben. Wenn die Bevölkerung Sevillas unsauber ist, so ist es deren eigene Schuld, denn die Stadt hat Ueberfluß an vortrefflichen Bädern. Die einzige Schwierigkeit ist nur, kaltes Wasser zu bekommen. Man verlangt es, der Badediener zuckt die Achseln, und während man den Rücken wendet, läßt er heimlich eine Quantität heißes Wasser ausströmen. Er denkt dabei, daß der Fremde wohl verrückt sein müsse, denn seiner Ansicht nach kann keine bis jetzt geschaffene Constitution ein kaltes Bad aushalten.

Ein Besuch des „Correo“, d. h. der Post, mit dem Vorhaben, einen Brief ins Ausland zu befördern, ist eine einigermaßen komische Affaire. Man klopft ans Schalterfenster und ein mageres Individuum, anzuschauen wie eine Schwartseite, welche zu lange im Rauch gehängt, kommt zum Vorschein. Der Officiant vernimmt, wohin der Brief gehen soll, und erklärt, wie viel das Porto etwa betragen wird. Das in Rede stehende Fenster ist mit dichten Eisenstäben vergittert; dies und das allgemeine Aussehen des Ortes machen ihn einer Correctionsanstalt zum Verwechseln ähnlich. Sollen die Eisenstangen Diebe abhalten? Kaum; denn auch der schärfste Blick vermag im Inneren nichts zu entdecken, was des Stehlens werth wäre. Das Bureau weist kein anderes Mobiliar auf als den erwähnten schwartenfarbigen Officianten und einen enormen hölzernen Tisch. Die nächste Procedur ist das Wiegen des Briefes; ist er auch noch so dünn, so könnte er ja möglicherweise Uebergewicht haben. Die Waagschale, in welche der Brief gelegt wird, ist groß genug, um die Schwere eines Jockeys, der das Rennpferd besteigen soll, darin zu bestimmen. Nach Vollzug dieser präliminaren Formalitäten geht es an die Herbeischaffung von Freimarken. Meistens ist des Fremden Kenntniß der spanischen Sprache nicht weit her, weshalb der bejahrte Officiant pantomimisch zu verstehen giebt, daß auf dem Postbureau keine Marken verkauft werden; dabei deutet er energisch auf die Cigarre, welche der Fremde zwischen den Lippen hat. Sollte der Officiant von einer plötzlichen Leidenschaft für Cigarren, die nichts kosten, befallen sein? Wohl möglich, und der gutmüthige Ausländer präsentirt höflich seine Cigarrentasche. Eine Cigarre wird angenommen, aber die begehrte Briefmarke kommt immer noch nicht zum Vorschein. Der Officiant muß verrückt sein, denkt unser Reisende, kehrt ins Hotel zurück und schellt dem Kellner. Dieser macht den Fall dahin klar, daß der Postofficiant mit allen seinen Pantomimen hat verständlich machen wollen, Briefmarken seien nur in einem Cigarrenladen zu haben. Glückliche Cigarrenhändler — sie allein genießen das Privilegium, die kleinen Papierflecken mit dem Bilde der allerchristlichsten Majestät und tugendhaftesten Frau, Inhaberin der goldenen Rose u. s. w. u. s. w., dem Publicum zu verkaufen. Warum? wissen die Götter. Nach einigem Nachdenken findet sich die Pointe des Arrangements heraus. Der Tabaksverkauf ist königliches Monopol, und da im Laufe der Unterhandlung der Briefmarkenkäufer sich auch wohl versucht fühlen dürfte, eine Cigarre zu kaufen, so ist die unschuldige kleine List nicht ohne directen Profit für die Kasse der unschuldigen Isabella (gewesenen Andenkens). Der Principal des Cigarrenladens (wir sprechen noch immer von der damaligen Gegenwart) ist ein Männchen in dunkelbraunem Mantel und schwarzem spitzen Hut, der den vorgezeigten Brief zwischen Daumen und Zeigefinger (beide sehr schmutzig) nimmt, und ihn in seine Waagschale legt. Darauf zündet er sich eine frische Cigarre an, setzt die Brille auf, liest die Adresse so gut er sie lesen kann, dreht den Brief hin und her, als ob er die schwache Hoffnung hegte, den Inhalt kennen zu lernen, vielleicht aber auch, um sich die Zeit zu vertreiben und den Kunden dahin zu bringen, aus Langeweile eine seiner Cigarren zu kaufen. Endlich, endlich greift das Männchen in eine Schublade und zieht, nicht ohne sichtliches Widerstreben, die langersehnte Briefmarke heraus. Wie aus dem Fegfeuer erlöst, eilt der Fremde mit seinem Briefe aus dem Cigarrenladen wiederum dem Postbüreau zu; er glaubt jetzt sei endlich Alles in der Ordnung. Aber nichts derart. Das Tabaksmännchen hat eine unrechte Marke hergegeben. Und da alle aus Spanien abgeschickten Briefe voll frankirt sein müssen, so heißt es wieder umkehren und eine andere Marke holen und — bezahlen. Diesmal kommt der Brief glücklich fort. Aber der Reisende wird, falls er weise ist, bei sich das Gelübde thun, keine Briefe mehr zu schreiben, so lange er sich in Spanien aufhält. Das Empfangen von Briefen ist eine nahezu eben so verwickelte Angelegenheit als das Absenden derselben, denn die Spanier haben eine allerliebste Manier ausgedacht, nach welcher ein Jeder seines Nächsten Brief so gut wie seinen eigenen erhalten kann. Man fragt bei der Poste restante nach und wird auf eine lange Reihe von Rahmen verwiesen, welche an der Außenseite des Gebäudes aufgehängt sind. Diese enthalten eine Liste der Briefe, welche im Inneren des Büreaus aufbewahrt werden. Da nur der Name des Adressaten auf der Liste steht und dieser Name fast immer so falsch buchstabirt ist, daß von einem Dutzend Namen ein jeder der gesuchte sein könnte, so ist dem Reisenden volle Gelegenheit geboten, sich mit dem Studium dieser Hieroglyphen die Zeit zu vertreiben. Bei jedem Namen steht eine Nummer, mithin muß der Nachfragende sich nochmals am Schalterfenster einfinden und Nummer So und So nennen. Spricht er die Zahl nicht richtig aus, so bekommt er den Brief irgend eines Anderen eingehändigt, im besseren Falle gelangt er wohl zu seinem Eigenthum, immer vorausgesetzt, daß der Brief correct numerirt war und nicht schon Jemand Anderes ihn vorher abgeholt hat. — Ist der Fremde auf die beschriebene Weise mit der Disciplin der Posten vertraut geworden, so hat er bereits einen Vorgeschmack von der Methode empfangen, nach welcher in Sevilla Geldgeschäfte abgemacht werden. Sein heimathliches Bankhaus hat ihm Nachricht gegeben, daß eine gewisse Summe bei dem correspondirenden Bankhause zu Cadix zu seiner Verfügung bereit läge; darauf schreibt er nach Cadix, daß das Geld an Geschäftsfreunde nach Sevilla transmittirt werden möchte. Er wird in Kenntniß gesetzt, daß dies geschehen sei; in der Heimath an Pünktlichkeit und Ordnung, namentlich in Wechsel-Angelegenheiten, gewöhnt, denkt er natürlich, daß er sich nur zu präsentiren brauche, um die Valuta oder eine Anweisung auf eine Bank in Empfang zu nehmen. Er präsentirt sich, und wenn er Geduld hat und das Glück ihm wohl will, so erreicht er auch sein Ziel, jedoch nimmt die Sache folgenden Verlauf: Der sevillaner Correspondent ist ein Kaufmann, der nur seine eigene Sprache sprechen kann oder will, und da ihm eine Monster-Havanna wie festgewachsen zwischen den Zähnen steckt, so spricht er nur gerade so viel, als er nicht vermeiden kann. Im Verlauf der ersten Viertelstunde findet sich ein sprachkundiger Commis, welcher als Dolmetscher fungirt. Die ganze Angelegenheit scheint nicht sehr nach dem Geschmack des Principals zu sein, denn er schreibt mit verdrießlicher Miene und ohne den Fremden nur eines Blickes zu würdigen eine Anweisung, und dies gethan greift er sogleich nach seiner Zeitung. Jetzt gilt es die auf der Anweisung bezeichnete Bank ausfindig zu machen. Die Hilfe eines Droschkenkutschers wird in Anspruch genommen, aber dieser fährt seinen bedauernswerthen Insassen überall hin, nur nicht nach dem rechten Hause. Sowie er den Irrthum entdeckt, entdeckt er auch zugleich, daß es St. Isidorostag oder

sonst der specielle Tag eines heiligen Jemand ist, an dem natürlich keine Geschäfte gemacht werden können. Er — der Fremde — merkt sich den Namen der Straße und verschiebt das Einkassiren des Geldes auf den folgenden Tag.

Der Spanier zahlt in der Regel nicht gern mit klingender Münze, wenn er es in anderer Weise thun kann; somit wird das Vorzeigen der Anweisung durch das Darreichen eines Bündels Papiergeld beantwortet. Möglicherweise hat das Papiergeld keinen Cours mehr, ist seit einem halben Jahre oder länger ungiltig, und wenn der Empfänger etwas Näheres über spanischen Credit weiß, so bittet er, daß man ihm Gold geben möge. Diese Zumuthung versetzt den Bankbuchhalter, oder was er ist, in einen wahren Paroxismus von Verwunderung. Er zuckt die Achseln und schüttelt den Kopf und endigt zuletzt mit der feierlichen Versicherung, daß kein baares Geld in der Bank vorräthig sei und der Fremde Noten nehmen müsse, falls er überhaupt etwas haben wolle. Unheil ahnend, begiebt sich dieser zurück zu dem Kaufmann, der nur spanisch spricht und die Monster-Havanna beständig im Munde hat. Es folgt nun von Seiten dieses Ehrenwerthen ein Ausbruch tugendhafter Entrüstung. Glaubt der Ausländer, so wünscht er zu wissen, daß man nur um seinetwillen sich die Mühe geben werde, Geld zu prägen? Warum nimmt er nicht, was er kriegen kann, und bedankt sich, wie es noch ganz andere Leute als er vor ihm gethan haben? Nachdem der Erzürnte seinem Unwillen durch Sarkasmen Luft gemacht, scheint es ihm einzufallen, daß einem Wechselinhaber doch etwas mehr gebühre als Grobheiten und Grimassen, weßhalb er sich denn endlich herbeiläßt, in etwas höflicherer Weise zu erklären, daß augenblicklich Gold in der Stadt besonders knapp sei, daß er aber zu wissen glaube, wo man welches kaufen könne. Wieder wird der sprachkundige Commis requirirt; in seiner Begleitung begiebt sich der unglückliche Reisende in verschiedene schmutzige Höhlen, welche wohl nichts anderes sind als die Geschäftslocale jüdischer Wucherer. Der größere Theil von zwei Tagen ist mit dem anderorts so einfachen Geschäft des Einkassirens eines Wechsels von ein paar Hundert Thalern, und noch dazu vergebens, verschwendet, was Wunder, daß dem genarrten Fremdling die Galle überläuft, daß er im Sturmschritt zu dem spanisch-sprechenden, cigarrenrauchenden Sohne Merkurs zurückrennt und ihm mit begleitenden Worten, die den Geschäftsmann doch etwas außer Fassung bringen würden, wenn er sie verstehen könnte, seine nichtsnutzige Anweisung vor die Füße wirft. Dem Aussteller der letzteren wird endlich bänglich zu Muth, er sieht ein, daß er zu weit gegangen, und daß seine ausländischen Correspondenten durch die geringe Rücksicht, die er ihrem Wechselbriefe bewiesen, sich nicht sehr geschmeichelt fühlen dürften. Kaum hat daher auch der Fremde sein Hotel erreicht, so erscheint der sprachkundige Commis mit vielen Bücklingen und Entschuldigungen und sagt, daß es seinem Principal nach übermenschlichen Anstrengungen gelungen sei, Gold zu bekommen; er — der Commis — würde gegen Quittung dasselbe sogleich auf den Tisch zählen. Allein und seinen eigenen Betrachtungen überlassen, kommt der Reisende zu dem Schluß, daß für Bankoperationen Andalusien gerade keine günstige Region zu nennen ist.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Bedürfen Schillers Gedichte der Censur und ist eine vollständige Ausgabe derselben für das deutsche Volk gefährlich? Nicht dem vorigen Jahrhundert, wie man glauben sollte, sondern der unmittelbaren Gegenwart gehört diese Controverse an. Sie wird augenblicklich zwischen Dr. A. Tiezmann resp. der Keil'schen „Gartenlaube" und der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung" einerseits und Gustav Hempel, dem Herausgeber der „National-Bibliothek sämmtlicher Deutscher Classiker" andererseits auf das lebhafteste verhandelt. Die Gegner Hempels bestreiten der jetzt lebenden Generation überhaupt das Recht, diejenigen Gedichte Schillers, welche der Dichter in die letzte von ihm veranstaltete Gedichte-Sammlung nicht aufgenommen hat, wieder zum Abdruck zu bringen; statuiren dann aber doch für kostspielige Ausgaben ein solches Recht, weil bei diesen der hohe Preis es verhindere, daß sämmtliche Gedichte dem Volke zugänglich würden, der hohe Preis also die Stelle der Censur vertrete, und wollen nur für wohlfeile Volksausgaben die Handhabung einer wirklichen Censur, welche von „zehn ehrbaren Frauen" ausgeübt werden soll. Hiergegen protestirt Gustav Hempel, welcher Niemanden die Befugniß zu einer derartigen Bevormundung des deutschen Volkes, am wenigsten dem gegnerischen „Dreigestirn" zugestehen will. Man nimmt allgemein für diesen letzteren Standpunkt der Hempel'schen Nationalbibliothek Partei und es wird gern bezeugt, daß die von Hrn. Hempel veranstaltete Ausgabe von Schillers Gedichten nicht, wie seine Widersacher behaupten, eine Auswahl (namentlich verworfener Gedichte), sondern sämmtliche Schiller'sche Gedichte in größter Vollständigkeit enthält.]

— Vor kurzem ist in Warschau der Bau des israelitischen Theaters vollendet worden, nachdem das früher erbaute wegen schwacher Construction noch vor seiner Eröffnung auf Befehl der Behörden abgetragen werden mußte. Das Theater, welches ungefähr 800 Personen faßt, ist sehr bequem eingerichtet und im Inneren geschmackvoll decorirt. Im Theater werden die wichtigsten Episoden aus dem alten Testamente in rein deutscher Sprache scenisch zur Darstellung kommen. Das Schauspielpersonal besteht aus über 30 Personen jüdischer Confession; die weiblichen Rollen werden von den jüngeren Mitgliedern des Personals gespielt werden.

— Dem „Russ. Wied." wird aus Bielo im Gouvernement Smolensk geschrieben, daß nach dem Aufhören der Waldbrände eine nicht unbedeutende Anzahl von Bären, aus den Wäldern verdrängt, die dortigen Gegenden unsicher mache. So habe ein Bär in der Nähe der Stadt Chelm vor den Augen der auf dem Felde arbeitenden Landleute vier Kühe getödtet und einige Tage darauf auf einem naheliegenden Gute eine Kuh fortgeschleppt.

Abend.

Den Wagen eilt der Gott hinabzusenken,
Sein Flammengespann im Ocean zu tränken
Und ewig fort den Erdkreis zu durchflieh'n;
So schwindet Hoffnung und so schwinden Träume
Durch dieses Thales unwirthbare Räume
In ew'ger Reihe unaufhaltsam hin.

Ein Augenblick — die letzten Strahlen fliehen —
Die ew'gen Klagen, die das Herz durchziehen,
Verhallen sanft in abendlicher Ruh';
Ein Schatten deckt mit schützender Geberde
Die Blößen und die Wunden dieser Erde
Dem müden Blick des stillen Wallers zu.

Hier mag das Herz vom Erdenjammer scheiden;
Hier fühlst Du nicht die Ketten schwerer Leiden,
Die Dir die Seele nach der Tiefe zieh'n;
Du magst Dich auf zum reinen Aether schwingen,
Zum Sitze der Glückseligkeit zu dringen
In freiem Fluge kühner Phantasie'n.

Du siehst die Ströme nicht den Weg durchziehen;
Du träumst von einem Pfad durch blum'ge Wiesen;
Ein Freudenquell verspricht Dir sein Geleit;
Ein lachend Auge scheint Dir dort zu winken —
Ein Blitz erhellt die Nacht, und wir versinken
In's öde Reich der rauhen Wirklichkeit.

K. W.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 131.

* Das Verbrechen.

Novelle von Th. Duß.

(Fortsetzung.)

Einige Monate waren vergangen, die Untersuchung über den Kindermord war beendigt. Constanze hatte zum Anwalt einen geschickten Advocaten erhalten, der sie natürlich mehrere Mal besucht und sich genau Alles von ihr hatte berichten lassen. Sie erfuhr, daß er der Vater des jungen Mannes war, den sie bei Mr. Wise getroffen. Von ihrer Unschuld überzeugt sprach er ihr Muth und Trost ein und sagte, er würde sie nach besten Kräften vertheidigen. Das junge Mädchen, nun völlig resignirt, legte keinen Werth mehr auf ihr Leben, sie war gleichgiltig gegen das nun bald zu erwartende Urtheil.

Ihre Brüder eilten auch zu ihr und beschworen sie, den Thäter zu nennen, denn Viele waren der Ansicht, daß Constanze darum wisse, wenn sie auch nicht selbst die Thäterin sei; doch sie wiederholte nur immer, daß sie unschuldig und ihr nichts bekannt sei.

Auch ihre Stiefmutter hatte einen so rührenden, zärtlichen Brief an sie geschrieben, daß ihre Thränen zum ersten Mal seit ihrer Gefangenschaft warm und reichlich flossen; es schien der einzige Lichtblick in ihr jetzt so trostloses Dasein gefallen — von ihrem Vater erfuhr sie nichts.

Der Gerichtssaal zu Edinburgh war gedrängt voller Menschen; Leute aus fast allen Ständen waren zugegen, die ganze Stadt war in Aufruhr. Es schien etwas so Unerhörtes, daß ein so junges, schönes, dem besseren Stande angehöriges Mädchen ein so scheußliches Verbrechen sollte begangen haben, daß Alles sich herbei drängte, um dieses Mädchen zu sehen.

Was Constanze am meisten in den Augen der Menschen vernichtete, war, daß der eigene Vater nichts zu ihrer Rettung unternahm, da er sie für schuldig hielt.

Zwar wußte die Welt nicht, daß der arme gebeugte Mann beinahe der Verzweiflung nahe war, daß selten ein kurzer Schlaf ihn erquickte, daß der sonst noch so kräftige stattliche Mann fast zum Greise gealtert war, daß er aber der Ueberzeugung, sie sei die Thäterin, nicht ledig werden konnte. Wer wollte es ihm verargen, war nicht der Schein gegen sie?

Es war ein heller, klarer Decembertag, die Erde hatte ihr weißes Kleid angethan und glitzerte, von der Sonne beschienen, wie lauter Diamanten.

Auch in die enge Zelle Constanzen's fiel ein Strahl dieses himmlischen Lichtes, senkte sich auf die dunkelen Locken des jungen Mädchens und umgab ihr Haupt wie mit einem Glorienschein. Sie erhob sich von ihren Knieen, auf denen sie an diesem Morgen ihr Gebet verrichtet, denn es stand ihr ja ein so schwerer Gang bevor — sie sollte heute ihr Urtheil empfangen. Sie bangte nicht für ihr Leben — sie fürchtete nur, daß man ihre Ehre, ihren guten Namen niemals wieder rein und fleckenlos würde herstellen können: was nützte ihr dann das Dasein?

Constanze war jetzt 16 Jahre alt, sie war in der Zeit der Haft größer und schlanker geworden; sie trug an diesem Tage ein schwarz seidenes Gewand, ein dichter Schleier fiel über ihr blasses Gesicht, das von dicken natürlichen Locken umwallt war. Als sie nun ihren Sitz im Saale eingenommen hatte und den Schleier zurückschlug, verstummte plötzlich das Gemurmel, das sich bei ihrem Eintritt erhoben; man war überrascht, ein so edeles, schuldloses Antlitz zu erblicken, dessen dunkele Augen bescheiden, aber doch mit Hoheit und Würde die Versammlung überflogen. Viele Herzen wurden von Mitleid ergriffen und schwankten in ihrem Glauben.

Indem der Staatsanwalt einfach die Thatsache berichtete, schilderte er mit grellen Farben die Scheußlichkeit des Verbrechens. Mr. Morton sei ein so allgemein beliebter und geachteter Mann, daß nicht anzunehmen sei, er habe einen persönlichen Feind, der ihn mitten in's Herz treffen wollte, indem er ihn seines liebsten Kleinods, seines Kindes beraubte. Und welche andere Motive, fuhr er fort, könnten vorliegen, als Rache, Eifersucht und elende Habgier, die durch diesen Knaben beeinträchtigt zu werden fürchtete. So sprach der Anwalt wohl eine Stunde in überzeugender Weise, und nachdem er geendet, schien es, als wenn kein Zweifel mehr unter den Anwesenden herrschte. Zürnende, drohende Blicke richteten sie auf Constanze, die blaß und athemlos der Rede gelauscht hatte; nur zuweilen fiel ihr Blick seitwärts auf eine gebeugte Gestalt, die, sie fühlte es am Schlag ihres Herzens, ihr Vater sein mußte — sie erkannte ihn kaum wieder. Da erhob sich eine jugendlich kräftige Stimme als Vertheidiger derjenigen, die in den Augen Aller so gut wie gerichtet war.

„Von seinem Vater," hub der junge Mann an, „der als langjähriger treuer Vertreter peinlich Angeklagter vor die Schranken getreten und oft, er dürfe es wohl sagen, zu milderem Urtheil, zu anderer Erkenntniß die Wege gebahnt, jetzt aber durch Krankheit am Kommen verhindert werde, sei ihm, dem erst kürzlich bestellten Advocaten, der Auftrag geworden, die Rechte seiner Clientin zu vertreten. Habe er nun auch noch niemals die Ehre gehabt, vor den Geschworenen als Redner zu erscheinen, mangele ihm auch die Einsicht und Erfahrung des Vaters, so habe er dafür doch den warmen, heißen Pulsschlag der Jugend in die Waagschale zu legen, der oft mit richtigem Takte das Wahre vom Falschen zu unterscheiden vermöge und die Gefühle der Jugend besser schildern und begreifen könne, als das bedächtige, besonnene Alter. Er hoffe, in kurzer Rede der Jury beweisen zu können, daß das Vorurtheil, das gegen das junge Mädchen herrsche, ein irriges sei, daß Constanze Morton rein und makellos vor ihrem himmlischen, wie hier vor ihrem irdischen Richter erscheinen könne."

Ein Gemurmel des Erstaunens und der Freude machte sich nach diesen Worten hörbar. Viele Hörer fühlten, daß dieser junge Mann, der so zuversichtlich auftrat, vielleicht eine Spur des wirklichen Mörders gefunden hätte; man horchte also in großer Spannung.

Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, fuhr Mr. Bridge in lebhaften Worten fort: „Er habe seit etwa 5—6 Jahren die Ehre und das Vergnügen, Constanze Morton zu kennen.

Niemals habe er einen Zug der Grausamkeit oder des Jähzornes an ihr bemerkt, im Gegentheil sei er einst Zeuge gewesen, wie das junge Mädchen in unaufhaltsame Thränen ausgebrochen, als eine Katze einen jungen Vogel geholt habe und die Alte nun lange an der Stelle umher geflattert sei, wo er gesessen; Miß Morton habe sich gar nicht darüber beruhigen können, und nun solle sie mit eigenen zarten Händen den Bruder gemordet, den Liebling des Vaters getödtet haben — vielleicht nur deshalb, weil sie des Vaters Liebe verloren zu haben glaubte, ein Glaube, der allein die Schuld an ihrem veränderten Wesen und an ihrer tiefen Niedergeschlagenheit trage. Zwar könne man nicht läugnen, daß etwas Störrisches, Eigenwilliges in ihrem Charakter liege, doch wäre ihr als einziger Tochter wohl in frühester Jugend sehr viel nachgesehen und sie vom Vater verzogen worden; jeden ihrer Wünsche habe man damals erfüllt, nun aber, nachdem sie die Stiefmutter erhalten, sei das anders geworden; sie habe sich vereinsamt, verstoßen gefühlt; wenn sie traurig, und dadurch oft unfreundlich geworden sei, habe sich Niemand um sie bekümmert; namentlich habe ihr Vater sie mit Strenge behandelt, dadurch aber erbittert und immer mehr von seinem Herzen zurückgescheucht. An jenem verhängnißvollen Morgen nun, vor dem sie eine schlaflose Nacht verbracht und nach der unangenehmen Scene mit ihrem Papa sehr aufgeregt gewesen wäre, hätte die Sehnsucht nach dem kleinen Bruder sie in sein Zimmer geführt; sie sei rasch an sein Lager geeilt, habe sich über den Knaben gebückt und bei dem Kusse die kalten Lippen gefühlt, das Blut gesehen und sei von Entsetzen ergriffen in ihr Zimmer geeilt. Man mache es ihr zum Vorwurf, und es mehre den Verdacht, daß sie nicht um Hilfe gerufen; aber die Wirkungen des Schreckens seien verschieden, bei Einem äußerten sie sich in lauten Klagen, bei Anderen lähmten sie alle Kräfte, und namentlich bei Miß Morton habe der Schrecken eine um so überwältigendere Kraft gehabt, da sie, wie sie seinem Vater unter Thränen gestanden, oft gedacht oder auch gesagt hätte, wenn der Knabe nicht wäre, so könne sie noch glücklich werden. Und dieser, wie nicht zu läugnen, böse Wunsch habe sie, da er so grauenvoll in Erfüllung gegangen, vernichtet, und ihr gewissermaßen das peinliche Gefühl der Mitschuld an seinem Tode wachgerufen. So erkläre sich auch ganz einfach, wie das Blut an ihre Kleider gekommen sei, indem sie den Knaben küßte. Nun müsse er noch bemerken, ohne der Staatsanwaltschaft einen Vorwurf machen zu wollen, daß man wohl nach Freunden oder Feinden des Vaters geforscht, aber niemals erwogen habe, ob nicht unter Constanzens Bekannten Jemand sei, der etwa aus übergroßer Anhänglichkeit im Glauben, ihr zu nützen, oder vielleicht im Wahnsinn diese That begangen habe."

Wieder entstand eine Aufregung unter den Anwesenden, Constanze Morton wurde ohnmächtig hinausgetragen. Sie, die bei der Stimme des jungen Mannes ihr Herz erbeben fühlte, da sie dieselbe erkannte, richtete nun den verklärten Blick auf ihn, denn sie ahnte und wußte, ihm würde ihre Rettung gelingen, er würde ihre Unschuld beweisen. Doch es war zu viel für sie — der zarte Körper, der schon so viel Leid und Schmerz ertragen, erlag dem Glücke, von demjenigen vertheidigt zu werden, in dessen Augen nach denen ihres Vaters sie sich am liebsten gerechtfertigt zu sehen wünschte!

Indem wir das Nöthigste zum Verständniß der Erzählung aus der Rede Mr. Bridge angeführt, erwähnen wir nur noch, daß die Wirkung derselben eine ergreifende und erschütternde war. Besonders am Schlusse derselben, wo er an die Herzen der Mütter und Väter appellirte, blieb fast kein Auge thränenleer. Man beglückwünschte den jungen Mann und stellte ihm ein günstiges Prognostikon. Der beste Lohn aber war für ihn, daß Constanze wegen mangelnder Beweise in Freiheit gesetzt werden sollte.

Mr. Morton, der diesen Ausgang kaum erwartet und gehofft hatte, war wie niedergeschmettert; erst jetzt kam er zu dem Bewußtsein, daß sein Kind unschuldig sein könne, daß er sie verlassen und verstoßen und fast dem Tode entgegen geführt hatte, und ein namenloses Entsetzen packte ihn; er wollte eine Schuldige bestrafen und wurde vielleicht dadurch selbst zum Mörder. Jetzt erst fühlte er wieder die alte zärtliche Liebe zu seiner Tochter im Herzen erwachen; fühlte er, wie kalt, wie egoistisch er in den letzten Jahren gehandelt. Nur an sich und sein Glück denkend, hatte er die heiligsten Pflichten versäumt, hatte er sein Kind vernachlässigt, und wenn sie wirklich zur Mörderin geworden — wer anders als er selber war schuld daran?! Er hätte zu ihr eilen und sie um Verzeihung anflehen mögen, aber er vermochte es nicht; fast bewußtlos ließ er sich nach Hause fahren, dann nur seiner Gattin das Resultat mittheilend, schloß er sich in seinem Zimmer ein und war für Niemand sichtbar.

(Schluß folgt.)

---

† In Sevilla.

(Schluß.)

Sevillas Gasthöfe sind gut und empfehlenswerth. Gewöhnlich sind ihre Inhaber Franzosen oder Italiener; wäre es anders, so stände es schlimmer mit den Hotels. Denn der echte Spanier hängt noch felsenfest an seinem Begriff von dem, was ein Gasthaus sein soll, nämlich ein Ort, wo Roß und Reiter schlafen können, und wo der Letztere sich an dem gemeinsamen Feuer seine Mahlzeit kochen kann, falls er die Ingredienzien dazu mitgebracht hat. Der Verkehr mit dem Auslande hat viel zum Untergange des specifisch-spanischen Hotels beigetragen; in der That kann man, namentlich im südlichen Spanien, Kost und Logis um mäßigere Preise bekommen als in Deutschland oder Frankreich, wenn man dort im Hotel logiren will. In Sevilla z. B. kostet ein Zimmer in der bel-étage in einem Hotel, das in der besten Straße gelegen ist, einschließlich zweier vorzüglichen Mahlzeiten an der table d'hôte, zwei Thaler für eine erwachsene Person, einen Thaler für ein Kind, noch dazu die herkömmliche Ration Wein inbegriffen. Leute ohne übertriebene Ansprüche können ganz damit zufrieden sein, nicht zu vergessen, daß ein spanisches Frühstück oder eigentlich Zehnuhressen so gut wie ein Diner ist und nach Fleisch und Backwerk noch Dessert einschließt. Eine substanziellere Wiederholung dieses Mahles um fünf oder sechs Uhr ist gerade so viel, als der Verdauungsfacultät gewöhnlicher Menschen zugemuthet werden kann. Doch jedes Ding hat seine Schattenseite und eine table d'hôte in Spanien macht keine Ausnahme von der Regel. Zuerst — jeder Spanier raucht. Er raucht überall, zu jeder Zeit. Somit raucht er auch an der table d'hôte zwischen jedem Gang. Dies ist nicht nach Jedermanns Geschmack. Zweitens schnäuzt und räuspert sich der Spanier so oft, so laut, so ungenirt, daß man es nur mit der Annahme entschuldigen könnte, er sei von chronischem Katarrh heimgesucht. Der Priester am Altar, der Schauspieler auf der Bühne, der Stutzer im Clubzimmer, der Nebenmann an der besagten table d'hôte — sie Alle thun, was sie, wie es scheint, nicht lassen können, und machen mit Nase und Kehle einen Lärm, der nicht gerade zu den erträglichsten gehört. Abgesehen von diesen kleinen Eigenthümlichkeiten, die dem Ausländer „spanisch" vorkommen, ist an den

erwähnten Mahlzeiten durchaus nichts Vernünftiges auszusetzen. Auch die Zimmer sind kühl; Häuser und Straßen sind darnach angelegt, so viel als möglich die Sonne abzuhalten. Einige der Straßen haben Drähte querüber von Haus zu Haus gespannt, über welche während der Mittagshitze Canevastücher gezogen werden, und da viele Ladenbesitzer sich der Mühe überheben, Schaufenster herzurichten, und es vorziehen, ihre Waaren offen zur Schau liegen zu lassen, so könnte man glauben, es sei beständig Jahrmarkt in den Geschäftsstraßen von Sevilla. Privathäuser haben als eigenthümlichen Charakter vom rez-de-chaussée bis zur Mansarde vorgebaute Fenster, was den Gebäuden ungefähr dieselben Dienste thut, die eine wohlgeformte Nase einem menschlichen Antlitz erweist: es wehrt der Monotonie des Aussehens. Der Effect wird noch durch die bunten Farben erhöht, mit welchen die Fensterumrahmungen angestrichen sind. Zweitens haben diese Privathäuser immer ein schönes Eingangsthor von durchbrochenem Eisen, durch welches man einen Blick auf den marmorgepflasterten Hof — den patio — mit seinem Springbrunnen, seinen Orangenbäumen und mannichfaltigem Blumenschmuck gewinnt. Fürwahr ein herrlicher Ersatz für eine geschmacklose hölzerne Hausthür. Als dritte Charakteristik müssen die Eisenstangen erwähnt werden, mit denen die Fenster der Erdgeschosse und zweiten Stockwerke versehen sind; dies erinnert allerdings höchst unromantisch an nächtliche Diebseinbrüche oder an Besserungsanstalten für Einbrecher. Doch sind diese Gitter weniger Vorsichtsmaßregeln gegen Eingriffe in fremdes Eigenthum als eine Schutzwehr gegen Intriguen zärtlicher Natur. Spanierinnen voll südlicher Leidenschaftlichkeit gerathen mit ihren Gefühlen oft auf Irrwege und verwickeln sich nicht selten in Liebeshändel, welche das Licht des Tages schwer ertragen könnten. Es existiren ein paar ungalante Sprichwörter bezüglich der Schwierigkeit, junge Mädchen und Frauen zu schützen, und die Gitter Andalusiens illustriren eines derselben. Ihr praktischer Zweck ist, den „Weg durch's Fenster" möglichst unmöglich zu machen.

Würde man mich fragen, welches der vorherrschendste Zug im Straßenleben von Sevilla ist — sowie ich es vor der gegenwärtigen Revolution sah —, so müßte ich antworten: Soldaten. Angenommen, daß die übrigen Städte Spaniens sich einer ebenso starken Besatzung rühmen konnten, so hat Ihre katholische Majestät eine ganz ansehnliche Armee besessen. Der Fremde muß wahrhaftig ganz perplex werden, wenn er darüber nachdenkt, wo diese Kriegerschwärme alle herkommen, wie sie gefüttert und bezahlt werden, und was sie für ihre Bezahlung eigentlich thun. Das Erste, das man Morgens, und das Letzte, das man Abends sieht, sind diese paarweise umherstreifenden, mageren, verhungerten Söhne des Mars. Die Officiere zeichnen sich durch dünne Taillen und ein Ansehen verblichener Gentilität aus. Wenn Orden und Ordensbänder ein Zeichen der Tapferkeit sind, so müssen die Meisten von ihnen wahre Löwen im Gefecht gewesen sein. Unwillkürlich drängt sich dem vorurtheilsfreien Beobachter der Gedanke auf, daß es nichts schaden könnte, wenn diese spanischen Helden etwas kräftiger in den Muskeln wären; aber was ihnen in dieser Beziehung abgeht, ist durch die Länge ihrer Schwerter hinreichend ersetzt. Auch am Gebrauch dieser Waffen im gewöhnlichen Leben fehlt es nicht, und Sevilla ist nicht umsonst berüchtigt durch die vielen Hieb- und Stichwunden, welche den dortigen Chirurgen vollauf zu thun gaben.

Ein Anschlagzettel im patio des Hotels verkündet, daß an dem und dem Abend Sennor So und So mit seiner Gesellschaft von Herren und Damen sämmtliche Lieblingsnationaltänze aufzuführen die Ehre haben wird. Ein Thaler Entree für den Fremden und ein Viertelsthaler für den glücklichen Sohn des Vaterlandes verschafft dem Besucher den Anblick eines langen trübseligen Raumes, an dessen Seiten Reihen dunkelfarbiger Personnagen aufgepflanzt sind, welche den Anfang der Vorstellung mit derselben ernsten Miene erwarten, mit welcher der Patient im Vorzimmer eines Zahnarztes dem Moment entgegensieht, wann die Reihe an ihn kommen wird. Das Erscheinen von vier Frauenzimmern in kurzen Balletröcken und vier Herren in den allerengsten Ballethosen erweist sich ungenügend, die Versammlung aus ihrer finsteren Ruhe aufzustören. Sowie aber der Tanz beginnt und die Künstler eine Anmuth und Grandezza entfalten, deren ein nicht-spanisches Balletcorps und nicht einmal eine nicht-spanische prima ballerina sich je würde rühmen können, zeigt es sich, daß die gravitätischen Zuschauer Castagnetten unter ihren Mänteln verborgen haben. Im Maße wie die Pulse rascher schlagen, regen sich die Castagnetten, erst schwach, dann laut und lauter. Guitarren kommen zum Vorschein und stimmen in den wachsenden Enthusiasmus ein. Allgemeines Stampfen mit den Füßen vervollständigt den Spectakel, und schließlich wirft ein halbes Dutzen der Zuschauer die Mäntel ab, stürzt in die Arena und mischt sich in den Tanz mit einer Lebhaftigkeit und Bravour, die derjenigen der professionellen Tänzer nicht viel nachsteht. Ist das hübsch? fragt wohl Jemand. Nun, das ist Geschmackssache. Die Gestalten der Tanzenden bewegen sich graciös über alle Beschreibung, allein der begleitende Lärm erhöht gerade nicht den Kunstgenuß. Im Freien würde sich die Vorstellung sehr reizend und originell ausnehmen; im geschlossenen Raum erfordert sie ganz besonders abgehärtete Nerven.

Was spanische Theater betrifft, so ist es schwierig, zu entscheiden, ob sie zum Vergnügen oder zur Qual der Zuschauer errichtet sind. Die ernste Niedergeschlagenheit, welche die Miene der letzteren kennzeichnet, und der Mangel jedes Symptoms von Genußempfindung oder Belustigtsein scheint für die letztere Annahme zu sprechen. Die Männer wickeln sich in ihre Mäntel und bleiben regungslos wie Statuen. Die Frauen telegraphiren mit den Fächern und haben so wenig Acht auf das Bühnenspiel, als auf die Ermahnungen ihrer Duennen. Tragödien mit einer unbegrenzten Zahl von Acten scheinen besonders an der Tagesordnung und passen auch am besten zu der tragischen Haltung des einen Theils der Anwesenden. Der Souffleur hat seinen Platz wie bei uns in einem kleinen Kasten in der Mitte der Prosceniumslampen, sagt aber jedes Wort und mit so lauter Stimme vor, daß es von Jedermann im Hause gehört wird; ja er benachrichtigt sogar die Schauspieler, was sie zu thun und wohin sie sich zu stellen haben, so daß das Publicum volle Gelegenheit hat, sich auf das Kommende vorzubereiten. Die Tempel Thaliens selbst sind hübsch, und, was wahr ist muß wahr bleiben, man bekommt genug für sein Geld. Wenigstens dauern die Stücke so lang, als der wüthendste Theatergänger es nur immer wünschen kann, und die Eintrittspreise sind sehr mäßig.

Einen Eindruck nimmt der ausländische Besucher eines spanischen Theaters sicherlich mit sich, nämlich den, daß die spanischen Damen die bestbehandschuhten in der Welt sind. Dies müssen sie auch sein, da außer dem angeborenen Vorzug schöngeformter Hände ihnen von der Natur der Hang verliehen ist, Handschuheinkäufe zu einem wahren Lebenszweck zu machen. Ein Handschuhladen in Sevilla ist eine wahre Curiosität. Auf dem Ladentisch sind eine Menge kleiner Polsterkissen der Reihe nach placirt, deren Bestimmung dem Uneingeweihten räthselhaft erscheinen muß. Sie dienen als Stütze für die Ellbogen der schönen Käuferinnen, während die Commis (niemals Ladenmädchen) ihnen die Handschuhe anprobiren. Keiner Dame würde es einfallen, dies selbst zu thun, ebensowenig wie sie neue Schuhe mit eigenen Händen anzieht. Da die Sennoras ihren Ehrgeiz darin setzen, keinen Handschuh zwei Mal zu tragen, so muß das Anprobiren oft genug wiederholt werden. Und wo eine Gesellschaft der dunkeläugigen Zauberinnen in einem Handschuhladen schwärmt, fehlt es nicht an einer Gesellschaft bewundernder Cavaliere, welche ihre Augen an der interessanten Operation zu weiden nicht müde werden.

Mannichfaltiges.

ß (Technik.) Das Schweißen des Kupfers ist dem q. b. Salineninspector Ph. Rust schon vor längerer Zeit vollkommen gelungen, erst jetzt aber giebt derselbe im Kunst- und Gewerbeblatt darüber nähere Mittheilungen. Nur wenige Metalle waren bisher als schweißbar bekannt, namentlich zählen hierher: Eisen, Platin und Nickel. Gußstahl läßt sich mit Anwendung eines Schweißpulvers, bestehend aus Borax, Salmiak und Blutlaugensalz, das zu Anfang der fünfziger Jahre bekannt wurde, mit Eisen wie auch wieder mit Gußstahl zusammenschweißen, wobei die schwache Weißglühhitze nicht überschritten zu werden braucht. Der physikalische Vorgang beim Schweißproceß ist noch nicht genau festgestellt, soviel aber ist sicher, daß die Bedingungen jedes Schweißens mindestens folgende sind: eine gewisse Temperatur, rein metallische Oberfläche der Vereinigungsstellen und innige Berührung derselben, welche sich durch angemessenen Druck erzeugen läßt. Wo bei der höheren Temperatur Oxydation der Oberflächen eintritt, wie bei Eisen und Stahl, muß ein gehörig beschaffenes Flußmittel angewendet werden, welches das oxydirte Metall auflöst, die weitere Oxydation verhindert und leichtflüssig genug ist, um beim Drucke oder Schlage aus der Schweißfuge auszutreten. Diese Flußmittel, welche in der Hitze Verbindungen bilden sollen, müssen demnach für verschiedene Metalle verschieden sein. Beim Schweißen des Eisens genügt der hauptsächlich aus Kieselsäure bestehende Schweißsand, für Gußstahl liefert der Borax des bezeichneten Schweißpulvers die vorzugsweise wirksame Borsäure. Da nun unter den Kupfersalzen die phosphorsauren besonders leicht schmelzbar sind, so schloß R., daß ein Salz, welches Phosphorsäure in der Glühhitze liefert, das Schweißen des Kupfers möglich machen müsse. Mit phosphorsaurem Natron-Ammoniak gelang der Versuch sofort vollständig. Auch eine billiger zu beschaffende Zusammensetzung, nämlich 1 Theil phosphorsaures Natron und 2 Theile Borsäure liefert gute Resultate, nur daß die Schlacke sich nicht ganz so dünnflüssig wie beim ersteren Salze zeigte. Die Operation ist dieselbe wie beim Stahle. Man macht die zu vereinigenden Enden rothglühend, streut das Schweißmittel auf, erhitzt dann weiter bis zur angehenden Gelbglühhitze, und führt dann mit dem Hammer geeignete Schläge, durch welche die Flächen in innigen Contact gebracht werden. Auf diese Weise lassen sich z. B. Kupferstäbchen stumpf zusammenschweißen. R. hat so u. a. auch eine Kette hergestellt. Wegen der Weichheit des Kupfers genügen leichtere Hammerschläge, etwa mit einem Holzhammer, auch ist aus demselben Grunde auf die durch die Schläge herbeigeführten stärkeren Formänderungen im Voraus Bedacht zu nehmen. Ferner ist es hier nothwendig, das Eindringen von Kohlentheilen in die Schweißfuge mit aller Sorgfalt zu verhüten, indem diese die schützende Schlacke durch chemische Action zerstören. Sehr wahrscheinlich läßt sich das Princip dieses Schweißverfahrens auch noch auf andere Metalle und Legirungen mit Erfolg anwenden. — Die sogenannte condensirte Milch, welche seit zwei Jahren ein Handelsartikel geworden ist, wird in zwei schweizerischen Etablissements und nun seit Kurzem auch bei Kempten im Allgäu fabricirt. Die Eindickung der Milch geschieht, nach Zusetzung des für die Conservirung nöthigen Rohrzuckers, circa 5½ pCt. des Gewichtes, unter Anwendung von Dampfheizung, in luftverdünntem Raume bei niederer Temperatur, wobei dieselbe an Qualität durchaus nichts verliert, und in Folge des raschen Verlaufs der Operation Säurebildung gänzlich vermieden wird. Bei der Verwendung wird die condensirte Milch mit der 4—5fachen Menge Wasser verdünnt, und man erhält so eine Rahmmilch, die vollständig der frischen Alpenmilch gleichkommt, und nur wegen des Zuckerzusatzes süßer schmeckt. Der Preis dieser Milch ist zur Zeit noch hoch, indem eine Blechbüchse von reichlich ¼ Liter Inhalt in Cham (Schweiz) um 1 Fr. verkauft wird. Inzwischen beruht ihr unbestreitbarer Werth auf ihrer Haltbarkeit, unter allen Einflüssen, wodurch die Verwendung auf großen Reisen ermöglicht ist.

— Man kennt die ungeheuere Bevölkerungszunahme Amerikas und ist ziemlich einig darüber, daß sie nicht blos Folge der fortdauernden Einwanderungen sei, sondern daß sie noch mehr der durch Abwesenheit von Mangel und Noth begünstigten Fruchtbarkeit beigemessen werden müsse; mit anderen Worten: dem großen Ueberschuß der Geburts- über die Sterblichkeits-Ziffer. Indeß hat der deutsche Statistiker Kolb schon vor Jahren Bedenken über die letzterwähnte Voraussetzung geäußert und diese Bedenken auch in der neuesten Auflage seines statistischen Handbuchs wiederholt. Er hebt hervor, daß die Sterblichkeit unter den nach einem anderen Klima verpflanzten Menschen und noch mehr unter deren Nachkommen, in der Regel ungewöhnlich groß, das eigentliche Gedeihen der Verpflanzten somit gering sei. Er äußert dann S. 573 — im Widerspruch mit der herrschenden Ansicht: „Ein von dem mitteleuropäischen nicht ganz verschiedenes Klima ist es, was die Auswanderung nach den nördlichen und westlichen der Vereinigten Staaten vor jedem anderen Colonisationslande empfiehlt, obwohl auch dort die Sterblichkeit unter den Eingewanderten noch immer unzweifelhaft größer ist als in der Heimath. Eigentlich vermögen wir gar nicht zu ermessen, wie sich die somatischen Verhältnisse der europäischen Stämme in Amerika gestalten würden, ohne deren unausgesetzte Erneuerung durch frische Einwanderer. Die Wahrnehmungen Desors scheinen auf eine Abnahme der Kräftigkeit bei den älteren Ansiedlern zu deuten.“ Die von dem deutschen Statistiker geäußerte Vermuthung hat nun aus Amerika selbst ihre Bestätigung erhalten. Die Leute vom Fach sind daselbst auf ein alarmirendes Sinken in der Bevölkerungszunahme des eigentlich amerikanischen Theiles der Einwohnerschaft (natürlich die Indianer ungerechnet) aufmerksam geworden. Für Boston ist nachgewiesen, daß in den Jahren 1849 und 1850 ein Ueberschuß der Zahl der Geburten nur bei den Fremden vorkam, und Dr. Allan aus Lowell begründet die Ansicht, daß eine natürliche Zunahme des amerikanischen Theiles der Bevölkerung dieser Stadt auch in der Folge kaum stattgefunden hat. Ebenso zeigt die Statistik des Staates Vermont, daß bei einer Bevölkerung von $^{9}/_{10}$ Amerikanern und $^{1}/_{10}$ Fremden die Zunahme der Population zwischen jenen und diesen sich wie 1 zu 3 verhält. In Rhode-Island kam 1865 unter dem amerikanischen Theile der Einwohnerschaft 1 Geburt erst auf 60,2, unter den Fremden dagegen 1 auf 33,7 der Gesammtzahl, und während innerhalb 10 Jahren der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle unter jenen nur 4,4 Proc. betrug, stieg er bei diesen auf 19,1 Proc. Die rasche Zunahme der Bevölkerung Amerikas beruht sonach allerdings wesentlich auf der unausgesetzten Erneuerung der Einwohnerschaft aus Europa.

— Die Wiener „Morgenpost“ erhält aus Prag, 23. d., nachstehendes Sensations-Telegramm: „Vorgestern erschoß in Kladno der Prager Lederhändler Krauß sich und seine Geliebte, eine gewisse Horvath. Man vermuthet aus verschiedenen Anzeichen, Letztere sei die mysteriöse Vili Horvath, auf welche sich Julie Ebergenyi in ihrem Processe berief. Man fand bei der ermordeten Horvath die Porträts von Chorinsky, von dessen vergifteter Gemahlin, sowie das Tagebuch der Ebergenyi mit Eintragungen von fremder Hand und im überschwänglichen Style Chorinsky's geschrieben. Die Horvath wohnte lange Zeit in Prag. Deren vorgefundene Pretiosen und sonstiger Nachlaß sind äußerst werthvoll.“ — Auch die „Boh.“ bringt Ausführliches über den Tod und die zurückgelassenen Effecten des Frl. v. Horvath, und erwartet man mit Ungeduld nähere Aufklärung über diese mysteriöse Persönlichkeit.

— Nach Pariser Berichten liegt der hochbejahrte Tondichter Rossini sehr schwer erkrankt darnieder.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 132.

MÜNCHEN NOV. 1869

Das Verbrechen.

Novelle von Th. Duß.

(Schluß.)

Mr. Bridge eilte, so wie die Sitzung geschlossen war, nach dem Gefängniß in Constanzen's Zelle. Da saß sie bleich aber ruhig und bewegungslos auf hartem Stuhl; sie stützte das liebliche Haupt mit ihrer weißen Hand, als könne sie es nicht aufrecht halten. Bei des jungen Mannes Eintritt überflog ein zartes Roth ihre Wangen, sie vermochte sich aber nicht zu erheben. „Miß Constanze," rief er, „lassen Sie mich der erste sein, der Ihnen verkündet, daß Sie als nichtschuldig erkannt, daß Sie frei sind. Aber hören Sie auch, armes, theueres Mädchen, daß, wenn die Welt Sie auch verurtheilt hätte, ich dennoch in meinem Glauben an Sie nicht wankend geworden wäre, denn, Constanze, ich liebe Sie, liebe Sie seit langer Zeit; ich komme, um Ihnen eine Hand zu bieten, die Sie künftig durch die rauhen Stürme des Lebens führen, die Sie stützen wird. Constanze, stoßen Sie diese Hand nicht zurück, Sie können auf sie zählen im Leben wie im Tod."

Constanze hatte sich erhoben; ein himmlisches Lächeln verklärte ihr Gesicht, als sie ihn verwirrt und erstaunt anhörte; dann antwortete Sie: „Mr. Bridge, wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken für das, was Sie mir bringen; Sie haben mir mehr als das Leben gerettet, Sie haben versucht, meine Ehre wieder herzustellen, und ist es auch nicht vollständig gelungen, so lange der Thäter fehlt — so wage ich doch zu hoffen, daß Gott mir verzeihen und ihn an's Licht führen wird. Ich habe viel zu sühnen; ich habe viel an mir zu bessern und wieder gut zu machen, und das werde ich versuchen, indem ich mich zu den barmherzigen Schwestern begebe. Nun aber, Mr. Bridge, muß ich noch das andere beantworten. Was Sie mir in so edeler, uneigennütziger Weise darbringen — Ihr Herz und Ihre Hand — einen reinen, fleckenlosen Namen — o Mr. Bridge, ich habe bisher keine andere Liebe als die zu meinem Vater und meinen Brüdern gekannt; für das warme Interesse, welches ich für Sie hegte, wußte ich noch keine Deutung; wenn das aber Liebe ist, daß seit Ihrem Eintritt diese kahlen Mauern für mich zum Paradies geworden, so fühle ich Liebe für Sie — fühle aber auch, daß ich nie den geächteten Namen einer peinlich Angeklagten zu dem Ihrigen fügen werde."

„Halt' ein, Constanze, sprich es nicht aus, was mich auf ewig elend machen würde — Du liebst mich, das ist mir genug — ich achte und ehre das Gefühl, das Dich hindert, jetzt noch nicht die Meine zu werden, aber wenn es mir gelingt, was von jetzt an die Aufgabe meines Lebens sein soll — den Mörder zu entdecken, dann, dann lasse mich hoffen, Dein Leben in den stillen Hafen der Ruhe und des Glückes einführen zu dürfen."

Constanze schüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt. „Ich glaube nicht," sagte sie, „daß sich mein Herz je wieder dem Glück und der Freude erschließen kann; doch, wenn Zeit und Umstände mich vielleicht ändern, dann seien Sie versichert, daß ich nirgends glücklicher sein würde als an Ihrer Seite."

Mr. Bridge schied traurig und tief bewegt von ihr; er fürchtete, daß der Eigenwille des Kindes jetzt zur Charakterstärke bei der Jungfrau geworden sei. Constanze begab sich aber vorläufig in's Kloster zu den barmherzigen Schwestern.

Mrs. Morton, die noch immer leidend war, ward durch die Freisprechung Constanze's in freudige Aufregung versetzt, und sie beschloß, in den nächsten Tagen nach Edinburgh zu reisen, um dem lieben Kind ihr Glück darüber auszudrücken. Heute, wo sie sich zum ersten Mal etwas wohler fühlte, unternahm sie einen Spaziergang in den Park, dessen entlaubte Bäume zwar ein trauriges Bild der Vergänglichkeit darboten, aber der Reif, der über den Zweigen und Aesten lag, gewährte doch einen so schönen Anblick, daß man fast die grünen Blätter darüber vergaß.

Als sie nun am Ausgang des Parkes angekommen war, trat ihr eine Gestalt entgegen, die sie hier zu sehen am wenigsten vermuthet hatte und die sie am meisten fürchtete. John, der Blödsinnige, stand vor ihr; er blickte sie einen Augenblick drohend an, dann fragte er hastig: „Wo ist Constanze, ich muß sie sehen und sprechen."

„Constanze ist nicht hier," erwiderte Alice erschrocken und wollte forteilen, doch John packte ihren Arm und sagte, er müsse zu ihr, er habe ihr etwas zu geben. Dabei zog er aus seiner Brusttasche eine kleine blutige Locke, um sie Alice grinsend zu zeigen. Diese, zum Tod erbleichend, raffte alle Geisteskraft zusammen, hielt ihn am Aermel fest und erwiderte: „Kommen Sie nur mit, Constanze ist doch im Schloß, Sie dürfen ihr dies bringen, denn schon lange wartet sie darauf." Sie zog nun den anfangs Halbwiderstrebenden mit sich fort, der aber bald willig folgte, sichtlich erfreut darüber, daß es ihm gelungen, Constanze sehen zu dürfen, sie, das einzige Wesen fast, für das er Freundschaft oder Liebe bekundete, Liebe, die sich so grauenvoll geäußert hatte.

Im Vorsaal angekommen, traf Mrs. Morton ihren Gatten, dem sie nur noch die Worte zurief: „Hier, hier ist der Mörder" — und dann bewußtlos niedersank.

So war denn endlich entdeckt, was so lange verborgen geblieben, und woran Keiner gedacht — was Keiner errathen hatte! Wie konnte man auch annehmen, daß ein Blödsinniger mit solcher Ueberlegung sich früh Morgens, als er wußte, daß die Herrschaft verreist, ins Gartenzimmer schleichen, den Knaben tödten und sich wieder heimlich und unbemerkt entfernen könne! Und doch war es möglich, doch war es geschehen. Sein Vater gestand nachdem, daß John seit längerer Zeit oft tagelang abwesend und noch finsterer und verschlossener gewesen sei als sonst, doch hätte man das auch früher von Zeit zu Zeit an ihm bemerkt und daher nicht weiter beachtet. Die Sehnsucht nach Constanzen habe ihn nun in die Nähe des Schlosses geführt, welches er lange instinctartig vermieden.

Wie schmerzlich und aufregend einerseits dies Alles für die Gatten war, so war man doch anderseits froh und glücklich, Constanze nun wieder mit voller Zärtlichkeit, mit verdoppelter Liebe ans Herz schließen zu können. John wurde unter sicherer Bedeckung und mit Hinzuziehung des tiefbekümmerten Vaters nach Edinburgh transportirt, wo er zeitlebens in festen Ge-

wahrsam kam, wo man aber stets mit milder Schonung seinen Zustand berücksichtigte.

Mr. Morton und Alice unternahmen etwas später die Reise nach Edinburgh. Wie glänzend gerechtfertigt Constanze nun da stand, wie Alles sich herbei drängte, ihr ihre Theilnahme und Freude zu bezeugen, so beglückte sie doch nichts mehr, als das Wiedersehen ihrer Eltern. Die gebeugte kummervolle Gestalt des Vaters, der mit thränenden Augen nicht wagte sein Kind an sich zu drücken, ehe er ihre Verzeihung erhalten hatte; das bleiche, aber jetzt so frohe und schöne Gesicht ihrer Stiefmutter, die Constanze versicherte, keinen Augenblick an ihre Schuld geglaubt zu haben, und sie bat, sie nun endlich als Mutter anzuerkennen, ergriff und entzückte das junge Mädchen so sehr, daß sie weinend sagte: „Ich habe Euch, Ihr Lieben, um Vergebung zu bitten, denn ich habe Euere Liebe von mir gestoßen, und zu dem Verdachte Anlaß gegeben; doch lassen wir die Vergangenheit mit ihren finsteren Schatten, suchen wir uns gegenseitig durch Liebe und Vertrauen die überstandenen Leiden vergessen zu machen.“

Mr. Morton, dem sein Schloß nach den geschilderten Ereignissen verhaßt und verleidet war, verkaufte es und siedelte sich in der Nähe Edinburghs an. Nun konnten seine Kinder sich oft unter väterlichem Dache vereinen und den Eltern das Leben aufs Neue werth und lieb machen. Constanze, die bei solcher Familienvereinigung fast niemals fehlte, kehrte aber stets wieder in ihr Kloster zurück.

Mr. Bridge, den die Entdeckung des Mörders mit neuer Hoffnung, neuem Muthe erfüllte, wagte es endlich, in einem zärtlichen Schreiben Constanze zu erinnern, daß jetzt das einzige Hinderniß, was sie bisher getrennt habe, verschwunden sei; die Wiederherstellung ihres guten Namens sei bewirkt.

Doch Constanze beschwor ihn, ihr noch einige Jahre des stillen Wohlthuns, der eigenen Veredelung zu gönnen, sie müsse seiner erst ganz würdig werden.

Wenn nun sein Ruf als Advocat immer größer wurde, wenn manches gekränkte Recht durch ihn zur Geltung kam, Mancher seine Freiheit, ja sein Leben seiner unermüdlichen Nachforschung und seiner Beredtsamkeit verdankte, dann erhob Constanze den dankbaren Blick zum Himmel, ein seliges Gefühl schwellte ihre Brust, wußte sie doch, daß er bei jeder edelen That ihrer gedachte, daß sie der Impuls aller seinen Handlungen sei.

Nach Verlauf dreier für das Leben so kurzer, für die Liebe so langer Jahre erhielt Mr. Bridge ein kleines rosenfarbiges Billet dieses Inhaltes:

„Geliebter Freund! Nachdem meine Eltern durch die Geburt eines lieblichen Knaben Ersatz für den verlorenen gefunden, haben sich auch mir durch dies frohe Ereigniß die Pforten der Freude und des Glückes wieder erschlossen. Ich glaube mich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß der Himmel mir verziehen hat, was ich einst im jugendlichen Trotz und Unverstand verbrochen. Die Jahre stillen Nachdenkens und inneren Beschauens haben mich vielleicht würdig gemacht, Ihnen die Liebe, die Sie jahrelang für mich bewahrten, vergelten zu können; lassen Sie mich versuchen, theuerer Freund, durch Ihr schönes Beispiel ermuntert, der Welt ein nützliches Mitglied und Ihnen eine treue Gefährtin zu werden, die bis zum letzten Hauche ihres Lebens nicht aufhören wird, Sie zu lieben. Constanze Morton.“

Die Hayes'sche Nordpolexpedition im Jahr 1861.

Diese Beschreibung der Hayes'schen Nordpolfahrt bildet den ersten Band der „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit“, die jetzt im Verlage von H. Costenoble in Jena erscheint. Die enthusiastische Aufopferungsfreudigkeit, welche sich in dieser Reisebeschreibung wiederspiegelt, dürfte auch kalte Gemüther für dergleichen gefahrvolle und undankbare Unternehmungen erwärmen. Das Werk, für den Laien berechnet, erschien erst zu Ende 1866 in Nordamerika, obwohl die Expedition bereits 1861 stattfand. Das „sichtbar Unendliche“, wie es die Aesthetiker nennen, jener menschenleeren Eisgebiete tritt in den Schilderungen von Hayes vor unser Auge; wir fühlen die Wonne eines langen Tagessommers und die Schauer einer arktischen Winternacht mit ihren Gefahren, Schneestürmen und ihren „brennenden“ Kältegraden. Die schwimmenden Eisgebirge, zwanzig-, hundertmal so hoch als das Berliner Rathhaus und der Dom zu Köln und 9—10mal tiefer ins Wasser hinabragend, ziehen an uns vorüber in stolzer, unabsehbarer Schaar mit ihren gothischen Thürmen, Fenstern, Spitzen, Säulen und Pfeilern im tausendfarbigen Glanz der niedersinkenden Sonne. Das Nordlicht malt seine geheimnißvollen Strahlenschleier, bald dämmernd, bald die Sterne verdunkelnd, am Horizont. Die kurzlebige Flora, das frische Frühlingskind, auf schroffen Felsen geboren, und die zähe, allen Mühsalen trotzende Fauna, der aussterbende Eskimo mit seinen uralten Ueberlieferungen besserer, wärmerer Zeiten, „wo sie den Schnee nicht kannten,“ Alles weiß uns Hayes mit wahrhaft classischer Naturanschauung darzustellen. Auch das Schweigen der arktischen Nacht erscheint in seiner Schilderung nicht als eine unendliche Leere, sondern „als das Schweigen, das etwas verschweigt“; „es hört auf negativ zu sein, es steht da, wie ein schreckliches Gespenst.“

So weit die Schilderung; die Erlebnisse und Ergebnisse dieser Reise selbst sind nicht minder zahlreich und farbenvoll. Genüge es zu sagen, daß er mit fast winzigen Mitteln, auf einem Schooner, begleitet nur von vierzehn Genossen, die Gefahren einer halbjährigen Nacht — oft bei —44° R. — zu überwinden vermocht. Einer derselben, der 28 Jahre alte Naturforscher August Sonntag, fiel seinem Eifer im Dienste der Wissenschaft zum Opfer. Weit vom Athemzug warmen Lebens hat er sein felsiges Grabmal. „Dort, wo keine liebende Hand kommen kann, ihm Blumen auf die Gruft zu streuen, und keine Augen von Trauer sich trüben; aber die sanften Sterne, die er im Leben so liebte, werden über ihm das ewige Todtenamt halten und die Winde über ihn jammern, und die Natur, seine kalte Braut, breitet die Arme über ihn und ihre gefrorenen Thränen fallen ewig auf sein Grab.“ Das sind die schönen Worte, mit denen Hayes von unserem Landsmann Abschied nimmt.

Der Weg der Expedition geht westlich von Grönland den Smith-Sund hinauf. In dem kleinen dänischen Hafen Pröven werden sie gastfreundlich aufgenommen und mit zwei Gespann arktischer Hunde versehen, obgleich eine Seuche die Zahl dieser dem Nordländer unentbehrlichen Thiere sehr gelichtet hatte. Am Cap York nahmen sie einen Dänen, Namens Hans, auf, der aus Liebe zu einer Eskimojungfrau die frühere Expedition des Dr. Kane verlassen, um nördlich der Baffinsbay unter den wenigen Halbmenschen aller Civilisation zu entsagen. Auf dem weit ins Meer hinausragenden Cap York hatte er seit sechs Jahren, nachdem seine feurige Liebe sich bald gelegt, nach einem Schiff den südlichen Horizont beobachtet; auf einer hohen Warte lebend, im Nordsturm, büßte er seine allzuheiße Leidenschaft. Wir haben noch oft bei der Lectüre dieses Buches Gelegenheit, eine gewisse Romantik dieser Nordländer zu bewundern. In den Regionen der Einsamkeit, Ewigkeit, Unendlichkeit, Ruhe, Schönheit und Naturgewalt, wo aller Luxus eines künstlichen Lebens, einer vielverzweigten Gesellschaft erstarrt, tritt gleichsam die Poesie fühlbar, körperlich vor uns hin. Hier begreifen wir

die Sagen der Nornen, die Wikingerfahrten, die alte germanische Weltanschauung und die Gebilde unserer alten, heidnischen Götter. Sehr scharfsinnig sind die Mittheilungen und Beurtheilungen von Hayes über die Eskimos, diese wahrhaft stiefgeborene Race, denen wohler wäre, wenn sie statt ihres Bischen Menschheit den Pelz, die Waffen und Kräfte des „rauhen Eisbären" besäßen. Und doch, wie unverwüstlich ist dieses „bischen Menschheit", das in dem Sohne des Eises fort und fort glimmt die lange arktische Nacht hindurch, in der einsamen Schneehütte oder am fluthbespülten Eisspalt, wo er tagelang harrt, um einen vielleicht auftauchenden Seehund zu erlegen. Hier in der Zeitlosigkeit des Alls wird er nicht zum Thier, sondern erscheint uns fast wie eine Abstraction. Hier dämmern ihm in seinem erstaunlichen Gedächtniß, dem einzigen Codex und Gesetzbuch, die Sagen seines Volkes, die fernen Ueberlieferungen besserer Tage, die sinnigen Sittensprüche, deren die nordische Poesie und Tradition so viele aufweist. Mit einer für uns unglaublichen Ergebung sieht er dem baldigen Aussterben seines Stammes entgegen, welche durch Krankheiten, Auszehrung und Civilisationsfieber — alle erst modernen Ursprungs — sich vorbereitet.

In der That müssen wir nach der Lectüre des Hayes'schen Buches der Vermuthung Raum geben, daß das Absterben des Nordens, das Steigen des Meeres an den Küsten, das Ueberwuchern der Gletscher schneller eintreten dürfte, als die Berechnungen der Astronomen, nach der Schwankung der Erdaxe, die sich in 26,000 Jahren erfüllt, zulassen. Zu deutlich zeigen sich die Vorwehen. Hayes fand Spuren großer Eskimo-Ansiedelungen nicht hohen Alters in Gebieten, die gegenwärtig schon dem menschlichen Fuße widerstreben; er fand Reste von Vegetation und die Knochen des Bisam-Ochsen, die einst in besseren Tagen auf jetzt vereisten Fluren Grönlands und Grinnell-Lands üppig gelebt. Auch die großen, schwimmenden Eisfjarden, nach seinen Messungen bis zu 200 Fuß dick, sind von einer nie verwüstlichen Natur, ähnlich wie die Gletscher von oben durch Schneeniederschläge zunehmend, bis sie endlich den Grund des Meeres erreichen und so einen Zustand herbeiführen werden, dem jetzt noch der sich erwärmende Südpol unterliegt. Bekanntlich theilt die ganze nördliche Erdhülse diese Erkältung. Das Zunehmen der Gletscher in der Schweiz ist unumstößliche Thatsache, von der das Abnehmen des Weinbaues seit der Römer Zeiten eine deutliche Geschichte erzählt. Wir freilich müssen diesen kosmischen Einflüssen mit jener Eskimo-Gleichgiltigkeit zuschauen, von der Göthe's Wort gilt: Sie erweitert ihr Endliches zum Ewigen.

Unsere Eskimos besitzen neben diesen gleichsam chronopolitischen Eigenschaften auch derbe — ja widerliche Züge und Insecten die Menge, die ihrer perennirenden Pelzbekleidung entsprechen. Hayes nennt sie negative Menschen, bis auf ihre Unsauberkeit und Unzuverlässigkeit, die sehr positiv seien. Selbst ihre gepriesene Gastfreundschaft beruht nur in ihrem Unvermögen, offen und bündig die Thür, i. e. Loch, zu zeigen, eine Thätigkeit, für die ihre auf große Zungengeläufigkeit berechnete Sprache keine Bezeichnung hat. Verändert ein Eskimo-Familie den Wohnsitz, so wird selbst die schutzlose Waise nicht eingeladen; es wird ihr auch nicht verwehrt, zu folgen — zu Fuß — oder was wahrscheinlicher, in der Einöde zu verkommen. Sie betteln, borgen, stehlen nicht; sie kämpfen nicht mit einander, mag kommen, was da will; unliebsame Personen werden hinterlistig aus der Welt gebracht; der alte hilfsbedürftige Krüppel — selbst der Vater — wird im Schnee unter Felstrümmern verschüttet und elendiglich läßt man ihn umkommen — Justiz giebt's nicht, es kräht kein Hahn darnach.

Ein solches Volk muß zu Grunde gehen — selbst nach Darwin. Es dürfte also von Seiten der russischen Regierung ein wohlüberlegter Schritt sein die Veräußerung ihrer Territorien in Amerika, eines Landes, das der Unfruchtbarkeit entgegengeht, einer Bevölkerung, deren Loos der Tod.

Selbst die arktischen Hunde theilen dieses Schicksal — diese eisensehnige, schnellläufige Race, dem Eskimo so unentbehrlich. Eine Seuche rafft alljährlich die Hälfte dahin. Hayes konnte für Werkzeuge und Waffen, die dem Nordländer mehr gelten als unseren Börsenheroen das Capital, kaum ein Dutzend auftreiben, um seine Schlittenreise nach Norden auszuführen. Auch diese starben dahin an einer Art von Nervenfieber, bisher noch ganz unbekannt in den Eisregionen.

Sein Schooner war beim hereinbrechenden Winter im Port Foulke, zwischen Cap Alexander und Cap Ohlsen, zur Ruhe gegangen und in ein Treibhaus verwandelt, denn selbst die Eskimos sind unter 80° nördlicher Breite bei —44° F. nur exotische Pflanzen, und beim ersten Dämmern des Frühlings und Morgens wurde gerüstet, das Eis des Sundes, welches sich bis zur Mitte des Sommers hält, zu überschreiten. Der Smith-Sund war aber so bedeckt mit vollständig ungangbaren Eistrümmern, die sich in ungeheueren Massen, Keilen, Ecken, Kanten, Irrgängen in einer Höhe von fünfzig Fuß erhoben, daß die Mannschaft erschöpft zurückblieb und Hayes mit nur einem Gefährten, deutschen Namens (Knorr), allein in dem öden Labyrinth über das Meer vordrang — einen ganzen Monat lang, täglich eine kleine Meile vorwärts kommend.

Es ist die geheimnißvolle Macht der arktischen Zone, daß der Mensch wie in höchster Gefahr und unsäglichem Elend gegen alle Schrecken, alle Furcht gestählt wird, Muskeln, Nerven und Wille auf Ein Ziel angespannt werden. Es ist eine andere Welt — ein anderes Licht, anderes Leben — ein anderer Planet. „Aus Reisebeschreibungen," sagt Hayes, „schien mir Alles so natürlich; aber als ich Alles wirklich vor mir sah, da war's unwahr, unglaublich." Hier giebt es keinen Gott, als die Natur — und die ist todt. Hier ist der große Kirchhof des alten Walfader, des greisen Thor, hier ist das erloschene Alfheim, hier ruhen Balder und Freja, Loke und Mimer, Trole und die Nornen — nur die fürchterliche Hel haust im eisigen Panzer des Nordsturms durch die entsetzliche Oede. Wie in einem Traum zogen Hayes und Knorr dahin — nur mit dem Einen Triebe: Nach Norden.

Endlich erreichten sie die äußerste Spitze Grinnell-Lands, das Cap Union, 82° 30' nördlicher Breite, vierhundertfünfzig engl. Meilen vom Pol. Die finsteren, eis- und schaumgekleideten Fluthen Polynia's, des offenen Polarmeers, breiten sich vor ihnen aus, unabsehbar nach allen Seiten. Ein Schauer fesselte die Reisenden an den Ort. Der Union-Jack mit den irdischen Sternen wurde aufgepflanzt und feierlich erhoben sie die Hände zu dem Gelübde, hinüberzudringen über die geheimnißvollen Wasser zu vielleicht unbekannten Inseln mit unbekannten Menschen, Thieren und Pflanzen. Da flog ein Zug schwarzer Kummen über ihre Häupter dahin — nach Norden — mit Columbus konnten sie rufen: Land! Land!

Die Rückreise verging ihnen wie ein Traum. Es war ihnen, als seien sie tausend Jahre in verzauberten Regionen gewesen. Der schreckliche Bürgerkrieg hatte die Heimath zerrüttet, und er ist es hauptsächlich, der Hayes bis jetzt abgehalten, sein Gelübde zu erfüllen.

So ist es vielleicht der deutschen Flagge bestimmt, unter der Aegide des trefflichen Petermann, zuerst den Pol der Erde, um den sich die Welt in diamantnen Angeln schwingt, zu zieren. Zwar ist die „Germania" wieder zurückgekehrt, nachdem sie Ostgrönland, Spitzbergen und Grinnell-Land umschifft hatte und bis 81° 5' N. Br. gelangt war, doch wird diese Fahrt hoffentlich nur der ballon d'essai gewesen sein, dem bald eine mit größeren Mitteln ausgerüstete deutsche Expedition folgen wird.

Mannichfaltiges.

— In Bremen wurden am Samstag für eine neue Nordpolexpedition die Grundlagen gelegt. Auf ergangene Einladung war Dr. Petermann von Gotha gekommen, um mit Consul H. H. Meier, Dr. Breusing, Koldewey und Anderen das Nöthige zu verabreden. Theils ihm, theils den drei Officieren

der „Germania“ zu Ehren, vor Allem aber, um gleich von vornherein der neuen Unternehmung die wünschenswerthe öffentliche Sympathie zu sichern, fand Abends dann im Haus Seefahrt ein Festmahl statt, bei welchem Bürgermeister Duckwitz auf das Wohl Petermanns, Senator Gildemeister auf dasjenige der drei braven Seeleute Koldewey, Hildebrandt und Hugslade trank, jedoch mit Ausdehnung seines beredten Lobes auf den ganzen deutschen Seemannsstand. Dr. Petermann ging in der Erwiderung etwas näher auf die Lage der Angelegenheit ein, nachdem die erste vorläufige Recognoscirung des Terrains nun vollendet ist. Er theilt mit, daß von seiner Geldsammlung zwei Drittel noch verfügbar blieben, nachdem Schiff und Vorräthe wieder zu Geld gemacht worden. Das wäre also der Grundstock für eine neue, eigentliche Nationalsubscription. Er theile, sagte er, Koldeweys Ansicht, daß in dem breiten Meere zwischen Grönland und Nowaja Semlja irgendwo in jedem Jahre gegen den Pol hin durchzudringen sei. Natürlich muß der Versuch mit Dampfkraft angestellt werden, damit man vom Winde unabhängig und die größtmögliche Schnelligkeit gesichert sei. Daß die Aufgabe nicht wieder einem Segelschiffe anvertraut werden wird, steht bereits fest. Es ist nun verabredet worden, daß Dr. Petermann einen neuen Plan, unter Berücksichtigung der gemachten Erfahrungen, entwerfen, andere Sachverständige denselben begutachten, dann die geeigneten Führer und Gelehrten der Expedition ermittelt und schließlich das Geld zusammengebracht werden soll, welch letztere Sorge Consul Meier hauptsächlich übernehmen will.

— Der berühmte Taucher Green giebt in dem Journal of the Telegraph folgende Beschreibung von dem, was er an den „Silver Banks“ bei Haiti gesehen. „Die Korallenbank, zu welcher ich niedertauchte, ist etwa 40 (englische) Meilen lang und 10 bis 20 Meilen breit. Sie bietet dem Taucher eines der schönsten und erhabensten Schauspiele, welche das Auge erblicken kann. Die Tiefe des Wassers schwankt zwischen 10 und 100 Fuß, und es ist so klar, daß der in demselben befindliche Taucher auf Entfernungen von 200 bis 300 Fuß sehen kann, wobei das Auge nur wenig angestrengt wird. Der Boden des Meeres ist an manchen Stellen so glatt wie ein Marmorfußboden, an anderen Stellen ist er besäet mit Korallensäulen, die eine Höhe von 10 bis 100 Fuß und einen Durchmesser von 1 bis 80 Fuß erreichen. Die Gipfel der höchsten Säulen tragen Tausende von Strebebogen, von denen jeder wieder tausend andere trägt, und das Ganze erinnert an die phantastische Wohnung irgend einer Wassernymphe. An anderen Orten bilden die Strebebogen Gewölbe über Gewölben, und wenn der Taucher am Boden des Meeres weilt und seinen Blick in diese buchtigen Labyrinthe versenkt, dann fühlt er sich von erhabener Ehrfurcht durchdrungen, als befände er sich in einer alten Kathedrale, welche vor langer Zeit unter den Fluthen des Oceans begraben worden. Hie und da erhebt sich die Koralle bis an die Oberfläche des Wassers, als wären die höheren Säulen Thürme, welche zu diesen majestätischen, in Ruinen liegenden Tempeln gehören. Die Fische, welche diese „Silver Banks“ bewohnen, sind ebenso mannichfaltig in ihren Arten, als der Schauplatz, den sie bewohnen. Man trifft sie in allen Formen, allen Größen und allen Farben.“

— Der „Patrie“ geht in einem Privatbriefe aus Lima die traurige Nachricht zu, daß ein neuer Unglücksfall zu denen, die das Erdbeben verursacht hat, hinzugekommen ist. Man hatte in Lima durch Subscription namhafte Summen für die Unterstützung der vom Erdbeben Heimgesuchten aufgebracht und ein Schiff mit einem zahlreichen Contingent an Aerzten, barmherzigen Schwestern und freiwilligen Krankenwärtern ausgerüstet mit einer ersten Summe von drei Millionen Franken abgesandt. Dieses Schiff hat Schiffbruch gelitten und ist mit allen Passagieren und Allem, was an Bord war, vollständig zu Grunde gegangen. Nur drei Matrosen wurden gerettet.

— Wie der „Gaulois“ hört, wäre in Rom an maßgebender Stelle davon die Rede, den Proceß zur Heiligsprechung der Madame Elisabeth de France, der unglücklichen Schwester Ludwig's XVI., einzuleiten.

— In dem Befinden Rossini's ist, wie aus Paris gemeldet wird, eine kleine Besserung eingetreten, obschon sein Zustand noch immer gefährlich ist. Die beiden Aerzte Barthe und Vio Bonato sind immerwährend um den greisen Kranken beschäftigt, der bekanntlich 77 Jahre alt ist.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Technologisches Wörterbuch. Herausgegeben von Dr. E. Rumpf, Dr. O. Mother und W. Unverzagt. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Schon seit lange, zumal aber seit den großen Weltausstellungen in London und Paris machte sich sowohl in Verwaltungskreisen als in allen Zweigen des Großhandels und der Industrie das Bedürfniß nach einem tüchtigen technologischen Wörterbuch in den Hauptweltsprachen fühlbar. Verschiedene Versuche, diesem Bedürfniß abzuhelfen, erwiesen sich als ungenügend und belehrten zugleich die Unternehmer, daß ein gediegenes Werk nicht mit gewöhnlichen Mitteln und nur durch Auswahl und Zusammenwirken vorzüglich geeigneter Kräfte herzustellen sei. Nachdem diese aufgefunden und gewonnen waren, hat die bezeichnete Verlagsbuchhandlung kein Opfer gescheut, die ihr vorschwebende Idee in einer der Wissenschaft und der Praxis entsprechenden Weise zu realisiren. So weit dies bei einer mit den mannichfachsten und größten Schwierigkeiten verbundenen Sache überhaupt möglich, ist ihr das vollständig gelungen. Von diesem vortrefflichen Wörterbuch sind der erste deutsch-englisch-französische und der dritte französisch-deutsch-englische Band in vollständig ergänzter und verbesserter Auflage erschienen; der zweite englisch-deutsch-französische Theil wird im Lauf der nächsten Monate nachfolgen. Die Ausstattung ist dem gediegenen Inhalt entsprechend. Wir empfehlen das vortreffliche Werk Allen, die in dem Fall sind, sich nach tüchtigen lexikographischen Hülfsmitteln auf dem großen Gebiet der angewandten Mathematik, der Architektur, der Naturwissenschaften, der Schifffahrt, der Montangewerbe &c. umzusehen.

Palindrom.

Als ich letzthin zum Keller ging:
Ich meine doch den Felsenkeller;
Denn frischer war es dort und heller,
Woran ich mein Vergnügen hing —
Genug, es war so unter Andern
An einem Garten hinzuwandern;
Schon bei dem Vorwärts kam ich an
Und wollte fürbaß weiter trollen:
Sieh' da, dahinter stand ein Mann;
Was that er denn, was konnt' er wollen?
Er hielt das Rückwärts in den Händen
Und frug: ob ich kein Freund davon?
Warum denn nicht, willst Du mir spenden?
Und durch das Vorwärts kamen schon
Die fast'gen Rückwärts, um so schneller
Lief ich damit zum Felsenkeller
Und lud der Freunde eine Zahl
Zu meinem schlichten Abendmahl.

Δ

Auflösung des Anagramm in Nr. 129: Karlist — Kurlisten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stap. — Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 133.

* Der Maler von Rotterdam.

Von Amalia B. Edwards.

Mein Vater war Kaufmann und Destillateur in Schiedam. Wir waren nicht reich, aber wir besaßen genug, um uns alle gesellschaftlichen Annehmlichkeiten zu verschaffen. Wir hatten Umgang mit einigen alten Freunden; wir gingen gelegentlich in's Theater, und mein Vater hatte seinen Tulpengarten und sein Landhaus in einiger Entfernung von Schiedam, an den Ufern des Canals, welcher die Stadt mit der Maas verbindet.

Meine Eltern, deren einziges Kind ich war, nährten einen ehrgeizigen Traum, den ich glücklicherweise theilte: sie wünschten, daß ich Maler werden solle. „Laß mich ein Gemälde von Franz Linden in der Galerie von Rotterdam sehen," sagte mein Vater, „und ich werde glücklich sterben."

Mit vierzehn Jahren wurde ich daher aus der Schule genommen und in das Atelier des Herrn Kesler, eines Künstlers, welcher zu Delft lebte, gebracht. Hier machte ich solche Fortschritte, daß ich, als ich meinen neunzehnten Geburtstag feierte, in das Atelier Hans Van Roos', eines Abkömmlings der berühmten Familie dieses Namens, versetzt wurde. Van Roos war erst acht und dreißig bis vierzig Jahre alt, und hatte sich schon einen bedeutenden Ruf als Maler von Portraits und Heiligenbildern erworben. In einer unserer schönsten Kirchen befand sich ein Altarbild von ihm; seine Arbeiten hatten in den letzten sechs Jahren den Ehrenplatz auf der jährlichen Ausstellung eingenommen, und er zählte die meisten reichen Kaufleute und Bürgermeister der Stadt zu seinen Gönnern. Es konnte daher keinem Zweifel unterworfen sein, daß mein Meister sich rasch ein Vermögen, welches seiner Beliebtheit entsprach, erwerben würde.

Trotzdem war er kein Mann von heiterem Temperament. Unter seinen Schülern ging das Gerücht, er habe in seiner Jugend eine bittere Täuschung erfahren, er habe sich verliebt und er sei angenommen, dann aber am Vorabend der Hochzeit von der Dame seines Herzens um einen reicheren Bewerber verlassen worden.

Als ganz junger Mann war er aus Friesland, aus dem Norden von Holland, herübergekommen. Er war immer derselbe düstere, bleiche, arbeitliebende Mann gewesen. Er war ein strenger Calvinist, sparsam in seinen häuslichen Ausgaben und freigebig gegen die Armen — das wußte Jeder und Niemand wußte mehr.

Die Zahl seiner Schüler war auf sechs beschränkt. Er hielt uns beständig in Arbeit und erlaubte uns kaum, während des Tages ein Wort mit einander zu wechseln. Schweigend stand er unter uns, während das Licht von oben auf sein bleiches Gesicht fiel, so daß er beinahe selbst wie eines der strengen alten Portraits aussah. Die Wahrheit zu sagen, wir fürchteten uns Alle ein wenig vor ihm. Nicht daß er sich eine unziemliche Autorität über uns angemaßt hätte; im Gegentheil, er war voll Anstand, aber schweigsam und von einer eisigen Höflichkeit, die etwas so Drückendes hatte, daß wir uns Alle wohler fühlten, wenn wir nicht in seiner Nähe waren.

Unter seinem Dach wohnte Keiner von uns. Ich bewohnte in einer benachbarten Straße die zweite Etage eines Hauses, und zwei meiner Studiengenossen hatten Zimmer in demselben Hause gemiethet. Abends pflegten wir einander in unseren Zimmern aufzusuchen und Ausflüge nach verschiedenen Schaustellungen und Theatern zu machen. Zuweilen, an schönen Sommerabenden, mietheten wir uns auch ein Boot und fuhren eine Strecke den Fluß hinab. Dann waren wir fröhlich genug und nicht ganz so schweigsam als in dem düsteren Atelier von Hans van Roos.

Ich bemühte mich mittlerweile so viel Nutzen als möglich aus dem Unterricht meines Lehrers zu ziehen. Bald machte ich rasche Fortschritte und malte besser als die anderen Fünf. Ich wählte aber nicht wie Hans Van Roos Heiligenbilder zum Gegenstand, sondern neigte mich mehr dem bekannten Landschaftsgenre von Bergham und Paul Potter zu.

Es war mein größtes Entzücken, durch die reichen, fetten Wiesenländer zu wandeln; den herrlichen Untergang der Sonne, die Heerden, welche nach der Meierei heimkehrten, die trägen Windmühlen und die stillen, ruhigen Wasser der Canäle zu beobachten, deren glatter Spiegel kaum durch das Vorübergleiten des Canalbootes gekräuselt ward. Im Wiedergeben solcher Scenen, „des trägen Laufs des Canals, des mit gelben Blüthen überfäeten Thales, des mit Weiden bestandenen Ufers, des dahingleitenden Schiffes," war ich besonders glücklich.

Mein Lehrer lobte mich nie, weder durch Wort noch durch Blick. Als mein Vater aber eines Tages von Schiedam kam, um mich zu besuchen, zog er ihn bei Seite und flüsterte ihm halblaut, so daß die Anderen ihn nicht verstehen konnten, zu: „Messer Franz werde seinem Beruf Ehre machen."

Darüber wurde mein Vater so glücklich, daß er mich gleich mit sich nahm, um den ganzen Tag mit mir auszugehen, und nachdem er mir fünfzehn Goldstücke zum Zeichen seiner Zufriedenheit geschenkt hatte, mußte ich in seiner Begleitung zum Bürgermeister von Gael, seinem ältesten Freunde, gehen, wo wir zu Mittag aßen.

Dieser Besuch sollte ein ereignißreicher für mich werden — an diesem Abend verliebte ich mich zum ersten Mal.

Ich glaube, es würde nur wenige Leute gegeben haben, welche damals die persönlichen Reize Gertrude von Gaels bestritten hätten; aber doch weiß ich nicht, ob es nicht weniger ihre Schönheit als ihre sanfte Stimme und liebliche weibliche Anmuth waren, welche mich bezauberten. Obgleich sie noch so jung war, verstand sie doch voll Selbstgefühl und Anstand die Wirthin an ihres Vaters fürstlicher Tafel zu machen. Abends sang sie einige reizende deutsche Lieder mit eigener Begleitung. Wir sprachen von Büchern und Poesie. Sie war in der englischen, französischen und deutschen Literatur wohl bewandert. Wir sprachen von Kunst und sie verrieth sowohl Urtheilskraft als Enthusiasmus.

Als wir Abends Abschied nahmen, schüttelte der Bürgermeister mir herzlich die Hand und bat mich, oft zu kommen. Ich bildete mir ein, daß Gertrudens blaue Augen leuchteten, als er dies sagte, und ich fühlte, wie mir die Röthe verräthe-

risch in's Gesicht stieg, während ich mich verbeugte und ihm dankte.

„Franz," sagte mein Vater, als wir wieder auf der Straße waren, „wie alt bist Du?"

„Gerade zwei und zwanzig, Vater," erwiderte ich, etwas erstaunt über diese Frage.

„Du wirst nicht von Deinem Pinsel abhängig sein, mein Junge," fuhr mein Vater fort, indem er sich auf meinen Arm stützte und nach dem stattlichen Gebäude, welches wir soeben verlassen hatten, zurückblickte. „Ich bin kein Verschwender gewesen und habe auch Glück gehabt; es ist mein Stolz, daß ich Dir nach meinem Tode ein anständiges Einkommen hinterlassen kann."

Ich nickte schweigend und dachte im Stillen darüber nach, was wohl noch weiter kommen werde.

„Der Bürgermeister von Gael ist einer meiner ältesten Freunde," sagte mein Vater.

„Ich habe Dich oft von ihm sprechen hören," entgegnete ich.

„Und er ist reich."

„Das läßt sich denken."

„Gertrude wird ein schönes Vermögen bekommen," fuhr mein Vater fort, als wenn er laut zu sich selbst spräche.

Ich nickte wieder zustimmend, wurde aber etwas unruhig.

„Heirathe sie, Franz."

Ich ließ seinen Arm los und fuhr zurück. „Vater," stotterte ich, „ich — ich — soll das Fräulein von Gael heirathen?"

„Und warum nicht?" entgegnete mein Vater scharf, indem er im Gehen innehielt und beide Hände auf den Knopf seines Spazierstockes legte.

Ich gab keine Antwort.

„Warum nicht?" wiederholte mein Vater mit großer Entschiedenheit. „Was kannst Du Dir Besseres wünschen? Die junge Dame ist hübsch, gutmüthig, gebildet und reich. Höre, Franz, laß mich nicht denken, daß Du ein solcher Narr gewesen, eine andere Neigung . . . ."

„O, Vater, Du thust mir unrecht!" rief ich. „Gewiß, das habe ich nicht gethan. Aber glaubst Du wirklich, daß — daß sie mich nehmen würde?"

„Versuche es, Franz," sagte mein Vater gutgelaunt, indem er meinen Arm wieder ergriff. „Wenn ich mich nicht sehr irre, so wird der Bürgermeister ebenso wohl damit zufrieden sein als ich, und was das Fräulein anbetrifft — Weiber sind leicht gewonnen."

Während dieser Unterredung hatten wir den Gasthof erreicht, in dem mein Vater die Nacht zubringen wollte. Beim Abschied wiederholte er noch die Worte: „Versuche es, Franz — versuche es."

Von dieser Zeit an wurde ich ein häufiger Gast im Hause des Bürgermeisters von Gael. Es war ein großes altmodisches Gebäude, von rothen Ziegelsteinen erbaut, und an der berühmten Häuserzeile, die Boompjes genannt, gelegen. Vorn floß der breite Strom, mit Kauffahrteischiffen bedeckt, von deren Masten die Flaggen aller handeltreibenden Nationen der Welt flatterten. Hohe Bäume, dicht belaubt, bestanden die Quais und durch ihre Blätter fiel das Sonnenlicht in glänzenden Streifen in Gertrudens Zimmer.

Hier pflegte ich Abend für Abend, wenn die Studien des Tages beendet waren, mit ihr am offenen Fenster zu sitzen, von hier aus beobachteten wir die geschäftige Menge unter uns, den plätschernden Fluß und den aufgehenden Mond, welcher die Masten der Schiffe und die Kirchthürme der Stadt mit seinem Glanze versilberte. Hier lasen wir zusammen unsere Lieblingsdichter und zählten die ersten bleichen Sterne, welche am Himmel auftauchten.

Es war eine glückliche Zeit. Es sollte aber eine noch glücklichere kommen, als wir eines Abends allein saßen und uns nur ab und zu in leisem Flüsterton unterhielten, während Eines dem klopfenden Herzen des Anderen lauschte. Ich gestand Gertrude meine Liebe und sie lehnte zur Antwort ihr blondes Köpfchen vertrauensvoll an meine Schulter, als sei sie zufrieden, es dort auf ewig ruhen zu lassen.

Der Bürgermeister gab, wie mein Vater richtig vorhergesagt hatte, seine Einwilligung zu unserer Verlobung mit der größten Bereitwilligkeit und stellte nur eine Bedingung, nämlich die: daß wir nicht eher Hochzeit halten sollten, als bis ich mein fünf und zwanzigstes Jahr zurückgelegt hätte.

Dies war eine lange Wartezeit; aber vielleicht würde es mir bis dahin gelingen, mir einen Namen in der Kunstwelt zu erobern. Ich beabsichtigte in nächster Zeit ein Gemälde nach der jährlichen Ausstellung zu schicken, wer konnte wissen, was mir in drei Jahren gelang, um Gertrude zu zeigen, wie sehr ich sie liebte!

Und so floß unsere glückliche Jugend dahin, und die alte Sonnenuhr in des Bürgermeisters Tulpengarten zeigte den Flug der goldenen Stunden an.

Ich arbeitete mittlerweile emsig an meinem Gemälde. Den ganzen Winter war ich damit beschäftigt, und als der Frühling kam, sandte ich es nach der Galerie, nicht ohne Besorgniß, ob es wohl einen guten Platz erhalten werde. Es stellte eine Straßenansicht von Rotterdam vor. Die hohen, alten Häuser mit ihren Giebeln und geschnitzten Thüren, die oberen Fenster in der scheidenden Sonne glitzernd — der Canal inmitten der Straße fließend — die weiße Zugbrücke, unter welcher gerade eine Barke dahinglitt — die grünen Bäume tief im Schatten und die Thurmspitze der St. Lorenzkirche im Hintergrunde darüber hervorragend und sich gegen den klaren, tiefen Himmel abzeichnend.

Als es ganz fertig war, gab selbst Hans Van Roos mir kühl seinen Beifall zu erkennen und sagte, das Bild verdiene einen guten Platz.

Er selbst hatte in diesem Jahre ein Gemälde in größerem Styl und Umfange als gewöhnlich unternommen. Es war ein biblisches Sujet und stellte die Bekehrung St. Pauls dar. Seine Schüler bewunderten es sehr und keiner mehr als ich. Wir erklärten alle, es sei sein Meisterstück und er theilte offenbar unsere Ansicht.

Der Tag der Ausstellung brach endlich an. Ich hatte die Nacht vorher kaum ein Auge schließen können, und am frühen Morgen schon stand ich mit vielen anderen jungen Malern vor der noch verschlossenen Thür der Galerie. Als ich ankam, fehlte noch eine Stunde an der zur Eröffnung festgesetzten Zeit; aber es kam uns vor, als habe es einen halben Tag gewährt, bis wir endlich die schweren Eisenstangen von innen zurückschieben hörten und uns durch den schmalen Eingang drängten. Ich war die Treppe hinaufgeflogen und befand mich im ersten Saal, bevor mir einfiel, daß ich an der Thür einen Katalog hätte kaufen sollen. Ich war aber zu unruhig, um deshalb wieder umzukehren, und schritt eifrig im Saale auf und ab, mein Bild suchend. Es war nirgends zu sehen, und so ging

ich in den zweiten Saal. Aber auch hier war mein Suchen fruchtlos.

„Es muß im dritten Saale sein," sprach ich zu mir selbst, „wo die besten Gemälde aufgehängt werden! Nun, wenn es dann auch noch so hoch und in einer noch so dunkeln Ecke hängt, es ist jedenfalls eine Ehre, sein Bild im dritten Saal aufgehängt zu sehen!"

Aber obgleich ich mich auf diese Weise zu ermuthigen suchte, wagte ich doch nur mit schwerem Herzen das dritte Zimmer zu betreten. Ich konnte unmöglich hoffen, einen guten Platz unter den Magnaten der Kunst erhalten zu haben, während die Wahrscheinlichkeit vorhanden gewesen wäre, daß mein Bild in einem der anderen Säle in günstigem Lichte gehängt hätte.

(Schluß folgt.)

Ulysses S. Grant,

Präsidentschafts-Candidat der republikanischen Partei in Amerika.

Als vor acht Jahren die Nationalconvention der republikanischen Partei zu Chicago im Staate Illinois Abraham Lincoln zum Präsidentschaftscandidaten nominirte, da wurde das Volk der Vereinigten Staaten an manchen Orten von Erstaunen erfaßt, denn Lincoln war damals verhältnißmäßig ein ziemlich unbekannter Mann; in manchen Gegenden hatte man kaum jemals seinen Namen nennen gehört, wo man ihn aber kannte, da achtete, ehrte und liebte man ihn auch. Als er aber durch die Presse und durch Volksversammlungen in immer weiteren und weiteren Kreisen, von Maine bis Californien und von den canadischen Seen bis zum Golf von Mexico bekannt wurde, daß Abraham Lincoln als der Nominirte der republikanischen Partei den übermüthigen Gewaltanmaßungen der südlichen Sclavenbarone entgegentrat, da eilte der freisinnige Theil der Bevölkerung der großen transatlantischen Republik mit Begeisterung zu seiner Unterstützung herbei und wählte ihn mit großer Majorität zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Und Lincoln täuschte die Hoffnungen, welche seine Wähler auf ihn setzten, in keiner Weise und zu keiner Zeit. Als vier Jahre des blutigsten Bürgerkrieges vorüber waren, wurde er noch einmal mit einer überwältigenden Majorität an die Spitze der Nation berufen, denn er hatte sich in der schwersten Zeit, die jemals über die Union hereingebrochen, ehrlich, treu und standhaft bewährt und sich einen Platz in dem Herzen des Volkes erobert, wie es — mit der einzigen Ausnahme von George Washington — Niemand vor ihm zu thun vermocht.

Bei der im November dieses Jahres bevorstehenden Präsidentenwahl ist nun das Volk der Vereinigten Staaten, so weit es mit der gründlichen Abschaffung der Sclaverei zufrieden ist (und dies ist wohl bei der weitaus überwiegenden Mehrheit desselben der Fall), nicht nur nicht über die am 21. Mai 1868 wiederum zu Chicago stattgefundene Nomination eines Präsidentschaftscandidaten der republikanischen Partei erstaunt, sondern er forderte geradezu die Ernennung eines Mannes, der, als Lincoln im Jahre 1860 aus seinem stillen Privatleben zu Springfield in Illinois hinweg auf den Präsidentenstuhl gerufen wurde, in weiteren Kreisen ganz unbekannt war und sich einem gewöhnlichen bürgerlichen Geschäft in dem kleinen Städtchen Galena ohne irgendwie Aufsehen zu erregen, aber mit Fleiß und Umsicht hingab. Beide, Abraham Lincoln sowohl, wie Ulysses S. Grant, dürfen, wie man dies in Amerika zu thun pflegt, als „westliche Männer" (Western men) bezeichnet werden, die den Kampf mit den Härten und Schicksalsschlägen des Lebens, wie sie die Natur und die menschlichen Verhältnisse an den Grenzen der Cultur in Fülle darbieten, durchgekämpft und siegreich bestanden haben; Beide lebten im Staate Illinois, obschon der Eine in Kentucky, der Andere in Ohio geboren war; Beide wurden für die höchste Stelle, welche ihr Volk zu vergeben hat, in Nationalconventionen derselben Partei ernannt, welche in der größten und bedeutendsten Stadt ihres Adoptivstaates zusammengekommen waren. Lincoln hatte eine Mission zu erfüllen, und die Convention von 1860 berief ihn dazu; Grant hat das Werk Lincolns zu vollenden, und die Convention von 1868 hat ihn in dieser Hinsicht zu ihrem Bannerträger auserkoren. Grants Vergangenheit beweist zur Genüge, daß er mit seltener Kraft und Ausdauer die Aufgabe zu erfüllen suchen wird, deren Lösung ihm aller Wahrscheinlichkeit nach die nächste Zukunft überträgt.

Ulysses S. Grant wurde am 27. April 1822 zu Point Pleasant (früher Mount Pleasant), einem Städtchen in Clermont County am Ohiofluß, nahe bei Cincinnati, geboren. Was seinen zweiten Vornamen anbetrifft, so hieß derselbe ursprünglich „Hiram" und nicht „Sidney"; diese beiden Namen wurden verwechselt, als Grant als Cadett in die bekannte Militärschule zu West-Point aufgenommen wurde. Jetzt läßt sich natürlich dieser Irrthum nicht gut wieder verbessern, denn der Name Ulysses Sidney Grant ist in der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden. Uebrigens gewannen die Anfangsbuchstaben der Vornamen Grants eine doppelte, ruhmvolle Bedeutung, einmal bedeuten nämlich die Buchstaben U. S. soviel wie United States (Vereinigte Staaten); dann aber stellte General Grant bei der Einnahme verschiedener fester Plätze stets die Bedingung: „Unconditional Surrender", d. h. unbedingte Uebergabe. So geschah es, daß der Volksmund den glorreichen Krieger der Union dadurch ehrte, daß man seinen Namen. U. S. Grant bald in „United States Grant", bald in „Unconditional Surrender Grant" übersetzte.

Wie Lincoln und viele andere bedeutende Männer der nordamerikanischen Republik, genoß Grant in seiner ersten Jugend nur die Bildung und den Unterricht, welche eine gewöhnliche Stadtschule in den Vereinigten Staaten zu geben vermag; seine weitere Ausbildung blieb ihm entweder selbst überlassen, oder er lernte, was man auf der Militärschule zu West-Point lernen konnte.

Schon im Jahre 1823 zogen Grants Eltern, die Beide schottischer Abkunft sind, von Point Pleasant nach Georgetown, der Hauptstadt des benachbarten Brown County. Während seiner Schulzeit verrieth der kleine Ulysses kein besonders hervorstechendes Talent; er lernte nur langsam, aber ausdauernd und unermüdlich. Was er jedoch einmal begriffen und seinem Gedächtniß eingeprägt hatte, das vergaß er selten oder niemals wieder. Von Jugend auf war Grant gelehrt worden, die Institutionen der Republik zu achten und das Andenken und den Charakter von George Washington und der übrigen Gründer der Union zu ehren und zu lieben; er konnte es daher auch durchaus nicht leiden, wenn diese großen Männer in seiner Gegenwart gescholten oder herabgesetzt wurden, oder wenn man geringschätzig von den republikanischen Einrichtungen seines Vaterlandes sprach. Nun geschah es, um hier eine kleine Anekdote einzuflechten, welche den Muth und die Vaterlandsliebe des jungen Ulysses beweist, daß sein Onkel, welcher sich in Canada niedergelassen hatte, seinen etwas älteren und größeren Sohn, John Grant, nach den Vereinigten Staaten brachte, um ihn, weil es hier bessere Schulen als in Canada gab, zusammen mit Ulysses erziehen zu lassen. John dachte und fühlte aber wie seine Eltern, die in echt britischem Stolz hochmüthig und fast verächtlich auf die damals noch ziemlich junge Republik herabblickten und „the old country", das alte Land, d. h. England, bis in den Himmel erhoben. Es kam deshalb nicht selten zu kleinen Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Vettern über die Regierungssysteme in England und der nordamerikanischen Union, über die großen Männer beider Länder, über die Liebe zum Vaterlande und die Pflichten und Rechte der Herrscher und der Beherrschten. Eines Tages meinte nun John, sein Vetter Ulysses preise den General Washington zu sehr; derselbe sei, da er sich gegen seinen angestammten König empört und denselben bekriegt habe, doch nichts mehr und nichts

weniger als ein verdammenswerther Rebell gewesen. Diese Aeußerung brachte den jungen Republikaner sehr in Harnisch. Er verbat sich solche Schmähungen auf Washington; über ihn selbst möge John sagen, was er wolle, aber den edelsten und größten Helden der Republik solle er unangefochten lassen. John aber blieb bei seiner Ansicht, und so kam es zu einer blutigen Rauferei zwischen dem Republikaner Grant und dem royalistischen Vetter, wobei Letzterer entschieden den kürzeren zog, obschon auch der Erstere die Spuren des Kampfes in seinem Gesicht davon trug. Ulysses bekam indessen diesmal nicht einmal Strafe von seinen Eltern, die ihn sonst sehr strenge erzogen, weil er die Ehre Washingtons vertheidigt hatte. Bei einer späteren Zusammenkunft in Canada erinnerte John Grant seinen Vetter an diese Jugendaffaire, dieser aber meinte, er würde unter ähnlichen Umständen auch jetzt nicht viel anders handeln.

Da die Anlagen und Neigungen des jungen Grant auf das Militärwesen hinwiesen, so fühlte sich sein Vater bewogen, ihn durch Vermittelung des jetzt verstorbenen Generals Thomas L. Hamer, damaligen Congreßrepräsentanten des Staates Ohio, auf die Militärakademie zu West-Point zu bringen. Er wurde daselbst am 1. Juli 1839 als Cadett aufgenommen. Während seines vierjährigen Aufenthalts in der Akademie zeichnete er sich durch Fleiß und Pünktlichkeit sowie durch ein ernstes und doch dabei freundliches Benehmen gegen seine Kameraden aus und gewann sich viele Freunde. Sein entschlossenes und kühnes Auftreten, welches er bei verschiedenen Gelegenheiten bewies und wodurch er seine schottische Abstammung verrieth, verschaffte ihm den nicht unehrenhaften Beinamen „Company Grant", den er noch trug, als er in die reguläre Armee eingetreten war.

Im Jahre 1843 machte Grant sein Officiersexamen, welches damals ein sehr strenges war. Im Juli des genannten Jahres trat er als zweiter Lieutenant in das im fernen Westen stationirte 4. Infanterieregiment der regulären Armee ein und machte unter General Zacharias Taylor den im Jahre 1846 ausgebrochenen Krieg gegen Mexico mit. Am 8. Mai trafen die feindlichen Heere bei Palo Alto zusammen; die Amerikaner siegten und Lieutenant Grant pflückte hier seine ersten kriegerischen Lorbeeren. Auch in dem am 9. Mai gelieferten blutigen Gefecht bei Reseca-de-la-Palma zeichnete sich Grant vortheilhaft aus; die Mexicaner wurden über den Rio-Grande zurückgetrieben und Fort Brown, welches Unionstruppen besetzt hielten, frei gemacht. General Taylor drang siegreich in die mexicanische Provinz Neu-Leon vor und stürmte am 23. September das feste Monterey. Grant bewährte sich hier wie in den früheren Gefechten als ein umsichtiger und tapferer Officier.

Als General Winfield Scott mit einer ansehnlichen Macht bei Veracruz landete und die Belagerung dieses Platzes unternahm, wurde ihm ein Theil der siegreichen Armee Taylors zu Hilfe gesandt; hierzu gehörte auch das 4. Regiment, bei welchem Lieutenant Grant diente. Dies Regiment kam zeitig genug, um rühmlichen Antheil an der am 29. März 1847 erfolgten Einnahme von Veracruz zu nehmen.

In den ersten Tagen des April drang General Scott unaufhaltsam in das Innere von Mexico vor. Grant war unterdessen zu dem Range eines Quartiermeisters avancirt; diese Stellung war, da man sich in der Mitte eines fremden und feindseligen Landes befand, von ausnehmender Wichtigkeit. Obschon ihm als Quartiermeister in keiner Weise oblag, auf dem Schlachtfelde in den ersten Reihen zu kämpfen, so ließ er doch keine Gelegenheit vorbeigehen, mit dem Schwert in der Hand seinem Vaterlande zu dienen. Am 8. September zeichnete er sich in dem Gefecht bei Molino del Rey als Combattant so aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde zum ersten Lieutenant ernannt wurde; ebenso zeigte er in den Kämpfen, welche die Einnahme der mexicanischen Hauptstadt zur Folge hatten, namentlich aber bei dem Sturm auf Chapultepec die kaltblütigste Tapferkeit, so daß Artilleriecapitain Horace Brooks, Major Francis Lee, Commandeur des 4. Infanterieregiments, Oberst John Garland, Befehlshaber der ersten Brigade, und General Worth, in ihren verschiedenen officiellen Berichten mit seltener Einmüthigkeit die bewundernswerthe Umsicht und die heroische Bravour Grants gebührend hervorhoben. Er rückte daher bald zum Capitain auf und wurde als solcher auch vom Congreß im Jahre 1850 bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Breslau. Vor einigen Tagen erschien in der hiesigen königl. Bank ein Bauersmann aus dem Schweidnitzer Kreise mit einem Convolut zerrissener und in einzelne Stücke zusammengeknäuelter Kassenscheine, für die er andere brauchbare dergleichen zu haben wünschte. Auf Befragen, wie er zu diesem Papiergeld gekommen sei, erzählte er mit trauriger Miene, daß er in seinem Stalle die Summe von 80 Thlr., die in Bankscheinen zu 10 Thlr. bestanden und welche er auf dem Markte für verkauftes Getreide eingenommen, verloren habe. Die im Stall befindliche Ziege habe sich nun über das Paket hergemacht und dasselbe zerkaut und aufgefressen. Als er seinen Verlust wahrgenommen, sei er schnell in den Stall geeilt und habe er gerade noch bemerkt, wie das Thier den letzten Zehnthalerschein zermalmte. Auf Anrathen seiner Frau habe er die Ziege sogleich geschlachtet und in ihrem Magen noch eben diese Ueberreste vorgefunden. Nach Besichtigung dieser Bankbilletsrudera wurde noch ein einziges Stück von einem Zehnthalerschein entdeckt, auf welchem die Nummer sichtbar war und für welchen er auch einen anderen Zehnthalerschein erhielt. Alle übrigen waren durch die Magensäure zerstört und unleserlich geworden. Dieser eigenthümliche Vorfall wird an die Hauptbank nach Berlin berichtet, wohin auch die durch die Ziege zerstörten Rudera der Scheine gesendet werden. Es liegt nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, daß der Beschädigte einen Ersatz für seine Kassenscheine erhält, da wahrscheinlich mit Hilfe eines Mikroskops die Feststellung des Verlustes sich ermitteln lassen wird.

— Die „Düsseld. Ztg." erzählt: „In dieser Woche wurden von den Arbeitern in einer Sandgrube am Neuhaus bei Hülchrath mehrere isolirt versteckte Kröten in einer Tiefe von 20 bis 24 Fuß in dem weißen Sande vorgefunden. Dieselben schienen anfangs todt zu sein, als sie jedoch aus ihrem ganz kleinen Lager ans Tageslicht gebracht wurden, lebten sie langsam auf. Es ist auffallend, wie diese Thiere dorthin gekommen, da man keine Rinnen bis zur Lagerstätte finden konnte, und wie sie ohne Luft, Licht und Nahrung dort ihr Leben fristen konnten."

— Nach den neuesten Berichten aus Neuseeland wurde daselbst am 15. August ein seltenes und merkwürdiges Fluthphänomen beobachtet. Die See wogte mit ungewöhnlicher Heftigkeit und richtete durch Verlassen ihres Bettes in vielen Theilen der Südinsel große Verheerungen an. Am 17. wurden auf einem großen Flächenraum der Colonie von nördlicher nach südlicher Richtung zahlreiche Erdstöße verspürt, die von verderblichen Folgen, wie sich später herausstellte, begleitet waren. Der Schoner „Rifleman", der am 28. August von den Chatam-Inseln in Dunedin eintraf, brachte traurige Botschaft. Die genannten Inseln sind von drei Fluthwogen heimgesucht worden, die beträchtlichen Verlust von Menschenleben und Vermögen verursacht haben. Die Colonie Tupunga an der Nordseite der Insel ist gänzlich vom Erdboden verschwunden und der Platz, worauf sie stand, ist völlig mit Sand und Seegras bedeckt. Die Einwohner retteten mit knapper Noth das nackte Leben. Die See ergoß sich etwa 4 Meilen landeinwärts und riß ein an der Küste stehendes Haus nebst all' seinem Inhalt mit fort. Mehrere Maories, welche ein von der See fortgetriebenes Boot erhaschen wollten, ertranken.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 134.

* Der Maler von Rotterdam.

Von Amalia B. Edwards.

(Schluß.)

Das Ausstellungsgebäude hatte früher einem Kaufmann gehört, der ein ungeheueres Vermögen besaß und der das ganze Haus sowohl wie seine werthvolle Gemäldesammlung dem Staat vermacht hatte. Der dritte Saal war sein Empfangszimmer gewesen und der Platz über dem kostbaren geschnitzten Kaminsims war als Ehrenplatz für das beste Gemälde bestimmt. Der Maler, dessen Bild an dieser Stelle hing, empfing außerdem einen Ehrenpreis, den er gleichfalls der Freigebigkeit des Stifters zu verdanken hatte.

Es war daher natürlich, daß meine Augen auf diesen Punkt gerichtet waren, als ich in die Thür trat. Träumte ich? Ich stand still — mir ward bald heiß, bald kalt — ich trat näher. Nein, es war keine Täuschung! Da hing mein — mein Bild in seinem bescheidenen kleinen Rahmen auf dem Ehrenplatz in der Galerie! Und da war auch die Karte in der Ecke mit der öffentlichen Ankündigung „Preisgekrönt“ mit großen goldenen Buchstaben gedruckt. Ich lief die Treppe hinab und kaufte einen Katalog, damit meine Augen sich an der Bestätigung dieser unverhofften Freude weiden könnten. Und wirklich! da stand es, gleich zu Anfang: „Mit dem jährlichen Preis gekrönt — Ansicht von Rotterdam Nro. 127 — Franz Linden.“

Ich hätte vor Entzücken weinen können. Ich wurde es nicht müde, mein Bild zu betrachten; ich ging bald auf die eine, bald auf die andere Seite — ich trat zurück — ich trat näher — ich betrachtete es von allen Seiten und vergaß Alles über meinem Glück.

„Ein reizendes kleines Bild,“ sagte eine Stimme neben mir.

Es war ein ältlicher Herr mit einer goldenen Brille auf der Nase. Ich wurde roth und sagte stotternd:

„Finden Sie das?“

„Ja, das finde ich,“ sagte der alte Herr. „Ich bin ein Liebhaber von Gemälden. Ich vermuthe, Sie sind auch ein Kunstfreund?“

Ich verbeugte mich.

„Außerordentlich nettes kleines Bild; wirklich, außer — or — dent — lich nett,“ wiederholte er, indem er seine Brille abwischte und sie mit Kennermienen wieder aufsetzte. „Das Wasser so durchsichtig, die Farben so rein, der Himmel so klar, die Perspective vortrefflich. Ich will es kaufen.“

„Wollen Sie das?“ rief ich erfreut. „O, ich danke Ihnen, mein Herr!“

„Aha,“ sagte der alte Herr, indem er sich plötzlich nach mir umdrehte und mich freundlich anlächelte, „Sie sind also der Maler, so, so? Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Linden. Sie sind noch sehr jung dafür, daß Sie ein solches Bild gemalt haben. Ich gratulire Ihnen, mein junger Freund, und — ich will es kaufen.“

Darauf gab er mir seine Karte, schüttelte mir die Hand, und wir wurden die besten Freunde von der Welt. Ich brannte vor Ungeduld, Gertrude aufzusuchen und ihr mein Glück zu erzählen; aber mein neuer Gönner nahm meinen Arm und sagte, er wünsche die Runde durch die Säle in meiner Gesellschaft zu machen, und ich erklärte mich natürlich bereit dazu.

Wir blieben vor einem großen Gemälde stehen, welches nach meinem den besten Platz in der Galerie einnahm: es war meines Lehrers Werk: Die Bekehrung St. Pauls. Während ich ihm von meinen Studien in dem Atelier des Malers erzählte, tauchte plötzlich eine Gestalt vor uns auf und verschwand eben so rasch wie sie gekommen; ich hatte aber doch Van Roos' bleiches Antlitz erkannt. Es lag etwas in dem Ausdruck seines Gesichts, welches mich mit Entsetzen erfüllte; mir stockte der Athem und ein Schauder ergriff mich. Kaum wußte ich selbst, was es war; aber das Funkeln seiner schwarzen Augen und das Zucken seiner Lippen verfolgte mich den ganzen Tag und trat mir selbst im Traum wieder vor die Seele.

Ich erzählte Gertrude nichts davon, aber es hatte meine überströmende Freude gründlich gedämpft. Ich fürchtete mich ordentlich davor, am anderen Tage wieder nach dem Atelier zu gehen. Zu meiner Ueberraschung empfing der Meister mich wie noch nie zuvor. Er trat mir entgegen und bot mir die Hand.

„Willkommen, Franz Linden,“ sagte er lächelnd, „ich bin stolz darauf, Sie meinen Schüler zu nennen.“ Seine Hand war kalt — seine Stimme klang hart — sein Lächeln war todt. Meine Mitschüler umdrängten mich und gratulirten mir; der innige Klang ihrer jungen frischen Stimmen und der warme Druck ihrer Hand ließ mich vergessen, wie sehr Van Roos' Benehmen mich befremdet. Einige Zeit nach diesem Ereigniß wünschte Gertrudens Vater ein Bild von ihr malen zu lassen — um ihn in ihrer Abwesenheit zu trösten, wenn ich so schlecht wäre, sie ihm zu entführen, sagte er. Ich empfahl ihm meinen alten Lehrer, dessen Atelier ich erst kürzlich verlassen. Van Roos wurde daher berufen, eine Aufgabe zu lösen, der ich mich am liebsten selbst unterzogen hätte, wenn es in meiner Macht gestanden hätte, sie auszuführen. Aber Portraitiren war nicht mein Fach. Ich verstand viel besser eine schlanke, gefleckte Milchkuh oder eine Herde Schafe zu malen als den blonden Teint und die goldenen Locken meiner geliebten Gertrude.

Vom ersten Augenblick an war ihr der Maler zuwider. Vergebens suchte ich ihr Vorstellungen zu machen — es nützte nichts; sie schloß die Unterhaltung immer mit den Worten: „sie wünsche nur, das Portrait sei erst fertig, und sie könne ebenso wenig ihre Abneigung gegen ihn als ihre Liebe zu mir bekämpfen.“ So kam es denn, daß unser Streit immer mit einem Kuß beendet wurde.

Aber es währte lange, bis das Portrait vollendet war. Van Roos malte im Allgemeinen sehr rasch; aber Gertrudens Bild schritt nur sehr langsam vorwärts und schien wie Penelopes Gewebe nie fertig zu werden.

Eines Morgens war ich zufällig im Zimmer — was damals selten vorkam, denn ich arbeitete fleißig an einer neuen Landschaft — und ich war erstaunt über die Veränderung, welche mit meinem früheren Lehrer vorgegangen war. Er war nicht mehr derselbe Mann. Seine Augen hatten einen Glanz

und seine Stimme einen Klang bekommen, den ich früher nie darin gefunden, und als er aufstand, um sich zu entfernen, verbeugte er sich mit so ausgesuchter Höflichkeit, daß es mich förmlich überraschte.

Dennoch hatte ich keine Ahnung davon, wie die Sachen standen; das Portrait wurde aber nicht fertig.

Endlich klärte sich Alles auf. Van Roos hatte meiner Braut eines Morgens Hand und Herz angetragen, erhielt aber natürlich einen Korb.

„Aber ich wies ihn so schonend wie möglich zurück, lieber Franz," sagte sie, als sie es mir am Abend erzählte; „weil er Dein Freund ist und weil er es wirklich tief zu fühlen schien. Und — und Du kannst Dir nicht denken, wie todtenbleich er wurde und welche Mühe er sich gab, seine Thränen zurückzuhalten. Er that mir so leid, Franz — wirklich, er dauerte mich!"

Und sie konnte selbst kaum das Weinen bezwingen, als sie es mir erzählte.

Es vergingen einige Monate nach dieser Entdeckung, bevor ich Van Roos wiedersah. Endlich traf ich ihn zufällig vor dem Stadthause, und zu meiner Ueberraschung streckte er mir zum zweiten Mal im Leben die Hand entgegen. „Guten Tag, Herr Linden," sagte er. „Ich höre, Sie sind auf dem besten Wege Ruhm und Glück zu ernten."

„Ich habe sehr viel Glück gehabt, Herr Van Roos," antwortete ich, indem ich die dargebotene Hand ergriff. „Aber ich vergesse nie, daß ich meine Kunst den Stunden verdanke, welche ich in Ihrem Atelier zugebracht habe."

Ein sonderbarer Ausdruck überflog sein Gesicht. „Wenn ich das dächte," begann er eifrig, „so — so würde ich mich ganz besonders glücklich schätzen."

Es war ein so merkwürdiger Unterschied in der Art und Weise, wie er diesen Satz begann und vollendete — es lag eine solche Hast und Leidenschaft in der ersten, eine solche berechnete Höflichkeit in der letzten Hälfte desselben, daß ich zusammenfuhr und ihm scharf ins Gesicht sah. Er lächelte und war so undurchdringlich wie eine Statue von Marmor.

„Ich habe auch Glück gehabt," sagte er nach einer augenblicklichen Pause. „Haben Sie die neue Kirche gesehen, welche kürzlich am östlichen Ende des Häringsfleetes erbaut ist?"

Ich erwiderte ihm, ich habe sie wohl im Vorbeigehen bemerkt, sei aber noch nicht darin gewesen.

„Man hat mir die Aufsicht über die Decoration im Inneren übertragen. Meine „Bekehrung St. Pauls" ist als Altarbild angekauft und ich bin jetzt damit beschäftigt, eine Reihe von Fresken an die Decke zu malen. Wollen Sie mich einmal dort besuchen und mir Ihre Ansicht darüber sagen?"

Ich erklärte ihm, daß ich mich sehr geschmeichelt fühle und versprach, ihn am nächsten Morgen in der Kirche zu besuchen. Er erwartete mich schon an der Thür, als ich ankam, mit einem großen Schlüssel in der Hand. Wir gingen hinein, und er verschloß die Thür wieder von innen.

„Ich verwahre mich immer gegen Eindringlinge," sagte er lächelnd. „Wenn ich die Thür offen lasse, kommen stets Leute herein, und ich liebe es nicht wie ein Schildmaler in Gegenwart eines jeden Dummkopfes, dem es gerade einfällt, mich anzugaffen, meine Kunst zu betreiben."

Es war sonderbar, was der Mensch für eine unangenehme Manier hatte, die Zähne zu zeigen, wenn er lächelte.

Die Kirche war hübsch gebaut, in dem italienischen Styl, welcher die Antike nachahmt und Anmuth und Pracht der würdevollen Hoheit der gothischen Bauart vorzieht. Eine Reihe eleganter korinthischer Säulen trug das Dach zu beiden Seiten des Schiffes; allenthalben waren Nischen angebracht; das prachtvolle Altarbild hing schon auf dem bestimmten Platze, und etwas links von dem Gitter, hinter welchem der Altartisch stehen sollte, war ein hohes Gerüste errichtet, welches von der Stelle aus, wo ich stand, die Decke beinahe zu berühren schien und oberhalb dessen ich die noch unvollendete Skizze zu einem Frescogemälde erkennen konnte. Drei bis vier andere, welche bereits fertig, waren in regelmäßigen Zwischenräumen an der Decke angebracht; einige andere waren erst mit Kohle skizzirt.

„Wollen Sie mit mir hinauf kommen?" fragte der Maler, nachdem ich seine Arbeiten hinlänglich bewundert hatte; „oder fürchten Sie sich davor, schwindelig zu werden?"

Ich war eigentlich abgeneigt, meine Nerven auf diese Probe zu stellen; aber ich hatte noch weniger Lust, ihm dies Bekenntniß abzulegen; ich folgte ihm daher auf dem schwanken Gerüste von einer Leiter zur anderen und wagte nicht, auch nur einmal hinabzublicken.

Endlich erreichten wir den Gipfel. Wie ich vermuthet hatte, war hier nicht einmal Raum zum sitzen für den Maler, sondern er mußte sich auf den Rücken legen, um zu arbeiten. Ich hatte keine Lust mich auf diesem hohen Ruhebette auszustrecken; ich reckte den Kopf daher nur so weit in die Höhe, daß ich mich mit seiner ruhenden Lage in gleicher Linie befand, betrachtete den Entwurf und stieg dann die oberste Leiter wieder hinab, worauf ich wartete, bis er sich zu mir gesellte.

„Wie muß es gefährlich sein," sagte ich schaudernd, „sich von diesem abscheulichen Sitze hinabzuschwingen!"

„Anfänglich fand ich das auch," meinte er; „aber jetzt bin ich ganz daran gewöhnt. Stellen Sie sich vor," sagte er, indem er bis an den Rand des Gerüstes vortrat — „stellen Sie sich vor, wenn man von hier in die Kirche hinabfiele!"

„Entsetzlich!" rief ich.

„Ich möchte wohl wissen, wie hoch es vom Boden ist," fuhr Van Roos nachdenklich fort; „einhundert und achtzig Fuß — glaube ich — vielleicht zweihundert."

Ich zog mich zurück. Der blose Gedanke machte mich schwindelig.

„Kein Mensch würde einen solchen Fall überleben," fuhr der Maler noch immer hinabsehend fort. „Der härteste Schädel würde auf diesen Marmorfliesen zerschellen."

„Bitte, lassen Sie uns gehen," bat ich. „Mir schwindelt schon der Kopf, wenn ich nur daran denke."

„So, thut er das?" fragte er, indem er sich plötzlich mit der Miene und Geberde eines tückischen Dämons nach mir umwandte — „thut er das? Narr!" rief er und umschlang mich mit eisernen Armen — „Narr, wie können Sie es wagen, mir hier hinauf zu folgen — mir, den Sie betrogen, dessen Leben Sie vergiftet haben! — mir, den Sie um Ruhm und Liebe betrogen! Hinab, Elender, hinab! Ich habe es geschworen, ich wollte Ihr Blut sehen — jetzt ist meine Zeit gekommen!"

Noch jetzt stockt mir der Athem, wenn ich mich jenes verzweifelten Kampfes erinnere. Beim ersten Wort war ich zurückgesprungen und hatte einen Balken über mir mit den Händen ergriffen. Er bemühte sich, mich davon loszureißen. Der Schaum trat ihm vor den Mund; die Adern schwollen ihm auf der Stirne; aber obgleich ich fühlte, wie er mir die Gelenke fast ausriß und meine Hände wund rieb — so hielt ich mich doch mit aller Gewalt fest; denn es galt ja mein Leben.

Es währte eine lange Zeit — mir schien sie wenigstens lang — und das Gerüst unter unseren Füßen wankte. Endlich bemerkte ich, daß die Kraft ihn verließ — da ließ ich plötzlich los und warf mich mit meiner ganzen Wucht auf ihn. Er stolperte — er schrie — er fiel!

Stumm vor Entsetzen fiel ich auf mein Antlitz. Eine Ewigkeit schien an mir vorüberzugehen, und der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn. Da hörte ich einen dumpfen Schall von unten heraufdringen und kroch bis an den Rand des Gerüstes, um hinabzusehen — eine formlose Masse lag unten auf den Fliesen, eine rothe Lache von Blut darum her.

Ich glaube, es verging eine Stunde, bevor ich den Muth faßte, hinabzusteigen. Als ich endlich den ebenen Boden erreichte, wandte ich meine Augen von dem schrecklichen Anblick zu meinen Füßen ab und wankte der Thür zu. Mit zitternder Hand und umflorten Augen schloß ich sie auf und stürzte auf die Straße hinaus.

* * *

Monden vergingen, ehe mich die Gehirnentzündung, welche dieser schreckliche Tag mir zugezogen, verließ. Meine Phantasieen waren entsetzlich, wie man mir später erzählte, und wenn irgend Jemand daran gezweifelt hätte, welcher von uns Beiden der Schuldige sei, so würden diese Phantasieen allein meine Unschuld bezeugt haben. Ein Mensch, der an einem hitzigen Nervenfieber darniederliegt, spricht gewöhnlich die Wahrheit.

Als ich so weit war, daß ich mein Zimmer verlassen konnte, sah Gertrude auch bleich und abgespannt aus, so daß sie sich selbst nicht mehr ähnlich war.

Rotterdam wurde mir unerträglich. Ich war ein Romanheld, ein Löwe geworden; man gaffte mir nach, wo ich mich nur blicken ließ — und das irritirte meine Nerven natürlich noch mehr. Kurz um! es wurde uns Beiden Luft- und Ortsveränderung empfohlen, und so hielten wir es für das beste, Hochzeit zu halten und zu unserer Gesundheit eine Hochzeitsreise zu machen, welche uns, wie ich meinen Lesern versichern kann, sehr gut bekam.

Ulysses S. Grant,

Präsidentschafts-Candidat der republikanischen Partei in Amerika.

(Fortsetzung.)

Nach der siegreichen Beendigung des mexicanischen Krieges kehrte Grant ruhmgekrönt in die Heimath zurück. Um diese Zeit fand auch seine Verheirathung mit einem jungen und liebenswürdigen Mädchen statt; das Bataillon aber, welchem er angehörte, wurde bald darauf nach dem am stillen Ocean gelegenen Oregon gesandt, um den mörderischen Grausamkeiten der dort lebenden Indianerstämme Schranken zu setzen, und hatte längere Zeit sein Hauptquartier im Fort Dallas.

Allein Mangel an lohnender militärischer Thätigkeit und die geringe Aussicht auf Avancement verleideten ihm den Kriegsdienst, und er nahm am 31. Juli 1854 seinen Abschied. Von nun an versuchte er sich in verschiedenen bürgerlichen Beschäftigungen. Er betrieb z. B. in der unmittelbaren Nähe der Stadt Saint Louis, im Staate Missouri, auf einer kleinen Farm die Landwirthschaft, und da der Verfasser dieser Zeilen in Saint Louis nahezu zwölf Jahre lebte, so hat er manche von Grants Kunden, denen dieser von ihm selbst gefälltes Holz auf einem mit Mauleseln bespannten Wagen brachte und verkaufte, gekannt, die sich noch sehr wohl des jetzigen, von allen unionstreuen Bürgern der Vereinigten Staaten hochgefeierten Generals entsinnen, wie er damals, als Farmer mit einem alten Filzhut, einem groben Kittel und mit in die Stiefel gesteckten Beinkleidern bekleidet, das selbst gehauene Holz feilbot. Später war er kürzere Zeit Steuereinnehmer und Auctionar, fand aber weder Vortheil noch Befriedigung in allen diesen verschiedenen Unternehmungen.

Im Jahre 1859 trat Grant mit seinem noch jetzt lebenden Vater in eine Handelsgemeinschaft, und Beide eröffneten in der Stadt Galena, in Davieß County, im Staate Illinois, ein einträgliches und ausgedehntes Ledergeschäft. Die Firma „Grant und Sohn" wurde bald als ein ehrenhaftes und tüchtiges Geschäft in der Kaufmannswelt bekannt, und niemals hat sich General Grant in seinem späteren Leben seiner bürgerlichen Vergangenheit geschämt. Der Excapitain und Lederhändler Ulysses S. Grant lebte zu Galena glücklich und zufrieden, bis der Kanonendonner von Fort Sumter im April 1861 sein Ohr erreichte und den schlummernden kriegerischen Thatendrang in seiner patriotischen Seele plötzlich wachrief.

Am 17. December 1860 hatte die Staatsconvention von Südcarolina die Secession dieses Staates proclamirt, und bald zog der so begonnene Todtentanz andere Staaten des Südens in seinen schauerlichen Reigen. Präsident James Buchanan, dem die Geschichte jede Anerkennung zollen wird, welche ein Verräther verdient, lag in den Ketten des sclavenhaltenden, freiheitsfeindlichen Südens und blieb taub gegen das Gesetz, gegen das Recht, gegen den klar ausgesprochenen Willen der großen Majorität des Volkes. Er legte das von ihm auf die strafbarste Weise entehrte Amt am 4. März 1861 nieder und machte Abraham Lincoln Platz, der an demselben Tage nach geschehener Eidesleistung vor dem versammelten Volke den Präsidentenstuhl bestieg. Am Tage nach der Uebergabe des Forts Sumter, am Sonntag, 14. April, erließ Präsident Lincoln, gestützt auf eine Congreßacte vom Jahre 1795, eine Proclamation an das Volk der Vereinigten Staaten, forderte ein Aufgebot von 75,000 Mann Miliz, vertheilbar auf die loyalen Staaten gemäß der Stärke ihrer Bevölkerung, und rief den Congreß zu einer Extrasitzung auf den 4. Juli, den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung nach Washington City zusammen.

Das ganze unionstreue Volk begrüßte die Proclamation mit der größten Begeisterung. Die geforderte Anzahl von Freiwilligen und sogar viel darüber war in einer auffallend kurzen Zeit zusammengebracht. Auch Grant warb, wie es damals Gebrauch war, eine Compagnie Freiwilliger (Volunteers), stellte sich an ihre Spitze und führte sie dem braven Gouverneur von Illinois, Richard Yates, zu. Von da an beginnt Grants zweite kriegerische Laufbahn, auf der er mit Riesenschritten Riesenwerke vollbrachte.

Seine ersten Waffenthaten im Secessionskriege führte er westlich vom Missisippi im Staate Missouri aus. Schon nach Verlauf von etwa vier Monaten seit Eröffnung des Krieges wurde er zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt und erhielt das Commando zu Cairo im südlichen Illinois, wo sich der Ohio in den Missisippi ergießt. An verschiedenen wichtigen Expeditionen theilnehmend, zeichnete er sich hauptsächlich durch kluge und besonnene Dispositionen aus, wodurch er meistens große Vortheile über seine Gegner errang. Auch verstand er es besser, als die meisten Unionsgenerale, strenge Mannszucht und gute Disciplin bei seinen Truppen einzuführen, was bei dem unabhängigen Sinn der freiwilligen Soldaten, die ihr Gleichheitsprincip als amerikanische Bürger mit ins Feld genommen hatten, nicht ganz leicht war.

Die erste hervorragende Kriegsthat Grants war die ruhmvolle Einnahme von Fort Donelson, am 16. Februar 1862. Am 6. und 7. April schlug er den südlichen General Beauregard, nachdem der talentvolle Oberfeldherr der Rebellenarmee, Albert Sidney Johnston, in der blutigen Schlacht bei Schiloh oder Pittsburg Landing gefallen war. In dieser Schlacht that sich auch der Artilleriecapitain Schwarz, ein geborener Deutscher, rühmlichst hervor, Grant selbst aber wurde leicht am Fuß verwundet.

Nicht so günstig wie im Westen der Union standen um diese Zeit die Dinge im Osten, am Potamac und am Rappahannock. Am Bull Run war eine zweite Schlacht verloren ge-

gangen, bei Antietam war der Kampf unentschieden geblieben, bei Fredericksburg und Chancelorsville waren die Unionstruppen wieder unterlegen; der oberste Feldherr der Rebellen, Robert E. Lee, schlug überall die Unionsgenerale Mac Clellan, Pope, Burnside und Hooker, die Lincoln nach einander an die Spitze der großen Potomac-Armee stellte. Am 17. April 1862 war General Halleck, der bis dahin das Obercommando im Westen gehabt hatte, nach Washington City berufen und zum Obergeneral sämmtlicher Unionstruppen ernannt worden, während Grant und Sherman die Leitung des Krieges im Westen und Südwesten überlassen blieb. Der Winter von 1862 auf 1863 war für die Sache der Union ein sehr trauriger. Erst im Juli 1863 errangen die Unionstruppen wieder entscheidungsvolle Siege. General Meade, der Hooker im Obercommando über die Potomac-Armee nachgefolgt war, besiegte Robert E. Lee am 4. Juli bei Gettysburg in Pennsylvanien, und an demselben Tage errang Grant die Uebergabe der lange und tapfer vertheidigten starken Festung Vicksburg, unterhalb des Yazooflusses am Mississippi, im Staate Mississippi. Nach meisterhaft combinirten Märschen und nach einer Reihe von Gefechten und Siegen, durch welche die feindlichen Heere unter Joseph E. Johnston und Pemberton auseinander gehalten wurden und mehrere Niederlagen erlitten, fiel Vicksburg endlich in die Hände Grants. Mit dem Fall dieser Festung begann der Stern der Rebellion zu erbleichen. Seit dem 4. Februar 1863, wo Grant persönlich die Oberleitung der Belagerung von Vicksburg übernommen hatte, waren gerade fünf Monate verstrichen. Mit der Uebergabe der Festung fielen ihm über 30,000 Gefangene, 90 Belagerungsgeschütze, 128 Feldgeschütze und ungefähr 35,000 Gewehre in die Hände. Dieses glanzvolle Resultat hatte er mit einem Verlust von 10,000 Todten, Verwundeten und Kranken und der Zerstörung mehrerer Kanonenboote erkauft. Von der Marine- und Landartillerie waren bei der Beschießung der Stadt 141,000 Kanonenkugeln und Granaten schweren Calibers verbraucht worden. Die unmittelbare Folge der Einnahme von Vicksburg war die Uebergabe von dem festen Port Hudson durch den Rebellengeneral Frank Gardner an den Bundesgeneral N. P. Banks, am 8. Juli; auch Yazoo City und Little Rock, die Hauptstadt des Staates Arkansas, kamen bald in den Besitz der Union. Und somit war das wichtige Ziel der Mississippi-Campagne erreicht, nämlich die Trennung der bisher geschlossen dastehenden südlichen Conföderation in zwei Theile und die Freimachung der Schifffahrt auf dem Mississippi.

Für diesen glorreichen Sieg wurde dem General Grant der Dank des Präsidenten, des Congresses und der Nation votirt, und er, der jetzt 2¼ Jahre hindurch ohne Unterbrechung im Felde von einer Schlacht zur anderen geeilt war, gönnte sich nun zum ersten Mal Ruhe bei seiner Familie; aber nur auf kurze Zeit, dann kehrte er zur Armee zurück. Zum Generalmajor der regulären Armee ernannt, schlug Grant in den letzten Tagen des November 1863 bei Chattanooga in den Thälern und auf den Höhen von Knoxville die Rebellenmacht unter dem General Braxton Bragg und führte dadurch den vollständigen Besitz der Staaten Kentucky und Tennessee für die Union herbei. In der Schlacht bei Chattanooga, wo man stellenweise auf Bergen, die 2000 Fuß über dem Wasserspiegel liegen, kämpfte, zeichnete sich namentlich auch der deutsche General Willich aus. In seinem Armeebefehl vom 10. December dankte Grant den unter seinem Befehl stehenden Armeecorps für die errungenen Siege; ihm selbst wurden von allen Seiten Ehrenbezeugungen erwiesen. Zwar erhielt er nicht, wie dies in manchen europäischen Ländern der Fall ist, auf Kosten des Volkes große Geldbelohnungen, aber verschiedene Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied, die Gesetzgebungen verschiedener Staaten, z. B. New-York und Ohio, decretirten ihm herzliche Danksagungen, und der Congreß ehrte ihn durch eine Reihe von Beschlüssen, von denen wir hier nur den hervorheben wollen, daß ihm von Staatswegen eine goldene Medaille geschenkt wurde, die auf der einen Seite sein Bildniß trug, auf der anderen aber die Figur des Ruhms mit dem Motto: „Proclaim liberty throughout the Land", d. h.: Verkünde die Freiheit durch das ganze Land. Von Ordensverleihungen und dergleichen konnte natürlich nicht die Rede sein, da kein Bürger der amerikanischen Republik nach dem Gesetz des Landes inländische oder ausländische Orden tragen darf.

Der große republikanische Feldherr ließ sich weder durch den beispiellosen Erfolg seiner Kriegsthaten, noch durch den enthusiastischen Dank des ganzen Volks auch nur einen Augenblick blenden; mit seltener, ihm angeborener Bescheidenheit nahm er diese höchsten Ehrenbezeugungen entgegen und fühlte sich dadurch nur zu verdoppeltem Eifer im Kampf für die Einheit und Freiheit seines Vaterlandes angespornt. Der höchste Militärrang, der eines Generallieutenants, welchen im Felde nur George Washington besessen hatte und der dem General Winfield Scott als Belohnung für seine Thaten im mexicanischen Kriege verliehen worden war, wurde ihm durch Senatsbeschluß vom 2. März 1864 ertheilt, und zehn Tage darauf, am 12. März, wurde er zum Obercommandanten der ganzen unirten Heeresmacht ernannt. So sehen wir den unscheinbaren, wenig gekannten Excapitain und Associé der Gerberei und Lederhandlung von „Grant und Sohn" im Verlauf von drei Jahren allein durch seine eigenen Verdienste auf der höchsten Spitze des kriegerischen Ruhms und der kriegerischen Macht stehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Von dem Chef der schwedischen Nordpolexpedition, Prof. Nordenskiöld, hat Graf Ehrensbärd in Gothenburg ein Telegramm folgenden Inhalts, datirt Kinö, den 22. Oct., erhalten: „Vom 15. September an sind vier Versuche gemacht worden, um weiter nach Norden vorzudringen. Der höchste Breitengrad, den man erreichte, war 82 Gr. 42 M. Am 4. October bekam die Expedition im Treibeise bei 82 Grad Sturm und hohe See. Das Schiff wurde leck und erreichte bei beschwerlicher Pumpenarbeit den Hafen, wo der Schaden reparirt wurde. Die Kälte, welche bis zu 14. Gr. Celsius stieg, sowie der Sturm und neugebildetes Eis machten fernere Versuche, weiter nach Norden vorzudringen, unmöglich. Wir segelten deshalb gegen Osten, aber begegneten auch dort Eis; kehrten aus diesem Grunde wieder um und ankerten am 20. October vor Tromsö. Bei dem vier Wochen andauernden Hin- und Herkreuzen auf dem 82. Breitengrad haben wir ausgezeichnete Resultate hinsichtlich der Eisbeschaffenheit und Temperaturverhältnisse des Polarbassins erzielt."

— Die „New-York Times" will wissen, daß zwischen der American Atlantic Cable Telegraph Company (welcher kraft Congreßacte das ausschließliche Recht zustehe, an der Küste der Union mit Ausnahme Florida's ein Kabel zu landen) und einigen fremden Capitalisten Unterhandlungen behufs Legung eines directen Kabels nach Belgien angeknüpft und daß bereits von der belgischen Regierung sehr liberale Concessionen zugesichert sind.

— Im vorigen Monat wurden von den Fahrzeugen der „Norddeutschen Seefischereigesellschaft" in 32 Ladungen 86,507 Fische gefangen und nach Hamburg gebracht, dieselben bestanden aus 27,499 Schollen, 5858 Zungen, 52,403 Schellfischen, 124 Kleist, 325 Steinbutten, 101 Kabeljau, 168 Austern und 26 diversen.

— In dem Bette der Lippe bei Werne im Kreise Lüdinghausen hat man vor einiger Zeit einen Nachen ausgegraben, der nach der Ansicht von Sachverständigen über 1000 Jahre alt sein soll. Derselbe besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, 20 Fuß lang und 1¾ Fuß breit.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 136.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Es war Abend geworden und Cila wartete ungeduldig darauf, daß sich der Doctor empfehlen sollte, da sie befürchtete, sich zu erkälten, wenn die feuchte Abendluft von der See sie noch auf der Bank im Garten überraschte — endlich bemerkte Herr Ahlmann ihre Unruhe und erhob sich. „Also morgen stehen wir sehr früh auf, Frau Professor, ich dächte, wir machten einmal eine Vormittagspartie nach der wundervollen Aussicht!“

„Das Aufstehen lasse ich mir schon eher gefallen — aber diese Säge! Ich bitte Sie, lieber Doctor, einer Dame solche Parforcecur zu bieten, es war ja entsetzlich! So niedlich und hübsch die Nichte ist, so roh scheint mir der Oheim zu sein! Habe ich nicht recht? Mir wird seine Gesellschaft zu viel — Alles ist sein Princip! Ich glaube, Sie wohnen bei unserem Nachbar viel angenehmer und ungenirter — schlafen Sie wohl!“

Der Doctor Ahlmann hatte bis zu seiner Wohnung kaum zwanzig Schritte auf der Straße zu gehen. Er wohnte bei dem braven Fischer Jacob Dieck, der mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen bedeutenden Handel mit Fischen betrieb und dem Herrn Lehrer aus der Stadt eine Stube zu ebener Erde ausnahmsweise abgetreten hatte, da er mit seiner Frau und seinem Bruder das Haus sonst allein bewohnte. Die beiden Männer waren fast immer auf dem Wasser und überließen die Wirthschaft Jacob's Frau, die denn auch Alles pünktlich besorgte. Sie hatte nicht so viel Land und Garten wie Voigt und daher nicht so viel Arbeit mit Obst und Feldfrüchten wie die Golddore, mit der sie, wenn sie auch wohl zehn oder fünfzehn Jahre älter war, herzliche Freundschaft unterhielt.

Die Golddore hatte überhaupt Jedermann im Dorfe lieb, weil sie stets froh und freundlich war und ein liebliches Aussehen hatte.

Während der Doctor in sein Zimmer heimkehrte, in dem es wie in dem ganzen Dieck'schen Hause immer stark nach Theer und dergleichen roch, was die Frau Professor Cila Schwunkel jedenfalls zur Verzweiflung gebracht haben würde, schritt diese ihren zu ebener Erde gelegenen Stuben zu, ihren Wirthsleuten eine gute Nacht wünschend.

Voigt hatte ihr, eine Ausnahme in Lenzen, Laden vor die Fenster machen müssen, die sie schloß, und nun in Sicherheit gewiegt ihr Lager aufsuchte.

Die Golddore schlief oben im Giebelstübchen, der Oheim unten, seine beiden Stuben wurden von denen der Frau Professor durch die Hausflur geschieden. Er hatte noch lange in Haus und Hof umhergewirthschaftet und saß noch rechnend auf, als der Dorfwächter nach alter guter Sitte in sein Horn stieß und dann den alten Vers mit heiserer Stimme sang: Hört Ihr Herren und laßt's Euch sagen — die Glocke die hat zehn geschlagen — —

Peter Voigt hörte nicht auf die Mahnung des alten Wächters — er saß mit gerunzelter Stirn vor seinem altmodischen Tisch und rechnete in einem großen Buch, in dem viele Zahlen und Bemerkungen standen.

Der Kirschenbauer erhielt jetzt täglich Geld für die Früchte seines Gartens — er hatte, wie man sich im Dorfe erzählte, im Winter mit dem reichen Holzhändler Bieler in der Stadt ein bedeutendes Holzgeschäft abgeschlossen, an dem er viel verdienen würde — und dabei saß Peter Voigt noch Nachts in seiner Stube, mit sorgenvollem Gesicht rechnend und überlegend. Irrte man sich im Dorf und gab er, statt zu verdienen, bei jener Holzlieferung an jedem Klafter vielleicht gar Geld zu.

Die Hälfte hatte er auf der Ablage übergeben — aber er hatte sie dem Waldbesitzer noch nicht einmal ganz bezahlt und sich außerdem bei der Anfuhr aus dem Forst nach dem Fluß und den Nebenkosten so stark verrechnet, daß er von der Einnahme, die er nun von Bieler erhielt, nicht den Verlust decken und kaum das empfangene Holz bezahlen konnte! Bieler hatte ihm heute nun noch gutwilligerweise Vorschuß auf die zweite Hälfte der Lieferung geschickt, die contractmäßig festgestellt war, so daß er nun Alles bezahlen zu können hoffte, was er noch schuldig war — der Ertrag aus den Kirschen kam ja auch noch dazu — nun würde sich wohl Alles machen, er rechnete ungefähr zusammen, wie viel er dem Besitzer des Forstes bezahlen konnte, und hoffte, daß er ihm dann die zweite Hälfte der Lieferung borgen würde. Das Resultat seiner Rechnung mußte wohl aber doch kein sehr günstiges sein, denn er ging mit gerunzelter Stirn endlich nach seinem Lager.

„Du warst doch sonst immer so vorsichtig, Kirschenbauer,“ murmelte er, „wie kam's denn, daß Du Dich diesmal so schändlich verrechnetest? Weil Du billig anbieten mußtest, um Geld in die Hände zu bekommen, mit dem Du die früheren Schäden gut machen konntest — es greift immer eins in das andere! Aber wie soll's enden! — Nur gut, daß die Leute Dich noch immer für reich halten; die Dore, das Goldmädel, trägt zu diesem Glauben auch bei — ich heirathe nicht, Ohm, sagte sie heute wieder —“

Das breite bartlose Gesicht des Bauers zog sich zu einem frohen Lächeln — nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

„Wenn sie diesem Willen nur treu bleibt, dann krieg' ich in kurzer Zeit durch sie ja Geld genug in die Hände, um Alles gut zu machen — und wenn ich glatt bin, fang' ich sicher keinen Handel mehr an, dann muß uns der Garten und das Feld nähren — aber Dore darf von Allem nichts wissen, damit kein Mensch eine Ahnung davon hat, daß der reiche Kirschenbauer von Sorgen gequält wird — immer den großen Namen bewahren, das ist mein Princip —“

Peter Voigt schlief bei der Hoffnung auf das Geld seines Mündels ein und wohlthuend wie Musik klangen ihm noch immer Dore's Worte im Ohr: „Ich heirathe nicht, Ohm!“

Bald schnarchte der breitschulterige, starke Mann so laut und schlief nach der Arbeit des Tages so fest wie Einer, der keine Sorgen kennt.

Es war eine heiße Sommernacht just um den Johannistag herum, wo es wenig Nacht giebt und wo man nicht gern viel schläft, die Golddore war daher am anderen Tage schon

früh auf, öffnete das kleine Fenster ihres Giebelstübchens und blickte in den frischen erquickenden Morgen. Es regte sich unten noch nichts.

„Daß diese Städter doch so gern schlafen," murmelte sie, „die wissen noch gar nicht, wie schön es in der Frühe draußen ist, da fühlt man sich recht wohl und frisch!"

Als die alte Dorfuhr heiser die vierte Stunde verkündete, machte Dore sich zur Arbeit fertig, zündete auf dem Herd Feuer an, um das Frühstück zu bereiten und ging, als sie es um fünf Uhr dem Ohm gebracht und mit ihm verzehrt hatte, in den Garten hinaus.

„Weck mir den Doctor und unsere Mietherin," rief Peter Voigt ihr nach, und lächelnd eilte Dore über die Straße dem Nachbarhause zu, um an das Fenster des Städters zu klopfen — aber sie kam zu spät! Der Doctor Ahlemann schritt ihr eben durch die Hausthür entgegen.

„Ei, das lob' ich," rief Dore, „Sie werden recht munter und gesund aus unserem Dorf heimkehren, wenn Sie so gehorsam sind, mit unserer Frau Professorin wird es wohl anders sein, ihre Fensterladen sind noch fest zu!"

„Wir klopfen," meinte der Doctor, sich in die Brust werfend und die frische, reine Morgenluft schlürfend, „Ihr habt recht, Landleute, es ist schön um diese Stunde im Freien, wenn man nur erst den Schlaf überwunden hat — die Gewohnheit, die lästigen Gewohnheiten! Wenn man sie doch wie einen überflüssigen Rock abstreifen könnte!"

„Bleiben Sie nur noch einige Wochen hier, dann wird Ihnen das Aufstehen gar nicht mehr schwer werden," meinte die Golddore, mit dem Doctor zurück nach ihrem Hof schreitend, um nun die Frau Professor zu wecken, die, trotzdem die Sonne schon lange hell und warm schien, noch so fest schlief.

Als sie durch die das Grundstück umsäumende Hecke in den Garten getreten waren und sich eben nach der kleinen Treppe, die nach dem Hause führte, wandten, erscholl von der Dorfstraße her eine Stimme, die einen so wunderbaren Morgengruß herüberrief, daß der Doctor Ahlemann unwillkürlich auch stehen blieb und sich umsah.

„Guten Abend, Golddore," scholl es, „mit wem wanderst Du denn da umher? Ja, ja, seht mich nur an, bei mir ist's noch immer gestern Abend," und der originelle Sprecher lächelte dabei so höhnisch, als mache er sich über sich selbst lustig.

„Guten Tag, Friedel," antwortete das Mädchen, „bis jetzt haben sie in Buchnershagen getanzt? Das nenn' ich ordentlich Hochzeit feiern!"

Während Dore einige Schritte zurückging, um mit dem Vorübergehenden noch ein paar Worte zu wechseln, hatte der Doctor Zeit, sich denselben anzusehen.

Es war eine komische Figur, die er erblickte, ein Mann kaum dreißig Jahre alt, aber blaß und schmalbackig mit tiefliegenden, stechenden Augen und einem struppigen, schwarzen Bart um Lippe und Kinn. Er hatte einen Hut auf, der schon mehreren Generationen gedient zu haben schien, und einen langen, schwarzen Rock an, unter dem er Etwas verbarg, dazu Leinwandhosen, die der Wind um seine mageren Glieder wehte, und ein paar Schuhe, die vom weiten Wege oder zu langer Entbehrung jedes Putzens vollständig ihre Farbe verloren hatten. Die ganze Erscheinung machte einen armseligen, tragikomischen Eindruck und der Doctor konnte sich nicht verwehren, seine Blicke auf der originellen Gestalt ruhen zu lassen.

„Das nenne ich ordentlich Hochzeit feiern," wiederholte Dore und fragte dann etwas zaghaft, „war denn der Junker von Buchnershagen auch dabei?"

„Ich weiß nicht warum Du den Jungen immer Junker nennst," rief der Gefragte fast ärgerlich, „wie kommst Du darauf?"

„Nennen ihn doch die Leut' im ganzen Dorf so und mit Recht, weil er reich und ein studirter Mensch ist, er ist ja Referendarius beim Kreisgericht!"

„Da ist er recht was," murmelte der Verdrießliche und schritt, das Gespräch unhöflich abbrechend, auf der Dorfstraße weiter, während Dore sich ärgerlich von ihm abwandte und zum Doctor zurückschritt, der sie über die eigenthümliche Art des Fremden trösten wollte, indem er sagte:

„Es war ja bei ihm noch gestern Abend, er wird müde sein und nach seinem Bett Verlangen haben!"

„Nach seinem Bett? Nun, das hat der Friedel Heimbach überall!"

„Wer ist denn dieser Friedel?"

„Unser Dorfmusikant, ein recht kluger, aber recht heruntergekommener Mensch, leichtsinnig und lüderlich, aber dabei geschickt auf seiner Geige wie Einer! Sehen Sie nur — schwankt er nicht? Er wird sich wieder zu viel gethan haben, das ist seine Leidenschaft!"

„Er hat keine Wohnung und trinkt — nun, dann ist Euer Dorfmusikant ja ein recht verbummeltes Genie!"

„Mir thut er immer leid — er ist von Herzen so gut und weich wie es kein Mensch glaubt, aber äußerlich böse und finster und unheimlich! Geigen und trinken, das sind seine liebsten Sachen, das heißt Geigen, wenn er allein ist am Strande oder im Walde — für Geld spielt er nur, wenn er muß! Ich möcht' wissen, wie der Friedel so heruntergekommen ist, aber er spricht darüber nicht! Vor fünf oder sechs Jahren kam er mit seiner Geige hier in unser Dorf, damals sah er noch gesunder und reinlicher aus — nun ist er allmählich immer mehr und mehr dem Leichtsinn verfallen!"

„Verdient er denn nicht so viel, daß er ordentlich leben kann?"

„Gewiß, wenn er nur spielen wollte, aber er thut's ja nur, wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt!"

„So spielt er ungern?"

„O Sie sollten ihn hören, wenn er nicht für Geld, sondern dem Wasser oder dem Walde etwas vorspielt, stundenlang, das ist zum Weinen so traurig und dann wieder so ausgelassen, daß sich die Füße ganz von selbst zum Tanz setzen!"

„Ein wunderbarer Mensch," meinte der Doctor und hieß die Golddore in das Haus gehen, um die Frau Professor zu wecken, da es nun doch hohe Zeit war, während er selbst auf der Treppe stehen blieb und in den lachenden Morgen schaute. Das saftige Grün rings stand prangend da, nicht bestaubt und halb welk wie in der Nähe der Stadt, sondern frischfarbig und stolz, die Bienen summten so geschäftig und hatten an den zahlreichen Blüthen eine reiche Ernte — es war so wundervoll draußen, daß der Doctor Ahlemann nun selbst nicht begriff, wie man so lang wie die Frau Professor schlafen konnte.

„In einer halben Stunde möchten Sie doch so gut sein, unsere Mietherin abzuholen," brachte Dore zum Bescheid, „sie ist im Begriff sich anzuziehen und möchte heut gern nach der Aussicht draußen im Walde, indem Sie meint, Sie würden wohl auch von der Partie sein!"

„Gewiß! In einer halben Stunde also, da will ich doch

erst des braven Herrn Dicks Frühstück einnehmen helfen und mich dann recht leicht ankleiden — ich glaube, es wird heute gewaltig warm!"

„Im Walde werden Sie das nicht viel bemerken, aber wir im Garten und Feld! Und nun hab' ich lange genug geplaudert und gezögert, Adjes, Herr Doctor, und viel Vergnügen!"

(Fortsetzung folgt.)

New-Yorker Plaudereien.

New-York ist das Paris der neuen Welt. Diese Behauptung wird jeden Tag wahrer, und was New-York thut, ist Gesetz für das ganze Gebiet der Verein. Staaten. Die Moden, welche Paris erfindet, werden so schnell wie thunlich nach New-York geschickt, hier verändert oder nachgemacht, und sind dann die maßgebenden für das Land. Die politischen Bewegungen, welchen New-York unterliegt, haben ihre Wirkung bis in die fernsten Gegenden des Nordwestens, und die New-Yorker Zeitungen sind wahrhafte Evangelien für die Landbewohner. Aber auch im Aeußeren bietet die Stadt eine Erinnerung lebhaftester Natur an Paris. Sie hat einen Park, schöner als das Bois de Boulogne, mit Teichen, Schwänen, Eisbahnen und Concertlocalen; sie hat das nothwendige Contingent von Demi-Monde, sie besitzt fast ebenso viele leichtsinnige junge Leute, und beginnt jetzt auch in den Gebäuden so auszusehen wie Paris. Seit einem Jahre sind der Renaissancestyl und die Mansarde in New-York ebenso eingeführt wie in Paris, und wenn man das St. Cloud Hotel oder irgend ein großes öffentliches Gebäude sieht, so glaubt man, das Grand Hotel oder eines der kolossalen Häuser am Boulevard sei nach New-York gezaubert worden. New-York verschönert sich fast täglich, und es ist kaum glaublich, welche Veränderungen seit den letzten zehn Jahren in der Stadt vor sich gegangen sind. Während die früher von der Aristokratie bewohnten Straßen immer mehr von Geschäftsleuten benutzt werden, und statt der Wohnhäuser die großartigsten Magazine und Waarenlager entstehen, zieht sich die feine Welt immer mehr und mehr nach dem nördlichen Ende der Manhattan Insel und verdrängt die früheren armen Bewohner, welche sich auf Felsen und Anhöhen Hütten gebaut hatten, in denen sie ungestört und ohne Miethe zu zahlen wohnten. New-York, oder die Insel, auf welcher die Stadt liegt, ist felsig, und in den oberen Stadttheilen müssen die Straßen, welche neu angelegt werden sollen, durch die Felsen gelegt, und die letzteren deshalb gesprengt werden. Dies geschieht täglich ohne die geringste Rücksicht darauf, ob Menschenleben dadurch gefährdet werden oder nicht. In Amerika kommt es auf ein oder mehrere Menschenleben bekanntlich nicht so genau an, und das einzige Risico, welches man in der Regel hat, ist das des Schadenersatzes für die Hinterbliebenen des Getödteten. So wird denn in den bewohntesten Gegenden der oberen Stadt mit einer Gemüthsruhe Pulver und Nitro-Glycerin in Anwendung gebracht, daß man sich in irgend einem civilisirten Lande der Welt darüber entsetzen würde. Man geht, ohne irgend etwas zu befürchten, durch eine Straße, als man plötzlich von einem Manne aufgehalten wird, welcher eine rothe Fahne schwenkt. Man würde versucht sein, den betreffenden Mann für einen Toreador zu halten, welcher einen Stier wild machen will, wenn man nicht ganz sicher wäre, daß man selbst kein Stier, und ein solches Thier auch nicht in der Nähe ist. Mechanisch und von einem gewissen Gefühl einer nahen Gefahr bewegt bleibt man stehen, und man thut Recht daran, denn schon im nächsten Augenblicke hört man einen Knall, sieht eine Menge Felsstücke auffliegen und dankt der gütigen Vorsehung dafür, daß man nicht eines der Geschosse an seinen Kopf bekommen hat. Der Contrast, welcher durch diese Felsensprengungen inmitten der Paläste der Hauptstadt der westlichen Hemisphäre gebildet wird, ist ein mindestens eigenthümlicher. Neben einem Palaste von Braunstein oder dem Sandstein von Neu-Schottland befindet sich eine Baustelle, welche noch in dem Urzustande ist, in welchem sie sich befand, als Peter Minnecut die Manhattaninsel für ein Butterbrod den Indianern abkaufte. Vor ungefähr fünfzig Jahren hat irgend ein Glücklicher, welchem seit jener Zeit „die Stunde geschlagen hat", die betreffende Baustelle gekauft und in seinem Testament bestimmt, daß in den nächsten dreißig oder vierzig Jahren keine Disposition über dieselbe getroffen werden solle, und namentlich, daß sie weder verkauft noch als Platz für ein zu errichtendes Gebäude benutzt werden solle. So ereignet es sich denn, daß in den Straßen der oberen Stadt prächtige Häuser mit Hütten, und höchst cultivirte, vielleicht künstlich angelegte Gärten mit wüsten Gegenden abwechseln, welche von Ziegen und irländischen Weibern der allerschlimmsten Sorte belebt sind. Auch in dieser Beziehung ist New-York wie Paris. Das letztere hat seine Rue Mauffetard und seine Proletarierviertel, und dieselben sind nicht sehr weit von dem aristokratischen Faubourg St. Germain entfernt. Ebenso hat New-York inmitten seiner feinsten „Quartiere" die schlimmsten Ausgaben der Species Mensch, und es ist kaum glaublich, wie nahe in New-York Reichthum und Elend, Verbrechen und Tugend bei einander wohnen. Die Tugend, freilich die Tugend einer besonderen Art, ist in der letzteren Zeit zu den Verbrechern gegangen, um sie zu bessern oder wenigstens wohlthätig auf sie einzuwirken. Einige Leute, welche aus der christlichen Religion ein Geschäft statt eines Bekenntnisses machen, haben die Arbeit unternommen, mehrere Eigenthümer verrufener Häuser in dem unteren Theile der Stadt zu bekehren, und für dieses Werk von den frommen Anhängern der Kirche so viele Beiträge zu erhalten, wie hinreichen muß, um nicht allein die Ausgaben für die Bekehrung, sondern auch für die Existenz der Bekehrer zu decken. In keinem Lande der Welt würde eine ähnliche Blasphemie und offenbare Verhöhnung jeder religiösen Ueberzeugung getrieben werden dürfen. Menschen, welche seit einer Reihe von Jahren sich dem elenden Gewerbe gewidmet haben, Tanzhäuser für Matrosen und liederliche Dirnen der allerschlimmsten Art zu halten, geben vor, daß sie plötzlich fromm geworden sind, ihren Lebenswandel bereuen und das Evangelium predigen wollen. Speculirende Missionäre miethen den betreffenden Leuten die Locale ab, halten in denselben täglich Betstunden und machen sich durch die milden Gaben bezahlt, welche die bigotten und unzurechnungsfähigen Gläubigen in die Taschen der Bekehrer fließen lassen. Den Anfang mit der Bekehrung dieser Art Sünder hat ein Stadtmissionär Dyer gemacht, welcher einen Tanzwirth Namens Allen entdeckte, dessen Laufbahn eine überaus schlimme gewesen war. Allen wurde angeblich plötzlich vom Geiste überwältigt und beschloß, fromm und einer der „Jünger des Herrn" zu werden. Er muß indeß in sehr kurzer Zeit seine Ansichten in dieser Beziehung geändert haben, denn, wie es jetzt verlautet, hat er sich wieder auf die leichtsinnige Seite gelegt und ist ein eben so schlechter Kerl als er früher gewesen ist. Die guten Missionäre, welche der Sache der Tugend nützen wollen, sind dann einige Häuser weiter gegangen und haben mit einem anderen Bösewicht ein Geschäft abgeschlossen und ihm sein Tanzhaus abgemiethet, in welchem sie täglich Gottesdienst abhalten, während am Abend die Tanzvergnugungen mit ungeschwächten Kräften vor sich gehen. Lange wird sich jedenfalls diese Art von Unfug nicht halten. — Die gesammte Presse von New-York hat sich gegen einen anderen Unfug erklärt, jedoch ohne irgend einen Erfolg zu erreichen. Dieser Unfug ist die sogenannte „griechische Krümmung", d. h. eine Vorrichtung eigenthümlicher Art, welche den Damen bei dem Gehen den Anschein giebt, als sollten sie jeden Augenblick nach vorn über fallen. In Paris war die Mode während der Ausstellung im vorigen Jahre unter den Damen der Demi-Monde eine sehr beliebte, hielt sich jedoch nicht lange und wurde niemals fashionabel unter der besseren Gesellschaft. In New-York haben die Damen ohne Unterschied der gesellschaftlichen Stellung die Mode adoptirt und sie, wie es stets in Amerika geschieht, bis in das Extreme getrieben. Wenn man einer Dame begegnet, welche Anspruch darauf macht, sich unter die feine Welt zählen zu dürfen, so wird man versucht, ihr die Hand zu reichen, da-

mit sie nicht falle, und glaubt, daß sie an irgend einem Gebrechen leide, welches sie verhindere, sie aufrecht zu erhalten.

Mannichfaltiges.

— In der Zeit der Graubündtner Wassersgefahr befand sich ein Engländer in Saas. Es war mehrere Tage, berichtet er an das Athenäum, warmes, zum Theil heißes Wetter gewesen und der Südwind hatte die Alpen beständig in dunkele Wolken gehüllt. Ich hatte daher einen Versuch, über den Moro zu gehen, aufgeben müssen und war nach Saas zurückgekehrt. Früh begab ich mich in mein Schlafzimmer, das gegen Süden lag, und suchte ahnungslos die Ruhe, obgleich die drückende Schwüle und der fallende Nebel mir sagten, daß in der Luft etwas braue. Um drei Uhr Morgens weckte mich ein fürchterliches Gewitter, wie es nur in den Alpen möglich ist. Meine Fenster waren der ganzen Wuth des Sturmes ausgesetzt und einer der schweren Laden wurde gleich losgerissen. Dann zertrümmerten die Scheiben und der Fußboden wurde zu einem See, den die träufelnde Decke vermehrte. Die Blitze schienen mich dicht zu umzüngeln, der Donner machte mich fast taub, der Sturm heulte wie rasend um das Haus. Als ich nach Tagesanbruch den Speisesaal betrat, sah ich auf den ersten Blick, daß in den wenigen Stunden der Dunkelheit eine Sündfluth geherrscht habe. Der kleine muntere Gebirgsbach vor dem Fenster war zu einem tosenden und brüllenden Strom geworden. Als ich auf den Balcon hinaustrat, gewahrte ich, daß unser Haus eine Insel sei. Hoch über uns und tief unter uns war Alles überschwemmt. Die Felder und Wiesen, die Wege und Hecken waren verschwunden und die tollen Wasser stürzten mit unwiderstehlicher Gewalt abwärts. Zwei Stunden später waren Keller und Küche, Hausflur und Schenkzimmer überschwemmt. Alles flüchtete die Treppe hinauf, Katharine mit ihrem Küchengeschirr, der Koch mit seiner weißen Mütze, Vater Imseng in tiefen Sorgen und nassen Kleidern. Das Wasser stieg noch immer und um Mittag wurde es fraglich, ob es nicht auch den Speisesaal erreichen werde. Sparrenwerk und schwere Balken zogen rasch an uns vorüber und zuweilen richtete sich ein Fensterrahmen oder eine Thür aus den Fluthen auf. Das Brüllen des Wassers und das Rasseln der gegen einander schlagenden Steine und Blöcke machten einen niederschlagenden Eindruck, doch zuweilen kam auch Komisches vor. Eine französische Dame sagte weinend und jammernd zu mir: „O Gott, nicht Einer von uns bleibt am Leben. Das Haus stürzt ein und mein armer Knabe sieht seine Mutter niemals wieder. Wie schrecklich, Monsieur, daß man uns heute kein Essen kochen kann und daß der Keller unter Wasser steht. Es giebt keinen Wein, Monsieur, und kein Fleisch. Ach, Monsieur, wir sterben eines schrecklichen Todes, wir müssen verhungern und ertrinken. Ach, armer Henri, mein unglücklicher verwaister Knabe!“ Zum Glück begann das Wasser um vier Uhr zu fallen. Wir sahen es an unseren Hydrometern, den Fenstergesimsen nämlich, die höher und höher aus den Fluthen hervortraten. Einigen der Gäste, auch der französischen Dame, flößte der Zustand unseres Hauses solche Besorgnisse ein, daß sie in dem kleinen verlassenen Monterosa-Gasthofe oben auf dem Berge schlafen wollten. Wie aber herauskommen? Sie hielten einen Kriegsrath, zu dem Vater Imseng berufen wurde. Hinten lag eine Dachstube, aus deren Fenster man sich auf den dicht angrenzenden Berg niederlassen konnte. Es gab einen komischen Anblick, wie die Gäste einer nach dem anderen zum Fenster hinausstiegen und draußen hängend mit den Füßen festen Boden suchten. Nach zwei Tagen konnten wir den Gasthof auf einer Nothbrücke verlassen. Nur ein Augenzeuge würde mir den Schaden und Ruin glauben, den ich sah. Das Dorf war eine Wildniß von Schlamm und Steinen und glich einem abgelassenen See. Nach unten zu blieb noch alle Verbindung unterbrochen und ich mußte meinen Weg über die Berge nehmen. Brod war nirgends mehr zu bekommen, eine Flasche des abscheulichsten Branntweins war Alles, was für Geld zu haben war. Ueberall herrschte Verwüstung, selbst in die Gletscher waren tiefe Schluchten gerissen. Das Matterhorn, auf das ich nach dem Umgehen des Theodule-Gletschers den ersten Blick warf, hatte sich allein nicht verändert und ragte unerschüttert in die Luft auf.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Alljährlich wird der deutsche Büchermarkt von Kalendern überschwemmt, welche das nothwendige Kalendarium theils mit dem seichtesten Unterhaltungsstoff, theils mit den gewöhnlichsten Küchenrecepten und schlechten Illustrationen ergänzen und nach Ablauf des Jahres in den Maculaturkorb oder zum Krämer wandern.

A. Bernstein, der um die Popularisirung der Naturwissenschaften hochverdiente Gelehrte und Schriftsteller, hat es nun unternommen, in seinem „Deutschen Kalender“ der Nation ein wahres Volksbuch zu bieten, das nicht blos jedes Jahr ein gern gesehener Gast, sondern ein Hausfreund und Begleiter auf dem Lebenswege sein wird. Denn nicht auf blose Unterhaltung ist er berechnet, wenn er auch dem Zeitgeschmack einige Concessionen macht. Er bemüht sich, die Kenntnisse eines Jeden zu vermehren, indem er die Resultate der Wissenschaften in der populärsten Form wiedergiebt. Nicht ein Buch, das man wegwirft, wenn das nächste Bedürfniß befriedigt, sondern das man aufbewahrt, soll der „Deutsche Kalender“ sein, wie man sich leicht durch einen Blick auf den Inhalt überzeugen kann. Der „Deutsche Kalender für 1869“ zählt nicht nur die Himmelserscheinungen auf, sondern erläutert ihr Wesen und ihre Beschaffenheit in einer Jedermann verständlichen Weise in den Artikeln: „Die Sonne und die Uhr“, „Sonnen- und Mond-Finsternisse des Jahres 1869“, „Himmelserscheinungen im Jahre 1869“. Sauber ausgeführte Holzschnitte und Karten unterstützen die vortreffliche Darstellung. In faßlich übersichtlicher Weise ist die neue „Maß- und Gewichtsordnung“ erläutert und durch Reductionstabellen für die spätere Anwendung vorbereitet.

Unter der anspruchslosen Ueberschrift: „Etwas Statistik“ giebt der Kalender eine Uebersicht über die wirthschaftliche Entwickelung der verschiedenen Länder der Erde, an den biblischen Satz anknüpfend: „Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die Erde und machet sie euch unterthan.“ Ein mit zahlreichen Illustrationen versehener Aufsatz schildert die „Wunderbauten unserer Zeit“: „den Krystallpalast in Sydenham“, „die Britannia-Tunnelbrücke“, „den Brückenbau über das Göltzschthal“, „die Eisenbahnbauten durch und über den Mont Cenis“, „die Sömmering-Bahn“. Ein besonderer Aufsatz berichtet in ausführlicher Weise über die Legung des transatlantischen Kabels. Eine anziehende Abhandlung über die Religionen der Menschen führt die Hauptreligionen auf die ewigen Sittengesetze der Moral und der Tugend zurück. Dem gewöhnlichen Kalenderbedürfniß ist genügt durch eine Uebersicht der geschichtlichen Ereignisse der letzten zwei Jahre und durch die Darstellung einiger chemischen Spielereien.

Eine besonders dankenswerthe Zugabe ist ein Kinderliedchen mit allerliebsten Schattenbildern von Karl Fröhlich geziert. Die Ausstattung des „Deutschen Kalenders“ ist eine vorzügliche. In handlichem Taschenformat und gut cartonirt, kann ihn Jedermann mit Bequemlichkeit bei sich führen. Wir geben uns daher der Zuversicht hin, daß der „Bernstein'sche Deutsche Kalender“ einem Bedürfniß der Nation entgegenkommen und sein dauernder Werth über die alltägliche, nur dem Modengeschmack huldigende Kalenderliteratur in kurzer Zeit den Sieg davon tragen werde. Der billige Preis von 10 Sgr. ermöglicht die Anschaffung desselben auch dem weniger Bemittelten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 137.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Die Golddore eilte in den Hof und nach den Ställen hinab, während der Doctor in sein Nachbarhaus schritt, um mit dem Fischer Dieck zu frühstücken und dann Toilette zu machen. Nach einer halben Stunde erschien er wieder im Garten des Kirschenbauers in einem gelben Nankinganzuge, der die bald nach ihm aus dem Hause tretende Eila zu lauten Acclamationen hinriß.

„Das ist eine Bekleidung, wie sie Ihnen heute zusagen wird, es ist unausstehlich warm — ich glaube der Schirm wird mir gute Dienste leisten! Erlauben Sie noch einen Augenblick — meinen Kober" — und die Frau Professor kehrte in's Haus zurück, um sich mit Allem zu bewaffnen, was zu der für heute projectirten Excursion von Vortheil sein konnte.

„Es ist kaum acht Uhr," rief sie, wieder zu ihrem Begleiter tretend, „wir haben den ganzen Vormittag vor uns — die Lenzener Aussicht ist zu schön, ich muß sie alljährlich immer wieder besuchen, um mich an ihrem Anblick zu ergötzen, obgleich der Weg nicht ohne Strapatzen ist! Man muß die Tage, an denen man sich wohl fühlt, benutzen — mir ist heute recht frisch zu Muth!"

„Weil Sie um sieben statt um neun Uhr aufgestanden sind; glauben Sie mir, der Kirschenbauer hat überaus recht, wenn er darauf großes Gewicht legt! Ich bin um fünf statt um sieben Uhr aufgestanden, und ich muß Ihnen gestehen, daß es mir wie Ihnen geht! Das sind Exempel, das sind Beweise, Frau Professor, ich habe ein großes Vertrauen zu den Mitteln Ihres Herrn Wirths!"

„Aber nur nicht zu der Säge! Ich bitte Sie, es war ja markerschütternd!"

„Eben das soll es ja sein!"

„Das war ja zum Davonlaufen! Eiskalt rieselte es mir über den Rücken!"

„Das soll es ja," wiederholte der Doctor Ahlemann, „ich habe auch zu diesem Mittel Vertrauen, man muß nur, glaube ich, allmählich sich an das Geräusch gewöhnen, mit jedem Tage einige Feilenstriche mehr und die Nerven stärken sich!"

„Ich überlasse Ihnen diesen Versuch gern, lieber Doctor, mich aber bringen Sie nicht zu seiner Anwendung und wenn Sie mir noch so viele Beweise vorzählen, daß er stärkend sein muß — ich ertrage dieses entsetzliche Geräusch nicht! Dagegen hier — welche entzückende Waldesstille, welche wundervolle Umgebung!"

Eila legte den Regenschirm zusammen — in dem Schatten, der die beiden Naturschwärmer umgab, war er überflüssig. Es wehte wirklich eine herrliche Luft rings, dichter Buchenwald umgab sie, durch den sich der schmale Pfad schlängelte, auf dem man nach der Aussicht, dem Ziele der Partie, gelangte. Kein Wesen rings — tiefe Stille, nur selten unterbrochen durch den fernen Ruf eines Aufsehers von gelichteteren Stellen her, von denen man Holz abfuhr, oder durch das Rauschen der Tritte im Laube. „Wenn mein Gemahl doch gemeinsam mit mir diese Schönheit der Natur genießen könnte," seufzte Eila Schwunkel so recht von Herzen.

„Und weshalb geschieht das nicht, wenn man fragen darf?"

„Wir müssen uns ablösen unseres Hausstandes, der Kinder wegen! Zuerst reise in jedem Sommer ich auf einige Wochen hierher und mein Mann dann nach mir in das Seebad drüben. Er muß aber auch hier einmal seinen Aufenthalt nehmen, er kennt noch gar nicht die wundervolle Luft und Ruhe, die hier weht, und all' die Genüsse, die sich einem Herzen bieten, das seine Kindlichkeit bewahrt hat."

Eila pflückte hin und wieder am Wege blühende Blumen ab.

„Ich versetze mich bei solchen Gängen ganz in meine Jugend zurück, wie gern suchte ich Feldblumen, wie gern wand ich Kränze — o Doctor, wie schön ist es, wenn man an solchen Vergnügungen noch in späteren Jahren dieselbe Freude hat!"

„Sehr schön," bestätigte Ahlemann, „sehen Sie nur drüben die herrlichen Liliencovallien, ich hole Ihnen einige Exemplare!"

„Haben Sie Dank, theurer Doctor, Maiblumen! Ich liebe sie über Alles! Liliencovallien nennt man sie hier, jedenfalls von convallaria majalis hergeleitet!"

„Wahrscheinlich, doch war ich, als ich in Bremen als Candidat und Hauslehrer lebte, versucht zu glauben, daß dieser Namen eine andere Herkunft hat und am Strande entlang in alter Zeit durch Schiffer verbreitet ist, denn denken Sie nur, in Bremen nennt man die Maiblumen Lilienkanveilchen!"

„Das ist ein merkwürdiger Zufall oder besser eine zufällige Verstümmelung, die sich im Volk, das nach ihm Bekanntem bei Ableitungen ringt, gebildet haben mag. Ich muß dieselbe meinem Gemahl mittheilen, der sich für dergleichen etymologische Merkwürdigkeiten sehr interessirt. Nun müssen wir hier diesen nach der Höhe führenden Seitenweg hinaufgehen — sehen Sie! Drüben liegt ja schon die laubenartige Oeffnung, die zu der wundervollen Aussicht führt!"

„Welche Wohlthat, daß man eine Bank an derselben angebracht hat, man kann von ihr aus sich den Genuß mit Bequemlichkeit gewähren!"

„Sie werden von Jahr zu Jahr praktischer, Doctor!"

„Aelter — älter, Frau Professor, man schwärmt nunmehr schon lieber sitzend und in Ruhe! Ja, ja, die Schulmeister werden früher alt und müde wie andere Leute!"

Man war an dem Gebüsch angekommen, in dem sich eine breite Oeffnung befand, die schon von fern Besonderes verrieth — und wirklich war die Aussicht, die sich nach wenigen Schritten den beiden Sommergästen bot, eine herrliche.

Vor ihnen, einen weiten, lauberfüllten Kessel bildend, der in allen Schattirungen prangte, lag die Tiefe, aus der in der Ferne nur der Thurm des alten Klosters ragte, das sich in der Nähe des Dorfes Buchnershagen befand, in welchem der Dorfmusikant von Lenzen gestern und heute noch zur Hochzeit gespielt. Hinter den grünen Baumspitzen lag das weite, blaue, mit seinen Wellen spielende Haff, und hinter diesem, nur durch einen schmalen Landstrich von ihm getrennt, ein glänzender bis

an den Horizont reichender Streif — die See. Erfrischende Luft wehte von ihr herüber nach der Höhe, auf der die Frau Professor und der Doctor entzückt und oft mit einem Operngucker ihren Augen zu Hilfe kommend, weilten. Sie hatten auf der Bank Platz genommen, die an dem von Gebüschen gebildeten Thor angebracht war, und genossen nun recht ungestört und bequem die wundervolle Fernsicht. Aus der Tiefe tönten hin und wieder die abgestimmten Glocken grasender Heerden herauf — sonst war es so still rings, wie in der Kirche. Auf den Wellen des Haffs sahen sie die schaukelnden Schaluppen der Fischer von Lenzen und hier und dort ein von Wassertropfen wie von Silberschuppen glänzendes Netz, das aus den Fluthen auf die Fahrzeuge gezogen wurde. Selbst auf der See, ganz am äußersten Horizont, vermochten sie hin und wieder wie einen schwarzen Punkt ein vorübersegelndes Schiff zu erspähen.

Hier konnte man stundenlang sitzen in das Anschauen des Panoramas versunken, das die Natur in wundervoller Abwechselung dem Auge bot — und die beiden Sommergäste weilten denn auch Stunden vor ihm, die schnell wie Minuten verliefen.

Erst als die Mittagszeit nahte, die im Dorfe unten durch weitschallendes Klopfen und Läuten verkündet wurde, rüsteten sie sich zum Heimgange und beschlossen den näheren Weg am Waldesrand entlang zu wählen. Der Schatten war hier zwar nicht immer so kühl und dicht wie im Walde selbst, Cila aber hatte ja den großen Schirm und der Doctor einen breitkrämpigen Strohhut und gelbe Nankingkleider, die die Sonne nicht so anziehen.

Plaudernd schritten sie dahin und gelangten bald nach der großen Ablage, an der das eingeschlagene Holz aufgestapelt wurde. Sie fanden hier den Kirschenbauer, der eifrig mit einem Herrn im Gespräch war und die aufgesetzten Klafterreihen zählte — er grüßte die Städter nur flüchtig, da er sich nicht stören lassen durfte, und schien überhaupt sehr geschäftig.

Als die Frau Professor sich im Dorfe von ihrem Begleiter verabschiedete und in den Garten trat, fand sie die Golddore damit beschäftigt, den Tisch zu decken. Es prangten auf demselben in blendend weißem Geschirr Fruchtsuppe und gekochte Fische, eine Zusammensetzung, die zur Sommerszeit in Lenzen sehr Mode war.

Cila und Dore warteten lange vergebens auf den Kirschenbauer, bis sie sich endlich entschlossen, allein zu essen.

„Der Ohm wird nicht Zeit haben zum Mittag zu kommen, er nimmt Holz ab, da bleibt er oft tagelang fort und holt dann erst Abends das Versäumte nach," entschuldigte ihn Dore und bat die Frau Professor, sich darum nicht stören zu lassen.

II.

Der Ball zu Lenzen.

Wenige Tage nach dem Erzählten sollte das Johannisfest gefeiert werden, da gab es immer Spiel und Tanz bis tief in die Nacht nach althergebrachter Sitte, um so mehr diesmal, da es auf einen Sonntag traf!

Dicht am Walde nicht weit von des Kirschenbauers Hof war ein freier, großer Platz von Bäumen umgeben, dort versammelten sich, wenn es Abend wurde, die Mädchen und Bursche von Lenzen zur Feier der Johannisnacht.

Der Krüger schlug seitwärts von dem Tanzplatz sein fliegendes Büffet auf, und Friedel Heimbach, der Dorfmusikant, mußte seine tollsten Walzer und Polkaweisen aufspielen, damit die Jugend nach ihnen tanzen konnte.

Heisa, wie lustig geht's her!

Die Mädchen haben sich ihre besten, buntbesetzten Röcke angethan und Blumen in die Haare gesteckt, Kornblumen und Rosen, und die Bursche ihre Hüte mit farbigen Bändern geziert, lauter kräftige Gestalten, lustige Menschen, die heut einmal mit ihren Liebsten tanzen dürfen. In der Johannisnacht ist Alles erlaubt, da darf der Knecht mit der Tochter seines Herrn walzen, da darf nach den Tagen der Arbeit einmal recht von Herzen dem Vergnügen gelebt werden, und wenn es im Schatten der Bäume finster geworden, darf der Krüger weitleuchtende Theertonnen anzünden, und die Mädchen und ihre Bursche dürfen zur Erholung nach dem Tanz in den Wald gehen und singen und plaudern, und diejenigen, die noch keinen Schatz haben, suchen sich neunerlei Kräuter, damit sie ihn Nachts im Traum sehen, nachdem sie die Kräuter unter ihr Kissen gelegt.

Die Alten stehen dann wohl seitwärts und sehen zu und denken lächelnd daran, wie sie vor Jahren getanzt und gefeiert und lassen dem jungen Volk freien Lauf. Mancher, der noch nicht gar so steif geworden, probirt wohl auch noch einen Walzer mit der Mutter seiner um ihn jubelnden Kinder und lacht von Herzen mit und überläßt erst gegen Mitternacht den Platz den länger aushaltenden Jüngeren.

Friedel Heimbach steht unter seinem Baum und geigt, daß es eine Art hat! Die Bursche haben ihm Bier und Branntwein geben lassen — sie kennen ja seine Leidenschaft und er muß doch auch etwas haben, wenn die anderen Alle um ihn herum nach seiner Musik jubeln und tanzen. Er hat seinen alten Hut bei Seite gelegt, damit die Abendluft seine Stirn kühle, er trägt denselben langen, schwarzen Rock, in dem man ihn schon seit Jahren kennt, und die weißen Leinwandhosen, dieselben, die er im Winter getragen — jetzt sind sie wieder recht zur Geltung gekommen. Dunkele Haare hängen ihm über die Stirn herab — unter den dicken, schwarzen Brauen blicken die Augen unruhig im Kreise umher — sein blasses Gesicht, das noch magerer erscheinen würde, wenn er nicht den dunkelen Bart hätte, ist leblos und stumpf, als gehe ihn all die Freude ringsum nichts an, und als wüßte er nichts von den lustigen Melodieen, die der Bogen in seiner Hand den Saiten entlockt — plötzlich blitzt sein Auge heller, sein Antlitz wird lebhafter, er muß etwas unter der Menge bemerken, das ihn berührt — was mag es sein?

Ist es das Städterpaar, die Frau Professor und der Doctor, die so eben, um das Landleben nun auch bis auf den Kern mitzumachen, nach seiner Melodie unter den Burschen und Mädchen auf dem Waldrasen tanzen — oder ist es der junge Referendar Konrad Buchner, der einzige Sohn des reichen Besitzers von Buchnershagen, der herübergekommen ist, um das Johannisfest in Lenzen mitzufeiern, und nach dem ihn Golddore neulich fragte? Weshalb ist er denn von Buchnershagen, das volle zwei Meilen entfernt ist, wohl herübergekommen, da bei seinem Vater im Dorf ja auch die Johannisnacht gefeiert wird? Die sind es Alle nicht, nach denen der geigende Friedel Heimbach blickt — die Golddore ist es, die soeben in den Kreis tritt und mit einigen Mädchen des Dorfes plaudert — die Golddore sieht reizend aus, sie blüht und strahlt wie das lachende Leben, sie sieht wie eine Königin des Festes aus unter den plumpen, geputzten Mägden — sie hat nur einen Jasminstrauß in den schönen blonden Haaren, aber sie braucht auch keinen Schmuck und keinen Putz, denn die Schönheit schmückt sie!

Friedel Heimbach kann so recht ihr feingeformtes Antlitz mit den rosigen Wangen, auf das der helle Mond durch die Zweige fällt, sehen, er kann sich hineinblicken in ihre schmelzenden, blauen, lieblichen Augen, aus denen die Unschuld und die Lebensfreude lacht — und er schaut sie lange an — in Gedanken versunken — wenn auch dabei ab und zu ein falscher Ton unterläuft, die Tänzer merken ihn nicht! Und was sind's wohl für Gedanken, die in dem armen, verkommenen, geigenden Dorfmusikanten wogen? — Die Golddore erblickt ihn — sie nickt ihm aus der Ferne zu — Friedel dankt ihr kaum — aber er sieht sie noch immer an und läßt sein Auge nicht von ihrer schönen Gestalt und ihrem lieblichen Antlitz.

Das Mädchen plaudert unbekümmert um ihn mit den Freundinnen und tanzt mit dem Sohn des Schulzen eine lustige Polka. Friedel spielt — und die Golddore tanzt mit Anderen. Und der Doctor und Ella tanzen auch noch immer, und die Golddore nickt ihnen herzlich zu und freut sich, daß sie Alles so ungenirt mitmachen.

„Es ist noch gar nicht spät, bleiben Sie nur noch, o es wird immer hübscher, Sie müssen den Wald sehen und den Tanzplatz, wenn die Theertonnen brennen," redet sie ihnen zu und erzählt heimlich, wie der Schulzensohn so ungeschickt getanzt habe, daß er ihr dreimal gewaltig auf den Fuß gesprungen sei. Dabei lacht sie so herzlich, daß die beiden Städter mitlachen müssen und sich mit ihr auf dem Dorfball vielleicht besser amüsiren, wie auf dem in der Loge oder dem Casino in der Stadt!

(Fortsetzung folgt.)

† Unter den Moskowiten.

Die alte Hauptstadt des jüngsten europäischen Reiches ist immer noch ein in mystische Schleier gehüllter Ort, umgeben von weitschweifigen Traditionen der Invasion durch Tatarenhorden, des erbitterten Kampfes gegen die geschulten Krieger Polens und die kühnen Rossebändiger von den Ufern des Don. Sie ist ein herzhaftes Stück alter Nationengeschichte, welches jedoch vor dem theuer erkauften Siege über Napoleon, der berühmten gloriosen That der Moskowiten im Jahre 1812, erbleichen muß, und das ist es, was der alten Capitale im fernen Osten Europas im Gefühl der Völker des Westens ein so tiefes Interesse verleiht, — dies sind die großartigen unvergleichlichen Erinnerungen, welche den Kreml umringen. Noch bis auf den heutigen Tag, wenn man die Stadt mit ihrer originellen Gestaltung überblickt, vermag man sie nicht von jenem großen tragischen Ereigniß zu trennen. Das Ungeheuerliche des Entschlusses, die riesigen Proportionen des Unternehmens, die bewunderungswürdige Geschicklichkeit der Ausführung und die dabei gezeigte Energie, dann die Bravour der Vertheidigung und der Heroismus unter den Ruinen, — alles dieses sind Einzelzüge des weltgeschichtlichen Bildes, welchem Moskau seinen unvergänglichen Ruhm zu verdanken hat.

Von einer niedrigen Bergkette westlich von der Stadt, die Sperlingshügel genannt, kann der Reisende Moskau überblicken, das wie die Zeichnung einer Landkarte ausgebreitet vor ihm liegt. Kleine hölzerne Gebäude machen sich hier und dort auf den Hügelflanken bemerkbar; sie sind das Ziel von Spaziergängen der Hauptstädter, welche dort den unumgänglichen Thee trinken und von den Verandas ihr funkelndes heiliges Moskau überschauen. Wahrlich eine wunderbare schöne Stadt, mit ihren zahllosen Hügeln, ihren noch zahlloseren Thurmspitzen und Kuppeln, den hellfarbig getünchten Häusern und den vielen Gärten, deren Anblick dem Auge desjenigen, der an die trübselige Monotonie mancher anderen europäischen Großstadt gewöhnt ist, so wohl thut. Als am 15. September 1812 die französische Armee von der Westseite der Sperlingshügel auf deren Gipfel kam, sah sie das Ziel und den scheinbaren Lohn ihrer Anstrengungen in weiter Ausdehnung zu ihren Füßen. Vielleicht die schönste Stadt der Erde entrollte ihr prächtiges Bild vor den Blicken des unersättlichen Eroberers. Welche Gedanken mögen ihn bewegt haben, als er zuerst diese Masse von Häusern und Kirchen gewahrte, welche einen fabelhaften Reichthum an Geld und Geldeswerth in ihren Mauern bargen; Schätze, nach denen er, wie er wähnte, nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie nebst einem neuen Ruhmesdiadem für Frankreich mit nach Hause zu nehmen! Eine kurze Strecke vor den nördlichen Thoren, am Rande des großen Exercierplatzes, steht der Palast Peterhoff, wohin sich Napoleon begab, als er sich an der Aussicht von den Sperlingshügeln sattsam geweidet, und wo er zwei Tage lang vergebens darauf wartete, daß die Autoritäten Moskaus zu ihm kommen würden, wie es sonst unter ähnlichen Umständen schon geschehen war, um ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen: — eine Deputation der Besiegten an den Sieger, mit der Bitte um Schonung und Huld. Keine Deputation erschien, und mit zornigen Worten auf den Lippen und dem Vorgefühl nahenden Unheils in der Brust, betrat er den Kreml, wo er durch die fast in allen Stadttheilen gleichzeitig und sogar mitten im Kreml ausbrechenden Flammen belehrt werden sollte, was eine einige, loyale und empörte Nation einer feindlichen Invasion gegenüber zu thun im Stande ist. Das war eine Vertheidigung himmelweit verschieden von jeder anderen, die ihm bisher in seiner Praxis vorgekommen. Und unwillkürlich streift die Erinnerung von dem Bilde des moskowitischen Flammenmeeres zu dem Eis und dem Schnee, welche, schlimmer und unerbittlicher noch als Feuer und Schwert, sich das stolze Heer zur Beute erkoren und das eingeäscherte Moskau grimmig rächten.

Der Kreml liegt auf einem Hügel recht mitten im Herzen der Stadt, aber ein breiter offener Raum zieht sich rings um die Mauern und isolirt gewissermaßen den geheiligten Palast gegen die Berührung profaner Gebäude. In gleicher Weise abgetrennt, von einer crenelirten Mauer und einem Festungswall eingeschlossen, steht der Kitai Gorod oder chinesische Thurm da, der dem Reisenden den Orientalismus der Stadt vielleicht am auffälligsten vor's Auge führt. Die Regelmäßigkeit derselben in einer Hinsicht — denn die Straßen laufen sämmtlich strahlenartig auf die äußeren Barrieren zu und sind in gleichen Zwischenräumen durch kreisförmig angelegte mit Bäumen bepflanzte Boulevards unterbrochen — wird durch die wunderbar malerische Originalität des Ortes in anderer Beziehung sehr zu ihrem Vortheil contrastirt. Es giebt in Moskau keine Straßen mit gleich vornehmen Häusern und keine engen Gassen mit lauter armseligen Baracken. Jedes russische Haus ist gewissermaßen ein Cottage, klein oder groß, je nach dem Range und Vermögen des Eigenthümers. In der Regel ist das ganze Gebäude von Holz, mit lebhaften Farben getüncht, und das Häuschen des Bauern auf dem Lande gleicht in seinen Grundzügen dem Wohnsitze des städtischen Edelmannes. Diese Cottages der niederen und höheren Einwohnerschaft bilden den bei weitem größeren Theil von Moskau; nur einige der öffentlichen Gebäude — meist einstöckige Häuser — sind von Ziegeln aufgeführt. Von dem durch den Kreml und den chinesischen Thurm gebildeten Mittelpunkte laufen eine Anzahl von Hauptstraßen aus, welche breiter werden, so wie sie sich den Barrieren nähern. Die Häuser sind niedrig, die Straßen breit, und dadurch ist der Stadt möglichst viel Helle gesichert. Schlägt man aus einer der Hauptstraßen in eine Nebenstraße ein, so befindet man sich sofort inmitten einer anderen Welt. Diese Querstraßen, welche wie ein Netzwerk die Hauptstraßen verbinden, bieten das reizendste vollkommenste Bild ländlicher Zurückgezogenheit. Sie stehen mit ihrer Stille und Freundlichkeit und der gänzlichen Abwesenheit des Gewühls einer großen Stadt einzig in ihrer Art da. Geht man z. B. vom Palankaplatz nach der Post, so erweist sich dieselbe als ein großes weißes Gebäude, das weit zurück von der Straße in einem umfangreichen, von einem

hohen eisernen Gitter mit vergoldeten Spitzen eingehegten Hofe steht. Ein paar Schritte weiter ist eine Querstraße, man biegt ein und ist augenblicklich in die gemüthliche Stille des Landlebens versetzt. Kleine Häuschen zu beiden Seiten, die Fenster auf die Straße gehend, aber keine Hausthür. Der Eingang ist nebenan durch ein Thor, das sich auf einen Rasenplatz und Garten öffnet. Das Thor steht vielleicht halb auf und der Vorübergehende wirft einen Blick hinein. Er sieht mehrere Bäume, etwa Lärchenbäume oder Acacien, ein Blumenbeet, und eine lustige Hühnerfamilie spaziert auf dem Rasen herum. Möglicherweise ist auch eine Kuh da, jedenfalls ein Stall und zuweilen eine Remise, in welche gerade ein Mann den primitiven „tarantass" hineinschiebt. Frauen sitzen auf der Veranda oder den in den Garten führenden Treppenstufen, die Kinder spielen. Es ist ein so sonniges, grünes, lachendes und friedlichstilles Bild, als wäre man eine Tagreise von der großen Hauptstadt Moskau. Einige dieser ruhigen Dorfstraßen, so könnte man sie fast nennen, sind nur einen Steinwurf weit weg von dem großen Opernhause oder dem Kitai Gorod gelegen, also im Mittelpunkte der Stadt, und die Insassen der Häuschen gehören den niederen Ständen an. Welcher andere bekannte Ort kann sich dieser Eigenthümlichkeit rühmen?

Es muß ein seltsames Gefühl erregen, über den niedrigen Zaun eines ländlichen Fußpfades zu lehnen, und von der Hügelflanke, welche der Fußpfad durchkreuzt, auf Hunderte von baum- und blumenreiche Gärten zu blicken; auf Dutzende von Kirchen, jede mit ihrer schönen, grünen oder goldenen Kuppel; auf Tausende von Wohnhäusern, sämmtlich — Dank der reinen von keinem Rauch und Ruß getrübten Atmosphäre — freundlich, rein und hell, als ob sie alle Tage frisch gewaschen oder angestrichen würden; vielleicht auch bei einem frühen Morgenspaziergange einer einsamen Kuh zu begegnen, welche mit unbeirrtem Schritt, wie Jemand, der ganz gut weiß, wohin er zu gehen hat, durch eine Hauptstraße wandelt. Das Letztere findet seine Erklärung in Folgendem. Die Bewohner der großen und kleinen Häuser der Stadt haben meistens eine Anzahl eigener Kühe. Während des Sommers, wenn das Gras der Wiesen fett ist, ist das erste, was in allen Häusern geschieht, die Kuh herauszulassen. Dann kann die Magd sich getrost wieder ins Bett legen, während das emancipirte Thier durch gewisse Straßen einer gewissen Barriere zu allein forttrabt. Andere Kühe gesellen sich zu ihm und ein ansehnlicher Trupp der nützlichen Vierfüßler marschirt zur Stadt hinaus. Vor dem Thor finden sie einen Mann, der auf einem Horn bläst und dessen Amt es ist, die Thiere zu ihrem Weideplatz zu bringen, tagüber auf sie Acht zu geben, sie gegen Abend zusammenzublasen und bis zu dem betreffenden Thor zurückzugeleiten. Hat er dies gethan, so ist sein Geschäft zu Ende. Jede Kuh kennt ihren Weg nach Hause und erreicht unbelästigt den heimathlichen Stall oft bis dicht an die Mauern des Kreml, und auf diese Weise sichert sich die besitzende Familie gute frische Milch in einer bequemen und einfachen Art. Da fast jeder Moskowite bei der Wohlfahrt wenigstens einer Kuh persönlich betheiligt ist, so stehen die vierfüßigen Milchquellen gewissermaßen sämmtlich unter dem Schutze der ganzen Stadtcommunität, und nur einer in Grund und Boden verdorbenen Seele würde es einfallen, einem der Thiere ein Leid anzuthun. Sogar die moskowitischen Gamins lassen sie friedlich ihres Weges ziehen. Die Kühe kommen meistens aus dem südlichen Rußland, dem das Prestige beiwohnt, in allen Stücken das Beste zu erzeugen. Die Moskowiten hegen eben, wie andere Leute auch, den Glauben, daß Alles, was aus unbekannter weiter Ferne stammt, nothwendig tadellos sein müsse. (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß (Technik.) In der in dem letzten Jahrzehnte außerordentlich fortgeschrittenen Stahlfabrikation hat seit zwei Jahren wieder ein neues Verfahren Eingang gefunden. Dasselbe, von E. Martin erfunden, ist bereits in Frankreich, England und besonders auch in Steyermark in ausgedehnter Anwendung und besteht darin, den Stahl durch Zusammenschmelzen von Gußeisen und Schmiedeisen im Gasofen mit Siemens'schem Regenerator zu erzeugen. Die Darstellung des Stahles, als eines homogenen Eisens von mittlerem Kohlengehalt, vermittelst Mischung von Gußeisen und Schmiedeisen ist schon früher öfter erfolglos versucht worden, die nun erlangten günstigen Resultate sind hauptsächlich dem sehr große Hitze und nicht oxydirende Flamme liefernden Gasofen mit Siemens'schem Wärmeregenerator zu danken, sowie auch die successive Zufügung des Schmiedeisens zum geschmolzenen Roheisen wesentliche Bedingung zum Gelingen ist. Die Herstellungskosten des Martin'schen Stahles berechnen sich in England etwa so hoch wie die des Bessemerstahles, nämlich zu circa $2^{1}/_{2}$ Thlr. pro Centner, wovon $2^{0}/_{10}$ Thlr. auf Materialien kommen, und der Rest auf Löhne, Abnützung der Geräthe und Patentprämie zu rechnen ist. Statt des Schmiedeisens können bei'm Martin'schen Proceß auch die Abfälle der Bessemerstahlwerke Verwendung und beste Verwerthung finden, auch liefern alte Eisenbahnschienen ein ganz geeignetes Material zu solcher Erzeugung von Stahl, der bekanntlich das Eisen immer mehr und mehr verdrängt. — J. Schmidhammer, Hüttenverwalter in österr. Neuberg, empfiehlt auf Grund selbstgemachter Erfahrungen für die Stulpliderungen bei den Kolben hydraulischer Pressen und Hochdruckpumpen statt des stets zu steifen Leders vulcanisirten Kautschuk zu verwenden. Die Stulpe erhalten wie sonst gewöhnlich U förmigen Querschnitt und können von jeder Kautschukfabrik bezogen werden, indem man dieselben Matrizen einsendet, die zur Herstellung der Lederstulpe dienen. Als Schmiere dient am besten eine Mischung von Unschlitt und Oel, und ist dieselbe mäßig aufzutragen. Diese elastischen Stulpe geben eine sehr dicht schließende und dauerhafte Liderung und bleiben selbst nach einiger Abnützung noch brauchbar, wenn man die Umfangsfläche der den Stulp aufnehmenden Rinne mit einem Blechstreifen ausfüttert. Bei hydraulischen Hebmaschinen der Bessemerhütte in Neuberg halten die Stulpe regelmäßig $1^{1}/_{2}$—2 Jahre, und zwar ist das dort unter die Kolben tretende Wasser heiß, nämlich durch Dampf erhitzt, wobei Lederstulpe sich sehr schlecht halten würden. Der Versuch hat gezeigt, daß gut vulcanisirter Kautschuk selbst bei mehrstündigem Verbleiben im kochenden Wasser sich nicht verändert, weder klebrig wird, noch seine Elasticität einbüßt. Es läßt sich demnach dieses schätzenswerthe Material auch mit gutem Erfolg für hängende Stopfbüchsen von Dampfcylindern verwenden (die sonst große Schwierigkeiten verursachen), wobei durch die Construction dafür zu sorgen ist, daß der Stulp mit etwas Condensationswasser bedeckt bleibt. Für hydraulische Maschinen haben solche Stulpe bis zu 320 Atmosphären Druck erfolgreiche Anwendung gefunden. Vorräthige Kautschukstulpe bewahrt man am besten unter Wasser auf, indem sie an der Luft mit der Zeit, wenigstens oberflächlich, etwas erhärten. — C. Schiele, Ingenieur in Frankfurt a. M., welcher anerkannt die rationellst construirten Ventilatoren für allerlei technische Verwendungen, namentlich für Schmiedfeuer und Schmelzöfen liefert, constatirt in seinem neuesten Circular, daß vermittelst seines kleinsten Ventilators Nr. 1 bei 25 Centimeter Flügeldurchmesser, mit $^{1}/_{16}$ Pferdekraft (oder $^{1}/_{3}$ Mannskraft) und 4400 Umdrehungen pro Minute vierzölliges Eisen in 10 Minuten zur Schweißhitze gebracht werde. Dieser Ventilator für 1 Schmiedfeuer kostet 5 Thlr. und mit der gesammten Einrichtung zum Fußtreten incl. Riemen 12 Thlr., ein solcher für 3 Feuer 8 Thlr., für 6 Feuer 12 Thlr. ꝛc. — Wir machen hiermit auf die im nächsten Jahre in Leipzig stattfindende Ausstellung von Einrichtungsgegenständen der Müllerei und Bäckerei aufmerksam, wozu die Anmeldungen der Aussteller bis Ende dieses Jahres erfolgen müssen.

Verantwortliche Redaktion: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 138.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Es tritt nun ein Tänzer zur Golddore heran, der eine Ausnahme im Kreise macht — er ist städtisch angezogen, trägt eine Brille und zierliche Handschuhe und bittet sie um den Walzer, den der Friedel Heimbach eben recht verführerisch ausspielt. „Gott grüß Euch, Herr Referendarius, wie kommt Ihr denn heut nach Lenzen," ruft Dore dem Herzugetretenen erstaunt entgegen, „wird bei Euch in Buchnershagen nicht auch getanzt?"

„Gewiß, aber nicht so lustig und hübsch wie hier!"

„Das lob' ich! Zwei Meilen um einen hübscheren Tanz," lachte die Golddore, „ich dacht' Ihr hättet neulich auf der Hochzeit genug gekriegt — bis Morgens früh!"

„Ich war nicht auf der Hochzeit."

„Der Friedel sagt's doch!"

„Der Friedel wird wie immer im Rausch gewesen sein! Nein, nein, ich habe es mir zu heut aufgespart. Wollt Ihr denn den Walzer vorübergehen lassen?"

„Hier, Frau Professorin! Das ist ein passender Tänzer," rief Dore der neben ihr stehenden Cila lächelnd zu, „der Herr Referendarius Buchner, der walzt über alle Maßen gut! Ich werd's derweil einmal mit unserem Herrn Nachbar versuchen — nachher tauschen wir wieder."

„Mir ist's recht," antwortete der Doctor, nicht unzufrieden über den Tausch, mit der Golddore den Tanz beginnend, während der junge, behandschuhte Referendar nothgedrungen vor der verblühten Frau Professor eine Reverenz machte und mit ihr den Walzer versuchte. Es ging zwar schwer aber doch glücklich, denn Walzer auf dem Rasen tanzen ist nichts für ältere noch dazu nervenkranke Damen. Desto besser segelte der Doctor mit der, wie man behaupten konnte, ihn führenden Golddore über den Plan hin; er war eigentlich kein Tänzer, heut aber ging es ganz prächtig, so daß er sich von der hübschen Tochter des Kirschenbauers ein Lob erwarb.

Als Cila außer Athem aber doch lächelnd ihrem jugendlichen Führer danken mußte, und auch dem Doctor so schwindlich zu Muth geworden war, daß sich der ganze Wald mit ihm wie toll und närrisch im Kreise drehte, ließen Golddore und Konrad die beiden kranken Städter bei Seite und walzten weiter nach den einladenden Tönen, die Friedel Heimbach seiner Geige entlockte — er sah sie bei sich vorüberkommen — es überkam ihn der Gedanke, plötzlich mit einem Mißton abzubrechen, es lag ja in seiner Hand, sie mit einem Male stillstehen zu heißen — aber er spielte weiter und die Beiden tanzten so lange und so ausgelassen im Kreise, bis sie endlich außer Athem und laut lachend und jubelnd bei den Städtern wieder Halt machten.

Der Dorfmusikant ließ sie nicht aus den Augen.

Als gegen Mitternacht die Tonnen brannten und leuchteten, war Pause, und die Bursche zechten beim Krüger unter dem Baum. Friedel Heimbach saß abseits und trank auch; die Mädchen aber gingen Arm in Arm auf dem Tanzplatz auf und ab, plauderten und kicherten.

Golddore machte die Frau Professor auf die beleuchteten Bäume aufmerksam, und der Doctor sprach mit Konrad Buchner, dem Referendar, über eine Rechtsangelegenheit, bis Cila endlich zum Aufbruch mahnte. Die beiden jungen Leute baten zwar, doch noch die schöne Sommernacht mit ihnen zu genießen, der Doctor aber bestätigte auch die Nothwendigkeit, das Schlafzimmer aufzusuchen, damit die Cur des frühen Aufstehens nicht unterbrochen werden müßte. Er bot, von Tag zu Tag galanter, seiner Nachbarin den Arm und führte sie nach ihrem Hause.

Auf der Bank vor der Thür fand Cila den Kirschenbauer, der aufgestützt und in Gedanken versunken im Dunkel der Nacht noch aufsaß. Er wünschte der Frau Professor und auch dem Doctor etwas einsylbig wohl zu schlafen und blieb noch vor dem Hause sitzen, als Beide verschwunden waren; wie Cila glaubte um auf sein Mündel zu warten — das war aber wohl nur Ursache in zweiter Linie; den Kirschenbauer drückte Sorge — Sorge faltete seine breite, starke Stirn, Sorge ließ ihn noch wachen und mit düsterem Blick in das Dunkel starren. Allerdings beschlich ihn außerdem allmählich, da das Goldmädel lang über Mitternacht hinaus fortblieb, der Gedanke, daß sie an einem der Männer des Dorfes Gefallen finden könnte — und das würde ja leicht ihren Ausspruch von bisher Lügen strafen, den sie so oft zu ihm gethan, nie heirathen zu wollen. Das Goldmädel war ja die einzige Aussicht für Peter Voigt, wenn auch ihr Geld erst in zwei Jahren flüssig wurde — es war doch eine sichere und eine so hohe Summe, daß er mit ihr sich alle Sorgen abkaufen und ruhig auf seinem Bauernhof leben konnte. Er schwur sich, dann nicht ein Geschäft mehr zu machen, denn durch das verdammte Speculiren mit Holz war er ja allmählich nicht allein sein beträchtliches Vermögen los geworden, sondern noch in die Sorgen gestürzt, in denen er nun saß. Er hatte heute den Rest seiner ganzen Kirschenernte auf dem Baum verkauft — der Händler aus der Stadt hatte ihm den Betrag baar ausgezahlt, und er hatte das Geld sofort mit an den Besitzer des Forstes gegeben. Nun war er mittellos. Er hatte nicht allein nicht einen Groschen im Hause, sondern auch keine Aussicht auf irgend welche Einnahme, mit der er die Fortsetzung der Lieferung gutmachen konnte —, und liefern mußte er, da er schon Geld vorausgenommen und Scheine gegeben hatte.

Der Kirschenbauer saß noch sinnend auf der Bank, als die alte Dorfuhr die zweite Morgenstunde verkündete. Von dem Tanzplatz scholl noch immer Gelächter und Jauchzen herüber und erinnerte ihn nun ernstlicher an Dore, die er stets sein Goldmädel genannt hatte und die er als das einzige Kind seiner einzigen Schwester sehr lieb gehabt hatte, wie Jeder im Dorf wußte. „Sie ist ja noch niemals so lange ausgeblieben," murmelte er, „und doch möcht' ich sie nicht aus dem Kreise öffentlich rufen und holen, damit die Leut' nicht glauben, daß ich sie mit Keinem umgehen lassen will. Sie sollen's nicht wissen, was mein Hauptaugenmerk ist. Wird's nicht Tag?

Drüben dämmert es ja schon über dem Wasser — sie bekommen nie genug in der Johannisnacht und es ist ihnen nicht recht, wenn der Jubel nicht bis in den hellen Tag hineindauert. In früheren Jahren war das Mädel um diese Zeit stets heimgekehrt — es muß ihr diesmal ganz besonders gefallen — ich möcht' sehen, wie das zugeht."

Peter Voigt erhob sich und schritt im Dämmerschein, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand nahte, nach dem Tanzplatz. Er hielt sich im Schatten der Bäume, damit er nicht bemerkt werde, und ließ seine Blicke suchend über die Menge der Mädchen und Bursche gleiten — er fand alle Gesichter vor, nur die Golddore nicht.

Wo konnte sie sein? In ihre Kammer war sie noch nicht gestiegen, sonst hätte sie ja an ihm vorüberkommen müssen. Sollte sie in den Wald gegangen sein? Vielleicht gar mit einem der Bursche?

Peter Voigt's graue Augen wurden groß und finster — er wollte verstohlen nach ihr suchen.

Nachdem die Frau Professor und der Doctor sich vom Festplatz entfernt hatten und die Theertonnen abgebrannt waren, hatte der Tanz von Neuem begonnen. Die jugendlichen, kräftigen Mädchen und Fischer nahmen ihn mit so vieler Lust und so großem Jubel auf, als wenn nun erst das Vergnügen den Anfang hätte, wenn auch hier und dort die welken Blumen im Haar und die erhitzte Stirn verrieth, daß die schönste Blüthe des Festes bereits gebrochen.

Der junge Referendar Konrad Buchner befand sich gleichfalls noch unter den Tänzern und hielt sich in der Nähe der Golddore, der es auf dem heutigen Feste so gut gefiel, wie nie bisher. Konrad, ein hübscher, junger Mann mit feinen Manieren und einschmeichelndem Wesen für die, die er gern hatte, hatte seine Handschuhe abgethan und tanzte nun in vertraulichem Gespräch mit dem hübschesten Mädchen des Dorfes, mit der Golddore, die er auffallend auszeichnete. Die anderen Mädchen sahen wohl mit Neid auf diese Bevorzugung, sie hätten Alle gern mit dem hübschen Konrad getanzt, dem der kleine schwarze Schnurrbart recht keck und gut stand und der ein lustiger und jedenfalls angenehmerer Gesellschafter war, wie die theils rohen Fischer und Knechte. Außerdem war er der einzige Sohn des reichen Besitzers von Buchnershagen, und man flüsterte sich daher zu, daß wenn der Vater ihm ein näheres Verhältniß mit dem Mündel des Kirschenbauers zulassen sollte, was bei dem Stolz des alten Buchner immerhin noch zweifelhaft sei, das Geld von beiden Seiten ja zusammenkäme.

Konrad und Dore hatten eben den Tanz beendet und machten an einer Stelle des Platzes zwischen den Bäumen halt, an der außer ihnen Niemand stand.

„Horcht, Herr Buchner, es ist zwei Uhr, ich muß heim!"

„Ihr seid gleich zu Haus, Golddore, aber denkt, wie weit ich es noch habe — und dennoch mag ich mich noch nicht von dem Feste trennen — es bleibt nun lange aus."

„Das ist gut, wenn's oft wäre, würd's nicht so viel Freude machen! In früheren Jahren war ich um diese Zeit schon immer lange zurück — der Ohm wird warten, Herr Buchner."

„So laßt ihn einmal warten, und nennt mich doch Konrad, wie ich Euch beim Vornamen nenne. Herr Buchner! das klingt so ernst und steif!"

„Wie sich's paßt! Seht nur wie der Friedel Heimbach herguckt. Seine Augen sind recht unheimlich — aber dabei thut er mir so leid, daß ich immer recht gut und freundlich zu ihm sein möchte!"

„Er verdient es nur nicht — seid's lieber zu mir!"

„Verdient Ihr's denn?"

„Ich will mir Mühe geben, Golddore, und es wird mir leicht sein es zu verdienen, weil ich Euch lieb hab'."

Das Mädchen schwieg — ihre Blicke sanken auf den Rasen zu ihren Füßen, als könnte sie ihren Tänzer nach seinen Worten nicht gerade ansehen, während sie unwillkürlich und ohne zu wissen wohin und weshalb neben ihm zwischen den Bäumen dahinschritt — so entfernten sie sich allmählich ohne es zu bemerken und ohne von den jauchzenden Tänzern bemerkt zu werden, von dem erleuchteten Tanzplatz, bis sie endlich die frische Luft und die Dunkelheit des Waldes umgab. Sie gingen schweigend neben einander her. Vor Beider Augen lagen Bilder der Hoffnung — und wenn man diese beiden Bilder verglich, dann waren sie einander so gleich, ihre Seelen waren erfüllt von gleichen Gedanken, gleichen Wünschen, und ihre Brust so voll, während kein Mund doch das rechte Wort finden konnte und wollte, um sich zu erleichtern.

„Bist Du mir wohl auch ein wenig gut, Golddore," fragte Konrad endlich leise flüsternd, „Du mußt es doch schon bemerkt haben, wie ich das wünsche — so sag's mir heute, heute ist die passende Stunde dazu!"

Die Golddore hatte den Konrad ja schon seit Jahr und Tag lieb — aber sie durfte es ihm doch nicht sagen und gleich eingestehen — sie fühlte wie sie über das ganze Gesicht roth wurde bei seiner Frage.

„Du antwortest mir nicht? Nun, dann darf ich Dir aber sagen, wie gut ich Dir bin, das wirst Du mir nicht verwehren. Seit langer Zeit hab' ich mir diesen Augenblick herbeigewünscht, in dem wir unbelauscht und ungestört beisammen sind — ich habe Dich über Alles lieb, Golddore, und Du mußt mein werden, wenn ich glücklich sein soll! Um wen komme ich den weiten Weg, so oft es geht, hierher? Um Dich, nur um Dich einmal zu sehen! Wer zieht mit mir in die Stadt, wenn ich wieder an die Arbeit auf dem Gerichte geh? Du, Golddore! Du umschwebst mich, Du bist mein Denken und Trachten — und für Alles, für meine heiße Liebe nicht ein Wort von Dir? Oder denkst Du, das ist Gerede, wart's erst ab wie er's meint? Das kannst Du nicht denken, denn Du mußt lange wissen wie ich's meine. Sag' an — das wirst Du mir wohl beantworten können — weißt Du, wie ich's meine?"

„Das weiß ich wohl, Konrad!"

„Nun, dann sag mir auch, wie Du's meinst."

„Eben so gut wie Du!"

„Golddore, meine Golddore, ist's wahr? O das ist genug gesagt, denn nun weiß ich Alles! Das ist ein Glück sondergleichen!"

„Hast mich wirklich so lieb? Sieh, das hab' ich mir doch nicht zu glauben getraut!"

„Und Deine Worte sagen, daß es Dich freut! Nun komm, nun laß uns hier einen Augenblick auf dem gefällten Baum, der eine prächtige Bank abgiebt, sitzen, bevor wir heimgehen, nun müssen wir noch über Alles sprechen."

„Es ist so spät — und — wir sind ja tief im Walde."

„Fürchtest Du Dich bei mir, das wäre traurig."

„Nein, ich baue auf Dich, denn Deine Worte kommen aus Deinem Herzen, Konrad!"

„Ich bleibe Dein und beschütze Dich und Du wirst meine Frau! O das soll gar nicht lange dauern! Im nächsten Jahre mache ich mein letztes Examen, dann bin ich fertig und unsere Väter werden nichts dagegen haben."

Der Golddore fiel ein, welches Versprechen sie dem Oheim gegeben, und nun schien ihr ein Unrecht, was sie that. Konrad aber plauderte ihr so viel vor und malte ihr so liebe Bilder in die Zukunft, daß sie bald lächelnd an seinen Lippen hing und mit ihm hoffte und wünschte.

„Ich bleib Dir treu, so wahr ein Gott lebt," schwur er, „und damit Du immer an diese Stunde und an Deine Worte gemahnt wirst, trag dieses Kreuzlein von mir — es ist ein Andenken von meiner Mutter — ich schenke es Dir, es soll Dein Talisman sein, wenn Dich etwas mir abtrünnig machen will, dann zieh es hervor und schau es an, und halt das Kreuzlein werth!"

„Du Lieber, das will ich," flüsterte Golddore und blickte auf den Talisman, aus dem ihr tausend Strahlen in buntem Lichte entgegenfielen — „ich will es tragen zum Angedenken an diese Stunde und will Dir treu bleiben, es mag kommen wie es will!"

„Hab' Dank! Nun bin ich überglücklich! Verbirg das Kreuzlein und verwahr' es gut," sprach Konrad; „das war eine Nacht so schön, wie ich sie nicht zu erhoffen wagte — und über's Jahr brauchen wir nicht mehr heimlich zu plaudern, dann sind wir so weit, daß Alle es wissen können wie gut wir uns sind!" Konrad hielt Dores Hand in der seinen und zog die in wonnige Gedanken Versunkene zu sich heran, den ersten Kuß auf ihre Lippen drückend, wie ein Siegel auf die Worte, die sie gesprochen.

In demselben Augenblick bewegten sich leise die Gebüsche in der Nähe des gefällten Baumes, auf dem sie saßen — sie hörten es nicht — der Morgenwind rauschte ja schon in den Wipfeln und verdeckte die schleichenden Tritte des Nahenden.

„Heut' über zwei Wochen am Sonntag bin ich wieder in Buchnershagen zum Besuch, dann muß ich Dich sehen — darf ich zu Euch in den Garten kommen?"

„Der Ohm", antwortete Golddore flüsternd, voll Zweifel, fast voll Angst.

„Nun, dann müssen wir uns treffen! Schleich Dich fort, wenn Dein Onkel schläft! Um eilf Uhr will ich Dich hinter dem Moosbruch erwarten, dort wo er an unseren Wald stößt, das ist der halbe Weg — kommst Du?"

„Ich will's versuchen," antwortete Golddore, ahnungslos davon, daß ihre Zusage von einem Dritten gehört wurde, der hinter ihnen lauschte. Der Friedel Heimbach konnte es nicht sein, der geigte ja noch unter dem Baume am Tanzplatz, als wollte er all seinen Aerger und seinen Neid ausspielen, so daß die Saiten fast sprangen. Er hatte die Golddore mit dem „studirten Junker", wie die Fischer den jungen Buchner nannten, in den Wald gehen sehen — er glaubte, daß er sie nach Hause geleite — und er mußte dabei spielen, für ein Hungergeld spielen und liebte die Golddore doch über alle Maßen und mußte sich selbst auslachen über seine Liebe.

Die Mädchen und Bursche wußten es wohl und hatten es lange bemerkt, daß er für das reiche Mündel des Kirschenbauers entbrannt war, aber sie wußten auch, daß sie ja nie im Leben dem lüderlichen Dorfmusikanten Gehör geben würde. „Der Friedel hat's 'raus," verhöhnten sie ihn noch, „der weiß schon, daß die Dore ein Goldmädel ist! Wann wird denn Hochzeit gemacht?"

„Uebers Jahr, wenn das Glück gut ist," antwortete er aufgeregt, „in der Johannisnacht — also früher wie Ihr!"

Während dem schritten Konrad und Dore aus dem Wald dem Hof des Kirschenbauers zu — es war heller Morgen, als sie auf die Dorfstraße traten, und die Golddore sagte ihrem Begleiter daher schnell Lebewohl.

„Ueber zwei Wochen drüben am Walde," flüsterte er und sie stimmte ein — dann eilte sie nach der kleinen Gartenpforte, um schnell in ihre Kammer zu gelangen, sich zu waschen, das Arbeitskleid anzuziehen und dann in Feld und Garten wie gewöhnlich zu schaffen.

„Der Ohm schläft noch — aber drüben in der Scheune," flüsterte sie, ein eigenthümliches Geräusch vernehmend, „was ist denn das? Wahrhaftig, das ist der Doctor, unser Nachbar, der seine Nerven stärkt — der ist pünktlich aufgestanden!" Und sie huschte in das Haus und die Treppe hinauf nach ihrer Giebelkammer.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Unter den Moskowiten.

(Schluß.)

Der Kreml, die große mittelalterliche Festung, mit ihren schönen einfachen Mauern und den vielen vielgestaltigen Thürmen, welche so manchem Sturm in kriegerischen Zeiten Widerstand geleistet, bildet das würdige malerische Centrum einer so exquisit malerischen Stadt. Durch das Thor von Nicholsky soll die französische Armee ihren Abzug genommen haben. Dieses Thor überragt ein schlanker Thurm, in allen seinen aus Stein aufgeführten Stockwerken ein schönes Gebäude. Der Thorbogen ist in gothischem Styl und darüber befindet sich ein Bild des heiligen Nikolaus in goldenem Rahmen mit einer Inschrift, welche besagt, daß Napoleon, als er Moskau verließ, den Thurm in die Luft zu sprengen versuchte, daß aber der Schutzheilige die That verhinderte. Es geht aber auch kein Russe, von Alexander dem Czaren bis zum geringsten Bauer, unter diesem Thorbogen hindurch, ohne das Haupt zu entblößen, und Viele bekreuzigen sich drei Mal und sagen ein Gebet her. Der sonderbarste Anblick in dieser an sonderbarer Scenerie so reichen Stadt bietet sich dem Beobachter nahe dem Thore von Twersky dar, an dessen nördlicher Front die Capelle der iberischen Madonna steht. Diese Capelle ist ein kleines unansehnliches, nicht mehr als zwölf Fuß im Geviert haltendes Gebäude, nicht unähnlich einem deutschen Zollhäuschen. Sie hat an der Vorderseite eine etwa zwanzig Fuß lang vorspringende steinerne Plattform, von welcher fünf Stufen zu der Straße abwärts führen. Das Innere ist reich geschmückt; den Ehrenplatz nimmt das berühmte Bild der iberischen Madonna ein. Ein oder zwei griechische Priester versehen beständig den Dienst vor demselben. Das Gemälde ist byzantinischen Ursprungs und wurde unter der Regierung des Czaren Alexis nach Moskau verbracht. Die höchste Ehrfurcht wird dem Bilde bezeugt; der Kaiser selbst geht dabei mit gutem Beispiel voran. Wenn er sich je in den Kreml begiebt, so nimmt er seinen Weg an der besagten Capelle vorüber, obschon es der größte Umweg ist, und immer steigt er aus dem Wagen und kniet entblößten Hauptes nieder. Diese Kundgebung von Pietät bildet ein stärkeres Band zwischen Volk und Herrscher, als es irgend welche schlaue Politik und sorgsames Wahren der Popularität zu verschaffen vermöchten. Dem religiösen Gefühl des Russen huldigen, heißt sich zu seinem Abgott machen. Ein charakteristisches Schauspiel fürwahr, diese immer wiederkehrenden Kniebeugungen und Gebete, wenn den ganzen Tag lang Stunde um Stunde Leute jeden Alters und Standes durch das Thor gehen und achtlos auf die Verschie-

denheit ihrer Beschäftigungen und ihrer äußeren Lebensstellung sich in dem einen Gefühl ernster ungetrübter Gläubigkeit vereinigen. Rechts von der heiligen Stätte befindet sich das Zeughaus, an dessen Front sich ihrer ganzen Länge nach eine niedrige Plattform hinzieht, auf welcher in kunstvoller Symetrie große Massen von Kanonen aufgeschichtet sind, Kanonen von allen Sorten, Größen und Metallen, schmucklos oder verziert. Die Anzahl derselben soll sich auf zwölfhundert belaufen. Es sind die Trophäen der famosen Campagne von 1812. Die Geschichtsschreiber sind darüber einig, daß die Franzosen beim Abzuge aus Rußland nicht eine einzige ihrer Kanonen mit über den Niemen zurückbrachten. Diejenigen Geschützstücke ausgenommen, welche absichtlich gesprengt oder in den Fluß geworfen wurden, befindet sich vor dem Arsenal von Moskau Alles, was der französische Kaiser an mächtiger Ausrüstung bei jener verhängnißvollen Expedition mit sich führte. Man kann nicht ohne ein Gefühl schmerzlicher Theilnahme diese stummen Zeugen der entsetzlichen Züchtigung betrachten, welche einen sich überhebenden Ehrgeiz endlich erreichte. Viele der Kanonen sind mit Arabesken, Blumen und Figuren verziert und einige haben Mottos. Eine in die Mauer des Gebäudes eingelassene Kupferplatte trägt die Inschrift: „Canons pris aux ennemis en 1812, sur le territoire russe, par la victorieuse armée et la brave et fidèle nation russe.“ Seltsam, daß dieses Zeugniß russischen Triumphes in der Sprache des Feindes gegeben ist. Diese stolze Trophäe, für welche die Russen ebensowohl ihrem Klima als ihrer Tapferkeit und ihrem Patriotismus zu danken haben, ist ein passendes Beiwerk zu der prächtigen kaiserlichen Residenz, und die ganze Masse von Gebäuden, einschließlich vieler Kirchen, Klöster, Thürme und des alten Czarenpalastes, ist unvergleichlich in ihrer Schönheit und Lage. Unten im Kitai Gorod ist das alte Wohnhaus der Familie Romanoff, ein kleines, hübsches, alterthümliches Gebäude, das von jedem nachfolgenden Czaren gewissenhaft in seinem ursprünglichen Zustand erhalten wird. Auch der alte kleine Palast der Ruriks befindet sich innerhalb des Kreml, von oben bis unten über und über bunt bemalt, ein curioses Specimen des Geschmacks längst entschwundener Zeiten. Ein Theil dieses Palastes wird noch jetzt bei großen staatlichen Veranlassungen benutzt; es ist dies, so zu sagen, eine dem Andenken der alten moskowitischen Czaren schuldige sociale Pflicht; ein Gebrauch, der dem Volke theuer ist, weil es ihre Traditionen der geheiligten Vergangenheit mit ihrer angeborenen Anhänglichkeit an die Kaiser der Neuzeit verbindet, vom Sonst zum Jetzt eine dem Nationalgefühl zusagende Brücke schlägt. Das berühmte Findelhaus ist von ungeheuerer Ausdehnung und in jeder Hinsicht eine Musterinstitution, gegen welche ähnliche Anstalten in civilisirteren Ländern tief im Schatten stehen. Seit der Reisende, ausgenommen im Süden Rußlands, nicht mehr genöthigt ist, sein eigenes Bett mit sich zu führen, ist das Reisen leicht und angenehm, wozu die Freundlichkeit und Höflichkeit des Volkes das ihrige beitragen. Dies die Lichtseiten; aber Schattenseiten bestehen noch immer in der notorischen Bestechlichkeit der Beamten und der — um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen — Unzuverlässigkeit der Polizei. Bei alledem ist das Leben in Moskau friedlich und leicht, besonders da Bestechung und Dieberei sich gar nicht die Mühe der Verhüllung geben und der Fremde daher leicht gewarnt ist. Der „Diebsmarkt“, wo gestohlene Kleider offen verkauft werden, ist eine eigenthümliche Institution; und fragt man, was die Polizeidiener, die in ihren Uniformen dabei stehen und zusehen, eigentlich thun, so heißt es — nichts oder nur das, was ihnen beliebt. Das eigentliche Geschäft derselben ist, die Diebe zu entdecken, dann aber so viel als möglich ihren Säckel zu füllen. Sie werden von der Regierung schlecht bezahlt und wenn sie den Dieb herausgefunden haben, so halten sie einstweilen reinen Mund. Von der Regierung haben sie keinen weiteren Lohn zu erwarten, aber der Dieb kauft sich jedenfalls, wenn er irgend kann, mit einem hübschen Lösegelde frei, und der russische Polizeidiener ist zu ehrlich, denjenigen auszuliefern, der sich liberaler gezeigt hat, als die väterliche Obrigkeit. Zahlt der Dieb nichts, dann freilich muß die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen. Der erwähnte Diebsmarkt wird täglich abgehalten; die Verkäufer sind nicht die ursprünglichen Diebe, sondern Händler, welche die Waare den Letzteren um geringen Preis abgekauft haben. Die Moskowiten sind äußerst versessen auf Geld, sonst aber scheinen sie nicht viele tadelnswerthe Neigungen zu besitzen. Es ist eine sanftmüthige, geduldige, fleißige Race, voller Pietät für die Heimath und für Familienbande; wie gewöhnlich findet man die besten und eigentlichsten Charaktertypen in den bescheideneren Schichten der Gesellschaft. Der Moskowite besitzt Höflichkeit der Manieren, ein angeborenes heiteres Temperament, liebt Geselligkeit und ist empfänglich für die billigen Amüsements, welche sich ihm vollauf darbieten. Während des Sommers leben die bürgerlichen Familien fast ganz im Freien. Es ist bemerkenswerth, daß die Kinder der höheren Stände meistens von schwächlicher Gesundheit sind. Dies kommt wohl daher, daß sie in der Regel den Winter in übermäßig geheizten Zimmern zubringen und auch in der besseren Jahreszeit wenig zur wohlthätigen Bewegung in freier Luft angehalten werden. Der Adel will eben anders leben wie der Mann des Mittelstandes und muß diese Exclusivität naturgemäß büßen. Seine Kinder wachsen auf wie Treibhauspflanzen; als junge Männer führen sie eine indolente Existenz, spielen, essen und trinken, voilà tout; während die jungen Mädchen ihre Zeit zwischen dem Lesen von französischen Romanen und dem Wechseln ihrer Toilette hinbringen. Auf diese Art ist es dahin gekommen, daß man unter den Söhnen des russischen Adels vorzugsweise auf so viel Ausschweifung und Verderbtheit stößt. Jedoch hat die Aufhebung der Leibeigenschaft eine große, alle Klassen berührende Umwandelung angebahnt. Wurde früher der Sohn des Edelmannes, wenn er überhaupt etwas wurde, nichts anderes als Officier, so ist es jetzt nothwendig, daß wenigstens ein Familienmitglied sich thätig der Verwaltung des bedeutend verkürzten Güterbesitzes annimmt. Somit wird jetzt gewöhnlich einer der männlichen Adelssprossen zum Oberaufseher der Stammgüter erzogen. Er entsagt der Armee und wird Landmann. Anfänglich wurde natürlich die Abschaffung der althergebrachten Institutionen vom Landadel mit scheelen Augen angesehen, doch mußten die Vernünftigeren bald die Nützlichkeit der Maßregel anerkennen, während das eigentliche Volk sie sofort mit Begeisterung willkommen hieß. Die Leidenschaft des Spiels war unter den russischen Vornehmen bis zu einem erschreckenden Grade gestiegen. Sie verspielten während des Winters enorme Summen und schickten dann zu ihren Gutsagenten nach frischer Geldzufuhr. Diese waren oft auch nur Leibeigene, aber sie liehen doch ihren Vorgesetzten, d. h. deren eigene Rubel. Jetzt kann der Adel nicht mehr so hohe Einsätze wagen, dagegen nehmen die großen Kaufleute seine Stelle ein. Diese gehen zuweilen sogar noch weiter, und es ist nichts Seltenes, im Club tausend Rubel auf eine Karte gesetzt zu sehen. Doch richten diese Leute mit ihren Verlusten kein so schweres Unheil an wie ihre Vorgänger. Wenn der Millionär sein Geld verliert, so gewinnt es ein anderer Millionär und Alles geht den alten Gang. Wenn aber der Gutsherr seinen Grundbesitz mit Schulden belastete, so hatten seine Unterthanen, seine Familie, seine Lieferanten, Alle darunter zu leiden. Schon die jetzige Adelsgeneration beginnt einsichtsvoller zu werden, die künftige wird es noch mehr sein. Die Nothwendigkeit hat sich bisher überall als erfolgreiche Zuchtmeisterin erwiesen, warum sollte sie nicht ihre wohlthätige Macht auch im fernen, halborientalischen, im „heiligen“ Rußland ausüben können?

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 139.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

III.

Friedel Heimbach.

An den folgenden Tagen fühlte des Kirschenbauers Mündel einen verborgenen Vorwurf, wenn sie ihren Oheim sah. Es war ihr zum ersten Mal, als müßte sie ihn meiden, weil sie unrecht an ihm gethan — denn ein Unrecht war es im Grunde, daß sie sich dem Konrad zur Ehe versprochen, während sie dem Oheim immer versichert, niemals heirathen zu wollen, und daß sie obenein ihm nun das Vorgefallene verschwieg. Aber sie vermochte nicht, es über sich zu gewinnen, zu ihm hinzutreten, ihm die Hand zu reichen und zu erzählen, was sie in der Johannisnacht versprochen. Der Oheim, der sie bisher stets sein Goldmädel genannt, war bei aller Freundlichkeit, die zuweilen in Gegenwart Anderer sogar größer war wie bisher, seit Sonntag verändert in seinem Benehmen zu ihr, sie fühlte es heraus, er schien ihr nicht offen zürnen zu wollen oder vielleicht auch nicht zu können, da er sie doch so lieb hatte, während er sich innerlich über ihr spätes Ausbleiben gewiß geärgert hatte — oder sollte er eine Ahnung von dem Vorgefallenen haben, da sie, wenn dergleichen nicht geschehen, wohl kaum bis zum hellen Morgen geblieben wäre, was sie ja bisher nie gethan. Die Golddore ging ihm aus dem Weg und konnte nach all diesen Gedanken nicht recht frei zu ihm aufschauen, dagegen ging sie ihrer Arbeit mit verdoppeltem Fleiß nach, als wollte sie dadurch wieder gut machen was sie ihm that.

„Ich kann doch aber nicht mein Lebenlang hier im Garten und auf dem Feld sitzen und mein Dasein vertrauern; das kann der Oheim ja gar nicht verlangen. Du hättest nur bisher nicht so oft voreilige Sachen sprechen sollen, dumme Dore, es thut einem doch immer leid. Ich hab's ja nur gesagt, weil ich nicht geglaubt hab', daß der Konrad mich so lieb haben und zu seiner Frau machen könnt' — und einen Anderen hätt' ich nicht genommen, weil ich ihm allein gut war. Nun trifft mit einem Mal unerwartet ein, was ich nie gedacht hab' — da muß der Ohm doch Einsehen haben und mir meine Worte zurückgeben, die ich früher gesprochen. Er müßt' sich eigentlich freuen, daß sein Goldmädel solch Glück macht und den studirten Junker zum Mann kriegt — aber es scheint mir, als würd' er sich gar nicht freuen — ich weiß nicht wie es kommt, aber mir ist jetzt frostig zu Muth, wenn der Ohm in meiner Nähe ist und gar zu mir spricht; ich könnt's ihm nicht sagen, nun ich denk', daß er es mit scheeler Miene aufnehmen würd'. Es ist ja auch eigentlich nichts zu sagen; wenn es so weit ist, mag Konrad mit dem Ohm sprechen, dann sieht er gleich, wie alles abgemacht ist!"

Als Dore dann Abends nach gethaner Arbeit in ihrem Giebelstübchen saß, zog sie von ihrem Busen das kleine Kreuz hervor, betrachtete es und drückte es an ihre Lippen. Es bestand aus lauter krystallhellen Steinen, die ihr buntfarbig entgegenblitzten, es mußten wohl Diamanten sein — sie aber hätte das Kreuzlein ebenso lieb gehabt, wenn es aus werthlosen Steinen bestanden hätte, denn sie liebte und küßte die Gabe ja nur als ein Andenken an die schönste Stunde ihres Lebens — es zauberte ihr das Bild des Geliebten vor die Seele und sie schwelgte in dem Gedanken, ihm bald ganz anzugehören, während ihre träumerischen Blicke auf den Baumgipfeln ruhten, auf die sie von ihrem Fenster aus sehen konnte — es war ein wundervoller, ruhiger Sommerabend mit seiner lauen Luft und seinen auftauchenden Sternen, so recht passend zu den Gedanken der Hoffnungerfüllten — sie sah nicht, wie unten im Schatten der Bäume an der Straße noch der arme Dorfmusikant stand und nach ihrem Fenster emporstarrte — ihre Seele weilte bei einem Anderen — und doch liebte sie der Friedel mit der ganzen Leidenschaft seines wilden, wundersamen Herzens!

Niemand im Dorf wurde recht klar aus diesem verkommenen Menschenleben, Niemand wußte zu sagen, ob der Friedel gut oder bös sei — das aber wußten Alle, daß er ein seltsamer, leidenschaftlicher Bursche war, der sich am liebsten von den Menschen abschloß und mit seiner Geige lebte. Er machte wenige Ansprüche — die Natur und die Musik waren sein Liebstes, mit ihnen lebte er in gutem Einverständniß. Aber er hatte außer ihnen noch ein Verlangen, ein recht niedriges, zu ihnen nicht passendes, das war der Branntwein und das Bier. Man sagte, daß er dem Laster des Trunks unrettbar verfallen und daß er im Rausch ein bösartiger Mensch sei, der gern Streit und Händel anfange, die Welt und die Menschen beschimpfe und verachte und einen unheimlichen Blick habe; man ging dem Friedel Heimbach daher gern aus dem Weg — es ruhte ein düsterer Schleier auf seinem Leben und Treiben, und man hatte vergebens gesucht, es zu erhellen; die Leute im Dorf hielten ihn daher für unverbesserlich.

„Er will's so haben, laßt ihn machen," hörte man sie sagen, da er die Bodenkammer im Schulhause ausschlug und lieber im Freien schlief. Im Winter suchte er sich bei einem Dörfler im Heuschuppen einen Zufluchtsort, wenn es ihm zu kalt und zu schlecht war, und der Bauer litt ihn stillschweigend, weil ihm der verlassene, elende Dorfmusikant, der doch so schön spielen konnte, leid that.

Friedel lebte von wenigen Groschen viele Tage und er hätte noch länger an ihnen gehabt, wenn nicht ab und zu der Krug ihn unwiderstehlich angelockt hätte; er mochte sich nicht zu den Bauern setzen und mit ihnen trinken und plaudern, er kaufte sich im Krug Branntwein und Bier und ging beides ohne Gesellschaft trinken.

Einige im Dorfe behaupteten, ihn einsam am Strande auf der Düne bitterlich weinend gesehen zu haben, sie hätten ihn nicht stören wollen und wären ihm aus dem Wege gegangen. Andere erzählten, wie sie Abends wunderbare Musik vom Strande herübertönen gehört und wie sie näherschleichend den Friedel dicht am Wasser stehen gesehen hätten, der dann leuchtenden Auges und mit seliger Miene so schön gegeigt hätte.

Das Alles bewirkte, daß man den armen Dorfmusikanten halb bemitleidete und halb fürchtete, weil man nicht aus ihm klug wurde. Manche erzählten sogar, wie sie ganz genau

beobachtet hätten, daß es bei ihm nicht recht richtig sei; er selbst ließ die Dörfler und die Fischer denken und reden, was sie wollten, verkehrte mit keinem von ihnen, spielte, wenn es sein mußte, zu ihren Hochzeiten und Festen und lebte sonst ganz allein seinem Drang und seinem Vergnügen und seiner Freiheit.

Am Wasser war sein liebster Aufenthalt, und Nachts jenseits der Dünen unter den Fichten — dort schlief es sich so schön, das Rauschen der Bäume und des Meeres wiegte ihn ein — wie hätte er in der heißen und stillen Bodenkammer des Schulhauses schlafen können! Am Morgen ein Bad in den frischen Wellen und dann fort in den Wald oder am Strande entlang.

Als der Doctor Ahlemann, der von der Lebensweise des Dorfmusikanten mit Verwunderung gehört hatte, ihn eines Morgens beim Baden traf, konnte er sich nicht verwehren, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sagen Sie mir nur, Herr Heimbach, wie hält Ihre Geige nur Ihre Lebensweise aus? Ich begreife es nicht, daß sie bei dem fortwährenden Witterungswechsel und allen Strapazen immer noch so schöne Töne von sich giebt.“

„Meine Geige und ich sind eins,“ antwortete der einsilbige Friedel, „wir haben uns an einander und an meine Lebensweise gewöhnt!“

„Wunderbar — und immer gesund beide — und beide solch kränkliches Aussehen — mich wundert nur, daß Sie Ihre Geige nicht auch zur Stärkung in die See mitnehmen.“

Friedel Heimbach antwortete dem Spötter nicht, dem dieser harmlose Scherz ohne die Absicht den armen Dorfmusikanten zu kränken entschlüpft war. Friedel war an höhnische Fragen so sehr gewöhnt, daß er sie überhörte, als strafe er die Sprecher mit Verachtung — nur wenn es ihm zu viel wurde und wenn es seine glühende Neigung zu der Golddore betraf, die er heimlich und heilig hielt, blitzte sein Auge düster und drohend nach dem Frechen hin, der sogar sein Heiligstes nicht unentweiht ließ. Dann war er wohl in seiner Leidenschaftlichkeit zu Allem fähig, und die Bursche wandten sich lachend ab, um ihn nicht zu reizen. Liebe hatte er bei ihnen nicht, gleichwie er auch keine spendete.

Friedel hatte kein Verlangen nach Umgang und Gesprächen — er sprach mit den Tönen seiner Geige und mit den rauschenden Wellen. Dann weilten seine Gedanken bei allem Reinen und Hohen, das seiner verkommenen Seele noch geblieben war — bei der Golddore, die er wie einen schönen, glänzenden Stern liebte, für die er betete, bevor er Nachts, den Himmel über sich als schützende Decke erblickend, auf dem Moose einschlief — mit der er zu plaudern meinte, wenn er lächelnd an sie denkend spielte. Sie war das einzige Wesen, das er liebte, zu dem er sich mächtig hingezogen fühlte — und dieses einzige Wesen liebte einen Anderen, wie er in der Johannisnacht mit den tiefschauenden Augen der Leidenschaft gesehen — sie liebte den reichen Sohn des Gutsbesitzers — aber sie war doch immer so gütig, so freundlich zu ihm, sie sprach mit ihm und wünschte ihm Gutes und gab ihm oft einen Rath — konnte sie trotzdem ihn mit seiner Liebe auslachen und jenen Reichen ihm vorziehen?

„Du darfst sie ja lieben,“ murmelte er, da er am Sonntag nach der Johannisnacht einsam am Strande saß, „Du darfst sie lieben, so heiß und so treu wie Du nur immer willst, das kann sie Dir doch nicht wehren. Und wenn sie auch nach inem Anderen blickt — Du darfst sie ansehen so viel Du willst — Du darfst für sie beten und sie in Deinen Gedanken mit Dir tragen und mit ihr plaudern“ — so tröstete sich Friedel Heimbach.

Er saß abseits von dem Wege, den man am Strande gewöhnlich nahm, an der Düne dicht am Wasser und blickte auf die sich greifenden Wellen, die unaufhörlich vor ihm im Sande zerflossen. Die Sonne stand dem Horizont nahe und vergoldete mit ihren Strahlen die weite blitzende Fläche, auf der nur in der Ferne einzelne Boote der Fischer mit ihren braunen Segeln schwammen oder vor Anker lagen. Ein erfrischend kühler Seewind wehte ihm entgegen und ließ seine struppigen, langen, schwarzen Haare wild um seinen Kopf flattern. Sein dunkeles Auge starrte auf Wasser und Himmel hinaus, während seine Gedanken bei dem liebsten Wesen der Erde, bei der Golddore weilten!

So saß er gern — so träumte er stundenlang — das war der Hochgenuß seines Lebens. Ein Lazzaroni des Nordens, den arbeitsamen Menschen unbegreiflich, in seinem dolce far niente, in seiner Schwärmerei und seiner Verkommenheit.

Rings war es feierlich still — nur die Wellen rauschten zu ihm heran, als wollten sie ihn locken und necken und mit ihm spielen. „Ich weiß schon was Ihr wollt,“ murmelte er, „ich soll Euch was vorgeigen, damit Ihr tanzen und Euch nach dem Tact der Musik jagen könnt, bis Ihr alle am Strande hier vergehen und sterben müßt — nun gut, ich bin willig gegen Euch, Ihr erzählt mir ja auch oft genug wundersame Weisen, die ich in Töne bringe — eine Liebe ist der anderen werth — hörst Du, Golddore, eine Liebe ist der anderen werth! Sie hört es nicht — aber ich will besser sein wie die Golddore, ich thu's Euch zu Liebe und spiele“ — und es war als rauschten die Wellen schneller und munterer daher, da er die Geige ergriff und mit dem Bogen leise über die Saiten fuhr — er spielte weich und innig, als spräche er von Liebe und unerfülltem Sehnen, von tiefem Leid und seinem verfehlten Leben, und dann wurden die Töne plötzlich wild und stürmisch und jagten daher mächtig ergreifend und den Schmerz ausschreiend, der die Brust des elenden Dorfmusikanten erfüllte — und die Wellen tanzten schneller daher und rauschten lauter dazu, und das gab ein Getöse so wunderbar überirdisch und verführerisch, als wenn die Meerjungfern und alle die märchenhaften Gestalten des Wassers mitsangen, die nur Nachts Erwählten erscheinen, auftauchend aus den Fluthen und lockend mit ihren meerumflossenen, schönen Gliedern! Für Friedel erschienen sie in der Gestalt der Golddore bald lachend und lockend mit weißen Armen, bald ferner und ferner winkend, während ihre Thränen sich mit den Wasserperlen ihres blonden, herabwallenden Haares vermischten — und er spielte dazu so seelenvoll und klagend, so seltsame Melodieen, wie sie noch keine Noten verrathen haben, so ergreifend und lockend, daß der, der auf sie lauschte, wie bezaubert stehen blieb und bis in die tiefe Nacht auf die ferne, sphärenhafte Musik horchte, die Friedel seinen Wellen und Meerjungfern vorspielte.

Die Sonne neigte sich dem Wasser zu — bald herrschte rings jenes Halbdunkel, das den träumerischen Gedanken und Melodieen Friedels recht angepaßt war — er spielte und hörte dabei nicht, wie jenseits der Düne im Schatten der Bäume die Golddore nahte — sie wollte lauschen, ihrem vollen Herzen thaten die tiefen Töne des Spielenden wohl, wenngleich es ja nur von Glück voll war, während das des armen Friedel von Elend überquoll. Die Liebe aber, ist sie erhört oder verfehlt,

ergötzt sich an denselben Klagen, an denselben Schwärmereien — denn auch die erhörte Liebe hat zu wünschen und die verfehlte zu genießen, ist auch ihr Genuß nichts weiter als ein schöner Traum — die Liebe erfüllt beide, die Liebe ist es, die sie auf Gleiches lauschen läßt.

Als sich Friedel endlich erhob, um das abendliche Wasser so recht übersehen zu können, gewahrte er plötzlich jenseits der Düne die Gestalt eines Mädchens — die Golddore. Sie wollte entfliehen, der Spieler aber rief sie und holte sie ein.

„Du hast im Versteck gelauscht — warum willst Du forteilen, nun ich Dich gefunden hab'?"

„Weil es Spätabend geworden und weil es mir hier am einsamen Strande unheimlich ist. Hab' Dank für die Musik und laß mich gehen; Du hast so schön gespielt, man traut's Dir gar nicht zu!"

„Ich habe gespielt und an Dich gedacht, Golddore — nicht ich kann dafür, wenn die Melodieen schön waren; Du hast ganz recht, die Gedanken an Dich waren es nur, die so tönten. Du hast sie heimlich belauscht, dafür mußt Du mir auch etwas zum Gefallen thun, früher laß ich Dich nicht fort."

„Ich denk', Friedel, Du hast die Golddore lieb — dann laß sie ungehindert gehen."

„O Du schöne, liebe Golddore," rief der Dorfmusikant, während sein hageres Gesicht sich verklärte, „nur für eine Stunde bleibe bei mir, ich will auch kein Wort von meiner Liebe und meinem Herzen sprechen."

„Was soll's für einen Zweck haben, Friedel," antwortete das Mädchen weich, da ihr der arme, verkommene Spieler leid that, „laß uns ruhig auseinandergehen. Ich hab' allerdings gelauscht — ich dank' Dir für die schöne Stunde, die Du mir bereitet hast — und nun gute Nacht!"

„Du fürchtest Dich vor dem elenden Dorfmusikanten — es ist Dir unheimlich in seiner Gesellschaft — und er feiert doch die schönste Stunde seines Lebens, wenn er um Dich sein darf! Hast Du kein Mitleid, Golddore?

„Nein, Friedel, denn ich glaub', daß Du an Deinem Elend allein Schuld hast."

„Du magst Recht haben — aber nein, allein trag' ich nicht die Schuld, beim allmächtigen Gott nicht! Bleibe, wende Dich nicht ab, Du bist ja der einzige Mensch, der mich leiten und regieren kann! Gönne mir eine Stunde in Deiner lieben Nähe — sieh, dort liegt Euer Boot, Du verstehst es ja zu führen — laß uns einmal nur auf dem Wasser fahren, Dich und das Wasser liebe ich so sehr!"

„Ich will's thun, Friedel, aber nur wenn Du mir versprichst, mir unterwegs Deine Lebensgeschichte zu erzählen — ich möchte sie wissen. Es muß Dir Besonderes passirt sein, sonst wärest Du nicht so — schlecht geworden."

„Sonst wärest Du nicht so schlecht geworden" — wiederholte der Sinnende leise und ernst — „ja, Dore, ich bin recht schlecht geworden. Du sollst Alles wissen, Du als die Einzige sollst ganz in mein Inneres schauen, das ich nicht gern aufdecke, Du sollst in meine Vergangenheit blicken — obgleich ich mich nicht gern an sie erinnern mag — komm'!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Von Lyon bis Marseille.

Von F. Henschel.

I.

Nachdem wir in Bellegarde unseren Reisesack geöffnet und ein großes V. mit Kreide von dem Beamten darauf gemalt bekommen, haben wir von der Schweiz Abschied genommen und befinden uns nunmehr auf französischem Grund und Boden, und nach einigen Stunden führt uns der Zug nach Lyon, nachdem wir bei verschiedenen Säulen zu Ehren der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria vorbeigekommen. Ein lautes Treiben zeigt uns die große Stadt an, die mit ihren breiten schönen Straßen einen ganz anderen Anblick gewährt wie große deutsche Städte, ja selbst wie die Stadt der Intelligenz, wie das Spreeathen mit den Linden und der großen Friedrichsstraße. Wandern wir nun bei dem Place Napoléon vorbei, durch die Rue Impériale nach dem Place des Terreaux, so stehen wir gewissermaßen in der Mitte der Sehenswürdigkeiten, vor uns das große Rathhaus, neben uns das Museum der Künste und einige Schritte weiter das große Theater und die Börse. Doch da die Sternlein schon am Himmel stehen, da die Laternenanstecker bereits ihren Functionen nachgekommen, so ist es doch schon zu dunkel, um noch länger mit dem Bädeker in der Hand und mit emporgehobenem Kopf und steifem Genick dazustehen, und es ist daher besser, wir treten ein in Thaliens Tempel, nachdem wir an einem vergitterten Loch, Kasse genannt, nach Erledigung der Geldangelegenheiten von weiblicher Hand ein Billet erhalten. „Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen," scheint das Motto der französischen Theaterdirectionen zu sein, denn da haben wir ein Vaudeville, eine Oper und ein Ballet, Anfang 7 Uhr, Ende Mitternacht, — wer da nicht sein Geld absitzt und übersättigt nach Hause geht, muß eiserne Nerven haben, da auch die Zwischenpausen durch Geschrei ausgefüllt werden, denn die Rufe: limonade wechseln ab mit dem Anpreisen von Zeitungen und dem Text der Oper. Es ist die Stumme von Portici, die gegeben wird, und da trotz des Erstaunens unserer Nachbarin, einer ehrsamen Lyoner Bürgerin, das Stück auch auf den deutschen Theatern hinreichend oft zur Aufführung kommt, so wollen wir über die Darstellung des Stückes nur bemerken, daß die Stumme am deutlichsten sprach, weit deutlicher wie die nicht sehr hübsche Primadonna und wie Masaniello, und daß sie ihre schwere Rolle meisterhaft gab. Daß die Rolle eine sehr schwere ist, wird Jeder zugeben, denn wenn ein Evastöchterchen drei Stunden hintereinander von ihrer Zunge, gleichsam dem weiblichen Zündnadelgewehr, keinen Gebrauch machen darf, wenn das zarte Mündchen drei Stunden lang geschlossen bleiben muß trotz unglücklicher Liebe und der Absicht, sich ins Wasser zu stürzen, dann ist alles Menschenmögliche geleistet. Das aus 50 Mann bestehende Orchester ist ausgezeichnet eingespielt und wurde mit Recht durch Applaudiren belohnt, ebenso wie es die Tänzer und Tänzerinnen bei ihren Sprüngen an Gewandtheit nicht fehlen ließen, namentlich am Schluß der Vorstellung, bei dem allgemeinen Cancan. Das Theatergebäude an und für sich ist groß, aber ohne besondere Schönheit, weder innen im alterthümlichen Zuschauerraume, noch außen, wo einige Stiefelputzer ihre Thätigkeit ausüben, noch auf demselben, wo acht Musen thronen, die den Beschauer in Ungewißheit lassen, ob ihre neunte Schwester verloren gegangen im Gedränge der großen Stadt, oder ob dieselbe drinnen im Hause ihr Wesen treibt.

Einen sonderbaren Eindruck machen auf einen Deutschen die vielen „fliegenden Buchhandlungen", die ihren Kram, bestehend aus kleinen Couplets, Liebes- und Räubergeschichten, Romanen und Werken wissenschaftlichen Inhalts offen ausbreiten, worauf sich das schaulustige Publicum einfindet, welches zum Theil mit schmutzigen Händen die Schätze des Geistes, die dort liegen, anfaßt und mit den Fliegen wetteifert in Hinterlassung von Spuren ihrer Gegenwart. Auch die vielen kleinen Buden mit Zeitungen, in denen jede Nummer einzeln verkauft wird, bieten für einen Deutschen Stoff zu Vergleichungen zwischen

dem großen Zeitungsbetrieb hier und dem verhältnißmäßig kleinen Absatz dort; nur kann man von diesem Vergleiche noch keinen Schluß ziehen, wo mehr Zeitungen gelesen werden, da der Besitz einer Nummer nicht das Lesen derselben nöthig macht. Im Gegentheil sagte uns einst ein alter, gewiegter Leihbibliothekar: „Die Bücher, die sich die Leute kaufen, lesen sie nicht, sondern nur die, die sie sich leihen," und so mag mancher Jüngling, der sich eine Zeitungsnummer auf die Empfehlung des Verkäufers hin kauft, hier dazu beitragen, daß die Auflage eine größere ist, aber es fragt sich, ob er aus dem Blatt so viel Nutzen zieht wie der deutsche Leser, der mit einigen Dutzend Anderen ein Exemplar zusammen abonnirt.

Ein kleiner Gang durch die Kirchen zeigt uns in denselben wunderschöne Glasmalereien, die den inneren Raum der Kirche in einem gewissen feierlichen Halbdunkel erscheinen lassen, jedoch sind nirgends feste Bänke, sondern statt derselben sehr vereinzelt einige Stühle, die zu bestimmten Taxen vermiethet werden. Eine Bemerkung ist dagegen in fast allen Kirchen angeschlagen, nämlich die: „An diesem heiligen Ort aus Ehrfurcht nicht an die Erde zu speien," die einen sonderbaren Eindruck macht. Außer den schönen Kirchen in der Stadt, der Cathédrale, St. Nizier 2c. blickt hoch über alle von einer Anhöhe die Kirche: Notre dame de Fourvières herab, und ist der Blick von dort wunderschön auf die Stadt, auf die Rhone und Saone mit ihren vielen Brücken und mit den kleinen Dampfschiffen auf diesem Fluß, die mit ungemeiner Geschwindigkeit dahinfahren. Ehe wir von Lyon abfahren, wollen wir noch bei dem schönen Hospital vorbeigehen, wo wir in den Verkaufsläden, die um dasselbe herumführen, eine Kleiderhandlung finden: „A la ville de Francfort" mit dem Motto: „Hier spricht man deutsch!"

Einen kurzen Besuch können wir der alten Stadt Valence abstatten, in deren Innerem das maison des têtes steht, ein altes Haus mit Büsten und Köpfen verziert, die jedoch im Laufe der Zeit unkenntlich geworden sind, und wo uns zwei Tafeln im gegenüberliegenden Haus darauf aufmerksam machen, daß Napoleon dort als Lieutenant gewohnt hat. Von hier fängt die Gegend an, einen südlichen Anstrich zu nehmen, namentlich bei Viviers, mit seiner schönen Kathedrale, und bei den Ruinen der alten Schlösser Montdragon und Mornas. In Orange fangen die Denkmäler an, die die alten Römer zurückgelassen haben, in Gestalt eines Triumphbogens, der namentlich auf der Seite, die der Stadt entgegengesetzt ist, schön erhaben ist, mit den alten Sculpturen Blumen, Früchte und Schiffe u. s. w. vorstellend. — Nicht weit von Orange ist Avignon, einst Sitz der Päpste, jetzt Sitz des Gottes Boreas, des Gottes der Winde, der dort so stark sein Wesen treibt, daß selbst unhöfliche Leute, dem Anschein nach grüßend bei uns vorüber gehen, wenigstens machen sie die Pantomime des Hutabnehmens. Dieser heftige Wind, der sogenannte Mistral herrscht allerdings nicht nur in Avignon, sondern im ganzen südlichen mittäglichen Frankreich, hat aber seine größte Kraft in diesem Ort, dessen Bewohner diese Unannehmlichkeit ebenso ertragen wie mancher Bucklige seinen Buckel, nämlich sie scherzen selbst darüber und verhindern dadurch, daß Andere darüber scherzen.

Bei der inneren Einrichtung der Häuser ist hier schon das heißere südliche Klima berücksichtigt, und überall können wir Vorkehrungen antreffen die Hitze abzuhalten, weniger aber vor Kälte zu schützen, die sich trotzdem auch hier fühlbar macht; so ist in allen Stuben ein glatter Steinfußboden, auf den Straßen finden wir Stangen, um Marquisen zum Schutz gegen die Sonne anzubringen, und gerade diese Merkmale sonstiger warmer Tage lassen uns die Kälte doppelt empfinden, so daß wir nach dem Vestibul des Hotels eilen, um dort vor dem Kamin uns zu erwärmen. Wie an den Ufern des Rheines, so sind auch hier überall und wohin man kommt Engländer anzutreffen, so daß die Einwohner der Stadt, die übrigens sehr bereitwillig uns den Weg zeigen, immer sofort bei jedem Fremden annehmen, einen Engländer vor sich zu haben. Allerdings sind aber die Franzosen menschenfreundlicher wie die deutschen Gastwirthe, Führer u. s. w. und daher bei ihnen der Begriff eines Engländers noch nicht gleichbedeutend mit einem Individuum, das unmenschlich reich und deshalb ordentlich geschröpft werden kann.

Auf einer kleinen Anhöhe erhebt sich die Kathedrale, die in ihrem Inneren, außer einigen schönen Bildern und einer Jungfrau Maria von Pradier in Marmor ausgeführt, das Grabmal des Papstes Jean XXII. aus Sandstein mit reicher Ornamentik enthält; und ist der Blick von der Terrasse vor der Kirche auf die Stadt mit ihren hellen Häusern auf den alten Thurm des Rathhauses, der einer Bischofsmütze gleicht, und auf die Rhone entzückend. Neben der Kathedrale erhebt sich das alte, berühmte Schloß der Päpste, das so lange, wenigstens seiner Bauart nach, seinen Beruf verfehlt hatte, nun aber zu Ehren gekommen ist, denn — es dient als Caserne! Mit wenig Fenstern, aber desto höheren Mauern gleicht das Gebäude einem befestigten Platz, trotzdem es für die Hirten des Friedens erbaut wurde, und gar stolz macht sich über der Eingangsthür der Adler mit den stolzen Worten: „Mon tonnère défend ceux qu'abrisent mes ailes", während in den Gängen nunmehr die Trommel ertönt, wo einst fromme Gesänge zum Himmel schallten. Gegenüber liegt das Conservatoire de musique, ein Gebäude, welches nur im Parterre vier Fenster hat, dagegen im ersten und zweiten Stock steinerne Guirlanden, Obst und Blumen vorstellend, zeigt und nach dem Plane Michel Angelo's erbaut ist, aber gleichsam seinen Beruf verfehlt hat, da es als päpstliche Münze dienen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

⚹ **Mannheim**, 16. Nov. Der hiesige Alterthumsverein, welcher theils durch die überaus preiswürdige Aufstellung seiner Sammlungen im westlichen Flügel des großh. Schlosses und durch die Einrichtung von öffentlichen Vorträgen über geschichtliche und antiquarische Gegenstände seine Mitgliederzahl in erfreulicher Weise gemehrt hat, sah sich dadurch in den Stand gesetzt, für seine Sammlungen auch wieder neue Erwerbungen zu machen. Unter die bedeutendsten gehört ein Weihaltar ohne Inschrift, den Göttern Jupiter, Aeskulap, Mercur und Hercules geweiht, deren Figuren an den Seiten des Steines ausgehauen sind. Es ist dieser Altar ursprünglich am Eichelberg unfern von Sinsheim gefunden worden und kam später nach Neckarelz in den Garten des dortigen fürstlich Leiningen'schen Rentamtmannes. Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, auf einige Funde der **Linksrheinischen Pfalz** hinzuweisen, um die Geschichtsfreunde zu weiteren Nachforschungen an jenen Orten anzuregen. 1) Bei **Forst** wurde in einem Weinberg ein Silberquinar des Kaisers Tiberius gefunden. Auf der Bildseite trug er den jugendlichen Kopf des Kaisers mit der Umschrift: TI. CAESAR. DIVI AVG F(ilius), auf der Rückseite Jupiter auf dem Thron, zur Seite PONTIFEX. 2) Einer der merkwürdigeren kleineren Orte ist **Iggelheim**, nächst der zum Rhein führenden Heerstraße gelegen. Im Garten des dortigen Gasthofs befinden sich zwei bei einer Ausgrabung am Westende des Dorfes gefundene Denksteine, einer mit den Figuren des Vulcan, einer Victoria, der Juno und des Mars, der andere mit zwei Victorien und der Inschrift: IVNONI REG. PROCL ‖ POLLIO T (vielleicht falsch ausgehauen statt F) FVSCVS V. S. L. L. M. „Der Königin Juno hat Proclus Pollio und Titus Fuscus ihr Gelübde freiwillig und gerne nach Verdienst gelöst." In der Nähe des Fundorts sind noch Säulenbruchstücke mit Laubverzierung, der spätesten Kaiserzeit angehörig, und Steinsärge, welche wohl der Merovinger Zeit zugeschrieben werden dürften. Genauere Nachforschung und Beschreibung durch den Speyerer Verein wäre gewiß höchst dankenswerth.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 140.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Die Beiden schritten am Strande hin dem Breitersteg zu, der über die seichte Stelle des Haffs bis zu den Booten führte. Golddore band das ihres Vaters von dem Pfahl ab und bestieg es mit dem Dorfmusikanten.

Die Sonne war hinter dem weiten Wasser lange verschwunden, und eine glänzende Mondsichel stieg eben über dem Wald am Strande auf, bleiches Licht auf die Dünen und auf die kleinen, blitzenden Wellen werfend — tiefe Ruhe herrschte weit und breit, kein Schiff war in der Nähe zu sehen, nur fern, ganz fern lagen wie dunkele, ruhende Meerbewohner die Lommen und Schaluppen der Fischer von Lenzen. In leisem Tact plätscherten, da das Boot mit den beiden Unbeobachteten sich vom Ufer entfernte, die Wellen mit demselben — kein Wind regte sich — Himmel und Wasser lagen im Schlummer, nur fern aus dem Schilf in der Nähe des Moors, das seitwärts von Lenzen lag und von den Leuten „der Moosbruch“ genannt wurde, erscholl hin und wieder der weittönende Ruf eines Wasservogels — sonst heilige Stille rings, durch die das Boot dahintrieb. Golddore hatte das Steuer in der Hand — Friedel Heimbach saß auf der Bank in ihrer Nähe, seine Geige hatte er neben sich gelegt — er blickte Himmel und Wasser an und es war ihm, als müßte er sich in diesem Augenblick recht wohl fühlen. — Etwas aber wischte die Wonne von seinem Antlitz: er sollte ja seine Lebensgeschichte erzählen — er hatte es versprochen.

„Nun, Friedel,“ unterbrach das Mädchen endlich das Schweigen, „ich bin begierig — erzähle!“

„Es ist eine kurze Geschichte voller Alltäglichkeiten für einen Städter, denn was ich erzählen werde, fällt in den großen Sammelpunkten der Civilisation, wie man die Herde des Schwindels und des Börsenspiels zu nennen pflegt, von Jahr zu Jahr vervielfältigter vor — die Menschheit wandert dem Sodom zu, und dieses moderne Sodom übertrifft das alte, von dem die Heilige Schrift warnend erzählt.

„Meine Eltern lebten in K., in der alten, großen Handelsstadt, und mein Vater war ein reicher und geachteter Kaufmann. Ich war sein einziges Kind. Man überbot sich, mich mit den verwöhntesten Genüssen des Lebens bekannt zu machen, mich mit dem größten Luxus zu umgeben, wie er in den reichen Kaufmanns-Familien von Jahr zu Jahr mehr um sich greift, ich hatte Diener und lernte daher früh befehlen und genießen. In prächtiger Equipage fuhr ich mit meinen Eltern durch die Straßen hin — ich sah in meinem Glück ja nicht die Bettler, die in den Ecken kauerten, ich hatte keinen Begriff von dem Elend, das mit dem Luxus in gleicher Schnelligkeit wächst — ich kannte nur Ueberfluß und Freuden. Meine Mutter fand weniger wie mein Vater Vergnügen an dieser verschwenderischen Lebensweise, sie war, wenn auch aus guter Familie, doch sehr einfach erzogen und suchte daher der Meinung des Vaters zu steuern, daß er seinem Stande gemäßen Aufwand machen müsse. Das trieb mich verwöhnten, thörichten Knaben, der sich von der Mutter oft von Vergnügungen zurückgehalten sah, dem Vater zu, weil ich bei ihm die Gewährung aller Wünsche fand. Die arme, gute Mutter — ich glaube, ich habe ihr damals recht weh damit gethan — ich bitte es ihr noch heute ab, mit heißen Thränen ab, wenn ich Abends schlafen gehe und zu ihr aufschaue.

„Mein Vater vernachlässigte sein Geschäft, die Ausgaben fingen an, die Einnahmen zu übersteigen — und doch wollte er keine Aenderungen machen. Er verschwieg der Mutter und mir, der ich damals die Schule durchgemacht hatte und die Universität betrat, vielmehr seine Verlegenheit und suchte sich durch Mittel augenblicklich zu helfen, die ihn immer tiefer stürzten.

„Wir hatten keine Ahnung von dem Abgrund, dem er uns lächelnd entgegenführte, indem er, nun vielleicht um die Welt zu täuschen, den Aufwand des Hauses eher vergrößerte als mäßigte — nur meine Mutter hatte wohl in stiller Stunde bemerkt, daß seine faltige Stirn von Sorgen herrührte, sie hatte gesehen, daß er in später Nacht in seinem Comptoir arbeitete, und mit liebevollen Worten versuchte sie in ihn zu dringen und ihn um Aenderung der Lebensweise zu bitten — er aber läugnete den Stand der Verhältnisse, er wies die treuen Anfragen meiner besorgten Mutter schnöde ab.

„Da — eines Tages — war er verschwunden. Wir suchten — wir fragten, denn Niemand konnte sich denken, daß ein Mann sein Weib und Kind, nachdem er sie auf falsche Wege geführt, elend verlassen könne; wir suchten — wir riefen — umsonst! Mein Vater war auf und davon — nach Amerika hörten wir endlich nach Wochen der Qual — er war entflohen und hatte uns nichts gelassen als Schande und Armuth! Ja, wenn die Armuth noch ehrlich gewesen wäre — aber er hatte gefälscht und betrogen und dadurch auf uns, die wir unschuldig waren, ein Kainszeichen gedrückt. Meine Mutter — meine arme Mutter! Ich sehe sie noch, wie sie erst mit bleicher Erwartung standhaft die Wochen der Ungewißheit ertrug, und wie sie zusammenbrach, da es unzweifelhaft war, daß ihr Gatte, mein Vater, dem sie ihre ganze, treue Liebe geweiht, sie betrogen und verlassen gleich allen Anderen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt. Jene fluchten und drohten ihm — sie kämpfte und litt — vor ihrer Seele sank Alles in Trümmer, was ihr Leben geschmückt und getragen hatte, sie war es nicht im Stande, trotz meiner Pflege und Tröstungen, dem furchtbaren Gram zu widerstehen — er warf sie auf das Krankenlager, und nach kaum einem Jahre hatte ich keine Mutter mehr.

„Da, als der erste wehe Schmerz sich durch Thränen erleichtert hatte, bebte heißer Zorn in mir auf gegen den Mann, den ich meinen Vater genannt hatte und der verschuldet, daß meine arme Mutter dem Leiden erlegen.

„Er will mein Vater sein,“ schrie es in mir mit gellender Stimme, „jener Erbärmliche wagte es, sich diesen Namen anzumaßen, während seine Seele darauf sann, uns zu fliehen? Wehe Dir, Mann ohne Herz und Gott! Das Thier verläßt sein Junges nicht — es hat es zu beschützen, großzuziehen. — Du aber vermochtest es! Die Stunde des Gewissens bleibt

Google

nicht aus — ich fühlte das Furchtbarste, was ein Menschenherz betreffen kann: daß ich meinen Vater haßte und verachtete!"

Friedel schwieg einen Augenblick, seine Brust wogte und seine Stimme hatte bei der Erinnerung heftig gezittert.

„Und hat er nie mehr etwas von sich hören lassen?"

„Gott ist gerecht! Der Kaufmann Heimbach jenseits des Meeres schrieb nicht, er gab kein Zeichen von sich — er dachte nicht mehr daran, daß er in seiner Heimath ein Weib und ein Kind gelassen — er hatte vielleicht neue Verhältnisse angeknüpft — und der große Gott im Himmel hatte meine arme Mutter zu sich genommen, um ihr noch mehr Elend und Leid zu ersparen.

„Ich mußte die Universität verlassen, denn ich wußte nicht, wovon ich leben sollte. Ich wollte arbeiten, aber meine Kräfte waren zu schwach, man zog Stärkere vor. Ich wollte Geld verdienen, um mein Leben zu fristen — man wies mich ab, weil nirgends für mich Beschäftigung war. Golddore — hungernd und elend, zitternd vor Kälte und dabei mit zertretenem Herzen, das der Noth keinen Widerstand bieten konnte, haßerfüllt gegen den, der mich erzeugt, und die ganze Menschheit, zerflossen in mir die Luftschlösser und Hoffnungen der Vergangenheit zu giftigem Schaum — verdorrte das Gute und Edele — und nur Neid, Bosheit, Lebensüberdruß erfüllten mich; aber ich überwand die Lust zum Tode.

„Ich hatte einst bei den ersten Meistern Unterricht auf der Geige erhalten — nun versuchte ich es in meiner Noth, mir das Leben zu fristen, indem ich in den Vorstädten und in den Ballhäusern der Matrosen zum Tanz aufspielte. Ich sah wie man hier das Leben genoß — es ekelte mich an. Man bot mir zu trinken, und ich fand, daß ich darnach mein Elend und meine Vergangenheit vergaß, für Stunden wenigstens erdrückte. Das reizte, das verführte. Ich trank wieder — ich erkaufte mir Stunden des Vergessens für meinen schrittweisen Untergang; dabei hörte ich nur von Lug und Trug, las, daß es zahlreichen Familien ging wie es meiner armen, todten Mutter und mir gegangen — und da ergriff ich endlich meine Geige und floh aus den großen Städten der Intelligenz, den Sammelpunkten der Civilisation, da sie mich anwiderten, hierher! Hier fand ich Ruhe — hier konnte ich wenigstens aufathmen — hier fühlte ich, daß, wenn meine gesunkene Seele noch fähig war sich zu erheben, in dieser Umgebung der einzige Ort dazu war — und ich fand Dich, Golddore! Ich fühlte plötzlich etwas in meinem Inneren, was mir fremd geworden war, seitdem meine Mutter todt — ich blickte auf Dich wie auf eine Erlöserin von dem Elend und der Verkommenheit, in die ich gesunken — ich streckte die Hände nach Dir aus, während unwillkürlich meine Lippen flüsterten: Errette mich — liebe mich — Du bist von Gott gesandt."

„Und Dein Vater" — unterbrach den Erzählenden das Mädchen.

„Vor einem Jahre erfuhr ich zufällig durch Schiffer, die die Nachricht mit herübergebracht hatten, daß er in dem fernen Lande jenseits des Meeres hilflos und ohne einen liebenden Menschen gestorben sei — Gott ist gerecht!"

„Und Du bist versöhnt, Friedel — o sei es; mache wahr, daß ich Dich aus Deiner Verkommenheit erlöst habe, das wäre eine rechte Wohlthat für mich," sagte das Mädchen und drückte des Musikanten magere Hand.

„Um Dich kann ich Alles, Golddore, um Dich will ich ein anderer Mensch werden! Wenn Du mich liebst, will ich die Welt und das Leben wieder lieben — o hörst Du denn nicht was ich mit zitternder Stimme zu Dir spreche? Du schweigst? Du warst doch eben so gut — Du hast meine Hand gedrückt — Du lockst mich mit Deiner süßen Stimme und mit Deinen weichen Blicken — Golddore! Golddore gehöre mir an!" — rief in höchster Erregung der arme Verlassene und sank mit verklärten Zügen vor der Erschrockenen hin — „liebe mich, rette mich, Du allein kannst es!"

Dem Mädchen traten Thränen in die Augen — sie weinte um den armen Friedel, dem sie doch nicht helfen konnte. Endlich sprach sie mit fester Stimme:

„Ich bin nicht mehr frei — ich gehöre einem Anderen! Aber beistehen will ich Dir gern, von Herzen gern, zu jeder Zeit, denn nun weiß ich ja, weshalb Du so abgeschlossen und elend bist!"

Da erhob sich der verkommene Dorfmusikant und mit bleichem Antlitz, auf das die früheren harten Züge zurückkehrten, setzte er sich auf seinen Platz —

„Du bist falsch wie das Wasser unter uns," murmelte er, „schau hinab wie es lockt — und wenn wir es lieben und den Himmel in ihm erblicken und ihm gehören wollen — müssen wir sterben."

Es war spät geworden, aber die Nacht war nicht finster, sondern sternklar und schön, so daß das Wasser rings in lauter Silberflittern erglänzte, in das Golddore den Dorfmusikanten düster starren sah.

„Ich habe geträumt, daß ich in Dir auferstehen würde — aber Du verschmähst und verachtest den armen Friedel ebenso wie die Anderen. Suche nicht durch leere Worte meine Meinung zu ändern — Ihr seid alle gleich, und ich habe recht, wenn ich des Lebens überdrüssig bin — — ich bin ja so übrig auf der Welt, so verlassen, nun auch Du mir meine letzte schöne Hoffnung, meinen Glauben auf Besseres genommen hast — Ihr seid alle gleich — und für mich ist es am besten, wenn —"

Friedel schwieg, als wollte er nicht aussprechen, was er dachte, oder als besann er sich plötzlich eines Besseren.

„Ist das Wasser nicht schön," fragte er dann plötzlich — „Golddore, ich habe Dich recht in meiner Hand — wie leicht kann das Boot umschlagen."

Das Mädchen blickte den bleichen Friedel an, auf dessen Gesicht die ganze Verzweiflung über sein verfehltes Leben, die ganze Verkommenheit zu lesen war — sie fühlte die Ueberzeugung in sich, daß er in diesem Augenblick wohl im Stande war, seine Worte in Erfüllung gehen zu lassen — ihr Herz pochte heftig — und dennoch hatte sie keine Furcht vor dem armen Menschen, der ihr so leid that, denn sie wußte ja, daß er ein weiches, gutes Herz hatte.

„Friedel Heimbach, wer da denkt, daß er übrig auf der Welt ist, der gesteht, daß er nichts taugt. Du mußt Dich erheben, Du kannst ja so schön spielen, wie kein Mensch, und dadurch die Herzen erfreuen — wer noch dergleichen zu leisten versteht, der ist nicht übrig. Fang ein anderes Leben an, thu's um mich, Friedel! Werd' ordentlich und strebsam. Ich will den Oheim bitten, daß er Dir ein Kämmerchen bei uns einräumt, und dann will ich dafür sorgen, daß Du in Ordnung kommst, willst Du?"

„Nein, Golddore — dann muß ich ja immerfort sehen, daß Du einen Anderen liebst und mir nur aus Mitleid eine Handreichung thust — nein, nein, Golddore, sag' dem Ohm nichts von der Kammer, ich will sie nicht!"

„Dann laß uns nach dem Strande fahren, es ist spät, ich muß nach Haus!"

Schweigsam saßen die Beiden im Boot, das nach dem Ufer und dann nach dem Bretergang trieb, an dessen Pfähle die Fahrzeuge befestigt wurden. Der Dorfmusikant sah noch einmal auf das weite, stille Wasser und dann auf das Mädchen, von dem er Alles erhofft hatte — es war eine schöne Stunde gewesen, die er in ihrer Nähe verlebt hatte — aber sie hatte ihn abgewiesen — sie liebte einen Anderen.

Als sie Beide auf dem Strande waren, reichten sie sich die Hände zum Abschied. Die Golddore, auf deren blondes Haar das Mondlicht fiel, sah aus wie ein Engel des Friedens — ihr Begleiter wie ein verzweifelter Lebensmüder.

„Werde besser," flüsterte sie, und es klang ihm entgegen wie Gottes Stimme.

Er stand noch auf derselben Stelle, als die Golddore längst verschwunden war — dann endlich schritt er langsam über die Düne dem Walde zu — und als er unter den Bäumen ruhte, umtönt von dem Flüstern der Blätter und dem Rauschen der See — da hob er seine Blicke auf zum Himmel, der ihm durch die Zweige der Bäume mit seinen Lichtern entgegenschimmerte — seine Lippen lispelten ein Gebet — er sprach mit seiner Mutter, die er so unsäglich geliebt hatte — und dann betete er auch für die Golddore, obwohl sie ihm heute so weh gethan.

„Ich will anders werden — ich muß sie wiedersehen, ich kann ja nicht ohne sie leben," flüsterte er und malte sich ihr liebliches Bild in den Schatten der Bäume und entschlief unter dem Segen, den es auf ihn ausströmte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Von Lyon bis Marseille.

Von F. Henschel.

(Fortsetzung.)

Avignon hat ein sehr schönes Theatergebäude, mit den Figuren Molieres und Corneilles geziert, wie auch die neueren Straßen einen recht freundlichen Eindruck machen. Im Museum „Calvet" finden wir außer verschiedenen Gemälden von Horaz Vernet und alten Gemälden auf Holz einen Christus am Kreuz, aus Elfenbein geschnitzt, von Guillermin im Jahre 1659, welcher mit Recht als Perle des Museums gilt. Eine Erzählung knüpft sich an dieses Crucifix, das geschnitzt sein soll, um zur Befreiung des zum Tode verurtheilten Neffen des Künstlers zu dienen, der dann auch von der Geistlichkeit, die jedes Jahr einen Gefangenen begnadigen durfte, freigegeben wurde. Ueber diese Ueberreichung und Begnadigungsscene findet sich auch ein Bild im Museum, in welchem außerdem noch verschiedene chinesische und indische Gegenstände sind, auf die uns der Führer mit Stolz aufmerksam macht, denn „das sind Gegenstände, die uns unsere Seeleute aus fernen Welttheilen mitbringen."

Bei der alten Stadt Tarascon mit dem Schloß des Königs René vorbei, fahren wir über die Eisenbahnbrücke nach dem gegenüberliegenden Beaucaire und von dort nach Nimes, der Stadt, die am reichsten mit römischen Alterthümern ausgestattet ist. Nur einige Schritte vom Bahnhof entfernt sind wir auf dem Place de l'Esplanade, einem Platze, der an Schönheit seinesgleichen sucht, denn abgesehen von der Arena, die sich von hier aus in ihrer Größe zeigt, bietet dort die Fontaine mit Figuren von Pradier, das schöne, großartige Palais de Justice und die neu erbaute Kirche St. Perpetus genug des Schönen. Die Arena, jenes große Amphitheater, dessen alte Steine manches Bild des Schreckens mit angesehen, wird jetzt neu ausgebessert, aber in einer Weise, daß bald mehr neue Steine wie alte darin sein werden, und wenn auch die Stunde des neuen Ausbaues noch weit entfernt ist, so hat doch das eigentliche Interesse an diesem großartigen Gebäude bedeutend abgenommen, seitdem die Idee des Ausbesserns sich in eine Art Neubau verwandelt hat. Außer diesem Riesengebäude ist in Nimes noch das Maison carrée, aus der Zeit kurz vor Christi Geburt stammend, ein Haus, dessen Dach von dreißig korinthischen Säulen getragen wird und das so gut erhalten ist, daß es Colbert wollte nach Versailles schaffen lassen, um es dort wieder aufzubauen. Jetzt dient es als Museum und beherbergt außer manchen römischen Alterthümern das Bild von Delaroche: Cromwell am Sarge Karls I. und eine Statue von Pradier, die Poesie vorstellend, ferner eine Reihe von Gemälden und einen Hirsch und Stier aus Bronze, von einem Blinden (Vidal) gearbeitet. Nicht weit von diesem Denkmal der römischen Baukunst ist der Garten der Fontaine mit seinen wunderschönen Anlagen und den Ueberresten des Tempels der Diana, von Agrippa angelegt, von wo uns ein schattiger Weg auf den Cavalierberg mit dem Tour magne führt, über dessen einstige Bedeutung die Gelehrten nicht einig sind. Doch wir wollen uns nicht in die Untersuchungen, ob es ein Signalthurm oder das Mausoleum eines reichen Griechen war, einlassen, sondern uns lieber an dem Anblick erfreuen, der sich vor uns ausbreitet, an dem Anblick der Stadt Nimes mit ihrem schönen Place de l'Esplanade, den neuen nach den römischen Kaisern genannten Straßen und der Alles überragenden Arena.

Das alte Thor (Porte d'Auguste) mag für den Alterthumsforscher höchst interessant sein, gleicht aber einem alten Thorweg, wie wir ihn in jeder Stadt finden, zu auffallend, um extra dasselbe aufzusuchen, und wir wenden uns daher besser nach der Kathedrale, die, mehrmals zerstört und dann mehrmals wieder ausgebessert, Spuren der gothischen, römischen und byzantinischen Baukunst zeigt und die eine interessante Facade hat. Von hier wollen wir dann die Fahrt nach Montpellier fortsetzen.

II.

Montpellier bietet keine römischen Alterthümer, dagegen aber hinreichenden Staub, um den äußerst zudringlichen Stiefelputzern genügende Beschäftigung zu geben, und wird daher jeder Vertreter des stärkeren Geschlechtes fortwährend angehalten und von diesen Faullenzern darauf aufmerksam gemacht, daß etwas Wichse den Stiefeln des Betreffenden nichts schaden könnte. Seines milden Klimas und der dort wohnenden ausgezeichneten Aerzte wegen wird der Ort vielfach als Winteraufenthalt benutzt, und glänzen daher an jedem Hause die Einladungen, daß dort meublirte Stuben zu vermiethen sind. Allerdings muß der Aufenthalt nicht weit vom Place du Peyrou ganz angenehm sein, da von hier aus der botanische Garten in wenigen Minuten zu erreichen ist, der im Jahre 1593 von Heinrich IV. angelegt und vortrefflich im Stande gehalten wird, ebenso wie die Anlagen auf der daneben liegenden Terrasse, von der aus eine wunderschöne Aussicht auf die Sevennen ist. Auf diesem Platze befindet sich ein Denkmal Ludwigs XIV. im Cäsarencostüm und blickt der alte Herr gar vergnügt auf die Stadt herab, auf den ihm zu Ehren errichteten Triumphbogen und auf die vielen Kindermädchen, die mit ihren Pflegebefohlenen die balsamische Luft der dortigen Blumen einathmen. Allerdings könnte man es dem guten Ritter, dessen Ausspruch einst war: „L'état c'est moi", nicht verargen, wenn er einmal sein Pferd eine Wendung machen ließe, denn der schon angedeutete Blick auf die Sevennen und auf den schönen im Jahre 1753 erbauten Aquaduct würde schon diese Veränderung der Richtung rechtfertigen.

Montpellier besitzt ferner ein großartiges Gerichtsgebäude, so daß man es den Einwohnern der Stadt gar nicht übel nehmen kann, wenn sie sich oft in den Haaren liegen und lange Processe führen, um hierdurch recht häufig in dieses schöne Gebäude eintreten zu können, während dagegen die Kathedrale mit

ihrem plumpen ungeschickten Vorbau weniger auf architektonische Schönheit Anspruch machen kann, ebenso wenig wie das Theatergebäude, trotzdem der Brunnen davor mit drei Grazien geschmückt ist.

Nach diesem kleinen Abstecher nach Nimes und Montpellier führt uns die Bahn bei Lunel, dem Geburtsort des berühmten „Muscate de Lunel", vorbei nach Arles, dessen schöne Bewohnerinnen noch ihre alte Tracht, die den brunetten, dunkeläugigen Trägerinnen vortrefflich steht, beibehalten haben. Die Straßen sind etwas eng, und kaum haben wir den Platz erreicht, auf dem sich das Hôtel du Nord befindet, so stürzen eine Menge Straßenjungen über uns her, die uns alle Sehenswürdigkeiten vorzählen und sich als Cicerone und als Stiefelputzer empfehlen. Gleich am Hotel, in dem Napoleon III. mit seinem Gefolge vom 3. bis 4. Juni 1856 gewohnt hat, wie solches auf der Adreßkarte genau notirt, fangen die römischen Alterthümer an in Gestalt einiger Reste des Forums, die vollkommen in das Gebäude hineingemauert sind. Nur wenige Schritte führen uns zum geräumigen Rathhaus, dessen Thurm mit einer Figur des Mars geziert ist, und zu der berühmten Kirche, St. Trophime, an die das alte Kloster gleichen Namens stößt. Schon das Portal zur Kirche, mit den Aposteln und dem Heil. Trophime, mit seinen alten Sculpturen, Scenen aus der biblischen Geschichte vorstellend, dient als Vorbereitung auf den Säulengang im Kloster, zu dem manche Säule verwendet ist, die einst das alte römische Theater zierte. Die vier Säulengänge, die, zum Theil ausgezeichnet erhalten, uns die Apostel, die Geburt Christi u. s. w. zeigen, machen einen erhebenden Eindruck auf jeden Beschauer und haben für dieselben noch ein Nebeninteresse dadurch, daß sie in der berühmten Kirchhofsscene in Robert dem Teufel als Decoration dienen. In der Nacht bei Mondenschein waren die französischen Maler beschäftigt, diese Hallen zu malen, wahrscheinlich zum nicht geringen Erstaunen der alten Mauern.

Gegenüber von dieser Kirche liegt das Museum, welches reich an römischen Alterthümern ist, wie überhaupt in dortiger Gegend noch jetzt stets neue Funde gemacht werden; wenn wir uns ein wenig in dem Museum umsehen, so tönt uns fast aus jeder Ecke ein „Gedenke des Todes zu", denn vor uns liegen Gegenstände, die einst, vor so langer Zeit, die Menschen erfreut, an die jetzt Niemand mehr denkt. Da ist der Schmuck eines jungen Mädchens, in ihrem Sarge gefunden, da sind Stücke von alten Flöten, aus dem Schutt des Theaters ausgegraben, da sind die Thränenkrüge, in die einst die trauernden Hinterbliebenen Thränen hineingeweint, und noch so viele andere kleine Gegenstände, die alle lange Zeit in der Erde geruht. Doch auch ganze Sarkophage mit wohl erhaltener Sculptur stehen dort, die zum Theil bei dem niedrigen Stande der Rhone gefunden; drei Statuen von Tänzerinnen, leider verstümmelt, das Haupt des Augustus, dessen Körper im Museum zu Paris sein soll, und noch viele andere mehr oder weniger gut erhaltene Ueberreste der alten Bildhauerkunst.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Nachdem durch die bekannten Vorgänge in Paris der Staatsstreich Napoleons III. so gleichsam mit den Haaren wieder vor das Forum der öffentlichen Meinung gezogen worden, verdient aus des Engländers Kinglake Schilderung des Staatsstreiches in Bezug auf Baudin folgende Stelle Beachtung:

„Dennoch (nämlich trotz des Gelingens des Staatsstreiches und der Lähmung, in der sich Paris befand) gab es einen Ueberrest jener alten revolutionären Kräfte, welche auch in diesem Stadium der Dinge nicht vor dem Versuche zurückbebten, einige Barricaden aufzurichten, und ihnen schloß sich eine kleine Anzahl Männer an, welche zu tapfer, zu stolz und zu treu in ihrer Liebe zu Recht und Freiheit waren, um sich auch nur einen Tag lang der Verschwörung in der Decembernacht zu unterwerfen. Der erste unter ihnen war Victor Hugo. Er und einige andere Mitglieder der Nationalversammlung, welche der Verhaftung entgangen waren, traten zu einem „Comite des Widerstandes" zusammen, um die Majestät des Gesetzes mit den Waffen zu vertheidigen. Dieser Schritt geschah am 2. Decbr. Verschiedene Mitglieder der Nationalversammlung begaben sich nach dem Faubourg St. Antoine und versuchten, eine Erhebung des Volkes herbeizuführen. Es waren dies Schoelcher, Charles Baudin, Aubry, Duval, Chair, Malardier und de Flotte; sie wurden kräftig unterstützt von Cournet, dessen Wohnung ihr Hauptquartier wurde, ferner durch Xavier, Durrieu, Keßler, Ruin, Lemaitre, Wabripon, le Jeune und andere Vertreter der demokratischen Presse. Mehr, wie es scheint, durch ihre persönliche Energie, als mit Hilfe des Volkes, errichteten diese Männer an der Ecke der Straße Ste. Marguerite eine kleine Barricade. Gegen diese marschirte ein Bataillon des 19. Regiments, und ereignete sich eine Scene, welche wohl für einen Augenblick uns ein Lächeln abgewinnen kann, dann aber uns zur Bewunderung hinreißen muß über das rührende Vertrauen, welches diese tapferen Männer in die blose Macht des Rechtes setzten. Ihre Gewehre zur Seite werfend und über ihre Schultern die Schärpe schlagend, welche sie als Volksvertreter kenntlich machte, stellten sich die Deputirten in Front der Barricade auf und Einer von ihnen, Charles Baudin, hielt hoch in der Hand die Verfassung der französischen Republik. Es folgten einige Momente völliger Stille. Das Gesetz und die Gewalt begegneten sich einander. Auf der einen Seite war das demokratische Gesetzbuch, welches Frankreich für ewig erklärt hatte, auf der anderen Seite ein Bataillon der Linie. Charles Baudin, auf sein Buch deutend, begann dem Bataillon seine klaren Pflichten darzulegen, aber sein Argument beruhte darauf, daß die Gesetze zu befolgen seien, und der commandirende Officier schien von einem solchen Argument nichts wissen zu wollen. Statt zu gehorchen, gab er nur ein ungeduldiges Zeichen mit der Hand. Plötzlich erhoben sich die Musketen in der Front des Bataillons, und im nächsten Augenblicke bestrich ihr Feuer die mit der Schärpe bekleideten Deputirten. Charles Baudin fiel, das Haupt von mehr als einer Kugel getroffen, todt darnieder. Das Buch der Constitution war zu Boden gefallen und die Vertheidiger des Gesetzes griffen jetzt zu ihren Waffen. Sie erschossen den Officier, der den Tod ihres Kameraden veranlaßt und sich um das Gesetz nicht hatte kümmern wollen. Es entstand ein Kampf homerischer Art um die Leiche von Charles Baudin. Das Bataillon gewann den Kampf, vier Soldaten schleppten die Leiche hinweg. So erstarb der Widerstand im Faubourg St. Antoine. Die Menge hatte keinen Theil daran genommen." — M. A. Baudin war Arzt in Nantes und Vertreter seines heimathlichen Departements des Ain in der Legislative. Die Scene, in welcher er fiel, wird auch also erzählt: Als er einen Trupp Arbeiter zum Kampfe anfeuerte, rief einer derselben ihm zu: „Glaubst Du, wir wollen uns für Deine 25 Franken Taggeld (als Deputirter) tödten lassen?" — „Bleibt noch einen Augenblick," erwiderte Baudin mit bitterem Lächeln, „und Ihr werdet sehen, wie man für 25 Franken Taggeld stirbt." Sprach's und stieg auf die Barricade, wo er alsbald von drei Kugeln getroffen leblos niedersank.

— Das „Wald. Wochenbl." meldet: „Der Trauring unseres großen Reformators Dr. Martin Luther befindet sich gegenwärtig zur Reparatur im Geschäft des Goldarbeiters Janus, Freiburgerstraße hierselbst, und wird von demselben bereitwilligst zur Ansicht vorgelegt. Der silberne, nur vergoldete Ring trägt im Innern die Inschrift: „D. Martino Luthero Catharina v. Bora, 13. Juni 1525"; äußerlich ist er geziert mit einem Crucifix, einer Leiter, einem Schwert, einem Granitstein und einigen nicht erkennbaren Figuren."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 141.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Steg im Moosbruch.

Während die Golddore nach dem Strande gelaufen war, um die schöne Musik, die Friedel Heimbach, wie sie wußte, oft Abends heimlich ausführte, zu belauschen, und die Frau Professor mit dem Doctor im Garten plaudernd saß, war zu dem Kirschenbauer ein Besuch gekommen, der ihm, wie man trotz seiner Freundlichkeit leicht aus der Verlegenheit ersehen konnte, in die er gerieth, nicht sehr angenehm war.

„Seien Sie mir gegrüßt, Herr Bieler," rief er und zog den Holzhändler, der soeben mit den Sommergästen, die er kannte, sprechen wollte, dem Hause zu, um seine Unruhe dadurch zu verbergen und zu verhindern, daß der unbefangene, nichts ahnende Kaufmann draußen in Gegenwart der Gäste ihn etwas frage, was er lieber unter vier Augen mit ihm abmachen wollte, damit Niemand davon eine Ahnung erhielt, daß er, der reiche Kirschenbauer, in Verlegenheit und arger Enge sich befand.

„Ich spreche nicht gern in Gegenwart Anderer über Geschäfte, das ist so mein Princip," sagte er, gleichsam sich entschuldigend, daß er den Holzhändler mit Gewalt in das Haus nahm, „nachher können Sie ja plaudern so viel wie Ihnen gefällt. Treten Sie ein, Herr Bieler, ich hole nur einen Trunk zur Erquickung herauf."

„Nichts da, lieber Herr Voigt," ich will ja noch nach der Stadt zurück und kann mich nicht lange aufhalten." Der Kirschenbauer aber stieg schon in seinen Keller und trat gleich darauf mit einer Flasche alten Rothweins in das Zimmer. „Ich würde meinen Gast doch nicht ohne eine Stärkung von mir lassen," sagte er, „das wäre zum ersten Mal. Wenn man ein volles Glas vor sich hat, bespricht sich Alles besser — Ihr Wohlsein, Herr Bieler! Und nun erzählen Sie mir, ob Ihnen das Holz für den Spottpreis gefällt, wie?"

„Es ist nichts gegen die Qualität zu sagen, Herr Voigt, aber —"

„Ich setze diesmal mein baares Geld zu. Ein Glück, daß ich's kann! Sie mögen es mir glauben oder nicht, ich setze Geld zu in der Hoffnung, im nächsten Jahre wieder zu verdienen. Denken Sie nicht, daß ich Ihnen darum etwa schlechteres Holz liefere — eher besseres, das ist so mein Princip!".

„Wenn Sie Geld bei dem Geschäft zusetzen, ist es ja nur Ihre eigene Schuld, Herr Voigt, denn wenn Sie mir einen höheren Preis beim Angebot gemacht hätten, wäre das Geschäft gar nicht zu Stand gekommen!"

„Sie werden schnell genug Käufer zu solchem Holz finden."

„Ich habe es bereits mit geringem Vortheil losgeschlagen und wollte heute nur sehen, wieviel sich von der zweiten Hälfte der Lieferung auf der Ablage befindet. Zu meinem Erstaunen erfahre ich, daß davon noch nicht ein Stück angefahren ist. Das ist gegen die Abrede, Herr Voigt!"

„Es ist nicht so schnell gegangen, wie ich dachte. Diese Fuhrleute! Wie viel Aerger ich obenein mit diesen Leuten habe, kann ich Ihnen nicht beschreiben, ich muß fortwährend treiben, und doch kommen sie nicht vorwärts."

„Aber ich muß das Holz noch im Juli haben, Herr Voigt, sonst bringen Sie mich in die größte Verlegenheit, und so ungern wie ich es thun würde, müßte ich gegen Sie zurückgreifen, wenn Sie den festgesetzten Termin nicht einhalten — ein Keil treibt den anderen."

„Hm, hm," murmelte der Kirschenbauer, der kaum den Schreck verbergen konnte, den die ziemlich drohende Aeußerung des Holzhändlers auf ihn ausgeübt, „ich komme um diese faulen Kerle in Aerger und Verlegenheit."

„So machen Sie doch mit ihnen auch Contracte, in denen Sie sich durch Strafen schadlos halten, falls sie nicht ihre Verpflichtungen erfüllen, dann sind Sie sicher, lieber Herr Voigt!"

„Nur schlimm für mich, daß bei jenen Leuten eine derartige Verpflichtung nichts hilft, da sie nichts haben. Was nützt es mir, bogenlange Contracte zu machen, wenn ich nachher doch nichts kriege. Wo nichts ist, hilft kein Gericht."

„Schlimm für Sie," meinte achselzuckend Herr Bieler und trank sein Glas aus, dem Kirschenbauer wehrend, ihm ein zweites einzugießen, „und gut für mich, daß ich es mit einem reichen Manne zu thun habe. Also, Herr Voigt, im Lauf des Juli muß das ganze Quantum auf der Ablage sein, den Rest des Geldes erhalten Sie dann sofort, bevor die Abfuhr beginnt. Sie wissen, ich bin pünktlich, aber ich verlange auch dafür dasselbe. Die Zahl der Klafter ist genau angegeben und der Zeitpunkt ja auch."

„Ich liefere sie Ihnen, Herr Bieler —"

„Nun, ich weiß ja, daß Sie ein reeller, braver Mann sind — mache auch keine Geschäfte als mit Ihnen. Wir haben bisher nicht über einander zu klagen gehabt — ich denke, wir werden gute Freunde bleiben."

Der Kirschenbauer schlug in die dargebotene Rechte des Holzhändlers und wiederholte, daß im Juli das sämmtliche Holz zur Ablage kommen sollte, dann begleitete er ihn durch den Garten und blieb, gezwungen mitplaudernd, bei der Unterhaltung, die sich daselbst zwischen Herrn Bieler und den Sommergästen entspann, so daß das Gespräch nur bei gegenseitigen Versicherungen der Freude über das verbesserte Aussehen der Herrschaften blieb und der Holzhändler sich dann bald verabschiedete.

Der Kirschenbauer kehrte nicht durch den Garten, sondern von der Straße aus in sein Haus zurück, trat in das Zimmer, in dem er eben die aufregende Nachricht von der Lieferung erhalten, und schloß die Thür hinter sich.

„Mit Dir ist es aus, Voigt," murmelte er, „wenn Du das Geld nicht anschaffen kannst — und woher sollst Du es nehmen?" Er setzte sich an den alten Tisch, stützte mit der einen Hand seinen Kopf und schenkte sich mit der anderen Wein ein.

„Die Golddore hat ein Verhältniß mit dem Junker von Buchnershagen — die Rechnung auf ihr Geld hast Du somit

ohne den Wirth gemacht, denn wie willst Du sie hindern, ihn zu heirathen, wenn sie mündig ist? Sie geht mir seit der Johannisnacht aus dem Weg, ich merk's ja — es ist somit kein Gedanke daran, daß Du auf ihr Geld hoffen darfst."

„Wenn sie stürbe —" murmelte, über seine Worte selbst erschreckend und sich unwillkürlich umsehend, der Kirschenbauer — „nicht doch, sie ist ja eine kräftige, gesunde Person — aber wenn sie vor der Verheirathung stürbe, muß Dir das Geld werden, Du erbst es unweigerlich!"

Peter Voigt goß sich den letzten Rest des Weines ein und stürzte ihn hinuter.

„Der Friedel Heimbach hat doch recht, wenn er sagt, daß das Trinken Muth mache und die Sorgen breche — ich will doch einmal sehen, ob die Golddore nicht wieder ausgeflogen ist, ich glaube immer, daß sie nicht allein am nächsten Sonntag, sondern auch heute ein Stelldichein mit ihrem Liebsten hat. Solche Zucht will ich denn doch nicht erleben, es wird ja schon dunkel draußen."

Damit schritt der Kirschenbauer aus seinem Zimmer und dann die Treppe hinauf nach dem Giebelstübchen seines Mündels — er öffnete die Thür — die Golddore war nicht da.

„Hab' mich nicht getäuscht! Sonst huschte sie um diese Zeit schon in ihr Bett, heute ist es noch unberührt. Aber was ist denn das," rief er plötzlich, die Decke des Bettes aufhebend, „was blitzt denn hier — ein Kreuz! Das sind ja lauter Diamanten! Wo hat das Mädel denn den Schmuck her, der nicht ohne Werth ist? Ich habe das Kreuz noch nie bei ihr gesehen — darüber muß ich Aufklärung haben," sprach er fest, verließ die Stube und schritt wieder hinab, um vor der Thür die Rückkunft seines Mündels zu erwarten. Er war aufgeregt — seine grauen Augen wurden groß und weit und suchten das Dunkel zu durchdringen, das auf der beschatteten Dorfstraße herrschte.

Es war so still rings, daß man das Geräusch nahender Tritte weit hören konnte. Die Bewohner der Häuser waren zur Ruhe gegangen, auch die Frau Professor und der Doctor hatten sich längst in ihre Zimmer zurückgezogen — da endlich hörte der Lauschende leises Knirschen des Sandes, wie es ertönt, wenn ein leichter Fuß ihn tritt.

„Das ist sie," murmelte er und erblickte gleich darauf die nahende Gestalt der Golddore, die ahnungslos und ohne Furcht daherschritt. Sie stieg die Stufen nach dem Hause empor und gewahrte nun erst die dunkele Gestalt Peter Voigts. Sie fuhr zurück, da sie ihn nicht gleich erkannte, dann aber sagte sie lächelnd:

„Du bist's, Ohm, ich dacht' schon, ein Anderer wachte hier."

„Ein Anderer? Wer sollt' hier an meinem Hause sitzen und wachen — oder wär' es möglich, daß Du noch Besuch erwartest?"

Die Golddore war über den Ton und die Sprache ihres Oheims überrascht. „Du zürnst mir wohl, daß ich so spät ausgeblieben bin? Sei mir nicht bös, Ohm, ich traf mit dem Friedel Heimbach zusammen, der hat mir seine Lebensgeschichte erzählt, und als ich Dich hier sitzen sah, dacht' ich schon, daß er sich an mir vorbeigeschlichen und hierherpostirt haben würde — er ist zu allerlei fähig!"

„Mit dem Friedel Heimbach? der will Dich wohl heirathen?"

„Er will — aber ich nicht; dabei thut er mir in der Seele leid."

„Mit dem Dorfmusikanten hättest Du so lange geplaudert? Dore, sprichst Du die Wahrheit?"

„Hier hast Du meine Hand darauf, Ohm, ich lüge nicht!"

„Bisher glaubt' ich das — und nun muß ich Dir auch heute glauben, so unwahrscheinlich mir es klingt."

„Ich wollt' mich einmal mit ihm aussprechen, weil er noch immer dachte, daß ich für ihn mehr empfinden könnt' als Mitleid."

„Ist der Bursche toll? Du hast Furcht vor ihm, da Du erwartetest, daß er noch hier sitzen könnte!"

„Er ist unheimlich, aber zürne ihm nicht, lieber Ohm, er wird nun wohl zur Vernunft kommen, ich hab' ihn ermahnt und er ist nicht so schlecht wie Alle denken. Daß Du meinetwegen so lange gewartet hast — sei Deiner Golddore nicht böse. Gute Nacht."

„Noch eins — ich will mir Licht anstecken und dann folge mir hinauf," sprach ernst der Kirschenbauer, während das Mädchen erbleichte — was wollte der Oheim in ihrer Kammer? Sie hatte das kleine Kreuz vergessen, das sie sonst stets bei sich trug — sollte er es gefunden haben? Dann mußte sie Alles gestehen. Aber der Oheim war heute so finster und böse — sie fürchtete sich vor ihm — sie durfte ihm nicht Alles sagen, da er den Besitzer von Buchnershagen ohnehin nicht leiden konnte.

Was sie gefürchtet hatte, traf ein. Der Oheim hob, oben mit ihr angekommen, die Decke auf und fragte mit ernster Stimme: „Wem gehört das Diamantenkreuz?"

„Mir, lieber Ohm."

„Wie kommst Du zu ihm und seit wann hast Du es? Ich habe es ja noch nie an Dir bemerkt."

Dore schwieg während ihr Herz gewaltig klopfte.

„Von wem hast Du es," wiederholte der Kirschenbauer.

„Frage mich nicht, Ohm, ich kann es Dir nicht sagen."

„Du hast Geheimnisse? Oho, was wird mit Dir?"

„Ich will Dir's später einmal sagen — von diesem Kreuz weiß Niemand etwas. Du sollst Alles erfahren, nur heute dringe nicht darauf."

„Hast es wohl auch vom Dorfmusikanten, von dem verhungerten Friedel Heimbach — Dore, Dore, fang' mir nicht solche Sachen an, ich glaub' Du bist auf unrechten Wegen, solchen Schmuck findet man nicht auf der Straße!"

Das Mädchen schwieg mit niedergeschlagenen Augen — sie wollte schon Alles gestehen, aber des Oheims Gesicht war so böse und seine Augen so abstoßend, daß sie lieber schwieg — sie hatte ja keine Sünde gethan — aber sie beschloß am nächsten Sonntag, wenn sie Konrad drüben am Walde traf, vor allen Dingen ihn zu bitten, zum Oheim zu gehen und ihm Alles zu sagen, sie wollte die Unruhe und die Angst und das Mißtrauen nicht länger ertragen, da Alles viel besser offen und klar sein konnte.

Der Kirschenbauer verließ sie mit ernstem Blick — er erwiederte zwar ihren Gruß, aber nicht zutraulich, wie früher, sondern mechanisch und unfreundlich. Das Alles war der Golddore so schrecklich, daß sie ihr Antlitz, als sie allein war, in ihre Kissen drückte und lange, lange bitterlich weinte — dann aber dachte sie an Konrad und an ihre Liebe, und tröstend beschlich sie die Hoffnung, daß die jetzige Stunde überwunden werden würde, und daß bei ihm ihre Zukunft ja leuchtend und schimmernd von Glück sei. Es mußte Alles ertragen werden — der Oheim würde ja gern einwilligen, wenn er gesehen, daß sie den Junker so sehr liebe, hoffte sie.

Den Kirschenbauer aber erfüllten während der Zeit andere Gedanken — er wußte ja von dem Verhältniß der Golddore zu Konrad, er hatte sie ja belauscht, er wußte auch, daß sie für den folgenden Sonntag ein Stelldichein jenseits des Moosbruchs verabredet hatten — und nun hatte er erfahren, daß auch der verkommene Dorfmusikant der Golddore nachspüre, er glaubte ihren Worten, denn sie hatte noch nie die Unwahrheit gesagt. Der Dorfmusikant würde, so rechnete er, da er leidenschaftlich und zu Allem fähig war, nicht ruhig mit ansehen, wenn die, die er liebte, ihn verlachte und einen Anderen küßte und heirathete — — unnatürliche, düstere Gedanken wogten in der sorgenerfüllten Seele des Kirschenbauers, er hatte sein Goldmädel einst wirklich lieb gehabt — wohin führte die Noth den immer finsterer blickenden Mann, der sich auf seinem Lager hin und her warf, da er keine Ruhe finden konnte — was für Hoffnungen und Pläne stiegen vor seinen Augen auf? — —

Am anderen Morgen ging Jedes seiner Arbeit nach, als wäre nichts vorgefallen, und die Golddore sagte wohl zehnmal am Tage zu sich selbst: „Nächsten Montag sollst Du Alles wissen, Ohm, nächsten Montag hab' ich kein Geheimniß mehr vor Dir!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Von Lyon bis Marseille.

Von F. Henschel.

(Fortsetzung.)

Von dem alten römischen Theater in Arles stehen außer dem Eingangsthor nur noch einige Säulen, die von früherer Pracht Kunde geben, während uns die Steinsitze die Größe des inneren Raumes anzeigen; besser erhalten ist das daneben liegende Amphitheater, eines der größten, das von den Römern erbaut ist. Mit Stolz versichert uns der Führer, daß hier wilde Thiere die Christen zerrissen, wie uns die Barrieren, die zum Schutz des Publicums angebracht waren, zeigen, während in Nimes, wo dieselben fehlen, nur Gladiatoren gekämpft haben, also nur einfache Menschen, die mit einem wilden Thier gar nicht zu vergleichen sind!! Aber außer jenen Schauervorstellungen mit Blutvergießen gab es in der Arena ein sonderbares Schauspiel, als dort eine kleine Stadt entstand, nachdem sich die armen Einwohner Arles' dorthin geflüchtet hatten, und wurden die Häuser, 212 an der Zahl, erst im Jahre 1825 wieder eingerissen, worauf im Jahre 1830 wiederum ein Stiergefecht darin abgehalten wurde.

Außer diesen Resten der Römerzeit ist noch die Todtenstadt, denn anders kann man den großartigen Begräbnißplatz kaum nennen, außerhalb der Stadt gelegen, eines Besuches werth, obgleich sie jetzt auch nur noch ein Schatten der einstigen Größe ist. Eine Reihe steinerner Särge, die aber als solche ohne Erklärung nicht kenntlich sind, führen hin zu der alten Capelle, die einst so vielfach besucht wurde, denn nachdem der heilige Trophime diesen alten heidnischen Begräbnißplatz zu einem christlichen machen wollte und die Stätte, der Legende nach, von Christus selbst geweiht und gesegnet worden, suchte jeder vornehme und reiche Mann eine Ehre darin, — hier begraben zu werden. Da wurden denn die Leichen bedeutender Leute von weit her hierher geschafft, ja es genügte sogar, wenn man den Sarg mit der Leiche der Rhone übergab, die mit ihrer Strömung die Leiche bis Arles führte, wo sie in Empfang genommen und begraben wurde, wenn — — das Geld für die Kosten der Beerdigung im Sarge war!! Eines Tages, erzählt die Sage, hielten einige Fischer einen so allein schwimmenden Sarg an, nahmen das Geld aus demselben und überließen ihn dann der Strömung, die aber dieses Mal ihre Schuldigkeit nicht that, sondern den Sarg stets den Fischern nachtreiben ließ, bis diese das gestohlene Geld wieder auf seinen Platz legten. Später wanderten die meisten Sarkophage nach den größeren Museen, so daß jetzt wenig zu sehen ist an dem Platze, den Dante und Ariost besungen, neben dem jetzt die Eisenbahn dahinführt und wo eine Fabrik hinreichend Lärm macht, um die Gegend, die so lange der Ruhe geweiht war, für jene Zeit genügend zu entschädigen.

Bei dem Strand von Berre vorüber, durch den Tunnel von La Nerthe, den größten, der in Frankreich gebaut ist, gelangen wir durch eine Gegend, die einem Garten gleicht, nach der ersten Seestadt Frankreichs, nach Marseille, mit ihren lustigen Einwohnern. Ein lautes Treiben herrscht in den Straßen, vermehrt durch das laute Feilbieten der Händler: da giebt es Streichhölzer, dort Kuchen mit Schlagsahne, da sind Lerchen frisch angekommen, dort Austern, hier werden Fensterscheiben zum Verkauf angeboten, dort Löffel und Kochgeschirr, kurz — trotz der vielen Läden schreit und singt Alles durch einander, daß eine nervöse Dame in Ohnmacht fallen kann. Dazwischen laufen dann wieder Leute umher, die Zettel mit Reclamen vertheilen von den wirklich realen Gelegenheitskäufen ꝛc., während in den Läden, selbst in der eleganten Rue Cannebière der Humbug sein Wesen treibt in einer ganz auffallenden Weise; so finden wir in einem Laden, wo es alle nur möglichen Rauchutensilien giebt, einen als Türken angekleideten Jüngling, dessen Beschäftigung es ist, aus einer langen Pfeife zu rauchen, was er auch mit der den Franzosen angeborenen Grazie thut. Noch überraschender wie dieses Ausbieten verschiedener Gegenstände ist der Verkauf von einer neuen Art schnell rechnen zu lernen, oder ein neues Mittel wider die Hühneraugen, bei denen das betreffende Schild mit der empfehlenden Ankündigung an den ersten besten Baum gehängt oder einfach an die Erde gelegt wird, um das sich dann bald das schaulustige Publicum versammelt. Selbst die bekannten Mordgeschichten mit erklärenden Bildern, die man in Deutschland nur auf Jahrmärkten sieht, glänzen am hellen Tage auf einer der belebtesten Promenaden, auf der Rue Belsunze, dicht unter dem Denkmal des Monsignore Belsunze, der segnend seine Hände ausbreitet und der, gleichsam aus Ironie des Schicksals, in seinem geistlichen Costüme dort steht, wo das Local Alcazar des Abends ein lustiges Völkchen versammelt. Ueberhaupt fehlt es weder an eleganten Café's noch an Vergnügungslocalen, und leicht wird Jeder die Bemerkung von Edmond About gerechtfertigt finden, der da sagt: „In fast allen Ländern der Welt häuft der Vater der Familie Millionen an, die der Sohn ausgiebt; man sieht in Marseille Männer jeden Alters die beiden Rollen des Vaters und des Sohnes ausüben." Einen Blick wollen auch wir in das Theater du Gymnase thun, wo ein neues Stück, „La fleur de Thé", komische Oper, gegeben wird, und wo während der Zwischenacte ein Vorhang fällt, der statt einer Städteansicht oder einer Muse — Reclame zeigt und so gleichsam das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet. Das Stück, gleichsam eine Apotheose des Champagners der Veuve Cliquot, spielt in China und bringt außer dem üblichen Kling-klang, zum Costüm passend, alte oft angewandte Witze und zum Ueberfluß Zweideutigkeiten, die, so offen ausgesprochen, auf deutschen Theatern zum Glück noch nicht geduldet würden.

Es ist ein imposanter Eindruck, wenn man die rue Cannebière entlang geht, den Hafen vor sich mit seinem Wald von Masten und Schiffen dicht aneinander gedrängt, und dicht davor die Börse steht, die als würdiger Repräsentant dasteht der Handelsstadt Marseille. Von dem alten Hafen an bis zu dem Quai de la Joliette, der Ausladestelle der Dampfer, lesen wir an fast jedem Hause mit großen Buchstaben das Wort „Vermouth", das gleichsam erläuternd hinweist auf die Matrosen, die dort einkehren, und auf den regen Verkehr, der dort herrscht, denn wie der Verbrauch der Seife auf die mehr oder minder große Civilisation eines Volkes schließen läßt, so auch die Anzahl von Branntweinläden auf die Größe des Verkehrs. Dort

am Quai de la Joliette erheben sich die Docks und die neue noch im Bau begriffene Kathedrale, und wenn auch der Geruch an jener Stelle mehr für kaufmännische Nasen eingerichtet ist, da man durchaus nicht sagen kann, daß die verschiedenen Fette und Felle ꝛc. nach Eau de Cologne riechen, so läßt es sich doch sehr angenehm dort stehen und hinab blicken auf das Meer und auf das Treiben im Hafen.

Kleine Dampfschiffe machen Sonntags kleine Touren von einer Stunde zu dem äußerst mäßigen Preise von 50 Cts. pro Person auf dem Meer und fahren dann bis zum Château d'If, berühmt durch den Dumas'schen Roman: „Der Graf von Monte Christo", während zu jeder Zeit Omnibusse durch die Stadt längs des Prado und des Meeres hin auf dem Wege de la corniche fahren, die Jedem Gelegenheit geben, die wunderschöne Gegend dort zu bewundern, wo man nicht weiß, ob man nach der einen Seite nach dem Meer, oder nach der anderen nach den vielen im Grün versteckten Villen blicken soll.

Ebenso bietet sich ein schöner Blick von den neu angelegten Anlagen, dem Cours Napoléon, auf die Stadt und das Meer dar, und läßt es sich gar herrlich dort ausruhen im Schatten der Pinien, umgeben von der reichen Flora des Südens, die wir auch im zoologischen Garten zu bewundern Gelegenheit haben. Dort finden wir, außer schönen Flamingos, Fasanerieen, Angoraziegen, Gazellen, auch zwei Giraffen, die unter Palmen in einem im maurischen Style erbauten Häuschen ihren unfreiwilligen Aufenthalt haben. Während fast alle öffentlichen Gebäude in Marseille mit Recht die Aufmerksamkeit der Reisenden durch ihre Schönheit auf sich ziehen, wie die Börse, das Palais de Justice, das Gebäude der Präfectur u. A., ist das Museum bis jetzt stiefmütterlich behandelt, denn es befindet sich in einem ehemaligen Kloster, so daß man vergeblich dabei vorbeigehen kann, ohne zu ahnen, daß in jenem alten düsteren Gebäude die Schätze der Kunst aufbewahrt werden. Auch im Inneren fehlt es an der richtigen Beleuchtung und auch am Raum, um eine zweckmäßige Aufstellung der Bilder bewirken zu können. Doch wird auch dieser Uebelstand bald beseitigt werden, da nicht fern vom zoologischen Garten ein neues Museum gebaut wird, das großartig zu werden verspricht.

Die Straßen von Marseille bieten gleichsam einen Spiegel der alten und neuen Zeit, und während die neuen Straßen dem Fremden durch ihre großen fünf- bis sechsstöckigen Gebäude mit einer Front von 25—30 Fenstern die größte Bewunderung einflößen, während er gern auf den schönen, zum Theil mit Fontainen gezierten Plätzen weilen wird, bieten die alten engen Straßen mit ihrem schlechten Pflaster durchaus keine Annehmlichkeiten.

Da die großen Theater und Vergnügungen bis nach Mitternacht dauern, so daß man in dieser Beziehung mit Recht sagen kann, daß „die Franzosen in den Tag hinein leben", so machen die großen Straßen mit ihren eleganten Corsos noch des Morgens um neun Uhr einen recht katzenjämmerlichen, verschlafenen Eindruck, während man schon frühzeitig erweckt wird durch das bereits erwähnte Schreien und Singen der Verkäufer, die das alte Sprichwort bewahrheiten: „Klappern gehört zum Handwerk!"

Wie in Lyon, so glänzt auch hier hoch auf einer Anhöhe eine Kirche, die Notre Dame de la Garde, und mahnt, da sie von fast allen Punkten der Stadt sichtbar ist, zum recht häufigen Besuch. Der Blick von jenem Punkte auf die Stadt und das Meer läßt sich nicht beschreiben, zeigt aber wie Recht der Dichter hat, der sagt, daß man in Marseille zwei schöne Monumente zu bewundern hat: „die Sonne und das Meer."

Mannichfaltiges.

— Wir entnehmen dem Pariser „Figaro" noch Einzelheiten über Rossini's letzte Tage. Acht Tage vor dem Ende des Meisters drängte sich der päpstliche Nuntius so ungestüm zu dem Erkrankten, daß dessen Gemahlin genöthigt war, in brüsker Weise den Eifer des Zudringlichen zu mäßigen; sein Besuch hatte übrigens kein Ergebniß. Nach zwei Tagen jedoch verlangte Rossini den Beistand eines Priesters, den er einst gesehen. Dieser Geistliche war unschwer zu finden, es war Abbé Galle. Diesem Priester legte er die letzte Beichte ab und sagte: „Man hat aus mir einen Skeptiker, einen Machiavelli machen wollen; ich bin im Gegentheile glücklich, als guter Katholik zu sterben" . . . Der letzte Wille Rossini's bestimmt, daß sein Leichenbegängniß einfach und die hierfür aufzuwendende Summe nicht höher als 2000 Francs sei. Ueber den Ort seiner Beerdigung hat er seiner Gattin die Entscheidung anheimgestellt. Von Seiten seines Vaterlandes ist seine irdische Hülle verlangt worden, aber Madame Rossini wünscht deren Beisetzung im Père-Lachaise in Paris. Daß nach einer gewissen Zeit Rossini's Vermögen an seine Geburtsstadt Pesaro fällt, ist schon berichtet worden. Ein Fonds, welchen Rossini begründet, erinnert an sein jüngst veröffentlichtes musikalisches Glaubensbekenntniß; er hat nämlich einen besonderen Preis „für melodische Tondichtungen, in unseren Tagen so vernachlässigt", ausgeschrieben. (Es heißt wörtlich: Oeuvres mélodiques si négligées de nos jours.) Die Werke können geistliche oder weltliche sein; bei den letzteren muß der Text sittlich vollkommen reinen Inhalt haben. Rossini hinterläßt ein Vermögen von 2,500,000 Frs.; die unbeschränkte Nutznießung ist zunächst seiner Wittwe eingeräumt. Sodann wird dieses Vermögen zur Fundirung eines Conservatoriums verwendet. Das Leichenbegängniß Rossini's wird am Samstag stattfinden. Die große Messe, welche er jüngst erst instrumentirt hatte, damit nicht ein Anderer nach seinem Tode ihm das Werk verderbe, wird nicht, wie man anfangs erwartet hatte, ausgeführt werden, sondern mehrere Mitglieder der Oper werden einzelne Stücke aus Rossini's und anderen religiösen Werken vortragen.

Räthsel.

An Größ' und Stärke ungleich, doch vereint
Zu gegenseitiger Zusammenhaltung
Und deßhalb mächt'ger Machtentfaltung:
So sind die Fünfe, die wir hier gemeint;
Und die in fünfen ihren Namen finden
Und sich manchmal mit festem Schlag ankünden.

Dem Kampfe vornean siehst Du sie gehen;
Und einer Drohung gleicht ihr ernstes Bild.
Hier fassen sie das Schwert und da den Schild,
Um so gewappnet für ihr Recht zu stehen.
Auch mancherlei, sie nehmen es als Pfand;
Doch nie als solches irgendwo ein Land.

Und einer Mutter sind sie all' entstammt
Und einem Bunde sind sie all' ergeben:
Und dieser enge Bund, er ist es eben,
Der sie zu Macht und Einigkeit entflammt.
Und wenn auch einer stärker unter ihnen,
Dem Ganzen nur, ihm müssen alle dienen.

— Δ —

Auflösung der Homonyme in Nro. 135:

Paris.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 142.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Der Abend des heimlichen Zusammenkommens rückte immer näher, und Dore erinnerte sich, wie Konrad ihr gerathen, sich erst auf den Weg zu machen, wenn der Oheim schlafen würde — um elf Uhr wollten sie sich jenseits des Bruchs, dort wo die Heide von Buchnershagen an ihn stieß, treffen, bis zu dieser Stelle hatte Jedes einen gleich langen Weg zu machen, nur war der, den die Golddore zu passiren, nicht so angenehm wie der, den Konrad zurückzulegen hatte; dieser führte geebnet und breit durch den Wald seines Vaters — der Steg durch den Moosbruch war dagegen nicht einladend. Furchtsame mieden ihn, nicht allein weil dort zur Nachtzeit das unheimliche Geschrei der Sumpfvögel ertönte und Irrlichter leuchteten, sondern weil der Steg schmal und nicht ohne Gefahr war.

Der Moosbruch begann in der Nähe des Strandes und zog sich an dem Dorfe Lenzen vorbei weit in das Land hinein, bewachsen von Gebüsch und Schlingpflanzen. Früher mußte dieser Sumpf ein Teich gewesen sein, der allmählich, da er weder Quellen noch Abfluß hatte, in eine Vegetation übergegangen war, die ihn in seinem Grunde zum Torfmoor werden ließ. An den Randstellen hatte man bereits angefangen, diese brennbare Erde zu stechen und war der Ansicht, daß sich allmählich der ganze Sumpf in dieser Weise ausbeuten lassen würde. Jetzt allerdings hatte er, vornehmlich an beiden Seiten des Steges, der Lenzen mit Buchnershagen verband, noch eine Tiefe, von der die alten Leute im Dorf behaupteten, daß sie unermeßlich sei. Dabei wucherten an diesem Weg hohe Gräser und üppiges Schlangenkraut, deren Triebe bis weit in das Wasser hinein ragten. An beiden Seiten des Weges standen in kurzen Zwischenräumen alte niedrige Weidenbäume, deren zweigerreiche Kronen den Anblick des schwarzen Wassers zum großen Theil verdeckten und die somit den Steg so sicher begrenzten, daß, wer vorsichtig und nüchtern ihn einschlug, nichts zu befürchten hatte. Es war denn auch bei Lebzeiten der jetzigen Bewohner von Lenzen der Fall nicht vorgekommen, daß im Moosbruch Jemand verunglückt war, nur allerlei Sagen erzählte man sich, an denen vielleicht kein wahres Wort war, die vielmehr wohl nur von Furchtsamen und Abergläubigen, unterstützt durch den unheimlichen Eindruck, den die Gegend machte, erfunden worden waren.

Am Tag wurde der Steg viel von Fischern und Bauern benutzt, da es auf ihm nur halb so weit nach Buchnershagen war wie am Strande entlang — für Fuhrwerk war er allerdings nicht benutzbar, da er für einen Wagen an manchen Stellen kaum Platz bot. Die Golddore sollte ihn Nachts betreten! War es dieser Gedanke, der sie mit Sorge erfüllte oder das Gefühl des Unrechts, das sie that, indem sie sich fortschleichen sollte, wenn der Oheim, nichts von ihrem heimlichen Wege ahnend, schlief — dafür aber bot sich als Lohn dann auch die Aussicht, Konrad zu sehen und zu sprechen, und sie mußte ihn so bald als möglich sprechen, um ihm zu sagen, daß der Oheim über ihr Verhältniß aufgeklärt werden müsse.

Als der mit Furcht und Hoffnung erwartete Abend hereingebrochen war und die Stunde ihres heimlichen Gangs immer näher rückte, fiel der Golddore ein, daß es doch wohl besser gewesen wäre, wenn sie auf anderem Wege den Geliebten gebeten hätte, ihr Verhältniß offen und ehrlich zu machen — doch war es nun dazu zu spät, da Konrad sie ja, wie verabredet, um elf Uhr an der Heide von Buchnershagen erwartete. Es wurde ihr so schwer um das Herz, als hätte sie einen schändlichen Betrug vor, und doch trieb sie wieder dasselbe Herz mit klopfender Unruhe dem Geliebten zu, für den sie ihr Leben zu lassen im Stand war. Sie zog das kleine, glänzende Kreuz aus ihrem Busentuch und küßte es, und es war ihr, als mache es ihr Muth, als spräche es von Vergebung, da es ja von der Mutter Konrad's herrührte.

„Er ist so gut und hat Dich so lieb wie Du ihn — es ist ja kein Verbrechen, daß Du ihn sehen und sprechen willst, Du kannst doch jetzt dem Ohm nicht Alles sagen. Darum laß das Zagen, einfältige Dore, ihr werdet heut Alles besprechen, und dann hat alle Angst und Heimlichkeit ein Ende!“

Der Kirschenbauer war bis spät im Gemüsegarten beschäftigt, wo er selbst die ersten Bohnen abschnitt, so daß sein Mündel ihn am Sonntag Abend nicht viel zu sehen bekam. Das war ihr lieb, war ihr doch schon die Unterhaltung peinlich, die sie mit der Frau Professor im Garten pflegen mußte, da dieselbe sie in Ermangelung jeder anderen Gesellschaft — der Doctor war mit Jacob und Wilm Dieck auf dem Haff, um das Fischen einmal mitanzusehen — nicht los ließ. Sie horchte auf jeden Stundenschlag der alten Dorfuhr und wurde immer unruhiger, so daß Eila endlich darauf aufmerksam wurde und sie nach der Ursache fragte. Golddore versuchte so unbefangen wie nur möglich jeden Grund dazu abzuläugnen und brachte die Unterhaltung bald auf allerlei andere Sachen, bis die neunte Stunde endlich schlug.

Es hatte während des ganzen Tages bei schwüler Luft mit Regen gedroht und noch jetzt hingen die Wolken so schwer am Himmel, daß es dunkel zu werden begann und die Frau Professor sich daher rüstete, in das Haus zu gehen.

Während Dore ihr behilflich war, die Sachen in das Zimmer zu tragen, kam auch der Kirschenbauer aus dem Gemüsegarten zurück. „Ich glaubte, wir würden ein Gewitter bekommen,“ sprach er, den gefüllten Korb in der Hand tragend und mit Eila und Dore dem Hause zuschreitend; „es scheint aber vorüberzuziehen.“

„Wenn es nur nicht in der Nacht hereinbricht,“ sagte die Frau Professor ängstlich, „ein heftiges Gewitter ist schon am Tag für mich schrecklich, obwohl ich mir beim Herannahen immer die Ohren verstopfe, in der Nacht aber ist es grauenhaft!“

„Grauenhaft, aber wohlthätig! Die ganze Natur ist gehoben und gestärkt darnach. Allerdings stehe ich auch immer auf, wenn es in der Nacht hereinbricht, damit man auf alle Fälle vorbereitet ist.“

Dore fuhr zusammen — wenn ein Gewitter hereinbrach,

während sie unterwegs war, würde der Oheim nach ihr suchen, fiel ihr ein. „Glaubst Du, daß es zur Nacht kommen kann, Ohm," fragte sie zaghaft.

„Aengstigst Dich wohl auch, Mädel — nein, nein, es ist vorübergezogen, nur Regen wird es vielleicht geben, aber auch erst nach Mitternacht."

„Sie sind ja ein wahrer Wetterprophet!"

„Mit den Jahren lernt man so allerlei Zeichen kennen, die selten trügen, und was man als Landwirth nicht selbst beobachtet, hört man von den Fischern, die die Natur am besten ergründen. Morgen haben wir einen schönen Tag — dann mußt Du gleich früh mit mir hinaus, nach dem Regen wird es im Gemüsegarten viel zu schaffen geben."

„Schön, Ohm, ich bin zeitig auf."

Die drei Bewohner des Hauses wünschten sich eine gute Nacht, und Jedes schritt seinem Zimmer zu; Golddore hörte noch, die Treppe hinansteigend, wie die Frau Professor ihre Thür verriegelte und wartete dann oben an der Brüstung bis kein Geräusch mehr zu vernehmen war — sie paßte auf bis der Oheim seine Fenster geschlossen hatte, was er immer erst kurz vor dem Schlafengehen that, und setzte sich dann leise auf die Stufe oben, um noch eine viertel Stunde mit ihrem Fortgang zu warten. — Die genossene Landluft macht, daß man nicht lange im Bett auf den Schlaf zu warten braucht, das wußte sie, darum erhob sie sich bald und schlich vorsichtig und leise die Treppe hinunter und dann nach der Hausthür, die offen stand — Husch — nun war sie im Freien!

Es war noch eine drückende Luft rings, kein Blättchen an den Bäumen und Sträuchen bewegte sich, so daß es ihr ängstlich war die Stufen, die nach der Straße führten und die oft knarrten, hinabzusteigen, weil der Oheim jedes Geräusch hören konnte. Da erlöste sie die alte Dorfuhr aus der Verlegenheit, indem sie die zehnte Stunde verkündete — unter dem durch den stillen Abend laut tönenden Klange gelangte sie glücklich hinab — nun eilte sie im Schatten der Gebüsche auf der sandigen Dorfstraße hin dem Strande zu, von dem aus man den Weg durch den Moosbruch erreichte.

Es war eine dunkele Nacht. Die Wolken hingen noch schwer und finster herab und in der Ferne blitzte, die Umgebung magisch und plötzlich erhellend, hin und wieder Wetterleuchten am Horizont auf — tiefe, schwüle Stille herrschte, so daß selbst die leichten Tritte der Golddore im harten Muschelsande des Strandes hörbar waren. Sie erblickte in der Nähe des Ufers die Lomme ihres Nachbars Dieck und konnte bald, da die fliegenden Wolken sich etwas erhellten, die Gestalten deutlich auf dem Schiff unterscheiden. Sie hoffte, daß die Fischer sie nicht erblicken würden, und eilte an der Düne entlang. Plötzlich vertrat ihr Jemand den Weg.

Die Golddore erschrack heftig — dann aber erkannte sie den Dorfmusikanten, der die Tritte eines Nahenden gehört und verwundert das schöne Mündel des Kirschenbauers erkannt hatte, an die er just voller Liebe und Sehnsucht gedacht.

„Golddore, bist Du es selbst — oder bist Du ein lockender Geist, der mir erscheint, um mir das Herz immer schwerer, um mich rasend zu machen vor Liebespein? Sprich — ich laß Dich nicht vorüber!"

„Ich bin es selbst, Friedel, wie sprichst Du thöricht. Laß mich ruhig gehen, es ist unrecht, daß Du den Leuten hier aufpassest."

„Wo willst Du in dieser nächtlichen Stunde hin, hast Du keine Ruhe wie ich, der ich immerfort Dein gedenken muß? Du wirfst mir vor, daß ich aufpaß — wirf Dir lieber vor, daß Du mir keine Ruhe und keinen Schlaf läßt."

„Dafür kann ich nicht, Friedel, das ist Deine Sach'. Geh Deiner Wege."

Der Dorfmusikant aber schritt in höchster Aufregung dicht neben ihr her und blickte in ihr schönes, verführerisches Antlitz. „Ich kann nicht anders, ich muß Dir folgen, ich muß Dich sehen, dann ist es, als wenn die Sonne wohlthuend in mein finsteres Inneres leuchtet — aber wo willst Du hin? Du gehst ja nach dem Steg im Moosbruch."

„Dahin will ich. Aber nun kehre um, ich brauch' Deine Begleitung nicht!"

„Golddore erhöre mich — sonst ist es unser Unglück, Du mußt mein sein und ich will Dich lieb haben und Dich auf Händen tragen und gut sein und die Welt wieder lieben."

Das Mädchen lief, geängstigt durch die dringenden Worte und die Nähe des unglücklichen Dorfmusikanten, dem Niemand recht traute, dem Gebüsch zu, in dem der Weidensteg lag, auf dem sie dann noch länger denn eine halbe Stunde zu gehen hatte. Sie mußte sich beeilen.

Friedel betrat mit ihr das Gebüsch und den Weg. „Laß mich mit Dir gehen, laß mich Dir sagen, daß Du mein Leben bist, Golddore, ich will ein anderer Mensch werden, Du und das Angedenken an meine Mutter, Ihr seid ja die Einzigen, die das vermögen! Erhöre mich — erhöre mich!"

„Laß von mir ab, Friedel," rief sie, und dabei hielt sie ihm wie zum Schutz und zur Abwehr das kleine Kreuz hoch entgegen, aus dem ihm tausend Sterne entgegenblitzten — „laß von mir ab, ich kann nicht Dein sein, ich schwör' es Dir — ich lieb' einen Anderen!"

Sie eilte davon — Friedel Heimbach blieb wie gebannt stehen — er hatte noch immer an der Wahrheit ihrer neulichen Worte gezweifelt — nun war aber die letzte Hoffnung in ihm durch sie zerschellt und erdrückt — sie lief jenem Anderen entgegen, den sie ihm vorzog! Gewiß — er war ihr im Wege gewesen, denn der reiche Junker von Buchnershagen erwartete sie.

Dem einsam stehenden Dorfmusikanten war nun Alles klar — seine finsteren Blicke funkelten — seiner gequälten Brust entrang sich ein seufzender Ton — dann verschwand er schnell im Dunkel der Gebüsche.

(Fortsetzung folgt.)

Schleiermachers Leben und Wirken*)

Als eine der erfreulichsten Festgaben, die der hundertjährige Geburtstag Schleiermachers uns gebracht, wollen wir die Schrift Hoßbachs begrüßen. Dieselbe hat sich die Aufgabe gestellt, die Person und das Wirken Schleiermachers, die bisher nur in den Kreisen der Gebildeten recht gewürdigt wurden, dem größeren Publicum nahe zu bringen, wobei hauptsächlich die ausführliche treffliche Biographie Schenkels zu Grunde gelegt wurde. Die einfache, klare Darstellungsweise, vereint mit warmer Verehrung und dabei richtigem Verständniß des Geschilderten, haben denn auch der kleinen Schrift eine so rasche Verbreitung ge-

*) Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, sein Leben und Wirken. Dem deutschen Volke erzählt von Theodor Hoßbach, Licentiaten der Theologie und Prediger an der Andreaskirche zu Berlin. Eine Festschrift zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, 21. Nov. 1868. Berlin, Otto Löwenstein. 1868.

sichert, daß bereits eine zweite Auflage derselben nothwendig wurde.

Wohl ist es bedeutungsvoll, daß sich in unseren Tagen die allgemeine Aufmerksamkeit wieder der Erscheinung Schleiermachers zuwendet; treten doch die Gegensätze, gegen die er nach beiden Seiten hin gekämpft und deren gemeinsam Wahres er dann in seiner Person und Ueberzeugung so glücklich zu verschmelzen gewußt, heute schroffer als je einander gegenüber! Auf der einen Seite die Orthodoxie im vollsten Ornate ihrer mühsam zusammengeflickten Unfehlbarkeit mit allen alten Bevormundungsgelüsten — auf der anderen jener Nihilismus, der sich jüngst bei der Versammlung der norddeutschen freien Gemeinden in Berlin so recht ausgesprochen hat — eine Richtung, die jedes religiöse Bedürfniß des Menschen einfach ignorirt oder läugnet, da ein solches sich ja nicht mit Händen greifen oder mit Zahlen den Menschen beweisen lasse, denen Religion nichts weiter heißt, als „sittlich handeln".

Schleiermacher, der das eigenthümliche Schicksal gehabt hat, von den Einen für einen Pantheisten oder sogar Atheisten, von den Anderen für einen Schwärmer und Mystiker verschrieen zu werden — erkannte früh das tief in der Menschenbrust lebende religiöse Bedürfniß, das älter ist als alle Offenbarung; er wußte, daß man dieses Gefühl ignoriren, wohl gar es ganz zum Schweigen bringen kann, aber auch, daß es herrlich entwickelt werden könne, und daß dies die Flamme sei, von der alles Ideale im Menschenleben Licht und Wärme erhalte; der belebende Funke, ohne den kein großes Handeln denkbar sei, wenn seine Läugner auch es bis zum sittlichen Handeln bringen sollten. Diesen Funken zu hegen und zu pflegen, das Gottesbewußtsein der Seele immer lebendiger werden zu lassen, das war ihm Religion, die einzig wahre, ursprüngliche. Er selbst sagte von sich: „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe."

Und finden nicht auf diesem Grunde sich die besten, edelsten Geister aller Zeiten und Länder zusammen, wenn sie auch denselben Gedanken in verschiedener Form aussprechen? Kann man da nicht das Schriftwort anwenden: „Es sind viele Namen, aber es ist Ein Geist!" — Und Göthes Wort: „Das höchste Glück des denkenden Menschen sei: alles Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche still zu verehren", stellt es ihn nicht auch als einen Jünger dieser großen Gemeinde hin?

Mit seiner ersten großen That, mit seinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1800) — und dazu hatten die Wöllner'schen Religionsedicte und ihre Folgen fast alle Gebildeten gemacht — mit diesen Reden zeigte er zum erstenmale, „daß das, was man als Religion angesehen und verachten zu müssen geglaubt hatte, das Fürwahrhalten von Lehrsätzen z. B., gar nicht Religion sei. Eine Fülle neuer Aufschlüsse, folgenreichster, bahnbrechender, reformatorischer Gedanken war gegeben. Die Religion, als der Sinn für das Unendliche, war nun nicht mehr der Gebildeten unwürdig, sondern gehörte tief zum innersten Wesen des Menschen. Religion und Bildung standen sich nach diesen Ausführungen nun nicht mehr feindlich gegenüber . . . ." „Die Religion zeigt sich nun nicht blos in dem kirchlichen Leben, in dem Besuch der Gottesdienste, in frommen Uebungen, in Beobachtung einzelner moralischer Vorschriften und Grundsätze, sondern jedes Streben des Gelehrten, des Denkers, des Staatsmannes, des Künstlers kann ein religiöses und soll ein religiöses sein." — „Und so fern ist die Religion davon, den Geist in die Schranken gewisser Glaubenssätze einzuzwängen, daß vielmehr jedes solches Streben einen Mangel an Religion verräth. Religion und Freiheit der Ueberzeugung, Selbstständigkeit des Denkens, gehen immer Hand in Hand. Höchste Bildung des Geistes, höchste Freiheit des Gewissens sind nicht blos verbunden mit der Religion; sie sind die Kinder der Religion. Indem Schleiermacher die Religion als das Gefühl, die Anschauung des Unendlichen im endlichen Geiste faßt, steht er über dem Gegensatz, der seine Zeit bewegt und tritt auf gleiche Weise entgegen jener platten Verstandesaufklärung, die den nüchternen, alltäglichen Verstand allein als maßgebend erklärt in Sachen der Religion, dem Rationalismus, wie der gegenüberstehenden Anschauung, nach welcher die Religion eine übernatürliche, dem Erkenntnißvermögen unerreichbare Mittheilung der allein außerweltlichen Gottheit war, dem Supranaturalismus. Sie ist das Unbegreiflichste und Höchste, was der Mensch besitzt, und doch ist ihre Geburtsstätte in des Menschen eigenem Inneren."

Aber, wird man fragen, und fragte man schon damals, wie konnte Schleiermacher bei solchen Gesinnungen christlicher Prediger werden und bleiben?

Allerdings hatte er nicht ohne große innere wie äußere Kämpfe den Standpunkt erlangt, der ihn dazu befähigte; nachdem er ihn aber einmal erreicht, hat er ihn festgehalten bis an sein Lebensende. Auf die deshalb an ihn gerichteten Bedenken erwiderte er: „er lege in seinen Predigten seinen Worten gerade die Bedeutung bei, die ihnen ein Mensch, der in der religiösen Betrachtung begriffen sei, beilege und keine andere; man könne aber nicht anders die Religion in Worte fassen, als indem man Gott gewissermaßen vermenschliche; das geschehe auch in der heiligen Schrift, in den Reden Jesu, überhaupt im Christenthume. Er halte auch ferner den Stand als Prediger für den edelsten, den nur ein wahrhaft religiöses, tugendhaftes und reines Gemüth würdig ausfüllen könne, und nie werde er ihn mit seinem Willen gegen einen anderen vertauschen."

Nachdem er diese Versöhnung in sich gefunden, gelang es ihm mehr und mehr, seine edele Persönlichkeit frei herauszuleben und allseitig zu entwickeln, und, wie es das Vorrecht großer Naturen ist, wurde jede dieser Entwickelungsstufen zugleich auch fruchtbar für Andere. So außerordentlich reich und mannichfaltig war seine Begabung, daß wir kaum Ein Gebiet des öffentlichen Lebens zu nennen wüßten, auf dem er nicht anregend, ja in den meisten Fällen bahnbrechend gewirkt hatte. So war Schleiermacher der erste Theologe, der eine Emancipation der Juden geltend gemacht in der kleinen, interessanten Schrift: „Briefe bei Gelegenheit der Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter." Ferner war er es, der zuerst Vorschläge zu Vereinigung der reformirten und lutherischen Confession machte, so daß man ihn als den eigentlichen geistigen Vater der **Union** betrachten muß.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß (Technisches.) Ueber einen dem Techniker F. W. Hohbach von Ulm in mehreren Staaten patentirten Zimmerofen sprechen sich Zeugnisse, besonders aus Wien und München, sehr günstig aus. Aus der in einer kürzlich erschienenen Brochüre gegebenen Beschreibung des Ofens läßt sich entnehmen, daß das Princip desselben unbestreitbar den rationelleren beizuzählen ist. Hohbach's Ofen ist ein Füllofen mit Mantel und einer Vorrichtung zur Zimmerventilation versehen, und ist hauptsächlich für Steinkohlenfeuerung bestimmt. Als Füllofen unterscheidet er sich jedoch von anderen seiner Art dadurch, daß die Entzündung des aufgeschichteten Brennmaterials nicht nach der Richtung des Luftzuges, sondern nach entgegengesetzter Richtung ihren Fortgang nimmt. Bei den bisher benützten Füllöfen findet Verbrennung und Zug entweder von unten nach oben oder mit gestürzter Flamme von oben nach unten statt; im ersteren Falle wird das Feuer unten auf dem Roste vor Aufschüttung der Kohlen oder Coaks angemacht, im anderen Falle wird die Entzündung des Brennmaterials von oben bewirkt. In beiden Fällen nehmen die gasförmigen Verbrennungsproducte durch die Brennmaterialschichte ihren Weg. Bei H.'s Ofen werden die über einem Roste aufgeschichteten Kohlen oben durch ein Holzfeuer entzündet, und die Gase ziehen durch einen Aufsatz nach oben ab, werden aber vermittelst einer Zunge im Aufsatze (oder auch zweier Zungen) zur verticalen Kehrströmung zum Zwecke vollkommenerer Wärmeabgabe genöthigt.

Die Kohlen entzünden sich also von oben nach unten, nach entgegengesetzter Richtung zu der des Zuges und der Flamme, in Folge der durch die Berührung mit glühenden Kohlen fortschreitenden Erhitzung auf die Entzündungstemperatur. Auf diese Weise entweichen die brennbaren Gase und die mit ihnen fortgerissenen Kohlenpartikel durch die Flamme, wo sie zu möglichst vollständiger Verbrennung gelangen. Es ist der Ausnützung des Brennmaterials auf Wärmeerzeugung und zugleich der Rauchverbrennung Rechnung getragen. So richtig inzwischen das Princip ist, so dürfen doch die von H. daran geknüpften Calculationen nicht in gleichem Maße für richtig gelten, denn der Nachweis, daß H.'s Ofen gegenüber den gewöhnlichen Oefen eine Brennmaterialersparniß von 50 pCt. ergiebt, was behauptet wird, ist noch keineswegs geliefert. Auf Grund dieser Annahme berechnet H., daß sich durch allgemeine Einführung seines Ofens in Bayern ein Brennmaterialwerth von 22½ Millionen Gulden s. W. und in Oesterreich ein solcher von 86⅔ Millionen Gulden ö. W. jährlich ersparen lasse. Die weitere Einrichtung des Ofens betreffend, so sind zur Zuführung der zur Verbrennung erforderlichen Luft an dem unter dem Rost befindlichen Aschenfalle wie auch an der Feuerthür Schlitze mit Regulirschiebern angebracht. Der eigentliche Ofen einschließlich des Aschenfalls ist aus Gußeisen, und zwar aus mehreren Theilen mit umlaufendem Falz zusammengestellt, der Aufsatz aus Blech und der Mantel aus Blech oder Gußeisen. Zur Zimmerventilation dient ein Rohr, welches, aus einem freien Raume am Boden des Zimmers einmündend, zur Seite des Mantels ansteigt, in den Aufsatz einbiegt, in dessen Deckelmitte es oben ausmündet. Dieses Rohr hat am Boden zwei Klappen, durch deren Stellung entweder die Zuführung äußerer Luft oder die Circulation der Zimmerluft veranlaßt werden kann. Bei richtigem Verhältnisse der Ofendimensionen zur Größe des zu heizenden Raumes genügt an den kältesten Tagen eine einmalige tägliche Füllung; wenn eine geringere Heizung erforderlich ist, kann die Beschickung angemessen vermindert werden, z. B. auf die Hälfte oder ein Drittel des Füllraumes. Unter anderem hat sich ein solcher Ofen auch zur Heizung des Trockensaales einer Goldpapierfabrik in München vorzüglich bewährt, was besonders der fortwährenden Lufterneuerung zuzuschreiben ist.

— Ueber die Erdstöße in Californien, die am 21. October begannen und bis zum 27. desselben Monats fortdauerten, liegen jetzt nähere Berichte vor. Am 21. früh um 7 Uhr 50 Minuten wurde ein heftiger Erdstoß verspürt. Die durch das Erdbeben verursachten Hauptbeschädigungen beschränken sich auf den unterhalb Montgomery Street liegenden Stadttheil und auf die Gebäude, die auf dem aufgetragenen Grund stehen, mit dem man die Bai aufgefüllt hat. Zahlreiche Gebäude sind in jenem Stadttheil unbewohnbar gemacht oder niedergeworfen worden. Die Geschäfte sind im unteren Theile der Stadt geschlossen. Zu Oakland verspürte man ebenfalls den Stoß stark. Kamine stürzten ein, viele Häuser wurden beschädigt. Im Laufe des Tages verspürte man zwölf Erdstöße. Die Bewegung ging von Norden nach Süden. An der Ecke der Market und der ersten Straße öffnete sich die Erde mehrere Zoll weit auf 40 bis 50 Fuß Länge. An anderen Stellen strömte Wasser aus den Erdrissen. Die City Hall kann als Ruine betrachtet werden. Alle Gerichte haben sich vertagt, und die Gefangenen wurden aus den Stationshäusern nach dem Countygefängniß gebracht. Alle Patienten im Bundes-Marine-Hospital wurden entfernt, da die Gebäude als unsicher erklärt worden sind. 22. Oct. Heute fühlte man abermals eine oder zwei leichte Erderschütterungen. Es ereigneten sich höchstens dreißig erwähnenswerthe durch das Erdbeben verursachte Unfälle. Nur fünf Menschenleben gingen verloren. Es mögen aber noch einige Personen, die durch den herabfallenden Schutt beschädigt worden sind, an ihren Verletzungen sterben. 23. Oct. Heute früh 2¼ Uhr Morgens ist hier ein neuer gewaltiger Erdstoß verspürt worden. Der Stoß war so furchtbar, daß die Leute schreiend, wehklagend und mit schreckenbleichen Gesichtern aus ihren Häusern stürzten. Auf den Straßen wogt die Bevölkerung in ihren Nachtgewändern umher und wartet zitternd der Dinge, die da kommen sollen. Die Atmosphäre ist erstickend dick und das Wetter warm und schwül. Um 7½ Uhr Vormittags fand abermals eine leichte Erschütterung statt; so viel man bis jetzt zu ermitteln vermochte, hat der heutige Erdstoß keinen weiteren Schaden gethan. Die Aufregung unter der Bevölkerung läßt nach, und die Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Gang. 24. Oct. Seit gestern früh war hier kein Erdbeben mehr. Die Aufregung hat sich gelegt. Der Werth des Grundeigenthums hat sich dem Anscheine nach durch das Erdbeben nicht verringert, und die Arbeiten an den neuen Gebäuden scheinen ebenso versprechend als zuvor zu sein. Es werden zur Zeit Bauverträge ebenso unbedenklich als jemals abgeschlossen. 25. Oct. Seit Mitternacht hat man einige leichte Erdstöße verspürt. Einer derselben fand Morgens um 7 Uhr 55 Minuten statt; derselbe dauerte ziemlich lang und rief einige Bestürzung hervor. 27. Oct. Ein heftiger Erdstoß wurde um Mitternacht verspürt, der große Bestürzung hervorrief, aber keinen weiteren Schaden anrichtete.

— (Franzosen in Mexico.) In dem zu Stuttgart erschienenen Buch des Prinzen Salm: „Queretaro", ist der Rückzug der Franzosen aus Mexico folgendermaßen geschildert: „So kam der 6. Februar 1867 heran, der Tag, an welchem die Franzosen für immer Mexico verlassen sollten. Die ganze Bevölkerung der Hauptstadt war auf der Straße und in freudiger Aufregung, denn die Franzosen hatten sich bei allen Parteien verhaßt gemacht. Das Benehmen des Marschalls Bazaine brauche ich nicht zu charakterisiren; es ist in vielen Schriften gewürdigt worden. Er mochte nach seinen Instructionen gehandelt haben; allein er that es nicht nur in einer ihm eigenthümlichen brutalen Weise, sondern überschritt dieselben wahrscheinlich in manchen Punkten, je nachdem es seinem grenzenlosen Ehrgeiz und seiner Geldgier paßte. Die französischen Officiere ahmten dem Marschall nach, und ihre Anmaßlichkeit und Habgier überschritt alle Begriffe. Was kümmerte sie Maximilian oder die vorgeschobene civilisatorische Absicht ihres Kaisers! Sie verachteten die Mexicaner mit französischer Anmaßung, raubten so viel sie immer konnten und beleidigten gröblich die Bewohner von Mexico bei jeder Gelegenheit. Herren auf dem Trottoir, die ihnen nicht schnell genug aus dem Weg gingen, stießen sie auf das Pflaster hinunter, und Damen, die sich auf die Straße wagten, waren vor ihrer gemeinen Zudringlichkeit nicht sicher. Der Ausmarsch begann um 9 Uhr. Kein freundlicher Zuruf, kein Abschiedszeichen grüßte die verhaßten Bedrücker, und die Damen sahen unbeweglich und mit verächtlichem Lächeln auf die rechts und links umhercoquettirenden Officiere herab."

— Aus Schleswig, 17. Nov., schreibt man dem „Schw. M.": Es ist ganz auffallend, wie sich die Strandungen in diesem Jahre häufen. Eine ganze Reihe von Fällen ist in letzter Zeit gemeldet an der jütländischen Küste vor Sylt, vor Föhr und vor Amrum. Man muß freilich einmal dort bei Sturm den Wogenanprall gesehen haben, um die Wirkungen desselben zu begreifen. Vor einem Jahr schlug bei Röm einmal eine Welle einen großen Dreimaster, der auf den Strand gekommen war, auseinander. Leider bleibt es dieses Jahr sehr häufig nicht bei Verlust von Schiff und Gut, es sind auch viele Menschenleben zu Grunde gegangen. Die Insulaner sind immer zu helfen bereit, oftmals ohne Erfolg. Auf der Insel Sylt ist ein eigener Friedhof für die „Heimathlosen", d. h. für die Leichen, die bei Strandungen vom Meer angetrieben werden. Kein Kreuz verkündet hier einen Namen, im schmucklosen Sarge werden die Unglücklichen der Erde übergeben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 143.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Die rasch auf dem Weg dahineilende Golddore war froh, daß sie den Friedel los war, der ihr nun durch seine Aufdringlichkeit unangenehm und lästig geworden. Sie hatte etwa die Mitte des Moosbruchs erreicht und sah nun neben sich zwischen den Zweigen und Sträuchen hin und wieder das düstere, schwarze Wasser liegen. „Weiter, nur weiter," flüsterte sie, während ein unheimliches Gefühl über ihren Körper zitterte — sie hob das kleine Kreuz hoch, als könnte ihr so nichts geschehen, und eilte auf dem schmalen Steg hin.

Plötzlich war es ihr, als komme Jemand hinter ihr — sie wandte sich um — ein Schatten verschwand unter den Weiden — oder hatte sie das abwechselnde, unsichere Licht getäuscht, das der bald durch dunkele Wolken verhüllte, bald auf Weg und Sumpf leuchtende Mond rings warf? „Nur weiter, schnell weiter," flüsterte sie, „Konrad wartet!" In demselben Augenblick fühlte sie, daß sie von hinten ergriffen wurde — Schreck und Angst überrieselten sie, da sie in der Finsterniß rings den Angreifenden nicht erkennen konnte — sie stemmte sich — sie wehrte sich gegen den stärkeren, furchtbaren Feind, der sie an dieser einsamen Stelle überwältigen wollte — vergebens! Ihre Arme waren zu schwach. Der Grausame entwand ihr das schützende Kreuz — er zerrte sie nach dem Rand des Stegs.

„Hilf mir, mein Gott," rief in Todesangst das taumelnde Mädchen und erkannte in dem plötzlich herniederfallenden Mondstrahl ihren Feind — ihre Lippen wollten seinen Namen rufen — ihre Augen flehten um Gnade — aber der Entsetzliche ließ sie vom Steg hinab in das schwarze Wasser des Moosbruchs fallen. Sie wollte sich an den herabhängenden Weidenzweigen halten — umsonst — er stieß sie hinab — ein gurgelnder Laut wurde hörbar, ein furchtbarer Laut, den der niemals wieder vergessen kann, der ihn vernommen — dann noch ein Plätschern — und dann war Alles still, denn der Mörder hatte sich schon, nachdem er das Kreuz zu sich gesteckt, im Schutz der Gebüsche davon gemacht — die schwarze, blasenwerfende Tiefe lag so ruhig da, als wäre nichts geschehen, und die Nacht deckte mit Schweigen und Finsterniß die furchtbare That, die kein Mensch gesehen.

Und doch sollte sie nicht bis zum nächsten Morgen verborgen bleiben.

Die Gebrüder Dieck waren in der Nähe des Strandes mit dem Einziehen der Netze beschäftigt, als der Doctor, der sich zum besseren Genuß der nächtlichen Partie das Opernglas der Frau Professor mitgenommen, das ihm an der Aussicht schon so oft vortreffliche Dienste geleistet, sie darauf aufmerksam machte, daß nach zehn Uhr noch ein weibliches Wesen am Strand ging. Jacob wie sein Bruder Wilm, die gute und an die Finsterniß gewöhnte Augen hatten, behaupteten in diesem Wesen die Golddore zu erkennen, und der Doctor hob endlich jeden Zweifel auf, indem er durch sein Glas ihre Gestalt, ja sogar ihre Züge genau zu erblicken behauptete. Er verfolgte nun die Einsame und sah bald darauf den Dorfmusikanten zu ihr treten, den auch die Gebrüder Dieck, dem Strand sich nähernd, deutlich erkannten. Sie sahen, wie er die Golddore in das Gebüsch am Steg durch den Moosbruch begleitete und mit ihr in demselben verschwand.

„Alle Wetter," sprach der Doctor, „hat sich das hübsche Mädchen denn in den verkommenen Friedel vergudt, daß sie mit ihm auf dem einsamen Weg ein Stelldichein abhält?"

„Der Friedel läuft ihr schon lange nach," meinte Jacob Dieck, „aber so viel ich weiß, hielt sie ihn sich bis jetzt fern."

„Im Guten schritten die nicht in's Gebüsch," behauptete Wilm; „sahst Du denn nicht, wie das Mädel mit den Armen wehrte?"

„Nun, im Bösen wird sie mit ihm doch nicht nach dem einsamen Steg gehen."

„Wunderbar," murmelte der Doctor, noch immer durch das Glas die Stelle aufmerksam beobachtend, an der die Beiden verschwunden waren.

„Sie hatten Streit, glaub's mir, laß uns warten bis sie zurückkommen."

Die drei auf dem Wasser setzten sich auf den Bord der Lomme und blickten unverwandt nach dem Steg.

„Wenn das der Kirschenbauer wüßt'; der hütet die Golddore wie seinen Augapfel und hält sie wie sein eigenes Kind," sagte Jacob.

„Und sein „Goldmädel" macht hinter seinem Rücken zu nächtlicher Stunde solche fatale Geschichten," ergänzte der Doctor nicht ohne Besorgniß, „wenn ihr nur nichts passirt, Euerem Dorfmusikanten trau ich nicht."

„Da ist er ja," rief plötzlich Wilm, nach einer Stelle des Gebüsches zeigend, „da ist er, seht nur, wie er aus dem Dickicht hervorgestürzt kommt — er blickt sich scheu um, als fürchtet er, beobachtet zu werden!"

„Er ist allein — die Golddore ist nicht mehr bei ihm."

„Jesus Maria," rief der brave Jacob Dieck in großer Angst, „er hat dem Mädel ein Leids gethan!"

„Laßt uns an's Land eilen, wir müssen nachsehen oder ihn fragen."

„Dazu kommen wir zu spät, der Friedel Heimbach ist schon hinter der Düne verschwunden."

„Und die Golddore ist noch immer nicht zu sehen. Laßt uns suchen, es ist unsere Pflicht, wir sind die Einzigen, die die dunkele That beobachtet haben," rief der Doctor, überzeugt, daß der Dorfmusikant Unerhörtes gethan.

Nach wenigen Minuten betraten die drei Männer den Strand, ergriffen ihre Schiffslaterne, zündeten das Licht in derselben an und eilten dem finsteren Steg im Moosbruch zu. Es war Niemand zu sehen. Sie riefen laut und lauter den Namen des Mädchens — umsonst, ihre Stimme wurde erstickt durch das Gebüsch und die Bäume.

Sie eilten in großer Aufregung auf dem schmalen Pfade weiter und hatten bald die Hälfte desselben zurückgelegt. Da rief Wilm plötzlich, der die Laterne trug: „Hier, seht hier! Das Gras ist niedergetreten und das Schlangenkraut geknickt hier ist etwas geschehen!"

„Er hat recht," murmelte sein Bruder, nach den tief herabhängenden Zweigen der nächsten Weide zeigend, „hier hat sich das Mädchen noch halten wollen, die Blätter sind von den Zweigen abgestreift, aber sie hat sich nicht wehren können, sie ist hier hinabgestoßen."

„Sie mag sich auch in der Finsterniß zu weit nach dieser Seite gewandt haben und fehlgetreten sein."

„Das ist nicht möglich, denn sieh doch die Tritte hier! Hier ist gerungen worden, die Golddore ist dann im Kampf nach dem Rande gedrängt und hinabgeworfen, mein Wort zum Pfande!"

„Das ist ja entsetzlich," sagte der Doctor, der kreideweiß geworden war und einen heftigen Frost verspürte, „kommt denn so etwas auch hier vor?"

„Es ist das erste Mal, so lange ich lebe," sprach Jacob Dieck ernst, „das kann kein Anderer gewesen sein als dieser elende Dorfmusikant. Das arme Mädel — heute roth, morgen todt!"

„Ich kann's noch immer nicht glauben," meinte der Doctor, „obgleich ich zuerst Mißtrauen hatte."

„Laßt uns nach dem Dorf gehen, den Kirschenbauer wecken und uns vergewissern, ob sein Mündel da ist oder nicht — finden wir das Mädchen nicht im Haus, dann liegt sie hier in der schwarzen Tiefe, die nichts wieder herausgiebt."

Die drei Männer schritten auf dem Stege zurück und dann am Strande entlang dem Dorfe zu.

Es war längst Mitternacht vorüber, als sie vor dem Hof des Kirschenbauers ankamen, der so still und stumm dalag, wie wenn nichts geschehen wäre. Jacob stieg die Stufen nach der Hausthür hinan und pochte an das Fenster. „Herr Voigt, wacht auf und kommt zu uns heraus, wir sind es, die Diecks und der Doctor! Euerer Dore muß ein Unglück passirt sein!"

Nach wenigen Secunden polterte es im Zimmer und der Kirschenbauer erschien wie er aus dem Bett gesprungen war und mit großen Augen am Fenster; man sah es ihm an, daß er von der plötzlichen Störung überrascht und in seinem besten Schlaf gestört war. Er öffnete das Fenster und fragte mit tiefer Stimme: „Was giebt's, Ihr Herren? Spracht Ihr nicht von meinem Mündel?"

„Kommt heraus und laßt uns gemeinschaftlich sehen, ob Euere Dore in ihrer Kammer weilt — wir glauben, daß ihr ein Unglück zugestoßen ist!"

„Meiner Dore?" rief der Kirschenbauer erschrocken, „wartet einen Augenblick, ich will mir nur etwas anziehen."

Die Frau Professor, durch das laute Klopfen und Sprechen munter geworden, erschien auch in ihrem weißen Nachtgewand und mit noch weißerem Gesicht wie ein Gespenst am Fenster, um zu fragen, ob Feuer oder was sonst zu befürchten. Sie wartete, als der Doctor ihr mit wenigen Worten das Vorgefallene mitgetheilt hatte, auf das Weitere, während der breitschulterige Kirschenbauer aus seinem Zimmer zu den Störern der nächtlichen Ruhe trat. Er schritt mit ihnen nach der Giebelkammer — sie war leer — das Bett unberührt — die Golddore war fort!

Peter Voigt fand keine Worte vor Ueberraschung und Schreck — er hörte mit gesteigerter Aufregung die Erzählung der Fischer an.

„Sie ist in den Moosbruch gestoßen," versicherte nun mit voller Ueberzeugung Jacob Dieck.

In diesem Augenblick stürzte eine neue Person die Stufen herauf, die die letzten Worte gehört haben mußte. Die bei der Aufregung des Augenblickes sehr zum Schreck Geneigten fuhren auseinander, erkannten dann aber den jungen Referendar Buchner, der bleich und entsetzt rief: „Die Golddore? Sprecht Ihr von der Golddore?"

„Ja, Junker, sie muß auf dem Weg verunglückt sein."

„Aber wie kommt denn Ihr in der Nacht hierher," fragte Peter Voigt langsam den Referendar — „ich werd' aus Allem noch nicht klug."

„Ich wollte Ihr Mündel treffen und sprechen, da ich sie liebe und heirathen will. Fast zwei Stunden wartete ich vergebens jenseits des Moosbruchs auf sie, dann eilte ich, ein Unglück vermuthend, ihr entgegen. Ich fand sie nicht. Ich rief vergebens! So eilte ich denn bis hierher, wo mir die Worte entgegentönten: „Sie ist in den Moosbruch gestoßen" — sie kann nicht fehlgetreten sein, denn sie kennt den weidenbegrenzten Pfad von Kindheit an zu genau. Sie haben recht, Herr Dieck, es ist ein Verbrechen begangen, ein furchtbares Verbrechen!"

„Aber wer sagt Euch denn, daß sie nicht umgekehrt ist, und vielleicht erkrankt noch am Strande sitzt!"

„Das ist nicht möglich, wir haben sie ja in den Steg biegen sehen — wir erblickten den Dorfmusikanten bei ihr!" riefen die drei Männer durcheinander.

„Den Dorfmusikanten" — wiederholte Konrad Buchner.

„Den unheimlichen Burschen, ja! Er kehrte allein aus dem Gebüsch zurück, wir sahen Alles ganz genau von unserer Lomme aus! Die Golddore kam nicht mit ihm; das fiel uns auf, da sie im Streit den Weg betreten hatten. Wir suchten und fanden die Stelle, an der das zertretene Gras, die geknickten Pflanzen und die abgerissenen Weidenzweige, die die Golddore im letzten Augenblick als Halt ergriffen haben muß, keinen Zweifel darüber ließen, daß dort ein Kampf stattgefunden hat."

„Entsetzlich," murmelte der Kirschenbauer, „ich hatte keine Ahnung davon, daß sie sich heimlich entfernt hatte, ich lag in ruhigem Schlaf, da ich nicht annehmen konnt', daß mein Goldmädel mich Nachts verlassen würd'."

„Und dieser Kampf hat zwischen ihr und jenem Dorfmusikanten stattgefunden, es ist kein Zweifel," rief Konrad, „dieser Elende, der das Mädchen seit Wochen schon mit seinen Anträgen verfolgt, hat Gelegenheit gefunden, seine Bosheit und Wuth an ihr auszulassen! Wir müssen sofort die nöthigen Schritte thun! Sie, Herr Voigt, suchen den Schulzen und den Landgendarmen zu treffen, zeigen ihnen das Geschehene an und fordern sie auf, den Friedel Heimbach zu verfolgen, während wir, Herr Jacob Dieck, nach der Stadt eilen, um dort die Anzeige von dem schändlichen Verbrechen zu machen. Die Eile thut mir dabei wohl, damit ich gar nicht zu einem Nachdenken über das Geschehene komme."

„Nehmen Sie meine Pferde und meinen Wagen," sagte Peter Voigt und wollte hinauseilen, um Alles vorzubereiten.

„Wir besorgen uns das selbst," rief Konrad, „eilen Sie nur, um den Gendarmen zu suchen und den erbärmlichen Verbrecher zu fangen! Herr Wilhelm Dieck, vielleicht können Sie beim anbrechenden Tage einige bekannte Fischer dazu vermögen, mit Ihnen gemeinschaftlich den Sumpf nach der Unglücklichen zu durchsuchen. Wir müssen sie der schwarzen Fluth entreißen, damit wir wenigstens an ihrem Hügel beten und weinen können. O mein Schöpfer" — rief der erregte Jüngling und eilte, Thränen in den Augen, mit Jacob Dieck hinaus, um mit des

Kirschenbauers Fuhrwerk nach der Stadt zu fahren, während dieser äußerst betrübt und gebrochen sich allmählich darauf vorbereitete, den Landgendarm zu suchen. Wilm Dieck begleitete ihn, um einige bekannte Fischer zu wecken und die Nachsuchung vorzunehmen.

Der Doctor Ahlemann aber flüsterte, als Alle sich entfernt hatten, der noch aus dem Fenster schauenden Frau Professor zu: „Es ist mir hier sehr unheimlich geworden!"

„Ich reise morgen ab," antwortete mit ängstlicher Stimme Lila, „nun ist aller Schmelz unschuldigen Landlebens hier für immer hin."

(Fortsetzung folgt.)

Schleiermachers Leben und Wirken.

(Schluß.)

In der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung entwickelte sich in Schleiermachers Patriotismus eine neue Seite seiner Frömmigkeit. In feurigen, erweckenden Reden wußte er den schlummernden Funken auch bei Anderen anzufachen und unablässig die Hoffnung und den Wunsch besserer Zustände mitten unter dem Drucke des Joches der Fremden rege zu erhalten. An der Organisirung der Landwehr nach Scharnhorst's Grundsätzen betheiligte er sich später auch praktisch, und der kleine, schwächliche, etwas verwachsene Mann, der gerade damals mit Berufsgeschäften überhäuft war, unterließ nicht, die Exercirübungen regelmäßig mitzumachen, durch sein Beispiel zeigend, „daß ein bedeutender Mann in jeder Lage zu wirken weiß".

Aber noch bevor diese Zeit des allgemeinen Aufschwungs anbrach, trat er 1808 mit einer Schrift hervor: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne, nebst einem Anhang über eine zu errichtende." Er verlangt darin akademische Lehr- und Lernfreiheit, „die Temperatur einer völligen Freiheit des Geistes". Im Gegensatz gegen ein Gutachten Fichte's verlangt er Unabhängigkeit der Universität vom Staat, weil dieser nur das unmittelbar ihm Nützliche begünstige, den Werth des wissenschaftlichen Strebens an sich zu leicht verkennen wird.

Von allen eingelaufenen Gutachten fand das Schleiermacher'sche die meiste Beachtung, so daß er mit Recht als ein geistiger Mitbegründer der Universität Berlin zu betrachten ist; wie er auch später bei Besetzung der theologischen Lehrstühle vielfach von Wilhelm von Humboldt zu Rathe gezogen wurde.

In demselben Jahre (1808) wurde Schleiermacher vom Könige zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin berufen und ihm Aussicht auf eine Professur an der neu zu begründenden Universität gemacht. Er trat in diese Stelle zu derselben Zeit, wo sein einst geliebter Jugendfreund Fr. Schlegel zur katholischen Kirche übertrat und sich in Wien ganz dem Metternich'schen Systeme, man kann wohl sagen: verkaufte. Schleiermacher dagegen trat mit Stein, Scharnhorst und Gneisenau in lebhafte Verbindung, ohne daß man von einem geheimen Bunde, mit Ein- und Austritt, Statuten oder dergl. sprechen könnte; es war eben nur die wärmste Liebe zum Vaterlande und die Ueberzeugung, daß etwas zur Erhebung des ganzen Volkes geschehen müsse, was diese Männer unter einander verband. Wartete doch der König, der sich in Königsberg befand, selbst nur auf die Zusage russischer Hilfe. Um mit dem Hofe Verbindungen anzuknüpfen, brauchte die Bewegungspartei in Berlin einen Sendboten, der sich nach Königsberg begebe. Schleiermacher, obgleich eben erst verlobt, besann sich keinen Augenblick, diese sehr gefahrvolle Reise anzutreten. Schon waren die Augen französischer Späher seinen Schritten überall gefolgt und er selbst (27. Nov. 1807) zum Marschall Davoust citirt worden, um von ihm eine Verwarnung wegen Unruhestiftung zu empfangen. Trotz alledem begab der unerschrockene Mann sich auf die gefahrvolle Reise. Er gelangte glücklich nach Königsberg, wurde auch dem Könige vorgestellt, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurückkehren, da sich der König ohne russische Hilfe zu nichts entschließen wollte. Diese aber blieb aus; ein von den Franzosen aufgefangenes Schreiben Stein's, das kriegerische Absichten verrieth, erschütterte dessen Stellung und hatte bald nachher seinen Sturz zur Folge. Tief betrübt, aber doch nicht ganz entmuthigt, kehrte Schleiermacher zurück; zu fest lebte in ihm der freudige Glaube an eine bessere Zukunft. Der Sturz Stein's jedoch hinderte viele begonnene Reformen, so auch die kirchliche, für welche Schleiermacher in Stein's Auftrage ein Gutachten ausgearbeitet hatte. In demselben stellte er auch zum erstenmale die Forderung der Civilehe auf. Der Entwurf wurde zuerst nicht ungünstig aufgenommen, dann aber im Drange der Zeit bei Seite gelegt.

Als die Tage der eigentlichen Erhebung endlich kamen, da erfrischten sich an Schleiermachers hohem und frohem Muthe alle Freunde, worunter auch E. M. Arndt, der später Schleiermachers Schwester Nanny heirathete.*) Ja, er war die eigentliche Seele der Erhebung in Berlin, was auch Scharnhorst in einem Briefe dankbar und freudig anerkannt.

Um diese Zeit (1813) übernahm Schleiermacher auf den Wunsch der Freunde auch die Redaction eines politischen Blattes, des „Preußischen Correspondenten", des Organs der patriotischen Partei. Dies brachte ihm jedoch unaufhörliche Verfolgungen ein; denn schon früher war es seinen Feinden gelungen, ihn dem Könige, der ihm eigentlich wohlwollte, als „unruhigen Kopf" verdächtig zu machen; nun zog er sich durch seine kühne und offene Sprache das Mißfallen der Regierung zu. Der Minister Schuckmann mußte ihm verschiedene Verweise ertheilen; schließlich wurde er sogar gezwungen, seine Stellung im Unterrichtsministerium niederzulegen.

Was die übrigen Reformen betrifft, die von Schleiermacher angeregt und angebahnt wurden (so z. B. die Gesangbuchfrage), so verweisen wir den Leser auf das so außerordentlich inhaltreiche Schriftchen Hoßbach's selbst, das, als wahre Volksschrift, zu äußerst billigem Preise zu haben ist, und begnügen uns hier nur damit, Schleiermacher's Stimme in dem neu entbrannten Streit der Orthodoxie und des Protestantenvereins zu hören, die er ahnungsvoll folgendermaßen ertönen ließ:

„Wollt Ihr Euch denn hinter diesen Außenwerken, den Wundern, verschanzen und Euch von der Wissenschaft blockiren lassen? Das Bombardement des Spottes, welches denn auch von Zeit zu Zeit erneuert werden wird, will ich für nichts rechnen, denn das wird auch Euch, wenn Ihr nur Entsagung genug habt, wenig schaden. Aber die Blockade, die gänzliche Aushungerung von aller Wissenschaft, die dann nothgedrungen die Fahne des Unglaubens aufstecken muß! Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen, das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? — Viele freilich werden es so machen; die Anstalten dazu werden schon stark getroffen, und der Boden hebt sich schon unter unseren Füßen, wo diese düsteren Larven auskriechen wollen von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstabens für satanisch erklären."

Mannichfaltiges.

○ Paris, 24. Nov. Cayenne gilt nun bereits so lange für den Ort aller Schrecken, und man weiß doch so wenig davon. Das „Journal des Debats" stellt heute aus amtlichen Quellen und anderen Documenten das Wissenswertheste über diese Verbrechercolonie zusammen. Es ist da nicht gesagt, wie groß die Zahl derer ist, welche ihres politischen Glaubens willen von der kaiserlichen Regierung dem Klima jener Colonie geopfert worden sind, wir vermissen auch jede Andeutung

*) Sie lebt noch in Bonn.

darüber, welches das Verhältniß dieser Deportirten zu den eigentlichen Verbrechen gewesen ist, aber abgesehen davon bieten die Mittheilungen großes Interesse. Am 8. December 1851 wurde Cayenne zur Strafcolonie bestimmt, einige Monate nachher stellte man den Verbrechern in den Bagnos frei, sich hintransportiren zu lassen. Eine große Zahl nahm an. Zuerst machte man den Versuch, die Deportirten im Süden des Landes, in der sogenannten Region des Windes, unterzubringen. Das Resultat war entsetzlich. Die Sterblichkeit stieg bis auf 30 vom Hundert und im Jahre 1856 sogar bis auf 62 vom Hundert! Um abzuhelfen, dachte die Regierung auf Einrichtung einer gesunderen Colonie im stillen Meer und wählte Neu-Caledonien. Gleichwohl blieb Guyana Hauptstrafort; es befinden sich dort noch 7000 Verbrecher, in Neu-Caledonien nur 2000; letzteres figurirt auf dem Budget von 1869 mit nicht ganz 800,000 Fr., Cayenne mit über 4 Millionen. Aber auch in Cayenne gab man die Hoffnung nicht auf, günstigere Niederlassungsplätze zu finden, und das ist gelungen. Am Maronifluße, im Norden des Landes, in der Gegend unter dem Wind ist das Klima besser. Seit man sich dort angesiedelt hat, ist die Sterblichkeit bedeutend vermindert, es sterben jährlich etwa drei bis fünf vom Hundert, d. h. nicht viel mehr als in Frankreich und beträchtlich weniger als in den Strafanstalten des Mutterlandes, denn in Beaulieu z. B. ist das Verhältniß 12 und in Casabianca (Corsica) 20 vom Hundert. Die Verbrecher werden in Cayenne mit ländlichen und industriellen Arbeiten beschäftigt. Man baut Tabak, Reis, Mais, Kaffee, Cacao, der Anbau des Zuckerrohrs ist bis jetzt mißglückt. Besondere Gewinne zieht die Verwaltung aus der Verarbeitung von Nutzhölzern, von denen auf der Ausstellung im Jahre 1867 vielbelobte Proben zu sehen waren. Um einen moralischen Einfluß auf die Sträflinge auszuüben, hat man es mit zwei oft bewährten Mitteln versucht: man eröffnet ihnen die Möglichkeit, Eigenthum zu erwerben und eine Familie zu gründen. Diejenigen, welche sich durch ihre Führung auszeichnen, erhalten ein Stück Land und die Werkzeuge, es zu bebauen; die Verwaltung baut ihnen eine Hütte, liefert ihnen Vieh und zwei Jahre hindurch die nöthigen Hilfsmittel. In Saint Laurent leben jetzt 176 Concessionaire, davon 126, welche der Unterstützung nicht mehr bedürfen. 1858 schickte man den ersten Transport weiblicher Sträflinge hinüber, welche schnell vergriffen waren. Seitdem sind mehrere gefolgt, aber die Nachfrage ist noch immer stärker als das Angebot. Bereits hat man interessante Erfahrungen über die jungen Ehehaltungen gemacht. So hat sich herausgestellt, daß unter den weiblichen Sträflingen die Kindesmörderinnen weit bessere Frauen und Mütter abgeben als die Diebinnen. Auch eine Anzahl von solchen Ehen, die schon vorher bestanden hatten, ist wiederhergestellt worden, und wenn die in der Heimath zurückgelassenen Frauen sich willfährig zeigen, ihren deportirten Männern hinüber zu folgen, so gewährt man ihnen freie Ueberfahrt, Geldunterstützung und nach ihrer Ankunft freie Lebensmittel für zwei Jahre, das ist eine Menschlichkeit, die gerühmt werden muß.

— Chorinsky wirklich wahnsinnig. Eine vierzehntägige genaue Beobachtung des Sträflings von Kronach hat zu der Expertise geführt, daß an dem totalen Wahnsinn desselben nicht mehr gezweifelt werden könne. Bemerkenswerth ist es, daß sein Ideengang seit der Verurtheilung ganz seinem Verhalten in der öffentlichen Schwurgerichtssitzung entsprach, nur daß er statt mit der Ebergenyi mit der Howotty sich verheirathen wollte. Die Zeugenaussagen und die Expertise, welche den Chorinsky schon damals für närrisch erklärten, gewinnen dadurch nachträglich an Gewicht, und das entgegenstehende Gutachten des Dr. Solbrig, welcher die Ansicht des Dr. Morel (daß die nun wirklich eingetretene Katastrophe vor Umlauf von drei Jahren erfolgen würde) mit überlegener Satyre geißelte, dürfte vor der Wissenschaft einen schweren Stand bekommen, wenn nämlich die Voraussetzung des wirklichen Wahnsinnes sich als unzweifelhaft richtig herausstellt. Vorige Woche waren die Mutter und der Bruder des Sträflings in Kronach; der Festungscommandant vom Rosenberg soll bereits dessen Ueberführung in eine Irrenanstalt beantragt, der ehemalige Vertheidiger aber ein Begnadigungsgesuch eingereicht haben.

— Berlin, 21. Nov. Immer deutlicher beginnt sich herauszustellen, welch großen Gewinn die Wissenschaft den Finsterniß-Expeditionen dieses Jahres verdanken wird. Nachdem Jansen, Herschel, Tennant und Rayet in Indien während der Sonnenfinsterniß durch die prismatische Analyse entdeckt haben, daß das Spectrum der am Sonnenrande erscheinenden Protuberanzgebilde aus drei wohlbestimmten lichten Linien besteht, ist es dem Engländer Lockyer und dem Franzosen Jansen gelungen, die Protuberanzen auch ohne Verfinsterung der Sonnenscheibe am Rande der Sonne zu erkennen, indem sich die charakteristischen lichten Linien des Protuberanz-Spectrums auf dem Spectrum der von der Sonne erleuchteten Luft deutlich hervorhoben. Es ist nunmehr auch auf der Berliner Sternwarte gelungen, diese beständige Sichtbarkeit der Protuberanzen zu constatiren. Herr Dr. Tietjen, welcher sich als Mitglied unserer leider vom Wetter nicht begünstigten Expedition nach Indien mit diesen Untersuchungen vertraut gemacht hatte, hat am Morgen des 21. November am Sonnenrande zwei Protuberanzen entdeckt, deren eine eine Länge von etwa einer Minute hatte. Aus der Geschichte der schönen Entdeckung von Lockyer und Jansen geht in erfreulichster Weise hervor, wie zweckmäßig die rechtzeitige Verwendung großer Mittel zur Beobachtung der diesjährigen ungewöhnlich günstigen Sonnenfinsterniß gewesen ist. Es wird fortan, um die Umhüllungen des Sonnenkörpers zu untersuchen, nicht mehr unbedingt erforderlich sein, bis in entfernte Gegenden der Erde den Mondschatten aufzusuchen, sondern das Studium jener Gebilde ist nun durch die Resultate der letzten Expeditionen überall zugänglich geworden.

— Das Pariser Haus Rothschild zeigt durch ein Circular seinen Geschäftsfreunden an, daß die Leitung der Firma nach dem Tode des Baron James an seine Söhne, die Barone Alphons und Gustav Rothschild übergegangen sei. Nach glaubwürdigen Nachrichten beträgt die Hinterlassenschaft des Barons James, der im Jahre 1812 mit etwa einer Million Franken im Vermögen nach Paris gekommen war, oberflächlich abgeschätzt, etwas mehr als 2000 Millionen Franken, und eingeweihte englische Finanzmänner versichern, daß im ganzen vereinigten Königreiche sich kein Vermögen diesem an die Seite stellen lasse. Baron James hinterläßt außer seinen Wohnhäusern in Paris, dem Schlosse im Bois de Boulogne und der prachtvollen Besitzung von Laferrieres noch 51 große Häuser in Paris, sowie verschiedene Grundstücke ähnlicher Art in den bedeutendsten Städten Europas. Namentlich in Italien hat das Grundeigenthum Rothschilds sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, so daß er in Rom, Neapel, Florenz und Turin mehrere Paläste und Wohnhäuser besitzt. Diese Einzelheiten sind aus durchaus zuverlässiger Quelle geschöpft, sagt die „Sp. Z."

— In welchem Zusammenhange die Häringe mit dem Heirathen stehen, läßt sich auf den ersten Blick kaum erkennen; daß aber ein solcher Zusammenhang, zum wenigsten in Schottland, besteht, erhellt aus einer Statistik des Registrators von Clyne (Sutherland) für das mit dem 30. September abgelaufene Quartal. In diesem für die Generalregistratur von Schottland angefertigten Ausweise finden sich Geburten und Sterbefälle nach Gebühr verzeichnet; die Spalte für die Heirathen ist mit der Anmerkung ausgefüllt, daß in Folge der unergiebigen Häringsfischerei keine Ehebündnisse abgeschlossen wurden. Ebenso in Fetlar, während in Eyemouth (Berwick) während des ganzen Jahres nur eine einzige Heirath registrirt wurde.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 144.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

V.

Das Verhör.

Der Schulze war, als er von dem Kirschenbauer vernahm, welcher schwere Schlag ihn betroffen, sofort bereit die nöthigen Schritte zu thun, um den Thäter einzufangen. Die beiden Männer gingen nach dem Krug, in dessen oberen Räumen der Landgendarm Kunz wohnte, um zu sehen, ob er zu Hause, und dann gemeinschaftlich mit ihm dem Dorfmusikanten nachzuspüren.

Als sie lange geklopft und gerufen hatten, kam der Gendarm, der vor wenigen Stunden erst von seinem Rundgang heimgekehrt und daher verdrießlich darüber war, daß man ihn schon wieder weckte, an das Fenster. Seine Müdigkeit schwand jedoch, da er vernahm, welche entsetzliche That geschehen, so daß er in wenigen Minuten bei den beiden Männern unten war.

„Drei so glaubwürdige Personen also haben diesen nichtsnutzigen Musikus gesehen? In gutem Ruf steht er so wie so nicht. Lassen Sie uns daher sofort zu seiner Ergreifung schreiten. Das hübsche, gute Mädchen — es ist ein Jammer!"

„Der Mensch muß wahnsinnig sein," meinte der Schulze; „weil die Dore nicht auf seine Liebelei eingehen wollte, bringt er sie um! Dergleichen ist ja in Lenzen und der ganzen Umgegend noch nie vorgefallen!"

„Das Dorf bekommt durch solche Landstreicher ja einen schlechten Ruf! Ich war damals gleich dafür, den Burschen auszuweisen — aber da hieß es: Er ist Musikant und der fehlt uns im Dorf. Nun hat er uns ordentlich etwas aufgespielt!" rief der Gendarm. „Immer ohne Obdach und Ordnung; wir haben uns etwas eingebrockt."

„Ich habe den Menschen nicht für schlecht gehalten, nur für liederlich; und wenn Sie's recht nehmen wollen — es ist ja kein Raubmord oder dergleichen, sondern eine That aus wahnsinniger Liebe," erklärte der Schulze, der früher einmal viele Romane gelesen, während Peter Voigt gebeugt und schweigsam neben den beiden Männern herging.

„Ich habe diesem Vagabunden nie Gutes zugetraut, er kann ja keinen Menschen gerade ansehen. Wenn wir ihn ergriffen haben, muß ich sofort nach der Stadt, um beim Staatsanwalt die Anzeige zu machen."

„Herr Buchner ist mit meinem Fuhrwerk bereits hin," sagte der Kirschenbauer.

„Desto besser, dann kann ich bei ihm bleiben bis die Gerichtspersonen kommen. Wir wollen die Stellen aufsuchen, an denen er zu nächtigen pflegt, lassen Sie uns daher hier an der Düne entlang gehen."

Die drei Männer schritten am Rand der Heide hin, während der Morgen dämmerte und ihnen gestattete, die Umgebung zu durchsuchen. Mehrere Plätze, die der Gendarm Kunz als Lieblingsaufenthalt Friedel Heimbach's kannte, durchstöberten sie vergebens — endlich nach einigen Stunden kam er ihnen selbst entgegen.

Der Gendarm blickte ihn verwundert an und flüsterte seinen beiden Begleitern zu, vorsichtig zu sein — der Dorfmusikant aber sah die drei auf ihn Zukommenden noch erstaunter an, als könne er sich nicht zusammenräumen, was der Kirschenbauer mit dem Schulzen und dem Polizisten vorhatte.

„Friedel Heimbach," rief der Gendarm ihm zu, als er dicht vor ihm war, „Sie haben mit uns zu gehen! Ihr verwundertes Gesicht hilft Ihnen nichts — kommen Sie gutwillig oder —"

„Aber was wollen Sie denn mit mir thun, Herr Kunz?"

„Das wird sich finden; vorläufig begleiten Sie uns nach dem Dorf und nach dem Hause des Herrn Voigt."

„Da bin ich doch neugierig. Nach dem Hause geh' ich schon gern, nur die Einladung ist wunderbar."

„Das ist ein abgefeimter Bursche," flüsterte der Gendarm dem Schulzen zu, „mit dem wird das Gericht seine Mühe haben, nur gut, daß das Läugnen nicht viel hilft!"

Er wollte des Dorfmusikanten Arm erfassen, dieser aber verbat sich jede Thätlichkeit, da er sich ja nicht weigere, mitzugehen. So nahmen ihn denn die drei Männer in ihre Mitte und schritten dem Dorfe zu, in dem sich unter den Bewohnern schon die Schreckensnachricht verbreitet hatte, so daß sie nun mit bangen Gesichtern am Wege standen und zusahen, wie man den Friedel arretirte — sie standen noch lange gruppenweise auf der Straße und tauschten ihre Meinungen aus.

Der Fischer Dieck, der mit einigen vertrauten Männern die Stelle im Moor durchsuchte, hatte umsichtig einen derselben am Eingang des Stegs postirt, der die neugierige Menge zurückhalten mußte, damit der Ort der That nicht durch ihre Tritte leide. Er selbst versuchte es von einem Kahne aus den Leichnam der unglücklichen Golddore aufzufinden — doch erwies sich seine Meinung als richtig, daß der fast unergründlich tiefe Sumpf wohl seiner Mühe spotten würde. Die Stangen sanken bis an den Griff hinein, ohne auf festen Grund zu kommen, das Mädchen war daher im Verlauf der Stunden seit ihrem Sturz jedenfalls schon so tief hinabgesunken, daß ihre Auffindung eine Unmöglichkeit war. Trotzdem war Wilhelm Dieck noch unermüdlich bei seiner traurigen Arbeit, als gegen Mittag die zur Aufnahme der Thatbestände abgesandten Gerichtspersonen erschienen, um den Befund des Ortes festzustellen.

Es waren mit dieser vorläufigen Untersuchung der Referendar Buchner und ein Actuar beauftragt, die in Begleitung Jacob Diecks genau die Stelle des Weges besichtigten und die vorgefundenen Anzeichen notirten. Dann schritten sie nach dem Dorf zurück, um im Hause des Oheims der Getödteten das erste Verhör abzuhalten, da die verworrenen Tritte am Ort der That keinen Zweifel darüber ließen, daß das Mädchen mit ihrem Mörder gekämpft hatte und dann in die Fluthen gestoßen war. Leider waren die Spuren in dem harten, langen Grase nicht so ausgeprägt, daß man aus ihnen der Ermittelung des Thäters näher kommen konnte, und es blieb daher nur das Zeugniß der drei Männer zu hören und den der That Verdächtigen zu vernehmen, um ihn dann dem Gericht überliefern zu können.

So furchtbar das Amt für Konrad war, so bot es ihm

doch auf der anderen Seite die Genugthuung, der irdischen Gerechtigkeit dabei zu dienen; er drängte daher seinen Kummer zurück und ermahnte sich selbst, nicht mißtrauisch und mit Vorurtheil an die Untersuchung zu gehen, sondern unparteiisch und streng gerecht. Er hatte eine bedeutende Belohnung für den Finder der Unglücklichen ausgesetzt, um den Leuten, die schon an ihrem Vorhaben verzweifelten, neuen Muth zu machen, und hoffte nun auf Erfolg, indem ihm der Gedanke furchtbar war, daß die Geliebte in dem unheimlichen Wasser begraben bleiben sollte. Dann bat er den Oheim derselben, ihm zu gestatten, in seinem Hause die Zeugen zu vernehmen, worauf ihm dieser bereitwillig sein Zimmer einräumte und ihn bat, ohne zu fragen, über Alles zu verfügen, damit nur der Mörder seiner Golddore entdeckt und ihm wenigstens die Genugthuung würde, den Schändlichen bestraft zu sehen.

„Bitte, Herr Voigt, bleiben Sie zuerst zur Vernehmung hier, damit wir Ihre Aussagen gleich niederschreiben. Herr Werdermann," fuhr der Referendar Buchner fort, indem er sich an den Actuar wandte, der auf dem großen alten Tisch bereits sein Actenheft und zahlreiche Bogen vor sich ausgeschlagen hatte, „sind Sie so weit, daß wir beginnen können?"

Nachdem der Actuar die nöthigen Fragen an den Kirschenbauer gerichtet, begann Konrad, sich setzend ohne den Zeugen anzusehen und sich mit den Armen auf die Kniee stützend, in welcher Lage er sich dann seiner Gewohnheit nach einer schaukelnden Bewegung hingab:

„Herr Voigt, was wissen Sie uns von dem gestrigen Abend und der Nacht zu sagen."

„Wenig, Herr Buchner, sehr wenig! Meine Miethsherin, die Frau Professorin aus der Stadt, mein Mündel und ich trafen uns gestern Abends im Garten, gingen, als es dunkelte, plaudernd in's Haus, wünschten uns eine gute Nacht und dann suchte Jedes sein Bett auf — so glaubte ich. Denn Nachsehen that ich nie, ich traue Jedem so lange, bis er mich betrogen hat — das ist so mein Princip. Ich ging schlafen, hörte keinen Laut, keine Störung — und dennoch muß die Dore, da sie nach ihrer Kammer hinaufstieg, nachdem sie mir die Hand gereicht hatte, sich hinabgeschlichen haben und aus dem Hause gegangen sein. Ich hab's aber nicht gehört, da ich schnell einschlief und außerdem kein Mißtrauen gegen sie hatte, indem ich wußte, daß meine Dore sittlich und häuslich war. Ich war daher äußerst erschrocken, als mich mitten in der Nacht aus meinem tiefen Schlaf plötzlich heftiges Klopfen erweckte. Wie meine Miethsherin glaubte auch ich, daß Feuer entstanden oder Aehnliches vorgefallen war — daß die Dore fort und gar ermordet — davon hatte ich keine Ahnung und konnte daher gar nicht begreifen, was die Diecks wollten, als sie riefen: wir müßten zuerst sehen, ob mein Mündel in der Kammer sei. Ihr Bett war unberührt — und sie ist nicht wiedergekommen."

Der Kirschenbauer zitterte heftig, seine Lippe zuckte und seine Stimme verrieth eine gewaltige Aufregung, die er nicht länger zu bekämpfen vermochte — war es Gram? Es schien so, da er das Zittern in Thränen übergehen ließ, indem er, sich von seinem Stuhle erhebend, zu dem jungen Referendar sprach:

„Sie war mein Liebstes, Herr Buchner — ich glaub', ich brauch' nichts weiter zu sagen" — —

„Aber Ihre Unterschrift ist noch erforderlich," erinnerte sehr geschäftig der Actuar Werdermann.

Voigt schrieb mit zitternder Hand seinen Namen unter das Protokoll, dann war er entlassen und Konrad rief den Fischer Jacob Dieck in das Zimmer.

„Herr Dieck, Sie sind der Hauptzeuge, ich ermahne Sie daher zu ruhiger Ueberlegung und möglichst genauer, sicherer Angabe der Thatsachen. In Ihrer Hand ruht der einzige Anhalt der Untersuchung — erzählen Sie nach bestem Wissen Alles!"

„Es ist für mich ein schweres Amt, Herr Referendarius, denn ich mag nicht gern einen Menschen verklagen oder verdächtigen oder in Unannehmlichkeiten bringen. Dennoch muß ich aber die Wahrheit aussagen, wenn ich gefragt werd', und die sollt Ihr hören bis auf das Geringste."

„Zur Sache, Herr Dieck! Sie fuhren gestern mit Ihrem Bruder" —

„Gestern Nachmittag fuhren wir mit unserer Lomme auf den Fang aus. Unser Gast, der Doctor, begleitete uns, um sich einmal das Fischen anzusehen. Wir befanden uns gegen Abend weit im Haff, als die Wolken immer dunkeler und schwerer wurden, so daß wir umkehrten, um uns bei hereinbrechendem Gewitter möglichst schnell auf das Land begeben zu können, mehr des Doctors wegen als um uns, der sich, obwohl er es abläugnete, sehr zu ängstigen schien. Als wir etwa um zehn Uhr sahen, daß es wohl nur Regen geben würde, da das Wetter zu leuchten begann, ließen wir uns Zeit, um unsere Netze gehörig einzuziehen und mit dem Doctor plaudernd unsere Arbeit zu verrichten. Da sahen wir am Strande noch einen Menschen gehen — und erkannten alle Drei deutlich die Golddore; sie schritt schnell an jener Seite der Düne hin, die nach dem Moosbruch führt. Plötzlich gesellte sich ein Anderer zu ihr, als käme er aus der Erde hervor, dieser Andere konnte Niemand als der Dorfmusikant sein."

„Besinnen Sie sich darauf hauptsächlich genau, Herr Jacob Dieck."

„Ich habe seine weißen Leinwandhosen gesehen, habe seinen schwarzen Hut erkannt und kann mit gutem Gewissen sagen: Der Friedel Heimbach war es! Er ging plaudernd neben der Golddore her, der seine Gesellschaft nicht zu gefallen schien, da sie mehrmals stehen blieb und, wie man deutlich sehen konnte, mit ihm in Streit war. Trotzdem begleitete sie der Dorfmusikant bis nach dem Gebüsch am Moor und verschwand auf dem Stege mit ihr."

„Das Alles haben Sie ganz unzweifelhaft deutlich gesehen?"

„Unsere Augen sind ja an die Nacht gewöhnt. Nach einer Viertelstunde stürzte plötzlich der Friedel Heimbach aus dem Gebüsch allein wieder hervor. Wir sahen wie er stehen blieb und sich unschlüssig und ängstlich umschaute, und wie er dann sich eilig entfernte. Das fiel uns auf und uns alle Drei beschlich Angst und böse Ahnung, da auf den Friedel und seinen Charakter nicht viel zu geben ist. Wir eilten dem Strande zu und untersuchten mit Hilfe unserer Schiffslaterne den Steg — wir riefen und bekamen keine Antwort, bis wir endlich die Stelle fanden, die Sie ja heute untersucht und zu Papier genommen haben. Kein anderer Mensch war zu sehen und zu hören — der Friedel war also der Einzige, der mit der Golddore im Moosbruch gewesen, er muß nun doch sagen können, was aus ihr geworden ist."

„Was wißt Ihr noch über den Lebenswandel des Heimbach zu sagen?"

„Was das ganze Dorf weiß, daß er ein unsteter, men-

schenscheuer, dem Trunk ergebener Bursche ist, der in seiner Leidenschaft zu allerlei fähig sein muß, was anderen Menschen —"

„Vermuthungen will ich nicht wissen, Herr Dieck, nur Erwiesenes. Es ist übrigens genügend, was Sie mir mitgetheilt haben, er hat darnach einen begründet schlechten Ruf. Wollen Sie nun so gut sein und dem Gendarmen Kunz sagen, daß er den Verhafteten hierherführen möchte?"

„Sehr gern, Herr Referendarius", antwortete der biedere Fischer und schritt, nachdem er seine Aussage unterzeichnet, hinaus, um den Auftrag auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Giftmischerin.

Unter diesem Titel bringt das „Journal de Genève" vom 20. Nov. einen Artikel, welchem wir folgende Angaben über die Krankenwärterin Jeanneret und die ihr zur Last gelegten Verbrechen entnehmen. „Da haben wir einen Fall, der, wenn er in Paris vorgekommen wäre, beide Halbkugeln in die größte Spannung versetzen würde. Es handelt sich um eine Krankenwärterin, welche in Genf in dem Zeitraum von 6 Monaten ohne bekannten Beweggrund, ohne durch Elend, durch Begierde, Neid oder Rache zum Bösen getrieben worden zu sein — mit einem Wort ohne Interesse und Leidenschaft langsam und nach und nach neun Personen, welche ihrer Pflege anvertraut worden waren, mit einer unerklärlichen Geduld und Beharrlichkeit vergiftet haben soll. Die öffentlichen Verhandlungen, welche am 23. Nov. beginnen werden, erwartend, unternehme ich es, die Thatsache mit einer Klugheit und einer Zurückhaltung zu erzählen, wie sie durch die öffentliche Aufgeregtheit geboten erscheinen." Die Angeklagte, Frln. Jeanneret, gehört einer ehrbaren Familie des Kantons Neuenburg an. Sie besitzt eigenes Vermögen und Bildung. Man schreibt ihr, in religiöser Hinsicht, mystische Ideen zu. Die Physiologie findet bei ihr jene außerordentliche Sensibilität des Nervensystems, welche der Gegenstand vieler moderner Romane ist. Die, welche sie gesehen haben, sagen: sie sei schwächlich und klein, habe eine krumme Nase und ein zurückweichendes Kinn, ihre kranken Augen seien unter einer grünen Brille verborgen. Sie ist 32 bis 35 Jahre alt. Man weiß, daß sie einige Zeit in Lausanne in einer Krankenwärterinnenschule zubrachte. Sie lebte auch in Vevey in einer Anstalt, welche von dem geschickten Augenarzte Dor, jetzt Professor in Bern, geleitet wurde. Hier beginnen die Conjecturen. Die Angeklagte gab vor, sie sehe nur mit einem Auge. Hr. Dor bekam schließlich, sagt man, Verdacht wegen dieser Halbblindheit, welche durch keine erkennbare Krankheit erklärt wurde; man fügt hinzu, daß der gelehrte Arzt nach längerer Zeit durch Anwendung eines neu erfundenen Instruments zu der Ueberzeugung gelangte: die Angeklagte täusche ihn. Aber warum diese angebliche Krankheit? Geheimniß! Erst heute nach den Vergiftungen hat man die Gründe des Betrugs begriffen oder zu begreifen geglaubt. Man behauptet, daß die Angeklagte, im Voraus auf ihre Verbrechen sinnend, geduldig und beharrlich die bei Augenkrankheiten angewandten Gifte, namentlich Belladonna und hauptsächlich Atropin, sammelte. Allein nichts von alledem ist bewiesen.

Die Angeklagte kam nach Genf, wo sie sich gleich anfangs den Hauptärzten und Apothekern der Stadt empfahl. Sehr höflich, machte sie durch ihre feinen Sitten guten Eindruck und schien hoch über ihrem Stande zu stehen. Man konnte sie für einen als Frau verkleideten Arzt halten; so sagte mir eine der Kranken, die ihr entgangen sind. Sie hatte Kenntnisse oder wenigstens eine medicinale Terminologie, welche selbst die Sachverständigen in Staunen setzte. Sie war voll Ergebenheit und Emsigkeit bei den Personen, welche sie zu pflegen hatte. Die Berichte, welche sie den Aerzten über die Patienten erstattete, waren lang und voll erstaunlicher Einzelheiten. Den Herren gegenüber zeigte sie sich von einer oft ermüdenden Sorgsamkeit und Dienstbeflissenheit, den Dienern gegenüber lachte und spaßte sie gern; sie zeigte ihnen gewöhnlich mit einem eigenthümlichen Ton den Tod der Kranken an, welche sie besorgte. Dies sind Thatsachen, welche ich glaube versichern zu können, da ich sie von guter Hand erhalte.

Im Anfang ihres Aufenthaltes in Genf wurde sie in die Pension Juvet berufen; es war eines der in unserem Lande ziemlich zahlreichen Häuser, welche dazu bestimmt sind, alte oder kranke Personen aufzunehmen. Diese Pension war soeben eröffnet worden. Man bemerkte, nicht ohne einiges Erstaunen, daß die ersten dort aufgenommenen Pensionäre nicht lange lebten. Die Herrin des Hauses und ihre Tochter starben ebenfalls, von einer sonderbaren Krankheit befallen. Die Aerzte verstanden nichts davon. Doch keiner hatte Verdacht gegen die Krankenwärterin. Nur eine unbekannte Hand schrieb über die Thür folgende freie Uebersetzung des Dante'schen Verses:

Ceux qui entrent ici, n'en sortent pas.

Die Angeklagte wurde hierauf zu einem tüchtigen Maler, Bourcart, einem Franzosen, aber in Genf wohnend, berufen, dessen Schwiegermutter, kaum der Pflege der Jeanneret anvertraut, von einer unerklärlichen Nervenaufregung befallen wurde. Die Kranke, von ihrer Wärterin belästigt, welche sie mit Zuvorkommenheiten belagert hielt, wollte diese nicht mehr sehen und erholte sich wieder, als die Angeklagte geschickt mit guten Worten entfernt war. Von daher entstand ein erster, freilich sehr unbestimmter Verdacht. Hr. Bourcart, dessen Eifer und Klugheit bei dieser Angelegenheit nicht genug zu loben sind, eröffnete nun eine persönliche Untersuchung. Er erfuhr bald, daß die Wärterin, nachdem sie sein Haus verlassen, in das des Hrn. Gros eingetreten sei; auch dort waren zwei Personen gestorben. Eine dritte, Frau L., eine Freundin der Familie, hatte bei einem Besuch eine Tasse Thee genommen, welche die Jeanneret geboten hatte, die dann zu den Leuten des Hauses gesagt haben soll: „Ihr seht diese Dame, die den Thee getrunken hat? Sie wird daran sterben." In der That wurde Frau L. von einer eigenthümlichen Krankheit befallen; ihr Arzt, Dr. Gautier, entdeckte beim ersten Anblick eine Vergiftung durch Belladonna. Sofort wegen des Getränkes, welches sie gereicht hatte, befragt, erwiderte die Angeklagte, die bei dem französischen Maler nur noch in ganz unbestimmtem Verdacht stand: sie wisse nichts davon, und war wie aus den Wolken gefallen. Man erblickte nichts in der Sache als einen einfachen Zufall; indessen hielt es die Wärterin für gut, sich zu entfernen. Sie verschwand einige Zeit und begab sich, glaubt man, in den Kanton Waadt; indessen begegnete ihr Hr. Bourcart, der die Augen eines Malers hat, auf einer großen Straße. Sofort war sein Entschluß gefaßt, er wollte handeln. Er fand die etwas abgelegene Wohnung der Wärterin und verständigte sich mit dem muthigen Arzte des Viertels, Dr. Rapin. Ehe sie sich an die Gerichte wandten, erhielten die beiden Verbündeten die Ueberzeugung, daß eine neunte Vergiftung von Frln. Jeanneret begangen sei. Eine ihrer Freundinnen war verrückt; die erste Wirkung des Atropins ist gewöhnlich, wie man versichert, eine Art hysterischen Deliriums. Dieses letzte Opfer, ins Spital gebracht, wurde Dank ärztlicher Hilfe gerettet. Alsbald begaben sich Hr. Bourcart und Dr. Rapin, in der Ansicht, es sei keine Zeit mehr zu verlieren, zu dem Generalprocurator auf's Land, um 11 Uhr Abends. Der Verhaftsbefehl wurde sofort gegeben und am anderen Morgen mit großer Geschicklichkeit ausgeführt. Die Angeklagte wurde unversehens abgefaßt und hatte nicht Zeit, ihre Fläschchen mit Belladonna verschwinden zu lassen. Das Gericht hat Alles in Händen. Dies sind die Verbrechen der Unseligen, man schiebt ihr noch viele andere zu und vergrößert alle über das Maß. Man legt ihr Grausamkeiten ohne Namen bei. Wir wollen die Anklageacte und die öffentlichen Verhandlungen erwarten, um diese Gerüchte auf die Wahrheit zurückzuführen.

Wie haben nun alle diese Verbrechen begangen werden können? Warum wurde die Wissenschaft so lange getäuscht?

Warum haben die Apotheker so viel Fläschchen Atropin hergegeben? Warum hat sich die ganze Stadt erst so spät gerührt? Das sind allerdings Fragen, welche schwer zu beantworten sind und auf die bezüglichen Zustände Genfs ein eigenthümliches Licht werfen.

Unbegreiflich ist auch die Angeklagte selbst, ihre Zwecke und Absichten, diese furchtbare Manie, die sie zum Verbrechen trieb. Denn vielleicht handelt es sich wirklich nur um eine Manie, niemals dachte die Verbrecherin daran, ihre Opfer zu berauben oder zu beerben. Die Mehrzahl ihrer Opfer war arm; sie scheint sie nicht gehaßt zu haben, sie pflegte sie sorgfältig. Sie bewahrt von vielen Haarlocken auf, zu welchen sie zärtliche Inschriften fügte. Die Jeanneret soll Alles gestehen und nur zu ihrer Rechtfertigung hinzufügen: sie habe den Aerzten nicht geglaubt und Experimente machen wollen, auch an sich selbst. Andere behaupten: sie habe die armen Leidenden fromm ins bessere Jenseits spediren wollen. Noch Andere nehmen vollkommene Geisteszerrüttung bei der Verbrecherin an. Man sieht mit der größten Spannung den Verhandlungen entgegen.

(Allg. Ztg.)

Mannichfaltiges.

— In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin sprach Wolfers über die muthmaßliche Fortpflanzung der Erdbeben auf weit entfernte Punkte. Staatsrath Wagner in Pulkowa hatte nämlich am 20. Sept. v. Js. um 5 Uhr 55 Minuten St. Zeit bemerkt, daß die Blase am Passage-Instrument in starker Bewegung begriffen war und nicht zur Ruhe kommen wollte. Zwei ähnliche, früher eingetretene Fälle hatten ihn auf den Gedanken gebracht, daß er es hier nicht mit Veränderungen der Wasserwaage oder des Instruments, sondern mit Erschütterungen des Bodens zu thun habe. Ueberdies bemerkte er dieselbe Erscheinung an dem Niveau, welches er auf den über 20 Fuß entfernten Verticalkreis gesetzt hatte. Nach einer in den Zeitungen enthaltenen telegraphischen Depesche hatte aber am 19. und 20. Sept. auf Malta ein Erdbeben stattgefunden, und der letzte Stoß am 20. Sept. war um 4 Uhr 45 Minuten mittl. Zeit Morgens gleich 5 Uhr 48 Min. m. Pulk. Zeit erfolgt. Wagner bemerkte die besprochene Bewegung der Blase um 6 Uhr 1 Min. Morgens. Nach einer später eingelaufenen Nachricht hat man bei dem Erdbeben, welches die Stadt Taschkend zerstörte, auf der Sternwarte von Pulkowa wiederum fast gleichzeitig eine starke Bewegung der Blase des Niveau's wahrgenommen.

— Es gab bisher noch ein Fleckchen deutscher Erde, wohin weder ein Steuer-Executor, noch eine Aushebungs-Commission je ihren Fuß setzte. Ille mihi praeter omnes angulus ridet, mochte mancher Deutsche denken, wenn er an das Rittergut Wolde dachte, welches, an der Grenze von Pommern und Mecklenburg gelegen, in fröhlicher Anarchie lebte und gedieh. Im Jahre 1600 schlossen Preußen und Mecklenburg, welche beide die Oberhoheit über Wolde beanspruchten, einen Vergleich dahin, sich bis zum rechtlichen Austrag ihres Streites jeder Ausübung ihrer Hoheitsrechte zu enthalten. Dieser Streit, bei dem sich Wolde sehr wohl befand, ist zwar noch nicht entschieden, aber die Tage der Herrlichkeit sind doch vorüber für das deutsche Andorra. Ein Vertrag zwischen Mecklenburg und Preußen bestimmt, daß fortan ohne Präjudiz des Besitzstandes die Woldenser im mecklenburg'schen Contingent ihre Militärpflicht ableisten sollen. Die Steuern werden wohl nachkommen.

— Ein Herr Silvestri, welcher Lava, die vor Kurzem dem Vesuv entströmt ist, einer genaueren Analyse unterworfen hat, giebt im „Expreß" die folgende Erläuterung: Lava enthält 39 Theile Kieselerde, 18 Theile Kalk, 14 Theile Alaunerde, 3 Theile Magnesia, 13 Theile Eisenoxyd, 1 Theil Pottasche, 10 Theile Soda, 2 Theile Wasser, und hat somit große Aehnlichkeit mit ordinärem Weinflaschenglase. Obgleich Lava in Farbe und Festigkeit oder Zerbröcklichkeit beträchtlich von Glas variirt, und nur hin und wieder kleine Gruppen krystallartiger Minerale enthält, so scheint sie doch eine Art rohes Naturglas oder Thon zu sein, das aus Sand, Kalk, Lehm und ähnlichen ordinären erdartigen Substanzen gebildet worden ist.

— Nach Briefen aus Amerika hat Ole Bull, wie Aftonbladet berichtet, ein neues Piano construirt, welches nach Aussage competenter Männer mehrere ausgezeichnete Eigenschaften, als seltene Klarheit und Ausdauer der Töne ꝛc., besitzen soll.

Im Alter von 120 Jahren starb am 4. d. M. in Washington ein Farbiger, Namens Moses Smith. Er war früher ein Sclave und mit großer Deutlichkeit wußte er sich mancher Einzelheiten aus der Revolution zu erinnern. Er hinterläßt eine Frau, welche 115 Jahre alt ist.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

— Mannheimer Theater. Am 4. December, also nächsten Freitag, findet die Beneficevorstellung für das Chorpersonal statt, welches, wie uns dünkt, in dem beliebten Volksstück unserer erst kürzlich verstorbenen Charlotte Birch-Pfeiffer, dem „Glöckner von Notre-Dame", eine glückliche Wahl getroffen hat, die allseitig Beifall finden und eine große Zahl von Kunstfreunden auch aus unserer Pfalz anziehen dürfte. Die Hauptrollen des Stückes sind in den Händen der beliebtesten Mannheimer Künstler, der Damen Frl. Brandt und Frl. Kläger und der Herren Bauer (Quasimodo) und Eichrodt, welcher in das Fach der Charakterrollen übergetreten ist und am Freitag den Syndicus spielen wird. Das Publicum wird also, indem es diese Gelegenheit benützt, dem tüchtigen Chorpersonal der pfälzischen Hauptbühne seine Anerkennung zu zollen, sich zugleich einen genußreichen Abend versprechen dürfen.

Charade.

Mit eigenthümlicher Sylbenabtheilung.

I.

Ein Bild der Mutter ist es, die uns nährt.
Von fünfen, die den Ton angeben, einer,
Und wenn auch von den feinen leider keiner,
Werd' doch von Hohen oben nie entbehrt.

II. und III.

Der Zeichen nächste drei, zweimal genommen:
Der Urbewohner ist's vom Küstenland,
Das rings begrenzt von Wasser und von Sand;
Und sein Geschlecht, es ist schier ganz verkommen.

IV.

Was langgestreckt oft raget scharf empor,
Das Du an hohen Bergen siehst und Thieren:
Die fünfe sagen Dir's auch ging's mit vieren —
Und einem flücht'gen Thiere steh' ich vor.

Zusammen.

Das Ganze ein Collegium bedeutet,
Das sich die höchsten Dinge angemaßt;
Doch öfter noch mit tiefen sich befaßt
Und ernst und weise sie zum Ziele leitet.
Auch ist's ein Mann — vom Ganzen ist's ein Glied
Der vormals oft im Dienste angefahren;
Und — müßt' ich nicht das Amtsgeheimniß wahren —
Ich würde sagen: auf den Hund gerieth.

— △ —

Auflösung des Räthsels in Nro. 141:
Fünf Finger einer Hand — Geballt und Faust genannt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 145.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Minuten trat der Gendarm mit dem Dorfmusikanten ein.

Konrad sah auf — solch ein ernster Blick auf einen Verdächtigen ist oft von großer Wichtigkeit — aber war der Blick Konrad's nicht von Mißtrauen und dem Glauben an seine Schuld beirrt?

Friedel Heimbach erschien, wie er immer gesehen worden war, mit finsterem Blick, bleichem Antlitz und struppigem Haar — nur schien es, als wäre er innerlich erregter wie sonst, da seine Brust wogte. Woher klopfte es dort so unruhig? Woher kamen die beiden an den Augenwimpern hängenden Thränen, die Konrad bemerkte, als der Verhaftete ihm näher trat? Fühlte er Reue, oder hatte sich seiner die Angst bemächtigt?

Er hielt ruhig den fragenden Blick seines Richters aus — er sah ihn ebenso starr und suchend an — zuerst nicht ohne finsteren Haß, dann milder — plötzlich trat er auf Konrad zu und reichte ihm seine harte, gebräunte Hand hin: „Ich war Euer Feind, Herr Budmer — Junker nannte sie Euch immer — nun ist's damit aus — die Golddore ist ja todt!"

Konrad nahm flüchtig die Hand des Musikanten in die seine und hieß ihn dann mit ziemlich kalt abweisendem Tone sich auf einen Stuhl setzen, hinter den sich der Landgendarm postirte.

„Friedel Heimbach," begann der Referendar, „Sie haben einen schlechten Leumund im Dorf, die Leute behaupten erwiesenermaßen von Ihnen, daß Sie obdachlos, lüderlich und trunksüchtig seien — auch nennt man Sie leidenschaftlich und gehässig."

„Da werden die Leute wohl in Allem Recht haben."

„Das ist nicht gut für Sie, da durch die Aussage von glaubwürdigen Zeugen dringender Verdacht auf Ihnen ruht, den Mündel des Kirschenbauers in dieser Nacht umgebracht zu haben — Sie kannten das Mädchen."

Der Dorfmusikant, der bisher nur flüchtig gehört hatte, daß die Golddore todt sei, während man ihm sorgfältig jede Unterhaltung mit Anderen abgeschnitten, ahmte so natürlich die Miene des Schrecks und der Verzweiflung bei den Worten des Untersuchungscommissars nach, daß dieser, überzeugt, es mit einem ganz überlegenden Verbrecher zu thun zu haben, wie vorhin sich vornüberbog und ihn nicht mehr ansah.

„Die Golddore umgebracht — ich habe sie ja noch in der Nacht gesprochen."

„Herr Werdermann, können Sie den Worten auch folgen," fragte Konrad den Actuar und fuhr dann, als dieser zustimmend nickte, fort: „Wann waren Sie mit der Ermordeten zusammen?"

„Wann?" — Eine andere Uhr, als die auf dem Kirchthurm von Lenzen hab' ich seit bald zehn Jahren nicht mehr gehabt — und es war Nacht, als ich die Golddore traf — halt, ich weiß es doch; die Uhr hatte noch nicht die elfte Stunde angezeigt, als ich sie an der Düne traf — sie wollte — sie ging — sie wollte mich los sein, meine Begleitung war ihr unangenehm."

„Erzählen Sie aufrichtig Alles, was vorgefallen ist, legen Sie ein reuiges Bekenntniß ab, das ist am besten für Sie, Heimbach!"

„Es war eine gewitterschwüle Nacht — und wenn es so heiß und dumpf ist, dann ist es mir immer so eigen zu Muth, so unruhig und beengt. So war mir auch, als ich mit der Dore durch die Nacht schritt. Ich hatte die Dore sehr lieb und sie wußt' es, aber sie schlug mir schon einmal alles Andere ab, als ein gutes Wort und einen guten Rath. Ich wollte mehr! Meine heiße Seele verlangte nach mehr, als ich sie auf dem einsamen Wege traf — wer will uns gesehen haben, es war Niemand in der Nähe. Ich fragte sie noch einmal, ob sie mich nicht erhören wolle, sie könne mich retten — um sie würde ich ein anderer Mensch werden — sie aber sagte mir zur Antwort, daß ich umkehren und sie allein gehen lassen möchte. Ich kehrte nicht um, ich konnte nicht fort von ihr, es war, als hielt es mich unwiderstehlich dicht in ihrer Nähe. Sie betrat das Gebüsch und den Steg im Moosbruch — ich ging noch immer neben ihr — ich sah sie an — sie sah so schön aus — so wunderschön, daß ich mein Leben für sie gelassen hätte! — Da rief ich noch einmal auf dem einsamen Wege mit zitternder Stimme: Laß mich mit Dir gehen, laß mich Dir sagen, daß Du mein Leben bist, Golddore, Du und das Angedenken an meine Mutter, ihr seid ja meine Einzigen! Erhöre mich! — Die Golddore aber rief als Antwort: Laß von mir ab, Friedel, ich lieb einen Anderen! — Da —"

Der Referendar und der Wort für Wort mitschreibende Protokollführer waren auf's höchste gespannt — sie erwarteten, daß der Verhaftete nun ein reuiges Geständniß ablegen würde.

„Da hielt mir die Golddore ein Kreuz entgegen, wie eine Reliquie oder einen Talisman, der vor Bösem schützt — und aus dem Kreuz leuchteten mir tausend kleine, bunte Flammen entgegen — ich stand wie gebannt, wie machtberaubt durch die letzten Worte der Davoneilenden — als ich aufblickte war ich allein."

„Das ist unklar und dunkel, Heimbach; bisher hatten Sie Alles ganz verständlich erzählt. Was thaten Sie, als das Mädchen Ihnen jenes kleine Kreuz entgegenhielt?"

„Ich blickte es an und hörte noch ihre Worte dabei: Ich bin für Dich verloren, denn ich lieb' einen Anderen."

„Und in der Aufregung, die diese Worte in Ihnen erzeugte?"

„Blieb ich wie festgebannt stehen und sah die Golddore davoneilen."

„Friedel Heimbach, hier beginnt Ihre Aussage ungenau und falsch zu werden. Wie weit hatten Sie denn das Mädchen auf dem einsamen Stege begleitet? Ich meine, wo war es, als Sie stehen blieben?"

„Es war der vierte Theil des Steges, den wir zusammen zurückgelegt hatten."

„Sie gingen mit dem Mädchen allein nach dem Gebüsch — Sie waren in Streit — es befand sich Niemand, wie Sie selbst ausgesagt haben, außer Ihnen beiden auf dem einsamen Steg — Sie kamen dann allein und mit verstörter Miene zurück — die Golddore aber wurde zu derselben Zeit in den Sumpf gestoßen, es ist kein Zweifel mehr daran! Sagen Sie nun selbst, ob ein anderer Fall möglich ist, als der, daß Sie in der Aufregung und Ihrem gehässigen Charakter getreu die unglückselige That begangen haben?"

„Die Golddore in das Wasser gestoßen? — Macht mit mir was Ihr wollt! Denkt Ihr denn, ich frag' nach diesem Hungerleben? Denkt Ihr denn wirklich, daß ich den Tod fürchte? Ich will sogar sagen: Ja, ich bin's gewesen, wenn Ihr mir versprechen wollt, daß an mir dasselbe geschehen soll, was ich an der Golddore gethan, daß Ihr mich also auch an derselben Stelle in den Sumpf stoßen wollt!"

„Lassen Sie von solchen unvernünftigen Reden ab! Sie haben also das Mädchen an den Rand des Stegs gedrängt und dann in das Wasser gleiten lassen?"

„Schreibt was Ihr wollt!"

„Haben Sie das Kreuz ihr abgenommen, das sie Ihnen entgegenhielt, Heimbach?"

„Das würd' mich verbrennen, Herr Buchner! — Die Golddore liegt im Wasser — nun ist sie doch hineingekommen und ich bin hier," murmelte der Dorfmusikant.

Es war Spätabend geworden, und Konrad beschloß daher, da er sah, daß er heute kein vernünftiges Wort mehr aus dem vor sich hinstarrenden Friedel herausbekommen würde, ihn bewachen zu lassen und am anderen Tage noch einmal zu verhören. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wollte er ihn gern im Hause des Kirschenbauers unterbringen und fragte diesen daher, ob er einen geeigneten Raum dazu habe.

„Die Stuben drüben hat die Frau Professorin gemiethet — mit dem Nebenzimmer hier werden sich vielleicht der Herr Referendarius und der Protokollführer behelfen — da bleibt mir kein Raum für den Arrestanten übrig, als oben das Giebelstübchen."

„Das Zimmer der Golddore?"

„Es ist der einzige leere Raum, den ich habe, und von dort oben ist auch die Flucht nicht zu befürchten."

„Nun gut, vielleicht übt dieser Aufenthalt auf den Verhafteten einen wohlthätigen Einfluß. Der Gendarm soll bei ihm bleiben, damit er nicht versucht, sich das Leben zu nehmen," bestimmte Konrad und ließ den Dorfmusikanten in den angegebenen Raum bringen.

Als er darauf zu dem Actuar zurückkam, fand er im Zimmer den Bruder des Jacob Dieck, der nach nutzlosen Versuchen nunmehr berichten kam, daß die Leiche des Mädchens nicht aufzufinden, was er gleich gedacht, da der Sumpf unergründlich tief sei.

Konrad nahm die Zeugenaussage desselben auf, die genau mit der seines Bruders übereinstimmte und so zweifellos sicher lautete, daß beide Gerichtspersonen, nachdem Friedel Heimbach die Hauptmomente bis auf die That selbst eingeräumt hatte, überzeugt waren, in ihm den Mörder gefangen zu halten.

Auch des Doctors Aussage wurde noch aufgenommen und dann, da es spät war, der Schluß der Verhandlung auf den folgenden Tag verschoben.

Peter Voigt wollte nun den Referendar und seinen Begleiter in das Zimmer nöthigen, das neben dem seinigen lag — Konrad aber bat ihn, seiner Gefälligkeit doch die Krone aufzusetzen und ihn in seinem Zimmer dicht an der Hausflur schlafen zu lassen, welche Bitte der Kirschenbauer gern gewährte.

Die beiden Fischer und der Doctor hatten sich entfernt und bald ging auch der Actuar Werdermann, nachdem er seine Protokolle geordnet, in die ihm angewiesene Nebenstube, den Referendar mit Peter Voigt allein lassend.

Ein flackerndes Licht, das eine unsichere Beleuchtung abgab, brannte auf dem alten Tisch. Konrad saß auf einem Stuhl am Fenster und blickte gedankenvoll auf die dunkele Dorfstraße hinaus — er vergegenwärtigte sich die Gewißheit, daß die Golddore, die er so sehr geliebt, kalt und todt in den Fluthen lag — daß er sie nie mehr wiedersehen, nicht einmal in ihr lebloses Antlitz blickend beten sollte. Die Aufregung, in die er sich während des Tages gestürzt, hatte so lange den Schmerz übertönt — nun stieg er mit seiner ganzen Macht und Gewalt in ihm auf. Sein Auge wurde durch Thränen verdunkelt und er zwang den Blick fort von der dunkelen Straße, auf der das Mädchen so oft gegangen — — nun erst erinnerte er sich, daß er nicht allein war.

Der Onkel der Unglücklichen hatte sich auf denselben Stuhl gesetzt, auf dem vorhin der des Mordes Verdächtige gesessen — dieses zufällige Zusammentreffen machte einen wunderbaren Eindruck auf Konrad — der Onkel hatte ja, wie er wußte, sein Mündel so lieb gehabt.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Herr Voigt? dann setzen Sie sich auf einen anderen Stuhl! In langjährigen Criminalbeamten existirt wohl nicht ein Gefühl, das einen solchen Wunsch erzeugt — ich aber bin Anfänger und es berührt mich unangenehm, daß Sie auf dem Stuhle sitzen, auf dem vorhin der Mörder Ihres Lieblings gesessen!"

Peter Voigt stand auf; wäre es heller im Zimmer gewesen, dann wäre dem Referendar Buchner die Veränderung wohl nicht entgangen, die sich bei seinen Worten auf dem Gesicht des Kirschenbauers zeigte — es war als berührten ihn dieselben erschreckend und peinlich. Er erhob sich und nahm einen anderen Platz ein, indem er nach einer kurzen Pause mit tiefer Stimme sagte:

„Mir wird es nun recht einsam sein."

„Das glaube ich — mir nicht minder! Es thut mir wohl, Ihnen nun hier in aller Ruhe ein Geständniß abzulegen, das ich Ihnen lieber hätte früher sagen sollen," sprach Konrad ernst und mit bewegter Stimme, „vielleicht wäre dann das Unheil abgewendet worden, das uns nun so schwer getroffen — ich liebte Ihr Mündel, Herr Voigt — wir liebten uns gegenseitig von ganzer Seele, und ich wollte nur mein letztes Examen abwarten, bevor ich Ihnen und meinem Vater davon sagte."

„Sie wären mir ein erwünschter Schwiegersohn gewesen, Herr Buchner!"

„Ich hoffte ja, daß Sie nichts gegen mich einzuwenden haben würden und wollte daher, wie ich in der Johannisnacht Ihrem Mündel sagte, gestern, Sonntag Abend, Sie besuchen. Die Golddore aber meinte, das würde Ihnen nicht recht sein und darum verabredeten wir eine Zusammenkunft auf der Hälfte des Weges. Ich war pünktlich da — die Erwartete aber blieb aus. Ich sollte sie nicht wiedersehen! Nun drängt sich mir der Gedanke auf, daß sie nicht von dem neidischen, bösen Menschen ermordet worden wäre, wenn sie nicht jenen Gang gemacht hätte."

„Unrecht war es von ihr, da sie wußte wie gut ich ihr

war, und wie ich ihr den besten Rath gegeben hätte — aber einen Vorwurf brauchen Sie sich nicht zu machen, Herr Buchner, jener Bösewicht hätte dann schon eine andere Gelegenheit gefunden, seinen Haß gegen das Mädchen auszulassen — wie will man sich wohl gegen solchen Menschen schützen! Die Golddore war immer zu freundlich zu ihm, das taugt nichts, denn dadurch hat er eine Art Anrecht zu haben geglaubt. Ich geh' den Menschen aus dem Wege, über die ich nicht klar bin, dann haben sie keine Veranlassung, mit mir zufrieden oder in Feindschaft zu sein — das ist so mein Princip!"

„Die Golddore war so herzensgut; der verkommene Musikus, der, wie sie immer sagte, so schön spielen kann, that ihr leid, und sie glaubte ihm sein selbstverschuldetes Schicksal erleichtern oder ihn trösten zu müssen."

„Er hat es schlecht belohnt! Derartiges weiches Gefühl ist meistens nicht angebracht. Aber lassen Sie uns zu Bett gehen, es muß bald Mitternacht sein, nehmen Sie mit dem schnell aufgeschlagenen Lager nur vorlieb, Herr Buchner, so weich wie bei Ihnen zu Hause wird es wohl nicht sein."

„Mir ist es noch nicht möglich zu schlafen, lassen Sie sich aber nicht stören, Herr Voigt! Ich will noch einmal zum Dorfmusikanten hinauf. In der Nacht so plötzlich befragt, legen die Beschuldigten oft am leichtesten Geständnisse ab."

„Sie sollten doch nicht so allein um diese Stunde mit dem Friedel Heimbach verkehren. Leuten, die solcher Wuthausbrüche fähig sind, ist nicht zu trauen."

„Der Gendarm ist ja oben — befürchten Sie nichts, ich halte den Verhafteten für gar nicht so gefährlich, er war vorhin hier schon einmal so weich wie ein Kind."

(Fortsetzung folgt.)

Von König Ludwigs II. Stillleben im Gebirge

giebt Alfred Meißner in einem in der Wiener „Presse" erschienenen längeren Artikel: „Herbsttage am Starnberger See" eine recht interessante Schilderung. Wir theilen daraus mit einigen Auslassungen und Abkürzungen Folgendes mit:

Es mochte am vierten oder fünften Tage nach meiner Ankunft sein — erzählt Meißner — als ich ein Boot bestieg, um mir die in neuerer Zeit so oft genannten Punkte: Schloß Berg und die Roseninsel, anzusehen. Man erreicht ersteres, die Sommerresidenz des Königs, von Starnberg aus in zwanzig Minuten. Der ursprüngliche Bau ist von Ludwig I. vergrößert worden und sieht jetzt ganz modern aus. Er präsentirt sich, wenn wir näher kommen, zweistöckig, in normännischem Styl, mit fünf Fenstern in der Fronte und ist von crenelirten Seitenthürmchen flankirt.

Das Innere des Schlosses kann nicht gesehen werden, Vorhof und Park aber sind, zumal in Abwesenheit des Königs, zugänglich. Dieser weilt eben in der Vorderriß, und so können wir eintreten. Der Vorhof mit seinen Fontainen und Blumenparterres ist wie ein geöffnetes Kleinodienkästchen anzuschauen. Die Blumen leuchten und flammen in allen Farben und mitten drin läßt der Springbrunnen seine Diamantengarbe im Sonnenschein funkeln. Am Abhang des mäßigen Hügels zieht sich der Park still und schattig hin, mit den verschiedenartigsten Bäumen. Links, einige hundert Schritte vom Schlosse, erhebt sich ein neues Stallgebäude, in welchem wohl dreißig Pferde Platz haben mögen. Der König ist, wie bekannt, ein leidenschaftlicher Reiter und Pferdeliebhaber.

Von Berg fahren wir quer über den See zur Roseninsel. Klein, unscheinbar liegt die Roseninsel dem Orte Feldafing gegenüber. Die hohen Rüstern und Lorbeerweiden umgeben sie rings wie eine grüne Mauer und lassen weder ihre Rosengefilde erkennen, noch das Haus, das mitten drin steht. Kaum hat der Kahn an's Ufer gestoßen, so vernimmt man ein wildes Gebell und sieht zwischen den Bäumen einen mächtigen Wolfshund, der aus seiner Hütte herausfährt und sich drohend vor dem Wanderer aufstellt. Doch der Schiffmann zieht eine Glocke, die zur Gärtnerwohnung führt, ein Gärtner erscheint, sogleich beschwichtigt sich das Thier, bezieht wieder seine Lagerstätte und läßt uns eintreten. Selbst noch im späten September scheint der Ort, den wir da besuchen, ein Eden, wie aber muß es in der Rosenzeit sein? Zwanzigtausend Rosenstöcke sind hier angepflanzt und zwar von sechshundert Arten. Welch ein Anblick und welch ein Meer von würzigem Duft, wenn sie alle blühen, indessen der Morgenthau noch auf ihren Blättern funkelt! In der Mitte der Beete erhebt sich ein Häuschen im coquettesten Tyrolerstyl, mit einer Warte und einer überglasten Veranda. An den Wänden zieht sich die chinesische Schlingpflanze mit ihren grüngelben Blättern, Vasen mit Agaven stehen auf dem Vorbau und am Treppengeländer. Auf dem weiteren Theil der Insel, die fünf Tagwerke groß ist, steht Nadelgehölz aller Art auf den üppigen Rasenmatten, die canadische, die Blaufichte und die Balsamfichte mischen die verschiedenen Tinten ihres Grüns ineinander. Dazwischen entfaltet die Pterokorya ihre seltsamen Laubfächer und die Hängebuche läßt ihre Zweige traurig zur Erde fallen. Diese Insel, von ihrem Wall von Rüstern umschlossen, ist wie für stilles Glück geschaffen. Schön bei Tageslicht, muß sie beim Mondschein geradezu etwas bezaubernd traumhaftes haben.

Wie sie jetzt daliegt, ist sie eine Schöpfung des Königs Max. Sie hieß früher Werth und gehörte einem Fischer in Feldafing, der sie um dreihundert Gulden einem Capitalisten verkaufte, von welchem sie wieder der König erstand. In der Mitte war der Kirchhof der umliegenden Ortschaften. Die Gräber wurden ausgegraben, die Todten nach Feldafing delogirt, der Kirchhof armer Leute wurde ein königliches Buen-Retiro. Hier pflegte König Max, von einem langwierigen Kopfleiden gequält, und jedes, auch das geringste Geräusch scheuend, tagelang in völliger Zurückgezogenheit zu weilen. Auch sein Sohn hat eine große Vorliebe für dieses kleine Eldorado und fährt, wenn er sich in Berg aufhält, täglich mit seinem kleinen Dampfer „Tristan" dahin.

Meißner erzählt hierauf mehrere andere Erlebnisse des Tages und erst Abends, als er einsam in der Wirthsstube saß, schweiften seine Gedanken wieder nach Schloß Berg und der Roseninsel zurück. Beide Orte — meint er — sind keine solche, die man so leicht vergißt. Ihr Besuch und was man gelegentlich dabei hört, vervollständigen aber auch und berichtigen theilweise das Bild, das man sich von dem jungen König entworfen. Hier lebt er einen großen Theil des Jahres in tiefer Zurückgezogenheit, ohne Hofstaat, beinahe ohne Gesellschaft. Eine eigenthümliche Natur jedenfalls! Auf die wohlgeordnete Regierungsmaschine seines Staates übt er scheinbar gar keinen Druck aus, doch wird Alles vermieden, was auf alte, durch die Ereignisse unfahrbar gewordene Bahnen zurückführt. Er repräsentirt zwar mit einer über sein Alter gehenden Sicherheit und Gewandtheit, aber nichts zeigt, daß ihn solche Repräsentation freue. Er legt keine Vorliebe für Militärisches an den Tag und ist im Gegensatz zu seinen gekrönten Collegen gar kein Jäger. In seinen Forsten läßt er statt seiner Andere dem Waidwerk nachgehen und besucht seine verschiedenen Jagdhäuser nur, um dort zu lesen oder sich an den Aussichtspunkten zu erfreuen. Nie sieht man ihn im Theater, außer in ernsten und sogenannten classischen Stücken; wird aber ein solches gespielt, so ist er gewiß aus Berg da, und dann giebt es auch im ganzen Hause keinen andächtigeren Zuhörer. Interessant ist es dabei, ihn zu beobachten. Intelligenz und eine große Herzensgüte stehen auf seinem schönen Gesichte ausgeprägt, aber Alles ist reservirt und wie von einer Scheu vor der Welt, den Menschen, der Oeffentlichkeit zurückgehalten. Nach dem Schluß der Vor-

stellung eilt er meist wieder nach seinem Landsitz. Kaum ist das Theater zu Ende, so sieht man die Straße, die nach dem Bahnhof führt, einen Reiter mit einer Laterne in der Hand dahinfliegen, ein Wagen, bei jeder Witterung offen, folgt ihm, zwei Herren sitzen darin, der Eine von ihnen ist der König, der wieder nach Berg zurückkehrt. Hervorstechend an ihm scheint ein großer Natursinn und eine Liebe zur Einsamkeit, wie sie nur idealistischen, in sich bewegten, poetischen Gemüthern eigen. Selbst in München will er seine Alpen vor Augen sehen und wohnt vier Stockwerke hoch gegen den Hofgarten hin.

Plötzlich, ohne Rücksicht auf Wetter oder Jahreszeit setzt er sich zu Pferde und fliegt, meist nur von einem Bereiter begleitet, bald dahin, bald dorthin, meist in die Berge. Etwas Gewöhnliches ist es, daß er von Peißenberg die acht Meilen bis nach Hohenschwangau reitet oder in einer Tour von Penzberg über Benedictbeuren, Walchensee und Walgau in die Vorderriß fliegt. Sechs, acht, zwölf Meilen werden wie im Fluge mit unterlegten Pferden zurückgelegt, sei es Tag, sei es Nacht, sei es schönes Wetter oder böses. Selbst die Berge steigt er zu Pferde hinan. Der verstorbene König Max hat zu mehreren berühmten Aussichtspunkten Reitwege angelegt. Sie kosten der Felsensprengungen und Brücken wegen beträchtliche Summen, welche allerdings den Arbeitern wohl zu Statten kommen; sie kosten auch dann noch viel, wenn sie fertig sind, denn sie werden eigentlich nie fertig. Die Berggeister haben es nicht gern, daß man solche Pfade durch ihre Gebiete und in der Nähe ihres Thrones führt, und zerstören immer wieder durch Wassergüsse und Abstürze das Werk der Menschenhände. Der König benützt diese Reitwege oft, aber die vorhandenen genügen ihm nicht. Jetzt läßt er einen neuen auf den neuntausend Fuß über die Meeresfläche ragenden Soyern hinaufführen und auf die Spitze desselben ein Haus hinstellen, wie eines bereits auf dem Hochkopf bei Altloch steht. Es wird eine geradezu Manfred'sche Wohnung sein, die Realisation eines kühnen, beinahe idealen Wunsches.

Ich hatte schon viel von den weiten nächtlichen Ritten des Königs gehört, ich sollte schließlich eine frappante Bestätigung alles Gehörten erhalten.

Ich wohnte am einsamen, ganz von Bergen und Wäldern umschlossenen Walchensee, auf welchen der Herzogenstand und der Heimgarten, beide über fünftausendfünfhundert Fuß hoch, herabschauen.

Einmal hatte es den ganzen Tag geregnet, graue Wolken umhüllten alle Berge, es war wie im tiefsten Herbst. Langsam waren die Tagesstunden vergangen, und als nun die Nacht kam und nur das Geräusch des Regens sich mit dem Wogenschlag des Sees mischte, machte das Ganze den Eindruck tiefster Melancholie.

In der Wirthsstube war bereits Heizung nöthig befunden worden. Jeder, der eintrat, schüttelte seine nassen Kleider und freute sich der Wärme. „Was das für ein Wetter ist!" rief der preußische Baron, am Tische Platz nehmend, und der Fischer, dem er gegenüber zu sitzen kam, meinte: „Ah ja, dös ist schon a guat's Wetter. So ein's können wir brauchen. Meine Netz' hob ich scho' draußen".

„Wo ist denn heute die Theres?" fragte ich, als statt der Kellnerin von sonst mir eine andere das Nachtessen hinstellte.

„Ja", antwortete die Wirthin, „die hat heut' Abends mit noch einer Frau auf den Herzogenstand hinauf müssen. Es wohnt sonst Niemand oben als der Förster, da soll sie dort Geschirr waschen und in der Küche aushelfen. Der König reit' heut' hinauf."

Die Vorstellung, daß Jemand an solchem Regentag, vielleicht knapp vor einbrechender Nacht, die Zickzackwege des Herzogenstandes hinaufreite, war geradezu fulminant.

Indeß brachte der nächste Morgen den schönsten Tag. Die Regenfluthen waren verrauscht, frische Winde hatten die Wolken vertrieben, Himmel und See waren tiefblau.

Als ich vom Morgenspaziergang zurückkam, rief mich der Wirth in die Fischerhütte. Das „gute Wetter" des Fischers hatte sich wirklich bewahrheitet. Da lag ein gewaltiger Fisch, den ich anderswo für einen Wels gehalten hätte, aber es war ein zehnpfündiges Forellenungeheuer. Ein Vierpfündiger zappelte noch im Wasserbehälter. Solches Wetter und eine solche Nacht mußten kommen, wenn sich die schlauen Forellengreise aus den tiefsten Tiefen herauf an die Oberfläche wagen und in die Netze gehen sollten.

Vor dem Posthause standen vier Rappen, zwei davon Wagen-, die anderen Reitpferde. Letztere, mit den schönen menschlich klugen Augen, waren die Berggeher des Königs, die ihn nach dem Herzogenstand geführt und nun nach Walgau, der nächsten Station, gebracht wurden, um als Relais zu dienen. Der König weilte noch oben.

Geht man vom Walchenseer Posthause die Straße gegen den Katzenkopf zu, so sieht man auf dem Grath des Herzogenstandes einen weißschimmernden Punkt, der sich, wenn man ein scharfes Glas zur Hand nimmt, als ein ziemlich großes Gebäude darstellt. Es ist neu erbaut und mit Stallungen für sechs Pferde versehen worden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags machten wir, ein Freund und ich, wie gewöhnlich unseren Spaziergang das Seeufer entlang gegen Urfeld zu. Mit einemmale kam uns der Ton von im schärfsten Trab gejagten Pferden an's Ohr. Wohl acht Minuten vergingen, bis wir endlich die Reiter zu Gesichte bekamen, so weit trägt der Schall in dieser Gegend. Nun kamen sie zum Vorschein, zwei Reiter voraus, einer hinterdrein. Sie kamen daher wie in wilder Jagd.

Wir traten beiseite.

Der Reiter rechts auf einem ungewöhnlich hohen Rappen im schwarzen Rock, ein schwarzes ungarisches Hütchen auf dem Kopf, war der König. Er war sehr, sehr ungewöhnlich bleich, aber auf seinem sinnigen Gesichte lag der Ausdruck völligster Ruhe. Er grüßte freundlich und im Nu waren die beiden Reiter um die Ecke verschwunden. Ein Reitknecht keuchte hinterher.

Abends erfuhren wir von den heimgekehrten Dienstboten, daß der König mit seinem Bereiter spät gegen Abend angekommen sei und gegen Mitternacht soupirt habe. Erst gegen Drei, hieß es, sei er schlafen gegangen, was übrigens seine gewöhnliche Schlafenszeit sein soll. Vormittags hatte man ihn auf dem Balcon sitzen und lesen gesehen, dann war er wieder auf's Pferd gestiegen und herabgeritten.

Solche Passion für die Berge und Alles, was zu ihnen gehört, kann nur einem idealistischen, mit starkem Natursinn ausgestatteten Gemüthe innewohnen. Nur der, den viele Träume erfüllen und dem eine reiche Gedankenwelt Gesellschaft leistet, erträgt und liebt die Einsamkeit. Der Mann am Abend seines Lebens sucht sie auf, denn seine Erinnerungen gehen mit ihm und sind ihm lieber als der Eindruck der Gegenwart. Am Jüngling ist der Zug zur Einsamkeit etwas Ungewöhnliches.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

— Der „Steffens'sche Volks-Kalender" ist in seinem 29. Jahrgang (Verlag von Louis Gerschel) erschienen und zeichnet sich diesmal wie früher auch durch eine sehr geschmackvolle und elegante Ausstattung aus. Die Illustrationen, theils Stahlstiche, theils Holzschnitte, sind sauber und künstlerisch ausgeführt; besonders aber empfiehlt sich der Kalender durch seine mannichfaltigen, belletristischen Beigaben. Louise Mühlbach, Julius Rodenberg, Max Ring, G. Hiltl und mehrere andere bekannte Schriftsteller haben Beiträge geliefert, ernsten und heiteren, historischen und belehrenden Inhaltes, so daß dieser neue Jahrgang des „Steffens'schen Volks-Kalenders" mit zu dem Besten gehört, was der Buchhandel in diesem Genre bis jetzt auf den Markt gebracht hat.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 146.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Nachdem Peter Voigt dem Referendar guten Erfolg gewünscht hatte, schritt dieser die Treppe hinauf und öffnete die Thür, die zu der Giebelkammer führte. Der Gendarm saß auf einem Stuhl vor derselben und war sehr erstaunt, den Herrn Buchner eintreten zu sehen. Friedel Heimbach war vor dem Bett der Golddore hingesunken und hatte sein Antlitz in die Kissen gedrückt — schlief er oder überstand er nur, seinen Gram vor den Augen seines Wächters verbergend, das Furchtbare, das geschehen war? Er hob langsam seinen Kopf von den Kissen auf und sah, wer in der Nacht noch kam.

Konrad befahl dem Polizisten aus dem Zimmer zu gehen, aber draußen vor der Thür, seines etwaigen Rufes gewärtig zu bleiben.

Als Kunz sich entfernt hatte, fragte Konrad den Knieenden: „Friedel Heimbach — wissen Sie, wo Sie sich befinden?"

„Ich weiß es — wie oft habe ich unten an dem Lindenbaum gestanden und hier herauf geschaut. Herr Buchner — ist es denn wahr, daß Ihr die Golddore geliebt habt? O sagt mir das, denn dann werdet Ihr mich besser verstehen, als alle anderen Menschen — Ihr habt sie geliebt! Darum bot ich Euch die Hand zum Frieden — ich habe Euch beneidet — wohl gar gehaßt, weil die Golddore Euch vorzog — hinter dem Grabe ist Frieden! Wir sind nun gleich, es hat keiner von uns mehr!"

„Das haben Sie gewollt, Friedel Heimbach, darum haben Sie dem Mädchen aufgepaßt und ihr den Todesstoß gegeben."

„Glaubt Ihr das noch? Dann habt Ihr sie doch wohl nicht so lieb gehabt wie ich; denn wenn ich sie, gequält durch die Pein und getrieben durch unsägliche Liebe, hätte der Welt rauben und an mich reißen wollen, dann wäre ich bei ihr geblieben — dann hätte ich u n s b e i d e n den Todesstoß in das Wasser gegeben, um mit ihr zu sterben und sie zu zwingen, mir anzugehören; wenn ich das hätte thun wollen, Herr Buchner, dann hätt' ich gute Gelegenheit dazu gehabt, da ich mit ihr vor acht Tagen allein im Boot auf dem Haff war. Ein Handgriff nur und wir beide sanken in die Wellen, die mich damals genug lockten. Ich that es nicht! Mir hätt' ich damit nur einen alten, hohen Wunsch erfüllt, aber ich dachte an die Jugend und die Lebenslust und das liebe Herz der Golddore und da vermocht' ich's nicht! Nun, meint Ihr, hätt' ich sie allein, da ich auf dem Steg im Moosbruch mit ihr ging, in das schwarze Wasser dort gestoßen? Die Golddore war mein Leben! Wenn ich sie aus Neid und Haß tödtete — was blieb m i r dann, Herr Buchner? Was bleibt mir nun?"

„Die Verbrecher lassen nichts unversucht, sich vom Verdacht zu reinigen, und Ihre Worte sind keine Beweise als Gegengewicht gegen die Aussagen der drei Zeugen."

„Ich wollt' Euch das Alles nur sagen, um Euch zu gestehen, wie lieb ich die Golddore hatte — nicht um Euch dadurch zu veranlassen, mich in Freiheit zu setzen. Was Ihr mit mir macht, ist mir jetzt so gleich, wie ob es draußen Tag oder Nacht ist; nur einen Wunsch hab' ich noch — nur einen einzigen!"

„Und der lautet?"

„Er geht Euch nichts an! Ich hab' Euch genug gesagt — nun laßt über mich richten. Es thut mir nur leid, daß die Menschen noch die Freud' haben, mich für einen Mörder halten zu können — das gönn' ich ihnen nicht! Ihr seht mich groß an und wundert Euch über meine Worte, aber sie kommen aus meinem Inneren, aus vernünftiger Ueberlegung! Sie haben mich lange genug verhöhnt und verachtet, nur die Golddore hat mich erhoben — und die Golddore ist todt!"

„Haben Sie denn keinen Menschen außer Ihnen und dem Mädchen in dem Gebüsch und auf dem Steg bemerkt? Besinnen Sie sich, Heimbach! Wenn Sie mir nur einen kleinen Anhaltspunkt angeben könnten, eine neue Spur für den Verdacht und die Untersuchung."

„Ich habe keinen Menschen weiter gesehen."

„Dann bleibt auf Ihnen allein der Schein der Schuld haften und der Schein ist in diesem Fall sehr glaubwürdig. Ich weiß nicht, was ich nach ihren Worten denken soll. Ich möchte Ihnen glauben und muß mir dann wieder sagen, daß Alles erdacht sein kann," sprach Konrad, in dem ein Gefühl des Mitleids rege wurde, da er hörte, wie heiß dieser arme, verkommene Dorfmusikant die Golddore geliebt hatte. Seine Worte hatten viel überzeugendes an sich, und dennoch blieb er immer der Einzige, auf dem ein begründeter Verdacht ruhte. In dem jungen Gerichtsbeamten bildete sich ein eigenthümlicher Conflict, ein Zweifel, der nicht von Vortheil für die Erfüllung seiner Pflicht und gerade das Gegentheil von der Befürchtung war, die ihn heute erfüllt hatte, da er zur Untersuchung schritt: sehr zum Verdammen geneigt zu sein. Er fühlte nun vielmehr, daß er viel geneigter zum Mitleid und Zweifel war.

„Das Resultat bleibt wahr und fest, Herr Buchner — ob Jemand die That verübt hat oder die Golddore durch einen unerklärlichen Zufall in die Fluth gerathen: sie ist für uns beide verloren, und es fragt sich nun nur, wer ihr am ersten folgen wird. Sagt mir doch noch, Herr Buchner — ich bin sehr aus dem Denken und der Logik herausgekommen — wem meint Ihr nun wohl, daß die Golddore dort oben angehören wird, wo es doch ein Wiedersehen geben soll — dem, der unschuldig für sie stirbt und sie unsäglich geliebt hat, oder dem, den sie einst hier auf Erden als hübscher und reicher vorgezogen? Dort oben soll ja wohl unsere leidige Hülle und Noth ein Ende haben. — Ihr schweigt? Ihr wendet Euch ab? Ich denk', Ihr seid „ein studirter Mann"! Soll ich's Euch sagen so nach meinem schwachen Verstand? M i r! Mir wird sie gehören, denn Ihr werdet sie über Jahr und Tag vergessen haben und um eine Andere freien! Ja, geht nur und hört's nicht — mir wird sie gehören, denn ich lieb' sie ewig — ewig! — Das ist bei Euch Allen ein verbrauchtes Wort," sprach Friedel Heimbach mit sich selbst, als Konrad, gedankenerfüllt, schon hinausgeschritten und der Gendarm wieder auf seinen

Platz zurückgekehrt war, „Ihr schwört und werft mit dem „heilig" und „ewig" um Euch. Mein Vater hatte ja auch meiner Mutter ewige Liebe und Treue geschworen — nun, sechzehn Jahre hat er's gehalten. Spaß, das ist noch eine Seltenheit unter Euch! Aber wer will's wissen, ob er's nicht heimlich schon viel früher gebrochen hatte — ich weiß genug! — Wo Du bist, Golddore, da ist Wahrheit und Ewigkeit — Du hast nichts verloren und ich kann nur gewinnen!"

Als Konrad langsam die Treppe hinabgestiegen und in das Zimmer getreten war, in dem man sein Lager aufgeschlagen, fand er den Oheim des Mädchens anscheinend in tiefem Schlafe vor. Er selbst vermochte es nicht die Augen zu schließen, denn in seinem Inneren wogten noch so viele Empfindungen und Erfahrungen, daß er unter ihrer Last keinen Schlaf fand, sondern sie nach einander immer wieder durchdachte und zu überwinden strebte. Die Worte des Dorfmusikanten: „Denn wenn ich sie hätte der Welt rauben wollen, dann wäre ich bei ihr geblieben, dann hätte ich uns beiden den Todesstoß in das Wasser gegeben" — hatten so viel Wahrscheinlichkeit, daß der Zweifel an der Schuld desselben immer mehr in ihm wuchs! Trotzdem hatte er die Verpflichtung, den einzigen Menschen, auf dem ein noch dazu so dringender Verdacht lag, gefangen zu halten und an das Gericht abzuliefern — wie wird man über ihn urtheilen? Wie werden die Geschworenen diesen merkwürdigen Menschen und die That auffassen? Das Alles erfüllte ihn und regte ihn so auf, daß der Morgen, der durch die von Bäumen umkränzten Fenster schien, ihn noch so fand, wie der Abend ihn verlassen.

Der Kirschenbauer erhob sich früh, er hatte ja nun doppelt zu schaffen. Sein Antlitz war blaß und verändert — griff der Verlust, der ihn getroffen, den starken Mann wirklich so in seinem Innersten an? Oder hatte auch er nicht geschlafen und nur getäuscht, um seines Gastes Ruhe nicht zu beeinträchtigen?

Er wünschte dem Referendar einen guten Morgen und erkundigte sich nach den Wünschen desselben.

„Ich bin mit der Voruntersuchung fertig, Herr Voigt, wenn Sie mir gütigst heute Vormittag Ihren Wagen stellen wollen, um den Gefangenen nach der Stadt zu transportiren, so würden Sie mir die Erleichterung dadurch verschaffen, daß ich nicht erst nach Buchnershagen schicken muß."

„Das Fuhrwerk soll pünktlich bereit sein, Herr Referendarius," versicherte der Kirschenbauer und entfernte sich, während die Magd das Frühstück hereinbrachte, das sie nach einer Stunde fast unberührt wieder herausholte, da Konrad kaum eine halbe Tasse Kaffee zu trinken im Stande gewesen war. Er besprach dann noch das Nähere mit dem Actuar, sah das Protokoll durch, ob auch nichts in demselben vergessen, und befahl dann, als Voigt meldete, daß der Wagen bereit sei, den Gefangenen herbeizuführen. Dieser und der Gendarm nahmen auf dem Vordersitz, Konrad und der Actuar auf der zweiten Bank des Wagens Platz, nachdem er dem Onkel der Todten für seine Bereitwilligkeit gedankt. Die Pferde zogen an und der Wagen sauste mit seinen Insassen und ihren verschiedenen Empfindungen dahin am Walde entlang der Stadt zu.

Peter Voigt stand an seiner Gartenthür und sah ihm nach; er holte tief Athem — nun war die peinliche Untersuchungsangelegenheit ihm endlich entrückt und es blieb nur die mahnende Erinnerung an die todte Golddore.

Als er nach dem Garten gehen wollte, um bei der Arbeit Zerstreuung zu suchen, kam die Frau Professor Cila aus dem Hause und bat ihn um eine kleine Unterredung. Ihre Gesichtsfarbe war noch gelber wie bisher — sie hatte seit gestern ihr Zimmer nicht verlassen und war, gesteigert durch ihr Nervenleiden, sehr aufgeregt. Sie reichte zur stummen Condolation dem Oheim der Verunglückten ihre Hand und drückte sie lange.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Voigt, wenn ich gegen meine frühere Absicht schon heute oder morgen nach der Stadt zurückkehre — der Fall hat auf mich einen so erschütternden, so tiefen Eindruck gemacht, daß ich nicht mehr vermag das schöne Landleben hier zu genießen. Verstehen Sie mich recht, ich nehme zu großen Antheil an Ihrem Verlust und habe Ihr Mündel zu lieb gehabt, um es nicht gleich Ihnen überall zu vermissen. Das läßt mich nicht mehr wie bisher Genuß an meiner Umgebung hier haben — ich muß fort! Leben Sie wohl — trösten Sie sich — und haben Sie Dank für alle Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben!"

Der Kirschenbauer erwiderte den Händedruck Cilas, fand aber auf die theilnehmenden Versicherungen derselben nicht den rechten Ausdruck und brachte endlich nur, sich von ihr verabschiedend, die Worte heraus: „Leben Sie wohl, Frau Professorin — wünschen Sie mein Fuhrwerk morgen?"

„Ich danke Ihnen verbindlichst, lieber Herr Voigt, der Doctor Ahlemann fährt heute Abend mit dem Fuhrwerk seines eben so freundlichen Wirthes nach der Stadt zurück — ich benutze diese Gelegenheit. O wie leid thut es mir um die verlorene Unschuld dieses ländlichen Asyls — es bleibt wahr: ein schöner Glaube nach dem anderen versinkt und wir müssen uns zuletzt daran gewöhnen hart und unempfindlich zu werden, um alle die Enttäuschungen und Erfahrungen überstehen zu können!"

(Fortsetzung folgt.)

---

† Gottesgericht in Asien und Afrika.

Wenn ein durch Alter eingewurzelter Irrthum etwas der Liebe Werthes sein kann, wie die Poeten behaupten, so müssen Gottesgerichte einen hohen Platz in der menschlichen Zuneigung einnehmen, denn ihr Alter ist über jede Frage gestellt. Wie vernunftlos eine solche Probe zur Ergründung der Wahrheit auch sein möge, so hat sie wenigstens das Verdienst der Einfachheit, insofern als sie durch eine Waagschale oder ein Stück Eisen, durch einen Mundvoll Speise oder ein gefülltes Trinkgefäß die Obliegenheiten vollziehen läßt, welche sonst von Richtern, Geschworenen und Zeugen ausgeübt werden; ja sogar übernimmt sie nicht selten das Amt des Henkers. Auch entbehrt sie nicht biblischer Autorität als Fundament, denn der große jüdische Gesetzgeber verordnete, daß, wenn ein Mann vom Geiste der Eifersucht besessen wurde und seines Weibes Treue bezweifelte, obschon er keine thatsächliche Ursache für seinen Argwohn hatte, der Priester sie „das bittere verfluchte Wasser" trinken lassen solle, worauf das beargwohnte Weib, falls sie schuldig war, bei lebendigem Leibe verwesen mußte, während der Trank sich als heilsam erwies, wenn ihr Mann sie mit Unrecht verdächtigte. Aber weder Aussprüche der heiligen Schrift, noch altersgrauer Ursprung, noch Einfachheit des Verfahrens vermochten den Gottesgerichten in Europa eine dauernde Herrschaft zu sichern. Dagegen bestehen sie in Asien und Afrika noch immer in derselben Kraft, wie es vor tausend Jahren der Fall war, als ein Reisender schrieb: „Wenn in Indien ein Mensch einen anderen eines Verbrechens beschuldigt, für welches er den Tod verdient hätte, so fordert er den Beschuldigten auf, sich einem Gottesgericht durch Feuer zu unterwerfen, und wenn der Letztere einwilligt, so wird ein Stück Eisen glühendroth gemacht. Er muß die Hand ausstrecken, und es werden ihm sieben Blät-

ter eines gewissen Baumes darauf gelegt und auf dieses das glührothe Eisen; in dieser Weise geht er eine bestimmte Zeitlang hin und her, worauf er das Eisen wegwirft. Gleich nachher steckt man ihm die Hand in einen ledernen Beutel, den man mit dem Siegel des Fürsten verschließt, und wenn nach Ablauf von drei Tagen er sich mit der Erklärung meldet, daß er keine Beschädigung erlitten, so wird die Hand frei gemacht. Ist kein Brandmal darauf sichtbar, so wird der Geprüfte für unschuldig erklärt und sein Ankläger muß eine Summe Gold als Strafe zahlen. Zuweilen sieden sie Wasser in einem Kessel, bis es so heiß ist, daß Niemand es anrühren kann; dann werfen sie einen eisernen Ring hinein und gebieten der beschuldigten Person, ihn mit der bloßen Hand herauszuholen. Ich sah einen Mann, der es that und keine Verletzung davontrug."

Die Hindus haben neun Arten von Gottesgerichten, welche je nach der Schwere des gemuthmaßten Vergehens oder der Kaste des Angeklagten mehr oder minder mit Gefahr verbunden sind, nämlich: das Gottesgericht durch Reis, durch Koscha, durch Feuer, durch Wasser, durch siedendes Oel, durch glühendes Eisen, durch die Waagschale, durch Gift und durch Götzenbilder. In Fällen von geringerem Diebstahl wird das Gottesgericht durch Reis in Anwendung gebracht; der Angeschuldigte hat nur eine mit dem Salgram oder heiligen Steine gewogene Quantität Reis zu kauen und dann auszuspeien. Ist er schuldig, so wird der Reis entweder mit Blut vermischt oder so trocken sein, als wenn er niemals in den Mund genommen worden wäre. Als dem Verfasser der „Orientalischen Memoiren" seine Silberkiste abhanden gekommen war, gab er den Vorstellungen seiner eingeborenen Diener nach, den etwaigen Dieb durch ein Gottesgericht ausfindig zu machen. Der Name jedes Domestiken wurde in einem Ball eingeschlossen, dessen Material keine Schwimmkraft besaß, und die Bälle sämmtlich in ein Gefäß mit Wasser geworfen. Ein Ball, nur einer, kam an die Oberfläche; man untersuchte ihn und fand den Namen des Gärtners Harrabhy. Dieser betheuerte auf's heftigste seine Unschuld, war aber doch der Einzige, welcher sich dem Gottesgericht durch Reis nicht unterwerfen wollte. Seiner Weigerung ungeachtet mußte er gleich den Uebrigen einige Körner trockenen Reis in den Mund nehmen, aber allen seinen Anstrengungen zum Trotz vermochte er sie nicht zu netzen; er verwandelte sie nur in ein trockenes Pulver und wurde einstimmig für schuldig erklärt. Am folgenden Morgen gestand er ein, das Urtheil verdient zu haben, und bekannte, wo er das gestohlene Gut verborgen hatte. Im Gottesgericht durch Koscha oder Bildnißwasser trinkt der Angeklagte in drei Zügen Wasser, in welchem gewisse heilige Bildnisse gewaschen wurden, und falls er in den nächsten vierzehn Tagen von schwerer Krankheit, Aussatz oder Epilepsie verschont bleibt, ist seine Unschuld als erwiesen betrachtet. Die Waagschale ist für Frauen und Kinder, sowie für Greise und die Blinden, Lahmen und sonst Gebrechlichen männlichen Geschlechtes reservirt. Ebenfalls wird für die bevorzugten Braminen davon Gebrauch gemacht. Zur Vorbereitung für diese Ceremonie ist es nöthig, daß sowohl der Angeschuldigte als der dienstthuende Priester vierundzwanzig Stunden fastet. Der Erstere badet dann in geweihtem Wasser und sagt die vorgeschriebenen Gebete her. Die Waagschale wird aufgestellt, die Stricke befestigt und die Richtigkeit des Gleichgewichts geprüft. Die Priester werfen sich vor der Waage auf den Boden, indem sie, während der Angeschuldigte sorgfältig gewogen wird, verschiedene Gebetsformeln hersagen. Nach Ablauf von sechs Minuten wird ein Blatt Papier, auf welches die Anklage geschrieben wurde, dem Beschuldigten auf den Kopf gebunden, und dieser ruft seinen leblosen Richter in folgenden Ausdrücken an: „Du, o Waage, bist das Haus der Wahrheit; die Götter haben Dich errichtet; erkläre deshalb die Wahrheit und reinige mich von allem Verdacht! Bin ich schuldig, o so laß mich, Du die ich verehre wie meine Mutter, niedersinken; bin ich unschuldig, so hebe mich empor!" Der Betreffende wird zum zweiten Mal gewogen und wenn er schwerer befunden wird als das erste Mal, so wird er als schuldig verurtheilt, dasselbe ist der Fall, wenn Etwas an dem Apparat bricht oder in Unordnung geräth. Wird er aber leicht befunden, so kann er von hinnen gehen als ein freier und rehabilitirter Mann.

Das Gottesgericht durch Feuer besteht darin, daß der zu Richtende barfuß über eine Schicht brennender Blätter schreitet oder über eine mit glühenden Kohlen gefüllte Grube; bei der Prüfung durch siedendes Oel muß er seine Hand in die heiße Flüssigkeit stecken. Das Gericht durch glühendes Eisen hat einen mehr ceremoniellen Charakter. Neun Kreise, jeder sechzehn Finger breit im Durchmesser und ebensoweit von einander entfernt, werden auf dem Boden gezogen. Die Hände des Beschuldigten werden zuerst mit Reis in der Hülse gerieben und dieselben genau untersucht, ob sie irgend ein Merkmal an sich haben. Sieben Baumblätter werden darauf mit sieben Fäden um jede Hand gebunden. Alsdann giebt ihm der Priester eine glühende Kugel, die er von Kreis zu Kreis und zwar in der Weise tragen muß, daß er immer mit einem Fuß innerhalb eines derselben steht; kommt er in den achten Kreis, so darf er die glühende Kugel wegwerfen, doch so, daß sie in den neunten Kreis fällt und dort einen Grasbüschel versengt, der eigens zu dem Zweck hineingelegt wurde. Seine Hände werden dann untersucht und sobald man findet, daß sie frei von Brandmalen geblieben, kann der Glückliche die Gratulationen seiner Freunde entgegennehmen. Hagenar, welcher im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Japan bereiste, war Zeuge einer japanesischen Variation dieser Ceremonie, bei welcher ein des gröberen Diebstahls Beschuldigter ein Stück sehr dünnes Papier in der Hand hielt, auf dem drei monströse Heidengötter abgebildet waren. Auf dieses Papier nun wurde ein Stück glühendes Eisen gelegt; das Papier verbrannte, aber des Mannes Hand blieb unverletzt. Noch eigenthümlicher ist die Wasserprobe der Hindus. Der Angeklagte steht im Wasser, das ihm bis an die Brust reicht, neben ihm ein Bramine, einen Stab in der Hand. Ein Soldat schießt drei Pfeile von einem Bogen ab; ein Mann läuft den entferntesten Pfeil aufzuheben, so wie er ihn faßt, läuft ein anderer Mann von der anderen Uferseite auf ihn zu; in demselben Moment ergreift der zu Richtende den Stab des Braminen, taucht unter und bleibt unter Wasser, bis die beiden, welche den Pfeil aufnahmen, auf ihre früheren Plätze zurückgekehrt sind. Wenn nur das Geringste von ihm sichtbar wird, ehe der Pfeil wieder in des Braminen Hände ist, so gilt er für schuldig und erleidet seine Strafe. In Pegu machen sie's einfacher; sie treiben einen Pfahl in das Flußbett, an welchen sich sowohl Kläger als Beklagter anklammern und dann untertauchen, derjenige, welcher am längsten unter Wasser bleibt, wird als derjenige angesehen, welcher die Wahrheit auf seiner Seite hat.

In zweierlei Weise wird das Gottesgericht durch Gift vollzogen: entweder der Angeklagte verschluckt eine Mischung von Arsenik und Butter, oder eine Schlange wird in einem tiefen irdenen Topf mit einem Ringe oder einer Münze eingeschlossen, welch' letztere der Beschuldigte herauszuholen hat, ohne von dem giftigen Thiere gebissen zu werden. Bei der Prüfung durch Götzenbilder ist keine eigentliche Gefahr im Spiel. Zwei Statuetten, eine von Silber, Dharma genannt, die andere von Eisen oder Thon, mit dem Namen Adharma, werden in eine große Vase geworfen; ein Priester mit verbundenen Augen greift hinein und zieht eine heraus. Die silberne Statuette bedeutet Schuldlosigkeit, die andere natürlich das Gegentheil. Sind solche Metallbildnisse nicht zu haben, so ersetzt man sie durch Bildnisse auf Leinwand in Schwarz und Weiß auf umgekehrtem Farbengrunde gemalt, und die Wirkung bleibt dieselbe.

Wenn auf Borneo sich Streitigkeiten erheben, so unterwerfen sich die differirenden Parteien dem Ausspruch des Volksältesten, in außergewöhnlichen Fällen jedoch, wenn der Beweis der Schuld menschlicher Einsicht zu zweifelhaft erscheint, muß wiederum das Gottesgericht, bei dem alsdann Kläger und Beklagter das gleiche Risico zu tragen haben, den Ausschlag geben. Zuweilen werden zwei Salzklumpen in Wasser gelegt und der Eigenthümer des Klumpens, der sich zuerst auflöst, verliert das

Spiel; ein anderes Mal bringt Jeder der Gegner eine Wachskerze von einer gewissen Länge, die zu gleicher Zeit angezündet werden, und mit der Kerze, die zuerst erlischt, erstirbt auch die Hoffnung des betreffenden Gegners. Aber die beliebteste Methode auf Borneo ist das Untertauchen in den Fluß oder ins Meer: Derjenige, welcher das Taucherexperiment am längsten aushält, ist Sieger in der schwebenden Frage von Schuld und Unschuld.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß (Technisches.) Beauregard hat vor einiger Zeit ein neues Princip der Dampferzeugung in Anwendung gebracht, welches sich jedoch, wie vorauszusehen war, nicht bewährt hat. Ein starker eiserner Kessel, nicht viel größer als erforderlich ist, um die Dampfmenge für eine Cylinderfüllung aufzunehmen, wird bis zur Rothgluth erhitzt. Bei jedem Wechsel des Kolbenhubes wird ein so kleines Quantum Wasser eingespritzt, wie es zur Erzeugung des Dampfes für den nächsten Kolbenhub nöthig ist. Dieses Wasser soll sich bei der vorhandenen hohen Temperatur sofort in Dampf von 20—30 Atmosphären Spannung verwandeln. Das letztere scheint aber nach Analogie des bekannten „Leidenfrost'schen Versuchs", wornach ein Tropfen Wasser auf einer glühenden Platte langsamer verdampft, als auf einer weit weniger erhitzten Platte, sich nicht ganz so zu verhalten und dann muß auch das zur Dampferzeugung dienende Gefäß bei dessen hoher Temperatur sehr schneller Zerstörung durch Oxydation unterworfen sein. Das Princip des Beauregard'schen Generators benützend, jedoch mit Bedachtnahme auf möglichste Beseitigung der bezeichneten Uebelstände, hat nun Maschinenfabrikant Müller in Leipzig einen Dampferzeugungsapparat construirt, welcher einen bedeutenden Fortschritt involvirt und alle Beachtung verdient. Dieser Generator stellt ein System von neben- und übereinander liegenden Röhren dar. Diese Röhren sind aber mit vier sich rechtwinklig kreuzenden Rippen, parallel zur Längenachse laufend, versehen, und werden so verbunden, daß die Rippen theils horizontal, theils vertical stumpf aneinander stoßen, wodurch zwischen den Röhren als Zugcanäle dienende Räume entstehen. Die Röhren sind an den Enden mit außerhalb der Feuerung liegenden Doppelkniestücken derart verbunden, daß alle eine einzige Leitung bilden. Sie haben 1 Zoll lichte Weite und die Höhe einer Rippe beträgt 4 Zoll. Die Rippen functioniren sehr wirksam, indem sie die Wärme reserviren, und diese den durch den Wasserzufluß abgekühlten Röhren direct wieder zuführen. Das Wasser wird an der Stelle in das Rohrsystem eingeleitet, wo dieses am wenigsten erhitzt ist, also wo die Feuerluft abzieht, und nimmt seinen Weg der Hitze entgegen (Princip der Gegenströmung), wobei es nicht plötzlich, sondern nach und nach während der Zeit eines Kolbenhubes in Dampf verwandelt wird. Die stärkste Erhitzung des in der Flamme liegenden Röhrentheiles braucht wenig über 200 ° C. zu betragen, wobei der Dampf schon eine Spannung von 15 Atmosphären erlangt. Eine kleine Dampfmaschine von 3 Zoll Kolbendurchmesser und 9 Zoll Hubhöhe, welche nebst einem derartigen Generator nur ca. 1 Quadratmeter Flächenraum einnahm, trieb gleichzeitig eine größere Dreschmaschine und eine Kreissäge von 30 Zoll Durchmesser, was einer Leistung von 5—6 Pferdekräften entspricht. Der neue Dampferzeugungsapparat empfiehlt sich hiernach durch Ersparniß an Raum sowie an Anlagekosten. Insbesondere ist die Feuerungsanlage sehr einfach und ein eigener Kamin in der Regel nicht erforderlich. Gegenüber den gewöhnlichen Kesseln besteht jedenfalls auch eine größere Sicherheit gegen Explosionsgefahr, wenigstens wird eine stattfindende Explosion nur weit geringere Zerstörungen bewirken. Die Beseitigung des Kesselsteins in den Knieröhren hat bisher noch einige Schwierigkeiten verursacht, es soll aber dem Erfinder in neuester Zeit gelungen sein, auch diesen letzten Uebelstand zu heben. — Thompson's Straßenlocomotive mit Radbandagen von vulcanisirtem Kautschuk wurde anfangs als ein theoretischer Fehlgriff bezeichnet; der Bericht des Prof. Archer in der British Association zu Norwich spricht sich jedoch sehr günstig über dieselbe aus. U. a. ist gesagt: „Die zum Fortbewegen dieser Straßenlocomotive erforderliche Betriebskraft ist viel geringer, als wenn die Radreife hart und steif wären; da ihre Bandagen nichts zermalmen und nicht in die Straßenbahn einsinken, so bleibt die Kraft, welche sonst zum Zerdrücken der Steine unter starren eisernen Reifen aufgewendet wird, für den Betrieb der Maschine völlig erhalten. Man könnte auf den ersten Blick vermuthen, daß ziemlich viel Kraft absorbirt werde, um einen schweren Wagen auf weichen Radreifen fortzubewegen; sind jedoch die Reife nicht allein weich, sondern auch elastisch, so wird die zum Zusammendrücken des Reifes vor dem Rade verwendete Kraft wieder nahezu vollständig nutzbar gemacht, indem sich der elastische Reif hinter dem Rade ausdehnt." Das Raisonnement ist unzweifelhaft richtig.

— Das Salzbergwerk Wieliczka, dessen Zerstörung durch einen Wassersturz befürchtet wird, liegt zwei Meilen von Krakau. Es wurde 1250 von einem Hirten Wielicz entdeckt und befindet sich gerade unter der Bergstadt. Unter der Erde ist hier fast eine zweite Stadt entstanden, welche förmlich freie Plätze und Straßen enthält und in der gegen 1000 Personen leben. Zwei Tagschachte führen in diese unterirdische Stadt: der Franz-Schacht mit einer von August III. erbauten Wendeltreppe von 470 Stufen und der in der Regel von den Reisenden an sicheren Tauwerken befahrene, nicht ganz 200 Fuß tiefe Danielowicz-Schacht. Außerdem wird die Grube noch durch neun andere Tagschächte befahren. Sie wird überdies in vier Stockwerken abgebaut und ihre größte Tiefe beträgt 1200 Fuß. In den Stockwerken, in denen sich, oft durch Brücken verbunden, ein Labyrinth von Gängen ausbreitet, sind die Decken zum Theile durch Zimmerwerk gestützt, theils ruhen sie auf Salzpfeilern; in den abgebauten Schichten sind eine große Anzahl von Ställen für die Pferde und Magazine eingerichtet, welche zum Theile mit Kronleuchtern und Statuen, aus Salz gearbeitet, geschmückt sind und bei festlichen Illuminationen einen zauberischen Anblick gewähren. Die Dimensionen des Salzwerkes sind so bedeutend, daß eine Wanderung durch sämmtliche Gänge einer Wanderung von Krakau nach Wien, hin und zurück, gleich kommt. Das Werk kam 1772 an Oesterreich, nachdem sächsische Bergleute unter August III. einen regelrechten Abbau eingeführt hatten. Die Grube bringt jährlich einen Reinertrag von mehr als 6 Millionen Gulden. Gelingt es nicht noch in letzter Stunde, die Katastrophe abzuwenden, so würde dies für die cisleithanischen Finanzen einen erheblichen Schaden mit sich bringen. — Am 1. d. sind beruhigende Nachrichten aus Wieliczka in Wien eingelangt; ob sie begründet sind, muß sich erst erweisen. Auch die „Oest. Corr." schreibt: Ein gestern eingegangenes Telegramm aus Wieliczka bringt die einigermaßen beruhigende Nachricht, daß das Wasser falle. Der ausführlichere Bericht wird bis morgen erwartet. Die Vermuthung wird laut, daß das plötzliche Eindringen eines mächtigen Wasserstromes mit den Erderschütterungen der jüngsten Zeit zusammenhänge.

— Die Lava des Vesuv liegt in mächtigem bis 140 Meter breitem Strom zwischen den Dörfern S. Giorgio und Cremano. Dieses noch vor wenigen Tagen so lachende Thälchen ist heute ein Wüstenstrich, denn was nicht durch die Lava versengt und verbrannt wurde, ist mehrere Centimeter hoch mit der ätzenden Asche des Vulcans bedeckt, die jeden Grashalm vernichtet. Es ist daraus diesen Bevölkerungen ein neuer bedeutender Schaden erwachsen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 147.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

VI.

Das Diamantenkreuz.

Nachdem der Referendar Buchner den verhafteten Dorfmusikanten an das Kreisgericht in der Stadt abgeliefert hatte, führte man denselben in das Gefängniß, das in einer entlegenen Straße lag und mit seinen vergitterten Fenstern, seiner unheimlich grauen Farbe und den vor den Thüren auf- und abgehenden Wachposten einen eigenthümlichen Eindruck auf Friedel Heimbach machte. Während er bisher Allem in Ruhe, ja mit freudiger Ergebung entgegengegangen war, überfiel ihn beim Anblick dieses dunkelen Hauses ein Schauder — somit war er also auf der Stufenleiter seines Lebens von der Höhe, auf der er sich einst befunden, da er in reicher Equipage mit seinen Eltern fuhr, so tief herabgestiegen, daß seine Tage in dem Gefängniß, vielleicht auf dem Schaffot endigten. Er schrack vor diesem Gedanken zurück. „Ich bin unschuldig," wollten seine Lippen rufen, er wollte hinsinken und schwören: „Glaubt mir, beim allmächtigen Gott, ich bin unschuldig!" — aber was hätten ihn seine Versicherungen und Schwüre genützt? Die Wache durfte sie nicht erhören und der Wärter war an sie jedenfalls schon so gewöhnt, daß er ihre Echtheit nicht von dem Betrug zu unterscheiden mehr im Stand war — und wer wollte denn beide wohl unterscheiden können? Schwur der Verbrecher anders als der unschuldig Verhaftete? Gewiß nicht, oft sogar noch glaubwürdiger und ergreifender. Friedel Heimbach schwieg daher und schritt bleicher noch wie sonst neben dem Polizisten und dem Wärter einher.

Als man ihn in den Raum geführt hatte, in dem er seine Kleider mit denen der Gefangenen vertauschen mußte, verbarg er etwas unter seinem Rock, das man bisher nicht bemerkt hatte; der Polizist indeß, der die Umkleidung beaufsichtigte, war ein aufmerksamer Beobachter und fuhr daher wie ein Habicht auf den Gegenstand zu, den der Gefangene verbergen wollte.

„Was haben Sie da — hier wird nichts versteckt, sondern Alles abgeliefert, lieber Freund!"

„Nehmen Sie sie mir nicht!"

„Eine Geige? Hier wird nicht gespielt! Ich sollte meinen, Ihnen müßte dergleichen vergehen. Fühlen Sie denn nicht Reue und Zerknirschung? Kommt noch, kommt Alles noch; die Geige wandert mit den anderen Sachen in das Depot — hier sind Ihre neuen Kleider."

Als Friedel Heimbach aus dem Raum trat, um in seine Zelle geführt zu werden, hatte er sich sehr verändert — man hatte ihm schließlich noch Bart und Haare abgeschnitten, so daß er nun recht erbärmlich und hohlwangig aussah. Auf seinem Gesicht ruhte Niedergeschlagenheit, da man ihm auch den letzten Trost für die Tage, die ihm bevorstanden, genommen hatte: seine Geige. Nun war er ganz allein und seinen düsteren Gedanken überlassen in den kahlen Gefängnißmauern. In Gefängnißmauern!

Nichts ging dem armen Dorfmusikanten über die Freiheit, er hatte ja vor Allem gern wie der Vogel auf dem Dach gelebt — nun hatte man ihm auch das geraubt und mißgönnt. Die Golddore geraubt, die Geige und die Freiheit geraubt — was besaß er nun noch? Nichts als das nackte Leben, das ihm widerlich war.

Er saß stundenlang auf seinem Strohsack vor sich hinbrütend; der Wärter brachte ihm die Gefangenenkost — er hörte ihn nicht — er aß nicht.

Als es finster in der Zelle wurde, sank er auf sein hartes Lager und entschlief. Er träumte — o es war ein schöner Traum. Er sah die Golddore — die Golddore verklärt und ihm mit der einen Hand winkend, während sie mit der anderen nach einem großen, flammenden Kreuz zeigte — es war das Kreuz, das sie ihm entgegengehalten, nur größer und mit überwältigendem Licht — er breitete die Arme aus und die Golddore lächelte ihm selig zu, indem ihre Lippen riefen: „Denk' an das Kreuz — Deine Leiden sind gezählt!" Da wollte er hinsinken, überwältigt von der göttlichen Erscheinung, und Worte stammeln und rufen — aber seine Glieder und sein Mund versagten ihm den Dienst — er erwachte — verschwunden war die himmlische Erscheinung. Die rothe Morgensonne schien durch das kleine, vergitterte Fenster in seine Zelle, ihn furchtbar daran mahnend, daß er gefangen war.

Nach kurzer Zeit führte man ihn über die Straße nach dem Gerichtshause, wo er vernommen werden sollte. Seine Antworten waren wohl so verwirrt und ungenügend und die Beschuldigung durch die Zeugenaussagen im Protokoll dagegen so gravirend, daß das Richtercollegium beschloß, ihn im Gefängniß zu halten und die Untersuchung gegen ihn einzuleiten.

Untersuchung — nichts als Untersuchung! Und doch wußte er nicht, was er verbrochen haben sollte und konnte nichts als die Wahrheit sagen. Aber die Wahrheit wurde ihm eben nicht geglaubt, man hielt sie für berechnete Lüge und suchte ihn durch spitzes Hinundherfragen in Verlegenheit und Widerspruch zu bringen. Das ist nicht schwer bei einem Menschen, der wie der Dorfmusikant von Lenzen schon durch die Empfindungen und Eindrücke der letzten Tage verwirrt und abgestumpft geworden ist. Er verwickelte sich daher bald in seinen Antworten; gab zu, die Golddore oft getroffen und gesprochen zu haben; gab zu, leidenschaftliche Liebe und den Drang, sie zu besitzen, gefühlt zu haben; gestand, schon auf dem Wasser einmal die Absicht gehabt zu haben, sie und sich in die Wellen zu stürzen; bewahrheitete die Aussage, daß er mit der Golddore allein in der Nacht der That den Weg betreten — und daß er allein zurückgekehrt sei. Er gestand allerdings nicht, daß er dem Mädchen den mörderischen Stoß ertheilt — aber es war ja den Richtern so klar, daß sie ihn eindringlich ermahnten, nun nur lieber gleich Alles zu gestehen und sich dadurch der Gnade zu empfehlen.

Friedel Heimbach aber blieb dabei, daß er nicht mehr gestehen könne, als er gethan habe. Er fürchte weder Menschen noch den Tod, er würde es ohne Rückhalt sagen, wenn er in

einem Augenblick höchster Aufregung die That verübt hätte — sie sollten richten und mit ihm machen was sie wollten, nur möglichst schnell, denn die Gefangenschaft sei ihm schlimmer wie der Tod.

Konrad Buchner erfuhr von den Richtern, welchen Ausgang die Untersuchung genommen, und daß der Dorfmusikant, der nach ihrer Meinung ein finsterer, verstockter, eigenthümlicher Mensch sei, in wenigen Wochen vor die Geschworenen geführt werden solle, die wohl nicht zweifeln würden, das Schuldig nach Allem über ihn auszusprechen.

Diese Nachricht, die er zwar erwartet hatte, erfüllte den von eigenthümlichen Gefühlen für den Armen bewegten Referendar mit einer unerklärlichen Unruhe. Was konnte er thun, um ihm eine Annehmlichkeit zu bereiten? Wie sollte er ihm helfen, da er seinen Zweifel an der Thäterschaft des für die Golddore so heiß entbrannten Friedel den anderen Richtern doch nicht mittheilen konnte — und wenn er es gethan hätte, was sollte das dem Gefangenen helfen, der sein Urtheil ja von den Geschworenen empfing, welche nicht beeinflußt werden durften und oft die strengsten Urtheile da hervorriefen, wo die Schuld am wenigsten erwiesen. Er wollte aber doch mit dem Vertheidiger sprechen, der dem armen Dorfmusikanten ja zuertheilt werden mußte, er wollte ihn bitten, bestimmte Punkte hervorzuheben, und ihm erzählen, was der Heimbach in jener Nacht gesprochen. Es war ihm, als wenn ihn das Angedenken an die Golddore, das seiner Seele so tief eingeprägt war, dazu trieb, an der Schuld des armen, verkommenen Gefangenen zu zweifeln und ihm eine erlaubte Erleichterung zu verschaffen.

Friedel war erstaunt, als der junge Referendar ihn fragen kam, was ihm wohl in seiner Einsamkeit erwünscht wäre — dann aber rief er ohne sich zu besinnen: „Meine Geige, Herr Buchner, meine Geige verschafft mir, damit thätet Ihr mir das Beste!“

Friedel Heimbach erhielt sie auf Veranlassung Konrads — sein lebloses Antlitz verklärte sich und wurde ausdrucksvoll, da er sie in Empfang nahm und an seine Brust drückte — es war rührend, wie er auf seine Art vergnügt lächelte und dann, als Konrad und der Wärter sich entfernt hatten, während des ganzen Abends spielte. Er vergaß bei den Tönen das Elend, in dem er sich befand, sie halfen ihm den Schmerz überwinden und die Gefangenschaft ertragen — ja, von ihnen erfüllt und von dem Bewußtsein seine Golddore wiederzusehen, ertrug er sogar das Furchtbarste leicht, indem er den Spruch der Geschworenen auf schuldig des Mordes und die Verkündung der Todesstrafe ruhig mit einem Blick zum Himmel aufnahm. Er schien sich, als wollte er noch sprechen, als wollte er den Menschen ringsum Alles erklären, als drängte es ihn trotz jenes Urtheils noch einmal auszurufen: „Und ich bin dennoch unschuldig“ — aber er schwieg und sank auf die Verbrecherbank zurück.

Man verkündete ihm schließlich, daß man ihn der Gnade des Königs empfehlen wolle und ließ ihn dann in seine Zelle zurückführen — nun war er ja am Schlusse angelangt, nun konnte sein Leiden nicht mehr lange dauern.

Es waren recht wilde, verzweifelte Melodieen, die an dem Abend nach seiner Verurtheilung aus der Zelle des armen Dorfmusikanten schallten — es war als verkündeten sie den Bruch mit der Menschheit, der in seiner Seele nunmehr vorgegangen — die alten, gehässigen Empfindungen hatten nun den Höhepunkt erreicht, denn die Menschen, unter denen er nicht Einen hatte, den er sein nannte, maßten sich an, ihn wie einen giftigen Wurm zu zertreten, ihm das Leben zu nehmen. Verfehlt und werthlos war es — aber daß sie es ihm aburtheilen und rauben konnten, das steigerte die feindlichen Empfindungen seiner Seele auf das Höchste! Die Musik erst vermochte wieder die zitternde Aufregung zu mildern und versöhnliche Gedanken zu erzeugen, so daß die Klänge allmählich weicher und wohlthuender und friedlicher wurden, und dann so ergreifend aus der Zelle wallten, als tönten sie ein tiefempfundenes Gebet zum Allschöpfer empor.

Konrad Buchner hatte, um den in Folge des Spruches ihn bestürmenden Empfindungen durch eine Zerstreuung zu begegnen, eine commissarische Arbeit in einer der kleinen umliegenden Städte angenommen, in der ein bedeutender Diebstahl an Pretiosen verübt worden war, und fand in der Angelegenheit so viel zu thun, daß er seinen Zweck vollkommen erreichte. Dafür hatte er außerdem noch die Genugthuung, den Sachverhalt zu ergründen und die sämmtlichen Gegenstände wieder herbeizuschaffen.

Bei dieser Gelegenheit führten ihn seine Forschungen auch zu dem Goldarbeiter der kleinen Stadt, der indeß, wie sich sofort herausstellte, mit jenen gestohlenen Sachen nichts zu thun gehabt hatte. Konrad entschuldigte sich bei ihm und dankte ihm für mancherlei wichtige Aufschlüsse, die der rechtschaffene Mann ihm gegeben. Er war eben im Begriff den kleinen Laden zu verlassen, als sein Blick zufällig in das Glasspind fiel, neben dem der Goldarbeiter stand, und in dem zahlreiche Schmucksachen ausgestellt waren. Aus diesem Glasspind leuchtete ihm ein Gegenstand entgegen, dessen Erblicken sein Herz laut klopfen ließ — es war ein Kreuz, ein Kreuz von Diamanten gleich dem, das er in der Johannisnacht der Golddore geschenkt und das sie auf jenem geheimnißvollen Gange dem Dorfmusikanten entgegengehalten — sollte ihn eine Aehnlichkeit täuschen?

Konrad bat den Goldschmied, ihm doch das Kreuz, das ihn mit einer wunderbaren Erinnerung erfülle, zu zeigen. Es geschah. Er nahm es in seine Hand, wandte es um und erkannte nun in ihm unzweifelhaft dasjenige Kreuz, das er von seiner Mutter erhalten und das er der Geliebten geschenkt.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Gottesgericht in Asien und Afrika.

(Schluß.)

In Afrika, wo alle Regungen der Menschlichkeit auf der niedrigsten Stufe stehen, wird das Gottesgericht in seiner grausamsten Form zur Geltung gebracht. Als Pater Dos Santos seine Geschicklichkeit bei der Belehrung der Kaffern auf die Probe stellte, fand er sie voll von begeistertem Glauben in ihre drei verschiedenen Gottesgerichtsritualien: Xoqua, Lucras und Calang. Das erste heißt soviel als mit der Zunge über eine glühende Eisenstange fahren; das zweite eine Schale voll giftiger Flüssigkeit austrinken, woran der Experimentist stirbt, wenn er schuldig ist. Das dritte einen Trank verschlucken, der so bitter ist, daß er daran ersticken muß, falls sein Gewissen ihn nicht völlig frei spricht. Der gute Pater scheint selbst in die Unfehlbarkeit dieser Gottesgerichte Glauben gesetzt zu haben, da er sich ohne Scheu zu der Existenz eines Brunnens in Sardinien bekannte, dessen Wasser den Schuldigen mit Blindheit schlug, während es dem Unschuldigen zu schärferer Sehkraft verhalf. Wer das Eine glaubt, darf auch das andere in gleichem Grade Wahrscheinliche oder vielmehr Unwahrscheinliche nicht in Abrede stellen. Merolla erwähnt mehrere Gottesgerichte, welche bei den

Eingeborenen von Congo in Gebrauch sind, z. B. das Brennen eines nackten Beines mit einem erhitzten Eisen; das Verschlucken einer Quantität kochenden Wassers; das Zerkauen einer weichen Bananawurzel, welche unfehlbar in den Zähnen stecken bleibt, falls der Kauende schuldig wäre; das Verzehren einer widerwärtigen Speise, Bolungo genannt, aus Schlangenfleisch und dem Saft gewisser Kräuter zusammengesetzt, nach deren Genuß der wirklich Schuldige in eine todesähnliche Ohnmacht fällt. In einem anderen Falle hielt ein Hexenmeister das eine Ende eines wollenen oder leinenen Fadens, während der muthmaßliche Dieb das andere Ende hielt; der Hexenmeister kniff die Mitte des Fadens mit einer glühenden Zange, und wenn der Faden zerriß, was kaum anders sein konnte, so mußte der Inculpat den Werth des gestohlenen Gutes ersetzen. Ebenso einfach war das Verfahren, um zu ergründen, wem ein streitiger Gegenstand eigentlich gehörte. Zwei eigensinnige Kerle, die sich einander verklagten und aus denen die Wahrheit schwer herauszubringen war, wurden von dem Richter aufgefordert, sich Jeder eine Muschel auf den Kopf zu legen und dann den Kopf zu neigen. Der, welchem die Muschel zuerst vom Kopfe fiel, wurde zum Lügner in der Streitfrage proclamirt.

Die Eingeborenen der Sierra Leone setzen unbedingten Glauben in die rechtskräftigen Eigenschaften eines Gebräus, Rothwasser genannt, dessen Genuß den Patienten in einen choleraartigen Paroxismus versetzt. Ist Einer verdächtigt, seinen Nachbar behert oder sich seines Nächsten Eigenthum widerrechtlich zugeeignet zu haben, so geht er zur nächsten Stadt und begehrt vom Bürgermeister, oder wie die fragliche Autorität betitelt sein möge, mit einem Trunk Rothwasser regalirt zu werden. Willigt Seine Hoheit der erste Bürgermeister ein, so darf sich der Bittsteller in der betreffenden Stadt niederlassen und in Geduld abwarten, bis ihm zu wissen gethan wird, daß er das Rothwasser trinken soll. Die Procedur findet im Freien ganz öffentlich statt. Der Angeklagte, welcher zuvor zwölf Stunden lang gefastet hat, setzt sich auf einen auf einer Unterlage von jungen Platanenblättern placirten drei Fuß hohen Stuhl, stemmt die eine Hand in die Seite und streckt die andere in die Luft. Ein acht Fuß im Durchmesser haltender Kreis wird auf den Boden gezogen, den Niemand von den Zuschauern betreten darf. Die Ceremonie beginnt damit, daß der Verfertiger des Rothwassers in den Kreis tritt und die erforderlichen Ingredienzien nebst den Utensilien zur Bereitung des Trankes dem Publicum vorzeigt. Darauf macht er sich an die Arbeit, zerreibt die Baumrinde, deren er hauptsächlich bedarf, in einem Mörser, schüttet Wasser darauf, rührt und sichtet, bis der Trank seinem Gutachten nach zum Gebrauch fertig ist. Nach dem Hersagen gewisser Gebetformeln wird der Ordalist aufgefordert, seine Schuld zu bekennen; er weigert sich und die Ceremonie nimmt ihren Fortgang. Der Inculpat spült den Mund aus, zerkaut ein Paar Reiskörner und ruft den Fluch der Götter auf sein Haupt herab, wenn er des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig ist. Das Rothwasser wird ihm gereicht, etwa ein halber Schoppen jedesmal, er muß es so rasch als möglich trinken. Die Dosis wird acht, zehn, zwölf oder sechzehn Mal wiederholt, bis der Patient (dies ist wohl der passendste Name) den Reis, den er zerkaut und verschluckt hat, aus seinem Magen wieder ans Tageslicht fördert. Dies ist der Beweis seiner Unschuld nicht allein, sondern er hat damit zugleich die Berechtigung erlangt, sein Lebenlang von seinen Mitbürgern in hohen Ehren gehalten zu werden. Wer das Rothwasser getrunken hat, ist so gut wie geadelt. Erbricht der Aermste sich nicht nach dem Genuß desselben, so muß er, als der Schuld überwiesen, für sein Verbrechen büßen; bleibt er von der anderen unausdrückbar der Cholera verwandten Wirkung des Rothwassers verschont, so ist er ebenfalls schuldig und seine Strafe besteht diesmal darin, daß er als Sclave verkauft wird. Manchmal gelingt es dem Bedauernswerthen zu entfliehen, bevor er in Ketten und Banden geschlagen wird, allein dies hindert die Autoritäten nicht an der Ausübung ihrer Macht. Die Nachkommen des Flüchtigen müssen für ihn büßen, und oftmals verfällt ein halbwüchsiger Jüngling der Sclaverei, weil sein Großvater nicht die Cholera oder etwas Derartiges bekam, ehe er — der halbwüchsige Jüngling — das Licht der Welt erblickte.

Das Gottesgericht durch Rothwasser oder etwas demselben Entsprechendes ist bei allen Negerstämmen nördlich von Zambesi eingebürgert. Bei einem oder zwei Stämmen begnügt man sich damit, es einem Hahn oder Hunde zu trinken zu geben, allein die Delicatesse dieses Verfahrens zählt zu den Ausnahmen. In Angola ist die Rothwassermixtur ein starkes Gift, dem jährlich Hunderte erliegen; ja sogar hat der Beschuldigte wenig Aussicht auf Rettung, denn sowie sein Magen sich rebellisch erweist und das Gift auswirft, braucht der Ankläger nur die Beschuldigung zu wiederholen und die Dosis wird repetirt bis sein Feind stirbt. Die Frauen der afrikanischen Häuptlinge befinden sich in beständiger Gefahr ihres Daseins verlustig zu gehen, denn wenn ein solcher Häuptling es sich in den Kopf setzt, daß seine Frau ihn behert hat — eine Einbildung, welche beim geringsten Anlaß sich dieser Herren zu bemächtigen pflegt — so schickt er nach dem Hexendoctor, und während diese gewichtige Persönlichkeit den Goho oder Moveh oder wie das Gebräu genannt werden möge, fabricirt, wird die Frau ins Feld hinaus gejagt, um dort zu fasten, bis sie zum Genuß des verhängnißvollen Trankes zurückgerufen wird. Erbricht sie sich nach dem Trinken, so ist sie unschuldig, wo nicht — nicht und wird verbrannt. So groß indeß ist der Glaube der Frauen selbst an die Unfehlbarkeit dieser Art von Entscheidung, daß, so wie nur der geringste Verdacht auf eine von ihnen fällt, sie sogleich mit dem Rothwasser auf die Probe gestellt zu werden verlangt. Dasselbe gilt von den Männern. „Wenn Ihr mein Wort bezweifelt," lautet die stolze Rede dessen, dem so etwas widerfährt, „so gebt mir den Moveh zu trinken." Und wenn ein Häuptling glücklich die Probe bestanden hat, so feiern seine Untergebenen das frohe Ereigniß mit Tanz und Schwelgerei. Im südlichen Afrika heißt der Gifttrank Mbaundon; dort wird die Bevölkerung thatsächlich durch ihn gelichtet. Der Wilde der Aequatorregion kann es nur schwer glauben, daß ein großer Mann eines natürlichen Todes gestorben sein soll; er muß durch irgend Jemanden behert worden sein, so daß, wenn ein Häuptling stirbt, die Priester einen Schuldigen auffinden müssen. Um ihr eigenes Renommé zu wahren, nennen sie irgend Einen, der den Verstorbenen zu Tode gehert hat, und der Aermste muß den Mbaundon trinken. Die Hexendoctoren besitzen das Geheimniß, den Mbaundon ohne Gefahr für ihr Leben zu verschlucken, obschon sie in einen Zustand wahnsinniger Berauschung verfallen. Ihr wüthendes Gebahren wird aber als göttliche Inspiration angesehen und der Unsinn, den sie schwatzen, gilt als Orakelsprüche. Die Tangena von Madagascar ist ein anderer Gifttrank, dessen beabsichtigte Opfer zuweilen mit dem Leben davon kommen. Im Jahre 1860 beschuldigte der Gouverneur von Mananjara mehrere Individuen, welche er los zu sein wünschte, der Gesetzesübertretung durch Hinneigung zum Christenthum. Kläger und Angeklagte wurden in die Hauptstadt beordert, um die Tangena zu trinken. In diesem Falle wurde das Urtheil mit Stellvertretung angewandt, indem die muthmaßlichen Christen durch drei Sclaven der Königin repräsentirt wurden, welche das Gift tranken ohne zu sterben. Man probirte es darauf mit einem Hunde und auch diesem geschah kein Leid. Dies war entscheidend. Die Angeklagten wurden freigesprochen und der Gouverneur mußte den Tod erleiden. Dieses Gottesgericht wurde später von Radama II. abgeschafft, welcher, als er mit seinen Meuchelmördern rang, ausrufen konnte, was wenige Fürsten wilder Stämme von sich sagen können: „Ich habe kein Menschenblut vergossen!"

Auf den canarischen Inseln allein finden wir den Gebrauch des Gottesgerichtes durch Rauch. Im Jahre 1377 schickte König Johann von Castilien eine Flotte unter Martin von Avendano ab, die Küsten Englands und Frankreichs zu verheeren. Ungünstige Winde trieben die Flotte aus ihrer Richtung und das Admiralsschiff mußte im Hafen von Lancerota Schutz suchen, wo die Spanier herzliche Aufnahme fanden.

Avendano wurde ein Gast im Palaste des Königs und verstand es so sehr, sich der Gemahlin seines Wirthes angenehm zu machen, daß die Familie desselben sich im Laufe der Zeit um eine halbspanische Prinzessin vermehrte. Diese Prinzessin, Yeo mit Namen, wurde später die Gattin eines Mannes, der zur Thronfolge gelangte, und sie gebar ihm einen Sohn. Als dieser Sohn aber seinem Vater succediren sollte, erhob das Volk Einsprache, weil die Mutter die Tochter eines Fremden und nicht von rein königlichem Geblüt wäre. Eine berathende Sitzung wurde abgehalten und der Beschluß gefaßt, Yeo mit drei ihrer Sclavinnen im Hause des Königs Gonzanius einzuschließen und dort einzuräuchern. Ein gutmüthiges altes Mütterchen kam der Bedrängten zu Hilfe. Sie rieth ihr, einen großen nassen Schwamm bei sich zu verstecken und an Mund und Nase zu halten, wenn der Rauch zu lästig würde. Yeo bediente sich heimlich des Mittels und so geschah es, daß, als nach der vorgeschriebenen Zeit das Zimmer geöffnet wurde, man die drei Sclavinnen todt fand, während Yeo siegreich die Schwelle überschritt, um ihre Legitimität zu proclamiren und ihren Sohn zum rechtmäßigen König ausrufen zu lassen.

Mannichfaltiges.

— Aus Quito vom 17. October wird dem „Moniteur" geschrieben: „Die Einwohner fangen an, sich von den Schrecken der August-Katastrophe zu erholen. Zahlreiche Unterstützungen, die ihnen zu Theil geworden sind, haben es bereits möglich gemacht, theilweise die unermeßlichen Verluste zu ersetzen, die das Erdbeben in seinem Gefolge gehabt. Die Hütten, Altäre und Beichtstühle, welche auf den öffentlichen Plätzen errichtet worden waren, sind jetzt wieder verschwunden, und die meisten von denen, die in der Richtung nach Süden entflohen waren, sind nach Quito zurückgekehrt. Die unglückliche Provinz Imbabura, die besonders schwer vom Erdbeben heimgesucht worden ist, fängt unter der weisen und festen Verwaltung des Herrn Gabriel Garcia Moreno wieder aufzuathmen an. Dank seiner rastlosen Thätigkeit sind die Verbindungen zwischen den verschiedenen Theilen der Provinz rasch wieder hergestellt worden. Desgleichen ist es seinem Einfluß zu verdanken, daß der Präsident der Republik ein Decret erlassen hat, welches die Eröffnung einer neuen Eisenbahnlinie zwischen Quito und Imbabura autorisirt. Diese Autorisation ist für die Provinz von außerordentlicher Bedeutung, da sie ihr, wenn die Linie bis an's Meer geführt wird, einen leichten Absatzweg für ihre industriellen und Ackerbauproducte sichert. Das Project bietet noch den großen Vortheil, die Entfernung der Hauptstadt von Panama auf fünf Tage herabzusetzen und dieselbe so mit der Küste des Stillen Oceans in directe Verbindung zu bringen. Den inneren Provinzen Ecuadors und einem Theil von Neu-Granada würde auf diese Weise ein bequemer Weg für den Export ihrer Producte geboten."

— Eine furchtbare Explosion, die in ihren Folgen das Eisenbahnunglück von Abergele noch übertrifft, wird durch den Telegraphen aus Wigan gemeldet. In der Grube „Arley" in Hindley Green bei Wigan, hatten die beiden Feuerwächter noch um 6 Uhr Morgens revidirt und Alles in der Ordnung befunden, um 8½ Uhr waren sie nebst 55 ihrer Mitarbeiter, meist jugendlichen Alters und kaum 10 von ihnen verheirathet, Kinder des Todes. Die Ursache des Unglückes ist noch nicht bekannt, und es bleibt auffallend, daß nicht mehr Menschenleben verloren gingen, da außer ihnen noch etwa 160 Mann in der Grube beschäftigt waren. Von diesen arbeiteten 150 am östlichen Ende des Bergwerkes und entkamen unverletzt, während die 10, welche an der Westseite dem Schicksale ihrer 55 Gefährten entgingen, mehr oder minder gefährliche Brandwunden davontrugen. Das Emporschaffen der Leichen ging nur langsam von statten, sie wurden nebeneinander auf improvisirte Holzbänke gelegt und die darauf beginnende Feststellung der Identität schritt noch langsamer vorwärts, da bei den Meisten die Gesichtszüge schrecklich durch Brandwunden entstellt waren. Im Ganzen wurden bisher 19 Leichen identificirt. Ein Theil des Bergwerkes gerieth in Flammen und machte das Herausschaffen der Leichen sehr schwierig.

— Aus New-York meldet die dortige „Handelszeitung": „Ein Meteorschauer, wie er gleich schön nur selten beobachtet wurde, fand bei vollständig klarem, sternenhellem Himmel in den Nächten auf den 14. und 15. Nov. statt. Am stärksten war derselbe in der Nacht auf den 15. Nov., wo sich zwischen 1 und 2 Uhr nicht weniger als tausend verschiedene, zum Theil sehr glänzende, mit Schweifen versehene Meteore in der Richtung von Norden nach Süden bewegten; man schätzt die Gesammtzahl derer, die allein in New-York und dessen nächster Umgebung sichtbar waren, auf mindestens 7000. Auf der Sternwarte in Washington angestellten wissenschaftlichen Beobachtungen zufolge, hatte man in einem Zeitraume von fünf Stunden ca. 2500 Meteore per Stunde verzeichnet. Dasselbe Phänomen wurde im ganzen Lande beobachtet, da überall ein äußerst klares Firmament die Beobachtung begünstigte."

— Ueber die Gefahr, von welcher das Salzwerk Wieliczka bedroht ist, geht der „Presse" aus Krakau, 30. November, folgende Nachricht zu: Die Arbeiten in den Salinen Wieliczka's behufs Wasserdämmung nehmen einen raschen, ungestörten Verlauf. Ober-Finanzrath Balacicz und Ministerialrath Rittinger, zwei als technische Beamte bewährte Männer, leiten den ganzen Wasserbau, der bis längstens Mittwoch beendet und somit jegliche Gefahr beseitigt sein dürfte. Der Franz-Josephsschacht ist ganz wasserfrei. Gegenwärtig wird das aus den Corridoren strömende Wasser in Röhren in die untersten Salinenregionen geleitet, die Corridore selbst werden vermauert, worauf dann das Wasser aus der untersten Region ausgepumpt werden wird. Die Gefahr ist bedeutend geringer, als sie früher geschildert wurde.

Logogriph.

1 2 3 4 5, es ist nur wenig,
Dennoch reicher wär ich als ein König,
Könnt' ich mein 2 4 5 2 3 nennen,
Was wir mit den fünfen schreiben können.
Denke Dir die edle Goldesquelle,
Die in 1 2 4 3, stark und helle,
Eine Kraft verleiht sich zu erheben,
Um das Höchste muthig zu erstreben.
Denke Dir 1 4 2 3, das große,
Was es birgt in seinem weiten Schooße:
Seine Schätze mein 5 2 1 4 3 3
Und zugleich die 1 4 2 5 2
Jener Mittel, die das schöne Leben,
Bis zur höchsten Stufe können heben.
Bin ich 2 4 3 4 5 mit mir
Und der Welt und kommt in mein Revier
Kein gesundheitfeindliches Gespenst,
Ob Du's Krankheit oder Alter nennst —
Oder aber, was dem Leben droht:
Dann hat's 2 1 4 5 keine Noth.
Noch zu finden wäre mancherlei
Bis zur letzten 3 2 4 5 2.
Doch wozu? Wir wollen hiermit schließen:
Und zuletzt die Räthselfreunde grüßen.

— Δ —

Auflösung der Charade in Nro. 144:
O, Berber, Grath. — Obergrath.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 148.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Fortsetzung.)

Die Verwunderung und Ueberraschung Konrad's war so groß, daß sie dem Goldschmied nicht entging, der nun neugierig fragte, ob er das Kreuz kenne, das recht werthvoll sei.

„Wohl kenne ich es — es ist ein Erbstück unserer Familie — ich bin glücklich, es bei Ihnen wiederzufinden. Können Sie mir wohl sagen, wann und von wem sie es gekauft haben?"

„Gewiß, Herr Referendar, ich bin darin sehr vorsichtig," sagte der alte Mann und ging an sein Pult, „es ist noch nicht lange her, etwa drei Monate. Treten Sie gefälligst hierher, in diesem Buch wird alles zu finden sein."

„Ja, ja, Sie sind ein musterhaft ordentlicher Bürger," lobte ihn Konrad und schritt in großer Aufregung an das Pult, um selbst sich zu überzeugen, von wem das kleine verhängnißvolle Kreuz gekauft war.

„Sehen Sie? Ich weiß es ja noch! Es ist drei Monate her, am 9. Juli — ein Kreuz mit achtzehn Diamanten, vierzig Thaler, von Friedel Heimbach aus Lenzen — hier steht es, der Name ist von ihm selbst geschrieben."

Konrad starrte die Zeilen an und las sie Buchstabe für Buchstabe durch, während sein Herz so laut schlug und seine Hand so zitterte, daß der Goldarbeiter ihn erstaunt ansah. „Friedel Heimbach aus Lenzen," murmelte er, „also ist er doch der Schuldige! Das ist eine furchtbare Erfahrung für mich, aber gut und zur rechten Zeit, denn nun wird mich die Verurtheilung des Elenden mit Befriedigung erfüllen!"

„Ist Ihnen das Kreuz gestohlen," fragte neugierig der alte Besitzer des Ladens.

„Vielleicht hören Sie darüber noch Näheres — lassen Sie mich noch einmal die Zeilen anblicken, es ist mir, als dürfte ich meinen Augen nicht trauen und müsse mich immer wieder vergewissern — er war also doch ihr Mörder!"

Konrad entfernte sich in großer Aufregung. Die Erfahrung, die er soeben gemacht, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt — jener Dorfmusikant war also ein ganz berechneter Bösewicht, da er im Stande gewesen nach Verübung der That noch die ergreifenden, so wahr scheinenden Worte jener Nacht zu sprechen.

Kalter Octoberwind wehte dem durch die Straßen Dahineilenden entgegen — er beachtete ihn nicht, sondern eilte, um mit der erstabgehenden Post nach der Kreisstadt zurückzufahren und auf dem Gericht sofort die Mittheilung seines Fundes zu machen.

Auf dem Gang überdachte er noch einmal die Zeilen in dem Buch des Goldschmieds. Am 9. Juli, also am zweiten Tage nach der verhängnißvollen Nacht hatte der Missethäter das Kreuz zu Geld gemacht — Friedel Heimbach war daher nicht durch verschmähte Liebe zu dem Mord gedrängt worden, sondern er hatte ihn aus gemeiner Habsucht verübt.

„Aber am 9. Juli," murmelte Konrad, plötzlich stillstehend, „am 9. Juli? Das ist ja nicht möglich! Der Gendarm hatte den Dorfmusikanten bereits am Montag, also am 8. früh in den Gewahrsam genommen. Am 9. lieferte ich ihn ja schon an das Gericht ab. Wie konnte Friedel Heimbach denn an diesem Tage hier in der fast acht Meilen entfernten Stadt das Kreuz verkaufen? Dahinter steckt ein Betrug! Er kann ja gar nicht der Ueberbringer desselben und der Schreiber des Namens sein — vielleicht weiß der ehrliche Goldschmied mir darüber Auskunft zu geben," sprach Konrad zu sich selbst und eilte zu dem über das Benehmen des Referendarius sehr verwunderten Mann zurück, der aus der Geschichte des Kreuzes nicht klug werden konnte und schon fürchtete, durch dasselbe in Unannehmlichkeiten zu kommen.

„Ich verspreche Ihnen, daß Sie keinen Schaden durch Ihre Aufrichtigkeit haben sollen, nur besinnen Sie sich genau auf den Tag, an dem Sie dieses Kreuz kauften — es hängt ein Menschenleben von Ihrer Aussage ab, und ich hoffe einer unaufgeklärt gebliebenen That durch Ihre Aussage auf die Spur zu kommen. Ist Ihnen die Person, die sich hier als Friedel Heimbach aus Lenzen einzeichnete, noch erinnerlich?"

„Gewiß, Herr Referendar, ich sehe den Mann noch vor mir, denn solch ein Diamantenkreuz kauft man nicht alle Tage. Ich wollte es gar nicht nehmen, aber dieser Heimbach bat so sehr und erzählte mir, daß er in augenblicklicher Noth und daß dieses Kreuz ein Erbstück sei, mit dem er sich helfen wolle.

„Wie sah dieser Mann aus? War er mager und blaß?"

„Bewahre, er war groß, stark und breitschulterig."

„Trug er einen Bart? Einen schwarzen, struppigen Bart!"

„Nein, nur einen braunen Backenbart."

„Der Kirschenbauer — o mein Gott, das ist ja gar nicht möglich — aber diese Beschreibung paßt nur auf ihren Oheim! Würden Sie den Verkäufer wohl noch wiedererkennen, wenn ich Sie vor ihn führe?"

„Unter Hunderten," versicherte diensteifrig der Goldarbeiter und verfolgte die Mienen Konrad's.

„Dann müssen Sie sofort mit mir fahren. Ihre Frau mag solange Ihr Geschäft wahrnehmen — wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Aber wohin denn, Herr Referendar, ich habe nicht Geld zum Reisen übrig."

„Ich bezahle Alles. Wir fahren nach Lenzen. Ich warte, bis Sie mich begleiten und wiederhole Ihnen, daß ein Menschenleben von der Aufklärung dieser Angelegenheit abhängt."

Nach einer Stunde saßen Konrad und der Goldschmied im Postwagen und eilten auf der Chaussee hin nach dem etwa acht Meilen entfernten Dorfe Lenzen. Die beiden Männer sprachen wenig, da Konrad seinem Begleiter die Geschichte des Kreuzes noch nicht erzählen wollte und konnte — er mußte vor allen Dingen Gewißheit darüber haben, ob der Kirschenbauer wirklich der Verkäufer desselben gewesen. So viel wußte er nun aber, und dieses Wissen erfüllte ihn mit Angst um das Leben Heimbachs, daß der Name desselben mißbraucht, daß er den wahren Mörder verbergen sollte.

Der Abend senkte sich früh mit kalter Luft auf die sich

zum Winter rüstende Erde herab, das Laub der Bäume am Wege war roth und gelb gefärbt und theilweise schon abgefallen.

Es mochte neun Uhr sein, als die beiden Reisenden in Lenzen eintrafen. Konrad führte den Goldschmied ohne Aufenthalt auf der Dorfstraße entlang nach dem Gehöft Peter Voigts. Als sie an der kleinen Treppe angelangt waren, die nach dem Hause hinaufführte, bat Konrad seinen vor Erwartung zitternden Begleiter unten zu bleiben, während er selbst leise die Stufen hinaufschritt, bis er in das Zimmer des Kirschenbauers blicken konnte. Es brannte Licht in demselben — an dem alten Tisch saß der Gesuchte, Konrad konnte ihn deutlich sehen — er schrieb an einer Eingabe.

Der Referendar rief leise den Goldschmied an seine Seite und fragte, nach dem Schreibenden zeigend, der hellbeleuchtet war, mit gedämpfter Stimme: „Ist dieser Mann jener Friedel Heimbach, der Ihnen das Kreuz verkaufte und seinen Namen in Ihr Buch schrieb?"

„Er ist es!"

„So kommen Sie. Leise, damit er uns nicht hört. Dieser Mann ist ein gefährlicher Verbrecher."

„Sie erschrecken mich."

„Seien Sie ganz ruhig, wir gehen nach dem Kruge und wollen morgen oder heute noch die nöthigen Schritte zur Ergreifung des Mannes thun."

Konrad schritt mit seinem vor Schreck und Erwartung sehr aufgeregten Begleiter, dem er eine so wichtige Entdeckung verdankte, auf der finsteren Dorfstraße hin dem Kruge zu. Sie hörten das laute Rauschen des Haffs, das in stürmischem Herbstwetter starken Wellenschlag hat. Endlich leuchteten ihnen die Fenster des Kruges gastlich entgegen.

„Lassen Sie uns nicht in die Schenkstube treten, sondern folgen Sie mir nur ohne ein Wort zu sprechen die Treppe hier hinauf."

Nach wenigen Minuten klopften die beiden Männer an die Thür des Gendarm Kunz, den sie glücklicherweise zu Hause trafen. Er war sehr erstaunt über den späten Besuch, wurde aber sehr freundlich und bereitwillig, als er den Referendar Buchner erkannte.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich im Schlafrock bin, ich war eben im Begriff einmal wieder Nachts zu Bett zu gehen — seit vier Tagen bin ich nicht viel zum Schlafen gekommen," erzählte der Gendarm, die Hälfte zulügend wie immer.

„Nun, mit dem Schlafen wird es in dieser Nacht auch nicht viel werden, mein lieber Kunz," sagte Konrad lächelnd und dem Gendarm auf die Schulter klopfend, „vor allen Dingen bringen Sie uns halb Verhungerten für Geld und gute Worte etwas Abendbrod und Bier."

Als der dienstfertige Kunz das Verlangte, wenn auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügend und sich deshalb sehr entschuldigend, herbeigetragen und seine Uniform angelegt hatte, forderte Konrad ihn auf, in Gemeinschaft mit dem Schulzen ohne Verzug den Peter Voigt, den sogenannten Kirschenbauer, zur Stelle zu schaffen. Er beauftragte ihn, denselben womöglich ohne Gewalt, sondern durch eine List herbeizulocken, ihn zu ihm zu führen und dann vor der Thür zu wachen, damit er nicht entkäme.

„Bringen Sie, wenn es Ihnen irgend möglich ist, auch den Brief mit, an dem er schreibt," schloß er seinen Auftrag.

Der Gendarm machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Auf meine Verantwortung. Auf dem Voigt ruht der schwere Verdacht des Mordes!"

„Des Mordes?" wiederholten Kunz und der Goldschmied.

„Alles Andere nachher, vorerst holen Sie den Kirschenbauer her."

Kunz entfernte sich. Seine Frau räumte, nachdem man sich gestärkt hatte, den Tisch ab, und brachte einige Bogen Papier, Dintenfaß und Federn herbei.

„Seien Sie so gut, diesen Herrn für eine halbe Stunde in das Nebenzimmer treten zu lassen," bat Konrad dann noch, „ich werde rufen, wenn ich Ihre Aussage nöthig habe."

Konrad befand sich allein in dem Zimmer. Er öffnete ein Fenster und blickte nach dem Strande hinaus. Die Vergangenheit trat mit lebhaften Farben vor seine Seele und flüsterte:

„So war er doch nicht ihr Mörder! Aber wie den Kirschenbauer überführen? Wenn er nun vorgebe, das Kreuz sei von ihm in Golddore's Bett gefunden worden, der Mörder werde es dorthin gesteckt haben? Hm, hm, sein Gewissen zu wecken — sollte das so schwer sein? Die Ueberraschung, die Fälschung der Namensunterschrift — dieses Alles neben scharfer Inquisition läßt mich hoffen und ihn, den armen Dorfgeiger, retten!"

Nach wenigen Minuten erschollen unten Tritte — sie näherten sich auf der Treppe — Peter Voigt trat in das Zimmer. Er war dem Gendarm ohne eine Weigerung gefolgt, da er keine Ahnung hatte wer ihn zu sprechen wünsche — er erblaßte, als er den Referendar Buchner erblickte, doch schon im nächsten Moment zog sich sein Gesicht zu einem grüßenden Lächeln. „Zu so später Stunde? Das muß etwas Wichtiges sein, Herr Referendarius! Bringen Sie mir die Nachricht, daß das Kapital vom Vormundsschaftsgericht ausgezahlt werden soll?

„Es wird dieser Auszahlung wohl nichts im Wege stehen, nachdem Sie mir einige Fragen beantwortet haben, Herr Voigt!

„Sehr gern und so viele wie Sie wollen."

„Setzen Sie sich, Herr Schulze. Sie sind wohl so gut, da keine zweite Gerichtsperson zur Stelle ist, das Protokoll zu führen."

Konrad dictirte ihm die nöthigen Formalitäten und begann dann, sich an den Kirschenbauer wendend:

„Herr Voigt, Sie wissen, daß in der Nacht vom 7. zum 8. Juli d. J. Ihr Mündel auf dem Steg im Moosbruch durch die Hand eines Mörders in das Wasser gestürzt wurde."

„Durch die Hand jenes elenden Burschen Friedel Heimbach, ja!"

„Haben Sie in den letzten Tagen bei der Golddore ein kleines Kreuz von Diamanten bemerkt?"

Konrad sah bei diesen langsam gesprochenen Worten den Kirschenbauer scharf an — es entging ihm nicht, daß sie einen tiefen Eindruck auf ihn machten, den er zu verbergen suchte, indem er, als denke er nach, mit der Hand über Stirn und Gesicht fuhr.

„Ein kleines Kreuz mit Diamanten?" sprach er tief und leise, „ich wüßte nicht."

„Besinnen Sie sich genau, Herr Voigt, es hängt von Ihren Worten viel ab."

„Ich kenne es nicht. Mein Mündel war groß genug um Geheimnisse vor mir zu haben."

„Und dennoch müssen Sie es gekannt haben!"

„Woher — wie wollen Sie mir das sagen", sprach der

Kirschenbauer in rohem Ton, von seinem Stuhle sich erhebend, es ist überhaupt gar keine Art, einen unbescholtenen Mann in der Nacht durch den Gendarmen hierher holen zu lassen, und hätte ich nicht geglaubt, daß Sie mir eine Mittheilung in Betreff des Geldes zu machen hätten, dann wäre ich wahrhaftig nicht gekommen! Anstand und Manier bei jeder Sache, das ist so mein Princip." (Schluß folgt.)

Glasmacherleut' im bayerischen Hochwald.

Die Glasfabrikation im bayerischen Hochwald, hervorgerufen durch den großen Reichthum an Holz und Quarz, läßt sich bis auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurückführen. Dieselbe bildet den Hochpunkt der Industrie im Waldgebirge, deren Erzeugnisse im Welthandel eine hervorragende Stellung einnehmen. Auf mehr als zwanzig Hütten wird diese Fabrikation im großartigsten Maßstabe betrieben, und jede dieser Hütten verbrennt im Durchschnitt gegen dreitausend Klafter Holz, ein Verbrauch, der auf einem verhältnißmäßig so kleinen Flächenraum an keinem anderen Orte seinesgleichen hat.

Die Hüttengebäude sind meistens nur aus Gebälk und Bretern aufgebaut, deren hohe Schindeldächer große Oeffnungen zum Hindurchdringen des Rauches enthalten und über welchen so viele gemauerte Schlote hervorragen, als im Inneren des sehr einfachen Gebäudes sich Oefen befinden.

Die Hüttenleute theilen sich nach den ihnen bei der Fabrikation zukommenden Arbeiten in: Glasmacher, Gesellen oder Eintrager, Schmelzer, Schürbuben, Holzspreißler, Holzträger, Pochermann, Hafenmacher und Schreiner, deren Bestimmung aus ihrer Benennung hervorgeht.

Der Schürbube hat oft harte und anstrengende Arbeiten zu verrichten; er muß z. B. anfangs das gespreißelte Holz auf den Horst, d. i. die Dürrvorrichtung oberhalb der Glasöfen oder zu diesen selbst schleppen und die Oefen schüren — eine Beschäftigung, welche Tag und Nacht fortwährt und die aus diesem Grunde von Einer Person nicht leicht verrichtet werden kann. Es sind daher in der Regel zwei solcher Schürbuben in Thätigkeit, welche sich gegenseitig alle drei Stunden ablösen. In der Zwischenzeit ruhen sie aus, gehen in ihre Wohnung oder legen sich im Hüttenraume je nach der Jahreszeit an einem kühlen oder warmen Orte auf ein Bund Stroh nieder und geben sich der willkommenen Ruhe und dem Schlummer hin, bis sie wieder zu ihrer Arbeit geweckt werden.

Der eigentliche Lehrling oder Eintragbub hat den Glasmachern die Pfeife zum Blasen herzurichten, den Glassatz anzudrehen, mit den nöthigen Werkzeugen zur Hand zu sein, die Formen in Bereitschaft zu halten, kurz alle die kleinen Nebendienste beim Glasmachen zu verrichten, bis er zum Vorblasen verwendet werden kann.

Außer den genannten sind in der Hütte je nach deren Beschaffenheit: Glasschneider, Glasschleifer, Glasmaler, Formschneider, Modelleure ꝛc. Die Glasmacher sind Meister, deren Anzahl sich nach der Größe der Hütte richtet. Jeder Glasmacher hat auf seine Kosten einen Gesellen, den Eintrager oder Eintragbuben zu halten. Die Bezahlung der Glasmacher geschieht in den Spiegelfabriken nach dem Zoll, in Hohlglasfabriken nach dem Stück; dieselben können sich monatlich 100 bis 150 Gulden und noch mehr verdienen. Sie sind meist verheirathet und wohnen, wie bereits erwähnt, in der Nähe des Fabrikgebäudes in kleinen Häusern, welche ihnen der Hüttenherr nebst einigen Grundstücken pachtweise überläßt.

Trotz ihres guten Verdienstes ersparen sich nur wenige Hüttenleute etwas; denn die Glühhitze der Oefen, welcher sie fortwährend ausgesetzt sind, verursacht, daß sie ewigen Durst haben. Der unvermeidliche Bierkrug spielt eine große Rolle. Hier heißt es wie beim bekannten Herrn von Rodenstein:

„Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nie von großem Durste."

Indeß ist kaum ein Beispiel aufzuweisen, daß je einer von ihnen der Gemeinde als gänzlich verarmt zur Last gefallen wäre. Aber auch bei leerem Beutel bleiben sie guter Dinge. Ihr leichter Sinn verläßt sie auch in solcher Widerwärtigkeit nimmer und treffend sagt ein im Volksmunde umgehender Reim:

„Die Glasmacherleut'
San gar lustige Herrn,
Und wenn s' halt koa Geld hab'n,
So klappern s' mit'n Scherb'n."

Die Kleidung der Glasmacher ist wegen der großen Hitze in der Nähe der Oefen äußerst einfach und besteht in einer Strohmütze, einem Hemde, einer leinenen Hose, einer Schürze und in Pantoffeln. Aber auch außer der Hütte unterscheiden sich die Glasmacher in Kleidung, Manieren und Sprache merklich von den eigentlichen Waldlern, und bei Kirchweihfesten und anderen Gelegenheiten, wo viel Landvolk zusammenkommt, findet man die Hüttenleute auf den ersten Blick heraus. Es sind viele Böhmen unter ihnen, welche als die geschicktesten gelten. Die Kleidung besteht Sonntags aus einem Filzhut mit Schnallenband, einem schwarzmanchesternen Janker mit hohen silbernen Knöpfen, einem buntfarbigen, unter dem weißen Hemdkragen zierlich geknüpften Shlips, einer langen ledernen Hose und Schnürschuhen. Verheirathete Männer tragen auch im bayerischen Walde zum Zeichen der Würde ihres Standes bei gutem und schlechtem Wetter über ihr Feiertagskleid einen Mantel, daher der Name „mantelmäßiger Mann".

Aus den Sitten greifen wir einige der originellsten heraus. So herrscht im bayerischen Walde der Brauch, am Fastnachtsdienstag oder selbst erst am Aschermittwoch (Aschamicha) den Fasching (d'Foschen) zu begraben. Am Nachmittage verkleiden sich einige lustige Männer und Bursche und tragen in komischem Aufzug einen den Carneval vorstellenden Strohmann in einen zunächst liegenden Obstgarten oder auf den größten Misthaufen des Dorfes, um ihn dort unter Absingen parodirter Psalmen zu begraben. Dieses Leichenbegängniß wird durch allerhand Späße verherrlicht, wobei das sogenannte „Ausspielen" eine bei Jung und Alt beliebte Belustigung bildet. Es ist dies eine Art Haberfeldtreiben, jedoch mit dem Unterschiede, daß es am hellen Tage vor sich geht und die Grenzen des Anstandes selten überschreitet. „Ausgespielt" wird, wer sich das Jahr über etwas zu Schulden kommen ließ, wodurch er sich lächerlich gemacht. Wird erzählt, daß Jemand eine lächerliche oder thörichte Handlung begangen, so heißt es stets: „Den muaß man auf d' Fosch'n ausspiel'n."

Am Palmsonntage werden die Palmzweige zu Palmbüschcheln gebunden und geweiht. Das Heft derselben bildet der Stab der heiligen Haselstaude, in welche niemals der Blitz schlägt, seit sie der Mutter Gottes auf ihrer Flucht nach Aegypten Schutz gegen Gewitter verlieh. Daran werden gebunden: die Blüthenkätzchen der Palmweide, die altheilige Mistel und der Sayling (Sadebaum, Sevenbaum, *Juniperus Sabina*), dessen Geruch alle Hexen vertreibt; doch muß der Haselstiel sorgfältig geschält sein, denn Hexenspuck vermag sogar zwischen Holz und Rinde zu nisten. Für jedes Gemach des Hauses wird ein Palmbusch geweiht und das Jahr über wohl verwahrt; zieht ein Gewitter herauf, so verbrennt man einen Theil davon am frisch entzündeten Herdfeuer, dann meiden die Blitze das Haus.

Die „Palmkatzeln" werden zur Verhütung alles Unheils in der Wohnstube, im Stalle und auf dem Schüttboden zwischen die Balken oder als Blitzableiter unter die Dächer gelegt. Drei „Katzeln" werden häufig verschluckt, um das Jahr hindurch vor dem Fieber, Zahn- oder Halsweh verschont zu bleiben.

Jenseit der Grenze in den böhmischen Dörfern läßt am Palmsonntage jedes Haus nebst wilden Palmenzweigen auch noch zwei bis drei hartgesottene, in der Mitte durchschnittene oder an der Spitze blos aufgebrochene rothe Eier (Sodlasoa), Salz und ein Stück „Flecken" (Kuchen) in der Kirche weihen. Man bringt diese Gegenstände in einem Glase zur Weihe und öffnet während dieser das Glas. Zu Hause verschlingt jedes

Glied der Familie, ohne sie zu beißen, mehrere dieser Palmkätzchen. Dann werden die geweihten Eier zerstückelt und vertheilt; die Empfänger aber wechseln wieder unter einander die Stücke, welche gegessen werden, um sich vor Verirrungen zu bewahren. Als Würze dient das geweihte Salz, als geweihter Nachbiß das Stückchen „Flecken".

(Schluß folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Die schönen Geister in der Pfalz mehren sich mit ihren himmlischen Gaben in erfreulicher Weise. Auf so manche herrliche Reime in jüngster Zeit hat auch wieder, nach langem Schweigen, die Nachtigall aus dem grünen Westrich ihren wunderlieblichen Sang ertönen lassen. Friedrich Aulenbach, dem der Genius schon in der Wiege die himmlische Weihekraft verliehen, dermaleinst sein eigenes Wohl und Wehe in melodischen Klängen auszuhauchen, der Freund eines Zschokke, Wessenberg und Kerner, der Sänger der „Rhapsodien des Golfs von Neapel" und der schwungvollen „Hymne der Natur", welche selbst ein Humboldt mit gesteigertem Interesse las, hat uns diesmal mit einem allerliebsten duft- und farbenreichen poetischen Feld- und Waldblüthenstrauß aus Tagen die nicht mehr sind, unter dem Titel: „Natur und Gemüth" beschenkt. In diesen Liedern, in welchen uns der Dichter seine reiche Gemüths-, Gedanken- und Gefühlswelt aufschließt und erkennen läßt, und von denen viele in dem musikalischen Zauber ihrer Form und Sprache einzig dastehen, spricht sich die stille, schlichte allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit aus; weht ein durchweg gesunder Humor, eine Frische und Freudigkeit gegenüber blasirter Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit und warme Empfindung gegenüber gespreizter Lüge und krankhafter Empfindelei, eine Poesie der Liebe gegenüber der unnatürlichen des Hasses, durchdrungen und getragen von einer hochherzigen und begeisterten Gesinnung, die wie eine wohlthuende Wärme sie alle durchdringt und hoch über der Entzweiung alles weltlichen und kirchlichen Treibens steht. Beim Lesen dieser Poesie war es mir, als hörte ich mitunter aus der Tiefe längst vergangener Tage Seufzer einer jungen Mädchenbrust über einen tiefen Schmerz, ein verlorenes Glück, und diese Brust wieder im Wonneschauer eines kommenden selig aufjauchzen. Dabei erschien mir der Dichter selbst so ätherisch, so hingehaucht, wie das zarteste Phantasiegebilde. Das Auge lichtblau, im Glanze süßer Schwärmerei schimmernd, die hohe Stirne von braunen Locken umwallt, die Hand so zart und fein, daß mir die Vorstellung ganz unmöglich schien, als hätte sie jemals eine Feder geführt, um diese Lieder, wie irgend ein anderes Schriftstück, bedächtig niederzuschreiben. O nein, diese Lieder waren so gekommen, wie Blüthen und Blumen, die uns mit ihrem Schmelz und Duft überraschen, wenn wir nach langer Abwesenheit im Frühlinge wieder zum erstenmale ins Feld, in den Garten treten.

Der Namen des stillen anspruchslosen gemüthlichen Sängers ist bekannt und glänzt unter den pfälzischen Celebritäten. Doch Wenigen dürfte nachstehender Brief bekannt sein, mit welchem einst der berühmte Verfasser der „Stunden der Andacht" ihn auf seinem Karlsberger Tusculum überraschte, und den mir seiner Zeit Aulenbach zur Einsicht mitgetheilt:

„Sie haben mir, mein theuerster Herr Aulenbach, mit Ihrer mir unerwarteten, aber köstlichen Gabe, den Blumen aus den Umgebungen des Donnersberges und den prächtigen Blüthen vom italienischen Boden die schönsten Stunden in dem jetzigen rauhen Winter geschaffen, nicht mir nur, auch meiner Frau und meiner Tochter. Wie soll, wie kann ich Ihnen danken? Um sich die Größe des Genusses vorzustellen, welchen Sie mir gewährten, darf ich Ihnen nur sagen, daß ich seit Ende November krank im Bett lag, matt, erschöpft, von langer Weile unbarmherzig gequält; daß ich seit einigen Wochen ein Halbgenesener bin, der des Tags während einiger Stunden im Zimmer umhergehen und sich an den Eisblumen der Fenster ergötzen darf. Da erschien Ihr freundlicher Brief mit der erquickenden Flora Ihres reichen Musengartens wie ein Engel des Trostes. Fast jeder Schriftsteller, besonders der Dichter, zeichnet unwillkürlich in seinen Arbeiten sich selbst und sein Inneres, welche Mühe er sich dabei immerhin geben möge, die moralische Toilette sorgfältig zu berücksichtigen. Und so sucht' ich Sie zu erkennen, und so habe ich Sie als einen gemüthreichen, edelsinnigen, lebenskräftigen Mann liebgewonnen, welcher für die Zukunft schöne Erwartungen erregt und zu erfüllen wissen wird.

Ihr niedliches Karlsberger Album nebst lyrischem Anhang ist jetzt in den Händen meiner Frau und meiner Tochter. Sie lesen die schönen Gedanken und den Besuch des Vesuvs mit demselben Interesse und Vergnügen wie ich. Ich muß, um mich recht freuen zu können, meine Freude theilen.

„Was ist Poesie?" (Mehr denn einmal lasen wir das Gedicht, welches vor Allen meiner Frau innig zusagte.) Ach, sie ist mehr, als die Mutter dem holden Knaben sagte; sie ist auch Arznei des leidenden Gemüthes! Die Arznei hat mir wohl gethan. Dank Ihnen! Aber wahren Sie Ihre Augen. Die Nachricht von Ihrer Gefahr hat mich erschreckt, und gewiß sind Sie noch nicht aller Gefahr entgangen. Sollten Sie des Anschauens der Gottespoesie in der Schöpfung je beraubt werden, wahrlich, aller Ruhm eines Pfeffel und Milton, eines Ossian und Homer würde schlechter Ersatz sein. Schonen Sie sich; Sie, bei Ihren Gaben, sind sich der Welt und wohl auch der Nachwelt schuldig.

Ich bin schon müde, aber nicht des Schreibens, nicht des Dankens! Sagen Sie mir doch, wie ich vergelten könnte? Sie freilich sind der weise Mann; ich aber bin der kranke arme Lazarus. Gewiß besuch ich diesen Sommer Bäder; aber wohin mich mein Leibarzt, mein eigener Sohn, senden wird, ist noch unentschieden. Aber empfehlen Sie mich und danken Sie dem gütigen Herrn Regierungsrath Hilgard in meinem Namen für seine wohlwollende Einladung.

Leben Sie wohl, mein edler Freund und bleiben Sie hold Ihrem dankbaren Heinrich Zschokke." Sch.

Mannichfaltiges.

— Die pacifische Eisenbahn geht mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. Das Riesenunternehmen, ein Schienengeleise von 3000 Meilen zu legen und eine Strecke fahrbar zu machen, die nicht viel geringer ist als die Entfernung zwischen dem europäischen und dem amerikanischen Continent, ist seit dem Schlusse des Bürgerkrieges aus den Uranfängen heraus soweit gefördert worden, daß vor Schluß des kommenden Jahres von der einen Meeresküste bis zur anderen der Verkehr vermittelt werden kann. Von den weiten Länderstrecken, die der Schienenstrang durchschneidet, ist fast die Hälfte unangebautes wüstes Land. Omaha City, eine neue Stadt, ist der Grenzpunkt der westlichen Civilisation, und die Hauptschwierigkeiten des Unternehmens liegen auf der Strecke von 1721 Meilen, die Omaha City mit Sacramento verbindet. Ohne Bewohner sind die Landstriche rechts und links von dieser Linie allerdings nicht, aber die Bevölkerung besteht aus wilden Indianerhorden, die das Vordringen des Dampfes in ihre Jagdgründen mit Wehr und Waffen zu hindern suchen und General Sherman, der mit Unionstruppen eine Art Bahnpolizei in der Wildniß übt, viel zu schaffen machen. Trotz ihres Widerstandes indessen ist von Omaha aus eine Entfernung von 1000 Meilen fast bis an das Mormonenland fahrbar; von Sacramento aus sind weitere 400 Meilen fertig geworden und es wird nicht lange mehr dauern, bis die Arbeiter von hüben und drüben zusammentreffen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 149.

** Der Dorf-Paganini.

Criminal-Novelle von George Füllborn.

(Schluß.)

Konrad biß sich auf die Lippen, um bei den auffallenden Worten des Kirschenbauers nicht seine Ruhe zu verlieren und ein unbedachtes Wort zu sprechen.

„Behalten Sie Platz," sprach er endlich ernst und fest, „ich wiederhole, daß Sie das verhängnißvolle kleine Kreuz von Diamanten gekannt haben müssen, da Sie es am 9. Juli verkauft haben." -

„Ich habe ein Kreuz weder gesehen noch verkauft!"

„Auch nicht an diesen Goldarbeiter?" fragte Konrad scharf, die Thür öffnend und den Genannten hereinlassend.

Peter Voigt erbleichte für einen Augenblick — doch fand er sofort die Geistesgegenwart wieder: „Ich kenne diesen Mann nicht — ich war nie bei ihm!"

„Ja, Herr Heimbach, Sie waren es," bestätigte der Goldschmied.

„Herr Heimbach mag es gewesen sein, das glaube ich, wie kamen Sie aber dazu, zu sagen, ich wäre es gewesen?"

„Weil der Dorfmusikant Heimbach bereits am 8. gefangen und am 9. Juli an das Gericht abgeliefert war. Sie haben seinen Namen gefälscht!"

„Herr Buchner —" rief Voigt empört und drohend.

„Keine Comödie, gestehen Sie lieber Alles! Wir werden sofort Ihre Schrift mit der in dem Buche des Goldschmieds hier, das ich mitgebracht habe, vergleichen."

„Sehr gern, ich werde Ihnen selbst ein Schriftstück dazu herholen."

„Ist nicht nöthig," antwortete Konrad entschieden und öffnete die Thür zur Hausflur, vor der der Gendarm stand.

„Wie, man arretirt mich," rief der Kirschenbauer erblassend und zitternd.

„Herr Kunz, geben Sie mir das mitgebrachte Schriftstück. Und nun, Herr Voigt, hier halten Sie die Schrift gegen einander, die Gleichheit ist so überwältigend, daß wohl kein Wort darüber zu verlieren ist!"

Voigt sah, daß nach diesen Entdeckungen kein Läugnen mehr half. Verlegenheit malte sich allmählich auf seinem Gesicht und es war, als nähme seine Sprache plötzlich einen ganz anderen Ton an, da er aufstehend und zu dem Referendar tretend sagte: „Es ist sehr unrecht, daß Sie so viel Aufsehen von der Sache machen! Ich wollte nicht gern, daß man erfuhr, wie der reiche Kirschenbauer das Diamantenkreuz seines Goldmädels so kurz nach ihrem Tod verkauft hätte — aber ich muß es nun gestehen, daß mir das Geld knapp geworden und ich daher das Werthstück veräußerte. Um mich dadurch nicht durch einen Zufall in's Gerede der Leute zu bringen, gab ich lieber Friedel Heimbach's Namen an. Das wird ja nicht solch ein schweres Verbrechen sein; das Kreuz war ja durch den Tod der Golddore in meinen Besitz übergegangen!"

„Hm — und wo fanden Sie dieses Kreuz?"

„In der Giebelkammer, die mein Mündel bewohnte — unter der Decke ihres Bettes."

„Ich erkläre Sie im Namen des Königs für meinen Gefangenen," sprach der Referendar Buchner nun plötzlich mit Energie und einer Kraft der Stimme, die anzeigte, wie empört er über die frechen Lügen und Ausflüchte des Kirschenbauers war, der bei diesen nicht erwarteten Worten zurückprallte.

„Gefangen? und weshalb," brachte er mühsam hervor, während der auflodernde Zorn auf seinem Gesicht flammte, „was ermächtigt Sie zu diesem Uebergriff?"

„Sie sind der Mörder Ihres Mündels, denn Dorothee hatte das Diamantenkreuz nicht, wie Sie behaupten, unter die Decke ihres Bettes gelegt, sondern mit auf den Weg nach dem Moosbruch genommen. Sie ahnten nicht, daß wir davon unterrichtet sein würden; Sie wußten nicht, daß die Golddore dieses Kreuz dem Dorfmusikanten entgegenhielt, da er sie auf dem Anfang des Steges begleitete. Friedel Heimbach hat es bei ihr gesehen, er kehrte um — Sie paßten am Gebüsch auf, bis er zurückgekommen und eilten dann ihrem Mündel mit der wohlüberlegten und gut berechneten Absicht nach, sie zu morden und den Verdacht auf den verkommenen Dorfmusikanten zu lenken. Aber Sie verrechneten sich trotz dieses so fein eingefädelten Planes, trotz des augenscheinlichen Verdachts, der auf Friedel Heimbach lag, trotz Ihres Betrugs hier im Buch des Goldschmieds, dem Sie den ersten und kleinsten Theil Ihrer Beute verkauften; der bessere, größere Theil bestand in dem bedeutenden Vermögen der Golddore, um dessen Auszahlung Sie bereits eingekommen. Habgier, erbärmliche Habgier war das Motiv Ihrer entmenschten That, und Ihre Worte, mit denen Sie die Gemordete stets Ihr Goldmädel nannten, Ihre Krone, waren berechnete Täuschung und Schlechtigkeit!"

Der Schulze, der sich alle Mühe gegeben, dem Protokoll gerecht zu werden, sah wie der Gendarm Kunz mit sprachlosem Erstaunen zu dem entlarvten Peter Voigt empor, den Jeder für einen Biedermann, für einen reichen Eigenthümer gehalten.

„Gott sei Dank," fuhr der Referendar Buchner in seiner begeisterten Rede fort, „daß es noch gelungen, den wahren Thäter zu entdecken, bevor an jenem unschuldigen Dorfmusikanten, der, wenn er auch elend und verkommen, doch zu einer solchen That nicht fähig war, die Strafe ausgeführt ist, die nach dem unglücklichen Zusammentreffen gravirender Umstände und der geschickten Leitung des Verdachts auf ihn bereits über ihn verhängt ist — auf Sie allein fällt sie, Sie treten an seine Stelle, Sie müßten diese Strafe doppelt, dreifach erleiden, denn es war ein Ihnen anvertrautes, haltloses Menschenleben, das Sie raubten, und es war Ihre Absicht, ein zweites ihm nach anzureihen!"

Peter Voigt stand vernichtet da — dann aber konnte man bemerken, wie er sich zusammennahm und über einen Ausweg sann. — Trotz seiner Schlauheit und aller berechneten Geistesgegenwart war er nicht im Stande, nach den Beweisen, die Konrad in Händen hatte, auch nur einen Ausweg zu finden — die ganze Bosheit seines Blickes, die sich erst in den letzten Monaten seiner bemächtigt hatte, richtete sich daher auf den-

jenigen, der ihn entdeckt und rettungslos in seiner Macht hatte — in diesem Blick lag der ganze Haß seiner verlorenen Seele, und in seinem Inneren mochte ein Plan reifen, der dem Referendar Gefahr brachte — aber der Kirschenbauer vergaß, daß seine Herrschaft und sein Können beendigt, daß er ein Gefangener war, auf den der Gendarm und Konrad selbst die größte Aufmerksamkeit verwandten.

Als der Morgen dämmerte, begab er sich mit dem Schulzen nach dem Gehöft Peter Voigts und versiegelte Thür und Haus, dann schritt er noch einmal, den kalten Nebel nicht achtend, der über dem Haff und dem Dorf lag, nach dem Steg im Moosbruch, um an der Stelle zu beten, an der die Golddore, die er so treu geliebt hatte, verunglückt war — er betete lange. Er dankte Gott für die Entdeckung des Thäters und freute sich, den Friedel Heimbach, der wie er die Todte geliebt, gerettet zu haben.

Am Vormittag führte ihn des Kirschenbauers Wagen nebst dem Polizisten, dem Goldschmied und dem Gefangenen der Stadt zu.

Peter Voigt ließ nun, in dumpfes Brüten versunken, Alles mit sich geschehen, und als man ihn an das Gericht ablieferte, gestand er, daß er sich vor seiner Strafe nicht fürchte, da sein Leben in den letzten Monaten keine Lust für ihn gewesen sei — das Bild der Golddore hätte ihn bei Tag und Nacht verfolgt, und er wäre oft durch den gurgelnden Ton aus seinem kurzen, leisen Schlaf aufgeschreckt worden, den die Untersinkende ausgestoßen. Er gestand denn auch sofort dem Untersuchungsrichter ausführlich seine That, deren Erzählung bewies, daß Konrad nach der Entdeckung den Verlauf richtig beurtheilt hatte.

Peter Voigt hatte ihn und die Golddore in der Johannisnacht belauscht und gehört, daß sie sich liebten und eine Zusammenkunft für den zweiten Sonntag nach dem Feste verabredet hatten. Er hatte sich durch dieses Verhältniß um seine Hoffnung auf die Erlangung des Vermögens der Golddore beraubt gesehen. Als nun gar noch der Holzhändler auf ihn mit Drohungen eingestürmt war, ihm das noch fehlende Holz sofort zu liefern, hatte er den Entschluß gefaßt, seinem Mündel in der verabredeten Nacht im Moosbruch aufzulauern und sie in das Wasser zu stoßen, indem er gehofft hatte, daß man glauben und annehmen würde, sie sei auf dem schmalen Stege verunglückt. Er hatte, als die Golddore ihm eine gute Nacht gewünscht und die Treppe hinaufgestiegen war, so lange gewartet bis sie wieder hinabgeschlichen — dann hatte er vorsichtig vom Fenster aus sie auf der Straße verschwinden gesehen. Nun war er ihr in gemessener Entfernung gefolgt, hatte bemerkt, daß der Dorfmusikant, der als liederlich und gehässig bekannte Friedel Heimbach, sie begleitete, und gehofft, diesen Umstand zu seinen Gunsten benutzen zu können, da Jener das Mädchen bis auf den Steg begleitet hatte und dann eilig zurückgekommen war. Er hatte nun schnell die Golddore einzuholen versucht und sie, die ihm das kleine, leuchtende Diamantenkreuz entgegenhielt, in das Wasser gestürzt, indem er ihr das Kreuz entrissen. Dann war er im Schatten der Gebüsche und der Düne so rasch wie möglich zurückgelaufen, hatte sich zu Bett gelegt und nun mit großer Sicherheit und Wahrscheinlichkeit, wie wir wissen, die Rolle des Erschreckten und Betrübten gespielt. „Ich bin nun froh, daß Alles so gekommen ist," schloß er sein Bekenntniß, „denn ich hätte doch nie rechte Ruhe finden können; ich glaube, ich hätte mich über kurz oder lang selbst gestellt, denn in jener Nacht war ich verblendet und vom Wahnsinn befallen, und Alles nachher war nur Folge davon, zu der ich mich unwillkürlich gedrängt sah. Mögt Ihr's glauben oder nicht — ich habe die Golddore trotz Allem sehr lieb gehabt, und mir ist es, als hätte ich mich todtgrämen müssen, nun ich mein Gelüst nach ihrem Geld mit ihrem Blut bezahlt hatte; wenn die That nicht an das Licht gekommen — ich hätte es nicht lange gemacht — nun mach' ich's hoffentlich noch kürzer!"

Der Kirschenbauer wurde zwar zum Tode verurtheilt, aber seiner aufrichtigen Reue wegen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt — eine Gnade, die für ihn eine nachhaltigere, furchtbarere Strafe war als der Tod!

Konrad Buchner, der nun doppelt fleißig und eifrig nur seinem Studium lebte und selten Buchnershagen, noch seltener Lenzen besuchte, war zugegen, als man dem Friedel Heimbach verkündete, daß seine Unschuld erwiesen und er wieder frei sei — der arme Dorfmusikant nahm die Botschaft mit wehmüthig lächelnder Miene auf: „Ich wußt' es ja immer, daß ich unschuldig war — und das war doch die Hauptsache," sprach er und schritt, seine Geige unter dem Arm, aus dem Gefängniß.

Man hatte in der Stadt für ihn gesammelt — er aber verschmähte die Gabe, indem er behauptete, daß er sie nicht brauche, daß er nun wieder Alles habe, was ihm nöthig sei. Er wanderte zurück nach Lenzen, nach seinem Dorf am Strande, in dem sich die Nachricht von seiner Unschuld verbreitet hatte und Jeder ihm etwas Gutes erweisen wollte!

Friedel Heimbach war unschuldig — sie hatten ihn freigelassen — aber was half ihm das? Sie konnten ihm doch die todte Golddore nicht wiedergeben. Nach wenigen Tagen hatte man ihn noch am Strande gesehen, er hatte an der Düne gesessen wie früher und hinausgeschaut auf das Haff und dann das Boot bestiegen, in dem er in jener Sommernacht mit der Golddore gefahren war — ihr Bild hatte ihn hinausgelockt auf das Wasser, immer weiter — weiter — ziellos! Auf seiner Geige hatte er den Wellen aufgespielt, die sich wild und wilder gebäumt hatten — ein Fischer wollte noch lange ferne wunderbare Musik gehört haben.

Friedel Heimbach ist nicht wiedergekehrt — die Leute sagen, er sei in die Wogen gefahren, in das falsche Wasser, das er doch so lieb gehabt und das ihn nun noch mehr gelockt hatte, da ihm das Letzte, die Golddore, verloren. Ob seine Seele wohl eine Ahnung der Wahrheit gehabt hatte, da er einst in Begeisterung rief: Mir wird sie gehören, denn ich liebe sie ewig — ewig — Mir wird sie gehören dort wo die leidige Hülle und Noth ja ein Ende haben soll —?

Frau Professor Cila und der Doctor Ahlemann aber suchten sich ein neues Asyl zur Erholung und Stärkung ihrer Nerven, da das Dorf am Haff die ländliche Unschuld, die sie bisher so sehr angelockt, für immer verloren hatte.

Glasmacherleut' im bayerischen Hochwald.

(Schluß.)

Im Walde ist aber am Palmsonntag noch eine andere Sitte gebräuchlich. Von den Ministranten der Pfarrkirche werden nämlich eine Menge von kleinen zierlichen Palmbüscheln aus den genannten Gegenständen (Palmkatzeln, Mistel und Sanling) zusammengebunden, mit buntseidenen Mäschchen umschlungen und auf weißgeschälte, ungefähr zwei Fuß lange Weiden oder Haselnußgerten gesteckt. Für vornehmere Personen werden die Gerten auch mit schmalen seidenen Bändern um-

wickelt. Nachdem diese Palmzweige die Weihe erhalten, werden sie von den Ministranten in kirchlichem Ornat von Haus zu Haus gebracht. Einer der Knaben trägt dabei ein hölzernes Christusbild, welches mit einem rothen Mantel, einer Blumenkrone und einer Palme in der Hand geziert ist. Ein zweiter trägt den Vorrath von Palmzweigen und hält, die Auferstehung vorstellend, einen eigens gezierten Palmstrauch in der rechten Hand. Ein dritter hat einen mit bunten Mäschchen geschmückten Strohkorb am Arme zur Aufnahme der Eier und des Flachses, welchen die Sänger allenthalben von den Bauern erhalten. Ein vierter schließlich trägt die versiegelte Geldbüchse zur Aufbewahrung der baaren Spenden und führt deshalb den Namen „Judas".

Diese vier Knaben heißen gemeinhin „Pueribuben". Sie wandern, wie gesagt, von Haus zu Haus, stellen das Christusbild auf den Tisch, theilen Palmzweige aus und singen dabei das sogenannte „Puerilied". An mehreren Orten des Bayerwaldes haben die Ministranten einen aus Holz geschnitzten, auf vier Rädern stehenden ziemlich großen Esel, worauf sich der reitende Erlöser befindet. Während der Palmweihe steht dieser Reiter in der Nähe des Hochaltars, nach derselben wird er von Haus zu Haus geradelt oder getragen, wobei die Vertheilung der Gerten und der Puerigesang stattfindet. Die ersten zwei Strophen desselben lauten:

Jesus in das Haus reitet ein
Demüthig auf einem Eselein.
Schämet euch, ihr stolzen Weltkinder!
Ihr richtet Alles auf den Schein,
Geprangt, gespitzt muß Alles sein —
Das g'fällt Gott nicht, o Sünder!

Im Stall gebor'n zu Bethlehem,
Hernach kam er nach Jerusalem,
Auf einem Eselein er reitet.
Der mehrer als die Welt ist werth,
Prangt nicht auf einem stolzen Pferd,
Die Demuth das andeutet.

Ein Troß von Kindern folgt diesen Sängern gewöhnlich von einem Hause zum anderen, um zum so und so vielten Male wieder den Puerigesang zu hören. Am Palmsonntage selbst wird in der Regel nur im Pfarrorte der „Herrgott", auf einem Esel reitend, herumgefahren. Die folgenden Tage wandern die Ministranten mit einem einfachen hölzernen Christusbilde über Land nach allen Dörfern, Einöden und Höhen. Des weiten Weges halber müssen sie oft über Nacht wegbleiben. Von diesen Ausflügen kommen sie dann mit heiseren Kehlen, aber mit Eiern, Geld und Flachs reich belohnt, nach Hause, wo die Vertheilung vorgenommen wird.

Man sieht es überall gerne, wenn „unser Hergott" einkehrt, und nicht selten kommt es vor, daß zur Erzielung des Haussegens fromme Bäuerinnen das hölzerne Bild in die Schlafkammer tragen und ihr eheliches Bett damit einsegnen, indem sie es einige Augenblicke lang darüber halten oder wohl auch hineinlegen.

Am Gründonnerstage, wo in den Kirchen das Glockengeläut für die Dauer der Passionszeit verstummt, weil, wie es heißt, „die Glocken nach Rom gehen", bedient man sich allenthalben der „Ratschen", um mittels derselben den Anfang des Gottesdienstes oder die Ave-Maria-Zeiten anzuzeigen. Im inneren Walde, wo gar viele im nahen Böhmen stattfindende Gebräuche sich aus diesseits eingebürgert haben, ziehen am Gründonnerstage und Charfreitage die Schulknaben im Dorfe umher, stellen sich, mit Ratschen, Hämmerchen, Knerren, Klöppeln und anderen Lärmwerkzeugen bewaffnet, am Eingange der Häuser auf und setzen ihre gräßlichen Instrumente in Bewegung, sobald die Thurmuhr Zwölf oder Sechs schlägt. Dabei rufen sie einstimmig:

„Wir ratschen, wir ratschen zum englischen Gruß,
Daß jeder katholische Christ beten muß."

Am Charsamstag kommen sie dann mit einem großen Korbe und sammeln Eier, Kuchen und Geld für ihre Bemühungen.

Am Gründonnerstage ist es üblich, etwas Grünes zu genießen. In Böhmen und an der Grenze macht man unter anderem mit Spinat gefüllte „Kropfen", wie man in Schwaben mit Gemüse gefüllte Nudeln, die sogenannten „Laubfrösche" oder „Maulschellen" an diesem Tage bereitet.

Die Volksmedicin hat, wie überall, so auch im bayerischen Walde, gar seltsame Heilmittel. Ist Jemandem etwas in's Auge geflogen, so befeuchtet man die Augenlider mit Speichel und fahrt dann mit der Spitze des Zeigefingers leise in einem Kreise herum. Dabei wird der nachstehende Segensspruch hergesagt:

„Liabe Frau vom hohen Bog'n,
Is mir eppas in d' Aug'n g'flog'n.
Liabe Frau von Passa,
Thua mir's wieder assa.
Liabe Frau von heilön Bluat,
Mach mir mei Aug'n wieda guat!"

Soweit sich der Urwald erhalten hat, ist er von ehrfurchtgebietender Erhabenheit. Nirgends ist dort eine Spur menschlichen Eingreifens in das Leben des Waldes sichtbar .... überall nur ursprüngliche Naturbildungen, ungestörtes Walten der Natur im Schaffen wie im Vernichten. Zwischen und auf riesigen Felsblöcken ragen die Urwaldsgiganten gen Himmel und stehen mit ihren langherabhängenden grünen Bärten in ihrer Kraft und Frische da wie die Alten vom Berge. Da stehen Weißtannen, die man oft nur mit rückwärts gebeugtem Haupte mit dem Auge bis zur stolzen Krone verfolgen kann. Fichten, wie sie nirgends anders mehr vorkommen. Neben diesen befinden sich, seit vielen Jahren todt und verwesend, ebenso kolossale Genossen gleich Gespenstern, bald noch aufrecht, aber mehrfach gespalten, ohne Wipfel, ohne Rinde, mit verkümmerten, verrissenen, vertrockneten Aesten, bald mitten im Sturze gehindert durch noch gesunde Nachbarn, bald bereits hingestreckt auf den Boden, noch ganz oder in Fäulniß begriffen, während aus ihren Leichen bereits neue Stämme erstanden sind; denn überall ersetzt die Natur die schwindende Generation durch frisches, auf modernden Leichen keimendes Leben. Den gefallenen Größen des Landes, „Ranen" genannt, wird von den vielen Moosen, von denen sie geschäftig umklettert werden, der letzte Lebenstropfen ausgesaugt.

Der Wanderer durch diesen Urwald muß oft durch ein Chaos von übereinander gestürzten Felsmassen, über ganze Verhaue klettern, über trügerische Moosdecken, die den Sumpf verbergen, springen oder von Stein zu Stein sich schwingen, dann wieder durch dichtes Unterholz, durch Brombeerbüsche den Weg sich bahnen, beides oft zwischen weitausgreifenden Aesten verblichener Baum-Riesenleiber, oder über verborgen sickernde Quellenbäche, welche das Gestein mit schlüpfriger Glätte überzogen oder, durch Granitblöcke gestaut, im Sturze sich ein tiefes Rinnsal ausgefressen haben, oder über schäumende Gießbäche zu kommen trachten. Aber all' dies besiegt er, wenn auch mit Mühe, doch freudig, um einen Blick in die Geheimnisse des Urwaldes werfen zu können.

Doch zurück zu unseren Glasmachern. Die Glashütten in Schachtenbach, Regenhütte, Frauenau, Oberzwieselau und Buchenau haben einen weitverbreiteten Ruf. An diese reihen sich die Glashütten zu Lohberg, Lamberg, Ludwigs- und Theresienthal, Klingenbrunn, die Riedl- und Schönbacherhütte.

Die Glashüttenbesitzer sind fast durchgehends wohlhabende oder sogar reiche Männer, die sich in ihren glücklichen und unabhängigen Verhältnissen geltend zu machen wissen, weshalb ihnen auch der Volksmund den Beinamen „Glasfürsten" verliehen hat.

Das Dorado der Glasmacher im bayerischen Walde ist die freundliche Umgebung des schön gelegenen Marktes Zwiesel, wo der König des Waldes, der doppelköpfige Arber, der mit Urwald bedeckte Falkenstein, der sagenreiche Rachel und der von letzterem ausgehende Rinchnacher Hochwald

einen allseitig von Bergen umschlossenen, anderthalb Stunden breiten und zwei Stunden langen Kessel, „Zwiesler Winkel“ genannt, bilden, welcher von vielen Bachen durchflossen, durch Hügel unterbrochen wird und mit seinen abwechselnden Nadel- und Laubwäldern, Wiesen, Feldern und Ortschaften ein äußerst wohlthuendes Bild und eine der reizendsten Gegenden des Bayerwaldes darbietet. Der „goldene Steig“ durchzieht gleich einem lichten Bande die schöne Landschaft und bildet die Verbindungsstraße mit dem nahen Böhmen. Zu beiden Seiten desselben oder am Saume der nahen Hochwälder bezeichnen die rauchenden Schlote die zahlreichen Stätten des weltberühmten Waldfabrikats.

Neuerdings hat Maximilian Schmidt Leben und Eigenthümlichkeiten, namentlich aber das Verhältniß der Glasarbeiter zu den „Glasfürsten“ zum Gegenstande einer sehr ansprechenden Erzählung *) genommen, deren eingeflochtene Schilderungen uns das Material zu der vorstehenden Skizze geliefert haben.

Die deutschen Chroniken des Elsasses.

Im Elsaß ist seit Jahrhunderten das Streben nach Bewahrung der geschichtlichen Denkmäler lebendig. Die 1855 eigens für diesen Zweck gestiftete historisch-archäologische Gesellschaft (amtlich genannt: „Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace“) hat unter der umsichtigen Leitung ihres Vorsitzenden, des Ober-Archivars Ludwig Spach, den redlichsten Eifer kundgethan, den Bürgern dieses schönen Stückes rheinischer Erde die Größe ihrer Vergangenheit an's Herz zu legen. Sie hat schon eine starke Zahl von monumentalen Kirchen, Klöstern, Burgen und Schlössern, theils durch unmittelbares Eingreifen, theils durch den Einfluß ihres Ansehens vor dem Untergang gerettet, durch rastlose Nachgrabungen eine Menge Reste der römischen, celtischen und fränkischen Vorzeit zu Tage gefördert und in ihrer Zeitschrift eine lange Reihe tüchtiger Forschungen in der vaterländischen Geschichte veröffentlicht. Bei dieser Pflege der Denkmäler in Stein und Erz ist die der Sprachdenkmäler nicht ganz vernachlässigt worden, was schon die Vorliebe der Elsässer für etymologische Untersuchungen verhindert hat. Allein die so vielfach in Anspruch genommenen Mittel der historischen Gesellschaft, welcher nebenbei auch architektonische Verschönerungszwecke obliegen, haben den schriftlichen Urkunden der elsässischen Geschichte, zumal dem reichen Chronikenschatze, nicht in gleichem Maße gerecht werden können. Der hohe culturhistorische Werth aller germanistischen Studien, die Belebung und Befestigung des patriotischen Sinnes, der in den Werken der Väter die kernigste Nahrung empfängt, ließen es um so lebhafter bedauern, daß so viele dieser Schätze, die weit über das Mittelalter hinausgehen, noch ungehoben geblieben sind. Jacob Twinger's von Königshofen Elsässische und Straßburger Chronik ist diesseits und jenseits des Rheins in Aller Munde und durch Friedrich Schützenberger's (Maires von Straßburg unter Ludwig Philipp) Verdienst 1843 in dem „Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg“ viel genauer als in der sehr lückenhaften Schilter'schen Ausgabe von 1698 herausgegeben worden. Dieses patriotische Unternehmen, in welchem auch die Chroniken von Fritsche, Closener und Martin Berler sowie die sogenannte Straßburgische Archiv-Chronik enthalten sind, gerieth jedoch leider gar bald ins Stocken; nur der erste Theil hat das Licht der Welt erblickt. So war es denn ein sehr anerkennenswerther Gedanke, daß schon im November 1865 das Oberelsässische Untercomité der historischen Gesellschaft den Wunsch einer umfassenderen Publication der vaterländischen Urkunden formulirte. Wenngleich die Beschränktheit der Geldmittel, über welche die Gesellschaft zu verfügen hat, den Druck der Chroniken auf Vereinskosten untersagte, hat man sich doch in Straßburg entschlossen, dem projectirten Sammelwerke die volle moralische Unterstützung und die Arbeitskraft einer auserlesenen Zahl von Mitgliedern zu gewähren. Demzufolge wurde im Schooße der Gesellschaft eine Commission gebildet, die das Werk in die Hand nehmen sollte. Namen, wie Chauffour, Gerard, Gerber, Lehr, Ludwig Spach, August Stöber und Abt Straub sind Bürgen für die Tüchtigkeit der zu erwartenden Leistungen. Wie der jüngst ausgegebene Publicationsplan andeutet, wird man sich vor Allem den noch nie gedruckten Chroniken zuwenden und an die Spitze der Sammlung die im 16. Jahrhundert verfaßte Chronik des berühmten Straßburger Architekten Danel Speckle (oder Specklin) stellen, welche unter dem Titel „Collectanea“ bekannt ist. Folgen sollen alsdann Heckler's Straßburgische Münster-Chronik, dann die von Sebastian Büheler, von Johann Trausch, von Konrad von Dunzenheim, vom Gärtner Balthasar Koßmann, von Franz Reißeisen, dessen merkwürdiges „Memorial“ über die ersten Zeiten der Franzosenherrschaft in Straßburg die interessantesten Aufschlüsse bietet, die ungedruckte Chronik des Apothekers Saladin aus dem 17. Jahrhundert, ferner die Annales Rappolsteinensis des Johann Jacob Luck, die Gebweiler Chronik, welche den Bauernkrieg illustrirt, die dem Dom Calmet zugeschriebene ungedruckte Geschichte der Abtei Münster im Gregorienthal, die lateinische Chronik des Abtes Nikolaus Amberg uber den Krieg der Armagnacs (um 1444), endlich mehrere Jesuiten-Chroniken, Documente zur Geschichte der französischen Bestrebungen, das Elsaß sich einzuverleiben, Acten der ehemaligen Provinzialintendanz u. s. w.

Daß diese Sammlung, wenn sie zu Stande kommt, auch in Deutschland, und besonders in der Pfalz, die größte Aufmerksamkeit erregen muß, versteht sich nach dem Inhalte des Dargebotenen von selbst. Die Bedeutung vieler elsässischen Chroniken reicht bis in's Herz der gesammtdeutschen Geschichte, das geistige Leben unserer Vorfahren findet sich vielleicht nirgends besser und eindringlicher geschildert. Welcher Vortheil z. B. aus Speckle's Chronik für die Geschichte der deutschen Reformationsbewegung zu ziehen ist, hat Professor Schmidt in Straßburg an seiner schönen Biographie Johann Tauler's bewiesen, die sich meist auf Speckle's Berichten aufbaut und über den kirchlichen Verfall des 15. Jahrhunderts und über Luthers Vorläufer, die sittenstrengen Mystiker am Rhein und ihre Reformversuche, ein klareres Licht verbreitet hat.

Mannichfaltiges.

— Der Großmeister der Kochkunst, Anton Carême, war ein großer Verehrer des Componisten des „Wilhelm Tell“, der ihn wie einen vertrauten Freund behandelte und nie zu einem Diner bei Rothschild ging, ohne vorher in der Küche sich nach dem Wohlbefinden des großen Kochkünstlers zu erkundigen. Carême war aber auch einer solchen Theilnahme würdig. Einst benützte er eine Gelegenheit, seinem genialen Freunde eine Pastete, ein gastronomisches Meisterstück, in einer Schachtel zu schicken, worauf die einfache und erhabene Inschrift stand: „Carême à Rossini.“ Letzterer, hocherfreut durch diese Aufmerksamkeit, setzte sich eilig an den Tisch, componirte ein italienisches Lied, rollte es zusammen und übergab es dem Boten. Schon wollte sich dieser entfernen, als ihn der Maestro zurückrief. „Warten Sie,“ sagte er, ich vergaß ja die Aufschrift. Er entrollte nochmals das Papier, setzte auf die erste Seite die Worte: „Rossini à Carême“ und entließ den Boten.

— Im Bahnhof zu Bamberg wurde am 7. d. ein Packergehilfe von einem durch einen heftigen Windstoß plötzlich in Bewegung gesetzten Wagen so im Rücken verletzt, daß er noch während des Tragens in's Krankenhaus verschied.

*) Glasmacherleut'. Culturbild aus dem bayerischen Walde von Maximilian Schmidt. München, Franz'sche Buch- und Kunsthandlung.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 150.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

„Einen Augenblick, ehrwürdiger Vater, wenn ich Sie nicht von etwas sehr Wichtigem abhalte?“

Mit diesen Worten fühlt sich ein rüstiger Augustinermönch in einer engen Straße Roms angesprochen. Die silberhelle Stimme mit dem innigen Ausdruck und dem fremdländischen Accente veranlaßt ihn, seine ziemlich eiligen Schritte anzuhalten und den Sprecher in's Auge zu fassen:

„Zu Diensten, junger Herr, wenn es Euch etwas nützen kann und nichts Schlimmes ist, wie es den Anschein hat.“

In der That konnte es keine Persönlichkeit geben, die so sehr Vertrauen erweckte, wie der junge Mann, der nicht ohne einige Schüchternheit obige Anrede an den Mönch gewagt hatte. Ein frisches rosiges Antlitz, umrahmt von langen blonden Locken, die auf den Kragen des schwarzen Sammtröckchens und bis auf den lose umgeworfenen Shawl herabfielen, eine offene, intelligente Stirn, ohne Falte noch Furche, und ein ehrliches großes blaues Auge waren Ursache genug, daß die Augen des Angeredeten mit Wohlgefallen und Theilnahme auf den Frager sich hefteten.

„Ist Ihnen vielleicht ein Maler Frizzoni bekannt?“

„Frizzoni? das will ich meinen; zwar nicht wegen fleißigen Besuches der Messe, denn in der Hinsicht würde ich ebensogut den Erzketzer Renan kennen, obwohl sein Haus — ich meine das von Meister Frizzoni — kaum tausend Schritte von unserem Kloster entfernt liegt. Eine schlimme Zeit, junger Freund, eine sehr gottlose Zeit, in der sogar der Heilige Vater seines Thrones und seines Lebens nicht sicher ist und von halbgläubigen Franzosen vor den eigenen Landsleuten geschützt werden muß. Aber ich höre, daß Ihr einen fremdländischen Accent sprecht; es könnte sein, daß ich Euch mit meinem Abscheu vor den gottlosen Franzosen, die fortwährend ihre gottgesalbten Könige fortjagen, beleidigte?“

„Haben Sie keine Furcht, ehrwürdiger Pater,“ meinte der junge Mann mit sorglosem Lächeln, „ich liebe die Franzosen gerade nicht sehr, weil ich sie nicht kenne, ich bin ein Deutscher.“

„Ein Deutscher?“ rief der Mönch mißtrauisch, „aus dem ordentlichen Deutschland oder aus dem Ketzer-Deutschland?“

„Aus dem richtigen Ketzer-Deutschland, aber ohne mein Zuthun, ganz frisch annectirter Preuße, und doch kein Ketzer. Meine Heimath ist Ostfriesland. Und nun sind Sie wohl so gut, mir das Haus von Herrn Frizzoni anzugeben?“

„Mein Weg ist der Euere, junger Mann, ich gebe Euch unterwegs ab. Einen kleinen Umweg werde ich allerdings dabei machen, aber gegen eine kleine Opfergabe für den heiligen Augustin thue ich Euch schon den Gefallen.“

„Nicht einen Heller, ehrwürdiger Vater,“ erwiderte der junge Mann offenherzig und leicht erröthend; „ich bin so arm, wie der Orden des heiligen Augustin nach dem Willen seines Stifters selbst sein soll, oder wenigstens wie seine Angehörigen. Wenn Sie mir also den kleinen Gefallen thun wollen, so müssen Sie ihn schon um Gottes willen thun.“

„Nun, so sei es denn um Gottes willen, der heilige Augustin wird, wie ich, den guten Willen für die That nehmen. Nun begreife ich auch, warum Ihr Euch selbst mit dem lästigen Bündel herumschleppt. Eueren Koffer habt Ihr wohl auf dem Bahnhof zurückgelassen? Wartet nicht zu lange mit dem Abholen, es ist nicht immer sehr geheuer damit, die bösen Garibaldiner können jeden Tag da sein.“

„Keine Sorge damit,“ lachte der junge Mann, „meine Wanderschaft war leicht, ich ließ nichts hinter mir zurück von Glücksgütern. Omnia mea mecum porto, ich habe meine ganze elterliche Ausstattung in der Reisetasche.“

„Ihr seid wohl gar ein Gelehrter, ein Seminarist?“ frug der Mönch mit etwas mehr Respect.

„Seminarist nicht, aber ein ganz kleines Stückchen Gelehrter, da ich das Gymnasium bis zur Secunda absolvirte. Meines Zeichens bin ich Maler.“

„Ein Maler? So, so. Und da wollt Ihr wohl bei Meister Frizzoni in die Lehre gehen?“

„In die Lehre nun so eigentlich nicht; ich bin auf der Akademie gewesen und habe einen Preis davon getragen, der mich befähigte, nach Rom gehen zu können.“

„Ah, ah, ich kenne das. Die jungen Maler kommen aus der Fremde viel zu diesem Zweck her, ohne gerade viel davon zu erreichen. Statt sich den frommen Bildern zuzuwenden, Madonnen- und Heiligenbilder zu studiren und zu copiren, opfern sie lieber ihr Geld dem Gott Bacchus und noch mehr den Frauen, die mit der Madonna gerade soviel Aehnlichkeit haben, als Seine Heiligkeit mit dem Großtürken, der gar die Frechheit haben wollte, von der Industrie-Ausstellung zu Paris über Rom nach seinem wilden Land zurückzureisen, und diese gotteslästerliche Idee wahrscheinlich auch ausgeführt hätte, wenn Se. Eminenz der Herr Nuntius sich nicht weigerte, ihm die Päße zu visiren. Heiliger Augustin, ist das eine Zeit, wo sogar der Großtürke die Stadt Petri entweihen will durch seine Gegenwart. Nun allerdings, immer besser noch der Großtürke als die Garibaldiner, denn das sind die wahren Heiden. Aber ich komme ganz von Euch ab, junger Freund, ich wollte meinen, Ihr hättet gar nicht so lange gewartet, Euer Reisestipendium zu verzehren, bis Ihr nach Rom kommt. Es scheint, unterwegs sitzen geblieben zu sein?“

„Vor der Abreise, ehrwürdiger Vater; ich habe alte Eltern daheim, die ich schon seit Jahren von meinen Nebenarbeiten mit erhalten mußte. Ich habe mir gerade soviel mitgenommen, um bis hierher gelangen zu können. Hier hoffe ich auf neuen Verdienst.“

„Bei Meister Frizzoni? Hm! Junger Freund, es thut mir leid, ich nehme einiges Interesse an Euch, und, wie gesagt, ich hätte bald ein anderes Unterkommen für Euch gewünscht.“

„Und warum das?“

„Nun ja, seht Ihr, man kann nichts besonderes sagen, wenn keine Beweise da sind, allein bei Meister Frizzoni,

es ist das so eine eigene Sache, es ist bei ihm nicht so recht geheuer."

„Nicht so recht geheuer? Sie erschrecken mich. Was kann bei Herrn Frizzoni nicht geheuer sein? Ein älterer College, der in Rom gewesen und der da weiß, daß ich hier auf Verdienst angewiesen, sagte mir, daß mein zukünftiger Patron schöne Geschäfte in Madonnenbildern machte und talentvolle Gehilfen brauche. Er hat für mich an ihn geschrieben und ich bin in Folge dessen bei ihm engagirt. Durch diese Einrichtung war ich in den Stand gesetzt, meinen Eltern den größeren Theil meines Stipendiums zurückzulassen, da ich hier gleich bei meiner Ankunft Wohnung, Kost und sonstigen Verdienst zugesichert erhalten. Sie erschrecken mich förmlich mit Ihren Andeutungen."

„Ihr konntet das nicht wissen, aber Ihr hättet jedenfalls besser gethan, wenn Ihr Eueren Verdienst zu Hause oder in der Nähe gesucht hättet, denn so nach der Fremde . . . ."

„Ich hatte noch einen anderen Grund," rief der junge Maler erröthend.

„Noch einen anderen Grund, und welcher könnte das sein?"

„Sie scheinen mir, ehrwürdiger Vater, ein Mann zu sein, der Theil an Anderer Schicksal nimmt, und da ich so zufällig, vielleicht nicht ohne höhere Fügung mit Ihnen näher zusammenkomme bei meinen ersten Schritten in dieser Stadt, so kann ich wohl, wenn ich Ihre Güte nicht mißbrauche . . . ."

„Der heilige Augustin nahm sich auch der irrenden Wanderer an," meinte der Mönch mit einiger Salbung und sichtlicher Neugier.

„So ist es, und ich will Ihnen darum vertrauen, daß eine Landsmännin, eine sehr gute Freundin . . . ein Mädchen, an dem ich innigen Antheil nehme. . . ."

„Verstehe schon, eine kleine Amour?"

„Eine theuere Geliebte, welche als Kammerjungfer mit einer Herrschaft nach Italien gereist, in Sorrento erkrankt und zurückgelassen worden, hierher gebracht wird, wo ich sie zu treffen hoffe, um ihr bis zu ihrer Genesung nahe zu sein und sie dann nach der Heimath zurück zu begleiten. Wenn Sie mir hier mit Ihrem Rathe und Ihrer Führung zur Seite stehen wollten, o, wie dankbar wollte ich Ihnen dann sein!"

„Ich bin viel unterwegs im Dienste des heiligen Augustin, und da kann ich schon diese und jene Frage oder Bestellung ausrichten. Aber es wäre mir doch lieb, wenn ich Euch inzwischen besser aufgehoben wüßte."

„Sie erschrecken mich in der That immer mehr: was ist's mit Meister Frizzoni, was in aller Welt kann mit ihm sein? Sprecht und bedenkt, daß das Leben von zwei jungen und, wie ich wohl sagen darf, auch guten Menschen in Euere Hand gegeben ist."

„Es wird mit Gottes und des heiligen Augustin Hilfe nicht so schlimm werden; aber ich muß Euch doch warnen, ich muß Euch doch sagen, daß in dem Hause des Meister Frizzoni nicht Alles so recht richtig. Ich sage es nicht deshalb, weil er keine Ahnung von unseren Messen zu haben scheint; er wäre schon deshalb zu entschuldigen, weil er gar so schöne Madonnenbilder malt, die die gesuchtesten in ganz Italien sind; ich sage es auch nicht, wie viele unserer Mitbrüder aus anderen Orden thun, weil ich aus Mangel an Geschäften nichts Besseres zu thun wüßte, als meine Mitmenschen zu verklatschen, denn — dem heiligen Augustin ist's bekannt — ich bin mehr als reichlich beschäftigt; aber seht Ihr, sein Haus ist in Verruf als unheimlich."

„Aberglauben," rief der junge Mann, und seine ziemlich besorgte Miene nahm einen lächelnden, spöttischen Ausdruck an.

„O nicht etwa wegen Gespenster und Erscheinungen," rief der Mönch, der die Gedanken des jungen Malers schnell errieth, „sondern wegen höchst bedenklicher Geschichten. Seht, hier wohnt er, in dieser engen Gasse. Ist dies die Wohnung für einen Maler? Sagt's selber, ist dies die Wohnung für einen Maler? Kein Licht, keine Sonne, keine Luft, die Lebensbedürfnisse eines bildenden Künstlers fehlen ganz und gar. Dazu wohnt er in dem großen Hause ganz mutterseelen allein mit einer spitznäsigen, gelbledernen Haushälterin, einem bucklichten Zwergen und einem wunderschönen jungen Fräulein, welches eine wahre Sirene sein soll."

„Was Sie sagen," meinte der Fremde und sah den Mönch nun förmlich zweifelhaft an.

Der Mönch bemerkte es und sagte, indem er vertraulich seinen Arm unter den seines Begleiters legte:

„Ich weiß es allerdings nicht zu sagen, was die Leute gerade unter einer Sirene verstehen, aber etwas höchst Gefährliches mag es wohl sein, denn sie soll die Ursache sein, daß viele Leute, die in dieses Haus kommen, spurlos verschwinden."

„Sie erschrecken mich auf's Aeußerste. Ich muß Ihnen gestehen, ehrwürdiger Vater, daß ich zwar nicht furchtsamer Natur bin, daß ich aber die allermindeste Lust empfinde, spurlos zu verschwinden, schon um meiner Eltern und beinahe noch mehr um meiner Geliebten willen. Sie behaupten also in allem Ernste, daß die Leute, die in dieses Haus kommen, spurlos daraus verschwinden?"

„Ich behaupte nichts, aber ich weiß von einem jungen Neapolitaner, der dem heiligen Augustin und insbesondere unserem Kloster ein Altarbild stiften wollte, daß derselbe ganz urplötzlich und auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist. Ich will nicht sagen, daß er umgebracht worden, aber es ist doch höchst verdächtig, wenn man nicht erfahren kann, wo ein junger Maler hingekommen ist, der für den heiligen Augustin ein Altarbild malen wollte. Der Zweite, dessen ich mich erinnere, war ein florentinischer Edelmann, den ich beinahe so kennen lernte, wie ich Euch kennen gelernt. Dieser reiste nach kurzem Aufenthalte von hier ab, ohne daß er auch nur einen seiner vielen Freunde vor seiner Abreise in Kenntniß gesetzt hatte, und wird einige Meilen von hier, von Räubern, wie man sagt, erschlagen aufgefunden."

„Ist denn das wirklich actenkundig?" fragte der Deutsche immer nachdenklicher werdend.

„Actenkundig und gewiß, so gewiß als ich hoffe, der heilige Augustin wird mir ob meinem Eifer eine wesentliche Abkürzung der Fegefeuerzeit auswirken. Aber, nun ja, die Menschen können von Räubern erschlagen werden, wenn sie auch keine Reichthümer und keine Waffen zu ihrer Vertheidigung bei sich führen, aber was sagt Ihr nun dazu, daß der Dritte, von dem ich weiß, der als kerngesunder Mensch in Meister Frizzoni's Hause einkehrte, nach nicht mehr als vierzehn Tagen an einer geheimnißvollen Krankheit starb?"

„Nein, aber, ehrwürdiger Vater, Sie schildern ja das Haus wie eine wirkliche Mördergrube. Weiß denn nicht die Polizei von diesen Vorkommnissen?"

„Im Vertrauen gesagt, der junge Mensch, von dem ich spreche, war des vertrauten Umgangs mit der Actionspartei beschuldigt, und um solche Leute läßt sich unsere Polizei keine graue Haare wachsen. Aber ich war bei ihm in seinen letzten

Augenblicken, ich habe ihm die letzte Oelung gegeben, und dabei hat er herzzerbrechend geklagt, daß er so jung schon sterben müsse, und immer von der Sirene gesprochen, die ihm den Todeskelch gereicht habe. Hat das etwas zu bedeuten, oder hat das nichts zu bedeuten? Gewiß, der Meister malt die schönsten Madonnen, welche gegenwärtig in Rom gemalt werden, und er ist auch ein ergebener Patriot in den Augen Sr. Eminenz, des Cardinalsecretärs Antonelli, aber der heilige Augustin mag wissen, was in seinem Hause vorgeht."

„Also in diesem finsteren Hause dieser finsteren Gasse wohnt Meister Frizzoni, der berühmte Maler? meiner Eltern Wohnung ist in einem ärmlicheren Hause, aber frischer und gesünder und lieblicher von der norddeutschen Sonne beschienen, als dieses Haus hier im altberühmten Rom."

„Wenn's Euch Leid thun sollte," unterbrach der Mönch mit sichtlicher Theilnahme den fremden Jüngling, „so wird es dem heiligen Augustin nicht auf ein Nachtlager ankommen und auch nicht auf den nöthigen Zehrpfennig, dessen kann ich Euch versichern."

„Nein, nein, es ist dummes Zeug; mein Freund muß doch wissen, an wen er mich empfohlen. Freundschaftlichsten Dank für die gütige Begleitung und Warnung, die gewiß aus gutem Herzen kam. Wenn ich hier ein wenig in Ordnung gekommen, will ich's vergelten und Euch das vermißte Altarbild in meinen Mußestunden malen."

„Der heilige Augustin würde es Euch hundertfach vergelten. Wie nennt Ihr Euch, junger Freund?"

„Wilhelm Gerwitz, zu dienen."

„Und ich bin der Bruder Bartolomeo, wenn Ihr nach mir fragen wollt. Ich werde Euch jedenfalls nicht vergessen, sondern mich nach Euerem Befinden erkundigen, so oft's mein Dienst erlaubt."

„Ihr Versprechen giebt mir eine große Beruhigung. Und wollen Sie das andere auch nicht vergessen, wegen der jungen Dame. Sie wissen?"

„Ohne Sorgen, ich werde mein Möglichstes thun. Aber es schlägt die Stunde, in der ich zurück sein muß. Wenn Ihr Euch also eines Anderen besonnen haben solltet, wenn es Euch leid thun sollte . . ."

„Ich muß es wagen," erklärte der Maler.

„Nun denn, gelobt sei Jesus Christ!"

„In Ewigkeit, Amen."

Die Beide schüttelten sich kräftig die Hände; der Mönch entfernte sich in beschleunigter Eile, und der junge Fremde ergriff nach einigem Zögern den schweren Klopfer der Thür, der im Niederfallen das Innere des stillen Hauses mit einem ungewohnten hohlen Schalle wiedertönen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Salzbergwerk Wieliczka.

Die Entdeckung dieses mächtigen Steinsalzlagers — berichtet die „Neue Fr. Presse" — an den letzten nordwestlichen Ausläufern der Karpathen fällt in das Jahr 1044. Nach vor mehreren Jahren gemachten Erhebungen erstrecken sich die durch Abbau aufgedeckten Salz-Flötz-Ablagerungen auf eine Länge von 1450 Klaftern, auf eine Breite von nahezu 506 Klaftern; in die Tiefe ist man bis zu 137 Klaftern vorgedrungen, so daß die tiefsten Strecken 14 Klafter unter dem Niveau der Ostsee und 110 Klafter unter dem Wasserspiegel der nahen Weichsel liegen. Es werden drei Gattungen des Salzvorkommens unterschieden. Das Grünsalz tritt in Klumpen (Stöcken, Nestern) von 1 Fuß bis 100 Klafter Höhe, 30 bis 40 Klaftern Breite und 80 Klaftern Länge auf, so daß einzelne Stöcke einen Rauminhalt von 3000 Kubikklaftern erreichen. Es ist grobkrystallinisch, grünlichgrau und wesentlich durch Thonbeimengung verunreinigt, die selbst noch mit freiem Auge erkannt werden kann. Auch das zunächst tiefer liegende Spizasalz, welches in Lagern von 1 bis 8 Klaftern Höhe, 20 bis 30 Klaftern Länge und Breite vorkommt, ein kleinkrystallinisches Gefüge und eine dunkelgraue Farbe zeigt, ist durch Beimengungen verunreinigt, welche bis zu 15 pCt. betragen, aus Sand, Conchylien und bituminösen Kohlentrümmern bestehen. Das reine Szybikersalz tritt in Flötzen von 300 bis 400 Klaftern ununterbrochener Länge, 20 Klaftern Breite und mit einer Mächtigkeit von 0,5 bis 4 Klaftern auf. Seine Farbe ist nahezu weiß, sein Gefüge hält die Mitte zwischen Grün- und Spizasalz. Außer den genannten Sorten kommen noch andere Varietäten in geringeren Mengen vor. Von ihnen ist nur noch das Krystallsalz zu erwähnen, welches meistens an solchen Orten erscheint, wo sich die Flötze vereinigen. Dieses Salz ist viel reiner und durchsichtiger als das Szybikersalz, wird aber seines seltenen Vorkommens wegen wenig und nur auf Bestellung aufgesucht. In Folge des mehr als achthundertjährigen, sehr schwunghaft betriebenen Baues hat sich ein Labyrinth von Strecken herausgebildet, welches in gerader Linie eine Ausdehnung von nahezu 90 deutschen Meilen erreicht, mit der Erdoberfläche aber nur durch 11 Tagesschächte in Verbindung steht, von welchen sieben der Salzförderung, einer der Wasserhebung, zwei für Ein- und Ausfahrt und einer als Rauchfang für die in der ersten Etage des Bergwerkes untergebrachte Schmiede dienen. Weitere 13 Grubenschächte münden in der ersten Etage, um das aus den unteren Strecken geförderte Material hier zu den Tagförderungsschächten zu transportiren. Die Förderung und Wasserhebung sowohl in den Tages- als Grubenschächten geschieht mittelst Göpelwerke, für deren Betrieb über 100 Pferde abwechselnd in Verwendung stehen. Die früher häufig vorgekommenen Senkungen der unmittelbar über dem Werke stehenden Stadtgebäude machten Versicherungsarbeiten nothwendig, welchen es zu danken ist, daß statt der vordem üblichen Holzbauten nun auch die Aufführung massiver Gebäude zulässig ist.

Ueber die Gruben unter der Erde haben wir bereits in Nr. 146 unter „Mannichfaltiges" eine kleine Skizze gebracht.

Luc. Herbert schildert eine Fahrt in die pittoresken Hallen des Bergwerks in glänzenden Farben. „Unbeschreiblich reizend", schreibt er da u. a., „liegt Wieliczka auf einem hügelartig aufstrebenden gartenähnlichen Terrain da. Man würde vergebens nach regelmäßigen Straßen oder Plätzen forschen; die Häuser der Stadt sind nach Art von Landhäusern rings umher verstreut, ein jedes von seinem Garten umgeben. Dadurch erhält die Stadt eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung, welche freilich noch lange nicht die Größe der unterirdischen Salzstadt erreicht. So weit der Blick reicht, bis gegen Bochnia hin, das drei Meilen entfernt ist, zeigt sich der Boden unterhöhlt, und wenn sich einmal dieses Oberland in Folge der Unterwühlung senken sollte, geht Wieliczka und die ganze Umgegend auf mehrere Meilen in der Runde zu Grunde. Von der Ausdehnung der unterirdischen Werke kann sich selbst derjenige keinen Begriff machen, der das Bergwerk unter den günstigsten Umständen besucht. Denn immer wird der Besucher nur in jene Räume geführt, welche gleichsam schon zum Empfang hergerichtet sind. Um diesen Partieen gerecht zu werden, hat man mehrere Stunden nöthig, in deren Verlauf der Fuß nicht ruhen darf. Hat man sich in dem Korbe herabgelassen, wurde man blitzschnell in die Tiefe von einigen Hundert Klaftern hinabgeschleudert, so wandelt man anfangs aufrecht die endlosen Gänge entlang, immer tiefer und tiefer. Der Gang ist so eng, daß eben nur ein Mensch hinter dem anderen hinschreiten kann. Von den feuchten Wänden lösen sich die salzigen Tropfen los und fallen hallend auf den Boden nieder. Die Flambeaux, welche die Führer

schwingen, werfen hie und da einen grellen Schein auf die naßglänzende Seitenwand und zeigen dem Wanderer die Stellen an, wo er sich bücken muß, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen. Ging es so ziemlich monoton eine halbe Stunde lang hin, so weitern sich die Gänge plötzlich zu geräumigen Localen aus, in denen hundert Arbeiter thätig sind, das Steinsalz zu bearbeiten. Blöcke von ungeheueren Dimensionen liegen rings umher. Eine laute Rührigkeit herrscht überall und das Echo der Schläge, welche gegen den Stein geführt werden, wiederhallt von dem Salzgemäuer, das eben diesen Schlägen bald selbst zum Opfer fallen wird. Denn alle diese Gänge und Räume sind nie fertig zu nennen. Sie weiten sich immer mehr aus, je mehr Salz gewonnen wird. Immer größer werden die Hallen, immer weiter rücken die Wände auseinander, und wo man vor Jahren nur eidechsenartig sich durchwinden konnte, da schreitet man heute ganz bequem hin. So groß aber sind die Räume, daß man bei all' den Massen Salzes, das jährlich an die Oberfläche befördert wird, die Fortschritte kaum wahrnimmt. Während wir die Corridore hinabschritten, wurden Hörnerklänge laut. Vereinzelt nur machten sie sich anfangs geltend, fanden sich dann zu Accorden zusammen und in dem Augenblicke, wo die Melodie ungebrochen zu Tage trat, befanden wir uns auf einer offenen Galerie, über deren Salzbrüstung weg man in die Tiefe eines großen grünen Salzsees sah. Ein weiter Bogen wölbte sich inmitten des Salzmeeres, mit dem Hauptgemäuer nach oben zusammenfließend. Ueber das Wasser glitten drei Barken hin, davon die eine den in Krakau commandirenden General Castiglione mit seiner Suite trug, während die beiden anderen von den Musikcapellen des Regiments Palombini und des Bergknappencorps besetzt waren, welche beide abwechselnd Tonstücke producirten, die tausend Echos herausforderten. Noch eine Partie wetteiferte an Großartigkeit mit diesem Salzmeere. Von einer steilen Höhe stieg man mehrere hundert in Salz gehauene Stufen hinab, immer einen ungeheueren Salzsaal vor sich, der zu der Höhe von wohl fünfzig Klafter hinanstrebte. Die Lichter, welche in der Tiefe an den Wänden angebracht waren, glichen, von oben angesehen, kleinen Glühwürmchen; ihr matter röthlicher Schein that eben nur die Dienste eines Wegweisers. Das rohe Salz, zu Arabesken ausgehauen, bildet den Plafond, die Seitenwand und den Fußboden dieses Riesensaales, mit welchem ein anderer Saal, der ganz comfortabel ausgestattet ist, eigenthümlich contrastirt. Der Franzenssaal verdankt der Anwesenheit des Kaisers Franz in den Werken von Wieliczka seinen Ursprung. Er hat die Größe eines mittelmäßigen Tanzsaales; der Fußboden, der Plafond und das Seitengemäuer sind mit Bretern ausgelegt, und man kann sich hier von der feuchten Ausdünstung der übrigen Räume, welche in nackter Klebrigkeit starren, erholen. Vom Plafond hängt ein goldener Kronleuchter herab, dessen reicher Lichterkranz vollkommen genügte, den Raum zu erhellen. Schwarz-gelbe Guirlanden zogen sich längs der Wände tapetenartig hin, eine Reihe von Spitzen garnirte den ganzen weiten Raum. Die Hauptwand schmückte der farbige Riesenadler Oesterreichs. Und in diesem Saale tief unter der Erde wurde alsbald von der besuchenden Gesellschaft eine Quadrille getanzt." . . . Jetzt herrscht in denselben Räumen der Wasserstrom, den ein unwillkommener mächtiger Quell Süßwassers aussendet.

Mannichfaltiges.

— Wie das Londoner Wochenmagazin „Once a Week" schreibt, ist der Kaiser der Franzosen ein Canonicus der Kirche von St. Jean de Latrum. Daß gekrönte Häupter gleichzeitig priesterliche Würdenträger sein können, steht nicht ohne Beispiel in der Geschichte da. Der jedesmalige Kaiser von Deutschland war ein Canonicus der St. Peterskirche in Rom; der König von Frankreich war ein Canonicus der Kirche St. Martin de Tours und die Herzöge von Berry waren Canonici der Kirche St. Jean de Lyon. Viele Canonicate waren in Laienfamilien seit der Zeit des Papstes Bonifaz VIII. erblich, der sie, wenn er sich in Geldnoth befand, zu verkaufen pflegte. Der Kaiser Napoleon III. ist nicht in Folge seiner hohen Stellung oder seiner Geburt ein Canonicus, da weder sein Vater, der Exkönig von Holland, noch sein Onkel, Napoleon I., Canonicate besaßen. Er muß daher die Würde beansprucht haben, und ob er dieselbe gekauft oder vom Papst als Gegendienst für erwiesene Gefälligkeiten erhalten hat, mag dahingestellt bleiben. Interessant ist der Umstand, daß der Kaiser in seiner Capacität als Canonicus zu einem Sitz im ökumenischen Concil, das in Kurzem in Rom abgehalten werden soll, berechtigt ist. Das Recht der Canonici, diesen Concils beizuwohnen, soll von dem im Jahre 398 zu Carthago stattgefundenen vierten Concil anerkannt worden sein.

— Ein für ein civilisirtes Land nahezu unerhörtes Ereigniß hat sich in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch bei Felegyhaza zugetragen. Der „Pester Lloyd" bringt darüber nachstehende „authentische" Mittheilungen: Am 9. d. wurden zwischen Felegyhaza und Pußta Peteri durch eine Bande bewaffneter Räuber die Eisenbahnschienen aufgerissen. In Folge dessen ist der Personenzug Nro. 3 entgleist, und die Maschine nebst drei Wagen stürzte in den Graben. Die Räuber gaben Feuer, wurden aber schließlich verjagt. Von den auf dem Zug befindlichen Reisenden, sowie vom Bahnpersonal wurde Niemand beschädigt. Nähere Nachrichten folgen."

— Zittau, 8. Decbr. Der gestrige Sturm hat hier fürchterlich gehaust. Am Bahnhof ist der Schaden an Gebäuden auf 4000 Thlr. zu schätzen. Die Gasometer auf der Gasanstalt wurden abgedeckt und lagen die Dächer in einem benachbarten Garten. Einige dem Sturm sehr ausgesetzte Häuser sind nur noch Ruinen. Von einer Brauerei wurde der große Schornstein auf das Maschinenhaus geschleudert. In allen Straßen liegen die Dachziegel haufenweise. — In dem Städtchen Neusalza wurde der Kirchthurm umgeworfen und fiel dergestalt auf die Kirche, daß diese jedenfalls wird abgetragen werden müssen.

— Nach Angabe der „Kass. Ztg." sind bei dem Thurmeinsturz in Fritzlar 2 Männer und 19 Frauen getödtet und etwa 26 Personen mehr oder weniger schwer verletzt.

Charade.

Die Letzte wird aus meinen ersten Beiden
Und ihren tausend Schwestern dargestellt;
Bei allem, was betrübt und was gefällt:
Sie theilet mit uns treulich Leid und Freuden.
Und sie, die königlichen Ersten schmücken
— Wenn Kinder der vielbildenden Natur —
Durch Pracht und Wohlgeruch nicht nur die Flur,
Besonders uns're Gärten, zum Entzücken.

Das Ganze mag von Türken und Buddhisten
Recht ton- und geistlos abgeleiert werden;
Doch sagt: gehört es nicht zum Unerhörten,
Wenn wir dasselbe sehen, selbst bei Christen?
Vergessend ihres weisen Meisters Lehren:
Du sollst in Geist und Wahrheit Dich erheben
Zu ihm, dem Segensquell von Licht und Leben:
In Geist und Wahrheit sollst Du ihn verehren!

Δ

Auflösung des Logogryph in Nr. 147: Wenig.

Berichtigung.

In Nr. 148 d. Bl. unter der Rubrik „Kunst, Wissenschaft rc." dritte Zeile v. o. lese statt Reime: Stimme. Zeile 9 v. o. setze hinter Rhapsodieen ein Komma. Zeile 8 v. u. lese statt weise: reiche.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Slep. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 151.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

II.

Minuten vergingen, ehe der in banger Erwartung Draußenstehende langsam schlürfende Schritte in dem Hausflur vernahm. Die mächtige Thür ächzte in ihren Angeln, der Schein einer halbblinden Laterne ließ eine hagere Frauengestalt mit gelblichem Gesicht und einer sehr spitzigen Adlernase erkennen. Schwarze stechende Augen funkelten dem Jüngling entgegen, und eine grämliche Stimme fragte nach seinem Begehr.

„Ich will zu Meister Frizzoni; wenn er zu Hause ist, meldet mich, er weiß von meiner Ankunft."

„Ihr seid wohl der fremde Maler aus Deutschland?"

„Ganz recht, gute Frau, ich komme also nicht unerwartet, wie mir scheint?"

„Wir hofften schon, Ihr würdet nicht kommen," entgegnete die Alte mit staunenswerther Offenherzigkeit, die freilich das ohnehin herabgestimmte Gefühlsbarometer des Fremden um einige Grad weiter sinken ließ. „Aber da Ihr nun einmal gekommen seid, so kommt nur herauf. Monsignore Frizzoni ist zugegen."

Als die schwere Thür in das Schloß fiel und die Lampe, trotzdem draußen noch genug vom Abendlicht vorhanden, die einzige Beleuchtung gewährte, war es dem jungen Mann, wie wenn er mit einem Male von der blühenden Natur für immer ausgeschlossen sei, denn auch die Luft schien feucht und verdorben, so ganz anders als draußen; unwillkürlich griff er nach seinem lautpochenden Herzen, auf den Lungen fühlte er eine bleierne Last, er ließ die Alte die marmornen Stufen hinaufsteigen, ehe er sich selbst ihr zu folgen entschloß und meinte:

„In dem Hause eines Malers, eines Künstlers sollten doch Luft und Licht mehr Herrschaft behaupten, da sollte unbedingt mehr Gemüthlichkeit herrschen. Wenn der Herr so aussieht, wie das Haus, dessen Flur sogar schlüpfrig ist, dann wird es schwer halten, daß ich hier bleibe, es ist mir gar zu unwohnlich. Aber per aspera ad astra, — arme Helene, wo magst Du weilen, ich soll Dir eine sichere Stütze sein, da muß ich doch vor allen Dingen hier selber festen Fuß gefaßt haben, — durch Nacht zum Licht! — wir müssen's ganz unbedingt versuchen."

„Nun, so kommen Sie doch endlich herauf, wenn Ihre Sache in Ordnung ist," rief die Alte, welche mit ziemlicher Würde und Ruhe inzwischen die Stufen hinaufgeschlürft war.

„Per aspera ad astra, durch Nacht zum Licht," murmelte der Träumer bei dieser Aufforderung noch einmal, und hatte mit einigen entschlossenen und behenden Schritten seine Führerin bald eingeholt.

An und für sich war die Wohnung mehr als stattlich zu nennen, von Marmor war das Getäfel, das er mit seinen Wanderschuhen betrat, Alabaster bekleidete, wenn auch nicht ohne Brüche, bis zur Manneshöhe die dunkelen Wände, Stuccaturarbeiten von theilweise werthvoller Arbeit zierten die Nischen und den Kamin, verblichene Vorhänge von rother oder grüner Seide schienen selbst dem wenigen Licht, welches Luft bezeugte, bis in's Innere zu dringen, den Eintritt noch erschweren zu wollen.

So war's im Corridor, so in einem großen Wohnzimmer, wo Möbel von dunkelem Holz und massiver Arbeit ungenügend die ungemüthliche Weite des Raumes beschränkten, endlich ein paar Stufen hinauf in einen Malersaal, der eine ganze Malerschule aufzunehmen im Stande.

Trotzdem draußen das Abendlicht noch mächtig genug scheinen mußte, waren doch hier die Vorhänge geschlossen, eine Ampel, die von der hohen Decke an einer kupfernen Kette herabhing, beleuchtete ein angefangenes Gemälde, vor dem die hohe Gestalt des Malers saß.

„Hier kommt der deutsche Maler," rief die Alte, indem sie den Fremden an der Thür bei sich vorbeigehen ließ.

„Welcher deutsche Maler?" frug eine tiefe aber wohllautende Stimme lakonisch zurück.

„Sie wissen, Meister, der hier wohnen sollte, und auf den wir nicht mehr rechneten."

In einer dunklen Ecke regte sich's, eine Art Grunzen wurde hörbar, und eine kleine Mißgestalt mit gebogenem Rumpfe, aber großem, von schwarzem struppigem Haar noch unförmlicher vergrößertem Haupte, sowie mit übermäßig geformten Armen und Beinen, wälzte sich aus dem Schatten hervor.

Der Meister aber legte Pallette, Pinsel und Malerstock bei Seite, erhob sich zu seiner ganzen, Ehrfurcht einflößenden Größe und wendete sein charakteristisches, vom vollen grauen Haar zum größten Theile bedecktes Gesicht erst der Alten und dann dem in ziemlicher Befangenheit dastehenden Jüngling zu.

„Es ist gut, Lena,*) aber man sagt dem Ankömmling nicht, daß man ihn nicht erwartet; besorgt das Zimmer. Benvenuto, Signore," rief er dann und reichte dem Jüngling die Hand. „Es ist wahr, wir hofften nicht mehr auf Euere Ankunft, verschiedene Vorfälle haben mich veranlaßt, Euch wieder abzuschreiben, aber, wie es scheint, ist mein Brief erst nach Euerer Abreise angekommen. Ihr nennt Euch?"

„Wilhelm Gerwitz, zu dienen."

„Die Sache ist in Richtigkeit, und da Ihr einmal da seid, sollt Ihr nicht vergeblich auf zeitweiliges Unterkommen gerechnet haben. Ich male hier eine heilige Nacht und arbeite aus Rücksichten besonderer Lichteffecte bei der Ampel. Das Bild soll einmal nach Livorno und einmal nach Cosenza, Ihr sollt mir das eine nachmalen, während ich selbst noch daran zu arbeiten habe, da trefft Ihr besser meine Manier und ich kann Euch die nöthige Anleitung geben. Das Copiren meiner eigenen Arbeiten ist mir zuwider, aber die Kunst wird auch heutigen Tages zu schlecht bezahlt, als daß man bei jeder einzelnen Arbeit auf neue Ideen sinnen möchte. Ich werde Euch jedesmal besonders einladen, wenn ich wünsche, daß Ihr mit mir arbeitet; in der übrigen Zeit arbeitet Ihr in Euerem Zimmer, was Ihr wollt. In dieser Zeit mache ich Euch keine Vorschriften, wenn Ihr es nicht

*) Abkürzung für Maddalena, Magdalena.

wünscht; nur sehe ich nicht gern, daß Jemand, der in meinem Hause arbeitet, in Malergesellschaften verkehrt und sonst viel ausgeht; ich ziehe im entgegengesetzten Fall lieber eine freundschaftliche Auseinandersetzung und baldige Trennung vor."

„Ich habe die Absicht, mich allen Ihren besonderen Wünschen zu fügen," erklärte der junge Maler, zum ersten Mal das Wort ergreifend. Ein eigenthümliches Grunzen ließ alsbald den Sprecher erbeben.

„Wie oft soll ich Dir noch sagen, Rupperto, daß ich Deine Gegenwart hier unverlangter Weise nicht liebe. Du wirst es noch dahin bringen, daß ich Dich regelmäßig einschließe."

„Ich suche die Magdalenenfarben," erwiderte die heisere Stimme des Zwerges, wie es schien, mit besonderer Betonung.

„Du wirst sie suchen, wenn's nöthig ist."

Der Zwerg entfernte sich durch eine Thür, deren Lage in der Dunkelheit nicht zu erkennen, der Meister aber trat auf seinen Gast zu, reichte ihm die Rechte und sagte:

„Seht zu, daß Ihr Euch bei mir einrichtet. Ich liebe Zurückhaltung, Willigkeit und Verschwiegenheit. Jetzt ruft mich eine Bestellung aus dem Hause; verweilt hier und studirt dieses Bild, bis Euer Zimmer in Ordnung; wir sehen uns morgen früh."

Allein gelassen in dem weiten, bei dieser Beleuchtung nicht einmal übersehbaren Raume widmete der Fremdling zunächst seine Zeit dem Bilde, dessen Copirung er übernehmen sollte. Jeder Strich des Pinsels verrieth den farbenkundigen Meister wie den wohlerfahrenen Zeichner, die ganze Behandlung der Lichter aber einen ebenso geistreichen wie originellen Künstler. Hier auf dem Bilde war das Licht so vertheilt, daß es in naturgemäßer Weise von dem Christuskinde ausgehen mußte und alle Personen, je näher sie hier dem Raume nach, wie in ihrer historischen Stellung, dem Heilande näher oder ferner standen, mehr oder weniger von dem Lichte empfingen. Der Beschauer konnte nicht umhin, die Kunstfertigkeit und Originalität zu bewundern, die ihm hier entgegentrat; aber wie alle einfachen, von der reinen Kunst begeisterten Gemüther, verstimmte ihn doch das Raffinement, zu dem sich leider so viele Künstler heutigen Tages durch die auch auf diesem Gebiete sich geltend machende Concurrenz verführen lassen. Seine Blicke schweiften bald weiter und hafteten endlich auf einem großen Bilde, das von einem dichten Vorhange vollständig verhüllt war.

In der Hoffnung, vielleicht ein älteres Meisterwerk zu entdecken, zog er an dem Vorhang die Schnur, und mit einem Rufe der Ueberraschung trat er zurück:

Die heilige Magdalena, oder vielmehr die büßende, halb heilige und halb unheilige Magdalena trat in einer Gestaltung und Auffassung und in einer Beleuchtung ihm entgegen, die zugleich von dem reinsten Formensinn wie von der sinnlichsten Phantasie zeugte. In langen aufgelösten goldblonden Locken und im leichtesten, luftigsten Gewande erscheint die plastisch geformte Frauengestalt, augenscheinlich im Begriff, das nicht eben bequeme Lager aufzusuchen. Neben dem Lager liegt ein voluminöses Buch aus Pergamentblättern zusammengesetzt. Aus ihm mag die Büßerin, bevor sie die schönen frommen Augen zum Schlummer schließt, die letzten Trostesworte lesen und mit ihnen die Gedanken an den Versucher des Fleisches bannen. Ganz ist der Sieg noch nicht errungen, denn trotzdem das wundervolle Oval des vollen Gesichtes nach Oben gerichtet, ruhen doch die Hände mit einer gewissen Coquetterie unter dem halb entblößten Busen.

Der reine, unbefangene Betrachter fühlt es allemal heraus, was der Künstler ideal und was er sinnlich empfunden; die aus dem Schaume des Meeres emportauchende Göttin kann einen reineren Eindruck hervorbringen, als die von schweren Brocatstoffen gänzlich umhüllte Gestalt einer niederländischen Schönheit. Und hier schien Beides so vereinigt, daß der Jüngling bald anbetete, während er doch die plastische Schönheit dieser durch das leichte Gewand schimmernden Formen nicht sehen konnte, ohne daß ein Wollustschauer durch seine Adern zog.

„Hi, hi, hi," kicherte es da mit einem Male und mit ganz widerlichem Klange hinter ihm, „schönes Bild . . . große Neugier . . . wohl der Mühe werth."

Erröthend trat der junge Mann einige Schritte zurück und wendete seinen Blick auf die Mißgestalt des Zwerges, dessen stechende Augen auf dem Grunde seiner Seele zu lesen schienen, was für widerstreitende Empfindungen daselbst zur Herrschaft gelangten.

„Wer seid Ihr?" frug er dann, neugierig und abgestoßen zugleich.

„Ein College bin ich, hi, hi, . . . anch' io sono pittore . . . aber man verkennt mich, . . Brodneid . . . Ehrgeiz . . . Ihr versteht mich, College?"

„Wie? auch Ihr seid Maler?"

„Zweifelt Ihr daran? weil man mich hier als Farbenreiber mißbraucht. O, ich gebe dem Salvator Rosa und dem Meister Frizzoni erst recht zu rathen auf. Ich werde Euch Beweise bringen, Ihr werdet staunen. Und ich brauche keine solchen Modelle, hi, hi, die die Sinne kitzeln und andere Menschen verführen."

„Farbenreiber seid Ihr hier? Maler wollt Ihr sein? Aber warum bleibt Ihr dann in diesem Hause?"

„Hm," meinte der Zwerg und warf scheue Blicke nach der Thür, „es ist so ein eigenes Ding. Man kommt nicht so leicht aus diesem Hause, wie man herein kommt. Der Meister sieht's nicht gern. Es ist vorgekommen, daß die Leute nicht mehr lange gelebt haben, wenn sie gegen den Willen des Meisters das Haus verlassen haben. Er steht so gut mit der Polizei, wegen seines Patriotismus, hi, hi, und wer kann sagen, ob hier Jemand wegen der Politik oder aus Eifersucht um die Ecke gebracht wird?"

„Wenn das wahr ist, was Ihr mir da erzählt, möchte man sich fast hier unheimlich fühlen?"

„Fürchtet Euch nicht, ich meine es gut mit Euch und ich will über Euch wachen. Aber seht zu, daß Ihr sobald wie möglich hier wieder fortkommt, ehe es Euch geht, wie dem Letzten."

„Euer Zimmer ist fertig," rief in dem Augenblicke die Stimme der Alten, die alsbald einen viel unangenehmeren Klang annahm, als sie sich zu dem Zwerge mit den Worten wendete:

„Rupperto, schleichender und spionirender Schlingel, seid Ihr wieder da, wo Ihr nicht sein sollt? Ich werde es dem Meister sagen, wenn er zurückkommt. Und schon wieder beim Bilde, das Niemand sehen soll? Habt Ihr schon vergessen, daß Ihr das letzte Mal dafür bei Wasser und Brod lungern mußtet? Diesmal kann's länger dauern."

„Und Ihr, Lena, habt Ihr Euer geschundenes Knie schon vergessen?" bemerkte giftig der Zwerg.

„Erinnert mich nur daran, Ihr heimtückischer Geselle, Erbsen habt Ihr mir auf die Stufen gestreut."

„Böse That bringt bösen Lohn, hi, hi, wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Klatscht nur zu, Muhme Lena, Ihr werdet mich sobald nicht los."

„Und Ihr scheert Euch sofort in Euere Kammer, versteht Ihr wohl?" rief die Alte, indem sie den Zwerg vor sich hertrieb und schließlich durch die Thür drängte, die sie hörbar verschloß.

Ein dumpfes Grunzen und ein Trommeln gegen die massive Thür waren die letzten, wenig hörbaren Zorneszeichen des Hinausgemaßregelten. Die Alte kümmerte sich nicht im mindesten darum, sondern mit derselben Entschiedenheit, die ihr ganzes Handeln kennzeichnete, wandte sie sich an den Fremden und deutete nach der Thür:

„Kommt hier heraus, und kümmert Euch nicht um diesen da. Es ist ein boshafter Geselle, der allen Leuten einen Floh ins Ohr zu setzen sucht. Er taugt zu gar nichts als zum Ränkeschmieden. Wenn der nur erst einmal aus dem Hause wäre."

Unser junger Fremde hielt es für nicht angemessen, verschiedene sich ihm hier aufdrängende Fragen zu stellen. Lautlos folgte er seiner Führerin nach, die ihn abermals durch das große Wohnzimmer, dann über den Gang führte und ihn in ein Zimmer wies, welches ebenso geräumig als wenig einladend erschien.

„Hier mögt Ihr Euch einrichten," erklärte die Alte, indem sie die Lampe auf einen Marmortisch setzte, „ein kleines Abendbrod, das ich Euch hierher gesetzt, wird Euch vielleicht noth thun, es steht auch Wein dabei. Sollte es Euch sonst noch an etwas fehlen, so zieht nur die Klingel, weil Ihr den Weg zu mir noch nicht kennt. Felice notte!"

„Gute Nacht," murmelte der Fremde, ziemlich betrübt von dem Erlebten, und sah sich alsbald allein zwischen den grauen Wänden seiner nunmehrigen Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Duellunwesen in Frankreich.

In nichts war die alte französische Noblesse unübertrefflicher als in der Behendigkeit, mit der sie Hieb- oder Schußwaffe zum Zweikampf in Bewegung setzte. Um mit der Zeit anzufangen, da die Fluth der Revolution zu steigen begann, so gab es damals einen gewissen jungen Adeligen, Monsieur de Servan, welcher, indem er sich von einigen Damen des Hofes verabschiedete, um der Eröffnung der Generalstaaten im Jahre 1789 beizuwohnen, prahlerisch ausrief: „Ich werde Ihnen ein halbes Dutzend Ohren dieser überlästigen Bretagner mitbringen." Seinen ersten Versuch machte er mit Monsieur de Hératry, dem er wie im Scherz einen leichten Backenstreich versetzte. Als dieser ihn darob zurechtwies, wiederholte er die familäre Handlung, worauf der Bretagner ihn mit seinem schweren Absatz auf den Striefel trat. Ein Duell war die Folge. Die Höflinge kamen in Kutschen und Portechaisen und mit Fackelträgern zur Begleitung, um Zeugen zu sein, wie Monsieur de Servan sein erstes Paar Bretagnerohren einheimste; statt dessen jedoch mußten sie sehen, wie der unglückliche Champion des Feudalismus schon nach wenigen Minuten todt zu Boden gestreckt wurde. Später sollen, wie man sagte, die Adeligen sich untereinander verbunden haben, sich der populären Anführer der Nationalversammlung in der Weise zu entledigen, daß sie mit Einem nach dem Anderen Händel suchten, und durch die wirksame Anwendung von einem paar Zoll kalten Stahls die gegnerischen Zungen und Federn systematisch außer Thätigkeit setzten. Dies war jedoch eine zu langsame Methode für den Royalisten Faussigny, welcher tollkühn in der Versammlung erklärte, es gäbe nur einen Weg mit der ultra-patriotischen Partei zu verhandeln, nämlich „mit dem Degen in der Hand über das Gesindel herzufallen", womit er die äußerste Linke meinte. Mirabeau verweigerte jedes Duell bis nach Vollendung der Constitution; er pflegte sich zu begnügen, Jedem, der ihn herausforderte, zu erwidern: „Mein Herr, ich werde Ihren Namen auf meine Liste setzen, aber diese Liste ist sehr lang, und ich gebe Niemanden den Vorzug." Die Section der „Grange Batelière" bat, die Versammlung möge erklären, daß Jeder, der eine Herausforderung schickte oder acceptirte, von allem ferneren Civil- und Militärdienst ausgeschlossen werden solle, und ein Pariser Journal publicirte die vorgeschlagene Form eines Decrets, wornach jedes Mitglied der Nationalversammlung, sobald es sich duellirte, aus dieser entfernt und die Aufzeichnung jeder Rede, die es gehalten, öffentlich verbrannt werden würde. Ein Mitarbeiter des „Oservateur" ging so weit, zu verlangen, daß alle Duellisten mit dem Buchstaben A (assassin) auf die Stirn gebrandmarkt werden sollten. Dagegen veröffentlichte man die Namen derjenigen Patrioten, welche den Zweikampf ausgeschlagen, mit großen Buchstaben in den patriotischen Journalen, und die Compagnie der Chasseurs des Bataillons von Sainte Marguérite kam zu dem Beschluß, „abwechselnd den Sitzungen der Nationalversammlung beizuwohnen, alle den patriotischen Mitgliedern zugefügte Beleidigungen als persönliche Beschimpfungen anzusehen und diese Mitglieder bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen." Der Citoyen Boyer jedoch ging noch weiter; er wollte alle diese Händel auf seine eigenen Schultern nehmen, und eröffnete thatsächlich in der Passage des Bois de Boulogne, Faubourg Saint Denis, ein Büreau, wo die Präliminarien dieser Affairen verhandelt werden sollten und von wo aus er an die Journale schrieb, daß er den Schwur gethan habe, die Deputirten gegen ihre Feinde zu vertheidigen. „Ich schwöre," drückte er sich aus, „daß weder Zeit noch Raum den Mann, der einen Deputirten verwundete, vor meiner gerechten Rache schützen sollen; ich besitze Waffen, welche die Hände der Vaterlandsliebe für mich fabricirt haben; mit allen weiß ich meisterhaft umzugehen; mit keiner verfehle ich mein Ziel." Nachdem er diese prahlerische Erklärung in die Welt geschickt, stellte er sich bei Monsieur de Sainte Luce ein, der gerade ein Duell mit Monsieur de Rochambeau in Aussicht genommen hatte und ganz einfach den guten Citoyen zur Thür hinauswerfen ließ. Boyer ließ sich jedoch durch den Schimpf keineswegs entmuthigen, sondern gründete eine Schule, in welcher er, seine renommistischen Racheschwüre in den öffentlichen Blättern erneuernd, ein Bataillon von fünfzig Deputirtenvertheidigern, d. h. Adelserwürgern heranbildete.

Während die Duelle zwischen Royalisten und Patrioten im besten Zuge waren, brachte Gervais, der Fechtmeister des Vicomte Mirabeau, seine Nächte damit zu, daß er junge Aristokraten einübte, am folgenden Morgen im Bois de Boulogne patriotische Redner anzuspeien. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons im Jahre 1815 verging kaum ein Tag ohne feindselige Rencontres, hauptsächlich zwischen den Officieren der napoleonischen Armee und denen der Leibwache Ludwigs des Achtzehnten, ebenso zwischen der ersteren und den verschiedenen in der französischen Hauptstadt verweilenden englischen, preußischen, russischen und österreichischen Officieren. Die Bonapartisten pflegten sich ins Café Foy, dem Rendezvous der Preußen, zu begeben, einzig und allein um Händel mit ihnen zu suchen, und wenn die Gelegenheit sich darbot, attaquirten sie englische Officiere mit derselben Lust und Liebe zur blutigen Sache. Capitain Gronow, bekannt durch seine pikanten „Reminiscenzen", und der zugleich ein niemals fehlender Schütze war, ging mit einer Dame im Palais Royal spazieren, als ein bonapartischer Officier, ebenfalls ein notorischer Duellist, mit der ausgesprochenen Absicht, einem Engländer den Fehdehandschuh hinzuwerfen, der Dame den Arm um die Taille legte. Gronow stellte ihn zur Rede, worauf der Bonapartist ihm in's Gesicht spie, seinerseits aber sogleich mit einem kräftigen Faustschlag zu Boden geworfen wurde. Nächsten Morgens fand ein Duell statt,

wobei der Franzose prahlte, daß er es sich in den Kopf gesetzt hätte, noch einem Engländer mehr das Hirn auszublasen. Er feuerte und sengte seinem Gegner den Backenbart; ein paar Secunden später war er von Gronow durch's Herz geschossen. Gronow, der in der Folge sich mit des Franzosen Secundanten duelliren mußte, begnügte sich diesen in's Knie zu schießen, eine Mäßigung, welche ihm nicht weniger als eilf Herausforderungen eintrug. Der französische Kriegsminister jedoch legte sich in's Mittel und keine weiteren Rendezvous dieser Art fanden statt.

Einer der berühmtesten dieser Duellisten, der Comte de Larillière, war aus Bordeaux gebürtig. Zur damaligen Zeit war er ein Mann zwischen fünf und dreißig und vierzig, groß, gut gebaut und von angenehmen Manieren. Sein ganzes Aeußere widersprach der nichtsnutzigen Lebensweise, welche er führte. Eines Tages, als er mit einem Freunde, oder vielmehr einem Spießgesellen, in einer der belebtesten Straßen von Bordeaux promenirte, sah er einen reichen Kaufmann der Stadt, der seine junge Frau am Arm führte, auf sich zukommen. Sobald das Paar ihm ganz nahe war, verbeugte sich Larillière höflich und entblößten Hauptes, mit der Miene eines Mannes, der etwas sehr Artiges zu sagen im Begriff ist. „Ich bitte um Vergebung," versetzte er zu dem Kaufmann, der stehen geblieben war, gewendet, „aber ich habe so eben hier mit meinem Freunde, den ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe (er nannte Namen und Stand seines Begleiters) gewettet, daß ich Ihre Gattin auf offener Straße küssen werde, nachdem ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben."

In weniger als einer Secunde folgte die That der Drohung — Kuß und Ohrfeige allzumal — es kam zum Duell, und, traurig zu sagen, es endete mit der tödtlichen Niederlage des Beleidigten und dem Siege des Angreifers, der sich sofort nach neuen Opfern umzusehen volle Freiheit hatte. Nach nicht allzulanger Zeit konnte Larillière prahlen, in der beschriebenen Weise nicht weniger als eilf Personen in die Ewigkeit spedirt zu haben, über diejenigen, welche er nur verwundet hatte, führte er nicht Buch und Rechnung. Er hatte bereits über vierzig Duelle ausgefochten und strebte darnach das vierte Dutzend voll zu machen, worauf er sich einige Ruhe gönnen wollte, hauptsächlich um sich in der Handhabung eines neuen Cavaleriesäbels zu üben, von dem er sich außergewöhnliche Erfolge versprach. Es war ihm indeß nicht beschieden, seinen desfallsigen Gelüsten Genüge zu thun, da er unter eigenthümlichen Umständen kurze Zeit nach dem Tode seines eilften und letzten Opfers selbst in's Gras beißen mußte. Eines Abends, als gerade ein Maskenball im großen Schauspielhause von Bordeaux stattfand, saß Larillière in einem benachbarten Kaffeehause, welches er häufig mit seinen Raufgenossen zu besuchen pflegte. Es war eilf Uhr. Der Graf, der diesmal zufällig ohne seine gewöhnlichen Gefährten war, fühlte sich nicht gerade streitsüchtig aufgelegt und schlürfte behaglich sein Glas Punsch. Plötzlich erschien eine große schlanke Männergestalt, in einen schwarzen Domino gehüllt und das Gesicht hinter einer schwarzen Sammtmaske verborgen, im Salon des Café's und schritt gerade auf den Tisch zu, an dem Larillière saß. Keiner der Habitués des Ortes nahm von dem Neuangekommenen bei seinem Eintreten besondere Notiz, da der stattfindende Maskenball das Costüm desselben genügend erklärte; sowie er sich jedoch Larillière näherte, richteten sich sofort alle Blicke auf ihn. Ohne irgend eine Bemerkung zu machen, griff er nach des Grafen Glas, schüttete den Punsch aus und rief dem Kellner mit lauter Stimme zu, statt dessen eine kleine Flasche Orgeade zu bringen. Nach der Aussage der Anwesenden erblaßte Larillière, so viel bekannt war, zum ersten Mal in seinem Leben. Man hegte in Bordeaux den Glauben, daß während der fünfzehn Jahre, während welcher dieser Mann sich dem mörderischen Handwerk befleißigt, seine Züge nicht ein einziges Mal eine innere Bewegung verrathen hätten.

„Schurke," rief er seinem maskirten Gegner zu, „Ihr wißt nicht wer ich bin!" Dabei machte er einen heftigen aber vergeblichen Versuch, dem Unbekannten die Larve abzureißen.

„Ich kenne Sie ganz gut," lautete die kühle Antwort, während die mysteriöse Person mit der Rechten den Grafen energisch zurückdrückte. Alle Anwesenden sprangen auf und obschon Keiner wagte, sich den Streitenden zu nähern, beobachteten sie sämmtlich mit äußerster Spannung den Verlauf dieser seltsamen Provocation.

„Kellner", rief der Unbekannte, „schnell die Flasche Orgeade."

Das Getränk wurde gebracht, worauf der Maskirte, noch immer dicht vor Larillière stehend, der vor Wuth schäumte, ein Pistol aus der Tasche zog. Dann sagte er:

„Wenn Sie nicht sofort im Beisein dieser Gesellschaft und zu meiner persönlichen Satisfaction dieses Glas Orgeade austrinken, so schieße ich Sie zusammen wie einen tollen Hund. Gehorchen Sie jedoch meinem Befehl und trinken, so will ich Ihnen die Ehre anthun, mich morgen mit Ihnen zu duelliren."

„Auf Säbel?" fragte Larillière, berstend vor Zorn.

„Jede Art Waffe gilt mir gleich," erwiderte der Fremde verächtlich. Larillière aber trank die Orgeade, wie wenn er Gift verschlucken mußte. Todesschweigen herrschte ringsum. Der Maskirte, durch den Erfolg seiner Herausforderung zufriedengestellt, schickte sich zum Fortgehen an, wobei er, laut genug um von den Anwesenden gehört zu werden, sagte:

„Heute habe ich Sie genügend gedemüthigt, morgen gedenke ich Sie zu tödten. Meine Secundanten werden Sie um acht Uhr früh auf derselben Stelle erwarten, auf welcher Sie den jungen Chevalier de C. um's Leben brachten." Dies war der Name des letzten Gegners, mit dem der Graf sich duellirt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der Sturm, welcher in den ersten Tagen der vorigen Woche wüthete, war von einer Reihe interessanter Naturerscheinungen begleitet, an einigen Orten gingen heftige Gewitter nieder; aus der Gegend von Plozk wird von einer Fata morgana berichtet, während welcher namentlich den Einwohnern des Dorfes Slawenzin das einige Meilen davon gelegene Dorf Gluschek mit größter Deutlichkeit in den Wolken erschien, den Bewohnern der Stadt Prasnisch aber sich ein Theil des Meeres mit einem darauf schwimmenden Segelschiffe zeigte. Elektrische Erscheinungen, St. Elmsfeuer, Meteore und auch Erdstöße wurden während des zweitägigen Aufruhrs der Natur beobachtet.

— Hr. Wanlis aus New-Orleans hat sich eine interessante Erfindung patentiren lassen, einen Wagen, durch comprimirte Luft fortbewegt. Die Luft wird durch Dampfmaschinen auf den Hauptstationen in zwei auf dem Dache des Wagens angebrachten Reservoirs comprimirt und setzt eine kleine, auf dem Wagen angebrachte Maschine und mit ihr den Wagen selbst in Bewegung. Die comprimirte Luft in den beiden Reservoirs soll zur Zurücklegung von 10 englischen Meilen hinreichen.

— Bereits während eines Monats hat man, wie das „Mil.-Wochenbl." berichtet, in der Umgebung Stockholms Experimente mit Laternen zum Feldtelegraphendienst angestellt, die sehr günstige Resultate geliefert haben sollen. Die Experimente wurden von einem Major und einem Lieutenant des Pontoniercorps geleitet, wie auch die Mannschaft derselben Militärabtheilung den Dienst bei der Telegraphirung versah. Der Herzog Darlekarlien, der Kriegsminister, Generale und höhere Officiere wohnten diesen Versuchen bei.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 152.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

III.

Mit langen Schritten durchmaß der junge Künstler den Raum, der ihm jetzt durch einen höheren Willen zum Aufenthalt angewiesen worden, und suchte vergeblich nach etwas, mit dem er sich befreunden könnte. Er schaute endlich zum Fenster hinaus, das ging auf eine enge finstere Gasse. Ihm gegenüber stand ein schwarzes Gebäude von riesigem Umfang, welches auf der ihm zugewendeten Giebelseite nur ein einziges Gitterfensterchen zeigte.

„Ach es ist doch recht schlimm, wenn man arm ist," murmelte der Einsame endlich, „muß ich mich da mit meiner Jugend in so ein Gefängniß sperren lassen, wo nichts mir Trost noch Hoffnung in der Seele weckt. Wie Viele mögen wohl hier schon vor mir einsam getrauert haben, und welches Schicksal wurde inzwischen ihnen zu Theil? Sollte nicht Einer oder der Andere eine Spur seines Daseins hier zurückgelassen haben?" Damit nahm er die Lampe vom Tisch und leuchtete im Zimmer umher, — lange umsonst, — bis er endlich an einer Stelle, an der die Tapete sich losgelöst hatte, im Kalk der Mauer die Worte eingegraben fand: Der du nach mir in diesen Räumen weilest, sei glücklicher als ich es war. Und darunter mit größerer Schrift: Cave Sirenem!

Das klingt ja bald wie in einem unserer berühmten Räuber- und Ritterromane, aber ich kann mir nun vorstellen, daß solche Worte unter Umständen eine ergreifende Gefühlsäußerung sind und ihren Eindruck auf gewisse Leute nicht verfehlen können. „Cave Sirenem," hüte Dich vor der Sirene! Es scheint also wirklich eine Sirene bei allen diesen geheimnißvollen Vorgängen im Hause ihre Hand im Spiel zu haben. Hat mich doch dieses Wort immer mit einem geheimnißvollen Schauer angeweht, wenn ich es hörte oder las. Ein reizendes Weib stellten sich die Griechen darunter vor, welches den Schiffer, der von fernher gezogen kam, durch wundersüßen, unwiderstehlichen Gesang an sich lockte und sein Schiff an den Klippen zerschellen ließ. Alle schönen Frauen sind übrigens Sirenen, wie mir mein Vater einst sagte, welche den im großen Lebensstrom Steuernden die gerade Fahrstraße zum Ruhme verlassen machen und Ursache sind, daß er an den Klippen des Vergnügens Schiffbruch leidet. Es müssen diese Sirenen aber doch sehr schön sein, sonst würde man sich wohl vor ihren Lockungen hüten. Was mich betrifft, so folgte ich zwar auch einer Sirene, aber sie hat mich den Weg des Ruhmes nicht verlieren lassen, sondern geradezu in die ewige Stadt der Kunst geführt. Unter welchen Umständen! Ist mir doch Alles wie ein Traum!"

War es Täuschung? war's Wirklichkeit? In diesem Augenblick ertönten Zitherklänge, wie als wenn sie Antwort auf manche Frage des Jünglings geben wollten. Er öffnete das Fenster und bog sich weit hinaus. Eben waren die Klänge verstummt, doch bald vernahm er sie wieder und diesmal in Begleitung einer schönen, aber wehmüthig klagenden Stimme. Es schien ihm, als kämen die Töne aus einem Zimmer, das über dem seinigen gelegen, und bei größerer Aufmerksamkeit vernahm er die folgenden Verse:

Du goldene Abendsonne,
Vergebens lächelst Du mir,
Denn weder Freud' noch Wonne,
Noch Frieden wohnet hier.
Mir sagen Deine Strahlen
Nur, daß von meiner Frist
Voll Leiden, bitt'ren Klagen
Ein Tag verschwunden ist.

Einige rauhe Worte, die sich plötzlich in den Gesang mengten, ließen letzteren verstummen. Der Jüngling lauschte noch eine Weile, die Klänge hallten in seiner Seele lange nach. Das Gäßchen war still und einsam, nur zuweilen hörte man kräftige Schritte der an seinem Ausgang Vorübergehenden. Es war ihm förmlich überraschend, als nach langer Pause gewichtige Schritte im Gäßchen selbst erklangen und, als sie nahe bei seinem Fenster angekommen waren, plötzlich anhielten.

„Gelobt sei Jesus Christ," rief eine kräftige Baßstimme herauf.

„In Ewigkeit, Amen; seid Ihr es, Pater Bartolomeo?"

„So ist es, junger Freund. Ihr wohnt also im bekannten Gastzimmer, in welchem ich dem armen Leandri die letzte Oelung gab?"

„Still, still, man könnte es hören."

„Es kann Euch nichts schaden, wenn man da drinnen weiß, daß Ihr einen Freund hier draußen habt."

„Also bin ich nicht verlassen im fremden Rom," meinte der junge Maler, da der Mönch inzwischen seine Schritte weiter setzte. „Gute Menschen giebt es doch überall in jeder Stadt, in jedem Land, und Gebildete und Ungebildete, Hartherzige und Gutmüthige, Bösewichter und edele Seelen. Ich kann in der Heimath vom nächsten Landsmann das schlimmste Unrecht erfahren und unter Leuten, die ich zum ersten Mal sehe und die in fremder Sprache zu mir reden, den theilnehmendsten und hilfebereitesten Freund finden. Wie in aller Welt ist es nur möglich, daß die Völker in ihrer Nationalität einen besonderen Vorzug suchen und andere Nationalitäten bis auf's Messer befehden. Doch ich glaube gar, daß ich hier ein Politicus sein will, was ich nie zu werden hoffte."

Die letzten Tage hatte unser junger Freund auf der Reise zugebracht, er fühlte die Ermüdung in allen seinen Gliedern und ein gewisses Frösteln noch obendrein. Ohne deshalb das hingestellte Abendbrod der geringsten Beachtung zu würdigen, entkleidete er sich und suchte die Ruhe auf seinem bequemen Lager, die er auch bald in einem erquickenden Schlummer fand.

IV.

Nur Leuten, welche die lange Gewohnheit des Reisens für sich haben, ist es gegeben, am fremdesten Orte und nach den ungewohntesten Eindrücken zu schlummern, ohne daß der Geist, wenn ihm der Schlaf sein Selbstbestimmungsrecht verkümmert, nach und nach ein willenloser Spiegel der Vergangenheit wird-

Anfangs verursacht das Chaos der aufsteigenden Bilder, daß ihre Formen und Farben so in einander gehen, um nichts als ein formloses Grau erscheinen zu lassen, welches der Ruhe des Schlafenden günstig ist. Bald aber treten wie aus den künstlichen Nebelbildern bestimmtere Formen in ihrer lieblichen oder erschreckenden Gestalt, erwecken Furcht und Hoffnung, Angst und fröhlichere Zuversicht, sie geben Freude, Wonne, seliges Entzücken und einen bis zur äußersten Verzweiflung sich steigernden Schmerz. Je mehr die Banden des Körpers den bewegten Geist gefesselt halten oder, sagen wir lieber, je zäher Nerven, Sehnen und Muskeln ihm die sonst blitzschnell bereite Hilfe versagen, desto unheimlicher wird es dem immer mehr erstarkenden Bewußtsein, es ist ihm, wie einem Despoten, dem seine Diener oder Sclaven, sei es in Livrée oder in Uniform, urplötzlich den Dienst versagen.

Auch an des schlummernden Malers Seele zog nach kurzem unbewußtem Schlummer Bild an Bild in immer zunehmender Klarheit vorüber; die einfachen und lieblichen Landschaften der theueren Heimath, die großartigen und gewaltigen Häupter der Alpen und ihre nicht minder imponirenden tiefen Thäler, und endlich die üppige Schönheit der italienischen Landschaften und der italienischen Architektur. Das Bild der theueren Eltern erschien und das noch trautere der Geliebten, die er bald unter den erhabenen Bauwerken des ehrwürdigen Roms wiederfand. Aber mit dem alten Rom kamen auch die alten düsteren Mauern; die Geliebte verschwand hinter der massiven Pforte eines unheimlichen Klosters, und er selbst — er fand sich in einem Kerker wieder.

Wie schwer, wie unheimlich die Luft in einem Kerker sei, er fühlt es zum ersten Male; bleiern liegt es ihm auf der Brust, es lähmt ihm alle Glieder, die er vergeblich zu ihren Diensten auffordert, ein kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn, die Haare sträuben sich — da mit einem Male — ist's wirklich nur ein Traum? öffnet sich die graue Kerkerwand und herein tritt sie, mit einer silbernen Lampe in der Hand, die Sirene, — nein die Magdalena.

Ja, sie ist es, mit dem langen, goldblonden, aufgelösten Lockenmeer, welches die üppigen marmorweißen Schultern in reicher Fülle umfließen, und sie doch vergeblich zu verhüllen streben. Das ist das reine Oval des schöngemeißelten Gesichtes, der fromme Blick des ruhig dreinschauenden Auges. Das weiße Nachtkleid von leichtem Mousselin vermochte ebensowenig die Pracht der Glieder zu verbergen, wie der Lockenwald die tadellose Büste.

Diese tadellose plastische Schönheit der menschlichen Formen, wie sie nur unter dem Meißel eines antiken Künstlers hervorgehen konnte, verbunden mit der glühenden Beseelung, die der christliche Künstler im Vaterlande Raphael Sanzio's seinen Formen einzuhauchen versteht, diese meisterhafte Verschmelzung der Vorzüge zweier höchsten Culturperioden, sie war nur Einem, dem Meister F r i z z o n i möglich, denn R a p h a e l ist zu ätherisch, seine Gestalten können die rauhe Erdenluft nicht vertragen, und C o r r e g g i o ist zu weich. R a p h a e l's Gestalten schweben auf Wolken von Engeln getragen, C o r r e g g i o's Madonnen und Magdalenen können nur auf Sammet und Seide ruhen.

Derselbe wollüstige Schauer, welcher den jungen Maler schon beim Anblicke des Bildes in Meister F r i z z o n i's Atelier erfaßt hatte, bemächtigte sich seiner jetzt mit verdoppelter Gewalt. Es war ihm, als müsse er die Arme ausstrecken, um die Sirene an sich zu ziehen, und doch schien es ihm, als dürfe er ein solches Bild nur mit Ehrfurcht anbeten.

An derselben Wand, an der sein Bett lehnte, wenn anders dieses Lager ein Bett genannt werden konnte, befand sich eine kleine Nische und in derselben auf einem marmornen Sockel das Bild des gekreuzigten Heilandes. Vor diesem Bild sank die Gestalt, nachdem sie die silberne Lampe auf einen Seitentisch gestellt, nieder. Ein leises Geflüster hallte durch das geräumige Zimmer, dann war es dem Träumer, als höre er leises Schluchzen, und endlich vernahm er die deutlichen Worte:

„O Du mein Heiland, wie oft noch werde ich vor Dir niederknieen müssen, bis Du einen Engel zu mir herniedersendest, der meinem Schmerze und meinen Leiden ein Ziel setze. Du hast Legionen von Engeln, die Deinen Winken gehorchen, führe mich hinaus aus diesem Hause der Knechtschaft und der Entwürdigung, und sei es auch durch den Engel des Todes, ich will ihn freudig begrüßen. Wenn Du, o Gekreuzigter, diesen Kelch noch nicht willst an mir vorübergehen lassen, so gieb mir zum wenigsten Geduld und Kraft zum Tragen. Wenn ich vor Dir knie an dieser geheiligten Stelle, dann habe ich diese Kraft, aber es nahen mir Stunden, in denen das Blut mir nach dem Herzen ganz überwältigend strömt, wo mir die Sinne schwinden, und dann . . . dann . . . weiß ich nicht mehr was ich thun könnte."

Der junge Fremde fühlte, daß dies kein Traumbild mehr sein konnte, daß er in der That einen seltsamen Besuch vor sich habe, aber Staunen und Neugier fesselten ihn gleichmäßig.

Die Gestalt hatte sich wieder erhoben, ihr weißer Arm streckte sich nach der Lampe aus, während das Antlitz sich langsam dem Lager zuwendete.

„Hier hast Du geruht, mein süßer, unvergeßlicher E n r i c o," begann die Stimme von Neuem, „ohne zu ahnen, in welches Haus des Schreckens und des Todes Du gerathen. Du glaubtest Dich sicher aufgehoben, wie unter'm friedlichen Dach Deiner armen Eltern, die Liebe, so dachtest Du, wachte über Deinem Haupte, und ich war's, ich, die Dich ins Verderben zog. Wirst Du mir nicht geflucht haben in den letzten Minuten Deines Lebens, meinend, ich sei wissentlich Deine Mörderin, wirst Du . . , ah! . . ."

Die Stimme verstummte hier mit einem Male, denn die Strahlen der Lampe, welche sich langsam dem in Dunkelheit begrabenen Lager genähert hatten, ließen die Sprecherin unvermuthet einen Zeugen ihres Selbstgesprächs entdecken. Aber obwohl ihre Hand merklich zitterte und das ohnehin blasse Antlitz sich mit einer tieferen Bleiche bedeckte, blieb die Gestalt doch wie in den Erdboden eingewurzelt stehen, und ihre Blicke hafteten mit sprachlosem Erstaunen auf dem Fremdling.

„Erschreckt nicht, Madonna," fühlte sich dieser endlich gedrungen zu sprechen: „ich war ein unwillkürlicher Belauscher Euerer Worte, und ich kann Euch versichern, daß mir nichts ferner liegen kann, als Euch zu verrathen und zu schädigen."

„Wer seid Ihr?" frug das Mädchen mit sichtlich größerer Ruhe.

„Ein deutscher Maler, der bei Meister F r i z z o n i arbeiten will, ein Fremdling an diesem Orte, der mir allerdings von Stunde zu Stunde geheimnißvoller und verdächtiger erscheint."

„Ein neues O p f e r," murmelte die Andere.

„Also doch; nun ich will nicht verzagen; wenn ich es recht betrachte, so schweben Schutzgeister über meinem Haupte, die

mich zu rechter Zeit warnen, und Ihr seid einer von ihnen. Sprecht, erzählt, was Euch hier ängstigt und quält, ich habe Muth und Kraft den Gefahren zu trotzen, wenn ich sie kenne. Vertraut Euch mir an und ich rette Euch, indem ich mich rette."

„Ihr habt s e i n e Augen und diese lügen nicht. Soeben habe ich zu meinem Heilande gebetet, und vielleicht seid Ihr der Engel, den ich mir erbeten."

„Ein Engel gerade nicht," erwiderte der junge Maler, „aber jedenfalls ein Mann, der von Liebeslust und Liebesleid zu erzählen weiß, und Kraft und Muth genug in sich fühlt, um seinen leidenden Mitmenschen beizustehen. Ich habe nie Ursache gehabt, darnach zu sehen, was meine Augen sprechen, aber ich glaube versichern zu können, daß meine Augen nichts versprechen, was mein Herz zu halten nicht für ehrenhaft hält."

„O, ich glaube Ihnen, je mehr, je länger ich Sie ansehe. Aber Sie werden zu ermüdet sein, um nicht den von mir unterbrochenen Schlummer fortsetzen zu wollen. Ich fürchte es, wenn ich auch wünschen möchte, es wäre nicht so."

„Und es ist auch nicht so. Ich glaube, ich habe zwei oder drei Stunden geschlafen, und das muß wohl für einen jungen Mann genug sein."

„Ihr Schicksal wird von diesem Augenblicke an mit dem meinigen verknüpft, und so will ich mich auch ungescheut dem Freunde vertrauen, der mir so unverhofft entgegenkommt. Sie kennen Meister F r i z z o n i nicht, gar nicht, wie ich vermuthen darf, da Sie sonst jedenfalls n i c h t in seinem Hause eingekehrt wären?"

„Ich kannte ihn allerdings nicht bis zu dem Augenblicke, da ich hierher kam, und jetzt habe ich ihn nur wenige Minuten zu sehen Gelegenheit gehabt."

„Nicht wahr etwas Dämonisches liegt in dieses Mannes Blicken?"

„Es liegt etwas Besonderes in seinem Wesen, wie in dem eines jeden wahren Künstlers, aber dämonisch möchte ich es nicht gerade nennen."

„O, er kann sich verstellen, und wie! auch ich glaubte hier eine zweite Heimath zu finden, und was habe ich gefunden, großer Gott!"

„Sie sprechen so, daß man denken möchte, Sie seien in eine Mördergrube gefallen."

„Ist es etwas anderes?" rief das Mädchen, und ihre ganze herrliche Gestalt erschien in diesem Augenblicke wie eine Göttin des Zorns.

„Wollen Sie mir nicht etwas Faßbareres sagen, als Ihre geheimnißvollen Winke?"

„Sie sollen meine kleine aber sehr traurige Geschichte erfahren," meinte sie mit etwas matterer Stimme, setzte die Lampe auf einen Pfeilertisch und zog sich einen Sessel nach dem Kopfende der Lagerstätte des Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Duellunwesen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Nächsten Morgens fand Larillière sich einem jetzt nicht mehr verlarvten Manne von etwa fünf und zwanzig Jahren gegenüber. Die ihn begleitenden Secundanten waren zwei gemeine Soldaten eines in der Festung Blaye stationirten Regiments. Die Haltung des Unbekannten war ruhig, würdevoll und von auffallender Entschlossenheit. Seine Secundanten hatten Waffen mitgebracht, aber Larillière's Secundanten wollten sie nicht gutheißen, was ein kaum merkliches Lächeln auf des Fremden Gesicht hervorrief. Larillière, als er seine Stellung einnahm, flüsterte seinem ihm zunächst stehenden Secundanten zu: „Ich glaube, ich stehe endlich einmal einem Ebenbürtigen gegenüber."

Der Kampf begann. Schon bei den ersten Gängen fand sich der Graf in seiner Meinung bestätigt, daß er es mit einem geschickten Gegner zu thun hatte. Dennoch verließ ihn sein Muth nicht, obwohl es dann und wann schien, als ob er nicht mehr ganz seine gewöhnliche Kaltblütigkeit besaß. Ausfälle und Pariren der Gegner folgten einander mit immer größerer Schnelligkeit; Larillière's Bemühen, den Kampf durch unvorhergesehene Stöße rascher zu einem für ihn günstigen Ende zu führen, blieb erfolglos. Ungeduldig über die Zögerung rief er seinem Gegner mit Unverschämtheit zu: „Nun, mein Herr, um wie viel Uhr gedenken Sie denn eigentlich mich zu tödten?"

Ein augenblickliches Schweigen folgte, nur von dem Anprall zweier Klingen unterbrochen. Der Fremde schien nur gewartet zu haben, bis er sich seines Vortheils ganz sicher wußte, dann sagte er als Antwort auf die renommistische Frage das eine Wort: „Sogleich." In der nächsten Secunde stieß er seinem Gegner die Spitze seines Säbels zwischen die Rippen; Larillière schwankte, versuchte ein paar Schritte zu machen, fiel dann aber einem seiner Secundanten in die Arme. „Das ist kein Säbelhieb," stöhnte er, „es ist ein Stoß — ich erliege." In wenigen Augenblicken war er eine Leiche.

Der Fremde verbeugte sich nun höflich gegen die Secundanten seines Opfers und fragte, ob er sich entfernen dürfe.

„Wollen Sie uns nicht wenigstens Ihren Namen sagen?" gaben sie zur Antwort.

Larillières Besieger war, wie sich herausstellte, ein junger Officier der Garnison von Blaye. So wie es bekannt wurde, daß Larillière nicht mehr unter den Lebenden war, ließen viele Familienmütter aus Dankbarkeit gegen Gott, der sie von dieser schrecklichen Geißel befreit hatte, in den Kirchen Messen lesen. Nach des Grafen Tode jedoch erhob sich in Bordeaux eine ganze Rotte von Duellisten, von denen Jeder hartnäckig darnach strebte, die vacante Stelle der Infamie einzunehmen, welche der Graf seit Jahren unbestritten inne gehabt hatte. Unter diesen Aspiranten waren zwei, kühner und entschlossener als die übrigen, welche endlich das Feld für sich behaupteten und fünf Jahre lang in Keckheit und Unverschämtheit mit einander wetteiferten, Jeder bemüht, in der öffentlichen Meinung den Titel der „ersten Klinge" zu erhalten. In diesem sonderbaren Wettstreit, wobei die Rivalen oft einen außerordentlichen Muth an den Tag legten, ließen sie es auch nicht an allerlei Kunstgriffen fehlen, um ihre Herausforderungen so eclatant und skandalös als möglich zu machen. Der eine dieser Raufbolde war Italiener von Geburt, aber bereits längere Zeit in Bordeaux ansässig; er hieß Marquis de Lignano, wurde aber gewöhnlich nur „der Marquis" genannt. Er war etwa Mitte dreißig, klein und schmächtig von Gestalt, mit einem krankhaften, unangenehmen Gesicht, äußerst nervös und leicht gereizt. Auch seine Stimme hatte einen widerlichen Klang, und es war unmöglich, mit diesem Manne zusammenzutreffen, ohne sich entschieden von ihm abgestoßen zu fühlen. Der Marquis handhabte seinen Degen mit ganz ungewöhnlicher Geschicklichkeit, seine Ausfälle kamen überraschend, unvorhergesehen, bewältigend. Sie waren deshalb auch meistens tödtlich. Er erkannte nur einen Nebenbuhler an, nur E i n e n, der seiner verhängnißvollen Klinge würdig war. Dieser Eine war sein intimer Freund, Monsieur Lucien Claveau, der bis jetzt noch seinen Ruhm getheilt, den er aber über kurz oder lang zu tödten hoffte, um ohne Nebenbuhlerschaft sich der Ruhmeserbschaft des Grafen Larillière erfreuen zu können. Ganz Bordeaux beobachtete mit wachsendem Interesse die Intriguen und das Gebahren der beiden gefürchteten Raufbolde, in's Geheime hoffend, daß der endliche Ausgang der Affaire sichere Befreiung von einer abscheulichen Geißel bringen würde. Mittlerweile schienen der Marquis und Lucien Claveau die besten Freunde von der Welt.

Ein paar Tage nachdem der Marquis einen neuen Gegner in der rohesten Weise, die je erdacht werden konnte, aus diesem Leben in die Ewigkeit befördert hatte, setzte Lucien Claveau, stolz auf seine körperliche Stärke, es sich in den Kopf, durch irgend eine extravagante That den Marquis gründlich zu überflügeln. Zu diesem Zwecke ging er in Begleitung eines Freundes Abends in die Oper. Scharfen Blicks musterte er die verschiedenen Inhaber der Sperrsitze und wählte sich die Person aus, die er insultiren wollte. Nachdem seine Wahl getroffen war, setzte er sich dicht hinter diese Person. Der Vorhang ging in die Höhe, das ganze Auditorium horchte der ersten Gesangsnummer, Claveau aber zog ein Spiel Karten aus der Tasche und fing an es zu mischen, wobei er sorgsam das von ihm ausersehene Opfer im Auge behielt. Der begleitende Freund hob die Karten ab, Lucien theilte aus. So spielten die Beiden eine Partie Ecarté auf dem Boden eines Hutes, ganz so ungenirt, als ob sie sich in ihrem Clubzimmer befunden hätten. Plötzlich, gerade als die Primadonna die erste Note ihrer großen Arie anhub, schrie Claveau so laut, daß es im ganzen Hause gehört wurde.

„Ich markire den König!"

Murren des Unwillens wurde von allen Seiten ob dieser ungebührlichen Unterbrechung vernehmbar.

„Still!" rief das ausersehene Opfer, sich nach Claveau umwendend und ohne eine Ahnung der nahe bevorstehenden Gefahr.

„Ich sage, ich markire den König!" brüllte Claveau, wilde Blicke auf den Anderen schleudernd.

„Und ich sage, daß Sie ein ungezogener Kerl sind," lautete die Antwort.

Sogleich stand der Duellist auf und versetzte unter wachsendem Aufruhr im Publicum dem, den er absichtlich gereizt hatte, eine derbe Ohrfeige. Natürlich kam es zu einem Austausch von Adressen, und Lucien hatte sein Ziel erreicht. Nichts konnte offenkundiger sein als der Schimpf, den er ohne alle Ursache einem Fremden angethan. Am nächsten Morgen tödtete der professionelle Duellist seinen Gegner und glaubte sich berechtigt, mit dem Marquis auf wenigstens gleicher Stufe zu stehen. Als der Letztere von dem Vorfall Kenntniß erhielt, beeilte er sich, Claveau seine Glückwünsche darzubringen.

„Was Sie vollbracht haben," sagte der Italiener, „ist sicherlich außerordentlich in seiner Art, aber ich verspreche Ihnen, daß ich noch auf etwas Besseres verfallen werde."

„Das ist kaum möglich," erwiderte sein Freund, „es sei denn, daß es zwischen uns Beiden selbst zum Duell käme, und —"

„So, Sie halten das für nicht unmöglich?" gab der Marquis nachlässig zurück.

„Ich fürchte, wir werden eines Tages dazu genöthigt sein," antwortete Claveau; „um der Reputation willen wird uns nichts anderes übrig bleiben."

„Gott verhüte!" rief Lignano, zärtlich Lucien's Hand drückend.

„Lieber alter Freund!" seufzte Lucien, mühsam eine heuchlerische Thräne erpressend.

Es war das Schauspiel zweier Hyänen, welche sich um irgend einen verwesenden Leichnam stritten und doch dabei gute Freunde blieben.

„Sie werden bald von mir hören," sagte der Marquis beim Abschiednehmen. Er war auch ganz und gar nicht der Mann, einen Rivalen lang im Genuß seines Triumphs zu lassen. In ein paar Tagen wußte er schon, auf welche Weise er ihm den Rang ablaufen konnte. Und dies geschah folgendermaßen. An einem Sommerabend gegen sieben Uhr, als die Einwohner von Bordeaux nach den schwulen Tagesstunden im Freien erfrischende Kühle suchten, stellte sich der Marquis von Lignano mit einem paar Gleichgesinnten an der Ecke der Rue Sainte Cathérine auf. Er war wie immer elegant gekleidet und gantirt und hielt eine schwanke Reitgerte, mit der er ab und zu, wie ein mit sich selbst ganz zufriedener Mann, durch die Luft schwirrte. Von Zeit zu Zeit jedoch ließ er Zeichen von Ungeduld blicken, gab seinen Standpunkt an der Ecke zweier Straßen auf und faßte besonders die Richtung der Place de la Comédie ins Auge. Sichtlich enttäuscht, kehrte er zu seinen Begleitern zurück, wechselte einige Worte mit ihnen und vertiefte sich dann von Neuem in seine Beobachtungen. Nach einigem Hin- und Hergehen näherte er sich seinen Helfershelfern und sagte leise: „Jetzt Acht gegeben; dort kommt mein Mann."

Derjenige, den der Marquis „seinen Mann" nannte, war eine distinguirte Persönlichkeit, jung, hübsch, sorglos; das letztere augenscheinlich so, da er, in seiner Umgebung nichts beachtend, ein heiteres Liedchen vor sich herträllerte. Er war auf's höchste erstaunt, als er unseren Renommisten vor sich stillstehen sah und sich mit spöttischer Höflichkeit von ihm angeredet fand. Der junge Mann stand augenblicklich still, doch noch ehe er ein Wort hervorbringen konnte, hielt ihm der Marquis seine Reitgerte vor und sagte:

„Ich bitte um Vergebung, mein Herr, aber würden Sie sich wohl die Mühe geben, über diese Gerte zu springen?"

Der junge Mann blickte seinem Angreifer scharf ins Gesicht, lächelte, sprang über die Gerte und ging weiter. Er hatte den Marquis für einen Verrückten gehalten. Dieser Irrthum rettete ihm das Leben. Der Marquis seinerseits, verdutzt über die Harmlosigkeit des ihm entgangenen Opfers, fühlte sich bis zur Raserei aufgeregt. Seine Absicht war vereitelt und konnte ebenso gut zum zweiten und dritten Mal vereitelt werden. Er mußte auf alle Fälle immer von Neuem beginnen, mußte seine Ungeduld zähmen so gut er konnte. Endlich erschien der ersehnte Moment.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Schleiermacher. Ein Lebensbild zur hundertjährigen Geburtsfeier, vorgetragen in den Protestantenvereinen zu Karlsruhe und Elberfeld und am 21. November 1868 in Mannheim von Dr. E. O. Schellenberg, Stadtpfarrer. Mannheim, Verlag von Franz Bender.

†† Der in unserer Pfalz wohlbekannte Verfasser hat es verstanden, in dem Rahmen von 32 Seiten das Lebensbild Schleiermachers zu zeichnen und unserem Blick die Tiefe seiner Gedanken und seines Gemüthes, die Macht seiner Persönlichkeit und die Wirksamkeit des bedeutenden Theologen zu erschließen. Der Verfasser läßt in den einzelnen Abschnitten die Lebensepochen Schleiermachers an uns vorüberziehen, von jenem Augenblick an, wo er in der Herrnhuter Brudergemeinde seine Gefühle zu reinigen anfing und die Zweifel sich regten, und er, ohne Heuchler zu sein, nicht mehr länger in jener Gemeinschaft verbleiben konnte, bis zu seiner Anstellung als Prediger in Berlin, wo sich in den ersten Kreisen hochgebildeter Männer und Frauen der Reichthum seines Geistes immer mehr entwickelte. Hier war es auch, wo er 1799 und 1800 seine „Reden über Religion" und seine „Monologe" herausgab, zwei Schriften, welche eine tiefe Wirkung auf die Zeitgenossen ausübten. In Halle, seit 1804 als Professor der Theologie und Universitätsprediger berufen, konnte er in seiner gesegneten Wirksamkeit nicht lange verbleiben; das Kriegswetter hatte sich über Preußen entladen, und Schleiermacher, ausgeplündert, wandert heiteren Muthes nach Berlin, wo wir ihn auch als Patrioten kennen lernen namentlich durch jene ergreifende Rede, welche er im Jahre 1813 auf Ansuchen eines Freicorps in Berlin gehalten hat. Die folgenden Abschnitte schildern Schleiermacher als Theologen, und zwar wie er in der Wissenschaft, dann als Prediger und für das Leben und die Gestaltung der Kirche zu wirken suchte. Wir können uns leider auf das Einzelne nicht einlassen, sondern müssen uns darauf beschränken, auf die treffliche und klare Darstellung des Verfassers zu verweisen, die Jedermann wohlthuend ansprechen wird.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 153.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

„Meister Frizzoni," erzählte das Mädchen, „ist ein Anverwandter unserer Familie, welche einstmals zu den vornehmsten der ganzen Romagna gehörte, nach und nach aber in die bitterste Armuth versank, so daß ihre verschiedenen Glieder auf Broderwerb sinnen mußten. Mein Vater und der Meister hier erlernten Beide die edele Malerkunst, und nach den Urtheilen Vieler war mein Vater der höher Begabte und ideeller Strebende. Aber wie es heutigen Tages im Leben zu gehen pflegt, wo die Speculation den Sieg über das solide Schaffen davonträgt, sei's in der Industrie, sei's in der Kunst, so blieb mein Vater ein armer, wenn auch geschätzter Maler, und Meister Frizzoni, der sich auf's Raffinement, auf deu Effect legte, wurde gesucht, zog nach Rom, und man hörte bald, daß er zu Ansehen und Reichthum gelangt sei. Auch die Werke meines armen Vaters brachen sich endlich Bahn, aber als diese Zeit gekommen, hatte er seine besten Arbeiten gegen einen wahren Blut- und Schweißlohn an Händler und Capitalisten verkauft, die später das zehn- und zwanzigfache daran verdienten; ihn selbst aber hatten Ueberarbeitung, Sorgen und Noth so entkräftet, seine Augen hatten so gelitten, daß seine Arbeiten an Correctheit zu wünschen übrig ließen und nun mit Recht an Werth verloren. Zeitweilig konnte er auch gar nicht mehr arbeiten, und so kamen wir nach und nach in die bitterste Armuth. Ist das nicht ein schlimmes Ding in der Welt, daß herzlosen Speculanten, weil sie durch den günstigen Zufall im Besitz von Mitteln sind, es ermöglicht ist, die Früchte des Genies sogar zu ihrer weiteren Bereicherung an sich zu reißen, während tüchtige Künstler, die werthvolle Werke erschaffen, die auch wirklich dem Speculanten theuer bezahlt werden, nicht einmal soviel verdienen, um ihre Arbeitskraft frisch und gesund erhalten und Muße zu größeren Arbeiten finden zu können? Ist das nicht ein schreiender Mißklang in der vermeintlichen Harmonie unserer Civilisation, unseres am besten eingerichteten Staates?"

„Ich erstaune, Fräulein, Ansichten von Ihnen zu hören und Sie Sätze aufstellen zu sehen, die mir von unseren Professoren als Krankheiten der Zeit und Krebsschäden der Kunst oftmals geschildert wurden. Die Krankheit, scheint mir, ist allgemein in allen sogenannten Culturländern, und auch die Kenntniß ihrer Ursachen. Aber fahren Sie fort, mir das zu erzählen, was ich bereits über Ihr weiteres Schicksal zu ahnen beginne."

„Die übrigen Glieder unserer Familie kamen vor uns, mit uns und nach uns in ähnliche Lagen. Meister Frizzoni war der einzige Reiche, an ihn wandte sich darum nach und nach Alles, was einer Unterstützung bedürftig wurde, und es ist nicht zu läugnen, daß er Vieles that. Er rief Verschiedene nach Rom und brachte sie in Stellungen — das kann ein von Glück Begünstigter immer — sandte Anderen Geldunterstützungen, nachdem er sich persönlich von ihrer Nothlage überzeugt, und nahm auch Einige in sein Haus. Die Lena hier ist eine Verwandte von ihm und auch der häßliche Rupperto..."

In diesem Augenblick vernahm man ein Niesen, welches halb erstickt wurde; das Mädchen erhob sich zitternd und blitzschnell, löschte die Lampe aus und flüsterte:

„Das ist der häßliche Rupperto, er schleicht im ganzen Hause herum, um etwas auszuspioniren, was er dem Meister verrathen könnte."

„Das thut Rupperto? Sie irren sich; er selbst hat mich vor dem Meister gewarnt."

„Das thut er, um sich in das Vertrauen der Hausbewohner einzuschleichen, dabei ist er falsch wie Galgenholz und sucht Jedermann einen häßlichen Streich zu spielen."

„Welch ein Haus, o mein Gott! welches Labyrinth!" murmelte der junge Maler.

„Auch mir hat er mehr als ein schweres Herzeleid zugefügt, der boshafte Mensch, und dabei heuchelt er immer eine Art von Verehrung, die einen so sinnlichen Charakter hat, daß ich seine alleinige Gegenwart über Alles fürchte."

„Wollen Sie mir nun nicht erzählen, wie Sie in dieses Haus gekommen?"

„Entschuldigen Sie, ich bin eben dabei. Als mein Vater so weit in Noth gekommen, daß meine Mutter keinen Ausweg fand, als heimlich an den Onkel Frizzoni zu schreiben, kam er eines Tages in unsere Wohnung. Sein erster Blick fiel auf mich und blieb auf mir haften, so lange ich im Zimmer verweilte. Einige Zeit später theilte mir meine Mutter mit, daß Onkel Frizzoni sich unserer annehmen wolle und daß ich mit ihm zu meiner weiteren Ausbildung nach Rom solle. Ich protestirte aus allen Kräften, denn die Blicke des Meisters hatten mir eine ganz unerklärliche Angst eingeflößt. Aber was vermögen nicht die Thränen einer geängstigten Mutter. Ich willigte in die Vorschläge ein, kam nach Rom und bin nun seit diesem Tage Gefangene in diesem Hause."

„Gefangene? aber aus welchem Grund? Was hat er mit Ihnen vor? Zu welchen Zwecken hält er Sie fest, und warum haben Sie nicht längst versucht, sich unwürdiger Fesseln zu entledigen?"

„Sie fragen Vieles auf einmal, aber ich werde Ihnen auch Alles antworten. Meister Frizzoni hält mich, so weit ich unser Verhältniß durchschaue, aus zweierlei Gründen hier zurück. Einmal hat er in mir eine Gestalt gefunden und ein Gesicht, die er zu seinen geschäftlichen Speculationen für außerordentlich nöthig hält. Er malt mich nach seiner Weise, bringt mich auf den Markt und macht sehr gute Geschäfte mit mir. Das ist das eine."

„Und das andere."

„Im anderen scheint er ziemlich in mich verliebt zu sein, denn er bewacht mich wie ein Argus und schafft Alle bei Seite, die irgendwie ein lebhaftes Interesse für mich zu zeigen unvorsichtig genug gewesen sind."

„Er bringt sie bei Seite?"

„Ja, so ist es, und hier beginnt das Trauerspiel meines Lebens."

Das Mädchen faltete bei diesen Worten die Hände in ihrem Schooß und schien alle traurigen Begebenheiten in ihrer Seele wieder wach zu rufen.

„Sie sind im Begriff, alte Wunden wieder aufzureißen?“ meinte der junge Maler, als er sie so in ihren Erinnerungen versunken sah. „So leid mir's thut, möchte ich Sie doch um weitere Mittheilungen bitten. Unserer Beider Schicksal, scheint mir, ist an einem Wendepunkt angelangt, und in solchen Krisen sieht man gern klar.“

„Sie sollen Alles hören, es muß so sein. Im Anfang behandelte mich der Meister mit aller möglichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und ich bemerkte nur, daß er mich vor allem fremden Umgang zu behüten suchte. Nur in die Kirche durfte ich dichtverschleiert gehen und nur in Begleitung der alten Verwandten, die Sie kennen. Da bemerkte er, daß einer seiner Schüler, ein junger florentinischer Edelmann von sehr angenehmem und liebenswürdigem Benehmen sich angelegentlich mit mir beschäftigte und die Zeit meines Kirchganges benützte, um ungestörter mit mir verkehren zu können. Von dieser Zeit an wurde mir auch die Erlaubniß, nach der Kirche zu gehen, versagt, ich wurde strenger bewacht, durfte sogar mein Zimmer nur verlassen, wenn er meiner Gegenwart in seinem Atelier benöthigt war, und dort fand ich ihn stets nur allein. Eines Tages nun steige ich in das Atelier hinab, während er nicht zu Hause war, wohl aber fand ich Savelli, so hieß der junge Edelmann, darin beschäftigt. Ich klagte ihm unwillkürlich meine Noth, deren ganze Größe mir nach und nach zum Bewußtsein gekommen. Er war im höchsten Grade aufgeregt durch meine Schilderung und versprach mir, mit Güte oder nöthigen Falles mit Aufbietung von Gewalt meine baldige Befreiung zu bewirken. In freudigster Aufregung hierüber habe ich ihm meine Hand gereicht, die er mit Inbrunst küßt, da mit einem Male tritt mit zornglühendem Gesichte der Meister in das Zimmer. Seine unvermuthete Erscheinung und sein entschiedenes Auftreten scheucht meinen opferwilligen Beschützer aus dem Zimmer, und ich habe ihn niemals wieder gesehen; aber Rupperto hat mir späterhin erzählt, daß man den jungen Savelli nicht gar zu weit von Rom später erschlagen aufgefunden hat.“

„Das hat Ihnen Rupperto erzählt, aber haben Sie diese Nachricht bestätigt gefunden?“

„Sie ist mir bestätigt worden.“

„Und seinen Mörder hat man nicht entdeckt?“

„Man hat ihn ebensowenig entdeckt, wie die Mörder so vieler Anderer; in Rom ist das eine so häufige Erscheinung, daß man sich nur wundert, wenn es einmal anders ist.“

Nach diesen Worten trat eine ziemlich lange Pause ein; der Fremde überlegte; die schlimmsten Befürchtungen für sich und ein anderes Wesen wurden in seiner Seele rege. Das Mädchen hatte ihr schönes Gesicht mit den kleinen Händen bedeckt und schluchzte. Er nahm eine dieser feinen Hände, drückte sie sanft und bat endlich um weitere Mittheilungen. Sie trocknete sich endlich die Augen und fuhr dann fort:

„Ach, er war nicht das einzige Opfer, welches um meinetwillen fiel. Der junge Leandri hat gleichfalls seine Liebe zu mir mit dem Tode büßen müssen; er starb, vermuthlich in Folge ihm beigebrachten Giftes, in diesem selben Hause. Ich habe ihn nicht lieben können, aber ich weine noch jetzt zuweilen, wenn ich bedenke, daß dieses junge Leben auch um meinetwillen dahingehen mußte. Näher als das Schicksal dieser Beiden berührt mich indessen das meines unvergeßlichen Enrico, dessen Herz dem meinigen entgegenschlug beim ersten Blick, den wir im Leben tauschten. Gewarnt durch das Schicksal meiner früheren Verehrer heuchelte ich trotzdem eine Kälte und Zurückhaltung, die ihn zur Verzweiflung trieb. Eines Tages jedoch entdeckte er einen geheimen Gang, der von seinem Zimmer zu dem meinigen herüber führt, von dem großen Bilde der heiligen Nacht, welches den Eingang zu meinem Zimmer verstellt, bis zu dem Bilde der Hochzeit zu Canaan, welches dort die Tapetenthür verdeckt. Als ich ihn so unvermuthet bei mir erscheinen sehe, verliere ich alle Fassung und alle Widerstandskraft. Wir schwuren uns ewige Liebe und Treue, besprachen eine erneute Zusammenkunft auf den anderen Abend, den ich mit größter Ungeduld erwartete, denn das spöttische Gesicht Rupperto's ließ mich den ganzen Tag das Schlimmste ahnen. Und so erfüllte sich's. Meine Augen sollten ihn nicht mehr sehen. Er kam weder den Abend, noch an einem anderen Tage, und dieser Gang, der so unerwartet eine Verbindung zwischen uns ermöglicht hatte, dient mir nur noch dazu, mich zu den Räumen zu führen, in denen er geweilt hat, und dort zu meiner Seele Trost und Stärkung für ihn zu beten. Nun wißt Ihr Alles.“

„Aber was spricht man von dem geheimnißvollen Schicksal des jungen Mannes?“ frug der Fremde, lebhaft erregt durch diese ganze Mittheilung.

„Man spricht gar nicht davon, absolut gar nicht. Wer in Rom stirbt ist todt, es sei denn, er ist Fürst oder Priester.“

„Also könnte es mir eines Tages auch passiren, spurlos zu verschwinden?“ fragte der junge Maler erstaunt und mit sichtlichem Unbehagen.

„Ist es nicht Anderen bereits auch schon passirt?“

„Schönes Land, schöne Stadt und ein besonders schönes Haus!“

„Ihr wißt nun Alles, was ich Euch sagen könnte. Habt Ihr jetzt immer noch den Muth, traut Ihr Euch die Kraft zu, mich aus diesem Kerker, aus dieser Mörderhöhle zu befreien?“

„Ich habe den Muth und fühle die Kraft,“ rief der Jüngling entschlossen. „Der morgende Tag sei der letzte Euerer Gefangenschaft. Wißt Ihr, wann Meister Frizzoni sein Haus zu verlassen pflegt?“

„Abends in der siebenten Stunde geht er nach dem Kaffeehause.“

„Sobald er das Haus verlassen, findet Euch hier wieder bei mir ein. Ich bitte Euch, Euer Bündel bereit zu halten wie ich das meinige bereit halten werde. Wir gehen direct der Hausthür zu; wer mir in den Weg tritt, der sei auf einen Kampf auf Leben und Tod gefaßt. Ich geleite Euch sicher und treu aus diesem Ort des Schreckens ins offene Land der Freiheit und bis in die Arme Euerer Eltern, oder der Tod schlägt mir den schützenden Degen aus der erstarrenden Hand.“

„Aber Ihr seid waffenlos?“ entgegnete das Mädchen, „seid Ihr nicht?“

„Nicht so, wie Ihr denkt. Aus meinem treuen Wanderstab ziehe ich eine gute Klinge, mit deren Führung ich wohl vertraut bin.“

„Die der Himmel segnen möge, sowie er es Euch vergelten möge, was Ihr an einem armen, verlassenen Wesen zu thun unternehmen wollt,“ rief die Jungfrau und drückte im überströmenden Gefühle die Hand des jungen Mannes an ihre heiß wogende Brust, so daß es diesen glühend durchrieselte. Sie sah ihn an und erröthete, denn jetzt erst ward es ihr bewußt, in welchem Anzuge, aber auch in welcher Situation sie sich befand.

Mit einem „Gute Nacht, mein Freund, Gott gebe ein glückliches Gelingen, ich werde für Sie und mich beten," wandte sie sich um, erfaßte von neuem die Lampe, und ohne sich noch einmal umzuwenden, schritt sie, majestätisch wie sie gekommen, nach dem Bilde der Hochzeit zu Canaan, welches sie ein wenig bei Seite schob, worauf sie alsbald hinter demselben verschwand.

Einige Minuten blieb unser junger Freund noch regungslos und eine Beute der verschiedenartigsten Empfindungen auf seinem Lager.

„Eine Sirene, eine Sirene!" murmelte er dann, „gewiß, dies ist eine Sirene, aber nur eine, welche Andere in Gefahr bringt, weil sie selbst in Gefahr schwebt. Sie ist so schön, so bezaubernd, so hinreißend, daß man die Besinnung in ihrer Gegenwart verlieren könnte, daß man fühlt, sie könne Einen zu allem verführen. O, Helene, süße Braut, laß Deine treuen Augen mir gegenwärtig sein, damit ich nicht untergehe bei Anfechtung und Gefahr."

Diese letzte Anrufung verfehlte ihre Wirkung nicht, die erregten Nerven des Jünglings beruhigten sich, und bald hatte ihn der Schlaf nach anderen Regionen entrückt.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Duellunwesen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Von der Place de la Comédie her näherte sich ein junger Officier der Garnison. Er ging langsam auf dem Trottoir. Diesmal war es mehr als wahrscheinlich, daß etwas Ernstliches zu Stande kommen würde und der Marquis gab daher seinen Freunden ein Zeichen, sich für jeden Fall bereit zu halten. Der junge Officier war erst ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und schon Capitain, weshalb er natürlich den Kopf hoch trug. Mit der linken Hand die Degenkuppel haltend, schritt er mit der freien übermüthigen Haltung einher, welche dem echten Soldaten eigen zu sein pflegt. Als er dem Marquis nahe war, trat dieser mit seiner gewöhnlichen satyrischen Artigkeit an ihn heran, hielt ihm die Gerte vor und sagte wieder:

„Mein Herr, würden Sie wohl die Güte haben, über diese Reitgerte zu springen?"

Der Officier stand still und maß das insolente Subject hochmüthig von Kopf zu Fuß, zuerst eigentlich ohne das geringste Anzeichen von Aerger, aber auch ohne alle Furcht; er war in der That halb und halb der Meinung, es mit einem Narren zu thun zu haben. Der Marquis, dem die Zögerung nicht entging, war überzeugt, daß der Officier ihm Widerstand leisten würde und daß er den rechten Mann getroffen hatte, weshalb er sich stolz aufrichtete und im Tone des Befehles seine Aufforderung wiederholte. Entrüstet über die brutale Provocation hielt es der Officier für das Beste, die Reitgerte mit einem derben Ruck auf die Mitte der Straße zu schleudern und dann dem Marquis ein paar Maulschellen zu versetzen. Der Letztere wurde über das unerwartete Erlebniß so rasend, daß er unfähig war, ein einziges deutliches Wort hervorzubringen. Mittlerweile suchten seine Begleiter ihn zu beruhigen, denn viele Menschen hatten sich versammelt. Der junge Officier seinerseits hatte keinen Augenblick die Fassung verloren, er gab seine Karte und bahnte sich seinen Weg durch die Umstehenden, anscheinend ganz unbesorgt über den möglichen Ausgang des Abenteuers. Am nächsten Morgen begab sich der Marquis mit seinen Secundanten nach einem kleinen nahe bei Bordeaux gelegenen Gehölz, wo er seinen Gegner mit zwei Secundanten und dem Regimentsarzte fand. Es war bestimmt worden, daß mit dem Degen gefochten werden und kleine Wunden für nichts gelten sollten. Einer von Beiden mußte fallen, wenn das Duell als beendigt angesehen werden sollte. Kurz der Marquis glaubte sich so schwer beleidigt, daß nur das Herzblut seines Gegners ihm hinlängliche Genugthuung schien. Nach den allgemein anerkannten Duellregeln ist es durchaus unerlaubt, daß die Streitenden sich nochmals beschimpfen, nachdem sie die Waffen zum Kampf in die Hand genommen. Der Marquis jedoch ging in seinem bestialischen Uebermuth so weit, die Gerte wieder seinem Gegner vorzuhalten und wiederum zu sagen:

„Mein Herr, noch ist es Zeit; wollen Sie nicht springen?"

„Herr Marquis," entgegnete der Capitain ruhig, „der, welcher seinen Gegner auf dem Kampfplatze insultirt, ist ein verächtlicher Schurke."

„Sie wollen also nicht springen? Nun, um so schlimmer für Sie," und mit einer raschen Bewegung hieb er dem Capitain mit der Gerte ins Gesicht.

Die Secundanten des Marquis lachten; jene des Officiers und der Arzt jedoch konnten vor Unwillen, mit einem solchen Abschaum der Menschheit zu thun zu haben, kaum an sich halten. Die Streitenden nahmen ihre Stellungen ein. Um den Capitain so rasch wie möglich zu tödten, suchte der Marquis ihn während der ersten Minuten durch rapide Scheinhiebe zu ermüden, dann nahm er mit schnellem Blick den Moment wahr, wo er mit einem gewaltigen Stoße die Brust seines Gegners treffen konnte. Der Unglückliche sank zu Boden. Der Arzt legte ihm die Hand auf's Herz, dieses schlug nicht mehr. Die Secundanten des Getödteten waren von Kummer überwältigt, sie waren ihm seit Jahren befreundet gewesen. Einer von ihnen kniete neben der Leiche nieder, um ihr die Augen zu schließen, als Lignano ihn an der Schulter berührte und ihm die verhängnißvollen Worte zuraunte:

„Mein Herr, wollen Sie springen?"

Der Secundant blickte dem Marquis fest in's Gesicht, ergriff dann, ohne etwas zu erwidern, den Degen seines gefallenen Freundes und setzte sich sofort in Positur. Nach wenigen Secunden sank auch er zu Tode getroffen in's Gras. Der Arzt eilte von dem Leichnam zu dem Verwundeten, der nach ein paar Minuten den Geist aufgab. Der zweite Secundant wollte ihm beistehen, aber Lignano vertrat ihm den Weg und war im Begriff, seine schmähliche Aufforderung zum dritten Mal zu wiederholen. Die Mühe blieb ihm jedoch erspart.

„Ich verstehe Sie," sagte der Officier und zog den Degen zum Kampfe mit dem schrecklichen Marquis, von dem er ebenfalls bald genug zu Boden gestreckt wurde. Jetzt blieb nur noch der Arzt übrig. Fast ist es unmöglich zu glauben, daß das blutdürstige Ungeheuer, der italienische Marquis, das Morden an diesem einen Tage noch nicht satt hatte und Verlangen trug, ein viertes Menschenleben zu nehmen. Er redete den Arzt gebieterisch an und verlangte, daß er über die Gerte springen solle. Dieser besann sich keinen Augenblick, er that was die meisten Männer in diesem Falle gethan haben würden. Er sprang über die Gerte und rettete dadurch sein eigenes Leben, so wie das des zuletzt Verwundeten, bei dem noch Hilfe möglich war.

Die Intimität, welche zwischen dem Marquis und Lucien Claveau bestand, schien sich, anstatt schwächer zu werden, nach den letzten blutigen Vorgängen noch zu befestigen, und nahm den Charakter einer dauernden aufrichtigen Freundschaft an, wenn man sich bei einer solchen Verbrüderung dieses Ausdruckes bedienen darf. Man sah sie beständig zusammen, unzertrennlich wie durch einen unheimlichen Zauber verbunden, oder eigentlich wie ein Paar durch die Galeerenkette gekoppelte Sclaven. Endlich bezogen sie sogar eine gemeinsame Wohnung, als ob sie es nicht ertragen könnten, sich einen Augenblick bei Tag oder Nacht zu missen. Es würde schwer sein, eine Zuneigung dieser Art zwischen zwei sich so ganz widersprechenden Persönlichkeiten psychologisch zu erklären, denn, abgesehen von der ihnen gemeinsamen Raufsucht glichen sie sich in nichts. Der Marquis de Lignano hatte sich ungeachtet seiner Missethaten stets das Ansehen eines in guter Gesellschaft aufgewachsenen und an sie gewöhnten Mannes bewahrt, während Lucien Claveau von niederer Herkunft war und seine mangelhafte Bildung nie und nirgends verbergen konnte. Allerdings war er von hübscher Gesichtsbil-

dung und schöner kräftiger Gestalt, welche Vorzüge er vor dem stiefmütterlich von der Natur begabten Marquis voraus hatte. Es darf nicht vergessen werden zu bemerken, daß die Beiden, nachdem sie eine Suite von Räumlichkeiten für sich gemiethet, sogar ein und dasselbe Schlafzimmer für sich auswählten, worin aber natürlich Jeder sein eigenes Bett hatte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die älteste und stärkste Eiche, der schönste Baum im Königreich Hannover, die 1000jährige Wintereiche auf Lodebur's Hof in Wetter, ist durch den Orcan am 7. d. M. umgestürzt worden. Am Boden hielt der gewaltige Stamm 40 hannoversche Fuß im Umfang und breitete in einer Höhe von 20 Fuß rundum seine Riesenäste aus, welche er beinahe alle bis dahin behalten hatte; ein kleinerer war ihm von dem furchtbaren Sturm 1800 genommen. Die ganze Holzmasse, welche jetzt niedergestreckt in mehr als tausend Stücken am Boden liegt, beträgt mindestens dreißig einspännige Fuder. Das Holz selbst ist durchgängig noch brauchbar; noch im letzten Herbst trug der Baum vollständig ausgewachsene Eicheln. Unter seinen mächtigen laubreichen Aesten versammelten sich im Mittelalter die Freien dieses Amtshofes, die sog. Wetter-Freien, um ihre Rechte zu wahren und Streitigkeiten unter ihren Mitgliedern zu schlichten.

— In Petersburg will man das Schuldgefängniß derartig erweitern, daß die unerzogenen Kinder der inhaftirten Personen bei diesen untergebracht werden können. Den 35 in der Schuldhaft befindlichen Personen gehören 112 unerzogene Kinder an, welche, da sie von ihren Eltern getrennt sind, ohne Aufsicht bleiben und oft bitteren Mangel leiden.

— Für Feinschmecker dürfte die nachstehende Mittheilung nicht ohne Interesse sein, daß, als die famosen Lafitte'schen Keller mit ihrem köstlich-kostbaren Inhalte zur Versteigerung kamen, sieben Bouteillen Cabinetswein, die man als das non plus ultra des Lafitte'schen Nectars bezeichnete, vom Baron James Rothschild zu 235 Frs. per Bouteille erstanden wurden, nachdem der Entrepreneur des bekannten Etablissements „Maison d'or" in Paris bereits 233 Frs. per Bouteille geboten hatte.

— Die vergangene Woche mit ihren Stürmen hat die Liste der Schiffbrüche, wie englische Blätter melden, wieder um 85 vermehrt, so daß ihrer für das laufende Jahr im Ganzen 3269 gemeldet sind. Ueber das vermißte Boot des gescheiterten Dampfers „Hibernia" ist Nachricht eingetroffen. Dasselbe landete mit dem Steuermann und den überlebenden Passagieren, nachdem etwa 24 Personen den Tod in den Wellen gefunden hatten.

— In und um Petersburg soll in voriger Woche so viel Schnee gefallen sein, daß derselbe nicht nur durchgehends 10 bis 12 Fuß hoch liegt, sondern auch viele Dorfschaften vollständig verschüttet sind.

— In Königsberg haben die Stadtverordneten beschlossen, daß der Nachmittagsunterricht in den Gymnasien künftig wegfallen und statt dessen eine fünfte Vormittagsstunde eingerichtet werden soll.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Aus der Pfalz, 14. Dec. Im Interesse einer guten Sache glaubt man ein gebildetes pfälzisches Publicum darauf aufmerksam machen zu müssen, daß der von Lehrer Schneider in Mußbach herausgegebene „Pfälzische Schulbote auf 1869" nicht etwa ein ausschließlich für Lehrer bestimmter Kalender, sondern im Gegentheil ein wahres Volksbuch ist, dazu bestimmt, der Schule und ihren Lehrern mehr Freunde zu gewinnen und dabei wahre Bildung und echte Religiosität zu verbreiten. Den überschwänglichen, oft wahrhaft lächerlichen Anpreisungen anderer Kalender gegenüber, darf man wohl sein Verwundern darüber aussprechen, daß von gewisser Seite ein verdienstliches heimathliches Unternehmen todtgeschwiegen werden soll, zu dessen Empfehlung man, abgesehen von seinem wohlthätigen Zwecke, nur anführen will, daß er zu seinen Mitarbeitern Männer wie K. J. Schuler und Ch. Böhmer zählt. Möge der anspruchlose „Pfälzische Schulbote" nicht nachlassen in seinem Wirken; die Anerkennung aller Gebildeten und patriotisch Gesinnten wird ihm nicht ausbleiben.

△ Vom Rhein, 16. Dec. Wir versäumen nicht, die pfälzischen Freunde einer gesunden kirchlichen Entwickelung auf ein Schriftchen hinzuweisen, welches dieser Tage bei Buchhändler Bender in Mannheim die Presse verläßt und nicht verfehlen wird, lebhaftes Aufsehen zu erregen. Es sind die zwei Vorträge, welche Professor Nippold von Heidelberg im Mannheimer Protestantenverein hielt, und welche daselbst so großen Beifall gefunden haben. Der Inhalt ist eine Rundschau über die gegenwärtige kirchliche Lage, wobei der Verfasser in kunstvoller Weise ein Gemälde des gegenwärtigen großen Kampfes entwirft, der zwischen dem Jesuitenthum und Pfaffenthum einerseits und dem gesunden Volksgeiste andererseits auf kirchlichem Boden gekämpft wird. Mit voller Kenntniß des weiten und großen Feldes, mit sicherer Hand der Darstellung, vor allem aber mit heiliger Begeisterung für Evangelium und Freiheit, Religion und Humanität zeichnet der Redner die Gegenwart und reißt den Hörer und Leser mit sich fort, indem er auf der einen Seite Rom und Spanien, auf der anderen Berlin und Worms als Schatten-, Licht- und Mittelpunkte des pfäffischen, aber auch des Volksgeistes schildert. Wahrlich solche Schriften thun noth; es ist an der Zeit, daß die Jesuiten und Knalianer in das rechte Licht kommen, daß eine ganze Erkenntniß sich verbreite. Insbesondere zeichnet der Verfasser das in Preußen weitgesponnene Netz des Pfaffenthums, zeigt aber auch, wie das System zum Sturze reif ist und der schmähliche Fall nicht ausbleiben kann. Mögen die Männer des Protestantenvereins für Verbreitung dieser männlichen echt evangelisch-protestantischen Streitschrift überall wirken.

Charade.

Der Theile Lösung ist im Dialekt
— Beziehungsweise fehlerhaft — geschrieben,
— Im Scherze läßt dies Unrecht sich verüben —;
Das ernste Ganze aber ist correct.

Wohl manchen guten Freund ich habe;
Jedoch mit Einem öfters zech' ich
Und von dem Einen heute sprech' ich —:
Einst vollgelockt, jetzt alter Knabe,
Noch stets den hübschen Kindern Freund;
Allein, selbst alten Rettigweibern
— Zahnlos, mit eingeschrumpften Leibern —
Er ist den Häßlichen nicht feind.
Doch Eins voraus hat er vor vielen:
Nicht mehre Farben läßt er spielen;
Und im Charakter stets entschieden
Ist er, wie wenige hienieden;
Dies ließe damit sich beweisen:
Er scheuet weder Blut noch Eisen.
Und nun im Scherz: die Letzte ist er,
Und gerne die zwei Ersten ißt er;
In allem Ernst: das Ganze ist er.

△

Auflösung der Charade in Nro. 150: Rosenkranz.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 151.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

V.

Wo ist der Held, den nicht am Vorabend einer Schlacht oder bei'm Herannahen der Stunde des Duells hin und wieder ein kleines Herzklopfen beschlichen? Den bestvorbereiteten Schüler erfaßt es im Angesicht eines entscheidenden Examen, selbst den Tag der Trauung können Viele nicht ohne eine ansehnliche Beklommenheit kommen und vergehen sehen, aber nichts gleicht der Aufregung, die man zu bekämpfen hat, wenn man gegenüber einem geheimnißvollen und übermächtigen Gegner eine kühne That unternehmen soll, von der, wie man sich selbst sagt, Leben abhängt und Tod. Und unser Held war noch sehr jung und unerfahren; kritische Augenblicke, wie diese, kannte er nur aus den Romanen von Alexander Dumas oder Walther Scott, man stelle sich nun selbst seinen Seelenzustand während des folgenden, unendlich langen Tages vor. Schon als ihn am Morgen Meister Frizzoni in sein Arbeitszimmer rufen ließ, bemerkte er, daß seine Hände bei Bewerkstelligung der gewohnten Toilette merklich zitterten. Er zürnte darüber mit sich selbst, er zwang sich zur Fassung, aber er vermochte sich's nicht auszureden, daß ihn die Alte mit einem eigenthümlichen Blick angesehen hätte, und zweimal mußte er umkehren, weil er erst im Weggehen bemerkte, daß er den Shlips nicht umgenommen, und das andere Mal, daß er die Knöpfchen seines Blousenhemdes einzuknöpfen vergessen.

Was für ein durchdringender Blick war der, mit welchem ihn Meister Frizzoni begrüßte, als er diesen Morgen bei ihm eintrat. Die kleinen stechenden grauen Augen schienen auf dem Grund seiner Seele Alles zu lesen, was er erfahren hatte, und die Entschlüsse, die ihm hierüber aufgetaucht. Er zitterte bei dem Gedanken, daß ihm der Meister eine verfängliche Frage vorlegen würde, und da dies nicht geschah, ängstigte ihn wiederum dessen Schweigen.

„Setzt Euch dorthin, mio caro," begann der Meister mit ruhiger Miene und deutete nach einer ihm zur Linken stehenden Staffelei, auf welcher eine frisch aufgezogene Leinwand der kunstfertigen Hand des Malers wartete. „Ihr mögt mit nun zunächst zeigen, wie Ihr mit der Kohle den Umriß der von mir gemalten Gestalten wiederzugeben vermöget. Und da Ihr hierzu mehr Hand als Kopf braucht, will ich die Gelegenheit benützen, Euch Einiges zu sagen, was zur Klarstellung unseres Verhältnisses nöthig ist. Zunächst sollt Ihr wissen, daß ich ein Mann bin, der darauf angewiesen, sich selbst seine Wege, die zum irdischen Wohlbefinden führen, aufzusuchen, und daß ich dabei ziemlich wohl gefahren bin. So ist es gekommen, daß ich ein ziemliches Selbstvertrauen erwarb und mich nicht gern des Besseren belehren lasse, ohne daß ich damit sagen möchte, ich wäre einem Rath, der mich des Besseren überzeugt, unzugänglich. Die Welt aber, welche durchaus will, daß man die breite Heerstraße des Gewöhnlichen gehe, hält mich für einen Sonderling, beklatscht mich, bespionirt mich und dichtet mir alles mögliche Ungeheuerliche an. Es ist vielleicht auch Euch bereits etwas dem ähnliches mitgetheilt oder zugeflüstert worden?"

Der junge Maler fühlte, wie der stechende Blick des Meisters nach seinen Augen suchte, aber er näherte sein Gesicht der Leinwand und besserte an einer Linie.

„Ihr habt keine recht sichere Hand," bemerkte der Meister, „die Hand des Künstlers sollte ruhig wie sein Gewissen sein. Wie Ihr zittert! Ihr scheint im Zeichnen nicht eben sehr weit ausgebildet zu sein. Das taugt nichts, in heutiger Zeit gleich gar nicht mehr. Früher gab es wohl einige, die ihre mangelhafte Technik durch sogenannte geniale Bizarrerien vertuschen konnten; heutigen Tages verlangt man vor allen Dingen Correctheit vom Künstler. Euch fehlt's an hinreichender Kenntniß der Perspective und der Verkürzungen. Hoffentlich versteht Ihr Euch besser auf Behandlung der Farbe, als auf Führung der Kohle, sonst werde ich wenig von der gewünschten Unterstützung durch Euch haben."

Zu jeder anderen Zeit hätten solche Worte das Kunstbewußtsein und den Stolz unseres Helden auf's äußerste verletzt und ihn gewiß zu einer geharnischten Entgegnung veranlaßt. In gegenwärtiger Situation aber war er froh, daß der Meister dieses Thema anschlug. Er nahm die Ausstellungen ruhig hin und gerieth erst wieder in seine Unruhe, als Letzterer auf seine früheren vertraulichen Eröffnungen zurückkam:

„Ich sagte also, daß ich gern meinen eigenen Weg ginge und daß ich mich nicht gern darin stören lasse. Es ist mir deshalb sehr zuwider, wenn Neugierige sich in mein Haus drängen, um dessen Einrichtung, dessen kleine Geheimnisse zu erspähen."

Bei dem Wort „Geheimnisse" spitzte unser Held die Ohren; er mußte die Hand förmlich zur Ruhe zwingen und wendete das Gesicht und den Oberkörper so weit wie möglich von dem Sprecher ab, der dies nicht zu beachten schien und folgendermaßen fortfuhr:

„Ich habe darum auch verzichtet, mir Arbeitsgenossen aus den Reihen meiner Landsleute zu wählen, welche mit den Leuten in Rom Bekanntschaften pflegen, ich war selbst halb und halb in Folge einiger Vorkommnisse entschlossen, mich ohne solche Unterstützung zu behelfen, als Euere unerwartet schnelle Ankunft hier mich zu einem neuen Versuch bestimmte. Es wird nun von Euch abhängen, zunächst von Euerer Leistungsfähigkeit, hauptsächlich aber auch von Euerer Haltung, ob wir längere Zeit zusammenbleiben. Ich verlange von Euch ein zurückgezogenes Leben, eine Zurückhaltung von unberufener Neugier und fleißige, gewissenhafte Arbeit. Meine Hauseinrichtung geht Euch nichts an, Ihr speist auf Euerem Zimmer, habt mit Niemanden als mit meiner alten Haushälterin zu verkehren; wenn ich Euch rufen lasse, arbeitet Ihr hier, die übrige Zeit haltet Ihr Euch auf Euerem Zimmer auf oder geht hin und wieder aus. Haltet Ihr Euch so, dann werdet Ihr, wenn Euere Arbeitskraft mir nützlich ist, so viel Geld verdienen, daß Ihr in kurzer Zeit Euch in Euerem Vaterlande selbstständig machen könnt, und außerdem denke ich, behaupten zu können, daß Ihr nicht von mir gehen werdet, ohne etwas Ordentliches noch bei mir ge-

lernt zu haben. Aber bei dem ersten Male, daß ich Euch auf Wegen betreffe, die Ihr nicht gehen sollt, sind wir geschiedene Leute ein für alle Mal, das merkt Euch, dann werde ich dafür sorgen, daß Ihr nicht blos aus meinem Hause, sondern auch aus der Stadt verschwindet, ich bin der Mann dazu."

Die Sprache des Meisters ließ den Nachdruck nicht vermissen, und die Worte: „verschwinden" und „ich bin der Mann dazu" waren dem Hörer bedeutungsvoll genug, wie man sich denken kann. Aufgefordert, etwas über seine Verhältnisse zu erzählen, begnügte er sich mit einigen kurzen Bemerkungen. Dann wurde es still im Zimmer; die Haushälterin brachte ein bescheidenes Frühstück, welches verzehrt wurde, ohne daß einer von beiden eine wirkliche Unterbrechung der Arbeit eintreten ließ.

Ernste anstrengende Arbeit hat immer eine Art Beruhigung im Gefolge; auch unser Held gewann nach und nach mehr Fassung, so daß er mit Unterstützung der gelegentlichen Winke und Rathschläge, die ihm zum Theil wurden, eine ziemlich correcte Zeichnung zu Stande brachte.

Fünf Stunden vergingen auf diese Weise, die letzten derselben waren für unseren Helden ziemlich kurz geworden. Als er aber die letzten Striche ausführte und seine Gedanken wieder entfesselter sich der nahen Zukunft zuwenden konnten, gewann die Beklommenheit seiner Seele wieder die Uebermacht, und ein wahrer Trost war es ihm, als sein neuer Patron jetzt die Pinsel ausspülte und sie, nachdem er einen letzten selbstzufriedenen Blick auf seine Arbeit geworfen, endlich bei Seite legte. Nachdem er hierauf auch die vollendete Zeichnung seines Gehilfen eine kurze Weile geprüft, bemerkte er:

„Ihr habt mehr geleistet, als es im Anfang den Anschein hatte; ich hoffe es wird sich machen. Jetzt mögt Ihr ausruhen und auf Euer Zimmer gehen. Für heute ist Euere Arbeit bei mir zu Ende. Fühlt Ihr noch Lust und Kraft zum Schaffen, so nehmt Euch selbst ein Werk vor, ich rede Euch da nichts hinein, denn jeder Künstlergenius will auch seinen Weg gehen, mein Rath soll Euch auf Verlangen auch hierbei nicht fehlen. Im Uebrigen denkt an das, was ich Euch gesagt habe, es ist zu Euerem eigenen Wohle und, wie ich gehört habe, auch eines anderen Wesens, für das Ihr Sorge tragen müßt. Addio also für heute."

Auf seinem Zimmer fand unser Held das reichliche Mittagessen bereit stehen. Aber der lebhafte Appetit, der sonst ihm nach emsiger Arbeit das bescheidenste Mahl würzte, fehlte diesmal gänzlich. Die Worte und Winke des Meisters gaben ihm viel Stoff zum Nachdenken. Eine für seine gegenwärtige Lage doppelt wünschenswerthe gemächliche Existenz stand er im Begriffe auf's Spiel zu setzen, neue, unbestimmbare Gefahren sollte er auf sein Haupt heraufbeschwören. Das Leben seiner Eltern und der Geliebten vielleicht hing von dem seinigen ab, und das sollte er riskiren zu Gunsten eines ihm bis zum gestrigen Tage gänzlich unbekannten Wesens?

Cave Sirenem! las er wieder in dem Kalk der Wand. Sollte das wirklich eine Sirene sein, nur darauf ausgehend, ihn ins Verderben zu ziehen? Wie nun, wenn dieses Wesen ihm nur erschienen war, um ihn zu prüfen? Wenn diese ganze Geschichte nur eine Intrigue? Aber nein, diese edle Gestalt konnte keine Betrügerin sein, das fromme schöne Antlitz und die prächtigen seelenvollen Augen konnten sich nicht zu einem nichtswürdigen Gaunerstückchen erniedrigen. Unwillkürlich trat die Erinnerung an die glanzvolle Erscheinung der vorigen Nacht mächtiger und mächtiger in ihrer geheimnißvollen Schönheit vor seine Augen, die süße Melodie ihrer Worte bezauberte wiederum sein Ohr und er trat an das noch immer unberührte Mahl, um sich ein Glas Wein einzuschenken.

Da, als er das Glas erhob, bemerkte er ein Stückchen Papier mit zierlicher Schrift bedeckt:

„Ich fürchte, man könne unvermuthet in Euer Zimmer treten, wenn ich bei Euch bin. Schließt darum lieber Euer Zimmer, wenn die Stunde gekommen, wie ich es auch thun will, und holt mich ab, wenn Ihr bereit seid."

Neue Verlegenheit, nun sollte er erkunden, wann der Meister ausgegangen, nun sollte er den unbekannten Weg durch jenen Gang finden. Er fühlte, daß er hierzu neuer Kraft bedürfe und leerte in Folge dessen ein Glas Wein nach dem anderen, bis die Flasche ziemlich geleert war. Alle Augenblicke einmal öffnete er das Fenster um nachzusehen, ob nicht vielleicht Pater Bartolomeo diesen seinen gewohnten Weg durch das Gäßchen nähme und ihn unterstützen könne. Er suchte endlich seine wenigen Habseligkeiten zusammen und verbarg die Reisetasche unter der Decke seines Lagers.

So vorbereitet erwartete er, als die sechste Abendstunde geschlagen, irgend ein Zeichen, daß der Meister das Haus verließe. Er klinkte selbst die Thür auf und ließ sie halb offen, um besser hören zu können. Bei jedem Schritte zuckte er zusammen, und nun glaubte er schon, Meister F r i z z o n i würde seinen Ausgang für heute unterlassen, und dieser Gedanke hatte etwas Beruhigendes für ihn.

Aber nein; die Glocke schlug eben sieben, als er beim Klange der männlich tiefen Stimme zusammenschrack, die der Haushälterin die letzten Verhaltungsmaßregeln zurief:

„Schließt das Atelier, Lena, und weist Jeden zurück, der Einlaß begehrt, ich erwarte Niemanden. In einer oder anderthalben Stunde denke ich zurück zu sein."

„Gefahr im Verzuge also," murmelte der junge Maler, indem er leise seine Thür wieder einklinkte und den Schritten des Hausherrn lauschte, die sich seiner Thür näherten.

Es klopfte.

„Herein," murmelte der Jüngling und erschrack zum Tode, als er das ernste fragende Gesicht des Meisters erblickte.

„Ich komme Euch zu fragen, ob Ihr mich nach dem Kaffeehause begleiten wollt?"

„Es ist, ich dachte . . . ich wollte . . ." stotterte der junge Mann, über dieses unerwartete Anerbieten auf's Aeußerste bestürzt.

„Wenn's Euch nicht paßt, so sagt's nur frei heraus. Ihr habt vielleicht für heute Abend etwas Anderes vor?"

„Ich? nein, nicht im Geringsten, ich wüßte doch gar nichts . . . was sollte ich denn vorhaben? . . . Nur einen Brief an meine Eltern wollte ich schreiben, um sie von meiner glücklichen Ankunft hier in Nachricht zu setzen, damit sie keine Besorgnisse haben."

„Dieses Vorhaben ist zu löblich, als daß ich Euch davon abhalten möchte. Auf Wiedersehen also."

Der Meister ging und machte dadurch einer für seinen Gast äußerst angstvollen Lage ein Ende. Lange stand Letzterer noch lauschend. Endlich aber schloß er die Thür und riegelte sie vorsichtig zu. Hierauf eilte er nach dem großen Bilde der Hochzeit zu Canaan, schob den Rahmen bei Seite und erblickte einen Spalt in der Tapete. Ein Knopf, nicht größer als der Kopf eines mäßigen Nagels, war nach langem Suchen der einzige Gegenstand, der das Oeffnen der Thür zu ermöglichen ver-

sprach. In der That gab bei einem Druck des Fingers auf dieser Stelle die Thür nach, aber der Gang, in den sie führte, war so dunkel, daß er sich entschließen mußte, die Kerze anzuzünden. Da fiel sein Blick auf seinen Wanderstab:

„Vorsicht kann in solchen Fällen nichts schaden," meinte er und zog mit dem krummen Griff des Stockes eine feine Stahlklinge von mäßiger Länge heraus, die er durch ein Knopfloch seiner Weste steckte und ziemlich unter seinem Rocke verbarg. So ausgerüstet wandte er sich von neuem nach der verborgenen Thür und trat den entscheidenden Gang an.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Duellunwesen in Frankreich.

(Fortsetzung statt Schluß.)

An einem Sommermorgen lange nach der Stunde, wann der Marquis und Lucien sichtbar zu werden pflegten, wurde der Diener, der ihnen bei der Toilette zu helfen hatte, über das lange Schweigen seiner Gebieter beunruhigt. Er hatte Befehl sie nicht zu stören, aber immer bei der Hand zu sein. Da die beiden Freunde höchst unregelmäßig lebten, so wartete er gewöhnlich Abends nicht auf ihr Nachhausekommen, jedoch wußte er, daß er Morgens im Wohnzimmer entweder durch einen mit Bleistift aufgeschriebenen Befehl oder durch die zum Reinigen hingelegten Kleider benachrichtigt werden würde, daß sie in der Nacht nach Hause gekommen waren. Was bedeutete nun das lange Schweigen an diesem Morgen? Als guter und treuer Diener hatte er natürlich durch's Schlüsselloch geguckt und das Ohr daran gehalten, auch auf die Klinke gedrückt, aber die Thür von innen verschlossen gefunden. Eine Stunde verging und seine Beängstigung wuchs so sehr, daß er sich entschloß, die Thür mit Gewalt zu öffnen. Er schlich auf den Zehenspitzen in das Zimmer und sah bei dem schwachen Tagesschimmer, der durch die geschlossenen Läden drang, daß seine beiden Herren dem Anschein nach ruhig schliefen. Sachte wie er gekommen, wollte er sich entfernen, da aber strauchelte er über einen Gegenstand, der auf dem Boden lag und einen metallenen Klang von sich gab. Es mußte ohne Zweifel eine Klinge sein. Ein furchtbarer Verdacht fuhr ihm durch den Sinn. Ohne einen Augenblick zu verlieren, riß er die Läden auf und gewahrte sogleich, daß die größte Unordnung im Zimmer herrschte. Kleidungsstücke lagen herum, Möbel waren umgeworfen, Leuchter und Vasen umgestürzt auf dem Boden und an jedem Bette lag ein Degen, dessen zahlreiche Blutflecken nur zu deutlich verriethen, daß ein erbitterter Kampf zwischen diesen beiden Männern, welche wie einige Brüder unter einem Dache schliefen, stattgefunden hatte. Ein größerer Hohn konnte nicht erdacht werden. Beim Anblick des wüsten Durcheinanders stieß der Diener einen wilden Schrei aus, und der Marquis und Lucien, welche Beide todt oder fest schlafend geschienen, richteten sich im nämlichen Moment in ihren Betten auf. Beide waren geisterbleich, ihre blutbefleckten Hemden in Fetzen gerissen, das was man von der Brust sah mit Wunden bedeckt. Der rechte Arm des Einen gräßlich zusammengemetzelt, der Hals des Anderen voller Schnittwunden. Dennoch, ungeachtet ihrer beiderseitigen Schwäche und des brennenden Fiebers, das sie verzehrte, verharrten sie in ihrer sitzenden Stellung und starrten einander mit Augen an, welche fast schon im Tode verglast schienen, aber nichts von ihrer blutdürstigen Wildheit des Ausdruckes verloren hatten. So lange als noch noch ein Funke Leben in ihnen war, wollten sie nicht aufhören, stolz und verächtlich einander Trotz zu bieten. Dies dauerte eine Weile. Plötzlich fiel Lucien Claveau von einer schmerzlichen Empfindung bewältigt auf sein Lager zurück und fing laut zu schluchzen an. Bei diesem Ton der Verzweiflung sprang der Marquis in seinem Bette in die Höhe, als ob ihn eine Natter gestochen, dabei entfuhr ein schrilles höllisches Gelächter seinen blassen Lippen.

„Ah, Du weinst wirklich und wahrhaftig?" rief er mit lauter Stimme. „Dann bekennst Du Dich für besiegt und ich habe das Recht, Dich einen Feigling zu nennen!"

Bei'm Worte „Feigling" war an Lucien die Reihe aufzufahren, und der Diener, der einzige Zeuge der Scene, hatte Mühe ihn zu verhindern, auf den Marquis loszuspringen.

„Ich ein Feigling!" schrie Claveau, von dem Diener fest zurückgehalten, „ein Feigling! Ja, ich habe meinen Theil Verbrechen auf der Seele, habe zahllose Thorheiten verübt, habe wahrscheinlich viele Menschen unglücklich gemacht, aber niemals kann eine lebende Seele das Recht haben zu sagen, daß Lucien Claveau ein Feigling sei, daß er die Gefahr fürchte, sogar wenn sein Leben auf dem Spiele steht. Ihr, Marquis, seid ein viel größerer Schurke als ich, denn Ihr seid der Reue unfähig und Euere Seele kann sich nimmer dem Guten erschließen. Vor einer Minute, als ich nach Euch hinblickte und Euch mit Wunden bedeckt sah, vergaß ich meine eigenen Schmerzen, die Ihr veranlaßtet, und ich vergab Euch, fühlte inniges Mitleid mit Euch und vergoß die ersten Thränen fast meines ganzen Lebens. Und jetzt verlacht Ihr mich, speit mir Schimpf und Hohn in's Gesicht, brandmarkt mich mit dem Schmachwort eines Feiglings: Ihr vermögt nicht ein Herz zu begreifen, das bereuen und verzeihen kann. Jetzt hasse und verachte ich Euch. Ihr habt mich einen Feigling genannt, wir können nicht kämpfen, denn von Wunden erschöpft ist es Jedem von uns unmöglich, den Degen zu führen. Dennoch können wir nicht Beide bei einander am Leben bleiben. Nur wenige Schritte trennen uns. Seid Ihr noch stark genug, ein Pistol abzufeuern?"

Der Marquis machte eine Bewegung und erwiderte:

„Ah, ich verstehe Euch, ein Duell auf Pistolen und dann wird unsere Rechnung abgeschlossen sein. Joseph," wandte er sich an den zu Tode erschrockenen Diener, „nimm jene zwei Pistolen vom Kaminsims, lade sie vor unseren Augen, reiche Jedem von uns eine und gieb zuletzt das Signal; oder was vielleicht noch besser wäre," fügte er nach seinem Gegner gewendet hinzu, „laßt uns das Loos ziehen, wer von uns dem Anderen das Hirn ausblasen soll."

„Sei es so," antwortete Claveau; „Joseph, Du hast gehört, was sich zugetragen, lade eine der Pistolen."

Joseph ergriff die Gelegenheit hinauszugehen, um den erhaltenen Befehl auszuführen, sowie er jedoch an der anderen Seite der Schlafzimmerthür war, schloß er sie ab und lief zu einem Arzte, dessen Behandlung sich Lucien und der Marquis überlassen mußten. Ihr Zustand erheischte vollkommene Ruhe. Lucien wurde von seinen Freunden in das Haus einer entfernt mit ihm verwandten Dame verbracht. Sie war Wittwe mit mehreren Kindern. Unterstützt von ihrer ältesten Tochter, einem gutmüthigen einfachen Landmädchen, pflegte sie Claveau mit so vieler Sorgfalt, daß er bald genas. Sein Herz war gerührt, er sprach vom Heirathen, indem er gründliche Besserung, ein gänzliches Aufgeben seiner früheren Lebensweise gelobte, und er heirathete. Um sich leichter von seinen alten Verbindungen losmachen zu können, wurde es beschlossen, daß er mit seiner jungen Frau die Gegend von Bordeaux verlassen sollte, wenn auch nur für einige Zeit. Aber gerade vor der festgesetzten Abreise führte ihm aller Vorsicht ungeachtet der Zufall seinen Widersacher in den Weg.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß (Technisches.) Die atmosphärische Gasmaschine von Otto und Langen in Köln, welche seit der Pariser Ausstellung ziemliche Verbreitung gefunden hat, bewährt sich in allen den Fällen, wo der Kraftbedarf klein und nament-

lich wo ein öfter unterbrochener Betrieb erforderlich ist. Die Betriebskosten ergeben sich dann geringer als bei einer Dampfmaschine. Mehrere Zeugnisse rühmen auch den soliden Bau der Maschine, in Folge dessen Reparaturen fast gar nicht vorkommen. A. H. Hunzinger, Fabrikant chirurgischer Instrumente in Köln, verwendet eine solche Gasmaschine von ½ Pferdekraft seit 7½ Monaten zum Betriebe seiner Schleiferei. Zwei Schleif- und Polirwerke verursachten bei vollem Betriebe einen Gasverbrauch von 15 Kubikfuß englisch per Stunde, bei schwachem Betriebe wurden in derselben Zeit nur 5 Kubikfuß verbraucht. Im Durchschnitte wurden täglich nur 58 Kubikfuß consumirt, deren Kosten bei einem Gaspreise von 1⅓ Thlr. pro 1000 Kubikfuß 2½ Sgr. betragen. Die Kosten des Schmier- und Putzmaterials werden auf 1 Sgr. täglich geschätzt. Da die Maschine eine besondere Bedienung nicht erfordert, sondern von jedem Arbeiter nach Bedarf in und außer Thätigkeit gesetzt wird, so belaufen sich die gesammten täglichen Betriebskosten auf 3½ Sgr. Eine andere von P. J. Schetter in Köln benützte Gasmaschine treibt eine Metalldrehbank und eine Bohrmaschine, zu welcher Arbeit früher 2 bis 3 Raddreher verwendet wurden. Die Kosten des verbrauchten Gases betragen monatlich nur 5 bis 10 Thlr., wogegen die Löhnung der Raddreher bei geringerer Leistung 45 bis 50 Thlr. betrug. F. W. Faßbender in Bochum bedient sich einer halbpferdigen Gasmaschine zum Betriebe einer Schnellpresse und giebt an, daß bei achtstündiger strenger Arbeit (1200 Abzüge pro Stunde) und bei einem Gaspreise von 2 Thlr. für 1000 Kubikfuß nur für 5 Sgr. Gas täglich verbraucht werde. Mit dieser Angabe ziemlich genau übereinstimmend ist diejenige des Buchdruckereibesitzers H. Fünfstuck in Hildesheim. Somit scheint die atmosphärische Gaskraftmaschine in der That dem längst gefühlten Bedürfnisse zu genügen, nämlich: der Kleinindustrie eine wohlfeile Betriebskraft zu liefern. Eine in der Münchener Gasanstalt probirte Maschine dieses Systems hat in Bezug auf den Gasverbrauch ebenfalls befriedigende Resultate ergeben, jedoch betrug die erzielte Maximalleistung nur 0,7 der declarirten. Zur allgemeineren Verbreitung der Maschine scheint uns eine Preisminderung noch wünschenswerth. Das verhältnißmäßig große Volumen und Gewicht der Maschine dürfte vielleicht durch eine andere Bauart beträchtlich zu vermindern sein. — H. Reinsch macht in der „Bayer. Gewerbeztg." den Vorschlag, das Eisen zum Schutze gegen den Rost zu verquecksilbern und dieses Verfahren im Großen wie im Kleinen anzuwenden, z. B. für eiserne Brücken und manche Bestandtheile der Uhren und feiner Instrumente. Bekanntlich nimmt selbst eine metallisch reine Oberfläche des Eisens das Quecksilber nicht an und wird auch durch Eintauchen in eine Quecksilberauflösung nur unvollkommen amalgamirt. Wenn man dagegen die mit Salzsäure gut gereinigte Oberfläche in eine sehr verdünnte mit etwas Salzsäure gemischte Kupfervitriollösung taucht, wobei dieselbe mit einer nicht fest anheftenden dünnen Kupferschichte überzogen wird, dann diese durch Reiben mit rauhem Papier wieder beseitigt, so läßt sich hierauf die Verquecksilberung einfach durch Eintauchen des Eisens in eine sehr verdünnte, mit einigen Tropfen Salzsäure vermischte Quecksilbersublimatlösung bewerkstelligen. Der erzeugte Quecksilberüberzug haftet fest und kann auch durch Reiben mit rauhen Körpern nicht mehr entfernt werden. Da die besten Anstriche das Eisen nie vollständig vor dem Roste schützen, so räth R. eiserne Brücken ꝛc. zuerst zu verquecksilbern, was schnell und mit geringen Kosten auszuführen sei (?) und dann erst mit Steinkohlentheer anzustreichen. Ein anderer Vorschlag, nämlich für galvanische Batterieen amalgamirte Eisencylinder statt Zinkcylinder zu verwenden, dürfte zunächst noch mehr Aussicht auf Erfolg haben.

— Die „Triest. Ztg." theilt mit: Da der österreichische Capitain M. A. Bottelin von seinen Rhedern verhalten worden war, 5 Pfd. St. als Ersatz für die Kosten zu leisten, welche dem von ihm geführten Schiffe durch den Zeitverlust bei der Rettung und Landung von schiffbrüchigen Officieren des englischen Mittelmeergeschwaders in Malta erwachsen waren, hat der Commandant dieses Geschwaders, Viceadmiral Lord Clarence Paget, dem genannten Capitain nicht nur jenen Betrag ersetzen lassen, sondern mit Genehmigung seiner Regierung ihm noch andere 20 Pfd. Sterling als Zeichen der Anerkennung seines humanen Benehmens zugewendet.

Wie Sanct Niclas Rundschau hält.

Von Rudolph Löwenstein.

Festglocken tönen überall,
Es flammen tausend Kerzen.
Rings Freude nur und Jubelschall
Aus frohen Kinderherzen.
In jeder Stadt, in jedem Nest,
Wohin den Blick ich trage,
Ertönet heut der Ruf zum Fest:
„Vergnügte Feiertage!"

Ich war in manchem Glanzpalast
Und sah den Christbaum prangen;
Es brachen seine Zweige fast —
So schwer war er behangen.
Die Kinder sprangen um den Tisch
Mit Pfeif' und Trommelschlage,
Und klatschten in die Hände frisch:
„Vergnügte Feiertage!"

Ich war im niedern Bauernhaus
D'rauf zum Besuch nicht minder,
Die Kinder sah'n so lustig aus,
Just wie des Königs Kinder.
Sie schwangen kühn ihr Schwert von Holz,
Als wären's edle Männer,
Und ritten auf dem Holzpferd stolz,
Als wär's des Königs Renner.

Was hab' ich Alles doch geschaut
An schönen Raritäten!
Prinz Marzipan und seine Braut
Und hohe Majestäten,
Marställe, Gärten, Dörfer dann,
Kurz — tausend bunte Sachen.
Wer solche Schätze kriegen kann —
Dem muß das Herz wohl lachen!

Doch seht! es lacht just ebenso
Des armen Bürgers Käthchen,
Und drückt an ihre Brust so froh
Ihr heugestopftes Mädchen,
Sie legt ihr Püppchen in das Bett,
Mit dem kattun'nen Kleide.
Es scheint der Kleinen just so nett,
Als die Mamsell in Seide.

O selig, noch ein Kind zu sein!
Euch ist ja Herzensfrieden.
Euch ist noch nichts von Sorg' und Pein,
Von Haß und Streit beschieden!
Gott segne, Kinder, Eure Freud'!
Denn Weihnacht ist gekommen.
Für jedes ist ein Bäumchen heut,
Für's ärmste auch entglommen.

Und wo ein Kind verlassen ist,
Fern von der Eltern Blicken,
Da kommt heut mild der heil'ge Christ,
Das Herz ihm zu erquicken.
Der ruft: „Ihr Leut', nach frommem Brauch
Denkt an der Armen Klage,
Und schaffet den Verlass'nen auch
„Vergnügte Feiertage!"

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 155.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

(Fortsetzung.)

VI.

Das Haus mochte wohl der Palast einer jener römischen Patricierfamilien gewesen sein, von denen die geheimnißvolle Geschichte der Weltstadt so viel zu erzählen weiß. Die blutigen Häuser der Borgia's, der Cenci, der Colonna's mußten solche Gänge haben, die außer den bekannten Gängen und Zugängen eine geheime Verbindung zwischen gewissen Räumen ermöglichten. Der schmale finstere Gang, welchen unser Held jetzt vorsichtig und mit klopfendem Herzen durchschritt, führte zwischen hohen Wänden, welche vor Feuchtigkeit im Licht glänzten, die Treppe hinauf, welche eigens für diesen Gang erbaut war. Die Luft darin war so verdorben, daß die Kerze nur äußerst matt brannte und es sich dem unfreiwilligen Abenteurer wie ein böser Alp auf die sonst hochschlagende Brust legte. Endlich war er am Ende des wohl 60 Ellen langen Ganges angelangt, die Kerze ließ keine Thür erkennen. Er befühlte die vor ihm stehende Wand, sie war aus demselben massiven Steinwerk wie die übrigen Wandtheile. Entmuthigt ließ er die Hand sinken, in der er bis dahin den Leuchter getragen, das schwache Licht löschte bei dieser etwas schnelleren Bewegung aus. Eine Ohnmacht wandelte ihn an, er mußte sich an dem feuchten Gestein halten.

Nur wenige Secunden ließ er diese Schwäche die Oberhand über sich behalten, sein Blick erfaßte einen leichten Tagesschimmer, und dieser Schimmer belebte seine Lebensgeister in wunderbarer Weise. Er hatte die Thür gefunden, nach der er suchte; da unten, wo der bleiche Schein hervordrang, war die winzige Oeffnung, die zwischen der meisterhaft angebrachten Thür und dem Fußboden geblieben oder sich im Lauf der Zeiten gebildet hatte. Er legte das Ohr an diese Thür, indem er zugleich nach dem Drücker der Feder herumtastete. Hier auf der Seite der Dunkelheit hatte der Techniker die Vorsicht nicht zu weit getrieben, um das Finden allzusehr zu erschweren; bald war der Knopf gefunden, die Thür wich aus ihren Fugen, aber sie kreischte so merklich in ihren Angeln, daß unser Held darüber erschrocken einen Augenblick inne hielt. Doch hier galt kein längeres Zögern; mit kräftiger Hand schob er das den Eingang noch immer verbergende Bild zurück und trat entschlossenen Schrittes in das Gemach.

Noch war es Tageshelle, denn das gen Westen mit seinen Fenstern gerichtete Zimmer empfing die vollen Strahlen der scheidenden Abendsonne; sie schien dem Eintretenden gerade in's Gesicht, so daß die an die Dunkelheit bis dahin gefesselten Augen wie geblendet dreinschauten, ohne etwas anderes als flüchtige Umrisse aufzunehmen. Als er aber nach einer längeren Weile Alles überblickt und in's Auge gefaßt hatte, glaubte er dennoch seinen Blicken nicht trauen zu dürfen, denn nur ein Wesen menschlicher Gestalt sah er in dem Raum, aber es war nicht die blühend schöne Gestalt des Magdalenenartigen Mädchens, sondern die in einem bequemen Lehnstuhl sich ausstreckende häßliche Figur des Zwerges, der ihn höhnisch und mit stillem Vergnügen angrinste.

Niedergedonnert stand der junge Mann da, sprachlos, der Leuchter zitterte in seiner Hand, er selbst fühlte eine Anwandlung so ingrimmigen Zornes bei'm Anblick des hämischen Lächelns Rupperto's, daß es ihm war, als möchte er den massiven Leuchter auf das Haupt des Spötters hernieder schmettern lassen. Anfänglich glaubte er, er habe die falsche Thür getroffen und sei in das Wohnzimmer des Zwerges getreten, aber das seidene Himmelbett und viele andere feine Luxusgegenstände waren gewiß nicht für diese Mißgestalt herbeigebracht worden. Eine angefangene Stickerei, die auf dem Tisch lag, hob übrigens auch den letzten Zweifel.

Der Zwerg weidete sich mit sichtlichem Vergnügen erst an der Bestürzung und dann an den Zweifeln unseres Helden; er hatte die Hände vor sich behäbig gekreuzt und meinte endlich mit dem ihm eigenthümlichen hämischen Tone:

„Sie wollten wohl in den Keller gehen, Signore carissimo, und es ist Ihnen das Licht ausgegangen? Bitte, bemühen Sie sich nach der Toilette der Signora Maddalena, dort finden Sie alles vor. Hi, hi, hi, sehen mich so verdutzt an, Signore Tedesco, haben uns Italianissimi einen Streich spielen wollen, dachten seiner zu sein wie wir, hä, hä, wollten uns die schöne Maddalena entführen, mit der wir noch so viel Geld verdienen wollen, ho, ho; wäre ein hübscher Bissen, nicht wahr, kann als Heilige sitzen, so gut wie als Juno oder Europa, hei, hei!"

„Wo ist die Signora?" rief der junge Mann, dem die Zornesader bei den Verhöhnungen Rupperto's mächtig anschwoll.

„Signora Maddalena? Ihnen zu dienen, Signore, war hier zu sehr der Zugluft ausgesetzt, welche aus diesem Corridore weht, dachten schon, sie würde ganz weggezogen werden. Dachte Meister Frizzoni, sie sei anderswo besser aufgehoben. Gab ihr ein anderes Logis. Aber Sie kamen hierher, um Unterhaltung zu finden; dachte Meister Frizzoni heimlich für sich oder hat er mir's gesagt? daß er einen Ersatz, eine andere Unterhaltung zurücklassen müßte; schickte mich also als Stellvertreter hierher, hi, hi; Ihr habt doch nichts dawider? Haben auch guten Wein, alten Sicilier, kommt gleich nach Lacrymae Christi. Ihr trinkt doch mit, Signore?"

Damit schenkte Rupperto aus einer neben ihm stehenden Flasche ein noch leeres Glas voll und reichte es dem jungen Mann hin; der noch immer nicht zur vollen Erkenntniß seiner Lage gekommen zu sein schien. Der Zwerg bemerkte es und fuhr in seinem gewöhnlichen Tone fort:

„Sind wohl noch ganz stupefatto, sind wohl mit dem Tausch nicht ganz zufrieden? Können mir's sagen, bin nicht so eitel, um es nicht einzusehen. Aber ich sehe nicht ein, wie Euch das abhalten kann, diesen vortrefflichen Sicilier zu kosten. Oder verschmäht Ihr's, mit mir ein Glas zu leeren?"

„Das werde ich nicht; im Gegentheil, ich stoße mit Euch an auf gute Freundschaft, die Ihr mir ja selbst angeboten."

„Seht, Ihr seid ein vernünftiger Mensch, nicht so toll und wahnsinnig darein stürmend wie die Anderen."

„Auf Euer Wohl, Rupperto!"

„Auf das Euerige, mein junger Herr. Trinkt nur aus, wir leeren ein Fläschchen zusammen."

„Das wollen wir, aber jetzt sagt Ihr mir wohl als guter Freund, wo die Signora hingekommen?"

„Welche Signora?" frug der Zwerg höchst verwundert.

„Die Dame, welche dieses Zimmer bewohnt."

„Ah, die Signora Maddalena, kommt Ihr wieder darauf zurück? Schlagt Sie Euch doch aus dem Sinn, denn sie ist nicht für Euch. Ich selber hatte so ein Auge auf das schöne Mädchen geworfen. Aber sie ist so stolz, so wegwerfend bei ihrer Schönheit. Wäre im Stande Einen mit Füßen zu treten. Ja, wenn ich reich wäre, wie Meister Frizzoni, hi, hi, wer weiß, was da wäre. Aber Ihr trinkt ja nicht?"

„Ich trinke noch einmal mit Euch, Rupperto, und nun im Ernste, sagt mir, wo die Signora ist?"

„Was die Deutschen hartnäckig sind, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben."

„Beeilt Euch, ich habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

„Hoho, schlagt Ihr diesen Ton an? Und Ihr glaubt, daß ich so dumm sein werde, Euch zu gehorchen?"

„Ihr werdet mir's sagen, Rupperto."

„Ihr glaubt's? nun, nur immer zu, wartet darauf, ich habe nichts dagegen."

„Rupperto, um Euerer selbst willen, rathe ich Euch, reizt meinen Zorn nicht weiter, er kann gefährlich werden."

„Drohungen? Hoho, habe mich vor Anderen nicht gefürchtet, Ihr wäret der Letzte, vor dem ich mich fürchten könnte."

„Rupperto, kennt Ihr dies hier?" rief der junge Deutsche jetzt im entschiedensten Tone und zog unter seinem Rocke die scharfe Klinge hervor, die er vor den Augen des Zwerges blitzen ließ.

Bei dieser unerwarteten Erscheinung der blanken Klinge entfärbte sich der Zwerg ein wenig. Aber bald gewann die gewohnte Frechheit von Neuem die Oberhand:

„Steckt nur die Stecknadel wieder ein," rief er spöttisch, „mit solchen Dingen erschreckt man Kinder."

„Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so antwortet auf meine Frage."

„Bah, Ihr werdet mir nichts thun, Ihr seht nicht aus wie Einer, der einen wehrlosen Mann niedersticht wie einen Hund."

„Ihr habt Recht, Rupperto, obwohl man nicht ermessen kann, wohin die Noth des Augenblickes einen sonst sanften und friedlichen Charakter treiben kann. Aber Ihr seht, daß es mir sehr ernst zu Muthe ist, und ich schwöre es Euch bei dem theueren Haupte meiner Eltern, ich zersteche Eueren Körper wie ein Nadelkissen, wenn Ihr mich nicht den Weg zu ihr führt, und wenn Ihr durch einen einzigen Schrei Hilfe herbeizurufen wagt, so seid Ihr ein todter Mann, Rupperto, ich hab's geschworen!"

„Aber ich weiß gar nicht, wo sie ist, der Meister hat sie versteckt."

„Ausflüchte, vorwärts, oder ich treibe Euch wie der Treiber den Zuchtstier am Pfluge."

Der Zwerg wandte und krümmte sich, er drehte sich wie ein Kreisel und ward nicht müde in Betheuerungen. Aber der Andere war unerbittlich und trieb ihn mit der Spitze des Degens, die hin und wieder die Haut Rupperto's ritzte, nach der Thür, die er ihn öffnen ließ.

„Versucht keine Flucht, denn wenn ich Euch verfolge, könnte es leicht kommen, daß die Klinge tiefer in Eueren Körper dränge, als ich selbst beabsichtigte."

So immer von der gefürchteten Klinge verfolgt, schritt der Zwerg den Gang entlang, eine zweite Stiege hinan und wieder einen langen Gang fort, bis er an einer Thür Halt machte.

„Hier muß sie sein," rief er.

„Klopft an," befahl der Deutsche.

Rupperto gehorchte und klopfte kräftig an:

„Macht auf, Signora," rief er mit kläglicher Stimme, der fremde Maler will durchaus mit Euch sprechen."

Alsbald öffnete sich auch die Thür, aber anstatt der jugendlichen Gestalt des jungen Mädchens erblickte er das runzelvolle Gesicht der alten Haushälterin, die ihn unwillig ansah und eben den Mund öffnete, um ihn wahrscheinlich hart anzulassen, als mit Blitzesschnelle der Zwerg sich zwischen ihr und der halbgeöffneten Thür durchdrängte und letztere mit Heftigkeit zuwarf.

„Verloren!" murmelte unser Held und ließ entmuthigt den Degen sinken.

Was aber seine Lage noch viel gefährlicher zu machen drohte, war, daß er hörte, wie unten die Hausthür geöffnet wurde, ein Zeichen von der Rückkehr des Meisters. Schon wollte er sich nach dem Zimmer des Mädchens zurückflüchten, um von dort aus mittels des geheimen Ganges in sein eigenes Zimmer zurückzugelangen, als ihn der durch die Gefahr nicht verminderte Wunsch, dem Mädchen zu Hilfe zu kommen, auf ein neues Mittel fallen ließ:

„Maddalena, Signora, gebt ein Zeichen, wo Ihr seid," rief er mit lauter Stimme, indem er dabei den Gang durcheilte.

Das Glück krönte dieses Auskunftsmittel, denn sein auf's Aeußerste angestrengtes Ohr vernahm ein ziemlich leises Klopfen und die Stimme:

„Ich bin hier, ich bin eingeschlossen, helft mir, Signore, der Meister tödtet mich, wenn Ihr mich nicht rettet."

Schon hörte der junge Mann die Schritte mehrerer Männer und die Stimme des Meisters oben an der Treppe, welche ein lautes:

„Halloh! was geht hier vor," ertönen ließ.

Zum größten Glücke hatte man es unterlassen, den Schlüssel zu diesem Zimmer abzuziehen. In Fiebereile drehte er ihn zweimal um, die Thür ging auf, in einem Augenblicke war sie wieder ins Schloß geworfen, gut verriegelt.

Unser Held stand einen Augenblick athemlos, in Schweiß gebadet, er athmete wieder freier.

(Schluß folgt.)

---

† Duellunwesen in Frankreich.

(Schluß.)

„Ich habe zwar vernommen," begann der Marquis, „daß Du wieder gesund worden bist, wollte es aber nicht glauben, da, obschon ich Dich einen Feigling geheißen, ich Dich doch nicht für feig genug hielt, Dich hinter einen Weiberrock zu verstecken."

Lucien erwiderte nur: „Mir einerlei," und ging weiter.

Der Marquis folgte und zischelte ihm nochmals die Beleidigung ins Ohr.

Die Aufregung, in welche Luciens Frau durch diese Begegnung versetzt worden war, ließ sie die ganze Nacht kein Auge zuthun, und nächsten Tages war sie zu unwohl, ihr Zimmer zu verlassen. Mißmuthig saß ihr Mann an ihrem Bette bis zum Nachmittag, wann, als er sah, daß sie eingeschlafen war, er fortzugehen beschloß, um Rache zu nehmen. Bebend vor Zorn eilte er in das Kaffeehaus, welches Lignano zu seinem Standquartier gemacht, stürzte die Treppe hinauf, und ohne die Begrüßungen mehrerer alten Bekannten, welche ihre Freude ausdrückten, ihn nach so langer Zeit wiederzusehen, zu beachten, ging er geradeswegs auf den Tisch los, an dem sein Feind saß. Der Marquis stand sogleich auf.

„Hier bin ich," sagte Lucien wild und kaum im Stande, sich so weit zu beherrschen, daß er den Marquis nicht an der Kehle packte.

„Bah!" entgegnete der Marquis verächtlich, „verkriecht Euch nur wieder hinter Eueren Weiberrock; Ihr seid ein zu großer Feigling, als daß ich von Euch Notiz nehmen sollte."

Lucien packte ihn mit einer Hand am Rockkragen und mit der anderen am Rockschoß, schleppte ihn an's offene Fenster, hielt ihn über den Sims und sagte gelassen:

„Wenn Ihr nicht sogleich mich um Verzeihung bittet und die Beschimpfung widerruft, so lasse ich Euch fallen."

Der Marquis, obgleich er wußte, daß er sich in der Macht eines völlig unnachgiebigen Gegners befand, hatte dennoch die Kühnheit oder vielleicht auch den Muth, zu erwidern:

„Wenn Ihr nur Comödie spielt und nicht wirklich im Sinn habt, mich fallen zu lassen, so seid Ihr ein Feigling."

In diesem Augenblick rannte ein alter Diener Claveau's in's Kaffeehaus und zu seinem Herrn, dem er etwas in's Ohr flüsterte. Sogleich trug Lucien den Marquis ins Zimmer zurück und ließ ihn los. Kaum stand der Letztere wieder auf den Füßen, als er wie ein Tiger auf Lucien lossprang und ihm einen Schlag ins Gesicht versetzte. Zum Erstaunen aller Anwesenden erwiderte Lucien nichts auf diesen neuen Schimpf; der Marquis sagte nur, indem er sich entfernte: „Morgen, wann und wo Ihr wollt."

Madame Claveau war, als sie beim Erwachen fand, daß ihr Mann das Haus verlassen, von Krämpfen befallen worden, welchen Fieberphantasieen folgten. Claveau wechselte einige Worte mit einem paar Bekannten und verließ dann mit dem alten Diener, der ihn aufgesucht hatte, das Kaffeehaus. Mit der größten Eile begab er sich zu seiner Frau. Diese beruhigte sich bei seinem Anblick und schlief bald ein; als sie um Mitternacht erwachte, saß er noch an ihrem Bette. Sie plauderten wohl eine Stunde lang zärtlich mit einander, worauf sie von neuem einschlummerte. Dann aber verließ Claveau verstohlener Weise das Haus, um sich zu dem Rendezvous zu begeben, das er mit Hilfe zweier Freunde am Nachmittage zuvor im Kaffeehause arrangirt hatte. Er war der Erste am Platze, doch brauchte er nicht lange zu warten, bis seine Secundanten und sein Gegner mit den seinigen erschienen. Während mehrerer Minuten fochten die beiden Männer mit der größten Bravour, sie entwickelten alle möglichen Kunstgriffe, Jeder bestrebt, den Anderen irre zu führen und ihm den Degen unversehens ins Herz zu stoßen. Lucien, seinen Gegner immer mehr in die Enge treibend, sagte:

„Ihr habt mir gestern mit der Faust ins Gesicht geschlagen; bis jetzt hat es mir noch nicht beliebt, den Schlag zurückzugeben, aber ich werde es noch thun, ehe ich Euch, was in Kurzem geschehen wird, den Garaus mache."

Die Beiden kämpften noch immer ohne entscheidendes Resultat, als Lucien rasch wie der Blitz seine Waffe unter den linken Arm nahm und mit der rechten Hand dem Marquis so heftig ins Gesicht schlug, daß dieser zu Boden stürzte. Als er sich aufrichtete, stand Lucien schon wieder in Positur. Diese in den Annalen des Duells ganz unerhörte That der Kühnheit machte die Secundanten staunen. Der Marquis war außer sich und in seinem Paroxismus von Wuth sprang er mit dem Degen auf Lucien zu, welcher kaltblütig und zuversichtlich seinen Ausfall erwartete.

„Herr Marquis," sagte er, „wir sind jetzt quitt."

Der Marquis erneuerte wieder und wieder seine Angriffe, aber immer ohne Erfolg. Plötzlich entwaffnete Lucien den Marquis mit einer raschen Bewegung, senkte dann seinen Degen und stieß ihn seinem Gegner durch den Fuß, ihn damit im eigentlichen Sinne des Wortes an den Boden nagelnd. Nach ein paar Secunden zog er das Schwert wieder heraus, hob das des Marquis auf und reichte es ihm. Die Secundanten kamen herbei, Lignano machte vergebene Versuche, auf beiden Füßen zu stehen.

„Es ist nutzlos," sagten die Secundanten, „es ist unmöglich, daß Sie fortkämpfen können."

Der Marquis jedoch blickte wüthend seinen Gegner an und rief:

„Es ist noch nicht aus mit mir; ich kann Euch noch eine Kugel durch's Hirn jagen!"

Die Pistolen wurden geladen. Der jähzornige Marquis, achtlos auf den Schmerz, den er erdulden mußte, humpelte vorwärts, bis er an die Stelle kam, auf der er zu halten hatte. Er war dann nur zehn Schritte von Claveau, welcher ruhig stehen geblieben war und ebenso unbeweglich des Marquis Schuß aushielt.

„Jetzt ist die Reihe an mir," sagte er und ging fünf Schritte vorwärts. Er war somit nur noch fünf Schritte von dem Marquis entfernt, auf den er kaltblütig zielte.

„Claveau," rief einer der Secundanten, „das darf nicht sein; das ist gerade so gut wie ein Mord."

Lucien sah den Sprechenden an. „Sehen Sie hier," versetzte er und deutete auf ein Loch im Schulterstück seines Hemdes, woraus das Blut tröpfelte, was bewies, daß seines Gegners Kugel ihn doch getroffen hatte. Im nächsten Moment gab er Feuer und der Marquis sank mit dem Gesicht auf die Erde zu Boden. Er war todt, die Kugel war in's Hirn eingedrungen.

Luciens Wunde war unbedeutend; er ließ sie eiligst verbinden und begab sich so schnell als möglich zu seiner Frau. Die Unruhe über seine abermalige Abwesenheit hatte ihren Zustand von neuem verschlimmert. In der Nacht befand sie sich in äußerster Gefahr. Am anderen Morgen, als Claveau in einem anstoßenden Zimmer ein paar Minuten Ruhe suchen wollte, langte ein Polizeicommissär an, um ihn zu arretiren, denn einer von des Marquis Secundanten hatte gegen Luciens Verhalten beim Duell gerichtliche Klage erhoben. Dieser neue Schlag tödtete seine Frau. In verzweifeltem Schmerze warf sich Lucien über ihre Leiche und nur mit Mühe vermochte man ihn loszureißen. Dann nahm er plötzlich eine ruhige Miene an und sagte, er wäre bereit ins Gefängniß zu gehen. Aber im nämlichen Moment griff er nach einem Pistol, das beständig geladen oben auf einem kleinen Schrank lag, setzte sich die Mündung an's Ohr und befreite mit eigener Hand Bordeaux von dem letzten seiner Duellisten.

Mannichfaltiges.

— Ueber die Entstehung des Hagels gab es bisher eine recht genügende Erklärung nicht, und gewöhnlich passirt noch die von Volta gegebene, obschon mancherlei Bedenken gegen sie erhoben worden sind. Nach Volta sollen die Hagelstücke in der Art anwachsen, daß sich um einen anfänglich kleinen Kern fortgesetzt neue Eisschichten ansetzen. Die Erzeuger des Hagels wären zwei entgegengesetzt elektrische, übereinander stehende Wolken, zwischen denen die Hagelkörner durch Anziehung und Abstoßung so lange auf und nieder getrieben würden, bis ihre Schwere die Anziehung überwiegt und das Herabfallen stattfinden kann. Das prasselnde Geräusch, welches heranziehende Hagelwetter vernehmen lassen, gäbe dann die Bestätigung des vorausgesetzten Tanzes. Volta übertrug also den bekannten

bei Darstellungen mit der Elektrisirmaschine häufig gezeigten Tanz der Hollunderkugeln oder Puppen einfach in das Reich der Wolken, wogegen sich mancher Einwand machen läßt, vornehmlich auch der, daß die benöthigte Zweiheit der Wolken gar nicht immer vorhanden ist. Ein neuer Erklärungsversuch von Ramboston greift die Sache am anderen Ende an und trägt den verschiedenen Erscheinungen beim Hagelwetter besser Rechnung. Er sagt: die Hagelkörner entstehen augenblicklich oder fast augenblicklich durch die Wirkung von Blitzen; die Eisbildung fängt am äußeren Umfange an und setzt sich nach dem Mittelpunkte hin fort. Das Herabfallen folgt der Bildung unmittelbar. Fährt nämlich ein Blitz aus einem Gewölk, so übt er auf dieses eine heftige Reaction aus, die eine starke Zusammenziehung bewirkt. Dieser folgt als nothwendige Gegenwirkung sogleich eine plötzliche Wiederausdehnung der Luft und der Wasserdämpfe, wobei Wärme verschluckt, d. h. Kälte erzeugt wird. Die Kälte schlägt bei gewöhnlichen Gewittern die Wasserdämpfe tropfbar nieder; die ersten Tropfen der Gewitterregen pflegen meist von besonderer Größe zu sein und die Verstärkung des Regengusses nach jedem Blitze spricht deutlich genug für den engen Zusammenhang zwischen Entladung und Wasserbildung. Ist die elektrische Spannung sehr stark, wie es namentlich in den heißesten Tagen der Fall ist, so verlaufen alle jene Vorgänge mit entsprechend größerer Heftigkeit und die Temperatur sinkt dabei so tief unter den Gefrierpunkt, daß Wasserbildung und Eisbildung fast in Eins zusammenfallen. Je heftiger der Frost, desto dicker werden die Schichten, aus denen die Hagelkörner zusammengesetzt sind. Bei gelinderer Kälte kann es sich ereignen, daß statt des gewöhnlichen weißen Kerns im Centrum der Eiskörper noch Wasser gefunden wird. Wir würden aber wahrscheinlich bei heftigen Hagelwettern noch größere Hagelstücke aus den Wolken erhalten, wenn sie nicht in Stücke zerspringen müßten, noch ehe sie ganz fertig gebildet sind. Indem nämlich die Kälte die Wassermassen von außen befällt und in ihr Inneres eindringt, fehlt für das eingesperrte Wasser der größere Raum, den es zum Gefrieren nöthig hat und eine Explosion muß folgen. Hiermit erklärt sich sowohl die unregelmäßige Gestalt vieler Hagelstücke als das eigenthümliche Knattern der Hagelwolken. Ein leichter Versuch kann übrigens zur Bestätigung der Theorie dienen, wenigstens so weit es die Bildung des Hagels durch Gefrieren von außen nach innen betrifft. Man bindet in ein Beutelchen von Kautschuck etwas Wasser und senkt es in eine Kältemischung, die etwa 17 Grad C. unter Null hat. Nach wenigen Augenblicken hat sich das Wasser in ein regelrechtes Hagelkorn verwandelt, nur daß es zahlreichere und dünnere Schichten zeigt als ein gewöhnliches, ein Beweis, daß die Kälte, die in den Hagelwolken auftritt, eine noch weit intensivere ist als die des Experiments.

— Ein Journal aus Toronto in Canada berichtet über eine Erfindung, die, wenn sie sich bestätigen sollte, und nicht dem großen Gebiete des Humbug angehörig ist, wohl geeignet sein dürfte, eine bedeutende Ersparniß an Kosten für das gesammte Telegraphenwesen eventuell dessen Vereinfachung herbeizuführen und namentlich dem transatlantischen Kabel bedenkliche Concurrenz zu machen. Mr. Mower, der Erfinder des neuen Verfahrens hat bereits die Probe auf dasselbe gemacht und, wie man versichert, glücklich bestanden. Mr. Mower stellte seine beiden Apparate an den sich gegenüberliegenden Ufern des Ontario-Sees auf und vermittelte ohne jedwede künstliche Leitung über das Wasser hinüber Nachrichten, die je ⅓ Secunden brauchten, um die Entfernung von 170 Kilometern (ohngefähr 22 deutsche Meilen) zu durchlaufen. Die Correspondenz wurde zwei Stunden lang fortgesetzt, ohne irgend einer Schwierigkeit zu begegnen oder eine Unterbrechung zu erleiden. Der Erfinder hat es bis jetzt entschieden abgelehnt, sein Geheimniß irgend Jemanden mitzutheilen; man vermuthet jedoch, daß sich das Verfahren darauf gründet, daß der elektrische Strom in horizontaler Richtung überall hingeleitet werden kann, ohne irgend eine Ableitung zu erfahren. Mr. Mower ist bereits nach Europa abgereist, wo er beabsichtigt, vermittelst seines Systems eine transatlantische Verbindung mit Nordamerika und zwar zwischen den beiden Punkten Oporto (Portugal) und Montauck Point auf Long Island zu errichten. Er berechnet die Herstellungskosten für den erforderlichen Apparat auf ungefähr 50,000 Francs, während ein überseeisches Kabel auf derselben Linie ein Capital von mindestens 30 Millionen nöthig machen würde.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

* Von unserem Landsmann, dem königlichen Musikdirector **Georg Vierling** in Berlin, wurde am 14. November eine neue Symphonie aufgeführt, die von der musikalischen Kritik als eines der bedeutendsten und hervorragendsten Werke der neueren Zeit bezeichnet wird. Die Allgemeine musikalische Zeitung spricht sich über die genannte Tonschöpfung folgendermaßen aus:

„Eine neue Symphonie, kaum vom Arbeitstische des Componisten gekommen und schon von einem der ersten Berliner Orchesterinstitute in einem Abonnementsconcerte aufgeführt und von den Orchestermitgliedern und einem auserwählten Kreise von Kunstgenossen in der Generalprobe mit lauten Beifallszeichen entgegengenommen, das ist ein Ereigniß, auf welches sich die ältesten Berliner nicht entsinnen können. Georg Vierling ist eine sich logisch entwickelnde Natur, die Reife der Jahre erzeugt erst die reifsten und besten Geistesproducte. Sein 127. Psalm für Solo, Chor und Orchester zeigte schon den errungenen Sieg über das materielle Studium, zeigte schon deutlich den sich zur Freiheit emporschwingenden und seinem Ideale zueilenden Künstler, die Symphonie aber trägt den Stempel völliger Besiegung alles Materiellen, sie stellt sich kühn und selbstständig als ureigenes Kunstproduct einer geklärten und edeln Seele hin. In Betreff der Form befindet sich der Componist auf dem von den Classikern bis zu R. Schumann ausgebildeten Standpunkte, nirgends treten uns Extravaganzen entgegen oder ein Suchen nach etwas äußerlich Besonderem; sein Satz ist gut gebaut, klar und durchsichtig, seine Gedanken sind charakteristisch, die Harmonie natürlich und eine interessante Rhythmik wirkt belebend und originell; die Orchestrirung ist ganz meisterhaft gehandhabt. Die Berliner Symphoniecapelle kann sich Glück wünschen, das Werk zuerst aufgeführt zu haben und ihr gebührt auch das Verdienst, daß es in ganz meisterhafter Weise geschah."

Charade.

Viersylbig.

Mein erstes Sylbenpaar, ich will es gleich Euch sagen,
Ist ein Gewächs, bekannt aus grauer Vorzeit Tagen,
Und will die edle Frucht auch Manchem nicht recht munden,
Hat doch ein schönes Fach sein Heil darin gefunden.
Du selbst vermöchtest nicht dies Räthsel hier zu lesen,
Wär' nicht Dein eig'nes Paar behilflich Dir gewesen.
Als Krankheit kennt man mich nur bei gehörnten Thieren,
Die diese als Product im Leibe mit sich führen.
Mein zweites Sylbenpaar, zunächst bestimmt zum Trennen,
Siehst Du an Messern oft und kannst es leicht mir nennen.
Das Ganze ist der Mann, der Freund nicht ist vom Geben
Und nicht genug bekommt in seinem ganzen Leben.

Auflösung der Charade in Nr. 153: Radikal.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

Erster Jahrgang. — № 156.

*† Eine Sirene.

Novelle von A. Otto Walster.

(Schluß.)

VII.

Man hatte, wie der Augenschein zeigte, dem Mädchen keine Zeit gelassen, ihr Reisekleid anzuziehen. Im leichten Hausgewand, wie sie immer zu gehen pflegte, lag die anmuthige Gestalt auf dem Lager hingegossen, schmachtend wie eine geknickte Lilie. Ihr langes blondes Haar floß um das bleiche Gesicht und auf Schultern und Busen hernieder.

„Gott sei ewig gelobt und gedankt, daß Ihr da seid, mein Freund, mein Retter," rief sie und streckte unserem Helden die feine weiße Hand entgegen, auf die er einen feuerigen Kuß drückte, indem er neben ihr niederkniete.

„Es ist zu spät, ich werde Euch nicht mehr retten können," murmelte er.

„So werden wir wenigstens miteinander sterben," entgegnete sie und lächelte dabei so süß, als wäre das Sterben für sie ein sanftes Glück.

„Sterben, Madonna?" frug er erstaunt; „so schlimm wird es wohl nicht sein. Es wäre ja auch jammerschade um so ein schönes junges Leben."

„Ach, wenn Ihr wüßtet, mein Freund, wie oft ich mir schon den Tod in diesem Hause gewünscht."

„He, Holla, macht auf, Maddalena," rief jetzt die Stimme Meister Frizzoni's draußen mit barschem Ausdruck, und seine Mahnung wurde durch ein ziemlich ungestümes Pochen an die Thür unterstützt.

Beim Klang dieser gefürchteten Stimme erhob sich das Mädchen blitzschnell aus ihrer ruhigen Lage, ihre Mienen nahmen einen Ausdruck düsterer Entschlossenheit an, sie faßte die Hand ihres Beschützers, drückte sie fast krampfhaft und rief:

„Tödtet mich, ehe Ihr mich in die Hände meiner Verfolger fallen laßt."

„Signora, beruhigt Euch. . ."

„Schwört mir, daß Ihr mich eher tödten, als in die Hände jenes Mannes zurückfallen lassen wollt."

„Hört Ihr denn nicht, Maddalena? schlaft Ihr, seid Ihr taub?" rief der Meister draußen von neuem und ließ die Thür von seinen Schlägen dröhnen.

„Laßt ab, Meister Frizzoni," rief jetzt der Jüngling seinerseits, „hört endlich auf, die Unschuld zu verfolgen."

„Was habt Ihr hierinnen zu schaffen?" schnaubte der Meister dagegen, „macht auf, elender Verführer."

„Kein Verführer, Meister Frizzoni, sondern ein Beschützer dieses verfolgten und verlassenen Wesens."

„Der Teufel seid Ihr, den Augenblick macht auf oder ich schlage die Thür ein."

„Ihr solltet Euere Leidenschaften zähmen, Meister, Ihr macht Euch zum Märchen der ganzen Stadt. Weicht zurück von dieser Thür, die Ihr vergeblich zu stürmen sucht. Diese Blume ist nicht da, um von Euch gebrochen zu werden."

„Wollt Ihr sie vielleicht brechen, diablo maledetto. Wartet, Euch soll die Lust dazu vergehen. Holla, eine Axt her, wenn's nicht anders ist, oder eine Brechstange."

„Wir sind verloren!" jammerte das Mädchen.

„Noch nicht, nicht so lange ich lebe," rief unser Held, dem die spannende Lage des Augenblicks ungewohnten Muth und stärkere Kraft einflößte.

Im Nu riß er den Divan des Zimmers nach der Thür, stürzte den schweren Schreibtisch darauf und rückte eine Commode, Tische und Stühle zur Stütze heran.

„Noch einmal! wollt Ihr aufmachen da drinnen?" rief es draußen.

„Nein," rief unser Held dagegen, „nein und tausendmal nein."

„Her die Axt denn," schrie Meister Frizzoni außer sich und ließ die Thür unter mächtigen Streichen erzittern."

„Wenn wir nur fliehen könnten," jammerte das Mädchen trostlos. Die Straße liegt zu tief, aber wenn es sein muß, lieber stürze ich mich hinunter."

„Vielleicht kann ich Euch hinablassen," meinte der junge Maler und eilte seinerseits an's Fenster.

Die Dämmerung beherrschte bereits die enge Gasse und ließ die Gegenstände nur undeutlich erkennen. Aber von dem Eingang näherten sich eilige Schritte, und eine wohlbekannte Stimme rief frisch und fröhlich herauf:

„Gelobt sei Jesus Christ!"

„In Ewigkeit, Amen! Seid Ihr es, Pater Bartolomeo?"

„So ist es, junger Freund, aber was macht Ihr so hoch da oben?"

„In Lebensgefahr schwebe ich; Meister Frizzoni will uns ermorden. Zu Hilfe, Pater Bartolomeo, es ist die höchste Zeit."

„Haltet Euch tapfer, wir kommen im Augenblick!" rief es wieder herauf.

In der That war die Noth auf's höchste gestiegen, denn mit einem lauten Krach flog jetzt die Thür in Trümmer, und das glühende und zugleich drohende Gesicht des Meisters wurde zwischen den Lücken der Barricade erkannt. Unser Held war mit einem Satz zum Vertheidigen dieses letzten Bollwerks da, er streckte den Degen drohend aus, da er nur zwei Gegner vor sich erblickte, und rief mit entschiedenem Tone:

„Nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr."

„Nun sagt mir, Tollkopf, seid Ihr denn vom bösen Geist besessen?" rief der Meister, indem er die Axt sinken ließ und sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte. „Was fällt Euch ein, mir Alles hier umzustürzen?"

„Sie hat mich um meinen Schutz gebeten, und ich als Mann durfte ihr diesen Ritterdienst nicht weigern."

„Dacht' ich's doch, daß sie wieder die Hand im Spiele haben würde. Das Mädel hat den Teufel im Leib, und ich will meinem Gott danken, wenn sie mir endlich aus dem Hause kommt."

„Wollt Ihr uns freien Abzug aus Euerem Hause gewähren?"

„Mit dem allergrößten Vergnügen, Gott bewahre mich vor solchen Hausgenossen."

„Enrico, theuerster Enrico," rief mit einem Male das Mädchen mit freudebebender Stimme und kletterte zum nicht geringen Erstaunen ihres Beschützers über die Barricade, um sich einem jungen hübschen Mann, der mit seinem dunkelgebräunten Gesicht und seinem mächtigen schwarzen Bart nur selten hinter seinem Vorkämpfer aufgetaucht war, an den Hals zu werfen.

Der junge Deutsche ließ bei diesem unerwarteten Anblick nun allerdings den Arm mitsammt dem Degen sinken. Er strich sich über die Stirn, als wollte er daraus einen närrischen Traum verscheuchen. Er sah sich um in seiner Umgebung. Der Meister sah ihn seinerseits so ironisch an, daß er die Blicke wegwenden mußte; die Haushälterin betrachtete den Mißbrauch der Möbel mit so grimmigen Augen, daß auch sie alles andere als eine Beschwörung des drohenden Ungewitters versprach; Ruperto stand im Hintergrunde und rieb sich vor Vergnügen über den stattgefundenen Skandal die Hände.

„Haltet Euch, wir kommen," rief in diesem Augenblick die zuversichtliche Stimme des Pater Bartolomeo, der alsbald im Kanzelrednertone, beim Anblick der ganzen kriegerischen Lage, die Würde seines Amtes geltend zu machen für nöthig hielt und dies zunächst mit den Worten that:

„Friede sei mit Euch. Dreizehn Monate Fegfeuer werde ich dem zudictiren, der jetzt noch der physischen Gewalt, d. h. der Gewalt des Teufels den Austrag überlassen will. Meister Frizzoni, laßt ab, die Jugend zu verfolgen, die sich von Euerem Alter abwendet, höret auf, Herzen zu brechen, die Euch nicht zu Willen sind, und scheidet nicht, was Gott zusammengefügt hat, die nothwendig nach dem Naturgesetz zu einander strebende Jugend."

Man sah es dem Meister an, daß er nicht mehr recht wußte, ob er zürnen oder sich der Heiterkeit hingeben sollte, welche der mit ungeheuerem Pathos vorgetragene Galimathias des Mönches hervorzurufen geeignet war.

„Hört auf Euererseits, Pater Bartolomeo," rief er endlich, „und sagt mir im schlichten Italienisch, was Ihr von mir wollt."

„Gleich wie der Herr den Propheten Samuel aufrief, daß er seine Lenden gürte, also rief in mir die Stimme des heiligen Augustin, daß ich mich aufmache, um diese Unglücklichen zu retten."

„Wer ist denn hier unglücklich? laßt hören, Pater Bartolomeo."

„Ich meine zuvörderst den jungen Fremden, den eine Fügung des Himmels meinen Weg kreuzen ließ, bevor er in Euer Haus trat, ohnedem er sonst spurlos verschwunden wäre."

„Nun, beruhigt Euch darüber, Euer Schützling ist noch nicht verschwunden, wie Ihr seht, und wenn es zu Euerer Beruhigung dienen kann, soll er auf der Stelle mit Euch das Haus verlassen."

Der Mönch und der junge Maler sahen sich verdutzt an. Endlich meinte der Erstere:

„Und jenes Fräulein, jene Sirene, wie sie vom Volke genannt wird, ohne daß sie mehr als vielleicht ein Dutzend Augen gesehen haben?"

„Ah, ich glaube, Ihr sprecht von Maddalena, da kann ich Euch keinen Bescheid geben. Aber Ihr spracht von Leuten, die in meinem Hause verschwunden sein sollen. Wißt Ihr vielleicht etwas davon zu erzählen, Pater Bartolomeo, denn Ihr müßt bedenken, daß Ihr damit eine schwere Beschuldigung gegen mich und mein Haus aussprecht."

„Ich spreche nur von dem, was ich gehört, aber es ist mir von vielen Seiten erzählt worden."

„So, und wer soll denn nun eigentlich bei mir verschwunden sein, ohne daß ich's wüßte?"

„Man erzählt sich alles Mögliche vom jungen Savelli, der infolge einer Liebschaft mit der jungen Dame in Euerem Hause flüchtig werden mußte und in der Umgegend von Rom erschlagen aufgefunden wurde."

„Der junge Savelli war ein höchst leichtsinniger Mensch, der nicht blos hier, sondern an vielen Orten Liebschaften anknüpfte, selbst unerlaubte. Ich habe ihn aus meinem Hause entfernt, weil ich die mir anvertraute Verwandte nicht in seine Hände fallen lassen durfte, aber er wurde flüchtig, weil ihn der Marchese Pepoli in strafbarem Umgange mit seiner Gemahlin überraschte. Die halbe Stadt hat davon gesprochen, nur Ihr scheint über den wahrscheinlichen Urheber der Mordthat in Zweifel zu sein."

„Und der junge Leandri, der hier eines geheimnißvollen Todes verblich?"

„Eines geheimnißvollen? Nun, wenn er geheimnißvoll war, war er es sicherlich nur für Euch. Geht hin zu den Doctoren Scrivelli und Bagnoli, die Ihr als Ehrenmänner kennt, und sie werden Euch sagen, daß dieser geheimnißvolle Tod kein anderer als ein durch das letzte Stadium der Lungenschwindsucht sehr natürlich herbeigeführter war."

„Ihr wißt Euch trefflich zu rechtfertigen, Meister Frizzoni, aber es wird Euch sicherlich schwer werden, über das Verbleiben des jungen Enrico Belmonte Auskunft zu geben, der mit einem Male verschwunden ist, ohne daß ein Mensch sagen könnte, wohin? Wollt Ihr auch hierüber Auskunft geben. Wollt Ihr uns sagen, wo er ist?"

„Mit dem größten Vergnügen, he, Enrico, kommt einmal näher und beruhigt die Leute, die sich wegen Eueres Wegbleibens ernstlich beunruhigt haben. Hier ist er, Pater Bartolomeo, und die vermeintliche Sirene ist seine Braut. Ihr habt gesehen, daß ich mit einer an mir selten zu bemerkenden Geduld Euch völlige Auskunft gegeben, damit ich endlich einmal Ruhe bekomme vor dem elenden Geschwätz des Pöbels in diesem Stadtviertel."

„Ich muß gestehen, ich bin sehr beschämt," gestand der würdige Mönch jetzt ehrlich ein und nahm dabei eine sehr zerknirschte Miene an. Aber Ihr könnt Euch darauf verlassen, so viel an mir ist, werde ich keine Minute rasten, um Euere Unbescholtenheit in's glänzendste Licht zu stellen."

„Ich rechne darauf."

„Und somit ohne Groll?"

„Ohne Groll, versteht sich," lachte der Meister. „Euere gute Absicht war jedenfalls lobenswerth und Euere Rede wäre vortrefflich gewesen, wenn sie nicht gerade an den unrechten Mann kam."

„Und dieser junge Fremde?"

„Ja, Signore Guglielmo*), Ihr wolltet mit dem Degen in der Hand aus meinem Hause. Wer in aller Welt hat Euch Alles dieses verrückte Zeug in den Kopf gesetzt?"

„Verzeihung, Meister Frizzoni, aber ich bin fremd und auf die Warnungen anderer Menschen, welche mehr Kenntniß

*) Italienische Aussprache des Wortes Wilhelm.

des Ortes und der Persönlichkeiten besitzen, angewiesen. Wenn Ihr mich fragt, wer mir diese Ideen in den Kopf gesetzt, so muß ich sagen: „Alle Welt! Pater Bartolomeo, Rupperto . . .“

„Verleumdungen, schwarze Verleumdungen,“ murmelte der Zwerg.

„Schweigt, Rupperto, wir kennen Euch zur Genüge,“ rief der Meister, „und dies soll das letzte Mal gewesen sein, daß ich Nachsicht übe.“

„Mehr als Alles aber haben mich die Leiden der Signora erschüttert,“ fuhr der junge Maler in seinem Bekenntnisse fort.

„Versteht sich,“ rief Meister Frizzoni, sich zufrieden die Hände reibend. „Signora Maddalena, meinen besten Dank für die schönen Modelle, die Ihr mir geliefert, und ich nehme in Berücksichtigung darauf Euere Aussteuer auf mich. Aber wolltet Ihr mir 100,000 Franken auf der Stelle zahlen dafür, ich behielte Euch nicht in meinem Hause. Geht nur hin mit ihr, Enrico, Ihr werdet hoffentlich als Ehemann besser mit ihr auskommen. Seht Ihr, junger Mann,“ fuhr er, als jene Beiden sich entfernt hatten, im vertraulichen Tone fort, „ein solches Weib kann ein ganzes Haus über den Haufen stürzen. So fromm wie sie aussah, so liebebedürftig und phantastisch war dieses Mädchen; es ging mit ihr um, wie man zu sagen pflegt, und weil ich ihr nicht so mir nichts dir nichts die Zügel schießen lassen konnte, wurde sie halb und halb mondsüchtig. Vor dem ersten Unglück, in die Hände eines Wüstlings zu fallen, habe ich sie bewahrt; bei dem Zweiten, dem Schwindsüchtigen, war die Sache gefahrlos, der Dritte hat sie gecapert und er verschwand nur, weil ich, nachdem ich das Anknüpfen eines zärtlichen Verhältnisses durch den immer schleichenden Rupperto erfahren, ihm das Haus verbot, bis er bei den Eltern um Maddalena geworben, die Erlaubniß der Seinigen eingeholt und so zur Trauung bereit und fertig zurückkäme. Nun solltet Ihr das vierte Opfer sein, ich ahnte es und warnte Euch, aber ich habe Euch auch überwacht.“

„Gott sei Dank, daß es so gekommen,“ meinte Pater Bartolomeo, „denn Euere Braut, junger Freund, ist hier im Hospital und in der völligen Genesung begriffen. Einen Rückfall hättet ihr hervorrufen können, der tödtlich werden konnte. Dankt es dem heiligen Augustin, daß es so gekommen.“

„Gott im Himmel,“ rief jetzt der junge Mann, „wie kann man so getäuscht werden.“

„Wenn's immer so abläuft,“ lachte der Meister freundlich, „dann ist's zu ertragen. Nachdem übrigens das große Geheimniß aufhört in meinem Hause zu weilen, so brauch' ich auch die frühere Strenge nicht mehr zu behaupten. Ihr mögt also bleiben, mein Freund, wenn es Euch sonst gefällt. Aber hütet Euch vor Frauen und Mädchen, die wie Heilige aussehen, aber zu schön und zu phantasiereich sind, um als Heilige leben zu können. Cave Sirenem!“

„Der heilige Augustin gebe seinen Segen,“ meinte der Mönch salbungsvoll und endete somit würdevoll die spannendste Scene seines Lebens.

Ferdinand v. Soyer.

München, 23. December.

Ein trüber, häßlicher Tag! Bleigrau der Himmel überzogen, der Regen fällt in Strömen hernieder, kaum daß man sich seiner erwehren kann, nichts von der heiteren Klarheit eines Wintermorgens, recht ein Tag der Trauer und Trübsal. Die Gedanken irren umsonst vom Sarge ab, sie müssen immer wieder zu ihm zurückkehren, Trost findet sich keiner außen in der Natur, sie liegt selber so müde und elend, als ob sie sterben wollte. Ein Trauerzug geht gegen den Bahnhof zu; die paarweise schreitenden Männer klagen es sich gegenseitig, daß es gerade immer die besten sein müssen, die der Tod herausreißt aus segensreicher Thätigkeit. Der alte Fluch, der der Mittelmäßigkeit allein ein sorgloses Alter verheißt, mahnt uns von Zeit zu Zeit gewaltsam genug an sein Dasein. Und jeder der Trauernden weiß Anderes aus dem Leben des Geschiedenen zu erzählen, jeder rühmt eine andere edele Seite, einen anderen schönen Zug seines Charakters. Es mag nun gestattet sein, diesen letzten Dienst dem Freunde zu erweisen. Ferdinand v. Soyer war geboren am 27. November 1810 als der Sohn eines bayerischen General-Lottoadministrators, somit hat er vor ganz kurzer Zeit erst sein 58. Lebensjahr zurückgelegt. Das Gymnasium zu Neuburg an der Donau schickte ihn nach Vollendung seiner dortigen Studien an die Universität München, die er von 1828 bis 1832 besuchte. Er gehörte als Student dem noch jetzt bestehenden Corps der Pfälzer an, die denn auch durch eine Deputation in seinem Leichenzuge vertreten waren. Ein tragikomischer Vorfall warf ihn aus seinem bisherigen Leben und vernichtete seine Pläne für die Zukunft. Er wurde von einem Wachtposten, an dem er mit brennender Pfeife vorüberging, darum angehalten und löste den Streit, er war ein großgewachsener kräftiger Mann, in einer drastischen Weise, die noch heutzutage auf allen Universitäten als einer der gelungensten Studentenspäße erzählt wird. Seinem Erfinder aber trug dieser Spaß eine längere Festungsstrafe ein, die ihm erst erlassen wurde, nachdem er ihren größeren Theil verbüßt und sich bereit erklärt hatte, sich als Soldat in das damalige 1. Cürassierregiment einreihen zu lassen. Als Lancier ging er mit dem bayerischen Corps nach Griechenland, kehrte später in sein früheres Regiment zurück und diente dort seine Zeit zu Ende, bis er im Jahre 1840 in die Grenzwache eintrat. Schon 1844 ernannte ihn der Staat zum Obercontroleur in Niederaschau; 1846 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Rottach versetzt. In die nun folgenden bewegten Jahre fällt seine erste politische Thätigkeit. Die Rottacher Compagnie der Gebirgsschützen-Freicorps wählte ihn zu ihrem Hauptmann. Sein Einfluß auf jenes einfache Volk war mächtig und wuchs von Tag zu Tag, so daß er schließlich einer hohen Person, der die Tegernseer Bauern bisher blindlings ergeben waren, beinahe verdächtig erschien und diese daher durch das Ministerium seine Versetzung bewirkte. Wohl oder übeler Weise mußte diese Versetzung zugleich eine Beförderung sein und Soyer ging am 15. September 1848 als Vereinscontroleur nach Wittenberge und von hier 1854 als Zollinspector nach Gransee. Zu Wittenberge war es, wo er seine Frau kennen lernte, die Tochter eines Bürgers jener Stadt, mit der er sich am 10. Januar 1850 zu Grabow in Mecklenburg vermählte. Nun trauert sie mit ihren fünf Kindern um den verstorbenen Gatten. Nach vier Jahren Aufenthalt zu Gransee kehrte er als Oberzollinspector nach Bayern zurück; Neuburg am Rhein war der Sitz seines Amtes, das er 1861 mit dem größeren und bedeutenden Ludwigshafen vertauschte. Hier erwarb er sich das ehrende Vertrauen seiner Mitbürger in solchem Maße, daß diese ihm bei der im Wahlkreise Speyer-Frankenthal nöthig gewordenen Zwischenwahl ihre Stimmen gaben und ihn in die bayerische Abgeordnetenkammer sandten. Hier führte ihn seine politische Ueberzeugung der vereinigten Linken zu, der auch die übrigen Abgeordneten der Pfalz angehören. Daß seine Wähler mit der Art und Weise, wie er ihre Interessen vertrat, einverstanden und zufrieden waren, documentirten sie wiederholt durch seine Sendung in das deutsche Zollparlament. Seine Thätigkeit in Parlament und Kammer, im Socialgesetzgebungsausschuß ist zu jung und darum zu bekannt, als daß sie hier länger erörtert werden sollte. Er war ein Mann, ein ganzer, voller Mann, frei von Servilismus wie Ueberhebung. Er wußte seiner Ueberzeugung Anerkennung zu

Digitized by Google

verschaffen, er trat ein für Alles, was er für recht hielt und gut; und er nahm sich nie, wie das Sprichwort es ausdrückt, ein Blatt vor den Mund, sondern sprach offen und frei von der Leber weg, und wie er sprach so dachte er und so handelte er. Die gegenwärtige Kammer hat viel Unglück mit ihren Mitgliedern. Hr. v. Soyer ist allein von den pfälzischen Abgeordneten der fünfte, der mit Tod abgegangen ist, in seinem eigenen Wahlkreis der dritte. Wer wird ihn zu ersetzen berufen sein? Wer in dieser Zeit der Ferien von seinen Collegen hier anwesend war, hatte sich am Morgen des 23. ds. im Marienbad, der Städte seines Todes, eingefunden; zahlreiche Freunde geleiteten ihn und standen um seinen Sarg, als er nun, immer noch im strömenden Regen, im Bahnhof draußen unter den Gebeten des Priesters in den Waggon gehoben wurde, in dem er jetzt einsam das weite Land durchfährt, seinem letzten Ruheplatz zu. Morgen wird er in Ludwigshafen ankommen, in seiner Heimath, wo seine Frau weilt und seine Kinder. Morgen ist Weihnachtabend. Ein trauriges Christgeschenk der todte Vater. (A. Abdztg.)

Mannichfaltiges.

— Wir halten Manches für neu, was im Grunde sehr alt ist. Viele unserer Fortschritte sind schon früher gemacht worden, aber ins Stocken und dann in Vergessenheit gerathen. So ist es auch mit den Omnibus gegangen. Wir halten sie für ganz modern, aber schon 1662 hat Paris solche Wagen besessen. Der Vater der neuen Idee war kein geringerer Mann als Pascal, der Verfasser der Pensées und der Lettres Provinciales. Der Herzog von Roannes, ein Freund Pascals, war der Patron des Unternehmens und schaffte die Mittel für die Ausführung des Plans. Mit dem philosophischen Herzog verbanden sich zwei der duftenden und tänzelnden Höflinge von Versailles, die Marquis von Crenau und Sourches. Sie verschafften sich vom König ein Privilegium, das vom 7. Februar 1662 datirt. Einen Monat später setzten sich die ersten Omnibus um sieben Uhr Morgens in Bewegung, „um," wie das königliche Privilegium besagte, „gleich den Landkutschen, die zwischen Ort und Ort fahren, Passagiere zwischen verschiedenen Punkten in Paris hin und her zu befördern." Die Anfangs- und Endpunkte waren zunächst die Porte St. Antoine und Schloß Luxemburg. Anfänglich fuhren sieben Kutschen, von denen jede acht Fahrgästen bequeme Plätze bot. Die Kutscher trugen blaue Fracks, in welche die Wappen des Königs und der Stadt Paris eingestickt waren. Der Preis einer Fahrt war fünf Sous und die Fuhrwerke hießen deshalb carrosses de cinq sous. Eine Verordnung untersagte dem Kutscher, auf großes Geld herauszugeben, wodurch mancher Aufenthalt entstand. Wer mitfahren wollte, der sollte seine fünf Sous bereit in der Hand halten. Der Erfolg war ein großer. Madame Perier, Pascals Schwester, schrieb an Arnauld de Pomponne: „Der Plan ist so gelungen, daß die Kutschen vom ersten Morgen an gefüllt gewesen sind. Selbst wir Damen fahren mit ihnen. Nachmittags ist zuweilen ein solches Gedränge, daß man an die Kutschen nicht herankommen kann." Es dauerte nicht lange, so baten die wichtigsten Straßen von Paris, daß man auch ihnen diese Wohlthat zukommen lassen möge. Durch eine königliche Ordonnanz wurde eine zweite Linie eröffnet, welche die Rue St. Honoré und die Kirche St. Roch mit einander verband. Noch andere Linien wurden eröffnet und die Zahl der Omnibus nahm bedeutend zu. Plötzlich änderte sich Alles und kaum war ein Jahr verflossen, so verschwand der letzte der neuen Wagen aus den Straßen von Paris. Der aristokratische Geist der Periode bekam die Oberhand und richtete die Omnibus zu Grunde. Abermals erschien eine königliche Verordnung und befahl, daß die Benutzung der Omnibus blos den Bürgern, den bourgeois de Paris im französischen Sinne des Worts, gestattet werden dürfe. Die Bevölkerungsklassen, für welche diese Wagen die größte Wohlthat waren, schloß die Verordnung ausdrücklich aus. „Soldaten, Handwerker, Pagen, Lakaien und Arbeiter sind von den Kutschern streng zurückzuweisen," sagte die Verordnung. Natürlich fuhren die Omnibus sogleich halb leer und die Benutzung nahm immer mehr ab, bis die Einnahmen nicht so viel mehr abwarfen, als der Hafer für die Pferde kostete. Die Unternehmer mußten ihren Plan aufgeben und die Omnibus gaben den spottlustigen Parisern blos noch Stoff zu Witzen. Auf der Bühne benutzte man sie zu Wortspielen und am Ende des Jahrhunderts waren sie vergessen.

— Die Zartheit der Maschinen, womit in der Taschenuhrenfabrik zu Waltham, Mass., die einzelnen Theilchen des Uhrwerks hergestellt werden, grenzt an's Fabelhafte. Der Besucher der Fabrik sieht auf einem der Tische einen Haufen grünen Staubes, der wie gestoßener Pfeffer aussieht. Gebraucht er das Mikroskop, so findet er, daß jedes Stäubchen eine vollkommene Schraube ist, die vermittelst eines — ebenfalls nur mit dem Mikroskop zu erkennenden — Schraubenschlüssels von der Maschine an der Stelle, wohin sie im Werk gehört, eingeschraubt wird. Von diesen Schräubchen wiegen 300,000 zusammen erst ein Pfund. Aus einem einzigen Pfund Stahl, das vielleicht einen halben Dollar kostet, werden für 1100 Doll. Schrauben gemacht. Europa hat absolut nichts, was diesem Wunder der Mechanik an die Seite gesetzt werden könnte.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

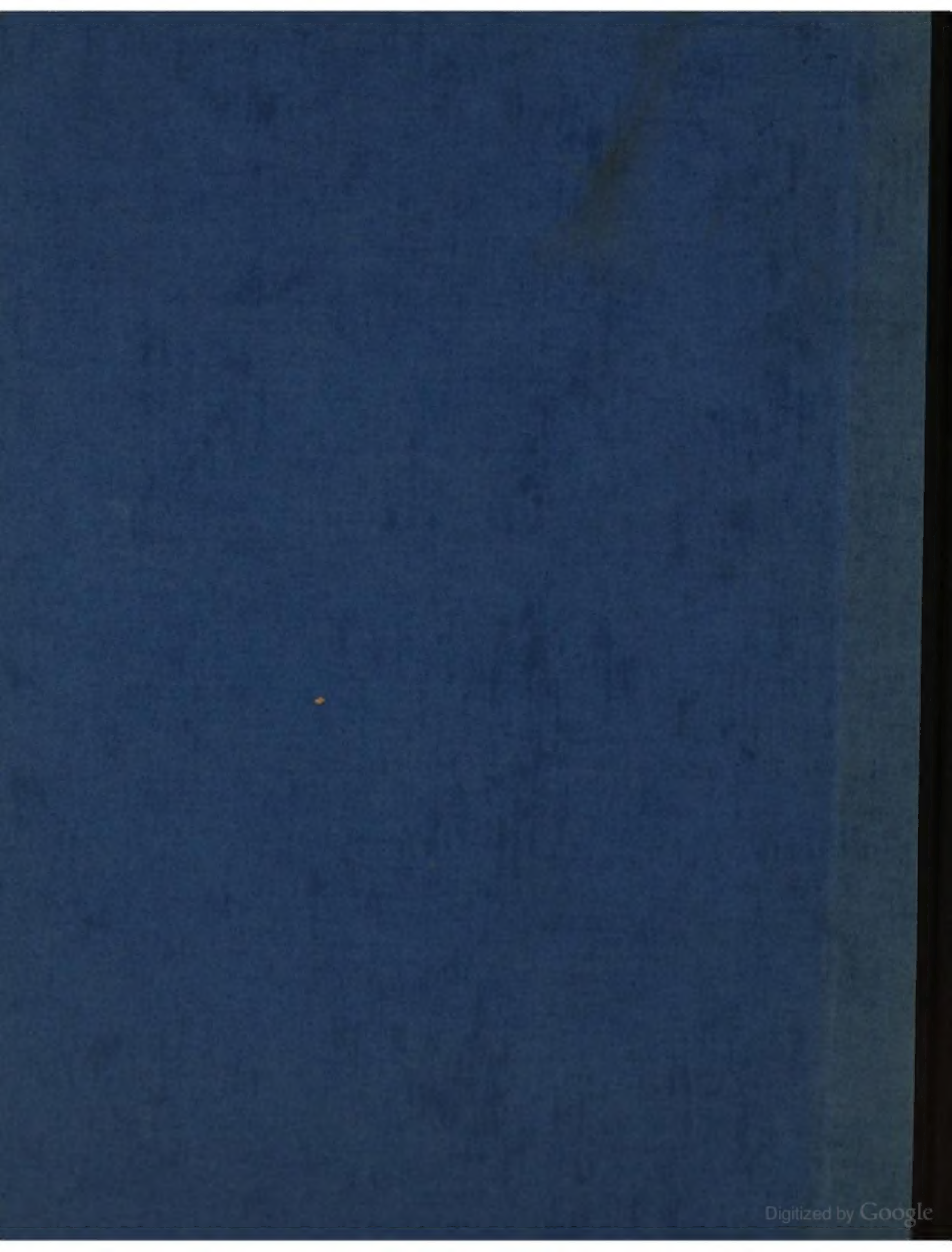
† Der „**Bazar**", die bekannte Berliner Illustrirte Damenzeitung, hat in diesem Winter seinen XV. Jahrgang beschlossen. Derselbe liegt als umfang- und inhaltreicher Band vor uns und zeigt die Vorzüge, welche den „Bazar" zum ersten Modeblatt der Welt erhoben, deutlicher denn je. Die Trefflichkeit der vielen Tausende von Abbildungen aus sämmtlichen Gebieten der weiblichen Toilette und Handarbeit, die Faßlichkeit der Beschreibungen, die Rücksicht auf das wahrhaft Nützliche, sowie die ebensoviel Geschmack als Tüchtigkeit offenbarende Vermeidung alles Excentrischen machen einen um so wohlthuenderen Eindruck, wenn man sich der französischen Modezeitungen erinnert, welche vor dem Erscheinen des „Bazar" auf diesem Gebiete den Ton angaben, jetzt freilich durch das deutsche, in seiner Art einzige Unternehmen völlig überflügelt und geschlagen sind. Auch der belletristische Theil des „Bazar" bietet eine Fülle des Schönen und Nützlichen, zählt die tüchtigsten Kräfte und klangvollsten Namen zu seinen Mitarbeitern. Kurz, der ungeheuere Erfolg des „Bazar" ist ein wohlverdienter, und sein Einfluß auf die Frauenwelt ebenso unbestreitbar, als wünschenswerth.

* Das „Memorial Dipl." veröffentlicht das Verzeichniß der musikalischen Werke, welche Rossini nachgelassen hat. Dieses Verzeichniß, welches seine vertrauteren Freunde oft gesehen haben, war vom Meister selbst sorgsam angelegt und geführt. Der Nachlaß ist in zwei Theilen geordnet; auf jedem derselben steht als selbstspöttische Inschrift: „Alterssünden von Giacomo Rossini." Der erste Theil enthält: „Miscellanées", enthaltend die „Kleine Messe" und zweiundzwanzig Stücke (eines hat den Titel: „Canon antisavant", vom Schwan von Pesaro den Türken gewidmet), „Italienisches Album" mit zwölf Stücken, ein französisches mit gleich viel Nummern, und endlich ein „Album olla podrida" (in diesem befindet sich ein „Titanengesang"); der zweite Theil enthält wieder „Miscellanées" (16 Stücke), ein Album mit acht Stücken, welche nach verschiedenen Delicatessen benannt sind, ein „Album für Jünglinge", ein „Album für reifere Kinder", ein „Album de chaumière" und ein „Album de château", jedes mit zwölf Stücken. Es werden noch allerlei ironische Ueberschriften für die einzelnen Stücke mitgetheilt, und es scheint fast eine etwas zweideutige Gabe zu sein, welche mit diesem musikalischen Nachlaß der Kunstwelt dargeboten werden würde.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google